Philipp Mainländer

Die Philosophie der Erlösung

Erster Band

(1868)

Neuausgabe:
InfoSoftWare - Berlin 2011

[TITELEI]

Die
Philosophie der Erlösung

i-I

Von
Philipp Mainländer.

Wer einmal Kritik gekostet hat, den ekelt für immer alles dogmatische Gewäsche.

Kant.

Die Philosophie hat ihren Werth und ihre Würde darin, daß sie alle nicht zu begründenden Annahmen verschmäht und in ihre Data nur Das aufnimmt, was sich in der anschaulich gegebenen Außenwelt, in den unsern Intellekt constituirenden Formen zur Auffassung derselben und in dem Allen gemeinsamen Bewußtseyn des eigenen Selbst sicher nachweisen läßt.

Schopenhauer.

Berlin
Verlag von Theobald Grieben.
1876 .

Inhalt

i-III

[ERSTER BAND]

ii-VII

ZWEITER BAND.

I. Realismus und Idealismus.

II. Der Socialismus.

---

ii-VIII

Vorwort.

i-V Wer sich in den Entwicklungsgang des menschlichen Geistes, vom Anfang der Civilisation bis in unsere Tage, vertieft, der wird ein merkwürdiges Resultat gewinnen: er wird nämlich finden, daß die Vernunft die unleugbare Gewalt der Natur zuerst immer zersplittert auffaßte und die einzelnen Kraftäußerungen personificirte, also Götter bildete; dann diese Götter zu einem einzigen Gotte zusammenschmolz; dann diesen Gott durch das abstrakteste Denken zu einem Wesen machte, das in keiner Weise mehr vorstellbar war; endlich aber kritisch wurde, ihr feines Gespinnst zerriß und das reale Individuum: die Thatsache der inneren und äußeren Erfahrung, auf den Thron setzte.

Die Stationen dieses Weges sind:

1) Polytheismus,
2) Monotheismus – Pantheismus,
   a. religiöser Pantheismus,
   b. philosophischer do.
3) Atheismus.

Nicht alle Culturvölker haben den ganzen Weg zurückgelegt. Das geistige Leben der meisten ist bei dem ersten oder zweiten Entwicklungspunkt stehen geblieben, und nur in |
i-VI zwei Ländern wurde die Endstation erreicht: in Indien und in Judäa.

Die Religion der Inder war anfänglich Polytheismus, dann Pantheismus. (Des religiösen Pantheismus bemächtigten sich später sehr feine und bedeutende Köpfe und bildeten ihn zum philosophischen Pantheismus [Vedantaphilosophie] aus.) Da trat Budha, der herrliche Königssohn, auf und gründete in seiner großartigen *Karma*-Lehre den Atheismus auf den Glauben an die Allmacht des Individuums.

Ebenso war die Religion der Juden zuerst roher Polytheismus, dann strenger Monotheismus. In ihm verlor, wie im Pantheismus, das Individuum die letzte Spur von Selbständigkeit. Hatte, wie Schopenhauer sehr treffend bemerkt, Jehovah seine ganz ohnmächtige Creatur hinreichend gequält, so warf er sie auf den Mist. Hiergegen reagirte die kritische Vernunft mit elementarer Gewalt in der erhabenen Persönlichkeit Christi. Christus setzte das Individuum wieder in sein unverlierbares Recht ein und gründete auf demselben und auf dem Glauben an die Bewegung der Welt aus dem Leben in den Tod (Untergang der Welt) die atheistische Religion der Erlösung. Daß das reine Christenthum im tiefsten Grunde echter Atheismus (d. h. Verneinung eines mit der Welt coexistirenden persönlichen Gottes, aber Bejahung eines die Welt durchwehenden gewaltigen Athems einer vorweltlichen gestorbenen Gottheit) und nur auf der Oberfläche Monotheismus ist, werde ich im Texte beweisen.

Das exoterische Christenthum wurde Weltreligion, und |
i-VII nach seinem Triumphe hat sich in keinem einzelnen Volke mehr der oben bezeichnete geistige Entwicklungsgang vollzogen.

Dagegen ging neben der christlichen Religion, in der Gemeinschaft der abendländischen Völker, die abendländische Philosophie her und ist jetzt bis in die Nähe der dritten Station gekommen. Sie knüpfte an die aristotelische Philosophie an, welcher die jonische vorangegangen war. In dieser wurden einzelne sichtbare Individualitäten der Welt (Wasser, Luft, Feuer) zu Principien des Ganzen gemacht, in ähnlicher Weise wie in jeder Urreligion einzelne beobachtete Thätigkeiten der Natur zu Göttern gestaltet worden sind. Die in der aristotelischen Philosophie, durch Zusammenfassung aller Formen, gewonnene einfache Einheit wurde dann im Mittelalter (das reine Christenthum war schon längst verloren gegangen) zum philosophisch zurechtgestutzten Gott der christlichen Kirche; denn die Scholastik ist nichts Anderes, als philosophischer Monotheismus.

Dieser verwandelte sich dann durch Scotus Erigena, Vanini, Bruno und Spinoza in den philosophischen Pantheismus, welcher unter dem Einflusse eines besonderen philosophischen Zweigs (des kritischen Idealismus: Locke, Berkeley, Hume, Kant) einerseits zum Pantheismus ohne Prozeß (Schopenhauer), andererseits zum Pantheismus

mit Entwicklung (Schelling, Hegel) weitergebildet, d.h. auf die Spitze getrieben wurde.

In diesem philosophischen Pantheismus (es ist ganz gleich, ob die einfache Einheit in der Welt Wille oder Idee, oder Absolutum oder Materie genannt wird) bewegen sich |
i-VIII gegenwärtig, wie die vornehmen Inder zur Zeit der Vedantaphilosophie, die meisten Gebildeten aller civilisirten Völker, deren Grundlage die abendländische Cultur ist. Aber nun ist auch der Tag der Reaction gekommen.

Das Individuum verlangt, lauter als jemals, Wiederherstellung seines zerrissenen und zertretenen, aber unverlierbaren Rechts.

Das vorliegende Werk ist der erste Versuch, es ihm voll und ganz zu geben.

Die Philosophie der Erlösung ist Fortsetzung der Lehren Kant's und Schopenhauer's und Bestätigung des Budhaismus und des reinen Christenthums. Jene philosophischen Systeme werden von ihr berichtigt und ergänzt, diese Religionen von ihr mit der Wissenschaft versöhnt.

Sie gründet den Atheismus nicht auf irgend einen Glauben, wie diese Religionen, sondern, als Philosophie, auf das Wissen, und ist deshalb der Atheismus von ihr zum ersten Male wissenschaftlich begründet worden.

Er wird auch in das Wissen der Menschheit übergehen; denn dieselbe ist reif für ihn: sie ist mündig geworden.

P. M.

Analytik des Erkenntnißvermögens.

i1

> Je allbekannter die Data sind, desto schwerer ist es, sie auf eine neue und doch richtige Weise zu combiniren, da schon eine überaus große Anzahl von Köpfen sich an ihnen versucht und die möglichen Combinationen derselben erschöpft hat.
>
> **Schopenhauer.**

i3

1.

Die wahre Philosophie muß *rein immanent* sein, d. h. ihr Stoff sowohl, als ihre Grenze muß die Welt sein. Sie muß die Welt aus Principien, welche in derselben von jedem Menschen erkannt werden können, erklären und darf weder außerweltliche Mächte, von denen man absolut Nichts wissen kann, noch Mächte in der Welt, welche jedoch ihrem Wesen nach nicht zu erkennen wären, zu Hülfe rufen.

Die wahre Philosophie muß ferner *idealistisch* sein, d. h. sie darf das erkennende Subjekt nicht überspringen und von den Dingen reden, als ob dieselben, unabhängig von einem Auge, das sie sieht, einer Hand, die sie fühlt, genau ebenso seien, wie das Auge sie sieht, die Hand sie fühlt. Ehe sie wagt einen Schritt zu thun, um das Räthsel der Welt zu lösen, muß sie sorgfältig und genau das Erkenntnißvermögen untersucht haben. Es kann sich ergeben:

1. daß das erkennende Subjekt ganz aus eigenen Mitteln die Welt producirt;
2. daß das Subjekt die Welt genau so wahrnimmt wie sie ist;
3. daß die Welt ein Produkt ist theils des Subjekts, theils eines vom Subjekt unabhängigen Grundes der Erscheinung.

Der Ausgang vom Subjekt ist also der Anfang des einzig sicheren Weges zur Wahrheit. Es ist möglich, wie ich hier noch sagen darf, ja muß, daß den Philosophen ein Sprung über das Subjekt auch darauf führt; aber ein solches Verfahren, das Alles dem Zufall anheimgiebt, wäre eines besonnenen Denkers unwürdig.

2.

Die Quellen, aus denen alle Erfahrung, alle Erkenntniß, all' unser Wissen fließt, sind:

i4 1) die Sinne,
2) das Selbstbewußtsein.

Eine dritte Quelle giebt es nicht.

3.

Wir betrachten zuerst die sinnliche Erkenntniß. – Ein vor mir stehender Baum wirft die ihn treffenden Lichtstrahlen geradlinig zurück. Einige derselben fallen in mein Auge und machen auf der Netzhaut einen Eindruck, den der erregte Sehnerv zum Gehirne weiterleitet.

Ich betaste einen Stein, und die Gefühlsnerven leiten die erhaltenen Empfindungen zum Gehirne weiter.

Ein Vogel singt und bringt dadurch eine Wellenbewegung in der Luft hervor. Einige Wellen treffen mein Ohr, das Trommelfell erzittert, und der Gehörnerv leitet den Eindruck zum Gehirne.

Ich ziehe den Duft einer Blume ein. Er berührt die Schleimhäute der Nase und erregt den Riechnerv, der den Eindruck zum Gehirne bringt.

Eine Frucht erregt meine Geschmacksnerven, und sie pflanzen den Eindruck zum Gehirne fort.

Die *Function* der Sinne ist mithin: Weiterleitung der Eindrücke zum Gehirne.

Da indessen diese Eindrücke von einer ganz bestimmten Natur und das Produkt einer Reaction sind, welche gleichfalls eine Function ist, so empfiehlt sich, den Sinn in Sinnesorgan und Leitungsapparat zu scheiden. Es wäre demnach die *Function* des Sinnesorgans einfach in die Hervorbringung des specifischen Eindrucks und die Function des Leitungsapparats wie

oben in die Weiterleitung des bestimmten Eindrucks zu setzen.

4.

Die vom Gehirne nach außen verlegten Sinneseindrücke heißen *Vorstellungen*; die Gesammtheit dieser ist die *Welt als Vorstellung*. Sie zerfällt in:

1) die anschauliche Vorstellung oder kurz die Anschauung;
2) die nicht-anschauliche Vorstellung.

Erstere beruht auf dem Gesichtssinn und theilweise auf dem |
i5 Tastsinn (Fühlsinn); letztere auf dem Gehör-, Geruchs- und Geschmackssinn, sowie theilweise auf dem Fühlsinn.

5.

Wir haben jetzt zu sehen, wie die *anschauliche* Vorstellung, die Anschauung, für uns entsteht, und beginnen mit dem Eindruck, den der Baum im Auge gemacht hat. Mehr ist bis jetzt noch nicht geschehen. Es hat eine gewisse Veränderung auf der Retina stattgefunden und diese Veränderung hat mein Gehirn afficirt. Geschähe nichts weiter, wäre der Vorgang hier beendet, so würde mein Auge *nie* den Baum sehen; denn wie sollte die schwache Veränderung in meinen Nerven zu einem Baume in mir verarbeitet werden können, und auf welche wunderbare Weise sollte ich ihn sehen?

Aber das Gehirn reagirt auf den Eindruck, und das Erkenntnißvermögen, welches wir *Verstand* nennen, tritt in Thätigkeit. Der Verstand sucht die *Ursache* der Veränderung im Sinnesorgan, und dieser Uebergang von der Wirkung im Sinnesorgan zur Ursache ist seine alleinige *Function*, ist das *Causalitätsgesetz*. Diese Function ist dem Verstande angeboren und liegt in seinem Wesen *vor* aller Erfahrung, wie der Magen die Fähigkeit zum Verdauen haben muß, ehe die erste Nahrung in ihn kommt. Wäre das Causalitätsgesetz nicht die *apriorische* Function des Verstandes, so würden wir nie zu einer Anschauung gelangen. Das Causalitätsgesetz ist, nach den Sinnen, die erste Bedingung der Möglichkeit der Vorstellung und liegt deshalb *a priori* in uns.

Auf der anderen Seite jedoch würde der Verstand nie in Function treten können und wäre ein todtes, unnützes Erkenntnißvermögen, wenn er nicht von Ursachen erregt würde. Sollen die Ursachen, welche zur Anschauung führen, *in* den Sinnen liegen, wie die Wirkungen, so müßten sie von einer unerkennbaren, allmächtigen fremden Hand in uns hervorgebracht werden, was die immanente Philosophie verwerfen muß. Es bleibt also nur die Annahme, daß vom Subjekt vollkommen unabhängige Ursachen in den Sinnesorganen Veränderungen hervorbringen, d. h. daß selbstständige *Dinge an sich* den Verstand in Function setzen.

So gewiß demnach das Causalitätsgesetz in uns, und zwar *vor* aller Erfahrung, liegt, so gewiß ist auf der anderen Seite die vom Subjekt unabhängige Existenz von Dingen an sich, deren *Wirksamkeit* den Verstand allererst in Function setzt.

i6

6.

Der Verstand sucht zur Sinnesempfindung die Ursache, und, indem er die Richtung der eingefallenen Lichtstrahlen verfolgt, gelangt er zu ihr. Er würde jedoch Nichts wahrnehmen, wenn nicht in ihm, *vor* aller Erfahrung, *Formen* lägen, in welche er die Ursache gleichsam gießt. Die eine derselben ist der *Raum*.

Wenn man vom Raume spricht, so hebt man gewöhnlich hervor, daß er drei Dimensionen: Höhe, Breite und Tiefe habe und unendlich sei, d. h. es sei zu denken unmöglich, daß der Raum eine Grenze habe, und die Gewißheit, nie in seiner Durchmessung zu einem Ende zu kommen, sei eben seine Unendlichkeit.

Daß der unendliche Raum unabhängig vom Subjekt existire und seine Einschränkung, die Räumlichkeit, zum Wesen der Dinge an sich gehöre, ist eine von der kritischen Philosophie überwundene, aus der naiven Kindheit der Menschheit stammende Ansicht, welche zu widerlegen eine unnütze Arbeit wäre. Es giebt außerhalb des anschauenden Subjekts weder einen unendlichen Raum, noch endliche Räumlichkeiten.

Aber der Raum ist auch keine reine Anschauung *a priori* des Subjekts, noch hat dieses die

reine Anschauung *a priori* von endlichen Räumlichkeiten, durch deren Aneinanderfügung es zur Anschauung eines Alles umfassenden, einigen Raumes gelangen könnte, wie ich im Anhange beweisen werde.

Der Raum als Verstandesform (vom mathematischen Raume ist jetzt nicht die Rede) ist ein Punkt, d. h. der Raum als Verstandesform ist nur unter dem Bilde eines Punktes zu denken. Dieser Punkt hat die Fähigkeit (oder ist geradezu die Fähigkeit des Subjekts), die Dinge an sich, welche auf die betreffenden Sinnesorgane wirken, nach drei Richtungen hin zu begrenzen. Das Wesen des Raumes ist demnach die Fähigkeit, nach drei Dimensionen in unbestimmte Weite (*in indefinitum*) auseinander zu treten. Wo ein Ding an sich aufhört zu wirken, da setzt ihm der Raum die Grenze, und der Raum hat nicht die Kraft, ihm allererst Ausdehnung zu verleihen. Er verhält sich vollkommen indifferent in Betreff der Ausdehnung. Er ist gleich gefällig, einem Palast wie einem Quarzkörnchen, einem Pferd wie einer Biene die Grenze zu geben. Das Ding an sich bestimmt ihn, sich so weit zu entfalten, als es wirkt.

i7 Wenn demnach auf der einen Seite der (Punkt-) Raum eine Bedingung der Möglichkeit der Erfahrung, eine apriorische Form unseres Erkenntnißvermögens ist, so ist andrerseits gewiß, daß jedes Ding an sich eine vom Subjekt total unabhängige Wirksamkeitssphäre hat. Diese wird nicht vom Raume bestimmt, sondern sie sollicitirt den Raum, sie genau da zu begrenzen, wo sie aufhört.

7.

Die zweite Form, welche der Verstand zur Hülfe nimmt, um die aufgefundene Ursache wahrzunehmen, ist die Materie.

Sie ist gleichfalls unter dem Bilde eines Punktes zu denken (von der Substanz ist hier nicht die Rede). Sie ist die Fähigkeit, jede Eigenschaft der Dinge an sich, jede specielle Wirksamkeit derselben innerhalb der vom Raume gezeichneten Gestalt genau und getreu zu objektiviren; denn das Objekt ist nichts Anderes, als das durch die Formen des Subjekts gegangene Ding an sich. Ohne die Materie kein Objekt, ohne Objekte keine Außenwelt.

Mit Absicht auf die oben ausgeführte Spaltung des Sinnes in Sinnesorgan und Leitungsapparat ist die Materie zu definiren als Punkt, wo sich die weitergeleiteten Sinneseindrücke, welche die Verarbeiteten speciellen Wirksamkeiten anschaulicher Dinge an sich sind, vereinigen. Die Materie ist mithin die gemeinsame Form für alle Sinneseindrücke oder auch die Summe sämmtlicher Sinneseindrücke von Dingen an sich der anschaulichen Welt.

Die Materie ist also eine weitere Bedingung der Möglichkeit der Erfahrung, oder eine apriorische Form unseres Erkenntnißvermögens. Ihr steht, vollkommen unabhängig, die Summe der Wirksamkeiten eines Dinges an sich, oder, mit einem Wort, die Kraft gegenüber. Insofern eine Kraft Gegenstand der Wahrnehmung eines Subjekts wird, ist sie Stoff (objektivirte Kraft); hingegen ist jede Kraft, unabhängig von einem wahrnehmenden Subjekt, frei von Stoff und nur Kraft.

Es ist deshalb wohl zu bemerken, daß, so genau und photographisch getreu auch die subjektive Form Materie die besonderen Wirkungsarten eines Dinges an sich wiedergiebt, die Wiedergebung doch *toto genere* von der Kraft verschieden ist. Die Gestalt eines Objekts ist identisch mit der Wirksamkeitssphäre des ihm zu Grunde liegenden Dinges an sich, aber die von der Materie objektivirten |
i8 Kraftäußerungen des Dinges an sich sind nicht mit diesen, ihrem Wesen nach, identisch. Auch findet keine Aehnlichkeit statt, weshalb man nur mit dem größten Vorbehalt ein Bild zur Verdeutlichung heranziehen und etwa sagen kann: die Materie stelle die Eigenschaften der Dinge dar, wie ein farbiger Spiegel Gegenstände zeige, oder das Objekt verhalte sich zum Ding an sich wie eine Marmorbüste zu einem Thonmodell. Das Wesen der Kraft ist eben vom Wesen der Materie *toto genere* verschieden.

Gewiß deutet die Röthe eines Objekts auf eine besondere Eigenschaft des Dinges an sich, aber die Röthe hat mit dieser Eigenschaft nicht Wesensgleichheit. Es ist ganz unzweifelhaft, daß zwei Objekte, von denen das eine glatt und biegsam, das andere rauh und spröde ist,

Unterschiede erscheinen lassen, welche im Wesen der beiden Dinge an sich begründet sind; aber die Glätte, die Rauhigkeit, die Biegsamkeit und Sprödigkeit von Objekten haben mit den betreffenden Eigenschaften der Dinge an sich keine Wesensgleichheit.

Wir haben deshalb hier zu erklären, daß das Subjekt ein Hauptfaktor bei der Herstellung der Außenwelt ist, obgleich es die Wirksamkeit eines Dinges an sich nicht fälscht, sondern nur genau wiedergiebt, was auf dasselbe wirkt. Es ist hiernach das Objekt vom Dinge an sich, die Erscheinung von dem in ihr Erscheinenden verschieden. Ding an sich und Subjekt machen das Objekt. Aber nicht der Raum ist es, welcher das Objekt vom Dinge an sich unterscheidet, und ebenso wenig ist es die Zeit, wie ich gleich zeigen werde, sondern die Materie allein bringt die Kluft zwischen dem Erscheinenden und seiner Erscheinung hervor, obgleich die Materie sich ganz indifferent verhält und aus eigenen Mitteln weder eine Eigenschaft in das Ding an sich legen, noch seine Wirksamkeit verstärken oder schwächen kann. Sie objektivirt einfach den gegebenen Sinneseindruck und es ist ihr ganz gleich, ob sie die dem schreiendsten Roth oder dem sanftesten Blau, der größten Härte oder der vollen Weichheit zum Grunde liegende Eigenschaft des Dinges an sich zur Vorstellung zu bringen hat; aber sie kann den Eindruck nur ihrer Natur gemäß vorstellen, und hier muß deshalb das Messer eingesetzt werden, um den richtigen, so überaus wichtigen Schnitt durch das Ideale und Reale machen zu können.

i9

8.

Das Werk des Verstandes ist mit der Auffindung der Ursache zur betreffenden Veränderung im Sinnesorgan und mit ihrer Eingießung in seine beiden Formen Raum und Materie (Objektivirung der Ursache) beendigt.

Beide Formen sind gleich wichtig und unterstützen sich gegenseitig. Ich hebe hervor, daß wir ohne den Raum keine hinter einander liegenden Objekte haben würden, daß dagegen der Raum seine Tiefendimension nur an den von der Materie gelieferten abgetönten Farben, an Schatten und Licht in Anwendung bringen kann.

Der Verstand allein hat demnach die Sinneseindrücke zu objektiviren und kein anderes Erkenntnißvermögen unterstützt ihn bei seiner Arbeit. Aber fertige Objekte kann der Verstand nicht liefern.

9.

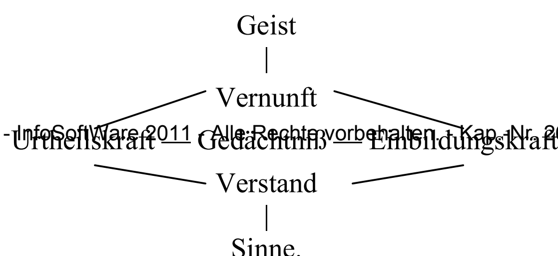
Die vom Verstande objektivirten Sinneseindrücke sind keine ganzen, sondern Theil-Vorstellungen. So lange der Verstand allein thätig ist – was nie der Fall ist, da unsere sämmtlichen Erkenntnißvermögen, das eine mehr, das andere weniger, stets zusammen functioniren, doch ist hier eine Trennung nöthig – werden nur diejenigen Theile des Baumes deutlich gesehen, welche das Centrum der Retina oder solche Stellen treffen, die dem Centrum sehr nahe liegen. Wir ändern deshalb während der Betrachtung des Objekts unaufhörlich die Stellung unserer Augen. Bald bewegen wir die Augen vom Wurzelpunkte zur äußersten Spitze der Krone, bald von rechts nach links, bald umgekehrt, bald lassen wir sie über eine kleine Blüthe unzählige Mal gleiten: nur um jeden Theil mit dem Centrum der Retina in Berührung zu bringen. Auf diese Weise gewinnen wir eine Menge einzelner deutlicher Theilvorstellungen, welche jedoch der Verstand nicht zu einem Objekte an einander fügen kann.

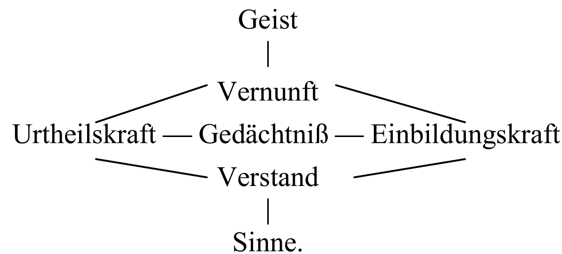
Soll dies geschehen, so müssen sie vom Verstande einem anderen Erkenntnißvermögen, der Vernunft, übergeben werden.

10.

Die Vernunft wird von drei Hülfsvermögen unterstützt: dem Gedächtniß, der Urtheilskraft und der Einbildungskraft. |

i10 Sämmtliche Erkenntnißvermögen sind, zusammengefaßt, der menschliche Geist, so daß sich folgendes Schema ergiebt:





Die *Function* der Vernunft ist *Synthesis* oder Verbindung als *Thätigkeit*. Ich werde fortan immer, wenn von der Function der Vernunft die Rede ist, das Wort Synthesis gebrauchen, dagegen Verbindung für das Produkt, das Verbundene, setzen.

Die *Form* der Vernunft ist die *Gegenwart*.

Die *Function* des Gedächtnisses ist: Aufbewahrung der Sinneseindrücke.

Die *Function* der Urtheilskraft ist: Zusammenstellung des Zusammengehörigen.

Die *Function* der Einbildungskraft ist: Festhaltung des von der Vernunft verbundenen Anschaulichen als *Bild*.

Die *Function* des Geistes überhaupt aber ist: die Thätigkeit aller Vermögen mit Bewußtsein zu begleiten und ihre Erkenntnisse im Punkte des Selbstbewußtseins zu verknüpfen.

11.

In Gemeinschaft mit der Urtheilskraft und Einbildungskraft steht die Vernunft in den engsten Beziehungen zum Verstaube, behufs Herstellung der *Anschauung*, mit welcher wir uns noch ausschließlich beschäftigen.

Zunächst gibt die Urteilskraft der Vernunft die zusammengehörigen Theilvorstellungen. Diese verbindet dieselben (also etwa solche, welche zu einem Blatte, einem Zweig, zum Stamme gehören) nach und nach, indem sie immer die Einbildungskraft das Verbundene festhalten läßt, an dieses Bild ein neues Stück fügt und das Ganze wieder von der Einbildungskraft festhalten läßt u.s.w. Dann verbindet sie das ungleichartig Zusammengehörige, also den Stamm, die Aeste, Zweige, Blätter und Blüthen in ähnlicher Weise, und zwar wiederholt sie ihre Verbindungen im Einzelnen und Ganzen je nachdem es erforderlich ist.

i11 Die Vernunft übt ihre Function auf dem gleichsam fortrollenden Punkte der Gegenwart aus, und ist die Zeit dazu unnöthig; doch kann die Synthesis auch in dieser stattfinden: Näheres später. Die Einbildungskraft trägt das jeweilig Verbundene immer von Gegenwart zu Gegenwart, und die Vernunft fügt Stück an Stück, stets in der Gegenwart verbleibend, d.h. auf dem Punkte der Gegenwart fortrollend.

Die gewöhnliche Ansicht ist, daß der Verstand das synthetische Vermögen sei; ja es giebt Viele, welche in gutem Glauben behaupten: Synthesis finde überhaupt nicht statt, jeder Gegenstand werde sofort als Ganzes aufgefaßt. Beide Ansichten sind unrichtig. Der Verstand kann nicht verbinden, weil er nur eine einzige Function hat: Uebergang von der Wirkung im *Sinnesorgan* zur Ursache. Die Synthesis selbst aber kann nie ausfallen, selbst dann nicht, wenn man nur den Kopf einer Stecknadel betrachtet, wie eine scharfe Selbstbeobachtung Jedem zeigen wird; denn die Augen werden sich, wenn auch fast unmerklich, bewegen. Die Täuschung entspringt hauptsächlich daraus, daß wir uns zwar fertiger Verbindungen bewußt sind, aber die Synthesis fast immer unbewußt ausüben: erstens wegen der großen Schnelligkeit, mit der sowohl das vollkommenste Sinnesorgan, das Auge, Eindrücke empfängt und der Verstand dieselben objectivirt, als auch die Vernunft selbst verbindet; zweitens weil wir uns so wenig erinnern, daß wir, als Kinder, die Synthesis allmählich und mit großer Mühe anzuwenden erlernen mußten, wie daß uns die Tiefendimension des Raumes anfänglich ganz unbekannt war. Wie wir jetzt, beim Aufschlagen der Augenlider, sofort jeden Gegenstand in der richtigen Entfernung und ihn selbst, seiner Ausdehnung nach, fehlerlos auffassen, während es eine unbestrittene Thatsache ist, daß dem Neugeborenen der Mond sowohl, als die Bilder

der Stube und das Gesicht der Mutter, als Farbenklexe einer einzigen Fläche, dicht vor den Augen schweben, so fassen wir jetzt sofort in einem rapiden Ueberblick die Objekte, selbst die größten, als ganze auf, während wir als Säuglinge gewiß nur Theile von Objekten sahen und in Folge der geringen Uebung unserer Urtheils- und Einbildungskraft weder das Zusammengehörige beurtheilen, noch die entschwundenen Theilvorstellungen festhalten konnten.

Die Täuschung entsteht ferner daraus, daß die meisten Gegenstände, aus passender Entfernung betrachtet, ihr ganzes Bild auf |
i12 die Retina zeichnen und die Synthesis dadurch so erleichtert wird, daß sie der Wahrnehmung entschlüpft. Einem aufmerksamen Selbstbeobachter drängt sie sich aber schon unwiderstehlich auf, wenn er sich einem Objekt in einer Weise gegenüberstellt, daß er es nicht ganz übersieht, also so, daß wahrgenommene Theile im Fortgange der Synthesis verschwinden. Noch deutlicher tritt sie hervor, wenn wir an einem Gebirgszuge dicht vorbeifahren und seine ganze Gestalt erfassen wollen. Am deutlichsten aber wird sie erkannt, wenn wir den Gesichtssinn überspringen und den Tastsinn allein functioniren lassen, wie ich an einem Beispiel im Anhange ausführlich zeigen werde.

Die Synthesis ist eine apriorische Function des Erkenntnißvermögens und als solche eine Bedingung *a priori* der Möglichkeit der Anschauung. Ihr steht, vollkommen unabhängig von ihr, die Einheit des Dinges an sich gegenüber, welche sie zwingt, in einer ganz bestimmten Weise zu verbinden.

12.

Wir haben das Gebiet der Anschauung noch nicht ganz durchmessen, müssen es jedoch jetzt für kurze Zeit verlassen.

In der angegebenen Weise entsteht uns die sichtbare Welt. Es ist aber wohl zu bemerken, daß durch die Synthesis von Theilvorstellungen zu Objekten das Denken durchaus nicht in die Anschauung gebracht wird. Die Verbindung eines gegebenen Mannigfaltigen der Anschauung ist allerdings ein Werk der Vernunft, aber kein Werk in Begriffen oder durch Begriffe, weder durch reine apriorische (Kategorien), noch durch gewöhnliche Begriffe.

Die Vernunft beschränkt indessen ihre Thätigkeit nicht auf die Synthesis von Theilvorstellungen des Verstandes zu Objekten. Sie übt ihre Funktion, die immer eine und dieselbe ist, noch auf anderen Gebieten aus, wovon wir zunächst das abstrakte, das Gebiet der Reflexion der Welt in Begriffen, betrachten wollen.

Die zu ganzen Objekten oder zu ganzen Theilen von Objekten verbundenen Theilvorstellungen des Verstandes werden von der Urtheilskraft verglichen. Das Gleiche oder Gleichartige wird von ihr, mit Hülfe der Einbildungskraft, zusammengestellt und der Vernunft übergeben, welche es zu einer Collectiv-Einheit, dem Begriff, verbindet. Je ähnlicher das Zusammengefaßte ist, desto näher dem |
i13 Anschaulichen steht der Begriff und desto leichter wird der Uebergang zu einem anschaulichen Repräsentanten desselben. Wird dagegen die Zahl der Merkmale an den zusammengefaßten Objekten immer kleiner und der Begriff dadurch immer weiter, so steht er der Anschauung um so ferner. Indessen ist auch der weiteste Begriff von seinem Mutterboden nicht ganz losgelöst, wenn es auch nur ein dünner und sehr langer Faden ist, der ihn festhält.

In gleicher Weise wie die Vernunft sichtbare Objekte in Begriffen reflectirt, bildet sie auch, mit Hülfe des Gedächtnisses, Begriffe aus allen unsern anderen Wahrnehmungen, von denen ich im Folgenden sprechen werde.

Es ist klar, daß die Begriffe, welche aus anschaulichen Vorstellungen gezogen sind, leichter und schneller realisirt werden als jene, welche ihren Ursprung in nicht-anschaulichen haben; denn wie das Auge das vollkommenste Sinnesorgan ist, so ist auch die Einbildungskraft das mächtigste Hülfsvermögen der Vernunft.

Indem das Kind die Sprache erlernt, d. h. fertige Begriffe in sich aufnimmt, hat es dieselbe Operation zu vollziehen, welche überhaupt nöthig war, um Begriffe zu bilden. Sie wird ihm nur durch den fertigen Begriff erleichtert. Sieht es einen Gegenstand, so vergleicht es ihn mit den ihm bekannten und stellt das Gleichartige zusammen. Es bildet somit keinen Begriff,

sondern subsumirt nur unter einen Begriff. Ist ihm ein Gegenstand unbekannt, so ist es rathlos und man muß ihm den richtigen Begriff geben. –

Die Vernunft verbindet dann noch die Begriffe selbst zu Urtheilen, d.h. sie verbindet Begriffe, welche die Urtheilskraft zusammenstellte. Ferner verbindet sie Urtheile zu Prämissen, aus denen ein neues Urtheil gezogen wird. Ihr Verfahren wird hierbei von den bekannten vier Denkgesetzen geleitet, auf denen die Logik aufgebaut ist.

Auf abstraktem Gebiete denkt die Vernunft, und zwar gleichfalls auf dem Punkte der Gegenwart und nicht in der Zeit. Zu dieser müssen wir uns aber jetzt wenden. Indem wir es thun, betreten wir ein außerordentlich wichtiges Gebiet, nämlich das der Verbindungen der Vernunft auf Grund apriorischer Formen und Functionen des Erkenntnißvermögens. Sämmtliche Verbindungen, welche wir kennen lernen werden, sind an der Hand der Erfahrung, also *a posteriori* entstanden.

i14

13.

Die Zeit ist eine Verbindung der Vernunft und nicht, wie man gewöhnlich annimmt, eine apriorische Form des Erkenntnißvermögens. Die Vernunft des Kindes bewerkstelligt diese Verbindung auf dem Gebiete der Vorstellung sowohl, als auf dem Wege in das Innere. Wir wollen jetzt die Zeit im Lichte des Bewußtseins entstehen lassen und wählen hierzu den letzteren Weg, da er für die philosophische Untersuchung der passendste ist, obgleich noch nicht die innere Quelle der Erfahrung abgehandelt haben.

Lösen wir uns von der Außenwelt ab und versenken wir uns in unser Inneres, so finden wir uns in einer continuirlichen Hebung und Senkung, kurz in einer unaufhörlichen Bewegung begriffen. Die Stelle, wo diese Bewegung unser Bewußtsein berührt, will ich den Punkt der Bewegung nennen. Auf ihm schwimmt (oder sitzt wie angeschraubt) die Form der Vernunft, d.h. der Punkt der Gegenwart. Wo der Punkt der Bewegung ist, da ist auch der Punkt der Gegenwart und dieser steht immer genau über jenem. Er kann ihm nicht voraneilen und er kann nicht zurückbleiben: Beide sind untrennbar verbunden.

Prüfen wir nun mit Aufmerksamkeit den Vorgang, so finden wir, daß wir zwar immer in der Gegenwart sind, aber stets auf Kosten oder durch den Tod der Gegenwart; mit anderen Worten: wir bewegen uns von Gegenwart zu Gegenwart.

Indem sich nun die Vernunft dieses Uebergangs bewußt wird, läßt sie durch die Einbildungskraft die entschwindende Gegenwart festhalten und verbindet sie mit der entstehenden. Sie schiebt gleichsam unter die fortrollenden, fließenden, innigst verbundenen Punkte der Bewegung und der Gegenwart eine feste Fläche, an welcher sie den durchlaufenen Weg abliest, und gewinnt eine Reihe erfüllter Momente, d.h. eine Reihe erfüllter Uebergänge von Gegenwart zu Gegenwart.

Auf diese Weise erlangt sie das Wesen und den Begriff der Vergangenheit. Eilt sie dann, in der Gegenwart verbleibend – denn diese kann sie nicht vom Punkte der Bewegung ablösen und vorschieben – der Bewegung voraus und verbindet die kommende Gegenwart mit der ihr folgenden, so gewinnt sie eine Reihe von Momenten, die erfüllt sein werden, d.h. sie gewinnt das Wesen und den Begriff der Zukunft. Verbindet sie jetzt die Vergangenheit |
i15 mit der Zukunft zu einer idealen festen Linie von unbestimmter Länge, auf welcher der Punkt der Gegenwart weiterrollt, so hat sie die Zeit.

Wie die Gegenwart Nichts ist ohne den Punkt der Bewegung, auf dem sie schwimmt, so ist auch die Zeit Nichts ohne die Unterlage der realen Bewegung. Die reale Bewegung ist vollkommen unabhängig von der Zeit, oder mit andern Worten: die reale Succession würde auch stattfinden ohne die ideale Succession. Wären keine erkennenden Wesen in der Welt, so würden die vorhandenen erkenntnißlosen Dinge an sich doch in rastloser Bewegung sein. Tritt die Erkenntniß auf, so ist die Zeit nur Bedingung der Möglichkeit die Bewegung zu erkennen, oder auch: die Zeit ist der subjektive Maßstab der Bewegung.

Ueber dem Punkte der Bewegung des Einzelnen steht, bei erkennenden Wesen, der Punkt der Gegenwart. Der Punkt der Einzel-Bewegung steht neben den Punkten aller anderen Einzelbewegungen, d.h. sämmtliche Einzelbewegungen bilden eine allgemeine Bewegung von gleichmäßiger Succession. Die Gegenwart des Subjekts indicirt immer genau den Punkt der

Bewegung aller Dinge an sich.

14.

Wir begeben uns, die wichtige *a posteriori*-Verbindung Zeit in der Hand, zur Anschauung zurück.

Ich habe oben gesagt, daß die Synthesis von Theilvorstellungen unabhängig von der Zeit ist, da die Vernunft auf dem sich bewegenden Punkte der Gegenwart ihre Verbindungen bewerkstelligt und die Einbildungskraft das Verbundene festhält. Die Synthesis kann aber auch in der Zeit stattfinden, wenn das Subjekt seine Aufmerksamkeit darauf richtet.

Nicht anders verhält es sich mit Veränderungen, welche auf dem Punkte der Gegenwart wahrgenommen werden können.

Es giebt zwei Arten von Veränderung. Die eine ist Ortsveränderung und die andere innere Veränderung (Trieb, Entwicklung). Beide vereinigt der höhere Begriff: Bewegung.

Ist nun die Ortsveränderung eine solche, daß sie als Verschiebung des sich bewegenden Objekts gegen ruhende Objekte wahrgenommen werden kann, so hängt ihre Wahrnehmung nicht von der Zeit |
i16 ab, sondern wird auf dem Punkte der Gegenwart erkannt, wie die Bewegung eines Zweiges, der Flug eines Vogels.

Für die reflectirende Vernunft erfüllen allerdings alle Veränderungen ohne Ausnahme, wie die Anschauung selbst, eine gewisse Zeit; aber wie die Anschauung ist auch die Wahrnehmung solcher Ortsveränderungen nicht vom Bewußtsein der Zeit abhängig; denn das Subjekt erkennt sie unmittelbar auf dem Punkte der Gegenwart, was wohl zu bemerken ist. Die Zeit ist eine ideale Verbindung; sie verfließt nicht, sondern ist eine gedachte feste Linie. Jeder vergangene Augenblick ist gleichsam erstarrt und kann nicht um eine Haarbreite verschoben werden. Ebenso hat jeder zukünftige Augenblick seine bestimmte feste Stelle auf der idealen Linie. Was sich aber continuirlich bewegt, das ist der Punkt der Gegenwart: er verfließt, nicht die Zeit.

Auch wäre es ganz verkehrt zu sagen: eben dieses Verfließen der Gegenwart sei die Zeit; denn verfolgt man nur den Punkt der Gegenwart, so kommt man nie zur Vorstellung der Zeit: da bleibt man immer in der Gegenwart. Man muß zurück- und vorwärtssehen und dabei gleichsam feste Uferpunkte haben, um die ideale Verbindung Zeit zu gewinnen.

Hingegen werden Ortsveränderungen, welche nicht unmittelbar auf dem Punkte der Gegenwart wahrgenommen werden können, und alle Entwickelungen nur vermittelst der Zeit erkannt. Die Bewegung der Zeiger einer Uhr entzieht sich unserer Wahrnehmung. Soll ich nun erkennen, daß der selbe Zeiger zuerst auf 6, dann auf 7 stand, so muß ich mir der Succession bewußt werden, d. h. um zwei contradictorisch entgegengesetzte Prädicate dem selben Objecte beilegen zu können, bedarf ich der Zeit.

Ebenso verhält es sich mit Ortsveränderungen, welche ich, in der Gegenwart verbleibend, hätte wahrnehmen können, aber nicht wahrgenommen habe (Verschiebung eines Objekts hinter meinem Rücken) und mit Entwickelungen. Unser Baum blüht eben. Versetzen wir uns nun in den Herbst und geben dem Baum Früchte, so bedürfen wir der Zeit, um den blühenden und den früchtetragenden Baum als das selbe Object zu erkennen. Ein und derselbe Gegenstand kann hart und weich, roth und grün sein, aber er kann immer nur eines von beiden Prädicaten in einer Gegenwart haben.

i17

15.

Wir haben jetzt das ganze Gebiet der Anschauung durchmessen.

Ist es, d. h. die Gesammtheit räumlich-materieller Objekte, die ganze Welt unserer Erfahrung? Nein! Sie ist nur ein Ausschnitt aus der Welt als Vorstellung. Wir haben Sinneseindrücke, deren Ursache der Verstand, seine Funktion ausübend, sucht, welche er aber nicht räumlich und materiell gestalten kann. Und dennoch haben wir auch die Vorstellung von nicht-anschaulichen Objekten und dadurch allererst die Vorstellung einer Collectiv-Einheit, des Weltalls. Wie gelangen wir dazu?

Jede Wirkungsart eines Dinges an sich wird, insofern sie die Sinne für die Anschauung (Gesichts- und Tastsinn) afficirt, von der Verstandesform Materie objektivirt, d. h. sie wird für uns materiell. Eine Ausnahme findet in keiner Weise statt, und ist deshalb die Materie das ideale Substrat aller sichtbaren Objekte, welches an und für sich qualitätslos ist, an dem aber alle Qualitäten erscheinen müssen, ähnlich wie der Raum ausdehnungslos ist, aber alle Kraftsphären umzeichnet.

In Folge dieser Qualitätslosigkeit des idealen Substrats aller sichtbaren Objekte wird der Vernunft ein gleichartiges Mannigfaltiges dargereicht, welches sie zur Einheit der Substanz verknüpft.

Die Substanz ist mithin, wie die Zeit, eine Verbindung *a posteriori* der Vernunft auf Grund einer apriorischen Form. Mit Hülfe dieser idealen Verbindung nun denkt die Vernunft zu allen denjenigen Sinneseindrücken, welche sich in die Formen des Verstandes nicht eingießen lassen, die Materie hinzu und gelangt auf diese Weise auch zur Vorstellung unkörperlicher Objekte. Diese und die körperlichen Objekte machen ein zusammenhängendes Ganzes von substanziellen Objekten aus. Jetzt erst werden uns die Luft, farblose Gase, Düfte und Töne (vibrirende Luft) zu Objekten, ob wir sie gleich nicht räumlich und materiell gestalten können, und der Satz hat nunmehr unbedingte Gültigkeit: daß Alles, was einen Eindruck auf unsere Sinne macht, nothwendig substanziell ist.

Der Einheit der idealen Verbindung Substanz steht auf realem Gebiete das Weltall, die Collectiv-Einheit von Kräften gegenüber, welche von jener total unabhängig ist.

i18

16.

Es verbleiben die Geschmacksempfindungen. Sie führen nicht zu neuen Objekten, sondern zu solchen, welche bereits durch Eindrücke auf andere Sinne entstanden sind. Der Verstand sucht nur die Ursache und überläßt dann der Vernunft das Weitere. Diese übt einfach ihre Funktion aus und verbindet die Wirkung mit dem bereits vorhandenen Objekt, also z. B. den Geschmack einer Birne mit dem materiellen Bissen davon in unserem Munde.

Ueberhaupt kann nur die Vernunft die verschiedenen von einem Objekt ausgehenden Wirkungen als einer einzigen Kraftsphäre entfließend erkennen; denn der Verstand ist kein synthetisches Vermögen. –

Fassen wir jetzt Alles zusammen, so erkennen wir, daß die Vorstellung weder sensual, noch intellectual, noch rational, sondern spiritual ist. Sie ist das Werk des Geistes, d. h. sämmtlicher Erkenntnißvermögen.

17.

Wie ich oben gezeigt habe, führen alle Sinneseindrücke zu Objekten, welche in ihrer Gesammtheit die objective Welt ausmachen.

Die Vernunft spiegelt diese ganze objektive Welt in Begriffen und gewinnt dadurch, neben der Welt der unmittelbaren Wahrnehmung, eine Welt der Abstraktion.

Schließlich gelangt sie noch zu einer dritten Welt, zur Welt der Reproduction, welche zwischen den beiden ersten liegt.

Die Vernunft reproducirt, getrennt von der Außenwelt, alles Wahrgenommene mit Hülfe des Gedächtnisses, und zwar bewerkstelligt sie entweder ganz neue Verbindungen, oder stellt sich Entschwundenes genau, aber verblaßt und schwach wieder vor. Der Vorgang ist ganz derselbe, wie bei unmittelbaren Eindrücken auf die Sinne. Die Vernunft erinnert sich durchaus nicht ganzer Bilder, Gerüche, Geschmacksempfindungen, Worte, Töne, sondern nur der Sinneseindrücke. Sie ruft, mit Hülfe des Gedächtnisses, in den Sinnesnerven (und zwar nicht an deren Spitzen, sondern da, wo sie in denjenigen Theil des Gehirnes münden, welchen wir uns als Verstand denken müssen) einen Eindruck hervor und der Verstand objektivirt ihn. Nehmen wir unseren Baum an, so gestaltet der Verstand die Eindrücke, die das Gedächtniß bewahrt hat, zu Theilvorstellungen, die |
i19 Urtheilskraft stellt diese zusammen, die Vernunft verbindet das Zusammengestellte, die Einbildungskraft hält das Verbundene fest und ein blasses Abbild des Baumes steht vor uns. Die außerordentliche Schnelligkeit des Vorgangs darf uns nicht, wie gesagt, zu der falschen

Annahme verleiten, daß ein unmittelbares Erinnern der Objekte stattfinde. Der Vorgang ist gerade so complicirt, wie die Entstehung von Objekten auf Grund realer Einwirkungen auf die Sinne.

Die Träume entstehen auf ähnliche Weise. Sie sind vollkommene Reproductionen. Ihre Objectivität verdanken sie im Allgemeinen der Ruhe des schlafenden Individuums und im Besondern der vollen Unthätigkeit der Enden der Sinnesnerven.

18.

Wir haben jetzt den Rest der wichtigen Verbindungen zu betrachten, welche die Vernunft, auf Grund apriorischer Functionen und Formen des Erkenntnißvermögens, bewerkstelligt.

Die Funktion des Verstandes ist der Uebergang von der Wirkung im Sinnesorgan zur Ursache. Er übt sie unbewußt aus, denn der Verstand denkt nicht. Er kann auch seine Funktion nicht umgekehrt ausüben und von der Ursache zur Wirkung gehen, denn nur eine Wirkung setzt ihn in Thätigkeit, und so lange ein Gegenstand auf ihn wirkt, d. h. so lange der Verstand überhaupt in Thätigkeit ist, kann er sich mit Nichts weiter beschäftigen, als mit der aufgefundenen Ursache. Gesetzt, er könne denken und wolle von der Ursache zur Wirkung gehen, so würde in diesem Moment das Objekt verschwinden und es könnte nur dadurch wieder gewonnen werden, daß der Verstand neuerdings zur Wirkung die Ursache suchte.

Der Verstand kann also seine Funktion in keiner Weise erweitern. Aber die Vernunft kann es.

Zunächst erkennt sie die Funktion selbst, d. h. sie erkennt, daß die Funktion des Verstandes darin besteht, die Ursache einer Veränderung in den Sinnesorganen zu suchen. Dann legt die Vernunft den Weg von der Ursache zur Wirkung zurück. Sie erkennt also zwei causale Verhältnisse:

1) das Causalitätsgesetz, d. h. das Gesetz, daß jede Veränderung in den Sinnesorganen des Subjekts eine Ursache haben muß;
2) daß Dinge an sich auf das Subjekt wirken.

i20 Hierdurch sind die causalen Verhältnisse von unbestrittener Gültigkeit erschöpft, denn das erkennende Subjekt kann nicht wissen, ob andere Wesen in gleicher Weise erkennen, oder ob sie anderen Gesetzen unterworfen sind. So lobenswerth indessen das behutsame Vorgehen der kritischen Vernunft ist, so tadelnswerth würde sie sein, wenn sie das weitere Eindringen in die causalen Verhältnisse hier aufgäbe. Sie läßt sich auch nicht beirren und stempelt zunächst den Leib des erkennenden Subjekts zu einem Objekt unter Objekten. Auf Grund dieser Erkenntniß gelangt sie zu einem wichtigen dritten causalen Verhältniß. Sie erweitert nämlich das Causalitätsgesetz (Verhältniß zwischen Ding an sich und Subjekt) zur allgemeinen Causalität, welche ich in folgende Formel bringe:

Es wirkt Ding an sich auf Ding an sich und jede Veränderung in einem Objekt muß eine Ursache haben, welche der Wirkung in der Zeit vorangeht. (Ich halte absichtlich Ding an sich und Objekt auch hier auseinander, da wir zwar erkennen, daß Ding an sich auf Ding an sich wirkt, aber Dinge an sich vom Subjekt nur als Objekte wahrgenommen werden können.)

Vermittelst der allgemeinen Causalität verknüpft also die Vernunft Objekt mit Objekt, d. h. die allgemeine Causalität ist Bedingung der Möglichkeit, das Verhältniß, in dem Dinge an sich zu einander stehen, zu erkennen.

Hier ist nun der Ort, den Begriff der Ursache festzustellen. Da Ding an sich auf Ding an sich wirkt, so giebt es überhaupt nur wirkende Ursachen (*causae efficientes*), die man eintheilen kann in

1) mechanische Ursachen (Druck und Stoß),
2) Reize,
3) Motive.

Die mechanischen Ursachen treten hauptsächlich im unorganischen Reiche, die Reize hauptsächlich im Pflanzenreich, die Motive nur im Thierreich auf.

Da ferner der Mensch, vermöge der Zeit, dem Kommenden entgegensehen kann, so kann er sich Ziele setzen, d. h. für den Menschen und nur für ihn giebt es Endursachen (*causae finales*) oder ideale Ursachen. Sie sind, wie alle anderen Ursachen, wirkende, weil sie immer nur

wirken können, wenn sie auf dem Punkte der Gegenwart stehen.

Der Begriff Gelegenheitsursache ist dahin einzuschränken, daß er |
i21 nur die Veranlassung bezeichnet, welche ein Ding an sich einem anderen giebt, auf ein drittes zu wirken. Zieht eine Wolke, welche die Sonne verhüllte, fort und wird meine Hand warm, so ist das Wegziehen der Wolke Gelegenheitsursache, nicht Ursache selbst, der Erwärmung meiner Hand.

19.

Die Vernunft erweitert ferner die allgemeine Causalität, welche zwei Dinge verknüpft (das wirkende und leidende) zu einem vierten causalen Verhältnisse, welches die Wirksamkeit aller Dinge an sich umfaßt, zur Gemeinschaft oder Wechselwirkung. Dieselbe besagt, daß jedes Ding continuirlich, direkt und indirekt, auf alle anderen Dinge der Welt wirkt, und daß gleichzeitig auf dasselbe alle anderen continuirlich, direkt und indirekt, wirken, woraus folgt, daß kein Ding an sich eine absolut selbstständige Wirksamkeit haben kann.

Wie das Gesetz der Causalität zur Setzung einer vom Subjekt unabhängigen Wirksamkeit und die allgemeine Causalität zur Setzung der vom Subjekt unabhängigen Einwirkung der Dinge an sich auf einander führte, so ist auch die Gemeinschaft nur eine subjektive Verknüpfung, vermöge welcher der reale dynamische Zusammenhang des Weltalls erkannt wird. Der letztere würde auch vorhanden sein ohne ein erkennendes Subjekt; das Subjekt könnte ihn aber nicht erkennen, wenn es nicht die Verbindung der Gemeinschaft in sich zu bewerkstelligen vermöchte, oder mit anderen Worten: die Gemeinschaft ist die Bedingung der Möglichkeit, den dynamischen Zusammenhang des Weltalls zu erfassen.

20.

Die Vernunft hat jetzt nur noch eine Verbindung herzustellen: den mathematischen Raum.

Der (Punkt-) Raum unterscheidet sich von der Gegenwart dadurch wesentlich, daß er vollkommen ausreicht, um die Anschauung hervorzubringen, während die Gegenwart nicht genügend ist, um sämmtliche Bewegungen der Dinge zu erkennen.

Es möchte mithin überhaupt als unnütz erscheinen, zur Construction des mathematischen Raumes, der eine Verbindung *a posteriori*, wie die Zeit, ist, zu schreiten. Dies ist aber nicht der |
i22 Fall; denn der mathematische Raum ist für die menschliche Erkenntniß unentbehrlich, weil die Mathematik auf ihm beruht, deren hohen Werth auch Derjenige willig anerkennen wird, welcher ihr Freund nicht ist. Nicht nur ist die Mathematik die unerschütterliche Basis verschiedener Wissenschaften, namentlich der für die Cultur der Menschengattung so überaus wichtigen Astronomie, sondern sie ist auch der Eckstein der Kunst (Architektur) und die Grundlage der Technik, welche in ihrer weiteren Entwickelung die sozialen Verhältnisse der Menschen total umgestalten wird.

Der mathematische Raum entsteht, indem die Vernunft den Punkt-Raum bestimmt, auseinanderzutreten, und dann beliebige reine Räumlichkeiten zu einem Ganzen von unbestimmter Ausdehnung verbindet. Sie verfährt hierbei, wie bei der Bildung ganzer Objekte, aus Theilvorstellungen.

Der mathematische Raum ist die einzige Verbindung auf apriorischem Grunde, welche das Ding an sich nicht bestimmen hilft. Demgemäß steht ihm auf realem Gebiete kein Ding an sich, noch eine Gesammtheit solcher, sondern das absolute Nichts gegenüber, welches wir uns in keiner anderen Weise als durch den mathematischen leeren Raum vorstellen können.

21.

Zu den mannigfachen Beziehungen, welche die Vernunft zum Verstande hat, tritt schließlich noch diese: den Schein, d. h. den Irrthum des Verstandes, zu berichtigen. So sehen wir den Mond am Horizont größer, als in der Höhe, einen Stab im Wasser gebrochen, einen Stern, der bereits erloschen ist, überhaupt alle Sterne an Orten, wo sie sich thatsächlich

nicht befinden (weil die Lufthülle der Erde alles Licht bricht und der Verstand die Ursache des Sinneseindrucks nur in der Richtung der in das Auge fallenden Strahlen suchen kann); so meinen wir ferner, die Erde bewege sich nicht, die Planeten ständen zuweilen still oder bewegten sich zurück u.s.w., was Alles die denkende Vernunft berichtigt.

22.

Wir wollen nun das Vorhergehende eng zusammenfassen.

Das menschliche Erkenntnißvermögen hat:

i23 *a*. verschiedene apriorische Functionen und Formen und zwar:
1) das Causalitätsgesetz,
2) den (Punkt-) Raum,
3) die Materie,
4) die Synthesis,
5) die Gegenwart,

denen auf realem Gebiete, vollkommen unabhängig, folgende Bestimmungen des Dinges an sich gegenüberstehen:
1) die Wirksamkeit überhaupt,
2) die Wirksamkeitssphäre,
3) die reine Kraft,
4) die Einheit jedes Dinges an sich,
5) der Punkt der Bewegung.

Das menschliche Erkenntnißvermögen hat:

b. verschiedene von der Vernunft, auf Grund apriorischer Funktionen und Formen, bewerkstelligte idealen Verbindungen, resp. Verknüpfungen:
1) die Zeit,
2) die allgemeine Causalität,
3) die Gemeinschaft,
4) die Substanz,
5) den mathematischen Raum.

Den vier ersteren entsprechen auf realem Gebiete folgende Bestimmungen der Dinge an sich:
1) die reale Succession,
2) die Einwirkung eines Dinges an sich auf ein anderes,
3) der dynamische Zusammenhang des Weltalls,
4) die Collectiv-Einheit des Weltalls.

Dem mathematischen Raume steht das absolute Nichts gegenüber.

Wir haben ferner gefunden, daß das Objekt Erscheinung des Dinges an sich ist, und daß die Materie allein den Unterschied zwischen beiden hervorbringt.

23.

Das Ding an sich, so weit wir es bis jetzt untersucht haben, ist Kraft. Die Welt, die Gesammtheit der Dinge an sich, ist ein Ganzes von reinen Kräften, welche dem Subjekt zu Objekten werden. |

i24 Das Objekt ist Erscheinung des Dinges an sich, und obgleich es vom Subjekt abhängt, so haben wir doch gesehen, daß es in keiner Weise das Ding an sich fälscht. Wir dürfen deshalb der Erfahrung vertrauen. Was nun die Kraft an sich selbst sei, das hat uns jetzt noch nicht zu beschäftigen. Wir verbleiben zunächst noch auf dem Boden der Welt als Vorstellung und betrachten die Kraft im Allgemeinen, wobei wir der Physik so wenig als möglich vorgreifen werden. –

Das Causalitätsgesetz, die Function des Verstandes, sucht immer nur die Ursache einer Veränderung in den Sinnesorganen. Verändert sich in denselben Nichts, so ruht es ganz. Verändert sich dagegen ein Sinnesorgan durch eine reale Einwirkung, so tritt der Verstand sofort in Thätigkeit und sucht zur Wirkung die Ursache. Hat er sie gefunden, so tritt das Causalitätsgesetz gleichsam zur Seite.

Der Verstand, und dies ist wohl zu merken, kommt gar nicht in die Lage, das Causalitätsgesetz weiter anzuwenden und etwa nach der Ursache der Ursache zu fragen, denn er denkt nicht. Er wird also nie das Causalitätsgesetz mißbrauchen; auch liegt auf der Hand, daß kein anderes Erkenntnißvermögen dies thun kann. Das Causalitätsgesetz vermittelt lediglich die Vorstellung, d.h. die Wahrnehmung der Außenwelt.

Verändert sich unter meinen Augen das aufgefundene Objekt so dient das Causalitätsgesetz nur dazu, die Ursache der neuen Veränderung im Sinnesorgan, nicht der Veränderung im Objekt, zu suchen: es ist, als ob ein ganz neues Ding an sich eine Wirkung auf mich ausgeübt hätte.

Auf Grund des Causalitätsgesetzes können wir also niemals, z.B. nach der Ursache der Bewegung eines Zweigs, der vorher bewegungslos war, fragen. Wir können nur auf Grund desselben die Bewegung wahrnehmen und nur deshalb, weil sich, durch den Uebergang des Zweiges aus dem Zustande der Ruhe in den der Bewegung, mein Sinnesorgan verändert hat.

Können wir nun überhaupt nicht nach der Ursache der Bewegung des Zweiges fragen? Gewiß können wir es, aber nur auf Grund der allgemeinen Causalität, einer Verbindung der Vernunft *a posteriori*; denn nur vermittelst dieser können wir die Einwirkung von Objekt auf Objekt erkennen, während das Cau|salitätsgesetz
i25 lediglich die Fäden zwischen Subjekt und Ding an sich spinnt.

So fragen wir denn mit vollem Recht nach der Ursache der Bewegung des Astes. Wir finden sie im Wind. Gefällt es uns, so können wir weiter fragen: zuerst nach der Ursache des Windes, dann nach der Ursache dieser Ursache u.s.w., d.h. wir können Causalitätsreihen bilden.

Was ist aber geschehen, als ich nach der Ursache des bewegten Zweiges fragte und dieselbe fand? Ich sprang gleichsam vom Baume ab und ergriff ein anderes Objekt, den Wind. Und was ist geschehen, als ich die Ursache des Windes fand? Ich habe einfach den Wind verlassen und stehe bei etwas ganz Anderem, etwa beim Sonnenlicht oder der Wärme.

Hieraus folgt überaus klar:

1) daß die Anwendung der allgemeinen Causalität immer von den Dingen an sich ableitet,
2) daß Causalitätsreihen immer nur die Verknüpfung von Wirksamkeiten der Dinge an sich sind, niemals also die Dinge selbst als Glieder in sich enthalten.

Versuchen wir ferner (Jeder für sich) die oben bei der Wärme abgebrochene Causalitätsreihe weiter zu verfolgen, so wird sich für Jeden deutlich ergeben, daß es

3) ebenso schwer ist, richtige Causalreihen zu bilden, als es im ersten Augenblicke leicht zu sein scheint, ja daß es für das Subjekt ganz unmöglich ist, von irgend einer Veränderung ausgehend, eine richtige Causalreihe *a parte ante* herzustellen, welche einen ungehinderten Fortgang *in indefinitum* hätte.

Die Dinge an sich liegen mithin nie in einer Causalitätsreihe, und ich kann nach der Ursache des Seins eines Dinges an sich weder an der Hand des Causalitätsgesetzes, noch an der Hand der allgemeinen Causalität fragen; denn verändert sich ein Ding an sich, das ich vermöge des Causalitätsgesetzes als Objekt gefunden habe, und frage ich vermöge der allgemeinen Causalität nach der Ursache der Veränderung, so führt mich eben die allgemeine Causalität sofort vom Dinge an sich ab. Die Frage: was ist die Ursache irgend eines Dinges an sich in der Welt, darf nicht nur, sondern sie kann überhaupt gar nicht gestellt werden.

i26 Hieraus erhellt, daß uns die causalen Verhältnisse nie in die Vergangenheit der Dinge an sich führen können, und man zeigt einen unglaublichen Mangel an Besinnung, wenn man die sogenannte unendliche Causalreihe für die beste Waffe gegen die bekannten drei Beweise vom Dasein Gottes hält. Sie ist die stumpfste Waffe, die es geben kann, ja sie ist gar keine Waffe: sie ist das Lichtenberg'sche Messer. Und merkwürdig! Gerade was diese Waffe zu Nichts macht, das macht auch die gedachten Beweise unhaltbar, nämlich die Causalität. Die Gegner der Beweise behaupten frischweg: die Kette der Causalität sei endlos, ohne auch je nur versucht zu haben, eine Reihe von fünfzig richtigen Gliedern zu bilden; und die Urheber

der Beweise machten ohne Weiteres die Dinge dieser Welt zu Gliedern einer Causalreihe und fragen dann außerordentlich naiv nach der Ursache der Welt. Beiden Parteien ist, wie oben, zu erklären: Die allgemeine Causalität führt nie in die Vergangenheit der Dinge an sich.

Das Samenkorn ist nicht die Ursache einer Pflanze; denn Samenkorn und Pflanze stehen in keinem causalen, sondern in einem genetischen Zusammenhang. Dagegen kann man nach den Ursachen fragen, welche das Samenkorn in der Erde zur Keimung brachten, oder nach den Ursachen, welche die fußhohe Pflanze zu einer solchen von sechs Fuß Höhe machten. Beantwortet man aber diese Fragen, so wird Jeder finden, was wir oben gefunden haben, nämlich: daß jede dieser Ursachen von der Pflanze ableitet. Schließlich wird man die Pflanze ganz eingesponnen in Gliedern von Causalreihen finden, in denen sie jedoch niemals als Glied erscheint.

Giebt es nun gar kein Mittel, um in die Vergangenheit der Dinge eindringen zu können? Der erwähnte genetische Zusammenhang zwischen Samenkorn und Pflanze beantwortet die Frage bejahend. Die Vernunft kann Entwicklungsreihen bilden, welche etwas ganz Anderes als Causalreihen sind. Diese entstehen mit Hülfe der Causalität, jene lediglich mit Hülfe der Zeit. Causalitätsreihen sind die verkettete Wirksamkeit nicht eines, sondern vieler Dinge; Entwicklungsreihen dagegen haben es mit dem Sein eines Dinges an sich und seinen Modificationen zu thun. Dieses Resultat ist sehr wichtig.

i27

24.

Gehen wir nun, gestützt auf die Naturwissenschaft, auf diesem einzigen Weg, welcher in die Vergangenheit der Dinge führt, weiter, so müssen wir alle Reihen organischer Kräfte auf die chemischen Kräfte (Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Sauerstoff, Eisen, Phosphor u.s.w.) zurückführen. Daß es gelingen wird, auch diese einfachen chemischen Kräfte, die sogenannten einfachen Stoffe, auf wenige Kräfte zurückzuführen, ist eine unerschütterliche Ueberzeugung der meisten Naturforscher. Es ist indessen für unsere Untersuchung durchaus gleichgültig, ob dies geschehen wird oder nicht, da es eine unumstößliche Wahrheit ist, daß wir auf immanentem Gebiete nie über die Vielheit hinaus zur Einheit gelangen werden. Es ist mithin klar, daß uns auch nur drei einfache chemische Kräfte nicht weiter bringen würden als hundert oder tausend. Bleiben wir also bei der Anzahl stehen, welche uns die Naturwissenschaft unserer Tage noch angiebt.

Dagegen finden wir in unserem Denken nicht nur kein Hinderniß, sondern geradezu logischen Zwang, die Vielheit wenigstens auf ihren einfachsten Ausdruck, die Zweiheit, zu bringen, denn für die Vernunft ist das, was allen Objekten zu Grunde liegt, Kraft, und was wäre natürlicher, als daß sie, ihre Function ausübend, sogar für die Gegenwart und alle Zukunft gültig, die Kräfte zu einer metaphysischen Einheit verbände? Nicht die verschiedenartige Wirksamkeit der Kräfte könnte sie daran hindern, denn sie hat nur das Allgemeine, die Wirksamkeit schlechthin jedes Dinges an sich, im Auge, also die Wesensgleichheit aller Kräfte, und ihre Function besteht doch einzig und allein darin, das mannigfaltige Gleichartige, das ihr die Urtheilskraft übergiebt, zu verbinden.

Wir dürfen ihr jedoch hier nicht nachgeben, sondern müssen, die Wahrheit fest anblickend, die Vernunft durch kräftige Zügelung vor einem sicheren Sturze bewahren.

Ich wiederhole: Wir können auf immanentem Gebiet, in dieser Welt, niemals über die Vielheit hinaus. Selbst in der Vergangenheit dürfen wir, als redliche Forscher, die Vielheit nicht vernichten und müssen wenigstens bei der logischen Zweiheit stehen bleiben.

Dennoch läßt sich die Vernunft nicht abhalten, immer und immer wieder auf die Nothwendigkeit einer einfachen Einheit hinzuweisen. Ihr Argument ist das schon angeführte, daß für sie alle |
i28 Kräfte, die wir getrennt halten, als Kräfte, auf tiefstem Grunde wesensgleich seien und deshalb nicht getrennt werden dürften.

Was ist in diesem Dilemma zu thun? So viel ist klar: die Wahrheit darf nicht verleugnet und das immanente Gebiet muß in seiner vollen Reinheit erhalten werden. Es giebt nur einen Ausweg. In der Vergangenheit befinden wir uns bereits. So lassen wir denn die letzten

Kräfte, die wir nicht anrühren durften, wenn wir nicht Phantasten werden wollten, auf transscendentem Gebiete zusammenfließen. Es ist ein vergangenes, gewesenes, untergegangenes Gebiet, und mit ihm ist auch die einfache Einheit vergangen und untergegangen.

25.

Indem wir die Vielheit zu einer Einheit verschmolzen, haben wir vor Allem die Kraft zerstört; denn die Kraft hat nur Gültigkeit und Bedeutung auf immanentem Gebiete, in der Welt. Schon hieraus ergiebt sich, daß wir uns von dem Wesen einer vorweltlichen Einheit keine Vorstellung, geschweige einen Begriff, bilden können. Ganz klar aber wird die totale Unerkennbarkeit dieser vorweltlichen Einheit, wenn wir alle apriorischen Functionen und Formen und alle *a posteriori* gewonnenen Verbindungen unseres Geistes, nach einander, vor sie hinführen. Sie ist das Medusenhaupt, vor dem sie alle erstarren.

Zunächst versagen die Sinne den Dienst; denn sie können nur auf die Wirksamkeit einer Kraft reagiren und die Einheit wirkt nicht als Kraft. Dann bleibt der Verstand vollkommen unthätig. Hier, ja im Grunde nur hier, hat die Redensart: der Verstand steht still, volle Gültigkeit. Weder kann er sein Causalitätsgesetz anwenden, da kein Sinneseindruck vorhanden ist, noch kann er seine Formen Raum und Materie benutzen, denn es fehlt ein Inhalt für diese Formen. Dann sinkt die Vernunft ohnmächtig zusammen. Was soll sie verbinden? Was nützt ihr die Synthesis? was ihre Form, die Gegenwart, welcher der reale Punkt der Bewegung fehlt? Was frommt ihr die Zeit, die, um überhaupt etwas zu sein, der realen Succession als Unterlage bedarf? Was soll sie der einfachen Einheit gegenüber mit der allgemeinen Causalität anfangen, deren Aufgabe es ist, die Wirksamkeit eines Dinges an sich, als Ursache, mit der Einwirkung auf ein anderes, als Wirkung, zu verknüpfen? Kann |
i29 sie die wichtige Verbindung Gemeinschaft da gebrauchen, wo eine gleichzeitige Verhakung verschiedener Kräfte, ein dynamischer Zusammenhang, nicht vorhanden ist, sondern wo eine einfache Einheit die unergründlichen Sphinxaugen auf sie richtet? Was soll schließlich die Substanz nützen, die nur das ideale Substrat der verschiedenartigen Wirksamkeit vieler Kräfte ist?

Und so erlahmen sie Alle!

Wir können mithin die einfache Einheit nur negativ bestimmen und zwar, auf unserem jetzigen Standpunkte, als: unthätig, ausdehnungslos, unterschiedslos, unzersplittert (einfach), bewegungslos, zeitlos (ewig).

Aber vergessen wir nicht und halten wir recht fest, daß diese räthselhafte, schlechterdings unerkennbare einfache Einheit mit ihrem transscendenten Gebiete untergegangen ist und nicht mehr existirt. An dieser Erkenntniß wollen wir uns aufrichten und uns mit frischem Muthe auf das bestehende Gebiet, das allein noch gültige, die klare und deutliche Welt, zurückbegeben.

26.

Aus dem Bisherigen folgt, daß sämmtliche Entwicklungsreihen, wir mögen ausgehen von was immer wir wollen, *a parte ante* in eine transscendente Einheit münden, welche unserer Erkenntniß ganz verschlossen, ein X, gleich Nichts ist, und wir können deshalb ganz wohl sagen, daß die Welt aus Nichts entstanden ist. Da wir jedoch einerseits dieser Einheit ein positives Prädicat, das der Existenz, beilegen müssen, obgleich wir uns von der Art dieses Daseins auch nicht den allerärmlichsten Begriff bilden können, und es andererseits unserer Vernunft schlechterdings unmöglich ist, eine Entstehung aus Nichts zu denken, so haben wir es mit einem relativen Nichts (*nihil privativum*) zu thun, welches als ein vergangenes, unfaßbares Ursein, in dem Alles, was ist, auf eine uns unbegreifliche Weise enthalten war, zu bezeichnen ist.

Hieraus ergiebt sich:

1) daß sämmtliche Entwicklungsreihen einen Anfang haben, (was übrigens schon aus dem Begriff Entwicklung mit logischer Nothwendigkeit folgt);
2) daß es deshalb keine unendlichen Causalreihen *a parte ante* geben kann;

i30 3) daß alle Kräfte entstanden sind; denn was sie auf transscendentem Gebiete, in der einfachen Einheit, waren, das entzieht sich völlig unserer Erkenntniß. Nur das können wir sagen, daß sie die bloße Existenz hatten. Ferner können wir apodiktisch sagen, daß sie in der einfachen Einheit nicht Kraft waren; denn die Kraft ist das Wesen, die *essentia*, eines Dinges an sich auf immanentem Gebiete. Was aber die einfache Einheit, in der doch Alles, was existirt, enthalten war, dem Wesen nach gewesen ist, – das ist, wie wir deutlich gesehen haben, unserem Geiste mit einem undurchdringlichen Schleier für alle Zeiten verhüllt.

Das transscendente Gebiet ist thatsächlich nicht mehr vorhanden. Gehen wir aber mit der Einbildungskraft in die Vergangenheit zurück bis zum Anfang des immanenten Gebietes, so können wir bildlich das transscendente neben das immanente Gebiet stellen. Doch trennt alsdann beide eine Kluft, die nie, durch kein Mittel des Geistes überschritten werden kann. Nur ein einziges dünnes Fädchen überbrückt den bodenlosen Abgrund: es ist die Existenz. Wir können auf diesem dünnen Fädchen alle Kräfte des immanenten Gebietes auf das transscendente hinüber schaffen: diese Last kann es tragen. Aber sobald die Kräfte auf dem jenseitigen Felde angekommen sind, hören sie auch auf, für menschliches Denken Kräfte zu sein, und deshalb gilt der wichtige Satz:

Obgleich Alles, was ist, nicht aus Nichts entstanden ist, sondern vorweltlich bereits existirte, so ist doch Alles, was ist, jede Kraft, eben als Kraft entstanden, d. h. sie hatte einen bestimmten Anfang.

27.

Zu diesen Resultaten gelangen wir also, wenn wir von irgend einem gegenwärtigen Sein in seine Vergangenheit zurückgehen. Jetzt wollen wir das Verhalten der Dinge auf dem fortrollenden Punkte der Gegenwart prüfen.

Zuerst blicken wir in das unorganische Reich, das Reich der einfachen chemischen Kräfte, wie Sauerstoff, Chlor, Jod, Kupfer u.s.w. So weit unsere Erfahrung reicht, ist noch niemals der Fall eingetreten, daß irgend eine dieser Kräfte, unter denselben Umständen, andere Eigenschaften gezeigt habe; ebenso ist kein Fall be|kannt
i31 wo eine chemische Kraft vernichtet worden wäre. Lasse ich Schwefel in alle möglichen Verbindungen treten und aus allen möglichen wieder heraustreten, so zeigt er wieder seine alten Eigenschaften und sein Quantum ist weder vermehrt, noch vermindert worden; wenigstens hat Jedermann, in letzterer Hinsicht, die unerschütterliche Gewißheit, daß dem so sei, und mit Recht: denn die Natur ist die einzige Quelle der Wahrheit und ihre Aussagen sind ganz allein zu beachten. Sie lügt niemals, und über das vorliegende Thema befragt, antwortet sie jedesmal, daß keine einfache chemische Kraft vergehen kann.

Trotzdem müssen wir zugeben, daß gegen diese Aussage skeptische Angriffe gemacht werden können. Was wollte man mir denn erwidern, wenn ich, ganz allgemein angreifend und ohne auch nur ein einziges Merkmal in der Materie anzuführen, woraus auf die Vergänglichkeit der in ihr sich objektivirenden Kraft geschlossen werden könnte, etwa sagte: Es ist richtig, daß bis jetzt noch kein Fall bekannt geworden ist, wo ein einfacher Stoff vernichtet worden wäre; aber dürft ihr behaupten, daß die Erfahrung in aller Zukunft Dasselbe lehren wird? Läßt sich *a priori* irgend etwas über die Kraft aussagen? Durchaus nicht; denn die Kraft ist total unabhängig vom erkennenden Subjekt, ist das echte Ding an sich. Der Mathematiker darf wohl aus der Natur von Einschränkungen des mathematischen Raumes – ob dieser gleich nur in unserer Einbildung besteht – Sätze von unbedingter Gültigkeit für das Formale der Dinge an sich ziehen, weil der dem mathematischen Raume zu Grunde liegende Punkt-Raum die Fähigkeit hat, nach drei Dimensionen auseinanderzutreten, und weil jedes Ding an sich nach drei Dimensionen ausgedehnt ist. Es ist ferner ganz gleich, ob ich von einer bestimmten realen Succession im Wesen eines Dinges an sich spreche, oder ob ich dieselbe in die ideale Succession übersetze, d. h. sie in ein Zeitverhältniß bringe; denn die ideale Succession hält gleichen Schritt mit der realen. Aber der Naturforscher darf Nichts aus der Natur der idealen Verbindung Substanz folgern, was die Kraft beträfe; denn ich kann nicht oft genug wiederholen, daß das Wesen der Materie in jeder Beziehung, *toto genere*, von dem

Wesen der Kraft, verschieden ist, obgleich diese ihre Eigenschaften bis in's Kleinste genau in der Materie abdrückt. Wo sich die reale Kraft und die ideale Materie berühren, da ist eben der wichtige Punkt, von wo aus die |
i32 Grenze zwischen dem Idealen und Realen gezogen werden muß, wo der Unterschied zwischen Objekt und Ding an sich, zwischen Erscheinung und Grund der Erscheinung, zwischen der Welt als Vorstellung und der Welt als Kraft, offen zu Tage liegt. So lange die Welt ist, so lange werden die Dinge in ihr nach drei Richtungen ausgedehnt sein; so lange die Welt ist, so lange werden sich diese Kraftsphären bewegen; aber wißt ihr denn was für neue – (für euch neue, nicht neu entstehende) – Naturgesetze euch eine spätere Erfahrung entdecken lassen wird, die euch das Wesen der Kraft auch in einem ganz neuen Lichte erscheinen lassen werden? Denn es steht felsenfest, daß über das innerste Wesen der Kraft nie *a priori*, sondern stets nur an der Hand der Erfahrung eine Aussage möglich ist. Ist aber euere Erfahrung abgeschlossen? Haltet ihr schon alle Naturgesetze in der Hand?

Was wollte man mir erwidern?

Daß nun überhaupt solche skeptischen Angriffe auf den obigen Satz gemacht werden können, muß uns sehr vorsichtig stimmen und uns bestimmen, die Frage für die Physik, namentlich aber für die Metaphysik, in der die Fäden aller unserer Untersuchungen auf rein immanentem Gebiete zusammenlaufen werden, offen zu halten. Hier aber, in der Analytik, wo uns das Ding an sich als etwas ganz Allgemeines entgegengetreten ist, wo wir mithin den niedrigsten Standpunkt für das Ding an sich einnehmen, müssen wir bedingungslos die Aussage der Natur, daß eine einfache chemische Kraft nie vergeht, billigen.

Nehmen wir dagegen eine chemische Verbindung, z.B. Schwefelwasserstoff, so ist diese Kraft bereits vergänglich. Sie ist weder Schwefel, noch Wasserstoff, sondern ein Drittes, eine fest in sich geschlossene Kraftsphäre, aber eine zerstörbare Kraft. Zerlege ich sie in die Grundkräfte, so ist sie vernichtet. Wo ist jetzt diese eigenthümliche Kraft, welche einen ganz bestimmten, vom Schwefel sowohl, als vom Wasserstoff verschiedenen Eindruck auf mich machte? Sie ist todt, und wir können uns ganz wohl denken, daß diese Verbindung überhaupt, unter gewissen Umständen, aus der Erscheinung für immer treten wird.

Im organischen Reich ist durchweg Dasselbe der Fall. Der Unterschied zwischen chemischer Verbindung und Organismus wird uns in der Physik beschäftigen; hier geht er uns Nichts an. Jeder |
i33 Organismus besteht aus einfachen chemischen Kräften, die, wie Schwefel und Wasserstoff im Schwefelwasserstoff, in einer einzigen höheren, durchaus geschlossenen und einheitlichen, Kraft aufgehoben sind. Bringen wir einen Organismus in das chemische Laboratorium und untersuchen ihn, so werden wir immer, er sei ein Thier oder eine Pflanze, nur einfache chemische Kräfte in ihm finden.

Was sagt nun die Natur, wenn wir sie über die in einem Organismus lebende höhere Kraft befragen? Sie sagt: die Kraft ist da, so lange der Organismus lebt. Löst er sich auf, so ist die Kraft todt. Ein anderes Zeugniß giebt sie nicht ab, weil sie nicht kann. Es ist ein Zeugniß von der allergrößten Wichtigkeit, das nur ein verdunkelter Geist verdrehen kann. Stirbt ein Organismus, so werden die in ihm gebundenen Kräfte wieder frei ohne den geringsten Verlust, aber die Kraft, welche die chemischen Kräfte seither beherrschte, ist todt. Soll sie noch getrennt von ihnen leben? Wo ist der zerstörte Schwefelwasserstoff? wo die höhere Kraft der verbrannten Pflanze oder des getödteten Thieres? Schweben sie zwischen Himmel und Erde? Flogen sie auf einen Stern der Milchstraße? Die Natur, die einzige Quelle der Wahrheit, kann allein Auskunft geben, und die Natur sagt: sie sind todt.

So unmöglich es für uns ist, ein Entstehen aus Nichts zu denken, so leicht können wir uns alle Organismen und alle chemischen Verbindungen für immer vernichtet denken.

Aus diesen Betrachtungen ziehen wir folgende Resultate:

1) alle einfachen chemischen Kräfte sind, so weit unsere Erfahrung bis jetzt reicht, unzerstörbar;
2) alle chemischen Verbindungen und alle organischen Kräfte sind dagegen zerstörbar.

Die Verwechselung der Substanz mit den chemischen einfachen Kräften ist so alt, wie die

Philosophie selbst. Das Gesetz der Beharrlichkeit der Substanz lautet:

»Die Substanz ist unentstanden und unvergänglich.«

Nach unseren Untersuchungen ist die Substanz eine ideale Verbindung, auf Grund der apriorischen Verstandesform Materie, und die Natur ein Ganzes von Kräften. Das gedachte Gesetz würde also in unserer Sprache lauten:

Alle Kräfte in der Welt sind unentstanden und unvergänglich.

Wir haben dagegen in redlicher Forschung gefunden:

i34 1) daß alle Kräfte, ohne Ausnahme, entstanden sind;

2) daß nur einige Kräfte unvergänglich sind.

Zugleich machten wir jedoch den Vorbehalt, diese Unvergänglichkeit der einfachen chemischen Kräfte in der Physik und Metaphysik nochmals zu prüfen.

28.

Wir haben gesehen, daß jedes Ding an sich eine Kraftsphäre hat, und daß dieselbe kein eitler Schein ist, den die apriorische Verstandesform Raum aus eigenen Mitteln hinzaubert. Wir haben ferner, vermittelst der außerordentlich wichtigen Verknüpfung Gemeinschaft, erkannt, daß diese Kräfte im innigsten dynamischen Zusammenhang stehen, und gelangten so zu einer Totalität von Kräften, zu einer fest geschlossenen Collectiv-Einheit.

Hiermit aber haben wir die Endlichkeit des Weltalls behauptet, was jetzt näher zu begründen ist. Werden wir uns zuvor über die Bedeutung der Sache klar. Nicht um ein geschlossenes endliches immanentes Gebiet, welches jedoch von allen Seiten von einem unendlichen transscendenten umgeben wäre, handelt es sich; sondern, da das transscendente Gebiet thatsächlich nicht mehr existirt, um ein allein noch existirendes immanentes, das endlich sein soll.

Wie kann diese scheinbar dreiste Behauptung begründet werden? Wir haben nur zwei Wege vor uns. Entweder liefern wir den Beweis mit Hülfe der Vorstellung, oder rein logisch. –

Der Punkt-Raum ist, wie ich oben sagte, gleich gefällig, einem Sandkorn und einem Palast die Grenze zu geben. Bedingung ist nur, daß er von einem Dinge an sich, oder in Ermangelung eines solchen, von einem reproducirten Sinneseindruck sollicitirt werde. Nun haben wir eine vorliegende Welt: unsere Erde unter uns, und den gestirnten Himmel über uns, und einem naiven Gemüth mag es deshalb wohl scheinen, daß die Vorstellung einer endlichen Welt möglich sei. Die Wissenschaft zerstört aber diesen Wahn. Mit jedem Tage erweitert sie die Kraftsphäre des Weltalls, oder, subjektiv ausgedrückt, zwingt sie täglich den Punktraum des Verstandes, seine drei Dimensionen zu verlängern. Die Welt ist also einstweilen noch unermeßlich groß, d. h. der Verstand kann ihr noch keine Grenze setzen. Ob er dazu gelangen wird, müssen wir dahingestellt sein lassen. Wir müssen demnach darauf verzichten, das Weltall im Kleinen in ähnlicher Weise |
i35 anschaulich zu gestalten, wie wir durch plastische Nachbildung der Erdoberfläche die Gestaltung unserer Erde uns faßlich machen, und müssen es geradezu aussprechen, daß wir auf dem Wege der Vorstellung nicht zum Ziele gelangen, also auf anschauliche Weise die Endlichkeit der Welt nicht beweisen können. Somit bleibt uns nur die unerbittliche Logik.

Und, in der That, es fällt ihr außerordentlich leicht, die Endlichkeit der Welt zu beweisen.

Das Weltall ist nicht eine einzige Kraft, eine einfache Einheit, sondern ein Ganzes von endlichen Kraftsphären. Nun kann ich keiner dieser Kraftsphären eine unendliche Ausdehnung geben; denn erstens würde ich damit den Begriff selbst zerstören, dann die Mehrzahl zur Einzahl machen, d. h. der Erfahrung in's Gesicht schlagen. Neben einer einzigen unendlichen hat keine andere Kraftsphäre mehr Platz, und das Wesen der Natur wäre einfach aufgehoben. Eine Totalität endlicher Kraftsphären muß aber nothwendig endlich sein.

Hiergegen wäre einzuwenden, daß zwar in der Welt nur endliche Kräfte anzutreffen, daß aber unendlich viele endlichen Kräfte vorhanden seien, folglich sei die Welt keine Totalität, sondern sie sei unendlich.

Hierauf ist zu erwidern: Alle Kräfte der Welt sind entweder einfache chemische Kräfte, oder Verbindungen solcher. Erstere sind zu zählen und ferner sind alle Verbindungen auf

diese wenigen einfachen Kräfte zurückzuführen. Unendlich kann, wie oben ausgeführt wurde, keine einfache Kraft sein, wenn wir auch jede summarisch als unermeßlich groß bezeichnen dürfen. Folglich ist die Welt, im Grunde genommen, die Summe der einfachen Kräfte, welche alle endlich sind, d. h. die Welt ist endlich.

Warum lehnt sich nun etwas in uns gegen dieses Resultat immer und immer wieder auf? Weil die Vernunft mit der Verstandesform Raum Mißbrauch treibt. Der Raum hat nur Bedeutung für die Erfahrung; er ist nur eine Bedingung *a priori* der Möglichkeit der Erfahrung, ein Mittel, um die Außenwelt zu erkennen. Die Vernunft ist, wie wir gesehen haben, nur dann berechtigt, von sich aus den Raum auseinander treten zu lassen (wie man auf die Feder eines Stockdegens drückt), wenn sie reproducirt oder für die Mathematik die reine Anschauung einer Räumlichkeit |
i36 herzustellen hat. Es ist klar, daß der Mathematiker eine solche Räumlichkeit nur in den kleinsten Dimensionen nöthig hat, um seine sämmtlichen Beweise zu demonstriren; es ist aber auch klar, daß gerade die Herstellung des mathematischen Raums für den Mathematiker die Klippe ist, an der die Vernunft pervers wird und den Mißbrauch begeht. Denn wenn wir die logisch gesicherte Endlichkeit der Welt (so gut es eben gehen mag) im Bilde zu erfassen uns bestreben und den Raum zu diesem Zwecke auseinander treten lassen, so veranlaßt sofort die perverse Vernunft den Raum, seine Dimensionen über die Grenzen der Welt hinaus zu erweitern. Dann wird die Klage laut: wir haben zwar eine endliche Welt, aber in einem Raume, den wir nie vollenden können, weil sich die Dimensionen immerfort verlängern (oder besser: wir haben zwar eine endliche Welt, aber im absoluten Nichts).

Hiergegen giebt es nur ein Mittel. Wir haben uns kräftig auf die logische Endlichkeit der Welt und auf die Erkenntniß zu stützen, daß der zu einem grenzenlosen mathematischen Raume mit Zwang erweiterte Punkt-Raum ein Gedankending ist, in unserem Kopfe allein existirt und keine Realität hat. Auf diese Weise sind wir wie gefeit und widerstehen mit kritischer Besonnenheit der Versuchung, einsame Wollust mit unserem Geiste zu treiben und die Wahrheit dabei zu verrathen.

29.

Ebenso kann uns nur kritische Besonnenheit vor anderen großen Gefahren behüten, die ich jetzt darlegen will.

Wie es in der Natur des Punkt-Raumes liegt, daß er von Null *in indefinitum* nach drei Dimensionen auseinander tritt, so liegt es auch in seiner Natur, irgend eine beliebige reine (mathematische) Räumlichkeit immer kleiner werden zu lassen, bis er wieder Punkt-Raum, d. h. Null ist. Wie die Schnecke ihre Fühlhörner, so zieht er seine Dimensionen in sich zurück und wird wieder unthätige Verstandesform. Diese subjektive Fähigkeit, Raum genannt, kann gar nicht anders beschaffen gedacht werden, denn sie ist eine Bedingung der Möglichkeit der Erfahrung und für die Außenwelt allein veranlagt, ohne welche sie gar keine Bedeutung hat. Nun sieht aber selbst der Blödeste ein, daß eine Erkenntnißform, die einerseits den verschiedenartigsten Dingen (den größten und den kleinsten und bald |
i37 den größten, bald den kleinsten) als Objekten die Grenze setzen, andererseits auch helfen soll, die Totalität aller Dinge an sich, das Weltall, zu erfassen, im Fortschreiten sowohl als im Rückschreiten bis Null, unbeschränkt sein muß; denn hätte sie eine Grenze für das Auseinandertreten, so könnte sie eine reale Kraftsphäre jenseits dieser Grenze nicht gestalten; und hätte sie für das Zurücktreten eine Grenze vor Null, so würden alle diejenigen Kraftsphären für unsere Erkenntniß ausfallen, welche zwischen Null und dieser Grenze lägen.

Im letzten Abschnitt haben wir gesehen, daß die Vernunft mit der Grenzenlosigkeit des Punkt-Raumes im Auseinandertreten Mißbrauch treiben und zu einem endlichen Weltall in einem unendlichen Raume gelangen könne. Jetzt haben wir den Mißbrauch zu beleuchten, den die Vernunft mit der Schrankenlosigkeit des Raumes im Zurückschreiten bis Null treibt, oder mit anderen Worten: wir stehen vor der unendlichen Theilbarkeit des mathematischen Raumes.

Denken wir uns eine reine Räumlichkeit, etwa einen Kubikzoll, so können wir diesen *in indefinitum* theilen, d. h. das Zurücktreten der Dimensionen in den Nullpunkt wird immer

verhindert. Wir mögen theilen jahrelang, jahrhundertelang, jahrtausendelang – immer würden wir vor einer Resträumlichkeit stehen, die nochmals getheilt werden kann u.s.w. *in infinitum*. Hierauf beruht die sogenannte unendliche Theilbarkeit des mathematischen Raumes, wie auf dem Auseinandertreten *in infinitum* des Punkt-Raumes die Unendlichkeit des mathematischen Raumes beruht.

Was thun wir aber, indem wir von einer bestimmten Räumlichkeit ausgehen und sie rastlos theilen? Wir spielen mit Feuer, wir sind große Kinder, denen jeder Besonnene auf die Finger schlagen soll. Oder ist etwa unser Verfahren nicht dem von Kindern zu vergleichen, welche in Abwesenheit der Eltern, eine geladene Pistole, die einen ganz bestimmten Zweck hat, zwecklos handhaben? Der Raum ist nur für die Erkenntniß der Außenwelt bestimmt; er soll jedes Ding an sich, es sei so groß wie der Montblanc, oder so klein wie ein Infusionsthierchen, begrenzen: das ist sein Zweck, wie der der geladenen Pistole, einen Einbrecher zu Boden zu strecken. Nun lösen wir aber den Raum von der Außenwelt ab und machen ihn |
i38 dadurch zu einem gefährlichen Spielzeug, oder wie ich schon oben, nach Pückler, sagte: wir treiben mit unserem Geiste »einsame Wollust.«

30.

Die Theilung *in indefinitum* einer gegebenen reinen Räumlichkeit hat übrigens insofern eine unschuldige Seite, als ein Gedankending, eine Räumlichkeit, welche nur im Kopfe des Theilenden liegt und keine Realität hat, getheilt wird. Ihre Gefährlichkeit wird aber verdoppelt, wenn die unendliche Theilbarkeit des mathematischen Raumes, geradezu frevelhaft, auf die Kraft, das Ding an sich, übertragen wird. Auch folgt dem unsinnigen Beginnen sofort die Strafe auf dem Fuße: der logische Widerspruch.

Jede chemische Kraft ist theilbar; hiergegen läßt sich nichts einwenden, denn so lehrt die Erfahrung. Aber sie besteht vor der Theilung nicht aus Theilen, ist kein Aggregat von Theilen, denn die Theile werden erst wirklich in der Theilung selbst. Die chemische Kraft ist eine homogene einfache Kraft von durchaus gleicher Intensität und hierauf beruht ihre Theilbarkeit, d. h. jeder abgelöste Theil ist, seinem Wesen nach, nicht im geringsten von dem Ganzen verschieden.

Sehen wir nun von der realen Theilung ab, welche sowohl die Natur nach ihren Gesetzen, als auch der Mensch in planvoller Arbeit zu practischem Nutzen bewerkstelligt, und deren Resultat immer bestimmte Kraftsphären sind, so verbleibt die müßige frivole Theilung.

Die perverse Vernunft nimmt irgend einen Theil einer chemischen Kraft, etwa einen Kubikzoll Eisen, und theilt ihn in Gedanken immerfort, immerfort *in indefinitum*, und gewinnt zuletzt die Ueberzeugung, daß sie niemals, möchte sie auch Billionen Jahre lang theilen, zu einem Ende käme. Zugleich aber sagt ihr die Logik, daß ein Kubikzoll Eisen, also eine endliche Kraftsphäre, unmöglich aus unendlich vielen Theilen zusammengesetzt sein könne, ja daß es überhaupt gänzlich unstatthaft sei, von unendlich vielen Theilen eines Objekts zu sprechen; denn lediglich in der ungehinderten Thätigkeit *in indefinitum* eines Erkenntnißvermögens besteht die Unterlage für den Begriff Unendlichkeit, |
i39 hier also im ungehinderten Progressus der Theilung, nie, nie auf realem Gebiete.

In die Höhle hinein kann also die perverse Vernunft an der Hand der rastlosen Theilung, aber, einmal darin, muß sie auch immer vorwärts. Zurück zur endlichen Kraftsphäre, von der sie ausgegangen ist, kann sie nicht mehr. In dieser verzweifelten Lage reißt sie sich nun von ihrem Führer gewaltsam los und postulirt das Atom, d. h. eine Kraftsphäre, die nicht mehr theilbar sein soll. Natürlich kann sie jetzt, durch Aneinanderfügung solcher Atome, zum Kubikzoll Eisen zurück, aber um welchen Preis: sie hat sich in Widerspruch mit sich selbst gesetzt!

Will der Denker redlich bleiben, so muß er besonnen sein. Die Besonnenheit ist die einzige Waffe gegen den Mißbrauch, den eine perverse Vernunft mit unserem Erkenntnißvermögen zu treiben aufgelegt ist. Im vorliegenden Fall wird also von uns auf realem Gebiete die Theilbarkeit der chemischen Kräfte gar nicht in Frage gestellt. Wohl aber sträuben wir uns aus aller Macht erstens gegen die unendliche Theilbarkeit der Kräfte, weil eine solche nur

behauptet werden kann, wenn, auf die tollste Weise, auf das Ding an sich das (außerdem mißbrauchte) Wesen eines Erkenntnißvermögens übertragen wird; zweitens gegen die Zusammensetzung der Kraft aus Theilen. Wir verwerfen also die unendliche Theilbarkeit der Kraft und das Atom.

Wie ich oben sagte, muß ein Erkenntnißvermögen, das allen Kräften, die in einer Erfahrung vorkommen können, die Grenzen setzen soll, nothwendig so beschaffen sein, daß es unbeschränkt auseinander treten kann und auf dem Rückweg nach Null, keinerlei Grenze vorfindet. Wenden wir es jedoch einseitig an, d. h. abgelöst von der Erfahrung, für die es doch allein bestimmt ist, und machen Schlüsse, welche wir aus seiner Natur zogen, verbindlich für das Ding an sich, so gerathen wir in Widerspruch mit der reinen Vernunft: ein großes Uebel!

31.

Wir haben schließlich noch mit kritischem Geiste einer Gefahr zu entfliehen, die sich aus der Zeit erhebt.

Die Zeit ist, wie wir wissen, eine ideale Verbindung *a posteriori*, auf Grund der apriorischen Form Gegenwart gewonnen, |
i40 und ist Nichts ohne die Grundlage der realen Succession. Mit ihrer mächtigen Führung gelangten wir zum Anfang der Welt, an die Grenze einer untergegangenen vorweltlichen Existenz, des transscendenten Gebietes. Hier wird sie ohnmächtig, hier mündet sie in eine vergangene Ewigkeit, welches Wort lediglich die subjektive Bezeichnung für den Mangel an aller und jeder realen Succession ist.

Die kritische Vernunft bescheidet sich; nicht so die perverse Vernunft. Diese ruft die Zeit wieder in's Leben zurück und stachelt sie an, *in indefinitum* weiterzueilen ohne reale Unterlage, ungeachtet der waltenden Ewigkeit.

Hier liegt nackter als irgendwo der Mißbrauch zu Tage, der mit einem Erkenntnißvermögen gemacht werden kann. Leere Momente werden unaufhörlich verbunden und eine Linie wird fortgesetzt, welche bis zum transscendenten Gebiete wohl eine feste, sichere Grundlage, die reale Entwicklung, hatte, jetzt aber in der Luft schwebt.

Wir haben hier nichts Anderes zu thun, als uns auf die reine Vernunft zu stützen und das thörichte Treiben einfach zu verbieten.

Wenn nun auch *a parte ante* die reale Bewegung, deren subjektiver Maßstab die Zeit allein ist, einen Anfang hatte, so ist damit doch keineswegs gesagt, daß sie *a parte post* ein Ende haben müsse. Die Lösung dieses Problems hängt von der Antwort auf die Frage ab: sind die einfachen chemischen Kräfte unzerstörbar? Denn es ist klar, daß die reale Bewegung endlos sein muß, wenn die einfachen chemischen Kräfte unzerstörbar sind.

Hieraus folgt also:

1) daß die reale Bewegung einen Anfang genommen hat;
2) daß die reale Bewegung endlos ist. Letzteres Urtheil fällen wir mit dem Vorbehalt einer Revision in der Physik und Metaphysik.

32.

Diese Untersuchungen und die früheren unseres Erkenntnißvermögens begründen nach meiner Ueberzeugung den echten transscendentalen oder kritischen Idealismus, der nicht mit Worten allein, sondern wirklich den Dingen an sich ihre empirische Realität läßt, d. h. ihnen Ausdehnung und Bewegung, unabhängig vom Subjekt, von Raum und Zeit, zugesteht. Sein Schwer|punkt
i41 liegt in der materiellen Objektivirung der Kraft, und ist er in dieser Hinsicht transscendental, welches Wort die Abhängigkeit des Objekts vom Subjekt bezeichnet.

Kritischer Idealismus dagegen ist er, weil er die perverse Vernunft (*perversa ratio*) zügelt und ihr nicht gestattet:

a. die Causalität zur Herstellung unendlicher Reihen zu mißbrauchen;
b. die Zeit von ihrer unentbehrlichen Grundlage, der realen Entwicklung, abzulösen und sie zu einer Linie leerer Momente zu machen, die aus der Unendlichkeit kommt und in

die Unendlichkeit weitereilt;

c. den mathematischen Raum und die Substanz für mehr als bloße Gedankendinge zu halten, und

d. außerdem diesem realen Raum Unendlichkeit und dieser realen Substanz absolute Beharrlichkeit anzudichten.

Ferner gestattet der kritische Idealismus noch weniger der perversen Vernunft die willkürliche Uebertragung solcher Hirngespinnste auf die Dinge an sich und annullirt ihre dreisten Behauptungen:

a. das reine Sein der Dinge falle in die unendlichen Causalreihen;

b. das Weltall sei unendlich und die chemischen Kräfte seien in's Unendliche theilbar oder sie seien ein Aggregat von Atomen;

c. die Weltentwicklung habe keinen Anfang;

d. alle Kräfte seien unzerstörbar.

Die zwei Urtheile, welche wir fällen mußten:

1) die einfachen chemischen Kräfte sind unzerstörbar,

2) die Weltentwicklung hat kein Ende,

erklärten wir für revisionsbedürftig.

Als ein wichtiges positives Ergebniß haben wir dann noch anzuführen, daß uns der transscendentale Idealismus zu einem transscendenten Gebiete brachte, das den Forscher, weil es nicht mehr existirt, nicht belästigen kann.

Hierdurch befreit der kritische Idealismus jede redliche und treue Naturbeobachtung von Inkonsequenzen und Schwankungen und macht die Natur wieder zur einzigen Quelle aller Wahrheit, die Keiner, verlockt von Truggestalten und Luftspiegelungen, ungestraft verläßt: denn er muß in der Wüste verschmachten.

i42

Ein Kerl, der speculirt,
Ist wie ein Thier auf dürrer Heide,
Von einem bösen Geist im Kreis herum geführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide.
(Goethe.)

33.

Das für unsere weiteren Untersuchungen wichtigste Resultat der bisherigen ist: daß die Dinge an sich für das Subjekt substanzielle Objekte und, unabhängig vom Subjekt, sich bewegende Kräfte mit einer bestimmten Wirksamkeitssphäre sind. Wir erlangten es durch sorgfältige Analyse der nach außen gerichteten Erkenntnißvermögen, also ganz auf dem Boden der objektiven Welt; denn die auf dem Wege nach innen gewonnene Zeit hätten wir ebenso gut an unserem Leib oder in unserem Bewußtsein von anderen Dingen herstellen können.

Mehr aber als die Erkenntniß, daß das dem Objekt zu Grunde liegende Ding an sich eine Kraft von einem bestimmten Umfang und mit einer bestimmten Bewegungsfähigkeit ist, kann auf dem Wege nach außen nicht erlangt werden. Was die Kraft an und für sich sei, wie sie wirke, wie sie sich bewege – dieses Alles können wir nach außen nicht erkennen. Auch müßte die immanente Philosophie hier abschließen, wenn wir nur erkennendes Subjekt wären; denn was sie auf Grund dieser einseitigen Wahrheit über die Kunst, über die Handlungen der Menschen und die Bewegung der ganzen Menschheit aussagen würde, wäre von zweifelhaftem Werthe: es könnte so sein und könnte auch nicht so sein, kurz sie verlöre den sicheren Boden unter sich und allen Muth, und, müßte deshalb ihre Forschung abbrechen.

Aber der Weg nach außen ist nicht der einzige, der uns geöffnet ist. Wir können bis in das innerste Herz der Kraft eindringen; denn jeder Mensch gehört zur Natur, ist selbst eine Kraft und zwar eine selbstbewußte Kraft. Das Wesen der Kraft muß im Selbstbewußtsein zu erfassen sein.

So wollen wir denn jetzt aus der zweiten Quelle der Erfahrung, dem Selbstbewußtsein, schöpfen.

Versenken wir uns in unser Inneres, so hören die Sinne und der Verstand, das nach außen gerichtete Erkenntnißvermögen, |
i43 gänzlich zu functioniren auf; sie werden gleichsam ausgehängt und nur die oberen Erkenntnißvermögen bleiben in Thätigkeit. Wir haben im Innern keine Eindrücke, zu denen wir eine von ihnen verschiedene Ursache erst zu suchen hätten; wir können uns ferner innerlich nicht räumlich gestalten und sind völlig immateriell, d. h. in uns findet das Causalitätsgesetz keine Anwendung und wir sind frei von Raum und Materie.

Obgleich wir nun völlig unräumlich sind, d. h. nicht zur Anschauung einer Gestalt unseres Innern gelangen können, so sind wir deswegen doch kein mathematischer Punkt. Wir fühlen unsere Wirksamkeitssphäre genau so weit, als sie reicht, nur fehlt uns das Mittel sie zu gestalten. Bis in die äußersten Spitzen unseres Körpers reicht das Gemeingefühl der Kraft, und wir fühlen uns weder concentrirt in einen Punkt, noch zerfließend *in indefinitum*, sondern in einer ganz bestimmten Sphäre. Diese Sphäre werde ich von jetzt an die reale Individualität nennen: sie ist der erste Grundpfeiler der rein immanenten Philosophie.

Prüfen wir uns weiter, so finden wir uns, wie schon oben dargelegt wurde, in unaufhörlicher Bewegung. Unsere Kraft ist wesentlich ruhe- und rastlos. Niemals, selbst nicht für die Dauer des kleinsten Theils eines Augenblicks, sind wir in absoluter Ruhe; denn Ruhe ist Tod, und die denkbar kleinste Unterbrechung des Lebens wäre Verlöschung der Lebensflamme. Wir sind also wesentlich ruhelos; jedoch fühlen wir uns nur in Bewegung im Selbstbewußtsein.

Der Zustand unseres innersten Wesens berührt gleichsam immer, als realer Punkt der Bewegung, das Bewußtsein, oder es schwimmt, wie ich früher sagte, die Gegenwart auf dem Punkte der Bewegung. Unseres inneren Lebens sind wir uns stets in der Gegenwart bewußt. Wäre dagegen die Gegenwart die Hauptsache und stände mithin der Punkt der Bewegung auf ihr, so müßte mein Wesen während jeder Intermittenz meines Selbstbewußtseins (in Ohnmachten, im Schlaf) total ruhen, d. h. der Tod würde es treffen und es könnte sein Leben nicht wieder entzünden. Die Annahme, daß wirklich der Punkt der Bewegung von der Gegenwart (auch die reale Bewegung von der Zeit) abhängig sei, ist, wie die, daß der Raum den Dingen Ausdehnung verleihe, ebenso absurd, als sie nothwendig für den |
i44 Entwicklungsgang der Philosophie war, wodurch ich ausdrücken will, daß es einen höheren Grad von Absurdität gar nicht geben kann.

Indem sich nun die Vernunft des Uebergangs von Gegenwart zur Gegenwart bewußt wird, gewinnt sie, auf die früher erörterte Weise, die Zeit und zugleich die reale Succession, welche ich von jetzt an, in Beziehung auf die reale Individualität, die reale Bewegung nennen werde: sie ist der zweite Grundpfeiler der immanenten Philosophie.

Es ist die größte Täuschung, in der man befangen sein kann, wenn man glaubt, auf dem Wege nach innen wären wir, wie auf dem Wege nach außen, erkennend und dem Erkennenden stünde ein Erkanntes gegenüber. Wir befinden uns mitten im Dinge an sich, von einem Objekt kann gar nicht mehr die Rede sein, und wir erfassen unmittelbar den Kern unseres Wesens, durch das Selbstbewußtsein, im Gefühl. Es ist ein unmittelbares Innewerden unseres Wesens durch den Geist, oder besser durch die Sensibilität.

Was ist nun die im Kern unseres Innern sich entschleiernde Kraft? Es ist der Wille zum Leben.

Wann immer wir auch den Weg nach innen betreten – mögen wir uns in scheinbarer Ruhe und Gleichgültigkeit antreffen, mögen wir selig erbeben unter dem Kusse des Schönen, mögen wir rasen und toben in wildester Leidenschaft oder zerfließen in Mitleid, mögen wir »himmelhoch jauchzen« oder »zum Tode betrübt sein« – immer sind wir Wille zum Leben. Wir wollen da sein, immer da sein; weil wir das Dasein wollen, sind wir und weil wir das Dasein wollen, verbleiben wir im Dasein. Der Wille zum Leben ist der innerste Kern unseres Wesens; er ist immer thätig, wenn auch oft nicht an der Oberfläche. Um sich hiervon zu überzeugen, bringe man das ermattetste Individuum in wirkliche Todesgefahr und der Wille zum Leben wird sich enthüllen, in allen Zügen mit entsetzlicher Deutlichkeit die Begierde nach Dasein tragend: sein Heißhunger nach Leben ist unersättlich.

Wenn aber der Mensch wirklich das Leben nicht mehr will, so vernichtet er sich auch sofort durch die That. Die Meisten *wünschen* sich nur den Tod, sie *wollen* ihn nicht.

Dieser Wille ist eine sich entwickelnde Individualität, was identisch ist mit der von außen gefundenen sich bewegenden Wirksamkeitssphäre. Aber er ist durch und durch *frei von Materie.* |

i45 Dieses unmittelbare Erfassen der Kraft auf dem Wege nach innen als frei von Materie betrachte ich als Siegel, das die Natur unter meine Erkenntnißtheorie drückt. Nicht der Raum, nicht die Zeit, unterscheiden das Ding an sich vom Objekt, sondern die Materie allein macht das Objekt zu einer bloßen Erscheinung, die mit dem erkennenden Subjekt steht und fällt.

Als das wichtigste Ergebniß der Analytik halten wir den vom Subjekt total unabhängigen *individuellen, sich bewegenden* Willen zum Leben fest in der Hand. Er ist der Schlüssel, der in das Herz der Physik, Aesthetik, Ethik, Politik und Metaphysik führt.

Physik.

i47

> Magnetes Geheimniß, erkläre mir das!
> Kein größer Geheimniß als Liebe und Haß.
>
> **Goethe.**

> Suchet in euch, so werdet ihr Alles finden und erfreuet euch, wenn da draußen, wie ihr es immer heißen möget, eine Natur liegt, die Ja und Amen zu Allem sagt, was ihr in euch selbst gefunden habt.
>
> **Goethe.**

i49

1.

Ich nehme zum Grundstein der Physik nicht die unsichtbar zwischen Himmel und Erde schwebende Gattung, den metaphysischen Artbegriff ohne Mark und Saft; noch weniger die sogenannten physikalischen Kräfte wie Schwere, Electricität u.s.w., sondern den in der Analytik gewonnenen *realen individuellen* Willen zum Leben. Wir haben ihn im innersten Kern unseres Wesens erfaßt als das der (von außen erkennbaren) Kraft zu Grunde Liegende, und da Alles in der Natur ohne Unterlaß wirkt, Wirksamkeit aber Kraft ist, so sind wir zu schließen berechtigt, daß *jedes* Ding an sich *individueller* Wille zum Leben ist.

2.

»Wille zum Leben« ist eine Tautologie und eine Erklärung; denn das Leben ist vom Willen nicht zu trennen, selbst nicht im abstraktesten Denken. Wo Wille ist, da ist Leben und wo Leben Wille.

Andererseits erklärt das Leben den Willen, wenn Erklärung die Zurückführung eines Unbekannteren auf ein Bekannteres ist; denn wir nehmen das Leben als ein continuirliches Fließen wahr, auf dessen Pulse wir in jedem Augenblick den Finger legen können, während der Wille nur in den willkürlichen Handlungen deutlich für uns hervortritt.

Ferner sind Leben und Bewegung Wechselbegriffe; denn wo Leben ist, da ist Bewegung und umgekehrt, und ein Leben, das nicht Bewegung wäre, würde mit menschlichem Denken nicht zu begreifen sein.

Auch ist Bewegung die Erklärung des Lebens; denn Bewegung ist das erkannte oder gefühlte Merkmal des Lebens.

Dem Willen zum Leben ist also die *Bewegung* wesentlich; sie ist sein *einziges echtes Prädicat*, und an sie müssen wir |
i50 uns halten, um den ersten Schritt in der Physik machen zu können.

Ein klarer Blick in die Natur zeigt uns die verschiedenartigsten individuellen Willen. Die Verschiedenartigkeit muß im Wesen derselben begründet sein; denn das Objekt kann nur zeigen, was im Ding an sich liegt. Der Unterschied offenbart sich uns nun am deutlichsten in der *Bewegung*. Untersuchen wir dieselbe jetzt näher, so müssen wir die erste allgemeine Eintheilung der Natur gewinnen.

Hat der individuelle Wille eine einheitliche *ungetheilte* Bewegung, weil er selbst ganz und *ungetheilt* ist, so ist er als Objekt ein *unorganisches Individuum*. Selbstverständlich ist hier nur vom Trieb, von der *inneren* Bewegung, innerhalb einer bestimmten Individualität, die Rede.

Hat der Wille dagegen eine *resultirende* Bewegung, welche daraus entsteht, daß er sich *gespalten* hat, so ist er als Objekt ein *Organismus*. Der ausgeschiedene Theil heißt Organ.

Die Organismen unterscheiden sich dann auf folgende Weise von einander:

Ist die Bewegung der Organe nur *Irritabilität*, die lediglich auf *äußere* Reize reagirt, so ist der Organismus eine *Pflanze*. Die resultirende Bewegung ist *Wachsthum*.

Ist ferner der individuelle Wille derartig *theilweise* in sich auseinandergetreten, daß ein Theil seiner Bewegung sich gespalten hat in ein Bewegtes und ein Bewegendes, in ein Gelenktes und einen Lenker, oder mit anderen Worten in Irritabilität *und Sensibilität*,

welche zusammengenommen wieder *den ganzen Theil* der Bewegung bilden, so ist er als Objekt ein *Thier*. Die Sensibilität (mithin auch der Geist) ist also nichts weiter, als ein Theil der dem Willen wesentlichen Bewegung und als solche so gut eine Manifestation des Willens, wie die Irritabilität oder die restliche ganze Bewegung. Es giebt nur *ein* Princip in der Welt: *individuellen Willen* zum Leben, und er hat kein anderes neben sich.

Ein je größerer Theil der ganzen Bewegung sich gespalten hat, d. h. je größer die Intelligenz ist, desto höher ist die Stufe, auf welcher das Thier steht, und eine desto größere Bedeutung hat der Lenker für das Individuum; und je ungünstiger das Verhältniß der Sensibilität zur restlichen ungespaltenen Bewegung ist, |
i51 desto größer ist die restliche ganze Bewegung, welche hier auftritt als *Instinkt*, von dem der *Kunsttrieb* eine Abzweigung ist.

Ist schließlich durch eine weitere Spaltung der restlichen ganzen Bewegung das *Denken in Begriffen* im individuellen Willen entstanden, so ist er ein *Mensch*.

Die resultirende Bewegung zeigt sich beim Thier, wie beim Menschen, als *Wachsthum und willkürliche Bewegung*.

Den Lenker einerseits, und das Gelenkte sowie die ungespaltene Bewegung andererseits, stelle ich unter dem Bilde eines sehenden Reiters und eines blinden Pferdes dar, welche mit einander verwachsen sind. Das Pferd ist Nichts ohne den Reiter, der Reiter Nichts ohne das Pferd. Es ist jedoch wohl zu bemerken, daß der Reiter auch nicht den geringsten *direkten* Einfluß auf den Willen hat und etwa das Pferd nach Gutdünken lenken kann. Der Reiter schlägt nur die Richtungen vor; das Pferd allein bestimmt die Richtung seiner Bewegung. Dagegen ist der indirekte Einfluß des Geistes auf den Willen von größter Bedeutung.

3.

Der Geist steht zum Willen des Thieres in einer zweifachen, zu dem des Menschen in einer dreifachen Beziehung. Die gemeinschaftlichen Beziehungen sind die folgenden. Zuerst *lenkt* der Geist, d. h. er giebt verschiedene Richtungen an und schlägt die vom Willen erwählte ein. Dann kettet er an den Willen das *Gefühl*, welches er steigern kann bis zum größten Schmerz und zur größten Wollust.

Die dritte Beziehung, beim Menschen allein, ist die, daß der Lenker durch das *Selbstbewußtsein* dem Willen die Fähigkeit giebt, in sein innerstes Wesen zu blicken.

Die beiden letzten Beziehungen können seinem Einflusse, obgleich er ein indirekter ist, eine große Gewalt geben und sein ursprüngliches Verhältniß zum Willen völlig umgestalten. Aus dem Sclaven, der nur zu gehorchen hat, wird erst ein Warner, dann ein Berather, schließlich ein Freund, in dessen Hände der Wille vertrauensvoll seine Geschicke legt.

4.

Zum Wesen des Willens gehört demnach *nur die Bewegung* und nicht Vorstellung, Gefühl und Selbstbewußtsein, welche Er|scheinungen
i52 einer besonderen *gespaltenen* Bewegung sind. – Das *Bewußtsein* zeigt sich beim Menschen

1) als Gefühl,
2) als Selbstbewußtsein.

Die *Vorstellung* an sich ist ein unbewußtes Werk des Geistes und wird ihm erst bewußt durch die Beziehung auf das Gefühl oder auf das Selbstbewußtsein.

Der Wille zum Leben ist also zu definiren: als ein ursprünglich blinder, heftiger Drang oder Trieb, der durch Spaltung seiner Bewegung erkennend, fühlend und selbstbewußt wird.

Insofern der *individuelle* Wille zum Leben unter dem Gesetz einer der angeführten Bewegungsarten steht, offenbart er sein Wesen im Allgemeinen, welches ich, als solches, seine *Idee* im Allgemeinen nenne. Somit haben wir

1) die chemische Idee,
2) die Idee der Pflanze,
3) die Idee des Thieres,
4) die Idee des Menschen.

Insofern aber vom besonderen Wesen eines individuellen Willens zum Leben die Rede ist, von seinem eigenthümlichen Charakter, der Summe seiner Eigenschaften, nenne ich ihn Idee schlechthin, und haben wir mithin genau ebenso viele Ideen, als es Individuen in der Welt giebt. Die immanente Philosophie legt den Schwerpunkt der Idee dahin, wo ihn die Natur hinlegt: nämlich in das reale Individuum, nicht in die Gattung, welche nichts Anderes, als ein Begriff, wie Stuhl und Fenster, ist, oder in eine unfaßbare erträumte transscendente Einheit in, über oder hinter der Welt und coexistirend mit dieser.

5.

Wir haben jetzt den Ideen im Allgemeinen und den besonderen Ideen näher zu treten, und zwar in umgekehrter obiger Reihenfolge, weil wir die Idee des Menschen am unmittelbarsten erfassen. Es hieße »die Gestalt eines Dinges aus seinem Schatten erklären«, wollten wir uns die organischen Ideen durch die chemischen verständlich machen.

Die obige Scheidung der Ideen nach der Art ihrer Bewegung haben wir mit Hülfe der im Selbstbewußtsein gefundenen Thatsache der rastlosen Bewegung bewerkstelligt. Wenn nun auch die innere |
i53 Erfahrung, mit Absicht auf die unmittelbare Erfassung des Wesens der Dinge an sich, vor der äußeren den Vorzug verdient, so tritt sie dagegen vor letzterer, mit Absicht auf die Erkenntniß der Faktoren der Bewegung, zurück. In mir finde ich stets nur den individuellen Willen zum Leben in einer bestimmten Bewegung, einem bestimmten Zustande, dessen ich mir bewußt bin. Ich empfange nur die resultirende vieler Thätigkeiten; denn ich verhalte mich im Innern nicht erkennend. Weder erkenne ich meine Knochen, meine Muskeln, meine Nerven, meine Gefäße und Eingeweide, noch kommen mir ihre einzelnen Funktionen zum Bewußtsein: immer fühle ich nur einen Zustand meines Willens.

Zur vollkommenen Erkenntniß der Natur ist demnach die Heranziehung der Vorstellung nöthig, und wir müssen aus beiden Quellen der Erfahrung schöpfen; doch dürfen wir dabei nicht vergessen, daß wir auf dem Wege nach außen nie in das Wesen der Dinge gelangen, und daß deshalb, müßten wir wählen zwischen beiden Quellen der Erfahrung, die innere entschieden den Vorzug verdiente. Ich will dies an einem Bilde deutlich machen.

Man kann eine Locomotive auf drei Arten betrachten. Die erste Art ist eine genaue Untersuchung aller Theile und ihres Zusammenhangs. Man besichtigt den Feuerraum, den Kessel, die Ventile, die Röhren, die Cylinder, die Kolben, die Stangen, die Kurbeln, die Räder u.s.w. Die andere Art ist eine viel einfachere. Man fragt nur: was ist die Gesammtleistung aller dieser sonderbaren Theile? und ist gänzlich befriedigt von der Antwort: die einfache Bewegung des complicirten, pustenden Ungethüms vorwärts oder rückwärts auf geraden Schienen. Wer sich bloß mit dem erkannten Zusammenhang der Theile zufrieden giebt und die Bewegung des Ganzen, im Erstaunen über den wunderbaren Mechanismus, übersieht, steht Demjenigen nach, welcher die Bewegung allein in's Auge faßt. Aber Beide übertrifft Derjenige, welcher zuerst die Bewegung und dann die Zusammensetzung der Maschine sich klar macht.

So wollen wir jetzt auch, von einem sehr allgemeinen Gesichtspunkte aus, durch die Vorstellung ergänzen, was wir an der Hand der inneren Erfahrung gefunden haben.

Der menschliche Leib ist Objekt, d. h. er ist die durch die Erkenntnißformen gegangene Idee Mensch. Unabhängig vom Subjekt ist der Mensch reine Idee, individueller Wille.

i54 Was wir also, nur die Bewegung im Auge haltend, Lenker nannten, ist auf dem Wege nach außen Funktion der Nervenmasse (also des Gehirns, Rückenmarks, der Nerven und der Knoten-Nerven) und das Gelenkte (Irritabilität) ist Funktion der Muskeln. Sämmtliche Organe sind vom Blut gebildet, aus ihm ausgeschieden worden. Im Blute liegt mithin nicht der ganze Wille, und seine Bewegung ist nur eine restliche ganze Bewegung.

Jedes Organ ist hiernach Objektivation einer bestimmten Bestrebung des Willens, die er als Blut nicht ausüben, sondern nur aktuiren kann. So ist das Gehirn die Objektivation der Bestrebung des Willens, die Außenwelt zu erkennen, zu fühlen und zu denken; so sind die Verdauungs- und Zeugungsorgane die Objektivation seines Strebens, sich im Dasein zu erhalten u.s.w.

Wenn aber auch das Blut, an sich betrachtet, nicht die Objektivation des ganzen Willens ist, so ist es doch im Organismus die *Hauptsache*, der Herr, der Fürst: es ist echter Wille zum Leben, wenn auch geschwächt und beschränkt.

Dagegen ist der ganze Organismus Objektivation des ganzen Willens: er ist die Auswickelung des ganzen Willens. Von diesem Gesichtspunkte aus ist der ganze Organismus die zur Vorstellung gewordene, objektivirte, Kraftsphäre des Willens, und jede Aktion des Organismus, sie sei nun Verdauung, Athmung, Sprechen, Greifen, Gehen, ist eine *ganze* Bewegung. So ist das Ergreifen eines Gegenstandes zunächst Zusammenschluß von Nerv und Muskel zu einer ganzen Theilbewegung, die That aber an sich Zusammenschluß dieser Theilbewegung mit der restlichen ganzen Bewegung des Blutes zu einer ganzen Bewegung des Willens. Die einheitliche Bewegung der chemischen Kraft ist eine einfache Aktion, die Bewegung eines Organismus eine zusammengesetzte, resultirende Aktion. Im Grunde sind beide identisch, wie es ja gleich ist, ob zehn Menschen vereint, oder ein Starker allein, eine Last heben.

Wie wir die Bewegung des menschlichen Willens nur scheiden konnten in Sensibilität und Irritabilität einerseits, und restliche ganze Bewegung andererseits, so stellen sich auch die Faktoren der Bewegung im Organismus nur dar als Nerven und Muskeln einerseits und Blut anderseits. Alles Andere ist Nebensache. Und von diesen drei Faktoren ist das Blut die Hauptsache und das Ursprüngliche, das Nerv und Muskel aus sich ausgeschieden hat. Es ist der ange|schaute
i55 ungespaltene Wille zum Leben, die Objektivation unseres innersten Wesens, des *Dämons*, der im Menschen dieselbe Rolle, wie der Instinkt im Thiere spielt.

6.

Es ist indessen wohl zu bemerken, daß, obgleich die Nervenmasse, wie jeder andere Theil des Leibes, Objektivation des Willens ist, sie dennoch eine ganz exceptionelle Stellung im Organismus einnimmt. Schon oben haben wir gesehen, daß sie in sehr wichtigen Beziehungen zum Dämon steht und, wenn auch in totaler Abhängigkeit von ihm, wie fremd ihm gegenübertritt. Jedenfalls stehen die Muskeln dem Blute bedeutend näher, d. h. sie enthalten den größeren Theil der gespaltenen Bewegung, wie sich schon aus der Farbe und chemischen Zusammensetzung ergiebt. Hierzu tritt, daß ohne Nervenreiz kein Organ functioniren kann, während das *Gehirn* nur mit Hülfe des Blutes arbeitet. Aus diesen Gründen empfiehlt sich schon jetzt – wir werden später viel wichtigere Gründe finden – wenigstens diesen Theil der Nervenmasse (den objektivirten Geist) hervorzuheben und die Idee des Menschen in eine untrennbare Verbindung von Willen und Geist zu setzen; dabei aber stets im Auge behaltend, daß Alles, was zum Leibe gehört, nichts Anderes ist, als Objektivation des *Willens*, des einzigen Princips in der Welt, was ich nicht genug einschärfen kann.

7.

Die Idee des Menschen ist also eine untrennbare Einheit von Willen und Geist, oder eine untrennbare Verbindung eines bestimmten Willens mit einem bestimmten Geist.

Den *Geist* habe ich bereits in der Analytik zerlegt: er umfaßt die zu einer untrennbaren Einheit vereinigten Erkenntnißvermögen.

Er ist in jedem Menschen ein bestimmter, weil seine Theile mangelhaft, wenig oder hoch entwickelt sein können. Gehen wir die Vermögen durch, so können zunächst einzelne Sinne erloschen oder geschwächt sein. Der Verstand übt immer seine Funktion – Übergang von der Wirkung zur Ursache – aus und zwar bei allen Menschen mit derselben Schnelligkeit, welche so unvergleichbar groß ist, daß ein Mehr oder Minder sich der Wahrnehmung völlig entziehen muß. Auch objektiviren seine Formen, Raum und Materie, bei allen Men|schen
i56 gleichmäßig; denn etwaige Unvollkommenheiten, wie Verschwommenheit der Umrisse und falsche Farbenbestimmung, sind auf die mangelhafte Beschaffenheit der betreffenden Sinnesorgane (Kurzsichtigkeit, beschränkte Fähigkeit der Retina zur qualitativen Theilung ihrer Thätigkeit) zurückzuführen.

In dem höheren Erkenntnißvermögen muß demnach Dasjenige gesucht werden, was den

Dummkopf vom Genie unterscheidet. In der Vernunft allein kann es nicht liegen, denn ihre Funktion, die Synthesis, kann, wie die Funktion des Verstandes, bei keinem Menschen verkümmert sein, sondern ist in der Vernunft vereinigt mit ihren Hülfsvermögen: Gedächtniß, Urtheilskraft und Einbildungskraft. Denn was hilft mir die Synthesis, d. h. das Vermögen *in indefinitum* zu verbinden, wenn ich, beim dritten Gedanken angekommen, den ersten schon vergessen habe, oder wenn ich mir eine Gestalt einprägen will und, am Halse angelangt, den Kopf vermisse, oder wenn ich nicht mit Schnelligkeit Aehnliches zu Aehnlichem, Gleiches zu Gleichem zu stellen vermag? Darum sind die hochentwickelten Hülfsvermögen der Vernunft unerläßliche Bedingungen für ein Genie, es zeige sich als Denker oder als Künstler.

Es giebt einerseits Menschen, welche nicht drei Worte zusammenhängend sprechen können, weil sie nicht zusammenhängend denken können, und andererseits solche, welche ein großes Werk einmal lesen und seinen Gedankengang nie mehr vergessen. Es giebt Menschen, welche stundenlang einen Gegenstand betrachten und doch seine Form sich nicht klar einprägen können, dagegen andere, welche einmal, langsam und klar, das Auge über eine weite Gegend gleiten lassen und sie von da ab für alle Zeit deutlich in sich tragen. Die Einen haben ein schwaches, die Anderen ein starkes Gedächtniß, jene eine schwache, diese eine begnadete Phantasie. Doch ist zu beachten, daß sich der Geist nicht immer rein offenbaren kann, weil seine Thätigkeit vom Willen abhängt, und es wäre verkehrt, aus der stockenden Rede eines ängstlichen, zaghaften Menschen auf seine Geistlosigkeit zu schließen.

Es ist ferner zu bemerken, daß die Genialität zwar eine Gehirnerscheinung ist, aber auf einem quantitativ und qualitativ guten Gehirne nicht allein beruht. Wie ein großer Haufen Kohlen Metall nicht schmelzen kann, wenn nur die Bedingungen für eine langsame Verbrennung gegeben sind, ein tüchtiger Blasebalg dagegen rasch zum Ziele führt, so kann das Gehirn nur hohe Genialität zeigen, |
i57 wenn ein energischer Blutlauf es actuirt, der seinerseits von einem tüchtigen Verdauungssystem und einer kräftigen Lunge wesentlich abhängt.

8.

Wenden wir uns zum Willen des Menschen, so haben wir zunächst seine Individualität als Ganzes zu bestimmen. Sie ist geschlossenes Fürsichsein oder Egoismus (Selbstsucht, Ichheit). Wo das Ich aufhört, beginnt das Nicht-Ich, und es gelten die Sätze:

Omnis natura vult esse conservatrix sui. –
Pereat mundus, dum ego salvus sim. –

Der menschliche Wille will, wie Alles in der Welt, im Grunde zunächst das Dasein schlechthin. Aber dann will er es auch in einer bestimmten Weise, d. h. er hat einen Charakter. Die allgemeinste Form des Charakters, welcher gleichsam die innere Seite des Egoismus (der Haut des Willens) ist, ist das Temperament. Man unterscheidet bekanntlich vier Temperamente:

1) das melancholische,
2) das sanguinische,
3) das cholerische,
4) das phlegmatische,

welche feste Punkte sind, zwischen denen viele Varietäten liegen.

Innerhalb des Temperaments befinden sich nun die Willensqualitäten. Die hauptsächlichsten sind:

Neid	–	Wohlwollen
Habgier	–	Freigebigkeit
Grausamkeit	–	Barmherzigkeit
Geiz	–	Verschwendungssucht
Falschheit	–	Treue
Hoffahrt	–	Demuth
Trotz	–	Verzagtheit
Herrschsucht	–	Milde
Unbescheidenheit	–	Bescheidenheit

	Gemeinheit	–	Edelmuth
	Starrheit	–	Geschmeidigkeit
	Feigheit	–	Kühnheit
	Ungerechtigkeit	–	Gerechtigkeit
i58	Verstocktheit	–	Offenheit
	Heimtücke	–	Biederkeit
	Frechheit	–	Schamhaftigkeit
	Wollüstigkeit	–	Mäßigkeit
	Niederträchtigkeit	–	Ehrbegierde
	Eitelkeit	–	Heiligkeit

und liegen zwischen jedem dieser Paare Abstufungen.

Die Willensqualitäten sind als Gestaltungen des Willens zum Leben überhaupt anzusehen. Sie sind sämmtlich dem Egoismus entsprossen, und da jeder Mensch Wille zum Leben ist, den der Egoismus gleichsam umschließt, so liegt auch in jedem Menschen der Keim zu jeder Willensqualität. Die Willensqualitäten sind Einritzungen zu vergleichen, welche sich zu Kanälen erweitern können, in die der Wille beim geringsten Anlaß fließt. Doch muß bereits hier bemerkt werden, daß der menschliche Wille schon als Charakter in's Leben tritt. Bleiben wir bei unserem Bilde, so zeigt bereits der Säugling, neben bloßen Einritzungen, große Vertiefungen; die ersteren können aber verbreitert und vertieft, die letzteren verengert und verflacht werden.

9.

Von den Willensqualitäten sind die *Zustände* des Willens streng zu unterscheiden. In ihnen, wie ich schon öfter sagte, erfassen wir unser innerstes Wesen allein. Wir erfassen es unmittelbar und erkennen es nicht. Erst indem wir unsere Zustände, die nichts Anderes sind, als *gefühlte Bewegungen*, in die Reflexion bringen, werden wir erkennend und die Zustände zugleich für uns objektiv. So finden wir erst im abstrakten Denken, daß das unseren Zuständen zu Grunde Liegende Wille zum Leben sei, und schließen dann, indem wir auf diejenigen Motive die größte Aufmerksamkeit lenken, welche unseren Willen jederzeit in eine bestimmte Bewegung versetzen, aus den stets wiederkehrenden Zuständen auf die Beschaffenheit unseres Charakters, dessen Züge ich Willensqualitäten benannt habe. So können wir ferner nur aus der abstrakten Classificirung und Zusammenstellung vieler Zustände unser Temperament bestimmen.

Wir haben jetzt die Hauptzustände unseres Willens, wie wir sie auf dem Wege nach innen *fühlen*, reflectirend zu erkennen und werden dabei, wo es nöthig ist, die Vorstellung zu Hülfe nehmen.

i59 Der Grundzustand, von dem wir ausgehen müssen, ist das normale *Lebensgefühl*. Wir fühlen uns gleichsam gar nicht, der Wille ist vollkommen zufrieden: seinen klaren Spiegel stört Nichts, weder Lust noch Unlust. Blicken wir auf den Leib, so ist er vollkommen gesund: alle Organe functioniren ohne Störung, wir empfinden nirgends weder eine Erschlaffung noch eine Steigerung unseres Lebensgefühls, weder Schmerz noch Wollust.

Man könnte diesen Zustand auch, im Spiegel des Subjekts, den normal-*warmen* und mild-*leuchtenden* nennen; denn den Eindruck des Körpers auf unseren Fühlsinn objektivirt die Materie (Substanz) als Wärme, und den Eindruck der Augen, in denen sich so beredt die innere Bewegung offenbart, objektivirt die Materie als Helles, mildes Licht. Daß Licht und Wärme an sich Nichts, sondern nur *Bewegungserscheinungen* sind, ist jetzt eine unbestrittene, wissenschaftliche Wahrheit. Bei Betrachtung der chemischen Ideen werden wir dem Lichte und der Wärme näher treten und wird sich alsdann auch ergeben, daß sie nicht Erscheinungen der Bewegung eines geheimnißvollen Aethers, sondern der Jedem bekannten Ideen sind; denn es giebt in der Welt nur individuelle Willen, und es ist kein Platz in ihr für Wesen, welche sinnlich nicht wahrnehmbar sind, und deren logische Definition allen Naturgesetzen Hohn spricht.

Alle anderen Zustände des Willens beruhen auf diesem normalen (den man auch Gleichmuth nennen dürfte) und sind nur *Modificationen* desselben.

Die hauptsächlichsten Modificationen sind: *Freude* und *Trauer*, *Muth* und *Furcht*, *Hoffnung* und *Verzweiflung*, *Liebe* und *Haß* (*Affecte*). Die letzteren sind die stärksten; es sind Modificationen des höchsten Grades. Sie sind alle auf die Umwandlung des normalen Zustandes zurückzuführen, welche der Wille, unter der Anregung eines entsprechenden Motivs, hervorruft. Nichts Geheimnißvolles, Uebersinnliches, Fremdes dringt in seine Individualität ein, behauptet sich und herrscht in ihr: nicht der gewaltige Geist einer erträumten Gattung, kein Gott, kein Teufel; denn die Individualität ist souverän in ihrem Hause. Wie die chemische Kraft undurchdringlich ist, so ist der Mensch eine geschlossene Kraftsphäre, die von außen wohl gezwungen werden kann, sich bald in dieser, bald in jener Weise zu zeigen, bald in diesen, bald in jenen Zustand überzugehen; aber das Motiv bewirkt immer nur Anregung |
i60 und der Wille reagirt lediglich seiner Natur, seinem Charakter gemäß, aus *eigener Kraft*.

10.

Wenn ich jetzt dazu übergehe, die angegebenen Zustände des Willens zu kennzeichnen, so ist klar, daß ich nur die Resultate einer Selbstbeobachtung darstellen kann, welche keinerlei Anspruch auf Unfehlbarkeit macht; denn diese Art von Selbstbeobachtung ist außerordentlich schwer. Es wird verlangt, daß man z. B. im höchsten Affekt, der den Geist ganz überschwemmt, sich so viel Klarheit und Besonnenheit bewahre, um seine Bewegung zu erkennen: eine fast unerfüllbare Forderung.

Im normalen Zustande bewegt sich der Wille gleichsam wie ein ruhig fließender Strom. Denken wir uns den Willen unter dem Bilde einer Kugel, so wäre die Bewegung eine gleichmäßige, ringförmige um das Centrum herum: eine in sich beruhigt kreisende.

Alle anderen erwähnten Bewegungen dagegen strömen entweder vom Centrum nach der Peripherie, oder umgekehrt. Der Unterschied liegt in der Art und Weise, wie der Weg zurückgelegt wird.

Die *Freude* ist ein sprunghaftes, stoßweises Hervorquellen aus dem Mittelpunkte, bald kräftig, bald schwach, in bald breiten, bald kurzen Wellen. Man sagt: das Herz hüpft, das Herz springt vor Freude, und oft tritt die Bewegung auch im Aeußern hervor: wir hüpfen, tanzen, lachen. Dem Freudigen ist seine Individualität zu eng; er ruft:

»Seid umschlungen Millionen!«

Der *Muth* ist ein ruhiges, gelassenes Ausströmen in kurzen, regelmäßigen Wellen. Der Muthige tritt fest und sicher auf.

Die *Hoffnung* dagegen legt den Weg immer in *einer* Welle zurück. Sie ist eine selige, leichte Bewegung vom Mittelpunkte aus. Man sagt: auf den Schwingen der Hoffnung, hoffnungsselig, und oft breitet der Hoffnungsvolle die Arme aus, als ob er schon am Ziele wäre und die Hand darauf legen könnte.

Die *Liebe* vergleiche ich einer heftigen Aufwallung vom Centrum nach der Peripherie; sie ist das kräftigste Ausströmen: die Wellen überstürzen sich und bilden Strudel. Der Wille möchte seine Sphäre durchbrechen, er möchte zur ganzen Welt werden.

Der *Haß* hingegen ist das intensivste Zurückströmen des |
i61 Willens von der Peripherie zum Centrum, als ob ihm jede Ausdehnung zuwider wäre und er das theure Ich nicht concentirt, zusammengedrückt und zusammengepreßt genug haben könnte. Wie ein Heer auf der Flucht, so knäuelt sich das Gefühl zusammen.

Die *Verzweiflung* legt wie mit einem Sprung den Weg zum Centrum zurück. Der Mensch, verlassen von Allen, überzeugt, daß es keine Rettung mehr für ihn giebt, flüchtet sich in seinen innersten Kern, zum Letzten, was er umklammern kann, und auch dieses Letzte zerbricht. Man sagt: er hat sich selbst aufgegeben.

Die *Furcht* ist eine zitternde Bewegung nach innen. Das Individuum möchte sich so klein als möglich machen, es möchte verschwinden. Man sagt: die Angst treibt in ein Mäuseloch.

In der *Trauer* bewegt sich der Wille in großen, regelmäßigen Wellen nach dem Mittelpunkte. Man sucht sich auf, man sucht im Innersten den Trost, den man nirgends finden kann. Man sagt: die Trauer sammelt das Gemüth, durch die Trauer wird das Herz gebessert.

Für Zustand setzt man häufig Stimmung und sagt: er ist feierlich, hoffnungsvoll, muthig, traurig gestimmt; auch sagt man mißgestimmt, um zu bezeichnen, daß die kreisende Bewegung nicht mehr regelmäßig verläuft.

11.

Wir wollen jetzt einen kurzen Blick auf die Willensqualitäten werfen, welche vorzugsweise, auf den Anreiz von Motiven, die Zustände Haß und Liebe hervorrufen.

Ganz allgemein kann man sagen, daß der Mensch in der Liebe seine Individualität zu erweitern, im Hasse dagegen wesentlich zu beschränken bestrebt ist. Da aber weder das eine noch das andere zu bewerkstelligen ist, so kann das Individuum nur darnach trachten, seine äußere Wirksamkeitssphäre zu vergrößern oder einzuschränken.

Der Mensch erweitert zunächst seine Individualität dämonisch durch den Geschlechtstrieb (Wollüstigkeit) und tritt hier die Liebe als Geschlechtsliebe auf. Sie ist der erregteste Zustand des Willens und in ihm erreicht sein Lebensgefühl den höchsten Grad. Das Individuum, welches in der Geschlechtsliebe befangen ist, erträgt die größten Schmerzen mit Standhaftigkeit, leistet Ungewöhnliches, räumt geduldig Hindernisse aus dem Wege und scheut sogar, unter Umständen, den gewissen Tod nicht, weil es rein dämonisch |
i62 (unbewußt), nur in Verbindung mit einem bestimmten anderen Willen weiterleben will.

Durch die Geschlechtsliebe erweitert der Mensch seine Individualität zur Familie.

Er erweitert ferner seine äußere Sphäre und versetzt sich in den Zustand der Liebe durch die Willensqualität Herrschsucht oder Ehrgeiz. Er unterwirft sich andere Individuen und macht ihnen seinen Willen zum Gesetz. Die Liebe tritt hier auf als Lustgefühl der Macht. Der Mensch, der im Mittelpunkt der größten Sphäre steht, spricht stolz: ein Wink von mir und Hunderttausende stürzen sich in den Tod, oder: was ich will, ist für Millionen Gesetz.

Dann zeigt sich die Liebe als Liebe zum Gelde, auf Grund des Geizes.

Die Liebe zeigt sich ferner als Lustgefühl geistiger Ueberlegenheit, an der Hand der Willensqualität Ruhmbegierde. Die Sphäre wird erweitert durch die Kinder des Geistes, die hinstürmen durch alle Länder und andere Geister dem Geiste des Vaters unterwerfen.

Auch ist hier die Freundschaft zu erwähnen, die auf der Willensqualität Treue beruht. Sie bewirkt, wenn das Verhältniß echt ist, eine beschränkte Erweiterung der Sphäre.

Schließlich tritt die Liebe noch auf als Liebe zur Menschheit, welche ich in der Ethik abhandeln werde.

Das Individuum verengt dagegen seine äußere Sphäre und versetzt sich in den Zustand des Hasses durch den Neid. Es fühlt sich abgestoßen vom scheinbaren Glück anderer Individuen und zurückgeworfen auf sich selbst.

Die Sphäre verengert sich dann durch Haß gegen einzelne Theile der Welt: gegen Menschen überhaupt, gegen gewisse Stände, gegen Weiber und Kinder, gegen Pfaffen u.s.w. auf Grund der betreffenden Willensqualitäten.

Der Haß tritt dann noch in einer eigenthümlichen Form auf, nämlich als Haß des Menschen gegen sich selbst, und werde ich diesen in der Ethik näher berühren.

12.

Zwischen den oben angeführten Hauptzuständen giebt es viele Abstufungen; außerdem giebt es viele andere Zustände, die ich jedoch |
i63 übergehe, da ich mich beim Besonderen nicht zu lange aufhalten darf. Wir werden übrigens in der Aesthetik und Ethik noch mehrere wichtige Zustände kennen lernen.

Dagegen müssen wir noch eine zweite Art von Bewegungen des Willens betrachten, welche ich Doppelbewegungen, zum Unterschied von den seither untersuchten einfachen Bewegungen, nennen will.

Im Haß zieht sich das Individuum auf seinen innersten Kern zurück. Es concentrirt sich, es möchte ausdehnungslos sein. Ist nun der Haß sehr groß, so springt er oft in die entgegengesetzte Bewegung um, d. h. der Wille strömt plötzlich nach der Peripherie, aber nicht um liebevoll zu umschlingen, sondern um zu vernichten. Diese Bewegung ist der Zorn, die Wuth, der *furor brevis*. In ihr vernichtet das Individuum den Gegner entweder mit

Worten: es überschüttet ihn mit einer Fluth von Schmähungen, Beleidigungen, Flüchen; oder es geht zu Gewaltthätigkeiten über, die mit Todtschlag und Mord endigen können.

In der Aesthetik und Ethik werden wir mehrere andere Doppelbewegungen kennen lernen.

13.

Es erübrigt mir noch ein Wort über den Rausch und den Schlaf.

Der Rausch ist ein erhöhtes Blutleben, das dem Individuum um so bewußter wird, je mehr die Sinne und mit ihnen der Verstand erschlaffen. Der Rausch ist vollkommen in der Betäubung durch narkotische Mittel (Stickstoffoxydul, Chloroform etc.). Die Sinne sind ganz unthätig und der Verstand ist ausgehängt; dagegen ist das Selbstbewußtsein ein sehr reiner Spiegel. Der Betäubte wird sich des Blutumlaufs außerordentlich klar bewußt; er empfindet deutlich, wie das Blut rast und tobt und gegen seine Gefäße drückt, als wolle es sie zersprengen. Er reflectirt darüber und denkt überhaupt, aber mit wunderbarer Schnelligkeit.

Der Schlaf ist zunächst nothwendig für den Organismus. Die Kraft, die im Verkehr mit der Außenwelt sich so sehr verzehrt, muß erneuert und Unordnung in den Organen getilgt werden. Deshalb schließen sich die Sinne ab und der Wille, ganz auf seine Sphäre beschränkt und rastlos wie immer, bestellt sein Haus und |
i64 bereitet sich zu neuen Actionen vor. Es herrscht jetzt Waffenstillstand im Kampf um's Dasein.

Dann ist der Schlaf für den Dämon selbst nothwendig. Er muß von Zeit zu Zeit zustandslos werden, um nicht zu verzweifeln; und zustandslos kann er nur im tiefen Schlafe werden.

> Nicht wahr, der Schlaf ist Gott selbst, der die müden Menschen umarmt?
>
> Hebbel.

Und:

> Es war, als hört' ich rufen: Schlaft nicht mehr!
> Den Schlaf ermordet Macbeth, den unschuld'gen,
> Den arglos heil'gen Schlaf, den unbeschützten,
> Den Schlaf, der den verworr'nen Knäul der Sorgen
> Entwirrt, der jedes Tages Schmerz und Lust
> Begräbt und wieder weckt zum neuen Morgen,
> Das frische Bad der wundenvollen Brust,
> Das linde Oel für jede Herzensqual:
> Die beste Speise an des Lebens Mahl.
>
> Shakespeare.

14.

Alle Zustände des Willens vereinigt die immanente Philosophie in den Begriffen Lust und Unlust. Lust und Unlust sind unmittelbare Zustände des Dämons, es sind ganze, ungetheilte Bewegungen des echten Willens zum Leben oder, objektiv ausgedrückt, Zustände des Blutes, des Herzens.

Schmerz und Wollust dagegen sind mittelbare Zustände des Willens; denn sie beruhen auf lebhaften Empfindungen der Organe, welche Ausscheidungen aus dem Blute sind und eine gewisse Selbstständigkeit dem Blute gegenüber behaupten.

Dieser Unterschied ist wichtig und muß festgehalten werden. Ich knüpfe hieran einige Beobachtungen auf objektivem Gebiete.

Die Zustände der Lust sind Expansion, die der Unlust Concentration des Willens. Schon oben deutete ich an, daß das Individuum in den ersteren Zuständen aus sich heraus und der ganzen Welt zeigen möchte, wie selig es ist. So drückt es denn mit dem ganzen Leibe seinen Zustand aus in Geberden, Bewegungen (Umarmen, Hüpfen, Springen, Tanzen) und namentlich durch Lachen, |
i65 Schreien, Jauchzen, Singen und durch die Sprache. Alles dieses ist zurückzuführen auf das eine Bestreben des Menschen, seinen Zustand zu zeigen und sich Anderen – wenn es ginge der ganzen Welt – mitzutheilen.

Dagegen wird das Individuum in den Zuständen der Unlust auf sich zurückgeworfen. Der Glanz der Augen erlischt, die Mienen werden ernst, die Glieder werden regungslos oder ziehen sich zusammen. Die Stirnhaut runzelt sich vertikal, die Augen schließen sich, der Mund

wird stumm, die Hände ballen sich krampfhaft und der Mensch kauert, fällt in sich ein.

Auch ist das *Weinen* erwähnenswerth. Es ist, als ob das zurücktretende Blut nicht mehr den nöthigen Druck auf die Thränendrüsen ausübe und diese sich deßhalb entleerten. Dem Weinen geht ein Herzenskrampf voraus, und man spürt geradezu die Zurückströmung des Willens nach dem Centrum. Im ohnmächtigen Zorn dagegen werden die Thränen gewaltsam ausgepreßt.

Schließlich mache ich noch auf die eigenthümlichen Lichterscheinungen in den Augen, bedingt durch matte oder heftige innere Bewegungen, und die Wärme- und Kälteempfindungen aufmerksam. Die Dichter sprechen mit Recht von glühenden, gluthvollen, leuchtenden, phosphorescirenden Augen; von düsterem Feuer in den Augen; von unheimlichem Funkeln derselben; von Zornesblitzen; vom Aufleuchten, Aufblitzen der Augen. Sie sagen auch: die Augen sprühen Funken, es wettert in den Augen u.s.w. Ferner giebt es viele Ausdrücke, welche das Aufhören der Erscheinungen bezeichnen, wie: das Licht der Augen erlosch; die Augen verloren ihr Feuer; müde Seelen, müde Augen; im letzteren Ausdruck überspringt man die Erscheinung und hebt nur ihren Grund hervor.

Es ist indessen zu beachten, daß alle diese Erscheinungen im Auge (wozu auch das Dunklerwerden der Iris, namentlich der blauen, wenn das Individuum zornig wird, gehört) auf Veränderungen des Organs beruhen. Die Erregungen des Willens verändern die Spannung der Organtheile (Hornhaut, Iris, Pupille etc.) derartig, daß das Licht wesentlich anders *zurückgeworfen* wird, als im normalen Zustande, oder mit anderen Worten: die inneren Bewegungen des Menschen, soweit sie im Auge sich offenbaren, modificiren nur das gewöhnliche Licht, sind nicht selbstständige Lichtquellen.

i66 Die Kälte- und Wärmeempfindungen sind sehr mannigfaltig. Wir fühlen eisige Schauer, es fröstelt uns; dagegen glühen wir, heiße Lohen schlagen über uns zusammen, wir brennen, wir schmelzen, es kocht in unseren Adern, das Blut siedet.

Aber nicht nur haben wir diese inneren Gefühle, sondern auch unser Leib zeigt eine veränderte Temperatur. Die Extremitäten werden in den Zuständen der Unlust kalt, sie sterben ab; und anderseits zeigt der Körper in Zuständen der Lust, oder im ausströmenden Theil der Doppelbewegung, wie im Zorn, eine höhere Wärme. Auch das *Fieber* gehört hierher.

15.

Wir verlassen jetzt den Menschen und steigen in das Thierreich hinab, und zwar beschäftigen wir uns zunächst mit den höheren, dem Menschen am nächsten stehenden Thieren, seinen »unmündigen Brüdern.«

Das Thier ist, wie der Mensch, eine Verbindung eines bestimmten Willens mit einem bestimmten Geiste.

Sein *Geist* hat zuvörderst dieselben Sinne wie der Mensch, welche jedoch in vielen Individuen schärfer sind, d. h., eine größere Empfänglichkeit für Eindrücke haben, als die des Menschen. Auch sein Verstand ist derselbe. Er sucht zu jedem Eindruck die Ursache und gestaltet sie seinen Formen Raum und Materie gemäß. Das Thier hat ferner wie der Mensch *Vernunft*, d. h. die Fähigkeit zu verbinden. Es hat auch ein mehr oder weniger gutes Gedächtniß, aber eine schwache Einbildungs- und schwache Urtheilskraft, und auf diese Unvollkommenheit ist der große Unterschied zurückzuführen, der zwischen Mensch und Thier besteht.

Diese Unvollkommenheit hat als erste Folge, daß das Thier die Theilvorstellungen des Verstandes gewöhnlich nur zu Theilen von Objekten verbindet. Nur solche Objekte, welche sich ganz auf seiner Retina abzeichnen, wird es als ganze Objekte auffassen; alle anderen sind als ganze Gegenstände für dasselbe nicht vorhanden, da seine Einbildungskraft nicht *viele* entschwundenen Theilvorstellungen festzuhalten vermag. So kann man sagen, daß das klügste Thier, dicht vor einem Baume stehend, dessen ganzes Bild nicht gewinnen wird.

Dann fehlen ihm die wichtigen, von der Vernunft auf Grund apriorischer Formen und Functionen bewerkstelligten Verbindungen. |
i67 Es kann nicht die Zeit construiren und lebt deßhalb ausschließlich in der Gegenwart. In Verbindung hiermit steht, daß das Thier nur solche Bewegungen erkennt, welche auf dem

Punkte der Gegenwart wahrnehmbar sind. Der *ganze Verlauf* der Ortsveränderung eines Objekts, eine nicht wahrnehmbare Ortsveränderung und alle inneren Bewegungen (Entwickelungen) entschlüpfen seinem Geiste. Das Thier wird ferner die Einwirkung eines Objekts mit der Veränderung in einem anderen nicht verknüpfen können, denn ihm fehlt die allgemeine Causalität. Die Erkenntniß eines dynamischen Zusammenhangs der Dinge ist ihm natürlich ganz unmöglich. Nur den causalen Zusammenhang zwischen seinem Leib und solchen Dingen, deren Einwirkung auf diesen es schon erfahren hat, also das in der Analytik angeführte *zweite* causale Verhältniß, jedoch wesentlich beschränkt, wird es mit Hülfe des Gedächtnisses erkennen. Da ihm auch die Substanz fehlt, so ist seine Welt als Vorstellung mangelhaft und fragmentarisch.

Schließlich kann es keine Begriffe bilden. Es kann also nicht in Begriffen denken, und seinem Geiste fehlt die so wichtige, nur durch das Denken zu erlangende, Spitze: das Selbstbewußtsein. Sein Bewußtsein äußert sich:

1) als Gefühl,
2) als Selbstgefühl (Gemeingefühl der Individualität).

Wenn man nun auch den höheren Thieren das abstrakte Denken nicht beilegen kann, so muß man ihnen dagegen ein Denken in *Bildern*, auf Grund von Urtheilen in Bildern, zusprechen. Der in einem Fußeisen gefangene Fuchs, welcher sein Bein durchbiß, um sich zu befreien, fällte, indem er das freie Bein bildlich neben das andere hielt, zwei richtige Urtheile und zog aus ihnen einen richtigen Schluß: Alles auf bildliche Weise (ohne Begriffe), unterstützt von der unmittelbaren Anschauung.

Die Vernunft des Thieres ist also eine einseitig ausgebildete und sein Geist überhaupt ein wesentlich beschränkter. Da nun der Geist nichts weiter ist, als ein Theil einer gespaltenen Bewegung, so ergiebt sich, daß die restliche ganze Bewegung des thierischen Willens intensiver sein, also der Instinkt bedeutender im Thiere in den Vordergrund treten muß, als der Dämon im Menschen. Und in der That wird der Lenker des Thieres überall da kräftig vom Instinkte unterstützt, wo er verkettete Wirksamkeiten und zukünftige |
168 Verhältnisse, von denen die Erhaltung des Thieres abhängt, nicht erkennen kann. So bestimmt der Instinkt die Zeit, wann die Zugvögel den Norden verlassen müssen, und treibt andere Thiere im Herbste an, Nahrung für den Winter einzusammeln.

16.

Wenden wir uns jetzt zum Willen des Thieres, so ist seine Individualität, als Ganzes, wie die des Menschen, ein geschlossenes Fürsichsein oder Egoismus.

Wie der Mensch, will ferner das Thier in einer bestimmten Weise leben, d. h. es hat einen *Charakter*.

In Betreff nun der Temperamente und Willensqualitäten des Thieres, so ist klar, daß dieselben weniger zahlreich als die des Menschen sein müssen; denn sein Geist ist unvollkommener, und nur in Verbindung mit einem entwickelten Geiste kann sich der Wille mannigfach gestalten, d. h. auswickeln. Man wird deshalb das Richtige treffen, wenn man, von den höheren Thieren im Allgemeinen sprechend, ihre Temperamente auf zwei Willensqualitäten, Lebhaftigkeit und Trägheit, einschränkt. Nur bei wenigen Hausthieren, deren Intelligenz und Charakter durch den tausendjährigen Umgang mit Menschen geweckt und ausgebildet worden sind, trifft man die menschlichen Temperamente an, und ist hier vor Allen das Pferd zu nennen.

Wie wichtig dieser Umgang mit Menschen für das Thier ist, zeigen verwilderte Pferde und die Prairie-Hunde. Letztere fallen oft, wie Humboldt erzählt, blutgierig den Menschen an, für dessen Vertheidigung ihre Väter kämpften. In solchen verwilderten Thieren hat eine Rückbildung in der Weise stattgefunden, daß die Intelligenz sich verminderte und dadurch die ganze Bewegung des Bluts (der Instinkt) intensiver, der Charakter dagegen einfacher wurde.

Von den Willensqualitäten werden alle diejenigen wegfallen, welche den menschlichen Geist zur Bedingung haben, wie Geiz, Gerechtigkeit, Entschlossenheit, Schamhaftigkeit u.s.w. Von den verbleibenden, wie Neid, Falschheit, Treue, Geduld, Sanftmüthigkeit, Tücke u.s.w. zeigen die Affen, Elephanten, Hunde, Füchse, Pferde, die meisten. Oft kann man mit einer

einzigen Willensqualität den ganzen Charakter eines Thieres bezeichnen, oft selbst dieses nicht |
i69 einmal und es bleibt nur der Charakter der Individualität überhaupt: der Egoismus.

Das Gefühl des Thieres ist, wegen der verhältnißmäßig geringeren Nervenmasse und auch wegen ihrer gröberen Beschaffenheit, schwächer als das menschliche. Seine Schmerzen und Wollustempfindungen sind daher gedämpfter und weniger intensiv als die des Menschen.

Auch die Zustände der Lust und Unlust im Thiere sind schwächer und weniger zahlreich als die des Menschen; denn ihre Vertiefung und Dauer hängt vom abstrakten Denken ab. Nur die Thiere der höchsten Stufe kennen den Zustand der Freude und der Trauer. Anhaltend trauern und so intensiv wie der Mensch sich freuen, kann sehr wahrscheinlich nur der Hund.

Ferner fällt die Verzweiflung aus, und nur bei wenigen Thieren wird an die Stelle der Hoffnung, welche den Begriff der Zukunft voraussetzt, ein Zustand der Erwartung treten. Die Furcht kennt dagegen jedes Thier, denn die Thiere im Allgemeinen sind feig. Muthig ist das Thier nur, wenn es sich instinktiv für die erweiterte Individualität entschieden hat (Kampf der Männchen um die Weibchen, Vertheidigung der Brut). Der Hund allein ist muthig aus Treue und erscheint hier als das alleredelste Thier.

Haß und Liebe schließlich zeigen alle Thiere mehr oder weniger deutlich. Die Liebe tritt auf als Geschlechtsliebe (Brunst) und ist, weil sie im Blutleben wurzelt und der Instinkt viel intensiver ist als der Dämon, ein wilderer und ausschließlicherer Zustand, als beim Menschen. Das Lebensgefühl erreicht seine höchste Stufe. Der Leib wird strotzend, die Bewegungen werden lebhafter und die innere heftige Erregung pflanzt sich als Ton fort. Die Vögel singen, locken, pfeifen, gurgeln; das Rindvieh brüllt; die Katze schreit; der Fuchs bellt; das Reh pfeift; das Rennthier lockt; der brünstige Hirsch erhebt ein lautes, weithin vernehmbares Geschrei. Die Aufregung zeigt sich ferner in den schwülen, rollenden Augen; in der unaufhörlichen Bewegung der Ohren; im Stampfen mit den Füßen und im Aufwühlen der Erde mit dem Geweih, resp. mit den Hörnern. Das brünstige Thier bemerkt kaum die Gefahr und vergißt oft Hunger, Durst und Schlaf.

Die Liebe tritt dann noch auf als Lustgefühl der Macht. Stier |
i70 und Widder, Hahn und Enterich bewegen sich mit einem gewissen Stolze in ihrer Familie.

Der Haß zeigt sich als Abneigung, ja Feindschaft der Geschlechter nach der Begattung und, auf Grund des Egoismus (eine einzelne Willensqualität trägt ihn selten) als Haß gegen die ganze Umgebung oder gegen Individuen, wenn das Dasein auf dem Spiele steht.

Wie der Mensch, so verwandelt auch das Thier aus eigener Kraft die normale Bewegung in sämmtliche anderen Zustände. Die Brunst ist der erregteste Zustand.

Je mehr man nun im Thierreich herabsteigt, desto einfacher erscheint, durch das immer ungünstiger sich gestaltende Verhältniß der Intelligenz zum Willen und den immer simpler werdenden Geist, der individuelle Wille. Ganze Sinne fehlen, die Formen des Verstandes verkümmern, seine Function wird immer seltener sollicitirt, und die höheren Erkenntnißvermögen fallen schließlich ganz fort.

17.

Wir betreten jetzt das stille Reich der Pflanzen. Keine Sensibilität, d. h. keine Vorstellung, kein Gefühl, kein Selbstgefühl, kein Selbstbewußtsein: das sind die Merkmale, wodurch sich die Pflanze vom Thiere unterscheidet.

Die Pflanze hat eine resultirende Bewegung. Es sind zwei ganze Theilbewegungen, welche zu einer resultirenden sich zusammenschließen. Nicht wie beim Thier hat sich die eine Theilbewegung nochmals gespalten, sondern ist ganz geblieben, und deshalb hat die Pflanze keine Sensibilität und ist bar aller die Sensibilität begleitenden Erscheinungen.

Die pflanzliche Irritabilität enthält also gleichsam noch die Sensibilität und ist mithin wesentlich von der thierischen unterschieden. Sie reagirt unmittelbar auf den äußeren Reiz und wird dabei von der ursprünglichen, restlichen ganzen Bewegung actuirt.

Nehmen wir die Vorstellung zu Hülfe, so ist der Saft der ächte Pflanzenwille. Aber er ist nicht die Objektivation des ganzen Willens. Wurzel, Stengel, Blätter und Geschlechtsorgane sind Ausscheidungen aus dem Safte und bilden, mit diesem, die Objektivation des ganzen

Pflanzenwillens. Der große Unterschied zwischen Pflanze und Thier liegt darin, daß der Saft die Organe unmittelbar actuirt, |
i71 wie das Blut das Gehirn, während die übrigen Organe des Thieres durch die bloße Actuirung des Blutes gar nicht functioniren könnten. Es bedarf bei diesen vor Allem des Zusammenschlusses von Nerv und Muskel und jetzt erst kann, wie oben dargelegt wurde, das Blut die ganze Bewegung bewirken.

18.

Die Pflanze ist individueller Wille zum Leben und ist ein geschlossenes Fürsichsein. Sie will das Leben in einer ganz bestimmten Weise d. h. sie hat einen Charakter. Aber dieser Charakter ist sehr einfach. Er tritt nicht in Willensqualitäten auseinander, sondern ist für alle Pflanzen, von innen erfaßt, ein blinder Drang, Wachsthum von einer bestimmten Intensität. Von außen dagegen betrachtet, zeigt sie hervorstechenden eigenen Charakter oder, mit anderen Worten, sie zeigt uns ihren Charakter als Objekt: sie trägt ihn zur Schau.

Man kann nur drei Zustände bei der Pflanze unterscheiden, welche dem normalen Zustande, dem Haß und der Liebe des Thieres entsprechen, nämlich Wachsen, Blühen und Welken. Unter Welken verstehe ich hier Concentration.

Im Zustande des Blühens hat die Pflanze ihr höchstes Leben erreicht. Sie »glüht und leuchtet« und die meisten, im Drange, ihre Sphäre noch mehr zu erweitern, exhaliren Duft. Es ist, als ob sie aller Welt Kunde von ihrer Glückseligkeit geben wollten; doch setzt dieser Vergleich Bewußtsein voraus, das wir der Pflanze ganz entschieden absprechen müssen. Was die Sprache für den Menschen, der Ton für das Thier, das ist das Duften für die Pflanze.

Ich will hierbei erwähnen, daß sich die tiefe Erregung der Pflanze im Zustande des Blühens sehr oft in einer Erhöhung ihrer Temperatur kundgiebt, welche in einzelnen Fällen geradezu erstaunlich ist. So zeigt die Blüthe von *Arum cordifolium* z. B. bei einer Temperatur der Luft von 21°, eine Wärme von 45° (Burdach I, 395).

Im Zustande des Welkens verengert die Pflanze ihre Sphäre. (Als Analogon des thierischen Hasses nach der Begattung kann man das Zurückbiegen der Staubfäden nach der Befruchtung ansehen.) Es verwelken die Staubfäden, die Blumenblätter, die Blätter; die Frucht fällt ab und die Idee der Pflanze concentrirt sich im Safte.

i72 Bei den einjährigen Pflanzen und anderen, wie bei der Sagopalme, *Agave americana, Foucroya longaeva*, ist das Welken identisch mit Absterben. Hier concentrirt sich die Idee der Pflanze ganz in der Frucht.

Die Zustände des Pflanzenwillens beruhen, wie alle Zustände des Individuums überhaupt, auf der Umwandlung seiner normalen Bewegung aus eigener Kraft.

Das Leben der Pflanze ist zwar, wegen der fehlenden Sensibilität, ein Traumleben, aber eben deshalb ein außerordentlich intensives. Es ist nur ein scheinbar ruhiges und sanftes. Man denke an die überschwängliche Fruchtbarkeit, welche den heftigen Trieb der Pflanze, sich im Dasein zu erhalten, zeigt, und an den bekannten Versuch von Hales, wonach die Kraft des ausströmenden Weinstocksaftes fünfmal stärker ist als die Kraft, womit sich das Blut in der großen Schenkelarterie des Pferdes bewegt.

19.

Wir betreten jetzt das unorganische Reich, das Reich der unorganischen oder chemischen Ideen, deren Merkmal die ungetheilte Bewegung ist.

Die chemische Idee ist, wie aller individuelle Wille, ein geschlossenes Fürsichsein. Die ächte Individualität im unorganischen Reich ist die ganze Idee. Da jedoch jeder Theil das selbe Wesen hat wie das Ganze, so ist jede geschlossene Sphäre einer homogenen chemischen Kraft, welche in der Natur angetroffen wird, ein Individuum.

Die chemische Idee will das Leben in einer bestimmten Weise, d. h. sie hat einen Charakter. Derselbe ist, von innen erfaßt, ein unaufhörlicher simpler, blinder Drang. Alle Thätigkeiten der chemischen Idee sind auf diesen einen Drang zurückzuführen. Er offenbart sich, wie der der Pflanze, deutlich im Aeußeren: er ist vollständig im Objekt abgedrückt.

Nichts kann verkehrter sein, als einer chemischen Idee das Leben abzusprechen. In

demselben Augenblicke, wo ein Stück Eisen z. B. seine innere Bewegung, die doch das einzige Merkmal des Lebens ist, verlöre, würde es nicht etwa zerfallen, sondern thatsächlich zu Nichts werden.

i73

20.

Chemische Ideen sind nun zunächst die sogenannten einfachen Stoffe wie Sauerstoff, Stickstoff, Eisen, Gold, Kalium, Calcium u.s.w. rein, ohne Beimischung. Dann sind sämmtliche reinen Verbindungen einfacher Stoffe miteinander Ideen, wie Kohlensäure, Wasser, Schwefelwasserstoff, Ammoniak, Eisenoxyd, Manganoxydul, und die Verbindungen dieser mit einander, wie schwefelsaurer Kalk, chromsaures Kali, salpetersaures Natron; also sämmtliche einfachen Stoffe Säuren, Basen und einfachen Salze sind besondere Ideen.

Besondere Ideen sind auch diejenigen Verbindungen, welche, bei gleicher (procentischer) Zusammensetzung, verschiedene Eigenschaften zeigen, und welche man polymere Substanzen genannt hat. So ist die Pentathionsäure ($S_5 O_5$) von der Unterschwefeligen Säure ($S_2 O_2$) wesentlich verschieden, obgleich Schwefel und Sauerstoff in beiden Verbindungen in gleichem Verhältniß, nach Prozenten und Aequivalenten, zusammengetreten sind.

Ferner sind die organischen chemischen Verbindungen selbstständige Ideen, also die Radicale und ihre Verbindungen, wie Aethyl ($C_4 H_5 = Ae$) und Aethyloxyd ($Ae O$), Jodäthyl ($Ae J$), schwefelsaures Aethyloxyd ($Ae O . SO_3$), sowie die polymeren organischen Substanzen wie Aldehyd ($C_4 H_6 O_2$) und Essigäther ($C_8 H_8 O_4$).

Es sind schließlich alle Doppelsalze und die conservirten Ueberreste von Organismen, wie Knochen, Holz u.s.w., besondere Ideen, weil sie besondere chemische Verbindungen sind.

Dagegen sind Conglomerate, als solche, keine besonderen Ideen.

In diesem Rahmen, den wir dem unorganischen Reich gegeben haben, befinden sich nicht etwa bloß die chemischen Präparate; er ist kein Rahmen für die chemischen Formeln allein; sondern er umschließt alle Individuen der unorganischen Natur. So wäre es falsch z. B. Arragonit und Kalkspath, welche eine ganz verschiedene Crystallbildung haben, nicht zu trennen; denn jeder Unterschied im Objekt deutet auf einen Unterschied im Ding an sich, und auch nach solchen Abweichungen sind die besonderen Ideen zu bestimmen.

Ich schließe diesen allgemeinen Theil mit der Bemerkung, daß es ganz gleichgültig für die immanente Philosophie ist, ob die Zahl der einfachen chemischen Stoffe und deren Verbindungen, im Fortschritt der Wissenschaft, vermehrt oder vermindert werden wird. Der Philosoph darf die Naturwissenschaften nicht einengen und binden. |
i74 Seine Aufgabe ist lediglich: das von den Naturforschern gesammelte Material zu sichten und unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen. Er muß nur die chemischen Ideen definiren, unbesorgt darum, ob die unter bestimmten Begriffen stehenden Objekte vermehrt oder vermindert werden.

21.

Wir haben nunmehr, auf Grund dreier ganz bestimmten Zustände, die Objekte des unorganischen Reichs zu classificiren und dann den Charakter der Objekte jeder Abtheilung zu untersuchen.

Alle Körper sind entweder fest, flüssig oder gasförmig.

Allen gemein ist Ausdehnung und Undurchdringlichkeit, was nichts weiter besagt, als daß jeder unorganische Körper individueller Wille zum Leben ist. Er hat eine Kraftsphäre und behauptet sich im Leben, das er will.

Die festen Körper zeigen dann Schwere, d. h. sie haben ein Hauptstreben: den Mittelpunkt der Erde zu erreichen. Jedes Individuum des unorganischen Reichs will im Mittelpunkt der Erde sein: das ist sein allgemeiner Charakter. Sein spezieller Charakter ist die Intensität, mit der er sein Streben geltend macht, seine Cohäsion, oder auch seine specifische Schwere (specifisches Gewicht).

In der Ausübung dieses Strebens, das der feste Körper immer hat und nie verliert, offenbart er Trägheit.

Jeder feste Körper ist ferner mehr oder weniger ausdehnbar oder zusammendrückbar.

Hiernach bestimmt man seine *Ausdehnbarkeit* und *Zusammendrückbarkeit*, seine *Härte*, *Sprödigkeit*, *Elasticität* und *Porosität*, kurz seine sogenannten physikalischen Eigenschaften, welche in keiner Hinsicht Ideen, selbstständige Kräfte, sind, sondern nur das Wesen der chemischen Ideen näher bestimmen. Sie werden am Objekt (dem durch die subjektiven Formen gegangenen Ding an sich) abgelesen und mit Recht auf den Grund der Erscheinung bezogen. Unabhängig von einer chemischen Idee sind sie nicht einmal denkbar: sie stehen und fallen mit ihr.

Einige dieser Eigenschaften beruhen auf einer Modifikation des Aggregatzustandes, den man gleichfalls den normalen nennen kann. Die Ausdehnbarkeit durch Wärme besagt lediglich, daß ein Körper, durch fremde Anregung, in einen *erregteren* Zustand, in eine heftigere |
i75 innere Bewegung übergegangen ist, und in ihr seine Sphäre zu erweitern sucht. Wärmer ist er dabei nicht deshalb geworden, weil ein Theil einer besonderen Idee, Wärme genannt, auf die wunderbarste Weise in seine Individualität eingedrungen, Herr in ihr geworden oder gar in eine Verbindung mit ihr getreten wäre, sondern ist wärmer geworden, weil er seine Bewegung, auf fremde Anregung allerdings, aber aus ureigener Kraft, verändert hat und in dieser neuen Bewegung jetzt auf den Fühlsinn des Beobachters einen anderen Eindruck macht, als vorher.

Auf der anderen Seite zieht sich ein Körper zusammen und wird kälter, weil entweder die fremde Anregung aufgehört hat, oder er, auf andere Körper wirkend, seine erregtere Bewegung verliert. Er geht aus dem bewegteren Zustand in den normalen zurück, und nun sagen wir, er ist kälter geworden, weil er in seinem neuen Zustande auch einen bestimmten neuen Eindruck macht. –

Die *gasförmigen Körper* zeigen *ein* Bestreben, *eine* Bewegung, welche das gerade Gegentheil der Schwere ist. Während der feste Körper nur nach dem Centrum der Erde oder, ganz allgemein ausgedrückt, nach einem idealen, außer ihm liegenden bestimmten Punkte strebt, will sich der gasförmige unaufhörlich nach *allen* Richtungen ausbreiten. Diese Bewegung heißt *absolute Expansion*. Sie bildet, wie gesagt, den direkten Gegensatz zur Schwere, und ich muß deshalb die Behauptung, daß Gase der Schwere unterworfen seien, entschieden zurückweisen. Daß sie schwer sind, läugne ich nicht; dies beruht aber zunächst darauf, daß sie eben nach allen Richtungen wirken, also auch da, wo man ihr Gewicht bestimmt, dann auf dem Zusammenhang aller Dinge, der die ungehinderte Ausbreitung nicht gestattet.

Zwischen den festen und den gasförmigen Körpern liegen die *flüssigen*. Die Flüssigkeit zeigt eine einzige ungetheilte Bewegung, welche zu bestimmen ist: als ein Auseinanderfließen im Streben nach einem idealen, außer ihr liegenden Mittelpunkte. Sie ist beschränkte Expansion oder auch modificirte Schwere.

Die verschiedenartigen Bestrebungen fester, flüssiger und gasförmiger Körper zeigen sich am deutlichsten, wenn man sie hemmt. So drückt ein Stein nur seine Unterlage, weil er nur das eine direkte Streben nach dem Mittelpunkt der Erde hat; eine Flüssigkeit dagegen drückt, so weit sie reicht, alle Theile des Gefäßes, weil sie nach |
i76 allen Richtungen wirkt, welche unterhalb ihres Spiegels liegen; ein Gas füllt schließlich einen geschlossenen Ballon völlig aus und macht ihn durchweg strotzend, weil sein Streben nach allen Richtungen drängt.

22.

Vergleicht man die sogenannten Aggregatzustände nach ihrer Intensität miteinander, so wird Jeder sofort die Bewegung der gasförmigen Idee als die heftigste und kraftvollste bezeichnen. Spricht man von Aufständen, Kriegen, Revolutionen, so wird man selten verfehlen, in die Rede Worte wie Sturm, Explosion, Ausbruch, einzuflechten. Seltener wird man Bilder, welche dem Wirken von Flüssigkeiten entlehnt sind, gebrauchen und von der Gewalt von Wasserfluthen, ausgetretenen Gebirgsbächen, Wolkenbrüchen, sprechen. Die Wirksamkeit fester Körper benutzt man alsdann gar nicht. Ebenso spricht man von Wuthausbrüchen, vulkanischen Eruptionen der Leidenschaft des Individuums und sagt auch: vor Wuth bersten, platzen.

Sehr sinnig vergleicht man das beharrliche Verfolgen eines einzigen Zieles mit der Schwere; die Beweglichkeit eines Charakters mit den Wellen; das Gebahren des Individualismus mit dem Dampf, und spricht von der Solidität eines Individuums im guten, von seiner Schwerfälligkeit im mäkelnden Sinne, von seiner Vielseitigkeit und Launenhaftigkeit. Die Franzosen sagen: *une femme vaporeuse* und die Italiener wenden oft das Wort *vaporoso* auf einen Charakter an, der keine bestimmten Ziele verfolgt, bald dieses, bald jenes will, und Nichts mit Ernst.

Dem Grade der Intensität nach ist also der gasförmige Zustand der erste; ihm folgt der flüssige und der am wenigsten heftige ist der feste.

23.

Der Aggregatzustand ist der normale eines unorganischen Körpers. Diesen normalen Zustand kann jede chemische Idee, auf äußere Veranlassung, modificiren, ohne ihn ganz zu verlieren. Der Zustand eines glühenden Eisens ist ein wesentlich anderer, als der eines Eisens von gewöhnlicher Temperatur, und doch ist das glühende Eisen aus seinem Aggregatzustande nicht herausgetreten. In dieser |
i77 Grenze ist aber seine Bewegung intensiver als vorher. Das Gleiche gilt von Flüssigkeiten und Gasen, z. B. von kochendem Wasser und comprimirter Luft.

Außer diesen normalen Zuständen und ihren Modificationen finden wir nun im unorganischen Reiche noch zwei: den positiv- und den negativ-electrischen.

Die chemische Idee im normalen Zustande ist indifferent, d. h. sie zeigt weder positive, noch negative Electricität. Wird sie jedoch in einer gewissen Weise gereizt, so verwandelt sie ihren Zustand in den positiv- oder negativ-electrischen.

Handelt es sich bei der Erregung um eine Erweiterung der Individualität, so wird die Kraft positiv-electrisch, anderenfalls negativ-electrisch, und führt man deshalb, nach meiner Ansicht, chemische Verbindungen mit Unrecht auf Affinität oder Wahlverwandtschaft zurück. Der Vorgang gleicht viel mehr einem Acte der Nothzucht, als einer liebenden Vereinigung. Die eine Individualität will eine neue Bewegung, ein anderes Leben in einem Dritten; die andere sträubt sich mit aller Macht dagegen, wird aber besiegt. Jedenfalls ist die chemische Verbindung das Produkt einer Zeugung. In dem Erzeugten leben beide Individuen fort, aber gebunden, so daß jenes ganz andere Eigenschaften zeigt. Die einfache chemische Verbindung ist ein Erzeugtes, das wiederum zeugen kann. So entstehen die Salze, und zwar ist die Base das echte zeugende Prinzip, weil sie sich immer gegen die Säure electro-positiv verhält.

Daß beim Verbinden chemischer Ideen etwas stattfindet, was wir, wäre es von Bewußtsein begleitet, Nothzucht und gewaltsames Unterwerfen, nicht gegenseitiges sehnsüchtiges Suchen nennen würden, scheint mir dadurch eine Bestätigung zu finden, daß dieselbe Kraft bald positiv-, bald negativ-electrisch wird, je nachdem sie beim Zeugen die Hauptrolle spielt. So verhält sich Schwefel im Zeugungsmomente gegen Sauerstoff positiv-, gegen Eisen negativ-electrisch. Wenn sich der Kalk der Kreide mit Salzsäure verbindet und die Kohlensäure entweicht, so darf man wohl nicht unpassend von einer Befreiung sprechen.

Berühren sich zwei Metalle und werden sie entgegengesetzt electrisch, so handelt es sich natürlich nicht um Zeugung, sondern es zeigt sich nur eine große Erregung in jedem Individuum, wie bei Hund und Katze.

i78 Daß die chemische Verbindung nur im erregten electrischen Zustand der Körper möglich ist, geht deutlich daraus hervor, daß durch Abkühlung, also Vernichtung des nöthigen Anreizes, Verbindungen verhindert werden können. Die eine Kraft erlangt nicht die Energie zum Angriff, die andere nicht die Widerstandsfähigkeit und beide bleiben deshalb indifferent.

Die Zerlegung chemischer Verbindungen durch Wärme beruht darauf, daß der äußere Anreiz ungleich auf die gebundenen Kräfte wirkt. Die unterdrückte kommt in einen erregteren und mächtigeren Zustand als die vorher stärkere und kann sich jetzt befreien. Das Gleiche findet bei der Zerlegung durch electrische Ströme statt.

Die drei Hauptmodificationen der Wahlverwandtschaft, einfache, doppelte und prädisponirende: 1) $Fe + ClH = FeCl + H$; 2) $FeO + ClH = FeCl + HO$; 3) $Fe + HO + SO_3 = Fe.\ OSO_3 + H$, erklären sich einfach aus dem Verlangen jeder electro-positiven Kraft, eine

bestimmte neue Bewegung oder Daseinsweise zu haben. Im letzteren Falle zersetzt das Eisen Wasser, weil es sich als Oxydul mit Schwefelsäure verbinden will, und die Schwefelsäure reizt es zur Zersetzung. –

Eine fernere Erweiterung der Individualität findet schließlich durch einfache Anziehung statt, d. h. das Individuum äußert Adhäsion. Die Verbindung durch Adhäsion ist das unorganische Analogon der erweiterten äußeren Sphäre des Menschen.

24.

Blicken wir auf den bis jetzt in der Physik abgegangenen Weg zurück, so sehen wir überall, wir mögen uns wenden wohin wir wollen, ein einziges Princip, die Thatsache der inneren und äußeren Erfahrung: individuellen Willen zum Leben und seine Zustände.

Die Individuen, welche zu unserer Erfahrungswelt gehören, scheiden sich zunächst in 4 große Gruppen durch die besondere Art ihrer Bewegung.

Dann unterscheiden sie sich in den Gruppen von einander:

a. im unorganischen und Pflanzenreich, von innen, nach Analogie, erfaßt, durch größere oder kleinere Intensität des Triebs, die sich äußerlich in physikalischen Eigenschaften, resp. einer großen Mannigfaltigkeit von Formen offenbart;

i79 *b.* im Thierreich und beim Menschen durch größere oder kleinere Entfaltung des Willens (Willensqualitäten) und des Geistes (vorzüglich der Hülfsvermögen der Vernunft).

Sämmtliche Individuen sind in unaufhörlicher Bewegung, und jede Bewegung ruft einen bestimmten Zustand hervor. Sämmtliche Zustände sind Modificationen eines normalen Zustandes, welche der Wille aus eigener Kraft, und nur auf fremde Anregung, bewerkstelligt.

Die Glieder der Reihen:

Geschlechtsliebe – Brunst – Blühen – Positive Electricität;
Menschlicher Haß – thierischer Haß – Welken – Negative Electricität

sind nicht identisch, wohl aber sehr nahe miteinander verwandt.

25.

Wir haben jetzt das Leben der chemischen Ideen, dann die Zeugung und Leben und Tod der organischen zu betrachten.

Die einfachen chemischen Ideen sind, und nach allen Beobachtungen, die gemacht wurden, verändern sie weder ihr Wesen, noch können sie vernichtet werden. Dadurch aber, daß sie sich mit einander verbinden können, sind sie, wie der Materialismus sagt, in einem unaufhörlichen (nicht ewigen) Kreislauf begriffen. Verbindungen entstehen und vergehen, entstehen wieder und vergehen wieder: es ist ein endloser Wechsel.

Faßt man die Verbindungen allein in's Auge, so kann man sehr wohl auch im unorganischen Reich von Zeugung, Leben und Tod sprechen.

Verbindet sich eine einfache chemische Idee mit einer anderen, so entsteht eine neue Idee mit eigenem Charakter. Diese neue Idee hat wiederum Zeugungskraft; sie kann mit anderen, zu denen sie in Wahlverwandtschaft steht, eine neue Idee mit eigenem Charakter bilden. Nehmen wir eine Säure, eine Base und ein Salz, etwa SO_3, $Fe\,O$ und $FeO\,.\,SO_3$. Das Eisenoxydul ist weder Eisen, noch Sauerstoff; die Schwefelsäure weder Schwefel, noch Sauerstoff; das schwefelsaure Eisenoxydul weder Schwefelsäure, noch Eisenoxydul; und dennoch sind die einzelnen Ideen in der Verbindung ganz enthalten. Das Salz jedoch hat keine Zeugungskraft mehr.

Im unorganischen Reich ist die Zeugung Verschmelzung, und zwar gehen die Individuen ganz im Erzeugten auf. Nur indem |
i80 sie sich vorübergehend ganz opfern, oder besser: nur indem sich das eine vorübergehend ganz opfert und das andere ganz geopfert wird, kann sich das erstere auf eine höhere Stufe schwingen, d. h. sich eine andere Bewegung geben, worauf es bei der Zeugung allein ankommt.

Das Leben der chemischen Kraft besteht im Beharren in einer bestimmten Bewegung, oder, wenn die Umstände günstig sind, in der Aeußerung des Verlangens nach einer neuen Bewegung, welchem Verlangen die That sofort folgt, wenn nicht ein stärkeres Individuum sie

verhindert (wie die Berührung des Kupfers mit Eisen jenes derartig in Anspruch nimmt, daß es sich nicht mit der Kohlensäure der Luft zu kohlensaurem Kupferoxyd verbinden kann). Das Beharren wird nur durch beständige Abwehr ermöglicht, und schon hier tritt deutlich die Wahrheit hervor, daß das Leben ein Kampf ist.

Der Tod der chemischen Verbindung zeigt sich schließlich als eine Rückkehr der, in ihr gebunden gewesenen, einfachen Stoffe zur ursprünglichen Bewegung.

26.

Im organischen Reich ist die geschlechtliche Zeugung im Allgemeinen und die geschlechtliche Zeugung der Menschen im Besonderen die wichtigste, und wollen wir deshalb die letzteren allein betrachten.

Ein Mann und ein Weib, Jedes mit einem ganz bestimmten Charakter und einem ganz bestimmten Geiste, begatten sich. Erfolgt Befruchtung, so entsteht ein Individuum (oder mehrere) mit der Anlage zu einem bestimmten Charakter und einem bestimmten Geiste.

Daß der Same des Mannes das Ei des Weibes befruchtet, obgleich er nicht direkt in die Eierstöcke gelangen kann, ist eine Thatsache. Das Ei und der Same sind Absonderungen aus dem innersten Kerne des Individuums und enthalten seine sämmtlichen Qualitäten nachbildlich. So tritt jeder Zeugende in die Begattung, welche in der größten Erregung vor sich geht. Der *Zustand* nun, in dem sich jeder Zeugende befindet, bestimmt in zweiter Linie die Art der Frucht, und ist dies ein sehr wichtiges Moment; denn je nachdem das Weib oder der Mann leidenschaftlicher, fester, energievoller in der Begattung wirkt, wird das neue Individuum mehr die Individualität des Weibes oder des Mannes offenbaren. Auch ist zu beachten, daß das Weib, in großer Liebe zum Manne entbrannt, dessen Einwirkung wesentlich erhöhen wird, wie umgekehrt |
i81 der Mann, aus großer Liebe zum Weibe, der bestimmenden Thätigkeit des Weibes ein freies Spiel lassen kann.

Auf diese Weise werden Willensqualitäten der zeugenden Individuen gestärkt, geschwächt oder völlig gebunden; andere unverändert auf das Kind übertragen und zugleich dessen geistige Fähigkeiten bestimmt. Doch ist die Beschaffenheit des Keims nicht schlechthin unveränderlich; denn jetzt beginnt die Austragung im Leibe der Mutter, unter deren direktem Einflusse das neue Individuum während einer ziemlich langen Zeit steht. Was kann sich inzwischen nicht Alles ereignen! Schwerere Arbeit oder sorgsamere Pflege, Abneigung oder erhöhte Zuneigung zum Manne, geistige Anregungen, Liebe zu einem anderen Manne, Krankheit, heftigste vorübergehende Erregung oder ein anhaltender Fieberzustand durch Kriege, Revolutionen: dies Alles wird, eintretenden Falles, nicht spurlos am Embryo vorbeifließen, sondern ihn leichter oder tiefer berühren. Man darf annehmen, daß das deutsche Volk nach der französischen Gewaltherrschaft und das französische nach der großen Revolution und den Napoleon'schen Kriegen einen im Allgemeinen modificirten Charakter, jenes mehr Entschlossenheit, dieses noch mehr Unbeständigkeit, beide mehr geistige Regsamkeit erlangten, und daß dies nicht auf den Zustand der Zeugenden während der Begattung allein, sondern auch auf Einflüsse während der Schwangerschaft der Weiber zurückgeführt werden muß.

Das neue Individuum ist nichts Anderes, als eine *Verjüngung der Eltern*, ein Weiterleben, eine neue Bewegung derselben. Nichts kann in ihm sein, was nicht in den Eltern war, und der Dichter hat Recht, wenn er von sich sagt:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen;
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren.
Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder;
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Complex zu trennen,

Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

(Goethe.)

i82 Daß in Kindern Charakterzüge, Statur, Haar- und Augenfarbe der Großeltern hie und da hervorbrechen, findet seine Erklärung darin, daß eine gebundene Willensqualität, durch günstige Umstände, wieder frei werden und sich offenbaren kann.

Diese so einfachen Verhältnisse, die nur der nicht sieht, welcher sie nicht sehen will, werden von Vielen gewaltsam zu durch und durch geheimnißvollen gemacht, so daß man mit Goethe unwillig ausrufen möchte:

> Ist denn die Welt nicht schon voller Räthsel genug, daß man die einfachsten Erscheinungen auch noch zu Räthseln machen soll?

Bald soll die unbegreifliche machtvolle Gattung sich beim Zeugungsgeschäfte bethätigen, bald soll ein außerweltliches Princip die Natur des Kindes bestimmen, bald soll der Charakter des Neugeborenen total qualitätslos sein. Die oberflächlichste Beobachtung muß zur Verwerfung aller dieser Hirngespinnste und zur Erkenntniß führen, daß die Eltern in den Kindern weiterleben.

Auf der Verschiedenartigkeit der Zustände der Eltern in der Begattung, wobei auch das Alter einfließt, beruht die Verschiedenartigkeit der Kinder. Das Eine ist heftiger und aufgeweckter, das Andere sanfter und träumerischer, das Eine gescheidter, das Andere blöder, das Eine selbstsüchtiger, das Andere freigebiger. Es ist überhaupt nicht wunderbar, daß Kinder zuweilen ganz andere Eigenschaften als die Eltern zeigen, weil die Neutralisirung und Abänderung von Willensqualitäten, unter Umständen, sich sehr geltend machen können.

Betreten wir das Thier- und Pflanzenreich, so werden wir finden, daß je weiter wir gehen, desto geringer der Unterschied zwischen Kind und Eltern wird; weil der individuelle Wille immer weniger in Qualitäten auseinandertritt, die Zahl seiner Zustände immer kleiner und die Zustände selbst immer einfacher werden. Man sagt dann gewöhnlich, das Individuum habe nur noch Gattungs-Charakter, worunter zu verstehen ist, daß die Individuen einer Art alle gleich sind. Daß die Erzeugten nichts Anderes, als die verjüngten Eltern sind, zeigt sich deutlich bei einigen Insekten, welche unmittelbar nach der Begattung, resp. Ausscheidung der Gier, sterben; dann noch sehr deutlich bei den einjährigen Pflanzen und bei jenen mehrjährigen, welche nach der Samenbildung absterben.

i83

27.

Das Individuum tritt also als eine bestimmte Individualität in's Leben. Wie ich oben bereits sagte, müssen wir ihm, neben hervorstechenden Willensqualitäten, auch die Keime zu allen anderen zusprechen. Sie können verkümmern oder sich entfalten. Außerdem müssen wir seinem Geiste eine nicht zu knapp zugemessene Ausbildungsfähigkeit geben; denn wenn es auch nie gelingen wird, durch die sorgfältigste Erziehung aus einem Einfaltspinsel ein Genie zu machen, so ist doch nicht zu verkennen, wie mächtig Umstände verkümmernd oder erweckend auf die höheren Geisteskräfte einwirken können.

Die Welt übernimmt das neue Individuum und bildet es aus. Es ist anfänglich unbändiger Wille zum Leben, heftiger einfacher Drang; aber bald äußert es die angeborene Individualität, zeigt Individualcharakter, und sofort dringen andere Individuen beschränkend auf es ein. Es hat unstillbaren Durst nach Dasein und will ihn, seiner besonderen Natur gemäß, löschen; aber die Anderen haben den gleichen Durst und das gleiche Streben. Hieraus entspringt der Kampf um die Existenz, in dem sich die Individualität entwickelt, stählt oder schwächt, und entweder siegt, oder unterliegt, d. h. sich eine freiere Bewegung erringt, oder gebundener wird. Die angeborene Individualität verwandelt sich in eine erworbene, welche unter Umständen identisch mit jener sein kann, und der man, in engen Grenzen jedoch, die Fähigkeit zu weiterer Abänderung zugestehen muß, wie ich in der Ethik nachweisen werde.

28.

Jeder Organismus stirbt, d. h. die Idee wird zerstört. Der Typus, welcher während des Lebens, im Wechsel beharrend, sich die ihn constituirenden einfachen chemischen Ideen

assimilirte und wieder ausschied, zerfällt selbst.

Vor einem Leichnam stehend, hat der immanente Philosoph die Frage an die Natur zu stellen: Ist die Idee vernichtet, oder lebt sie fort? Die Natur wird immer antworten: Sie ist todt und sie lebt fort. Sie ist todt, wenn das Individuum sich nicht durch die Zeugung verjüngt hat, und sie lebt, wenn es auf Kinder blickte.

i84 Die Antwort befriedigt ihn nicht nur, sondern ihr erster Theil ist auch für Einige, deren Charakter man als Thatsache hinnehmen muß, wie den des Herrschsüchtigen, oder des Ehrgeizigen, oder des Wollüstigen, (der keine drei Schritt machen kann, ohne in ein Bordell zu fallen), das Trosteswort der Trostesworte und wird es einst für Alle werden.

29.

Unsere Erde ist eine kleine Collectiv-Einheit in einer unermeßlich großen, aber endlichen Kraftsphäre, dem Weltall. Die wahrscheinliche Beschaffenheit unseres Planeten, die Constitution des Weltalls und schließlich die Bewegung der Himmelskörper sollen uns jetzt beschäftigen.

Je tiefer man in das Innere der Erde eindringt, desto größer wird die Wärme, d. h. desto intensiver wird die Bewegung der chemischen Ideen, denen wir begegnen. So kann sich schon bei einer Tiefe von nur 34 Meilen kein Metall mehr im festen Zustande erhalten und wird flüssig. Hieraus dürfen wir schließen, daß in einer gewissen Entfernung von der Peripherie auch der flüssige Zustand sich nicht mehr erhalten kann und der Kern der Erde von Gasen, und zwar von außerordentlich comprimirten Gasen, erfüllt ist, auf welchen alles Flüssige schwimmt. Das Flüssige wäre dann von der festen Erdrinde umschlossen.

Diese Hypothese Franklin's muß die immanente Philosophie als die beste adoptiren; denn es ist klar, daß unsere Erde, ja das ganze Weltall nur dadurch einen Bestand haben kann, daß das Streben einer jeden chemischen Idee nie eine vollkommene Befriedigung findet. Nur einen Zoll, eine Linie vom idealen mathematischen Mittelpunkte der Erde entfernt, müßte ein fester oder flüssiger Körper noch fallen; denn er will nur in diesem Mittelpunkte sein: das macht sein ganzes Wesen aus. Gelänge es nun einem solchen Körper, den Mittelpunkt der Erde zu erreichen, so hätte er sein Streben, mithin seine ganze Wirksamkeit, sein ganzes Wesen verloren, und er würde thatsächlich im Momente der Ankunft zu Nichts werden.

In einem ganz anderen Verhältniß steht dagegen der Mittelpunkt der Erde zu den gasförmigen Ideen. Diese haben gar keine Beziehung zu ihm, denn sie streben immer nach allen Richtungen, niemals nach einer einzigen. Befindet sich also ein Gas im Mittelpunkte |
i85 der Erde so übt es nach wie vor seine Thätigkeit aus, denn sein Streben ist nicht erfüllt.

Hieraus ergiebt sich, daß, hätten wir unsere Erde mit dem vorhandenen Material erst zu schaffen, wir gar keine andere Einrichtung treffen könnten, als die bestehende, d. h. wir müssten comprimirte Gase in das Innere der Kugel, feste Körper an ihre Oberfläche und zwischen Beide ein Meer geschmolzener chemischer Ideen setzen.

Diese Uebereinstimmung der immanenten Philosophie, die ein im innersten Selbstbewußtsein gefundenes und von der Natur durchweg bestätigtes einziges Grundprinzip hat: den individuellen Willen zum Leben, mit der empirischen Thatsache einerseits, daß die Temperatur wächst, je tiefer man in das Innere der Erde eindringt, und der Kant-Laplace'schen Theorie andrerseits, giebt der Franklin'schen Hypothese eine sehr große Ueberzeugungskraft.

30.

Blicken wir auf das Weltall, das unermeßlich große, aber endliche, so zeigt sich uns eine einzige Kraftsphäre, d. h. wir gewinnen den Begriff einer Collectiv-Einheit von unzähligen individuellen Ideen, von denen jede auf alle anderen wirkt und gleichzeitig die Wirksamkeit aller anderen erfährt. Dies ist der dynamische Zusammenhang des Weltalls, den wir mit der zur Gemeinschaft erweiterten allgemeinen Causalität erkennen. Da nun einerseits unsere Erfahrung bis jetzt einen bestimmten Kreis nicht überschreiten konnte und wesentlich limitirt ist, andererseits die Lufthülle unserer Erde alle Erscheinungen gehemmter Thätigkeit zeigt, so

müssen wir ein dynamisches Continuum annehmen und chemische Ideen, über deren Natur wir jedoch kein Urtheil haben, zwischen die einzelnen Weltkörper setzen. Am Besten fassen wir sie unter dem geläufigen Begriff Aether zusammen, uns jedoch entschieden gegen die Annahme verwahrend, daß er imponderabel sei.

Wir haben schon oben die Wärme und die Electricität auf den Zustand der Ideen zurückgeführt und gesehen, daß sie nur Bewegungserscheinungen sind; denn die Bewegung ist das einzige Prädicat des individuellen Willens, und die verschiedenartigsten Zustände eines bestimmten Willens sind lediglich Modificationen seiner nor|malen
186 Bewegung. Es giebt weder freie Wärme, noch freie Electricität, auch keine gebundene (latente) Wärme. Ist ein Körper warm und verliert er seine Wärme an einen anderen, so heißt dies nur, daß er den Zustand des anderen erhöht und, in der Ausübung des Reizes, Kraft verloren, d. h. den eigenen Zustand geschwächt hat. Latente Wärme ist nach der einen Seite nur der Ausdruck für die Fähigkeit (die ureigene Kraft) des Willens, auf entsprechenden Reiz seinen Zustand zu verändern, und nach der anderen Seite der Ausdruck für die Rückkehr des Willens aus einem erregten Zustand in den normalen. Wie Wärme und Electricität, so ist auch der Magnetismus keine transscendente, hinter den Dingen lauernde Wesenheit, die sich bald auf sie stürzt und sie unterjocht, bald wieder *cavalièrement* verläßt und sich in ihre Behausung zurückzieht (eine Behausung, die nur als ein »Ueberall und Nirgends« bezeichnet werden könnte), und das Gleiche gilt vom Lichte.

Das Licht ist nichts Anderes, als die sichtbar gewordene, sehr heftige Bewegung der Ideen oder der vom Subjekt objektivirte Eindruck einer heftigen Bewegung auf den Gesichtssinn. Die Erkenntniß, daß das Licht nicht die wahrgenommenen Schwingungen eines alle Körper umgebenden Aethers, sondern der Körper selbst sei, bricht sich immer mehr Bahn und wird zu einer unbestrittenen wissenschaftlichen Wahrheit werden. Vollkommen überzeugend muß diese Ansicht auf Jeden wirken, der sich die Welt nicht anders, als endlich denken kann und, sich in den dynamischen Zusammenhang unzähliger Dinge mit den verschiedenartigsten Bestrebungen vertiefend, Alles in unaufhörlicher Action und Reaction begriffen erkennt und ein Weltall von gewaltigster Spannung, Tension, gewinnt. Wo immer auch innerhalb des Weltalls eine Bewegung stattfinde, – kein Ding wird von ihr unberührt bleiben: es wird den Eindruck erleiden und auf ihn reagiren.

Nun ist die Sonne für unser System ein Centrum, von wo aus nach allen Richtungen die heftigste Bewegung sich fortpflanzt, deren Quellen in den allerintensivsten Verbrennungsprocessen, im gewaltigen Stoße, den kosmische Massen, in die Sonne stürzend, ausüben, und in der Zusammenziehung des Sonnenkörpers selbst zu suchen sind.

Wenn aber eine Bewegung, die nach allen Seiten sich fortpflanzt, den Zustand unserer Luft, in einer Entfernung von 20 Mil|lionen
187 Meilen, derartig modificiren kann, daß sie einen Eindruck auf den Gesichtssinn hervorbringt, der objektivirt das weiße blendende Licht ist, daß sie ferner in den Tropen einen Eindruck auf den Fühlsinn macht, der, objektivirt, die uns fast vernichtende Sonnengluth ist – so muß sie von einer Gewalt sein, für deren Bestimmung uns alles Maaß fehlt; denn in der Art, wie unsere Organe auf diese Reize reagiren, finden wir so wenig einen Maaßstab, wie in der spielenden Leichtigkeit unserer Gliederbewegungen für den ungeheuern Luftdruck, den unser Körper erleidet.

Hieraus entnehmen wir:

1) daß das Sonnenlicht auf unserer Erde nur eine wahrgenommene eigenthümliche Bewegung der Luft (vielleicht nur ihres Sauerstoffs) ist, welche Bewegung letzten Endes, wenn man die Glieder der Reihe überspringt, ihren Grund in der aus den Processen auf der Sonne resultirenden Bewegung hat – ähnlich wie der Schall nur eine vom Ohr wahrgenommene eigenthümliche Bewegung der Luft ist;
2) daß man das Sonnenlicht bildlich, wenn man lediglich die Gewalt im Auge hat, mit der die ursprüngliche Bewegung sich fortpflanzt, eine außerordentlich große Kraft nennen kann.

31.

Nach der Newton'schen Theorie wird die Erde von zwei verschiedenen Kräften um die Sonne bewegt: von einer ursprünglichen, der Wurfkraft, und von der Anziehungskraft der Sonne. Jene allein würde die Erde in irgend einer geraden Linie fortstoßen, diese allein sie in gerader Linie an sich ziehen. Indem aber beide zusammenwirken, beschreibt die Erde eine krumme Linie um die Sonne.

Diese Kräfte hat Newton einfach postulirt und als vorhanden gesetzt. Ihr Wesen ist völlig unbekannt und wir kennen nur die Gesetze, wonach sie wirken. Das Gesetz der Trägheit lautet:

> Ein Körper, der einmal in Bewegung ist, wird, ohne Einwirkung äußerer Kräfte, seine Bewegung mit unveränderlicher Geschwindigkeit, in unveränderter Richtung fortsetzen, bis sie durch äußere Hindernisse aufgehoben wird;

i88 und das Gesetz der Gravitation lautet:

> Die Anziehung jedes Körpers verhält sich direkt wie seine Masse und indirekt wie das Quadrat seiner Entfernung, oder auch: die Anziehung eines Körpers ist gleich seiner Masse, dividirt durch das Quadrat seiner Entfernung.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sich nach diesen beiden Gesetzen die ganze himmlische Mechanik, alle Bewegungen der Himmelskörper erklären lassen. Was immer auch die wahren Ursachen der Bewegung sein mögen, nach diesen Gesetzen müssen sie wirken.

Was uns aber außerordentlich interessiren muß, das sind gerade die Ursachen der Bewegung, und es ist eine Aufgabe der immanenten Philosophie, die sie nicht ablehnen darf, wenigstens zu versuchen, den letzten Grund ausfindig zu machen. Der Versuch an sich wird ein Verdienst sein, wenn er auch mißlingt. Die Nachwelt wird kaum glauben können, daß man sich so lange bei den Gesetzen beruhigt und nach den wahren Kräften nicht geforscht hat. Wenn sie aber erwägen wird, wie in der betreffenden Periode alles Unerklärliche kurzerhand transscendenten Wesenheiten in die Schuhe geschoben wurde, wird ihr Erstaunen aufhören.

Daß sich die immanente Philosophie nicht bei den beiden unerkennbaren Kräften, Anziehungs- und Abstoßungskraft, beruhigen darf, ist klar. Sie muß sie verwerfen, wie alle anderen angeblichen Naturkräfte, die überall und nirgends sein und sich, behufs Offenbarung ihres Wesens, um eine sogenannte objektive Materie streiten sollen; sie muß sie verwerfen, wie die übersinnliche Gattung, die hinter den realen Individuen leben und bald das eine, bald das andere mit ihrer überwältigenden Kraft erfüllen soll; sie muß sie verwerfen, wie jede einfache Einheit, die in, neben oder hinter der Natur existiren soll, kurz wie Alles, was den Blick in die Welt trüben, das Urtheil über sie verwirren und die Reinheit des immanenten Gebiets aufheben kann.

Der »erste Impuls«, von dem die Astronomen die Tangentialkraft ableiten, muß zunächst in jedem klaren Kopfe die ernstesten Bedenken erwecken; denn sie fassen ihn auf: als äußeren Anstoß einer fremden Kraft. Der immanenten Philosophie dagegen macht der erste Impuls keine Schwierigkeit, weil sie ihn nicht auf eine fremde Kraft zurückführen muß, sondern ihn ableiten kann aus der ersten Bewegung, von welcher alle Bewegungen, die waren, |
i89 sind und sein werden, lediglich Fortsetzungen sind. – Diese erste Bewegung ist der Zerfall der transscendenten Einheit in die immanente Vielheit, eine Umwandelung des Wesens. Als die vorweltliche einfache Einheit, die absolute Ruhe und das transscendente Gebiet unterging, entstand die Vielheit, die Bewegung und das immanente Gebiet, die Welt. Die Bewegung, welche jeder individuelle Wille alsdann hatte, war ein erster Impuls, aber kein fremder; denn wenn wir auch nie die Natur der vorweltlichen Einheit aus dem Wesen des individuellen Willens erklären können, so steht doch fest, daß das Wesen der Einheit, obgleich verändert, in dieser Welt vorhanden ist, und die Bewegung, das einzige Prädikat des individuellen Willens, aus dem Innern entsprungen, nicht von außen angeflogen ist. Hierauf gestützt, kommt man dann, an der Hand der Kant-Laplace'schen Theorie, auf die Bewegung einer fertigen Erde.

Nicht so die Astronomen. Für sie ist, wie gesagt, der erste Impuls die Wirkung einer fremden Kraft. Setzen wir indessen den Fall, wir hätten uns bei dieser himmelschreienden *petitio principii* beruhigt, so wird uns sofort die Frage aufschrecken, welche Littrow in die

Worte faßt:

> Da die Körper, wie wir annehmen, ohne die Wirkung einer äußeren Kraft sich nicht bewegen können, wie sollen sie sich doch, derselben Annahme gemäß, ohne äußere Kraft in dieser Bewegung *erhalten*?

Hier liegt eine Schwierigkeit, die nur dann gehoben werden kann, wenn man den Impuls *in* das Wesen des Körpers selbst verlegt und ihn entweder selbst zu einer constant fortwirkenden Kraft macht, oder ihn *continuirlich erhalten* werden läßt, durch eine nachweisbare fremde, gleichfalls constant wirkende Kraft.

Wie der erste Impuls durch eine fremde Kraft, so kann auch die *Gravitation* eine kritische Untersuchung nicht vertragen. Sie ist die Erweiterung der uns Allen bekannten Schwere zur *allgemeinen Schwere*. Wie wir oben gesehen haben, ist die Schwere nicht *außerhalb* der festen und flüssigen Körper, sondern *in* ihnen zu suchen. Sie ist ihr innerer Trieb und drückt nur aus, daß jeder feste und flüssige Körper im Mittelpunkte der Erde sein will. Die Intensität dieses Triebes, welche objektiv seine specifische Schwere ausmacht, ist der specielle Charakter des Körpers.

i90 Die Physiker und Astronomen behaupten das gerade Gegentheil; sie stellen dadurch die Sache auf den Kopf und verwickeln sich in die größten Widersprüche, wie ich jetzt zeigen werde.

Zunächst sind sie gezwungen, die Schwere von den Körpern abzulösen, sie zu einer ihnen fremden Kraft zu machen, die von außen auf sie wirkt und sie zwingt, ihr zu folgen. Da es außerdem nicht denkbar ist, daß in einer Entfernung von nur einer Linie vom Mittelpunkte der Erde diese mystische Kraft aufhöre zu wirken, so müssen die Physiker ferner den Sitz der Kraft in den Mittelpunkt der Erde legen, der nothwendig ausdehnungslos ist. »Wer es fassen mag, der fasse es.«

Gesetzt nun den Fall, wir beruhigten uns hierbei, so könnten wir allerdings die wirklichen Erscheinungen auf unserer Erde und die hypothetischen in ihrem Innern erklären, oder mit andern Worten: für die einfache Schwere reicht der Sitz der Attraktionskraft im Mittelpunkte der Erde aus. Sofort ändert sich jedoch die Sache, wenn man von der Schwere zur *allgemeinen Schwere* übergeht, d. h. zur Attraktionskraft in unserm Sonnensystem. Jetzt wird die *Masse* des anziehenden Himmelskörpers ein Moment der Attraktionskraft, welches eine genügende Erklärung fordert. Da reicht der Sitz der Kraft im idealen Mittelpunkt eines Weltkörpers nicht mehr aus. Die Astronomen besinnen sich auch in dieser Verlegenheit nicht lange. Sie heben den Sitz der Attraktionskraft außerhalb der Körper einfach auf und verlegen ihn *in* die ganze Kraftsphäre derselben.

Es ist dies ein Akt der Verzweiflung. Auf der *Erde* soll die Schwere dem Körper *nicht* inhäriren, im *Sonnensystem* dagegen soll die Schwere *in* den Körpern liegen.

Dieser offenbare Widerspruch macht jeden Denkenden stutzig. Schon Euler (Briefe an eine Prinzessin) bemäkelte die Gravitation; er versuchte sie aus einem Stoße des Aethers auf die Körper zu erklären, »was vernünftiger, und den Leuten, die helle und begreifliche Grundsätze lieben, angemessener wäre.« Gleichzeitig spricht er von »einer eigenthümlichen Neigung und Begierde der Körper«, auf die ich gleich zurückkommen werde.

Auch Bessel konnte sich mit der Gravitation nicht befreunden, obgleich nicht deshalb, weil sie in sich widerspruchsvoll ist, sondern weil sie ihm Vorgänge im Lichtkegel des Halley'schen Kometen nicht erklären konnte.

i91

> Der Kern des Kometen und seine Ausströmungen gewährten das Ansehen einer brennenden Rakete, deren Schweif durch Zugwind abgelenkt wird.«
>
> (Humboldt, Kosmos I. Band.)

Bessel schloß aus vielfältigen Messungen und theoretischen Betrachtungen:

> »daß der ausströmende Lichtkegel sich von der Richtung nach der Sonne, sowohl rechts als links, beträchtlich *entfernte: immer* aber wieder zu dieser Richtung *zurückkehrte*, um auf die andere Seite derselben überzugehen.«

Hieraus überzeugte er sich:

> »von dem Dasein einer Polarkraft, von der Wirkung einer Kraft, welche von der Gravitation oder gewöhnlichen anziehenden Kraft der Sonne bedeutend verschieden sei, weil diejenigen Theile des

Kometen, welche den Schweif bilden, die Wirkungen einer *abstoßenden Kraft des Sonnenkörpers* erfahren.«

Also während die Gesetze der Tangential- und Attraktionskraft richtig sind und sehr wohl alle Bewegungen erklären (auch die des Halley'schen Kometen, wie sich ergeben wird), müssen die Kräfte selbst entschieden von der Philosophie verworfen werden. Aber was soll man an ihre Stelle setzen?

Ich erinnere daran, daß die Schwere der Trieb, oder wie Euler sagt, die »Neigung und Begierde« der festen und flüssigen Körper ist, im Mittelpunkte der Erde zu sein. Dagegen ist die Expansion die Neigung und Begierde der gasförmigen Körper, nach allen Seiten sich auszudehnen, oder auch ihr Abscheu vor irgend einem bestimmten Punkte. Wir mußten Franklin's Hypothese über die Constitution der Erde aus zwingenden Gründen für die beste erklären, und haben sie adoptirt. Legen wir sie unserem Versuche, die Bewegung der Erde um die Sonne zu erklären, zu Grunde, so ist unsere Erde eine Collectiv-Einheit individueller Willen, welche diametral entgegengesetzte Bestrebungen haben. Außerdem übt jedes Individuum sein Streben mit einer besonderen Intensität aus. Bei einer solchen Zusammensetzung, bei so verschiedenartigen Bewegungen der Individuen muß aber in jedem Momente eine resultirende Bewegung für das Ganze entstehen, die wir als Begierde nach dem Mittelpunkte der Sonne charakterisiren wollen.

Andererseits haben wir gesehen, daß das Sonnenlicht nichts anderes ist, als die sichtbar gewordene heftige Bewegung unserer Luft, |
i92 welche zurückzuführen ist auf gewaltige Expansionen der die Sonne umgebenden Gase, und wir nannten deshalb das Licht bildlich eine außerordentlich große Kraft. Es ist klar, daß es nur eine *abstoßende* Kraft sein kann, weil wir es mit dem Zustand von *Gasen* zu thun haben, deren Wesen eben in der absoluten Expansion besteht. Sie wollen sich immer ausbreiten, nach allen Richtungen ausbreiten, und wir haben uns das Licht als die Erscheinung einer Kraft vorzustellen, die, wie bei einer Pulverexplosion, im gewaltigen Streben aus idealen Mittelpunkten heraus, den intensivsten abstoßenden Druck ausübt.

Fassen wir diese Betrachtungen zusammen, so wäre die elliptische Bewegung der Erde um die Sonne das Resultat zweier Bewegungen: der Bewegung der Erde nach dem Mittelpunkte der Sonne und der Abstoßungskraft der Sonne oder bildlich des Lichtes.

Die Rollen wären also geradezu vertauscht. Während in der Newton'schen Theorie die Erde, in Folge ihrer Tangentialkraft, die Sonne *flieht*, und die Sonne, in Folge der Attraktionskraft, die Erde *an sich ziehen* will, will, nach unserer Hypothese, die Erde *in* die Sonne und die Sonne *stößt* sie *ab*.

Ferner wären die Gesetze für die beiden Bewegungen wie folgt zu formuliren:

1) das Streben der Erde zur Sonne verhält sich direkt, wie die Intensität ihres Triebs und indirekt, wie das Quadrat ihrer Entfernung;
2) die Abstoßung der Sonne verhält sich direkt wie die Intensität der von ihr bewirkten Expansion und indirekt wie das Quadrat ihrer Entfernung.

Die Dieselbigkeit des Gesetzes, wonach das Licht und die Attraktion wirken, setzt Alle, die sich mit der Natur beschäftigen, in Erstaunen. Hier liegt nun eine Hypothese vor, welche die Bewegung der Himmelskörper aus zwei Kräften ableitet, deren Wirksamkeit theilweise in einem und demselben Gesetze, eben dem Gesetze des Lichtes und der Gravitation, ihren Ausdruck findet. Zugleich fallen alle Widersinnigkeiten fort, denn diese Kräfte sind keine metaphysischen mystischen Wesenheiten, sondern nur Bestrebungen des einzig Realen in der Welt, des individuellen Willens, resp. dynamisch zusammenhängender Individuen. Die Rotation der Erde um sich selbst und die damit verbundene fortschreitende Bewegung ihres Mittelpunktes |
i93 welche Bewegungen nur natürliche Folgen des ersten Impulses (des Zerfalls der Einheit in die Vielheit) sind, werden einfach durch die abstoßende Kraft der Sonne *erhalten*: das ist die constant fortwirkende Tangentialkraft; dagegen will die Erde gleichzeitig in die Sonne: das ist die Gravitation. Beide bewirken die Umdrehung der Erde um die Sonne in einer krummen Linie.

Die verschiedenartige Geschwindigkeit, mit der sich die Erde um die Sonne bewegt, läßt sich ferner auf das Zwangloseste erklären: denn je näher die Erde der Sonne ist, desto größer ist ihre Begierde nach dem Mittelpunkte derselben, aber zugleich auch desto größer die Abstoßungskraft der Sonne und umgekehrt. Je größer aber die Seiten des Parallelogramms der Kräfte sind, desto größer ist die Diagonale und umgekehrt.

Auf diese Weise erklärt sich auch genügend die erwähnte merkwürdige Bewegung des Halley'schen Kometen, ohne Zuflucht zu einer neuen Kraft, einer Polarkraft, zu nehmen, denn die Kraft der Sonne ist wesentlich *abstoßend*, nicht anziehend.

Wir könnten auch die Begierde der Erde fallen lassen und an ihre Stelle einfach die Reaction auf die abstoßende Action der Sonne setzen. (Drittes Newton'sches Gesetz.)

Ich muß den Gegenstand hier verlassen. Daß in einer Physik, die durchweg auf ein neues Princip, den *individuellen* Willen zum Leben, gestellt ist, und die alle so bequemen transscendenten Hülfsprincipien, wie die einfache Einheit, das Absolute, die Idee, das Unendliche, das Ewige, die ewigen Naturkräfte, die »ewige allverbreitende Kraft« u.s.w. verschmäht, die Bewegungen der Himmelskörper nicht unberührt bleiben *durfte*, das sei meine Entschuldigung für die obige Hypothese. Ich verkenne nicht ihre Schwäche; ich weiß, daß es sehr schwer sein würde, mit ihr die Störungen der Planeten untereinander, die Bewegung der Satelliten um die Planeten u. A. m. zu erklären, obgleich es sich ja nicht um das Licht, sondern im Grunde um die Intensität heftiger Erschütterungen in einem, in *durchgängiger Spannung* befindlichen, Weltall und die Reactionen darauf handelt. Und dennoch ist es mir, als hätte ich auch in dieser Richtung, aber nicht lange genug, das entschleierte Antlitz der Wahrheit gesehen. Möge ein Stärkerer als ich, dessen Spezialfächer die Physik im engeren Sinne und die Astronomie sind, das Ende des Weges erreichen.

i94

32.

Die erste Bewegung und die Entstehung der Welt sind Eines und Dasselbe. Die Umwandlung der einfachen Einheit in die Welt der Vielheit, der Uebergang des transscendenten in das immanente Gebiet, war eben die erste Bewegung. Es ist nicht die Aufgabe der Physik, die erste Bewegung zu erklären; sie hat sie als eine Thatsache, die bereits in der Analytik, auf immanentem Gebiete, aber hart an der Grenze des hinzugedachten transscendenten, gefunden wurde, hinzunehmen. Deshalb kann auch in der Physik nicht der letzte Ausdruck für diese erste Bewegung gewonnen werden, und wir müssen sie, auf unserem jetzigen Standpunkte, einfach charakterisiren als Zerfall der einfachen Einheit in eine Welt der Vielheit.

Alle folgenden Bewegungen waren nur Fortsetzungen dieser ersten, d. h. sie konnten nichts Anderes sein, als wieder Zerfall oder weitere Zersplitterung der Ideen.

Dieser weitere Zerfall konnte sich in den ersten Perioden der Welt nur äußern durch reale Theilung der einfachen Stoffe und durch Verbindungen. Jede einfache chemische Kraft hatte die Sucht, ihre Individualität zu erweitern, d. h. ihre Bewegung zu ändern, stieß aber bei jeder Anderen auf dieselbe Sucht, und so entstanden die furchtbarsten Kämpfe der Ideen gegen einander im heftigsten, aufgeregtesten Zustande. Das Resultat war immer eine chemische Verbindung, d. h. der Sieg der stärkeren über eine schwächere Kraft und der Eintritt der neuen Idee in den unaufhörlichen Kampf. Das Bestreben der Verbindung war zunächst darauf gerichtet, sich zu erhalten, dann, wenn möglich, ihre Individualität wieder zu erweitern. Aber beiden Bestrebungen traten von allen Seiten andere Ideen entgegen, um zunächst die Verbindung zu lösen, dann um sich mit den getrennten Ideen zu verbinden.

Im Fortgang dieses unaufhörlichen Streits der unvergänglichen Ideen, die allen Verbindungen zu Grunde lagen, bildeten sich Weltkörper, von denen unsere Erde allmälig reif wurde für das organische Leben. Unterbrechen wir hier die Entwickelung und nehmen die vorhandenen Individuen und ihre Zustände als endgültige Produkte, so zwingt sich uns sofort die Frage auf: Was ist geschehen? Sämmtliche Ideen, aus denen unsere Erde damals zusammengesetzt war, waren im feurigen Urnebel, von dem die Kant-Laplace'sche |
i95 Theorie ausgeht. Dort wilder Kampf von Gasen, Dämpfen, das Chaos, hier ein geschlossener Weltkörper mit einer festen Kruste, deren Vertiefungen ein heißes Meer ausfüllte, und über

Allem eine dampfige, dunstige, kohlensäurehaltige Atmosphäre.

Was ist geschehen? oder besser: Sind die individuellen Willen, aus denen diese dem Werden enthobene Erde zusammengesetzt ist, dieselben, welche im feurigen Urnebel rotirten? Gewiß! Der genetische Zusammenhang ist vorhanden. Aber ist das Wesen irgend einer Individualität noch dasselbe, das es am Anfange der Welt war? Nein! es hat sich verändert. Seine Kraft hat an Intensität verloren: es ist schwächer geworden.

Dies ist die große Wahrheit, welche die Geologie lehrt. Ein Gas ist, seinem innersten Wesen, seinem Triebe nach, stärker als eine Flüssigkeit und diese stärker als ein fester Körper. Vergessen wir nicht, daß die Welt eine endliche Kraftsphäre hat, und daß deshalb irgend eine Idee, deren Intensität nachläßt, nicht wieder gestärkt werden kann, ohne daß eine andere Idee an Kraft verlöre. Eine Stärkung ist allerdings möglich, aber stets auf Kosten einer anderen Kraft, oder mit anderen Worten, wenn, im Kampfe der unorganischen Ideen, eine derselben geschwächt wird, so ist die im Weltall objektivirte Kraftsumme geschwächt, und für diesen Ausfall giebt es keinen Ersatz, weil eben die Welt endlich ist und mit einer bestimmten Kraft in das Dasein trat.

Wenn wir also annehmen, daß unsere Erde einmal berste, wie der Planet zwischen Mars und Jupiter auseinandergebrochen ist, so kann allerdings die ganze feste Erdkruste wieder schmelzen und alle Flüssigkeit zu Dampf werden, aber auf Kosten der Ideen, welche die Reize hierzu abgeben. Trotzdem also die Erde in den intensiveren Zustand, dem Scheine nach, durch eine solche Revolution zurückgeworfen wird, so ist sie doch im Ganzen, als eine bestimmte Kraftsumme, schwächer geworden.

Und wenn heute die gewaltigen Prozesse auf der Sonne aufhören und alle Körper unseres Sonnensystems sich dadurch wieder mit der Sonne vereinigen, und Sonne und Planeten in einem ungeheuren Weltbrande auflodern, so sind, dem Scheine nach, allerdings die das Sonnensystem constituirenden Kräfte in einen erregteren Zustand übergegangen, aber auf Kosten der Gesammtkraft, die in unserem Sonnensystem enthalten ist.

i96 Nicht anders ist es noch jetzt im unorganischen Reich. Die Ideen kämpfen unaufhörlich mit einander. Es entstehen ohne Unterbrechung neue Verbindungen, und diese werden wieder gewaltsam getrennt, aber die getrennten Kräfte vereinigen sich alsbald mit anderen, theils zwingend, theils gezwungen. Und das Resultat ist auch hier Schwächung der Kraft, obgleich dasselbe, der langsamen Entwicklung wegen, nicht offen zu Tage liegt, und der Wahrnehmung entschlüpft.

33.

Im organischen Reich herrschte, vom Augenblick seiner Entstehung an und herrscht immerfort, als Fortsetzung der ersten Bewegung, der Zerfall in die Vielheit. Das Streben jedes Organismus ist lediglich darauf gerichtet, sich im Dasein zu erhalten, und, diesem Triebe folgend, kämpft er um seine individuelle Existenz einerseits, anderseits sorgt er, vermittelst der Zeugung, für seine Erhaltung nach dem Tode.

Daß diese wachsende Zersplitterung einerseits und der dadurch immer intensiver und entsetzlicher werdende Kampf um das Dasein andererseits dasselbe Resultat haben müssen, wie der Kampf im unorganischen Reich, nämlich Schwächung der Individuen, ist klar. Hiergegen spricht nur scheinbar die Thatsache, daß das im weitesten Sinne stärkste Individuum im Kampfe um's Dasein Sieger bleibt und das schwächere unterliegt; denn wohl siegt gewöhnlich immer das stärkere, aber in jeder neuen Generation sind die stärkeren Individuen weniger stark, die schwächeren schwächer als in der vorhergehenden.

Wie die Geologie für das unorganische Reich, so ist die Paläontologie für das organische die wichtige Urkunde, aus der, über jeden Zweifel erhaben, die Wahrheit geschöpft wird, daß im Kampfe um's Dasein die Individuen sich zwar vervollkommnen und immer höhere Stufen der Organisation erklimmen, aber dabei schwächer werden. Diese Wahrheit drängt sich Jedem auf, der die Urkunde durchblättert und dabei Vergleiche anstellt mit unseren gegenwärtigen Pflanzen und Thieren. Die Urkunde kann dies nur lehren, weil sie über außerordentlich lange Entwicklungsreihen oder, in's Subjektive übersetzt, über die Veränderungen in unerfaßbar langen Zeiträumen berichtet, weil sie Endglieder an

Anfangsglieder von sehr großen Reihen halten und dadurch den Unterschied augenfällig machen kann. |

i97 Die Schwächung direkt zu beobachten, ist nicht möglich. Und dennoch läßt sich der Beweis für die Schwächung der Organismen, auch ohne in die Urwelt einzudringen und die Paläontologie zu Hülfe zu rufen, erbringen, – aber nur in der Politik, wie wir sehen werden. In der Physik können wir den direkten Beweis nicht liefern und müssen uns damit begnügen, auf indirektem Wege, in der steinernen Urkunde der Erdrinde, das große Gesetz der Schwächung der Organismen gefunden zu haben.

So sehen wir im organischen Reich, wie im unorganischen, eine Grundbewegung: Zerfall in die Vielheit, und hier wie dort, als erste Folge, den Streit, den Kampf, den Krieg und, als zweite Folge, die Schwächung der Kraft. Aber sowohl der Zerfall in die Vielheit, als die beiden Folgen desselben, sind im organischen Reich in jeder Beziehung größer als im unorganischen.

34.

Hier drängen sich uns die Fragen auf: In welchem Verhältnisse stehen die beiden Reiche zu einander? und liegt wirklich zwischen beiden eine unausfüllbare Kluft?

Beide Fragen haben wir eigentlich schon am Anfange der Physik beantwortet; wir müssen sie jedoch nochmals ausführlicher behandeln.

Wir haben gesehen, daß es in der Welt nur ein Princip giebt: individuellen sich bewegenden Willen zum Leben. Ob ich ein Stück Gold oder eine Pflanze, ein Thier, einen Menschen vor mir habe, ist, mit Absicht auf ihr Wesen im Allgemeinen, ganz gleich. Jedes von ihnen ist individueller Wille, Jedes lebt, strebt, will. Was sie von einander trennt, ist ihr Charakter, d.h. die Art und Weise, wie sie das Leben wollen oder ihre Bewegung.

Dies muß Vielen falsch erscheinen; denn stellen sie einen Menschen neben einen Block von Eisen, so sehen sie hier todte Ruhe, dort Beweglichkeit; hier eine gleichartige Masse, dort den wundervollsten complicirten Organismus, und betrachten sie schärfer, hier einen dumpfen, simpelen Trieb zum Mittelpunkte der Erde, dort viele Fähigkeiten, viele Willensqualitäten, steten Wechsel von Zuständen, ein reiches Gemüths-, ein herrliches Geistesleben, kurz ein entzückendes Spiel von Kräften in einer geschlossenen Einheit. Da zucken sie die Achseln und meinen: das unorganische Reich könne |
i98 doch schließlich nichts Anderes sein, als der feste, solide Boden für das organische Reich, dasselbe, was die wohlgezimmerte Bühne für die Schauspieler ist. Und sagen sie für das »organische Reich«, so sind sie schon sehr vorurtheilslose Leute, denn die Meisten scheiden die Menschen aus und lassen die ganze Natur für diese glorreichen Herren der Welt allein dasein.

Es geht ihnen aber wie demjenigen, welcher, wie ich oben zeigte, in den Einzelheiten einer Locomotive sich verliert und die Hauptsache, ihre resultirende Bewegung, darüber vergißt. Der Stein, wie der Mensch, will dasein, will leben. Ob das Leben dort ein einfacher dunkler Trieb, hier das Resultat vieler Thätigkeiten eines in Organe auseinander getretenen einheitlichen Willens ist, das ist, in Absicht auf das Leben allein, ganz gleich.

Ist das aber der Fall, so scheint es sicher zu sein, daß jeder Organismus im Grunde nur eine chemische Verbindung ist. Dies muß geprüft werden.

Wie ich oben darlegte, können zwei einfache chemische Ideen, welche in Wahlverwandtschaft stehen, eine dritte erzeugen, welche von jeder einzelnen verschieden ist. Sie sind total gebunden und in ihrer Verbindung etwas ganz Neues. Hätte das Ammoniak (NH_3) Selbstbewußtsein, so würde es sich weder als Stickstoff, noch als Wasserstoff, sondern als einheitliches Ammoniak in einem bestimmten Zustande fühlen.

Einfache Verbindungen können wieder zeugen, und das Produkt ist wieder ein Drittes, ein von allen einzelnen Elementen total Verschiedenes. Hätte der Salmiak ($NH_3 . HCl.$) Selbstbewußtsein, so würde auch er sich nicht als Chlor, Stickstoff und Wasserstoff fühlen, sondern einfach als chlorwasserstoffsaueres Ammoniak.

Von hier aus gesehen ist gar kein Unterschied zwischen einer chemischen Verbindung und einem Organismus. Dieser und jene sind eine Einheit, in welcher eine gewisse Anzahl

einfacher chemischer Ideen verschmolzen sind.

Aber die chemische Verbindung, an sich betrachtet, ist, so lange sie besteht, constant: sie scheidet keinen Bestandtheil aus und nimmt kein neues Element auf, oder kurz: es findet kein sogenannter Stoffwechsel statt.

Ferner ist die Zeugung im unorganischen Reich wesentlich limitirt; und nicht nur dies, sondern auch das Individuum, das zeugt, geht |
i99 im Erzeugten unter; der Typus einer Verbindung beruht auf den gebundenen Individuen, er steht und fällt mit ihnen, er schwebt nicht über ihnen.

Ein Organismus dagegen scheidet aus der Verbindung bald diesen, bald jenen Stoff aus und assimilirt sich den Ersatz, unter beständiger Aufrechterhaltung des Typus; dann zeugt er, d. h. die von ihm auf irgend eine Art abgesonderten Theile haben seinen Typus und entfalten sich gleichfalls unter beständiger Aufrechterhaltung desselben.

Diese, den Organismus von der chemischen Verbindung scheidende Bewegung ist Wachsthum im weitesten Sinne. Wir müssen also sagen, daß zwar jeder Organismus im Grunde eine chemische Verbindung ist, aber *mit einer ganz anderen Bewegung*. Liegt der Unterschied aber lediglich in der Bewegung und haben wir es hier, wie dort, mit individuellem Willen zum Leben zu thun, so giebt es auch gar keine Kluft zwischen organischen und unorganischen Ideen, vielmehr grenzen beide Reiche hart aneinander.

Die Organe sind es, welche gewöhnlich das Auge des Forschers trüben. Hier sieht er Organe, dort keine; da meint er denn im besten Glauben, es sei eine unermeßliche Kluft zwischen einem Stein und einer Pflanze. Er nimmt einfach einen zu niederen Standpunkt ein, von wo aus die Hauptsache, die *Bewegung*, nicht sichtbar ist. Jedes Organ ist nur für eine bestimmte Bewegung da. Der Stein braucht keine Organe, weil er eine einheitliche ungetheilte Bewegung hat, die Pflanze dagegen braucht Organe, weil die von ihr gewollte bestimmte Bewegung (resultirende Bewegung) nur durch Organe zu bewerkstelligen ist. Auf die Bewegung, nicht auf die Art ihrer Entstehung, kommt es an.

In der That giebt es keine Kluft zwischen dem Organischen und Unorganischen.

Indessen möchte es doch scheinen, daß der Unterschied selbst dann noch ein fundamentaler sei, wenn man die Organe als nebensächlich ansieht und sich auf den höheren Standpunkt der reinen Bewegung stellt.

Dies ist aber in der Physik nicht der Fall. Vom Standpunkte der reinen Bewegung aus ist zunächst kein größerer Unterschied zwischen einer Pflanze und Schwefelwasserstoff, als einerseits (ganz innerhalb des unorganischen Reichs) zwischen Wasserdampf und |
i100 Wasser, zwischen Wasser und Eis, oder andererseits (ganz innerhalb des organischen Reichs) zwischen einer Pflanze und einem Thier; einem Thier und einem Menschen. Die Bewegung nach allen Richtungen, die Bewegung nach dem Mittelpunkte der Erde, Wachsthum, Bewegung auf anschauliche Motive, Bewegung auf abstrakte Motive – alle diese Bewegungen begründen *Unterschiede* zwischen den individuellen Willen. Für mich wenigstens kann der Unterschied zwischen der Bewegung des Wasserdampfs und des Eises nicht wunderbarer sein als der zwischen der Bewegung des Eises und dem Wachsthum der Pflanze.

So stellt sich die Sache von außen. Von innen vereinfacht sie sich noch mehr. Dürfte ich dem Nachfolgenden vorgreifen, so könnte ich das Problem mit einem Worte lösen. Aber wir nehmen noch immer den niederen Standpunkt der Physik ein, und so sehr wir uns auch bei jedem Schritte in ihr nach einer Metaphysik sehnen müssen, so dürfen wir doch beide Disciplinen nicht in einander fließen lassen, was heillose Verwirrung anrichten würde.

In der Physik nun stellt sich, wie wir wissen, die erste Bewegung als Zerfall der transscendenten Einheit in die Vielheit dar. Alle Bewegungen, die ihr folgten, tragen denselben Charakter. – Zerfall in die Vielheit, Leben, Bewegung – alle diese Ausdrücke bezeichnen Eines und Dasselbe. Der Zerfall der Einheit in die Vielheit ist das Grundgesetz im unorganischen sowohl, als im organischen Reich. Im letzteren findet es aber eine viel ausgedehntere Anwendung: es schneidet viel tiefer ein, und seine Folgen, der Kampf um's Dasein und die Schwächung der Kraft, sind größer.

So kommen wir wieder dahin zurück, von wo wir ausgegangen sind, aber mit dem Resultat,

daß keine Kluft die unorganischen Körper von den Organismen trennt. Das organische Reich ist nur eine höhere Stufe des unorganischen, es ist eine vollkommenere Form für den Kampf um's Dasein, d.h. für die Schwächung der Kraft.

35.

So abschreckend, ja so lächerlich es auch klingen mag, daß der Mensch im Grunde eine chemische Verbindung ist und sich nur dadurch von ihr unterscheidet, daß er eine andere Bewegung hat, – so wahr ist doch dieses Resultat der Physik. Es verliert seinen abstoßenden |
i101 Charakter, wenn man fest im Auge behält, daß, wo immer man auch die Natur durchforschen mag, man stets nur Ein Prinzip, den individuellen Willen, findet, der nur Eines will: leben, leben. Das Wesen eines Steines ist einfacher als das eines Löwen, aber nur an der Oberfläche, im Grunde ist es dasselbe: individueller Wille zum Leben.

Indem die immanente Philosophie das organische Reich auf das unorganische zurückführt, lehrt sie zwar dasselbe wie der Materialismus, aber sie ist deswegen nicht identisch mit ihm. Der zwischen beiden bestehende Fundamental-Unterschied ist folgender.

Der Materialismus in kein immanentes philosophisches System. Das Erste, was er lehrt, ist die ewige Materie, eine einfache Einheit, die noch Niemand gesehen hat, und auch Niemand je sehen wird. Wollte der Materialismus immanent, d.h. in der Betrachtung der Natur bloß redlich sein, so müßte er vor Allem die Materie für eine vom Subjekt unabhängige Collectiv-Einheit erklären und sagen, daß sie die Summe von so und so vielen einfachen Stoffen sei. Dies thut er aber nicht, und obgleich es noch Niemandem gelungen ist, aus Sauerstoff Wasserstoff, aus Kupfer Gold zu machen, setzt der Materialismus doch hinter jeden einfachen Stoff die mystische einfache Wesenheit, die unterschiedslose Materie. Weder Zeus, noch Jupiter, weder der Gott der Juden, Christen und Muhammedaner, noch das Brahm der Inder, kurz keine unerkennbare, transscendente Wesenheit ist je so inbrünstig, so aus dem Herzen heraus geglaubt worden, wie die mystische Gottheit Materie von den Materialisten; denn weil es unleugbar ist, daß alles Organische auf das unorganische Reich zurückgeführt werden kann, steht beim Materialisten der Kopf im Bunde mit dem Herzen und entflammt es.

Indessen, trotz der ungeheuerlichen, aller Erfahrung in's Gesicht schlagenden Annahme einer einfachen Materie, reicht sie doch nicht aus, die Welt zu erklären. So muß denn der Materialismus zum zweiten Male die Wahrheit verleugnen, zum zweiten Male transscendent werden und verschiedene mystischen Wesenheiten, die Naturkräfte, postuliren, welche mit der Materie nicht identisch, aber für alle Zeiten mit ihr verbunden seien. Auf diese Weise beruht der Materialismus auf zwei Urprinzipien oder mit anderen Worten: es ist transscendenter dogmatischer Dualismus.

i102 In der immanenten Philosophie dagegen ist die Materie ideal, in unserem Kopfe, eine subjektive Fähigkeit für die Erkenntniß der Außenwelt, und die Substanz allerdings eine unterschiedslose Einheit, aber gleichfalls ideal, in unserem Kopfe, eine Verbindung *a posteriori*, auf Grund der Materie von der synthetischen Vernunft gewonnen, ohne die allergeringste Realität und nur vorhanden, um alle Objekte zu erkennen.

Unabhängig vom Subjekt giebt es nur Kraft, nur individuellen Willen in der Welt: ein einziges Prinzip.

Während also der Materialismus transscendenter dogmatischer Dualismus ist, ist die immanente Philosophie reiner immanenter Dynamismus: ein Unterschied, wie er größer nicht gedacht werden kann.

Den Materialismus das rationellste System zu nennen, ist durchaus verkehrt. Jedes transscendente System ist *eo ipso* nicht rationell. Der Materialismus, nur als theoretisches philosophisches System aufgefaßt, ist schlimmer als sein Ruf. Die Wahrheit, daß die einfachen chemischen Ideen das Meer sind, aus dem alles Organische sich erhoben hat, wodurch es besteht und wohin es zurücksinkt, wirft ein reines immanentes Licht auf den Materialismus und giebt ihm dadurch einen bestechenden Zauber. Aber die kritische Vernunft läßt sich nicht täuschen. Sie untersucht genau, und so findet sie hinter dem blendenden Scheine das alte Hirngespinnst: die transscendente Einheit in oder über oder unter der Welt und coexistirend

mit ihr, welche bald in diesen, bald in jenen, immer in phantastischen Hüllen auftritt.

36.

Wir haben jetzt das Verhältniß des Einzelwesens zur Gesammtheit, zur Welt, zu prüfen.

Hier ergiebt sich eine große Schwierigkeit. Ist nämlich der individuelle Wille zum Leben das einzige Princip der Welt, so muß er durchaus selbstständig sein. Ist er aber selbstständig und durchaus unabhängig, so ist ein dynamischer Zusammenhang nicht möglich. Die Erfahrung lehrt nun gerade das Gegentheil: sie drängt jedem treuen Naturbeobachter den dynamischen Zusammenhang auf und zeigt ihm zugleich die Abhängigkeit des Individuums von dem|selben.
i103 Folglich (so ist man versucht zu schließen) kann der individuelle Wille nicht das Princip der Welt sein.

In der philosophischen Kunstsprache stellt sich das Problem so dar: Entweder sind die Einzelwesen selbstständige Substanzen, und dann ist der *influxus physicus* eine Unmöglichkeit; denn wie soll auf ein durchaus selbstständiges Wesen ein anderes einwirken, Veränderungen in ihm mit Zwang hervorrufen können? oder die Einzelwesen sind keine selbstständigen Substanzen, und dann muß es Eine einfache Substanz geben, welche die Einzelwesen actuirt, von welcher gleichsam die Einzelwesen das Leben nur zu Lehen haben.

Das Problem ist außerordentlich wichtig, ja, man kann es für das wichtigste der ganzen Philosophie erklären. Die Selbstherrlichkeit des Individuums ist in der größten Gefahr, und es scheint, nach der obigen Darstellung, als ob sie unrettbar verloren sei. Gelingt es der immanenten Philosophie nicht, das Individuum, das sie seither so treu beschützte, hier zu retten, so ist der logische Zwang da, es für eine Marionette zu erklären und es bedingungslos in die allmächtige Hand irgend eines transscendenten Wesens zurückzugeben. Dann heißt es nur noch: entweder Monotheismus, oder Pantheismus. Dann lügt die Natur und drückt uns Katzengold, anstatt echtes, in die Hand, wenn sie uns überall nur Individuen zeigt und nirgends eine einfache Einheit; dann belügen wir uns selbst, wenn wir uns im innersten Selbstbewußtsein erfassen als banges oder trotziges, seliges oder leidendes Ich; dann giebt es kein rein immanentes Gebiet, und es kann deshalb auch eine immanente Philosophie nur ein Lug- und Trugwerk sein.

Gelingt es uns dagegen, den individuellen Willen, die Thatsache der inneren und äußeren Erfahrung, zu retten, – dann ist aber auch der logische Zwang da, definitiv und für immer mit allen transscendenten Hirngespinnsten zu brechen, sie mögen nun auftreten in der Hülle des Monotheismus, oder Pantheismus, oder Materialismus; dann ist – und zwar zum ersten Male – der Atheismus wissenschaftlich begründet.

Man sieht, wir stehen vor einer sehr wichtigen Frage.

Man vergesse indessen nicht, daß die Physik nicht der Ort ist, wo die Wahrheit alle ihre Schleier fallen lassen kann. Ihr edeles Antlitz wird sie uns erst später in seiner ganzen holdseligen Klar|heit
i104 und Schönheit zeigen. In der Physik können Fragen, wie die Vorliegende, nur zur Hälfte, im günstigsten Falle, gelöst werden. Dies ist aber auch gerade genug.

Ich werde mich sehr kurz fassen können. Wir haben uns in der Analytik das transscendente Gebiet nicht erschlichen. Wir haben gesehen, daß kein causales Verhältniß, weder das Causalitätsgesetz, noch die allgemeine Causalität, in die Vergangenheit der Dinge zurückführen kann, sondern nur die Zeit. An ihrer Hand verfolgten wir die Entwicklungsreihen *a parte ante*, fanden aber, daß wir auf immanentem Gebiete niemals über die Vielheit hinaus können. Wie Luftschiffer nie die Grenze der Atmosphäre erreichen, sondern, sie mögen noch so hoch steigen, immer von der Luft umschlossen sein werden, so verließ uns nie die Thatsache der inneren und äußeren Erfahrung: der individuelle Wille. Dagegen forderte unsere Vernunft mit Recht unerbittlich die einfache Einheit. In dieser Bedrängniß war nur ein Ausweg: die Individuen jenseit des immanenten Gebietes in eine unbegreifliche Einheit zusammenfließen zu lassen. Wir befanden uns nicht in der Gegenwart, in welcher man niemals, nie über das Sein schlechthin des Objekts hinaus kann, sondern in der Vergangenheit, und als wir deshalb das gefundene transscendente

Gebiet für nicht mehr existirend, sondern für vorweltlich und untergegangen erklärten, führten wir keinen logischen Gewaltstreich aus, sondern dienten in Treue der Wahrheit.

Alles, was ist, war mithin in einer einfachen vorweltlichen Einheit, vor welcher, wie wir uns erinnern werden, alle unsere Erkenntnißvermögen zusammenbrachen. Wir konnten uns »weder ein Bildniß, noch irgend ein Gleichniß« von ihr machen, mithin auch keine Vorstellung der Art und Weise gewinnen, wie die immanente Welt der Vielheit einst in der einfachen Einheit existirt hat. Aber eine unumstößliche Gewißheit gewannen wir, nämlich daß diese Welt der Vielheit einst eine einfache Einheit gewesen war, neben welcher nichts Anderes existiren konnte.

Hier liegt nun der Schlüssel für die Lösung des Problems, womit wir beschäftigt sind.

Warum und wie die Einheit in die Vielheit zerfiel, das sind Fragen, die in keiner Physik gestellt werden dürfen. Nur das können wir hier sagen, daß, auf was immer auch der Zerfall zurückgeführt |
i105 werden mag, er die That einer einfachen Einheit war. Wenn wir mithin auf immanentem Gebiete nur individuellen Willen finden und die Welt nichts Anderes ist, als eine Collectiv-Einheit dieser Individuen, so sind dieselben dennoch nicht durchaus selbstständig, da sie vorweltlich eine einfache Einheit waren und die Welt die That dieser Einheit gewesen ist. So liegt, gleichsam wie ein Reflex, über der Welt der Vielheit die vorweltliche Einheit, so umschlingt gleichsam alle Einzelwesen Ein unsichtbares, unzerreißbares Band, und dieser Reflex, dieses Band, ist der dynamische Zusammenhang der Welt. Jeder Wille wirkt auf alle anderen direkt oder indirekt, und alle anderen Willen wirken auf ihn direkt und indirekt, oder alle Ideen sind in »durchgängiger Wechselwirkung«.

So haben wir denn das zur Hälfte selbstständige Individuum, halb activ aus eigener Kraft, halb leidend durch die anderen Ideen. Es greift in die Entwicklung der Welt selbstherrlich ein, und die Entwicklung der Welt greift in seine Individualität.

Alle Fetische, alle Götter, Dämonen und Geister verdanken der einseitigen Betrachtung des dynamischen Zusammenhanges der Welt ihre Entstehung. Ging es dem Menschen, im grauen Alterthum, gut, so dachte er nicht an Fetische, Götter, Dämonen und Geister. Da fühlte das Individuum seine Kraft und hielt sich, den nie rastenden Einfluß der anderen Ideen, seiner momentanen linden Einwirkung wegen, nicht spürend, nur für activ und geberdete sich selbst wie ein Gott. Griffen dagegen die anderen Ideen in furchtbarer, entsetzlicher Wirksamkeit den Menschen an, da verschwand seine Kraft ganz aus seinem Bewußtsein, da sah er in der Wirksamkeit der anderen Ideen die Alles zermalmende Allmacht einer zürnenden transscendenten Wesenheit und zerschlug sich den Kopf vor Bildnissen von Holz und Stein, zitternd am ganzen Leibe und in namenloser Seelenangst. Heutzutage wird es wohl anders sein.

Seither, ehe das transscendente Gebiet vom immanenten geschieden war, und zwar derartig, daß ersteres für vorweltlich allein existirend, dieses für jetzt allein existirend erklärt wurde, fällte man mit Recht das disjunktive Urtheil: entweder ist das Individuum selbstständig, dann ist der *influxus physicus* (der dynamische Zusammenhang) unmöglich, oder es ist nicht selbstständig, dann ist der *influxus physicus* die Wirksamkeit irgend einer einfachen Sub|stanz.
i106 Jetzt aber hat dieses Entweder – Oder keine Berechtigung mehr. Der individuelle Wille zum Leben ist, trotz seiner halben Selbstständigkeit, als einziges Princip der Welt gerettet.

Das Ergebniß der halben Selbstherrlichkeit ist jedoch unbefriedigend. Jeder klare, vorurtheilslose Kopf fordert die Ergänzung. Wir werden sie uns in der Metaphysik erringen.

37.

In der Analytik haben wir den Charakter der vorweltlichen einfachen Einheit nach den Erkenntnißvermögen negativ bestimmt. Wir haben gefunden, daß die Einheit unthätig, ausdehnungslos, unterschiedslos, unzersplittert (einfach), bewegungslos, zeitlos (ewig) gewesen sei. Jetzt haben wir sie vom Standpunkte der Physik aus zu bestimmen.

Was für ein Objekt wir auch in der Natur in's Auge fassen mögen, es sei ein Gas, eine

Flüssigkeit, ein Stein, eine Pflanze, ein Thier, ein Mensch, immer finden wir es in einem unablässigen Streben, in einer unaufhörlichen inneren Bewegung. Der transscendenten Einheit aber war die Bewegung fremd. Der Gegensatz der Bewegung ist Ruhe, von der wir uns in keiner Weise eine Vorstellung machen können; denn nicht von der scheinbaren äußeren Ruhe ist hier die Rede, die wir allerdings, im Gegensatze zur Ortsveränderung eines ganzen Objekts oder von Theilen desselben, sehr wohl vorzustellen im Stande sind, sondern von der inneren absoluten Bewegungslosigkeit. Wir müssen also der vorweltlichen Einheit die absolute Ruhe zusprechen.

Vertiefen wir uns dann in den dynamischen Zusammenhang des Weltalls einerseits und in den bestimmten Charakter der Individuen andererseits, so erkennen wir, daß Alles in der Welt mit Nothwendigkeit sich bewegt. Was wir auch betrachten mögen: den Stein, den unsere Hand losläßt, die wachsende Pflanze, das auf anschauliche Motive und inneren Drang sich bewegende Thier, den Menschen, der einem zureichenden Motiv widerstandslos sich ergeben muß, – Alle stehen unter dem eisernen Gesetze der Nothwendigkeit. In der Welt ist kein Platz für die Freiheit. Und, wie wir in der Ethik deutlich sehen werden, muß es so sein, wenn die Welt überhaupt einen Sinn haben soll.

i107 Was Freiheit in philosophischer Bedeutung (*liberum arbitrium indifferentiae*) sei, können wir zwar mit Worten bestimmen und etwa sagen, daß sie die Fähigkeit eines Menschen von einem bestimmten Charakter sei, einem zureichenden Motiv gegenüber zu wollen oder nicht zu wollen; aber denken wir auch nur einen Augenblick über diese so leicht bewerkstelligte Verbindung von Worten nach, so erkennen wir sofort, daß wir niemals einen realen Beleg für diese Freiheit erlangen werden, wäre es uns auch möglich, Jahrtausende lang die Handlungen sämmtlicher Menschen bis auf den Grund zu prüfen. So geht es uns mit der Freiheit wie mit der Ruhe. Der einfachen Einheit aber müssen wir die Freiheit beilegen, eben weil sie eine einfache Einheit war. Bei ihr fällt der Zwang des Motivs, der eine Faktor jeder uns bekannten Bewegung, fort, denn sie war unzersplittert, ganz allein und einsam.

Dem immanenten Schema:

Welt der Vielheit – Bewegung – Nothwendigkeit

steht mithin das transscendente Schema:

Einfache Einheit – Ruhe – Freiheit

gegenüber.

Und nun haben wir den letzten Schritt zu machen.

Schon in der Analytik haben wir gefunden, daß die Kraft, sobald sie über das dünne Fädchen der Existenz vom immanenten Gebiet auf das transscendente gegangen ist, aufhört Kraft zu sein. Sie wird uns völlig unbekannt und unerkennbar wie die Einheit, in der sie untergeht. Im weiteren Fortgang des Abschnitts fanden wir, daß das, was wir Kraft nennen, individueller Wille sei, und in der Physik haben wir schließlich gesehen, daß der Geist nur die Function eines vom Willen ausgeschiedenen Organs und auf dem tiefsten Grunde nichts Anderes, als ein Theil einer gespaltenen Bewegung sei.

Das auf immanentem Gebiete uns so bekannte, so intime eine Grundprincip, der Wille, und das ihm untergeordnete, secundäre, uns gleichfalls so intime Princip, der Geist, verlieren, wie die Kraft, sobald wir sie auf das transscendente Gebiet übertreten lassen, alle und jede Bedeutung für uns. Sie büßen ihre Natur völlig ein und entziehen sich ganz unserer Erkenntniß.

So sind wir denn zu der Erklärung gezwungen, daß die einfache Einheit weder Wille, noch Geist, noch ein eigenthümliches |
i108 Ineinander von Willen und Geist war. Auf diese Weise verlieren wir die letzten Anhaltspunkte. Umsonst drücken wir auf die Federn unseres kunstreichen, wundervollen Apparats für die Erkenntniß der Außenwelt: Sinne, Verstand, Vernunft, erlahmen. Vergeblich halten wir die in uns, im Selbstbewußtsein, gefundenen Principien, Willen und Geist, als Spiegel dem räthselhaften, unsichtbaren Wesen auf der jenseitigen Höhe der Kluft entgegen, hoffend, es werde sich in ihnen offenbaren: sie strahlen kein Bildniß zurück. Aber jetzt haben wir auch das Recht, diesem Wesen den bekannten Namen zu geben, der von jeher Das

bezeichnete, was keine Vorstellungskraft, kein Flug der kühnsten Phantasie, kein abstraktes noch so tiefes Denken, kein gesammeltes, andachtsvolles Gemüth, kein entzückter, erdentrückter Geist je erreicht hat: Gott.

38.

Aber diese einfache Einheit ist gewesen; sie ist nicht mehr. Sie hat sich, ihr Wesen verändernd, voll und ganz zu einer Welt der Vielheit zersplittert. Gott ist gestorben und sein Tod war das Leben der Welt.

Hierin liegen für den besonnenen Denker zwei Wahrheiten, die den Geist tief befriedigen und das Herz erheben. Wir haben erstens ein reines immanentes Gebiet, in oder hinter oder über welchem keine Kraft wohnt, man nenne sie, wie man wolle, die, wie der verborgene Direktor eines Puppentheaters die Puppen, die Individuen bald dieses, bald jenes thun lasse. Dann erhebt uns die Wahrheit, daß Alles, was ist, vor der Welt in Gott existirte. Wir existirten in ihm: kein anderes Wort dürfen wir gebrauchen. Wollten wir sagen: wir lebten und webten in ihm, so würde dies falsch sein, denn wir würden Thätigkeiten der Dinge dieser Welt auf ein Wesen übertragen, das total unthätig und bewegungslos war.

Ferner sind wir nicht mehr in Gott; denn die einfache Einheit ist zerstört und todt. Dagegen sind wir in einer Welt der Vielheit, deren Individuen zu einer festen Collectiv-Einheit verbunden sind.

Aus der ursprünglichen Einheit haben wir bereits auf das Zwangloseste den dynamischen Zusammenhang des Weltalls abgeleitet. Auf gleiche Weise leiten wir jetzt aus ihr die Zweckmäßigkeit in der Welt ab, die kein Vernünftiger leugnen wird. Wir |
i109 bleiben vor dem Zerfall der Einheit in die Vielheit stehen, ohne jetzt darüber zu grübeln, warum und wie er sich vollzog. Die Thatsache genügt. Der Zerfall war die That einer einfachen Einheit, ihre erste und letzte, ihre einzige That. Jeder gegenwärtige Wille erhielt Wesen und Bewegung in dieser einheitlichen That, und deshalb greift Alles in der Welt ineinander: sie ist durchgängig zweckmäßig veranlagt.

Schließlich leiten wir indirekt aus der ursprünglichen Einheit und direkt aus der ersten Bewegung den Entwicklungsgang des Weltalls ab. Der Zerfall in die Vielheit war die erste Bewegung, und alle Bewegungen, die ihr folgten, sie mögen noch so weit auseinandertreten, sich verschlingen, scheinbar verwirren und sich wieder entwirren, sind nur ihre Fortsetzungen. Die immer und immer, continuirlich, aus den Handlungen sämmtlicher in dynamischem Zusammenhang stehenden Individuen resultirende eine Bewegung der Welt ist das Schicksal des Weltalls.

Es wurde also Gott zur Welt, deren Individuen in durchgängiger Wechselwirkung stehen. Da nun aber der dynamische Zusammenhang darin besteht, daß jeder individuelle Wille auf das Ganze wirkt und die Wirksamkeit des Ganzen erfährt, Wirksamkeit aber Bewegung ist, so ist das Schicksal nichts Anderes, als das Werden der Welt, die Bewegung der orphischen Conjunktur, die Resultirende aus allen Einzelbewegungen.

Mehr kann ich hier über das Schicksal nicht sagen. Dagegen haben wir jetzt die in der Analytik offen gehaltenen Fragen mit dem Schicksal zu verbinden.

Die Sätze, welche wir einer weiteren Prüfung vorbehielten, lauteten:

1) Die einfachen chemischen Kräfte sind unzerstörbar;
2) Die reale Bewegung hatte einen Anfang, aber sie ist endlos.

Aus allem Vorhergehenden erhellt, daß die Physik nicht im Stande ist, die Sätze umzustoßen, oder mit anderen Worten: in der Physik können die beiden offen gehaltenen Fragen nach der Vernichtung der einfachen chemischen Ideen und nach dem damit zusammenhängenden Ende der Welt nicht beantwortet werden. Das Schicksal der Welt stellt sich uns demgemäß hier zunächst noch dar als eine endlose Bewegung der Welt: im unorganischen Reich |
i110 sehen wir eine endlose Kette von Verbindungen und Entbindungen, im organischen eine endlos fortschreitende Entwickelung von niederen zu höheren Lebensformen (Organismen).

Aber dies muß modificirt werden durch das gewonnene wichtige Moment der Schwächung der Kraft. Wir haben sonach obige Sätze in einen zusammenzufassen,

welcher lautet:

> Die Welt ist unzerstörbar, aber die in ihr enthaltene Summe von Kraft *schwächt* sich, im Fortgang einer endlosen Bewegung, *continuirlich.*

Diesen Satz werden wir erst in der Metaphysik wieder vornehmen, um zu versuchen, mit Hülfe der inzwischen auf dem ausschließlichen Gebiete der Menschheit gewonnenen Resultate, die wichtige Frage nach dem Ende der Welt definitiv zu beantworten.

39.

Ich schließe hier die Physik mit der wiederholten Bemerkung, daß sie der erste Versuch ist, mit der Thatsache der inneren und äußeren Erfahrung, dem individuellen Willen zum Leben *allein* (ohne Hülfe irgend einer übersinnlichen Kraft) die Natur zu erklären. Hiermit ist zugleich die Wahrscheinlichkeit gegeben, daß ich an manchen Stellen zu zag gewesen und wichtige Einzelheiten übersehen habe.

Man bedenke auch, was es bei dem gegenwärtigen Stande der Naturwissenschaft sagen will: alle Disciplinen zu beherrschen. Die Last des empirischen Materials ist geradezu erdrückend, und nur mit dem Zauberstabe eines klaren, unumstößlichen philosophischen Princips läßt sich die Sichtung einigermaßen bewerkstelligen, wie sich nach den Tönen der orphischen Leyer die chaotischen Steinmassen zu symmetrischen Bauten ordneten.

Ein solches unumstößliches Princip ist *der individuelle Wille zum Leben.* Ich drücke ihn, gleichsam als ein Geschenk, jedem treuen und redlichen Naturforscher mit dem Wunsche in die Hand, daß er ihm die Erscheinungen auf seinem abgegrenzten Felde besser erkläre als seither. Im Allgemeinen aber hoffe ich, daß dieses Princip der Wissenschaft eine neue Bahn eröffne, auf welcher sie so erfolgreich sei wie auf jener, welche ihr Baco durch seine induktive Methode erschloß.

Ich betrachte ferner das *reine*, vom Spuk transscendenter Wesenheiten total befreite *immanente* Gebiet als ein zweites Ge|schenk,
i111 das ich den Naturforschern mache. Wie ruhig sich darauf arbeiten lassen wird!

Ich sehe es voraus (und ich darf es aussprechen, weil das Endergebniß meiner Philosophie das einzige Licht ist, das meine Augen erfüllt und in ihnen meinen ganzen Willen gefesselt hält): die vollzogene Trennung des immanenten vom transscendenten Gebiete, die Trennung Gottes von der Welt und der Welt von Gott wird von der segensreichsten Wirkung auf den Entwicklungsgang der Menschheit sein. Sie war nur auf dem Boden des ächten transscendentalen Idealismus zu bewerkstelligen: der richtige Schnitt durch das Ideale und Reale mußte vorhergehen.

Ich sehe die Morgenröthe eines schönen Tags.

Aesthetik.

i113

Est enim verum index sui et falsi.
Spinoza.

i115

1.

Die Aesthetik handelt von einem besonderen Zustande des menschlichen Willens, den eine besondere Auffassungsart der Ideen hervorruft, und ist eine Wissenschaft, weil sie unzählige Fälle unter bestimmte Gesichtspunkte und feste Regeln bringt. Indem wir sie aufbauen, wollen wir uns stets gegenwärtig halten, daß es in der Natur nur Ein Prinzip giebt: den individuellen Willen zum Leben, und daß er, unabhängig vom Subjekt, Ding an sich, abhängig von ihm, Objekt ist.

2.

Jeder Mensch will das Leben in einer bestimmten Weise, weil er einen bestimmten Willen und einen bestimmten Geist, d. h. eine bestimmte Bewegung hat. Faßt er nun die Dinge in gewöhnlicher Weise auf, so sind sie ihm entweder gleichgültig, oder sie erwecken in ihm ein Begehren, oder sie stoßen ihn ab, kurz sein Interesse ist der Maßstab für sie, und er beurtheilt sie nach der Relation, in der sie zu seinem Willen stehen. Von einer deutlichen und klaren Spiegelung des Objekts kann keine Rede sein; ebenso wenig erkennt der Mensch alsdann die volle und ganze Wirksamkeit eines Dinges oder die Summe seiner Relationen, weil er nur eine davon und diese durch sein Interesse gefälscht, entstellt, übertrieben oder unterschätzt auffaßt.

Soll er nun das Objekt rein abspiegeln, dessen Relationen richtig erfassen, so muß seine Relation zum Objekt eine Veränderung erfahren, d. h. er muß zu ihm in eine vollkommen interesselose Beziehung treten: es darf nur interessant für ihn sein.

Es handelt sich also in der Aesthetik, wie bemerkt, um eine ganz besondere Beziehung des Menschen zur Welt, welche einen besonderen Zustand seines Willens begründet. Die Beziehung nenne |
i116 ich die aesthetische Relation und den Zustand den aesthetischen Zustand oder die aesthetische Freude. Sie ist wesentlich von der gewöhnlichen Freude verschieden.

Jeder Mensch hat die Fähigkeit, in die aesthetische Relation einzutreten; doch findet der Uebergang in dieselbe bei dem Einen leichter, bei dem Anderen schwerer statt, und ist das, was sie bietet, bei dem Einen vollständiger und reicher, bei dem Anderen beschränkter und ärmer.

Der Bauer, welcher Abends, wann die Arbeit ruht, einen Blick in die Natur wirft und etwa die Form, die Farben und den Zug der Wolken betrachtet, ohne an die Nützlichkeit oder Schädlichkeit des Regens für seine Aussaat zu denken; oder sich am Gewoge der Kornfelder, der leuchtenden Röthe der Aehren beim Sonnenuntergang erfreut, ohne den Ertrag der Ernte zu erwägen, betrachtet die Dinge aesthetisch. Der Mäher, der ein Lerchennest freilegt und nun die schöngeformten und betupften Eierchen oder auch die pipenden Jungen und die Alten in ihrer großen Angst, die sich im verstörten Blick und dem unruhigen Hin- und Herflattern kund giebt, interesselos deutlich auffaßt, hat die gewöhnliche Erkenntnißart abgelegt und befindet sich im aesthetischen Zustande. Der Jäger, welcher beim plötzlichen Hervortreten eines prachtvollen Hirsches das Schießen vergißt, weil die Haltung, die Formen, der Gang des Wildes seinen Geist fesselt, ist in die aesthetische Relation zum Objekt getreten.

Es handelt sich hierbei allerdings um ein reines, gewissermaßen freies Erkennen, aber in keiner Weise um ein vom Willen abgelöstes, selbständiges Leben des Geistes. Der Wille ist immer und immer das Einzige, was wir vorfinden; wir mögen suchen, wo wir wollen, wir mögen die Natur durchwühlen so tief und so oft wir wollen: immer ist er da und nur seine Zustände wechseln.

3.

Die Ideen offenbaren ihr Wesen im Objekt auf sehr verschiedene Weise. Nehmen wir die höchste uns bekannte Idee, den Menschen, so offenbart er sein Wesen:

1) in der Form und Gestalt;
2) in der Gliederbewegung;
i117 3) im Mienenspiel und in den Augen;
4) in Worten und Tönen.

In dieser Reihenfolge tritt das Innere immer deutlicher im Aeußeren hervor; in Worten und Tönen ist es am deutlichsten objektivirt. Denn mit *Objekten* haben wir es immer in der Welt zu thun und nur wir selbst sind uns in unserem Inneren nicht Objekt. Diese Unterscheidung ist auch für die Aesthetik sehr wichtig. Ton und Wort haben den Grund ihrer Erscheinung in den Schwingungen des Willens, in seiner Bewegung, die sich der Luft mittheilt. Diese eigenthümliche Fortsetzung der Bewegung in einer fremden Idee wird von uns sinnlich wahrgenommen und *substanziell* objektivirt.

Töne und Worte sind mithin Objekte, wie alles Andere; und wenn auch der Zustand einer Idee in ihnen sich im leichtesten Schleier zeigt, so ist es doch nie das Ding an sich, das sich uns unmittelbar offenbart. Nur derjenige, welcher sich in den Zustand einer anderen Idee dadurch versetzt, daß er ihn in sich selbst willkürlich hervorruft, also namentlich der Künstler, erfaßt in seiner Brust den fremden Willen unmittelbar als Ding an sich und nicht als Objekt.

Die Objektivation einer Idee in Tönen und Worten ist aber so vollkommen, daß der Wille des objektivirenden Zuhörers von der Bewegung ergriffen wird und mitschwingt, während die einfache Betrachtung der Form und Gestalt eines Objekts dieselbe Wirkung nicht auf das aesthetisch gestimmte Subjekt ausübt.

Wir haben demgemäß *zwei Hauptarten des aesthetischen Zustandes* zu unterscheiden:

1) die aesthetische Contemplation und
2) das aesthetische Nachfühlen oder aesthetische Mitgefühl.

4.

In der *tiefen* aesthetischen Contemplation ist es dem Willen, als ob seine gewöhnliche Bewegung plötzlich aufgehört habe und er *bewegungslos* geworden sei. Er ist ganz in der Täuschung befangen, er *ruhe* vollständig, alle Begierde, aller Drang, aller Druck sei von ihm genommen und er sei nur noch ein rein erkennendes Wesen: ihm ist, als bade er in einem Elemente von wunderbarer Klarheit, ihm ist so leicht, so unaussprechlich wohl.

i118 In diesen echten Zustand der tiefen Contemplation können uns nur völlig ruhige Gegenstände versetzen. Weil sie keine äußere Bewegung haben, bringen wir sie schon gar nicht in ein Verhältniß zur Zeit. Zugleich werden *wir* zeitlos, weil die Bewegung unseres Willens ganz aus unserem Bewußtsein geschwunden und wir ganz im ruhigen Objekt versunken sind. Wir leben gleichsam in der Ewigkeit: wir haben durch Täuschung das Bewußtsein der absoluten Ruhe und sind unnennbar selig. Werden wir in der tiefsten Contemplation gestört, so erwachen wir in seltsamster Weise; denn unser Bewußtsein beginnt nicht, wie nach dem Schlafe, sondern die *Bewegung* erfüllt es nur wieder: wir treten aus der Ewigkeit in die Zeit zurück.

Am leichtesten versetzt uns die ruhige Natur in die tiefe Contemplation, namentlich der Anblick des glatten südlichen Meeres, aus dem sich, träumerisch-still, vom blauen Hauch der Ferne oder der Gluth der untergehenden Sonne umsponnen, die Küsten oder kleine Inseln erheben.

Den echten Ausdruck des tiefen contemplativen Zustandes in den Gesichtszügen und Augen hat kein Maler so über alles Lob erhaben, so wahr und ergreifend dargestellt, wie Raphael in den beiden Engelsköpfen, zu Füßen der Sixtinischen Madonna. Man muß den Blick geradezu von ihnen losreißen: sie nehmen uns ganz gefangen.

Sind dagegen die Objekte mehr oder weniger bewegt, so ist die Contemplation auch weniger tief, weil wir die Objekte in ein Zeitverhältniß bringen und dadurch das Verfließen der Gegenwart in uns merken. So umfängt uns denn in einem geringeren Grade der Zauber des schmerzlosen Zustandes.

Im aesthetischen Nachfühlen schwingt, wie ich schon oben sagte, unser Wille mit dem bewegten Willen des Objekts. So lauschen wir dem Gesange eines Vogels, oder dem Ausdruck der Gefühle anderer Thiere; oder begleiten Liebesgeflüster, Ausbrüche der Wuth und des Zornes, Klagen der Trauer, der Wehmuth, den Jubel der Freude, wobei wir kein direktes Interesse haben, mit mehr oder weniger starken Schwingungen unseres eigenen Willens. Wir schwingen nicht so stark wie die handelnden Personen, denn tritt dies ein, was oft genug geschieht, so werden wir aus aesthetisch gestimmten Zuhörern active Individuen und fallen aus der aesthetischen Relation in die |
i119 gewöhnliche. Im aesthetischen Nachfühlen vibrirt unser Wille nur leise mit, wie die Saite, welche neben einer tönenden liegt.

An diese zwei Hauptarten des aesthetischen Zustandes schließt sich zunächst eine Doppelbewegung an: die aesthetische Begeisterung. Ihr erster Theil ist entweder die aesthetische Contemplation, oder das aesthetische Mitgefühl, ihr zweiter Theil dagegen entweder Freude, Jubel, oder Muth, Hoffnung, Sehnsucht, oder eine sehr leidenschaftliche Erregung des Willens.

Sie entsteht selten aus der Contemplation und ist alsdann auch die schwächste Bewegung. Man möchte mit den Wolken über alle Länder ziehen, oder, wie der Vogel, leichtbeschwingt in den Lüften sich wiegen.

Es singt ein Vöglein: Witt, witt, witt!
Komm mit, komm mit! –
O könnt' ich, Vöglein, mit dir ziehn,
Wir wollten über die Berge fliehn,
Durch die blauen schönen Lüfte zumal,
Zu baden im warmen Sonnenstrahl.
Die Erde ist eng, der Himmel weit,
Die Erd' ist arm, hat nichts als Leid,
Der Himmel ist weit, hat nichts als Freud'! –
Das Vöglein hat sich geschwungen schon,
Durchwirbelnd die Luft mit dem süßen Ton.
O Vöglein, daß Dich Gott behüt'!
Da sitz' ich am Ufer und kann nicht mit.
(Volkslied.)

Oder es taucht das sehnsüchtige Verlangen in uns auf: immer contemplativ sein, immer in der Seligkeit der Contemplation verweilen zu können.

Dagegen tritt sie sehr häufig als Verbindung eines Zustands mit dem aesthetischen Mitgefühl auf. Die Wirksamkeit der Nerven wird deutlich als kalte Ueberläufe empfunden; sie drängen gleichsam den Willen auf sich zurück, concentriren ihn; dann schlägt der zündende Funke in ihn ein und er lodert auf in heißer Gluth: es ist die Entflammung zur kühnen That. So wirken Reden, Kriegslieder, Trommelschlag, Militärmusik.

i120

5.

Wie jeder Mensch die Fähigkeit hat, in den aesthetischen Zustand versetzt zu werden, so kann auch jeder Gegenstand aesthetisch betrachtet werden. Jedoch wird der eine mehr, der andere weniger dazu einladen. Für viele Menschen ist es eine Unmöglichkeit, eine Schlange z. B. ruhig zu betrachten. Sie empfinden einen unüberwindlichen Abscheu vor diesem Thier und halten nicht Stand, selbst wenn sie es nicht zu fürchten haben.

6.

Jeder Mensch kann aesthetisch auffassen und jeder Gegenstand kann aesthetisch betrachtet werden, aber nicht jeder Gegenstand ist schön. Was heißt nun: ein Gegenstand ist schön?

Wir haben zu unterscheiden:

1) das Subjektiv-Schöne;
2) den Grund des Schönen im Ding an sich;
3) das schöne Objekt.

Das Subjektiv-Schöne, das man auch das Formal-Schöne nennen kann, beruht auf apriorischen Formen und Funktionen des Subjekts, resp. auf Verbindungen der Vernunft auf Grund apriorischer Formen, und theile ich es ein in das Schöne:

1) des (mathematischen) Raumes;
2) der Causalität;
3) der Materie (der Substanz);
4) der Zeit.

Das Formal-Schöne des *Raumes* drückt sich aus in der Gestalt der Objekte und im Verhältniß, in dem die Theile eines Objekts zum Ganzen stehen, und zwar in der *regelmäßigen* Gestalt und in der *Symmetrie*.

Die regelmäßige Gestalt ist zunächst ein Ganzes von *Linien*. Schöne Linien sind die gerade Linie, die runde Linie, die gerade runde Linie (Wellenlinie) und die gerade gewundene Linie (Spirale).

Das Schöne der Gestalt zeigt sich dann in den *reinen Figuren* der Geometrie und ihren Theilen, also namentlich im gleichseitigen Dreieck, im Quadrat, Rechteck, Sechseck, im Kreis, Halbkreis und in der Ellipse.

Ferner offenbart sich das Schöne der Gestalt in den *Körpern* der |
i121 Stereometrie, denen die reinen Figuren der Geometrie zu Grunde liegen, also namentlich in der Pyramide, dem Würfel, dem Pfeiler, der Kugel, dem Kegel und dem Cylinder (Säule).

Die *Symmetrie* schließlich zeigt sich in der harmonischen Anordnung der Theile eines Ganzen, d. h. im richtigen Verhältniß der Höhe zur Breite und Tiefe, im richtigen Abstand und in der genauen Wiederholung der Theile an den entsprechenden Stellen.

Das Formal-Schöne der *Causalität* enthüllt sich in der gleichmäßigen äußeren Bewegung, oder im fließenden Uebergang einer Bewegung in eine raschere oder langsamere und besonders in der Angemessenheit der Bewegung zum beabsichtigten Zweck, als *Grazie*.

Das Formal-Schöne der Materie, resp. der *Substanz*, tritt erstens in den Farben hervor und in der Zusammenstellung derselben, in der *Farbenharmonie*. Am deutlichsten offenbart es sich in den drei Grundfarben: Gelb, Roth und Blau und den drei reinen Mischungen derselben: Orange, Grün und Violett, welche sechs Farben die festen Punkte der langen Reihe von Farbennuancen sind, sowie in den Polen Weiß und Schwarz. Noch erfreulicher zeigt es sich, wenn die gedachten sechs Farben klaren Flüssigkeiten inhäriren.

Es offenbart sich dann noch in der *Reinheit* des *Tons*, im Wohlklang der Stimme.

Das Formal-Schöne der Zeit schließlich offenbart sich in der *regelmäßigen Succession* gleicher oder verschiedener Momente, d. h. im regelmäßigen Zeitmaß. Eine kurze Verbindung solcher Momente ist der *Takt* und eine Verbindung von Takten der *Rhythmus*.

Ich werde das Subjektiv-Schöne im Fortgang dieser Abhandlung noch öfters berühren müssen und alsdann seine weiteren Verzweigungen verfolgen. Hier war es mir nur darum zu thun, seine Hauptäste zu zeigen.

7.

Der *Grund des Schönen* ist nun dasjenige dem *Ding an sich* Inhärirende, *was dem Subjektiv-Schönen entspricht*, oder was das Subjekt zwingt, es als *schön* zu objektiviren.

Hieraus fließt von selbst die Erklärung des *schönen Objekts*. Es ist das Produkt des Dinges an sich und des Subjektiv-Schönen, |
i122 oder das schöne Objekt ist *Erscheinung* des im Ding an sich liegenden Grundes des Schönen.

Das Verhältniß ist dasselbe, wie das des Dinges an sich zum Objekt in der Vorstellung überhaupt. Das Subjekt bringt nicht allererst im Ding an sich etwas hervor, erweitert oder beschränkt sein Wesen in keiner Weise; sondern es objektivirt nur, seinen Formen gemäß, getreu und genau das Ding an sich. Wie aber die Süßigkeit des Zuckers oder die rothe Farbe des Krapps, obgleich sie auf ganz bestimmte Eigenschaften im Dinge an sich hinweisen, diesem nicht zugesprochen werden können, so hat zwar die Schönheit eines Objekts ihren

Grund im Dinge an sich, aber das Ding an sich selbst darf nicht schön genannt werden. Nur das Objekt kann schön sein, weil nur in ihm der Grund des Schönen (Ding an sich) und das Subjektiv-Schöne (Subjekt) sich vermählen können.

Das Schöne wäre also so wenig ohne den Geist des Menschen vorhanden, wie ohne Subjekt die Welt als Vorstellung überhaupt. Das schöne Objekt steht und fällt mit dem Subjektiv-Schönen im Kopfe des Menschen, wie das Objekt steht und fällt mit dem Subjekt. »Schön« ist ein Prädicat, welches, wie materiell (substanziell), nur dem Objekt zukommt.

Dagegen ist ebenso richtig, daß, unabhängig vom Subjektiv-Schönen, der Grund des Schönen besteht; gerade so, wie unabhängig vom Subjekt, das Ding an sich, der Grund der Erscheinung, existirt. Aber wie hier das Objekt wegfällt, so dort das schöne Objekt.

Wenn nun, wie wir uns erinnern, das Ding an sich, unabhängig vom Subjekt, immateriell, nur Kraft, Wille, ist, was ist dann der Grund des Schönen, unabhängig vom Subjektiv-Schönen?

Hierauf giebt es nur eine Antwort: es ist die harmonische Bewegung.

Wir haben in der Analytik gesehen, daß vom individuellen Willen die Bewegung nicht zu trennen, daß sie sein einziges Prädicat ist, mit dem er steht und fällt. Weil dies der Fall ist, habe ich bisher manchmal von der Bewegung allein gesprochen; denn es verstand sich dabei stets von selbst, daß ihr der individuelle Wille zum Leben, die Idee, zu Grunde lag. Die Bewegung schlechthin ist Streben, innere Bewegung, die sich im Objekt sowohl äußert als |
i123 Gestalt und Form (objektivirte Kraftsphäre des Willens, die er, in unaufhörlicher Bewegung begriffen, erfüllt), wie auch in der äußeren Bewegung, die bei den höheren Ideen sich zeigt als Gliederbewegung, Mienenspiel, Augenleben, Sprache und Gesang.

Alles Streben, alle Bewegung in der Welt ist zurückzuführen auf die erste Bewegung, auf den Zerfall der einfachen Einheit in die Vielheit. Diese erste Bewegung war, weil sie die That einer einfachen Einheit war, nothwendig gleichmäßig und harmonisch, und da alle anderen Bewegungen nur Fortsetzungen von ihr waren und sind, so muß auch jedes Streben eines Dinges an sich im tiefsten Grunde harmonisch sein, oder, wie wir vorsorglich sagen wollen, sollte es im tiefsten Grunde harmonisch sein.

In der Mechanik des Himmels und in der unorganischen Natur liegt dies auch offen zu Tage. Wenn sich hier ein einheitliches Streben, oder eine resultirende aus gleichmäßig wirkenden Bestrebungen, rein, oder doch im Wesentlichen ungehindert, zeigen kann, haben wir es immer mit harmonischen oder, wenn objektivirt, mit schönen Gestalten oder schönen äußeren Bewegungen zu thun. So bewegen sich die Weltkörper in Ellipsen oder Parabeln um die Sonne; die Crystalle, wenn sie ungehindert anschießen können, sind durchaus schön; die Schneeflocken sind sechsseitige regelmäßige Sterne von den verschiedensten Formen; eine mit einem Fiedelbogen gestrichene Glasplatte ordnet den darauf liegenden Sand zu prachtvollen Figuren; fallende oder geworfene Körper haben eine schöne Bewegung.

Es ist gewiß bedeutungsvoll, daß, nach der Orphischen Philosophie, das Dionysoskind mit Kegeln, Kugeln und Würfeln spielte; denn Dionysos war der Weltbildner, der die Einheit in die Vielheit auseinander legende Gott, und es wurde auf diese Weise symbolisch die regelmäßige Gestalt des Weltalls und seine harmonische Bewegung angedeutet. Auch beruht die pythagoräische Philosophie auf der Uebereinstimmung des Weltalls mit dem Subjektiv-Schönen des Raumes und der Zeit. –

Aber schon im unorganischen Reich, wo doch das Streben des Willens einheitlich und außerordentlich einfach ist, ergiebt sich, daß im Kampf der Individuen mit einander (theilweise im Kampf um die Existenz) die harmonische innere Bewegung nur selten rein zum Ausdruck kommen kann. In dem organischen Reich, wo durchweg der Kampf um die Existenz und in viel größerer Intensität herrscht, |
i124 kann sich nun fast keine Bestrebung rein offenbaren. Bald wird dieser, bald jener Theil vorzugsweise gereizt, beeinflußt, und die Folge ist meist eine unharmonische Bewegung des Ganzen. Hierzu tritt, daß jedes Individuum schon bei der Zeugung eine mehr oder weniger verkümmerte Bewegung erhält; denn die innere Bewegung des Organismus ist keine einheitliche mehr, sondern eine resultirende aus vielen, und da die Organe *virtualiter* im

befruchteten Ei enthalten sind, ein Organ aber auf Kosten des anderen stärker oder schwächer sein kann, so werden viele Individuen schon mit einer gestörten harmonischen Bewegung in die Welt treten.

Indessen finden wir gerade im organischen Reich die schönsten und die meisten schönen Objekte. Dies kommt daher, daß, theils auf natürlichem, theils auf künstlichem Wege, schädliche Einflüsse gerade dann vom Organismus abgehalten werden, wann er am empfindlichsten und in der wichtigsten Ausbildung begriffen ist. Namentlich auf den höheren Stufen des Thierreichs ist das neue Individuum für eine mehr oder weniger lange Zeit dem Kampfe um's Dasein ganz entrückt, weil ihn die Eltern für dasselbe führen. Dann reibt und stößt sich fast Alles im unorganischen Reich, während die Organismen in nachgebenden Elementen (Wasser und Luft) sich entwickeln können.

So sehen wir denn überall da, wo eine Verkümmerung bei Entstehung von Organismen nicht stattfand und später schädliche Einflüsse sich wenig bemerkbar machten, immer schöne Individuen. Die meisten Pflanzen wachsen wie nach einem künstlerischen Entwurf, und die Thiere sind, mit wenigen Ausnahmen, regelmäßig gebaut. Dagegen finden wir nur selten sehr schöne Menschen, weil nirgends der Kampf um's Dasein erbitterter geführt wird als im Staate und Beschäftigung und Lebensweise selten die harmonische Ausbildung des Ganzen erlauben.

Hier ist auch der Kunsttrieb der Thiere zu nennen. In den P r o d u k t e n des Kunsttriebs, die wir so sehr anstaunen und bewundern, bewundern wir im Grunde nur die harmonische, im ächten Willen (hier Instinkt) zurückgebliebene g a n z e Bewegung. So baut die Biene regelmäßige sechsseitige Zellen; auch der rohe Wilde giebt seiner Hütte, nicht mit dem Geiste, sondern auf d ä m o n i s c h e n Antrieb, den Kreis oder das Quadrat oder das Sechseck zur Grundform.

Hierdurch werden wir auf das S u b j e k t i v - S c h ö n e zurückge|führt.
i125 Der Geist des Menschen, in dem doch allein das Subjektiv-Schöne vorhanden ist, ist, wie wir wissen, nur gespaltene Bewegung. Er ist ein Theil der früheren ganzen Bewegung, die durch und durch harmonisch war. So können wir denn sagen, daß das Subjektiv-Schöne nichts Anderes ist, als die nach einer besonderen Richtung hin entwickelte, für alle Bewegungen in der Welt zur Norm und zum Spiegel gewordene einseitig ausgebildete, harmonische Bewegung. Dieselbe ist gleichsam in ein Heiligthum gebracht worden, das die Dinge zwar umfluthen, aber in welches sie nicht eindringen können. Hier thront sie in gesicherter Ruhe und bestimmt souverän was ihr gemäß und nicht gemäß, d. h. was schön sei, was nicht.

8.

Betrachten wir die schönen Objekte in der Natur etwas näher, so treffen wir im unorganischen Reich, aus den angeführten Gründen, nur selten schöne feste Körper. Die »wohlgegründete« Erde ist als ein furchtbarer erstarrter Kampf anzusehen. Man findet nur ausnahmsweise reine und völlig ausgebildete Crystalle in der Natur. Sie zeigen deutlich, daß sie im Anschießen gedrückt, geschoben, gestoßen, und ihre Bestrebungen sonst noch beeinträchtigt worden sind.

Besonders schön ist die Bewegung geworfener runder Körper.

Einzelne Berge und Gebirgszüge zeichnen sich durch ihre reinen Contouren aus.

Das Wasser ist fast immer schön. Besonders schön ist das Meer, in der Ruhe wie in der Bewegung, wobei sein Hauptreiz in der Farbe liegt, die sich zwischen dem tiefsten Blau und dem hellsten Smaragdgrün bewegt. Auch ist die schöne Form der Wasserfälle zu nennen, überhaupt das Fließen.

Sehr schön ist die Luft und viele Erscheinungen in ihr: das blaue Himmelsgewölbe; die mannigfach gestalteten Wolken; die Farben des Himmels und des Gewölks beim Sonnenuntergang; das Alpenglühen und der blaue Duft der Ferne; der Zug der Wolken; der Regenbogen; das Nordlicht.

In der organischen Natur treten uns zuerst die verschiedenen regelmäßigen Zellen der Pflanzen entgegen; dann einzelne Bäume, wie Palmen, Pinien und Tannen; dann diejenigen Pflanzen, welche besonders deutlich, im Stand der Blätter und Zweige, symmetrische |
i126 Verhältnisse zeigen; dann viele Blätter und die Blüthen. Fast jede Blüthe ist schön durch die

Anordnung ihrer Blätter, durch ihre regelmäßige Form und ihre Farben. So auch alle Früchte, welche sich ungestört entwickeln konnten.

Im Thierreich sind die Objekte zunächst schön durch ihren symmetrischen Bau. Das Thier, in der Mitte getheilt, bildet fast immer zwei gleiche Hälften. Das Gesicht hat zwei Augen, die in gleichem Abstand von der Mitte liegen. Die Nase ist in der Mitte, der Mund gleichfalls u.s.w. Die Beine, Flossen, Flügel sind immer in Paaren vorhanden.

Dann sind manche Gestalten oder Theile des Körpers hervorragend schön, wie einzelne Pferde, Hirsche, Hunde, wie der Hals des Schwans u.s.w.

Ferner ist auf die Farben des Fells, des Gefieders, der Panzer, der Augen und auf die graziöse Bewegung vieler Thiere, sowie auf die reinen Formen der Vogeleier aufmerksam zu machen.

Schön vor Allem aber ist der schöne Mensch. Beim Anblick eines vollkommen schönen Menschen bricht in unserem Herzen das Entzücken, wie eine Rosenknospe, auf. Er wirkt durch den Fluß der Linien, die Farbe der Haut, des Haars und der Augen, die Reinheit der Form, die Anmuth seiner Bewegungen und den Wohlklang der Stimme.

9.

Fassen wir zusammen, so ist also das *Subjekt* der Richter und bestimmt nach seinen Formen was schön sei, was nicht. Die Frage ist jetzt: *Muß* jeder Mensch ein schönes Objekt schön finden? Ohne Zweifel! Wenn auch das Subjekt souveräner Richter über das Schöne ist, so steht es doch ganz unter der Nothwendigkeit seiner Natur und *muß jeden* Grund des Schönen im Ding an sich als *schön* objektiviren: es kann nicht anders. Bedingung ist nur, daß der Wille des urtheilenden Subjekts sich im aesthetischen Zustande befinde, also vollkommen *interesselos* dem Objekt gegenüberstehe. Aendert der Wille diese Relation, stellt sich z. B. bei der Beurtheilung der Formen eines Weibes der Geschlechtstrieb hinter das erkennende Subjekt, so ist ein allgemein gültiges Urtheil nicht mehr möglich. Erhält sich dagegen der Wille in der Reinheit der aesthetischen Relation, so kann das Subjekt nur dann irren, wenn |
i127 es mangelhaft organisirt ist. Solche Menschen aber haben kein Stimmrecht.

Worauf es hier allein ankommt, ist die Ausbildung des sogenannten *Schönheitssinnes* (einer Modification der Urtheilskraft), der unbestechlich, nach den Gesetzen des Subjectiv-Schönen, sein Verdict fällt. Er tritt, wie die Urtheilskraft, in unzähligen Abstufungen auf und kann, wie diese, vervollkommnet werden, welche Abänderungen sich vererben. Er kann einseitig auftreten als Formensinn, Farbensinn, musikalisches Gehör; was er aber in vollkommener Beschaffenheit für schön erklärt, das ist schön, wenn auch eine Menge von Individuen mit schwachem Schönheitssinn, oder mit interessirtem Herzen, gegen sein Urtheil sich auflehnt. Als Mensch, der nach seinem Willen, seiner Neigung urtheilt, kann ich den Rhein dem Comersee vorziehen; als rein aesthetischer Richter *muß* ich hingegen dem letzteren den Vorzug geben.

Der ächte Schönheitssinn irrt *nie*. Er muß den Kreis über das Dreieck, das Rechteck über das Quadrat, das mittelländische Meer über die Nordsee, den schönen Mann über das schöne Weib stellen, er kann nicht anders urtheilen; denn er urtheilt nach *klaren* und *unwandelbaren Gesetzen.*

10.

Wir haben gesehen, daß der Grund des Schönen im Ding an sich, unabhängig vom Subjekt, die innere harmonische Bewegung ist, welche nicht schön, sondern nur harmonisch, gleichmäßig genannt werden darf. Nur ein *Objekt* kann schön sein. Erfassen wir uns nun unmittelbar im Selbstbewußtsein, als Ding an sich, oder erfassen wir den Willen eines anderen Menschen als in harmonischer Bewegung begriffen, welche hier auftritt als ein ganz eigenthümliches Zusammenwirken von Willen und Geist, so können wir sehr wohl von einem harmonischen Willen oder, wenn wir Willen und Geist, dem Sprachgebrauche gemäß, als *Seele* zusammenfassen, von einer harmonischen Seele sprechen. Hierfür setzt man jedoch gewöhnlich den Ausdruck »schöne Seele«. Dieser Ausdruck ist falsch. Dennoch wollen wir ihn, da er einmal eingebürgert ist, beibehalten. Man bezeichnet mit schöner Seele diejenige

Idee Mensch, deren Wille zum Geiste in einem ganz besonderen Verhältnisse steht, so zwar, daß sie sich immer maßvoll bewegt. Verliert sie ihren Schwerpunkt durch |
i128 Niedergeschlagenheit oder Leidenschaft, so findet sie ihn bald wieder und nicht stoßweise, sondern fließend.

11.

Das Häßliche kann ich sehr leicht definiren. Häßlich ist Alles, was den Gesetzen des Subjektiv-Schönen nicht entspricht. Ein häßliches Objekt kann, wie ein schönes, überhaupt wie jedes Objekt, aesthetisch betrachtet werden.

12.

Das Erhabene wird gewöhnlich neben das Schöne als ein ihm Aehnliches, ihm Verwandtes gestellt, was unrichtig ist. Es ist ein besonderer Zustand des Menschen, und sollte man deshalb stets vom erhabenen Zustand eines Menschen sprechen. Er ist eine Doppelbewegung. Zuerst schwankt der Wille zwischen Todesfurcht und Todesverachtung, mit entschiedenem Uebergewicht der letzteren, und hat die letztere gesiegt, so tritt er in die aesthetische Contemplation ein. Das Individuum wird von einem Objekt abgestoßen, auf sich zurückgestoßen und strömt dann in Bewunderung aus.

Es ist dem erhabenen Zustand eigenthümlich, daß er sich in den meisten Fällen immer neu erzeugt, d. h. seine Theile durchläuft, oder mit anderen Worten, wir erhalten uns nur schwer in seinem letzten Theil. Immer wieder sinken wir aus der Contemplation in den Kampf zwischen Todesfurcht und Todesverachtung zurück und immer wieder werden wir, für eine längere oder kürzere Zeit, contemplativ.

Das Objekt, welches uns über uns selbst erhebt, ist nie erhaben. Jedoch, hält man dies fest, und bezeichnet nur deshalb gewisse Objekte als erhaben, weil sie uns leicht erhaben stimmen, so ist gegen die Benennung Nichts einzuwenden.

Die Objecte werden unter diesem Gesichtspunkte sehr richtig eingetheilt in:

1) Dynamisch-Erhabene und
2) Mathematisch-Erhabene.

Dynamisch erhaben sind alle Naturerscheinungen, welche den Kern des Menschen, seinen Willen zum Leben, bedrohen. In der Wüste, in Einöden, welche keinerlei Nahrung bieten können, am Ufer des stürmischen Meeres, vor ungeheuren Wasserfällen, bei Gewittern u.s.w. wird der Mensch leicht in den erhabenen |
i129 Zustand versetzt, weil er dem Tode in die Augen starrt, sich aber in großer oder voller Sicherheit weiß. Er erkennt die Gefahr deutlich, in der er schwebt; es entsteht jedoch in ihm, auf Grund seiner Sicherheit, die Täuschung, daß er der Gefahr trotzen würde, wenn sie auf ihn eindränge. Es ist ganz gleichgültig, aus welchen Ueberzeugungen er die vermeintliche Kraft schöpft, ob er an seine Unsterblichkeit glaubt, ob er sich von der Hand eines allgütigen Gottes gehalten weiß, ob er das Leben verachtet und den Tod ersehnt, oder ob in ihm gar kein Raisonnement stattfindet, und er sich unbewußt über die Gefahr erhebt.

Daß die meisten Menschen nur durch Täuschung erhaben gestimmt werden, ist leicht einzusehen. Vielen muß erst umständlich nachgewiesen werden, daß auch nicht im Entferntesten an eine Gefahr zu denken ist, und dennoch haben sie alsdann nicht einmal die Kraft, für ganz kurze Zeit in den contemplativen Zustand überzugehen, sondern sind in beständiger Angst und drängen zum Fortgehen. Wie Wenige vermögen sich ganz dem Genusse eines kräftigen Gewitters hinzugeben! Sie machen es, wie der habgierige Lotteriespieler, der unaufhörlich den unwahrscheinlichsten Fall erwägt. Ebenso wird nur äußerst selten ein Mensch auf offener See einen Sturm in ächt erhabener Stimmung auffassen. Ist der Sturm dagegen glücklich abgelaufen, so wird der Mensch das Einzelne, was er in der verzehrendsten Angst flüchtig erblickte, zusammenstellen und sich mit Behagen nachträglich über sich selbst erheben.

Mathematisch erhaben sind diejenigen Objekte, welche uns zu einem Nichts verkleinern, uns unsere Unbedeutendheit gegenüber dem Weltganzen zeigen und uns auf die Kürze und Vergänglichkeit unseres Lebens, im Gegensatz zur sogenannten Ewigkeit der Welt, oder, wie

Cabanis sagt, zur *éternelle jeunesse de la nature* aufmerksam machen. Aus diesem Zustand der Demüthigung, der Angst, ja der Verzweiflung, erheben wir uns über uns selbst, je nach unserer Bildung, durch die verschiedenartigsten Betrachtungen und werden contemplativ. Der Idealist aus der Schule Kant's richtet sich an dem Gedanken auf: Zeit und Raum sind in mir, das Weltall ist nur in meinem Kopfe so unermeßlich groß, das Ding an sich ausdehnungslos, und das Verfließen der Erscheinung in der Zeit ist eine Täuschung; der Pantheist denkt: ich bin selbst dieses ungeheuere Weltall und unsterblich: *hae omnes creaturae in totum* |
i130 *ego sum et praeter me aliud ens non est*; der fromme Christ denkt: alle meine Haare auf dem Kopfe sind gezählt, ich stehe in einer treuen Vaterhand.

13.

Der erhabene Zustand beruht auf der eingebildeten Willensqualität Festigkeit oder Unerschrockenheit und entsteht durch Selbsttäuschung. Ist aber ein Wille wirklich unerschrocken und fest, so inhärirt die Erhabenheit, welche hier einfach zu definiren ist als Todesverachtung, dem Ding an sich und man spricht mit Recht von erhabenen Charakteren.

Ich unterscheide drei Arten von erhabenen Charakteren:

1) den Helden,
2) den Weisen,
3) den weisen Helden.

Der Held ist sich in ernsten Lagen vollkommen bewußt, daß sein Leben wirklich bedroht ist, und obgleich er es liebt, steht er doch nicht an, es, wenn nöthig, zu lassen. Ein Held ist also jeder Soldat im Feuer, der die Furcht vor dem Tode überwunden hat, und Jeder, der sein Leben auf das Spiel setzt, um ein anderes zu retten.

Der Weise hat die Werthlosigkeit des Lebens erkannt, welche Jesus Sirach so treffend in die Worte faßt:

> Es ist ein elend jämmerlich Ding um aller Menschen Leben vom Mutterleibe an, bis sie in die Erde begraben werden, die unser aller Mutter ist. Da ist immer Sorge, Furcht, Hoffnung und zuletzt der Tod;

und diese Erkenntnis) hat seinen Willen entzündet. Letzteres ist eine Bedingung *sine qua non* für den Weisen, den wir im Auge haben, weil die thatsächliche Erhebung über das Leben das einzige Kriterium der Erhabenheit ist. Die bloße Erkenntniß, daß das Leben werthlos sei, kann die süße Frucht der Resignation nicht zeitigen.

Der erhabenste Charakter ist der weise Held. Er steht auf dem Standpunkte des Weisen, erwartet aber nicht, wie dieser, resignirt den Tod, sondern betrachtet sein Leben als eine werthvolle Waffe, um für das Wohl der Menschheit zu kämpfen. Er stirbt mit dem Schwert in der Hand (im figürlichen oder wirklichen Sinne) für die Ideale der Menschheit, und in jeder Minute seines Daseins ist |
i131 er bereit, Gut und Blut für die Realisirung derselben hinzugeben. Der weise Held ist die reinste Erscheinung auf unserer Erde, sein bloßer Anblick erhebt die anderen Menschen, weil sie in der Täuschung befangen sind, sie hätten, eben weil sie auch Menschen sind, dieselbe Befähigung zu leiden und zu sterben für Andere, wie er. Er ist im Besitz der süßesten Individualität und lebt das ächte, selige Leben:

> Denn sollte er groß Unglück han,
> Was liegt daran?

14.

Dem erhabenen Zustand am nächsten verwandt ist der Humor. Ehe wir ihn jedoch bestimmen, wollen wir uns in das Wesen des Humoristen versenken.

Wir haben oben gefunden, daß der ächte Weise thatsächlich über dem Leben erhaben sein, daß sich sein Wille an der Erkenntniß der Werthlosigkeit des Lebens entzündet haben müsse. Ist nur diese Erkenntniß vorhanden, ohne daß sie gleichsam in das Blut, den Dämon, übergegangen ist, oder auch: erkennt der Wille, als Geist, daß er im Leben nie die Befriedigung finden wird, die er sucht, umschlingt er aber im nächsten Augenblick

begierdevoll das Leben mit tausend Armen, so wird nie der ächte Weise in die Erscheinung treten.

Dieses merkwürdige Verhältniß zwischen Willen und Geist liegt nun dem Wesen des Humoristen zu Grunde. Der Humorist kann sich nicht auf dem klaren Gipfel, wo der Weise steht, *dauernd* erhalten.

Der gewöhnliche Mensch geht ganz im Leben auf; er zerbricht sich nicht den Kopf über die Welt, er fragt sich weder: woher komme ich? noch: wohin gehe ich? Seine irdischen Ziele hat er immer fest im Auge. Der Weise, auf der anderen Seite, lebt in einer engen Sphäre, die er selbst um sich gezogen hat, und ist sich – auf welchem Wege ist ganz gleichgültig – klar über sich und die Welt geworden. Jeder von Beiden ruht fest auf sich selbst. Nicht so der Humorist. Er hat den Frieden des Weisen gekostet; er hat die Seligkeit des aesthetischen Zustands empfunden; er ist Gast gewesen an der Tafel der Götter; er hat gelebt in einem Aether von durchsichtiger Klarheit. Und dennoch zieht ihn eine unwiderstehliche Gewalt zurück in den Schlamm der Welt. Er entflieht ihm, weil er nur ein einziges Streben, das Streben nach der Ruhe des Grabes, billigen kann und |
i132 alles Andere als Thorheit verwerfen muß; aber immer und immer wieder locken ihn die Sirenen zurück in den Strudel, und er tanzt und hüpft im schwülen Saale, tiefe Sehnsucht nach Ruhe und Frieden im Herzen; denn man kann ihn das Kind eines Engels und einer Tochter der Menschen nennen. Er gehört zwei Welten an, weil ihm die Kraft fehlt, einer von ihnen zu entsagen. Im Festsaale der Götter stört seine reine Freude ein Ruf von unten, und wirft er sich unten der Lust in die Arme, vergällt ihm die Sehnsucht nach oben den reinen Genuß. So wird sein Dämon hin- und hergeworfen und fühlt sich wie zerrissen. Die Grundstimmung des Humoristen ist Unlust.

Aber was in ihm nicht weicht und wankt, was felsenfest steht, was er ergriffen hat und nicht mehr losläßt, das ist die *Erkenntniß*, daß der Tod dem Leben vorzuziehen, »daß der Tag des Todes besser als der Tag der Geburt ist«. Er ist kein Weiser, noch weniger ein weiser Held, aber er ist dafür derjenige, welcher die Größe dieser Edlen, die Erhabenheit ihres Charakters voll und ganz erkennt und das selige Gefühl, das sie erfüllt, ganz und voll nachfühlt. Er trägt sie als Ideal in sich und weiß, daß er, weil er ein Mensch ist, in sich das Ideal verwirklichen kann, wenn – ja wenn »die Sonne günstig steht zum Gruße der Planeten«.

Hieran und an der festen Erkenntniß, daß der Tod dem Leben vorzuziehen sei, richtet er sich aus seiner Unlust auf und erhebt sich über sich selbst. Nun ist er frei von der Unlust und jetzt, was sehr zu beachten ist, wird ihm der eigene Zustand, dem er entronnen ist, *gegenständlich*. Er mißt ihn an dem Zustande seines Ideals und belächelt die Thorheit seiner Halbheit: denn das Lachen entsteht allemal, wenn wir eine Diskrepanz entdecken, d. h. wenn wir irgend etwas an einem geistigen Maßstabe messen und es zu kurz oder zu lang finden. In die geniale Relation zu seinem eigenen Zustande getreten, verliert er jedoch nicht aus dem Auge, daß er in die belächelte Thorheit bald wieder zurückfallen wird, weil er die Macht seiner Liebe zur Welt kennt, und so lacht nur das eine Auge, das andere weint, nun scherzt der Mund, während das Herz blutet und brechen möchte, nun verbirgt sich unter der Maske der Heiterkeit der tiefste Ernst.

Der Humor ist demnach eine sehr merkwürdige und ganz eigenthümliche Doppelbewegung. Ihr erster Theil ist ein unlustvolles |
i133 Hin- und Herschwanken zwischen zwei Welten, und ihr zweiter Theil kein rein contemplativer Zustand. Auch in ihm schwankt der Wille zwischen der vollen Freiheit von Unlust und thränenvoller Wehmuth.

Das Gleiche ist der Fall, wenn der Humorist in die Welt blickt. An jede Erscheinung in ihr legt er still sein Ideal und keine deckt dasselbe. Da muß er lächeln. Aber alsbald erinnert er sich, wie mächtig das Leben anlockt, wie unsagbar schwer es ist ihm zu entsagen, da wir ja Alle durch und durch hungriger Wille zum Leben sind. Nun denkt, spricht oder schreibt er über Andere ebenso köstlich milde, wie er sich beurtheilt, und mit Thränen in den Augen, lächelnd, scherzend mit zuckenden Lippen, bricht ihm fast das Herz vor Mitleid mit den Menschen:

»Der Menschheit ganzer Jammer faßt ihn an.« (*Goethe*.)

Da der Humor in jedem Charakter, jedem Temperament auftreten kann, so wird er immer von individueller Färbung sein. Ich erinnere an den sentimentalen Sterne, den zerrissenen Heine, den trocknen Shakespeare, den gemüthvollen Jean Paul und den ritterlichen Cervantes.

Es ist klar, daß der Humorist mehr als irgend ein anderer Sterblicher dazu geeignet ist, ein echter Weiser zu werden. Zündet einmal die unverlierbare Erkenntniß auf irgend eine Art im Willen, so flieht der Scherz von den lächelnden Lippen und beide Augen werden ernst. Dann tritt der Humorist, wie der Held, der Weise und der weise Held, vom aesthetischen Gebiete ganz auf das ethische.

15.

Das *Komische* hat mehrere Berührungspunkte mit dem Schönen und einen mit dem Humor.

Ich theile das Komische ein in:

1) das Sinnlich-Komische,
2) das Abstrakt-Komische.

Beim Sinnlich-Komischen haben wir zu unterscheiden:

1) den subjektiven Maßstab,
2) das komische Objekt, und
3) den komischen Zustand des Willens.

Der *subjektive Maßstab*, die unerläßliche Bedingung für das Komische überhaupt, ist für das *Sinnlich-Komische* eine |
i134 Normal-Gestalt mit bestimmten Bewegungen (der Glieder, Mienen, Augen), beziehungsweise, wenn nur die, gleichsam vom Objekt abgelösten Bewegungen: Worte und Töne, beurtheilt werden, eine mittlere normale Art zu sprechen oder zu singen.

Beide Normen hängen, obgleich sie einen Spielraum in ziemlich weiten Grenzen haben, doch nicht von der Willkür ab. Sie sind ein flüssiges Mittleres, welches nicht auf mechanische Weise, sondern durch einen »dynamischen Effekt« aus allen Menschenarten und der natürlichen Art sich zu geben ihrer Individuen gewonnen wird. Hierin liegt schon die Verurtheilung jedes auf einseitige Weise gewonnenen Maßstabs. Es liegt aber auch darin der große Unterschied, der zwischen dem subjektiven Maßstab für das Sinnlich-Komische und dem für das Schöne besteht. Jener ist flüssig, dieser fest bestimmt. Ein Kreis, der an einer Stelle nur ganz unbedeutend aus der ein für alle Male bestimmten Form heraustritt, ist nicht mehr schön. Dagegen wird der ziemlich weite Spielraum für die Maßstäbe des Komischen dadurch ausgeglichen, daß ein Objekt nur dann komisch ist, wenn sich bei der Messung mit den Maßstäben auch eine ziemlich *große* Diskrepanz ergiebt, die selbstverständlich jenseit des Spielraums fallen muß.

Das Schöne, resp. das Häßliche, steht in gar keiner Beziehung zum Komischen. Es kann ein Objekt sehr schön und zugleich komisch sein; es kann sehr häßlich und doch nicht komisch sein; endlich kann es häßlich *und* komisch sein. Ferner ist zu bemerken, daß große körperliche Mißbildungen allerdings komisch wirken (wie das Lachen und der Spott der Rohen täglich zeigt), aber das Komische wird alsdann in feineren Naturen sofort vom *Mitleid* erstickt.

16.

Komisch ist nun jedes Objekt, das dem subjektiven Maßstab *nicht* entspricht, d. h. welches, an ihn gehalten, entweder derartig kurz ist oder derartig ihn überragt, daß sich eine erhebliche Diskrepanz ergiebt.

Wie der subjektive Maßstab des Schönen, mit Absicht auf Bestimmtheit, wesentlich von dem des Komischen verschieden ist, so findet also auch das Subjekt in einer ganz anderen Weise das Objekt komisch, als es dasselbe schön findet. Schön ist ein Objekt, wenn es dem Subjektiv-Schönen entspricht; komisch dagegen ist ein |
i135 Objekt, wenn es dem subjektiven Maßstab *nicht* entspricht. Das Komische ist demnach, in seiner Beziehung zum Maßstab, negativ wie das Häßliche, weshalb ich auch unterlassen muß,

den subjektiven Maßstab zu bestimmen. Das Sinnlich-Komische wird am Besten an den komischen Objekten selbst abgelesen.

Ich theile das Sinnlich-Komische, wie das Subjektiv-Schöne, ein in das Komische:

1) des Raumes,
2) der Causalität,
3) der Substanz (der Materie),
4) der Zeit.

Das Komische des Raumes zeigt sich zunächst in großen Abweichungen der Gestalt vom normalen Typus der Menschen: also in unmäßig langen, kleinen, spindeldürren und dicken Individuen; dann in Theilen des Körpers, wie in langen oder platten, unförmlich dicken oder zu dünnen, spitzen Nasen; in Mäulern; in zu langen oder zu kleinen Ohren, Füßen, Händen, Beinen, Armen, Hälsen u.s.w. Die außerordentliche Zierlichkeit kleiner Hände, Füße und Ohren bewundert man immer mit einem Lächeln. Man denke nur an den überaus komischen Eindruck, den die Händchen und Füßchen von Säuglingen machen, weil wir sie (hier allerdings ganz unpassend) mit unseren Händen und Füßen vergleichen. Das Komische des Raumes zeigt sich ferner in thurmartigen Haargeflechten und in denjenigen Trachten der Weiber, welche entweder dem Individuum einen kolossalen Umfang geben (Reifröcke), oder einzelne Körpertheile als unnatürlich entwickelt zeigen sollen: Wespentaille, falsche Busen, *cul de Paris*. Schließlich erwähne ich das Gesichterschneiden, die Fratzen, die Masken und Karikaturen.

Das Komische der Causalität tritt hervor im schwerfälligen Uebergang von der Wirkung zur Ursache, also in der Dummheit; in der unzweckmäßigen oder überflüssigen Bewegung: heftiges Gestikuliren, steifes Herumschweifen mit den Armen, affektirte Handbewegungen, gespreizter, hölzerner Gang, Schwänzeln, linkische Verbeugungen, überhaupt linkische Manieren, chinesisches Ceremoniell, Umständlichkeit, Pedanterie; in verunglückten Bewegungen: Ausgleiten, Stolpern, mißlungene Sprünge; im unverhältnißmäßigen Aufwand von Kraft zur Erreichung eines Zwecks: Einschlagen offener Thüren, wie Lärm um Nichts, gewaltige Vorbereitungen und ein winziges Resultat, |
i136 große Einleitungen, fabelhafte Umschweife; in der Anwendung falscher Mittel zu einem beabsichtigten Zweck: falscher Gebrauch von Fremdwörtern, falsche Citate, unrichtiger Ausdruck in einer fremden Sprache sowohl, als in der Muttersprache, Steckenbleiben in der Rede; in der Nachahmung, welche zum Wesen des Nachahmenden nicht paßt: alle Affektation, europäischer Hofstaat, Hofceremoniell, Titulaturen etc. auf den Sandwichinseln, Männer in Frauen-, Frauen in Männerkleidern; endlich in der Unzweckmäßigkeit der Tracht.

Das Komische der Zeit tritt hervor im zu raschen oder zu langsamen Tempo der Sprache: Ueberstürzung der Worte, salbungsvolles Dehnen der Worte; im Stottern; im Herauspoltern; im abrupten Hervorstoßen von Worten; im Ableiern von Melodien.

Das Komische der Substanz zeigt sich in der schreienden Zusammenstellung auffallender Farben in der Kleidung; im grunzenden, näselnden, dumpfen, hohlen oder ganz dünnen, feinen Ton der Stimmen.

17.

Der komische Zustand ist eine Doppelbewegung, deren erster Theil die aesthetische Contemplation ist; denn steht das Individuum nicht in der interesselosen Relation zum komischen Objekt, so wird die Diskrepanz am subjektiven Maßstab es nur ärgern oder verstimmen. Der zweite Theil ist eine fröhliche Expansion des Willens, die sich äußerlich, je nach ihrer Intensität, in den Abstufungen vom leichten Lächeln bis zum krampfhaften, zwergfellerschütternden Lachen bewegt. Hier ist auch der Berührungspunkt des Komischen mit dem Humor; denn hier, wie dort, erweckt die Wahrnehmung einer Diskrepanz Heiterkeit in uns.

18.

Beim Abstrakt-Komischen ist zu unterscheiden:

1) der subjektive Maßstab;
2) die an ihm sich zeigende Incongruenz.

Der Begriff spielt beim Abstrakt-Komischen die Hauptrolle, obgleich auch hier immer nur mehr oder weniger deutlich realisirte Begriffe mit einander verglichen werden, also Vorstellungen, von denen die eine der Maßstab, die andere das Gemessene ist.

i137 Das Abstrakt-Komische zerfällt in:

1) die Ironie,
2) die Satire,
3) den Witz,
4) die närrische Handlung,
5) das Wortspiel.

In der Ironie wird ein Mensch, wie er wirklich ist, zum Maßstab genommen. Neben denselben zeichnet der Spötter, im vollsten Ernste, mit Worten eine Copie, welche nun, es sei in der Gestalt oder im Charakter, wesentlich vom Original abweicht, und zwar entschieden zu seinen Gunsten abweicht. Jeder Aufmerksame erkennt sofort den Hohn, resp. die Diskrepanz zwischen Original und Copie, und muß lachen. Diejenigen werden natürlich am meisten die Ironie herausfordern, welche sich entweder wirklich für besser halten, als sie sind, oder doch besser, schöner, edler, talentvoller scheinen wollen, als sie sind. Der Spötter geht auf ihre Einbildung ein, verschönert oder veredelt sie auf geschickte, anscheinend harmlose Weise, bis endlich ein Ideal neben einer tristen Wirklichkeit steht: zwei Vorstellungen, welche, mit Ausnahme vielleicht des Verspotteten, kein Mensch unter einen Hut bringen kann.

Auch sind Meinungen, Ansichten, Hypothesen, Vorurtheile u.s.w. ein guter Boden für die Entfaltung der Ironie. Der Spötter geht scheinbar auf die Ansicht des zu Verspottenden ein, entwickelt sie nach allen Richtungen und zieht die Consequenzen. Da versinkt sie im Sumpfe des logischen Widerspruchs und der Absurdität, zum großen Ergötzen aller Anwesenden.

In der Satire werden faule politische oder sociale Zustände einer Nation, einer Provinz, einer Stadt, auch faule Zustände in Familien, an einem Ideal gemessen, dieses sei nun der guten alten Zeit oder dem Leben eines anderen Volks oder gar der fernen Zukunft der Menschen entlehnt, und dann wird die Diskrepanz schonungslos vom Satiriker bloßgelegt. Auch hier wird gelacht, aber es ist ein zorniges Hohngelächter, das erschallt.

Im Witze werden zuerst entweder zwei Vorstellungen durch passenden Vergleich unter einen Begriff gebracht, oder zwei unter einem Begriffe bereits stehende Vorstellungen in's Auge gefaßt. Dann wird der Begriff realisirt, und von jeder der beiden Vorstellungen das Gleiche ausgesagt, wodurch aber beide sofort |
i138 auseinandertreten. Die Diskrepanz ist eine totale: der Maßstab und das Gemessene berühren sich nur an den Endpunkten.

In der sehr witzigen Grabschrift eines Arztes: »Hier liegt er, wie ein Held, und die Erschlagenen liegen um ihn her«, wird durch treffenden Vergleich zunächst der Arzt mit dem tapferen Heerführer unter den Begriff »Held« gebracht. Dann wird aber von Beiden das Selbe prädicirt, nämlich: daß sie unter den von ihnen Erschlagenen ruhten, was Beide wieder vollständig trennt; denn die Erschlagenen gereichen dem Einen zur Ehre, dem Anderen zur Schande. (Maßstab: der Held im engeren Sinne).

In der bekannten Anekdote vom Gascogner in der Sommerkleidung bei großer Winterkälte, über den der König lacht, und welcher darauf antwortet: »Hätten Sie angezogen, was ich angezogen habe, nämlich Ihre ganze Garderobe, so würden Sie nicht lachen«, stehen bereits zwei sehr verschiedene Objekte unter einem Begriffe: ganze Garderobe. Dann wird von Beiden das Gleiche ausgesagt, und sofort gehen die Objekte weit auseinander. (Maßstab: die große Garderobe des Königs).

In der närrischen Handlung geht der Handelnde von einem gegebenen Begriffe aus, wie z. B. Don Quixote von der allgemeinen Maxime: ein guter Christ soll allen Bedrängten helfen. Hiernach handelt er nun, absichtlich oder unabsichtlich, auch in solchen Fällen, die nicht mehr ganz unter der Regel stehen. So befreite Don Quixote Galeerensklaven, die

allerdings Bedrängte waren, aber nicht solche, welchen ein Christ helfen soll. Hier ist der Maßstab der vernünftige Gedanke: Bedrängte soll man aus ihrer drückenden Lage befreien, aber nicht Verbrecher.

Im Wortspiel endlich werden gleich oder ähnlich lautende Begriffe (im vollendeten Wortspiel nur gleichlautende) von verschiedener Bedeutung nach Laune vertauscht. Hier ist das Wort in seiner gewöhnlichen Bedeutung der Maßstab und das Wort in seiner ferneren Bedeutung das Gemessene. Die Diskrepanz ist eine totale.

19.

Wir haben uns, behufs Bestimmung des Komischen, auf den höchsten Standpunkt stellen müssen. Dort haben wir die philosophischen Maßstäbe für das Sinnlich-Komische gefunden und können beruhigt sein. Wir wollen aber doch nicht schließen, ohne |
i139 einen Blick auf die schon erwähnten falschen Maßstäbe zu werfen, welche im gewöhnlichen Leben coursiren und sich darin behaupten.

Die Grundlage des Komischen: Maß und Gemessenes, darf natürlich nicht angetastet werden. Die Diskrepanz, die sich nur an einem bestimmten Maaßstab zeigen kann, ist *conditio sine qua non* des Komischen. Die Willkür kann sich nun nicht am Objekt geltend machen, denn wie es erscheint, so ist es. Es sind also die Maßstäbe allein, welche verändert werden können.

Für ihre Herstellung im Volke ist nun das Gewöhnliche die Richtschnur. Was einem Menschen ungewöhnlich vorkommt, nennt er ohne Weiteres komisch. So sagt man: du kommst mir heute so komisch vor, d. h. du giebst dich heute anders wie gewöhnlich. Ja, ich habe schon oft hören müssen: der Wein schmeckt komisch, die Uhr schlägt komisch, womit nur eine bestehende Diskrepanz angedeutet werden sollte.

So wird auch ein Bauer, der zum ersten Mal nach einer großen Stadt kommt, Alles daselbst komisch, d. h. ungewöhnlich finden und wird, wenn er, in der aesthetischen Relation stehend, eine große Diskrepanz entdeckt, herzlich lachen. Ein Chinese wird in Europa noch komisch befunden, in San Francisco nicht mehr, denn bei uns durchbricht er noch den engen Kreis des Gewöhnlichen, dort steht er in demselben.

Man spricht ferner oft von komischen Charakteren und versteht darunter excentrische Leute, Charaktere, deren Thun und Treiben eben ein anderes ist, als das des gewöhnlichen Menschen. Solche Individuen werden selten gerecht beurtheilt, da man sich nicht die Mühe giebt, in ihr Wesen einzudringen, meist aber auch, weil man überhaupt nicht die Fähigkeit hat, es zu thun. So wird dann immer derselbe kurze Maßstab an Alle gelegt, welche die große Heerstraße verlassen haben und eigene Wege wandeln. Der Spießbürger wird Manchen lächerlich finden, der einen edlen, freien Charakter hat, ja die tristen Geister sterben nicht aus, welche einen Weisen oder einen weisen Helden für einen Narren halten.

Die falschen Maßstäbe, wenn sie vom Individuum in der aesthetischen Relation angelegt werden, rufen natürlich denselben komischen Zustand hervor, wie die richtigen. Deshalb wird aber auch in der Welt mehr und weniger belacht, als belacht werden sollte.

i140 Es ist klar, daß fast nur der Mensch komisches Objekt sein kann. Es giebt sehr wenig komische Thiere (wie z. B. ein als Reitpferd benutztes Droschkenpferd). Sie werden hauptsächlich erst dann komisch, wenn man sie absichtlich in menschliche Situationen bringt (Reinecke Fuchs) oder sie mit dem Menschen geradezu vergleichen muß, wie die Affen.

20.

Blicken wir von hier aus zurück, so finden wir durchaus bestätigt, was ich am Anfang sagte, nämlich, daß die Aesthetik nur von einem einzigen besonderen Zustand des Menschen handelt, in den ihn eine besondere Auffassung der Ideen versetzt. Der Zustand, der aesthetische Zustand, zeigte uns zwei Hauptarten: die Contemplation und das aesthetische Mitgefühl.

Alle anderen Zustände, welche wir berührten, sind zusammengesetzte, entstanden aus der Verbindung des aesthetischen Zustands mit den in der Physik behandelten, welche ich, der Kürze wegen, hier physische nennen will. Nur im Humor fanden wir einen moralischen

Zustand des Willens, das Mitleid (Mitleid mit sich selbst, Mitleid mit Anderen), das wir in der Ethik näher zu betrachten haben werden. Die aesthetische Begeisterung, der erhabene und komische Zustand sind also physisch-aesthetische Doppelbewegungen und der Humor eine physisch-aesthetisch-ethische Bewegung des Willens.

Der aesthetische Zustand beruht nicht auf einer *Befreiung* des Geistes vom Willen, was widersinnig und ganz unmöglich ist, sondern auf der Begierdelosigkeit des Dämons, die immer dann vorhanden ist, wann, physiologisch ausgedrückt, das Blut ruhig fließt. Dann actuirt es vorzugsweise das Gehirn, der Wille versenkt sich gleichsam ganz in eines seiner Organe und ihn umfängt hier, da das Organ alle Bewegungen spürt, nur nicht die eigene, die Täuschung, er ruhe vollständig. Erleichtert wird dem Dämon der Eintritt in die aesthetische Relation und er wird in ihr erhalten durch Objekte, welche ihn nicht aufstacheln. Begegnet ihm in der aesthetischen Relation ein Objekt, das seine Begierde weckt, so ist auch sofort alle Sammlung hin.

Ist der Wille nicht ganz befriedigt, so wird er nur sehr schwer contemplativ, ja die meisten Menschen werden alsdann die gewöhn|liche
i141 Betrachtungsart der Dinge nicht ablegen *können*. Bringt Jemanden, den es friert, der Schmerzen hat oder dessen Magen knurrt, vor das schönste Bild, in die herrlichste Natur, – sein Geist wird kein reiner Spiegel sein können.

Auf der anderen Seite gilt, daß, je entwickelter der Geist, namentlich je ausgebildeter der Schönheitssinn ist, desto häufiger der Wille die aesthetische Freude genießen wird; denn der Geist ist der aus dem Willen geborene Berather desselben, und je größer sein Gesichtskreis ist, desto größer ist auch die Anzahl mächtiger *Gegenmotive*, die er dem Willen vorlegen kann, bis er ihm zuletzt ein Motiv giebt, das ihn, wenn gluthvoll erfaßt, ganz gefesselt hält und alle anderen Begierden in ihm erstickt, wovon die Ethik handeln wird.

21.

So wären wir denn vor der Kunst und dem Künstler angelangt. Ehe wir denselben jedoch unsere Aufmerksamkeit schenken, wollen wir ein Feld betreten, wo der Mensch aesthetisch, d. h. den Gesetzen des Subjektiv-Schönen gemäß, auf *natürliche* Objekte einwirkt und sie gleichsam aesthetisch erzieht.

Zuerst begegnen wir dort dem Gärtner. Er trägt zunächst Sorge, durch Abhaltung aller schädlichen Einflüsse und Erhöhung der Reize, daß sich die Pflanzen ungehindert entwickeln und ihre innere harmonische Bewegung kraftvoll entfalten können. Er veredelt auf diese Weise den natürlichen Wuchs. Dann veredelt er, durch Einwirkung auf die Befruchtung, die Blüthen und auch die Früchte.

Dann gestaltet er die Bodenfläche um. Hier legt er kleine Hügel, dort Thäler an; er theilt das Terrain durch gerade oder schön geschwungene Wege ab und zeichnet auf die einzelnen Abschnitte Beete, welche regelmäßige Figuren: Kreise, Ellipsen, Sterne bilden.

Er benutzt auch das Wasser, indem er es bald in Teichen sammelt, bald von Felsen herabfallen, bald als Springbrunnen sich erheben läßt.

Dann bepflanzt er das vorbereitete Terrain. Hier zaubert er saftige, schöne Rasenflächen hervor, dort bildet er Alleen, hier Baumgruppen, deren Laub alle Abstufungen der grünen Farbe zeigt, dort wohlgepflegte Hecken. Er besetzt die Beete mit Blumen und Blattpflanzen nach Mustern (Teppichbeete) und bringt auf dem Rasen hie |
i142 und da einen seltenen, edlen Baum oder eine Gruppe größerer Pflanzen an. Auch zieht er von Baum zu Baum Guirlanden aus Schlingpflanzen, auf denen das Auge mit Vergnügen verweilt. –

Nur wenige Thiere können verschönert werden. Bei Einigen läßt sich Verschönerung indirekt durch Veredelung erreichen, dann direkt, in engen Grenzen jedoch, durch Dressur, wie beim Pferd, dessen Bewegungen man entschieden graziöser machen kann.

Dagegen ist der Mensch dasjenige natürliche Objekt, welches, nach verschiedenen Richtungen hin, sehr verschönerungsfähig ist. Der Mensch kann aesthetisch erzogen werden.

Durch Reinlichkeit und Pflege der Haut, sowie durch Mäßigkeit, kann man dem Körper zunächst eine Frische geben, die Wohlgefallen erweckt. Dann ist die geschmackvolle

Anordnung des Haars bei beiden Geschlechtern und des Barts beim Manne ein wichtiges Verschönerungsmittel; denn oft giebt eine kleine Veränderung der Frisur, die veränderte Lage einer Locke, dem Gesicht einen anderen, viel ansprechenderen Ausdruck.

Das Hauptgewicht aber ist auf die Ausbildung des Körpers und auf die Verschönerung seiner Bewegungen zu legen. Jene wird durch fleißiges Turnen, Springen, Laufen, Reiten, Fechten, Schwimmen, diese durch Tanz und Erziehung im engeren Sinne erreicht. Grazie ist allerdings angeboren, aber sie läßt sich auch erlernen, wenigstens können eckige Bewegungen abgeschliffen und unnütze abgewöhnt werden. Die Leibesübungen geben dem Körper, außer der Geschmeidigkeit, oft noch eine veränderte Gestalt, weil sie ihn kräftigen und Muskelfülle, feste Abrundung der Fleischtheile, bewirken. Oft erhält auch das Gesicht einen gewinnenderen Ausdruck: der Mensch hat seine Kräfte kennen gelernt und vertraut ihnen.

Eine wichtige Institution für die aesthetische Erziehung des Mannes ist das Heer. Nicht nur wird der Körper des Soldaten durch die erwähnten Mittel ausgebildet, sondern es bildet sich auch sein Schönheitssinn an den regelmäßigen, schönen Bewegungen des Einzelnen und der Truppentheile; denn strammes Exerciren und fließendes Manövriren sind schön.

Der Mensch kann ferner den Klang seiner Stimme (*a soft, gentle and low voice – an excellent thing in woman*. Shakespeare.) und seine Sprache überhaupt verschönern; letzteres, indem er alles gedankenlose Geschwätz vermeidet, sich übt, fließend zu sprechen, |
i143 ohne in Wortschwall zu gerathen, und seinem Vortrage einen gewissen Adel verleiht.

Ferner verschönern den Menschen einfache Manieren.

Auch gehört eine deutliche Handschrift hierher.

Schließlich erwähne ich eine einfache, aber geschmackvolle und gutsitzende Kleidung, welche die Schönheit des Körpers hervortreten läßt, manchmal sogar erhöht. Die Farbe der Kleidung ist auch wichtig, namentlich für das Weib. Man sagt: diese Farbe kleidet eine Dame, steht ihr gut zu Gesicht. –

22.

Die Kunst ist die verklärte Abspiegelung der Welt, und derjenige, welcher diese Abspiegelung bewerkstelligt, heißt Künstler.

Die Erfordernisse für den Künstler sind: erstens die Fähigkeit, leicht in den aesthetischen Zustand überzugehen; zweitens der Reproductions- oder Schöpfungstrieb; drittens ein entwickelter Schönheitssinn; viertens eine lebhafte Einbildungskraft, eine scharfe Urtheilskraft und ein gutes Gedächtniß, d. h. die Hülfsvermögen der Vernunft müssen sehr ausgebildet sein.

Hiermit ausgerüstet, erfaßt er die Ideen als Erscheinungen (Objekte) und die Idee Mensch auch ihrem innersten Wesen nach, als Ding an sich, und bildet seine Ideale.

Die Ideen (die individuellen Willen zum Leben) sind in einem beständigen Flusse des Werdens begriffen. Bewegung ist Leben, und da wir uns den Willen ohne Bewegung nicht einmal denken können, so haben wir immer, wir mögen uns noch so weit in die Vergangenheit der Welt verlieren, oder noch so sehr ihre Zukunft anticipiren, den Fluß des Werdens. In ihm bekämpfen sich die Individuen unaufhörlich, tauchen unter und steigen zur Oberfläche wieder auf, als dieselben oder unmerklich modificirt. Diese Modifikationen können sich bei organischen Wesen vererben, können sich immer tiefer in das Wesen der Idee eingraben und ihr einen besonderen Charakter aufdrücken. Je tiefer die Idee auf der Stufenleiter steht, je einfacher ihr Wesen ist, desto constanter wird sie sein; je höher organisirt sie aber ist, desto weniger kann sie ihre Individualität im Kampfe behaupten, desto mehr muß sie den mannigfaltigsten Einflüssen nachgeben.

i144 Nirgends ist das Gedränge und die Reibung größer als im Staate der Menschen. Da ist immer schwere Noth und des Einen Tod ist des Anderen Leben. Wo man auch hinblicken mag, grinst uns der schamloseste Egoismus und die volle ganze Rücksichtslosigkeit an. Da heißt es aufpassen und Stöße, rechts und links, mit eingestemmten Armen geben, damit man nicht zu Boden gerissen und zertreten werde. Und so kommt es, daß kein Mensch dem anderen gleicht, und jeder einen besonderen Charakter hat.

Trotzdem ist Alles in der Natur nur individueller Wille zum Leben, und obgleich jeder

Mensch einen eigenthümlichen Charakter hat, so spricht sich doch in jedem die allgemeine Idee des Menschen aus. Aber es ist ein großer Fehler – ein Fehler, der die Urtheilskraft mit einem Schleier umwindet und sie in ein phantastisches Traumleben versenkt – wenn man annimmt, daß, verborgen, hinter den ähnlichen Individuen eine Einheit ruhe, und daß diese Einheit die wahre und ächte Idee sei. Es heißt dies: Schatten für reale Dinge nehmen. Die Art oder Gattung ist eine begriffliche Einheit, der in der realen Wirklichkeit eine Vielheit von mehr oder weniger gleichen realen Individuen entspricht, – nichts weiter. Gehen wir an der Hand der Naturwissenschaft zurück und unterbrechen willkürlich den Fluß des Werdens, so können wir zu einer Urform gelangen, in der alle jetzt lebenden Individuen einer Art virtualiter praeexistirten. Aber diese Urform wurde zertrümmert, sie ist nicht mehr und auch keines der jetzt lebenden Individuen ist ihr gleich.

Das Ideal des Künstlers ist nun allerdings eine einzige Form, aber nicht die wissenschaftliche Urform, welche ein phantasievoller Naturforscher, auf Grund der Paläontologie, für eine Gattung, mehr oder weniger genau, wohl zu entwerfen vermöchte, sondern eine Form, die im Mittel der *jetztlebenden* Individuen einer Art schwebt. Der Künstler beobachtet die Individuen genau, erfaßt das Wesentliche und Charakteristische, läßt das Unwesentliche zurücktreten, kurz, urtheilt, verbindet und läßt das Verbundene von der Einbildungskraft festhalten. Dieses Alles geschieht durch einen »dynamischen Effekt«, nicht durch ein mechanisches Aufeinanderlegen der Individuen, um ein Mittleres zu erhalten, und im Verbinden schon ist der Schönheitssinn thätig. So gewinnt der Künstler ein halbfertiges Ideal, welches er dann, bei der Reproduction, wenn er ein idealer Künstler ist, ganz nach den Gesetzen des Subjektiv-Schönen ummodelt, es völlig |
i145 in die reinigende Fluth des Formal-Schönen untertaucht, aus der er dasselbe verklärt und thaufrisch herausnimmt.

Hier ist nun der Wurzelpunkt, wo die Kunst in zwei große Stämme auseinander tritt, in:

1) die ideale Kunst,
2) die realistische Kunst.

Das erkennende Subjekt muß sich, im gewöhnlichen Leben, der Außenwelt anbequemen, d. h. es *muß* objektiviren, was sich ihm darbietet, und zwar genau und ohne die allergeringste willkürliche Abänderung: es kann nicht anders. Es kann ein Objekt, das schmutzig grün ist, nicht rein grün *sehen*; es kann nicht eine unregelmäßige Figur regelmäßig *sehen*; es kann eine steife Bewegung nicht graziös *sehen*; es muß den Vortrag eines sprechenden, singenden, musicirenden Menschen *hören*, wie er lautet; es kann die Ketten von ungleichen, unregelmäßig auf einander folgenden Zeittheilen nicht als Reihen von rhythmischer Gliederung *hören*; es muß auch die Ausbrüche der Leidenschaft objektiviren, wie sie *sind*, und mögen sie noch so abschreckend sein. Mit einem Wort: das Subjekt muß die Außenwelt spiegeln, wie sie ist: häßliche, wie schöne, abstoßende, wie anziehende Objekte, schnarrende, quiekende, wie wohlklingende Töne.

Nicht so der Künstler. Sein Geist ist nicht der Sklave der Außenwelt, sondern erschafft eine *neue* Welt: eine Welt der Grazie, der reinen Formen, der reinen Farben; er offenbart das Innere der Menschen in Zuständen, die maßvoll sind, und verbindet Töne und wohlklingende Worte zu Reihen, die der Rhythmus beherrscht: kurz, er führt uns in das wundervolle Paradies, das nach den Gesetzen des Subjektiv-Schönen allein gebildet ist.

Bildet nun der Künstler nur schöne einzelne Objekte, oder Gruppen von solchen, in harmonischer Anordnung um einen Mittelpunkt; offenbart er uns die *schöne Seele*, so steht er im Dienste der idealen Kunst und ist ein idealer Künstler.

Aber die Kunst würde nicht die ganze Welt spiegeln, was ihre Aufgabe doch ist, wenn sie nur das Schöne wiedergäbe. Sie soll das Wesen alles Lebendigen enthüllen in der ihr eigenthümlichen zauberischen Weise, d. h. sie soll dem Menschen die bittere Frucht vom Baume der Erkenntniß, die er nur selten und widerstrebend aus der Hand der Religion und Philosophie annimmt, verzuckert |
i146 und durch und durch versüßt darreichen, damit er sie gern genieße und ihm die Augen dann aufgehen, oder, wie der Dichter sagt:

Così all'egro fanciul porgiamo aspersi
Di soave licor gli orli del vaso;
Succhi amari ingannato intanto ei beve
E dall' inganno suo vita riceve.

Tasso.

(So reichen wir Arznei dem kranken Kinde,
Des Kelches Rand benetzt mit süßem Naß;
Es trinkt nun so getäuscht die bittern Säfte,
Und Täuschung bringt ihm neue Lebenskräfte.)

Was der nüchterne Begriff und die trockene Lehre nicht vermag, das bewirkt das fesselnde Bild und der einschmeichelnde Wohllaut. Zeigt nun der Künstler die Welt, wie sie ist: den entsetzlichen Kampf ihrer Individuen um das Dasein; die Tücke, Bosheit und Verruchtheit der Einen, die Milde, Sanftmuth und Erhabenheit der Anderen; die Qual der Einen, die Lust der Anderen, die Ruhelosigkeit Aller; die verschiedenen Charaktere und ihr Hereinscheinen in die Leiblichkeit, hier den Reflex der unersättlichen Begierde nach Leben, dort der Entsagung, – so ist er der realistische Künstler und steht im Dienste der realistischen Kunst.

Jede dieser Kunstgattungen hat ihre volle Berechtigung. Während die Erzeugnisse der idealen Kunst uns ungleich leichter als wirkliche Objekte in die aesthetische Stimmung versetzen und uns die Seligkeit der Ruhe genießen lassen, nach welcher wir uns, im schalen Treiben der Welt, immer inniger und inniger zurücksehnen, – versetzen uns die Werke der realistischen Kunst in den bewegten aesthetischen Zustand: wir erkennen, was wir sind, und erschüttert weichen wir zurück. Was für ein Gebiet der Kunst wir auch betreten, – immer sehen wir, im blauen Duft der Ferne, die sehnsuchtserweckenden Höhen des ethischen Gebietes, und hier zeigt sich deutlich die nahe Verwandtschaft der Kunst mit der Moral.

Der Aesthetiker verlangt nur Eines vom realistischen Künstler, nämlich, daß er idealisire und nicht reiner Naturalist sei, d. h. er soll die Wirklichkeit verklären, nicht photographisch getreu copiren. Thut er das letztere, so haben seine Werke nur durch Zufall Reiz, weil zufällig, wie oft bei Landschaften, die Wirklichkeit schon |
i147 ganzes volles Ideal ist; gewöhnlich werden sie platt und abstoßend sein. Er soll hier mildern, dort erhöhen, hier dämpfen, dort verstärken, ohne den Charakter zu verwischen. Namentlich soll er eine Begebenheit da erfassen, wo sie am interessantesten ist, den Ausdruck eines Gesichts dann, wann es den Charakter am deutlichsten zeigt, und keine auseinanderfaltenden Gruppen geben.

23.

Man kann neben die ideale und realistische Kunst noch eine dritte Art stellen: die phantastische Kunst. In ihren Gebilden spiegelt sich nicht die Welt ab, sondern nur Theile von ihr, die der Künstler entweder läßt, wie sie sind, oder willkürlich verändert, und die er alsdann zu einem Ganzen verbindet.

Solche Gebilde können von außerordentlicher Schönheit sein; gewöhnlich aber haben sie nur einen kulturgeschichtlichen Werth und sind, als ganze Objekte aufgefaßt, meist häßlich und abstoßend.

Die phantastische Kunst wurzelt im fetten Boden der Religion und muß als die Mutter der beiden anderen Kunstarten angesehen werden; denn in der Jugend der Menschheit, wo das Individuum noch ganz in den Banden der Natur lag und aus dem Zittern vor der Allmacht und Allgewalt des Ganzen, das es nicht begreifen konnte, nicht herauskam, rang der Mensch darnach, die übersinnlich gedachten Mächte zu gestalten und sie dadurch seinem Gefühl näher zu bringen. Er wollte seine Götter sehen und, bebend vor ihnen stehend, ihnen sein Liebstes opfern können, um sie zu versöhnen. Da ihm nun nichts Anderes zur Gestaltung von Götzen zu Gebote stand, als die anschauliche Welt, so mußte er in ihren Formen bilden; aber weil er die Götter auf der anderen Seite nicht mit sich auf gleiche Stufe stellen durfte, so blieb ihm kein anderer Ausweg, als die Formen in's Colossale zu steigern und außerdem das Ganze so zu bilden, daß ihm kein Wesen in der Natur entsprach. So entstanden die Götzen mit vielen Köpfen, unzähligen Augen, vielen Armen (womit zugleich die Allwissenheit und Allmacht

symbolisch angedeutet wurde), die geflügelten Stiere und Löwen, die Sphinxe u.s.w. Später, als die Religion reiner und durchgeistigter geworden war, versahen die Künstler schöne Menschen mit Flügeln (Amor, Nike etc.). Die christlichen Künstler bildeten die schönsten phantastischen |
i148 Gestalten (wunderliebliche Kinder mit Flügeln), aber auch die häßlichsten (Teufel mit Hörnern, Pferde- und Bocksbeinen, Fledermausflügeln und thalergroßen Glasaugen).

Hierher gehören auch diejenigen Gebilde, welche nicht der Religion entsprossen sind, sondern die Sage und das Mährchen zum Boden haben, wie Lindwürmer, Centauren, Nixen, Kobolde u.s.w.

24.

Die Kunst umfaßt fünf einzelne Künste:

1) die Baukunst (Architektur),
2) die Bildnerkunst (Skulptur),
3) die Malerei,
4) die Dichtkunst (Poesie),
5) die Tonkunst (Musik), –

welche man die schönen Künste zu nennen pflegt, zur Unterscheidung von den nützlichen, welche im Gefolge der ersteren auftreten.

Die drei ersteren Künste haben es nur mit sichtbaren Objekten zu thun, und ihre Erzeugnisse sind mithin räumlich und materiell, aber frei von der Zeit. Poesie und Musik dagegen (erstere beschreibt und schildert nur nebenbei Objekte) befassen sich unmittelbar mit dem Ding an sich, indem der Tonkünstler in seiner eigenen Brust sämmtliche Zustände und der Dichter sämmtliche Zustände und Willensqualitäten des Menschen, mehr oder weniger deutlich, erfaßt; denn das Genie hat eben die Fähigkeit, vorübergehend Willensqualitäten, die ihm abgehen, in sich zu erzeugen und sich in jeden Zustand zu versetzen. Das Gefundene aber wird in substanziellen Objekten, in Worten und Tönen, niedergelegt, und sind mithin die Werke der Poeten und Tonkünstler frei von Raum und Materie, aber in der Zeit. (Die Substanz, das Gefäß, verschwindet vor dem Inhalt.)

25.

Die A r c h i t e k t u r ist die subjektivste aller Künste, d. h. die von den Objekten unabhängigste; denn sie reproducirt nicht Objekte, sondern erschafft solche ganz frei. Der Architekt stellt nicht die chemischen Ideen dar, sondern er bildet nur in ihnen; sie sind bloßes Material, an dem er das Formal-Schöne des Raumes rein offenbart. Ein schönes Gebäude ist nichts Anderes, als das sichtbar |
i149 gewordene Formal-Schöne des Raumes nach einer bestimmten Richtung.

Die Ideen des Materials sind, wie gesagt, Nebensache. Sie sind nur insofern von Bedeutung, als ein Material mehr als ein anderes dem Formal-Schönen der Materie, durch seine Farbe, seinen Glanz u.s.w. entsprechen kann, was allerdings wichtig ist. Ein Tempel aus weißem Marmor wird wesentlich schöner sein als ein anderer, von derselben Form, aus rothem Sandstein. Betont man aber das Wesen des Materials, Schwerkraft und Undurchdringlichkeit, und setzt den Zweck der schönen Baukunst in die Darstellung des Spiels dieser Kräfte, macht man, mit anderen Worten, Stütze und Last zur Hauptsache und läßt die Form zurücktreten, so huldigt man einem großen Irrthum.

Die Baukunst offenbart mithin fast ausschließlich das Subjektiv-Schöne des Raumes durch Darstellung und Aneinanderreihung der schon oben erörterten schönen Figuren und Körper oder ihrer Theile.

Alle regelmäßigen Figuren und Körper sind schön, aber ihre Schönheit hat Grade.

In Anbetracht des Grundrisses, ist der Kreis die vollkommenste Figur. Nach ihm kommt das Rechteck, aus zwei Quadraten zusammengesetzt; diesem folgen die Rechtecke in anderen Verhältnissen der Länge zur Breite, das Quadrat u.s.f.

Im Aufriß herrscht die senkrechte gerade Linie vor, und entstehen Cylinder, Pfeiler, Würfel. Bestimmt die geneigte gerade Linie das Gebäude, so entstehen Kegel, Pyramiden.

Wenden wir uns schließlich zum Dach, so finden wir das mehr oder weniger hohe Giebeldach, die Kuppel etc. und im Innern die waagrechte, giebelige, tonnengewölbte, spitzbogige und hohlkugelige Decke.

Alle Verhältnisse und Gliederungen eines schönen Bauwerkes beherrscht, mit unerbittlicher Strenge, die *Symmetrie* und das Formal-Schöne der *Causalität*, welches in der Architektur als knappe Zweckmäßigkeit auftritt. Jeder Theil soll seinem Zwecke auf die einfachste Weise entsprechen, Nichts soll überladen oder unnütz gewunden sein. Wie störend ein Verstoß gegen das Schöne der Causalität wirkt, sieht man deutlich an den gewundenen Säulen.

Den freiesten Spielraum, innerhalb der Gesetze des Subjektiv-Schönen, hat der Architekt bei der Ausführung der Façaden. Man kann diese die Blüthen eines Bauwerkes nennen.

i150 Die Haupt-Baustile sind, wie bekannt, der griechische, der römische, der maurische, der gothische und der Renaissance-Stil. Der griechische ist von der edelsten Einfachheit und offenbart das Subjektiv-Schöne der Baukunst am herrlichsten. Man nennt ihn den classischen oder idealen Stil.

Im Gefolge der schönen Baukunst befinden sich: die nützliche Baukunst, die Schiffbaukunst, die Maschinenbaukunst, die technische Baukunst (Brückenbauten, Viadukte, Aquädukte etc.) das Tischler- und das Töpfergewerbe (Öfen). Auch ist die Edelsteinschleiferei zu nennen.

26.

In der *Bildnerkunst* handelt es sich nicht mehr darum, das Formal-Schöne ganz frei zu verwirklichen, sondern um die Darstellung von Ideen in reinen Formen. Der Künstler bildet sie entweder als Ideale, oder er idealisirt sie nur.

Das Subjektiv-Schöne des *Raumes* offenbart sich auf dem Gebiete der Skulptur im reinen Fluß der Linien, im proportionirten Körperbau und in der Abrundung der Fleischtheile; das der *Materie* in der Farbe und Reinheit des Materials; das der *Causalität* als Grazie. Jede Bewegung, jede Stellung muß im einfachsten Verhältniß zur Absicht stehen, und der Willensakt muß sich rein und klar darin aussprechen. Alle Steifheit, Hölzernheit, Gespreiztheit, sie trete noch so verhüllt auf, ist vom Übel.

Das Haupt-Objekt des Bildhauers ist der Mensch. In der Darstellung desselben ist er jedoch wesentlich beschränkt.

Zunächst kann sich das innere Leben des Menschen nur unvollkommen im Aeußeren ausdrücken: es tritt tief verschleiert an die Oberfläche. Es spiegelt sich, soweit es hier in Betracht kommt, am ungenauesten in der Gestalt, deutlicher in der Stellung und am klarsten im Antlitz, besonders in den Augen.

In der Darstellung dieses Aeußern ist der Bildhauer ferner sehr beschränkt. In der Gestalt vermißt man die warmen Farbentöne des Fleisches, die das schönste Material nicht zu ersetzen vermag. Diesen Mangel empfanden die feinsinnigen Griechen sehr wohl und sie versuchten ihn aufzuheben, indem sie das Kunstwerk aus verschiedenen Stoffen bildeten: die Fleischtheile aus Elfenbein, die Ge|wänder
i151 aus Gold. Ja sie gingen so weit, die Haare zu färben und farbige Augen einzusetzen. Der Mangel ist aber überhaupt nicht zu tilgen, und ein plastisches Werk, aus einfarbigem, schönem Material geformt, verdient immer den Vorzug. Eine Bemalung der Gestalt ist ganz unstatthaft, da der Contrast zwischen dem starren Bilde und der pulsirenden Wirklichkeit zu groß wäre. Vor einem Gemälde weiß man, daß man es nur mit Scheinkörpern zu thun hat, und eine Enttäuschung ist nicht möglich. In der Plastik aber würde die lebenswahre Statue erst täuschen, dann enttäuschen, und alle Sammlung im Subjekt ginge verloren.

Dann kann der Bildhauer das Objekt nur in *einer* Stellung zeigen. Ist diese nun der Ausdruck einer heftigen Bewegung, so liegt die Gefahr nahe (da sie wie erstarrt ist, während der natürliche Mensch nie eine und dieselbe Stellung lange behauptet), daß sie den Beschauer nicht lange contemplativ stimmt. Es bildet deshalb auch der Künstler gewöhnlich den Menschen im Zustand der Ruhe, in dem wir uns ein Individuum während einer beträchtlichen Dauer denken können, und deshalb der Contrast mit dem Leben nicht störend wirkt.

Aus demselben Grunde ist eine leidenschaftliche Bewegung in den Gesichtszügen nicht anzurathen. Die leidenschaftlichen Zustände, sie mögen noch so oft auftreten, sind doch immer vorübergehend. Es empfiehlt sich deshalb, in die Gesichtszüge nur die Sammlung für den Ausbruch, nicht diesen selbst, zu legen; die Spannung muß aber sehr deutlich und gleichsam sprechend ausgedrückt sein.

Schließlich wird der Bildhauer noch durch die Sprödigkeit des Materials und die Schwierigkeit beschränkt, leicht übersichtliche Gruppen zu bilden. Der Farnesische Stier ist, als Gruppe, ein verfehltes Kunstwerk. Die einzelne Gestalt und Gruppen von höchstens zwei, drei Personen wird der Künstler deshalb gewöhnlich bilden.

Freier kann er sich im Relief bewegen, wodurch die Plastik, so zu sagen, auf das Gebiet der Malerei übertritt. Auch kann die Bewegung im Relief leidenschaftlicher sein, da das Auge nicht beim Einzelnen lange verweilt.

Dagegen kann der Bildhauer die Gestalt, die Umrisse der Leiblichkeit, vollkommen darstellen.

Das Ideal der menschlichen Gestalt ist nicht ein einziges. Bei jeder Rasse wird es ein anderes sein. Aber das menschliche Ideal der Griechen wird sich durch alle Zeiten als das schönste und |
i152 edelste behaupten. Das griechische Volk war ein schöner Menschenschlag, und es ist anzunehmen, daß einzelne Individuen so hervorragend schön gewesen sind, daß der Künstler nur diese Schönheit zu erkennen und nachzubilden hatte. Hierzu trat ein öffentliches und privates Leben, welches die Entfaltung der Leiblichkeit zur höchsten Blüthe gestattete. Von frühester Jugend auf wurde der Körper der Edlen des Volks in der Gymnastik geübt; die Gelenke wurden geschmeidig und fähig gemacht, die größte Kraftäußerung mühelos und mit Grazie zu zeigen. Durch die socialen Einrichtungen waren alle groben Arbeiten, die den Körper zwingen, sich einseitig zu entwickeln, dem vornehmen Griechen abgenommen, während andererseits die Leidenschaften, die so zerstörend auf den Organismus einwirken können, durch Naturanlage und Sitte, in der Blüthezeit des Volkes, nur maßvoll sich äußerten. Wille und Geist standen, in den tonangebenden Individuen dieses begnadeten Volkes, im günstigsten Verhältniß zu einander.

Und so entstanden jene immer gültigen Muster der edelsten menschlichen Körperlichkeit, die, obgleich sie uns meistentheils nur in Copien vorliegen, unser Herz entzücken und uns so leicht in die aesthetische Contemplation erheben. Wie es vor den alten Griechen kein Volk gegeben hat, welches die Idee des Menschen so rein in der Gestalt, wie sie, ausdrückte, so wird auch in der Entwicklung des Menschengeschlechts kein zweites auftreten, welches, in sich und seinem Culturleben, die Bedingungen für solche Leistungen trüge. Bei den Griechen kam Alles zusammen: Schöne Objekte in Fülle, vollendeter Schönheitssinn, Jugend des Volkes, Aufgehen des ganzen Ich's in harmonischer edler Sinnlichkeit, heitere Natur, freies öffentliches Leben, eine milde Religion, milde, aber streng waltende Sitten.

Gehen wir jetzt auf die Einzelheiten des Ideals näher ein, so zeigt zunächst das Gesicht ein edles Oval. Die Stirn ist mäßig hoch und glatt gewölbt. Die Augen blicken ruhig und klar. Die Nase ist die gerade Fortsetzung der Stirne, ihre Spitze ist ein wenig gerundet und den Nasenflügeln sieht man an, daß sie sich in der Erregung bewegen werden. Der Mund ist nicht zu klein und wird von anmuthig geschwellten Lippen gebildet. Das Kinn springt edel vor. Den prachtvoll gewölbten Schädel bedeckt volles Lockenhaar.

Der nicht zu kurze Hals ruht frei auf breiter Brust, und so |
i153 fließt der übrige Körper in strahlender Schönheit weiter als schlanker Leib, schmales Becken, starke Schenkel, volle Waden, bis zum wohlgeformten Fuße.

In dieses allgemeine Ideal trug nun der Künstler Jugend und Alter, oder den bestimmten Charakter des Gottes oder Helden, hier fortnehmend, dort auftragend.

Der weibliche Körper wurde in ähnlicher Weise gebildet. Die Brust ist schmäler, die Schultern fallen geneigter ab, das Becken ist breiter und die ganze Gestalt ist zarter, kraftloser, hingebender als die des Mannes.

Ist die Figur ganz oder zum Theil bekleidet, so bietet sich dem Künstler reichlich

Gelegenheit, das Subjektiv-Schöne des Raumes im Fluß der Gewänder, im Faltenwurf etc. darzustellen.

27.

Hellenische Plastik und ideale Bildhauerkunst sind Wechselbegriffe.

In der realistischen Bildhauerkunst handelt es sich nun nicht darum, ideale Gebilde, in denen die individuellen Eigenthümlichkeiten ausgelöscht sind, darzustellen, sondern um Hervorhebung und Idealisirung der Individualität. Namentlich soll der große bedeutende Mann, der seine Zeitgenossen überragte, im Bilde den kommenden Geschlechtern erhalten werden. Das Objekt ist das durch die subjektiven Formen gegangene Ding an sich, und dieses prägt sich in ihm getreu aus, soweit es wahrnehmbar ist. Der Künstler hat sich also, in der realistischen Plastik, vorzugsweise an die gegebene Erscheinung zu halten, aber er hat einen hinreichenden Spielraum, um sie zu verklären. Das Individuum zeigt sich in mancherlei Stimmungen, welche die Züge verändern. Diese betrachtet der Künstler und wählt denjenigen Ausdruck, welcher der schönste ist. Man pflegt dann zu sagen: der Künstler habe das Individuum in seinem schönsten Momente erfaßt. Ferner kann er, ohne die Aehnlichkeit zu beeinträchtigen, hier einen häßlichen Zug mildern, dort einen schönen hervortreten lassen.

Die schönsten Werke der realistischen Plastik sind auf dem Boden der christlichen Religion, im 13. Jahrhundert, entstanden. Es sind gute, fromme, heilige Menschen, die ganz durchdrungen sind |

i154 vom Glauben an die erlösende Kraft des Evangeliums und das Gepräge der Sehnsucht nach dem ewigen, schmerzlosen Reiche Gottes tragen. Die ganze Gestalt ist gebrochen und voll Demuth; der Kopf anmuthig geneigt; die verklärten Gesichtszüge sprechen deutlich aus, daß hier die Begierde zum irdischen Leben voll und ganz erloschen ist, und aus den Augen, soweit die Plastik es überhaupt zeigen kann, leuchtet Keuschheit und Liebe und der Friede, der höher ist als alle Vernunft.

Im Gefolge der Skulptur treten die Gold- und Silberschmiedekunst, die Steinmetzkunst, die Holzschnitzerkunst und die Gewerbe auf, welche die mannigfaltigen Gegenstände aus Bronce und anderem Metall, aus gebranntem Thon, Glas, Porzellan, Lava etc. verfertigen. Auch ist die Steingravirkunst zu erwähnen.

28.

Die Malerei hat, wie die Bildnerkunst, die Darstellung der Ideen, als Erscheinungen, zum Zweck. Sie leistet aber mehr als diese und ist eine vollkommenere Kunst, erstens, weil sie, vermittelst der Farbe, die Wirklichkeit überhaupt und das innere Leben der Idee im Besonderen, welches sich in den Augen und im Mienenspiel so wunderbar spiegelt, treuer und besser wiedergeben kann; zweitens, weil sie, durch keine Schwierigkeit im Material behindert, die gesammte Natur und außerdem die Werke der Architektur und Plastik in den Bereich ihrer Darstellung zieht. Die mangelnde vollendete Körperlichkeit ersetzt sie genügend durch den Schein.

Je nach den Ideen, mit denen sie sich vorzugsweise beschäftigt, ist sie Landschafts-, Thier-, Portrait-, Genre- und Historien-Malerei, welche Zweige die specielle Aesthetik näher betrachtet.

Das Subjektiv-Schöne der Skulptur gilt auch in der Malerei; weil aber die Darstellung der Ideen durch die Malerei eine vollkommenere ist, so treten noch neue Gesetze hinzu. Das Schöne des Raumes fordert eine richtige Perspektive; das der Causalität die wirksame Gruppirung der Personen um einen wirklichen oder idealen Mittelpunkt, den klaren Ausdruck der Handlung in ihrem bedeutsamsten Moment und die sprechende Natur des Verhältnisses, in dem die Handelnden zu einander stehen: kurz, eine durchdachte Composition; das der Materie vollendetes Colorit, lebenswarme Fleischtöne, harmonische Farbenzusammenstellung, reine Wirksamkeit des Lichts |

i155 und richtig abgetönte Fernen (Mittelgrund, Hintergrund) in der Landschaft.

Wenn auch die griechische Skulptur das Ideal der menschlichen Gestalt festgestellt hat, so bildete und bildet noch immer die Malerei selbständig die reine schöne Leiblichkeit da, wo der

Geist freies Spiel hat: auf dem Gebiete der Sage, der Mythologie und Religion. Wie ein rother Faden zieht sich die *ideale* Historienmalerei durch die Geschichte dieser Kunst, und erinnere ich an die Galathea Raphael's, an seine Madonnen und an die Venusbilder Tizian's.

Der idealen Historienmalerei schließt sich die *ideale Landschaftsmalerei* an. Die ideale Landschaft zeigt die Natur in ihrer höchsten Verklärung: den Himmel ohne Wolken oder mit solchen von zarter Form mit goldenen Säumen, klar und sehnsuchtserweckend:

»Es ist, als wollt' er öffnen sich;«

das Meer in spiegelglatter Bläue; die Gebirge von schön geschwungenen Linien ruhen im Duft der Ferne; die Bäume im Vordergrund, die schönsten ihrer Art oder herrliche Phantasiegebilde, träumen in stiller Ruhe; unter ihnen liegt ein Liebespaar oder ein Hirt mit seiner Heerde oder eine heitere Gruppe. Pan schläft, und Alles ist selig, lichttrunken und athmet Frieden und Behagen. Es sind die Landschaften des unvergeßlichen Claude Lorrain.

Aber die ideale Richtung wird schwer überwogen von der realistischen. Weil der Maler leicht arbeiten kann, sucht er gern die Individualität auf und versenkt sich in ihre Besonderheit. Er zeigt die Natur in glühendster Tropenpracht und in eisiger Erstarrung, in Sturm und Sonnenschein; er zeigt Thiere und Menschen einzeln und in Gruppen, in Ruhe und in der leidenschaftlichsten Bewegung; er stellt das stille Glück der Familie und ihren zerstörten Frieden, wie die Gräuel der Schlachten und die wichtigsten Ereignisse im Culturleben der Menschheit dar. Auch die komischen Erscheinungen und das Häßliche bis zur Grenze, jenseit welcher es ekelhaft wirken würde, behandelt er. Wo er kann, idealisirt er und giebt seinen Gebilden das reinigende Bad im Subjectiv-Schönen.

Schon bei der Skulptur haben wir gesehen, wie zur Zeit der höchsten Blüthe des christlichen Glaubens Bildhauer die selige Innerlichkeit des frommen Menschen in Gesicht und Gestalt auszudrücken versuchten. Es gelang ihnen auch, innerhalb der Grenzen ihrer Kunst, |
i156 vollkommen. Die Heiligen-Maler des Mittelalters nun traten an die gleiche Idee heran und offenbarten sie in herrlichster Vollendung. In den Augen dieser ergreifenden Gestalten glüht ein überirdisches Feuer, und von ihren Lippen liest man das schönste Gebet ab: »Dein Wille geschehe!« Sie illustriren die tiefen Worte des Heilandes: »Sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch.«

Besonders versuchten die genialsten Maler aller Zeiten, Christus selbst, den Gott-Menschen, seiner Idee nach voll und ganz zu erfassen und objektiv zu gestalten. In allen bedeutsamen Momenten seines erhabenen Lebens versuchte man, ihn darzustellen und seinen Charakter zu offenbaren. Unter den vielen betreffenden Bildern ist Tizian's Zinsgroschen, Leonardo's Studienkopf zum Abendmahl und Correggio's Schweißtuch der Veronica hervorzuheben. Sie zeigen die geistige Überlegenheit, die keusche Heiligkeit, die vollendete Demuth und die überwältigend wirkende Standhaftigkeit in allen Leiden des weisen Helden. Sie sind die edelsten Perlen der bildenden Künste. Was ist, gegen sie gehalten, der Zeus von Otricoli, die Venus von Milo? So viel höher die Ueberwindung des Lebens über der Begierde nach Leben, oder die Ethik über der Physik steht, so viel höher stehen sie über diesen Gebilden aus der lebensfrohen, besten Zeit der Griechen. –

Im Gefolge der Malerei befindet sich die Mosaikkunst, die Kupferstechkunst, die Xylographie, die Lithographie, die Ornamentik, die Musterzeichnerei (für Tapeten, Stoffe, Stickereien).

Die Architektur und bildenden Künste unterstützen sich gegenseitig, denn im Grunde handelt es sich darum, die Wohnungen der Götter und Menschen nach den Gesetzen des Schönen herzurichten.

Wir können die Malerei und Plastik nicht verlassen, ohne der Pantomime, des Ballets und der lebenden Bilder gedacht zu haben. In ihnen vereinigen sich diese Künste mit dem wirklichen Leben; die Künstler bilden gleichsam in lebendem Stoff und stellen in ihm das Schöne vollkommen dar.

29.

Indem wir jetzt zur *Poesie* übergehen, halten wir uns gegenwärtig, daß wir es, in der

Hauptsache, nicht mehr mit Objekten, sondern mit dem Ding an sich unmittelbar zu thun haben.

Wir mögen uns in unser Inneres so oft wir wollen und wann |
i157 immer versenken, stets werden wir uns in einem bestimmten Zustand fühlen. Wir haben in der Physik die Hauptzustände des Menschen untersucht, vom kaum merkbaren normalen Zustand bis zum leidenschaftlichsten Hasse, und haben, im Anfang dieser Aesthetik, noch andere kennen gelernt. Jeder Zustand ist zurückzuführen auf eine besondere innere Bewegung, entweder auf eine einfache oder eine Doppelbewegung.

Diese mit dem Selbstbewußtsein erfaßten Bewegungen sind das uns unmittelbar Gegebene und leiten uns zum nackten Kern unseres Wesens. Denn, indem wir zunächst auf Das achten, was uns überhaupt bewegt, was wir unermüdlich wollen, gelangen wir zu Dem, was wir sind, nämlich unersättlicher Wille zum Leben, und indem wir uns diejenigen Zustände merken, in welche wir am leichtesten übergehen und die Motive zusammenstellen, welche uns am leichtesten bewegen, erkennen wir die Canäle, in die sich unser Wille vorzugsweise ergießt und nennen dieselben Charakterzüge, deren Summe unser eigenthümlicher Charakter, unser Dämon, ist.

Es gehört nun zur Natur des Menschen, daß zunächst seine expansiven Bewegungen über die Sphäre der Individualität hinausdrängen, d.h. er hat das Streben, sich mitzutheilen und seinen Zustand zu verkündigen. So entstehen die Töne, welche nichts Anderes sind, als die hörbar gewordenen inneren Bewegungen: es sind Fortsetzungen der inneren Vibrationen in einem fremden Stoff.

Als mit den entwickelten und ausgebildeten höheren Geistesvermögen die Begriffe in das menschliche Leben traten, bemächtigte sich das Gefühl derselben und machte die Naturlaute zu Trägern derselben. So entstand die Sprache, die das vollkommenste Mittel der Menschen ist, sich mitzutheilen und Zustände zu offenbaren.

In Worten und in ihrer besonderen Klangfarbe zeigt also der Mensch sein Inneres, und sie sind deshalb das Material der Dichtkunst, welche sich mit der höchsten Idee, dem Menschen, fast ausschließlich beschäftigt; denn sie bedient sich der anderen Ideen nur, um den Gefühlen des Menschen einen Hintergrund zu geben, von dem sie sich deutlicher abheben, und die schwärmerischeste Naturbeschreibung ist doch nichts Anderes, als der Ausdruck der Empfindung des bewegten Menschenherzens.

Ich sagte, daß es besonders die expansiven Bewegungen sind, welche sich mittheilen wollen. Und in der That werden die von der |
i158 Peripherie zum Centrum gehenden Bewegungen gewöhnlich von Lauten und Worten nicht begleitet. Nur in der größten Trauer schluchzt der natürliche Mensch, in der höchsten Angst schreit er. Indessen sind wir durch die Civilisation Gern- und Vielsprecher geworden; die meisten Menschen sind redselig, hören sich mit Lust zu und sind glücklich, wenn sie ihren Haß, ihre Trauer, ihre Besorgnisse u.s.w. mittheilen: kurz, ihr Herz ausschütten können.

30.

Die Poesie ist die höchste Kunst, weil sie einerseits das ganze Ding an sich enthüllt, seine Zustände und seine Qualitäten, und andererseits auch das Objekt abspiegelt, indem sie es beschreibt und den Zuhörer zwingt, es mit der Einbildungskraft darzustellen. Sie umfaßt also im wahren Sinne die ganze Welt, die Natur, und spiegelt sie in Begriffen.

Hieraus ergiebt sich das erste Gesetz des Subjektiv-Schönen für die Poesie. Die Begriffe sind Inbegriffe und die meisten von ihnen Inbegriffe gleicher oder sehr ähnlicher Objekte. Je enger die Sphäre eines Begriffes der letzteren Art ist, desto leichter wird er realisirt, d.h. desto leichter findet der Geist einen anschaulichen Repräsentanten dafür, und je enger wiederum ein solcher Begriff durch eine nähere Bestimmung wird, desto *anschaulicher* wird auch der Repräsentant werden. Der Uebergang vom Begriff Pferd zur Vorstellung eines Pferdes wird leicht bewerkstelligt; es wird sich jedoch der Eine ein schwarzes, der Andere ein weißes, der Eine ein altes, der Andere ein junges, der Eine ein träges, der Andere ein feuriges u.s.w. vorstellen. Sagt der Dichter nun: ein feuriges schwarzes Pferd, so zwingt er den Leser oder Zuhörer zu einer bestimmten Vorstellung, die keine große Spielweite mehr für Modifikationen

hat. Das Subjektiv-Schöne der Causalität fordert also vor Allem eine poetische Sprache, d.h. Begriffe, die den Uebergang zum Bilde leicht machen.

Ferner tritt das Schöne der Causalität in den Verbindungen von Begriffen, in den Sätzen, als Klarheit und Uebersichtlichkeit hervor. Je länger die Periode ist, je mehr Zwischenglieder sie enthält, desto weniger schön ist der Stil. Was klar gedacht oder rein empfunden ist, wird auch klar und rein gesprochen und geschrieben. Kein *style empesé*, sondern knappe Diktion, ein »keuscher Stil.«

i159 Spiegelt der Dichter lediglich Stimmungen, so fordert das Schöne der Causalität edle, prägnante Wiedergabe derselben und ein richtiges Verhältniß der Wirkung zur Ursache. Wird gejammert um Nichts, oder greift der Dichter nach dem Golde der Sonne, um seine Geliebte damit zu schmücken, so verliert sich das Schöne spurlos, denn es ist immer maßvoll.

Zeigt uns der Dichter dagegen Willensakte, so tritt das Schöne der Causalität als strenges Gesetz der Motivation auf, welches nie straflos verletzt werden kann. Es ist so unmöglich, daß Jemand ohne zureichendes Motiv handle, als ein Stein in der Luft verbleiben kann, und ebenso unmöglich ist es, daß er gegen seinen Charakter handle ohne zwingendes Motiv. Jede Handlung verlangt also eine genaue Begründung, und je faßlicher das Motiv zur Handlung ist, desto schöner ist es. Tritt der Zufall im engsten Sinne in's Spiel, so darf er nicht aus heiterem Himmel kommen, sondern muß sich schon in der Ferne gezeigt haben; denn im wirklichen Leben versöhnt man sich bald mit überraschenden Zufällen, aber in der Kunst verstimmt jede Unwahrscheinlichkeit, weil man ihr Absicht unterschiebt, und jeder *deus ex machina* ist häßlich.

Das Schöne der Causalität zeigt sich schließlich noch in der gedrängten Entwicklung. Der gewöhnliche Fluß des Lebens ist nur zu häufig uninteressant, die Stimmungen sind auf Stunden vertheilt, Wirkungen zeigen sich oft erst nach Tagen, Monaten. Der Dichter concentrirt Alles und giebt gleichsam in einem Tropfen Rosenöl den Duft von tausend Rosen. Die Begebenheiten folgen rascher aufeinander, die Wirkungen werden näher an die Ursachen gerückt, und der Zusammenhang wird dadurch übersichtlicher, d.h. schöner.

Das Schöne der Zeit ist in der Poesie das Metrum. Die Begriffe sind einfache Sylben oder Zusammensetzungen solcher von ungleicher Länge und verschiedener Betonung. Werden nun die Worte ohne Rücksicht auf diese Quantität und Qualität verbunden, so fließt das Ganze nicht leicht hin, sondern ist einem Strome mit Eisplatten zu vergleichen, die sich reiben und stoßen. Es ist nicht nothwendig, daß die Rede durchaus gemessen sei, auch in der Prosa ist ein eleganter Fluß möglich, wenn die Massen wenigstens rhythmisch gegliedert sind, aber natürlich offenbart sich das Schöne der Zeit vollkommen in der gebundenen Rede. Jedes Versmaß ist |
i160 schön, das eine mehr, das andere weniger, und die Sapphische Strophe z.B.

– ◡ – ⏓ – ◡ ◡ – ◡ – ⏓
– ◡ – ⏓ – ◡ ◡ – ◡ – ⏓
– ◡ – ⏓ – ◡ ◡ – ◡ – ⏓
– ◡ ◡ – ⏓

erfreut als bloßes Schema.

Wie ich schon oben erklärte, tritt in der Poesie (und in der Musik) auch das Formal-Schöne der Substanz auf, weil die Mittheilung von Gefühlen nur durch substanzielle Objekte, Worte und Töne, möglich ist. Es zeigt sich hier im Wechsel der Vocale (Vermeidung harter Consonantenhäufungen, melodische Vocalisation) und besonders im Reime, der oft von zauberhafter Wirkung ist; beim gesprochenen Wort offenbart es sich im Wohllaut der Stimme.

31.

Es ist klar, daß das hier erörterte Subjektiv-Schöne den Unterschied zwischen idealer und realistischer Poesie nicht begründen kann; denn die Poesie hat die Offenbarung des Dinges an sich zum Hauptzweck, und dieses ist unabhängig vom Subjektiv-Schönen. Das Subjektiv-Schöne, nach seinen verschiedenen Richtungen hin, legt sich nur um die

Aeußerungen des inneren Menschen.

Die *ideale* Poesie beruht auf der *schönen Seele*, welche das echte Ideal der Poesie ist; denn es ist dem Ideal wesentlich, daß es ein Mittleres sei, und die schöne Seele ist gleichweit entfernt vom erhabenen Charakter, der in sich alle menschliche Begierde ausgelöscht hat und nicht mehr in dieser Welt wurzelt, wie vom reinen Naturmenschen, der noch nicht seine Individualität zur Persönlichkeit durchgebildet hat.

Wenn wir deshalb der gewöhnlichen Eintheilung der Poesie in lyrische, epische und dramatische Poesie folgen, so werden wir der idealen Lyrik den Zweck setzen, die Stimmungen der schönen Seele, die sich von allen Extremen fern hält, in makelloser Form zu offenbaren, ihre Thaten zu loben und zu preisen und ihr reines Verhältniß zur Gottheit zu besingen. Die schöne Seele ist nicht kalt an sich, wohl aber im Vergleich mit der leidenschaftlichen Individualität; denn diese ist eine heftig bewegte Flamme, jene ein ruhiges |
i161 klares Licht. Uebrigens liegt es ja im Wesen der schönen Seele, wie ich bereits hervorgehoben habe, daß sie der leidenschaftlichen Erregung wohl fähig ist, aber in einer Weise, welche die wohlthuende Gewißheit giebt, daß die Rückkehr zum Gleichgewicht bald wieder erfolgen wird. Ihre Empfindung darf also eine schwungvolle sein.

Der realistische Lyriker dagegen wird sich mehr gehen lassen und hingleiten auf den Wogen der verschiedenartigsten Empfindungen.

Da die epische Dichtkunst in ihren größeren Werken uns die Charaktere, Stimmungen und Handlungen vieler Personen vorführt, so muß das Feld für die Epik weiter abgesteckt werden. Man kann ihr nur die Aufgabe geben, die Mehrzahl der Charaktere frei von Rohheit einerseits und frei von ausgeprägtem Individualismus andererseits zu zeichnen. Die Gesänge Homer's werden in dieser Hinsicht immer mustergiltig bleiben. Seine Helden sind nicht überschwänglich edel und nicht gemein; sie verfolgen reale Zwecke, durchweg getragen von einer jugendlich starken Weltanschauung; sie fürchten die Götter, ohne zu zittern; sie ehren ihre Führer ohne Sclavensinn und entfalten ihre Individualität in den Grenzen der Sitte.

Die realistische Epik dagegen führt alle Charaktere ohne Ausnahme vor: Weise und Narren, Böse und Gute, Gerechte und Ungerechte, leidenschaftliche und passive Naturen, und der realistische Epiker wird jeder Individualität gerecht.

Am vollkommensten spiegelt sich der Mensch im Drama. In diesem reden und handeln die Personen selbst und entschleiern ihre verstecktesten Charakterzüge. Nicht wie gedacht, empfunden und gehandelt werden soll, sondern wie thatsächlich in der Welt gehandelt, empfunden und gedacht wird, – das soll das gute Drama zeigen: den Triumph des Bösewichts und den Fall des Gerechten; die Reibung der Individuen, ihre Noth, ihre Qual und ihr vermeintliches Glück; den Gang des allgemeinen Schicksals, das sich aus den Handlungen aller Individuen erzeugt, und den Gang des Einzelschicksals, das sich bildet aus dem Zufall einerseits und den Trieben des Dämons andererseits. Shakespeare wird für alle Zeiten der größte realistische Dramatiker bleiben.

Der ideale Dramatiker dagegen wählt sich diejenigen Personen aus, welche vom Ideal der schönen Seele nicht allzu weit entfernt sind. Er zeigt sie uns in der Ruhe und in der Bewegung, schuld|voll
i162 und unschuldig, aber immer verklärt, nicht leblos oder unsinnig rasend, nicht excentrisch und ausschweifend. Unter den älteren Dramatikern hat namentlich Sophokles uns solche Menschen vorgeführt. Unter den jüngeren idealen Dramatikern ist unser großer Goethe allein zu nennen. Man kann den Tasso und die Iphigenie nicht lesen, ohne die tiefste Befriedigung zu empfinden. Die Prinzessin und Iphigenie sind die wahren und echten Urbilder der schönen Seele. Und wie wußte der Dichter, innerhalb der Grenzen der idealen Poesie, die anderen Charaktere so klar von einander abzuheben. Wo der Eine oder der Andere, wie Tasso oder Orest, ausschreiten wollte, da hielt er das magische Geflecht der Schönheit über die Flamme und sie trat zurück. –

Es ist klar, daß die Gesetze des Subjektiv-Schönen für den realistischen Dichter sowohl, als für den idealen gelten; sie sind verbindlich für beide und können nicht verletzt werden.

Im Gefolge der Poesie finden wir die Deklamations- und Schauspielkunst, welche den

Werken der Dichtkunst ein erhöhtes Leben einhauchen und ihren Eindruck wesentlich verstärken.

32.

Wie wir gesehen haben, zeigt uns die Dichtkunst die Idee des Menschen einerseits als Ding an sich vollständig und andererseits als Objekt, indem sie das Subjekt, durch treffende Beschreibung, zwingt, ein Bild von ihr zu entwerfen, und sagte ich deshalb, daß sie die ganze Idee spiegele, das Innere und Aeußere; außerdem zieht sie durch Schilderung die sämmtlichen anderen Ideen in ihren Bereich, und sagte ich deshalb, daß sie die ganze Natur abspiegele und die höchste Kunst genannt werden müsse. Die Musik nun hat es nur mit dem Menschen zu thun, sämmtliche anderen Ideen sind ihr fremd, und zwar behandelt sie nur das Innere des Menschen und davon nur die Zustände. Sie ist demnach eine wesentlich unvollkommenere Kunst als die Poesie. Aber da ihr Material der Ton ist, nicht das tönende Wort, so redet sie eine für Alle verständliche Sprache und ist diejenige Kunst, welche uns am leichtesten in den aesthetischen Zustand versetzt, weshalb sie die mächtigste Kunst genannt werden muß.

Wir haben oben erkannt, daß die Töne nichts weiter sind, als die hörbar gewordenen inneren Bewegungen des Menschen oder Fort|setzungen
i163 der inneren Vibrationen in einem fremden Stoffe. Jedoch muß man wohl merken, daß der Ton nicht identisch mit der Gemüthsbewegung, sondern Objekt ist, ebenso wie die Farbe eines Objekts nicht mit der Beschaffenheit des Dinges an sich, die sie verursacht, identisch ist.

Der seelenbestrickende Zauber des menschlichen Gesanges besteht nun darin, daß die Töne den Willen des Zuhörers in denselben Zustand, aus dem sie entsprungen sind, versetzen, aber so, daß wir trauern und doch nicht trauern, jubeln und doch nicht jubeln, hassen und doch nicht hassen, lieben und doch nicht lieben, und ist dies nicht anders zu erklären, als daß die Töne uns nur theilweise die eigene Bewegung nehmen und uns die ihrige dafür geben. Wir verwandeln gleichsam nur an der Oberfläche unsere Bewegung, wie das Meer im heftigsten Sturme in der Tiefe ruhig ist. Dieselbe Wirkung üben auch die Töne von Instrumenten auf uns aus, wenn ihnen der Künstler, so zu sagen, seine Seele, seinen Willenszustand, eingehaucht hat, denn sonst ist ihre Wirkung mehr eine mechanische und erwärmt nicht.

33.

Das Material des Tonkünstlers ist also der Ton. Der Ton erklingt und verklingt. Er hat demnach eine Dauer, und man unterscheidet ganze, halbe, Viertel-, Achtel- etc. Töne. Das Formal-Schöne der Zeit zeigt sich nun im Rhythmus, der den Takt, den Accent, die Pause und das Tempo verbundener Töne umfaßt. Der Takt ist die regelmäßige Wiederkehr eines Zeitabschnittes, in dem sich ein Ton oder mehrere, die, zusammengefaßt, die Dauer des einen Tones haben, bewegen. Um die regelmäßige Wiederkehr deutlich zu markiren, bedient man sich des Accents, d. h. es wird immer der erste Ton eines Taktes hervorgehoben. Die ganze Bewegung verbundener Töne kann eine langsame, schnelle, gedehnte, schleppende, feurige u.s.w. sein und heißt Tempo.

Von der mächtigen Wirkung des Rhythmus allein überzeugt am besten der Trommelschlag.

Das Formal-Schöne der Substanz zeigt sich im reinen Klang des Tons, in den Klangfarben und in der Harmonie.

Die Höhe und Tiefe der Töne wurzelt in der Anzahl ihrer Schwingungen. Das eingestrichene *c* macht doppelt so viele Schwin|gungen
i164 als das *c* der kleinen Octave, die Sekunde $9/8$, die Terz $5/4$, die Quarte $4/3$, die Quinte $3/2$, die Sexte $5/3$, die Septime $15/8$ mal so viele, oder in einfachen Zahlen ausgedrückt, macht

c	*d*	*e*	*f*	*g*	*a*	*h*	*c̲*
24	27	30	32	36	40	45	48

Schwingungen in der gleichen Zeit. Wenn nun auch der Ton auf der Bewegung, resp. der Zeit beruht, so fallen seine Schwingungen doch nicht in das Bewußtsein, sie werden als eine Einheit objektivirt, die nur durch ihre Dauer unter die Zeit zu stehen kommt, folglich zum Rhythmus gehört. Der Klang als solcher und seine Reinheit fallen unter das Formal-Schöne der Substanz.

Die Harmonie ist das gleichzeitige Ertönen mehrerer Töne, d. h. die Töne geben gleichsam ihre Individualität auf, und es entsteht, wie bei der chemischen Verbindung, eine neue Individualität, eine höhere Einheit. Die Harmonie ist vollkommen rein in der Consonanz. Sind die einzelnen Töne nicht ganz in ihr aufgehoben, sondern streitet noch der eine oder der andere mit ihr, so entsteht die Dissonanz. Consonanz und Dissonanz stehen sich gegenüber wie Befriedigung und Verlangen, welche Zustände durch die Musik ja auch dargestellt werden sollen, und müssen nothwendig abwechselnd hervortreten, da eine Folge konsonanter Akkorde nicht zu ertragen wäre.

Das Formal-Schöne der Substanz tritt dann noch in *Dur* und *Moll* hervor.

34.

Die Musik kann, abgesehen von idealer und realistischer Musik, nur eingetheilt werden in Instrumental- und Vocal-Musik, da sie, vom philosophischen Standpunkte aus, lediglich die Zustände der Menschen offenbart und deshalb an sich untheilbar ist. Ob ich ein einfaches Lied oder polyphonen Gesang, Duette, Terzette, oder eine Sonate, Cantate, Missa, Motette, große Hymne, ein Requiem, Oratorium, eine Sinfonie höre, immer und immer erzählt mir die Musik vom Wohl und Wehe, von der Trauer, der Liebe, der Sehnsucht, der Freude, der Verzweiflung, dem Frieden der Menschen.

Die ideale oder classische Musik behandelt vorzugsweise die Zustände der schönen Seele: die gemessene Freude, den gebundenen Jubel, die maßvolle Leidenschaft. Weil alle diese Willensbewegungen ohne Ueberstürzung stattfinden, so kann der ideale Tonkünstler das |
i165 Formal-Schöne vollkommen zur Geltung bringen. Seine Compositionen werden durchsichtig, klar, einfach, voll Adel und meistens in *Dur*, welches kräftig und gesund ist, sein.

Der realistische Tonkünstler dagegen schildert alle Zustände der Menschen: die Angst, die Verzweiflung, die kraftlose Ermattung, den ungemessensten Jubel, die jähen Uebergänge von Lust zu Unlust, die schrankenlose Leidenschaft, das zerrissene Gefühl. Um dies vollkommen bewerkstelligen zu können, muß er die Grenzen des Formal-Schönen sehr weit hinausrücken, doch wird sie der geniale realistische Componist, wie Beethoven, so oft er kann, wieder näher rücken. Er wird nicht oft den Rhythmus zerstören durch überlange Pausen, durch zu viele Syncopen, durch übermäßiges Aushalten der Töne, durch fortgesetzten Raub am Tempo; er wird nicht durch häufige Contraste wohlfeilen Effekt erzielen, den ganzen Sturm des Orchesters plötzlich in die Klänge einer Harfe fallen lassen, durch Verweilen auf wenigen Tönen in den höchsten Regionen geradezu physischen Schmerz erzeugen, er wird ferner die Klarheit der Harmonie nicht unaufhörlich verdunkeln durch Anhäufung von Septimen- und Nonenakkorden und die Auflösung der Dissonanzen nicht immer und immer wieder hinausschieben, sondern über dem wogendsten Meer der Empfindung das Schöne, ruhig und verklärend, hinschweben lassen.

In der Oper tritt die Musik ganz entschieden in den Dienst der Poesie, denn die Töne erleuchten gleichsam das Herz der handelnden Personen, enthüllen uns die Quellen, aus denen die Handlungen fließen, und lassen die Gemüthsbewegungen kräftiger auf uns einfließen, als bloße Worte es vermögen.

35.

Blicken wir zurück auf die Kunst, so zeigt sich uns zunächst, daß sie den Menschen leicht in den aesthetischen Zustand, den unaussprechlich glücklichen und seligen, versetzt. Sie läßt ihn das Brod und den Wein der reinsten sinnlichen Erkenntniß kosten und erweckt in ihm die Sehnsucht nach einem Leben voll ungestörter Ruhe. Und es lockert sich das Band, das ihn an die Welt der Rastlosigkeit, der Sorge und Qual kettet.

Sie weckt dann in ihm Liebe zum Maß und Haß gegen die Schrankenlosigkeit der Leidenschaft, denn was er sieht und hört, was ihn in Bild, Wort und Ton so hoch erfreut, das ist ja Alles nur |
i166 eitel Maß und Harmonie. Das Formal-Schöne entwickelt sich immer mehr in ihm, bis es sich zur Blüthe des vollkommenen Schönheitssinnes rein entfaltet.

Sie klärt ihn endlich auf über das wahre Wesen der Ideen, indem sie ihn auf geebneten, mit

Blumen bestreuten Wegen, mit süßer Rede in sie hineinführt und den Schleier ihres Kerns vor ihm fallen läßt. Sie hält ihn lächelnd fest, wenn er entsetzt aus der Hölle zurückfliehen will, und führt ihn hart an den Rand der Abgründe, ihm zuflüsternd: es sind die Abgründe d e i n e r Seele, du armes Menschenkind; hast du es nicht gewußt?

Und er weiß es fortan. Wohl wird die Fluth des Alltaglebens sich wieder über die Erkenntniß ergießen und die Begierde nach Leben trotzig wieder das Haupt erheben, aber die Erkenntniß hat unauslöschliche Spuren in seinem Herzen zurückgelassen; sie brennen wie Wunden und lassen ihm keine Ruhe mehr. Er verlangt sehnsüchtig nach einem anderen Leben; aber wo soll er es finden? Die Kunst kann es ihm nicht geben. Sie kann ihn nur, von Zeit zu Zeit, in den seligen aesthetischen Zustand versetzen, in dem kein dauerndes Verweilen ist. Da nimmt sich die Ethik seiner an.

36.

Die Geistesthätigkeit des Menschen, welcher in der aesthetischen Relation zu den Ideen steht, kann man aesthetisches Erkennen nennen, und da dieses nicht nur die Mutter der Kunst, sondern auch der Wissenschaft ist, so heißt es wohl am besten o b j e k t i v e s oder g e n i a l e s Erkennen.

Die Kunst bereitet das menschliche Herz zur Erlösung vor, aber die Wissenschaft allein kann es erlösen: denn sie allein hat das Wort, das alle Schmerzen stillt, weil der Philosoph, im objektiven Erkennen, den Z u s a m m e n h a n g a l l e r Ideen und das aus ihrer Wirksamkeit continuirlich sich erzeugende S c h i c k s a l der Welt, den Weltlauf, erfaßt.

Ethik.

i167

> Zu erwarten, daß Einer etwas thue, wozu ihn durchaus kein Interesse auffordert, ist wie erwarten, daß ein Stück Holz sich zu mir bewege, ohne einen Strick, der es zöge.
>
> **Schopenhauer.**

> *Simplex sigillum veri*: die nackte Wahrheit muß so einfach und faßlich sein, daß man sie in ihrer wahren Gestalt Allen muß beibringen können, ohne sie mit Mythen und Fabeln zu versetzen.
>
> **Schopenhauer.**

i169

1.

Die Ethik ist *Eudämonik* oder *Glückseligkeitslehre*: eine Erklärung, an der seit Jahrtausenden gerüttelt wird, ohne sie zu erschüttern. Die Aufgabe der Ethik ist: das Glück, d. h. den Zustand der Befriedigung des menschlichen Herzens, in allen seinen Phasen zu untersuchen, es in seiner vollkommensten Form zu erfassen und es auf eine feste Grundlage zu setzen, d. h. das Mittel anzugeben, wie der Mensch zum *vollen Herzensfrieden*, zum höchsten Glück, gelangen kann.

2.

Es ist nichts Anderes in der Welt, als individueller Wille, der Ein Hauptstreben hat: zu leben und sich im Dasein zu erhalten. Dieses Streben tritt im Menschen als Egoismus auf, der die Hülle seines Charakters, d. h. der Art und Weise ist, wie er leben und sich im Dasein erhalten will.

Der Charakter ist angeboren. Es tritt der Mensch mit ganz bestimmten Willensqualitäten in's Leben, d. h. die Canäle sind angedeutet, in die sich sein Wille in der Entwicklung vorzugsweise ergießen wird. Daneben sind sämmtliche anderen Willensqualitäten der allgemeinen Idee Mensch als Keime vorhanden, mit der Fähigkeit sich zu entfalten.

Der Mensch ist die Verbindung eines bestimmten Dämons mit einem bestimmten Geiste; denn giebt es auch nur Ein Princip, den individuellen Willen, so unterscheiden sich doch die Individuen von einander durch ihre Bewegung. Im Menschen zeigt sich die Bewegung nicht als eine einfache, sondern als eine resultirende, und wir sind deshalb genöthigt, von einer Verbindung der Haupt-Bewegungsfaktoren zu sprechen. Aber diese Verbindung ist wesentlich untrennbar und die Bewegung dadurch doch nur Eine; denn was drückt: *dieser* bestimmte Charakter und *dieser* bestimmte Geist Anderes aus, als *diese* bestimmte Bewegung des Willens?

i170

3.

Der Egoismus des Menschen zeigt sich nicht nur als Erhaltungstrieb, sondern auch als *Glückseligkeitstrieb*, d. h. der Mensch will nicht nur im Leben, seinem Charakter gemäß, verbleiben, sondern er will auch, in jedem Augenblicke des Lebens, die volle Befriedigung seiner Wünsche, seiner Neigungen, seiner Begierden, in die er sein höchstes Glück setzt. Wunsch – sofortige Befriedung; neuer Wunsch – sofortige Befriedigung: das sind die Glieder einer Lebenskette, wie sie der *natürliche Egoismus* will.

Ein solches Leben, das ein unaufhörliches Taumeln von Begierde zu Genuß wäre, ist nirgends anzutreffen und faktisch unmöglich. Keine Idee ist vollkommen unabhängig und selbständig; sie wirkt zwar unablässig und will ihre Individualität zur Geltung bringen, sie sei eine chemische Kraft oder ein Mensch, aber ebenso unablässig wirkt die ganze übrige Welt auf sie und beschränkt sie. Nehmen wir einen großen Theil dieser Einflüsse fort und bleiben nur bei denjenigen stehen, welche von Menschen auf Menschen ausgeübt werden, so gewinnen wir schon das Bild des höchsten Kampfes, dessen Folge ist, daß unter hundert Wünschen nur einer befriedigt wird und fast immer der, dessen Befriedigung man am wenigsten ersehnt; denn *jeder* Mensch will die volle Befriedigung seiner besonderen

Begierde, und weil sie ihm streitig gemacht wird, muß er darum kämpfen, und deshalb ist nirgends ein Lebenslauf anzutreffen, der aus der glatten Aneinanderfügung erfüllter Wünsche entstanden wäre, selbst da nicht, wo das Individuum mit der unbeschränkten Gewalt über Millionen bekleidet ist. Denn eben in dieser Stellung, ja im Individuum selbst, liegen unerschütterliche Schranken, an denen der Wille immer anbrandet und unbefriedigt auf sich zurückgeworfen wird.

4.

Da nun der natürliche Egoismus des Menschen ein solches Leben, das er auf's Innigste will, nicht haben kann, so sucht er den Genuß (befriedigte Begierde) so *oft als möglich* zu erlangen, oder, da er auch in Lagen kommen kann, wo es sich gar nicht mehr um Genuß, sondern um Schmerz handelt, welche Lagen, der Art des Kampfes nach, die gewöhnlichen sind, den *geringsten* Schmerz. Steht der Mensch mithin vor zwei Genüssen, so will er sie beide; hat er aber nur die Wahl zwischen beiden, so will er den größeren. |
i171 Und steht er vor zwei Uebeln, so will er keines; muß er aber wählen, so wählt er das kleinere.

So handelt der Mensch vor gegenwärtigen Uebeln oder Genüssen, unter der Voraussetzung, daß sein Geist richtig abwägen kann. Da er aber, in Folge seiner höheren Erkenntnißvermögen, nicht auf die Gegenwart allein beschränkt ist, sondern die Folgen vorstellen kann, welche Handlungen in der Zukunft haben werden, so hat er noch die Wahl in zwölf anderen Fällen, nämlich zwischen:

1)	einem	Genuß	in	der	Gegenwart	und	einem	größeren	Genuß	in der Zukunft
2)	„	„	„	„	„	„	„	kleineren	Genuß	i. d. Z.
3)	„	„	„	„	„	„	„	gleichen	„	„
4)	„	„	„	„	„	„	„	größeren	Leid	„
5)	„	„	„	„	„	„	„	kleineren	„	„
6)	„	„	„	„	„	„	„	gleichen	„	„
7)	„	Leid	„	„	„	„	„	größeren	„	„
8)	„	„	„	„	„	„	„	kleineren	„	„
9)	„	„	„	„	„	„	„	gleichen	„	„
10)	„	„	„	„	„	„	„	größeren	Genuß	„
11)	„	„	„	„	„	„	„	kleineren	„	„
12)	„	„	„	„	„	„	„	gleichen	„	„

Zu einem Kampf wird es in den Fällen

2, 3, 5, 6, 8, 9, 11, 12,

also in 8 Fällen, nicht kommen, denn der Wille *muß*

1) in den Fällen 2 und 3 einen Genuß in der Gegenwart einem kleineren oder gleichen Genuß in der Zukunft vorziehen;
2) in den Fällen 5 und 6 einen Genuß in der Gegenwart ergreifen, wenn ihn auch dafür in der Zukunft ein kleineres oder gleiches Leid trifft;
3) in den Fällen 8 und 9 einem Leid in der Gegenwart ein kleineres oder gleiches Leid in der Zukunft vorziehen;
4) in den Fällen 11 und 12 auf einen Genuß in der Zukunft verzichten, wenn ihn dafür in der Gegenwart ein größeres oder gleiches Leid treffen soll.

Der Wille müßte selbst dann so handeln, wenn er *sicher* wäre, daß er dem Leid, resp. dem Genuß, in der Zukunft begegnen wird. Da aber kein Mensch wissen kann, wie sich die Zukunft gestalten, |
i172 ob ihm der Genuß, resp. das Leid, begegnen wird, ferner ob er überhaupt noch zur Zeit leben wird, wo ihm der Genuß zu Theil werden, oder das Leid ihn treffen soll, so ist im practischen Leben die Nothwendigkeit noch bedeutend zwingender für den Menschen, in der angegebenen Weise zu handeln.

Dagegen wird der Wille in den Fällen 1, 4, 7, 10 heftig schwanken. Stellt er sich nun auf den Standpunkt der völligen Ungewißheit der Zukunft, so wird sich der Wille sehr oft für die genußreiche, resp. schmerzlose Gegenwart entscheiden; denn wer kann ihm

1) in den Fällen 1 und 10 den größeren Genuß garantiren, den er sich im Falle 1 durch

Verzicht auf einen Genuß in der Gegenwart und im Falle 10 durch Erduldung eines Leids in der Gegenwart erkauft? und wer kann behaupten

2) daß er im Falle 4 nicht doch dem Leid entrinnt, das er, durch einen Genuß in der Gegenwart, einst erleiden soll, und daß er, im Falle 7, auch wirklich einem größeren Leid in der Zukunft dadurch entronnen ist, daß er ein Leid in der Gegenwart ertrug?

Ist jedoch der Wille der Zukunft auf irgend eine Weise gewiß – und es giebt ja Handlungen, deren Folge in der Zukunft den Menschen ganz bestimmt treffen, – so wird er zwar einen heftigen Kampf kämpfen, aber sich doch schließlich in allen vier Fällen, wenn er besonnen ist, für die Zukunft entscheiden. Dann *muß* er

1) in den Fällen 1 und 4 auf einen Genuß in der Gegenwart verzichten, um sich, im Falle 1, einen größeren Genuß in der Zukunft zu erkaufen, und um, im Fall 4, einem größeren Leid in der Zukunft zu entgehen;
2) in den Fällen 7 und 10 ein Leid in der Gegenwart erdulden, um, im Falle 7, einem größeren Leid in der Zukunft zu entfliehen, und, im Falle 10, einen größeren Genuß in der Zukunft zu erlangen.

Ich will indessen schon hier darauf hinweisen, daß, weil die Macht der Gegenwart die der Zukunft bedeutend überwiegt, *sichere* Genüsse in der Zukunft nur dann das Individuum zu sich ziehen, und *sichere* Uebel in der Zukunft es nur dann wirksam beeinflussen können, wenn sie *bedeutend* den Genuß in der Gegenwart, resp. das in der Gegenwart zu erduldende Leid, an Größe übertreffen. |
i173 Das Individuum muß klar und deutlich seinen Vortheil sehen, sonst wird es dem Zauber der Gegenwart unfehlbar unterliegen.

Hieraus ergiebt sich, daß der Mensch eine vollkommene *Deliberationsfähigkeit*, resp. eine vollkommene *Wahlentscheidung* hat und unter Umständen *gegen* seinen Charakter handeln muß, nämlich, wenn eine Handlung seinem Wohle, im Ganzen betrachtet, oder seinem allgemeinen Wohle, entgegen wäre.

5.

Es ist der *Geist*, der dieses allgemeine Wohl in jedem einzelnen Falle, oder auch ein für alle Mal, feststellt; denn obgleich es der Wille selbst ist, der denkt, wie er verdaut, greift, geht, zeugt u.s.w., so dürfen wir doch, aus dem oben angegebenen Grunde, das Erkenntnißvermögen vom Willen getrennt halten. Wir sind uns dabei stets bewußt, daß wir es mit einer untrennbaren Verbindung und, im Grunde, mit einem einzigen Princip zu thun haben, sowie ferner, daß, wie wir in der Physik gesehen haben, ein *Antagonismus* zwischen Willen und Geist *nie* stattfinden kann. Nur bildlich kann man sagen: der Geist giebt dem Willen Rath, oder hadert mit ihm u.s.w., denn immer ist es der Wille selbst, der vermöge eines seiner Organe, sich beräth, mit sich hadert. Aber völlig unzulässig, selbst im Bilde, ist vom *Zwange* der Vernunft und von einer möglichen Herrschaft derselben über den Willen zu sprechen; denn selbst, wenn wir es wirklich mit einer Zusammenschweißung zweier selbständigen Principien zu thun hätten, so würde doch nie der Geist zum Willen in das Verhältniß eines Herrn zum Diener treten, sondern höchstens sein machtloser Berather sein können.

Wie wir wissen, ist nun der Geist, obgleich er mit bestimmten Anlagen in das Leben tritt, sehr ausbildungsfähig. Die Hülfsvermögen der Vernunft, von denen der Grad der Intelligenz allein abhängt, können, je nach Behandlung, verkümmern, so daß Blödsinn eintritt, oder zu einer Entfaltung gebracht werden, die Genialität genannt wird. Den Geist zu entwickeln, ist die einzige Aufgabe der Erziehung, wenn man von der körperlichen Ausbildung absieht; denn auf den Charakter kann nur durch den Geist eingewirkt werden und zwar so, daß dem Zögling klar und deutlich die Nachtheile und Vortheile gezeigt werden, welche die Folgen von Handlungen sind, oder, mit |
i174 anderen Worten, daß man ihn deutlich erkennen läßt, wo sein *wahres Wohl* liegt.

Die gute Erziehung stärkt Urtheilskraft und Gedächtniß und weckt entweder die Phantasie, oder zügelt sie. Zu gleicher Zeit läßt sie den Geist eine größere oder kleinere Summe von Erkenntnissen in sich aufnehmen, die auf der Erfahrung beruhen und jederzeit von ihr bestätigt werden. Alle anderen Erkenntnisse, mit denen sie ihn vertraut macht, versieht sie mit

dem Stempel der Ungewißheit.

Neben dieser guten Erziehung geht die schlechte, in Schule und Familie, her, welche den Kopf des Menschen mit Hirngespinnsten, Aberglauben und Vorurtheilen erfüllt und ihn dadurch unfähig macht, einen klaren Blick in die Welt zu werfen. Die spätere Erfahrung wird ihn allerdings untersuchen und vieles Eingebildete und Falsche herausnehmen, aber auch oft eben dieses Eingebildete und Falsche stärken und erst recht hervortreten lassen, wenn das Individuum das Unglück hat, in Kreise zu gerathen, wo alles Absurde in ihm gedeihliche Pflege empfängt.

Je nachdem nun der Geist eines Menschen ein mehr oder weniger gebildeter oder verbildeter, ein entwickelter oder ein verkümmerter ist, wird der Wille mehr oder weniger befähigt sein, sowohl sein echtes Wohl im Allgemeinen zu erkennen, als in jedem einzelnen Falle zu beurtheilen, welche Handlung seinem Interesse am besten entspricht, und hiernach sich entscheiden.

6.

Der Charakter des Menschen ist angeboren, aber nicht unveränderlich; seine Veränderlichkeit jedoch bewegt sich in sehr engen Grenzen, da das Temperament gar nicht und einzelne Willensqualitäten nur insofern eine Veränderung erleiden können, als durch frühe Einprägung von Lehren und durch Beispiele, oder durch die Keulenschläge des Schicksals, durch großes Unglück und schweres Leiden – was Alles von der Erkenntniß abhängt, da es nur durch den Geist auf den Willen einfließen kann – eine hervorstechende Willensqualität wieder zum bloßen Keim herabgedrückt, eine andere erweckt und entfaltet werden kann.

Wäre der menschliche Wille nicht erkennend, so würde er schlechthin unveränderlich sein, wie die Natur der chemischen Kraft, oder besser, es würden die unablässigen Einwirkungen des Klimas, des |
i175 Kampfes um das Dasein von Jahrtausenden nöthig sein, um eine leichte Veränderung hervorzubringen, wie sie an Pflanzen und Thieren nachgewiesen worden ist. Aber vermittelst seines Geistes ist er Einwirkungen ausgesetzt, die viel tiefer in ihn eindringen als die gedachten Einflüsse, die ihn würgen und erschüttern. Ja, wie wir später sehen werden, können ihn Erkenntnisse derartig entflammen, daß er schmilzt und insofern als ein total anderer angesehen werden muß, als seine Thaten jetzt ganz andere sind. Dann ist es, als ob ein Dornbusch plötzlich Feigen trüge, und dennoch hat sich kein Wunder begeben.

7.

In jedem Augenblicke seines Lebens aber ist der Mensch die Verbindung eines bestimmten Dämons und eines bestimmten Geistes, kurz, zeigt er eine ganz bestimmte Individualität, wie jedes Ding in der Natur. Jede seiner Handlungen ist das Produkt dieses für den Augenblick festen Charakters und eines zureichenden Motivs und muß mit derselben Nothwendigkeit erfolgen, mit der ein Stein zur Erde fällt. Wirken mehrere Motive zu gleicher Zeit auf ihn ein, sie mögen nun anschaulich vor ihm stehen oder in der Vergangenheit und Zukunft liegen, so findet ein Kampf statt, aus dem dasjenige siegreich hervorgeht, welches das stärkste ist. Dann erfolgt auch die That gerade so, als wäre von vornherein nur ein zureichendes Motiv vorhanden gewesen.

8.

Aus dem Bisherigen ergiebt sich, daß die Thaten des Menschen nicht stets auf die gleiche Weise entstehen: entweder folgt der Wille nur seiner Neigung in der Gegenwart, ohne die Zukunft zu berücksichtigen, ohne überhaupt auf sein Wissen im weitesten Sinne zu achten, oder er entscheidet sich nach seinem allgemeinen Wohle. Im letzteren Falle handelt er entweder in Uebereinstimmung mit der Natur seines Willens, oder gegen dieselbe.

Handelt er nun, unter dem Zauber der Gegenwart stehend, seiner Neigung gemäß, aber gegen sein besseres Wissen, so wird er nach der That, je nach ihrer Bedeutung, heftige oder leise Gewissensbisse empfinden, d. h. dieselbe Stimme in ihm, welche vor der That, im

Hinblick auf sein allgemeines Wohl, rieth, dem |
i176 gegenwärtigen Genuß zu entsagen, wird nach der That wieder laut und wirft ihm seine Unbesonnenheit vor. Sie sagt ihm: du hast gewußt, daß die Unterlassung in deinem wahren Interesse lag und hast die That dennoch gethan.

Die Gewissensbisse steigern sich zur Gewissensangst, entweder aus Furcht vor Entdeckung einer strafwürdigen Handlung, oder aus Furcht vor einer gewissen Strafe nach dem Tode.

Vom Gewissensbisse verschieden, aber sehr nahe mit ihm verwandt, ist die Reue; denn die Reue entsteht nur aus einem nachträglichen Wissen. Habe ich in der Uebereilung gehandelt, d. h. hatte mein Gewissen keine Zeit, mich zu warnen, oder handelte ich unter dem Einflusse eines Motivs, das ich für echt hielt, das sich aber hintennach als falsch erwies, oder setze ich überhaupt später, in Folge einer berichtigten Erkenntniß, mein Wohl in etwas ganz Anderes, als zur Zeit der That, so bereue ich Thaten, die in keiner Weise mein Gewissen belasten können; denn die Stimme, die in der Reue zu mir spricht, hat vor der That nicht gesprochen.

Gewissensbisse, Gewissensangst und Reue sind ethische Zustände des Willens und zwar der Unlust.

Hierher gehört auch die Hallucination. Von Gewissensbissen gefoltert, kommt der Dämon (objektiv ausgedrückt: das Blut) in eine so gewaltige Aufregung, daß er den Geist zwingt, immer nur mit Einem Gegenstand sich zu beschäftigen, wodurch, und durch die erhöhte Actuirung des Gehirnlebens, die Eindrücke der Außenwelt unterdrückt werden und nun der Ermordete z. B. deutlich und rein objektiv aus der Dunkelheit hervortritt und sich vor den entsetzensvollen Dämon stellt.

9.

Es möchte nun scheinen, daß der Mensch das *liberum arbitrium indifferentiae* habe, d. h. daß sein Wille frei sei, weil er, wie wir gesehen haben, Thaten ausführen kann, die durchaus nicht seinem Charakter gemäß, vielmehr seiner Natur gänzlich zuwider sind. Dies ist aber nicht der Fall: der Wille ist niemals frei und Alles in der Welt geschieht mit Nothwendigkeit.

Jeder Mensch hat zur Zeit, wo ein Motiv an ihn herantritt, einen bestimmten Charakter, der, ist das Motiv zureichend, handeln muß. Das Motiv tritt mit Nothwendigkeit auf (denn jedes Motiv |
i177 ist immer das Glied einer Causalreihe, welche die Nothwendigkeit beherrscht), und der Charakter muß ihm mit Nothwendigkeit folgen, denn er ist ein bestimmter und das Motiv ist zureichend.

Nun setze ich den Fall: das Motiv sei zureichend für meinen Charakter, aber unzureichend für mein ganzes Ich, weil mein Geist mein allgemeines Wohl, als Gegenmotiv, aufstellt und dieses stärker als jenes ist. Habe ich nun frei gehandelt, weil ich einem für meinen Charakter zureichenden Motiv nicht nachgab? In keiner Weise! Denn mein Geist ist von Natur ein bestimmter und seine Ausbildung, nach irgend einer Richtung hin, geschah mit Nothwendigkeit, weil ich zu dieser Familie gehöre, in dieser Stadt geboren wurde, diese Lehrer hatte, diesen Umgang pflegte, diese bestimmten Erfahrungen machte u.s.w. Daß dieser mit Nothwendigkeit gewordene Geist mir, im Moment der Versuchung, ein Gegenmotiv geben kann, das stärker ist als alle anderen, durchbricht die Nothwendigkeit durchaus nicht. Auch die Katze handelt gegen ihren Charakter, unter dem Einflusse eines Gegenmotivs, wenn sie in Gegenwart der Köchin nicht nascht, und doch hat noch Niemand einem Thiere den freien Willen zugesprochen.

Ich deute ferner schon jetzt an, daß der Wille, durch Erkenntniß seines wahren Wohls, so weit gebracht werden kann, daß er seinen innersten Kern verneint und das Leben nicht mehr will, d. h. sich in vollen Widerspruch mit sich selbst setzt. Aber, wenn er dies thut, handelt er frei? Nein! Denn alsdann ist die Erkenntniß mit Nothwendigkeit in ihm aufgegangen und mit Nothwendigkeit muß er ihr folgen. Er kann nicht anders, so wenig als das Wasser bergauf fließen kann.

Wenn wir demnach einen Menschen nicht seinem bekannten Charakter gemäß handeln

sehen, so stehen wir dennoch vor einer Handlung, die ebenso nothwendig eintreten mußte, wie die eines anderen Menschen, der nur seiner Neigung folgte; denn im ersteren Falle entstand sie aus einem bestimmten Willen und einem bestimmten deliberationsfähigen Geiste, welche beide mit Nothwendigkeit zusammen wirkten. Aus der Deliberationsfähigkeit des Geistes auf die Freiheit des Willens zu schließen, ist der größte Fehlschluß, der gemacht werden kann.

Wir haben es in der Welt immer nur mit nothwendigen Bewegungen des individuellen Willens zu thun, es seien nun einfache |
i178 oder resultirende Bewegungen. Nicht weil der Wille im Menschen mit einem deliberationsfähigen Geiste verbunden ist, ist er frei, sondern er hat nur aus diesem Grunde eine andere Bewegung als das Thier. Und hier liegt auch der Schwerpunkt der ganzen Untersuchung. Die Pflanze hat eine andere Bewegung als ein Gas oder eine Flüssigkeit oder ein fester Körper, das Thier eine andere als die Pflanze, der Mensch eine andere als das Thier. Das letztere ist der Fall, weil sich im Menschen die einseitige Vernunft zu einer vollkommenen weitergebildet hat. Durch dieses neue, aus dem Willen geborene Werkzeug übersieht der Mensch die Vergangenheit und blickt dem Zukünftigen entgegen: nun kann ihn, in jedem gegebenen Fall, sein Wohl im Allgemeinen bewegen, auf einen Genuß zu verzichten oder ein Leid zu erdulden, d. h. zu Thaten zwingen, welche seinem Willen nicht gemäß sind. Der Wille ist nicht frei geworden, aber er hat einen außerordentlich großen Gewinn gemacht: er hat eine neue Bewegung erlangt, eine Bewegung, deren große Bedeutung wir weiter unten voll erkennen werden.

Der Mensch ist also *nie* frei, ob er gleich ein Princip in sich trägt, das ihn befähigen kann, *gegen* seinen Charakter zu handeln; denn dieses Princip ist mit Nothwendigkeit geworden, gehört mit Nothwendigkeit zu seinem Wesen, da es ein Theil der ihm inhärirenden Bewegung ist, und wirkt mit Nothwendigkeit.

10.

Im Bisherigen haben wir von den Handlungen der Menschen im Allgemeinen gesprochen und gefunden:

1) daß der Wille des Menschen nicht frei ist;
2) daß alle seine Handlungen mit Nothwendigkeit geschehen;
3) daß er sich, auf Grund des Glückseligkeitstriebes und vermöge des Geistes, ein allgemeines Wohl bilden kann;
4) daß dieses Wohl ihn, unter Umständen, veranlassen kann, *gegen* seinen Charakter zu handeln.

Diese Resultate stehen gleichsam in der Vorhalle der Ethik. Jetzt betreten wir ihren Tempel, d. h. wir haben die Handlungen des in bestimmten Verhältnissen und Formen sich bewegenden Menschen zu prüfen und sein Glück zu untersuchen.

Das erste Verhältniß, dem wir begegnen, ist der *Naturzustand*. Wir haben denselben in der Ethik nur einfach zu definiren als |
i179 Negation des Staates, oder als diejenige Lebensform der Menschen, die dem Staate vorhergegangen ist.

Betrachten wir nun den Menschen unabhängig vom Staate, frei von dessen Gewalt, d. h. lediglich als einen Theil der Natur, wie jeden anderen individuellen Willen, so steht er unter keiner anderen Gewalt, als der der Natur. Er ist eine in sich geschlossene Individualität, die, wie jedes andere Individuum, es sei chemische Kraft, Pflanze oder Thier, das Leben in einer ganz bestimmten Weise will und unablässig strebt, sich im Dasein zu erhalten. In diesem Streben wird sie jedoch von sämmtlichen anderen Individuen beschränkt, die das gleiche Streben haben.

Hierdurch entsteht der Kampf um's Dasein, aus welchem der Stärkste oder Listigste als Sieger hervorgeht. Jeder Mensch kämpft ihn, um sich im Dasein zu erhalten: dies ist sein ganzes Streben, und keine Stimme, weder aus der Höhe, noch aus der Tiefe, noch in ihm, beschränkt ihn in den Mitteln, die ihm dienen können. Alles ist seinem Egoismus gestattet, alle Handlungen, die wir im Staate Mord, Raub, Diebstahl, Lug, Trug, Schändung u.s.w. nennen; denn welcher anderen Macht steht er im Naturzustande gegenüber, als individuellen

Willen, gleich ihm, die sich, wie er, im Dasein erhalten wollen?

Weder begeht er ein Unrecht in diesem Kampfe, noch hat er ein Recht: nur die Macht entscheidet oder die List. Er hat weder ein Recht auf sich selbst oder auf irgend ein Besitzthum, noch hat er ein Recht auf andere Wesen oder deren Besitzthum. Er *ist* einfach und sucht sich im Dasein zu erhalten. Kann er dies nur thun durch Mord und Raub, so mordet und raubt er ohne Unrecht zu thun, und kann er sich oder sein Besitzthum nicht vertheidigen, so wird er, ohne daß ihm Unrecht geschehe, beraubt und vernichtet; denn wer sollte ihn hindern? wer sollte die Anderen hindern? Ein gewaltiger, irdischer Richter? Es giebt im Naturzustand keinen Richter. Ein Gottesbewußtsein? Der Mensch hat im Naturzustand kein Gottesbewußtsein, so wenig wie das Thier.

Recht und Unrecht sind Begriffe, die im Naturzustand ohne irgend eine Bedeutung sind: sie haben nur im Staate einen Sinn, auf den wir jetzt übergehen wollen.

i180

11.

Jede Handlung des Menschen, die höchste wie die niedrigste, ist *egoistisch*; denn sie fließt aus einer *bestimmten Individualität*, einem bestimmten *Ich*, bei zureichendem Motiv, und kann in keiner Weise unterbleiben. Auf den Grund der Verschiedenheit der Charaktere einzugehen, ist hier nicht der Ort; wir haben sie einfach als Thatsache hinzunehmen. Es ist nun dem Barmherzigen ebenso unmöglich, seinen Nächsten darben zu lassen, wie dem Hartherzigen, dem Dürftigen beizuspringen. Jeder von Beiden handelt seinem Charakter, seiner Natur, seinem Ich, seinem Glück gemäß, folglich egoistisch; denn wenn der Barmherzige die Thränen Anderer nicht trocknete, wäre er glücklich? Und wenn der Hartherzige die Leiden Anderer linderte, wäre er befriedigt?

In der Folge wird die unumstößliche Wahrheit, daß jede Handlung egoistisch ist, ganz deutlich hervortreten. Ich habe sie an dieser Stelle erwähnt, da wir sie von jetzt an nicht mehr entbehren können.

Im Naturzustand ist der Kräftigste oder Listigste *gewöhnlich* der Sieger, der Schwache oder Dumme *gewöhnlich* der Besiegte. Es können aber auch Fälle vorkommen, wo der Kräftigste überwunden und der Listigste überlistet wird; denn wer schützt den Starken im *Schlaf*? oder wenn er alt oder krank ist? oder wie soll er siegen, wenn er von verbundenen Schwachen angegriffen wird? Diese leicht verschiebbaren Machtverhältnisse im Naturzustand mußten Alle, die Schwachen sowohl, als auch die Starken, zur Erkenntniß führen, daß eine gegenseitige Beschränkung der Macht im Interesse eines Jeden liege.

Es ist hier nicht meine Aufgabe, zu untersuchen, wie der Uebergang aus dem Naturzustand in den Staat stattfand, ob auf rein *dämonischen* Antrieb, oder durch *vernünftige* Wahl des kleineren von zwei Uebeln. Wir nehmen in der Ethik an, daß der Staat ein Werk der Vernunft ist und auf einem *Vertrag* beruht, den die Menschen widerwillig abgeschlossen haben: aus Noth, um einem größeren Uebel, als das der Beschränkung ihrer individuellen Macht war, vorzubeugen.

Der Grundcharakter des ächten Staates, auch in seiner unvollkommensten Form, ist, daß er seinen Bürgern *mehr* giebt als er |
i181 ihnen nimmt, daß er ihnen, Alles in Allem, einen *Vortheil* gewährt, der das Opfer überwiegt; denn wäre der Vortheil so groß wie das Opfer gewesen, so würde nie der Staat entstanden sein.

Es traten also Menschen, geleitet von der Erkenntniß, daß ein sicheres Leben im Naturzustand unmöglich, daß ein unsicheres Leben ein in der Einrichtung der Natur begründetes, auf gewöhnlichem Wege nicht zu zerstörendes Uebel sei, zusammen und sagten: »wir sind alle gewaltthätige Menschen; Jeder ist in seinem Egoismus eingeschlossen und betrachtet sich als die einzige Realität in der Welt; wo wir den Anderen zu unserem Vortheil schaden können, thun wir es; aber unser Wohl wird dadurch nicht gefördert. Wir müssen schlafen, wir müssen uns von unserer Hütte entfernen, weil wir sonst verhungern, wir können krank werden, und unsere Kraft schwindet im Alter dahin. Unsere Macht ist also bald groß, bald klein, und alle Vortheile, die wir uns erringen, wenn sie groß ist, zerfließen in einer Minute, wenn sie klein ist. Wir werden unserer Habe niemals froh, weil sie nicht gesichert ist.

Was hilft uns demnach die Befriedigung unserer Begierden, wenn wir, Alles in Allem genommen, nur dadurch verlieren? Wir wollen also fortan die Habe eines Jeden von uns unangefochten lassen.« Und jetzt erst entstand der Begriff *Diebstahl*, der im Naturzustand gar nicht möglich war, denn er steht und fällt mit einem *garantirten* Besitz.

Sie sagten ferner: »Wir sind Alle gewaltthätige Menschen; wenn sich Einer zwischen uns und unseren Vortheil stellt, so sinnen wir nur darauf, wie wir ihn vernichten können, und trachten ihm nach dem Leben. Aber unsere Stärke oder List ist nicht immer die gleiche. Heute können wir siegen und morgen besiegt sein. Wir können somit unseres Lebens nie froh werden, weil wir beständig in Lebensgefahr schweben. Wir wollen also noch einen Theil unserer Macht opfern, damit unser Wohl im Ganzen wachse, und wir erklären: fortan soll das Leben eines Jeden von uns gesichert sein.« Und jetzt erst entstand der Begriff *Mord*, denn er bezeichnet die Vernichtung eines *garantirten* Lebens.

Auf diese Weise beschränkten sich die Menschen durch die Urgesetze:

1) keiner darf stehlen;
2) keiner darf morden.

i182 Es wurde also ein Vertrag abgeschlossen, der Staatsvertrag, und nun hatte Jeder, der ihn abschloß, *Pflichten* und *Rechte*, die er im *reinen* Naturzustand nicht haben konnte, denn sie stehen und fallen mit einem Vertrag. Jeder hatte jetzt die *Pflicht*, das Leben und das Besitzthum aller Anderen unangetastet zu lassen, und dafür hatte er ein *Recht* auf sein Besitzthum und sein Leben. Dieses Recht wurde verletzt, wenn er bestohlen und in seinem Leben bedroht wurde, und es geschah ihm dadurch *Unrecht*, was im Naturzustand ganz unmöglich war.

Die unmittelbare Folge dieser Gesetze war, daß jeder Einzelne die abgetretene Macht in die Hand eines Richters legte und so eine Gewalt geschaffen wurde, die größer war als die des Einzelnen. Jetzt konnte Jeder *gezwungen* werden, Recht zu thun, denn der Gesetzesübertretung folgte die *Strafe*, welche nichts Anderes ist, als ein Gegenmotiv für eine verbotene mögliche Handlung. Indem sie vollstreckt wird, wird das Gesetz lediglich in Wirksamkeit erhalten.

Wird im Staate ein Individuum in seinem Besitz oder Leben bedroht, soll ihm ein Unrecht geschehen, das der Staat, im Augenblick der Gefahr, nicht von ihm abhalten kann, so tritt es, dem Gesetzesübertreter gegenüber, in den Zustand der *Nothwehr*. Der Gesetzesübertreter hat sich willkürlich in den Naturzustand versetzt, und das angegriffene Individuum darf ihm dahin folgen. Nun sind diesem alle Mittel, wie im Naturzustand, erlaubt, und es kann den Angreifer mit Gewalt oder List, mit Lug und Trug vertreiben und ihn auch tödten, ohne Unrecht zu thun, wenn sein eigenes Leben bedroht ist.

Der Staat ist also diejenige Einrichtung, welche die Individualität des Einzelnen, sie möge noch so sehr erweitert sein (Weib, Kind, Besitz) beschützt und dagegen von ihm verlangt, die Individualität aller Anderen unangetastet zu lassen. Er verlangt mithin zunächst von jedem Bürger als erste Pflicht: *Unterwerfung unter das Gesetz*, Gehorsam. Dann verlangt er die Gewährung der Mittel, um sein schützendes Amt ausüben zu können, sei es gegen Gesetzesübertreter, sei es gegen äußere Feinde, also Opfer an Gut und Blut oder allgemein ausgedrückt, als zweite Pflicht: *Schutz des Staates*.

i183

12.

Durch die Urgesetze des Staates ist das Wissen des Menschen vergrößert worden. Er weiß jetzt, daß er Handlungen unterlassen muß, wenn er nicht sein allgemeines Wohl auf's Spiel setzen will, und sein Geist hält ihm, in Momenten der Versuchung, die angedrohte Strafe als Gegenmotiv vor.

Prüfen wir nun zuerst das allgemeine *Wohl* des Menschen im Staate, – wir fassen den Staat hier in seiner *Urform*, als reine Zwangsanstalt mit den gedachten Gesetzen, auf, – so kann es nicht zweifelhaft sein, daß es viel größer ist als im Naturzustand; denn der Mensch ist jetzt herausgenommen aus der beständigen Sorge um Besitz und Leben. Beides ist ihm von einer Gewalt garantirt, die ihrer Verpflichtung faktisch nachkommen kann:

> Und über jedem Hause, jedem Thron

Schwebt der Vertrag wie eine Cherubswaffe.
(Schiller.)

Aber wie steht es mit dem Glück des Menschen?

Hier ist nun der Ort, etwas näher auf das Glück überhaupt einzugehen. Der Wille ist, wie wir wissen, in unaufhörlicher Bewegung begriffen, weil er das Leben continuirlich will. Hörte er auch nur für einen Augenblick auf, es zu wollen, so würde er todt sein. Dieses Grund wollen ist objektivirt im Blutleben, das unabhängig ist von unserer Willkür, welche ein Wollen ist, das sich zusammensetzt aus Sensibilität, Irritabilität und Blutaction. Der Dämon, der ächte Wille zum Leben, ist zunächst befriedigt, wenn er das Leben überhaupt hat, und dann tritt er, wenn wir die Aufmerksamkeit nicht auf ihn lenken, nur schwach in's Bewußtsein. Aber, wie wir gesehen haben, will der Mensch in zweiter Linie ein erhöhtes Leben: er will, mit Hülfe des Geistes, ein gesteigertes Lebensgefühl, und dadurch wird der Wille zum Leben zur Begierde nach Leben, zur Begierde nach einer bestimmten Lebensform. Jede Begierde nun ist im Grunde ein Mangel, denn so lange sie währt, besitzt sie nicht das, was sie begehrt. Sie ist deshalb ein lebhaftes Gefühl der Unlust. Wird sie aber befriedigt, so äußert sich die Befriedigung gleichfalls als ein erhöhtes Lebensgefühl, und zwar als Genuß, d. h. als ein lebhaftes Gefühl der Lust. Hierdurch findet eine Ausgleichung statt.

i184 Jedes lebhafte Gefühl der Lust muß also mit einem lebhaften Gefühl der Unlust erkauft werden, und, im Grunde genommen, hat der Wille bei einem jeden solcher Käufe Nichts gewonnen. Ja, da die Begierde viel länger anhält als das Gefühl ihrer Befriedigung, so ist der Wille sogar allemale, wenn er seinen Frieden unterbricht, um sich durch Begierde einen Genuß zu verschaffen, betrogen.

Glücklich ist demnach der Mensch im normalen Zustande, den wir in der Physik näher bestimmt haben, und in den erregteren Zuständen der Lust. Das Merkmal des Glücks ist also immer die Befriedigung des Herzens. Wir sind glücklich, wenn der glatte Spiegel des Herzens nicht bewegt wird, und wir sind auch glücklich während der Stillung der Begierde.

Aus dieser Bestimmung des Glücks fließt die des Unglücks von selbst. Unglücklich sind wir in den Zuständen der Unlust. Es möchte allerdings scheinen, daß wir in der Begierde nicht unglücklich sein können, daß in der lebhaften Bewegung nach dem Ziele schon ein großer Genuß liege. Aber dies ist nicht der Fall; denn empfinden wir in der Begierde schon Lust, so escomptiren wir, wie der Kaufmann sagen würde, die Befriedigung, und dieses Schwanken zwischen Begierde und vorausempfundener Stillung versetzt uns in einen gemischten Zustand, der uns den reinen Mangel nicht fühlen läßt. Tritt alsdann die Befriedigung ein, so ist sie auch wesentlich schwächer.

Unglücklich sind wir ferner dann, und zwar sehr unglücklich, wenn wir, mit Rücksicht auf unser allgemeines Wohl, eine Begierde hemmen und unterdrücken oder ein Uebel ertragen, kurz, wenn wir gegen unseren Charakter handeln müssen.

Jetzt können wir uns wieder vor die Frage stellen: Ist der Mensch glücklicher im Staate als im Naturzustand? Wir können dieselbe jedoch nicht in der Ethik beantworten, denn hierzu wäre vor Allem erfordert, daß der Entwicklungsgang der Menschheit klar vor uns läge. Wir werden in der Politik die Frage erledigen und begnügen uns hier mit der einfachen Untersuchung, ob der Mensch den obigen Staatsgesetzen gegenüber glücklich ist.

Hier springt sofort in die Augen, daß das nicht der Fall sein kann. Seinem Charakter nach möchte der Mensch wohl für sich die Wohlthaten des gesetzlichen Zustands, die Lasten jedoch verabscheut er und trägt sie mit großem Widerwillen. Er befindet sich |
i185 unter dem Zwang eines stärkeren Motivs, gerade so wie im Naturzustand, als er dem stärkeren Gegner aus dem Wege ging; er fühlt sich gebunden und durchaus nicht befriedigt. Wird er beleidigt, so möchte er sich maßlos rächen; beleidigt er dagegen, so möchte er sich unter den Schutz der Obrigkeit stellen können. Ferner, will er einen Richter haben, der ihm in Streitigkeiten sein gutes Recht zuspricht, ingleichen will er seine Habe und sein Leben geschützt wissen vor der Begierde fremder Macht, dagegen hält er die Hand krampfhaft auf sein Geld, wenn er den Richter bezahlen soll, und sträubt sich mit aller Macht dagegen, sein Vaterland mit der Waffe zu vertheidigen. So sinnt er beständig, wie er das Gesetz, ohne Strafe

zu empfangen, umgehen, wie er die Lasten auf andere Schultern abwälzen und dabei die Vortheile der Gemeinschaft genießen kann. Sein allgemeines Wohl ist durch die Gesetze gewachsen, aber vor den Gesetzen fühlt er sich unglücklich.

13.

Der Staat, in der gedachten Form, bindet den Einzelnen nicht mehr, als er sich selbst durch den Vertrag gebunden hat. Er verlangt nur von ihm, daß er das Gemeinwesen beschützen helfe und seine Mitbürger nicht verletze. Er straft ihn, wenn er einen Bürger bestiehlt oder ermordet, er straft ihn dagegen nicht, wenn er einen Bürger, ohne das Gesetz zu verletzen, aussaugt, brodlos macht und verhungern läßt.

Es hat aber in dem nothwendigen Entwicklungsgang der Menschheit gelegen, daß der Mensch, aus dem Naturzustand heraustretend, noch weiter beschränkt, daß sein natürlicher Egoismus noch mehr gebunden werde, als der Staat zu thun vermochte. Die Gewalt, der diese Aufgabe zufiel, war die Religion.

Als sich der Thier-Mensch zum Menschen auf der untersten Stufe dadurch entwickelt hatte, daß die höheren Geistesvermögen das Vergangene mit dem Gegenwärtigen und dieses mit dem Zukünftigen verbanden, sah sich das Individuum hülflos in der Hand einer feindlichen Macht, die seine Habe und sein Leben jederzeit vernichten konnte. Der Mensch erkannte, daß weder er, noch der Verband, gegen diese Allmacht irgend etwas auszurichten im Stande war, und sank vor ihr, trostlos und im Gefühle vollständiger Ohnmacht, in den Staub. So entstand in den rohen Urmenschen die erste Beziehung zu einer unfaßbaren überweltlichen Gewalt, die sich in der |
i186 Natur furchtbar, vernichtend und verwüstend, offenbaren konnte, und sie bildeten sich Götter. Sie konnten gar nicht anders handeln, denn einerseits war die Uebermacht nicht wegzuleugnen, andererseits ihre Intelligenz so schwach, daß sie die Natur und ihren wahren Zusammenhang in keiner Weise begreifen konnten.

Es ist hier nicht der Ort, den Entwicklungsgang der Religion zu verfolgen. Wir werden ihm in der Politik näher treten, und stellen uns jetzt sofort an sein Ende, nämlich auf den Boden der christlichen Religion, welche als die vollkommenste und beste von jedem Einsichtigen anerkannt werden muß. Sie lehrt einen allweisen, allgütigen, allmächtigen und allwissenden außerweltlichen Gott und verkündigt seinen Willen. Sie bestätigt zunächst die Gesetze des Staates, indem sie dem Menschen im Namen Gottes gebietet: du sollst der Obrigkeit unterthan sein. Dann sagt sie: du sollst aber nicht nur die Gesetze nicht verletzen, also nicht stehlen, ehebrechen, nothzüchtigen, morden, sondern auch deinen Nächsten lieben wie dich selbst.

Unerhörte Forderung! Der kalte, rohe Egoist, dessen Wahlspruch ist: *Pereat mundus, dum ego salvus sim*, soll seinen Nächsten lieben wie sich selbst. Wie sich selbst! O, er weiß ganz genau, was das bedeutet; er kennt die ganze Schwere des Opfers, das er bringen soll. Er soll sich vergessen, um verhaßter Wesen willen, denen er durchaus keine Berechtigung zu existiren zugestehen kann. Er kann sich nicht mit der Zumuthung aussöhnen und windet sich wie ein Wurm. Er lehnt sich gegen dieses Gebot mit seiner ganzen, unmittelbar erfaßten Individualität auf und beschwört die Priester, nicht das Unmögliche von ihm zu verlangen. Aber sie müssen immer wiederholen: du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.

Wir nehmen hier, selbstverständlich nur vorübergehend, an, daß alle Menschen auf den Grundlagen des Christenthums stehen. Sie glauben an Gott, an die Unsterblichkeit ihrer Seele und an ein Gericht nach dem Tode. Jede Verletzung der Staatsgesetze, wie jede Uebertretung der Gebote Gottes, ist eine Sünde und keine entgeht dem allwissenden Gott. Und jede Sünde wird bestraft und jede gesetzliche Handlung wird belohnt. Sie glauben an ein Himmelreich, die Wohnung der Seligen, und an eine Hölle, die Wohnung der Verdammten.

i187

14.

Die christliche Religion bleibt aber bei dem Gebot der Nächstenliebe nicht stehen. Sie giebt zunächst diesem Gebote eine Verschärfung dadurch, daß sie vom Menschen verlangt, er solle seine Nächsten ohne Ausnahme, auch seine Feinde lieben.

> Denn so ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben?
> Und so ihr euch nur zu euern Brüdern freundlich thut, was thut ihr Sonderliches?
> Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen.
>
> (Matth. 5.)

Dann fordert sie Armuth und Mäßigkeit in jedem erlaubten Genuß. Sie fordert nicht die Unterdrückung des Geschlechtstriebes, aber der Virginität verspricht sie die höchste Belohnung: den unmittelbaren Eingang in das Reich Gottes.

Es ist klar, daß durch diese Gebote der natürliche Egoismus des Gläubigen ganz gebunden ist. Die Religion hat sich des ganzen Theils bemächtigt, den der Staat übrig ließ, und hat ihn gefesselt. Jetzt ist die Stimme des Gewissens viel lästiger. Der Mensch kann so gut wie keine Handlung mehr thun, ohne daß das Gewissen vorher spricht. Er muß jetzt sämmtliche Handlungen unterlassen, die aus seinem Charakter fließen möchten, wenn er nicht sein allgemeines Wohl gefährden will; denn dem Auge Gottes entgeht Nichts. Menschen kann er täuschen, die Obrigkeit kann er täuschen, aber vor Gott hat seine Kunst ein Ende.

> *In the corrupted currents of this world,*
> *Offence's gilded hand may shove by justice,*
> *And oft 't is seen, the wicked prize itself*
> *Buys out the law, but 't, is not so above:*
> *There is no shuffling, there the action lies*
> *In his true nature.* (*Shakespeare*.)
>
> (In den verderbten Strömen dieser Welt
> Kann die vergold'te Hand der Missethat
> Das Recht wegstoßen, und ein schnöder Beutel
> Erkauft oft das Gesetz. Nicht so dort oben!
> Da gilt kein Kunstgriff, da erscheint die Handlung
> In ihrer wahren Art.)

i188 Es ist auch kein Entrinnen möglich. Der Tod muß kommen, und dann beginnt entweder ein ewiges Leben der Seligkeit, oder ein solches der Qual. Ein ewiges Leben! Was ist, gegen die Ewigkeit gehalten, die kurze Zeit des Lebens? Ewig selig sein; ewig leiden müssen! Und das Himmelreich wird geglaubt und die Hölle wird geglaubt: da liegt der Schwerpunkt.

Das echte Wohl des Menschen kann mithin nicht auf dieser Erde sein. Es liegt in einem ewigen Leben voll Seligkeit nach dem Tode, und ob auch das innerste Wesen des klugen Menschen sich auflehnt gegen die Gebote der Religion, – sie werden dennoch befolgt: der Hartherzige hilft seinem Nächsten, der Geizige giebt den Armen, es wird ja dereinst Alles hundertfältig und tausendfältig vergolten werden.

Lebt also der natürliche Egoist nach den Geboten der Religion, so ist keinem Zweifel unterworfen, daß sein Wohl, Alles in Allem erwogen, gewachsen ist; denn er glaubt an die Unsterblichkeit seiner Seele und hat an das ewige Leben zu denken. Aber ist er glücklich? In keiner Weise! Er hadert mit Gott: »warum kann ich nicht selig werden, ohne meine Triebe gebändigt zu haben? warum kann ich nicht hier und dort glücklich sein? Warum muß ich mir das selige Leben, jenseit des Grabes, so theuer erkaufen?« Er erfaßt zwar das kleinere Uebel, er erkauft sich das größere Wohl, aber mit grollendem, mit zerrissenem Herzen. Er ist unglücklich auf Erden, um nach dem Tode glücklich zu sein.

15.

Blicken wir von hier aus auf den Staat und die Religion zurück und erwägen die Handlungen, die, gegen den Charakter des Menschen, durch die gesetzten stärkeren Motive erzwungen werden, so tragen sie den Stempel der Legalität, aber sie haben keinen moralischen Werth.

Nun ist die Frage: was ist eine moralische Handlung? Daß sie übereinstimmen muß mit den Urgesetzen des Staates und den Geboten der Religion, oder mit anderen Worten, daß sie legal, dem staatlichen und göttlichen Gesetze gemäß, sein muß, darüber ist noch nie gestritten worden. Alle Moralisten sind darin einig, daß sie dem einen oder anderen Theil des Satzes:

Neminem laede; imo omnes, quantum potes, juva,

entsprechen müsse. Dies ist ein unumstößliches Kriterium. Es |
i189 reicht aber selbstverständlich nicht aus, und es muß sich ein anderes zu ihm gesellen, um eine moralische Handlung erkennen zu können.

Die Abwesenheit aller egoistischen Motivation kann nie das zweite Kriterium einer moralischen Handlung sein. Alle Handlungen sind egoistisch, und es ist eine Ausnahme völlig undenkbar, denn entweder handle ich meiner Neigung gemäß, oder gegen meinen Charakter: im ersteren Falle handle ich unbedingt egoistisch und im letzteren nicht anders, indem ich ein Interesse haben muß, wenn ich meinen Charakter zwingen will, weil ich sonst so wenig mich bewegen könnte, wie ein ruhender Stein. Also nicht, weil eine Handlung egoistisch ist, nicht, weil mich die Hoffnung auf Lohn (wozu auch die Zufriedenheit mit mir selbst gehört) oder die Furcht vor Strafe (wozu auch die Unzufriedenheit meines Herzens gehört) dazu trieb, hat sie keinen moralischen Werth: dies kann ihre ethische Bedeutsamkeit niemals aufheben.

Eine Handlung hat moralischen Werth, wenn sie:

1) wie schon bemerkt, den Gesetzen des Staates oder den Geboten der Religion entspricht, d. h. legal ist;
2) gern geschieht, d. h. wenn sie im Handelnden den Zustand tiefer Befriedigung, des reinen Glücks hervorruft.

Es ist klar, daß hiernach alle Diejenigen moralisch handeln, deren Charakter redlich und barmherzig ist, denn aus einem solchen Charakter fließen die moralischen Handlungen von selbst und geben dem Individuum die Befriedigung, welche Jeder empfindet, der seinem Charakter gemäß handeln kann. Aber wie steht es mit Denjenigen, welche keinen angeborenen guten Willen haben? Sind sie keiner moralischen Handlung fähig und können sie im günstigsten Falle nur legal handeln? Nein! Auch ihre Thaten können moralischen Werth haben; doch muß ihr Wille eine vorübergehende oder anhaltende Verwandlung erfahren: er muß sich an der Erkenntniß entzünden, die Erkenntniß muß ihn befruchten, entflammen.

16.

Ich erinnere daran, daß wir uns noch immer auf dem Boden des Staates und des Christenthums befinden.

Alle Handlungen des Menschen fließen mit Nothwendigkeit aus seiner Idee, und ist es ganz gleich, ob sie seinem Charakter gemäß oder gegen seinen Charakter, aber seinem allgemeinen Wohle gemäß, sind. Immer sind sie das Produkt seiner Idee und eines zureichen|den
i190 Motivs. Gegen den Charakter handeln, ohne einen Vortheil davon zu haben, kann schlechterdings Niemand: es ist eine baare Unmöglichkeit. Wohl aber kann Jeder seine Natur unterdrücken, wenn er einen Vortheil davon hat, und ist dann die Handlung so nothwendig, wie jede andere. Sie hat nur eine complicirtere Entstehung, da die Vernunft die Motive sichtet, erwägt, und der Wille dem stärksten folgt.

Nehmen wir nun zunächst einen ungebildeten Bürger, der seine Pflicht gegen den Staat mit Widerwillen, aus Furcht vor Strafe, erfüllt. Dies darf nicht Wunder nehmen, denn er hat keine klare Erkenntniß vom Wesen des Staats. Er hat nie über dasselbe nachgedacht und noch niemals hat sich Jemand die Mühe gegeben, ihn darüber aufzuklären. Dagegen hat er von Jugend auf Klagen über die Lasten des Staates gehört und dann an sich selbst erfahren, wie schmerzlich es ist, einer Institution schwere Opfer zu bringen, deren Nutzen man nicht einsehen kann. Trotzdem gehorcht er, weil er sich zu schwach dazu fühlt, mit der Obrigkeit zu kämpfen.

Jetzt setzen wir, daß die Erkenntniß dieses Menschen auf irgend eine Weise geläutert worden sei. Er empfinde in sich die Angst des Menschen im Naturzustand, er vergegenwärtige sich die Schrecknisse einer eintretenden Anarchie, oder eines Krieges mit fremder Macht auf dem heimathlichen Boden: er sieht die Früchte seines jahrelangen Fleißes in einem Augenblick vernichtet, sieht die Schändung seines Weibes, die Todesgefahr seiner Kinder, seiner Eltern, seiner Geschwister, kurz des Liebsten, was er hat. Er erkenne ferner den Werth des Volkes, zu dem er gehört, und die Achtung, die es bei anderen Völkern genießt: er empfindet Stolz und wünscht aufrichtig, daß es diese Achtung niemals verliere, daß er nie, in der Fremde, mit Verachtung behandelt werde, wenn er sein Vaterland nennt. Schließlich

schwelge er noch in der Betrachtung, wie aller Culturfortschritt der Menschheit von der Rivalität der Völkerindividualitäten abhängt, und wie seinem Volke eine ganz besondere Mission in dieser Concurrenz zugefallen ist. Zugleich erkenne er recht klar, daß alles dieses nur erreicht, beziehungsweise vermieden wird, wenn jeder Bürger seine Pflicht voll und ganz erfüllt.

Diese Erkenntniß arbeitet fortan an seinem Willen. Wohl wird der natürliche Egoismus die Stimme erheben und meinen: es ist besser, wenn du die Anderen sich abmühen lassest und doch die |

i191 Früchte mit ihnen theilst. Aber die Erkenntniß ruht nicht und weist immer wieder darauf hin, daß Alles nur erreicht werden kann, wenn Jeder seine Pflicht thut. In diesem Kampfe mit sich selbst kann sich der Wille entzünden und die Vaterlandsliebe gebären. Die Erkenntniß, welche gleichsam nur wie ein Stückchen Holz auf der Oberfläche schwamm, kann schwer werden und auf den Grund des Willens sinken. Jetzt werden die verlangten Opfer gern gebracht und den Handelnden erfüllt eine große Befriedigung. Er fühlt sich ferner in Uebereinstimmung mit dem Gesetz, kurz, er handelt moralisch.

Nun wollen wir einen Menschen vornehmen, der widerwillig, nur aus Furcht vor Strafe, Jedem das Seine giebt. In einer günstigen Stunde erkenne er einmal recht deutlich, wie die Beschränkung, die der Staat dem Einzelnen auferlegt, eine durchaus nothwendige ist; wie es zwar angenehmer wäre, sich auf Kosten der Anderen bereichern zu können, daß aber, wenn Jeder dies wollte, der Rückfall in den Naturzustand stattfinden würde; zugleich vergegenwärtige er sich lebhaft den Krieg Aller gegen Alle und die Vortheile, die das Gesetz ihm so reichlich gewährt. Auch verweile er mit Wohlgefallen bei der Vorstellung einer Gesammtheit, von der jedes Glied, im Kleinsten und im Größten, ehrlich handelt. Trotz aller Einwürfe des natürlichen Egoismus kann sich der Wille an dieser Erkenntniß entzünden, und die Tugend der Gerechtigkeit in ihm Wurzel fassen. Es senkt sich gleichsam die Maxime: ich will immer ehrlich und redlich handeln, in’s Herz und jede Handlung begleitet seitdem das Gefühl reiner Befriedigung. Er fühlt sich ferner in Uebereinstimmung mit dem Gesetz, d.h. er handelt moralisch.

Schließlich denken wir uns einen gläubigen Christen, der die Noth seiner Nächsten lindert, wo er kann, jedoch nicht aus angeborener Barmherzigkeit, sondern aus Furcht vor der Hölle und um des Lohnes im Himmelreich willen.

Irgend ein Unglück: eine schwere Krankheit, ein großer Verlust, eine ihm widerfahrene bittere Ungerechtigkeit, habe ihn ganz auf sich zurückgeworfen und er suche, da er nirgends Trost finden kann, Trost bei Gott. Er denke über sein vergangenes Leben nach und sehe mit Schmerz, der mit Erstaunen gemischt ist, da er sich noch nie in einer solchen inneren Sammlung befunden hat und ihm deshalb noch nie die alltäglichsten Verhältnisse in so hellem Lichte er|schienen

i192 sind, daß sein Leben Nichts als eine Kette von Noth und Plage, Angst und Pein, großen Leiden und kurzen flüchtigen Freuden gewesen ist. Er lasse ferner das Leben von Bekannten an seinem Geiste vorbeiziehen; er stelle zusammen, was er im Geräusche des Tages erfahren und im Gewirr der Dinge bald aus den Augen verloren hatte, und verwundere sich über die Gruppirung: welche Menge von Unglück auf der einen, welche dürftigen Freuden auf der anderen Seite!

> Es ist ein elend jämmerliches Ding um aller Menschen Leben; von Mutterleibe an bis sie in die Erde begraben werden, die unser Aller Mutter ist.
>
> Da ist immer Sorge, Furcht, Hoffnung und zuletzt der Tod; sowohl bei dem, der in hohen Ehren sitzt, als bei dem Geringsten auf Erden. Sowohl bei dem, der Seiden und Krone trägt, als bei dem, der einen groben Kittel an hat; da ist immer Zorn, Eifer, Widerwärtigkeit, Unfriede und Todesgefahr, Neid und Zank.
>
> (Jesus Sirach. 40. Cap.)

Und nun vergegenwärtige er sich die Todesstunde, die über kurz oder lang kommen muß. Nicht an die Hölle denke er, sondern es schwebe ihm, in vollem Contrast zu dem eben erwogenen qualvollen irdischen Leben, das ewige Leben im Schooße Gottes vor. Er denkt es frei von Sorge, frei von Kummer, Noth, Unfrieden, Neid, Zank, frei von Unlust und

physischem Schmerz, frei von Bewegung, frei von Geburt und Tod, und dann: voll von Seligkeit. Er erinnert sich des unaussprechlich glücklichen Zustandes seines Herzens, als er ganz versunken war in aesthetischer Contemplation und denkt sich nun einen solchen Zustand, ohne Unterbrechung, beim Anblick Gottes und der Herrlichkeiten seines Reichs, wogegen ja das Schönste in dieser Welt unrein und häßlich sein muß. *Ewige, selige Contemplation!*

Da kann ihn eine gewaltige Sehnsucht, ein heftiges Verlangen, wie er noch keines empfunden hat, ergreifen und sein Wille sich entzünden. Das Herz hat den Gedanken ergriffen und läßt ihn nicht mehr los: der *Gedanke* ist zur *Denkungsart* geworden. Nur auf Eines ist fortan das Verlangen gerichtet: auf das ewige Leben und seinen Frieden. Und in dem Maße, als dieses Verlangen glühender wird, stirbt er mehr und mehr der Welt ab. Alle Motive, die seinen Charakter erregen könnten, werden von dem einen Motiv: selig nach dem Tode zu sein, besiegt, und der Dorn|busch
i193 trägt thatsächlich Aprikosen, ohne daß ein Wunder oder ein Zeichen geschehen wäre. Es ist, als ob die Thaten aus einem *guten* Willen flössen und sie tragen den Stempel der Moralität. Der Mensch handelt in Uebereinstimmung mit den Geboten Gottes, an den er fest *glaubt*, und er hat das Himmelreich schon auf Erden; denn was ist das Himmelreich Anderes, als Herzensfrieden?

»Sehet das Reich Gottes ist inwendig in euch.«

17.

Die *Umwandlung* des Willens durch *Erkenntniß* ist eine Thatsache, an der die Philosophie nicht vorübergehen darf; ja, sie ist das wichtigste und bedeutsamste Phänomen in dieser Welt. Sie ist aber selten. Sie vollzieht sich an Einzelnen in der Stille und manchmal geräuschvoll an Mehreren zu gleicher Zeit, *immer* mit Nothwendigkeit.

Die Erkenntniß ist Bedingung, und zwar die klare Erkenntniß eines *sicheren, großen Vortheils*, der alle anderen Vortheile überwiegt. Dies müssen wir festhalten als eine Fundamental-Wahrheit der Ethik. Die heiligste Handlung ist nur scheinbar selbstlos; sie ist, wie die gemeinste und niederträchtigste, egoistisch, denn kein Mensch kann gegen sein Ich, sein Selbst, handeln: es ist schlechterdings unmöglich.

Es ist aber ein Unterschied zu machen, da *illegale, legale* und *moralische* Handlungen streng von der Philosophie auseinander gehalten werden können, ob sie gleich alle egoistisch sind, und sage ich deshalb, daß alle *illegalen* (vom Gesetze verbotenen) und alle *legalen* (mit Widerwillen, aus Furcht vor Strafe ausgeführten) Handlungen dem *natürlichen* Egoismus und alle *moralischen* Handlungen (sie mögen aus einem *angeborenen guten* oder aus einem *entzündeten* Willen entspringen) dem *geläuterten Egoismus* entfließen. Hierdurch sind sämmtliche menschlichen Handlungen, welche den Ethiker interessiren, classificirt. Ihr *nothwendig egoistischer* Charakter ist gewahrt und dennoch ein wesentlicher Unterschied gesetzt. Man kann auch sagen: der Egoismus ist die gemeinschaftliche Wurzel zweier Stämme: des natürlichen (rohen) und des geläuterten Egoismus, und zu irgend einem dieser Stämme gehört jede Handlung.

i194

18.

Je größer der Vortheil ist, je sicherer er ist, desto schneller entzündet sich der Wille an einer klaren Erkenntniß desselben; ja es ist sicher, daß der Wille sich entzünden *muß*, wenn der Vortheil alle anderen schwer überwiegt und von dem betreffenden Individuum *nicht angezweifelt* wird. Es ist hierbei ganz gleichgültig, ob der Vortheil wirklich ein großer und sicherer ist, oder ob er nur in der Einbildung als ein solcher besteht. Mögen alle Anderen ihn verurtheilen und belachen, wenn nur das betreffende Individuum nicht an demselben zweifelt und von seiner Größe durchdrungen ist.

Die Geschichte belegt die Thatsache der *moralischen* Entzündung des Willens unwidersprechlich. Man wird einerseits nicht an der wahren und echten Vaterlandsliebe der Griechen zur Zeit der Perserkriege, andererseits nicht daran zweifeln, daß gerade ihnen das Leben besonders werthvoll erscheinen mußte; denn was fehlte diesem begnadeten Volke? Es

war der einzige Zweig der Menschheit, der eine schöne glückliche Jugend hatte; allen anderen erging es wie den Individuen, die, durch irgend welche Umstände, nicht zum Bewußtsein ihrer Jugend kommen und das ihnen vorenthaltene Glück erst sterbend verschmerzen. Und gerade weil die Griechen das Leben in ihrem Lande zu schätzen wußten, mußten sie in gluthvoller Vaterlandsliebe ihre Bürgerpflicht ausüben; denn sie waren ein kleines Volk, als sie von der colossalen Uebermacht der Perser angegriffen wurden, Jeder mußte überzeugt sein, daß nur dann, wenn *Jeder* mit seinem Leben einstand, der Sieg möglich wäre, und Jeder wußte, welches Loos ihm eine Niederlage brachte: Fortschleppung in die Sklaverei. Da *mußte* sich der Wille entzünden, da *mußte* jeder Mund aussprechen: lieber den Tod!

Wie anders, beiläufig bemerkt, liegen die Verhältnisse heutzutage. Gewiß verliert noch ein besiegtes Culturvolk viel; aber der Nachtheil ist bedeutend kleiner als früher, und die meisten Individuen kommen gar nicht dazu, ihn zu erkennen. Dabei wirkt das zersetzende Gift des Kosmopolitismus, das, in den jetzigen Verhältnissen, nur mit der größten Vorsicht einem Volke eingegeben werden darf, wenn es günstig wirken soll. »Alle Menschen sind Brüder; wir kämpfen nicht gegen unsere Brüder; die Welt ist unser Vaterland«; so rufen die unreifsten Geister, die nicht einmal die Geschichte ihres Landes, geschweige den mühesamen Gang der Menschheit nach einem |
i195 einzigen großen, unwandelbaren Gesetze kennen, das sich in den verschiedensten Gestaltungen offenbart. Und darum trifft man jetzt so selten die echte ausdauernde Vaterlandsliebe an, die nicht verwechselt werden darf mit Rauflust oder mit dem rasch verfliegenden patriotischen Rausch. –

Ferner bewirkte der echte felsenfeste Glaube die plötzlichsten Bekehrungen. Man erinnere sich an die erhebenden Erscheinungen aus den drei ersten Jahrhunderten des Christenthums. Menschen, welche noch am Tage vor ihrer Umwandlung durch und durch weltlich gesinnt waren, schwelgten und praßten, dachten auf einmal an nichts Anderes mehr, als an das Heil ihrer unsterblichen Seele und verhauchten gern ihr Leben unter den gräßlichsten Martern. War ein Wunder geschehen? In keiner Weise! Sie hatten deutlich erkannt, wo ihr Heil lag; sie hatten erkannt, daß Jahre der Qual Nichts sind, gehalten gegen eine qualvolle Ewigkeit; daß das glücklichste irdische Leben Nichts ist gegen die ewige Seligkeit. Und die Unsterblichkeit der Seele, sowie ein Gericht, wie die Kirche es lehrte, wurde geglaubt. Da *mußte* der Mensch in die Wiedergeburt, da mußte sich der Wille entzünden, wie der Stein zur Erde muß. Wie er vorher prassen und ängstlich bemüht sein mußte, jeden Schmerz von sich abzuhalten, so mußte er jetzt den Armen seine Habe schenken und gehen, um zu bekennen: »ich bin ein Christ«; denn es war einfach über Nacht ein unwiderstehlich starkes Motiv in sein Wissen getreten:

> Wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater.
> (Matth. 10.)
>
> Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr.
> (Matth. 5.)

Die Atmosphäre war so erfüllt von der neuen Lehre, daß sie sogar eine geistige Epidemie hervorrief. Es drängten sich ganze Massen um das Tribunal der römischen Statthalter und erflehten den qualvollsten Tod. Wie Tertullian erzählt, rief ein Prätor einer solchen Menge zu: »Elende! Wenn ihr sterben wollt, so habt ihr ja Stricke und Abgründe«. Er wußte nicht, daß es sich um das Himmelreich handelte und dieses am leichtesten, der Verheißung gemäß, durch den Märtyrertod erlangt wurde.

Sehen wir indessen von den Märtyrern ab und betrachten die einfacheren Erscheinungen, so strahlt uns von allen Seiten die reine echte Nächstenliebe bei Menschen entgegen, aus deren Charakter sie |
i196 *nicht* fließen konnte. Sie waren Alle wie verwandelt, aber – das wollen wir fest halten – mit *Nothwendigkeit, auf ganz natürliche Weise*.

19.

Die moralische Entzündung des Willens ist eine Thatsache, die ich im Vorhergehenden rein immanent zu erklären versuchte. Sie ist eine Thatsache, wie die Umwandlung des

normalen Zustandes einer chemischen Idee in den electrischen, wie die Umwandlung des normalen Zustandes des Menschen in den Affekt. Ich will sie die moralische Begeisterung nennen. Sie ist, wie die aesthetische, eine Doppelbewegung, aber wesentlich von ihr verschieden. Zunächst ist sie nicht, wie diese, eine zusammenhängende Bewegung, denn ihre Theile liegen in der Zeit weit auseinander. Der erste Theil, zusammengerückt, ist ein durch geniales Erkennen hervorgerufenes heftiges Schwanken des Willens zwischen Lust und Unlust, während der erste Theil der aesthetischen Begeisterung der schmerzlose aesthetische Zustand ist. Ihr zweiter Theil dagegen ist kein heftiges Ausströmen des Willens, sondern der reine Herzensfriede. Dieser Herzensfriede ist einer Steigerung fähig, was sehr merkwürdig ist. Er kann sich nämlich, unter dem fortgesetzten Einfluß der klaren Erkenntniß (also nicht durch die Unlust einer Begierde), steigern zu:

1) dem moralischen Muth,
2) der moralischen Freude,
3) der moralischen Liebe.

Das Individuum, welches in der moralischen Begeisterung steht, sie sei nun eine vorübergehende oder anhaltende, sie sei auf dem reinen Boden des Staates, oder mit Hülfe des Glaubens, oder durch den Glauben allein entstanden, hat nur das eine Ziel im Auge, wo sein wirklicher oder vermeintlicher Vortheil liegt, und für alles Andere ist es todt. So stößt der Edle, der sich an der Mission seines Vaterlandes entzündet hat, Weib und Kind zurück mit den Worten: »bettelt, wenn ihr hungrig seid«; so bricht der Gerechte lieber am Wege zusammen und verhungert stumm, als daß er seine reine, lichte Seele mit Schlechtigkeit beflecke; so verläßt der Heilige seine Mutter, seine Schwestern und Brüder, ja, er verleugnet sie und spricht: »wer ist meine Mutter und meine Brüder?« denn alle |
i197 Bande, die ihn an die Welt gefesselt hielten, sind zerrissen, und nur sein ewiges Leben hält sein ganzes Wesen gefangen.

20.

Wir haben gesehen, daß eine moralische Handlung darin besteht, daß sie mit den Satzungen des Staates und des Christenthums übereinstimmt und gern geschieht, und haben dabei keinen Unterschied gemacht, ob sie aus einem ursprünglich guten, oder einem entzündeten Willen entspringt. Wir haben ferner gesehen, daß sich der Wille nur an der klaren Erkenntniß eines großen Vortheils entzünden kann. Dies ist sehr wichtig und muß festgehalten werden.

Es erhellt endlich aus dem Bisherigen, daß ein echter Christ, dessen Wille sich durch und durch an der Lehre des milden Heilands entzündet hat – also ein Heiliger – der denkbar glücklichste Mensch ist; denn sein Wille ist einem klaren Wasserspiegel zu vergleichen, der so tief liegt, daß ihn der stärkste Sturm nicht kräuseln kann. Er hat den vollen und ganzen inneren Frieden, den Nichts mehr auf dieser Welt, und wäre es das, was die Menschen als das größte Unglück ansehen, beunruhigen und trüben kann. Hierbei wollen wir auch bemerken, daß die Umwandlung zwar nur geschehen kann durch die klare Erkenntniß des großen Vortheils, daß aber, nachdem sie sich vollzogen hat, die Hoffnung auf das Himmelreich nach dem Tode ganz verschwinden kann, wie das Zeugniß »vergotteter« Menschen (wie die Mystiker sagen) deutlich beweist. Der Grund liegt zu Tage. Sie stehen in einer solchen inneren Freudigkeit, Ruhe und Unanfechtbarkeit, daß ihnen Alles gleichgültig wird: das Leben, der Tod und das Leben nach dem Tode. Sie haben an ihrem Zustand die Gewißheit, daß er gar nicht vergehen kann, und das Himmelreich, das in ihnen ist, schließt das Himmelreich, das erst kommen soll, vollkommen in sich. Sie leben unaussprechlich selig in der Gegenwart allein, d. h. im Gefühl beständiger innerer Unbeweglichkeit, wenn dies auch nur eine Täuschung ist; oder mit anderen Worten: der flüchtige Zustand der tiefsten aesthetischen Contemplation ist beim Heiligen permanent geworden, er dauert immer fort, weil Nichts in der Welt im Stande ist, den innersten Kern des Individuums zu bewegen. Und wie bei der aesthetischen Contemplation das Subjekt sowohl, als das Objekt, aus der Zeit herausgehoben sind, so lebt auch der Heilige zeitlos; |
i198 ihm ist unbeschreiblich wohl in dieser scheinbaren Ruhe, dieser dauernden inneren

Unbeweglichkeit, ob sich gleich noch der äußere Mensch bewegen, empfinden und leiden muß. Und dieses Leben würde er nicht lassen:

> ob er auch eines Engels Leben dafür haben möchte.
>
> (Der Franckforter.)

Hier finde auch die Ekstase oder die intellectuelle Wonne einen Platz. Sie ist wesentlich von dem gleichmäßigen, ruhigen Frieden des Heiligen verschieden. Sie entspringt der heftigen Begierde, das Reich Gottes schon in dieser Welt zu sehen. Der Wille, durch Kasteiung und Einsamkeit in die furchtbarste Aufregung gebracht, concentrirt seine ganze Kraft in einem einzigen Organ. Er zieht sich aus dem peripherischen Nervensysteme zurück und flüchtet sich gleichsam in das Gehirn. Das Nervenleben wird dadurch auf die höchstmögliche Stufe getrieben, die Eindrücke der Sinne werden vollständig überwunden, und nun zeichnet der Geist in die Leere, wie im Schlafe, das, was der Wille so sehr zu erblicken verlangt. Aber während der Vision sind die Augen des Verzückten offen und sein Bewußtsein ist klarer und heller als je. In der Verzückung muß der Mensch die denkbar höchste Wonne empfinden, weshalb man den Zustand auch sehr treffend die intellectuelle Wonne genannt hat; aber wie theuer wird sie erkauft! Die Unlust vorher und die furchtbare Erschlaffung nachher machen sie zum kostspieligsten Genuß.

21.

Die immanente Philosophie muß den Zustand des Heiligen als den glücklichsten anerkennen; aber kann sie die Ethik schließen, nachdem sie das größte Glück des Menschen beleuchtet und gezeigt hat, wie auch ein schlechter Wille, trotzdem ihm das *liberum arbitrium* fehlt, seiner theilhaftig werden kann? Durchaus nicht. Denn wenn auch der echte Heilige:

> in einer Freiheit steht, also daß er verloren hat Furcht der Pein oder der Hölle und Hoffnung des Lohns oder des Himmelreichs,
>
> (Der Franckforter.)

so konnte sich doch nur sein Wille entzünden an dieser Hoffnung des Lohns oder des Himmelreichs, weil es ein Fundamentalsatz der immanenten Ethik ist, den die Erfahrung immer und immer bestätigt, daß der Mensch ohne Vortheil so wenig gegen seinen Charakter |
i199 handeln kann, wie das Wasser bergauf laufen kann ohne entsprechenden Druck.

Es ist also der Glaube eine *conditio sine qua non* des seligsten Zustands, während sich die immanente Philosophie nur vorübergehend, um die Ethik zu entwickeln, gleichsam ihr Gebiet abzustecken, auf den Boden des Christenthums stellen durfte. Das Resultat unserer bisherigen Forschungen ist demnach, daß wir wohl den glücklichsten Zustand des Menschen gefunden haben, aber unter einer Voraussetzung, die wir nicht anerkennen dürfen, und die Ethik kann nicht eher abgeschlossen werden, als bis wir untersucht haben, ob dieser selige Zustand auch aus einem immanenten Erkenntnißgrunde fließen kann, oder ob er schlechterdings Jedem, der nicht glauben kann, verschlossen ist, d. h. wir stehen vor dem wichtigsten Problem der Ethik. Gewöhnlich faßt man dasselbe in die Frage nach der wissenschaftlichen Grundlage der Moral, d. h. ob auch Moral begründet werden könne, ohne Dogmen, ohne die Annahme eines offenbarten göttlichen Willens. Hatte St. Johannes Recht, als er schrieb:

> Wer ist aber, der die Welt überwindet, ohne der da glaubet, daß Jesus Gottes Sohn ist?
>
> (1. Epist. 5, 5.)

22.

Die immanente Philosophie, welche keine anderen Quellen, als die offen vor den Augen Aller liegende Natur und unser Inneres anerkennen kann, verwirft die Annahme einer verborgenen einfachen Einheit in, über oder hinter der Welt. Sie kennt nur unzählige Ideen, d. h. individuelle Willen zum Leben, die, in ihrer Gesammtheit, eine fest in sich geschlossene Collectiv-Einheit bilden.

Wir erkennen mithin auf unserem jetzigen Standpunkte keine andere Autorität zunächst an, als die von den Menschen errichtete des Staates. Sie ist mit Nothwendigkeit in die

Erscheinung getreten, weil der mit Vernunft begabte Wille, nach richtiger Erkenntniß des Wesens zweier Uebel, das kleinere wählen muß. Er kann nicht anders handeln; denn sehen wir einen Menschen von zwei Uebeln das größere wählen, so haben wir uns entweder in der Beurtheilung geirrt, weil wir uns nicht in die Individualität des Wählenden versenken konnten, oder er hat nicht erkannt, daß das gewählte Uebel das größere war. Hätte er in letzterem Falle unseren |
i200 Geist gehabt, der sich über die Wahl wundert, so hätte er nicht wählen können, wie er gewählt hat. Dieses Gesetz steht so fest wie das, daß jede Wirkung eine Ursache haben muß.

Der einsichtige Mensch kann nicht wollen, daß der Staat vernichtet werde. Wer dies aufrichtig will, der will nur eine vorübergehende Außerkraftsetzung der Gesetze, nämlich so lange, als er Zeit braucht, um sich eine günstige Situation zu verschaffen. Hat er diese erlangt, so will er mit derselben Inbrunst den Schutz der Gesetze, mit der er vorher deren Suspension wollte.

Der Staat ist also für die natürlichen Egoisten ein nothwendiges Uebel, welches sie ergreifen müssen, weil es das kleinere von zweien ist. Stießen sie es wieder um, so würden sie das größere dafür in Händen haben.

Der Staat verlangt nur Aufrechterhaltung des Staatsvertrags, strenge Erfüllung der eingegangenen Verpflichtung, nämlich die Gesetze zu achten und den Staat zu erhalten. Wir dürfen annehmen, daß so gut wie kein Mensch diese Pflichten gern erfüllt; denn selbst der Mensch mit einem guten Herzen wird nicht immer redlich gegen seine Mitmenschen handeln und meistens ungern dem Staate zahlen, sowie unwillig seiner Militärpflicht genügen, wenn ihn nicht unüberwindliche Neigung zum Soldatenstand zieht. Wir wollen indessen vorsichtig zugestehen, daß es Menschen giebt, die von Natur aus von unverbrüchlicher Redlichkeit sind und ihr Vaterland aufrichtig und von Herzen lieben. Sie geben Jedem das Seine gern und bringen gern dem Staate die Opfer, welche er zu seiner Erhaltung von ihnen fordern muß. Ihr Friede – ihr Glück – wird demnach durch alle diese Handlungen nicht gestört. Wir scheiden sie aus und beschäftigen uns jetzt mit jenen, welche nur aus Furcht vor Strafe und mit dem größten Widerwillen den Staatsgesetzen sich unterwerfen. Sie haben keinen Frieden in sich und sind unglücklich vor den Gesetzen. Ihr Charakter zieht sie nach dieser Richtung und die Gewalt nach jener. So werden sie hin- und hergezerrt und stehen Qualen aus. Fallen sie auf die Seite der Gewalt, so opfern sie mit grollendem Herzen; folgen sie dagegen ihrer Neigung, weil das angedrohte Uebel durch Reflexion (Wahrscheinlichkeit, nicht entdeckt zu werden) kraftlos wird, so schweben sie, nach vollbrachter That, in Furcht vor Entdeckung und werden ihres Gewinns nicht froh. Wird gar das Verbrechen entdeckt und trifft sie die Strafe, so quält |
i201 das Gewissen in unerträglicher Weise, und gegen den Zwang und die endlose Kette von Entbehrungen stürmt ohne Ruhe das freiheitsbedürftige Herz an: erfolglos und unglücklich.

Nun gehen wir weiter und denken uns, daß viele solcher Menschen, die nur aus Furcht vor Strafe gehorsam sind, sich an der klaren Erkenntniß ihres Vortheils entzünden. Wir sehen einstweilen davon ab, daß der erkannte Vortheil der Redlichkeit, wie er aus einer Betrachtung, wie die oben angestellte, hervorspringen könnte, so gut wie nicht wirken kann. Sehr schön drückt dies St. Paulus in dem Satze aus:

> Das Gesetz richtet nur Zorn an; denn wo das Gesetz nicht ist, da ist auch keine Uebertretung. Derhalben muß die Gerechtigkeit durch den Glauben kommen.
>
> (Röm. 4, 15. 16.)

Wir sehen ferner davon ab, daß der erkannte Vortheil des Staatsschutzes heutzutage gleichfalls den Willen nur höchst selten entzünden kann und nehmen an, daß die Entzündung überhaupt zu Stande komme.

Auf diese Weise haben wir, mit Absicht auf die Gesetze, glückliche Menschen im Staate: Gerechte durch natürliche Anlage und Gerechte durch erleuchteten Willen. Ja wir wollen so weit gehen und annehmen, es gäbe nur Gerechte in unserem Staate. In diesem Staate leben mithin alle Bürger in Uebereinstimmung mit den Gesetzen und werden durch die Forderungen der staatlichen Autorität nicht unglücklich. Jeder giebt Jedem das Seine, aber auch nicht mehr. Es herrscht volle Redlichkeit im ganzen Verkehr; Niemand betrügt; Alle sind ehrlich. Kommt

aber ein hungriger Armer zu ihnen und verlangt ein Stückchen Brod, so schlagen sie die Thüre vor ihm zu, mit Ausnahme Derjenigen, welche barmherzig sind; denn würden diese nicht geben, so würden sie ja gegen ihren Charakter handeln und unglücklich sein.

Wir haben mithin in unserem Staate nur eine *beschränkte Moralität*; denn alle Handlungen, die in Uebereinstimmung mit den Gesetzen sind *und* gern geschehen, haben moralischen Werth und sind nicht bloß legal. Der Barmherzige aber handelt nicht moralisch, wenn er die Nothleidenden aufrichtet, so wenig wie der Hartherzige illegal handelt, wenn er den Armen vor seiner Thüre verhungern läßt; denn es ist kein *Gesetz* vorhanden, welches Wohlthätigkeit |
i202 befiehlt und es ist *eine* der Bedingungen für eine *moralische* Handlung, daß sie mit dem Gesetze übereinstimme. Natürlich kann auch der Barmherzige nicht illegal handeln, wenn er den Dürftigen unterstützt. Seine Handlung hat überhaupt keinen besonderen Charakter, sondern trägt nur den allgemeinen egoistischen. Er folgt lediglich seinem geläuterten Egoismus, verstößt gegen kein Gesetz und ist glücklich.

Gegen diese Auseinandersetzung lehnt sich unser Inneres auf, und wir fühlen, daß sie falsch sein müsse. Dies ist jedoch auf unserem jetzigen Standpunkte keineswegs der Fall. Was in unserem Gefühl wirkt, ist entweder Barmherzigkeit, oder Spuk aus unseren Lehrjahren; denn wenn wir uns auch noch so sehr emancipirt von allen Vorurtheilen dünken, so tragen wir doch Alle, mehr oder weniger, Ketten des Glaubens, Ketten theurer Erinnerungen, Ketten liebevoller Worte aus verehrtem Munde. Auf unserem jetzigen Standpunkte aber darf *nur* die kalte Vernunft sprechen und sie muß sprechen wie oben. Es kann sich später eine andere Lösung herausstellen: jetzt ist es unmöglich. Die Autorität der *Religion* existirt *nicht* für uns, und an ihre Stelle ist noch keine andere getreten. Wäre es nicht eine offenbare Thorheit, wenn sich der Hartherzige zu Gunsten des Armen beschränkte, d. h. gegen seinen Charakter handelte, ohne zureichendes Motiv? Ja, wäre es denn überhaupt nur möglich? Und wie sollte eine barmherzige That moralisch sein ohne den Willen eines allmächtigen Gottes, der die Werke der Nächstenliebe gebietet?

Aus diesem Grunde würden wir auch einen Irrweg einschlagen, wollten wir die Barmherzigkeit, oder den Zustand, in den fremdes Leid den barmherzigen Willen versetzt: das Mitleid, zur Grundlage der Moral machen. Denn wie dürften wir uns anmaßen zu dekretiren: barmherzige Thaten, Thaten aus Mitleid sind moralische Thaten? Ihre Unabhängigkeit von einer gebietenden Autorität würde gerade verhindern, daß sie es sein können. Hätte nicht Jeder das Recht, unser unverschämtes Dekret umzustoßen? Und was wollten wir dem Hartherzigen oder Grausamen antworten, wenn er mit dem ganzen Trotze seiner rebellischen Individualität uns früge: »wie könnt ihr, ohne die Annahme des allmächtigen Gottes, sagen, daß ich unmoralisch handle? Ich behaupte mit demselben Rechte, daß barmherzige Thaten unmoralisch sind.« Seid aufrichtig! Könntet |
i203 ihr ihm antworten, ohne euch auf den Boden der christlichen oder überhaupt einer Religion zu stellen, welche die Nächstenliebe im Namen einer *anerkannten Macht* gebietet?

Wir müssen also einstweilen dabei bleiben, daß in unserem gedachten Staate barmherzige Thaten *nicht* moralisch sein können, weil keine Macht sie gebietet und Handlungen nur dann moralischen Werth haben, wenn sie gern geschehen *und* mit einem Gesetze übereinstimmen.

Die Bürger unseres gedachten Staates sind, wie angenommen wurde, Alle gerecht, d. h. sie kommen nie in Zwiespalt mit sich selbst, wenn der Staat eine Forderung, zu deren Leistung sie sich durch Vertrag verpflichteten, an sie stellt. Sie gehorchen gern und es ist deshalb unmöglich, daß die Gesetze sie unglücklich machen können.

Nun gehen wir weiter und sagen: gut; fassen wir das Leben dieser Bürger nur in seiner Beziehung zum Staate und dessen Grundgesetzen auf, so ist es ein glückliches. Aber das Leben ist doch keine Kette von nichts Anderem, als erfüllten Pflichten gegen den Staat: von unterlassenem Diebstahl, unterlassenem Mord, Steuerzahlungen und Kriegsdienst; die anderen Beziehungen wiegen entschieden darin vor. Und deshalb fragen wir: Sind unsere Gerechten auch sonst glücklich?

Diese Frage ist sehr wichtig, und ehe sie beantwortet ist, können wir keinen Schritt

vorwärts in der Ethik machen. Unsere nächste Aufgabe besteht demnach darin, ein Urtheil über den Werth des menschlichen Lebens selbst abzugeben.

23.

Ich weiß wohl, daß alle Diejenigen, welche nur ein einziges Mal rein objektiv über den Werth des Daseins nachgedacht haben, das Urtheil des Philosophen nicht mehr bedürfen; denn entweder sind sie zur Ueberzeugung gelangt, daß aller menschliche Fortschritt nur ein scheinbarer sei, oder zu der anderen, daß das Menschengeschlecht sich thatsächlich immer durch bessere Zustände nach besseren bewege: in beiden Fällen aber wurde schmerzlich bekannt, daß das menschliche Leben in seinen jetzigen Formen ein wesentlich unglückliches sei.

Auch würde ich mich nicht dazu verstehen können, das jetzige |
i204 Leben zu prüfen. Andere haben dies gethan und haben es so meisterhaft gethan, daß für jeden Einsichtigen die Acten darüber geschlossen sind. Nur Diejenigen, welche keinen Ueberblick über das Leben in allen seinen Formen haben, oder Diejenigen, deren Urtheil ein noch zu heftiger Drang nach Leben fälscht, können ausrufen: es ist eine Lust zu leben und Jeder muß sich glücklich preisen, daß er athmet und sich bewegt. Mit ihnen soll man sich in keine Discussion einlassen, eingedenk der Worte des Skotus Erigena:

Adversus stultitiam pugnare nil est laboriosius. Nulla enim auctoritate vinci fatetur, nulla ratione suadetur.

Sie haben noch nicht genug gelitten und ihre Erkenntniß liegt im Argen. Sie werden, wenn nicht in ihrem individuellen Leben noch, so doch in ihren Nachkommen einst erwachen, und ihr Erwachen wird ein schreckliches sein.

Nicht mit dem Leben, wie es jetzt im freiesten und besten Staat dahinfließt, werden wir uns also befassen, – denn es ist verurtheilt – sondern wir nehmen den Standpunkt der erwähnten vernünftigen Optimisten ein, welche in die Zukunft blicken und der ganzen Menschheit dereinst ein glückliches Leben zusprechen, weil die reale Entwicklung immer vollkommeneren Zuständen entgegen nicht geleugnet werden kann. Wir werden mithin einen idealen Staat zu construiren und das Leben in ihm zu beurtheilen haben. Wir lassen ganz dahingestellt, ob derselbe je in der Entwicklung der Dinge liegen könne; aber es ist klar, daß wir ihn construiren dürfen, weil wir ja bestrebt sind, das Leben in einem günstigen Lichte zu erblicken.

Wir stellen uns gleich mitten in diesen idealen Staat, ohne uns mit seinem Werden zu beschäftigen.

Er umfaßt »Alles, was Menschengesicht trägt«, er umfaßt die ganze Menschheit. Es giebt keine Kriege mehr und keine Revolutionen. Die politische Macht ruht nicht mehr in bestimmten Klassen, sondern die Menschheit ist ein Volk, das nach Gesetzen lebt, an deren Abfassung Alle mitgewirkt haben. Das sociale Elend ist erloschen. Die Arbeit ist organisirt und drückt keinen mehr. Der Erfindungsgeist hat sämmtliche schweren Arbeiten auf Maschinen abgewälzt und die Leitung derselben raubt den Bürgern nur wenige Stunden des Tages. Jeder, der erwacht, kann sagen: der Tag ist mein.

i205 *The whips and scorns of time,*
The oppressor 's wrong, the proud man 's contumely,
— — — — , *the law 's delay,*
The insolence of office, and the spurns
That patient merit of the unworthy takes.
(*Shakespeare*.)

(Der Zeiten Spott und Geißel,
Des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mißhandlungen
— — — — des Rechtes Aufschub,
Der Uebermuth der Aemter, und die Schmach,
Die Unwerth schweigendem Verdienst erweist –)

alles Dieses ist getilgt.

Die Armuth ist von der Erde, wo sie entsetzliches Unglück Jahrtausende lang anrichtete, entflohen. Jeder lebt ohne Sorgen um des Leibes Nothdurft. Die Wohnungen sind gesund und

bequem. Keiner kann mehr den Anderen ausbeuten, denn um den Stärkeren sind Schranken gelegt, und den Schwächeren schützt die Gesammtheit.

Wir nehmen also an, daß die mißlichen politischen und socialen Verhältnisse, deren Betrachtung so Viele zur Ueberzeugung führte, daß das Leben der Mühe darum nicht werth sei, sämmtlich zum Wohle jedes Menschen geordnet seien. Wenig Arbeit, viel Vergnügen: das ist die Signatur des Lebens in unserem Staate.

Zugleich nehmen wir an, daß die Menschen, im Laufe der Zeit, durch Leiden, Erkenntniß und allmähliche Entfernung aller schlechten Motive, maßvolle und harmonische Wesen geworden sind, kurz, daß wir es nur noch mit schönen Seelen zu thun haben. Sollte wirklich noch irgend etwas in unseren Staate sein, was die Leidenschaft oder den Seelenschmerz erregen könnte, so findet das erregte Individuum bald sein Gleichgewicht wieder und die harmonische Bewegung ist wieder hergestellt. Das große Unglück, dem leidenschaftliche Charaktere nicht entrinnen können:

The heart-ache, and the thousand natural shocks
That flesh is heir to,

(*Shakespeare*.)

(Das Herzweh und die tausend Stöße,
Die uns’res Fleisches Erbtheil –)

auch Dieses ist von der Erde verschwunden.

Der überspannteste Anbeter des Willens zum Leben wird eingestehen müssen, daß in Anbetracht, daß der Mensch nicht ganz frei |
i206 von Arbeit sein kann, da er essen, sich kleiden und wohnen muß eine bessere gesellschaftliche Ordnung und Wesen, welche die Bedingungen zu einem besseren Leben in sich trügen, nicht möglich sind; denn wir haben allen Menschen eine edle Individualität gegeben und vom Leben Alles fortgenommen, was man als nicht wesentlich damit verbunden ansehen kann.

Es verbleiben mithin nur vier Uebel, die durch keine menschliche Macht vom Leben getrennt werden können: Wehen der Geburt, sowie Krankheit, Alter und Tod jedes Individuums. Der Mensch im allervollkommensten Staate muß mit Schmerzen geboren werden, er muß eine kleinere oder größere Anzahl von Krankheiten durchmachen, er muß, wenn ihn nicht

in der Jugend Kraft
Die Norne rafft, (Uhland)

alt, d. h. körperlich siech und geistig stumpf werden; schließlich muß er sterben.

Die kleineren mit dem Dasein verknüpften Uebel rechnen wir für Nichts; doch wollen wir einige davon erwähnen. Wir haben zuerst den Schlaf, der ein Drittel der Lebenszeit raubt (ist das Leben eine Freude, so ist selbstverständlich der Schlaf ein Uebel); dann die erste Kindheit, welche nur dazu dient, den Menschen mit den Ideen und ihrem Zusammenhang soweit vertraut zu machen, um sich in der Welt zurecht finden zu können (ist das Leben eine Freude, so ist die erste Kindheit selbstredend ein Uebel); dann die Arbeit, die sehr richtig im alten Testament als Folge eines göttlichen Fluchs hingestellt wird; endlich verschiedene Uebel, welche Papst Innocenz III., wie folgt, zusammenstellte:

Unreine Erzeugung, ekelhafte Ernährung im Mutterleibe, Schlechtigkeit des Stoffs, woraus der Mensch sich entwickelt, scheußlicher Gestank, Absonderung von Speichel, Urin und Koth.

Man halte diese Uebel nicht für allzu gering. Wer eine gewisse Stufe der Nervenverfeinerung erreicht hat, nimmt mit Recht Anstoß an mehreren derselben. Konnte doch Byron die Gräfin Guiccioli nicht einmal essen sehen, wovon der Grund viel tiefer lag, als der englische *spleen* liegt.

Wir übergehen, wie gesagt, diese Uebel und verbleiben bei den erwähnten vier Hauptübeln. Aber auch von diesen legen wir drei auf die Seite. Wir nehmen an, daß die Geburt des Menschen in |
i207 Zukunft ohne Schmerzen von Statten gehe, daß es der Wissenschaft gelinge, den Menschen vor jeder Krankheit zu bewahren, schließlich, daß das Alter solcher beschirmten Menschen ein frisches und kräftiges sei, welchem ein sanfter schmerzloser Tod plötzlich ein Ende mache (Euthanasie).

Nur den Tod können wir nicht fortnehmen, und wir haben mithin ein kurzes leidloses Leben vor uns. Ist es ein glückliches? Sehen wir es genau an.

Die Bürger unseres idealen Staates sind Menschen von sanftem Charakter und entwickelter Intelligenz. Ein, so zu sagen, fertiges Wissen, frei von Verkehrtheit und Irrthum, ist ihnen eingeprägt worden, und, wie sie auch darüber nachdenken mögen, sie finden es immer bestätigt. Es giebt keine Wirkungen mehr, deren Ursachen räthselhaft wären. Die Wissenschaft hat thatsächlich den Gipfel erreicht, und jeder Bürger wird mit ihrer Milch gesättigt. Der Schönheitssinn ist mächtig in Allen entfaltet. Dürfen wir auch nicht annehmen, daß Alle Künstler sind, so haben sie doch Alle die Fähigkeit, leicht in die aesthetische Relation einzutreten.

Alle Sorgen sind von ihnen genommen, denn die Arbeit ist in unübertrefflicher Weise organisirt und Jeder regiert sich selbst.

Sind sie glücklich? Sie wären es, wenn sie nicht eine entsetzliche Oede und Leere in sich empfänden. Sie sind der Noth entrissen, sie sind wirklich ohne Sorgen und Leid, aber dafür hat die Langeweile sie erfaßt. Sie haben das Paradies auf Erden, aber seine Luft ist erstickend schwül.

> Man muß etwas zu wünschen übrig haben, um nicht vor lauter Glück unglücklich zu sein. Der Leib will athmen und der Geist streben.
>
> (Gracian.)

Sollten sie wirklich noch genug Energie haben, um ein solches Leben bis zum natürlichen Tode zu ertragen, so haben sie gewiß nicht den Muth, es nochmals, als verjüngte Wesen, durchzumachen. Die Noth ist ein schreckliches Uebel, die Langeweile aber das schrecklichste von allen. Lieber ein Dasein der Noth, als ein Dasein der Langeweile, und daß schon jenem die völlige Vernichtung vorzuziehen ist, muß ich gewiß nicht erst nachweisen. Und so hätten wir zum Ueberfluß auch indirekt gezeigt, daß das Leben im besten Staate unserer Zeit werthlos ist. Das Leben überhaupt ist ein »elend jäm|merliches
i208 Ding«: es war immer elend und jämmerlich und wird immer elend und jämmerlich sein, und Nichtsein ist besser als Sein.

24.

Nun könnte man aber sagen: wir geben Alles zu, nur nicht, daß das Leben in diesem idealen Staate wirklich langweilig sei. Du hast den Bürger falsch gezeichnet und deine Schlüsse aus seinem Charakter und seinen Beziehungen sind deshalb falsch.

Durch einen direkten Beweis kann ich diesen Zweifel nicht heben; wohl aber durch einen indirekten.

Ich werde mich nicht auf den allgemein anerkannten Erfahrungssatz stützen, daß Leute, welche der Noth glücklich entronnen sind, mit dem Dasein Nichts anzufangen wissen; denn man kann hiergegen mit Recht einwenden, daß sie sich, aus Mangel an Geist oder Bildung, nicht zu beschäftigen wüßten. Noch weniger werde ich das Dichterwort zu Hülfe rufen:

> Alles in der Welt läßt sich ertragen,
> Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.
>
> (Goethe.)

obgleich es eine unumstößliche Wahrheit ausspricht. Ich stütze mich lediglich darauf, daß, wenn es auch auf dieser Erde noch keinen idealen Staat gegeben hat, doch schon viele Bürger, wie ich sie oben schilderte, gelebt haben. Sie waren frei von Noth und führten ein behaglich arbeitsames Leben. Sie hatten einen edlen Charakter und einen hochentwickelten Geist, d. h. sie hatten eigene Gedanken und nahmen fremde nicht ungeprüft in sich auf.

Alle diese Einzelnen hatten den großen Vorzug vor den gedachten Bürgern eines idealen Staates, daß ihre Umgebung eine viel saftigere und interessantere war. Wohin sie blickten, fanden sie ausgeprägte Individualitäten, eine Fülle von markigen Charakteren. Die Gesellschaft war noch nicht nivellirt und auch die Natur befand sich nur zum kleinsten Theil unter der Botmäßigkeit des Menschen. Sie lebten unter dem Reize der Gegensätze; ihre behagliche eximirte Stellung schwand selten aus ihrem Bewußtsein, denn sie hob sich, wohin sie auch sehen mochten, wie ein helles Bild von dunklem Hintergrund, von den anderen

Lebensformen ab. Die Wissenschaft war ferner noch nicht auf dem Gipfel der Vollendung angelangt; noch gab es Räthsel in Menge, Wirkungen genug, über deren Ursachen |
i209 man sich den Kopf zerbrach. Und wer schon empfunden hat, welche reine Freude im Suchen nach der Wahrheit, im Verfolgen ihrer Spur liegt, der wird zugestehen, daß jene Einzelnen thatsächlich im Vortheil waren; denn hatte nicht Lessing Recht, als er ausrief:

> Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzig inneren regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und zu mir spräche: wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke.

Und trotzdem haben alle diese hervorragenden Einzelnen, welche eine Kette bilden, die aus der Urzeit des Menschengeschlechts bis in unsere Tage reicht, das Leben als ein wesentlich glückloses verurtheilt und das Nichtsein über dasselbe gestellt. Ich werde mich nicht damit aufhalten, sie Alle zu nennen und ihre treffendsten Aussprüche zu wiederholen. Ich beschränke mich darauf, zwei von ihnen namhaft zu machen, die uns näher stehen als Budha und Salomo, und die alle Gebildeten kennen: den größten Dichter und den größten Naturforscher der Deutschen, Goethe und Humboldt.

Ist es nöthig, daß ich ihre glücklichen Lebensumstände erzähle, ihren Geist und ihren Charakter preise? Ich will nur wünschen, daß alle Menschen im Besitze einer so vortrefflichen Individualität sein und in so günstiger Lage, wie sie eine hatten, sich befinden möchten. Und was sagte Goethe?

> »Wir leiden Alle am Leben.«
>
> »Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von Neuem gehoben sein wollte.«
>
> (Gespräche mit Eckermann.)

Und was sagt Humboldt?

> »Ich bin nicht geschaffen, um Familienvater zu sein. Außerdem halte ich das Heirathen für eine Sünde, das Kindererzeugen für ein Verbrechen.
>
> Es ist auch meine Ueberzeugung, daß derjenige ein Narr, noch mehr ein Sünder ist, der das Joch der Ehe auf sich nimmt. Ein |
> i210 Narr, weil er seine Freiheit damit von sich wirft, ohne eine entsprechende Entschädigung zu gewinnen; ein Sünder, weil er Kindern das Leben giebt, ohne ihnen die Gewißheit des Glücks geben zu können. Ich verachte die Menschheit in allen ihren Schichten; ich sehe es voraus, daß unsere Nachkommen noch weit unglücklicher sein werden, als wir –; sollte ich nicht ein Sünder sein, wenn ich trotz dieser Ansicht für Nachkommen, d.h. für Unglückliche sorgte? –
>
> Das ganze Leben ist der größte Unsinn. Und wenn man achtzig Jahre strebt und forscht, so muß man sich doch endlich gestehen, daß man Nichts erstrebt und Nichts erforscht hat. Wüßten wir nur wenigstens, warum wir auf dieser Welt sind. Aber Alles ist und bleibt dem Denker räthselhaft, und das größte Glück ist noch das, als Flachkopf geboren zu sein.
>
> (Memoiren.)

»Wüßten wir nur wenigstens, warum wir auf dieser Welt sind!« Also im ganzen reichen Leben dieses begabten Mannes Nichts, Nichts, was er als Zweck des Lebens hätte auffassen können. Nicht die Schaffensfreude, nicht die köstlichen Momente genialen Erkennens: Nichts!

Und in unserem idealen Staate sollten die Bürger glücklich sein? –

25.

Jetzt können wir die Ethik zu Ende bringen.

Wir stoßen zunächst unseren idealen Staat wieder um. Er war ein Phantasiegebilde und wird nie in die Erscheinung treten.

Was aber nicht geleugnet werden kann, das ist die reale Entwicklung der menschlichen Gattung und daß eine Zeit kommen wird, wo nicht der von uns construirte, aber doch ein idealer Staat errichtet wird. Es wird meine Aufgabe in der Politik sein, nachzuweisen, wie alle Entwicklungsreihen, vom Beginn der Geschichte an, auf ihn, als ihren Zielpunkt, deuten. In der Ethik müssen wir ihn ohne Beweis hinstellen. Die Gesellschaft wird thatsächlich in

demselben nivellirt sein und jeder Bürger die Segnungen einer hohen geistigen Cultur erfahren. Die ganze Menschheit wird schmerzloser leben als jetzt, als jemals.

Hieraus ergiebt sich eine *nothwendige*, mit *unwidersteh|licher*
i211 *Gewalt sich vollziehende Bewegung der Menschheit*, welche keine Macht aufzuhalten oder abzulenken vermag. Sie stößt die Wollenden und die Nichtwollenden unerbittlich auf der Bahn weiter, die zum idealen Staate führt, und er *muß* in die Erscheinung treten. Diese reale, unabänderliche Bewegung ist ein Theil des aus den Bewegungen aller einzelnen, im dynamischen Zusammenhang stehenden Ideen continuirlich sich erzeugenden Weltlaufs und enthüllt sich hier als nothwendiges *Schicksal der Menschheit*. Es ist *ebenso stark*, ebenso jedem Einzelwesen an Kraft und Macht überlegen – weil es ja auch die Wirksamkeit jedes bestimmten Einzelwesens in sich enthält – *wie der Wille einer einfachen Einheit* in, über oder hinter der Welt, und wenn die immanente Philosophie es an die Stelle dieser einfachen Einheit setzt, so füllt es den Platz vollkommen aus. Während aber die einfache Einheit *geglaubt* werden muß und stets Anfechtungen und Zweifeln ausgesetzt war und sein wird, wird das Wesen des *Schicksals*, vermöge der zur Gemeinschaft erweiterten allgemeinen Causalität, vom Menschen klar *erkannt* und kann deshalb niemals bestritten werden.

Wenn es nun ein Gebot Gottes für die Menschen war, gerecht und barmherzig zu sein, so fordert das Schicksal der Menschheit mit der *gleichen Autorität* von jedem Menschen strengste Gerechtigkeit und Menschenliebe; denn wenn auch die Bewegung zum idealen Staate sich trotz Unredlichkeit und Hartherzigkeit Vieler vollziehen wird, so verlangt sie doch von jedem Menschen laut und vernehmlich Gerechtigkeit und Menschenliebe, damit sie sich *rascher* vollziehen könne.

Jetzt ist auch die Schwierigkeit gelöst, die wir oben unvermittelt stehen lassen mußten, und wogegen sich unser Inneres auflehnte, nämlich, daß eine barmherzige That, im Staate ohne Religion, keinen moralischen Werth haben könne; denn nun trägt auch sie den Stempel der Moralität, weil sie mit der Forderung des Schicksals übereinstimmt und gern geschieht.

Der Staat ist die Form, in welcher sich die gedachte Bewegung vollzieht, das Schicksal der Menschheit sich entfaltet. Seine Grundform, wie wir sie oben feststellten und benutzten, hat er schon längst fast überall erweitert: er hat sich aus einer Zwangsanstalt, damit nicht gestohlen, nicht gemordet und er selbst erhalten werde, zu einer weiten Form für den *Fortschritt der Menschheit zur denkbar besten Gemeinschaft* weitergebildet. An seine |
i212 Bürger und Institutionen heranzutreten und sie so lange umzumodeln, bis sie passend für die ideale Gemeinschaft geworden sind, d. h. bis die ideale Gemeinschaft real geworden ist, – das ist der Sinn, der den geforderten Tugenden der Vaterlandsliebe, Gerechtigkeit und Menschenliebe zu Grunde liegt, oder mit anderen Worten: das unerbittliche Schicksal der Menschheit fordert von jedem Bürger, die vom großen Herakleitos schon mit tief in das Herz sich eingrabenden Worten gelehrte *Hingabe an das Allgemeine*, geradezu *die Liebe zum Staate*. Es soll Jeder, den idealen Staat als Musterbild vor Augen habend, rüstige Hand an das gegenwärtige Reale legen und es umgestalten helfen.

Das Gebot ist also vorhanden, und einer Macht ist es entflossen, die, wegen ihrer furchtbaren Gewalt, es jedem Einzelnen gegenüber aufrecht erhält und, unwandelbar, immer aufrecht erhalten wird. Die Frage ist nur: wie stellt sich der Einzelne dem Gebote gegenüber?

Erinnern wir uns hierbei an den schon oben angeführten tiefen Ausspruch des Apostels Paulus:

> Das Gesetz richtet nur Zorn an; denn wo das Gesetz nicht ist, da ist auch keine Uebertretung.
> Derhalben muß die Gerechtigkeit durch den *Glauben* kommen.

Die immanente Philosophie ändert den letzten Satz dahin ab:

> Derhalben muß die Hingabe an das Allgemeine durch das *Wissen* kommen.

Der durch natürliche Anlage Gerechte und Barmherzige hat einen leichteren Stand vor dem Gebote als der natürliche Egoist. Er giebt, seinem Charakter gemäß, gern Jedem das Seine, oder besser, er *läßt* ihm gern das Seine, und ist sein Nächster in bedrängter Lage, so wird er ihn nach Kräften unterstützen. Aber man sieht sofort, daß *dieses* Benehmen der Forderung

des Schicksals nicht ganz entsprechen kann. Jedem das Seine zu lassen, ihn nicht zu betrügen, ist nicht genug. Dem nothdürftigen Mitmenschen, wenn mein Weg gerade an ihm vorbeiführt, zu geben, ist nicht genug. Ich, als Gerechter, soll so wirken, daß ihm Alles das wird, was er als Staatsbürger verlangen kann, soll so wirken, daß jedem Bürger alle Wohlthaten des Staates zu Theil werden, und ich, als Menschenfreund, soll so wirken mit allen anderen Barmherzigen, daß die Noth aus dem Staate ganz verschwindet.

i213 Eine solche Denkungsart kann aber im Menschen, der durch natürliche Anlage gerecht und barmherzig ist, nur unter dem Reiz der Erkenntniß, eines Wissens entstehen, wie sich die Knospe nur unter dem Reize des Lichts öffnen kann. Oder, mit anderen Worten, der ursprünglich gute Wille sowohl, als der schlechte, können sich nur dann entzünden, d.h. sich dem Allgemeinen ganz und voll hingeben, sich gern in die Richtung der Bewegung der Menschheit stellen, wenn ihnen die Erkenntniß einen großen Vortheil davon verspricht.

Ist dies möglich?

Der natürliche Egoist, dessen Wahlspruch ist: *Pereat mundus, dum ego salvus sim*, zieht sich vor dem Gebot ganz auf sich zurück und stellt sich der realen Bewegung feindlich entgegen. Er denkt nur an seinen persönlichen Vortheil und kann er ihn nur (ohne jedoch mit den Gesetzen in Conflikt zu kommen) auf Kosten der Ruhe und des Wohlstandes Vieler erlangen, so bekümmern ihn die Klagen und Schmerzen dieser Vielen in keiner Weise. Er läßt die Goldstücke durch die Finger gleiten, und für die Thränen der Beraubten sind seine Sinne wie todt.

Ferner: der durch natürliche Anlage Gerechte und Barmherzige wird zwar Jedem gern das Seine lassen und hie und da die Noth seiner Mitmenschen lindern; aber sich derartig in die Bewegung der Menschheit einstellen, daß er seine ganze Habe opfert, Weib und Kind verläßt und sein Blut verspritzt für das Wohl der Menschheit: das wird er nicht.

Das Christenthum drohte seinen Bekennern mit der Hölle und versprach ihnen das Himmelreich, aber die immanente Ethik kennt kein Gericht nach dem Tode, keine Belohnung, keine Bestrafung einer unsterblichen Seele. Dagegen kennt sie die Hölle des gegenwärtigen Staates und das Himmelreich des idealen Staates, und indem sie auf beide hinweist, steht sie fest auf der Physik.

So erfaßt sie Jeden da, wo er in der Menschheit und im Leben wurzelt und ruft ihm zu: du lebst in deinen Kindern fort, in deinen Kindern feierst du deine Wiedergeburt, und was sie treffen wird, das trifft dich in ihnen. So lange aber der ideale Staat nicht real geworden ist, so lange wechseln die Lagen und Stellungen im Leben. Der Reiche wird arm und der Arme wird reich; der Mächtige wird gering und der Geringe mächtig; der Starke |
i214 wird schwach und der Schwache stark. In einer solchen Ordnung der Dinge bist du heute Amboß, morgen Hammer, heute Hammer, morgen Amboß. Du handelst also gegen dein allgemeines Wohl, wenn du diese Ordnung der Dinge aufrecht zu erhalten bestrebt bist. Dies ist die Drohung der immanenten Ethik; ihre Verheißung aber ist der ideale Staat, d.h. eine Ordnung der Dinge, in welchem alles vom Leben abgetrennt ist, was nicht wesentlich damit verbunden ist: Elend und Noth. Sie flüstert dem armen Menschenkind zu: es wird keine Angst und kein Geschrei mehr sein, es werden keine Thränen und keine müden Augen mehr sein wegen Noth und Elends.

Dieses Wissen des Menschen, der im Leben wurzelt – denn dies ist Bedingung: er muß ungebrochener Wille zum Leben sein, muß leben und über den Tod hinaus im Leben sich erhalten wollen – dieses Wissen des Menschen, sage ich,

1) daß er in seinen Kindern weiterlebt, oder, allgemein ausgedrückt, daß er in der Menschheit wurzelt, nur in ihr und durch sie sich im Leben erhalten kann;
2) daß die jetzige Ordnung der Dinge den Wechsel der Lagen nothwendig bedingt (die Hamburger sagen: der Geldsack und der Bettelsack hängen nicht hundert Jahre vor einer und derselben Thüre);
3) daß im idealen Staate das denkbar beste Leben Allen garantirt ist;
4) schließlich, daß die Bewegung der Menschheit, trotz der Nichtwollenden und

Widerstrebenden den idealen Staat zum Ziele hat und erreichen wird; dieses Wissen, diese jedem Denkenden sich aufdrängende Erkenntniß kann den Willen entzünden: allmählich oder blitzschnell. Dann tritt er vollständig in die Bewegung der Gesammtheit ein, dann schwimmt er mit dem Strome. Nun kämpft er muthig, freudig und liebevoll im Staate und, so lange sich die Bewegung der Menschheit noch im Großen hauptsächlich erzeugt aus dem Zusammen- und Gegeneinanderwirken großer Völkerindividualitäten, großer Einzelstaaten, auch mit seinem Staate (und eventuell dessen Verbündeten) gegen andere Staaten für den idealen Staat. Nun durchglüht ihn der echte Patriotismus, die echte Gerechtigkeit, die echte Liebe zur Menschheit: er steht in der Bewegung des Schicksals, er handelt in Uebereinstimmung mit dessen Gebot und gern, d. h. seine Handlungen sind eminent moralisch |
i215 und sein Lohn ist: Friede mit sich selbst, reines helles Glück. Nun giebt er willig, wenn es sein muß, in moralischer Begeisterung sein individuelles Leben hin; denn aus dem besseren Zustand der Menschheit, für den er kämpfte, ersteht ihm ein neues, besseres individuelles Leben in seinen Kindern.

26.

Aber ist auch die Grundstimmung des Helden ein tiefer Frieden, also reines Glück, so durchglüht es doch nur selten, fast nur in großen Momenten, seine Brust; denn das Leben ist ein harter Kampf für Jeden, und wer noch fest wurzelt in der Welt – wenn auch die Augen ganz trunken sind vom Licht des idealen Staates – wird nie frei sein von Noth, Pein und Herzeleid. Den reinen andauernden Herzensfrieden des christlichen Heiligen hat kein Held. Sollte er, ohne den Glauben, wirklich nicht zu erreichen sein? –

Die Bewegung der Menschheit nach dem idealen Staate ist eine Thatsache; allein es bedarf nur eines kurzen Nachdenkens, um einzusehen, daß im Leben des Ganzen so wenig wie im Leben des Einzelnen je ein Stillstand eintreten kann. Die Bewegung muß eine rastlose sein bis dahin, wo überhaupt von Leben nicht mehr geredet werden kann. Befindet sich die Menschheit demnach im idealen Staate, so kann keine Ruhe eintreten. Aber wohin soll sie sich dann noch bewegen können? Es giebt nur eine einzige Bewegung noch für sie: es ist die Bewegung nach der völligen Vernichtung, die Bewegung aus dem Sein in das Nichtsein. Und die Menschheit (d. h. alle einzelnen dann lebenden Menschen), wird die Bewegung ausführen, in unwiderstehlicher Sehnsucht nach der Ruhe des absoluten Todes.

Der Bewegung der Menschheit nach dem idealen Staate wird also die andere, aus dem Sein in das Nichtsein, folgen, oder, mit anderen Worten: die Bewegung der Menschheit überhaupt ist die Bewegung aus dem Sein in das Nichtsein. Halten wir aber beide Bewegungen getrennt, so tritt, wie aus der ersteren das Gebot der vollen Hingabe an das Allgemeine getreten ist, aus der letzteren das Gebot der Virginität, die in der christlichen Religion allerdings nicht gefordert, aber als die höchste und vollkommenste Tugend anempfohlen wurde; denn wenn auch die Bewegung sich vollziehen wird trotz thierischem Geschlechtstrieb und trotz Wollust, so |
i216 tritt sie doch an jeden Einzelnen mit der ernsten Forderung heran keusch zu sein, damit sie rascher zum Ziele komme.

Vor dieser Forderung schrecken Gerechte und Ungerechte, Barmherzige und Hartherzige, Helden und Verbrecher zurück, und mit Ausnahme der Wenigen, welche, wie Christus sagte, aus Mutterleibe verschnitten geboren wurden, kann kein Mensch sie gern erfüllen, ohne eine totale Umwandlung seines Willens erfahren zu haben. Alle Umwandlungen, alle Entzündungen des Willens, die wir seither betrachtet haben, waren Umänderungen eines Willens, der das Leben auch ferner wollte, und der Held, wie der christliche Heilige, opferte es nur, d. h. er verachtete den Tod, weil er ein besseres Leben dafür erhielt. Nun aber soll der Wille nicht mehr bloß den Tod verachten, sondern er soll ihn lieben, denn Keuschheit ist Liebe zum Tode. Unerhörte Forderung! Der Wille zum Leben will Leben und Dasein, Dasein und Leben. Er will für alle Zeit leben und da er nur im Dasein verbleiben kann durch die Zeugung, so concentrirt sich sein Grundwollen im Geschlechtstrieb, der die vollkommenste Bejahung des Willens zum Leben ist und alle andern Triebe und Begierden an

Heftigkeit und Stärke bedeutend übertrifft.

Wie soll nun der Mensch die Forderung erfüllen, wie soll er den Geschlechtstrieb, der sich jedem redlichen Beobachter der Natur geradezu als unüberwindlich darstellt, überwinden können? Nur die Furcht vor einer *großen Strafe*, in Verbindung mit einem *alle Vortheile überwiegenden Vortheil*, kann dem Menschen die Kraft geben, ihn zu besiegen, d. h. der Wille muß sich an einer klaren und ganz gewissen Erkenntniß entzünden. Es ist die schon oben erwähnte Erkenntniß, daß *Nichtsein besser ist als Sein* oder die Erkenntniß, daß das Leben die Hölle, und die süße stille Nacht des absoluten Todes die Vernichtung der Hölle ist.

Und der Mensch, der erst klar und deutlich erkannt hat, daß alles Leben Leiden ist, daß es, es trete in was immer für einer Form auf, wesentlich unglücklich und schmerzvoll (*auch im idealen Staate*) ist, so daß er, wie das Christuskind auf den Armen der Sixtinischen Madonna, nur noch mit entsetzenerfüllten Augen in die Welt blicken kann, und der dann die tiefe Ruhe erwägt, das unaussprechliche Glück in der aesthetischen Contemplation und das, im Gegensatz zum wachen Zustande, durch Reflexion empfundene Glück des zustandslosen Schlafs, dessen Erhebung in die Ewigkeit der |
i217 absolute Tod nur ist, – ein solcher Mensch *muß* sich entzünden an dem dargebotenen Vortheil, – er kann nicht anders. Der Gedanke: wiedergeboren zu werden, d. h. in unglücklichen Kindern rast- und ruhelos auf der dornigen und steinigen Straße des Daseins weiterziehen zu müssen, ist ihm einerseits der schrecklichste und verzweiflungsvollste, den er haben kann; andererseits ist der Gedanke: die lange, lange Entwicklungsreihe abbrechen zu können, in der er immer mit blutenden Füßen, gestoßen, gepeinigt und gemartert, verschmachtend nach Ruhe, vorwärts mußte, der süßeste und erquickendste. Und ist er nur erst auf der richtigen Bahn, so beunruhigt ihn mit jedem Schritt der Geschlechtstrieb weniger, mit jedem Schritt wird es ihm leichter um's Herz, bis sein Inneres zuletzt in derselben *Freudigkeit, seligen Heiterkeit* und *vollen Unbeweglichkeit* steht, wie der echte christliche Heilige. Er fühlt sich in Uebereinstimmung mit der Bewegung der Menschheit aus dem Sein in das Nichtsein, aus der Qual des Lebens in den absoluten Tod, er tritt in diese Bewegung des Ganzen *gern* ein, er handelt eminent moralisch, und sein Lohn ist der ungestörte Herzensfriede, die »Meeresstille des Gemüths,« der Friede, der höher ist als alle Vernunft. Und dieses Alles kann sich vollziehen ohne den Glauben an eine Einheit in, über oder hinter der Welt, ohne Furcht vor einer Hölle oder Hoffnung auf ein Himmelreich nach dem Tode, ohne mystische intellektuelle Anschauung, ohne unbegreifliche Gnadenwirkung, ohne Widerspruch mit der Natur und unserem Bewußtsein vom eigenen Selbst: den einzigen Quellen, aus denen wir mit Gewißheit schöpfen können, – lediglich in Folge einer vorurtheilsfreien, reinen, kalten Erkenntniß unserer Vernunft, »des Menschen allerhöchste Kraft«.

27.

So hätten wir das Glück des Heiligen, welches wir als das größte und höchste Glück bezeichnen mußten, unabhängig von irgend einer Religion, gefunden. Zugleich haben wir das *immanente* Fundament der Moral gefunden: es ist die vom Subjekt erkannte *reale Bewegung der Menschheit*, die die Ausübung der Tugenden: Vaterlandsliebe, Gerechtigkeit, Menschenliebe und Keuschheit fordert.

Hieraus ergiebt sich auch die wichtige Consequenz, daß die Bewegung der Menschheit so wenig eine *moralische* ist, wie die Dinge an sich schön sind. Vom Standpunkte der Natur aus handelt *kein* |
i218 Mensch *moralisch*; Der, welcher seinen Nächsten liebt, handelt nicht verdienstvoller als Der, welcher ihn haßt, peinigt und quält. Die Menschheit hat nur einen *Verlauf*, den der moralisch Handelnde *beschleunigt*. Vom Standpunkt des Subjekts dagegen ist jede Handlung moralisch, die, bewußt oder unbewußt, in Uebereinstimmung mit der Grundbewegung der Menschheit ist und gern geschieht. Die Aufforderung, moralisch zu handeln, zieht ihre Kraft daraus, daß sie dem Individuum entweder den vorübergehenden Seelenfrieden und ein besseres Leben in der Welt, oder den dauernden Seelenfrieden in

diesem Leben und die völlige Vernichtung im Tode, also den Vortheil zusichert, früher erlöst zu werden als die Gesammtheit. Und dieser letztere Vortheil überwiegt so sehr alle irdischen Vortheile, daß er das Individuum, das ihn erkennt, unwiderstehlich in die Bahn zieht, wo er liegt, wie das Eisen an den Magnet muß.

An denjenigen Menschen, welche einen angeborenen barmherzigen Willen haben, vollzieht sich die Umwandlung am leichtesten; denn es sind Willen, die der Weltlauf bereits geschwächt, deren natürlichen Egoismus der Weltlauf bereits in den geläuterten übergeführt hat. Das Leiden ihres Nächsten bringt in ihnen den ethischen, außerordentlich bedeutsamen Zustand des Mitleids hervor, dessen Früchte echt moralische Thaten sind. Wir empfinden im Mitleid ein positives Leid in uns; es ist ein tiefes Gefühl der Unlust, das unser Herz zerreißt, und das wir nur aufheben können, indem wir den leidenden Nächsten leidlos machen.

28.

Die Entzündung des Willens an der Erkenntniß, daß sich die Menschheit aus dem Sein in das Nichtsein bewege, und an der anderen, daß Nichtsein besser ist als Sein, oder auch an der letzteren allein, welche, unabhängig von jener, durch einen klaren Blick in die Welt erlangt werden kann, – ist die philosophische Verneinung des individuellen Willens zum Leben. Der also entzündete Wille will bis zum Tode den glücklichen Zustand des Herzensfriedens, ohne Unterbrechung, und im Tode die völlige Vernichtung, die volle und ganze Erlösung von sich selbst. Er will aus dem Buche des Lebens ausgestrichen sein für immer, er will mit der erloschenen Bewegung das Leben und mit dem Leben den innersten Kern seines Wesens vollständig verlieren. Diese bestimmte Idee |
i219 will vernichtet, dieser bestimmte Typus, diese bestimmte Form, will für immer zerbrochen sein.

Die immanente Philosophie kennt keine Wunder und weiß Nichts von Ereignissen in einer unerkennbaren anderen Welt zu erzählen, welche Folgen von Handlungen in dieser Welt wären. Deshalb giebt es für sie nur eine vollkommen sichere Verneinung des Willens zum Leben; es ist die durch Virginität. Wie wir in der Physik gesehen haben, findet der Mensch im Tode absolute Vernichtung; trotzdem wird er nur scheinbar vernichtet, wenn er in Kindern weiterlebt; denn in diesen Kindern ist er bereits vom Tode auferstanden: er hat in ihnen das Leben neuerdings ergriffen und es für eine Zeitdauer bejaht, die unbestimmbar ist. Dies fühlt Jeder instinktiv. Die unüberwindliche Abneigung der Geschlechter nach der Begattung, im Thierreich, tritt im Menschen als eine tiefe Trauer auf. In ihm klagt eine leise Stimme, wie Proserpina:

Wie greift's auf einmal
Durch diese Freuden,
Durch diese offene Wonne
Mit entsetzlichen Schmerzen,
Mit eisernen Händen
Der Hölle durch! – –
Was hab' ich verbrochen,
Daß ich genoß?

Und höhnisch ruft die Welt:

Du bist unser!
Nüchtern solltest wiederkehren
Und der Biß des Apfels macht dich unser!

(Goethe.)

Deshalb auch kann die immanente Philosophie der Todesstunde nicht die allergeringste Wichtigkeit und Bedeutung beilegen. In ihr steht dem Menschen keine Entscheidung mehr darüber zu, ob er das Leben nochmals will, oder todt sein will für immer. Die Reue über schlechte Thaten, welche auf dem Sterbebette deshalb so oft auftritt, weil die Erkenntniß plötzlich sich ändert und man deutlich und klar einsieht, wie nutzlos doch alles irdische Streben war – Alles, woran das Herz hing, muß verlassen werden – ist die thörichteste Selbstquälerei. Der Sterbende sollte Alles vergessen, im Hin|blick

i220 darauf, daß er genug in diesem Leben gelitten und Alles schon lebend verbüßt hat, und sollte sich nur an seine Nachkommen richten, sie eindringlich ermahnend, abzulassen vom Leben, dem das Leiden wesentlich ist. Und in der Hoffnung, daß seine Worte auf günstigen Boden gefallen sind, daß er bald in seinen Kindern erlöst werden wird, möge er *ruhig* sein Leben verhauchen.

Dagegen legt die immanente Philosophie der Stunde, in welcher ein neues Leben entzündet werden soll, die allergrößte Wichtigkeit bei; denn in ihr hat der Mensch die volle Entscheidung darüber, ob er weiterleben, oder im Tode wirklich vernichtet sein will. Nicht der Kampf des Lebens mit dem Tode auf dem Sterbebette, in dem der Tod siegt, sondern der Kampf des Todes mit dem Leben bei der Begattung, in dem das Leben siegt, ist bedeutungsvoll. Wenn das Individuum in heftigster Leidenschaft seine Zähne in das Dasein schlägt und es mit stahlharten Armen umklammert: im *Taumel der Wollust* wird die Erlösung verscherzt. Im tollen ausgelassenen Jubel merkt der arme Bethörte nicht, daß ihm der *kostbarste Schatz* aus den Händen gewunden wird. Für die kurze Wonne hat er nicht endloses, aber vielleicht langes, langes Leiden, schwere Daseinspein eingetauscht, und es frohlocken die Parzen:

Du bist unser!

während sein Genius sich verhüllt.

29.

Obgleich demnach die Verneinung des Willens nur dann den Lebensfaden des Individuums wirklich im Tode abschneidet, wenn sie sich auf dem Grunde vollkommener Keuschheit vollzieht, so kann sie doch auch solche Menschen ergreifen, welche in Kindern bereits weiterleben. Sie bewirkt aber alsdann nur das Glück des Individuums für den Rest der Lebensdauer. Doch sollen und werden die unvollkommenen Folgen der Verneinung in solchen Fällen das Individuum nicht beunruhigen. Es wird versuchen, in den Kindern die wahre Erkenntniß zu erwecken und sie auf sanfte Weise auf den Weg der Erlösung zu führen. Dann wird es vollen Trost aus der Gewißheit schöpfen, daß neben der *individuellen* Erlösung die *allgemeine* herschreitet, daß der ideale Staat über kurz oder lang die gesammte Menschheit umfassen und diese dann das »große Opfer«, wie die Inder sagen, bringen wird. Ja, er wird |
i221 hieran Veranlassung nehmen, sich voll und ganz dem Allgemeinen hinzugeben, damit der ideale Staat so bald als möglich real werde.

30.

Diejenigen, welche mit Sicherheit der Erlösung durch den Tod entgegenblicken, stehen zwar entwurzelt in der Welt und haben nur das eine Verlangen: *bald* aus ihrem tiefen Herzensfrieden in die volle Vernichtung überzutreten, aber ihr ursprünglicher Charakter ist nicht todt. Er ist nur in den Hintergrund getreten; und wenn er auch das Individuum nicht mehr zu Thaten veranlassen kann, die ihm gemäß wären, so wird er doch dem übrigen Leben des in der Verneinung Stehenden eine besondere Färbung geben.

Aus diesem Grunde werden Diejenigen, welche in der Gewißheit der individuellen Erlösung stehen, nicht eine und dieselbe Erscheinung darbieten. Nichts würde verkehrter sein, als dies anzunehmen. Der Eine, der stolz und schweigsam war, wird nicht redselig und leutselig werden, der Andere, dessen liebevolles Wesen überall, wohin er kam, die wohlthuendste Wärme verbreitete, wird nicht scheu und finster werden, ein Dritter, der melancholisch war, wird nicht ausgelassen heiter werden.

Ebenso wird die Thätigkeit und Beschäftigung nicht bei Allen die gleiche sein. Der Eine wird sich von der Welt vollkommen abschließen, in die Einsamkeit entfliehen und sich, wie die religiösen Büßer, kasteien, weil er von der Erkenntniß ausgeht, daß nur ein stets gedemüthigter Wille in der Entsagung erhalten werden kann; ein Anderer wird nach wie vor in seinem Berufe bleiben; ein Dritter wird nach wie vor die Thränen der Unglücklichen stillen mit Wort und That; ein Vierter wird kämpfen für sein Volk oder für die ganze Menschheit, wird sein ihm durchaus werthloses Leben einsetzen, damit die Bewegung nach dem idealen Staate, in welchem allein die Erlösung Aller stattfinden kann, eine beschleunigtere werde.

Wer sich in der Verneinung des Willens ganz auf sich zurückzieht, verdient die volle Bewunderung der Kinder dieser Welt; denn er ist ein »Kind des Lichts« und wandelt auf dem richtigen Weg. Nur Unwissende oder Schlechte können es wagen, ihn mit Koth zu bewerfen. Aber höher muß und soll man Denjenigen schätzen, der, unbeweglich im Innern, den äußeren Menschen heftig bewegen und leiden läßt, um seinen verdüsterten Brüdern zu |
i222 helfen: unermüdlich, strauchelnd, blutend sich wieder erhebend, die Fahne der Erlösung nimmer aus der Hand lassend, bis er zusammenbricht im Kampfe für die Menschheit und das herrliche sanfte Licht in seinen Augen erlischt. Er ist die reinste Erscheinung auf dieser Erde: ein Erleuchteter, ein Erlöser, ein Sieger, ein Märtyrer, ein weiser Held. –

Nur darin werden Alle übereinstimmen, daß sie der Gemeinheit abgestorben und unempfänglich sind für Alles, was den natürlichen Egoismus bewegen kann, daß sie das Leben verachten und den Tod lieben. – Und ein Erkennungszeichen werden alle tragen: die Milde. »Sie eifern nicht, sie blähen sich nicht, sie ertragen Alles, sie dulden Alles,« sie verurtheilen nicht und steinigen nicht, sie entschuldigen immer und werden nur freundlich den Weg anempfehlen, auf dem sie so köstliche Ruhe und den herrlichsten Frieden gefunden haben. –

Ich erwähne hier noch den merkwürdigen Zustand, der der Verneinung des Willens vorhergehen kann: den Haß gegen sich selbst. Er ist ein Uebergangszustand und der schwülen Frühlingsnacht zu vergleichen, in der die Knospen sich öffnen.

31.

Zum Schlusse will ich noch ein Wort über die Religion der Erlösung sagen.

Indem Christus nur Dem das Himmelreich versprach, welcher nicht bloß gerecht und barmherzig ist, sondern auch Ungerechtigkeiten und Peinigungen ohne Bitterkeit erträgt:

> Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel, sondern so dir jemand einen Streich giebt auf den rechten Backen, dem biete den andern auch dar. (Matth, 5, 39.)

verlangte er vom Menschen beinahe vollständige Selbstverleugnung. Indem er aber ferner Demjenigen, welcher den Geschlechtstrieb unterdrückt, eine ganz besondere Belohnung verhieß, forderte er den Menschen auf, seine Individualität vollständig aufzugeben, seinen natürlichen Egoismus ganz zu ertödten.

Warum stellte er diese schweren Forderungen? Die Antwort liegt eben in der Verheißung des Himmelreichs; denn nur Der, welcher seine ursprüngliche Individualität verloren hat, in dem Adam |
i223 gestorben und Christus auferstanden ist, kann wahrhaft glücklich werden und den inneren Frieden erlangen.

Weil dies eine Wahrheit ist, die nie umgestoßen werden kann, ja weil es die höchste Wahrheit ist, kann auch die Philosophie keine andere an ihre Stelle setzen. Und darum ist der Kern des Christenthums ein unzerstörbarer und enthält die Blüthe aller menschlichen Weisheit. Weil die unabänderliche Bewegung der Menschheit der Boden des Christenthums ist, ruht seine Ethik auf unerschütterlicher Basis und kann erst untergehen, wann die Menschheit selbst untergeht.

Wenn nun auch die immanente Philosophie die Forderungen des milden Heilands einfach bestätigen muß, so kann sie dagegen selbstverständlich die dogmatische Begründung derselben nicht anerkennen. Dem Gebildeten unserer Zeit ist es ebenso unmöglich, die Dogmen der Kirche zu glauben, wie es dem gläubigen Christen des Mittelalters unmöglich war, gegen seinen Erlöser die Götter Griechenlands und Roms oder den zornigen Gott des Judenthums einzutauschen. Damit nun der unzerstörbare Kern der christlichen Lehre nicht mit dem Glauben fortgeworfen werde, und auf diese Weise die Möglichkeit für den Menschen schwinde, des wahren Herzensfriedens theilhaftig zu werden, ist es Aufgabe der Philosophie, die Heilswahrheit in Uebereinstimmung mit der Natur zu begründen.

Diese Ethik ist der erste Versuch, diese Aufgabe auf rein immanentem Gebiete, mit rein immanenten Mitteln, zu lösen. Er konnte nur gemacht werden, nachdem das transscendente Gebiet vom immanenten vollständig getrennt und nachgewiesen worden war, daß beide Gebiete nicht neben einander, oder in einander liegen, sondern, daß das eine

unterging, als das andere entstand. Das immanente *folgte* dem transscendenten und besteht allein. Die einfache vorweltliche Einheit ist in der Vielheit untergegangen, und diese machte der Ursprung aus einer einfachen Einheit zu einer fest in sich geschlossenen Collectiv-Einheit mit einer einzigen Bewegung, welche, soweit sie die Menschheit betrifft, die Bewegung aus dem Sein in den absoluten Tod ist.

32.

Der Muhammedanismus und das Christenthum: ersterer die beste aller schlechten Religionen, letzteres die beste aller großen ethischen Religionen, verhalten sich zur immanenten Philosophie, in |
i224 Absicht auf das, was nach dem Tode für Moralität der Gesinnung versprochen wird, wie die beiden ältesten Töchter Lear's zu seiner jüngsten, Cordelia. Während der Muhammedanismus dem Tugendhaften ein Leben voll Rausches und Wollust, also ein erhöhtes Blutleben verspricht und das Christenthum ihm den Zustand ewiger Contemplation und der intellektuellen Wonne, also ein aus dem Bewußtsein geschwundenes Blutleben verheißt, kann ihm die immanente Ethik nur den *Schlaf*, »*die beste Speise an des Lebens Mahl*,« darbieten. Aber wie der körperlich Ermattete Alles ausschlägt und nur den Schlaf will, so will auch der Lebensmüde nur den Tod, die absolute Vernichtung im Tode, und dankbar nimmt er aus der Hand des Philosophen die Gewißheit, daß ihn *kein* neuer Zustand erwartet, weder der Wonne, noch der Qual, sondern daß alle Zustände von selbst mit der Vernichtung seines innersten Wesens verschwinden.

---

i225

Politik.

In dem Leben der Menschheit ist Alles gemeinsam, Alles nur *eine* Entwicklung; das Einzelne gehört dem Ganzen an, aber auch das Ganze dem Einzelnen.

Varnhagen.

Wer das Naturgesetz auch in der Geschichte kennt und anerkennt, der kann prophezeien; wer nicht, weiß nicht, was morgen geschieht, und wäre er Minister.

Börne.

Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib' im Dunklen unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.

Goethe.

i227

1.

Die Politik handelt von der Bewegung der ganzen Menschheit. Diese Bewegung resultirt aus den Bestrebungen *aller* Individuen und ist, wie wir in der Ethik ohne Beweis hinstellen mußten, von einem niederen Standpunkte aus betrachtet, die Bewegung nach dem idealen Staate, vom höchsten dagegen aufgefaßt: die Bewegung aus dem Leben in den absoluten Tod, da ein Stillstand im idealen Staate nicht möglich ist.

Diese Bewegung kann kein moralisches Gepräge tragen; denn die Moral beruht auf dem Subjekt, und nur Handlungen des *Einzelnen*, *gegenüber* der Bewegung der Gesammtheit, können *moralisch* sein.

Sie vollzieht sich lediglich durch unwiderstehliche Gewalt und ist, allgemein bestimmt, das allmächtige Schicksal der Menschheit, das Alles, was sich ihm entgegenwirft, und sei es ein Heer von Millionen, zermalmt und wie Glas zerbricht; von da an aber, wo sie in den Staat mündet, heißt sie *Civilisation*.

Die allgemeine *Form* der Civilisation ist also der *Staat*; ihre besonderen Formen: *ökonomische*, *politische* und *geistige*, nenne ich *historische Formen*. Das Haupt-Gesetz, wonach sie sich vollzieht, ist das *Gesetz des Leidens*, welches *die Schwächung des Willens* und *die Stärkung des Geistes* bewirkt. Es legt sich in verschiedene einzelne Gesetze auseinander, welche ich *historische Gesetze* nenne.

2.

Unsere Aufgabe ist nun zunächst: an den Hauptereignissen, welche uns die Geschichte überliefert hat, den Gang der Civilisation nachzuweisen und die Formen und Gesetze, in und nach denen sich die Menschheit bis in unsere Zeit entwickelte, auf dem Grunde des Gewühls von Erscheinungen abzulesen; dann die Strömungen |
i228 in unserer Geschichtsperiode zu untersuchen, und schließlich den Punkt in's Auge zu fassen, auf den alle vorliegenden Entwicklungsreihen hinweisen. Wir werden überhaupt, besonders aber bei der letzteren Arbeit, vermeiden, uns in Einzelheiten zu verlieren; denn es wäre geradezu Vermessenheit, im Einzelnen genau feststellen zu wollen, wie sich die Zukunft gestalten wird.

3.

Wir haben in der Ethik den Staat kurzweg auf einen Vertrag zurückgeführt, der dem Naturzustand ein Ende machte. Wir durften dies thun, weil es in der Ethik vorerst nur auf die Grund-Gesetze des Staates ankommt. Jetzt liegt uns aber ob, die Verhältnisse, aus denen der Staat entsprang, genauer zu untersuchen.

Die Annahme, daß das Menschengeschlecht einen einheitlichen Ursprung hat, steht in keinem Widerspruch mit den Resultaten der Naturwissenschaft, während sie auf der anderen

Seite der philosophischen Politik eine vortreffliche Grundlage in jeder Hinsicht giebt. Außerdem fließt aus ihr, ungezwungen und überzeugend für Jeden, der Satz voll treibender Wahrheit, daß alle Menschen Brüder sind, und man muß nicht, um sie zu gewinnen, an eine hinter den Individuen versteckte unfaßbare Einheit glauben, welche nur, in günstiger Stunde, durch intellektuelle Anschauung zu erkennen sein soll.

Der Urmensch kann sich vom Thier, dem er entsprossen war, nur ganz allmählich entfernt haben. Die Kluft zwischen Beiden kann anfänglich nicht groß gewesen sein. Was sie überhaupt hervorrief, war gleichsam das Aufbrechen der Keime, in denen die Hülfsvermögen der Vernunft noch ganz verschlossen lagen, oder, physiologisch ausgedrückt, eine kleine Vermehrung der Gehirnmasse. Vom Standpunkte meiner Philosophie aber war es die Spaltung eines weiteren Theils der Bewegung des Willens zum Leben in Lenker und Gelenktes, als Ausdruck der tiefen Sehnsucht des Willens nach einer neuen Bewegungsart.

Die neuen Anlagen befestigten und vererbten sich. Von einem schnellen Wachsthum derselben kann nicht die Rede sein; man muß vielmehr annehmen, daß nach dieser Richtung während mehrerer Generationen ein Stillstand eintrat. Die Entwicklung legte sich ganz in die Auswicklung der Individuen, oder mit anderen Worten: das Gesetz der Auswicklung der Individualität be|herrschte
i229 allein die erste Periode der Menschheit. Erst als sich die Individuen derartig vermehrt hatten, daß sie Thiere angreifen und verdrängen mußten, drückte die Noth auf den Intellekt und bildete ihn weiter aus. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Einbildungskraft dasjenige Vermögen war, welches sich am frühsten entfaltete. Mit seiner Hülfe gelang es der Vernunft, in Bildern zu denken, das Vergangene mit der Gegenwart zu verknüpfen, causale Zusammenhänge in bildlicher Verbindung festzuhalten, und so zunächst rohe Waffen zu construiren und mit Absicht zu tödten. Im weiteren Fortgang der Entwicklung erstarkte auch der zarte Keim der Urtheilskraft, wahrscheinlich in wenigen bevorzugten Individuen, und es wurden die ersten Begriffe gebildet, aus deren Zusammensetzung flexionslose, rohe Natursprachen entstanden. Die Vernunft trieb hierbei gleichsam Küstenschifffahrt; sie konnte sich noch nicht auf das weite Meer der Abstraktion begeben, sondern mußte immer die einzelnen Dinge der anschaulichen Welt im Auge behalten.

4.

Die Vermehrung der Menschen, begünstigt durch einen sehr starken Geschlechtstrieb einerseits, andererseits durch die für die Erhaltung vortheilhaften Verhältnisse des Landes, das die ersten Menschen bewohnten, bewirkte eine immer größer werdende Ausbreitung. Die Menschen vertheilten sich zunächst noch in Gruppen über diejenigen angrenzenden Gebiete, welche ihnen Unterhalt boten, im beständigen Kampf mit der Thierwelt und mit ihres Gleichen.

Die Lücke, welche zwischen diesen Thiermenschen-Heerden und den Naturvölkern liegt, kann nicht mit Anspruch auf Gewißheit ausgefüllt werden. Den langen Zeitraum beherrschten die Gesetze der Auswicklung und der Reibung. Ersteres schwächte die Intensität des Willens entschieden, wenn auch nur ganz allmählich, so daß ein großer Unterschied zwischen Generation und Generation nicht stattfinden konnte. In den meisten Urkunden des Menschengeschlechts begegnet man Berichten von riesenhaften Individuen, und es ist um so weniger Grund vorhanden, sie zu bezweifeln, als allen jetzt lebenden Thiergeschlechtern gewaltigere Arten vorangegangen sind, und sogar der uns bekannte Gang der Menschheit eine Abnahme der Lebenskraft lehrt, wogegen die Zunahme der Lebensdauer Nichts beweist.

i230 Das Gesetz der Reibung stärkte hingegen die Intelligenz, allerdings nur sehr wenig in dieser Periode, da die Noth nicht groß gewesen sein kann.

5.

So treten wir in die Vorhalle der Civilisation, wo wir die eigentlichen Naturvölker: Jagd-, Viehzucht- und Ackerbau-treibende Stämme vorfinden. Da man in keiner Weise bestimmen kann, ob der Entwicklungsgang der vorgeschichtlichen Menschheit immer in Gruppen oder, durch Zerfall, in Familien, die sich erst später wieder vereinigten, stattfand, so bleibt es dem

Ermessen eines Jeden anheimgestellt, sich den Vorgang zu denken wie er will. Wir gehen am besten von Familien aus, in welche sich die Gruppen auflösten, und die sich von Baumfrüchten und erlegten Thieren ernährten; denn der Mensch ist wesentlich ungesellig, und nur die äußerste Noth oder ihr Gegensatz, die Langeweile, kann ihn gesellig machen. Es ist deshalb viel wahrscheinlicher, daß der kräftige Urmensch, als er sich auf Waffen und seine kleine, aber der thierischen weit überlegene Intelligenz stützen konnte, seinem Unabhängigkeitstriebe folgte und sich vereinzelte, als daß eine ununterbrochene Fortbildung in der Gruppe stattfand.

Wenn wir nun einen solchen Jäger nur nach seiner Idee betrachten, so war er einfacher Wille zum Leben, d. h. sein natürlicher Egoismus umschloß noch keinen, nach verschiedenen Richtungen auseinander getretenen Willen, keine Willensqualitäten. Er wollte nur seinem bestimmten einfachen Charakter gemäß da sein und sich im Leben erhalten. Die Ursache hiervon ist in der simpelen Lebensweise und im beschränkten Geiste des Wilden zu suchen. Dem Intellekt lag nur ob, die wenigen Objekte ausfindig zu machen, welche den Hunger, Durst und Geschlechtstrieb befriedigten. War die Noth gehoben, so versank der Mensch in Faulheit und Trägheit.

Dem einfachen Willen, der nicht anders als wild und unbändig zu denken ist, entsprach die geringe Anzahl seiner Zustände. Abgesehen vom gewöhnlichen Zustand der dumpfen Gleichgültigkeit und dem der instinktiven Furcht, war er nur des leidenschaftlichsten Hasses und der leidenschaftlichsten Liebe fähig. Er haßte Alles, was sich ihm hemmend in den Weg stellte, und suchte es zu vernich|ten;
i231 dagegen umfaßte er Alles, was seine Individualität erweitern konnte, mit Liebe und suchte es sich zu erhalten.

Er lebte mit einem Weibe zusammen, das ihn vielleicht auf seinen Streifzügen begleiten mußte, vielleicht auch nur in der Hütte thätig war und das Feuer sowie die Kinder hütete. Der Charakter der Familie war roh und noch ganz thierisch. Die Frau war des Mannes Lastthier, und wenn die Kinder groß waren, zogen sie weiter und gründeten eine eigene Familie.

Den Naturmächten gegenüber verhielt sich der Mensch als Jäger kaum anders als das Thier. Er dachte nicht weiter über die Elementargewalten nach. Indessen mochten doch hie und da seine Abhängigkeit von der Natur und seine Ohnmacht ihr gegenüber in sein Bewußtsein treten und, wie ein Blitz, die Nacht seiner Sorglosigkeit erhellen.

Aus dieser einförmigen Lebensweise riß eingetretener Nahrungsmangel die Menschen. Sie hatten sich inzwischen wieder derartig vermehrt, daß die Jagdgründe des Einzelnen eine bedenkliche Schmälerung erlitten hatten und nicht mehr genug Wild zum Unterhalt boten. Durch einfachen Wegzug konnte das Uebel nicht gehoben werden, denn die für die Jäger günstigen Stellen der Erde waren sämmtlich bewohnt, und zu dieser Eingeschlossenheit eines Jeden trat die Liebe zu seinem Jagdgrund, die ihn darauf festhielt.

Da traten wohl Diejenigen, welche sich näher standen, zusammen und verbanden sich *vorübergehend*, um die Eindringlinge nicht nur zurückzudrängen, sondern auch zu vernichten. War die Gefahr abgewandt, so gingen sie wieder auseinander. Inzwischen erfuhr auch der Charakter der Familie eine Veränderung. Erstens konnten sich die Söhne nicht mehr leicht ein Unterkommen verschaffen, zweitens lag es im Interesse des Vaters, die Kraft der Söhne zu verwenden, sich durch dieselbe zu stärken. Das Familienband wurde fester angezogen, und jetzt erst entstanden wirkliche Jägerstämme, deren Glieder das Bewußtsein durchdrang, daß sie zusammen gehörten, was vorher nicht möglich war. Da überall dieselben Verhältnisse eintraten, so mußten sich allmählich sämmtliche Familien zu Jägerstämmen vereinigen, die nun nicht mehr aus dem Kriege mit einander herauskamen. Er gehörte fortan zu ihrer Beschäftigung, und in der beständigen Reibung, die er erzeugte, hob er die Geisteskraft des Menschen wiederum auf eine höhere Stufe.

i232 Der Krieg sowohl, als die nunmehr gemeinsame friedliche Beschäftigung, forderten eine starke obere Leitung, welche über der Gewalt der Familienhäupter stand. Man wählte den Stärksten oder Listigsten zum Anführer im Kriege und zum Schiedsrichter im Frieden. Nun trat auch der ungeheuere folgenschwere Unterschied zwischen Recht und Unrecht in das

Bewußtsein der Menschen, der den Willen des Individuums fester bindet und umschnürt als die Feindseligkeit der ganzen Natur. Jetzt waren gewisse Handlungen (Diebstahl und Mord) innerhalb der Genossenschaft verboten, welche außerhalb derselben erlaubt waren, und es entstand ein eiserner Zwang für den Willen, während an den Geist eines Jeden die Aufforderung trat, nicht mehr unter der Hauptleitung des Dämons, sondern mit Besonnenheit und Ueberlegung zu handeln.

Auf diese Weise warf allerdings die Noth den Menschen in die gesetzliche Genossenschaft, die erste rohe Form des Staates, aber ihre Organisation war ein Werk der Vernunft und beruhte, in Anbetracht aller Verhältnisse, auf einem Vertrag. Es erkannten die Familienältesten einerseits, daß die Genossenschaft nicht aufgelöst werden könne, andererseits aber auch, daß sie nur auf gewissen Grundlagen bestehen könne, und kamen überein, daß diese Grundlagen fortan unerschütterlich sein sollten. Was man auch sagen möge, die Gesetze gegen Mord und Diebstahl sind das Produkt eines ursprünglichen Vertrags, der abgeschlossen werden mußte. Staatsconstitutionen, gesellschaftliche Verhältnisse, andere Gesetze können ganz einseitig errichtet worden sein, diese beiden Gesetze, auf welchen der vollkommenste wie der unvollkommenste Staat gegründet sein muß, aber nicht. Sie traten nur durch ein Uebereinkommen, mit logischer Gewalt, zuerst in die Erscheinung, und würden sie heute beseitigt, so würden nach kurzer Zeit Alle wieder denselben ursprünglichen Vertrag abschließen. Es war durchaus kein weitsehender Blick, keine tiefe Weisheit erforderlich, um diese beiden nothwendigen gesetzlichen Schranken aufzurichten. Als das nicht zu umgehende Zusammenleben in einer gefährdeten Genossenschaft gegeben war, mußten sie mit Nothwendigkeit erfolgen.

6.

Einen sehr wesentlichen Fortschritt machte die Menschheit, als, mit Hülfe des Zufalls, der Nutzen erkannt wurde, der sich aus der |
i233 Domestikation gewisser Thiere ergiebt, und die Viehzucht in die Erscheinung trat. Es zweigten sich von den Jägerstämmen Hirtenstämme ab, welche alle Gegenden, die seither unbenutzt waren, beziehen konnten, wodurch die Auswicklung der Individuen und, verbunden damit, die Ausbreitung der Menschheit wieder größer wurde.

Die neue Lebensweise brachte große Veränderungen hervor. Zunächst fand eine allmähliche Umbildung des Charakters statt. Nicht daß sich der Wille jetzt schon in einzelne Qualitäten auseinandergelegt hätte: dazu waren die Verhältnisse noch zu einfach, die Intelligenz zu schwach; aber der ganze Wille erfuhr eine Milderung, da an die Stelle der aufregenden Jagd und der mit der größten Wildheit geführten Vernichtungskriege eine friedliche, monotone Beschäftigung getreten war.

Zugleich wurde sich der Mensch seines Verhältnisses zur sichtbaren Welt bewußt, und es entstand die erste Naturreligion. Auf der einen Seite wurde der causale Zusammenhang der Sonne mit den Jahreszeiten, mit der fruchtbaren Weide erkannt; andererseits sah man die kostbaren Heerden, von deren Erhaltung das Leben abhing, oft wilden Thieren oder verheerenden Elementargewalten preisgegeben. Im Nachsinnen über diese Beziehungen gelangte man zu den Vorstellungen guter und böser, dem Menschen freundlich oder feindlich gesinnter Mächte und zur Ueberzeugung, daß durch Verehrung und Opfer die Einen zu versöhnen, die Anderen in wohlwollender Gesinnung zu erhalten seien.

Je nachdem nun die immer weiter sich ausbreitenden Nomaden in Gegenden von milderem oder schrofferem Klima kamen, erhielt diese einfache Naturreligion eine freundlichere oder düsterere Färbung. Da, wo die segenspendende Sonne vorherrschte, trat das böse Princip sehr in den Hintergrund, während dem guten mit Ehrfurcht und vertrauensvoll genaht wurde. Hingegen da, wo die Menschen im beständigen Kampfe mit der Natur lagen, wo Raubthiere in großer Anzahl die Heerden lichteten und Waldbrände, glühende Wüstenwinde Menschen und Thiere in die Vernichtung trieben, verlor der geängstigte Mensch das gute Princip ganz aus den Augen: all sein Dichten und Trachten war nur darauf gerichtet, die mit der Phantasie lebhaft erfaßte grausame, zornige Gottheit durch Opferung des Liebsten, was er hatte, zu besänftigen und gnädig zu stimmen.

Die Form, in der sich die Nomaden bewegten, war die patri|archalische
i234 Genossenschaft. Das Oberhaupt des Stammes war Fürst, Richter und Priester, und ein Abglanz dieser dreifachen Gewalt fiel auf jeden Familienvater, wodurch der Charakter der Familie ein viel ernsterer und festerer wurde, als bei den Jägervölkern.

7.

In diesen einfachen Formen und Lebensweisen mag sich die gesammte Menschheit Jahrtausende lang bewegt haben. Das Gesetz der Gewohnheit beherrschte Alle, und sein Produkt, die Sitte, legte sich immer fester um den Willen. Die Keime zu Willensqualitäten mögen sich schon in Einzelnen gebildet haben, aber sie konnten sich nicht entwickeln, da alle Bedingungen dazu noch fehlten. Das Leben verfloß zu einförmig. Alle waren frei; Jeder konnte Familienvater werden, d. h. zur Gewalt gelangen, und die höchste Gewalt war wesentlich beschränkt, kurz, es fehlte an großen Contrasten, welche in den Geist schneiden und den Willen aufwühlen.

Dagegen arbeitete der Geist ruhig auf der gewonnenen höheren Stufe weiter; er wurde besonders in den Gegenden von mildem, gleichmäßigem Klima beschaulicher, objektiver, und konnte sich dadurch leichter in das Wesen der Dinge versenken. Auf dieser Bahn mußte er zu vielen kleinen, aber wichtigen Erfindungen und Entdeckungen gelangen, bis er endlich den Nutzen der Halmfrüchte erkannte und allmählich zum Anbau der betreffenden Grasarten schritt.

Jetzt war ein fester Boden gewonnen, auf dem sich die Civilisation niederlassen und ihren Siegeszug beginnen konnte; jetzt erst konnte sich ihr oberstes Gesetz, das Gesetz des Leidens, in der immer größer werdenden Reibung offenbaren, den Willen veredeln und den Geist erleuchten.

8.

Die nächste Folge des Ackerbaues war eine große Auswicklung der Individuen. Die Volkszahl mußte sehr zunehmen, weil einerseits dasselbe Stück Land jetzt zehnmal mehr Menschen ernähren konnte als vorher und andererseits weniger Menschen im Kriege vernichtet wurden.

Im Laufe der Zeit stellte sich aber Uebervölkerung ein, ein großes Uebel, dem nur durch massenhafte Auswanderung abgeholfen werden konnte. Man darf annehmen, daß in den asiatischen Gebieten, |
i235 nördlich vom Hinduku- und Himalaya-Gebirge, der erste Uebergang aus dem Nomadenleben in den Ackerbau stattgefunden hat und die Verwicklung zuerst aufgetreten ist. Es lösten sich früh von dem starken, zähen und tapferen Volk der Arier große Theile ab, welche, mit Hausthieren, Pflug und Getreide ausgerüstet, den Weg nach Westen einschlugen und sich an verschiedenen Punkten Europa's eine neue Heimath gründeten. Schließlich entschloß sich der ganze Stamm, wahrscheinlich in der Erkenntniß, daß das von ihm bewohnte Land für den Ackerbau nicht geeignet und doch nur durch eine fleißige Bearbeitung des Bodens eine dauerhafte gesicherte Existenz zu erreichen sei – vielleicht auch schwer bedrängt von mongolischen Nomadenhorden – die uralten Wohnsitze zu verlassen. Sie zogen nach Süden, und während sich ein Theil nach dem heutigen Persien wandte, bemächtigte sich ein anderer der Thäler des Indus. Hier verblieben die Inder so lange, bis neuerdings Uebervölkerung eintrat; dann unternahmen sie einen großen Kriegszug gegen halbwilde Jäger- und Nomadenvölker, welche die nördliche Hälfte der Halbinsel bewohnten, und führten ihn glücklich zu Ende. Sie verschmolzen sich jedoch nicht mit den Besiegten, sondern errichteten einen Kastenstaat, eine der wichtigsten und nothwendigsten Formen für den Anfang der Civilisation, an dem wir verschiedene neuen Gesetze abmerken werden.

Es ist klar, daß die alten Inder schon in den Thälern des Indus, als sie sich hauptsächlich dem Landbau ergeben hatten und ein seßhaftes Volk geworden waren, die patriarchalische Organisation verlassen und sich eine andere geben mußten. Vor Allem war die Arbeit eine andere geworden. Sie war schwieriger und mühsamer und beschränkte das Individuum mehr als die Wartung und Hütung des Viehs. Außerdem hat das Nomadenleben einen ganz

besonderen Reiz. Es ist bekannt, daß der vom Russen gezähmte Tatar sich unablässig nach der Beschäftigung seiner Väter zurücksehnt, und daß selbst der deutsche Steppencolonist mit Leib und Seele Nomade wird und vom Pflügen und Gartenbau sich gern abwendet. Kein Wunder! Wem nur einmal vergönnt war, einen Blick in die Steppe zu werfen, der begreift ihre unwiderstehliche Zauberkraft. Wie sie daliegt im Schmuck des Frühlings: sanft gewellt, wogend, einsam, still, endlos! Wie wohl sich der Mann fühlt, der auf feurigem Pferde über sie hinfliegt! Wie frei, wie frei! – Man wird deshalb |
i236 nicht fehlgreifen, wenn man Unzufriedenheit und Widerwillen bei einem großen Theil des Volkes annimmt, welchen mit Entschiedenheit und Energie entgegengearbeitet werden mußte.

Der Ackerbau verlangte ferner eine Theilung der Arbeit. Wälder mußten ausgerodet, wilde Thiere bekämpft, Geräthschaften angefertigt, Häuser gebaut, Wege und Canäle angelegt und dabei das Feld regelmäßig bestellt und Vieh gezüchtet werden. Auch mußten die angrenzenden Halbwilden vom eroberten Gebiete abgehalten werden. Unterdessen nahm die Bevölkerung stetig zu. Die Dörfer wurden größer, und es entstanden neue Ansiedelungen, die bald zu Dörfern sich gestalteten und mit dem Mutterdorfe in enger Verbindung blieben. Schließlich hatten sich auch die Besitzverhältnisse wesentlich geändert, da zu den beweglichen Heerden Grundeigenthum gekommen war, welches die Quelle häufiger Streitigkeiten wurde. Diese mußten nach festen Normen entschieden werden, welche erst festzustellen waren und dann Männer verlangten, die eine genaue Kenntniß des Rechts hatten.

Alles Dieses gebot die Einsetzung einer strafferen Gewalt, als die der Familienältesten, Stammeshäupter und Anführer war, und leitete in das despotische Königthum mit Heer, Beamten, Gewerbtreibenden u.s.w. In der weiteren Entwicklung vollzog sich die Scheidung des Priesterthums vom Königthum, da die Fürsten jetzt Obliegenheiten hatten, welche ihre ganze Zeit in Anspruch nahmen, und die einfache Naturreligion sich zu einer Religion mit regelmäßigem Cultus gestaltet hatte.

Man muß also annehmen, daß die Inder, ehe sie bis zu den Mündungen des Ganges vordrangen, bereits ein nach Ständen gegliedertes Volk waren, aber keine Kasten hatten, weil es noch keine Sklaven gab. Der strenge Kastenstaat entstand erst, als ein halbwildes, unbändiges, zahlreiches Volk von Besiegten in den Rahmen der Gesellschaft aufgenommen und die Sklaverei begründet worden war, und auch dann nur allmählich.

Daß eine Verschmelzung nicht stattfand, ist leicht zu erklären. Dem Halbwilden von rohen Sitten, häßlicher Gestalt und dunkler Farbe gegenüber, mußte sich der stolze, schöne Arier als ein Wesen höherer Art fühlen und vor einer geschlechtlichen Vermischung mit ihm einen wahren Abscheu haben. Dann mußte es geradezu für ehrlos gelten, mit Denjenigen Umgang zu pflegen, welchen die här|testen
i237 und niedrigsten Arbeiten aufgebürdet waren, und welche, in Folge ihrer Widerspänstigkeit und Störrigkeit, mit eiserner Faust in den Staub gedrückt werden mußten. So trat neben den natürlichen Abscheu die Verachtung, und beide machten eine Verschmelzung unmöglich.

Blicken wir dem Kastenstaat auf den Grund, so zeigt sich uns zunächst das *Gesetz der Ausbildung des Theils*, eines der wichtigsten Gesetze der Civilisation. Wir hätten es schon darin erkennen können, daß Theile von Stämmen auswanderten und durch bessere Bodenbeschaffenheit, günstigeres Klima und edlere Beschäftigung sich veränderten und eine höhere Stufe erklommen. Im Culturstaat aber tritt es viel deutlicher hervor und zeigt seine ganze Macht.

Nur dadurch, daß von einem *Theil* des Volks jede Sorge um das tägliche Brod am Anfange der Cultur abgenommen wurde, konnten dem Geiste allmählich Schwingen zum freien genialen Fluge wachsen; denn nur »müßige Hände geben thätige Köpfe.« Im Kampf um's Dasein kann die Noth erfinderisch machen, aber Kunst und Wissenschaft können nur in der Luft der Sorglosigkeit gedeihen und reife, saftvolle Früchte hervorbringen.

Dann tritt uns das *Gesetz der Entfaltung des einfachen Willens* entgegen. Auch dieses Gesetz bringe ich erst jetzt zur Erörterung, weil die Contraste im Kastenstaat ihren Höhepunkt erreichten; denn es ist klar, daß schon in der ersten Periode eines seßhaften, nach Ständen gegliederten Volks Motive in Fülle vorhanden waren, welche den Willen aus seiner

Einfachheit herausziehen mußten.

In den Individuen entstanden Hoffart, Ehrgeiz, Ruhmsucht, Eitelkeit, Habsucht, Genußsucht, Neid, Trotzigkeit, Hinterlistigkeit, Bosheit, Tücke, Grausamkeit u.s.w. Aber auch die Keime edler Willensqualitäten, wie Barmherzigkeit, Tapferkeit, Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Wohlwollen, Gutmüthigkeit, Treue, Anhänglichkeit u.s.w. sprangen auf.

Zugleich mußten sich die Zustände des Willens mannigfaltiger gestalten. Angst, Trauer, Freude, Hoffnung, Verzweiflung, Mitleid, Schadenfreude, Reue, Gewissensangst, aesthetische Freude u.s.w. bemächtigten sich abwechselnd des Herzens und machten es bildsamer und geschmeidiger.

Selbstverständlich vollzog sich (und vollzieht sich noch immer), |
i238 unter dem Einflusse der durch den Geist erfaßten Motive, die Umbildung des Charakters nur allmählich. Eine leichte Veränderung wurde, wie Alles, was den Willen ergreift, in das Blut gleichsam übergeht, in die Zeugungskraft aufgenommen, ging nach dem Gesetz der Erblichkeit der Eigenschaften als Keim in das neue Individuum über und bildete sich nach dem Gesetze der Gewohnheit weiter aus.

Wir haben ferner das Gesetz der Bindung der neuen Individualität zu merken. Die einfache Naturreligion konnte dem forschenden, objektiv gewordenen Geiste der Priester nicht mehr genügen. Sie vertieften sich in den Zusammenhang der Natur, und es wurde ihnen das kurze, mühselige Leben, zwischen Geburt und Tod, zum Hauptproblem. *Nasci, laborare, mori*. Konnten sie es anpreisen? Sie mußten es verurtheilen und als eine Verirrung, einen Fehltritt brandmarken. Die Erkenntniß, daß das Leben werthlos sei, ist die Blüthe aller Weisheit. Die Werthlosigkeit des Lebens ist die einfachste Wahrheit, aber zugleich die, welche am schwersten zu erkennen ist, weil sie in unzählige Schleier gehüllt auftritt. Wir liegen gleichsam auf ihr; wie sollten wir sie finden können?

Die Brahmanen aber mußten sie finden, weil sie dem Kampf um's Dasein vollständig enthoben waren, ein reines beschauliches Leben führen und alle Kraft ihres Geistes für die Lösung des Welträthsels verwenden konnten. Sie nahmen ferner die erste Stellung im Staate ein: glücklicher als sie (glücklich im populären Sinne des Worts angewendet) konnte Niemand sein, und deshalb warf sich nicht zwischen sie und die Wahrheit der Schatten, der das Urtheil der Niederen trübt, nämlich der Gedanke, daß das Glück die Höhen vergoldet und nur nicht in die Thäler dringen kann, daß es also in der Welt wirklich anzutreffen ist, nur nicht überall. Indem sie in ihr Inneres tauchten, ergründeten sie die Welt und ihre leeren Hände richteten die Welt.

Die vom Willen erfaßte Erkenntniß aber, daß das Leben werthlos, ja wesentlich unglücklich sei, mußte die Sehnsucht nach Befreiung vom Dasein erzeugen, und die Richtung in der diese zu erlangen sei, gab die durchaus nothwendige Beschränkung des natürlichen Egoismus durch die Fundamentalgesetze des Staates an. »Beschränke auch die vom Staate frei gelassenen Triebe, beschränke den natürlichen Egoismus ganz und du wirst befreit werden,« so mußte die Vernunft schließen, und sie schloß richtig.

i239 Der Pantheismus der Brahmanen, in den sich die Naturreligion der Inder umgebildet hatte, diente lediglich dazu, den Pessimismus zu stützen: er war nur die Fassung für den kostbaren Edelstein. Der Zerfall der Einheit in die Vielheit wurde als Fehltritt aufgefaßt, und, wie aus einem Vedahymnus klar hervorgeht, wurde gelehrt, daß sich bereits drei Theile des gefallenen Urwesens wieder aus der Welt emporgehoben hätten und nur noch ein Theil in der Welt verkörpert wäre. Auf diese erlösten Theile übertrug die Weisheit der Brahmanen das, was jede Menschenbrust so tief ersehnte und in der Welt doch nicht zu finden war: Ruhe, Frieden und Seligkeit, und lehrte, daß nur durch Ertödtung des Einzelwillens der Mensch mit dem Urwesen vereinigt werden könne, anderenfalls der in jedem Menschen verunreinigt lebende unsterbliche Strahl aus dem Urwesen so lange, vermittelst der Seelenwanderung, in der Qual des Daseins verbleiben müsse, bis er gereinigt und reif für die Seligkeit sei.

Hierdurch erhielt auch der Kastenstaat eine heilige Weihe. Er war nicht Menschenwerk, sondern eine göttliche Einrichtung mit dem Gepräge der denkbar größten Gerechtigkeit, die Alle mit ihrem Schicksal versöhnen mußte; denn durch die höheren Kasten floß stets ein

Strom von Wesen, welche die höhere Stellung verdient hatten, und es war in die Macht eines jeden Niedriggeborenen gegeben, nach dem Tode in diesen Strom aufgenommen zu werden.

Der ganzen Lehre gemäß zwängten sich nun die Brahmanen in das strengste Ceremoniell, das jede Regung ihres Willens erstickte. Sie begaben sich vollständig unter das Gesetz, dem eigenen Ermessen Nichts überlassend, damit sie vor Ausschreitungen ganz gesichert wären. Für jede Stunde des Tages waren besondere Handlungen, wie Waschungen, Gebete, Meditationen, Opferungen, vorgeschrieben, und es war dem Belieben Keines anheim gegeben, auch nur eine Minute selbständig auszufüllen. Sie gingen dann noch weiter und fügten zu sehr schwerem Fasten die größtmöglichen Selbstpeinigungen hinzu, welche darauf hinzielten, den Menschen ganz von der Welt loszubinden und Willen und Geist vollständig gegen Alles gleichgültig zu machen.

In ähnlicher Weise regelten sie das Leben in den anderen Kasten und schlangen unzerreißbare Bande um jeden Einzelnen. Zu der Furcht vor den härtesten Strafen in diesem Leben gesellte sich die |
i240 andere vor entsetzlichen Qualen nach dem Tode, und unter der Einwirkung dieser mächtigen Motive mußte zuletzt auch der zäheste und wildeste Wille zum Leben erliegen.

Was sich mithin im despotischen Kastenstaate der alten Inder vollzog, war die Heraushebung des Menschen aus der Thierheit und die Bindung des in Willensqualitäten auseinander getretenen einfachen Charakters durch politischen und religiösen Zwang. Aehnliches fand in allen anderen despotischen Staaten des Orients mit Nothwendigkeit statt. Es handelte sich darum, Menschen, in denen der Dämon allein herrschte, die noch ganz versenkt waren in ein traumhaftes Naturleben, die noch strotzten von Wildheit und Faulheit, aufzurütteln, zu bändigen und mit Peitsche und Schwert auf den Weg der Civilisation zu treiben, auf dem allein Erlösung zu finden ist.

9.

Die Geschichte Babylon's, Assyrien's und Persien's zeigt zwei neue Gesetze der Civilisation: Das Gesetz der Fäulniß und das Gesetz der Verschmelzung durch Eroberung.

Es ist der Civilisation wesentlich, daß sie, nach dem Gesetze der Ausbildung des Theils, in kleinen Kreisen beginnt und diese alsdann erweitert. Die Civilisation ist nicht der Gegensatz zur Bewegung der Naturvölker; denn beide Bewegungsarten haben eine Richtung. Erstere ist nur eine beschleunigte Bewegung. Die Bewegung eines Naturvolks ist der einer Kugel auf einer fast horizontalen Fläche, die Bewegung eines Culturvolks dagegen dem Sturze dieser Kugel in den Abgrund zu vergleichen. Bildlich geredet, hat nun die Civilisation das Bestreben, alle Völker in ihren Kreis zu ziehen; sie hat die ganze Menschheit im Auge und übersteht auch nicht die kleinste Genossenschaft im verborgensten Winkel der Erde.

Zu den Gesetzen, wonach sie hierbei verfährt, gehören die beiden erwähnten. Jeder Culturstaat sucht sich in seiner Individualität zu erhalten und dieselbe so viel als möglich zu stärken. So mußten sich auch die gedachten Staaten zunächst gegen die sie von anderen Staaten trennenden Nomadenhorden und Jagdvölker, welche ihre Grenzen beunruhigten, Einfälle in ihr Gebiet machten, raubten und mordeten, wenden und sie unschädlich zu machen suchen. Sie bekriegten dieselben und fügten sie, als Sklaven, in ihr Gemeinwesen ein. Nachdem auf diese Weise die Staaten aneinander gerückt waren, |
i241 suchte jeder den anderen zu schwächen, oder, sobald es seine Macht gestattete und sein Interesse es erheischte, sich denselben ganz einzuverleiben.

Im ersteren Falle fand, durch Eroberung, in den unteren Classen des Staats eine Verschmelzung wilder Völker mit solchen, die unter Gesetzen bereits verschlossen waren, statt, wobei auch zuweilen Völker verschiedener Race (Arier, Semiten etc.) vermischt wurden; im letzteren Falle wurden Glieder der höheren Classen in das niedere Volk hinabgestoßen. Durch diese Vermengungen und Verschmelzungen erfuhr der Charakter Vieler eine Umbildung.

Die Bewegung, welche sich nach dem Gesetze der Eroberung vollzieht, ist eine kräftige

vom Inneren des Staates nach außen, diejenige dagegen, welcher das Gesetz der Fäulniß zu Grunde liegt, ist eine kräftige von außen in das Innere des Staates. Das Resultat beider aber ist dasselbe, nämlich Verschmelzung von Völkern, Umbildung der Individuen, oder auch, ganz allgemein ausgedrückt, Erweiterung des Civilisations-Kreises.

In den gedachten Reichen ergriff mit der Zeit Zuchtlosigkeit die Individuen der höheren Classen. Die sehr ausgebildete Individualität streifte nach und nach alle Ringe ab, welche Sitte, Gesetz und religiöses Gebot um sie gelegt hatten, und ihr, nur auf Sinnengenuß gerichteter Glückseligkeitstrieb stieß sie in einen Zustand völliger Erschlaffung und Verweichlichung. Jetzt fanden kräftige Gebirgsvölker, oder Nomaden, welche entweder außerhalb des Staates standen, oder nur mit einem dünnen Faden an ihn gefesselt waren, keinen Widerstand mehr. Sie brachen, angezogen von den aufgehäuften Schätzen der Cultur, in das schlaff regierte Gemeinwesen ein und stürzten entweder die Versumpften in das niedere Volk hinab, oder verschmolzen sich mit ihnen durch geschlechtliche Vermischung.

10.

Der Kreis der Civilisation erweiterte sich ferner, und erweitert sich noch immer, nach den Gesetzen der Colonisation und der geistigen Befruchtung. Unter den alten orientalischen Völkern waren es besonders die Phönizier, welche durch den Handel Cultur verbreiteten. Uebervölkerung, Streit in den vornehmen Geschlechtern und andere Ursachen bewirkten die Anlage von Colonien in entfernten |
i242 Gegenden, welche sich zu selbständigen Staaten fortbildeten und mit dem Mutterlande eng verknüpft blieben.

Dann zogen die Phönizier von Volk zu Volk Fäden und vermittelten dadurch nicht nur den Austausch überschüssiger Produkte, wodurch der Reichthum der Staaten bedeutend stieg, sondern brachten auch überall in das geistige Leben frische Bewegung, indem sie zündende Funken aus den von bevorzugten Völkern gefundenen Wahrheiten in diejenigen Völker warfen, welche nicht die Kraft besaßen, sich selbständig auf eine höhere Stufe der Erkenntniß zu schwingen. In dieser Hinsicht sind die Kaufleute des Alterthums jenen Insekten zu vergleichen, welche im Haushalte der Natur dazu bestimmt sind, mit dem an ihren Flügeln hängen gebliebenen Staube männlicher Blüthen weibliche zu befruchten.

11.

Ich sagte oben, daß das Hauptgesetz der Civilisation das Leiden sei, wodurch der Wille geschwächt und der Geist gestärkt werde. Sie bildet den Menschen continuirlich um und macht ihn immer empfänglicher für das Leiden. Zugleich läßt sie unablässig durch den Geist mächtige Motive auf ihn einfließen, welche ihm keine Ruhe geben und sein Leiden vergrößern. Auf diese, von dem Geiste gebotenen, aus dem Geiste erzeugten Motive, wie sie sich im Orient gestalteten, müssen wir jetzt einen kurzen Blick werfen.

Jedes Volk, welches in den Culturstaat eintrat, konnte nicht bei seiner Naturreligion stehen bleiben: es mußte sie speculativ vertiefen; denn die Intelligenz wächst mit Nothwendigkeit im Staate und ihre Früchte müssen deshalb andere sein, als in der losen Genossenschaft.

Wer sein Auge frei von Verwirrung halten kann und nicht geblendet wird von der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, der wird in jeder Naturreligion und in jeder geläuterten Religion nichts Anderes finden, als den mehr oder weniger klaren Ausdruck des Abhängigkeitsgefühls, das jeder Mensch dem Weltall gegenüber empfindet. Nicht um die philosophische Erkenntniß des dynamischen Zusammenhangs der Welt handelt es sich in der Religion, sondern um Aussöhnung des Individuums mit dem aus den Naturerscheinungen gefolgerten allmächtigen Willen einer Gottheit.

i243 In den asiatischen Naturreligionen, welche die Allmacht der Welt zersplitterten und die Splitter personificirten, versöhnte das zitternde Individuum die zürnenden Götter durch äußere Opfer. In den geläuterten Religionen dagegen opferte es der Gottheit durch Beschränkung seines inneren Wesens. Das äußere Opfer, welches beibehalten wurde, war nur eine Andeutung der thatsächlich vollzogenen inneren Beschränkung.

Es ist außerordentlich bedeutsam, daß eine solche Beschränkung des inneren Menschen,

die, wie erwähnt, bei den Indern bis zur vollständigen Ablösung des Individuums von der Welt ging, überhaupt gefordert werden konnte und fast überall gefordert worden ist. Was konnte man, wie gesagt, von der Gottheit wissen? Nur ihren Willen, wie er sich in der Natur offenbarte. Er zeigte sich deutlich genug, nämlich allmächtig und bald gnädig, bald vernichtend. Aber wie sollte man seine Absicht erfassen? Warum blieb man nicht beim äußeren Opfer stehen und ging so weit darüber hinaus? Ich habe schon oben die Antwort darauf gegeben. Der Geist Einzelner hatte sich so entwickelt, daß das menschliche Leben an sich beurtheilt werden und zwar, weil der Standpunkt der Urtheilenden, durch günstige Verhältnisse, die erforderliche Höhe hatte, auch richtig beurtheilt werden konnte. Jetzt wurde die *Absicht* der Gottheit dahin gedeutet, daß das Individuum ihr sein *ganzes* Wesen zum Opfer bringen solle.

Immerhin bleibt es eine stets bewunderungswürdige Thatsache der Geschichte, daß auf dem richtigen Urtheil über das menschliche Leben *allein* eine so großartige und tiefe Religion, wie der indische Pantheismus, sich aufbauen konnte. Sie ist nicht anders zu erklären, als daß ausnahmsweise der *Dämon* gewaltiger Menschen in der Erkenntniß die Hauptrolle spielte und auf Anlaß des vom Geiste gegebenen richtigen Motivs (Verachtung des Lebens) aus der Tiefe seines Gefühls Ahnungen aufsteigen ließ, welche der Geist in Begriffe faßte.

> O, ich sah's über der Welt schweben, wie eine Taube, die ein Nest sucht zum Brüten, und die erste Seele, die in der Erstarrung erglühend aufging, mußte den *Erlösungsgedanken* empfangen.
> (*Hebbel.*)

Denn die Hauptwahrheit des indischen Pantheismus ist der zwischen einem Anfangs- und Endpunkte liegende einheitliche Ent|wicklungsgang,
i244 nicht nur der *Menschheit*, sondern des *Universums*. Konnte ihn der Geist allein finden? Unmöglich! Was konnte man zur Zeit der Inder von dieser Bewegung wissen? Sie hatten nur den Ueberblick über ihre eigene Geschichte, welche weder einen Anfang, noch ein Ende zeigte. Blickten sie in die Natur, so sahen sie die Sonne und die Sterne regelmäßig auf- und untergehen, regelmäßig auf den Tag die Nacht und auf die Nacht den Tag folgen, endlich organisches Leben sich zu Gräbern neigen und aus Gräbern wieder erstehen. Alles Dieses gab einen *Kreis*, keine *Spirale*, und der Kern des indischen Pantheismus ist doch, daß die Welt einem einfachen Urwesen entsprungen ist, das in ihr lebt, in ihr büßt, sich reinigt und schließlich, die Welt vernichtend, in das reine Ursein zurückkehren wird.

Die indischen Weisen hatten nur *einen* festen Stützpunkt: den *Menschen*. Sie empfanden den Contrast ihrer Reinheit mit der Gemeinheit der Wilden und den Contrast ihres Herzensfriedens mit der Unruhe und Qual der Lebenshungrigen. Dies gab ihnen eine Entwicklung mit Anfang und Ende, aber die Entwicklung der *ganzen* Welt konnten sie nur durch einen genialen Flug, auf den Schwingen des Dämons, divinatorisch erreichen.

Indessen, diese Wahrheit der einheitlichen Bewegung der Welt, welche nicht zu beweisen war und deshalb *geglaubt* werden mußte, war außerdem schwer erkauft mit einer einfachen Einheit *in* der Welt. Hier liegt die Schwache des indischen Pantheismus. Mit einer einfachen Einheit *in* der Welt ist die sich immer und immer wieder aufdrängende Thatsache der inneren und äußeren Erfahrung, die *reale Individualität*, unverträglich. Der religiöse Pantheismus und nach ihm der philosophische (Vedantaphilosophie) lösten den Widerspruch gewaltsam, auf Kosten der Wahrheit. Sie leugneten die Realität des Individuums und damit die Realität der ganzen Welt, oder genauer: der indische Pantheismus ist reiner empirischer Idealismus.

Dies mußte so sein. Von dem einheitlichen Entwicklungsgang durfte nicht gelassen werden: auf ihm beruhte die *Erlösung*. Er bedingte aber eine einfache Einheit *in* der Welt, weil sonst eine einheitliche Bewegung des Alls nicht zu erklären gewesen wäre, und die einfache Einheit in der Welt verlangte ihrerseits gebieterisch die Herabsetzung der ganzen realen Welt zu einer Welt des Scheins, einem Trug|bilde
i245 (Schleier der Maja); denn wenn in der Welt eine Einheit wirkt, kann kein Individuum real sein; es ist nur todtes Werkzeug, nicht denkender Meister.

Hiergegen erhob sich die Sankhya-Lehre, welche die Einheit leugnete und für die Realität des Individuums eintrat. Aus ihr entwickelte sich die wichtigste Religion Asiens: der

Budhaismus.

Der Kern des Budhaismus liegt in der *Karma-Lehre*: alles Andere ist phantastischer Ausputz, der auf die Rechnung der Nachfolger des großen Mannes zu setzen ist. Dieser über alles Lob erhabenen, wenn auch einseitigen Lehre werde ich in der Metaphysik und im Anhange näher treten, worauf ich verweise. Hier muß ich mich kurz fassen.

Auch Budha ging von der Werthlosigkeit des Daseins, wie der Pantheismus, aus, aber er blieb beim *Individuum* stehen, dessen Entwicklungsgang ihm die Hauptsache war. Er legte alle Realität in das *Einzelwesen*, *Karma*, und machte dieses *allmächtig*. Es schafft sich, lediglich unter der Leitung seines bestimmten Charakters (besser: unter der Leitung der Summe von bösen und der Summe von guten, aus dem Charakter in früheren Lebensläufen geflossenen Thaten), sein Schicksal, d. h. seinen Entwicklungsgang. Keine *außer* dem Individuum liegende Macht hat den geringsten Einfluß auf sein Schicksal.

Den Entwicklungsgang selbst des Einzelwesens bestimmt Budha als Bewegung aus einem unbegreiflichen Ursein in das *Nichtsein*.

Hieraus erhellt deutlich, daß auch Budha's Atheismus *geglaubt* werden mußte, wie die einheitliche Bewegung des Weltalls und die in ihm verborgene einfache Einheit, welche der Pantheismus lehrte. Außerdem war die volle *Autonomie* des Individuums schwer erkauft mit der Leugnung der in der Welt thatsächlich vorhandenen, vom Individuum total unabhängigen Herrschaft des Zufalls. Alles, was wir *Zufall* nennen, ist *That* des *Individuums*, aus seinem Karma heraus bewerkstelligte Scenerie. Budha leugnete also, auf Kosten der Wahrheit, die Realität der Wirksamkeit aller anderen Dinge der Welt, d. h. geradezu die Realität aller anderen Dinge, und es blieb nur eine einzige Realität übrig: das in seiner Haut sich fühlende und sich im Selbstbewußtsein erfassende Ich.

Der Budhaismus ist demnach, wie der indische Pantheismus, crasser absoluter Idealismus.

i246 Dies mußte so sein. Budha stellte sich mit Recht auf die Realität des Individuums, die Thatsache der inneren und äußeren Erfahrung. Er mußte aber das Individuum vollständig autonom machen, d. h. einen einheitlichen Entwicklungsgang der Welt leugnen, weil er sonst auf eine Einheit *in* der Welt, welche der Pantheismus lehrte, mit Nothwendigkeit geführt worden wäre: eine Annahme, gegen welche er sich, wie jeder klare empirische Kopf, sträubte. Die Selbstherrlichkeit des Ich verlangte jedoch unbedingt die Herabsetzung der übrigen Welt, des Nicht-Ich, zu einer Welt des Scheins und Trugs; denn wenn in der Welt nur das Ich real ist, so kann das Nicht-Ich nur ein Schein sein: es ist Decoration, Coulisse, Scenerie, Phantasmagorie in der Hand des allein realen, selbstherrlichen Individuums.

Der Budhaismus trägt, wie der Pantheismus, das Gift des Widerspruchs mit der Erfahrung in sich. Jener leugnet die Realität aller Dinge, ausgenommen die des Individuums, ferner den dynamischen Zusammenhang der Welt und eine einheitliche Bewegung der Collectiv-Einheit; dieser leugnet die Realität aller Dinge und kennt nur eine einfache Einheit *in* der Welt mit einer einzigen Bewegung.

Der Budhaismus jedoch steht dem menschlichen Herzen viel näher als der Pantheismus, weil die unerkennbare Einheit *nie* Wurzel in unserem Gemüth fassen kann, während uns Nichts realer ist als unser Erkennen und unser Gefühl, kurz unser Ich, das Budha auf den Thron der Welt erhob.

Außerdem ist die von Budha gelehrte individuelle Bewegung aus dem Ursein durch das Sein (beständiges Werden, Wiedergeburten) in das *Nichtsein* unverkennbar richtig, während man bei der Bewegung, welche der indische Pantheismus lehrt, den unbegreiflichen *Fehltritt* des Urwesens in den Kauf nehmen muß: eine schwere Last.

Beide Lehren machen die *Feindesliebe* ihren Bekennern möglich; denn ist die Welt nur Erscheinung einer einfachen Einheit und fließt jede individuelle That aus dieser Einheit direkt, so ist ja derjenige, welcher mich beleidigt, mich quält und peinigt, kurz mein Feind, ganz unschuldig an allem mir zugefügten Uebel. Nicht *er* giebt mir Schmerzen, sondern *Gott* thut es *direkt*. Wollte ich den Feind hassen, so würde ich die Peitsche hassen, nicht meinen Peiniger, was widersinnig wäre.

i247 Und ist Alles, was mich trifft, *mein* Werk, so hat mich, ganz ebenso, nicht mein Feind

beleidigt, sondern ich habe mich selbst durch ihn beleidigt. Wollte ich ihm zürnen, so würde ich ebenso unvernünftig handeln, wie wenn ich meinen Fuß schlüge, weil er ausglitt und mich zu Fall brachte.

Indem Budha die Gleichheit und Brüderschaft aller Menschen exoterisch lehrte und damit die Kastenordnung durchbrach, war er auch politisch-socialer Reformator; indessen, diese Bewegung drang in Indien nicht durch. Der Budhaismus wurde auf der ganzen großen Halbinsel allmählich unterdrückt und mußte auf die Inseln und nach anderen Ländern (Hinterindien, China etc.) flüchten. Im eigentlichen Indien verblieb es bei der Kasteneinrichtung und dem Pantheismus.

12.

In der persischen Zend-Religion sind die bösen Mächte der Naturreligion zu einem einzigen bösen Geiste und die guten zu einem einzigen guten Geiste zusammengeschmolzen. Alles was das Individuum von außen beschränkte: Finsterniß, Dürre, Erdbeben, schädliche Thiere, Stürme u.s.w. ging von Ahriman aus, Alles dagegen, was die Wirksamkeit des Individuums nach außen förderte, von Ormuzd. Nach innen war es aber gerade umgekehrt. Je mehr der Mensch seinen natürlichen Egoismus beschränkte, desto mächtiger offenbarte sich in ihm der reine Lichtgott, je mehr er jedoch seinen natürlichen Trieben folgte, desto tiefer sank er in die Netze des Bösen. Dies konnte nur gelehrt werden auf Grund der Erkenntniß, daß das irdische Leben nichtig sei. Auch kennt die Zend-Religion eine Bewegung des ganzen Weltalls, nämlich die Vereinigung Ahriman's mit Ormuzd und die Errichtung des Lichtreichs durch allmähliche Vertilgung alles Bösen auf Erden. –

Diese drei vortrefflichen alten Religionen mußten auf die Entwicklung ihrer Bekenner im Alterthum vom größten Einflusse sein. Sie richteten die Blicke des Menschen in sein Inneres und veranlaßten ihn, auf Grund der Jedem sich aufdrängenden Gewißheit, daß eine unbegreifliche Allmacht die Geschicke bestimme, sich an dem von der Phantasie ausgemalten Wohle zu entzünden.

Der Brahmanismus drohte den Widerstrebenden mit der Seelenwanderung, der Budhaismus mit der Wiedergeburt, die Zend-|Religion
i248 mit dem Unglück, das die Brust des Menschen durchzuckt, wenn er in der Umarmung Ahriman's liegt; dagegen lockte der erstere die Schwankenden mit der Wiedervereinigung mit Gott, der zweite mit der totalen Befreiung vom Dasein und die Zend-Religion mit dem Frieden im Schooße des Lichtgottes.

Besonders hat der Budhaismus die Seelen mächtig ergriffen und die wilden, trotzigen, störrigen Charaktere sanft und milde gemacht. Spence Hardy, von sämmtlichen Einwohnern Ceylon's sprechend, sagt:

> *The carelessness and indifference of the people among whom the system is professed are the most powerful means of its conservation. It is almost impossible to move them, even to wrath.*
> (*Eastern Monachism* 430.)

> (Die Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit des Volks, welches sich zur Lehre Budha's bekennt, sind die mächtigsten Mittel für die Erhaltung der Lehre. Es ist beinahe unmöglich diese Menschen zu erregen, man kann sie selbst nicht in Wuth versetzen.)

13.

Die semitischen Völker Asien's, mit Ausnahme der Juden, also Babylonier, Assyrer, Phönizier, haben nicht die Kraft gehabt, ihre Naturreligion zu einer ethischen zu vertiefen. Sie blieben beim äußeren Opfer stehen, welches allerdings den Einzelnen außerordentlich schmerzlich berühren mußte, aber nicht anhaltend auf den Charakter wirkte. Die Mütter, welche ihre Kinder in die glühenden Arme des Moloch legten, und die Jungfrauen, welche, an den Festen der Mylitta, sich entehren ließen, brachten der Gottheit das Theuerste, was sie hatten, zum Opfer; denn an dem tiefen Schmerze der Mutter, die ihr Kind verbrennen ließ, darf nicht gezweifelt werden, und Herodot sagt ausdrücklich, daß die geschändete Jungfrau sich nicht mehr preisgab, man mochte ihr noch so viel bieten. Aber was das Individuum mit diesen entsetzlichen Opfern erkaufte, war Wohlsein in diesem Leben. Die Religionen

lenkten nicht den Willen von diesem Leben ab und gaben ihm nicht ein festes Ziel am Ende der Bahn. Zudem waren die grausamen Opfer schlechte Motive, und so kam es, daß allmählich das Volk allen Halt verlor und zwischen maßlosem Sinnengenuß und maßloser Zerknirschung hin- und herschwankte und sich aufrieb.

Die alten Juden dagegen gelangten zu einer reineren Religion, |
i249 die um so bemerkenswerther ist, als das Christenthum aus ihr entsproßte. Sie war starrer Monotheismus. Gott, das unerkennbare außerweltliche Wesen, der Schöpfer des Himmels und der Erde, hielt in seiner allmächtigen Hand die Creatur. Sein von begeisterten Propheten verkündigter Wille verlangte unbedingten Gehorsam, volle Hingabe an das Gesetz, strenge Gerechtigkeit, beständige Gottesfurcht. Der Gottesfürchtige wurde in dieser Welt belohnt, der Vertragsbrüchige furchtbar in dieser Welt bestraft. Aber diese halbe Selbständigkeit des Individuums dem Jehovah gegenüber war nur Schein. Das richtige Verhältniß Gottes zum Individuum war dasselbe, wie im Pantheismus der Inder. Der Sündenfall, der Zendlehre entlehnt, gewann erst im Christenthum, als Erbsünde, Ansehen und Bedeutung. Der Mensch war Nichts als ein Spielzeug in der Hand Jehovah's; denn wenn auch Gott nicht direkt in ihm wirkte, so hatte er doch die *Essentia*, aus der die Thaten fließen, geschaffen: sie war sein Werk allein.

Die Juden kamen auch, eben wegen ihres Monotheismus, zu keiner Bewegung des Weltalls.

> Ein Geschlecht vergehet, das andere kommt; die Erde aber bleibt ewiglich.
>
> (Salomo.)

Das Weltall hat kein Ziel.

14.

Das geniale objektive Erkennen bethätigte sich dann noch bei den alten orientalischen Völkern, zu denen auch die Aegypter gehören, auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst.

Mathematik, Mechanik und Astronomie fanden sorgsame Pflege bei den Indern, Chaldäern und Aegyptern, und obgleich die gewonnenen Resultate an sich dürftig waren, so gaben sie doch anderen Völkern, namentlich den Griechen, spornende Anregung.

Die Urtheilskraft, dieses wichtige und herrliche Vermögen des menschlichen Geistes, welche, auf Grund des Forschungstriebs, die praktisch so außerordentlich wirksamen und theoretisch so tiefen ethischen Religionen des Orients erzeugte, offenbarte sich auch sehr deutlich als Schönheitssinn und schuf, im Verein mit dem Reproductionstrieb, sehr bedeutsame Werke der Kunst. Aber, wie die mächtige Phantasie in der Wissenschaft die Urtheilskraft wesentlich beschränkte, |
i250 so legte sie sich auch, wie ein Alp, auf den Schönheitssinn, und das Schöne konnte sich nur selten rein und edel entfalten.

In der Baukunst fand das Formal-Schöne des Raumes, namentlich in Aegypten, einen ernsten und würdigen Ausdruck. Die Tempel, Paläste, Gräber etc. waren colossale, aber symmetrisch angeordnete Massen, welche das Auge bilden und das Gemüth erhaben stimmen mußten. Dagegen waren die Werke der Plastik, welche Kunst ganz im Dienste der Religion stand, phantastisch, maßlos und eher darauf berechnet, den Menschen mit Furcht zu erfüllen und in den Staub zu werfen, als zu erheben. In den seligen Zustand der einfachen aesthetischen Contemplation konnten sie ihn in keiner Weise überführen.

Eine sehr hohe Stufe der Vollendung erklomm die Poesie. Die religiösen Hymnen, besonders die herrlichen Vedahymnen, mußten die Andächtigen feierlich stimmen, sie mächtig ergreifen und ein reineres Streben in ihnen erwecken, während die Kriegslieder und Heldengedichte zu kühnen Thaten entflammten, den Muth in die Seelen tragend.

Im Allgemeinen zeigt sich in der orientalischen Kunst die Beengung des Individuums durch die Allmacht der Natur: das Individuum konnte noch nicht zu Wort kommen, weil es seine Kraft noch nicht erkannt hatte. Dieser Andrang von außen wirkte befeuernd auf den speculativen, deprimirend auf den bildenden Geist, und so kann man sagen, daß im orientalischen Alterthum der Genius der Philosophie bereits hoch über den Wolken schwebte, während der Genius der Kunst mit den Spitzen seiner Flügel noch die Erde streifte.

15.

Wir wenden uns jetzt zu den alten Griechen, welche, befruchtet von orientalischer Kunst und Wissenschaft, eine ganz eigenartige Cultur erzeugten. Dieselbe brachte große Umgestaltungen in gleichzeitigen und späteren Staaten hervor und wirkt noch immer, als mächtiges Ferment, im Leben der civilisirten Nationen.

Ich habe schon oben den großen Einfluß hervorgehoben, welchen Klima und Bodenbeschaffenheit auf die religiösen Anschauungen eines Volkes und dadurch auf seinen Charakter ausüben. So lange der Mensch nur zerknirscht und zitternd der Gottheit, dem verkörperten Schicksal, zu nahen wagt, wird ihm das Bewußtsein seiner Thatkraft nicht aufgehen und sein Bewußtsein anderer Dinge ein getrübtes |
i251 und mangelhaftes sein. Hat er dagegen die Uebermacht der Natur als ihm überwiegend gnädig gestimmt erkannt, so wird er ihr frei in die Augen sehen, Vertrauen zu ihr und dadurch zu sich selbst gewinnen und muthig und beruhigt auftreten.

So beruht hauptsächlich das ganze politische und geistige Leben der Hellenen auf dem Einfluß des herrlichen Landes, das sie bewohnten. Ein solcher reicher Boden, ein so mildes, sonniges Klima konnte die Menschen nicht zu Sklaven machen, sondern mußte die Erhaltung einer heiteren Naturreligion begünstigen und das Individuum in ein würdiges Verhältniß zur Gottheit setzen. Dadurch aber wurde der Charakter der Griechen allmählich harmonisch; die natürliche unzerstörbare Individualität mußte nicht, damit sie nicht aus Rand und Band gerathe und in Rückbildung verfalle, vollständig durch Gesetze gebunden werden, sondern durfte sich einen Spielraum lassen, in dem sie sich zur edlen Persönlichkeit ausbildete.

Die erste Folge dieser freien Persönlichkeit war, daß die griechische Nation nie zur politischen Einheit gelangte. Sie zerfiel in eine Menge unabhängiger Stadt- und Landgemeinden, welche anfänglich nur in einem losen Bundesverhältniß standen und später der Vorherrschaft des mächtigsten Staates sich unterordneten. Nur die gemeinsame Religion und die Nationalfeste verknüpften die Stämme zu einem idealen Ganzen.

Diese staatliche Zersplitterung auf kleinem Boden, unter dem Schutz einer Art von Völkerrecht, begünstigte wesentlich die Entwicklung aller Anlagen des reichbegabten Volkes; denn nach dem *Gesetze der Völkerrivalität*, welches uns hier zum ersten Mal deutlich entgegentritt, war jeder Staat bestrebt, die anderen durch Macht zu überragen, und mußte deshalb alle Kräfte seiner Bürger zur Entfaltung und Bethätigung bringen.

Die weitere Folge der freien Persönlichkeit der Griechen war, daß die Verfassung des Staates so lange Umänderungen unterworfen wurde, bis das ganze Volk thatsächlich zur Herrschaft gelangte. In allen griechischen Staaten regierten Anfangs Könige, welche, als oberste Richter, die Gesetze handhabten, den Göttern im Namen des Volkes opferten und im Kriege die Führung hatten. Ihre Macht wurde durch einen Rath beschränkt, dessen Glieder den Adelsgeschlechtern entnommen waren. Ihnen gegenüber stand das Volk, welchem kein Einfluß auf die Leitung der Staatsgeschäfte zukam. |
i252 Diese Verhältnisse änderten sich jedoch allmählich durch innere Umwälzungen, welche sich nach dem, uns hier gleichfalls zum ersten Mal begegnenden *Gesetze der Verschmelzung durch Revolution* vollzogen.

Zuerst setzten sich die Adelsgeschlechter dem Königthum entgegen, stürzten es und errichteten an seiner Stelle die aristokratische Republik. Dann aber war es das niedere Volk, welches nach der politischen Freiheit rang. Seine Bemühungen waren indessen so lange fruchtlos, bis Streitigkeiten unter den Aristokraten selbst ausbrachen und die Unterliegenden des Volkes Sache zur ihrigen machten, um sich rächen zu können. Auf diese Weise lockerte sich immer mehr das Band zwischen Herrschern und Beherrschten, bis es zuletzt ganz zerriß und das Volk in den Besitz der selbstherrlichen Gewalt gelangte.

Dieser innere Verschmelzungsproceß war außerordentlich wichtig für die Veredelung des Volkes. Jeder ließ jetzt sein höchstes Wohl mit dem Staatswohl zusammenfallen, und neben einer glühenden Vaterlandsliebe, welche das kleine Volk zu den höchsten Thaten befähigte, entstand eine allgemeine Bildung, segensreich für den Einzelnen wie für die Gesammtheit.

Aber wie die ausgeprägte Persönlichkeit der Griechen die Ursache der Erhebung des Volks

zur Herrschaft und der Niederreißung der Schranken zwischen den Ständen war, so war sie auch Ursache, daß, nach den Perserkriegen, der Einzelne sich immer mehr vom Ganzen ablöste. Jeder überschätzte sich, glaubte Alles am besten zu wissen und zu verstehen und suchte zu glänzen. Die Persönlichkeit wurde zur überreifen Individualität, in der sich der Mensch unruhig, wie im Fiebertraum, hin- und herwälzt. Bald flammt die Lebenskraft hoch auf, bald sinkt sie, dem Erlöschen nahe, zurück: ein sicheres Zeichen, daß der Wille zum Leben die Höhe seines Daseins überschritten hat und der Anfang des Endes herangekommen ist. Das Individuum ist der Vernichtung geweiht! Der sonnige Weg des feinen, zartfühlenden, beweglichen Griechen scheint unabsehbar weit vom schlammigen des asiatischen Schlemmers abzuliegen, und in der That sind sie ganz verschieden; denn auf dem einen verraucht die Lebenskraft in Wollust und Sinnentaumel, auf dem anderen verliert der Mensch die ruhige Sicherheit und kommt in immer stärkeres Schwanken, – aber beide Wege haben *ein* Ziel: *den absoluten Tod*.

i253 Die Folge dieses Abfalls des Einzelnen von der Gesammtheit war der Zerfall der letzteren. Die Reibung zwischen den Parteien wurde immer größer, bis die Fäulniß so allgemein wurde, daß das Gesetz der Verschmelzung durch Eroberung wieder hervortreten konnte. Das im Greisenalter angelangte griechische Volk unterlag den kräftigen, abgehärteten Macedoniern. – Im Leben der Menschheit wirken immer dieselben Gesetze, aber der Kreis der Civilisation wird dabei immer größer.

16.

Den Motiven, welche der griechische Genius für die ganze Menschheit erzeugte, wollen wir jetzt eine kurze Betrachtung widmen.

Die Naturreligion der Hellenen, ein heiterer Polytheismus, wurde nicht speculativ vertieft, sondern künstlerisch verklärt. Die alten Pelasger hatten zwar, vor ihrer Verschmelzung mit den Griechen, unter aegyptischem Einfluß einen Anlauf genommen, die Religion weiterzubilden (Eleusinische Mysterien), wofür in der abgeschlossenen Priesterkaste ein günstiger Boden war, aber die Bewegung stockte, als die alte Kastenordnung unter- und das Priesteramt auf die Könige überging. Der einzige speculative Gedanke, der hervortrat und dogmatisch wurde, war der *Schicksalsbegriff*. Man schmolz nicht die Götter zu einer Gottheit zusammen, welche die Loose der Sterblichen bestimmte, sondern setzte *über die Götter und Menschen* das eiserne Schicksal als eine Thatsache. Man hatte eine vortreffliche Einheit gewonnen, welche freilich ihrem Wesen nach nicht erkannt wurde, aber auf die sich alle Vorkommnisse im menschlichen Leben zwanglos zurückführen ließen. Man muß der Enthaltsamkeit der Griechen hier die größte Bewunderung zollen. Sie hatten sehr richtig erkannt, daß sie vor etwas *rein Abstraktem* standen und ihr Alles gestaltender, künstlerischer Geist trat bescheiden zurück, dafür mit Liebe die ihnen jetzt so nahe gerückten Olympier erfassend. (Die Erinnyen sind nur die personificirte Gewissensangst, die Parzen nur Verbildlichung des menschlichen Lebenslaufs.) Aber eben diese Scheu vor der geheimnißvollen Macht trübte das Urtheil der Griechen über dieselbe. Man stellte sich das Schicksal nicht als eine auf irgend eine Weise sich ergebende *Bewegung* der Welt, sondern als *starres*, *über* ihr waltendes Verhängniß vor, das schlechterdings nicht zu ergründen sei.

i254 Da nun die Naturreligion erstens, auf diese Weise, keiner Entwicklung fähig, zweitens unantastbar war, weil sie eine der Grundlagen des Staates ausmachte, während andererseits die fortschreitende Intelligenz das Bedürfniß hatte, das Verhältniß des Menschen zum Naturganzen zu durchdringen, so entstand neben der Religion die *Philosophie*.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die vielen griechischen philosophischen Systeme einer Betrachtung zu unterwerfen. Es muß uns genügen, einige derselben kurz in's Auge zu fassen.

Heraklit, welcher nach meiner Ueberzeugung der bedeutendste Philosoph des Alterthums ist, warf einen sehr klaren Blick in den Zusammenhang der Natur. Er hütete sich wohl, der Wahrheit in's Gesicht zu schlagen und die realen Individuen zu Gunsten einer erträumten Einheit zu verwischen, und lehrte, daß Alles in einem Flusse des Werdens begriffen sei, eine unaufhörliche Bewegung habe. Dadurch aber, daß er immer wieder Leben entstehen sah, wo der Tod eingetreten war, wurde er verleitet, die Bewegung des Ganzen als eine *ziellose* zu

erfassen. Er construirte mit den Gliedern Sein-Nichtsein und Nichtsein-Sein eine endlose Kette oder besser einen unaufhörlichen Kreislauf. Durch das Aufheben einer Bestimmtheit wird immer wieder eine Bestimmtheit gesetzt, und der Weg nach oben (Auflösung der Individualität) wird sofort zum Weg nach unten (Bildung einer neuen Individualität).

Heraklit täuschte sich dagegen nicht über den Werth des Lebens, und so lehrte er ferner, daß es kein höheres Glück für den Menschen geben könne, als sich feurig diesem endlosen Werden, dem Allgemeinen hinzugeben, und keinen größeren Schmerz, als sich in die Besonderheit, in das eigene Fürsichsein, zurückzuziehen, sich gegen die Aufhebung eines bestimmten Seins zu sträuben, »sich wie das Vieh zu mästen und nach dem Magen und den Schaamtheilen, dem Verächtlichsten an uns, unser wahres Wohl festzusetzen.«

Was er also verlangte, war, daß sich der Einzelne in die Bewegung des Ganzen durch völlige Hingabe an den allgemeinen, allerdings endlosen Prozeß stelle, d. h. den natürlichen Egoismus in den geläuterten überführe und moralisch handle.

Seine Lehre ist eine hohe und reine; aber sie leidet am endlosen Werden.

Wie Heraklit, lehrte Plato einen endlosen Kreislauf. Er faßte |
i255 die Welt als eine Composition von Abbildern der, hinter der Welt, in ewiger Ruhe, schmerzlos und selig lebenden Ideen auf. Die menschliche Seele stammt aus dieser reinen Ideenwelt, kann aber nicht auf die Dauer in sie zurückkehren. Verläßt die Seele den Körper, in Verbindung mit welchem sie nur ein verunreinigtes Leben führen kann, so geht sie, hatte sie sich nicht der Sinnlichkeit ergeben, sondern die Tugenden der Weisheit, Tapferkeit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit ausgeübt, in einen Zustand ruhiger Seligkeit ein, andernfalls muß sie so lange in anderen Körpern wandern, bis sie sich ihre ursprüngliche Reinheit wieder erkämpft hat, und dadurch des gedachten Zustandes theilhaftig werden kann. In diesem Zustand aber kann die Psyche nicht bleiben, sie muß nach einer bestimmten Zeit, nach tausend Jahren (*De Rep*. X.) wieder ein irdisches Loos erwählen. Dann beginnt der Kreislauf von Neuem.

In der bloßen Annahme einer göttlichen reinen Seele, welche an ein verwerfliches sinnliches Begehrungsvermögen gekettet ist, lag die Verurtheilung des menschlichen Lebens.

Sieht man von dem Kreislauf ab, so haben Heraklit und Plato durch ihre Lehren Motive in die Welt geworfen, welche in manchen Herzen Sehnsucht nach einem reineren Zustand und Abscheu vor einem Leben der Ungerechtigkeit und Zügellosigkeit erwecken mußten. Sie veredelten dadurch das Gemüth und regten zugleich den Wissensdurst an, der ein hohes Gut ist, da er den Menschen vom gemeinen Treiben in dieser verächtlichen Welt abzieht.

Aristoteles nenne ich nur, weil er der Erste war, der sich dem Einzelnen in der Natur zuwandte und dadurch den Grund zu den Naturwissenschaften legte, ohne welche die Philosophie nie aus dem Meinen herausgekommen wäre und sich zu einem reinen Wissen hätte fortbilden können.

Ich habe auch Herodot, den Vater der Geschichte, zu erwähnen; denn die Geschichte ist so nothwendig für die Philosophie, wie die Naturwissenschaften. Letztere erweitern die Erkenntniß des dynamischen Zusammenhanges der Welt, können aber nur unsicher auf ein Ende des Werdens, worauf doch Alles ankommt, zeigen. Die Uebersicht dagegen über das abgelaufene Leben der Menschheit führt zu den wichtigsten Schlüssen; denn die Geschichte bestätigt das, was immer subjektive Erfahrung bleibt und deshalb immer angezweifelt werden darf (nämlich die aus dem klar erkannten individuellen |
i256 Schicksal sich ergebende Wahrheit, daß Alles ein bestimmtes Ziel hat) durch das Schicksal der Menschheit in einer Weise, daß Keiner daran zweifeln darf: ein großer Gewinn.

17.

Wenn es demnach dem griechischen Genius auf dem Gebiete der Wissenschaft nur beschieden war, die von der Religion getrennte Philosophie, die Naturwissenschaften und die Geschichte zu gebären, welche, als Säuglinge, den kommenden Geschlechtern zur Pflege übergeben werden mußten, so hat er dagegen auf dem Gebiete der Kunst das Höchste erreicht.

Wie die Natur des Landes die Ursache davon war, daß sich die Individualität des Griechen zur freien Persönlichkeit ausbilden konnte, so war sie es auch, welche den für die Kunst unentbehrlichen Schönheitssinn entwickelte und rasch zur Vollendung reifen ließ. Es bildete

das Auge: die Pracht des Meeres, der Glanz des Himmels, die Phänomene der klaren Luft, die Form der Küsten und Inseln, die Linien der Gebirge, die reiche Pflanzenwelt, die leuchtende Schönheit der menschlichen Gestalten, die Grazie ihrer Bewegungen; es bildete das Ohr: der Wohlklang der Sprache. Der Grund des Schönen in den Dingen war verschwenderisch über das herrliche Land ausgestreut. Wohin das Auge blicken mochte, überall mußte es harmonische Bewegungen objektiviren. Welcher Zauber lag in der Bewegung der Einzelnen beim Ringen, Fechten, und in der Bewegung von Massen bei festlichen Aufzügen! Welchen großen Unterschied zeigte das Leben des Volks gegen das der Orientalen. Hier strenge Feierlichkeit und ängstliche Gemessenheit, ja, wenn man will, durch Einschnürung erzeugte Steifheit, starres Ceremoniell, tiefer Ernst – dort maßvolle Ungebundenheit, quellende Lebenslust an der Hand der Grazien, einfache Würde, abwechselnd mit anmuthsvoller Heiterkeit.

Als dann in den Seelen der unsterblichen bildenden Künstler und Dichter der Schöpfungstrieb erwacht war; als die Gesänge Homer's zu kühnen Thaten begeisterten und die Dramen des Sophokles die Macht des Schicksals und das Innere des Menschen dem objektiv gewordenen Geiste zeigten; als sanfte jonische Musik die schwungvollen Hymnen Pindar's begleitete; als weithin die marmornen Tempel strahlten und die Götter selbst in verklärten |
i257 Menschenleibern herabstiegen, um Wohnung unter dem entzückten Volke zu nehmen, – da war ja nur herausgestellt worden, was in Jedem lebte, da hatte sich ja nur in Einzelnen verdichtet, was Alle erfüllte. Wie in *einer* Nacht waren die Knospen aufgesprungen und die Blüthen des Formal-Schönen hatten sich entfaltet in unvergänglicher Pracht und Herrlichkeit.

Fortan hatten die Griechen, und durch sie die ganze Menschheit, neben dem begrifflichen Gesetz ein bildliches. Während das erstere mit Ketten und Schwert auf den Einzelnen eindringt und die sich gegen den Zwang trotzig auflehnende Individualität zu Boden wirft und knebelt, naht sich das letztere mit freundlicher Miene, streichelt das wilde Thier in uns und bindet uns, unser unaussprechliches Behagen benutzend, mit unzerreißbaren Blumenkränzen. Es wirft das *aesthetische Maß* über uns und läßt uns dadurch Ekel vor Ausschreitungen und Rohheiten empfinden, die uns vorher gleichgültig waren, wenn nicht gar ergötzten.

Die Kunst schwächt auf diese Weise den Willen direkt; indirekt aber dadurch, wie ich in der Aesthetik zeigte, daß sie im Menschen, nach dem kurzen Rausche der reinen Freude, die Sehnsucht nach seliger Ruhe erweckt und ihn, behufs *anhaltender* Befriedigung derselben, an die Wissenschaft weist. Sie schiebt ihn auf das moralische Gebiet hinüber. Hier nun bindet er sich selbst durch Erkenntniß, ohne Zwang des Gesetzes.

Ferner läßt sie den Menschen durch die dramatische Poesie einen Blick in sich und auf das unerbittliche Schicksal werfen und klärt ihn über das unselige Wesen auf, das in Allem, was ist, wirkt und kämpft.

18.

Als Alexander der Große Griechenland unterworfen hatte, trat er als siegreicher Eroberer im Orient auf und trug hellenische Cultur in die Reiche mit despotischer Verfassung: nach Aegypten, Persien und Indien. Es fand eine großartige Verschmelzung von Orientalismus und Hellenismus statt; der starre Formelkram, das erdrückende Ceremoniell wurde durchbrochen, und ein reiner frischer Luftzug strömte in die abgeschlossenen düsteren Länder. Dagegen ergoß sich orientalische Weisheit reichlicher als vorher in das Abendland und befruchtete die Geister.

i258 Neben diesem geistigen Befruchtungsproceß ging der physische Verschmelzungsproceß her. Beide entsprachen den bestimmten Absichten des jugendlichen Helden. Er selbst heirathete eine Tochter des Perserkönigs und ließ in Susa 10,000 Macedonier mit Perserinnen ehelich vereinen.

Wenn auch das von ihm gegründete große Weltreich nach seinem Tode wieder zerfiel, so blieb doch in den einzelnen Theilen die hellenische Bildung, als die kräftigste und edelste von allen, vorherrschend und modelte die Menschen allmählich um. Die große Masse des Volks hatte entschieden gewonnen. Der Grieche war ein milder Herr, und die Menschlichkeit wurde zur strengen Sitte, vor welcher sich auch der orientalische Herr beugen mußte. Der Druck der

eisernen Hand ließ nach, und die durch das Gesetz zermürbte rohe, wilde Individualität konnte zur strebenden Persönlichkeit werden; wenigstens hatte sie die dazu nöthige größere Beweglichkeit gewonnen, die Möglichkeit, sich aus der Masse herauszuheben.

19.

In ähnlicher Weise wie in Griechenland verhinderte auch in Italien die wohlwollende Natur, daß die Religion der eingewanderten Völker arischen Stammes zu einer Alles gefangen nehmenden und lähmenden Macht wurde. Es konnten die Freien, wie dort, die Persönlichkeit erringen und dadurch Staaten von großer Lebenskraft und mit civilisatorischem Berufe gründen.

Der Kampf des niederen Volks um Rechte, welche den Pflichten entsprachen, ein Kampf, der sich nach dem Gesetze der Verschmelzung durch Umwälzung im Innern vollzieht, war bei den Römern hartnäckiger als bei den Griechen, weil jene einen schrofferen und härteren Charakter hatten als diese. Stückweise mußten sich die Plebejer den Antheil an der Regierung des Staates erringen und es vergingen beinahe fünf Jahrhunderte, bis ihnen endlich alle Aemter zugänglich wurden. Als die Verfassungsstreitigkeiten beendet waren, welche auf beiden Seiten die segensreichsten Folgen hatten, da die Intelligenz geschärft wurde, begann die Blüthezeit des römischen Staates, das Zeitalter der echten Bürgertugend.

Jetzt fiel das Wohl des Individuums mit dem Wohl des Ganzen zusammen, und dieser Einklang mußte dem Bürger großen inneren Frieden und außerordentliche Tapferkeit geben. Der Gehorsam |
i259 gegen die Gesetze erhob sich zur wärmsten Vaterlandsliebe; Jeder hatte nur das eine Bestreben: die Macht des Gemeinwesens zu starken und den Staat auf seiner Höhe zu erhalten. Hierdurch mußte, nach dem Gesetze der Völkerrivalität, Rom in die Bahn der Eroberung, die es auch mit Nothwendigkeit nicht eher verlassen konnte, als bis es zur Weltherrschaft gelangt war; denn jeder neue Zuwachs zum Reiche brachte den Staat mit neuen Elementen in Berührung, deren Macht er aus Selbsterhaltungstrieb nicht neben sich dulden durfte. Und so entstand allmählich das große römische Weltreich, welches fast sämmtliche Culturstaaten des Alterthums in sich vereinigte. In dem ungeheuren Staate wogten die verschiedenartigsten Völker mit den verschiedenartigsten Sitten und religiösen Anschauungen und im verschiedenartigsten Culturzustand durcheinander. Nun traten wieder die Gesetze der geistigen Befruchtung und der Verschmelzung in den Vordergrund und erzeugten theils neue Charaktere, theils Abschleifung und Umbildung der alten, unter dem Einfluß der nach und nach sich gestaltenden allgemeinen Cultur.

Dies und der immer mehr sich aufhäufende Reichthum bewirkten dann den größten Fäulnißproceß, von dem die Geschichte berichtet. Die Sitten der alten Republikaner: Zucht, Einfachheit, Mäßigkeit und Abhärtung verschwanden immer mehr, und Faulheit, Genußsucht und Zügellosigkeit traten an ihre Stelle. Fortan gab es keine Unterordnung mehr des Einzelnen unter das Ganze.

Die zum großen Leben
Gefügten Elemente wollen sich
Nicht wechselseitig mehr mit Liebeskraft
Zu stets erneuter Einigkeit umfangen.
Sie fliehen sich, und einzeln tritt nun Jedes
Kalt in sich selbst zurück.

(Goethe).

Jeder dachte nur an sich und seinen niedrigsten Vortheil und war nicht mit seinem Antheil an der Summe von Gütern zufrieden, die, wie in einem Bienenstock, die Hingabe des Einzelnen an die Gesammtheit erzeugt. Die gewachsene Intelligenz hatte ferner die sichere Bewegung des Menschen zerstört, denn je mehr ganze Bewegung sich spaltet, d. h. je größer Sensibilität und Irritabilität werden, desto schwankender wird der Wille. Die sicherste Bewegung hat der Flachkopf.

i260 Es gab nichts Heiliges mehr: weder der Wille der Gottheit, die verlacht wurde, noch das Vaterland, dessen Schutz man den Söldnern überließ, war noch heilig. Jeder glaubte, für seine

Person die ehrwürdigen Verträge aufheben zu dürfen. Nur ein Ziel gab es noch, das wenige Römer zur inneren Sammlung und ihr Herz zum Erglühen bringen konnte: die Herrschaft. Die Meisten ergriffen bald dies, bald das, wollten bald dies, bald das, und haschten nach Allem. Sie hatten allen Ernst verloren und waren am Abhang angekommen, der zur Vernichtung führt. Die Reibung erreichte ihren Höhepunkt und zermürbte mit ihren eisernen Händen die in der tollsten Leidenschaftlichkeit sich austobenden Menschen. Die blutigsten Bürgerkriege brachen aus; denselben folgte totale Ermattung des Volks, welche zur Errichtung des despotischen Kaiserreichs führte.

20.

Wer sich in den Fäulniß- und Absterbungsproceß der asiatischen Militärdespotieen, Griechenlands und Rom's vertieft und lediglich die Bewegung auf dem Grunde im Auge hat, der gewinnt die unverlierbare Erkenntniß, daß der Gang der Menschheit nicht die Erscheinung einer sogenannten sittlichen Weltordnung, sondern die nackte Bewegung aus dem Leben in den absoluten Tod ist, die, überall und immer, auf ganz natürlichem Wege aus den wirkenden Ursachen allein entsteht. In der Physik konnten wir zu keinem anderen Resultat kommen, als dem einen, daß aus dem Kampfe um das Dasein immer höher organisirte Wesen hervorgehen, daß sich das organisirte Leben immer wieder erneuere, und es war ein Ende der Bewegung nicht zu entdecken. Wir befanden uns im Thale. In der Politik dagegen befinden wir uns auf einem freien Gipfel und erblicken ein Ende. Allerdings sehen wir dieses Ende in der Periode des Untergangs der römischen Republik noch nicht klar. Noch haben sich die Morgennebel des Tages der Menschheit nicht ganz verzogen und das goldene Zeichen der Erlösung Aller blitzt nur hie und da aus dem Schleier, der es verhüllt; denn nicht die ganze Menschheit lag in der Form des babylonischen, assyrischen und persischen Staates, auch nicht im griechischen und römischen Staate. Ja, nicht einmal sämmtliche Völker dieser Reiche sind abgestorben. Es waren gleichsam nur die Spitzen von Zweigen des großen Baumes, welche verdorrten. Aber |
i261 wir erkennen klar in den Vorgängen die wichtige Wahrheit: daß die Civilisation tödtet. Jedes Volk, welches in die Civilisation eintritt, d.h. in eine schnellere Bewegung übergeht, fällt und wird in der Tiefe zerschmettert. Keines kann sich in seiner männlichen Kraft erhalten, Jedes muß altersschwach werden, entarten und sich ausleben.

Es ist ganz gleich, wie seine dem absoluten Tode geweihten Individuen in die Vernichtung sinken; ob nach dem Gesetze der Fäulniß: verlottert, sich wälzend im Schlamme und Koth raffinirter Wollust; oder nach dem Gesetze des Individualismus: mit Ekel fortwerfend alle köstlichen Früchte, weil sie keine Befriedigung mehr geben, sich verzehrend in Ueberdruß und Langeweile, hin- und herschwankend, weil sie den festen Willen und klare Ziele verloren haben,

> Nicht erstickt und ohne Leben;
> Nicht verzweifelnd, nicht ergeben.
>
> (Goethe).

oder durch Moralität: im Aether der Seligkeit ihr Leben verhauchend. Die Civilisation ergreift sie und tödtet sie. Wie gebleichte Gebeine die Wege durch die Wüste, so bezeichnen die Denkmäler zerfallener Culturreiche, den Tod von Millionen verkündend, die Bahn der Civilisation.

Aber Erlösung haben alle Zerschmetterten gefunden und sie haben sie verdient. Denn welcher Vernünftige hätte den Muth zu sagen: Erlösung wird nur Demjenigen zu Theil, welcher sie sich erworben hat durch Menschenliebe oder Keuschheit? Alle, die das Schicksal hinabstürzt in die Nacht der völligen Vernichtung, haben sich die Befreiung von sich selbst theuer erkauft durch Leiden allein. Bis zum letzten Heller haben sie das ausbedungene Lösegeld dadurch entrichtet, daß sie überhaupt lebten: denn Leben ist Qual. Durch Tausende von Jahrhunderten mußten sie, als hungriger Wille zum Leben, bald in dieser, bald in jener Gestalt, ruhelos vorwärts, immer die Peitsche im Nacken fühlend, gestoßen, getreten, zerfleischt; denn es fehlte ihnen das befreiende Princip: die denkende Vernunft. Als sie endlich in den Besitz des kostbaren Gutes gelangt waren, da wuchs erst recht die Reibung und Noth mit der wachsenden Intelligenz. Und immer kleiner wurde die lodernde Willensflamme,

bis sie zu einem unstät flackernden Irrlicht herabsank, das der leiseste Windhauch verlöschte. Die Herzen wurden ruhig, |
i262 sie waren erlöst. Reines echtes Glück hatten die Meisten von ihnen auf ihrer langen Bahn nur für kurze Zeit gefunden, damals nämlich, als sie sich ganz dem Staate hingaben und ihre Vaterlandsliebe alles Gemeine in ihnen gebunden auf den Grund ihrer Seele hinabwarf. Ihr ganzes übriges Leben war blinder Drang und, im Bewußtsein des Geistes, Zwang, Mühsal und Herzeleid.

21.

In diesen Auslösungs- und Absterbungsproceß, der in der historischen Form des Kaiserreichs verlief, fiel, wie Oel in's Feuer, zunächst die *frohe Botschaft vom Reiche Gottes*.

Was lehrte Christus?

Die alten Griechen und Römer kannten keine höhere Tugend als die Gerechtigkeit. Außerdem gingen ihre Bestrebungen im Staate auf. Sie klammerten sich an das Leben in *dieser* Welt. Wenn sie an die Unsterblichkeit ihrer Seele und das Reich der Schatten dachten, wurden die Augen trübe. Was war das schönste Leben in der Unterwelt gegen das Treiben im Licht der Sonne?

Christus dagegen lehrte Nächstenliebe und Feindesliebe und verlangte die unbedingte Abwendung des Menschen vom Leben: *Haß* gegen das eigene Leben. Er verlangte mithin die Aufhebung des innersten Wesens des Menschen, welches unersättlicher Wille zum Leben ist, er ließ Nichts mehr im Menschen frei; er band und schnürte den natürlichen Egoismus ganz ab, oder, mit anderen Worten: er verlangte *langsamen Selbstmord*.

Da aber der Mensch, eben weil er hungriger Wille zum Leben ist, das Leben als das höchste Gut preist, so mußte Christus dem Drange nach dem irdischen Leben ein Gegenmotiv geben, welches die Kraft hatte, von der Welt abzuziehen, und dieses gewaltige Gegenmotiv war das *Reich Gottes*, das ewige Leben voll Ruhe und Seligkeit. Die Wirksamkeit dieses Gegenmotivs wurde erhöht durch die Drohung mit der Hölle; doch trat die Hölle sehr in den Hintergrund: sie hatte nur die Bestimmung, die allerrohesten Gemüther zu schrecken, das Herz zu durchfurchen, damit die Hoffnung auf ein reines Lichtleben von Ewigkeit zu Ewigkeit Wurzel fassen könne.

Es läßt sich nichts Verkehrteres als die Behauptung denken, Christus habe nicht die *volle* und *ganze Ablösung* des Individuums von der Welt verlangt. Die Evangelien lassen über seine |
i263 Forderung gar keinen Zweifel aufkommen. An der Hand der gepredigten *Tugenden* will ich zunächst den indirekten Beweis dafür geben.

> Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, und deinen Feind hassen.
>
> Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.
>
> (Matth. 5, 43-44.)

Kann Der seinen Feind lieben, in dem noch der Wille zum Leben mächtig ist?

Dann:

> Das Wort faßt nicht Jedermann, sondern denen es gegeben ist.
>
> Denn es sind Etliche verschnitten, die sind aus Mutterleibe also geboren, und sind Etliche verschnitten, die von Menschen verschnitten sind, und sind Etliche verschnitten, die sich selbst verschnitten haben um des Himmelreichs willen. Wer es fassen mag, der fasse es.
>
> (Matth. 19, 11-12.)

Kann Der die Tugend der Virginität ausüben, welchen auch nur noch ein einziges dünnes Fädchen an die Welt fesselt?

Der direkte Beweis ergiebt sich aus folgenden Stellen:

> Also auch ein Jeglicher unter euch, der nicht absaget *Allem, das er hat*, kann nicht mein Jünger sein.
>
> (Luc. 14, 33.)
>
> Willst du vollkommen sein, so gehe hin, *verkaufe was du hast, und gieb es den*

> Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir nach.
>
> (Matth. 19, 21.)
>
> Es ist leichter, daß ein Ankertau durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in das Reich Gottes komme.
>
> (*ib*. 19, 24.)

In diesen Stellen wird zunächst die Ablösung des Menschen von allem äußeren Besitz, der ihn so sehr an die Welt fesselt, verlangt. Der Schwere der Forderung gaben die Jünger Christi den naivsten und beredtesten Ausdruck, als sie den Meister, in Bezug auf den letzteren Ausspruch, entsetzt fragten:

> Ja, wer kann denn selig werden?

Aber Christus verlangt viel, viel mehr.

> Und ein Anderer sprach: Herr ich will dir nachfolgen, aber |
> i264 erlaube mir zuvor, daß ich einen Abschied mache mit denen, die in meinem Hause sind.
>
> Jesus aber sprach zu ihm: Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes.
>
> (Luc. 9, 61-62.)
>
> So Jemand zu mir kommt, und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein.
>
> (*ib*. 14, 26.)
>
> Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren und wer sein Leben auf dieser Welt hasset, der wird es erhalten zum ewigen Leben.
>
> (Joh. 12, 24-25.)

Hier verlangt also Christus ferner: erstens die Zerreißung aller süßen Herzensbande; dann vom nunmehr ganz allein und vollständig frei und ledig dastehenden Menschen Haß gegen sich selbst, gegen sein eigenes Leben.

Wer ein echter Christ sein will, darf und kann mit dem Leben keinen Compromiß abschließen. Entweder – Oder: *tertium non datur*. –

Der Lohn für die volle Resignation war das Himmelreich, d.h. der Herzensfriede.

> Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir; denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.
>
> (Matth, 11, 29.)

Das Himmelreich ist Seelenruhe und durchaus nichts jenseit der Welt Liegendes, etwa eine Stadt des Friedens, ein neues Jerusalem.

> Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch.
>
> (Luc. 17, 21.)

Der echte Nachfolger Christi geht durch den Tod in das Paradies, d.h. in das absolute Nichts: er ist frei von sich selbst, ist völlig erlöst.

Hieraus ergiebt sich auch, daß die Hölle nichts Anderes ist, als Herzensqual, Daseinspein. Das Weltkind geht nur scheinbar im Tode aus der Hölle heraus: es hatte sich schon vorher wieder ganz in ihre Gewalt begeben.

> Solches habe ich mit euch geredet, daß ihr in mir Frieden habt. In der Welt habt ihr Angst.
>
> (Joh. 16, 33.)

i265 Das Verhältniß des Individuums zur Natur, des Menschen zu Gott, kann nicht tiefsinniger und wahrer aufgefaßt werden als es im Christenthum dargestellt ist. Es tritt nur verschleiert auf, und diesen Schleier abzuziehen, ist Aufgabe der Philosophie.

Wie wir gesehen haben, entstanden die Götter nur dadurch, daß einzelne Thätigkeiten der nicht abzuleugnenden Gewalt der Natur personificirt wurden. Die Einheit, Gott, entstand durch Verschmelzung der Götter. Immer aber wurde das Schicksal, die aus der Bewegung aller Individuen der Welt sich ergebende einheitliche Bewegung, entweder theilweise oder ganz erfaßt, und dem entsprechend personificirt. Diese Gestaltung eines abstrakten Verhältnisses lag in der Richtung des Geistes, in welchem die Einbildungskraft die Urtheilskraft überwog.

Und immer wurde der Gottheit die ganze Gewalt gegeben: das Individuum erkannte sich in totaler Abhängigkeit und hielt sich deshalb für Nichts.

Im Pantheismus der Inder tritt dieses Verhältniß des Individuums zur Einheit ganz nackt zu

Tage. Aber auch im Monotheismus der Juden ist es unverkennbar. Das Schicksal ist eine wesentlich unbarmherzige, schreckliche Macht, und die Juden hatten vollkommen Recht, daß sie sich Gott als einen zornigen, eifrigen Geist vorstellten, den sie *fürchteten*.

Dieses Verhältniß *änderte* nun Christus mit *fester* Hand.

An den Sündenfall anknüpfend, lehrte er die *Erbsünde*. Der Mensch wird sündhaft geboren.

> Aus dem *Herzen* des Menschen gehen heraus böse Gedanken, Ehebruch, Hurerei, Mord, Dieberei, Geiz, Schalkheit, List, Unzucht, Schalksauge, Gotteslästerung, Hoffart, Unvernunft.
>
> (Marc. 7, 21-22.)

Demgemäß gestaltet sich sein individuelles Schicksal zunächst aus ihm selbst heraus, und alles Unglück, das ihn trifft, alle Noth und Pein, fällt allein der Sünde Adam's, in welchem *alle* Menschen gesündigt haben, zu.

Auf diese Weise nahm Christus von Gott alle Grausamkeit und Unbarmherzigkeit und machte ihn zu einem *Gott der Liebe* und Barmherzigkeit, zu einem treuen *Vater* der Menschen, dem man vertrauensvoll, *ohne Furcht*, nahen kann.

i266 Und dieser reine Gott leitet nun die Menschen so, daß sie *Alle* erlöst werden.

> Denn Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß er die Welt richte, sondern *daß die Welt durch ihn selig werde*.
>
> (Joh. 3, 17.)
>
> Und ich, wenn ich erhöhet werde von der Erde, so will ich sie *Alle* zu mir ziehen.
>
> (Joh, 12, 32.)

Diese Erlösung *Aller* wird im ganzen Verlauf der Welt, den wir gleich berühren werden, sich vollziehen, und zwar allmählich, indem Gott nach und nach die Herzen *aller* Einzelnen gnädig erwecken wird. Dieses direkte Eingreifen Gottes in das durch die Erbsünde verstockte Gemüth ist die *Vorsehung*.

> Kauft man nicht zwei Sperlinge um einen Pfennig? Noch fällt derselben *keiner* auf die Erde ohne euren Vater.
>
> Nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupte *alle gezählet*.
>
> (Matth. 10, 29-30.)

Von der Vorsehung ist die *Gnadenwirkung* ein Ausschnitt, gleichsam die Blüthe.

> Es kann Niemand zu mir kommen, es sei denn, daß ihn *ziehe der Vater*, der mich gesandt hat.
>
> (Joh. 6, 44.)

Bleiben wir hier einen Augenblick stehen. Was war geschehen? War das Schicksal an sich, die Weltbewegung, plötzlich milde und friedvoll geworden? Trat fortan in der Welt kein Uebel mehr auf: keine Seuchen, keine Krankheiten, keine Erdbeben, keine Ueberschwemmungen, keine Kriege? Waren die Menschen alle friedfertig geworden? hatte der Kampf in der Gesellschaft aufgehört? Nein! das Alles war geblieben. Nach wie vor trug der Weltlauf das fürchterliche Gepräge. *Aber die Stellung des Individuums zu Gott hatte sich total verändert*. Der Weltlauf war nicht mehr der Ausfluß einer einheitlichen Macht; er entstand jetzt aus *Faktoren*, und diese Faktoren, aus denen er sich erzeugte, waren streng geschieden worden. Auf der einen Seite stand die sündhafte Creatur, welche die Schuld an ihrem Unglück allein trägt, aus eigenem Willen handelt, und auf der anderen Seite stand der barmherzige Gott-Vater, der Alles zum Besten lenkt.

Das Einzelschicksal war fortan das Produkt der Erbsünde und der Vorsehung (Gnadenwirkung): das Individuum handelte zur |
i267 *Hälfte* selbständig, zur *Hälfte* wurde es von Gott geleitet. Eine große, schöne Wahrheit.

So steht das Christenthum zwischen Brahmanismus und Budhaismus in der *richtigen* Mitte, und alle drei beruhen auf dem *richtigen* Urtheil über den Werth des Lebens.

Aber nicht nur lehrte Christus die Bewegung des Individuums aus dem irdischen Leben in das Paradies, sondern auch eine einheitliche Bewegung des *Weltalls* aus dem Sein in das Nichtsein.

> Und es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt, zu einem Zeugniß über alle Völker; *und dann wird das Ende kommen*.
>
> (Matth. 24, 14.)

Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen. Von dem Tage aber und der Stunde weiß Niemand, auch die Engel nicht im Himmel, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater.

(Marc. 13, 32.)

Auch hier vereinigt das Christenthum die beiden einseitigen Wahrheiten des Pantheismus und Budhaismus: es verknüpft die reale Bewegung des Individuums (Einzelschicksal), welche Budha allein anerkannte, mit der realen Bewegung der ganzen Welt (Weltallschicksal), welche der Pantheismus allein gelten ließ.

Demnach hatte Christus den tiefsten Blick, der überhaupt möglich ist, in den dynamischen Zusammenhang des Weltalls geworfen, und dies stellt ihn hoch über die weisen Pantheisten Indien's und über Budha.

Daß er Brahmanismus und Budhaismus einerseits und die abgelaufene Geschichte der Menschheit andererseits gründlich kannte, kann keinem Zweifel unterworfen sein. Immerhin reicht dieses bedeutende Wissen nicht hin, um die Entstehung der großartigsten und besten Religion zu erklären. Man muß den gewaltigen Dämon des Heilands zur Hülfe nehmen, der, in Form von Ahnungen, seinen Geist unterstützte. Für die Bestimmung des Einzelschicksals der Menschen lagen alle nöthigen Anhaltspunkte in der reinen, herrlichen Persönlichkeit Christi, nicht aber für die Bestimmung des Weltallsschicksals, dessen Verlauf er trotzdem ohne Schwanken feststellt, wenn er auch seine Unwissenheit, in Betreff der Zeit des Endes, offen bekennt.

Von dem Tage aber und der Stunde weiß Niemand – – auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater.

i268 Mit welcher apodiktischen Gewißheit spricht er dagegen von demjenigen Faktor des Schicksals, der, unabhängig vom Menschen, das individuelle Schicksal gestalten hilft!

Ich rede, was ich von meinem Vater gesehen habe.

(Joh, 8, 38.)

und dann die herrliche Stelle:

Ich aber kenne ihn. Und so ich würde sagen, ich kenne ihn nicht, so würde ich ein Lügner sein, gleich wie ihr seid. Aber ich kenne ihn, und halte sein Wort. (Joh. 8, 55.)

Man vergleiche hiermit das Urtheil des pantheistischen Dichters über die unerkennbare, verborgene Einheit in der Welt:

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?

(Goethe.)

Wer vorurtheilslos die Lehre Christi untersucht, der findet nur immanentes Material: Herzensfrieden und Herzensqual; Einzelwillen und dynamischen Zusammenhang der Welt; Einzelbewegung und Weltallsbewegung. – Himmelreich und Hölle; Seele, Satan und Gott; Erbsünde, Vorsehung und Gnadenwirkung; Vater, Sohn und heiliger Geist; – dieses Alles ist nur dogmatische Hülle für erkennbare Wahrheiten.

Aber diese Wahrheiten waren zur Zeit Christi nicht erkennbar, und deshalb mußten sie geglaubt werden und in solchen Hüllen auftreten, die wirksam waren. So hatte die Frage des Johannes:

Wer ist aber, der die Welt überwindet, ohne der da glaubet, daß Jesus Gottes Sohn ist?

volle Berechtigung.

22.

Die neue Lehre wirkte gewaltig. Die wunderschönen, ergreifenden Worte des Heilands:

i269 Ich bin gekommen, daß *ich ein Feuer anzünde auf Erden*; was wollte ich lieber, denn es brennete schon!

Aber ich muß mich zuvor taufen lassen mit einer Taufe, und wie ist mir so bange bis sie vollendet werde.

Meinet ihr, daß ich hergekommen bin, Frieden zu bringen auf Erden? Ich sage nein, sondern Zwietracht.

(Luc. 12, 49-51.)

gingen in Erfüllung. »Jede große Idee, sobald sie in die Erscheinung tritt, wirkt tyrannisch,« sagt Goethe. Ihre Wahrheit hat deshalb die außerordentliche Macht, weil sie sofort in das *Gewissen* übergeht. Der Mensch *weiß* fortan ein höheres Wohl; es umklammert sein Herz und, wie er sich auch schütteln mag, es läßt ihn nicht mehr los. Und so war auch die Lehre Christi, einmal als neues Motiv in die Welt geworfen, nicht mehr zu vernichten. Sie ergriff zunächst die Niederen, die Verachteten, die Ausgestoßenen. »*Alle* Menschen sind Brüder, sind Kinder eines liebenden Vaters im Himmel und *Jeder* ist berufen an Gottes Herrlichkeit Theil zu nehmen.« Zum ersten Mal wurde im Occident die Gleichheit Aller vor Gott gelehrt, zum ersten Mal feierlich erklärt, daß vor Gott kein Ansehen der Person gelte, und zum ersten Mal neigte sich die Religion zu *jedem* Individuum herab, nahm es liebevoll in ihre Arme und tröstete es. Sie richtete seinen Blick von dem rasch verlaufenden Leben in dieser Welt auf ein ewiges Leben und setzte klar und bestimmt den Preis fest, um den es zu erlangen war: »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst; willst du aber ganz sicher die unvergängliche Krone des Lebens erhalten, *so berühre nie ein Weib*.« Die Sehnsucht nach dem Himmelreich mußte in der Brust der in Ketten Schmachtenden um so größer werden, als gar keine Aussicht vorhanden war, daß durch innere Umwälzungen die persönliche, bürgerliche und politische Freiheit *Aller* je eine Wahrheit werden würde. Aber warum sollte sie denn überhaupt zur Wahrheit werden? Wie bald ist das kurze Leben vorbei und dann ist ja die Freiheit für ewig gesichert!

Die neue Lehre ergriff dann ganz besonders die Frauen. Der Charakter des Weibes ist durch die beständige Unterdrückung seit Jahrtausenden, auch theilweise durch Verzärtelung in der Civilisation, ein viel milderer als der des Mannes. Das Weib ist vorzugsweise barmherzig. Die Religion der Liebe mußte nun die größte Gewalt über das gleichsam prädisponirte Gemüth der in ihren Kreis ein|tretenden
i270 Frauen ausüben. Sie wurden die Hauptverbreiter des Christenthums. Ihr Beispiel, ihr Lebenswandel wirkte ansteckend. Und wie mußte die neue Generation den Adel ihrer Seelen zeigen. Ich erinnere nur an Macrina und Emmelia, die Großmutter und Mutter des Basilius, an Nonna, die Mutter von Gregor von Nazianz, an Anthusa, die Mutter von Chrysostomos, an Monica, die Mutter von Augustinus und an den Ausruf des Hellenisten Libanius: Welche Frauen haben doch die Christen!

Schließlich ergriff sie die Gebildeten, die eine entsetzliche Leere in sich empfunden haben und unsagbar unglücklich gewesen sein müssen. Sie warfen sich, um nicht ganz im Schlamme zu versinken, und weil der Geist Nahrung verlangt, wie der Körper, dem crassesten Aberglauben in die Arme, ließen ihrer Phantasie die Zügel schießen und haschten nach Phantomen in großer Angst und Beklommenheit. Das Christenthum gab ihnen ein *festes Ziel* und damit eine *bestimmte Richtung*. Es setzte an die Stelle der *endlosen* Entwicklungen Heraklit's und der *endlosen* Wanderungen Plato's, in deren Betrachtung dem Menschen zu Muthe ist, wie einem vom brennendsten Durste geplagten Wanderer in der Wüste, einen *Abschluß*: die herzerquickende Ruhe im Reiche Gottes. Der Unwissende, der Rohe, läßt sich, wie ein welkes Blatt vom Herbstwinde, immer vorwärts treiben und bringt sich seine Pein selten zum Bewußtsein. Wer aber der Noth entrissen ist und die mit dem Leben wesentlich verbundene Ruhelosigkeit erkannt und schmerzlich empfunden hat, in dem erwacht und wird immer heftiger die Sehnsucht nach Ruhe, nach Enthebung aus dem flachen, ekelhaften Treiben der Welt. Die Philosophie Griechenlands konnte aber den Durst nicht stillen. Sie schleuderte den Verschmachtenden, der Trost bei ihr suchte, immer wieder in den Proceß des Ganzen, dem sie kein Ziel zu setzen vermochte. Das Christenthum dagegen gab dem müden Wanderer einen Ruhepunkt voll Seligkeit. Wer nahm da nicht gern die

unbegreiflichen Dogmen in den Kauf?

An allen Ergriffenen aber bewährte es sich als eine große Kraft, die den Menschen wirklich glücklich machen kann. In der besten Zeit Griechenlands und Rom's war nur eine moralische Entzündung des Willens an der Erkenntniß möglich, nämlich die Vaterlandsliebe. Wer die Güter erkannt und schätzen gelernt hatte, die der Staat ihm darbot, der mußte entflammen, und die Hingabe |
i271 an den Staat gab ihm große Befriedigung. Ein anderes, höheres Motiv, als die Wohlfahrt des Staates, das den Willen hätte ergreifen können, gab es nicht. Nun aber verinnerlichte der Glaube an das selige ewige Leben die Gemüther, durchglühte und läuterte sie, ließ sie Werke reiner Menschenliebe vollbringen und machte sie schon selig in diesem Leben.

23.

Den Absterbungsproceß der Römer beschleunigte dann der Neu-Platonismus. Er ist auf brahmanische Weisheit zurückzuführen. Er lehrte, ganz indisch, eine Ur-Einheit, deren Ausströmung die Welt ist, jedoch verunreinigt durch die Materie. Damit sich die Seele des Menschen von ihren sinnlichen Beimischungen befreie, genügt aber nicht die Ausübung der vier platonischen Tugenden, sondern die Sinnlichkeit muß durch Askese ertödtet werden. Eine also gereinigte Seele muß nun nicht wieder, wie bei Plato, in die Welt zurück, sondern versinkt in den reinen Theil der Gottheit und verliert sich in bewußtloser Potenzialität. Der Neu-Platonismus, der eine gewisse Ähnlichkeit mit der christlichen Lehre hat, ist die Vollendung der Philosophie des Alterthums und, gegen Plato's und Heraklit's Systeme gehalten, ein ungeheuerer Fortschritt. Das Gesetz der geistigen Befruchtung ist überhaupt nie bedeutsamer und folgenschwerer hervorgetreten, als in den ersten Jahrhunderten nach Christus.

Der Neu-Platonismus bemächtigte sich derjenigen Gebildeten, welche die Philosophie über die Religion stellten, und beschleunigte ihr Absterben. Später wirkte er auf die Kirchenväter und dadurch auf die dogmatische Ausbildung der Christuslehre. Die Wahrheit ist außerordentlich einfach. Sie läßt sich zusammenfassen in die wenigen Worte: »Bleibe keusch und du wirst das größte Glück auf Erden und nach dem Tode Erlösung finden.« Aber wie schwer fällt ihr der Sieg! Wie oft mußte sie schon die Form wechseln! wie vermummt mußte sie auftreten, um überhaupt in der Welt Fuß fassen zu können.

24.

Neu-Platonismus und Christenthum wendeten den Blick ihrer Bekenner von der Erde ab, weshalb ich oben sagte, daß sie nicht nur nicht den Verfall des römischen Reichs aufhielten, sondern ihn |
i272 herbeizogen. »Mein Reich ist nicht von dieser Welt,« hatte Christus gesagt. Die Christen der ersten Jahrhunderte beherzigten den Ausspruch wohl. Sie ließen sich lieber zu Tausenden hinschlachten, ehe sie sich dem Staate hingaben. Jeder war nur besorgt um sein Seelenheil und das seiner Glaubensbrüder. Die irdischen Dinge mochten sich gestalten wie sie wollten, – was konnte der Christ verlieren? Doch höchstens das Leben: und gerade der Tod war sein Gewinn; denn das Ende des kurzen irdischen Lebens war der Anfang des ewigen seligen Lebens. Diese Denkungsart war in Alle so eingedrungen, daß man allgemein den Todestag des Märtyrers als seinen Geburtstag feierte.

Auch als das Christenthum zur Staatsreligion erhoben worden war, änderten die Christen ihre Haltung nicht. Die Bischöfe benutzten nur ihren Einfluß, um die blutigen Gladiatorenkämpfe abzuschaffen, Armenhäuser und Spitäler überall entstehen zu lassen, und um die an den Grenzen des Reichs wohnenden Barbaren leichter bekehren zu können.

So vollzogen sich denn endlich die Geschicke des römischen Weltreichs, und auf die großartigste Fäulniß folgte die großartigste Verschmelzung, von der die Geschichte erzählt.

Schon im zweiten Jahrhundert v. Chr. hatten Theile der im Norden des römischen Reichs wohnenden kräftigen Völker germanischen Stammes, die Cimbern und Teutonen, versucht, das Reich zu zertrümmern. Aber die Zeit war noch nicht gekommen, wo frisches, wildes Blut, in dem die gesunde, würzige Luft der Steppe lebte, die siechen Römer regeneriren sollte. Die

gedachten Schaaren wurden von Marius geschlagen und großentheils vertilgt. Aber 500 Jahre später ließ sich der Strom nicht mehr dämmen. Vandalen, Westgothen, Ostgothen, Longobarden, Burgundionen, Sueven, Alanen, Franken, Sachsen u.s.w. brachen von allen Seiten in den Staat ein, welcher vorher in ein ost- und west-römisches Reich getheilt worden war. Die Greuel der Völkerwanderung spotten jeder Beschreibung. Wohin die wilden Völkerschaften kamen, zerstörten sie die Werke der Kunst, für die sie kein Verständniß hatten, ließen die Städte in Flammen aufgehen, mordeten den größten Theil der Einwohner und machten das Land zur Einöde. Das Schicksal zeigte unverschleiert sein Ziel und bestätigte die christliche Lehre, die immer lauter und eindringlicher die Abkehr vom entsetzlichen Kampf |
i273 um's Dasein und die Abtrennung des Individuums von der Welt forderte.

Allmählich aber setzten sich die rohen Schaaren fest und vermischten sich mit den übrig gebliebenen Culturvölkern des abendländischen Römerreichs. Es entstanden überall neue eigenthümliche Charaktere und kräftige Mischvölker, welche größere selbständige Staaten bildeten. Nur diejenigen Germanen, welche in Deutschland theils verblieben, theils dahin zurückgeworfen worden waren, erhielten sich unvermischt in der vollen ursprünglichen Kraft. Das Christenthum wurde nach und nach in allen neuen Staaten die herrschende Religion und unter seinem Einflusse erlagen die rohen Sitten, erweichten die Herzen und wurden gezähmt.

In die verlassenen Wohnsitze der Germanen rückten die Slaven, welche theils in friedlicher Berührung mit den angrenzenden Deutschen und Mischvölkern, theils von denselben unterjocht, in die Civilisation hereingezogen wurden.

25.

Kurze Zeit nachdem die durch gewaltigen Anstoß von Norden entstandene Völkervermischung sich einigermaßen abgeklärt und neue Reiche ausgeschieden hatte, drangen auch von Süden halbwilde Völker in den Kreis der Civilisation. Der Araber Muhammed hatte auf Handelsreisen das Christenthum und die jüdische Religion kennen gelernt und sich daraus eine Weltanschauung gebildet, die ihn entflammte. Das *Schicksal* tritt in ihr sehr bedeutend hervor und wird richtig gekennzeichnet: allerdings nur von der *Peripherie* aus, wo es sich als unerbittliche, unaufhaltbare, mit Nothwendigkeit verlaufende Weltbewegung zeigt. Es schwebt *über* der Welt, wie bei den Griechen, und kein Individuum in der Welt hilft, aus seiner Natur heraus, es gestalten, indem jedes Wesen, auf Allah's Antrieb, ausführen muß, was geschehen soll; während die richtige Ansicht vom Schicksal die ist, daß es die aus den Bewegungen *aller* Individuen, des Sonnenstäubchens sowohl, als des Menschen, resultirende Bewegung der ganzen Welt ist, daß es also aus der Welt allein, und hier durch das Ineinandergreifen *aller* nothwendigen Handlungen *aller* Individuen entspringt.

Es drängte den Propheten, das gefundene Heil seinen Stammesgenossen mitzutheilen und sie zugleich in die höheren Lebensformen |
i274 der Civilisation, die er schätzen gelernt hatte, einzuführen. Er stiftete eine neue Religion, den Muhammedanismus, mit dem verlockenden Paradiese, begeisterte die phantasievollen Nomaden Arabien's und gab ihnen Motive, welche sie in die Ferne, zu den absterbenden Völkern Kleinasien's, Aegypten's, Persien's und Nord-Indien's trieben. Wie die germanischen Völker, unterwarfen sie, in heißem Fanatismus, alle Länder, in welche sie eindrangen, bis sie auf die neuen romanisch-germanischen Reiche in Spanien und Frankreich stießen und an ihnen einen Damm fanden. Sie setzten sich jedoch in Süd-Spanien fest. Hier, und überall sonst, vermischten sie sich theils mit den alten Einwohnern, theils ließen sie sich von der vorgefundenen hohen Cultur befruchten. So entstand allmählich eine ganz eigenthümliche, sogenannte maurische Cultur, welche großen Einfluß auf die Völker des Abendlandes ausübte. Die Mauren pflegten die Wissenschaften, besonders Mathematik, Astronomie, Philosophie, Arzneikunde, brachten hervorragende Werke der Poesie hervor und bildeten einen zierlichen Baustil aus, der das Formal-Schöne des Raumes nach einer neuen Richtung auf das Edelste offenbarte.

26.

Das Gesetz der geistigen Befruchtung zeigt sich recht deutlich an der einfachen christlichen Lehre. Sie hat ihre Wurzeln in der jüdischen Religion, welche eine unter aegyptischem und persischem Einflusse gereinigte Naturreligion ist, und in den indischen Religionen (wahrscheinlich durch aegyptische Vermittlung).

In ihrer Weiterbildung trat neben jenes Gesetz das der geistigen Reibung. Zum ersten Male war sich im Occident eine Religion selbst überlassen; sie war nicht eine feste Grundlage des Staates, sondern schwebte über demselben ganz frei und wendete sich an die Individuen ohne weltliche Hülfe, bald dieses, bald jenes ergreifend. Hätten sich nun die Bekenner mit kindlichem Sinne an die einfache Heilswahrheit gehalten, welche in keiner Weise mißzuverstehen ist, so hätten Sekten gar nicht entstehen können. Aber der grübelnde Geist versenkte sich mit Wollust in die Heimlichkeiten Gottes, die Doppel-Natur Christi, das Verhältniß des heiligen Geistes zu Gott und Christo, in das Wesen der Sünde und Gnade u.s.w. und selbstverständlich mußten hier die Meinungen weit auseinander gehen, weil die heiligen Schriften |
i275 in dieser Hinsicht vieldeutig sind. Hierzu trat das Bestreben der Gelehrten (der oberflächlichen »Vielwisser«, wie sie der düstere Herakleitos verächtlich nennt), alle guten Elemente des philosophischen Wissens der damaligen Zeit mit der Offenbarung Gottes durch Christum zu verschmelzen. So bildeten sich denn einseitige Lehren aus; ein einheitliches Christenthum existirte nicht mehr und die verschiedenen Lehrmeinungen standen sich schroff gegenüber.

Die Gefahr für das Christenthum war groß. Sie erweckte Männer, welche Alles aufboten, um sie zu beschwören. Sie verfochten mit Geschick den einheitlichen Glauben, und ihren Bemühungen gelang es schließlich, als die Lehre Staatsreligion geworden und deshalb nöthig war, sie zu einem festen, unantastbaren Grund für das Gemeinwesen zu machen, auf Concilien den feinen ethischen Duft des Christenthums in die festen Behältnisse von Dogmen einzuschließen. Die Ketzer wurden verfolgt, und wenn auch die Sekten nicht ganz auszurotten waren, so verloren sie doch allen Einfluß auf die Geschicke der Menschheit.

Später jedoch führten Rangstreitigkeiten zwischen dem Bischof von Rom und dem Patriarchen von Konstantinopel, hauptsächlich verschärft durch die verschiedenartige Auslegung der Dreieinigkeit, zu einer Spaltung der Kirche in einen römisch-katholischen und einen griechisch-katholischen Zweig.

Um den Kampf mit der griechischen Kirche, welche vom byzantinischen Kaiser mächtig beschützt wurde, erfolgreich durchführen zu können, ließ die römische Kirche das römische Kaiserthum wieder aufleben, und bekleidete zuerst Karl den Großen mit der Kaiserwürde. Der Kaiser sollte der Stellvertreter Gottes auf Erden, ein höchster Schiedsrichter in irdischen Sachen, sein und diese Welt zu einem Abglanz des Reiches Gottes machen. »Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden.« Die Kirche huldigte indessen dieser Ansicht nur so lange, als sie sich schwach fühlte. Als sie, durch die Siege der ihr ergebenen Fürsten und die aufopfernde Thätigkeit gottbegeisterter Wanderlehrer, den größten Theil der europäischen Länder dem christlichen Glauben unterworfen sah, machte sie den Papst zum alleinigen Stellvertreter Gottes auf Erden. Der Papst übertrug nur seine Macht auf den Kaiser und nur so lange, als dieser den Instruktionen gemäß handelte. Jetzt entstand der lange Hader |
i276 zwischen Papstthum und Kaiserthum, zwischen weltlicher und geistlicher Macht, der noch heute nicht geschlichtet ist.

27.

Wir haben jetzt die Zustände des Mittelalters auf politischem, ökonomischem und geistigem Gebiete kurz zu betrachten. –

Die abendländische Christenheit zerfiel in eine große Anzahl selbständiger Staaten, welche den Kaiser im Prinzip als obersten Herrn anerkannten. In ihm war scheinbar, thatsächlich aber im Papste ein ungeschriebenes Völkerrecht verkörpert, so daß Ausrottungskriege gegen Christen unmöglich waren und nach dem Gesetze der Völkerrivalität ein reges politisches Leben Platz greifen konnte.

Die Form der Staaten war der Feudal-Staat. Der König wurde als Besitzer des ganzen eroberten Landes angesehen. Er gab Theile davon an den hohen Adel, an die hohe

Geistlichkeit und an Städte ab, d. h. er belehnte sie damit, und erhielt als Gegenleistung Heerfolge und bestimmte Abgaben. Die Belehnten gaben ihrerseits wieder Theile des Lehns an ihre Mannen und an die Bauern, welche ihnen zu Diensten dafür verpflichtet waren.

Aus diesem allgemeinen Lehnsverbande schieden mit der Zeit der höchste Adel, die Kirchenfürsten und die freien Städte aus. Sie benutzten ihre Macht dazu, ihr Lehen zu freiem Eigenthum zu machen und dagegen das Abhängigkeitsverhältniß nach unten zu verstärken. Die meisten Bauern wurden zu Leibeigenen herabgedrückt und sanken in Noth und Elend.

Auf diese Weise wurde die Gewalt des Königs gelähmt. Er konnte fast nur dann noch das Wohl des Staates fördern, wenn es mit dem Privatinteresse der Herren übereinstimmte.

Der Feudalstaat war somit die Brutstätte der maßlosesten Zersplitterung. Das Gesetz der Ausbildung des Theils, welches man hier am besten Gesetz des Particularismus nennt, trat mächtig in ihm auf. Jeder sonderte sich mit seinem Anhang ab und bildete seine Persönlichkeit einseitig aus. Es entstand eine Fülle echter trotziger Charaktere, die vor Fäulniß bewahrt wurden, weil Reichthum nicht vorhanden war und die bei einer solchen Lage der Dinge hohe Reibung die Kräfte beständig in Spannung erhielt und vor Erschlaffung schützte. Eckige, querköpfige, eiserne Menschen, die lieber zerbrachen, als ihren Eigensinn aufgaben! Aber sie wur|den
i277 von der Civilisation nicht vergessen! Sie ließ dieselben auf die Seite treten und sich absondern, um sich und Anderen großes Leid zu bereiten. Dann kam die Hochfluth, welche sie in den Strom des Werdens riß, sie schmelzte und zu neuen Crystallen von weicherer Natur anschießen ließ.

28.

Wenn wir jetzt das ökonomische Gebiet des Mittelalters betreten, so haben wir zunächst einen Blick auf die Arbeit im Alterthume zu werfen.

Das ökonomische Gepräge der alten Welt ist die Sklaverei. Die herrschenden Classen der Priester und Adeligen, jene im Besitze der geheimen Wissenschaft, diese das Schwert in der Hand, ließen die unteren Classen für sich arbeiten und wurden reich. Während das Volk darbte, weil ihm nur so viel kärglich zugemessen wurde, als zur Fortführung eines mühseligen Lebens nöthig war, schwelgten die Herrschenden im Ueberfluß. Der wirthschaftliche Schwerpunkt lag im Ackerbau, der die meisten Sklaven beschäftigte. Der Rest wurde dazu verwandt, nothwendige Gegenstände, wie Kleider, Waffen, Geräthschaften u.s.w. anzufertigen. Den Ueberschuß an solchen Produkten tauschte der antike Herr, vermittelst der Kaufleute, gegen die Luxusprodukte anderer Länder aus.

In ähnlicher Weise gestalteten sich die wirthschaftlichen Verhältnisse im Mittelalter. Die Sklaverei war zwar durch das Christenthum abgeschafft worden, aber an ihre Stelle trat die Leibeigenschaft und die Hörigkeit. Die freieren Bauern mußten dem Herrn Naturaldienste leisten und Theile ihrer Ernte, ihres Viehs etc. an ihn abtreten.

Die Gewerke, wenn sie nicht im Dienste der Feudalherren standen, konnten sich dem herrschenden Zeitgeiste nicht entziehen und gliederten sich nach streng abgeschlossenen Zünften. Für jeden Ort waren die Gewerke und für jedes Gewerk die Zahl der Meister bestimmt; ferner war genau festgestellt, auf welche Weise Einer Meister werden konnte, welche Anzahl von Gesellen er halten, was er produciren durfte.

29.

Auf geistigem Gebiete herrschte die Kirche. Ihre Stellung zu den lebenskräftigen Mischvölkern und reinen Germanen war eine |
i278 andere, als die der christlichen Lehre zum römischen Volke. Diese hatte Bruchtheile einer absterbenden Nation bergab zu führen, jene sämmtliche Individuen bergauf zu geleiten und ihre Lebenskraft zu dämpfen und zu mildern.

Ihre Wirksamkeit war anfänglich außerordentlich segensreich. Sie wurde der Lehre ihres erhabenen Stifters in der Hauptsache niemals untreu, sondern, wie er, wandte sie sich unmittelbar an das Individuum, dessen Bedeutung sie nicht aus den Augen verlor. Jedem predigte sie die Heilswahrheit, Jedem war der Weg zu ihr immer frei, Jedem gab sie, was sie

überhaupt hatte, Jeden begleitete sie von der Wiege bis zum Grabe. In die rohen Menschen trug sie den Zwiespalt zwischen dem natürlichen Egoismus und den klaren Geboten Gottes, gab ihnen ein strengeres Gewissen und mit ihm die Gewissensangst, Furcht und Schrecken: die besten Bändigungsmittel für wildes Blut. Auf den zermürbten Boden aber warf sie mit vollen Händen die Wahrheit, daß das Leben werthlos sei, und den Samen der Hoffnung, der Liebe und des Glaubens an die ewige Seligkeit.

Sie wendete den Blick auf ein unvergängliches Gut und gab den richtigen Weg an, auf dem die Creatur Frieden mit ihrem Schöpfer machen kann. Sie verbot, getragen von echt christlichem Geiste, ihren Priestern die Ehe und in ebenso echt christlichem Geiste begünstigte sie die Gründung von Klöstern, die ein Bedürfniß waren und sich lange in Reinheit erhielten. Das Wesen, das sich in den Klöstern ausdrückte, war, ist und wird immer vorhanden sein. Die große Gemeinde, der unsichtbare Orden der Entsagenden erweitert sich täglich.

Da die Kirche von der Wissenschaft noch Nichts zu befürchten hatte, erwarb sie sich in jenen Zeiten das Verdienst, von der Literatur des Alterthums so viel gerettet zu haben, als sie konnte. Sie barg die Schätze in den Klöstern, wo sie abgeschrieben und dadurch den Menschen erhalten wurden. Mit den Klöstern verband sie Schulen, wo, wenn auch nur als kleine Flamme, die Wissenschaft, geschützt, bessere Zeiten abwarten konnte. Die Priester waren überzeugt von der hohen Wahrheit der Religion und ihrer unbesiegbaren Stärke. Das machte sie duldsam. Man setzte das Bestreben der Kirchenväter, hellenische Wissenschaft zu pflegen, fort. Später ver|knöcherte
i279 die Kirche, und die Ansicht, daß das, was nicht in der Bibel stehe, falsch und gefährlich sei, gewann die Oberhand.

Dagegen begünstigte sie mit allen Mitteln die Kunst. Es entstand die so außerordentlich bedeutende, ganz eigenthümliche christliche Kunst, welche sich, als ein wesentliches Bildungselement, neben die Religion stellte. Die vom echten Glauben beseelten Künstler stellten die Wirkungen der göttlichen Gnade am Menschen dar, und an ihren Werken entzündeten sich die Gemüther. Die Kunst führte sie tiefer in die Religion ein, näherte sie dem in Christo verkörperten befreienden Princip und gab ihnen inneren Frieden durch den Glauben.

Aehnlich wirkten die überall entstehenden prachtvollen Dome. Die hohen, himmelanstrebenden Gewölbe stimmten die Seele erhaben, und sie ließ sich, ledig alles Drucks, auf den Schwingen der immer mehr sich ausbildenden Kirchenmusik, vor den Thron Gottes tragen. Das Herz demüthigte sich, und die Erkenntniß, daß alle irdische Freude, alles Glück, im Vergleich mit dem reinen Leben im Reiche Christi, Nichts sei, schlug zündend in dasselbe ein.

Auch wirkte die Kirche durch die dramatischen Passionsspiele, welche mit erschütternder Macht auf den Zuschauer eindrangen und ihn ernstlich und mit Erfolg mahnten, daß er ein Fremdling auf dieser Erde sei.

Am großartigsten und deutlichsten offenbarte sich die Kraft der Kirche in den Kreuzzügen, aus denen wir das wichtige Civilisationsgesetz der geistigen Ansteckung ziehen. Hoch und Niedrig, Hunderttausende nach Hunderttausenden, nahmen das Kreuz und zogen in die Ferne, den sicheren Tod vor Augen, um das Grab des Erlösers zu befreien. Ein elektrischer Strom ging durch die ganze Christenheit und befähigte den Menschen, allen Schwierigkeiten zu trotzen, alle Mühseligkeiten zu ertragen. Die Kreuzzüge sind eine sehr merkwürdige Erscheinung. Wer sich in sie vertieft, dem ist, als lege sich ihm ein Pfand in die Hände, daß sich in einer ähnlichen Stimmung die ganze Menschheit dereinst erlösen werde. Es ergriff die Menschen kein sinnliches, sondern ein ideales Motiv, und erhob sie über sich selbst. Der Geist, der in den ersten drei Jahrhunderten der Kirche herrschte, lebte wieder auf und bewirkte, daß man das Leben mit Wollust, wie eine schwere Last, abwarf. –

In keiner Geschichtsperiode ist die Gebundenheit auf allen Gebieten größer gewesen als im Mittelalter. Alles Leben bewegte sich |
i280 in starren drückenden Formen. Die Menschen gingen eingeschnürt vom Kopf bis zu den

Füßen. Der Geist war gebunden, der Wille und die Arbeit waren gebunden. Die anscheinend Freien, die Geistlichen und Ritter, waren Sklaven, wie alle Anderen, denn sie band die gegenseitige Beschränkung und die allgemeine geistige Knechtschaft.

Dieses Gebundensein nach allen Richtungen hat große Aehnlichkeit mit dem in den alten orientalischen Staaten, in denen auch erst die natürliche Rohheit und Wildheit durch Despotismus gebrochen, »der Thiermensch aus Nichts zu Etwas« gemacht werden mußte. Der Wille wurde in den neuen Reichen vorbereitet, einem großen geistigen Anstoß folgen zu können, damit die Menschheit einen neuen großen Fortschritt zu machen im Stande sei.

30.

In diese feste Organisation der Völker im Mittelalter auf politischem, ökonomischem und geistigem Gebiete brach zuerst die Erfindung des Schießpulvers eine große Bresche und veranlaßte die Umbildung des Feudalstaates in das Landesfürstenthum, später in den absoluten Staat.

Die Macht der großen und kleinen Herren wurde gebrochen und der Adel genöthigt, in die seitdem immer mehr in Aufnahme kommenden stehenden Heere und in die Verwaltung der Fürsten einzutreten. In der rechtlichen Stellung der privilegirten Classen wurde indessen Nichts geändert. Rechtlich waren Adel und Geistlichkeit die beiden herrschenden Stände, aber der Einzelne hatte seine Selbständigkeit verloren und gravitirte, wie die Planeten nach der Sonne, nach dem Staatsoberhaupte. Die Bewegung gipfelte im absoluten Staate, in dem sich der Fürst mit dem Staate identificirte (*l'état c'est moi*). Im Fürsten faßte sich der ganze Staat zusammen, von ihm allein hing das Wohl und Wehe der Unterthanen ab, und der Adel, wie die Geistlichkeit, war nur Werkzeug in seiner Hand zur Ausführung seiner Gedanken, Pläne, Einfälle und Launen (*tel est mon plaisir*). Die Form des absoluten Staats war dieselbe, wie die des despotischen im Alterthum; aber der große Unterschied zwischen beiden liegt darin, daß der letztere nothwendig für die Anfänge der Cultur, der erstere dagegen berufen war, die bis zur äußerst möglichen Grenze partikularer Ausbildung gelangten Theile in den |
i281 Strom des Werdens zurückzuziehen. Es offenbarte sich hier das Gesetz der Nivellirung.

31.

Die festen Formen auf ökonomischem Gebiete wurden durch die großen Entdeckungen und Erfindungen: die Erfindung des Compasses, die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und nach Amerika, gesprengt. Es wurde die Produktionsweise von Gütern total umgestaltet. Wie die Wogen des Meeres so lange einen Felsen auswaschen, bis die Kuppe sich nicht mehr halten kann und herabstürzt, so drängte machtvoll und unablässig der neu entstandene Welthandel gegen die Zunftverfassung. Jetzt mußten die in den neuen Ländern erweckten Bedürfnisse: Kleider, Geräthschaften u.s.w., und die Bedürfnisse der in den europäischen Ländern stetig zunehmenden Bevölkerung befriedigt werden. Die Anforderungen an die Zünfte wurden immer größer; aber wie sollten sie ihnen entsprechen können, wenn die Zahl der Meister bestimmt blieb und keiner derselben eine größere Quantität von Gegenständen produciren durfte, als gesetzlich festgesetzt war? Da mußte sich das Band lockern. Es stellten sich neben die fortbestehenden Werkstätten der zünftigen Meister, welche für den Lokalbedarf arbeiteten, die Fabriken, die immer loser mit den Zünften verknüpft wurden, und es entstand die historische Form der Industrie.

Ihre nächste Folge war, daß das Gesetz der Auswicklung der Individualität wieder mit neuer Kraft die Erscheinungen leiten konnte. Die Eheschließung war im Mittelalter außerordentlich beschränkt. Der Geselle kam fast nie zur Ehe, und die Verehelichten, durch die schwierige Ernährungsweise gehemmt, zeugten nur wenige Kinder. Aber die Civilisation will, daß alle Menschen sich so viel als möglich in neuen Individuen auseinanderlegen, damit unmittelbar und mittelbar der Wille geschwächt werde: unmittelbar durch die Zersplitterung, mittelbar durch die größere Reibung. Die segensreichen Folgen des Kampfes um die Existenz schütten sich erst dann reichlich über die Kämpfenden aus, wenn diese auf dem engsten Raum zusammengepreßt sind und sich gehörig auf die Füße treten.

Auch sei hier auf die Wirkung aufmerksam gemacht, welche die Einführung der Kartoffel

in Europa hervorbrachte. Die Volkszahl |
i282 stieg rapid; sie vervierfachte sich in Irland z. B. durch das neue Nahrungsmittel. Welche Vermehrung der Reibung!

Eine andere Folge der Industrie, welche sich auf dem politischen Gebiete bemerkbar machte – die wichtigste – war die Erstarkung des dritten Standes, des Bürgerthums. Handel und Gewerbe hatten schon im frühesten Mittelalter die Blüthe der Städte herbeigeführt und ihre Bürger befähigt, sich vom Adel der Umgebung und dann auch vom Adel in ihrer Mitte unabhängig zu machen. Jetzt aber wuchs die Macht der Bürger mit jedem Tage, weil sie täglich reicher wurden, so daß der Adel sogar sich herbeiließ, in die Heere der gegründeten Handelscompagnieen zu treten und dem Bürgerthum zu dienen, um Antheil an den beweglichen Gütern zu haben, die der fleißige und gewandte Kaufmann, wie durch Zauberei, hervorbrachte.

32.

Auf geistigem Gebiete herrschte noch immer unbeschränkt die Kirche. Den Wissenschaften wurde von ihr der Raum abgesteckt, in dem sie sich zu bewegen hatten, und sie trugen deutlich die Spuren des eisernen Drucks. Welche verkümmerte Blüthe war die Scholastik!

An dieser Herrschaft rüttelten aber schon lange vor der Reformation Sekten und brachten der großen, stahlharten historischen Form die ersten Sprünge bei. Die Veranlassung hierzu gab der Fäulnißproceß, der in den obersten Schichten der Priesterschaft aufgetreten war. Während der niedere Clerus in sehr dürftiger Lage war, schwelgten die Kirchenfürsten, und namentlich hatten die Verschwendung, Prachtliebe und Sittenlosigkeit der meisten Päpste keine Grenzen mehr. Sie benutzten die Kirche zur Erreichung von persönlichen und Familien-Zwecken und entheiligten schamlos die Christuslehre. Zuerst trat gegen diese Entartung Petrus Waldus auf, welcher die Gemeinde der Waldenser gründete. Sie sagten sich vom Papste los und erwählten ihre Seelsorger. In den blutigen Albigenserkriegen wurden sie zwar fast ganz vernichtet, aber der erste Anstoß war gegeben und mußte neue Bewegungen erzeugen. Ein neues gutes Motiv war wieder gegeben und zündete in Einzelnen. Es traten Wycliffe, Huß, Savonarola auf. Auch die beiden letzteren wurden von der Kirche unschädlich gemacht und die Spuren |
i283 ihrer Wirksamkeit ausgelöscht; aber das Feuer war nicht mehr zu dämpfen, es glimmte, anscheinend zertreten, fort und schlug endlich als helle Lohe empor, als Luther seine Thesen gegen Rom in Wittenberg veröffentlichte (31. October 1517).

Begünstigt durch die politische Stellung der Fürsten Deutschlands zu einander, zerhieb er die Form des Papstthums, befreite einen großen Theil Derjenigen, welchen schon längst die starren Wände das quellende Leben zur Qual gemacht hatten, und setzte neben die zerbrochene Form eine andere, welche den Geistern einen großen Spielraum gewährte.

Die Reformation bewirkte zwei große Umgestaltungen. Einmal gab sie dem geistigen Leben einen gesunden Boden und löste die Wissenschaft von der Religion ab; dann verinnerlichte sie das Gemüth, indem sie den Glauben zu neuer Gluth anfachte und den Blick wieder auf ein höheres besseres Leben als das irdische richtete.

Ein Frühlingswehen ging durch die Culturwelt. Kurz vorher hatten die Türken das byzantinische Reich zerstört und viele gelehrten Griechen waren nach dem Abendland geflohen, wo sie die Begeisterung für antike Bildung erweckten. Es fand eine neue Befruchtung der Geister statt; man vertiefte sich in die Werke der Alten und pfropfte das edle griechische Reis auf den kräftigen germanischen Stamm: das classische Alterthum vermählte sich mit dem gemüthstiefen Mittelalter. So schloß sich an die neue Religion eine neue Kunst und eine neue selbständige Wissenschaft, welche auf den vielen gegründeten Universitäten einen geschützten, günstigen Boden fand.

Die geistige Bewegung wuchs mit jedem Tage, beschleunigt durch die erfundene Buchdruckerkunst. Die Philosophie nahm eine ganz andere Richtung. Hatte man sich seither nur in metaphysischen Grübeleien nutzlos gemartert, so fing man jetzt an zu untersuchen, wie der Geist zu allen diesen wunderbaren Begriffen gekommen sei. Es war der einzig richtige Weg. Man zweifelte an Allem, verließ den »uferlosen Ocean« und stellte sich auf den sichern

Boden der Erfahrung und Natur. Besonders waren die Engländer in dieser Richtung thätig und sind hier Baco, Locke, Berkeley, Hume, Hobbes zu nennen.

Auf dem Felde der reinen Naturwissenschaft brachten die großen Männer: Copernicus, Kepler, Galilei und Newton die bekannten großen Revolutionen hervor.

i284 Es entstand ferner eine neue Kunst. Der Renaissancestil führte in die Baukunst frisches wogendes Leben ein, und überall, namentlich in Italien, entstanden die prachtvollsten Kirchen und Paläste. – Die Skulptur trieb eine herrliche Nachblüthe unter dem Einflusse der an das Licht des Tages wieder getretenen antiken Meisterwerke, und die Malerei erreichte zum ersten Male die lichte Höhe der Vollendung (Lionardo da Vinci, Michel Angelo, Raphael, Tizian, Correggio).

Wie die Malerei, schwang sich auch die realistische Poesie auf die höchste Stufe (Shakespeare), und machtvoll, wie nie zuvor, trat die Musik in die Erscheinung: fortan eine wahre Großmacht für das Gemüth (Bach, Händel, Haydn, Gluck, Mozart, Beethoven).

Unter der Einwirkung der großen Summe dieser neuen Motive gestaltete sich das Geistesleben im Bürgerthum immer freier und tiefer und das Leben des Dämons immer edler. Die Entwicklung des Geistes schwächt den Willen direkt, weil der Geist nur auf Kosten des Willens sich stärken kann (Veränderung der Bewegungsfaktoren). Sie schwächt ihn aber noch mehr indirekt durch vermehrtes Leiden (Erhöhung der Sensibilität und Irritabilität: Leidenschaftlichkeit) und durch die in dem häufiger wiederkehrenden Zustand reiner Contemplation geborene Sehnsucht nach Ruhe.

Auch offenbarte sich jetzt immer deutlicher der Entwicklungsgang der Menschheit. Hervorragende Köpfe sahen, alle Bewegungen verfolgend, ein ideales Ziel: den Rechtsstaat und ein vollkommeneres Völkerrecht, und stellten sich, aufglühend in moralischer Begeisterung, in die Bewegung, diese beschleunigend.

33.

Dem Protestantismus gegenüber sammelte sich die katholische Kirche und machte ungeheuere Anstrengungen, um das Schisma zu überwinden (Entstehung des Jesuitenordens; Religionskriege). Aber es gelang ihr nicht, obgleich die Gegner in sich zerfallen waren (Reformirte, Lutheraner etc.). Die blutigsten, verheerendsten Kämpfe hatten nur die Folge, daß in einigen Ländern, wie Frankreich, Oesterreich, Ungarn, die neue Lehre ausgerottet wurde.

Die Reibung auf geistigem Gebiete war eine große und die Bewegung in den Staaten wurde immer frischer und lebendiger. Alle Früchte der neuen Zeit fielen dem Bürgerthum in den Schooß, |
i285 dem Alle angehörten, welche durch Reichthum, Herzens- und Geistesbildung hervorragten. Und dieser dritte Stand war so gut wie politisch rechtlos im Staate, da Adel und Geistlichkeit fest zusammenhielten, um sich ihre Privilegien zu sichern. Diese Lage der Dinge war unhaltbar. Zuerst errang sich das Bürgerthum in den Niederlanden und England größere Freiheit und einen bestimmenden Einfluß auf die Leitung des Staates. Dann ergriff die Bewegung die Bürger Frankreichs. Die tüchtigsten und geistreichsten Männer, wie Voltaire, Montesquieu, Rousseau, Helvetius, griffen das Bestehende auf allen Gebieten schonungslos an. Der dritte Stand machte seine Sache zur Sache der ganzen Menschheit; der Same des Christenthums: »Alle Menschen sind Brüder« hatte sich machtvoll entwickelt, und alles Leben im Staate drängte mit zwingender Gewalt nach dem einen Punkte: volle rechtliche Anerkennung des dritten Standes.

34.

Nun war die Zeit gekommen, wo das Gesetz der Verschmelzung im Innern, durch Einreißung der politischen Standesunterschiede, wieder in Thätigkeit treten konnte, und der Sturm, verstärkt durch die freie Luft, welche von dem glorreich errichteten amerikanischen Bundesstaat über das Meer herüberwehte, brach mit einem Male los. Er fegte alle Lasten des Feudalstaates: Leibeigenschaft, Naturaldienst, Naturalleistung, Kirchenzehnt, Zunftzwang, Niederlassungsbeschränkung u.s.w. fort. An dem unvergeßlichen 4. August 1789

wurden alle diese Fesseln vom Volke abgestreift und die Menschenrechte erklärt. Später wurden die Kirchengüter und die Güter aller derjenigen Adeligen, welche sich der neuen Ordnung der Dinge nicht fügen wollten, eingezogen und ein freier Bauernstand begründet. Ihm zur Seite stand der freie Arbeiterstand.

35.

Die Errungenschaften der großen Revolution konnten in Frankreich nicht eingeschlossen bleiben; denn die Civilisation hat die ganze Menschheit im Auge, und reiner als jemals hatte sich dies gerade in der französischen Revolution offenbart. Die Gelegenheitsursache der Verbreitung war der Kriegszug vieler Fürsten, welche die Folgen der Revolution fürchteten und sie zu ersticken versuchten. Der wirkliche Verbreiter der neuen Einrichtungen war Napoleon. Er trug |
i286 das heilige Feuer auf der Spitze seines Degens durch ein Meer von Blut in die meisten Länder Europa's. Und wieder wälzten sich die Völker durcheinander, aber diesmal schwebte in hellerer Gestalt der Genius der Menschheit über dem ungeheuren Wirrwarr.

Die allgemeine Umrüttelung bezweckte indessen vorerst nur die Auflockerung der Erde und die Einsaat. Der Same ging im Frieden auf, und allmählich wurden dem Volke aller Culturstaaten die Fesseln des Feudalstaates abgenommen.

36.

Während diese Umgestaltungen auf politischem und ökonomischem Gebiete sich verbreiteten, vollzog ein deutscher Mann, Kant, die größte Revolution auf geistigem Gebiete. Seine unsterbliche That, die Abfassung der Kritik der reinen Vernunft (vollendet am 29. März 1781), war größer und folgenreicher als die That Luther's. Er verwies den forschenden Geist ein- für allemal auf den Boden der Erfahrung; er beendigte in der That für alle Einsichtigen den Kampf der Menschen mit Spukgestalten in, über oder hinter der Welt, und zertrümmerte die Reste aller Naturreligionen, die die Furcht erzeugt hat.

Erst durch Kant wurde die Revolution eine vollständige. Auf ökonomischem Gebiet war die Freiheit der Arbeit, auf politischem die persönliche, bürgerliche und politische Freiheit Aller, auf geistigem die Unabhängigkeit von allem Aberglauben und Glauben entstanden. Für die Einsichtigen war auch die letzte Form einer Kirche zerschlagen und die Grundlage des Tempels der echten reinen Wissenschaft errichtet worden, in den einst die ganze Menschheit eintreten wird.

37.

Die französische Revolution und die Napoleon'schen Kriege, mit ihrem Jammer auf der einen, ihren Errungenschaften auf der anderen Seite, gehören zu den geschichtlichen Ereignissen, wo vorübergehend die Grundbewegung der menschlichen Gattung, aus dem Leben in den absoluten Tod, sich offenbart, wo der Genius der Menschheit gleichsam sein Antlitz, mit den ernsten geheimnißvollen Augen, entschleiert und die Verheißung tröstend ausspricht:

i287 Durch ein rothes Meer des Blutes und des Krieges waten wir dem gelobten Land entgegen und unsere Wüste ist lang.

(Jean Paul.)

Nach der gewaltigen Action trat nothwendigerweise eine Reaction ein, die den Zustand der Abspannung, in dem sich Alle befanden, benutzte, um die gewonnenen Freiheiten zu beschneiden. Ganz vernichtet konnten sie nicht werden; denn die Bourgeoisie war zu mächtig. Sie bot außerdem selbst die Hand zur Zurückführung der Zugeständnisse auf ein Maß, das in ihrem Interesse lag. Sie hatte nur vorübergehend ihre Sache zu der der Menschheit gemacht; nun, im Frieden, führte sie die Scheidung aus und schloß das niedere Volk vollständig von der Regierung ab.

In den meisten Ländern wurde, nach dem Vorbilde Englands, die constitutionelle Monarchie eingeführt, wonach die Macht im Staate unter Bürgerthum, Adel und Geistlichkeit und den Fürsten vertheilt wurde. Die zweite Kammer, welche das Volk

repräsentiren sollte, vertrat nur einen kleinen Theil desselben, nämlich das reiche Bürgerthum, denn ein strenger Census wurde eingeführt, der den armen Mann wieder politisch rechtlos machte.

Auf ökonomischem Felde war allerdings der Arbeiter und seine Kraft frei, aber der Ertrag der Arbeit war ein beschränkter, und dadurch wurde der Arbeiter wieder faktisch unfrei. An die Stelle des Herrn in irgend einer Form, für welchen man, gegen Deckung der Lebensbedürfnisse, arbeitete, war das Capital getreten, der kälteste und schrecklichste aller Tyrannen. Die rechtlich frei erklärten Leibeigenen, Hörigen und Gesellen waren thatsächlich mittellos und mußten, trotz ihrer Freiheit, wieder in das Verhältniß des Sklaven zum Herrn treten, um nicht zu verhungern. Mehr erhielten sie nicht. Jeder Ueberschuß, den die Arbeit des Arbeiters über diesen Lohn hinaus abwirft, fließt in der Regel in die Tasche weniger Einzelnen, die ungeheuere Reichthümer, wie die antiken Sklavenhalter, aufhäufen. Nur besteht im neuen Verhältniß der Mißstand, daß der moderne Sklave, in Handelskrisen, vom Unternehmer ohne Erbarmen seinem Schicksal überlassen und in die Qualen des Hungers und Elends gestoßen wird, während der antike Sklavenhalter seinen Sklaven, in Zeiten der Theuerung und Noth durch Mißernte, nach wie vor zu erhalten hatte. Die Züchtigung, welche den Arbeitgebern eben in |
i288 solchen Krisen für ihre Herzlosigkeit und, im Ganzen genommen, auch Bornirtheit zu Theil wird, sowie der Umstand, daß die Arbeiter in guten Zeiten sich vorübergehend einen höheren Lohn erringen, ändert das schreckliche Grundverhältniß nicht ab.

In diesem Zustande zeigt sich das große Civilisationsgesetz des socialen Elends. »Durch Trübsal wird das Herz gebessert.« Das sociale Elend zermürbt den Willen immer mehr, glüht ihn aus, schmelzt ihn, macht ihn weicher und bildsamer und bereitet ihn vor, empfänglich für diejenigen Motive zu werden, welche eine aufgeklärte Wissenschaft ihm bieten wird.

Ferner wirkt das sociale Elend weckend und verschärfend auf die Geisteskräfte: es erhöht die geistige Kraft. Man blicke nur auf die Landleute und auf die Bewohner großer Städte. Der Unterschied im Körperbau ist, da der Körper nichts Anderes ist, als das durch die subjektiven Formen gegangene Ding an sich, in der Idee begründet. Der Proletarier zeigt sich als ein schwächliches Individuum mit einem verhältnißmäßig großen Gehirn, welche Erscheinung die verkörperte Wirkung des Hauptgesetzes der Politik ist. Der Proletarier ist ein Produkt der immer wachsenden Reibung im Staate, die erst für die Erlösung vorbereitet, dann erlöst. Während die Genußsucht die höheren Classen schwächt, schwächt die niederen das Elend, und alle Individuen werden dadurch befähigt, ihr Glück ganz wo anders zu suchen, als in diesem Leben und seinen leeren, aufgeblasenen, armseligen Reizen.

Daß die größere Intelligenz viele Proletarier zu Verbrechern macht, indem in ihrem lebhafteren Geiste der Wille, durch vernachlässigte Erziehung und mangelhafte Bildung, für Motive erglüht, die er sonst nicht sehen, oder verabscheuen würde, belegt nur das Gesetz der Reibung. Die nothwendige Verirrung erweckt auf der anderen Seite die Menschenliebe und das Bestreben, die Niederen auf eine höhere Stufe der Erkenntniß zu heben. Klagen über die zunehmende Verworfenheit kann nur ein Phantast; der Edle wird helfen. Denn man muß den Grund des Uebels nicht erst suchen; er liegt offen zu Tage und verlangt bloß kräftige Hände, um ihn unschädlich zu machen.

Das Gesetz des socialen Elends und das Gesetz des Luxus (unter welches man eine Hauptbewegung der höheren Classen stellen kann), sind der Ausdruck für die Schäden der ganzen |
i289 Gesellschaft, ihrer unvernünftigen Productions- und Lebensweise. Man kann auch beide, von einem besonderen Standpunkte aus, das Gesetz der Nervosität nennen. Die nach anderen großen Civilisationsgesetzen constant zunehmende Sensibilität wird nach diesem Gesetze künstlich gereizt, oder mit anderen Worten: einer der Bewegungsfactoren wird in eine intensivere Thätigkeit versetzt, und die ganze Bewegung des Individuums wird dadurch eine andere, eine wesentlich intensivere und raschere. Hierher gehören die, nach den Gesetzen der Ansteckung und Gewohnheit, zum Bedürfniß für Alle gewordenen giftigen Reizmittel, wie

Alkohol, Tabak, Opium, Gewürze, Thee, Kaffee u.s.w. Sie schwächen die Lebenskraft im Allgemeinen, indem sie unmittelbar die Sensibilität und mittelbar die Irritabilität erhöhen. Die in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika im Jahre 1870 consumirten spirituösen Getränke z. B. repräsentiren einen Werth von 1,487,000,000 Dollars. Es wurde berechnet, daß die flüssige Masse einen Kanal von 80 engl. Meilen Länge, 4 Fuß Tiefe und 14 Fuß Breite ausfüllen würde!

Auf geistigem Gebiete entfalteten sich, nach der Revolution, vor Allem die Naturwissenschaften. Man ging endlich voraussetzungslos und unbefangen an die Natur, befragte sie aufrichtig und vermied ängstlich, die Physik an eine Metaphysik zu binden. Kant's Moraltheologie, in welcher eine außerweltliche Macht die denkbar höchste Läuterung erfuhr, wurde bald auf die Seite gelegt und der Materialismus trat an ihre Stelle, welcher ein durchaus unhaltbares philosophisches System ist. Sein Hauptgebrechen habe ich bereits in der Physik beleuchtet; hier habe ich das andere anzuführen, daß er zwar Veränderungen in der Welt, aber keinen Verlauf der Welt kennt. Er kann es deshalb zu keiner Ethik bringen.

Dagegen ist der Materialismus eine sehr wichtige und segensreiche historische Form auf geistigem Felde. Er ist einer Säure zu vergleichen, die allen Schutt der Jahrtausende, alle Ueberreste zersprungener Formen, allen Aberglauben zerstört, das Herz des Menschen zwar unglücklich macht, aber den Geist dafür reinigt. Er ist, was Johannes der Täufer für Christus war, der Vorläufer der echten Philosophie, zu der der geniale Nachfolger Kant's, Schopenhauer, den Grund gelegt hat. Denn es kann gar keine andere Aufgabe für die Philosophie aufgestellt werden, als die, den |
i290 Kern des Christenthums auf der Vernunft zu errichten, oder, wie es Fichte ausdrückt:

> Was ist denn die höchste und letzte Aufgabe der Philosophie als die, die christliche Lehre recht zu ergründen, oder auch sie zu berichtigen?

Dies hat aber Schopenhauer zuerst mit Erfolg versucht.

Die Naturwissenschaft griff dann immer tiefer in das praktische Leben ein und gestaltete es um. Welche Veränderungen haben die beiden wichtigen Erfindungen: die Dampfmaschine und der electrische Telegraph, in der Welt hervorgebracht! Die Bewegung der Menschheit ist durch dieselben in ein zehnfach schnelleres Tempo übergegangen, der Kampf um's Dasein zehnfach intensiver, das Leben des Einzelnen zehnfach ruheloser geworden als seither.

38.

Die Zustände auf ökonomischem Gebiete vergrößerten die Kluft zwischen den drei oberen Ständen und dem neuen vierten Stande täglich mehr, bis in letzterem das Classenbewußtsein erwachte. Die Arbeiter forderten in Frankreich Wahlreform, weil die Kammer nicht der entsprechende Ausdruck des Volkswillens sei. Die Weigerung des Königs erregte den Sturm, und am 24. Februar 1848 brach die Revolution aus. Man berief einen Arbeiter in die provisorische Regierung, machte dem Staate die Verbesserung der Lage der niederen arbeitenden Classe zur Pflicht und proclamirte das direkte und allgemeine Wahlrecht, wodurch jeder unbescholtene Bürger, der älter als 21 Jahre war, einen Einfluß auf den Staatswillen erhielt.

Die Republik ging jedoch zu Grunde, sowohl an der Spaltung der socialistischen Parteien, als an den Intriguen der Bourgeoisie, welche erkannt hatte, daß die Reformen ihre Macht bedrohten. Aber das Volk hatte in einen hellen Osten gesehen, und seitdem lebt in ihm die Gewißheit, daß die Sonne hervorbrechen und leuchten wird über eine nivellirte Gesellschaft, welche die ganze Menschheit ist.

Goethe sagt sehr richtig:

> Die Welt soll nicht so rasch zum Ziele, als wir denken und wünschen. Immer sind die retardirenden Dämonen da, die |
> i291 überall dazwischen und überall entgegentreten, so daß es zwar im Ganzen vorwärts geht, aber sehr langsam.

Wie Sterne still zu stehen, ja, rückläufig zu sein scheinen, so scheint auch dem in das Einzelne versunkenen Geist die Menschheit bald stille zu stehen, bald rückläufig. Der Philosoph aber sieht überall nur resultirende Bewegung, und zwar eine stetige

Vorwärtsbewegung der Menschheit.

39.

Wir haben jetzt, mit Vorsicht und Umsicht, einen Blick in die Zukunft der Menschheit zu werfen, indem wir die Richtung der auf dem rein politischen, ökonomischen (social-politischen) und rein geistigen Gebiete der Gegenwart herrschenden Strömungen verfolgen.

In Europa stehen die rein politischen Erscheinungen zur Zeit unter drei großen Gesetzen: unter dem Nationalitätsgesetze, dem Gesetze des Humanismus und dem Gesetze der Ablösung des Staates von der Kirche, d.h. der Vernichtung der Kirche.

Dem ersteren Gesetze gemäß werden alle kleinen Staaten, welche entweder aus dem Mittelalter stammen und in künstlicher Absonderung sich erhalten haben, oder nach den Napoleon'schen Kriegen nach Laune geschaffen wurden, in den allgemeinen Strom des Werdens gerissen, halb gezogen, halb aus sich selbst in ihn getrieben. Die Völker mit gemeinsamer Sprache, Sitte und Cultur suchen, mit unwiderstehlicher Gewalt, die staatliche Einheit, damit sie in dem furchtbaren Kampfe der Nationen um die politische Existenz nicht unterliegen und vergewaltigt werden. Dieses Streben drängt auch gegen die Wände großer Staaten, welche Völker verschiedener Nationalität in sich schließen.

Das zweite Gesetz offenbart sich in sehr verschiedenartigen Erscheinungen. Zunächst im Innern der Culturstaaten: jeder Mensch, was immer auch seine Stellung sei, wird als das kostbarste, wichtigste und unantastbarste Wesen in der Welt angesehen.

> Mais qu'est-ce donc que l'association humaine, si l'un de ses membres peut disparaître, comme une feuille emportée par le vent?
>
> (Souvestre.)

Wird irgendwo ein Mensch in einer Weise bedrängt, welche dem sehr unvollständigen und außerordentlich unklar abgefaßten un|geschriebenen
i292 Codex der Humanität widerspricht, so erzittert die ganze gebildete Menschheit und schreit laut auf. So muß es sein, wenn die Erlösung sich vollziehen soll. Je mehr in den Augen des Einzelnen sein Leben an Werth verliert, desto höher muß seine Bedeutung in den Augen der Gesammtheit steigen. Im Alterthum war es gerade umgekehrt: da kannte der Einzelne nichts Kostbareres, als sein Leben, welches die Gesammtheit nicht höher schätzte als das eines Baumblattes oder einer Ratte. Auf dieses Gesetz ist auch die Emancipation der Juden hauptsächlich zurückzuführen, welche ein weltgeschichtliches Ereigniß von der größten Bedeutung war. Die Juden treten mit ihrem, durch den langen Druck außerordentlich entwickelten Geiste überall auf und machen die Bewegung, wohin sie kommen, intensiver.

Das Gesetz zeigt sich dann in der Wirksamkeit der Staaten nach außen. Ueberall, wohin die Vertreter großer Nationen kommen, wird die persönliche Freiheit des Individuums gefordert. Es sollen keine persönlich Unfreien mehr in der Welt sein; die Sklaverei soll auf dem ganzen Erdboden aufhören.

Ferner suchen alle civilisirten Staaten allmählich aus dem Naturzustande, in welchem sie zu einander stehen, herauszukommen. Bereits sind mehrere leichten Conflikte zwischen Staaten durch Schiedsrichter geschlichtet worden (Alabama-Frage etc.), und mehrere mächtigen Vereine sorgen dafür, daß in der angedeuteten Richtung immer weiter vorwärts gegangen wird. Auf diesem Wege liegt ein völkerrechtliches Gesetzbuch; und wird die Bewegung nicht durch Strömungen auf social-politischem Gebiete abgelenkt, so wird sie, darüber kann kein Zweifel sein, schließlich die »vereinigten Staaten von Europa« herbeiführen.

Das wirksamste Mittel der Humanität ist die gute Presse. Sie deckt alle Schäden schonungslos auf und fordert, unentwegt, die Abstellung der Uebel.

Der Kampf des Staates mit der Kirche ist jetzt in einer Weise ausgebrochen, welche einen gesunden Friedensschluß unmöglich macht: er ist einem Duell zu vergleichen, in dem Einer bleiben muß. Daß der Staat siegen wird, liegt im Entwicklungsgange der Menschheit. Im siegreichen Staate wird die auf geistigem Gebiete inzwischen erblühte absolute Philosophie schließlich an die Stelle der Religion treten. –

i293 In Asien werden die alten Gesetze der Verschmelzung durch Eroberung und der geistigen

Befruchtung die Vorgänge leiten. Es handelt sich darum, allmählich alle Völker des großen Welttheils ganz für die europäische Civilisation zu gewinnen.

Rußland und England sind berufen, das Werk vorzubereiten. Ersteres rückt unablässig in den weiten Steppen vor und bändigt die letzten Reste der unruhigen Kraft, welche im Mittelalter so oft in die Culturreiche verheerend eingebrochen ist.

England beschränkt sich einstweilen auf Indien. Es wirft über das große Reich, geleitet von einer engherzigen, aber trotzdem segensreichen Politik, ein Netz von Eisenbahnen, Landstraßen, Kanälen und Telegraphen und verbreitet überall europäische Cultur.

Wie sich die Verhältnisse gestalten, wann die asiatischen Besitzungen Englands und Rußlands aneinander grenzen werden, ist in keiner Weise zu bestimmen und übrigens gleichgültig. China wird alsdann bereits aus seiner Abgeschlossenheit herausgetreten sein und mächtig in die Entwicklung der Dinge eingreifen, welche auch unter dem Einflusse aller großen Nationen der Welt stehen wird.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß, wie zur Zeit der Völkerwanderung, aber ohne deren schreckliche Greuel, eine Verschmelzung eintritt und neue Reiche von kräftigen Mischvölkern entstehen werden; denn ein vollständiges Absterben der Ueberbleibsel der alten morgenländischen Culturvölker darf man für unmöglich halten. –

In Amerika breitet sich das jugendfrische Mischvolk, welches die Vereinigten Staaten bewohnt, immer weiter aus. Das Gesetz der Verschmelzung fand und findet noch fortwährend in der Union die größte Anwendung. Wer kann die Kreuzungen verfolgen, die durch die geschlechtlichen Vermischungen von Franzosen, Deutschen, Engländern, Irländern, Italienern etc., ferner durch die von Weißen mit Schwarzen, Chinesen, Indianern u.s.w. entstehen? Wie werden da Willensqualitäten gebunden, erweckt, gestärkt und geschwächt, und jede Generation ist eine wesentlich andere.

Die Amerikaner der Union werden mit der Zeit ganz Nord-Amerika überschwemmen und vielleicht sich auch über den Süden verbreiten.

Inzwischen sterben in Amerika und Australien immer mehr die halbwilden Urbewohner ab. Sie haben nicht die Kraft, die Berührung |
i294 der höheren Cultur zu ertragen, und die Civilisation stürzt sie kalt in den Tod. –

Dasjenige Land, welches am schwierigsten in den Kreis der Cultur zu ziehen ist und zuletzt in denselben eintreten wird, ist Afrika. Einstweilen ist es mit einem Gürtel von Colonieen umgeben, der sich nach und nach immer mehr verbreitern wird, bis das ganze Land erschlossen ist. Vielleicht ist die Republik Liberia berufen, in späterer Zeit der Hauptstützpunkt der Civilisation in Afrika zu werden. Es wäre sonderbar, wenn unter den gebildeten Schwarzen der Union nicht Apostel aufstünden für die Erhebung ihrer armen Brüder in eine menschenwürdigere Lebensform.

Auch scheint Aegypten berufen zu sein, das Innere des Welttheils umzugestalten.

Ferner sind die edlen Afrikareisenden zu nennen, welche die geheimnißvollen Länder des Inneren zu erforschen bestrebt sind. Ihren Bemühungen gelingt es vielleicht mit der Zeit, solche Motive in die alte Welt zu werfen, daß sich Ströme von Auswanderern in das mittlere Afrika ergießen und es colonisiren. Schließlich müssen wir die christlichen Missionäre erwähnen, die in Afrika ganz am Platze sind. So sehr man ihre Wirksamkeit in Indien tadeln muß, wo sie die christliche Religion an die Stelle ebenbürtiger ethischer Systeme setzen wollen, so sehr sind ihre Bestrebungen bei den rohen Negerstämmen anzuerkennen. –

Ist nun auch der Kreis der Civilisation noch nicht geschlossen, so ist doch klar aus den jetzt wirkenden Ursachen zu erkennen, daß er sich dereinst schließen wird. Daß er sich immer mehr ausdehnt, bewirken die täglich sich vermehrenden Schienenwege und Schifffahrtslinien. Die Auswanderung ist im Zuge und wird immer größer. Bald locken schimmernde Gold- und Diamantfelder, bald die freieren Lebensformen. Die Gesetze der Verschmelzung und der Auswicklung der Individualität stehen der Bewegung vor und beschleunigen ihr Tempo.

40.

Auf ökonomischem (social-politischem) Gebiete tritt uns die sogenannte sociale Frage allein entgegen. Ihr liegt das Gesetz der Verschmelzung durch innere Umwälzung zu Grunde,

welches, sobald die Frage gelöst ist, keine Erscheinung mehr im Leben der |
i295 Menschheit leiten wird: denn dann ist der Anfang des Endes herbeigekommen.

Die sociale Frage ist nichts Anderes, als eine *Bildungsfrage*, wenn sie auch an der Oberfläche ein ganz anderartiges Ansehen hat; denn in ihr handelt es sich lediglich darum, *alle Menschen auf diejenige Erkenntnißhöhe zu bringen, auf welcher allein das Leben richtig beurtheilt werden kann*. Da aber der Weg zu dieser Höhe durch rein politische und ökonomische Hindernisse gesperrt ist, so stellt sich die sociale Frage in der Gegenwart nicht als eine reine Bildungsfrage, sondern vorerst als eine *politische*, dann als eine *ökonomische* dar.

Es müssen demnach, in den nächsten Perioden der Zukunft, zuvörderst die Hindernisse im Wege der Menschheit fortgeschafft werden.

Das Hinderniß auf rein politischem Felde ist der Ausschluß der besitzlosen Volksclassen von der Regierung des Staates. Es wird durch die Gewährung des allgemeinen und direkten Wahlrechts beseitigt.

Die Forderung dieses Wahlrechts ist in mehreren Staaten bereits gewährt worden, und alle anderen *müssen* mit der Zeit dem Beispiele folgen: sie können nicht zurückbleiben.

Die Forderung konnte von den conservativen Elementen im Staate erfüllt werden, erstens, weil, in Folge der bestehenden Theilung der Staatsgewalt, der Volkswille kein absoluter ist, Beschlüsse deshalb nicht immer ausgeführt werden müssen; zweitens, weil eben die Unwissenheit der Massen das Recht vorläufig zu einer stumpfen Waffe macht. Die Gefahr, daß jetzt sofort das Volk alle Staatsinstitutionen gesetzlich umstoßen werde, war also gar nicht vorhanden. Man befriedigte auf der anderen Seite das Volk vollständig, weil in der That kein höheres rein politisches Recht verlangt werden kann, und konnte ruhig der Entwicklung der Dinge das Weitere überlassen. Jede gesetzgebende Versammlung, die auf dem allgemeinen und direkten Wahlrecht beruht, ist der *adäquate* Ausdruck des Volkswillens, denn sie ist es auch dann, wenn ihre Majorität dem Volke feindlich gesinnt ist, da die Wähler Furcht, Mangel an Einsicht u.s.w. verrathen und bekunden, daß sie einen getrübten Geist haben.

Ein besseres Wahlgesetz kann also dem Volke nicht gegeben |
i296 werden. Aber seine Anwendung kann eine ausgedehntere werden. Halten wir uns an Deutschland, so werden nach dem Gesetze nur die Wahlen zum Reichstag bewerkstelligt. Es sollten aber sämmtliche Wahlen darnach stattfinden: die Wahlen für die Landtage, für die Provinzial- und Kreistage, für die Gemeindevorstände, für die Schwurgerichte u.s.w. Eine solche Ausdehnung hängt aber von der *Bildung* der Einzelnen ab.

Hier stehen wir vor dem ökonomischen Hinderniß, durch welches das wahre Wesen der socialen Frage bereits ganz deutlich zu erkennen ist. Der gemeine Mann soll seine politischen Aemter *verwalten* können.

Zu diesem Zwecke muß er *Zeit* gewinnen. Er muß Zeit haben, um sich bilden zu können. Hier liegt der Quellpunkt der ganzen Frage. Der Arbeiter hat jetzt thatsächlich nicht die Zeit dazu, sich auszubilden. Er muß, weil ihm nicht der ganze Ertrag seiner Arbeit zufällt, indem das herrschende Capital den Löwenantheil davon nimmt, lange arbeiten, um überhaupt leben zu können, so lange, daß er, Abends zurückkehrend, keine Kraft mehr hat, seinen Geist zu cultiviren. Die Aufgabe des Arbeiters ist also: sich einen *kürzeren* Arbeitstag bei auskömmlicher Existenz zu erringen. Hierdurch aber steigert sich nicht nur der Preis der von ihm erzeugten Produkte, sondern auch der Preis aller Lebensbedürfnisse, da in der ökonomischen Kette ein Glied von dem anderen abhängt, und er muß deshalb mit Nothwendigkeit *Lohnerhöhung, bei gleichzeitiger Verkürzung der Arbeitszeit*, fordern; denn die Lohnerhöhung wird von den allgemein gestiegenen Preisen absorbirt, und es bleibt ihm nur die verkürzte Arbeitszeit als *einziger* Gewinn.

Auf dieser Erkenntniß beruhen alle Strikes unserer Zeit. Man darf sich nicht dadurch beirren lassen, daß die gewonnene Zeit, wie das gewährte Wahlrecht, von den Meisten nicht richtig angewandt wird. Der erkannte Vortheil wird *allmählich Jeden* zur Sammlung drängen, wie schon jetzt Viele, deren Namen (wie in den Katakomben Neapel's zu lesen ist) *Gott allein kennt*, die gewonnene Zeit gehörig benutzen. (Die schöne und zugleich

erhabene Inschrift lautet: *Votum solvimus nos quorum nomina Deus scit*.)

i297 Nehmen wir nun an, die Arbeiter hätten ihre Aufgabe ganz allein, ohne irgend eine Hülfe, zu lösen, so würde die Folge von Allem sein, daß Alt und Jung eine klare Einsicht in ihre Interessen gewönnen und so allmählich dahin gelangten, eine starke Minorität in die gesetzgebenden Körper zu senden, die immer und immer wieder zwei Forderungen zu stellen hätten:

1) freie Schule;
2) gesetzliche Aussöhnung zwischen Capital und Arbeit.

Durch die gewonnene Zeit kann der Einzelne jetzt eine umfassende Geistesbildung nicht erlangen. Nur hie und da kann er ein Körnchen einheimsen. Die Hauptsache ist und bleibt, daß er sich an seinem Interesse entzündet, sich klar über die gesellschaftlichen Verhältnisse wird, Andere darüber aufklärt, fest an der Gesammtheit hält und so durch würdige Vertreter bestimmenden Einfluß auf den Staatswillen erhält. Diese Vertreter haben nun zunächst die Verpflichtung, das Uebel an der Wurzel anzufassen und laut die freie Schule zu verlangen, d. h. unentgeltlichen wissenschaftlichen Unterricht für Jeden. Es giebt kein größeres Vorurtheil, als die Annahme, daß Jemand kein guter Bauer, Handwerker, Soldat u.s.w. sein könne, welcher englisch und französisch spricht, oder den Homer in der Ursprache lesen kann.

Damit aber diese Forderung, wenn gewährt, durchführbar sei, müssen die Eltern in ihrem Erwerb so gestellt sein, daß sie nicht nur die Arbeit der Kinder entbehren, sondern auch den Unterhalt derselben bis zur völligen Ausbildung bestreiten können, d. h. die Lohnverhältnisse müssen durchgreifend verändert werden.

Lassalle, dieses, in theoretischer und praktischer Hinsicht, großartige Talent, aber ohne eine Spur von Genialität, hat vorgeschlagen, durch Gewährung von Staatscredit Arbeiterassociationen nach Gewerken zu ermöglichen, welche mit dem Capital in Concurrenz treten könnten. Das bestehende Kapital bleibe unangetastet, und es werde nur die Concurrenz mit demselben dadurch gestattet, daß sich die Arbeiter durch den Credit in den Besitz der unbedingt nothwendigen Arbeitsinstrumente setzen könnten.

So unbestreitbar es ist, daß das Mittel helfen würde, so sicher ist, daß der Staat nicht die Hand dazu reicht (denn wie oben: »die Welt soll nicht so rasch zum Ziele, als wir denken und wünschen«). |

i298 Was kann man nun Anderes vom Staate fordern, der jedenfalls verpflichtet ist, gerechte Forderungen seiner Steuerzahler zu bewilligen?

Das Aufgehen der kleinen Werkstätten in große Fabriken ist eine Folge des großen Capitals. Es liegt im Zuge unserer Zeit, der vom kleinen Capital verstärkt wird (die Krisis von 1873 und ihre Folgen haben diesen Zug nur vorübergehend geschwächt), daß die Fabriken in Actiengesellschaften umgewandelt werden. Es ist nun zunächst vom Staate zu verlangen, daß er diese Umbildung der Fabriken begünstige, jedoch die Bedingung stellend, daß der Arbeiter am Gewinn des Geschäfts betheiligt werde. Ferner kann man vom Staate fordern, daß er selbständige Fabrikanten zwinge, gleichfalls die Arbeiter am Gewinn zu betheiligen. (Mehrere Fabrikanten, in der richtigen Erkenntniß ihres Vortheils, haben dies bereits gethan.) Das Actiencapital werde zum landesüblichen Zinsfuße verzinst und andererseits der Lohn der Arbeiter nach Verdienst ausgezahlt. Der Reingewinn wäre dann in gleichen Hälften unter Capital und Arbeiter zu vertheilen; die Vertheilung unter die Arbeiter hätte nach Maßgabe ihres Lohnes zu geschehen.

Man könnte dann allmählich, nach bestimmten Perioden, die Verzinsung des Capitals immer mehr herabsetzen; auch den Vertheilungsmodus des Reingewinnes allmählich immer günstiger für die Arbeiter feststellen; ja, durch allmähliche Amortisation der Actien mit einem bestimmten Theil des Reingewinns, die Fabrik ganz in die Hände aller am Geschäft Betheiligten bringen.

Ingleichen wären Banken und Handelsgesellschaften und der Ackerbau ähnlich zu organisiren, immer nach dem Gesetze der Ausbildung des Theils verfahrend, denn mit Einem Schlage können die socialen Verhältnisse nicht umgestaltet werden.

Daß die jetzige Bewirthschaftungsmethode des Bodens unhaltbar ist, geben alle

Einsichtigen aller Parteien zu. Ich erinnere nur an den vortrefflichen Riehl, der die *Formen des Mittelalters*, allerdings umgemodelt, conservirt haben möchte. Er sagt:

> Man hat die Frage aufgeworfen, wie lange wohl die landwirthschaftlichen Voraussetzungen der Art bleiben würden, daß ein Stand der kleinen Grundbesitzer, der von uns geschilderte Bauernstand, möglich sei? Denn das Unvollkommene, Mühselige und wenig Ausgiebige der Bewirthschaftungsmethode – – – muß doch bei den riesigen Fortschritten der Agriculturchemie, des ratio|nellen
> i299 Landbaus und bei dem zu der immer noch oberflächlichen Ausnützung des Bodens bald in keinem richtigen Verhältnisse mehr stehenden Wachsthum der Bevölkerung, über kurz oder lang, einem gleichsam fabrikmäßigen, in's Große gearbeiteten Landbau weichen, der alsdann den kleinen Bauernstand in der gleichen Weise trocken legen würde, wie das industrielle Fabrikwesen den kleinen Gewerbestand bereits großentheils trocken gelegt hat. Daß diese Eventualität einmal *eintreten muß, bezweifeln wir durchaus nicht.*

Wäre dies erlangt, so könnten die Actiengesellschaften eines Arbeitszweiges in Verbindung mit einander für bestimmte Zwecke treten; es könnten Gruppen ihr Genossenschaftsbankhaus, ihre Versicherungsgesellschaft für die verschiedenartigsten Fälle (Krankheit, Invalidität, Todesfall, Verlust aller Art etc.) haben u.s.w.

Ferner könnten sämmtliche Verkaufsläden einer Stadt, eines Stadttheils, nach ähnlichen Grundsätzen organisirt werden, kurz, der jetzige Verkehr würde im Ganzen derselbe bleiben und nur außerordentlich *vereinfacht* werden. Die Hauptsache aber würde sein, daß eine thatsächliche *Versöhnung zwischen Capital und Arbeit* eintreten und die Bildung das Leben Aller wesentlich veredlen würde.

Eine andere gute Folge dieser Vereinfachung würde eine veränderte Steuergesetzgebung sein; denn der Staat hätte jetzt einen klaren Einblick in das Einkommen Aller, und indem er die *Gesellschaften* besteuerte, hätte er den *Einzelnen* besteuert.

41.

Auf diese Weise könnte die sociale Frage in einem friedlichen, langsamen Entwicklungsgange der Dinge gelöst werden, wenn die Arbeiter beharrlich und ohne Ausschreitungen ihre Ziele verfolgten. Aber ist dies anzunehmen? An den gesellschaftlichen Zuständen, die das Gepräge des Capitals tragen, rütteln die Arbeiter ingrimmig und begierig, wie die halbwilden germanischen Völker an den Grenzen des Römerreichs gerüttelt haben. Die Ungeduld legt sich, wie ein Schleier, über das klare Auge des Geistes, und fessellos wogt die Begierde nach einem genußreicheren Leben.

Ständen die Arbeiter demnach allein, so wäre mit Gewißheit |
i300 vorauszusagen, daß eine *friedliche Lösung* der socialen Frage nicht möglich sei. *Diese* aber haben wir jetzt allein im Auge, und wir haben deshalb diejenigen Elemente ausfindig zu machen, welche gleichsam ein Gegengewicht für die Ungeduld der niederen Classen sind und die sociale Bewegung derartig beeinflussen können, daß ihr Gang ein *stetiger* bleibt.

Diese Elemente liefern die *höheren Classen.*

Wir haben die Bewegung der Menschheit, als Civilisation, mit dem Sturze einer Kugel in den Abgrund verglichen, und wer aufmerksam dem Vorhergehenden gefolgt ist, der wird erkannt haben, daß der Kampf und Streit, im Fortschreiten der Menschheit, immer intensiver wird. Der ursprüngliche Zerfall der Einheit in die Vielheit gab allen folgenden Bewegungen die Tendenz, und so vermehrten sich continuirlich die Gegensätze auf allen Gebieten. Man betrachte nur oberflächlich das geistige Feld der Gegenwart. Während im ersten Mittelalter nur geglaubt und äußerst selten von einem muthigen, freien Einzelnen ein Versuch gemacht wurde, das Bestehende anzugreifen, steht jetzt, wohin man blickt, Meinung gegen Meinung. Auf keinem Felde des geistigen Gebiets herrscht Friede. Auf religiösem Felde findet man tausend Sekten; auf philosophischem tausend verschiedene Fahnen; auf naturwissenschaftlichem tausend Hypothesen, auf aesthetischem tausend Systeme; auf politischem tausend Parteien; auf merkantilem tausend Meinungen; auf ökonomischem tausend Theorieen.

Jede Partei nun auf rein politischem Gebiete sucht die sociale Frage zu ihrem Vortheil auszubeuten und verbündet sich mit den Arbeitern bald zu diesem, bald zu jenem, von ihr

erstrebten Zweck. Hierdurch wird zunächst die sociale Bewegung in einen rascheren Fluß gebracht.

Dann haben Ehrgeiz, Ruhmbegierde und Herrschsucht von jeher bedeutende Männer aus den höheren Gesellschaftsschichten veranlaßt, ihr faules Leben zu verlassen und die Sache des Volkes zu der ihrigen zu machen. Der Stoff ist außerordentlich spröde: die Finger bluten, und ermattet sinken oft die Arme herab, – aber rollt dort nicht das Glück, hochhaltend den Lorbeerkranz, oder die Zeichen der Macht?

Aber die immanente Philosophie gründet ihre Hoffnung hauptsächlich auf die Einsicht der vernünftigen Arbeitgeber und auf die |
i301 Guten und Gerechten aus den höheren Ständen. Die Unhaltbarkeit der socialen Zustände drängt sich jedem Denkenden und Vorurtheilslosen auf. Sie wird selbst in den »allerhöchsten« Schichten der Gesellschaft erkannt, und führe ich zum Beleg die Worte des unglücklichen Maximilian von Habsburg an:

> An was ich mich noch immer nicht gewöhnen kann, ist zu sehen, wie der reiche aussaugende Fabrikbesitzer in Masse herstellt, was den unmäßigen Luxus der Reichen befriedigt und ihre Prachtliebe kitzelt, während die Arbeiter, durch sein Gold geknechtet, blasse Schatten wirklicher Menschen sind, die, in gänzlicher Seelenverdummung, ihren Körper seinem Geldsacke, zur Stillung der Bedürfnisse des Magens, in maschinenmäßigem Takte opfern.
>
> (Aus meinem Leben.)

Von der Lösung der socialen Frage hängt die Erlösung der Menschheit ab: das ist eine Wahrheit, an der sich ein edles Herz entzünden muß. Die sociale Bewegung liegt in der Bewegung der Menschheit, ist ein Theil des Schicksals der Menschheit, das die Wollenden und Widerstrebenden mit gleicher Gewalt in seinen unabänderlichen Gang zwingt. Hierin liegt die Aufforderung für Jeden, der nicht ganz gebannt ist in den engen, öden Kreis des natürlichen Egoismus, mit Gut und Blut, mit seiner ganzen Kraft sich dem Schicksal als Werkzeug anzubieten, sich einzustellen in die Bewegung und dafür das höchste Glück auf dieser Erde zu erlangen: den Herzensfrieden, der aus der bewußten Uebereinstimmung des individuellen Willens mit dem Gange der Gesammtheit, mit dem, an die Stelle des heiligen Willens Gottes getretenen Entwicklungsgang der Menschheit entspringt. Wahrlich, wer dieses Glück nur vorübergehend in sich empfindet, der muß aufglühen in moralischer Begeisterung, dem muß der klare Kopf das kräftige Herz entzünden, daß unwiderstehlich aus ihm die Lohe der Menschenliebe hervorbricht, denn

> die Frucht des Geistes ist Liebe.
>
> (Galater 5, 22.)

Sursum corda! Erhebt euch und tretet herab von der lichtvollen Höhe, von wo aus ihr das gelobte Land der ewigen Ruhe mit trunkenen Blicken gesehen habt; wo ihr erkennen mußtet, daß das Leben wesentlich glücklos ist; wo die Binde von euren Augen fallen mußte; – tretet herab in das dunkle Thal, durch das sich der trübe Strom der Enterbten wälzt und legt eure zarten, aber |
i302 treuen, reinen, tapferen Hände in die schwieligen eurer Brüder. »Sie sind roh.« So gebt ihnen Motive, die sie veredeln. »Ihre Manieren stoßen ab.« So verändert sie. »Sie glauben, das Leben habe Werth. Sie halten die Reichen für glücklicher, weil sie besser essen, trinken, weil sie Feste geben und Geräusch machen. Sie meinen, das Herz schlage ruhiger unter Seide als unter dem groben Kittel.« So enttäuscht sie; aber nicht mit Redensarten, sondern durch die That. Laßt sie erfahren, selbst schmecken, daß weder Reichthum, Ehre, Ruhm, noch behagliches Leben glücklich machen. Reißt die Schranken ein, welche die Bethörten vom vermeintlichen Glück trennen; dann zieht die Enttäuschten an eure Brust und öffnet ihnen den Schatz eurer Weisheit; denn jetzt giebt es ja nichts Anderes mehr auf dieser weiten, weiten Erde, was sie noch begehren und wollen könnten, als Erlösung von sich selbst. –

Wenn dies geschieht, wenn die Guten und Gerechten die sociale Bewegung reguliren, dann und nur dann kann der Gang der Civilisation, der nothwendige, bestimmte, unaufhaltbare, nicht über Berge von Leichen und durch Bäche von Blut stattfinden.

42.

Blicken wir von hier aus zurück, so sehen wir, daß das Nationalitätsprincip, der Kampf des Staates mit der Kirche und die sociale Bewegung große Umwälzungen hervorbringen werden, welche sämmtlich einen unblutigen Verlauf nehmen können.

Ist es jedoch wahrscheinlich, daß die Bedingungen hierfür einreten? Ist es wahrscheinlich, daß, durch Congresse und Schiedsgerichte, Staaten zertrümmert und Völker vereinigt werden, welche verbunden sein wollen? Ist es wahrscheinlich, daß der Kampf des Staates mit der Kirche durch Gesetze allein geschlichtet wird? Steht die höchste Gewalt in jedem Staate auf der Seite des reinen Staatsgedankens? Ist es schließlich wahrscheinlich, daß die Capitalisten einen Tag haben werden, wie der 4. August 1789 für die Feudalen einer war?

Nein! dies Alles ist nicht wahrscheinlich. Wahrscheinlich ist dagegen, daß die Umwälzungen alle gewaltsam sein werden. Die Menschheit kann nur in heftigen Geburtswehen, unter Blitz und Donner, in einer Luft voll Fäulnißgeruchs und Blutdunsts, die Form und das Gesetz einer neuen Zeit in das Dasein werfen. |
i303 So lehrt die Geschichte, »das Selbstbewußtsein der Menschheit.« Aber die Umwälzungen werden sich rascher vollziehen und von weniger Gräueln begleitet sein: dafür sorgen die Guten und Gerechten, oder, mit anderen Worten, die zu einer Großmacht gewordene Humanität.

Es ist die Aufgabe der philosophischen Politik, den Gang der Menschheit, unter weiten Gesichtspunkten, in großen Zügen zu entwerfen, weil sie allein es kann. Aber es wäre Vermessenheit, die einzelnen Ereignisse bestimmen zu wollen.

In dieser Richtung darf sie, wenn sie ihrer Würde keinen Eintrag thun will, nur allgemeine Andeutungen geben und, der Fülle wirkender Ursachen auf den Grund blickend, Gruppirungen als wahrscheinlich bezeichnen.

Zunächst ist klar, daß keine der in Rede stehenden Umwälzungen in der nächsten Zukunft sich ganz rein vollziehen wird. In den Kampf des Staates mit der Kirche werden Bestrebungen, die im Nationalitätsprincip wurzeln, eingreifen, und zugleich wird die Fahne der Socialdemokratie entfaltet werden.

Im Vordergrunde aber steht der Kampf des Staates mit der Kirche, der Vernunft mit der Unwissenheit, der Wissenschaft mit dem Glauben, der Philosophie mit der Religion, des Lichtes mit der Finsterniß, und er wird der nächsten Geschichtsperiode die Signatur geben.

Wir haben ihn deshalb vorerst in's Auge zu fassen.

Welche europäischen Nationen sich in diesem Kampfe gegenüberstehen werden, kann Niemand voraussagen. Dagegen ist sicher, daß Deutschland den Staatsgedanken vertreten, Frankreich auf der Seite der Kirche stehen wird.

Wer siegen wird, ist fraglich; aber wie auch der Krieg ausfallen möge – die Menschheit wird einen sehr großen Fortschritt machen.

Dies haben wir zu begründen.

Führt Frankreich einen reinen Rache-Krieg unter der Fahne Rom's, unterstützt von Allen, welche, unter den Scherben zersprungener historischer Kategorien, ein lichtscheues, verbissenes, rachsüchtiges, armseliges und bornirtes Leben führen, so kann mit Bestimmtheit vorausgesagt werden, daß es, es stehe allein oder es habe mächtige Verbündete, schließlich unterliegen muß; denn wie sollte es |
i304 siegen können über eine Macht, die, weil sie, unter den gegebenen Bedingungen, in der Bewegung der Menschheit steht, ihre Kraft vertausendfacht durch die moralische Begeisterung, in welcher ihre Heerschaaren erglühen werden? Wie wird es in Deutschland brausen, wenn die zündende Loosung ausgegeben wird: Letzte und definitive Abrechnung mit Rom, mit Pfaffenlug und Pfaffentrug? Würde es einen einzigen verständigen Socialdemokraten geben, der dann nicht das Schwert ergriffe und spräche: Erst Rom, dann meine Sache!? O, welch ein Tag wäre dieser!

Schreibt dagegen Frankreich die Lösung der socialen Frage auf seine Fahne, gleichfalls unterstützt von Rom und allen ränkeschmiedenden Romantikern, die in der Illusion befangen sind, sie könnten, nach dem Siege, die Geister bannen, welche sie heraufbeschworen, – so ist

es nicht gewiß, aber sehr wahrscheinlich, daß Deutschland nicht erfolgreich sein wird; denn dann steht Frankreich in der Bewegung der Menschheit, während Deutschland eine fest zusammengehaltene Macht nicht sein wird.

Im letzteren, wie im ersteren Falle ist aber Rom dem Untergang geweiht; denn ein Frankreich, das unter social-demokratischer Fahne gesiegt hat, muß die brüchige Form zu Boden werfen, daß sie in Splitter zerschellt, die nie mehr zusammengeleimt werden können.

Die große, gewaltige historische Form der römisch-katholischen Kirche ist reif für den absoluten Tod. Daß sie sich selbst hineintreibt und nicht hineingetrieben wird, daß sie mit eigener Hand das Zeichen der Vernichtung auf ihre Stirn gedrückt hat, das macht ihren Fall so tief tragisch und ergreifend. Sie hat, was man auch sagen möge, überaus segensreich für die Menschheit gewirkt. Sie hat, als politische Macht, den Streit vermehrt: ein großes Verdienst, und namentlich nach der Willensseite erfolgreich gehandelt. Den Geist verdüsterte sie nicht: sie ließ ihn nur verdüstert, aber die Herzen, die trotzigen, wilden und rebellischen, hat sie gebrochen mit ihren eisernen Händen und schneidigen Waffen. –

Erwägen wir beide Fälle aufmerksam, so werden wir finden, daß der erstere der wahrscheinlichere ist; denn wie sollte Frankreich unter social-demokratischer Fahne gegen Deutschland in den Kampf ziehen können? Die Verhältnisse des zerrissenen Landes in der Gegenwart geben keinen Anhaltspunkt dafür.

i305

43.

Wie nun auch der unabwendbare, in der Entwicklung der Dinge liegende neue Krieg mit Frankreich ausfallen möge, so ist gewiß, daß nicht nur die Macht der Kirche vernichtet, sondern auch die sociale Frage ihrer Lösung sehr nahe gebracht werden wird.

Siegt Frankreich, so muß es die Frage lösen. Siegt dagegen Deutschland, so sind zwei Fälle möglich.

Entweder entwickelt sich dann die sociale Bewegung machtvoll aus dem in sich vollständig zerrütteten Frankreich: es entsteht in ihm ein Brand, der alle Culturvölker ergreifen wird, oder Deutschland dankt großmüthig Denjenigen, deren Söhne den größten Theil seines siegreichen Heeres ausgemacht haben, indem es die schwersten Fesseln des Capitals von ihnen abstreift. Soll Deutschland nur berufen sein, geistige Probleme zu lösen? Ist es impotent auf ökonomischem Gebiete und kann es hier nur immer Anderen nachsinken? Warum soll das Volk, das Luther, Kant und Schopenhauer, Copernicus, Kepler und Humboldt, Lessing, Schiller und Goethe geboren hat, nicht zu dem Ruhmeskranz, Rom zum zweiten Male geschlagen und diesmal zerschlagen zu haben, nicht auch den anderen fügen können, die sociale Frage gelöst zu haben? –

Hier ist auch der Ort, den Kosmopolitismus und die moderne Vaterlandsliebe zu beleuchten und die gesunde Verbindung beider festzustellen. Ersterer ist, in unserer Zeit, nur im Princip festzuhalten, d. h. es darf nicht aus den Augen verloren werden, daß alle Menschen Brüder und berufen sind, erlöst zu werden. Aber es herrschen jetzt noch die Gesetze der Ausbildung des Theils und der Völkerrivalität. Die Grundbewegung ist noch nicht, als eine einheitliche, auf die Oberfläche gekommen, sondern legt sich hier noch in verschiedene Bewegungen auseinander. Diese müssen erst zusammengefaßt werden, um das Bild jener zu geben, d. h. jene muß sich aus den verschiedenartigen Bestrebungen der einzelnen Nationen erzeugen. Es hat sich demnach der Wille des Individuums, die ganze Menschheit im Auge behaltend, an der Mission seines Vaterlandes zu entzünden. In jedem Volke herrscht der Glaube an eine solche Mission, nur ist sie bald eine höhere, bald eine tiefere; denn das nächste Bedürfniß entscheidet, und die Gegenwart behält Recht. So ist die Mission eines Volkes, dem noch die Einheit fehlt, sich zunächst die Einheit zu erringen, und seine Bürger |
i306 mögen für das Nähere eintreten, im Vertrauen, daß ein günstiger situirtes Brudervolk inzwischen das höhere Ziel erreicht und die Befruchtung alsdann nicht ausbleiben kann.

Es gilt also für die Geschichtsperiode, in der wir leben, das Wort: Aus Kosmopolitismus sei Jeder ein opferwilliger Patriot.

44.

Ich kann nicht oft genug wiederholen, und jeder Einsichtige, der die Fäden verfolgt, welche aus dem Dunkel des Alterthums bis in die Gegenwart reichen und die Richtung ihres Laufs in die Zukunft deutlich zeigen, wird zustimmen: daß die sociale Bewegung in der Bewegung der Menschheit liegt, und daß sie, sie vollziehe sich nun halbfriedlich, oder, wie die französische Revolution, unter den entsetzlichsten Gräueln und dem Gewimmer der gewaltsam vom Baume des Lebens in die Nacht des Todes Abgestoßenen, nicht aufzuhalten ist.

Wie es dem Marius gelungen ist, die Cimbern und Teutonen zu vernichten, so gelang es dem Bürgerthum, die Arbeiter 1848 zurückzuschlagen und andere socialistische Erhebungen, die inzwischen in mehreren Ländern stattfanden, zu unterdrücken. Können aber mindestens ⅘ des Volkes auf die Dauer, durch die heutige Productionsweise, von den Schätzen der Wissenschaft ausgeschlossen bleiben? Gewiß nicht; so wenig als die Plebejer Rom's auf die Dauer von den Aemtern fern zu halten waren, so wenig als das Bürgerthum selbst auf die Dauer von der Regierung des Staates ausgeschlossen bleiben konnte.

Die Civilisation tödtet, sagte ich oben. Naturgemäß schwächt sie die höheren Schichten der Gesellschaft mehr als die unteren, weil sich das Individuum jener rascher ausleben kann. Es steht unter dem Einflusse vieler Motive, welche viele Begierden erwecken, und diese verzehren die Lebenskraft.

Karger Mangel ist der beste Boden für die Menschenpflanze, sagt der conservative Staatsmann.

Treibhauswärme muß die Menschenpflanze haben, sagt der immanente Philosoph.

> Die ältesten Urgeschlechter des hohen Adels sind gegen das Ende des Mittelalters fast alle ausgestorben. Wie der einzelne |
> i307 Mensch von hinnen geht, wenn er seine Sendung erfüllt hat, so treten auch die Geschlechter und Familien ab, wenn das Maß ihres Wirkens voll ist. Das stolzeste Haus, dem zahlreiche Sprößlinge noch eine vielhundertjährige Dauer zu verheißen scheinen, erlöscht oft plötzlich.
>
> (Riehl.)

Die Corruption und Verdorbenheit in den oberen Classen der heutigen Gesellschaft ist groß. Der Aufmerksame findet in ihnen alle Fäulnißerscheinungen wieder, welche ich am absterbenden römischen Volke gezeigt habe.

Ueberall nun, wo Fäulniß in der Gesellschaft auftritt, offenbart sich das Gesetz der Verschmelzung; denn die Civilisation hat, wie ich mich bildlich ausdrückte, das Bestreben, ihren Kreis zu erweitern, und sie schafft gleichsam die Fäulniß, damit wilde Naturvölker, angelockt, ihre langsame Bewegung aufgeben und sie mit der raschen der Civilisation vertauschen.

Wo sind aber die wilden Naturvölker, welche jetzt in die Staaten eindringen könnten?

Es ist wahr: die Lebenskraft der romanischen Nationen ist kleiner als die der germanischen, und die Kraft dieser geschwächter als die der slavischen Völker. Aber eine Völkerwanderung kann nicht mehr stattfinden; denn alle diese Nationen sind bereits in einem geschlossenen Kreise der Civilisation und in jeder dieser Nationen, in Rußland so gut als in Frankreich, ist die Fäulniß vorhanden.

Die Regeneration kann also nur von unten herauf stattfinden, nach dem Gesetze der Verschmelzung im Innern, dessen Folgen aber diesmal andere sein werden, als die in Griechenland und Rom waren. Erstens existiren keine persönlich Unfreien mehr, dann sind die Mauern zwischen den Ständen schon halb zertrümmert. Das Gesetz wird deshalb die Nivellirung der ganzen Gesellschaft herbeiführen.

> Wenn die Mittagssonne der Civilisation die Ebenen bereits versengt hat, dann wird von den culturarmen Berg- und Hochländern der Odem eines ungebrochenen, naturfrischen Volksgeistes, wie Waldesluft, wieder neubelebend über sie hinziehen.
>
> (Riehl.)

Aber nicht nur die Bauern, sondern auch die Arbeiter, die hektischen, aber gleichfalls ungebrochenen, werden, unwiderstehlich |
i308 getrieben vom Genius der Menschheit, die künstlichen Dämme einreißen, und es wird in jedem Staate eine einzige nivellirte Gesellschaft vorhanden sein.

45.

Es ist klar, daß die sociale Frage nicht vorhanden, eine Lösung derselben also gar nicht zu erstreben wäre, wenn alle Menschen Weise (oder auch nur *gute Christen*) wären; aber eben weil die Menschen alle Weise werden sollen, da sie nur *als solche* Erlösung finden können, ist die sociale Frage vorhanden und muß gelöst werden.

Jetzt nehmen wir den höchsten Standpunkt ein.

Es ist die größte Thorheit zu sagen, daß die socialen Zustände keiner durchgreifenden Verbesserung fähig seien. Aber ebenso thöricht ist es zu sagen, daß eine radicale Veränderung derselben ein Schlaraffenleben begründen würde.

Gearbeitet muß immer werden, aber die Organisation der Arbeit muß eine solche sein, daß *Jedem alle* Genüsse, welche die Welt bieten kann, zugänglich sind.

Im Wohlleben liegt kein Glück und keine Befriedigung; folglich ist es auch kein Unglück, dem Wohlleben entsagen zu müssen. Aber es ist ein *großes Unglück*, ein Glück in das Wohlleben zu setzen und nicht *erfahren* zu können, daß *kein* Glück darin liegt.

Und dieses Unglück, das nagende und das Herz durchzuckende, ist die treibende Kraft im Leben der niederen Volksgruppen, welche sie auf den Weg der Erlösung peitscht. Es verzehren sich die Armen in Sehnsucht nach den Häusern, den Gärten, den Gütern, den Reitpferden, den Carossen, dem Champagner, den Brillanten und Töchtern der Reichen.

Nun gebt ihnen all diesen Tand und sie werden wie aus den Wolken fallen. Dann werden sie klagen: wir haben geglaubt, so glücklich zu sein, und es hat sich *in* uns Nichts wesentlich geändert.

Satt von allen Genüssen, welche die Welt bieten kann, müssen erst alle Menschen sein, ehe die Menschheit reif für die Erlösung werden kann, und da ihre Erlösung ihre *Bestimmung* ist, so *müssen* die Menschen satt werden, und die Sättigung führt nur die gelöste sociale Frage herbei.

i309 So läßt sich der Erfolg der socialen Bewegung aus der Gerechtigkeit (Humanität), aus der rein politischen Rivalität der Nationen, aus der Fäulniß im Staate selbst und aus dem allgemeinen Schicksal der Menschheit ableiten. Die moderne sociale Bewegung ist eine nothwendige Bewegung, und wie sie mit Nothwendigkeit aufgetreten ist, so wird sie auch mit Nothwendigkeit zum Ziele kommen: zum *idealen Staate*.

46.

Im Bisherigen haben wir, im Allgemeinen, die Veränderungen zu bestimmen gesucht, welche auf politischem und ökonomischem Gebiete eintreten werden; jetzt wollen wir die Entwicklung des rein geistigen Lebens in der Zukunft verfolgen.

Nehmen wir die Kunst zuerst.

Der Kunst kann man nur eine beschränkte Weiterbildung zusprechen. In der Architektur ist das Formal-Schöne des Raumes, durch orientalische, griechische, römische, maurische und gothische Kunst, fast, wenn nicht ganz, erschöpft. Nur die Combination der Formen und die Verschiebung der Maßverhältnisse bieten einen kleinen Spielraum.

Die Schönheit der menschlichen Gestalt ist von den griechischen Bildhauern und großen italienischen Malern unübertrefflich und vollendet gebildet worden. Das Menschengeschlecht nimmt täglich an Schönheit ab, und es kann deshalb nie ein anderes besseres Ideal aufgestellt werden. Insofern aber das Innerste des menschlichen Wesens in die Erscheinung leuchtet, kann über die christliche Skulptur und Malerei nicht hinaus gegangen werden. Nur der realistischen bildenden Kunst bleibt Raum zur Hervorhebung großer geschichtlicher Momente und der Darstellung großer Männer.

In der Musik darf man billig, nach Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven, eine Weiterbildung nur in engen Grenzen zugeben.

Nur der Dichtkunst bleibt noch ein hohes Ziel. Sie hat neben den optimistischen Faust, der, thätig und schaffend, im Leben an sich scheinbare Befriedigung fand:

> Den letzten, *schlechten*, leeren Augenblick
> Der Arme wünscht ihn fest zu halten!

i310 den pessimistischen zu stellen, der sich den echten Seelenfrieden erkämpfte. Der geniale

Meister wird sich hierzu finden. –

Die Naturwissenschaften haben noch ein weites Arbeitsfeld vor sich; aber sie müssen und werden zu einem Abschlusse kommen. Die Natur kann ergründet werden, denn sie ist *rein immanent*, und nichts Transscendentes, was immer auch sein Name sei, greift, coexistirend mit ihr, in sie ein.

Die Religion wird, in dem Maße als die Wissenschaft wächst, immer weniger Bekenner finden. Die Verbindung des *Rationalismus* mit der Religion (Deutsch-Katholicismus, Alt-Katholicismus, Neu-Protestantismus, Reform-Judenthum etc.) beschleunigt ihren Untergang und führt zum Unglauben wie der Materialismus.

Das reine Wissen dagegen zerstört nicht den Glauben, sondern ist seine *Metamorphose*; denn die reine Philosophie ist die durch die Vernunft geläuterte, im Grunde aber doch nur bestätigte Religion der Liebe. Das reine Wissen ist deshalb nicht der Gegensatz des Glaubens. Früher mußte man, wegen unreifer Erkenntniß, an die Erlösung der Menschheit *glauben*; jetzt *weiß* man, daß die Menschheit erlöst wird.

Man kann auch die Bewegung der Menschheit, mit Absicht auf die Haupteinwirkung des Denkens auf den Willen, bestimmen als Bewegung durch den Aberglauben (Furcht) zum Glauben (selige Verinnerlichung), durch diesen zum Unglauben (trostlose Oede) und durch den Unglauben schließlich zum reinen Wissen (moralische Liebe).

Die Philosophie selbst endlich wird gleichfalls einen Abschluß finden. Ihr Endglied wird die *absolute* Philosophie sein.

> Wenn einmal die absolute Philosophie gefunden wird, dann ist die rechte Zeit für den jüngsten Tag gekommen,

ruft Riehl scherzhaft aus. Wir heben das kecke Wort mit *Ernst* auf.

So tendirt Alles auch auf geistigem Gebiete nach Vollendung, nach Abschluß, nach reiner Arbeit.

Darin aber werden sich die folgenden Perioden von den vergangenen unterscheiden, daß Kunst und Wissenschaft immer tiefer in das Volk eindringen werden, bis die ganze Menschheit von ihnen durchdrungen ist. Das Verständniß für die Werke der genialen Künstler wird immer entwickelter werden. Dadurch wird die aesthe|tische
i311 Freude häufiger in das Leben jedes Menschen treten und sein Charakter immer mehr Maß gewinnen. Die Wissenschaft wird ferner Gemeingut und die Aufklärung der Massen zur Thatsache werden.

47.

Auf diese Weise wird endlich der *ideale* Staat in die Erscheinung treten.

Was ist der ideale Staat?

Er wird die historische Form sein, welche die *ganze* Menschheit umfaßt. Wir werden jedoch diese Form nicht näher bestimmen, denn sie ist durchaus Nebensache: die Hauptsache ist der *Bürger* des idealen Staates.

Er wird sein, was Einzelne seit Beginn der Geschichte gewesen sind: ein durchaus freier Mensch. Er ist dem Zuchtmeister der historischen Gesetze und Formen vollständig entwachsen und steht, frei von allen politischen, ökonomischen und geistigen Fesseln, *über* dem Gesetz. Zersplittert sind alle äußeren Formen: der Mensch ist vollkommen emancipirt.

Alle *Triebfedern* sind allmählich aus dem Leben der Menschheit geschwunden: Macht, Eigenthum, Ruhm, Ehe; alle *Gefühlsbande* sind allmählich zerrissen worden: *der Mensch ist matt*.

Sein Geist beurtheilt jetzt richtig das Leben und sein Wille entzündet sich an diesem Urtheil. Jetzt erfüllt das Herz nur noch die eine Sehnsucht: ausgestrichen zu sein für immer aus dem großen Buche des Lebens. Und der Wille erreicht sein Ziel: den absoluten Tod.

48.

Im idealen Staate wird die Menschheit das »große Opfer,« wie die Inder sagen, bringen, d.h. *sterben*. In welcher Weise es gebracht werden wird, kann Niemand bestimmen. Es kann auf einem allgemeinen moralischen Beschluß beruhen, der sofort ausgeführt wird, oder dessen

Ausführung man der Natur überläßt. Es kann aber auch in anderer Weise bewerkstelligt werden. Jedenfalls wird das Gesetz der geistigen Ansteckung, welches sich so machtvoll beim Auftreten des Christenthums, in den Kreuzzügen (und neuerdings in den Wallfahrten in Frankreich und in der Betseuche in Amerika) offenbarte, die letzten Vorgänge in der Mensch|heit

i312 leiten. Es wird sein wie zur Zeit Dante's, wo das Volk die Straßen von Florenz mit dem Rufe durchzog:

> *Morte alla nostra vita! Evviva la nostra morte!*
> (Tod unserem Leben! Hoch lebe unser Tod!) – – –

Man könnte hier auch die Frage aufwerfen, wann das große Opfer gebracht werden wird.

Blickt man lediglich auf die dämonische Macht des Geschlechtstriebs und die große Liebe zum Leben, welche fast alle Menschen zeigen, so ist man versucht, den Zeitpunkt für die Erlösung der Menschheit in die fernste, fernste Zukunft zu stellen.

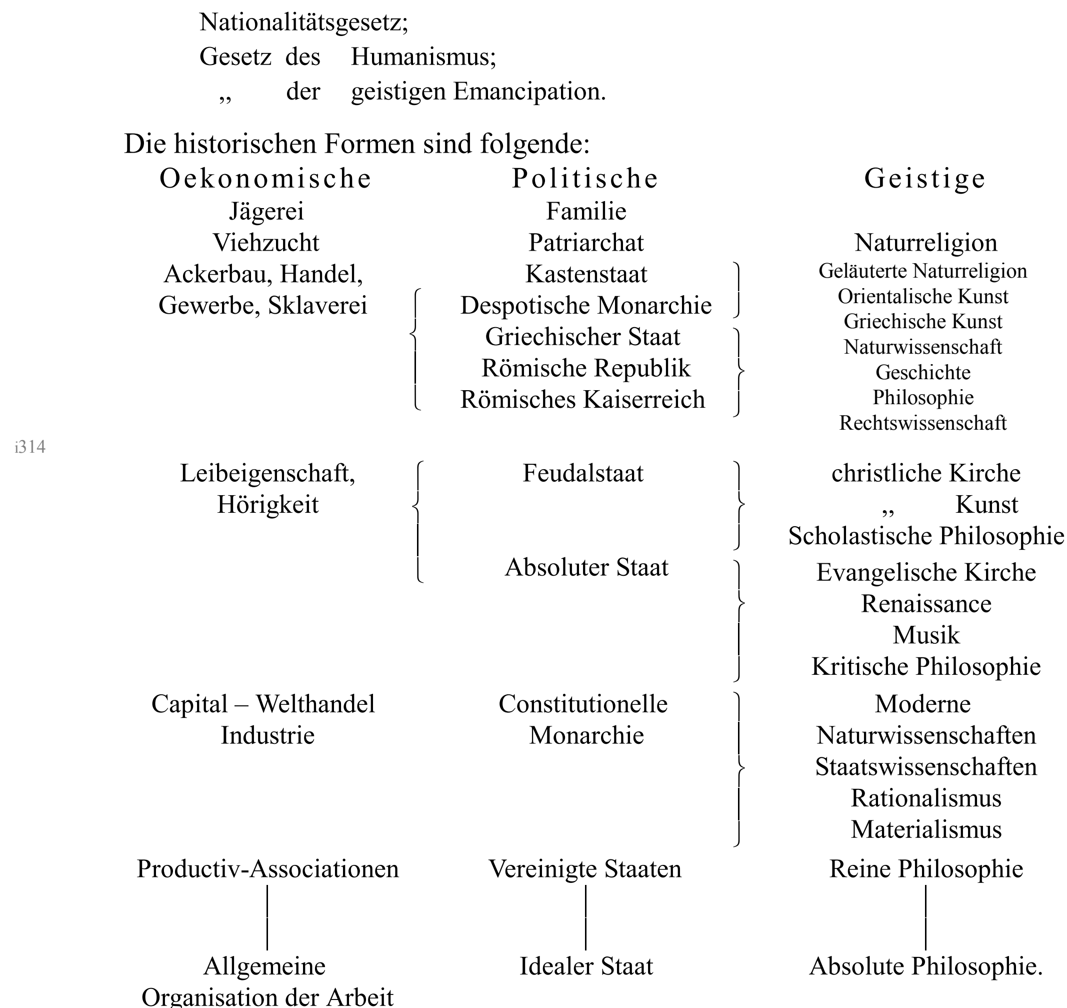
Erwägt man dagegen die Stärke der Strömungen auf allen Gebieten des Staates; die Hast und Ungeduld, die jede Brust dämonisch erzittern macht; die Sehnsucht nach Ruhe auf dem Grund der Seele; erwägt man ferner, daß um alle Völker bereits unzerreißbare Fäden gesponnen sind, die sich täglich vermehren, so daß kein Volk mehr einen langsamen, abgeschlossenen Culturgang haben kann; daß wilde Völker, in den Strudel der Civilisation getrieben, in eine am Marke ihrer Kraft zehrende Aufregung kommen, gleichsam fieberkrank werden; erwägt man endlich die ungeheuere Gewalt der geistigen Ansteckung – so giebt man der Civilisation keinen längeren Lauf als ein platonisches Jahr, das man 5000 v. Chr. beginnen lassen kann. Dann aber, wenn man bedenkt, daß hiernach die Menschheit noch über 3000 Jahre sich hinschleppen müßte, läßt man auch diese Bestimmung fallen, und es scheint ein Zeitraum von nur noch wenigen Jahrhunderten der größte zu sein, den man annehmen darf.

49.

Blicken wir zurück, so finden wir bestätigt, daß die Civilisation die Bewegung der ganzen Menschheit und die Bewegung aus dem Leben in den absoluten Tod ist. Sie vollzieht sich in einer einzigen Form, dem Staate, der verschiedene Gestaltungen annimmt, und nach einem einzigen Gesetze, dem Gesetze des Leidens, dessen Folge die Schwächung des Willens und das Wachsthum des Geistes (Umbildung der Bewegungsfactoren) ist. Das Gesetz legt sich in verschiedene Gesetze auseinander, welche ich zusammenstellen |

i313 will. Das Schema erhebt indessen durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Gesetz	der	Auswicklung der Individualität;
„	„	geistigen Reibung;
„	„	Gewohnheit;
„	„	Ausbildung des Theils;
„	des	Particularismus;
„	der	Entfaltung des einfachen Willens;
„	„	Bindung der Willensqualitäten;
„	„	Erblichkeit der Eigenschaften;
„	„	Fäulniß;
„	des	Individualismus;
„	der	Verschmelzung durch Eroberung;
„	„	Verschmelzung durch Revolution;
„	„	Colonisation (Auswanderung);
„	„	geistigen Befruchtung;
„	„	Völkerrivalität;
„	des	socialen Elends;
„	„	Luxus;
„	der	Nervosität;
„	„	Nivellirung;
„	„	geistigen Ansteckung;



Nationalitätsgesetz;
Gesetz des Humanismus;
„ der geistigen Emancipation.

Die historischen Formen sind folgende:

	Oekonomische	Politische	Geistige
	Jägerei	Familie	
	Viehzucht	Patriarchat	Naturreligion
	Ackerbau, Handel, Gewerbe, Sklaverei	Kastenstaat Despotische Monarchie	Geläuterte Naturreligion Orientalische Kunst
		Griechischer Staat Römische Republik Römisches Kaiserreich	Griechische Kunst Naturwissenschaft Geschichte Philosophie Rechtswissenschaft
i314	Leibeigenschaft, Hörigkeit	Feudalstaat	christliche Kirche „ Kunst Scholastische Philosophie
		Absoluter Staat	Evangelische Kirche Renaissance Musik Kritische Philosophie
	Capital – Welthandel Industrie	Constitutionelle Monarchie	Moderne Naturwissenschaften Staatswissenschaften Rationalismus Materialismus
	Productiv-Associationen	Vereinigte Staaten	Reine Philosophie
	|	|	|
	Allgemeine Organisation der Arbeit	Idealer Staat	Absolute Philosophie.

50.

Die Menschheit ist zunächst ein Begriff; ihm entspricht in der Wirklichkeit eine Gesammtheit von Individuen, welche allein real sind und sich, vermittelst der Zeugung, im Dasein erhalten. Die Bewegung des Individuums aus dem Leben in den Tod giebt, in Verbindung mit seiner Bewegung aus dem Leben in das Leben, die Bewegung aus dem Leben in den relativen Tod, welche jedoch, da in diesen kontinuirlichen Uebergängen der Wille geschwächt und die Intelligenz gestärkt wird, auf dem Grunde die spiralförmige Bewegung aus dem Leben in den absoluten Tod ist.

Die Menschheit muß dieselbe Bewegung haben, da sie ja nichts weiter ist, als die Gesammtheit der Individuen. Jede Definition ihrer Bewegung, welche den absoluten Tod nicht als Zielpunkt enthält, ist zu kurz, weil sie nicht sämmtliche Vorgänge deckt. Wäre die wahre Bewegung nicht deutlich zu erkennen, so müßte die immanente Philosophie den absoluten Tod, als Zielpunkt, postuliren.

Alle individuellen Lebensläufe: die kurze Lebenszeit von Kindern, von Erwachsenen, die der Tod vernichtet, ehe sie zeugen konnten, und die lange Lebenszeit solcher Menschen, welche auf die Kinder ihrer Kindeskinder blicken, müssen sich, wie auch alle Lebensläufe |
i315 von Menschengruppen (von Indianerstämmen, Südsee-Insulanern) zwanglos in die aufgestellte Bewegung der Menschheit einreihen lassen. Ist dies in einem einzigen Falle nicht thunlich, so ist die Definition falsch.

Die Bewegung der Menschheit aus dem Sein in das Nichtsein deckt nun alle, alle besonderen Bewegungen. Der Denker, der sie erkannt hat, wird kein Blatt der Geschichte mehr mit Erstaunen lesen, noch wird er klagen. Er wird weder fragen: was haben die Einwohner Sodom's und Gomorrha's verschuldet, daß sie untergehen mußten? was haben die

30,000 Menschen verschuldet, die das Erdbeben von Riobomba in wenigen Minuten vernichtete? was die 40,000 Menschen, welche bei der Zerstörung Sidon's den Flammentod fanden? noch wird er klagen über die Millionen Menschen, welche die Völkerwanderung, die Kreuzzüge und alle Kriege in die Nacht des Todes gestoßen haben. Die ganze Menschheit ist der Vernichtung geweiht.

Die Bewegung selbst unserer Gattung resultirt (wenn wir von den sonstigen Einflüssen der Natur absehen) aus den Bestrebungen aller Menschen, wie ich am Anfang der Politik bereits sagte. Sie entsteht aus den Bewegungen der Guten und Schlechten, der Weisen und Narren, der Begeisterten und Kalten, der Kühnen und Verzagten, und kann deshalb kein moralisches Gepräge tragen. Sie erzeugt in ihrem Verlauf Gute und Schlechte, Weise und Narren, Moralisch-Begeisterte und Verruchte, weise Helden und Bösewichter, Erzschelme und Heilige, und erzeugt sich wiederum aus den Bewegungen dieser. An ihrem Ende aber stehen nur noch Müde, Ermattete, Todtmüde und Flügellahme.

Und dann senkt sich die stille Nacht des absoluten Todes auf Alle. Wie sie Alle, im Moment des Uebergangs, selig erbeben werden: sie sind erlöst, erlöst für immer!

Metaphysik.

i317

Ich danke, Götter,
Daß ihr mich ohne Kinder auszurotten
Beschlossen habt. – Und laß dir raten, habe
Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne,
Komm, folge mir in's dunkle Reich hinab.
— — — — — — — —
Komm kinderlos und schuldlos mit hinab!
Goethe.

i319

1.

Die immanente Philosophie, welche im Bisherigen nur aus zwei Quellen: der Natur im weitesten Sinne und dem Selbstbewußtsein, geschöpft hat, betritt nicht ihre letzte Abtheilung, die Metaphysik, um, aller Fesseln ledig, »mit Vernunft rasen« zu können. – In der Metaphysik stellt sie sich einfach auf den höchsten immanenten Standpunkt. Sie hat seither den für jede Disciplin höchsten Beobachtungsort, von wo sie das ganze abgesteckte Gebiet überschauen konnte, eingenommen; wollte sie jedoch den Blick jenseit der Abgrenzung schweifen lassen, so nahmen ihr höhere Berge die Fernsicht. Nun aber steht sie auf dem höchsten Gipfel: sie steht über allen Disciplinen, d. h. sie blickt über die ganze Welt und faßt Alles in einen Gesichtspunkt zusammen.

Die Redlichkeit des Forschens wird uns also auch in der Metaphysik nicht verlassen.

Weil nun die immanente Philosophie in den einzelnen Lehren zwar stets einen richtigen, aber immerhin einseitigen Standpunkt einnahm, so mußte auch manches Resultat einseitig sein. Wir haben demnach nicht nur in der Metaphysik der Pyramide den Schlußstein aufzusetzen, sondern auch halben Resultaten die Ergänzung zu geben und eckig vorspringende zu glätten. Oder genauer: wir haben, vom höchsten immanenten Standpunkte aus, das ganze immanente Gebiet, von seiner Entstehung an bis zur Gegenwart, nochmals zu betrachten und seine Zukunft kalt zu beurtheilen.

2.

Wir haben schon in der Analytik, die Entwicklungsreihen der Dinge (an der Hand der Zeit) *a parte ante* verfolgend, eine einfache vorweltliche Einheit gefunden, vor welcher unser Erkenntnißvermögen vollständig erlahmte. Wir bestimmten sie, nach den einzelnen Erkenntnißvermögen, negativ als unthätig: ausdehnungslos, unter|schiedslos,
i320 unzersplittert, bewegungslos, zeitlos. Dann stellten wir uns nochmals in der Physik vor diese Einheit, hoffend, sie im Spiegel der inzwischen gefundenen Principien, Wille und Geist, zu erblicken, aber auch hier waren unsere Bemühungen vollständig erfolglos: Nichts zeigte sich in unserem Spiegel. Wir mußten sie deshalb auch hier wieder nur negativ bestimmen: als einfache Einheit in Ruhe und Freiheit, die weder Wille noch Geist, noch ein Ineinander von Willen und Geist war.

Dagegen erlangten wir drei außerordentlich wichtige positive Resultate. Wir erkannten, daß diese einfache Einheit, Gott, sich in eine Welt zersplitternd, vollständig verschwand und unterging; ferner, daß die aus Gott entstandene Welt, eben wegen ihres Ursprungs aus einer einfachen Einheit, in einem durchweg dynamischen Zusammenhang steht, und in Verbindung damit, daß die continuirlich aus der Wirksamkeit aller Einzelwesen sich erzeugende Bewegung das Schicksal sei; endlich, daß die vorweltliche Einheit existirte.

Die Existenz war das dünne Fädchen, welches den Abgrund zwischen immanentem und transscendentem Gebiete überbrückte, und an sie haben wir uns zunächst zu halten.

Die einfache Einheit existirte: mehr können wir von ihr in keiner Weise prädiciren. Welcher Art diese Existenz, dieses Sein, war, ist uns ganz verhüllt. Wollen wir es dennoch näher bestimmen, so müssen wir wieder zur Negation unsere Zuflucht nehmen und aussagen, daß es keine Aehnlichkeit mit irgend einem uns bekannten Sein hat, denn alles Sein, das wir kennen, ist bewegtes Sein, ist ein Werden, während die einfache Einheit bewegungslos, in

absoluter Ruhe, war. Ihr Sein war Uebersein.

Unsere positive Erkenntniß, daß die einfache Einheit existirte, bleibt dadurch völlig unberührt; denn die Negation trifft nicht die Existenz an sich, sondern nur die Art der Existenz, welche wir uns nicht faßlich machen können.

Aus dieser positiven Erkenntniß, daß die einfache Einheit existirte, fließt nun von selbst die andere, sehr wichtige, daß die einfache Einheit auch ein bestimmtes Wesen haben mußte, denn jede *Existentia* setzt eine *Essentia* und es ist schlechterdings undenkbar, daß eine vorweltliche Einheit existirt habe, aber an sich wesenlos, d. h. Nichts gewesen sei.

i321 Aber von dem Wesen, der *Essentia* Gottes, können wir uns, wie von seiner *Existentia*, auch nicht die allergeringste Vorstellung machen. Alles, was wir in der Welt als Wesen der Einzeldinge erfassen und erkennen, ist untrennbar mit der Bewegung verbunden, und Gott ruhte. Wollen wir dennoch sein Wesen bestimmen, so kann dies nur negativ geschehen, und wir müssen aussagen, daß das Wesen Gottes ein für uns unfaßbares, aber in sich ganz bestimmtes Ueberwesen war.

Auch unsere positive Erkenntniß, daß die einfache Einheit ein bestimmtes Wesen hatte, bleibt durch diese Negation ganz unberührt.

So weit ist Alles klar. Aber es scheint auch, als ob die menschliche Weisheit hier ein Ende habe und der Zerfall der Einheit in die Vielheit schlechterdings unergründlich sei.

Wir stehen indessen nicht ganz hülflos da. Wir haben eben den Zerfall der Einheit in die Vielheit, den Uebergang des transscendenten Gebietes in das immanente, den Tod Gottes und die Geburt der Welt. Wir stehen vor einer That, der ersten und einzigen That der einfachen Einheit. Auf das transscendente Gebiet folgte das immanente, es ist etwas geworden, was vorher nicht gewesen ist: sollte hier nicht die Möglichkeit vorliegen, die That selbst zu ergründen, ohne phantastisch zu werden und uns in elenden Träumereien zu ergehen? Wir wollen recht vorsichtig sein.

3.

Allerdings stehen wir vor einem Vorgang, den wir nicht anders auffassen können, denn als eine That; auch sind wir durchaus berechtigt, denselben so zu nennen, denn wir stehen ja noch ganz auf immanentem Gebiete, das nichts Anderes, als eben diese That ist.

Fragen wir jedoch nach den Factoren, welche diese That hervorbrachten, so verlassen wir das immanente Gebiet und befinden uns auf dem »uferlosen Ocean« des transscendenten, welcher uns verboten ist, deshalb verboten, weil alle unsere Erkenntnißvermögen auf ihm erlahmen.

Auf immanentem Gebiete, in der Welt sind uns die Factoren (an sich) irgend einer That immer bekannt: wir haben stets einerseits einen individuellen Willen von ganz bestimmtem Charakter und andererseits ein zureichendes Motiv. Wollten wir nun diese unumstößliche Thatsache in der vorliegenden Frage benutzen, so müßten |
i322 wir einfach die Welt als eine That bezeichnen, welche einem göttlichen Willen und einer göttlichen Intelligenz entsprungen ist, d. h. wir würden uns in vollständigen Widerspruch mit den Ergebnissen der immanenten Philosophie setzen; denn wir haben gefunden, daß die einfache Einheit weder Wille, noch Geist, noch ein Ineinander von Willen und Geist war; oder, mit Worten Kant's, wir würden immanente Principien, auf die willkürlichste und sophistischeste Weise, zu constitutiven auf transscendentem Gebiete machen, welches *toto genere* vom immanenten verschieden ist.

Aber hier öffnet sich uns auch mit einem Male ein Ausweg, den wir ohne Bedenken betreten dürfen.

4.

Wir stehen, wie gesagt, vor einer That der einfachen Einheit. Wollten wir diese That schlechthin einen motivirten Willensact nennen, wie alle uns bekannten Thaten in der Welt, so würden wir unserem Berufe untreu werden, die Wahrheit verrathen und einfältige Träumer sein; denn wir dürfen Gott weder Willen, noch Geist zusprechen. Die immanenten Principien, Wille und Geist, können schlechterdings nicht auf das vorweltliche Wesen

übertragen werden, wir dürfen sie nicht zu constitutiven Principien für die Ableitung der That machen.

Dagegen dürfen wir dieselben zu regulativen Principien für »die bloße Beurtheilung« der That machen, d. h. wir dürfen uns die Entstehung der Welt dadurch zu erklären versuchen, daß wir sie auffassen, als ob sie ein motivirter Willensact gewesen sei.

Der Unterschied springt sofort in die Augen.

Im letzteren Falle urtheilen wir nur problematisch, nach Analogie mit den Thaten in dieser Welt, ohne über das Wesen Gottes irgend ein apodiktisches Urtheil, in toller Anmaßung, abzugeben. Im ersteren Falle dagegen wird ohne Weiteres behauptet, das Wesen Gottes sei, wie das des Menschen, eine untrennbare Verbindung von Willen und Geist gewesen. Ob man dies sagt, oder sich verschleierter ausdrückt und den Willen Gottes *potentia*-Willen, ruhenden, unthätigen Willen, den Geist Gottes *potentia*-Geist, ruhenden, unthätigen Geist nennt – immer schlägt man den Resultaten redlicher Forschung in's Gesicht: denn mit dem Willen ist die Bewegung gesetzt und der Geist ist ausgeschiedener Wille mit einer |
i323 besonderen Bewegung. Ein ruhender Wille ist eine *contradictio in adjecto* und trägt das Brandmal des logischen Widerspruchs.

5.

Wir betreten demnach keinen verbotenen Weg, wenn wir die That Gottes auffassen, als ob sie ein motivirter Willensact gewesen sei, und mithin dem Wesen Gottes vorübergehend, lediglich zur Beurtheilung der That, Willen und Geist zusprechen.

Daß wir ihm Willen und Geist zusprechen müssen, und nicht Willen allein, ist klar, denn Gott war in absoluter Einsamkeit, und Nichts existirte neben ihm. Von außen konnte er mithin nicht motivirt werden, sondern nur durch sich selbst. In seinem Selbstbewußtsein spiegelte sich nur sein Wesen und dessen Existenz, nichts weiter.

Hieraus ergiebt sich mit logischem Zwang, daß die Freiheit Gottes (das *liberum arbitrium indifferentiae*) sich nur in einer einzigen Wahl geltend machen konnte: nämlich entweder zu bleiben, wie er war, oder nicht zu sein. Wohl hatte er auch die Freiheit, anders zu sein, aber nach allen Richtungen dieses Andersseins mußte die Freiheit latent bleiben, weil wir uns kein vollkommeneres und besseres Sein denken können, als das einer einfachen Einheit.

Es war mithin Gott nur eine einzige That möglich, und zwar eine freie That, weil er unter keinerlei Zwang stand, weil er sie ebenso gut unterlassen, wie ausführen konnte, nämlich einzugehen in das absolute Nichts, in das *nihil negativum*, d. h. sich vollständig zu vernichten, zu existiren aufzuhören.

Wenn nun dies seine einzig mögliche That war und wir dagegen vor einer ganz anderen That, der Welt, stehen, deren Sein ein beständiges Werden ist, so wirft sich uns die Frage entgegen: warum zerstoß nicht Gott, wenn er das Nichtsein wollte, sofort in Nichts? Ihr müßt Gott Allmacht zusprechen, denn seine Macht war durch Nichts beschränkt; folglich, wenn er nicht sein wollte, so mußte er auch sofort vernichtet sein. Anstatt dessen entstand eine Welt der Vielheit, eine Welt des Kampfes. Dies ist ein offenbarer Widerspruch. Wie wollt ihr ihn lösen?

Hierauf ist zunächst zu erwiedern: Es ist allerdings einerseits logisch feststehend, daß der einfachen Einheit nur eine einzige That |
i324 möglich war: sich vollständig zu vernichten; andererseits beweist die Welt, daß diese That nicht stattfand. Aber dieser Widerspruch kann nur ein scheinbarer sein. Beide Thaten: die logisch allein mögliche und die wirkliche, müssen auf ihrem Grunde zu vereinigen sein. Wie aber?

Es ist klar, daß sie nur dann zu vereinigen sind, wenn nachgewiesen werden kann, daß durch irgend ein Hinderniß die sofortige Vernichtung Gottes unmöglich war.

Wir haben also das Hinderniß zu suchen.

In der obigen Frage hieß es: »ihr müßt Gott Allmacht zusprechen, denn seine Macht war durch Nichts beschränkt.« Dieser Satz aber ist in seiner Allgemeinheit falsch. Gott existirte allein, in absoluter Einsamkeit, und es ist folglich richtig, daß er durch nichts außer ihm

Befindliches beschränkt war; seine Macht war also in dem Sinne eine Allmacht, als nichts außer ihm Liegendes sie beschränkte. Aber sie war keine Allmacht seiner eigenen Macht gegenüber, oder mit anderen Worten, seine Macht war nicht durch sich selbst zu vernichten, die einfache Einheit konnte nicht durch sich selbst aufhören zu existiren.

Gott hatte die Freiheit, zu sein wie er wollte, aber er war nicht frei von seinem bestimmten Wesen. Gott hatte die Allmacht, seinen Willen, irgendwie zu sein, auszuführen; aber er hatte nicht die Macht, gleich nicht zu sein.

Die einfache Einheit hatte die Macht, in irgend einer Weise anders zu sein, als sie war, aber sie hatte nicht die Macht, plötzlich gar nicht zu sein. Im ersteren Falle verblieb sie im Sein, im letzteren Falle sollte sie nicht sein: da war sie sich aber selbst im Wege; denn wenn wir auch nicht das Wesen Gottes ergründen können, so wissen wir doch, daß es ein bestimmtes Ueberwesen war, und dieses bestimmte Ueberwesen, in einem bestimmten Uebersein ruhend, konnte nicht durch sich selbst, als einfache Einheit, nicht sein. Dies war das Hinderniß.

Die Theologen aller Zeiten haben unbedenklich Gott das Prädikat der Allmacht gegeben, d. h. sie legten ihm die Macht bei, Alles, was er wollte, ausführen zu können. Keiner jedoch dachte hierbei an die Möglichkeit, daß Gott auch wollen könne, selbst zu Nichts zu werden. Diese Möglichkeit hat Keiner je erwogen. Erwägt man sie aber ernstlich, so sieht man, daß in diesem einzigen |
i325 Falle Gottes Allmacht, eben durch sich selbst, beschränkt, daß sie keine Allmacht sich selbst gegenüber war.

Die eine That Gottes, der Zerfall in die Vielheit, stellt sich hiernach dar: als die Ausführung der logischen That, des Entschlusses nicht zu sein, oder mit anderen Worten: die Welt ist das Mittel zum Zwecke des Nichtseins, und zwar ist die Welt das einzig mögliche Mittel zum Zwecke. Gott erkannte, daß er nur durch das Werden einer realen Welt der Vielheit, nur über das immanente Gebiet, die Welt, aus dem Uebersein in das Nichtsein treten könne.

Wäre es übrigens nicht klar, daß das Wesen Gottes das Hinderniß für ihn war, sofort in Nichts zu zerfließen, so könnte uns die Unkenntniß des Hindernisses in keiner Weise beunruhigen. Wir müßten dann ein unerkennbares Hinderniß auf transscendentem Gebiete einfach postuliren; denn es wird sich im Weiteren, auf rein immanentem Gebiete, vollkommen überzeugend für Jeden ergeben, daß sich das Weltall thatsächlich aus dem Sein in das Nichtsein bewegt. –

Die Fragen, welche man hier noch aufwerfen könnte, nämlich warum Gott nicht früher das Nichtsein wollte, und warum er überhaupt das Nichtsein dem Uebersein vorgezogen hat, sind ohne alle Bedeutung; denn was die erstere betrifft, so ist »früher« ein Zeitbegriff, der in der Ewigkeit ohne allen und jeden Sinn ist, und die letztere beantwortet die Thatsache der Welt genügend. Es muß wohl das Nichtsein vor dem Uebersein den Vorzug verdient haben, sonst würde es Gott in seiner vollkommenen Weisheit nicht erwählt haben. Und dies um so mehr, wenn man die Qualen der uns bekannten höheren Ideen, der uns am nächsten stehenden Thiere und der Menschen erwägt, mit welchen Qualen das Nichtsein allein erkauft werden kann.

6.

Wir haben nur vorübergehend Willen und Geist dem Wesen Gottes beigelegt und die That Gottes aufgefaßt, als ob sie ein motivirter Willensakt gewesen sei, um ein regulatives Princip zur bloßen Beurtheilung der That zu gewinnen. Wir sind auch auf diesem Wege zum Ziele gelangt, und die speculative Vernunft darf zufrieden sein.

i326 Wir dürfen jedoch unseren eigenthümlichen Standpunkt zwischen immanentem und transscendentem Gebiete (wir hängen am dünnen Fädchen der Existenz über dem bodenlosen Abgrund, der beide Gebiete trennt) nicht eher verlassen, um die feste Welt, den sicheren Boden der Erfahrung, wieder zu betreten, als bis wir nochmals laut erklärt haben, daß das Wesen Gottes weder eine Verbindung von Willen und Geist, wie das des Menschen, noch ein Ineinander von Willen und Geist gewesen ist. Den wahren Ursprung der Welt wird deshalb nie ein menschlicher Geist ergründen können. Das Einzige, was wir thun können und dürfen

– von welcher Befugniß wir auch Gebrauch gemacht haben – ist, uns den göttlichen Act nach Analogie mit den Thaten in der Welt zu erschließen, aber immer eingedenk der Thatsache und sie nie aus den Augen verlierend, daß

> wir durch einen Spiegel in einem dunklen Wort sehen
>
> (1. Cor. 13.)

und uns nach unserer Fassungsgabe stückweise einen Act zurechtlegen, der, als einheitlicher Act einer einfachen Einheit, *nie* vom menschlichen Geiste erfaßt werden kann.

Das Resultat der stückweisen Zusammensetzung befriedigt jedoch. Vergessen wir auch nicht, daß wir gleichfalls befriedigt sein könnten, wenn es uns verwehrt wäre, die göttliche That dunkel zu spiegeln; denn das transscendente Gebiet und seine einfache Einheit ist spurlos verschwunden in unserer Welt, in welcher nur individuelle Willen existiren und neben oder hinter welcher Nichts mehr existirt, gerade so wie *vor* der Welt *nur* die einfache Einheit existirte. Und diese Welt ist so reich, sie antwortet, redlich befragt, so deutlich und klar, daß der besonnene Denker sich leichten Herzens vom »uferlosen Ocean« abwendet und freudig seine ganze geistige Kraft dem göttlichen Act, dem Buche der Natur, widmet, das zu jeder Zeit offen vor ihm liegt.

7.

Ehe wir weitergehen, wollen wir die Resultate zusammenfassen:

1) Gott wollte das Nichtsein;
2) sein Wesen war das Hinderniß für den sofortigen Eintritt in das Nichtsein;
3) das Wesen mußte zerfallen in eine Welt der Vielheit, |
i327 deren Einzelwesen alle das Streben nach dem Nichtsein haben;
4) in diesem Streben hindern sie sich gegenseitig, sie kämpfen mit einander und *schwächen* auf diese Weise ihre Kraft;
5) das ganze Wesen Gottes ging in die Welt über in veränderter Form, als eine bestimmte Kraftsumme;
6) die ganze Welt, das Weltall, hat *Ein* Ziel, das Nichtsein, und erreicht es durch continuirliche Schwächung seiner Kraftsumme;
7) jedes Individuum wird, durch Schwächung seiner Kraft, in seinem Entwicklungsgang bis zu dem Punkte gebracht, wo sein Streben nach Vernichtung erfüllt werden kann.

8.

Von diesen Resultaten müssen diejenigen, welche sich auf das immanente Gebiet beziehen, jetzt einer Prüfung unterworfen werden.

Im unorganischen Reich haben wir Gase, Flüssigkeiten und feste Körper.

Das *Gas* hat nur ein Streben: nach allen Seiten auseinanderzutreten. Könnte es dieses Streben ungehindert ausüben, so würde es nicht vernichtet, aber immer schwächer und schwächer werden; es würde sich immer mehr der Vernichtung nähern, aber sie nie erreichen, oder: das Gas hat das Streben nach Vernichtung, aber es kann sie nicht erlangen.

In diesem Sinne haben wir uns auch den Zustand der Welt in ihren ersten Perioden zu denken. Die Individuen dehnten, als ein feuriger Urnebel in der schnellsten Rotation, ihre Kraftsphäre, die wir, auf subjektive Weise, räumlich nicht bestimmen können, im absoluten Nichts immer weiter aus, unaufhörlich mit einander kämpfend, bis die Ermattung Einzelner so groß wurde, daß sie sich nicht mehr im gasförmigen Zustand erhalten konnten und tropfbar flüssig wurden. Die Physiker sagen: sie verloren im *kalten Weltraume* einen Theil ihrer Wärme: welche dürftige Erklärung! Sie waren durch ihr Streben selbst und durch den Kampf so geschwächt, daß, wäre ein erkennendes Subjekt gegenwärtig gewesen, es ihr Streben, ihr Wesen, nur noch als Flüssigkeit hätte objektiviren können. –

Die *Flüssigkeit* hat nur ein Streben: sie will, horizontal |
i328 nach allen Seiten auseinanderfließend, nach einem idealen, außer ihr liegenden Punkte. Daß aber das Streben nach einem idealen Punkte ein ganz offen liegendes Streben nach dem Nichtsein ist, ist klar; denn jede Flüssigkeit, der es gelänge, das Ziel ihres Strebens zu erreichen, wäre sofort vernichtet.

In den Perioden der Welt, wo sich gasförmige Individuen in flüssige umänderten, begann die Bildung der Welt-Körper. Sämmtliche Flüssigkeiten hatten immer nur das Streben nach irgend einem bestimmten Mittelpunkte, den sie aber nicht erreichen konnten. Fassen wir unser Sonnensystem allein in's Auge, so war eine einzige ungeheure Gaskugel allseitig eingehüllt in ein feurig-flüssiges Meer (ähnlich einer Seifenblase). Jedes Gas im Inneren hatte das Streben, das Meer zu durchbrechen und nach allen Seiten auseinander zu treten; das Meer dagegen hatte das Streben nach dem Mittelpunkte der Gaskugel. Hieraus resultirte eine außerordentlich große Spannung, ein gewaltiger Druck und Gegendruck, ohne anderes Resultat, als eine allmähliche Schwächung der individuellen Kräfte, bis sich zuletzt eine feste Schale um das Ganze bildete. –

Jeder feste Körper hat nur ein einziges Streben: nach einem außer ihm liegenden idealen Punkt. Auf unserer Erde ist dieser Punkt der ausdehnungslose Mittelpunkt derselben. Könnte irgend ein fester Körper ungehindert bis zum Mittelpunkte der Erde gelangen, so wäre er im Moment, wo er anlangt, vollständig und für immer todt.

Die nächsten Perioden der Welt, welche auf jene folgten, in denen sich um die Weltkörper feste Hüllen gebildet hatten, wurden von großen Umbildungen ausgefüllt. Da die ganze Welt, von Anfang an, in rotirender Bewegung war, so lösten sich die (wohl wenig dichten) festen Körper ab und kreisten, als Ringe, um die Centralsonne, bis sie sich, in weiterer Umbildung, zu Planeten gestalteten, während der Centralkörper, der Kant-Laplace'schen Hypothese gemäß, in continuirlicher weiterer Abkühlung und Zusammenziehung (Schwächung der Kraft) fortfuhr, sich zu verdichten.

9.

Der Urzustand der Welt stellt sich unserem Denken dar: als eine ohnmächtige Sehnsucht der Individuen nach dem absoluten Tode, welche nur theilweise Erfüllung in der immer mehr zunehmenden Schwächung der bestimmten Kraftsumme fand.

i329 Es spiegelt sich in der damaligen Welt, wie auch in jedem Gase unserer heutigen Welt, das transscendente Hinderniß, das Gott an seinem Wesen fand, als er nichtsein wollte, oder auch das retardirende Moment: aus jedem Gase blickt der Reflex des transscendenten Verhängnisses, daß Gott nichtsein wollte, aber nicht sofort Erfüllung finden konnte.

In den nachfolgenden Perioden zeigen sich uns einzelne Individuen, denen wohl die volle und ganze Befriedigung ihrer Sehnsucht geworden wäre, wenn sie ungehindert ihr Ziel hätten erreichen können.

Das jetzige Weltall aber ist gar nicht anders denkbar, denn als eine endliche, aber für unseren Geist unermeßlich große Kugel, mit einer flüssigen oder außerordentlich leichten festen Schale, innerhalb welcher jedes unorganische Individuum gehemmt ist, das Ziel seines Strebens zu erreichen, oder, mit anderen Worten, das Weltall wird durchgängig in einer gewaltigen Spannung erhalten, welche continuirlich die bestimmte Kraftsumme schwächt.

10.

Im ganzen unorganischen Reich des Weltalls ist nichts Anderes vorhanden, als individueller Wille mit einem bestimmten Streben (Bewegung.) Er ist blind, d.h. sein Ziel liegt in seinem Streben, ist in der Bewegung schon von selbst enthalten. Sein Wesen ist reiner Trieb, reiner Wille, immer folgend dem Impulse, den er im Zerfall der Einheit in die Vielheit erhielt.

Wenn wir demnach sagen: das Gas will *in indefinitum* auseinander treten, die Flüssigkeiten und festen Körper wollen nach einem, außer ihnen liegenden idealen Punkt, so drücken wir damit nur aus, daß ein erkennendes Subjekt, die Richtung des Strebens verfolgend, zu einem bestimmten Ziele kommt. Unabhängig von einem erkennenden Subjekt, hat jeder unorganische Körper nur eine bestimmte Bewegung, ist reiner echter Trieb, ist lediglich blinder Wille.

Und nun frage ich: wie muß sich jetzt der Wille der chemischen Idee im Geiste des Menschen spiegeln? Als Wille zum Leben? In keiner Weise! Allem Bisherigen nach ist er reiner Wille zum Tode.

Dies ist ein sehr wichtiges Ergebniß. Im unorganischen Reich durchweg wird das Leben nicht gewollt, sondern die Vernichtung; |

i330 der Tod wird gewollt. Wir haben es überhaupt nur deshalb mit einem Willen zu thun, weil etwas erlangt werden soll, was noch nicht ist, weil ein retardirendes Moment vorhanden ist, das die sofortige Erreichung unmöglich macht. Das Leben wird nicht gewollt, sondern ist nur Erscheinung des Willens zum Tode, und zwar im Urzustande der Welt und in jedem Gase der Gegenwart: Erscheinung des retardirenden Moments im Individuum, und in jeder Flüssigkeit und jedem festen Körper: Erscheinung eines von außen verhinderten Strebens. Deshalb ist auch im unorganischen Reich das Leben des Individuums nicht Mittel zum Zweck, sondern der Kampf überhaupt ist Mittel, resp. die ihn bedingende Vielheit. Das Leben im unorganischen Reich ist immer nur Erscheinung, ist die allmähliche Bewegung der chemischen Ideen zum Tode.

So lange es gasförmige Ideen in der Welt giebt, (und sie überwiegen jetzt noch alle anderen), so lange ist die in der Welt vorhandene Kraftsumme nicht reif für den Tod. Alle Flüssigkeiten und festen Körper sind reif für den Tod, aber das Weltall ist ein festes Ganzes, eine durchweg in dynamischem Zusammenhang stehende Collektiv-Einheit mit einem einzigen Ziele: dem Nichtsein, und deshalb können die Flüssigkeiten und festen Körper nicht eher die Erfüllung ihres Strebens erlangen, als bis sämmtliche Gase so weit geschwächt sind, daß auch sie fest oder flüssig werden, oder mit andern Worten: das Weltall kann nicht eher zu Nichts werden, als bis die ganze in ihm enthaltene Kraftsumme reif für den Tod ist.

Von hier aus nun, mit Absicht auf das Ganze, erscheint das Leben der Flüssigkeiten und festen Körper, also ihr von außen gehemmtes Streben, als Mittel, nämlich als ein Mittel zum Zwecke des Ganzen.

In der Physik haben wir demnach den chemischen Ideen gegenüber einen zu niedrigen Standpunkt eingenommen und nur ein halbes Resultat erlangt. Wir haben das gehemmte Streben aller Ideen ganz richtig als Leben erkannt, aber, da wir dabei stehen blieben, oder besser: ohne Metaphysik dabei stehen bleiben mußten, so irrten wir in der Erklärung des Willens. Die chemische Idee will den Tod, kann ihn jedoch nur durch den Kampf erlangen, und deshalb lebt sie: sie ist in ihrem innersten Kern Wille zum Tode.

i331

11.

Wir treten in das organische Reich. Aus der Physik haben wir uns dabei zu erinnern, daß dasselbe nichts Anderes ist, als eine Form für die Schwächung der im Weltall liegenden Kraftsumme. Jetzt nennen wir es besser: die vollkommenste Form für die Abtödtung der Kraft. Dies genügt uns an dieser Stelle. Im Weiteren werden wir einen Ort finden, wo wir uns nochmals in die Organisation vertiefen und ihre ganze Bedeutung erfassen können.

Die Pflanze wächst, zeugt (auf irgend eine Weise) und stirbt (nach irgend einer Lebensdauer). Sehen wir von allem Besonderen ab, so springt aus hier zuerst hell die große Thatsache des wirklichen Todes in's Auge, der im unorganischen Reich nirgends in die Erscheinung treten konnte. Könnte die Pflanze sterben, wenn sie nicht im tiefsten Kerne ihres Wesens sterben wollte? Sie folgt lediglich ihrem Grundtriebe, der sein ganzes Streben aus der Sehnsucht Gottes nach Nichtsein schöpfte.

Aber der Tod der Pflanze ist nur ein relativer Tod, ihr Streben findet nur theilweise Erfüllung. Sie zeugte, und durch die Zeugung lebt sie fort.

Da nun die Zeugung, die Erhaltung im Leben, zwar von außen veranlaßt wird und von anderen Ideen abhängt, aber im Wesentlichsten der innersten Idee der Pflanze selbst entspringt, so ist das Leben der Pflanze eine ganz andere Erscheinung, als das der chemischen Idee. Während bei dieser das Leben nur Hemmung des Willens zum Tode ist, von innen oder von außen veranlaßt und bedingt, wird in der Pflanze das Leben direkt gewollt. Die Pflanze zeigt uns also Willen zum Leben neben Willen zum Tode, oder besser, weil sie den absoluten Tod will, aber nicht haben kann, will sie das Leben direkt als Mittel zum absoluten Tode, und die Resultirende ist der relative Tod.

Dieses Alles ist Erscheinung ihres Triebs, den keine Erkenntniß leitet, d.h. im erkennenden Subjekt spiegelt sich ihr Trieb in der angegebenen Weise. Die Pflanze ist reiner Wille, reiner

Trieb, folgend dem Impulse, den die sie constituirenden einfachen chemischen Ideen im Zerfall der Einheit in die Vielheit erhielten.

In der Physik definirten wir die Pflanze als Willen zum |
i332 Leben mit einer bestimmten Bewegung (Wachsthum). Diese Erklärung bedarf der Berichtigung. Die Pflanze ist Wille zum Tode, wie die chemische Idee, und Wille zum Leben, und die Resultirende dieser Bestrebungen ist der relative Tod, der ihr auch zu Theil wird.

12.

Das Thier ist zunächst Pflanze, und Alles, was wir von dieser sagten, gilt auch von ihm. Es ist als Pflanze Wille zum Tode und Wille zum Leben, und es resultirt aus diesen Bestrebungen der relative Tod. Es will das Leben als Mittel zum absoluten Tode.

Das Thier ist aber dann noch eine Verbindung von Willen und Geist (auf einer bestimmten Stufe). Der Wille hat sich theilweise gespalten, und jeder Theil hat eine eigenthümliche gespaltene Bewegung. Hierdurch wird sein Pflanzenleben modificirt.

Der Geist des Thieres nimmt ein Objekt wahr und fühlt instinktiv die Gefahr, welche ihm droht. Das Thier hat bestimmten Objekten gegenüber instinktive Todesfurcht.

Wir stehen vor einer außerordentlich merkwürdigen Erscheinung. Das Thier will im tiefsten Innern seines Wesens die Vernichtung, und dennoch fürchtet es den Tod vermöge seines Geistes; denn dieser ist Bedingung, weil das gefährliche Objekt auf irgend eine Weise wahrgenommen werden muß. Wird es nicht wahrgenommen, so bleibt das Thier ruhig und fürchtet den Tod nicht. Wie ist das seltsame Phänomen zu erklären?

Wir haben in der Physik gesehen, daß das Individuum beschränkt ist: es ist nicht vollkommen unabhängig. Es hat nur eine halbe Machtvollkommenheit. Es wirkt auf alle Ideen direkt und indirekt, aber es erfährt auch die Einwirkungen aller anderen Ideen. Es ist das Glied einer im festesten dynamischen Zusammenhang stehenden Collectiv-Einheit und führt deshalb kein durchaus selbständiges, sondern ein kosmisches Leben.

So fanden wir auch schon oben, im unorganischen Reich, daß einzelne Individualitäten reif für den Tod sind und erlöschen würden, wenn man ihrem Triebe freie Bahn gäbe. Aber sie müssen, als Mittel für den Zweck des Ganzen, leben.

In gleicher Weise verhält es sich beim Thier. Das Thier ist Mittel zum Zweck des Ganzen, wie das ganze organische Reich nur |
i333 ein Mittel für den Zweck des unorganischen ist. Und zwar entspricht seine Beschaffenheit dem bestimmten Zweck, den es erfüllen soll.

Diesen Zweck können wir nun in nichts Anderes setzen, als in eine wirksamere Abtödtung der Kraft, welche nur durch Todesfurcht (intensiveren Willen zum Leben) zu erlangen ist, und welche ihrerseits Mittel für den Zweck des Ganzen, den absoluten Tod, ist.

Während also in der Pflanze noch neben dem Willen zum Tode der Wille zum Leben steht, steht beim Thiere der Wille zum Leben vor dem Willen zum Tode und verhüllt ihn ganz: das Mittel ist vor den Zweck getreten. So will auf der Oberfläche das Thier nur das Leben, ist reiner Wille zum Leben und fürchtet den Tod, den es auf dem Grunde seines Wesens allein will. Denn, frage ich auch hier, könnte das Thier sterben, wenn es nicht sterben wollte?

13.

Der Mensch ist zunächst Thier, und was wir von diesem sagten, das gilt auch von ihm. Als Thier steht in ihm der Wille zum Leben vor dem Willen zum Tode, und das Leben wird dämonisch gewollt und der Tod dämonisch gefürchtet.

Im Menschen hat aber eine weitere Spaltung des Willens und dadurch eine weitere Spaltung der Bewegung stattgefunden. Zur Vernunft, die das Mannigfaltige der Wahrnehmung verbindet, ist das Denken getreten, die reflectirende Vernunft, die Reflexion. Hierdurch wird sein Thierleben wesentlich modificirt und zwar nach zwei ganz verschiedenen Richtungen.

Zunächst wird die Todesfurcht einerseits und die Liebe zum Leben andererseits gesteigert.

Die Todesfurcht wird gesteigert: das Thier kennt den Tod nicht und es fürchtet ihn nur

instinktiv, wenn es ein gefährliches Objekt wahrnimmt. Der Mensch dagegen kennt den Tod und weiß, was er zu bedeuten hat. Dann übersieht er die Vergangenheit und blickt in die Zukunft. Hierdurch überblickt er außerordentlich mehr, ich möchte sagen: unendlich mehr Gefahren als das Thier.

Die Liebe zum Leben wird gesteigert: das Thier folgt in der Hauptsache seinen Trieben, die sich auf Hunger, Durst, Schlafbedürfniß und alles zur Brunst Gehörige beschränken. Es lebt in |
i334 einem engen Kreise. Dem Menschen dagegen tritt, durch seine Vernunft, das Leben in Formen entgegen, wie Reichthum, Weiber, Ehre, Macht, Ruhm u.s.w., welche seinen Willen zum Leben, zur Begierde nach Leben anfachen. Die reflektirende Vernunft vervielfältigt seine Triebe, steigert sie und sinnt über die Mittel ihrer Befriedigung nach: sie macht die Befriedigung künstlich zu raffinirtem Genusse.

Auf diese Weise wird der Tod aus ganzer Seele gehaßt und beim bloßen Wort krampft sich das Herz der Meisten qualvoll zusammen, und die Todesfurcht wird zur Todesangst und Verzweiflung, wenn die Menschen dem Tode in die Augen starren; dagegen wird das Leben mit Leidenschaft geliebt.

Beim Menschen wird demnach der Wille zum Tode, der Trieb seines innersten Wesens, nicht mehr vom Willen zum Leben einfach verdeckt, wie beim Thier, sondern er verschwindet vollständig in der Tiefe, wo er sich nur, von Zeit zu Zeit, als tiefe Sehnsucht nach Ruhe äußert. Der Wille verliert seinen Zweck vollständig aus Sinn und Augen und klammert sich lediglich an das Mittel.

In der zweiten Richtung aber wird, durch die Vernunft, das Thierleben in einer anderen Weise modificirt. Vor dem Geiste des Denkers steigt, strahlend und leuchtend, aus der Tiefe des Herzens der reine Zweck des Daseins empor, während das Mittel ganz verschwindet. Nun erfüllt das erquickende Bild ganz seine Augen und entzündet seinen Willen: machtvoll lodert die Sehnsucht nach dem Tode auf, und ohne Zaudern ergreift der Wille, in moralischer Begeisterung, das bessere Mittel zum erkannten Zweck, die Virginität. Ein solcher Mensch ist die einzige Idee in der Welt, welche den absoluten Tod, indem sie ihn will, auch erreichen kann.

14.

Fassen wir zusammen, so ist Alles in der Welt Wille zum Tode, der im organischen Reich, mehr oder weniger verhüllt, als Wille zum Leben auftritt. Das Leben wird vom reinen Pflanzentrieb, vom Instinkt und schließlich dämonisch und bewußt gewollt, weil auf diese Weise das Ziel des Ganzen, und damit das Ziel jeder Individualität, schneller erreicht wird.

Am Anfang der Welt war das Leben Erscheinung des Willens |
i335 zum Tode, des Strebens der Individuen nach Nichtsein, das durch ein retardirendes Moment in ihnen verlangsamt wurde.

Im gestalteten, durchweg in intensivster Tension erhaltenen Weltall kann man das Leben, mit Absicht auf die chemischen Ideen schlechthin, gehemmtes Streben nach Nichtsein nennen und sagen, daß es sich darstelle als Mittel zum Zweck des Ganzen.

Die Organismen dagegen wollen aus sich selbst das Leben, hüllen ihren Willen zum Tode in Willen zum Leben, d.h. sie wollen aus sich selbst das Mittel, das zunächst sie und durch sie das Ganze zum absoluten Tode führen wird.

Wir haben also doch noch schließlich, auf der Oberfläche, einen Unterschied zwischen dem unorganischen und organischen Reich gefunden, der sehr wichtig ist.

Aber auf dem Grunde sieht der immanente Philosoph im ganzen Weltall nur die tiefste Sehnsucht nach absoluter Vernichtung, und es ist ihm, als höre er deutlich den Ruf, der alle Himmelssphären durchdringt: Erlösung! Erlösung! Tod unserem Leben! und die trostreiche Antwort darauf: ihr werdet Alle die Vernichtung finden und erlöst werden.

15.

Wir haben in der Physik die Zweckmäßigkeit der Natur, welche kein Vernünftiger ableugnen kann, auf die erste Bewegung, den Zerfall der Einheit in die Vielheit,

zurückgeführt, von welcher ersten Bewegung alle folgenden nur Fortsetzungen waren und sind. Dies genügte vollkommen. Jetzt aber knüpfen wir die Zweckmäßigkeit unmittelbar an den Entschluß der vorweltlichen Einheit, aus dem Uebersein in das Nichtsein zu treten, an.

Der einfachen Einheit war die sofortige Erreichung des Zieles verwehrt, nicht aber die Erreichung überhaupt. Es war ein Proceß (ein Entwicklungsgang, eine allmähliche Abschwächung) nöthig, und der ganze Verlauf dieses Processes lag *virtualiter* im Zerfall.

Alles in der Welt hat demnach Ein Ziel, oder besser: für den menschlichen Geist stellt sich die Natur so dar, als ob sie sich einem einzigen Ziele entgegen bewege. Im Grunde aber folgt Alles nur dem ersten blinden Impulse, in welchem das, was wir als Mittel und Zweck auseinander halten müssen, untrennbar vereinigt |
i336 lag. Alles in der Welt wird nicht von vorn gezogen oder von oben geleitet, sondern aus sich heraus getrieben.

Auf diese Weise greift Alles ineinander, jedes Ding ist auf das andere angewiesen; alle Individualitäten zwingen und werden gezwungen, und die resultirende Bewegung aus allen Einzelbewegungen ist dieselbe, als ob eine einfache Einheit eine einheitliche Bewegung habe.

Die Teleologie ist ein bloß regulatives Princip für die Beurtheilung des Weltgangs (die Welt wird gedacht: als einem Willen entsprungen, den die höchste Weisheit leitete), verliert aber, selbst als solches, nur dann alles Anstößige, das es von jeher für alle klaren empirischen Köpfe gehabt hat, wenn die Welt auf eine einfache vorweltliche Einheit zurückgeführt wird, welche nicht mehr existirt. Seither hatte man nur die Wahl zwischen zwei Wegen, auf welchen beiden keine Befriedigung zu finden war. Entweder mußte man die Zweckmäßigkeit leugnen, d.h. der Erfahrung in's Gesicht schlagen, um ein spukfreies, rein immanentes Gebiet zu erhalten; oder man mußte der Wahrheit die Ehre geben, d.h. die Zweckmäßigkeit anerkennen, aber dann auch eine Einheit in, über oder hinter der Welt annehmen.

Die immanente Philosophie hat, mit ihrem radicalen Schnitt durch immanentes und transscendentes Gebiet, das Problem in durchaus befriedigender Weise gelöst. Die Welt ist der einheitliche Act einer einfachen Einheit, welche nicht mehr ist, und steht deshalb in einem unlöslichen dynamischen Zusammenhang, aus welchem eine einheitliche Bewegung entsteht.

16.

Wir haben uns jetzt, an der sicheren Hand der gewonnenen Resultate, nochmals in das organische Leben zu versenken.

Die Naturforscher führen das organische Leben auf eine Urzeugung zurück, und die gegenwärtig herrschende Ansicht ist, daß eine *generatio aequivoca* nicht mehr in der Natur stattfinde.

Wie wir uns aus der Physik erinnern werden, besteht für die immanente Philosophie zwischen unorganischen Körpern und Organismen keine Kluft. Was sie von einander unterscheidet, ist ihre Bewegung. Wollte man eine Kluft annehmen, so wäre sie weder weiter, noch böte sie Grund zu größerem Erstaunen, als die zwischen einem Gase und einer Flüssigkeit.

i337 Die Bewegung des Organismus ist Wachsthum, d.h. Erhaltung und Ausbildung eines bestimmten Typus, durch fortwährende Assimilation und Ausscheidung chemischer Kräfte, welche den Typus constituiren.

Jeder Organismus ist eine abgeschlossene Idee, wie Kupferoxyd eine ist. Wie dieses, so hält auch er einfache chemische Kräfte gebunden, oder besser, hebt sie in eine einfache unterschiedslose Einheit auf.

Während jedoch die chemische Verbindung kein anderes Streben hat, als das aus der Natur der verbundenen, ihr zu Grunde liegenden Kräfte Fließende, bestimmte Einheitliche, tritt der Organismus denjenigen chemischen Ideen gegenüber, von welchen Theile seinen Typus bilden, mit überwältigender Assimilation auf und zwingt sie, in seinen Typus, diesen erhaltend und ausbildend, ein- und aus ihm auszutreten. Dies ist das Wesen des Wachsthums und, im weiteren Sinne, der Reproduction.

Die Grundlage jedes Organismus ist also ein Typus, eine bestimmte chemische Verbindung, welche eine bestimmte, im unorganischen Reich nicht auffindbare Bewegung hat.

Aber jeder organische Typus ist Glied einer Entwicklungsreihe und, als solches, wesentlich verschieden vom ersten Glied der Reihe.

Wie ist nun der erste Organismus entstanden?

Daß er durch Verbindung einfacher chemischer Ideen, oder aus bereits vorhandenen Verbindungen solcher, entstanden ist, ist klar. Aber diese Ideen oder Verbindungen mußten sich in einem ganz bestimmten Zustande befinden, und dieser Zustand konnte auf unserer Erde nur einmal im Entwicklungsgang des allgemeinen kosmischen Lebens liegen. Er trat mit Nothwendigkeit auf, und mit Nothwendigkeit war auch alsbald der erste Organismus, d. h. eine auf eine neue Weise sich bewegende chemische Verbindung da, gerade so, wie sich das Flüssige und dann das Feste zum ersten Male nur im nothwendigen Entwicklungsgang des Weltalls bilden konnten.

Deshalb konnte die *generatio aequivoca* auf unserem Planeten nur einmal auftreten, denn im weiteren Fortgang des kosmischen Lebens kam kein Tag mehr, wo die chemischen Ideen einen Zustand gehabt hätten, der nöthig ist, um sie zu einem Organismus zusammentreten zu lassen.

Dieser Ursprung und die Thatsache, daß das organische Leben |
i338 sich nur an sich selbst entzünden kann, stellen jeden Organismus auf die Stufe beschränkter Selbständigkeit, die die einfachen chemischen Ideen einnehmen, und verleihen ihm, so zu sagen, die Würde, welche diese haben, ob er gleich nur durch sie sich im Dasein erhalten kann.

In welcher Menge die ersten Organismen auftraten, ist völlig gleichgültig. Die Organisation, die neue Form, war vorhanden. Sie war mit Nothwendigkeit aufgetreten, mit Nothwendigkeit erhielt sie sich im Dasein, mit Nothwendigkeit bildete sie sich im weiteren Entwicklungsgang des All's aus und mit Nothwendigkeit wird sie dereinst zerbrechen und wieder verschwinden, wenn sie ihre Arbeit beendet hat.

Es erhellt aus unseren bisherigen Untersuchungen, daß das ganze Reich der Organismen nur eine bessere Form für die Abtödtung der im Weltall thätigen Kraftsumme ist. Jeder Organismus folgt seinem Triebe, aber, indem er es thut, ist er dienendes Glied des Ganzen. Er ist eine Form, die ihr individuelles Leben führt und ihren Trieben folgt, die jedoch, im dynamischen Zusammenhang mit allen anderen Individualitäten stehend, chemische Ideen einläßt, sie in den Wirbel ihrer individuellen Bewegung zieht und dann ausstößt, nicht mehr als dieselben, sondern geschwächt, wenn auch die Schwächung der Beobachtung entschlüpft und erst am Ende großer Entwicklungsperioden der verbindenden Wahrnehmung sich enthüllt.

Hier möchte es scheinen, als ob der Mensch, welcher in moralischer Begeisterung die Virginität gluthvoll erfaßt, um den absoluten Tod, die volle und ganze Erlösung vom Dasein zu erlangen, in einem bedauerlichen Wahn liege; ferner, daß er, in der ganzen oder partiellen Verneinung des Willens zum Leben (Bejahung des Willens zum Tode) stehend, gegen die Natur, gegen das Weltall und seine Bewegung aus dem Sein in das Nichtsein handle. Aber wir dürfen getrost sein: es scheint nur so, wie ich jetzt zeigen werde.

17.

Der den Willen zum Leben wirksam Verneinende erntet im Tode die volle und ganze Vernichtung des Typus. Er zerbricht seine Form, und keine Macht im Weltall kann sie neubilden: sie ist für immer, in ihrer Eigenthümlichkeit und der damit verbundenen Qual und Daseinspein, aus dem Buche des Lebens gestrichen. Und |
i339 mehr kann er nicht verlangen, mehr verlangt er auch nicht. Durch Enthaltung vom geschlechtlichen Genusse hat er sich von der Wiedergeburt befreit, vor der sein Wille zurückschaudert, wie der Rohe vor dem Tode. Sein Typus ist erlöst: das ist sein süßer Lohn.

Dagegen findet Derjenige, welcher seinen Willen zum Leben wirksam bejaht hat, keine Erlösung im Tode. Sein Typus geht allerdings auch unter und löst sich in seine Elemente auf; aber in der Wirklichkeit hat er bereits seine neue mühselige Wanderung angetreten, auf einem Wege, dessen Länge unbestimmbar ist.

Die Elemente nun, aus denen der Typus zusammengesetzt ist, bleiben in seinem Tode bestehen. Sie verlieren das typische Gepräge, die typische Besonderheit, greifen in das allgemeine kosmische Leben von Neuem ein, bilden chemische Verbindungen oder treten in andere Organismen, deren Leben sie unterhalten. Daß sie bestehen bleiben, kann jedoch den Weisen nicht beunruhigen; denn erstens können sie nie mehr zu seinem individuellen Typus zusammentreten; dann weiß er sie auf der sicheren Bahn der Erlösung.

18.

Wenden wir uns zum zweiten Einwand. Der in der Verneinung des Willens zum Leben Stehende soll gegen die Natur handeln, indem er den Geschlechtstrieb unterdrückt.

Hierauf ist zunächst ganz allgemein zu antworten, daß in einem Weltall, das in festem dynamischem Zusammenhang steht und durchaus von der Nothwendigkeit beherrscht wird, absolut Nichts geschehen kann, was gegen die Natur wäre. Der Heilige trat mit einem ganz bestimmten Charakter und einem ganz bestimmten Geiste in's Leben, und beide wurden im Strome der Welt ausgebildet. So kam der Moment mit Nothwendigkeit, wo sein Wille sich an der Erkenntniß entzünden und in die Verneinung hinein mußte. Wo ist in diesem ganzen individuellen Entwicklungsgang auch nur das kleinste Häkchen, woran man den thörichten Einwand hängen könnte? Weit davon entfernt, gegen die Natur zu handeln, steht der Heilige ja mitten in der Bewegung des Weltalls, und wenn in seinem Tode sein Typus dem Weltall entfällt, so hat dies eben, mit Absicht auf den Zweck des Ganzen, geschehen müssen.

Dann haben wir darauf hinzuweisen, daß Derjenige, welcher den Geschlechtstrieb unterdrückt, einen Kampf kämpft, wodurch die |
i340 Kraftsumme im Weltall wirksamer geschwächt wird, als durch die vollste Hingabe an das Leben. Wie Montaigne sehr richtig bemerkt, ist es leichter, einen Küraß durch das ganze Leben zu tragen, als keusch zu sein:

> (*Je trouve plus aysé de porter une cuirasse toute sa vie, qu'un pucellage, et est le voeu de la virginité le plus noble de tous les voeux comme estant le plus aspre*.)
>
> (*Sur des Vers de Virgile* .)

und die Inder sagen: es ist leichter, einem Tiger die Beute aus dem Rachen zu reißen, als den Geschlechtstrieb unbefriedigt zu lassen. Wenn aber dies der Fall ist, so steht, auch in dieser Hinsicht, der Heilige im Dienste der Natur: er opfert ihr in Treue und beschleunigt dadurch ihren Lauf in wirksamster Weise.

Während der Lebenstrunkene die Kraft zum

> Futter seiner Leidenschaft macht,
>
> (Hebbel, Judith.)

und

> der Reiter ist, den seine Rosse verzehren,
>
> (*ib.*)

verwendet der Keusche die Kraft dazu, um sich selbst zu beherrschen.

Der Kampf, welchen das Weltkind mit der Welt führt und dann in seinen Nachkommen fortsetzt, unaufhörlich auf Actionen von außen reagirend, den verlegt, demuthsvoll und stolz zugleich, muthig wie kein Anderer, das Kind des Lichts in die eigene Brust und ficht ihn aus, aus tausend Wunden blutend. Während das Kind der Welt in tollem Jubel ausruft:

> Es ist so einzig schön durch's Leben selbst zu sterben! den Strom anschwellen zu lassen, daß die Ader, die ihn aufnehmen soll, zerspringt! die höchste Wollust und die Schauder der Vernichtung in einander zu mischen!
>
> (*ib.*)

wählt der Weise die Schauder der Vernichtung allein, indem er das absolute Nichts erwägt, und verzichtet auf die Wollust; denn nach der Nacht kommt der Tag, nach dem Sturm der süße Herzensfriede, nach dem Gewitterhimmel das reine Aethergewölbe, dessen Glanz ein kleines Wölkchen (die Beunruhigung durch den Geschlechtstrieb) |
i341 seltener und immer seltener trübt, und dann der absolute Tod: Erlösung vom Leben, Befreiung von sich selbst!

Der weise Held, die reinste und herrlichste Erscheinung in der Welt, schafft sich in dieser

das wahre und echte Glück, und indem er es thut, fördert er, wie kein Anderer, die Bewegung des Weltalls aus dem Sein in das Nichtsein. Denn erstens weiß er, daß seine Form im Tode zerbrochen wird, und »diesen sicheren Schatz im Busen tragend,« vollständig befriedigt und Nichts mehr für sich in der Welt suchend, weiht er sein Leben dem Leben der Menschheit. Hierdurch aber und durch den siegreich beendeten Kampf in seiner Brust, hat er auch, wann er einst aus dem Himmelreich seines Herzensfriedens in die Vernichtung eingeht, glorreich die Arbeit vollbracht, die er als Organismus für das Weltall vollbringen mußte.

19.

Wir haben erkannt, daß das organische Reich die vollkommenste Form für die Abtödtung der es durchkreisenden chemischen Ideen sei, und bemerkten, daß es dereinst mit derselben Nothwendigkeit, mit der es entstanden ist, zerbrechen und verschwinden werde. Dieses Ereigniß und dann den Untergang des Weltalls, die volle und ganze Vernichtung der in der Welt thätigen Kraftsumme, haben wir jetzt in's Auge zu fassen.

Wir schlossen die Physik mit der sich aus ihr ergebenden Folgerung:

> Die Welt ist unzerstörbar. Die Bewegung des unorganischen Reichs ist eine endlose Kette von Verbindungen und Entbindungen; die des organischen Reichs eine fortschreitende endlose Entwicklung von niederen zu höheren Lebensformen; aber die in der Welt enthaltene Kraft schwächt sich in dieser Bewegung continuirlich.

Zugleich behielten wir uns vor, dieses Resultat in der Metaphysik nochmals zu prüfen. Dies haben wir im Vorhergehenden indirekt bereits gethan und haben somit zu erklären, daß das Resultat der Physik ein wesentlich einseitiges war. Das ganze Weltall bewegt sich, continuirlich seine Kraft schwächend, aus dem Sein in das Nichtsein, und die Entwicklungsreihen, denen wir schon in der Analytik einen Anfang geben mußten, werden auch ein |
i342 Ende haben: sie sind nicht endlos, sondern münden in das reine absolute Nichts, in das *nihil negativum*.

Wenn wir schon in der Politik, wo wir den Entwicklungsgang der Menschheit, den sichersten Theil unserer Erfahrung, verfolgten, nicht wagten, im Einzelnen seinen Verlauf aus der Gegenwart zum idealen Ziele in der Zukunft zu bestimmen, sondern nur wenige hervorragende Formen namhaft machten, durch welche er gehen muß, so werden wir jetzt, wo wir den ferneren Verlauf der ganzen Welt, von welcher uns nur ein verschwindend kleiner Theil als Erfahrung gegeben ist, construiren sollen, mit der größten Vorsicht vorangehen und uns nur auf das logisch Gewisse stützen.

Obgleich wir nur ganz wenige Vorgänge im Weltall kennen und unser Wissen, mit Absicht auf die ganze Natur, fragmentarisch und lediglich Stückwerk ist, so haben wir doch die unerschütterliche Gewißheit, daß Alles in der Welt mit Nothwendigkeit geschehen ist, geschieht und geschehen wird. Jedes Ereigniß, es sei uns bekannt oder unbekannt, trat mit Nothwendigkeit ein und hatte nothwendige Folgen. Alles aber geschah und geschieht, um bildlich zu reden, eines einzigen Zieles, des Nichtseins wegen.

Hiernach kann uns unsere Unkenntniß der Revolutionen, welche auf sämmtlichen Sternen stattgefunden haben, keinen Schmerz verursachen. Ob auf allen oder auf den meisten oder noch auf gar keinem organisches Leben überhaupt entstanden ist, oder ob es bereits wieder erloschen ist, ist uns gleichgültig. Wir kennen das Ziel der Welt, und wissen, daß die Mittel, um es zu erreichen, mit höchster Weisheit gewählt worden sind.

Wir sehen deshalb einstweilen vom Weltall ganz ab und richten unseren Blick ausschließlich auf unseren Planeten.

Es ist die Menschheit, welche uns hier den ersten Anhaltepunkt giebt. Ich habe in der Politik nachgewiesen, daß sie, unter dem großen Gesetze des Leidens stehend, welches den Willen der Individuen immer schwächer, ihren Geist dagegen immer heller und umfassender macht, mit Nothwendigkeit in den idealen Staat und dann in das Nichtsein muß. Es ist nicht anders: es ist unerbittliches, unabänderliches Schicksal der Menschheit, und wohl ihr, wann sie in die Arme des Todes sinkt.

Es ist ganz gleichgültig, wie ich schon in der Politik bemerkte, ob die Menschheit das

»große Opfer,« wie die Inder sagen, oder |
i343 »die Offenbarung der Kinder Gottes, wonach alle Creatur sich *ängstlich sehnet*,« wie Paulus sagt, in moralischer Begeisterung, oder durch Impotenz, oder in einem wilden, fanatischen Aufflackern der letzten Lebenskraft bringt. Wer kann es vorhersagen? Genug, das Opfer wird gebracht werden, weil es gebracht werden *muß*, weil es Durchgangspunkt für die nothwendige Entwicklung der *Welt* ist.

Ist es aber gebracht, so wird nichts weniger sich ereignen, als was man auf dem Theater einen *Knalleffekt* nennt. Weder die Sonne, noch der Mond, noch irgend ein Stern wird verschwinden, sondern die Natur wird ruhig ihren Gang fortsetzen, *aber unter dem Einflusse* der Veränderung, die der Tod der Menschheit hervorgebracht hat, und die vorher nicht da war.

Auch hier sind wir vorsichtig und rasen nicht mit Vernunft. Lichtenberg sagte einmal, daß eine Erbse, in die Nordsee geworfen, das Niveau des Meeres an der Japanesischen Küste erhöhe, obgleich die Niveauveränderung von keinem menschlichen Auge wahrzunehmen sei. Ebenso steht es logisch fest, daß ein Pistolenschuß, auf unserer Erde abgefeuert, seine Wirkung auf dem Sirius, ja an den äußersten Grenzen des unermeßlichen Weltalls geltend machen wird; denn dieses Weltall befindet sich durchgängig in gewaltigster Tension und ist kein schlappes, läppisches, armseliges sogenanntes Unendliches. Wir werden uns also wohl hüten, eine Hypothese aufzustellen, in der wir Schritt für Schritt die Folgen des großen Opfers aufsuchen; denn was brächten wir wohl Anderes zu Wege, als ein Phantasiegebilde, vom Werthe eines Märchens, das in funkelnder Sternennacht der Beduine seinen Genossen erzählt? Wir begnügen uns damit, einfach zu konstatiren, *daß* der Abgang der Menschheit von der Weltbühne Wirkungen haben wird, welche in der einen und einzigen Richtung des Weltalls liegen.

Wir können jedoch als so gut wie sicher hinstellen, daß die Natur aus den verbleibenden Thieren keine neuen menschenähnlichen Wesen hervortreten lassen wird; denn was sie mit der Menschheit bezweckte, d. h. mit der Summe von Einzelwesen, welche deshalb die denkbar höchsten Wesen im ganzen All sind, weil sie ihren innersten Kern aufheben können – (auf anderen Sternen können gleichwerthige, aber keine höheren Wesen existiren) – das findet |
i344 auch in der Menschheit seine ganze Erfüllung. Es wird keine Arbeit übrig bleiben, die eine *neue* Menschheit zu Ende bringen müßte.

Wir können ferner sagen, daß der Tod der Menschheit den Tod des ganzen organischen Lebens auf unserem Planeten zur Folge haben wird. Wahrscheinlich schon vor dem Eintritt der Menschheit in den idealen Staat, gewiß in diesem, wird dieselbe das Leben der meisten Thiere (und Pflanzen) in ihrer Hand halten, und sie wird ihre »unmündigen Brüder,« namentlich ihre treuen Hausthiere, nicht vergessen, wenn sie sich erlöst. Es werden die höheren Organismen sein. Die niederen aber werden, durch die herbeigeführte Veränderung auf dem Planeten, die Bedingungen ihrer Existenz verlieren und erlöschen.

Blicken wir jetzt wieder auf die ganze Welt, so lassen wir zunächst die Wirkung auf sie einfließen, welche die Erlöschung alles organischen Lebens auf der Erde auf sie, in allen ihren Theilen, ausüben muß, ohne uns anzumaßen, das »*Wie*« anzugeben. Dann halten wir uns an die Thatsache, welche wir den Astronomen verdanken, daß sämmtliche Weltkörper, durch den Widerstand des Aethers, ihre Bahnen allmählich verengern und schließlich alle in die echte Centralsonne stürzen werden.

Die Neubildungen, welche aus diesen partiellen Weltbränden entstehen werden, dürfen uns nicht beschäftigen. Wir stellen uns sofort an dasjenige Glied der Entwicklungsreihe, welches uns nur noch feste oder flüssige Körper zeigt. Alle *Gase* sind aus dem Weltall verschwunden, d. h. die zähe Kraftsumme hat sich derartig geschwächt, daß nur noch feste und flüssige Körper das Weltall constituiren. Am besten nehmen wir an, daß Alles, was dann noch existirt, nur *flüssig* ist.

Der Erlösung dieser Flüssigkeiten steht jetzt absolut Nichts mehr im Wege. Jede hat freie Bahn: jeder gedachte Theil derselben geht durch den idealen Punkt und sein Streben ist erfüllt, d. h. er ist in seinem innersten Wesen vernichtet.

Und dann?

Dann ist Gott thatsächlich aus dem Uebersein, durch das Werden, in das Nichtsein übergetreten; er hat durch den Weltproceß gefunden, was er, von seinem Wesen verhindert, nicht sofort erreichen konnte: das Nichtsein.

i345 Erst ging das transscendente Gebiet unter, – jetzt ist (in unseren Gedanken) auch das immanente vergangen; und wir blicken, je nach unserer Weltanschauung, entsetzt oder tief befriedigt, in das absolute Nichts, die absolute Leere, in das *nihil negativum*.

Es ist vollbracht!

20.

Hiermit haben wir alle halben Resultate der Physik ergänzt und können weiter gehen.

Die Aesthetik zeigt sich, vom höchsten immanenten Standpunkte aus, gerade so, wie wir sie vom niederen erfaßten. Dies kann nicht überraschen: denn der Grund des Schönen in den Dingen an sich hat ja seinen herrlichen Erklärungsgrund einzig und allein in der einfachen Einheit, beziehungsweise ihrer ersten harmonischen Bewegung. Im Reich des Schönen wird auf Nichts mehr gewartet: da soll nicht erst noch etwas kommen! Es liegt ganz im entzückenden Glanze der vorweltlichen Existenz Gottes, ja, es ist der entzückende Glanz selbst des ganz in sich beruhigten Wesens Gottes, der einfachen Einheit (mit Absicht auf das contemplative Subjekt) und die Objektivirung der Fortsetzungen der wundervollen, harmonischen ersten Bewegung, als Gott starb und die Welt geboren wurde.

21.

Dagegen weist die Ethik mehrere sehr ergänzungsbedürftige Resultate auf. Metaphysisch ergänzt, stellen sie sich aber auch dar als Lösungen der schwersten philosophischen Probleme. Es läßt die Wahrheit ihren letzten Schleier fallen und zeigt uns das echte Zusammenbestehen von Freiheit und Nothwendigkeit, die volle Autonomie des Individuums und das reine Wesen des Schicksals, aus dessen Erkenntniß ein Trost, eine Zuversicht, ein Vertrauen fließt, wie es selbst das Christenthum und der Budhaismus ihren Bekennern nicht bieten können; denn die Wahrheit, welche der Mensch erkennt, befriedigt ihn in ganz anderer Weise, als die, welche er glauben muß.

In der Ethik nahmen wir dem Willen zum Leben gegenüber die schroffste Stellung ein. Wir verurtheilten ihn und drückten auf seine Stirne das Brandmal der Tollheit. Wir schauderten vor dem Kampfe um's Dasein zurück und stellten die Verneinung |
i346 des Willens zum Leben in den vollen Gegensatz zur Bejahung des Willens.

Indem wir dies thaten, urtheilten wir nicht unbesonnen und voreilig, sondern nur einseitig, weil uns der richtige Ueberblick fehlte.

Jetzt aber liegt das ganze immanente Gebiet im milden Lichte der Erkenntniß vor uns, welche wir, in der Mitte der Kluft zwischen transscendentem und immanentem Gebiete forschend, uns errungen haben. Und hier müssen wir erklären, daß die Verneinung des Willens zum Leben nicht im Gegensatz zur Bejahung steht.

Das wahre Verhältniß der einen zur anderen wird sich aus dem Nachfolgenden ergeben.

Wir haben gesehen, daß ein einziges großes Gesetz die Natur von Anfang an beherrschte, beherrscht und beherrschen wird bis zu ihrer Vernichtung: das Gesetz der Schwächung der Kraft. Die Natur wird alt. Wer von einer *éternelle* (!) *jeunesse*, einer »ewigen« Jugend der Natur spricht (möchte man doch wenigstens, logisch richtig sich ausdrückend »endlos« sagen!), urtheilt wie der Blinde von Farben und steht auf der untersten Stufe der Erkenntniß.

Unter der Herrschaft dieses großen Gesetzes steht Alles in der Welt, mithin auch der Mensch. Er ist im tiefsten Grunde Wille zum Tode, weil die seinen Typus constituirenden und ihn, durch Ein- und Austritt, erhaltenden chemischen Ideen den Tod wollen. Aber da sie ihn nur durch Schwächung erlangen können und es kein wirksameres Mittel hierzu giebt, als das Wollen des Lebens, so tritt das Mittel dämonisch vor den Zweck, das Leben vor den Tod, und es zeigt sich der Mensch als reiner Wille zum Leben.

Indem er sich nun einzig und allein dem Leben hingiebt, immer hungrig und begierdevoll nach Leben, handelt er im Interesse der Natur und zugleich in seinem eigenen; denn er

schwächt die Kraftsumme des Weltalls und zugleich seinen Typus, seine Individualität, die, eine besondere Idee, halbe Selbstherrlichkeit hat. Er befindet sich auf der Bahn der Erlösung: darüber kann gar kein Zweifel sein; aber es ist eine lange Bahn, deren Ende nicht sichtbar ist.

Derjenige hingegen, welcher sich mit derselben Nothwendigkeit, mit der der rohe Mensch das Leben mit tausend Armen umklammert, vom Leben abwenden mußte, dem durch klare, kalte Erkenntniß der |
i347 Zweck vor das Mittel, der Tod vor das Leben getreten ist, – handelt gleichfalls im Interesse der Natur und in seinem eigenen; aber er schwächt wirksamer sowohl die Kraftsumme des All's, als auch seinen Typus, der im Leben die Seligkeit des Herzensfriedens genießt und im Tode die absolute Vernichtung findet, wonach sich Alles in der Natur sehnt. Er geht, weitab von der großen Heerstraße der Erlösung, auf dem kurzen Pfad der Erlösung: vor ihm liegt in goldenem Lichte die Höhe, er sieht sie und er wird sie erreichen.

Jener erreicht also, durch die Bejahung des Willens zum Leben, auf einem dunklen, schwülen Wege, wo das Gedränge entsetzlich ist, Alles stößt und gestoßen wird, dasselbe Ziel, das dieser, durch die Verneinung des Willens, auf einem hellen, nur am Anfang dornigen und steilen, dann ebenen und herrlichen Pfade, wo kein Gedränge, kein Geschrei, kein Gewimmer ist, erlangt. Aber jener erreicht erst das Ziel nach einer unbestimmbaren Zeit, dabei immer unbefriedigt, sorgenvoll, kummer- und qualvoll, während dieser am Ende seiner individuellen Laufbahn die Hand auf das Ziel legt und auf dem Wege dahin frei von Sorgen, Kummer und Qual ist und im tiefsten Seelenfrieden, in der unerschütterlichsten Heiterkeit lebt.

Jener schleppt sich mühsam weiter, immer gehemmt, voran wollend und nicht voran könnend; diesen tragen gleichsam Engelsschaaren empor, und weil er den Blick von der lichten Höhe nicht wenden kann und sich ganz in die Anschauung verliert, so ist er am Ziele, er weiß nicht wie. Erst schien es so weit, nun ist's schon erreicht!

Es wollen also Beide das Selbe, und Beide erlangen, was sie wollen; der Unterschied zwischen Beiden liegt nur in der Art ihrer Bewegung. Die Verneinung des Willens zum Leben ist eine schnellere Bewegung als die der Bejahung. Es ist dasselbe Verhältniß, wie zwischen Civilisation und Naturzustand, das wir in der Politik kennzeichneten. In der Civilisation bewegt sich die Menschheit rascher als im Naturzustand: in beiden Formen aber hat sie dasselbe Ziel.

Man kann auch sagen: die Tonart geht von *Dur* in *Moll* über, und das Tempo des Lebenslaufs ändert sich aus *adagio* und *andante* in *vivace* und *prestissimo*.

i348 Wer das Leben verneint, verschmäht nur das Mittel Desjenigen, welcher es bejaht; und zwar deshalb, weil er ein besseres Mittel als dieser zum gemeinsamen Zweck gefunden hat.

Und hiermit ist auch die Stellung des Weisen zu seinen Mitmenschen gegeben. Er wird sie nicht schimpfen, noch hochmüthig, im Dünkel seiner bessern Erkenntniß, belächeln. Er sieht, wie sie sich mit einem Werkzeuge abquälen, das ihnen Wochen rauben wird, um zu Rande zu kommen. Da bietet er ihnen ein anderes an, das etwas mehr Anstrengung erfordert, aber in wenigen Minuten zum Ziele führt. Verstocken sie sich dagegen, so soll er sie zu überzeugen versuchen. Gelingt es nicht, so soll er sie ziehen lassen. Sie kennen wenigstens jetzt die Wahrheit, und sie arbeitet still in ihnen fort, denn

Magna est vis veritatis et praevalebit!

So wird die Zeit kommen, wo auch ihnen die Schuppen von den Augen fallen werden.

Ingleichen wird er nicht die Augen verdrehen, wenn er lustige Menschen sieht, die sich austoben in tollem Jubel. Er wird denken: *Pauvre humanité!* dann aber: Immer zu! Tanzt, hüpft, freit und laßt euch freien! Die Ermattung und der Katzenjammer werden sich schon einstellen; und dann wird auch für euch das Ende kommen.

Es ist so hell wie das Licht der Sonne. Der Optimismus soll Gegensatz des Pessimismus sein? Wie dürftig und verkehrt! Das ganze Leben des Weltalls, vor dem Auftreten einer weisen contemplativen Vernunft, soll ein sinnloses Spiel, das Hin- und Herwälzen eines Fieberkranken gewesen sein? Wie toll! Darf, wenn es hochkommt, ein 5-6 Pfund schweres Gehirn zu Gericht sitzen über einem Entwicklungsgang der Welt in einem unaussprechlich großen Zeitraum und ihn verwerfen? Das wäre reiner Wahnwitz!

Wer ist denn Optimist? Optimist ist mit Nothwendigkeit Der, dessen Wille noch nicht reif ist für den Tod. Seine Gedanken und Maximen (seine Weltanschauung) sind die Blüthen seines Dranges und Hungers nach Leben. Wird ihm eine bessere Erkenntniß von außen gegeben, faßt sie aber nicht Wurzeln in seinem Geiste, oder bemächtigt sie sich zwar desselben, aber wirft sie von hier aus immer nur sogenannte kalte Blitze in das Herz, |
i349 weil es verstockt und hart ist – was soll er machen? Also immer zu! Auch seine Stunde wird kommen, denn ein einziges Ziel haben alle Menschen, hat Alles in der Natur.

Und wer ist ein Pessimist? muß es sein? Wer reif ist für den Tod. Er kann so wenig das Leben lieben, wie jener vom Leben sich abwenden kann. Er wird, wenn er nicht erkennt, daß er in seinen Kindern weiterleben würde, wodurch die Zeugung ihren grausamen Charakter verliert, wie Humboldt entsetzt davor zurückschrecken, wenige Minuten der Wollust zu erkaufen mit den Qualen, die ein fremdes Wesen vielleicht 80 Jahre lang erdulden muß, und wird das Kindererzeugen mit Recht für ein Verbrechen halten.

So lasset die Waffen sinken und streitet nicht mehr; denn euren Kampf hat ein Mißverständniß veranlaßt: ihr wollt Beide das Selbe.

22.

Wir haben dann noch die Stellung der immanenten Philosophie dem Selbstmörder und dem Verbrecher gegenüber zu präcisiren.

Wie leicht fällt der Stein aus der Hand auf das Grab des Selbstmörders, wie schwer dagegen war der Kampf des armen Menschen, der sich so gut gebettet hat. Erst warf er aus der Ferne einen ängstlichen Blick auf den Tod und wandte sich entsetzt ab; dann umging er ihn zitternd in weiten Kreisen; aber mit jedem Tage wurden sie enger und enger und zuletzt schlang er die müden Arme um den Hals des Todes und blickte ihm in die Augen: und da war Friede, süßer Friede.

Wer die Bürde des Lebens nicht mehr zu tragen vermag, der werfe sie ab. Wer es nicht mehr aushalten kann im Carnevalssaale der Welt, oder, wie Jean Paul sagt, im großen Bedientenzimmer der Welt, der trete, aus der »immer geöffneten« Thür, hinaus in die stille Nacht.

Wohl wendet sich die immanente Philosophie mit ihrer Ethik auch an die Lebensmüden und sucht sie zurückzuziehen mit freundlichen Worten der Ueberredung, sie auffordernd, sich am Weltgang zu entzünden und durch reines Wirken für Andere diesen beschleunigen zu helfen –; aber wenn auch dieses Motiv nicht wirkt, wenn es unzureichend für den betreffenden Charakter ist, dann zieht sie sich still zurück und beugt sich dem Weltlauf, der den Tod dieses be|stimmten
i350 Individuums nöthig hat und es deshalb mit Nothwendigkeit auslöschen muß; denn nehmt das unbedeutendste Wesen aus der Welt, und der Weltlauf wird ein anderer werden, als wenn es geblieben wäre.

Die immanente Philosophie darf nicht verurtheilen; sie kann es nicht. Sie fordert nicht zum Selbstmord auf; aber der Wahrheit allein dienend, mußte sie Gegenmotive von furchtbarer Gewalt zerstören. Denn was sagt der Dichter?

Who would fardels bear
To grunt and sweat under a weary life,
But that the dread of something after death –
The undiscover'd country, from whose bourn
No traveller returns – puzzles the will
And makes us rather bear those ills we have
Than fly to others that we know not of?
Shakespeare.

(Wer trüge Lasten,
Und stöhnt' und schwitzte unter Lebensmüh'?
Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Tod –
Das unentdeckte Land, von deß' Bezirk
Kein Wandrer wiederkehrt – den Willen irrt,
Daß wir die Uebel, die wir haben, lieber

Ertragen, als zu unbekannten fliehn.)

Dieses unentdeckte Land, dessen geglaubte Mysterien so Manchem die Hand wieder öffneten, welche den Dolch bereits fest umklammert hatte – dieses Land mit seinen Schrecken hat die immanente Philosophie *vollständig* vernichten müssen. Es war einmal ein transscendentes Gebiet – es ist nicht mehr. Der Lebensmüde, welcher sich die Frage stellt: Sein oder Nichtsein? soll die Gründe für und gegen lediglich aus *dieser* Welt schöpfen (aber aus der ganzen Welt: er soll auch seine verdüsterten Brüder berücksichtigen, denen er helfen kann, nicht etwa, indem er Schuhe für sie anfertigt und Kohl für sie pflanzt, sondern indem er ihnen eine bessere Stellung erringen hilft) – jenseit der Welt ist weder ein Ort des Friedens, noch ein Ort der Qual, sondern nur das Nichts. Wer es betritt, hat weder Ruhe, noch Bewegung, er ist zustandslos wie im Schlaf, nur mit dem großen Unterschied, daß auch das, was im Schlafe |
i351 zustandslos ist, nicht mehr existirt: der Wille ist vollständig vernichtet.

Dies kann ein neues Gegenmotiv und ein neues Motiv sein: diese Wahrheit kann den Einen in die Bejahung des Willens zurücktreiben, den Anderen machtvoll in den Tod ziehen. Die Wahrheit darf aber *nie* verleugnet werden. Und wenn seither die Vorstellung einer individuellen Fortdauer nach dem Tode, in einer Hölle oder in einem Himmelreich, Viele vom Tode abhielt, die immanente Philosophie dagegen Viele in den Tod führen wird – so *soll* dies fortan so sein, wie jenes vorher sein sollte, denn jedes Motiv, das in die Welt tritt, erscheint und wirkt mit Nothwendigkeit.

23.

Im Staate ist der Verbrecher geächtet und dies mit vollem Recht; denn der Staat ist die mit Nothwendigkeit in das Leben der Menschheit getretene Form, in welcher das große Gesetz der Schwächung der Kraft als Gesetz des Leidens sich offenbart, und in welcher allein der Mensch schnell erlöst werden kann. *Die Bewegung des Weltalls heiligt ihn und seine Grundgesetze.* Er zwingt die Menschen zu legalen Handlungen, und wer die Grundgesetze verletzt, richtet zwischen sich und seinen Mitbürgern Schranken auf, die bis zum Tode bestehen bleiben. »Er hat gestohlen«, »er hat gemordet«: das sind unsichtbare Ketten, mit denen der Verbrecher begraben wird.

Aber im Staate giebt es einen freien schönen Standpunkt, wo den Verbrecher treue Arme umschlingen und treue Hände sich auf das Brandmal seiner Stirne legen und es verhüllen: es ist der Standpunkt der reinen Religion.

Als Christus die Ehebrecherin verurtheilen sollte, forderte er die Ankläger auf, sie zu steinigen, wenn sie sich rein fühlten, und als er zwischen zwei Mördern am Kreuze hing, versprach er dem Einen das Himmelreich, den Ort, wo nach seiner Verheißung nur die *Guten* wohnen sollten.

Die immanente Philosophie wahrt sich diesen Standpunkt in der Metaphysik.

Wenn man den Verbrecher aus Noth übersieht und nur Diejenigen in's Auge faßt, welche, von ihrem Dämon gedrängt, trotz aller Gegenmotive das Gesetz verletzten, so muß man bekennen, daß |
i352 sie mit derselben Nothwendigkeit gehandelt haben, mit der ein guter Wille Werke der Gerechtigkeit und Menschenliebe thut.

Der Verbrecher, wie der Heilige, hilft nur einen nothwendigen Weltlauf gestalten, der an sich nicht moralisch ist. Beide dienen dem Ganzen. Dies ist das Erste, das *Milde* fordert.

Dann ist der Verbrecher, durch die Heftigkeit seines Willens, die Unseligkeit seiner Begierde, nicht nur geschieden vom Frieden, der höher ist als alle Vernunft, sondern er liegt auch in Qualen, die größer sind als Höllenqualen oder die Folgen der gesetzlichen Brandmarkung. »Des Narren Strafe ist seine Narrheit.«

Und der immanente Philosoph sollte das wilde, unglückliche Herz von sich stoßen? Wie müßte er sich verachten, wenn er es thäte! Er legt es an seine Brust und hat nur Worte des Trostes und der Liebe für dasselbe.

24.

Wir wenden uns zum Schicksal.

Es ist, wie wir wissen, die aus der continuirlichen Wirksamkeit aller Individuen des Weltalls continuirlich sich erzeugende Bewegung der ganzen Welt. Es ist eine Macht, gegen welche die der Einzelnen nicht aufkommt, weil sie in sich die Wirksamkeit jedes bestimmten Einzelnen, neben der aller anderen Individuen, enthält. So stellt sich uns das Schicksal vom höchsten Standpunkte aus betrachtet dar. Es ist das allgemeine, das Weltalls-Schicksal.

Vom Standpunkte eines bestimmten Menschen dagegen ändert sich die Ansicht. Hier ist es individuelles Schicksal (individueller Lebenslauf) und zeigt sich als Produkt zweier gleichwerthigen Faktoren: des bestimmten Individuums (Dämon und Geist) und des Zufalls (Summe der Wirksamkeit aller Individuen). Oder, wie wir in der Physik fanden: das Individuum hat nur eine halbe Selbstherrlichkeit, weil es zwingt und durch den Zufall gezwungen wird, der eine ihm entgegentretende fremde, total von ihm unabhängige Macht ist.

Die beschränkte, die halbe Unabhängigkeit des Individuums ist eine Thatsache, welche nicht umgestoßen werden kann. Selbst auf dem höchsten Standpunkte, welchen wir jetzt einnehmen, sehen wir das Individuum gerade so, wie in der Physik. In der |
i353 Welt, man forsche wo und wie man wolle, wird man immer nur individuellen, und zwar halbselbständigen Willen finden.

Hieraus folgt aber auch, daß alle Lehren, welche diese mittlere Stellung des Individuums zwischen den zwei Polen: volle Selbstherrlichkeit und totale Abhängigkeit, verschieben, besonders aber jene, welche das Individuum in einen der bezeichneten Polpunkte stellen, falsch sind.

Wir sehen uns auf diese Weise nochmals vor den Pantheismus und den exoterischen Budhaismus geführt.

Dem Pantheismus gemäß ist das Individuum ein Nichts, eine armselige Marionette, ein bloßes Werkzeug in der Hand einer in der Welt verborgenen einfachen Einheit. Hieraus ergiebt sich, daß keine That eines Individuums seine That, sondern eine göttliche, in ihm gewirkte That ist, und daß es auch nicht den Schatten einer Verantwortlichkeit für seine Thaten hat.

Der Pantheismus ist eine großartige Lehre, in der sich die Wahrheit zur Hälfte enthüllt. Es giebt eine Macht, welche vom Individuum nicht beherrscht wird, in deren Hand es liegt; aber diese Macht, der Zufall, ist durch das Individuum selbst beschränkt, ist eine halbe Macht.

Der großen Karma-Lehre Budha's gemäß, welche Lehre leider im Occident so gut wie noch nicht bekannt ist (man hält sich gewöhnlich an den Firlefanz, die Ausgeburten üppiger orientalischer Phantasie und übersieht den kostbaren Kern), ist dagegen das Individuum Alles. Das individuelle Schicksal ist ausschließlich das Werk des Individuums. *Karma alone controls destiny* (Karma allein bestimmt das Schicksal).

Was ein Mensch thut und was ihm widerfährt, es sei Glück oder Unglück, Alles fließt aus seinem Wesen, aus dessen Verdienst und Schuld (*merit and demerit*).

Nach Budha's Lehre gestaltet das innerste Wesen des Menschen das, was wir Zufall nennen, aus sich heraus. Gehe ich auf der Straße und trifft mich eine Kugel, die für einen Anderen bestimmt war, so hat mein allmächtiges Wesen die Kugel in mein Herz geführt. Schließen sich vor mir alle Auswege, so daß ich, verzweifelnd, in den Tod muß, so hat nicht eine fremde Macht, sondern ich habe selbst die Coulissen so verschoben und gestellt, daß ich im Leben nicht bleiben kann. Wirft mich eine Krankheit jahrelang |
i354 auf ein Schmerzenslager, so habe ich Alles, was die Krankheit herbeiführen mußte, durch meine vollständige individuelle Selbstherrlichkeit in dieser bestimmten Weise wirksam gemacht. Werde ich reich, angesehen, ein Herrscher über Millionen, so habe ich aus mir allein Alles so gelenkt, daß ich diese bestimmte Stellung einnehmen konnte. Kurz, Alles, auch das, was wir mit Recht einer fremden Macht, dem Zufall, zuschreiben, ist mein ausschließliches Werk, ist Ausfluß meines allmächtigen Wesens, das nur unter dem Zwange seiner bestimmten Natur, d.h. aller guten und schlechten Thaten in früheren Lebensläufen,

steht. Und was das Individuum in seinem jetzigen Leben thut, bildet, im Verein mit dem Reste der unverbüßten und unbelohnten Thaten aus früheren Daseinsweisen, das bestimmte Wesen für einen neuen Lebenslauf, welches das, was wir Zufall nennen würden, wieder aus sich heraus zusammenstellt, gruppirt und wirksam macht.

Die Karma-Lehre ist eine großartige, tiefe Lehre, wie der Pantheismus, und in ihr, wie in diesem, enthüllt sich die Wahrheit zur Hälfte. Das Individuum hat eine reale Macht, die der Zufall nicht beherrscht; aber diese Macht ist durch den Zufall beschränkt, ist eine halbe Macht.

Der Budhaismus übt auf den denkenden Menschen einen unverhältnißmäßig größeren Zauber aus, als der Pantheismus, obgleich er nicht mehr und nicht weniger als dieser die Erfahrung beleidigt und die Wahrheit fälscht; denn während eine in der Welt verborgene allmächtige Einheit immer unser Herz kalt lassen und ihm immer fremd bleiben wird, steht der Budhaismus einzig und allein auf der Individualität, das echte Reale, das einzig Gewisse für uns, das uns unmittelbar Gegebene und intim Bekannte.

Dann ist es oft geradezu sinnverwirrend, wenn man in irgend einem bedeutenden Vorfall sieht, wie sich das Aeußere gruppirt, wie sich plötzlich die Coulissen schließen oder öffnen, wenn die Zeit für das Innere gekommen ist. In solchen Momenten wird man Anhänger des herrlichen, genialen Königssohnes und ruft: ja, er hat Recht, das Individuum macht ganz allein sein Schicksal. –

Ich wiederhole indessen: die halbe Autonomie ist eine Thatsache auf immanentem Gebiete, welche nicht umgestoßen werden kann.

Dennoch kann sie ergänzt werden zur vollen Selbstherr|lichkeit
i355 des Individuums, wenn man das vergangene transscendente Gebiet an das reale immanente rückt.

25.

Alles, was ist, war in der einfachen vorweltlichen Einheit. Alles, was ist, hat demnach, bildlich geredet, am Entschlusse Gottes, nicht zu sein, Theil genommen, hat in ihm den Entschluß gefaßt, in das Nichtsein überzutreten. Das retardirende Moment, das Wesen Gottes, machte die sofortige Ausführung des Beschlusses unmöglich. Die Welt mußte entstehen, der Proceß, in welchem das retardirende Moment allmählich aufgehoben wird. Diesen Proceß, das allgemeine Weltallsschicksal, bestimmte die göttliche Weisheit, (wir reden immer nur bildlich), und in ihr bestimmte Alles, was ist, seinen individuellen Lebenslauf.

Nun hat Budha Recht: Alles, was mich trifft, alle Schläge und Wohlthaten des Zufalls sind mein Werk: ich habe sie gewollt. Aber nicht in der Welt führe ich sie erst mit allmächtiger, unerkennbarer Kraft herbei, sondern vor der Welt, in der einfachen Einheit, habe ich bestimmt, daß sie mich treffen sollen.

Nun auch hat erst der Pantheismus Recht: das Weltenschicksal ist ein einheitliches, ist Bewegung der ganzen Welt nach Einem Ziele; aber keine einfache Einheit in der Welt führt sie aus, indem sie in Schein-Individuen, bald nach dieser, bald nach jener Richtung, wirkt, sondern eine einfache Einheit vor der Welt bestimmte den ganzen Proceß, und in der Welt führen ihn nur reale Individuen aus.

Jetzt hat auch Plato Recht, der (*De Rep.* X) jeden Menschen, vor dem Eintritt in's Leben, sein Schicksal sich selbst erwählen läßt, aber er erwählt es nicht unmittelbar vor der Geburt, sondern vor der Welt überhaupt, auf transscendentem Gebiete, als das immanente noch nicht war, hat er sich selbst sein Loos bestimmt. –

Schließlich vereinigt sich jetzt die Freiheit mit der Nothwendigkeit. Die Welt ist der freie Act einer vorweltlichen Einheit; in ihr aber herrscht nur die Nothwendigkeit, weil sonst das Ziel nie erreicht werden könnte. Alles greift mit Nothwendigkeit ineinander, Alles conspirirt nach einem einzigen Ziele.

Und jede Handlung des Individuums (nicht nur des Menschen, |
i356 sondern aller Ideen in der Welt) ist zugleich frei und nothwendig: frei, weil sie vor der Welt, in einer freien Einheit beschlossen wurde, nothwendig, weil der Beschluß in der Welt verwirklicht, zur That wird.

26.

Es muß ein richtiges Princip sein, aus dem sich so mühelos, ungezwungen und klar die Lösung der größten philosophischen Probleme ergiebt, welche die genialsten Männer aller Zeiten hoffnungslos sinken ließen, nachdem sie ihre Denkkraft an denselben erschöpft hatten. Als Kant das Zusammenbestehen von Freiheit und Nothwendigkeit, durch die Unterscheidung eines intelligibelen von einem empirischen Charakter, erfaßt zu haben glaubte, konnte er nicht umhin zu bemerken:

> Die hier vorgetragene Auflösung der Schwierigkeiten hat aber, wird man sagen, doch viel Schweres in sich und ist einer hellen Darstellung kaum empfänglich. Allein ist denn jede andere, die man versucht hat, oder versuchen mag, leichter und faßlicher?

Alle mußten irren, weil sie kein reines immanentes und kein reines transscendentes Gebiet zu schaffen wußten. Die Pantheisten mußten irren, weil sie die thatsächlich vorhandene einheitliche Weltbewegung auf eine Einheit in der Welt zurückführten; Budha mußte irren, weil er von dem thatsächlich im Individuum vorhandenen Gefühl der vollen Verantwortlichkeit für alle seine Thaten fälschlich auf die volle Selbstherrlichkeit des Individuums in der Welt schloß; Kant mußte irren, weil er auf rein immanentem Gebiete Freiheit und Nothwendigkeit mit einer Hand umspannen wollte.

Wir legten dagegen die einfache Einheit der Pantheisten auf ein vergangenes transscendentes Gebiet und erklärten die einheitliche Weltbewegung aus der That dieser vorweltlichen einfachen Einheit; wir vereinigten die halbe Autonomie des Individuums und die von ihm total unabhängige Macht des Zufalls in der Welt, auf transcendentem Gebiete, im einheitlichen Beschluß Gottes, in das Nichtsein überzutreten, und in der einheitlichen Wahl der Mittel, den Beschluß auszuführen. Schließlich vereinigten wir Freiheit und Nothwendig|keit
i357 nicht in der Welt, wo kein Platz für die Freiheit ist, sondern in der Mitte der Kluft, die das mit unserer Vernunft wieder hergestellte, untergegangene transscendente Gebiet vom immanenten trennte.

Das untergegangene transscendente Gebiet haben wir uns nicht mit Sophismen erschlichen. Daß es gewesen und nicht mehr ist, das haben wir mit logischer Strenge in der Analytik bewiesen.

Und nun erwäge man den Trost, die unerschütterliche Zuversicht, das selige Vertrauen, das aus der metaphysisch begründeten vollen Autonomie des Individuums fließen muß. Alles, was den Menschen trifft: Noth, Elend, Kummer, Sorgen, Krankheit, Schmach, Verachtung, Verzweiflung, kurz, alles Herbe des Lebens, fügt ihm nicht eine unergründliche Vorsehung zu, die sein Bestes auf eine unerforschliche Weise beabsichtigt, sondern er erleidet dieses Alles, weil er, vor der Welt, Alles als bestes Mittel zum Zweck selbst erwählte. Alle Schicksalsschläge, die ihn treffen, hat er erwählt, weil er nur durch sie erlöst werden kann. Sein Wesen (Dämon und Geist) und der Zufall führen ihn durch Schmerz und Wollust, durch Freude und Trauer, durch Glück und Unglück, durch Leben und Tod, treu zur Erlösung, die er will.

Nun ist ihm auch die Feindesliebe möglich, wie dem Pantheisten, Budhaisten und Christen; denn die Person verschwindet vor ihrer That, die nur deshalb an der Hand des Zufalls in die Erscheinung treten konnte, weil der Leidende sie vor der Welt wollte.

So giebt die Metaphysik meiner Ethik die letzte und höchste Weihe.

27.

Es hat der Mensch den natürlichen Hang, das Schicksal zu personificiren und das absolute Nichts, das ihm aus jedem Grabe entgegenstarrt, mystisch zu erfassen als eine Stätte ewigen Friedens, als *city of peace, Nirwana*: als neues Jerusalem.

> Und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr sein; denn das erste ist vergangen.
>
> (Offenb. Joh. 21, 4.)

Es ist nicht zu leugnen, daß die Vorstellung eines persönlichen |

i358 liebevollen Gott-Vaters das menschliche Herz, »das trotzige und verzagte Ding«, tiefer ergreift als das abstrakte Schicksal, und daß die Vorstellung eines Himmelreichs, wo bedürfnißlose, verklärte Individuen in ewiger Contemplation selig ruhen, mächtigere Sehnsucht erweckt, als das absolute Nichts. Die immanente Philosophie ist auch hier mild und gütig. Die Hauptsache bleibt, daß der Mensch die Welt durch das *Wissen* überwunden hat. Ob er das erkannte Schicksal läßt wie es ist, oder ob er ihm wieder die Züge eines treuen Vaters giebt; ob er das erkannte Ziel der Welt als absolutes Nichts stehen läßt, oder ob er es umwandelt in einen lichtdurchflutheten Garten des ewigen Friedens –: das ist völlig Nebensache. Wer möchte das unschuldige, gefahrlose Spiel der Phantasie unterbrechen?

> Ein Wahn, der mich beglückt,
> Ist eine Wahrheit werth, die mich zu Boden drückt.
>
> (Wieland.)

Der Weise aber blickt fest und freudig dem *absoluten Nichts* in's Auge.

Anhang.

i359

Kritik
der
Lehren Kant's und Schopenhauer's.

Ganze, Halb-, und Viertels-Irrthümer sind gar schwer und mühsam zurecht zu legen, zu sichten und das Wahre daran dahin zu stellen, wohin es gehört.

Goethe.

Vorwort.

i361
Der aufmerksame, mit der Geschichte der Philosophie vertraute Leser wird gefunden haben, daß die von mir vorgetragene Lehre sowohl wichtige von Kant und Schopenhauer entdeckte Wahrheiten unverändert, als auch Resultate enthält, welche auf glänzende Gedanken dieser großen Männer zurückzuführen sind, während ich mich doch nirgends weder auf Kant, noch auf Schopenhauer, berufen habe. Ich that es, weil ich mein Werk wie aus einem Gusse hinstellen wollte: rein und einfach; und dieses Bestreben hielt mich auch ab, meine eigenen Gedanken mit Citaten aus den Werken anderer Philosophen zu stützen und zu verzieren, wobei mich noch die Erwägung leitete, daß eigene Gedanken, die nicht die Kraft haben, sich selbständig zu behaupten, oder nicht feurig genug sind, um zu zünden, nicht zu leben verdienen: sie mögen untergehen, je früher je besser.

Indem ich jedoch in meinem System vermied, Vorgänger zu nennen, ging ich stillschweigend die Verpflichtung ein, nach Schluß desselben Rechenschaft darüber abzulegen, was ich mir selbst, was Anderen verdanke, und dieser Verpflichtung entledige ich mich in den nachfolgenden Blättern.

Das heilige Feuer der Wissenschaft, von dem die Erlösung des Menschengeschlechts abhängt, wird von Hand zu Hand weitergereicht. Es verlöschet nie. Es kann nur immer größer, seine Flamme immer reiner und rauchloser werden. Hieraus folgt aber auch, daß es kein durch und durch originelles philosophisches Werk geben kann. Irgend einen Vorgänger hat Jeder, auf irgend einer vorgethanen wissenschaftlichen Arbeit steht Jeder.

Anstatt dies jedoch offen zu bekennen, suchen Manche das Verhältniß zu verschleiern, kleiden große, von Anderen entdeckte Wahrheiten in neue Gewänder und geben ihnen einen anderen Namen, |
i362 ja, Einige gehen so weit, glänzende Errungenschaften des Geistes ganz zu ignoriren oder gar mit erbärmlichen Sophismen zu verdrängen, nur um den traurigen Ruhm zu genießen, ein scheinbar funkelnagelneues System erzeugt zu haben.

Wer aber die Männer verkleinert, deren Weisheit in ihm lebt und wirkt, gleicht dem Elenden, der die Brust seiner Mutter bespeit, die ihn ernährt hat.

Ich bekenne also frei, daß ich auf den Schultern Kant's und Schopenhauer's stehe, und daß meine Philosophie lediglich eine Weiterführung der des Einen und der des Anderen ist; denn wenn auch Schopenhauer die Hauptwerke Kant's einer sorgfältigen, sehr verdienstvollen Kritik unterworfen und sehr wesentliche Irrthümer in denselben vernichtet hat, so hat er sie doch nicht gänzlich von Fehlern gereinigt und außerdem eine von Kant gefundene, außerordentlich wichtige Wahrheit gewaltsam unterdrückt. Er billigt unbedingt die transscendentale Aesthetik, während sie das Gift eines großen Widerspruchs in sich enthält; dagegen führt er einen Vernichtungskampf gegen die transscendentale Analytik, welcher, in der Hauptsache, unberechtigt und nur daraus zu erklären ist, daß Schopenhauer, gereizt durch die Verherrlichung der Vernunft seitens seiner Zeitgenossen, den Verstand und die intuitive Erkenntniß maßlos emporhob und deshalb nicht mehr vorurtheilslos war, als er die Analytik beurtheilte, die nicht weniger als die transscendentale Aesthetik ein Zeugniß für Kant's wunderbare Besonnenheit und erstaunliche Denkkraft ist.

Meine gegenwärtige Aufgabe besteht nun darin, zuerst Kant's transscendentale Aesthetik und Analytik zu durchforschen und die Fäden bloßzulegen, an die ich anknüpfte, dann Schopenhauer's ganzes geniales System einer gründlichen Kritik zu unterziehen. Ich wende mich zu diesem Geschäft in der Hoffnung, daß es mir gelingen wird, die Leistungen der beiden größten deutschen Denker derartig befreit von allen Widersprüchen und Nebensachen hinzustellen, daß selbst blöde Augen ihren unschätzbar hohen Werth zu erkennen vermögen. Zugleich werde ich, unter dem Reize der aufgedeckten Widersprüche, die Hauptgedanken meiner Philosophie nochmals entwickeln und in ein neues Licht stellen.

Analytik des Erkenntnißvermögens.

i363

> Wer das erste Knopfloch verfehlt,
> Kommt mit dem Zuknöpfen nicht zu Rande.
>
> **Goethe.**

i365

Kant's Abtrennung des Raumes und der Zeit von der Welt ist die größte That auf dem Gebiete der kritischen Philosophie gewesen und wird auch durch keine andere je übertroffen werden. Er verlegte die räthselhaften Wesen, wahre Ungeheuer, welche sich jedem Versuch, das Wesen der Welt zu ergründen, in den Weg warfen, aus der Welt heraus in unseren Kopf, und machte sie zu Formen unserer Sinnlichkeit, zu Principien der Erkenntniß, die aller Erfahrung vorhergehen, zu Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung. Die Rechtfertigung dieses Verfahrens hat er in seiner unsterblichen transscendentalen Aesthetik niedergelegt, und wenn es auch immer »Wilde« geben wird, welche den transscendentalen Idealismus Kant's verwerfen und Zeit und Raum wieder zu Formen des Dinges an sich machen, so droht doch der großen Errungenschaft keine ernstliche Gefahr: sie gehört zu den wenigen Wahrheiten, die in den Besitz der menschlichen Erkenntniß übergegangen sind.

Mehr aber als die Ungeheuer von den Dingen an sich zu trennen und sie in uns, die erkennenden Subjekte, zu legen, hat Kant nicht gethan. Obgleich er sie nicht kritiklos übernommen und einfach dem Subjekt zugesprochen hat, wie ich deutlich zeigen werde, sondern sich angelegentlich damit beschäftigte, wie sie eigentlich zu ihrer peinigenden Unendlichkeit, die kein Flug der Einbildungskraft durchmessen kann, gekommen seien, wie sie überhaupt entstanden sein könnten, so nahm er doch keinen Anstand, sie so, wie sie waren, in unsere Sinnlichkeit, als Formen, zu legen. Die transscendentale Aesthetik gestattet keinen Zweifel hierüber. Sie bestimmt:

> Man kann sich niemals eine Vorstellung davon machen, daß kein Raum sei, ob man sich gleich ganz wohl denken kann, daß keine Gegenstände darin angetroffen werden*[1].
>
> i366 Der Raum ist eine reine Anschauung. Man kann sich nur einen einigen Raum vorstellen, und wenn man von vielen Räumen redet, so versteht man darunter nur Theile eines und desselben alleinigen Raumes. Diese Theile können auch nicht vor dem einigen allbefassenden Raume gleichsam als dessen Bestandtheile, (daraus seine Zusammensetzung möglich sei), vorhergehen, sondern nur in ihm gedacht werden. Er ist wesentlich einig, das Mannigfaltige in ihm, mithin auch der allgemeine Begriff von Räumen überhaupt, beruht lediglich auf Einschränkungen.
>
> Der Raum wird als eine unendliche gegebene Größe vorgestellt.
>
> Kk. 64.

> Man kann in Ansehung der Erscheinungen überhaupt die Zeit selbst nicht aufheben, ob man zwar ganz wohl die Erscheinungen aus der Zeit wegnehmen kann.
>
> Die Zeit ist eine reine Form der sinnlichen Anschauung. Verschiedene Zeiten sind nur Theile eben derselben Zeit.
>
> Die Unendlichkeit der Zeit bedeutet nichts weiter, als daß alle bestimmte Größe der Zeit nur durch Einschränkungen einer einigen zum Grunde liegenden Zeit möglich sei. Daher muß die ursprüngliche Vorstellung Zeit als uneingeschränkt gegeben sein.
>
> Kk. 70.

Raum und Zeit liegen demnach als zwei reine Anschauungen, vor aller Erfahrung, in uns, der Raum als eine Größe, deren drei Dimensionen in's Unendliche sich verlieren, die Zeit als eine aus dem Unendlichen kommende und in's Unendliche fortgehende Linie.

Alle Gegenstände einer möglichen Erfahrung müssen durch diese zwei reinen apriorischen Anschauungen und werden von ihnen bestimmt, und zwar so gut vom Raume wie von der Zeit, denn:

> weil alle Vorstellungen, sie mögen nun äußere Dinge zum Gegenstand haben oder nicht, doch an sich selbst, als Bestimmungen des Gemüths, zum inneren Zustand gehören, dieser innere Zustand aber, unter der formalen Bedingung der inneren Anschauung, mithin der Zeit gehört, so ist die Zeit eine Bedingung *a priori* von aller Erscheinung überhaupt, und zwar die unmittelbare Bedingung der inneren (unserer Seelen) und eben dadurch mittelbar auch der äußeren Erscheinungen. Wenn ich *a*

> *priori* sagen kann: alle äußere Erscheinungen sind im Raume und nach den Ver|hältnissen
> i367 des Raumes *a priori* bestimmt, so kann ich aus dem Princip des inneren Sinnes ganz allgemein sagen: alle Erscheinungen überhaupt, d.i. alle Gegenstände der Sinne sind in der Zeit und stehen nothwendiger Weise in Verhältnissen der Zeit.
>
> Kk. 72.

Auf alle diese Stellen werde ich später zurückkommen und nachweisen, daß ihnen ein großer Widerspruch zu Grunde liegt, dessen sich Kant bewußt war, den er aber geflissentlich verhüllte. Denn so gewiß es ist, daß Raum und Zeit den Dingen an sich nicht inhäriren, so gewiß ist es auch, daß Raum und Zeit, wie sie oben von Kant charakterisirt wurden, keine Formen *a priori* sein können und auch in der That nicht sind.

Es wird gut sein, gleich hier in's Reine zu stellen, was Kant, auf Grund der gedachten reinen Anschauungen, unter empirischer Anschauung versteht. Nur die Eindrücke der Sinne, welche auf Einschränkungen des Raumes, also auf die Umrisse der äußeren Gegenstände hinleiten, liefern Anschauungen. Er verwahrt sich deshalb entschieden dagegen; »daß es, außer dem Raume, noch eine andere subjektive und auf etwas Aeußeres bezogene Vorstellung, die *a priori* objektiv heißen könnte« (Kk. 67) geben könne, und beugt hierdurch dem Versuche vor, Locke's sekundäre Eigenschaften der Dinge, wie Farbe, Glätte, Rauhigkeit, Geschmack, Geruch, Kälte, Wärme, u.s.w. gleichfalls auf einen gemeinschaftlichen Grund, eine dritte Form der Sinnlichkeit, zurückzuführen. Ohne obige wesentliche Einschränkung wäre man versucht, anzunehmen, daß Kant unter Anschauung nur denjenigen Ausschnitt aus der Summe unserer Vorstellungen verstanden habe, welcher auf dem Gesichtssinn beruht. Sie ist aber mehr und weniger: mehr, weil auch das Getast Anschauungen verschafft; weniger, weil Eindrücke des Gesichtssinns, wie Farben, bloße Empfindungen, nicht Anschauungen, geben. Gerüche, Geschmacksempfindungen und Töne sind ganz von ihr ausgeschlossen. Er sagt (Kk. [I. Aufl.] 68.):

> Der Wohlgeschmack eines Weines gehört nicht zu den objektiven Bestimmungen des Weines, mithin eines Objektes sogar als Erscheinung betrachtet, sondern zu der besonderen Beschaffenheit des Sinnes an dem Subjekte, das ihn genießt. Die Farben sind |
> i368 nicht Beschaffenheiten der Körper, deren Anschauung sie anhängen, sondern nur Modifikationen des Sinnes des Gesichtes, welches vom Lichte auf gewisse Weise afficirt wird.

Er will damit sagen: Ein gewisses Buch z. B. hat für alle Menschen die gleiche Ausdehnung; Jeder bestimmt dessen Grenzen genau auf dieselbe Weise. Aber es kann für den Einen blau, für den Anderen grau, für den Einen glatt, den Anderen rauh sein, u.s.w. Solchen Vorstellungen

> kommt, genau zu reden, gar keine Idealität zu, ob sie gleich darin mit der Vorstellung des Raumes übereinkommen, daß sie bloß zur subjektiven Beschaffenheit der Sinnesart gehören.

Diese Unterscheidung ist sehr merkwürdig. Ich werde darauf zurückkommen.

Die Ergebnisse der transscendentalen Aesthetik sind hauptsächlich zwei:

1) daß wir die Dinge an sich nicht nach dem erkennen, was sie sind, sondern nur nach dem, wie sie uns, nach Durchgang durch die apriorischen Formen unserer Sinnlichkeit, Raum und Zeit, erscheinen;

2) daß diese Erscheinungen und der Raum selbst nur scheinbar außer uns, in Wirklichkeit aber in uns, in unserem Kopfe sind. Oder mit Worten Kant's:

> Da die Sinne uns niemals und in keinem einzigen Stück die Dinge an sich selbst, sondern nur ihre Erscheinungen zu erkennen geben, diese aber bloße Vorstellungen der Sinnlichkeit sind, so müssen auch alle Körper, mitsammt dem Raume, darin sie sich befinden, für nichts, als bloße Vorstellungen in uns gehalten werden, und existiren nirgends anders, als bloß in unseren Gedanken.
>
> (*Prolegomena*, 204.)

Der vortreffliche Locke war, sich streng an die Erfahrung haltend, bei der Untersuchung des subjektiven Antheils an der Vorstellung, zum Resultat gelangt, daß den Dingen auch unabhängig vom Subjekt die sogenannten primären Eigenschaften: Ausdehnung, Undurchdringlichkeit, Form, Bewegung, Ruhe und Zahl wesentlich seien;

i369 *Solidity, extention, figure, motion and rest, would be really in the world, as they are, whether there were any sensible being to perceive them, or not*.

(*On human Understanding*. L. II.)

Kant ging entschieden weiter. Dadurch, daß er Raum und Zeit zu reinen Anschauungen *a priori* machte, durfte er den Dingen auch die primären Eigenschaften absprechen.

Wir können nur aus dem Standpunkte eines Menschen vom Raum, von ausgedehnten Wesen reden.

(Kk. 66.)

Mit der Ausdehnung fallen alle Eigenschaften der Dinge fort; die Dinge schrumpfen dann zu einem einzigen Ding an sich zusammen, die Reihen von *x* werden zu Einem *x* und dieses Eine *x* ist gleich Null, ein mathematischer Punkt, natürlich ohne Bewegung.

Kant schreckte vor dieser Consequenz zurück, aber seine Proteste dagegen konnten sie nicht aus der Welt schaffen. Was half es, daß er es für die größte Ungereimtheit erklärte, wenn wir gar keine Dinge an sich einräumen (Prol. 276), was half es, daß er unermüdlich einschärfte, der transscendentale Idealismus treffe nicht das Dasein und Wesen der Dinge an sich, sondern nur die Art und Weise, wie diese dem Subjekt erscheinen: er hatte das Erscheinende, den Grund der Erscheinung, wenigstens für menschliches Denken, vernichtet. Man kann bei Kant nicht von einer besseren Grenzbestimmung zwischen dem Idealen und Realen als die Locke's, von einer genialen, für alle Zeit gültigen Scheidung der Welt in Ideales und Reales sprechen; denn eine Scheidung findet überhaupt da nicht statt, wo Alles auf eine Seite gezogen wird. Wir haben es bei Kant nur mit Idealem zu thun; das Reale ist, wie gesagt, nicht *x*, sondern Null.

Ich wende mich zur transscendentalen Logik.

Wie wir oben gesehen haben, giebt uns die Sinnlichkeit, eine Fähigkeit (Receptivität) unseres Gemüthes, mit Hülfe ihrer beiden Formen, Raum und Zeit, Anschauungen. Diese Anschauungen werden vervollständigt durch die subjectiven Empfindungen eines oder mehrerer Sinne, namentlich des Gesichtssinnes (Farben) und sind durchaus an und für sich vollendet.

i370 Die Anschauung bedarf der Functionen des Denkens auf keine Weise.

(Kk. 122.)

Aber sie sind keine ganzen, sondern Theil-Vorstellungen, welche Unterscheidung sehr wichtig und festzuhalten ist, da sie der einzige Schlüssel ist, der die transscendentale Logik, dieses tiefsinnige Werk, dem Verständniß eröffnet.

Weil jede Erscheinung ein Mannigfaltiges enthält, mithin verschiedene Wahrnehmungen im Gemüthe an sich zerstreut und einzeln angetroffen werden, so ist eine Verbindung derselben nöthig, welche sie in dem Sinne selbst nicht haben können.

(Kk. I. Aufl. 653.)

Man glaubte, die Sinne lieferten uns nicht allein Eindrücke, sondern setzten solche auch sogar zusammen und brächten Bilder der Gegenstände zu Wege, wozu ohne Zweifel außer der Empfänglichkeit der Eindrücke noch etwas mehr, nämlich eine Function der Synthesis derselben erfordert wird.

(*ib*. 654.)

Damit aus dem Mannigfaltigen Einheit der Anschauung werde, (wie etwa in der Vorstellung des Raumes,) so ist erstlich das Durchlaufen der Mannigfaltigkeit und dann die Zusammennehmung desselben nothwendig, welche Handlung ich die Synthesis der Apprehension nenne.

(*ib*. 640.)

Die Verbindung (*conjunctio*) eines Mannigfaltigen kann niemals durch die Sinne in uns kommen.

(Kk. 127.)

Das Gleichartig-Mannigfaltige und das Zusammengehörige müssen also von einer Erkenntnißkraft zum Ganzen eines Gegenstands verbunden werden, sollen wir nicht lauter isolirte, fremde, getrennte Theilvorstellungen haben, die zur Erkenntniß untauglich sind. Um die Sache recht klar in einem Bilde wiederzugeben, sage ich: die Eindrücke, die uns die Sinne darbieten, sind, nach Kant, wie Faßdauben; sollen diese Eindrücke zu einem fertigen

Gegenstand werden, so bedürfen sie einer Verbindung, wie die Faßdauben der Reife, um sich zu Fässern zu gestalten. Das Vermögen nun, dessen Function diese Verbindung, Synthesis, ist, ist, nach Kant, die Einbildungskraft.

> Die Synthesis überhaupt ist die bloße Wirkung der Einbil|dungskraft,
> i371 einer blinden, obgleich unentbehrlichen Function der Seele, ohne die wir überall gar keine
> Erkenntniß haben würden; der wir uns aber selten nur einmal bewußt sind.
>
> (Kk. 109.)

Es ist über jeden Zweifel erhaben, daß diese Synthesis des Mannigfaltigen einer Anschauung eine apriorische Function in uns ist, wie die Fähigkeit der Hand zum Ergreifen dem Ergreifen eines Gegenstands vorhergehen muß. Ob sie eine Function der Einbildungskraft ist, wie Kant behauptet, oder eines anderen Erkenntnißvermögens, lasse ich einstweilen dahingestellt. Hätte sie Kant an der Spitze der transscendentalen Logik erörtert und den Verstand mit seinen 12 Kategorien nach ihr eingeführt, so würde die Abhandlung des großen Denkers weniger mißverstanden und verdreht worden sein, und es läge mir jetzt nicht ob, fast hundert Jahre nach ihrem ersten Erscheinen, ihren wahren Sinn, namentlich Schopenhauer gegenüber, wiederherzustellen.

Die Verbindung des Mannigfaltigen einer Anschauung durch die Einbildungskraft würde indessen nur ein zweckloses Spiel sein, d. h. das verbundene Mannigfaltige würde gleich wieder in seine einzelnen Theile zerfallen und die Erkenntniß eines Objekts würde geradezu unmöglich sein, wenn ich mir der Synthesis nicht bewußt wäre. Die Einbildungskraft kann ihre Synthesis nicht mit diesem unbedingt nothwendigen Bewußtsein begleiten, da sie eine blinde Function der Seele ist, und es muß deshalb ein neues Erkenntnißvermögen auftreten, welches durch die Einbildungskraft mit der Sinnlichkeit verkettet wird. Es ist der Verstand.

> Das empirische Bewußtsein, welches verschiedene Vorstellungen begleitet, ist an sich zerstreut und ohne Beziehung auf die Identität des Subjekts. Diese Beziehung geschieht also dadurch noch nicht, daß ich jede Vorstellung mit Bewußtsein begleite, sondern daß ich eine zu der anderen hinzusetze und mir der Synthesis derselben bewußt bin.
>
> (Kk. 130.)
>
> Ohne Bewußtsein, daß das, was wir denken, eben dasselbe sei, was wir einen Augenblick zuvor
> dachten, würde alle Reproduction in der Reihe der Vorstellungen vergeblich sein. Denn es wäre |
> i372 eine neue Vorstellung im jetzigen Zustande, die zu dem Actus, wodurch sie nach und nach hat
> erzeugt werden sollen, gar nicht gehörte, und das Mannigfaltige derselben würde immer kein Ganzes
> ausmachen, weil es der Einheit ermangelte, die ihm nur das Bewußtsein verschaffen kann.
>
> (Kk. 642. I. Aufl.)
>
> Die Synthesis der Einbildungskraft auf Begriffe zu bringen, das ist eine Function, die dem Verstande zukommt, und wodurch er uns allererst die Erkenntniß in eigentlicher Bedeutung verschafft.
>
> (Kk. 109.)

Kant hat den Verstand auf mancherlei Weise erklärt: als Vermögen zu denken, Vermögen der Begriffe, der Urtheile, der Regeln, u.s.w. und auch als Vermögen der Erkenntnisse, was, auf unserem jetzigen Standpunkte, die passendste Bezeichnung ist; denn er definirt die Erkenntnisse wie folgt:

> Erkenntnisse bestehen in der bestimmten Beziehung gegebener Vorstellungen auf ein Objekt. Objekt aber ist das, in dessen Begriff das Mannigfaltige einer gegebenen Anschauung vereinigt ist.
>
> (Kk. 132.)

Diese Definitionen sind festzuhalten, da Schopenhauer, in Betreff des Objekts, Kant total mißverstanden hat.

Dadurch nun, daß wir mit Bewußtsein verbinden, was die Sinne und die Einbildungskraft zu thun nicht im Stande sind, sind alle Vorstellungen unsere Vorstellungen. Das: »ich denke« begleitet alle unsere Vorstellungen, bindet gleichsam an jede einzelne einen Faden, welche Fäden dann in einem einzigen Punkt zusammenlaufen. Dieses Centrum des Bewußtseins ist das Selbstbewußtsein, welches Kant die reine, die ursprüngliche Apperception, auch die ursprünglich-synthetische Einheit der Apperception, nennt. Fände

diese Vereinigung aller Vorstellungen nicht in einem Selbstbewußtsein statt,

> so würde ich ein so vielfärbiges verschiedenes Selbst haben, als ich Vorstellungen habe, deren ich mir bewußt bin.
>
> (Kk. 130.)

Der Verstand begleitet also zunächst mit Bewußtsein die Synthesis der Einbildungskraft, wodurch Theilvorstellungen zu ganzen Objekten verbunden werden und bringt dann

i373 das Mannigfaltige gegebener Vorstellungen unter Einheit der Apperception, welcher Grundsatz der oberste im ganzen menschlichen Erkenntniß ist.

> (Kk. 131.)

Am besten recapituliren wir das Bisherige mit Worten Kant's:

> Es sind drei ursprüngliche Quellen (Fähigkeiten oder Vermögen der Seele), die die Bedingungen der Möglichkeit aller Erfahrung enthalten und selbst aus keinen anderen Vermögen des Gemüths abgeleitet werden können, nämlich:
>
> Sinn, Einbildungskraft und Apperception.
>
> Darauf gründet sich:
>
> 1) die Synopsis des Mannigfaltigen *a priori* durch den Sinn;
> 2) die Synthesis dieses Mannigfaltigen durch die Einbildungskraft; endlich
> 3) die Einheit dieser Synthesis durch ursprüngliche Apperception.
>
> (Kk. I. Ausg. 125.)

Und jetzt wollen wir zu den Kategorien oder reinen Verstandesbegriffen übergehen.

Die Erklärung des Verstandes, als eines Vermögens der Begriffe, ist uns gegenwärtig. Die Kategorien sind nun ursprünglich im Verstande erzeugte Begriffe, Begriffe *a priori*, die vor aller Erfahrung, als Keime, in unserem Verstande liegen, die einerseits die Bedingungen der Möglichkeit der Erkenntniß und Erfahrung sind (wie Zeit und Raum die Bedingungen der Möglichkeit der Anschauung), andererseits aber nur Bedeutung und Inhalt durch den Stoff erhalten, welchen die Sinnlichkeit ihnen darbietet.

Kant hat 12 reine Verstandesbegriffe aufgestellt:

1.	2.	3.	4.
der Quantität.	der Qualität.	der Realität.	der Modalität.
Einheit	Realität	Inhärenz u. Subsistenz	Möglichkeit – Unmöglichkeit
Vielheit	Negation	Causalität u. Dependenz	Dasein – Nichtsein
Allheit	Limitation	Gemeinschaft	Nothwendigkeit – Zufälligkeit.

i374 welche er aus der Tafel aller möglichen Urtheile gezogen hat. Diese ist so zusammengesetzt:

Quantität der Urtheile.	Qualität.	Relation.	Modalität.
Allgemeine	Bejahende	Kategorische	Problematische
Besondere	Verneinende	Hypothetische	Assertorische
Einzelne	Unendliche	Disjunktive	Apodiktische.

Er begründet sein Verfahren mit den Worten:

> Dieselbe Function, welche den verschiedenen Vorstellungen in einem Urtheile Einheit giebt, die giebt auch der bloßen Synthesis verschiedener Vorstellungen in einer Anschauung Einheit, welche, allgemein ausgedrückt, der reine Verstandesbegriff heißt.
>
> (Kk. 110.)

Wir haben oben gesehen, daß der Verstand beständig die Synthesis der Einbildungskraft mit Bewußtsein begleitet und die zu Objekten verbundenen Theilvorstellungen in Beziehung zur ursprünglichen Apperception setzt. Insoweit er diese Thätigkeit ausübt, heißt er Urtheilskraft. Diese giebt den reinen Verstandesbegriffen den nothwendigen Inhalt aus den Eindrücken der Sinnlichkeit, indem sie die Synthesis der Einbildungskraft leitet und das Verbundene unter die Kategorien subsumirt.

Es wird gut sein, von hier aus, so kurz auch der zurückgelegte Weg ist, wieder einen Blick zurückzuwerfen.

Wir haben anfänglich ein »Gewühl von Erscheinungen«, einzelne Theilvorstellungen, welche uns die Sinnlichkeit, mit Hülfe ihrer Form, des Raumes, darbietet. Unter der Leitung des Verstandes, hier Urtheilskraft genannt, tritt die Einbildungskraft in

Thätigkeit, deren Function die Verbindung des Mannigfaltigen ist. Ohne bestimmte Regeln würde aber die Einbildungskraft verbinden, was sich ihr gerade darbietet: Gleichartiges, Zusammengehöriges, so gut wie Ungleichartiges. Die Urtheilskraft hat diese Regeln an den Kategorien, und es entstehen auf diese Weise zunächst ganze Vorstellungen, welche unter gewissen Kategorien stehen.

Hiermit ist jedoch das Geschäft der Urtheilskraft noch nicht beendet. Die unter gewisse Kategorien gebrachten Objekte wären

»eine Rhapsodie von verbundenen Wahrnehmungen«,

wenn sie nicht unter einander verbunden werden könnten. Die Ur|theilskraft
i375 thut dies; sie setzt die Objekte untereinander in Verbindung und subsumirt diese Verknüpfungen wieder unter gewisse Kategorien (der Relation).

Jetzt sind alle unsere, von der Sinnlichkeit dem Verstande zugeführten Anschauungen durchgegangen, geordnet, verknüpft und in Verhältnisse gebracht, sie sind sämmtlich unter Begriffe gestellt, und es bleibt dem Verstande nur noch ein Schritt zu thun übrig: er muß den Inhalt der Kategorien an den höchsten Punkt in unserem ganzen Erkenntnißvermögen heften, an die Apperception, das Selbstbewußtsein.

Wir haben oben gleichsam Fäden an unsere, zu Objekten verbundenen Vorstellungen geheftet, und diese direkt in das Selbstbewußtsein einmünden lassen. Durch die inzwischen eingeschobenen Kategorien ist dieser direkte Lauf der Fäden unterbrochen worden. Sie werden jetzt zuerst in den Kategorien vereinigt und in Verhältnisse zu einander gebracht und dann im Selbstbewußtsein verknüpft. Und nun haben wir einen innigen Zusammenhang aller Erscheinungen, haben durch Verknüpfung nach allgemeinen und nothwendigen Gesetzen Erkenntnisse und Erfahrung, ein Ganzes verglichener und verknüpfter Vorstellungen, mit einem Wort: es steht der Einheit des Selbstbewußtseins die Natur gegenüber, welche durch und durch das Werk unseres Verstandes ist.

Ehe wir weitergehen, mache ich darauf aufmerksam, daß, dem eben Erörterten zufolge, neben die Synthesis der Einbildungskraft eine andere Synthesis, die des Verstandes, getreten ist. Kant nennt sie intellektuelle Synthesis,

welche in Ansehung des Mannigfaltigen einer Anschauung überhaupt in der bloßen Kategorie gedacht würde und Verstandesverbindung (*synthesis intellectualis*) heißt.

(Kk. 141.)

Die Synthesis der Einbildungskraft ist

als figürlich von der intellektuellen Synthesis ohne alle Einbildungskraft bloß durch den Verstand unterschieden.

(Kk. 142.)

Ich setze ferner eine von den vielen Definitionen der Kategorien hin, welche da, wo wir eben stehen, sehr verständlich lautet, nämlich:

Die reine Synthesis, allgemein vorgestellt, giebt den reinen Verstandesbegriff.

(Kk. 109.)

---

i376 Und nun wollen wird einen kurzen Blick auf die Anwendung der Kategorien auf Erscheinungen werfen. Hierbei haben wir uns zunächst mit dem Schematismus der reinen Verstandesbegriffe zu beschäftigen. Schopenhauer nennt die Abhandlung darüber: »wunderlich und als höchst dunkel berühmt, weil kein Mensch je hat daraus klug werden können«, und läßt sie allerdings die verschiedenartigsten Deutungen zu. Kant sagt:

Reine Verstandesbegriffe sind, in Vergleichung mit empirischen (ja überhaupt sinnlichen) Anschauungen ganz ungleichartig und können niemals in irgend einer Anschauung angetroffen werden.

(Kk. 157.)

Da nun in allen Subsumtionen eines Gegenstandes unter einen Begriff die Vorstellung des ersteren mit dem letzteren gleichartig sein muß, so muß es

ein Drittes geben, was einerseits mit der Kategorie, anderseits mit der Erscheinung in Gleichartigkeit steht und die Anwendung der ersteren auf die letzte möglich macht.

(Kk. 158.)

Kant nennt dieses vermittelnde Dritte das transscendentale Schema und findet das, was er sucht, in der Zeit, so daß jedes Schema eines Verstandesbegriffs eine Zeitbestimmung *a priori* nach Regeln ist.

> Eine transscendentale Zeitbestimmung ist so fern mit der Kategorie gleichartig, als sie allgemein ist und auf einer Regel *a priori* beruht. Sie ist aber anderseits mit der Erscheinung sofern gleichartig, als die Zeit in jeder empirischen Vorstellung des Mannigfaltigen enthalten ist.
>
> (Kk. 158.)

Die Schemata gehen nun, nach der Ordnung der Kategorien, auf die Zeitreihe, den Zeitinhalt, die Zeitordnung, endlich auf den Zeitinbegriff.

Ich kann in dem »wunderlichen« Hauptstück nichts Anderes finden, als daß die Synthesis eines Mannigfaltigen einer Anschauung nicht möglich wäre ohne Succession, d.h. ohne die Zeit, was, etwas modificirt, seine volle Richtigkeit hat, wie ich zeigen werde. Aber welche große Dunkelheit und Unklarheit mußte Kant über dieses einfache Verhältniß legen, weil seine Kategorien Begriffe sind, die aller Erfahrung vorhergehen. Ein empirischer Begriff hat natürlich Gleichartigkeit mit den von ihm repräsentirten Gegenständen, da er nur ihre Abspiegelung ist, aber ein Begriff *a priori* |
i377 ist selbstverständlich ganz ungleichartig mit empirischen Anschauungen, und es wird ein Verbindungsglied geliefert, das natürlich Niemanden befriedigen kann.

Wir wollen indessen mit Kant annehmen, daß es befriedige, und jetzt zur Anwendung der Kategorien übergehen.

Die Regeln des objektiven Gebrauchs der Kategorien sind die Grundsätze des reinen Verstandes, welche in

1) Axiome der Anschauung,
2) Anticipationen der Wahrnehmung,
3) Analogien der Erfahrung,
4) Postulate des empirischen Denkens überhaupt zerfallen.

Kant theilt die Grundsätze in mathematische und dynamische ein und rechnet zu ersteren die unter 1 und 2, zu letzteren die unter 3 und 4 angeführten, nachdem er zuvor denselben Schnitt durch die Kategorien gemacht hat. Sein Gedankengang hierbei ist bemerkenswerth:

> Alle Verbindung (*conjunctio*) ist entweder Zusammensetzung (*compositio*) oder Verknüpfung (*nexus*). Die erstere ist die Synthesis des Mannigfaltigen, was nicht nothwendig zu einander gehört ..... und dergleichen ist die Synthesis des Gleichartigen in Allem, was mathematisch erwogen werden kann. … Die zweite Verbindung ist die Synthesis des Mannigfaltigen, sofern es nothwendig zu einander gehört, wie z.B. das Accidens zu irgend einer Substanz, oder die Wirkung zu der Ursache, – mithin auch als ungleichartig doch *a priori* verbunden vorgestellt wird, welche Verbindung, weil sie willkürlich ist, ich darum dynamisch nenne, weil sie die Verbindung des Daseins des Mannigfaltigen betrifft.
>
> (Kk. 174.)
>
> In der Anwendung der reinen Verstandesbegriffe auf mögliche Erfahrung ist der Gebrauch ihrer Synthesis entweder mathematisch oder dynamisch; denn sie geht theils bloß auf die Anschauung, theils auf das Dasein einer Erscheinung überhaupt. Die Bedingungen *a priori* der Anschauungen sind aber in Ansehung einer möglichen Erfahrung durchaus nothwendig, die des Daseins der Objekte einer möglichen empirischen Anschauung an sich nur zufällig. Daher werden die Grundsätze des mathematischen |
> i378 Gebrauchs unbedingt nothwendig, d.h. apodiktisch lauten, die aber des dynamischen Gebrauchs werden zwar auch den Charakter einer Nothwendigkeit *a priori*, aber nur unter der Bedingung des empirischen Denkens in einer Erfahrung, mithin nur mittelbar und indirekt bei sich führen, folglich diejenige unmittelbare Evidenz nicht enthalten (ob zwar ihrer auf Erfahrung allgemein bezogenen Gewißheit unbeschadet), die jenen eigen ist.
>
> (Kk. 173.)

Das Princip der Axiome der Anschauung ist nun:

Alle Anschauungen sind extensive Größen.

Wir treten hier wieder den Theilvorstellungen gegenüber, von denen wir im Anfang

meiner Analyse der transscendentalen Analytik ausgegangen sind. Es handelt sich um die Zusammensetzung der gleichartigen Theilanschauungen und das Bewußtsein der synthetischen Einheit dieses Gleichartigen (Mannigfaltigen).

> Nun ist das Bewußtsein des mannigfaltigen Gleichartigen in der Anschauung überhaupt, sofern dadurch die Vorstellung eines Objekts zuerst möglich wird, der Begriff einer Größe (*quanti*). Also ist selbst die Wahrnehmung eines Objekts, als Erscheinung, nur durch dieselbe synthetische Einheit des Mannigfaltigen der gegebenen sinnlichen Anschauung möglich, wodurch die Einheit der Zusammensetzung des mannigfaltigen Gleichartigen im Begriff einer Größe gedacht wird, d.i. die Erscheinungen sind insgesammt Größen, und zwar extensive Größen.
>
> (Kk. 175.)

Das Princip der Anticipationen der Wahrnehmung ist:

> In allen Erscheinungen hat das Reale, was ein Gegenstand der Empfindung ist, intensive Größe, d.i. einen Grad.

Wie wir in der transscendentalen Aesthetik gesehen haben, macht Kant den strengsten Unterschied zwischen den Anschauungen und bloßen Empfindungen. Jene sind Einschränkungen der vor aller Erfahrung in uns liegenden reinen Anschauungen (Raum und Zeit), so daß wir, ohne je einen Gegenstand gesehen zu haben, *a priori* mit voller Gewißheit aussagen können, er habe eine Gestalt und stehe nothwendigerweise in einem Verhältniß zur Zeit. Die bloßen Empfindungen dagegen, wie Farbe, Temperatur, Geruch u.s.w. ermangeln eines ähnlichen transscendentalen Grundes; denn |
i379 ich kann nicht vor aller Erfahrung die Wirksamkeit eines Gegenstandes bestimmen. Ueberdem nennt, wie die Erfahrung täglich lehrt, der Eine warm, was der Andere kalt nennt, Dieser findet schwer, was Jener leicht findet, und nun gar Geschmack und Farbe! *Des goûts et des couleurs il ne faut jamais disputer*.

Somit irren alle diese bloßen Empfindungen heimathlos in der transscendentalen Aesthetik herum, gleichsam als Bastarde, im unreinen Ehebette der Sinnlichkeit gezeugt, weil Kant keine Form unserer Sinnlichkeit auffinden konnte, die sie schützend unter sich genommen hätte, wie der unendliche Raum alle erdenklichen Räume, die unendliche Zeit alle erdenklichen Zeiten.

Aber diese Empfindungen, so verschiedenartig sie auch in verschiedenen Subjekten sein mögen, sind nun einmal mit den Erscheinungen untrennbar verbunden und lassen sich nicht wegleugnen. Ja, sie sind die Hauptsache, da die Wirksamkeit, welche sie hervorruft, nur als solche einen Theil des Raumes und der Zeit erfüllt; denn es ist klar, daß ein Gegenstand nicht weiter ausgedehnt ist, als er wirkt. In der transscendentalen Aesthetik durfte noch Kant die bloßen Empfindungen *cavalièrement* abfertigen, aber nicht mehr in der transscendentalen Analytik, wo es sich um eine durchgängige Verbindung der Erscheinungen, unter Berücksichtigung aller ihrer Eigenthümlichkeiten, handelte, um sie dann unter die verschiedenen reinen Verstandesbegriffe, nach Regeln, zu subsumiren. Kant vereinigt sie unter den Kategorien der Qualität und nennt die Regel, wonach dies geschieht, Anticipation der Wahrnehmung.

Nun sollte man meinen, daß sich doch das am wenigsten anticipiren (*a priori* erkennen und bestimmen) lasse, was nur auf empirischem Wege wahrzunehmen ist, und daß die Axiome der Anschauung allein mit Recht Anticipationen der Wahrnehmung genannt werden könnten. Oder mit Worten Kant's:

> Da an den Erscheinungen etwas ist, was niemals *a priori* erkannt wird und welches daher auch den eigentlichen Unterschied des Empirischen von der Erkenntniß *a priori* ausmacht, nämlich die Empfindung (als Materie der Wahrnehmung), so folgt, daß diese es eigentlich sei, was gar nicht anticipirt werden kann. Dagegen würden wir die reinen Bestimmungen im Raum und der Zeit, sowohl in Ansehung der Gestalt, als Größe, Anticipationen der Erscheinungen nennen können, weil sie dasjenige |
> i380 *a priori* vorstellen, was immer *a posteriori* in der Erfahrung gegeben werden mag.
>
> (179.)

Aber Kant ist nicht verlegen. Da er die Schwierigkeit nicht mit Gründen aus dem Wege räumen kann, so überspringt er sie. Er sagt:

> Die Apprehension, bloß vermittelst der Empfindung, erfüllt nur einen Augenblick (wenn ich

nämlich nicht die Succession vieler Empfindungen in Betracht ziehe). Als etwas in der Erscheinung, dessen Apprehension keine successive Synthesis ist, die von Theilen zur ganzen Vorstellung fortgeht hat sie also keine extensive Größe; der Mangel der Empfindung in demselben Augenblicke würde diesen als leer vorstellen, mithin = 0. Was nun in der empirischen Anschauung der Empfindung correspondirt, ist Realität (*realitas phaenomenon*); was dem Mangel derselben entspricht, Negation = 0. Nun ist aber eine jede Empfindung einer Verringerung fähig, so daß sie abnehmen und so allmählich verschwinden kann. Daher ist zwischen Realität in der Erscheinung und Negation ein continuirlicher Zusammenhang vieler möglichen Zwischenempfindungen, deren Unterschied von einander immer kleiner ist, als der Unterschied zwischen der gegebenen und dem Zero oder der gänzlichen Negation. Das ist: das Reale in der Erscheinung hat jederzeit eine Größe.

(Kk. 180.)

Nun nenne ich diejenige Größe, die nur als Einheit apprehendirt wird und in welcher die Vielheit nur durch die Annäherung zur Negation = 0 vorgestellt werden kann, die intensive Größe.

(Kk. 180.)

Kant verlangt demnach, daß ich, bei jeder empirischen Empfindung, von der Negation derselben, von Zero, ausgehe und sie in allmählicher Steigerung allererst erzeuge. Auf diese Weise findet ein Fortgang in der Zeit und eine Synthesis der einzelnen Momente zur ganzen Empfindung statt, welche jetzt erst eine intensive Größe hat, d. h. jetzt erst bin ich mir bewußt, daß sie einen bestimmten Grad habe.

Dies ist indessen immer nur ein empirischer Vorgang; er erklärt nicht, wie eine Anticipation möglich sei. Hier ist nun die Erklärung.

Die Qualität der Empfindung ist jederzeit bloß empirisch und |
i381 kann *a priori* gar nicht vorgestellt werden (z. B. Farben, Geschmack etc.). Aber das Reale, was den Empfindungen überhaupt correspondirt, im Gegensatz mit der Negation = 0, stellt nur etwas vor, dessen Begriff an sich ein Sein enthält und bedeutet Nichts als die Synthesis in einem empirischen Bewußtsein überhaupt ..... Alle Empfindungen werden daher, als solche, zwar nur *a posteriori* gegeben, aber die Eigenschaft derselben, daß sie einen Grad haben, kann *a priori* erkannt werden.

(Kk. 185.)

Der Philosoph der tritt herein,
Und beweist euch: es müßt' so sein.
(Goethe.)

Halten wir hier einen Augenblick ein und orientiren wir uns.

Wir haben, in Gemäßheit der Axiome der Anschauung und Anticipationen der Wahrnehmung, extensive und intensive Größen, d. h. ganze, vollständige Objekte, die wir mit Bewußtsein begleiten, die wir als solche denken. Die Theilanschauungen sind verbunden und die Welt liegt ausgebreitet vor uns. Wir sehen Häuser, Bäume, Felder, Menschen, Thiere etc. Doch ist hierbei zweierlei zu bemerken. Erstens sind diese Objekte reine Schöpfungen des Verstandes. Er allein hat die Daten der Sinnlichkeit verbunden und die entstandenen Objekte sind sein Werk. Die Synthesis ist nur im Verstande, durch den Verstand, für den Verstand und Nichts im Erscheinenden zwingt den Verstand, in einer bestimmten Weise zu verbinden.

Wir können uns Nichts als im Objekte verbunden vorstellen, ohne es vorher selbst verbunden zu haben und unter allen Vorstellungen ist die Verbindung die einzige, die nicht durch Objekte gegeben, sondern nur vom Subjekte selbst verrichtet werden kann.

(Kk. 128.)

Die Analysis setzt die Synthesis stets voraus; denn wo der Verstand vorher nichts verbunden hat, da kann er auch nichts auflösen, weil es nur durch ihn als verbunden der Vorstellungskraft hat gegeben werden können.

(Kk. 128.)

Zweitens stehen sich diese Objekte isolirt, getrennt, einander fremd gegenüber. Soll Erfahrung im eigentlichen Sinne entstehen, so müssen diese Objekte unter einander verknüpft werden. Dies |
i382 bewerkstelligen die Kategorien der Relation, nach Regeln, welche Kant die Analogien der Erfahrung nennt.

Das Princip der Analogien der Erfahrung im Allgemeinen ist:

Erfahrung ist nur durch die Vorstellung einer nothwendigen Verknüpfung der Wahrnehmungen möglich. –

Der Grundsatz der ersten Analogie ist:

Bei allem Wechsel der Erfahrungen beharrt die Substanz, und das Quantum derselben wird in der Natur weder vermehrt noch vermindert.

Ich werde mich bei diesem Grundsatze jetzt nicht aufhalten, da ich ihn bei einer späteren Gelegenheit besprechen werde. Ich erwähne nur, daß er die Substanz zu einem gemeinschaftlichen Substrat aller Erscheinungen macht, in welchem diese somit sämmtlich verknüpft sind. Alle Veränderungen, alles Entstehen und Vergehen trifft mithin nicht die Substanz, sondern nur ihre Accidenzien, d.i. ihre Daseinsweisen, ihre besonderen Arten zu existiren. Die Corollarien aus diesem Grundsatze sind die bekannten, daß die Substanz weder entstanden ist, noch vergehen kann, oder wie die Alten sagten: *Gigni de nihilo nihil, in nihilum nil posse reverti*. –

Der Grundsatz der zweiten Analogie ist:

Alle Veränderungen geschehen nach dem Gesetze der Verknüpfung der Ursache und Wirkung.

Haben wir in der ersten Analogie das Dasein der Gegenstände vom Verstande reguliren sehen, so haben wir jetzt das Gesetz zu erwägen, nach welchem der Verstand ihre Veränderungen ordnet. Ich kann hierbei kurz sein, da ich in der Kritik der Schopenhauer'schen Philosophie alle Causalitätsverhältnisse untersuchen werde. Ich beschränke mich deshalb auf die einfache Wiedergabe des Kant'schen Beweises der Apriorität des Causalitätsbegriffs.

Ich nehme wahr, daß Erscheinungen auf einander folgen, d.i. daß ein Zustand der Dinge zu einer Zeit ist, dessen Gegentheil im vorigen Zustande war. Ich verknüpfe also eigentlich zwei Wahrnehmungen in der Zeit. Nun ist Verknüpfung kein Werk des bloßen Sinns und der Ansehung, sondern hier das Produkt eines synthetischen Vermögens der Einbildungskraft, die den inneren Sinn in Ansehung des Zeitverhältnisses bestimmt. Diese kann aber gedachte zwei Zustände auf zweierlei Art verbinden, so daß |
i383 der eine oder der andere in der Zeit vorausgehe; denn die Zeit kann an sich selbst nicht wahrgenommen und in Beziehung auf sie gleichsam empirisch, was vorhergehe und was folge, am Objekte bestimmt werden. Ich bin mir also nur bewußt, daß meine Imagination eines vorher, das andere nachher setze, nicht daß im Objekt der eine Zustand vor dem anderen vorhergehe, oder mit anderen Worten, es bleibt durch die bloße Wahrnehmung das objektive Verhältniß der einander folgenden Erscheinungen unbestimmt. Damit diese nun als bestimmte erkannt werden, muß das Verhältniß zwischen den beiden Zuständen so gedacht werden, daß dadurch als nothwendig bestimmt wird, welcher derselben vorher, welcher nachher, und nicht umgekehrt müsse gesetzt werden. Der Begriff aber, der die Nothwendigkeit einer synthetischen Einheit bei sich führt, kann nur ein reiner Verstandsbegriff sein, der nicht in der Wahrnehmung liegt, und das ist hier der Begriff des Verhältnisses der Ursache und Wirkung, wovon die erstere die letztere in der Zeit, als die Folge, und nicht als etwas, was bloß in der Einbildung vorhergehen könnte, bestimmt.

(Kk. 196, 197.)

Demnach liegt in den Erscheinungen selbst nicht die Nöthigung für den Verstand, die eine vor die andere als Ursache einer Wirkung zu setzen, sondern der Verstand bringt erst die beiden Erscheinungen in das Causalitätsverhältniß und bestimmt endgültig, welche von beiden der anderen in der Zeit vorhergeht, d.i. welche die Ursache der anderen ist. –

Der Grundsatz der dritten Analogie lautet:

Alle Substanzen, sofern sie im Raume als zugleich wahrgenommen werden können, sind in durchgängiger Wechselwirkung.

Dieser Grundsatz bezweckt die Ausdehnung der Causalität auf sämmtliche Erscheinungen in der Weise, daß jede Erscheinung auf alle übrigen eines Weltganzen direkt und indirekt wirkt, sowie alle Erscheinungen ihrerseits direkt und indirekt auf jede Einzelne wirken, und zwar immer gleichzeitig.

In diesem Sinne hat die Gemeinschaft oder Wechselwirkung ihre volle Berechtigung, und wenn der Begriff Wechselwirkung in keiner anderen Sprache als in der deutschen vorkommt, so beweist dies nur, daß die Deutschen am tiefsten denken. Schopenhauer's |
i384 Stellung dieser Kategorie gegenüber wird am passenden Orte von mir berührt werden. Daß

Kant die Verknüpfungen der Erscheinungen zu einem Weltganzen im Auge hatte, in dem keine einzige ein durchaus selbständiges Leben führen kann, ist für jeden Unbefangenen klar. Das, was die Kategorie der Gemeinschaft erkennt, drückt am besten der dichterische Ausruf der Bewunderung aus:

Wie Alles sich zum Ganzen webt!
Eins in dem Andern wirkt und lebt!

(Goethe.)

Die Kategorien der Modalität tragen Nichts dazu bei, die Erfahrung zu vervollständigen.

Die Kategorien der Modalität haben das Besondere an sich, daß sie den Begriff, dem sie als Prädikate beigefügt werden, als Bestimmung des Objekts nicht im mindesten vermehren, sondern nur das Verhältniß zum Erkenntnißvermögen ausdrücken.

(Kk. 217.)

Ich führe deshalb nur der Vollständigkeit wegen die Postulate des empirischen Denkens nach ihrem Wortlaut an.

1) Was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung (der Anschauung und den Begriffen nach) übereinkommt, ist möglich.
2) Was mit den materialen Bedingungen der Erfahrung (der Empfindung) zusammenhängt, ist wirklich.
3) Dessen Zusammenhang mit dem Wirklichen nach allgemeinen Bedingungen der Erfahrung bestimmt ist, ist (existirt) nothwendig.

Indem wir uns jetzt zu den Analogien der Erfahrung zurückwenden, wirft sich uns zunächst die Frage auf: was lehren sie uns? Sie lehren uns, daß, wie die Verbindung der Theilvorstellungen zu Objekten ein Werk des Verstandes ist, auch die Verknüpfung dieser Objekte unter einander von dem Verstande bewerkstelligt wird. Die drei dynamischen Verhältnisse: der Inhärenz, der Consequenz und der Composition, haben nur eine Bedeutung durch und für den menschlichen Verstand.

i385 Die sich hieraus ergebenden Consequenzen zieht Kant kaltblütig und gelassen.

Alle Erscheinungen stehen in einer durchgängigen Verknüpfung nach nothwendigen Gesetzen und mithin in einer transscendentalen Affinität, woraus die empirische die bloße Folge ist.

(Kk. I. Aufl. 649.)

Die Ordnung und Regelmäßigkeit an den Erscheinungen, die wir Natur nennen, bringen wir selbst hinein, und würden sie auch nicht darin finden können, hätten wir sie nicht, oder die Natur unseres Gemüths, ursprünglich hineingelegt.

(*ib*. 657.)

So übertrieben, so widersinnisch es auch lautet, zu sagen: der Verstand ist selbst der Quell der Gesetze der Natur, so richtig und dem Gegenstande, nämlich der Erfahrung angemessen ist gleichwohl eine solche Behauptung.

(*ib*. 658.)

Der Verstand schöpft seine Gesetze nicht aus der Natur, sondern schreibt sie dieser vor.

(*Proleg*. 240.)

Und so stehen wir, am Ende der transscendentalen Analytik, noch niedergeschlagener da, als am Schlusse der transscendentalen Aesthetik. Diese lieferte dem Verstande die Theilvorstellungen eines Erscheinenden = 0, in jener verarbeitete der Verstand diese Theilvorstellungen zu Scheinobjekten, in einem Scheinnexus. In den Schein der Sinnlichkeit trägt der Verstand, durch Verbindung, neuen Schein. Die Gespensterhaftigkeit der Außenwelt ist unaussprechlich grauenhaft. Das fieberfreie denkende Subjekt, das der Urheber der ganzen Phantasmagorie sein soll, stemmt sich mit aller Kraft gegen die Beschuldigung, aber schon betäuben es die Sirenentöne des »Alleszermalmers«, und es klammert sich an den letzten Strohhalm, sein Selbstbewußtsein. Oder ist auch dieses nur ein Schein und Blendwerk?

Die transscendentale Analytik sollte als Motto den Vers über dem Thor der Hölle tragen:

Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate.

Doch nein! Schopenhauer sagte: »Kant ist vielleicht der originellste Kopf, den jemals die Natur hervorgebracht hat«; ich streiche aus voller Ueberzeugung das »vielleicht« und Viele werden das Gleiche thun. Was ein solcher Mann, mit so großem Aufwand von Scharfsinn, geschrieben hat, das kann durch und durch, |
i386 bis in die Wurzeln hinab, nicht falsch sein. Und so ist es in der That. Man mag irgend eine Seite der transscendentalen Analytik aufschlagen, so wird man immer die Synthesis eines Mannigfaltigen und die Zeit finden: sie sind die unzerstörbare Krone auf dem Leichnam der Kategorien, wie ich zeigen werde.

Jetzt ist mein dringendstes Geschäft, aus Stellen der transscendentalen Analytik, die ich absichtlich unberührt gelassen habe, nachzuweisen, daß der unendliche Raum und die unendliche Zeit keine Formen unserer Sinnlichkeit sein können.

Zunächst haben wir uns aus dem Vorhergehenden in das Gedächtniß zurückzurufen, daß Verbindung eines Mannigfaltigen niemals durch die Sinne in uns kommen kann, daß sie hingegen:

> allein eine Verrichtung des Verstandes ist, der selbst nichts weiter ist, als das Vermögen, *a priori* zu verbinden und das Mannigfaltige gegebener Vorstellungen unter Einheit der Apperception zu bringen.
>
> (Kk. 131.)

Kann ich nun mit Sätzen Kant's nachweisen, daß der unendliche Raum und die unendliche Zeit nicht ursprünglich als wesentlich einige, allbefassende, reine Anschauungen in der Sinnlichkeit liegen, sondern die Produkte einer in's Unendliche fortschreitenden Synthesis des Verstandes sind, so ist zwar nicht der Stab darüber gebrochen, daß Raum und Zeit den Dingen an sich nicht zukommen – diese glänzendste philosophische Errungenschaft! – wohl aber sind Kant's Raum und Kant's Zeit, als reine Anschauungen *a priori*, völlig unhaltbar, und je früher man sie aus unseren apriorischen Formen herausnimmt, desto besser.

Es fällt mir nicht schwer, den Beweis zu liefern. Ich führe nur die prägnantesten Stellen an, wobei ich nicht unerwähnt lassen will, daß Kant die beiden ersten in der zweiten Auflage der Kritik ausgemerzt hat: aus guten Gründen und mit Absicht.

Stellen aus der 1. Auflage der Kritik.

> Die Synthesis der Apprehension muß nun auch *a priori*, d.i. in Ansehung der Vorstellungen, die nicht empirisch sind, ausgeübt werden. Denn ohne sie würden wir weder die Vorstellungen des Raumes, noch der Zeit *a priori* haben |
> i387 können, da diese nur durch die Synthesis des Mannigfaltigen, welches die Sinnlichkeit in ihrer ursprünglichen Receptivität darbietet, erzeugt werden können.
>
> (640.)
>
> Es ist offenbar, daß, wenn ich eine Linie in Gedanken ziehe, oder die Zeit von einem Mittag zum andern denken, oder auch nur eine gewisse Zahl mir vorstellen will, ich erstlich nothwendig eine dieser mannigfaltigen Vorstellungen nach der anderen fassen müsse. Würde ich aber die vorhergehende (die ersten Theile der Linie, die vorhergehenden Theile der Zeit, oder die nach einander vorgestellten Einheiten), immer aus den Gedanken verlieren, und sie nicht reproduciren, indem ich zu den folgenden fortgehe, so würde niemals eine ganze Vorstellung und keiner aller vorgenannten Gedanken, ja, gar nicht einmal die reinsten und ersten Grundvorstellungen von Raum und Zeit entspringen können.
>
> (641.)

Stellen aus der 2. Auflage der Kritik.

> Erscheinungen als Anschauungen im Raume oder der Zeit müssen durch dieselbe Synthesis vorgestellt werden, als wodurch Raum und Zeit überhaupt bestimmt werden.
>
> (175.)
>
> Ich denke mir mit jeder, auch der kleinsten Zeit nur den successiven Fortgang von einem Augenblick zum andern, wo durch alle Zeittheile und deren Hinzuthun endlich eine bestimmte Zeitgröße erzeugt wird.
>
> (175.)

Die wichtigste Stelle ist diese:

> Der Raum, als Gegenstand vorgestellt, (wie man es wirklich in der Geometrie bedarf,) enthält mehr als bloße Form der Anschauung, nämlich Zusammenfassung des Mannigfaltigen, nach der Form der Sinnlichkeit Gegebenen in eine anschauliche Vorstellung, so daß die Form der Anschauung bloß Mannigfaltiges, die formale Anschauung aber Einheit der Vorstellung giebt.
>
> (147.)

Man glaubt zu träumen! Ich ersuche Jeden, neben diese Sätze die aus der transscendentalen Aesthetik angeführten zu halten, besonders jenen mit dem Gepräge der größten Bestimmtheit versehenen:

> Der Raum ist eine reine Anschauung. Man kann sich nur einen einigen Raum vorstellen, und wenn man von vielen Räumen |
> i388 redet, so versteht man darunter nur Theile eines und desselben alleinigen Raumes. Diese Theile können auch nicht vor dem einigen, allbefassenden Raume, gleichsam als dessen Bestandtheile (daraus seine Zusammensetzung möglich sei) vorhergehen, sondern nur in ihm gedacht werden. –

Man wird mir gern zugestehen, daß es unmöglich ist, einen reineren, vollständigeren Widerspruch zu denken. In der transscendentalen Aesthetik ist Form der Anschauung mit reiner Anschauung stets identisch; hier dagegen werden sie auf das Schärfste gesondert, und Kant erklärt nachdrücklich, daß der Raum, als reine Anschauung, mehr sei als der Raum als bloße Form, nämlich Zusammenfassung eines Mannigfaltigen, vermittelst der Synthesis des Verstandes, der nichts weiter ist, als das Vermögen, *a priori* zu verbinden.

Hieraus erhellt zunächst auf das Unwiderleglichste, daß die unendliche Zeit und der unendliche Raum, als solche, keine Formen der Sinnlichkeit, sondern Verbindungen eines Mannigfaltigen sind, die, wie alle Verbindungen, ein Werk des Verstandes sind, mithin in die transscendentale Analytik gehören und zwar unter die Kategorien der Quantität. Auch spricht dies Kant verblümt in den Axiomen der Anschauung aus:

> Auf diese successive Synthesis der productiven Einbildungskraft in der Erzeugung der Gestalten gründet sich die Mathematik der Ausdehnung (Geometrie) mit ihren Axiomen.
>
> (Kk. 176.)

woran er die Anwendung der reinen Mathematik in ihrer ganzen Präcision auf Gegenstände der Erfahrung knüpft.

Wir wollen indessen von allem Dem absehen und untersuchen, wie Raum und Zeit, als Anschauungen, entstehen. Kant sagte in einer der angeführten Stellen der ersten Auflage der Kritik:

> Raum und Zeit können nur durch die Synthesis des Mannigfaltigen, welches die Sinnlichkeit in ihrer ursprünglichen Receptivität darbietet, erzeugt werden.

Was ist dieses Mannigfaltige der ursprünglichen Receptivität der Sinnlichkeit? Daß wir es mit einer Verbindung vor aller Erfahrung zu thun haben, ist klar; denn es wäre die Erschütterung der Kantischen Philosophie in ihren Grundfesten, wenn der Raum, den wir zuerst betrachten wollen, die Verbindung eines *a posteriori* |
i389 gegebenen Mannigfaltigen wäre. Aber wie soll es denn nur möglich sein, daß er die Verbindung eines Mannigfaltigen *a priori* sei? Welche Räumlichkeit, als Einheit, bietet denn *a priori* die Sinnlichkeit der Einbildungskraft dar, damit der unendliche Raum durch unaufhörliche Zusammensetzung entstehe? Ist diese Einheit ein Kubikzoll? ein Kubikfuß, eine Kubikruthe, Kubikmeile, Kubik-Sonnenweite, Kubik-Siriusweite? Oder handelt es sich um gar keine Einheit und sind es vielmehr die verschiedenartigsten Räumlichkeiten, die die Einbildungskraft zusammensetzt?

Kant schweigt darüber!

A posteriori hat die Verbindung gar keine Schwierigkeit. Da habe ich zunächst das ungeheuere Luftmeer, welches sich der Einbildungskraft darbietet. Wer denkt denn daran, daß sich in ihm eine Kraft manifestire? Es wäre ein plumper Einwand! Luft und Raum sind Wechselbegriffe. Der größte Denker, wie das bornirteste Bäuerlein, spricht vom Raume, den ein Haus, eine Stube enthält; Kant setzt an die Spitze seiner »Metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft«: »die Materie ist das Bewegliche im Raume«; der Dichter läßt den Adler »raumtrunken« seine Kreise ziehen; und die Einbildungskraft allein sollte bedenklich

sein? Nein! Zu dem Raum, den ihr die Luft darbietet, fügt sie die Räumlichkeiten der Häuser, Bäume, Menschen, der ganzen Erde, der Sonne, des Mondes und aller Sterne, welche das denkende Subjekt vorher von jeder sie erfüllenden Wirksamkeit gereinigt hat. Nun setzt sie an die gewonnene ungeheuere Räumlichkeit eine ähnliche und so fort in's Unendliche; ein Stillstand ist unmöglich, denn es giebt keine Grenzen im Fortgang.

A posteriori läßt sich also, mit offenen oder geschlossenen Augen, ein unendlicher Raum construiren, d. h. wir haben nie ein Ganzes, sondern nur die Gewißheit, daß wir im Fortgang der Synthesis niemals auf ein Hinderniß stoßen werden.

Aber sind wir denn zu dieser Composition berechtigt? Noch nicht die reine Räumlichkeit einer Kubiklinie kann uns *a posteriori* d. h. durch die Erfahrung geliefert werden. Die kleinste Räumlichkeit, wie die größte, entsteht nur dadurch, daß ich die sie erfüllende Kraft wegdenke, und sie ist ein Produkt, unter welches die Natur nie ihr Siegel drücken wird. Wo ein Körper aufhört zu wirken, beginnt ein anderer mit seiner Wirksamkeit. Mein Kopf ist nicht im |
i390 Raume, wie Schopenhauer einmal bemerkt, sondern in der Luft, die ganz gewiß nicht mit dem Raume identisch ist. Ebenso ist die Materie nicht das Bewegliche im Raume, sondern es bewegen sich Stoffe in Stoffen und die Bewegung ist überhaupt nur möglich wegen der verschiedenen sogenannten Aggregatzustände der Körper, nicht weil ein unendlicher Raum die Welt umfaßt.

Wäre die Welt nur aus festen Stoffen zusammengesetzt, so würde eine Bewegung in ihr nur durch gleichzeitige Verschiebung aller Körper möglich sein, und die Vorstellung eines Raumes würde nie im Kopfe eines Menschen entstehen. Schon eine Bewegung im flüssigen Elemente faßt Niemand als eine Bewegung im Raume auf. Wir sagen nicht: die Fische schwimmen im Raume, sondern: sie schwimmen im Wasser. Der unbegrenzte Blick in die Weite und die auf Abwege gerathene Vernunft (*perversa ratio*) sind die Erzeuger des unendlichen Raumes. In der Welt sind nur Kräfte keine Räumlichkeiten, und der unendliche Raum existirt so wenig, wie die allerkleinste Räumlichkeit.

Es ist sehr merkwürdig, daß in der Vor-Kantischen Zeit, wo man den Dingen den Raum ohne Weiteres zusprach, dieser Sachverhalt von Scotus Erigena schon ganz richtig erkannt wurde. Seine Welt liegt zwar im unendlichen Raume, der Alles enthält, der sich nicht bewegt, aber innerhalb der Grenzen der Welt giebt es keinen Raum: da giebt es nur Körper in Körpern. Hieran ändert der Umstand Nichts, daß Scotus hie und da den Raum wieder in die Welt bringt; er hatte eben nicht den kritischen Kopf Kant's, und die Schwierigkeit der Untersuchung, auch heutzutage noch, wird Niemand verkennen. (Uebrigens wirft Scotus sogar einmal die Bemerkung hin, daß der Raum nur im Geiste des Menschen bestehe.) Er sagt in seinem Werke: *De Divisione Naturae*:

> *Discipulus. Quid igitur dicendum est de his, qui dicunt, habitationes hominum ceterorumque animalium locos esse? similiter istum communem aera, terram quoque, omnium habitantium in eis locos aestimant? aquam locum piscium dicunt, planetarum aethera, spheram caelestem astrorum locum esse putant?*
>
> *Magister. Nihil aliud, nisi ut aut suadeatur eis, si disciplinabiles sint et doceri voluerint, aut penitus dimittantur, si contentiosi sint. Eos enim, qui talia dicunt, vera deridet ratio.*
>
> (*Cap.* 29.)

i391 *Videsne itaque, quomodo praedictis rationibus confectum est, hunc mundum cum partibus suis non esse locum, sed loco contineri, hoc est, certo definitionis suae ambitu?*

> (*Cap.* 33.)
>
> *Quid restat, nisi ut dicamus, verbi gratia, dum videmus corpora nostra in hac terra constituta, vel hoc aere circumfusa, nil aliud nisi corpora in corporibus esse? Eadem ratione pisces in fluctibus, planetae in aethere, astra in firmamento, corpora in corporibus sunt, minora in majoribus, crassiora in subtilioribus, levia in levioribus, pura in purioribus.*
>
> (*Cap.* 35.)

Der freie unbegrenzte Blick durch das absolut durchsichtige Element ist also die Ursache, daß Jeder, der genialste, wie der beschränkteste Mensch,

> sich niemals eine Vorstellung davon machen kann, daß kein Raum sei, ob er sich gleich ganz wohl denken kann, daß keine Gegenstände darin angetroffen werden.

Indessen, wir wollen nicht voreilig urtheilen. Sollten die Luft und die perverse Vernunft wirklich hinreichen, den unendlichen Raum zu erzeugen? Gewiß nicht! Nur auf Grund einer apriorischen Form können sie es. Welche ist aber diese? Wir werden sie gleich finden.

Jetzt müssen wir erst zur Frage zurückkehren, ob der Raum die Verbindung eines Mannigfaltigen *a priori* sein könne? Wir haben bereits gesehen, daß uns Kant völlig im Unklaren darüber läßt, welche Theile des Raumes *a priori* zu verbinden sind. Wir fragen also: Kann überhaupt vor aller Erfahrung die Vorstellung irgend einer Räumlichkeit in uns sein, oder mit anderen Worten, können wir zur Anschauung irgend einer Räumlichkeit gelangen, ehe wir Gegenstände gesehen oder befühlt haben? Die Antwort hierauf ist: nein! es ist nicht möglich. Der Raum liegt entweder als reine unendliche Anschauung, vor aller Erfahrung, in mir, oder er wird *a posteriori*, auf empirischem Wege, gefunden; denn es ist ebenso schwer die allerkleinste Räumlichkeit, als reine Anschauung *a priori*, in die Sinnlichkeit zu legen, wie den unendlichen Raum. Ist dies aber der Fall, so wäre es die thörichteste Quälerei, erst durch Synthesis gleichartiger Theile mühevoll zu erlangen, was ich als Ganzes sofort haben kann.

i392 Hierin liegt auch der Grund, warum Kant den Raum in der transscendentalen Aesthetik ohne Weiteres als reine Anschauung hinstellt und ihn nicht erst durch eine Verbindung von Räumen entstehen läßt, wodurch außerdem die Synthesis in die Sinnlichkeit gekommen wäre, während sie nur eine Function des Verstandes, resp. der blinden Einbildungskraft sein soll.

Ist nun der unendliche Raum nur durch die Synthesis eines *a priori* gegebenen Mannigfaltigen zu erzeugen; ist es dagegen ebenso unmöglich einen Theilraum vor aller Erfahrung in uns vorzufinden, wie den ganzen Raum, so folgt, daß der unendliche Raum *a priori* gar nicht erzeugt werden kann, daß es keinen Raum, als reine Anschauung *a priori*, giebt.

Ich fasse zusammen: Es giebt, unseren Untersuchungen gemäß, weder einen unendlichen Raum außerhalb meines Kopfes, in welchem die Dinge eingeschlossen wären, noch giebt es einen unendlichen Raum in meinem Kopfe, der eine reine Anschauung *a priori* wäre. Ebenso giebt es keine Einschränkungen des Raums, Räumlichkeiten, außerhalb meines Kopfes. Dagegen giebt es einen unendlichen Raum in meinem Kopf (erlangt durch Synthesis eines *a posteriori* gegebenen Mannigfaltigen, von dessen Wirksamkeit abstrahirt wurde), welcher nach außen verlegt wird. Ich habe also einen auf empirischem Wege, von der perversen Vernunft gewonnenen unendlichen Phantasieraum. Ebenso habe ich dessen Einschränkungen, also Räumlichkeiten von beliebiger Größe, Phantasieräume.

Kant hat demnach in der transcendentalen Aesthetik, wie ich auf der ersten Seite dieser Kritik gleich bemerkte, nichts weiter gethan, als den nach außen verlegten Phantasieraum, der gewöhnlich für einen unabhängig vom Subjekt existirenden objektiven Raum gehalten wird, definitiv in unseren Kopf versetzt. Hierdurch hat er die Dinge an sich vom Raume befreit, was eben sein unsterbliches Verdienst ist. Sein Fehler war, daß er bestritt, der unendliche Raum sei empirischen Ursprungs, und daß er ihn, als reine Anschauung, vor aller Erfahrung, in unsere Sinnlichkeit legte. Ein zweites Verdienst ist, daß er in der transscendentalen Analytik den Raum als Form vom Raume als Gegenstand (reine Anschauung) unterschied. Verwickelte er sich auch dadurch in einen unlösbaren Widerspruch mit der Lehre der transscendentalen Aesthetik, so zeigte |
i393 er doch, daß er das Problem des Raumes bis zum Grunde durchschaut hatte und gab etwaigen Nachfolgern einen unschätzbaren Hinweis auf den richtigen Weg. Diesem Hinweise wollen wir jetzt folgen.

Was ist der Raum, als Form der Anschauung, die (wir bleiben einstweilen noch im Gedankengange Kant's) *a priori* in unserer Sinnlichkeit liegt?

Negativ ist die Frage bereits beantwortet: der Raum, als Form der Anschauung, ist nicht der unendliche Raum. Was ist er nun? Er ist, allgemein ausgedrückt, die Form, wodurch Gegenständen die Grenze ihrer Wirksamkeit gesetzt wird. Dadurch ist er die Bedingung der Möglichkeit der Anschauung und seine Apriorität über allen Zweifel festgestellt. Wo ein

Körper aufhört zu wirken, da setzt ihm der Raum die Grenze. Zwar könnte auch die specielle Wirksamkeit eines Körpers (seine Farbe) ihm die Grenze setzen (vom Getast sehe ich ab), aber dies würde nur nach der Höhe und Breite geschehen können, und alle Körper würden nur als Flächen erkannt, sowie auch alle diese in meinem Gesichtsfeld befindlichen Flächen nebeneinander rücken würden und ihr Abstand von mir = 0 wäre. Sie lägen gleichsam auf meinen Augen. Vermittelst der Tiefendimension des Raumes aber bestimmt der Verstand (nach Schopenhauer's meisterhafter Darstellung), auf Grund der minutiösesten Daten, die Tiefe der Gegenstände, ihren Abstand von einander u.s.w.

Diese Form ist unter dem Bilde eines Punktes zu denken, der die Fähigkeit hat, sich nach den drei Dimensionen in unbestimmte Weite (*in indefinitum*) zu erstrecken. Es ist ihr ganz gleich, ob die Sinnlichkeit sie um ein Sandkorn legt oder um einen Elephanten, ob ihre dritte Dimension zur Bestimmung der Entfernung eines 10 Fuß von mir stehenden Objekts oder des Mondes benutzt, ob sie nach allen Dimensionen gleich weit, oder gleichzeitig, oder sonst wie angewendet wird. Sie ist selbst keine Anschauung, vermittelt aber alle Anschauung, wie das Auge sich selbst nicht sieht, die Hand sich selbst nicht ergreifen kann.

Hierdurch wird klar, wie wir zum Phantasieraum kommen. Durch Erfahrung lernen wir den Punkt-Raum gebrauchen – sonst würde er wie todt in uns liegen – und es ist in das Belieben des Subjekts gestellt, ihn nach drei Dimensionen, ohne ihm einen Gegenstand zu geben, so weit es will, auseinander treten zu lassen. Auf |
i394 diese Weise durchstiegen wir »unendliche Himmelsräume« ohne Inhalt, und dringen immer ungehindert weiter vor. Ohne diese stets bereit liegende Form, würde die perverse Vernunft nie, auf Grund des unbegrenzten Blicks in die Weite, den unendlichen Raum herstellen können. Beruht ja doch die Möglichkeit des unbegrenzten Blicks schon auf der apriorischen Form Raum (Punkt-Raum). – Ich will noch bemerken, daß die richtige Anwendung des Raumes ein langes ernstes Studium erfordert. Kleine Kinder greifen nach Allem, nach dem Mond, wie nach Bildern an der Wand. Alles schwebt dicht vor ihren Augen: sie haben eben noch nicht den Gebrauch der dritten Dimension erlernt. Das Gleiche hat man, wie bekannt, an operirten Blindgeborenen beobachtet.

Die Consequenzen, welche der Punkt-Raum gestattet, sind außerordentlich wichtig. Ist nämlich der unendliche Raum eine reine Anschauung *a priori*, so ist ganz zweifellos, daß dem Ding an sich keine Ausdehnung zukommt. Um dies einzusehen, bedarf es nur eines ganz kurzen Besinnens; denn es ist klar, daß in diesem Falle jedes Ding seine Ausdehnung nur leihweise vom alleinen unendlichen Raum hat. Ist der Raum dagegen keine reine Anschauung, sondern nur eine Form für die Anschauung, so beruht die Ausdehnung nicht auf dem Raume, sondern nur die Wahrnehmbarkeit, die Erkenntniß der Ausdehnung hängt von der subjektiven Form ab. Giebt es also irgend einen Weg zum Ding an sich (was wir jetzt noch nicht zu untersuchen haben), so ist es sicherlich auch ausgedehnt, d. h. es hat eine Wirksamkeitssphäre, obgleich der Raum *a priori*, als subjektive Form, in uns liegt.

In Betreff der Zeit sind die Fragen dieselben.

1) Wird die Zeit durch die Synthesis des Mannigfaltigen, welches die Sinnlichkeit in ihrer ursprünglichen Receptivität darbietet, erzeugt? oder

2) entsteht sie durch die Synthesis eines Mannigfaltigen, welches die Sinnlichkeit *a posteriori* darbietet?

Kant sagt:

> Die Zeit bestimmt das Verhältniß der Vorstellungen in unserem inneren Zustande.
>
> (Kk. 72.)

i395 Der innere Zustand ist es also, den wir zum Stützpunkte nehmen müssen. Blicken wir in uns, unter der Voraussetzung, daß uns die Außenwelt noch gänzlich unbekannt sei und keinen Eindruck auf uns mache, sowie auch, daß unser Inneres uns gar keinen Wechsel darböte, so würden wir so gut wie todt, oder im tiefsten traumlosen Schlafe befangen sein, und eine Vorstellung der Zeit würde nie in uns entstehen. Die ursprüngliche Receptivität der Sinnlichkeit kann uns also auch nicht das allergeringste Datum zur Erzeugung der Zeit geben,

wodurch die erste Frage verneinend beantwortet wird.

Denken wir uns jetzt einen Wechsel von Empfindungen in uns, ja nur die Wahrnehmung unserer Athmung, die regelmäßig auf die Einziehung der Luft folgende Ausstoßung, so haben wir eine Menge erfüllter Momente, die wir miteinander verbinden können. Also nur eine erfüllte Zeit ist wahrnehmbar, und eine Erfüllung der Momente ist nur durch Daten der Erfahrung möglich. Es wird Niemandem einfallen, zu sagen, daß unsere inneren Zustände nicht zur Erfahrung gehörten und nicht *a posteriori* gegeben würden.

Wie entsteht aber die unendliche Zeit, die doch wesentlich inhaltslos gedacht wird? In ähnlicher Weise wie der unendliche Raum. Das denkende Subjekt abstrahirt vom Inhalt jedes Augenblicks. Der seines Inhalts beraubte Uebergang von Gegenwart zu Gegenwart ist die Einheit, welche der Einbildungskraft zur Synthesis übergeben wird. Da aber ein leerer Augenblick in keiner Weise ein Gegenstand der Anschauung ist, so borgen wir vom Raume

> und stellen die Zeitfolge durch eine in's Unendliche fortgehende Linie vor, welche das Mannigfaltige einer Reihe ausmacht, die nur von einer Dimension ist, und schließen aus den Eigenschaften dieser Linie auf alle Eigenschaften der Zeit, außer dem einigen, daß die Theile der ersteren zugleich, die der letzteren aber jederzeit nach einander sind.
>
> (Kk. 72.)

A posteriori läßt sich demnach eine unendliche Zeit construiren, d. h. wir haben keine bestimmte Anschauung derselben, sondern nur die Gewißheit, daß der Fortgang der Synthesis nirgends gehemmt sein wird. Aber wir fragen hier, wie beim Raume, sind wir zu einer solchen Synthesis befugt? Nicht die denkbar kleinste Zeit kann |
i396 uns von der Erfahrung unerfüllt geliefert werden. Versuche es doch Jeder einmal, sich einen leeren Moment zu verschaffen. Man werfe Alles aus dem raschesten Uebergang von Gegenwart zu Gegenwart heraus, so hat man wenigstens diese kleinste Zeitgröße denkend erfüllt.

Wir schließen jetzt wie beim Raume. Ist die unendliche Zeit nur durch die Synthesis eines *a priori* gegebenen Mannigfaltigen zu erzeugen; findet sich aber in unserer ursprünglichen Sinnlichkeit auch nicht die kleinste unerfüllte Zeit, so kann die unendliche Zeit *a priori* nicht erzeugt werden, sie kann also nicht, als reine Anschauung *a priori*, in unserer Sinnlichkeit liegen.

Es giebt hiernach weder eine unendliche Zeit außerhalb meines Kopfes, die die Dinge verzehrte, noch giebt es eine unendliche Zeit in meinem Kopfe, die eine reine Anschauung *a priori* wäre. Dagegen giebt es eine unendliche Zeit (Bewußtsein einer ungehinderten Synthesis) in meinem Kopfe, gewonnen durch Verbindung der *a posteriori* gegebenen erfüllten Momente, die ihres Inhalts gewaltsam beraubt wurden.

Wir haben also eine auf empirischem Wege erschlichene unendliche Phantasiezeit, deren Wesen durch und durch Succession ist, und die Alles, was lebt, die Gegenstände sowohl, wie unser Bewußtsein, in rastlosem Gange mit sich fortreißt.

Kant bannte diese unendliche Zeit in unseren Kopf, d. h. er nahm die Dinge an sich aus ihr heraus, er befreite sie von der Zeit. Diesem großen Verdienst steht die Schuld gegenüber, daß er die Zeit, als reine Anschauung *a priori*, in unsere Sinnlichkeit legte. Ein zweites Verdienst war, daß er die Zeit als Form von der Zeit als Gegenstand (unendliche Linie) unterschied.

Und jetzt stehen wir wieder vor der wichtigen Frage: Was ist die Zeit, als Form der Anschauung, die *a priori* in unserer Sinnlichkeit liegt? Negativ ist sie bereits beantwortet. Die Zeit, als Form der Anschauung, ist nicht die unendliche Zeit. Was ist sie nun? Als Form der Sinnlichkeit könnte sie nur die Gegenwart sein, ein Punkt, wie der Raum, ein Punkt, der immer wird und doch immer ist, ein fortrollender, ein fließender Punkt.

Als reine Gegenwart aber hat die Zeit gar keinen Einfluß auf die Anschauung oder, wie Kant sagt:

i397
> Die Zeit kann keine Bestimmung äußerer Erscheinungen sein; sie gehört weder zu einer Gestalt noch Lage.
>
> (Kk. 72.)

Ich spreche es deshalb auch unumwunden aus: die Zeit ist keine Form der Sinnlichkeit.

Wie wir uns erinnern werden, brachte sie Kant auf einem Umwege dahin, indem er erklärt:

> Alle Vorstellungen, sie mögen nun äußere Dinge zum Gegenstand haben oder nicht, gehören doch, an sich selbst, als Bestimmungen des Gemüths, zum inneren Zustand,

welcher unter die formale Bedingung der Zeit fällt. Der innere Zustand ist aber niemals eine Anschauung, sondern Gefühl, und wo dieses, die innere Bewegung, den Geist berührt, da eben liegt der Punkt der Gegenwart.

Hierdurch fällt ein eigenthümliches Licht auf die ganze transscendentale Analytik. In ihr wird die Sinnlichkeit nicht abgehandelt; das besorgte die Aesthetik. Nur das Mannigfaltige der Sinnlichkeit, der Stoff für die Kategorien, wandert in die Analytik hinüber, um verbunden und verknüpft zu werden. Die Analytik selbst handelt lediglich vom Verstand, den Kategorien, der Synthesis, der Einbildungskraft, dem Bewußtsein, der Apperception und immer und immer wieder von der Zeit. Die transscendentalen Schemata sind Zeitbestimmungen, die Erzeugung extensiver und intensiver Größen geschieht im Fortgang in der Zeit, die Analogien der Erfahrung ordnen sämmtliche Erscheinungen nach ihrem Verhältnisse in der Zeit, deren *modi* Beharrlichkeit, Folge und Zugleichsein sein sollen. Darum sagte ich oben: wir mögen was immer für eine Seite der Analytik aufschlagen, so werden wir die Synthesis eines Mannigfaltigen und die Zeit antreffen, und nannte beide die unvergängliche Krone auf dem Leichnam der Kategorien. Wie kommt es, daß Kant die Analytik nicht ohne eine Form der Sinnlichkeit, ohne die Zeit, zu Stande bringen konnte? Eben weil die Zeit keine Form der Sinnlichkeit, überhaupt keine apriorische ursprüngliche Form, sondern einzig und allein eine Verbindung der Vernunft ist. Hiervon werde ich später ausführlich reden; denn die Stelle, wo wir jetzt stehen, ist die geeignetste, um Schopenhauer einzuführen, den einzigen geistigen Erben Kant's.

---

i398 Schopenhauer's Stellung der transscendentalen Aesthetik und Analytik gegenüber ist: unbedingte Anerkennung jener, unbedingte Verwerfung dieser. Beides ist nicht zu billigen.

Der unendliche Raum und die unendliche Zeit, die reinen Anschauungen *a priori*, acceptirte er kritiklos, ohne Weiteres, als Anschauungsformen, und die strenge Unterscheidung Kant's der Formen von den Anschauungen in der Analytik ignorirte er vollständig. Es war für ihn eine ausgemachte Sache, daß Raum und Zeit vor aller Erfahrung, als Anschauungsformen, in unserem Erkenntnißvermögen liegen. Er leugnete deshalb, mit Kant, die Erkennbarkeit des Dinges an sich, zwischen welchem und dem erkennenden Subjekt immer diese Formen stehen, denen gemäß die sinnlichen Eindrücke verarbeitet werden.

Trotzdem hat er, mit höchster menschlicher Besonnenheit, einen Theil der Erkenntnißtheorie Kant's verbessert und seine Verbesserungen unwiderleglich begründet. Die erste Frage, die er sich vorlegte, war: »Wie kommen wir überhaupt zu Anschauungen äußerer Gegenstände? wie entsteht diese ganze, für uns so reale und wichtige Welt in uns?« Er nahm mit Recht Anstoß an dem nichtssagenden Ausdruck Kant's: »das Empirische der Anschauung wird von Außen gegeben.« Diese Frage ist überaus verdienstvoll; denn Nichts scheint uns selbstverständlicher, als die Entstehung von Objekten. Sie sind gleichzeitig mit dem Aufschlag der Augenlider da; welcher complicirte Vorgang in uns soll denn stattfinden, um sie allererst zu erzeugen.

Schopenhauer ließ sich von dieser Gleichzeitigkeit nicht beirren. Wie Kant, ging er von der Sinnesempfindung aus, welche der erste Anhaltspunkt auf subjektivem Boden für die Entstehung von Anschauungen ist. Er betrachtete sie genau und fand, daß sie allerdings gegeben ist, aber die Anschauung nicht, wie Kant will, in den Sinnen entstehen kann; denn

> die Empfindung jeder Art ist und bleibt ein Vorgang im Organismus selbst, als solcher aber auf das Gebiet unterhalb der Haut beschränkt, kann daher, an sich selbst, nie etwas enthalten, das jenseit dieser Haut, also außer uns läge.
>
> (4 fache W. 51.)

Soll die Empfindung Anschauung werden, so muß der Verstand in Thätigkeit treten und seine einzige und alleinige Funktion, das Gesetz der Causalität, ausüben:

> i399 er nämlich faßt, vermöge seiner selbsteigenen Form, also *a priori*, d.i. vor aller Erfahrung (denn diese ist bis dahin noch nicht möglich), die gegebene Empfindung des Leibes als eine Wirkung auf (ein Wort, welches er allein versteht,) die als solche nothwendig eine Ursache haben muß.
>
> (4 fache W. 52.)

Das Causalitätsgesetz, die apriorische Funktion des Intellekts, die er so wenig erst zu erlernen braucht, wie der Magen das Verdauen, ist also nichts weiter, als der Uebergang von der Wirkung im Sinnesorgan zur Ursache. Ich bitte dies wohl zu merken, da Schopenhauer das einfache Gesetz, wie wir später sehen werden, nach verschiedenen Richtungen verbiegt und ihm offenbar Gewalt anthut, nur um Kant's ganze transscendentale Analytik verwerfen zu können.

Schopenhauer fährt fort:

> Zugleich nimmt er die ebenfalls im Intellekt, d.i. im Gehirn, prädisponirt liegende Form des äußeren Sinnes zu Hülfe, den Raum, um jene Ursache außerhalb des Organismus zu verlegen: denn dadurch erst entsteht ihm das Außerhalb.
>
> Diese Verstandesoperation ist jedoch keine discursive, reflective, *in abstracto*, mittelst Begriffen und Worten, vor sich gehende; sondern eine intuitive und ganz unmittelbare. Denn durch sie allein, mithin im Verstande und für den Verstand, stellt sich die objektive, reale, den Raum in drei Dimensionen füllende Körperwelt dar, die alsdann, in der Zeit, demselben Causalitätsgesetze gemäß, sich ferner verändert und im Raume bewegt.
>
> (4 fache W. 52.)

Demnach hat der Verstand die objektive Welt zu erschaffen, und unsere empirische Anschauung ist eine intellektuale, keine bloß sensuale.

Im Weiteren begründet Schopenhauer die Intellektualität der Anschauung siegreich (Aufrechtstellung des auf der Retina befindlichen verkehrten Bildes; einfaches Sehen des doppelt Empfundenen, in Folge der getroffenen gleichnamigen Stellen; Doppeltsehen durch Schielen; Doppeltfühlen eines Objekts mit gekreuzten Fingern) und führt meisterhaft aus, wie der Verstand die bloß planimetrische Empfindung, mit Hülfe der dritten Dimension des Raumes, zur stereometrischen Anschauung umarbeitet, indem er zunächst, aus den |
i400 Abstufungen von Hell und Dunkel, die einzelnen Körper construirt und ihnen dann ihren Ort, d. h. ihre Entfernungen von einander, mit Benutzung des Sehewinkels, der Linearperspective und Luftperspective, bestimmt.

Nach Schopenhauer sind also die Kantischen reinen Anschauungen, Raum und Zeit, keine Formen der Sinnlichkeit, sondern Formen des Verstandes, dessen alleinige Funktion das Causalitätsgesetz ist. An diese Verbesserung der Erkenntnißtheorie Kant's schließt sich die andere, daß er die intuitive Erkenntniß von der abstrakten, den Verstand von der Vernunft trennte; denn dadurch wurde unsere Erkenntniß von den reinen Begriffen *a priori* befreit, einem überaus schädlichen und verwirrenden, ohne Berechtigung hineingetriebenen Keil.

Bei Kant schaut die Sinnlichkeit an, denkt der Verstand (Vermögen der Begriffe und Urtheile), schließt die Vernunft (Vermögen der Schlüsse und Ideen); bei Schopenhauer liefern die Sinne nur den Stoff zur Anschauung (obgleich er auch den Sinnen Anschauungsfähigkeit zuspricht, wovon später), schaut der Verstand an, denkt die Vernunft (Vermögen der Begriffe, Urtheile und Schlüsse). Die Vernunft, deren alleinige Funktion die Bildung des Begriffs, nach Schopenhauer, ist, trägt Nichts zur Herstellung der phänomenalen Welt bei. Sie wiederholt diese nur, spiegelt sie nur, und es tritt neben die intuitive Erkenntniß die von ihr durchaus verschiedene reflektive.

> Die anschauliche und, dem Stoffe nach, empirische Erkenntniß ist es, welche die Vernunft, die wirkliche Vernunft, zu Begriffen verarbeitet, die sie durch Worte sinnlich fixirt und dann an ihnen den Stoff hat zu ihren endlosen Combinationen, mittelst Urtheilen und Schlüssen, welche das Gewebe unserer Gedankenwelt ausmachen. Die Vernunft hat also durchaus keinen materiellen, sondern bloß einen formellen Inhalt.
>
> (4 fache W. 109.)
>
> Den materiellen Inhalt muß die Vernunft, bei ihrem Denken, schlechterdings von außen nehmen,

aus den anschaulichen Vorstellungen, die der Verstand geschaffen hat. An diesen übt sie ihre Funktionen aus, indem sie, zunächst Begriffe bildend, von den verschiedenen Eigenschaften der Dinge Einiges fallen läßt und Anderes behält und es nun verbindet zu einem Begriff. Dadurch |
i401 aber büßen die Vorstellungen ihre Anschaulichkeit ein, gewinnen jedoch dafür an Uebersichtlichkeit und Leichtigkeit der Handhabung. – Dies also, und dies allein, ist die Thätigkeit der Vernunft: hingegen Stoff aus eigenen Mitteln liefern kann sie nimmermehr.

(4 fache W. 110.)

Ehe wir weiter gehen, habe ich eine Bemerkung zu machen. Schopenhauer ist, von Kant abgesehen, meiner Ueberzeugung nach, der größte Philosoph aller Zeiten. Er hat der Philosophie eine ganz neue Bahn gebrochen und sie kräftig weitergeführt, beseelt vom redlichen freien Streben, das Menschengeschlecht der Wahrheit näher zu bringen. Aber in seinem System liegen die unvereinbarsten Widersprüche in solcher Menge, daß es schon eine große Aufgabe ist, sie nur flüchtig zu beleuchten. Wesentlich erschwert wird diese Arbeit dadurch, daß er sich nicht streng an seine eigenen Definitionen hält und dieselbe Sache erst richtig, dann falsch bezeichnet. Da wir jetzt wissen, was er unter Verstand und Vernunft versteht, und gerade bei diesen Erkenntnißvermögen sind, so wird es gut sein, ihre Functionen von ihren Formen zu sondern, welche Schopenhauer ganz willkürlich vermengt.

Vierfache Wurzel Seite 51 ist der Verstand selbst eine Function und das Causalitätsgesetz seine einzige Form; S. 57 ist dagegen das Causalitätsgesetz die einfache Function des Verstandes; W. a. W. u. V. I. 535 ist das Causalitätsgesetz Form und Function. Das Richtige ist, daß das Causalitätsgesetz die Function, Raum und Zeit die Formen (Schopenhauer's Lehre gemäß) des Verstandes sind. Ebenso macht er es bei der Vernunft. W. a. W. u. V. I. 531 ist die einzige Function der Vernunft die Bildung des Begriffs, während es ebenda S. 539 heißt:

Die ganze reflektive Erkenntniß hat nur eine Hauptform und diese ist der abstrakte Begriff.

Nur das Erstere ist richtig, die Form der Vernunft fehlt in seinem System.

Der Verstand also, vermittelst seiner Function (Causalitätsgesetz) und seiner Formen (Raum und Zeit) bringt, auf Grund der Veränderungen in den Sinnesorganen, die anschauliche Welt hervor, |
i402 und die Vernunft zieht aus diesen empirischen Anschauungen ihre Begriffe. Schopenhauer mußte hiernach die ganze Analytik Kant's verwerfen. Vom Standpunkte des Verstandes aus durfte er die Synthesis des Mannigfaltigen nicht gelten lassen, weil der Verstand, ohne Hülfe der Vernunft, die Anschauung zu Wege bringt; vom Standpunkte der Vernunft mußte er die Kategorien angreifen, weil Begriffe nur auf der empirischen Anschauung beruhen und deshalb ein Begriff *a priori* eine *contradictio in adjecto* ist. Die Synthesis aber und die Kategorien bilden den Inhalt der Analytik.

Der Verwerfung der Kategorien, als reiner Begriffe *a priori*, schließe ich mich unbedingt an: ein Begriff *a priori* ist unmöglich; dagegen ist es falsch, daß der Verstand, ohne Hülfe der Vernunft, die anschauliche Welt construiren kann.

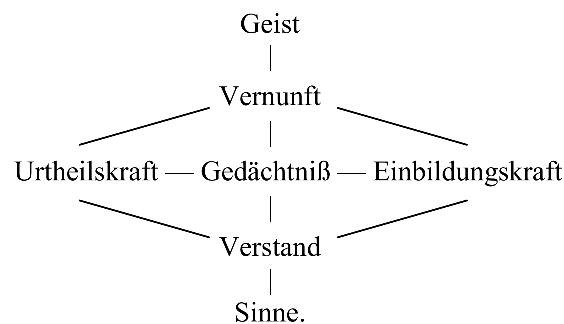
Ehe ich diese Ansicht begründen kann, welche den unumstößlich richtigen Theil der transscendentalen Analytik, die Synthesis des Mannigfaltigen der Anschauung, auf ihrer Seite hat, muß ich die Vernunft und überhaupt sämmtliche Erkenntnißvermögen erklären.

Die Vernunft hat eine Function und eine Form. Schopenhauer giebt ihr keine Form und eine Function, welche ihr Wesen nicht ganz umfaßt. Er setzt ihre Function in die Bildung des Begriffs; ich sage dagegen: die Function der Vernunft ist schlechtweg Synthesis, ihre Form die Gegenwart.

Sie hat drei Hülfsvermögen. Erstens das Gedächtniß. Seine Function ist: Bewahrung aller Eindrücke auf den Geist, so lange als möglich. Das zweite Hülfsvermögen ist die Urtheilskraft. Ihre Function ist: Zusammenstellung des Zusammengehörigen. Wir haben also 1) Zusammenstellung der zusammengehörigen Theilvorstellungen des Verstandes, 2) Zusammenstellung gleichartiger Objekte, 3) Zusammenstellung von Begriffen, den

Denkgesetzen gemäß. Das dritte Hülfsvermögen ist die Einbildungskraft. Ihre Function ist lediglich, das verbundene Anschauliche als Bild festzuhalten.

Sämmtliche Erkenntnißvermögen, also Sinn, Verstand, Urtheilskraft, Einbildungskraft, Gedächtniß und Vernunft laufen in einem Centrum zusammen: dem Geiste (von Kant reine ursprüngliche Apperception und von Schopenhauer Subjekt des Erkennens genannt) dessen Function das Selbstbewußtsein ist. Alles läuft in seinem Centrum zusammen, und dagegen durchkreist er alle seine Vermögen |
i403 mit seiner Function und giebt ihnen zu ihren Handlungen Bewußtsein. Die Tafel des Geistes ist hiernach:



Aus den verschiedenen Abstufungen des Geistes ergiebt sich, daß die Aufstellung einzelner Erkenntnißvermögen durchaus kein müßiges Verfahren ist. Wo Sensibilität ist, da ist auch Geist, aber wie will man denn den Unterschied zwischen dem Geiste eines Thieres und dem eines Menschen besser bezeichnen als dadurch, daß man ganz bestimmte Geistesthätigkeiten jenem abspricht? Ohne Zerlegung des Geistes in seine einzelnen Thätigkeiten (Vermögen) wäre man auf ganz nichtssagende allgemeine Ausdrücke beschränkt, etwa, daß die Intelligenz dieses Thieres geringer sei als die eines anderen. Adoptirt man die Zerlegung, so kann man das Fehlende viel genauer bezeichnen und, so zu sagen, den Finger auf den Quellpunkt des Unterschiedes legen. Kant hatte mithin Recht, den Geist zu zerlegen; auch ist die Zerlegung geradezu nothwendig für die kritische Philosophie.

Die Vernunft schreitet nun auf dem Gebiete des Verstandes zu zwei ganz verschiedenen Arten von Verbindungen, was Schopenhauer ganz übersehen hat. Er kennt nur die eine Art: Bildung des Begriffs; er kennt nicht die andere: Verbindung von Theilvorstellungen zu Objekten und Verknüpfung der Objekte unter einander.

Die zweite Art ist ursprünglich die erste, wir wollen aber die Bildung des Begriffs zuerst betrachten.

Daß die Bildung von Begriffen nur auf Synthesis beruht, wird Jeder nach kurzem Nachdenken zugestehen. Die Urtheilskraft reicht der Vernunft ein gleichartiges Mannigfaltiges dar, welches diese zusammenfaßt und mit einem einzigen Worte bezeichnet. Die Urtheilskraft stellt nur das Zusammengehörige zusammen: in diesem Verfahren liegt die Trennung von selbst. Die Vernunft vereinigt |
i404 nun sowohl das Zusammengestellte, als das Fallengelassene. Alle Pferde z.B. vereinigt sie im Begriff Pferd und das Getrennte (Ochsen, Esel, Insekten, Schlangen, Menschen, Häuser u.s.w.) im Begriff Nicht-Pferd. Immer tritt sie synthetisch auf.

Ihr Verfahren ist auch stets dasselbe, ob sie zahllose, oder nur wenige Objekte, oder Eigenschaften, Thätigkeiten, Verhältnisse u.s.w. derselben unter einen Begriff zu bringen hat. Nur die Sphären der Begriffe sind verschieden. Ferner: je mehr ein Begriff unter sich hat, desto leerer ist er, trotz der Fülle, und je weniger in ihm enthalten ist, desto voller ist er, trotz der Leere.

Auf diese Weise wird die ganze Erfahrung des Menschen, äußere und innere, in Begriffen reflektirt. Die Vernunft bethätigt sich dann weiter in der Verbindung der Begriffe zu Urtheilen und in der Verbindung von Urtheilen (Prämissen), um ein neues, in ihnen vertheilt liegendes

Urtheil herauszuziehen, wovon die Logik und Syllogistik handelt.

Indem wir jetzt die Vernunft auf ihrem anderen Wege begleiten, kommen wir zunächst mit ihr auf ein Gebiet, das dem Verstande ganz entzogen ist, und welches wir, nach Kant, so lange das Gebiet des inneren Sinnes nennen wollen, bis wir es näher kennen lernen. Wir haben es bereits bei der vorläufigen Besprechung der Zeit gestreift. Wir fanden dort, daß erfüllte Augenblicke verbunden werden. Wie verfährt aber die Vernunft dabei? Ihre eigene Form, die Gegenwart, wird ihr zum Problem. Sie ist sich eines Wechsels im inneren Sinn, durch das Gedächtniß, bewußt und hat doch nur die Gegenwart, die beständig wird und trotzdem immer ist. Jetzt lenkt sie immer größere Aufmerksamkeit auf den gleichsam fortrollenden Punkt der Gegenwart und läßt die Einbildungskraft die entschwindenden Punkte festhalten: so erhält sie den ersten erfüllten Uebergang von Gegenwart zu Gegenwart, d.i. den ersten erfüllten Augenblick, dann einen zweiten, dritten u.s.f. und dadurch das Bewußtsein der Succession oder den Begriff der Zeit. Der fortrollende Punkt der Gegenwart beschreibt in der Einbildungskraft gleichsam eine Linie. Die Vernunft verband Augenblick mit Augenblick, und die Einbildungskraft hielt immer nur das Verbundene fest. Diese selbst verbindet nicht, wie Kant will.

i405 Die Vernunft, die sich des ungehinderten Fortgangs ihrer Synthesis und des unaufhörlich die Gegenwart berührenden inneren Zustandes bewußt ist, verbindet auch den vergehenden Augenblick mit dem kommenden. Auf diese Weise entsteht das Urbild der Zeit: ein Punkt inmitten zweier Augenblicke, zwei verbundene Flügel.

Die von der Vernunft construirte Zeit ist also wohl zu unterscheiden von der apriorischen Form Gegenwart. Sie ist eine Verbindung *a posteriori*. Die ihr zu Grunde liegende Einheit ist der erfüllte Augenblick.

Die Synthesis der Vernunft hängt von der Zeit nicht ab. Die Vernunft verbindet im Fortrollen der Gegenwart und läßt von der Einbildungskraft das Verbundene in jede neue Gegenwart voll und ganz hinübernehmen. Deshalb ist auch die Zeit nicht Bedingung der Wahrnehmung der Objekte, die stets voll und ganz in der Gegenwart sind. Aber die Zeit ist Bedingung der Wahrnehmung der Bewegung.

Wie die Welt immer nur eine auf unseren Augen liegende gefärbte Fläche wäre, ohne den Raum, so würde sich, ohne die Zeit, jede Entwicklung unserer Erkenntniß entziehen; denn, mit Worten Kant's, ohne die Zeit wäre

> eine Verbindung contradictorisch entgegengesetzter Prädikate in einem und demselben Objekt nicht begreiflich zu machen.
>
> (Kk. 71.)

Aber es wäre ein schwerer Irrthum, anzunehmen, die Entwicklung selbst stände unter Bedingungen der Zeit: nur die Erkenntniß der Entwicklung, nicht diese selbst, ist von der Zeit abhängig.

Kant und Schopenhauer sind in Betreff der Zeit, weil sie dieselbe erstens zu einer apriorischen Form machten, dann weil sie die reale Bewegung von ihr abhängen ließen, in der seltsamsten Täuschung befangen.

Ferner läßt Kant die Zeit bald verfließen, bald still stehen:

> Das Zugleichsein ist nicht ein *modus* der Zeit selbst, als in welcher gar keine Theile zugleich, sondern alle nach einander sind.
>
> (Kk. 191.)

i406
> Die Zeit, deren Continuität man besonders durch den Ausdruck des Fließens (Verfließens) zu bezeichnen pflegt.
>
> (Kk. 181.)

Dagegen:

> Die Zeit, in der aller Wechsel der Erscheinungen gedacht werden soll, bleibt und wechselt nicht.
>
> (Kk. 190.)

An diesem letzteren Satze nimmt Schopenhauer großen Anstoß; aber setzt er die rastlose Zeit in ein besseres Licht dadurch, daß er ihr ihren Boden, die reale Succession, nimmt, mit der sie steht und fällt? Er sagt, an die letzte Stelle anknüpfend:

> Daß dies grundfalsch sei, beweist die uns allen inwohnende feste Gewißheit, daß, wenn auch alle Dinge im Himmel und auf Erden plötzlich stille ständen, doch die Zeit, davon ungestört, ihren Lauf fortsetzen würde.
>
> (*Parerga*. I. 108.)

Und warum würde sie in diesem Falle ihren Lauf fortsetzen? Doch nur, weil eben ein Ding auf Erden, das diese feste Gewißheit hat, nicht stille steht, sondern, in unaufhörlicher Bewegung begriffen, die Zeit continuirlich erfüllt.

Um in einem Bilde den Sachverhalt klarer darzulegen, ist der Punkt der Gegenwart einem Korkkügelchen zu vergleichen, das auf einem gleichmäßig sich fortbewegenden Strome schwimmt. Die Welle, die es trägt, ist der innere Zustand, eine Welle unter unzähligen anderen, die alle denselben Lauf haben. Geben wir dem Kügelchen Bewußtsein und lassen dieses hie und da schwinden, so bleibt es inzwischen nicht im Strome zurück, sondern schwimmt weiter. Geradeso der Mensch. In Ohnmachten und im Schlaf ist unser Bewußtsein total erloschen und die Zeit ruht; aber unser Inneres ruht nicht, sondern bewegt sich unaufhaltsam weiter. An unserem Stande inmitten der allgemeinen Entwicklung merken wir erst, beim Erwachen, daß eine gewisse Zeit verflossen ist und construiren sie nachträglich. Nehmen wir an, ein Individuum habe 50 Jahre ununterbrochen geschlafen und sich inzwischen naturgemäß verändert; es fühle jedoch nicht die Gebrechen des Alters, und sein Zimmer befände sich in derselben Ordnung, wie zur Zeit des Entschlafens, so wird es, erwachend, zunächst glauben, es habe nur eine Nacht geschlafen. Ein Blick durch das Fenster, ein Blick in den Spiegel ändert aber sofort seine Ansicht. An seinen greisen Haaren und |
i407 Gesichtszügen wird es »ungefähr« die Zeit berechnen können, die inzwischen verflossen ist; bessere Mittel werden es ihm auf die Minute sagen, d. h. der zurückgelegte Weg des ganzen Weltstroms bestimmt die Zeit, welche unterdessen vergangen ist.

Die Zeit steht allerdings still. Sie ist eine gedachte feste Linie, deren Stellen unverrückbar sind. Das vergangene Jahr 1789 und das zukünftige Jahr 3000 nehmen einen ganz bestimmten Platz auf ihr ein. Was aber fließt, immer fließt, rastlos fließt, das ist die Gegenwart, getragen vom Punkte der Bewegung.

Wir müssen jetzt vor Allem untersuchen, ob der Verstand, gesetzt die Vernunft trage wirklich Nichts zur Anschauung bei, mit seiner Function (Causalitätsgesetz) und seinen Formen (Raum und Zeit) allein die ganze reale Welt, wie sie vor unseren Augen liegt, herstellen kann: gemäß der Schopenhauer'schen Theorie.

Zuvörderst stoßen wir auf den ganz unverzeihlichen Mißbrauch, den Schopenhauer mit dem Causalitätsgesetz treibt. Es ist ihm »ein Mädchen für Alles«, ein Zauberpferd, auf dessen Rücken er sich zum Ritt in's Blaue schwingt, wenn im Denken die Hindernisse unüberwindlich werden.

Wir erinnern uns, daß das Causalitätsgesetz nichts weiter bezeichnet, als den Uebergang von der Sinnesempfindung zu ihrer Ursache. Es drückt also nur die causale Beziehung zwischen der Außenwelt und dem Subjekt, oder besser: dem Schopenhauer'schen »unmittelbaren Objekt«, dem Leibe, aus, und diese Einschränkung wird noch eine engere dadurch, daß der Uebergang immer von der Wirkung zur Ursache, niemals umgekehrt stattfinden kann. Hat der Intellekt zur Veränderung im Sinnesorgan die Ursache gefunden und hat er sie räumlich gestaltet, sowie in ein Verhältniß zur Zeit gebracht (ich halte mich hier noch streng im Gedankengange Schopenhauer's), so ist seine Arbeit beendigt.

Die Erkenntniß des Vorganges selbst ist kein Werk des Verstandes. Sie beruht auf dem Denken und war eine späte reife Frucht der Vernunft, denn erst Schopenhauer durfte sie pflücken.

Den obigen klaren Sachverhalt verdunkelt nun Schopenhauer zuerst, indem er dem Intellekt auch den Uebergang von der Ursache zur Wirkung zuspricht. Er sagt nämlich:

> i408 Der Verstand hat überall dieselbe einfache Form: Erkenntniß der Causalität, Uebergang von Wirkung auf Ursache und von Ursache auf Wirkung.
>
> (W. a. W. u. V. I. 24.)

Dies ist nach zwei Richtungen hin falsch. Erstens erkennt, wie ich oben sagte, der Verstand nicht den Uebergang von Wirkung auf Ursache, da dies ausschließlich Sache des Denkens ist (der Verstand erkennt so wenig seine Function, wie der Magen erkennt, daß er verdaut); zweitens ist seine Function ausschließlich Uebergang von Wirkung zu Ursache, niemals umgekehrt. Schopenhauer muthet hier dem Verstande Unmögliches zu, d.h. das Denken und erwirbt sich dadurch den schweren Vorwurf, den er Kant gemacht hat, nämlich das Denken in die Anschauung gebracht zu haben.

Bei dieser Verdunkelung bleibt er indessen nicht stehen; sie ist ihm nicht intensiv genug, es muß eine totale Finsterniß eintreten. Er sagt:

> Die Leistung des Verstandes besteht im unmittelbaren Auffassen der causalen Verhältnisse, zuerst zwischen dem eigenen Leibe und den anderen Körpern; dann zwischen diesen objektiv angeschauten Körpern unter einander.
>
> (4fache W. 72.)

Dies ist grundfalsch, und dem einfachen apriorischen Causalitätsgesetz wird die denkbar größte Gewalt angethan, um es den Zwecken Schopenhauer's dienstbar zu machen. Es bedarf keines besonderen Scharfsinns, um die Motive, welche ihn dabei leiteten, einzusehen; denn es ist klar, daß nur dann auf dem Verstande allein die Erkenntniß der objektiven Welt beruht und man der Hülfe der Vernunft nicht bedarf, wenn der Verstand das ganze causale Netz, in welchem die Welt hängt, »unmittelbar auffaßt.« Ist Letzteres nicht möglich, so muß die Vernunft in Anspruch genommen werden. Hierdurch aber käme (wie Schopenhauer völlig grundlos annimmt), das Denken in die Anschauung und außerdem würde die Causalität nicht durch und durch apriorisch sein, sondern nur das causale Verhältniß zwischen dem eigenen Leibe und den anderen Körpern wäre apriorisch, was die Grundlinien des Schopenhauer'schen Systems ausgewischt hätte.

Es wird Jeder einsehen, daß Schopenhauer auch hier thatsächlich das Denken in die Anschauung gebracht hat. Der Verstand geht nur von der Wirkung im Sinnesorgan auf die Ursache. |

i409 Er führt diesen Uebergang ohne Hülfe der Vernunft aus, denn er ist seine Function. Aber erkannt wird dieser Uebergang nur durch Denken, d.h. durch die Vernunft. Dieselbe erkennt ferner den Uebergang von der Ursache zur Wirkung im Sinnesorgan und schließlich erkennt sie den Leib als ein Objekt unter Objekten und gewinnt erst hierdurch die Erkenntniß vom causalen Verhältniß zwischen den Körpern unter einander.

Hieraus erhellt, daß die Causalität, welche das ursächliche Verhältniß zwischen Objekt und Objekt ausdrückt, nicht identisch ist mit dem Causalitätsgesetz. Jene ist ein weiterer Begriff, der das Gesetz als engeren unter sich hat. Die Causalität im Kant'schen Sinne, welche ich allgemeine Causalität genannt habe, ist also nicht zu verwechseln mit dem Schopenhauer'schen Causalitätsgesetz. Dieses drückt nur die Beziehung eines bestimmten Objekts (meines Leibes) zu den anderen Körpern aus, welche in mir Veränderungen bewirken, und zwar, wie ich wiederholt betonen muß: die einseitige Beziehung der Wirkung auf die Ursache.

Der Beweis für die Apriorität der Causalität, welcher Kant total mißlungen ist, wie Schopenhauer glänzend ausführte, ist demnach auch nicht von Schopenhauer erbracht worden, da das Causalitätsgesetz zwar vor aller Erfahrung in uns liegt, aber die Causalität nicht deckt. Indessen thut Schopenhauer, als ob er die Apriorität der Causalität wirklich bewiesen habe; ferner, als ob der Verstand sämmtliche causalen Verhältnisse unmittelbar auffasse. Das Letztere ist, wie wir gesehen haben, eine Erschleichung, indem diese Verhältnisse nur durch das Denken erkannt werden können und der Verstand nicht denken kann.

Wenn wir also im Nachfolgenden Schopenhauer von der Causalität, die ich weiter unten nochmals berühren werde, reden hören, so wissen wir erstens, daß sie nicht identisch mit dem Causalitätsgesetz ist, und zweitens, daß dessen Apriorität ihr nicht den gleichen Charakter geben kann. Sie ist eine Verknüpfung *a posteriori*.

Nach dieser Vorerörterung wende ich mich zu unserer eigentlichen Untersuchung zurück, ob wirklich die Formen Raum und Zeit ausreichend sind, um die anschauliche Welt hervorzubringen.

i410 Von der Zeit können wir absehen; denn sie ist, wie ich gezeigt habe, keine Anschauungsform, sondern eine Verbindung *a posteriori* der Vernunft. Gesetzt übrigens, sie sei Anschauungsform, so ist einleuchtend, daß sie nur das fertige Objekt in ein Verhältniß zu sich bringen könnte, indem sie seinen Zuständen eine Dauer giebt. Zum Ueberfluß erinnere ich an Kant's treffenden Ausspruch:

> Die Zeit kann keine Bestimmung äußerer Erscheinungen sein; sie gehört weder zu einer Gestalt noch Lage.

Es verbleibt mithin bloß der Raum und er giebt allerdings dem Objekt Gestalt und Lage, indem er genau die Kraftsphäre begrenzt und ihren Ort bestimmt. Ist aber das Objekt fertig, wenn ich seinen bloßen Umriß habe, wenn ich weiß, daß es sich nach Länge, Breite und Tiefe so und so weit erstreckt? Gewiß nicht! Die Hauptsache: seine Farbe, Härte, Glätte oder Rauhigkeit etc. kurz, die Summe seiner Wirksamkeiten, der der Raum doch nur die Grenze setzen kann, kann durch den Raum allein nicht bestimmt werden.

Es ist uns im Gedächtniß, wie Kant sich mit diesen Wirkungsarten der Körper auseinander gesetzt hat. In der transscendentalen Aesthetik fertigte er sie verächtlich, als bloße Sinnesempfindungen, ab, die auf keinem transscendentalen Grunde in der Sinnlichkeit beruhten, und in der Analytik brachte er sie mit Hängen und Würgen unter die Kategorien der Qualität, nach der Regel der Anticipationen der Wahrnehmung, wofür er den wunderlichen Beweis lieferte.

Schopenhauer behandelte sie mit noch größerer Härte. In seinen ersten Schriften nennt er sie die spezifischen Sinnesempfindungen, auch die besondere und speziell bestimmte Wirkungsart der Körper, von der er aber sofort wieder abspringt, um zur bloßen abstrakten Wirksamkeit überhaupt zu gelangen. Erst in seinen späteren Abhandlungen tritt er der Sache näher. Er sagt: W. a. W. u. V. II. 23:

> Verleihen die Nerven der Sinnesorgane den erscheinenden Objekten Farbe, Klang, Geschmack, Geruch, Temperatur etc., so verleiht das Gehirn denselben Ausdehnung, Form, Undurchdringlichkeit, Beweglichkeit etc. Kurz Alles, was erst mittelst Zeit, Raum und Causalität vorstellbar ist; – –

i411 ferner *Parerga* I. 93:

> Ich habe es geradezu ausgesprochen, daß jene Formen (Raum, Zeit und Causalität) der Antheil des Gehirns an der Anschauung sind, wie die spezifischen Sinnesempfindungen der der respektiven Sinnesorgane.
>
> Wie unser Auge es ist, welches Grün, Roth und Blau hervorbringt; so ist es unser Gehirn, welches Zeit, Raum und Causalität (deren objektivirtes Abstraktum die Materie ist) hervorbringt. Meine Anschauung eines Körpers ist das Produkt meiner Sinnen- und Gehirn-Function mit *x*.

Jeden Freund der Schopenhauer'schen Philosophie werden diese Sätze mit Unwillen erfüllen; denn durch sie erhält die Intellektualität der Anschauung eine tödtliche Wunde. Wie wir wissen, läßt er ursprünglich die Funktion der Sinne nur darin bestehen, dem Verstande den ärmlichen Stoff zur Anschauung zu liefern; die Sinne sind »Handlanger des Verstandes« und in dem, was sie ihm darreichen, liegt nie »etwas Objektives.« Eben deshalb ist unsere Anschauung durch und durch intellektual, nicht sensual. Wie ändert sich aber mit einem Mal der Vorgang, wenn wir obige Stellen berücksichtigen! Jetzt schaut theils der Verstand, theils schauen die Sinnesorgane an: die Anschauung ist also theils sensual, theils intellektual, und die reine Intellektualität der Anschauung ist unwiederbringlich verloren. (Um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerke ich, daß, nach meiner Erkenntnißtheorie, die Anschauung nicht intellektual, sondern spiritual: ein Werk des ganzen Geistes ist. Das Verdienst Schopenhauer's liegt darin, daß er den Sinnen die Fähigkeit, anzuschauen, in der 4fachen Wurzel, absprach.)

Warum verfiel nun Schopenhauer in diesen bedauerlichen Widerspruch mit sich selbst? Offenbar weil er so wenig, wie Kant, eine Verstandesform finden konnte, auf welche die in Rede stehenden besonderen Wirkungsarten der Körper sämmtlich zurückzuführen sind.

Hier haben er und Kant eine große Lücke in der Erkenntnißtheorie gelassen, die mir auszufüllen vergönnt gewesen ist. Die Form nämlich, welche der Verstand zu Hülfe nimmt, ist die Materie.

Auch sie haben wir uns als einen Punkt zu denken mit der Fähigkeit, die spezielle Wirkungsart eines Körpers (die Summe seiner Wirkungen) zu objektiviren. Ohne diese apriorische Form des |
i412 Verstandes wäre die Anschauung unmöglich. Selbst der Raum würde ohne sie unnütz in uns liegen, da er ja nur einer bestimmten Wirksamkeit die Grenzen setzen kann. So wenig das umgekehrte Bildchen eines Hauses z. B. auf unserer Netzhaut, ohne das Causalitätsgesetz und den Raum, je zu einem aufrecht stehenden Objekt werden könnte, so wenig könnte die im Sinnesorgan erzeugte blaue Farbe z. B. je auf ein Objekt übertragen werden, ohne den Verstand und seine zweite Form Materie. Die Materie ist also die Bedingung der Wahrnehmung von Objekten und als solche apriorisch.

Und jetzt muß ich ein ganzes Gewebe von Widersprüchen aufweisen, in welches sich Schopenhauer in Betreff der Materie verwickelt hat. Die Materie ist das schwere Philosophen-Kreuz gewesen, das er während seines langen Lebens tragen mußte, und an ihr zerrieb sich seine bedeutende Denkkraft zu Zeiten so vollständig, daß Wortverbindungen entstanden, bei denen sich schlechterdings Nichts denken läßt. Schon oben ist uns eine solche begegnet. Dort war die Materie

> »das objektivste Abstraktum von Raum, Zeit und Causalität«

was lebhaft an die Hegel'sche »Idee in ihrem Anderssein« erinnert.

Schopenhauer auf seinem vielfach verschlungenen Irrgang begleitend, finden wir zunächst mannigfache Erklärungen der Materie auf subjektivem Boden. Die Hauptstellen sind folgende:

1) Raum und Zeit werden nicht bloß jedes für sich von der Materie vorausgesetzt; sondern eine Vereinigung beider macht ihr Wesen aus.
(W. a. W. u. V. I. 10.)

2) Nur als erfüllt sind Raum und Zeit wahrnehmbar. Ihre Wahrnehmbarkeit ist die Materie.
(4ache W. 28.)

3) Die Materie offenbart ihren Ursprung aus der Zeit an der Qualität (Accidenz) ohne die sie nie erscheint, und welche schlechthin immer Causalität, Wirken auf andere Materie, also Veränderung (ein Zeitbegriff) ist.
(W. a. W. u. V. I. 12.)

4) Die Form ist durch den Raum, und die Qualität oder Wirksamkeit, durch die Causalität bedingt.
(W. a. W. u. V. II. 351.)

i413 5) Unter dem Begriff der Materie denken wir das, was von den Körpern noch übrig bleibt, wenn wir sie von ihrer Form und allen ihren specifischen Qualitäten entkleiden, welches eben deshalb in allen Körpern ganz gleich, Eins und dasselbe sein muß. Jene von uns aufgehobenen Formen und Qualitäten nun aber sind nichts anderes, als die besondere und speciell bestimmte Wirkungsart der Körper. Daher ist, wenn wir davon absehen, das dann noch Uebrigbleibende die bloße Wirksamkeit überhaupt, das reine Wirken als solches, die Causalität (!) selbst, objektiv gedacht, also der Wiederschein unseres eigenen Verstandes, das nach außen projicirte Bild seiner alleinigen Function (!), und die Materie ist durch und durch lautere Causalität. Daher eben läßt sich die reine Materie nicht anschauen, sondern bloß denken: sie ist ein zu jeder Realität als ihre Grundlage Hinzugedachtes.
(4fache W. 77.)

6) Wirklich denken wir unter reiner Materie das bloße Wirken *in abstracto*, also die reine Causalität selbst: und als solche ist sie nicht Gegenstand, sondern Bedingung der Erfahrung, eben wie Raum und Zeit. Dies ist der Grund, warum die Materie, auf der Tafel unserer reinen Grunderkenntnisse *a priori* die Stelle der Causalität hat einnehmen können, und neben Zeit und Raum als das dritte rein Formelle und daher unserem Intellekt Anhängende figurirt.
(W. a. W. u. V. II. 53.)

Ich werde mich nicht damit aufhalten, nochmals den Mißbrauch zu beleuchten, den

Schopenhauer wieder in der einen Stelle mit der Causalität treibt, welche ganz gewiß nicht die Function des Verstandes ist; aber protestiren muß ich gegen die neue Behauptung, die Causalität sei mit der Wirksamkeit identisch. So wenig ein allgemeines Naturgesetz identisch ist mit der Kraft, die dem Gesetze gemäß wirkt, so wenig ist die Causalität und die Wirksamkeit Eines und Dasselbe. Die Causalität besagt nur: Jede Veränderung in der Natur muß eine Ursache haben. Was hat nun dieses formale Gesetz mit der Wirksamkeit an und für sich zu thun? Die Wirksamkeit eines Körpers ist seine Kraft und diese hat Schopenhauer auf den Willen zurückgeführt, mit dem sie identisch ist. Er möchte zwei total verschiedene Begriffe verschmelzen, das Formale mit dem |
i414 Materialen vermengen, um im Trüben fischen zu können, welches Verfahren aber nicht geduldet werden kann. Dies nebenbei.

Die Materie ist nun Obigem zufolge erstens Vereinigung von Raum und Zeit. Was soll das heißen? Raum und Zeit sind, nach Schopenhauer, einfache Formen unseres Erkenntnißvermögens, denen ein Inhalt gegeben werden muß, wenn sie überhaupt etwas sein sollen. Sehr ungeschickt drückt Schopenhauer dieses Letztere in der zweiten Stelle mit den Worten aus: die Materie ist die Wahrnehmbarkeit von Raum und Zeit; denn er hat doch offenbar sagen wollen: durch die Materie werden Raum und Zeit wahrnehmbar. Beide Sätze sind aber durchaus verschieden; denn im ersteren wird etwas über das Wesen der Materie ausgesagt, während im zweiten die Wahrnehmbarkeit des Raumes und der Zeit von der Materie abhängig gemacht wird, deren Wesen dabei ganz unberührt bleibt.

Die bloße Vereinigung zweier reinen leeren Anschauungen soll nun die Materie sein! Wie war es möglich, daß ein eminenter Kopf so etwas hinschreiben konnte. Selbst die extravagante Phantasie der alten aegyptischen Priester und Zarathustra's hat dem Raume und der Zeit ähnliche Zeugungskraft nicht zugemuthet.

In der 3ten und 4ten Stelle wird bestimmt, daß die Materie nie ohne Qualität auftrete und der Raum ihre Form bedinge. Aber in der 5ten Stelle sollen wir unter dem Begriff der Materie gerade das Gegentheil denken, nämlich das, was von den Körpern übrig bleibt, wenn wir sie ihrer Form und Qualität entkleidet haben! Ferner wird die Materie ohne Weiteres von Raum und Zeit getrennt, in deren Vereinigung sie doch ihr Wesen haben sollte, und ihr Wesen identisch mit der Causalität allein gesetzt, mit der bloßen Wirksamkeit überhaupt, dem reinen Wirken als solchem.

Dann wird plötzlich ihr Wesen nicht mehr in Raum, Zeit und Causalität gesucht, sondern gar in die Vernunft gesetzt. Die Materie wird eine Kant'sche Kategorie, ein reiner Begriff *a priori*, etwas, das wir als Grundlage zu jeder Realität hinzudenken.

In der 6ten Stelle schließlich läßt sie Schopenhauer nur mit einem Fuße in der Vernunft, mit dem anderen muß sie wieder in den Verstand, um, neben Zeit und Raum, als das dritte rein Formelle, unserem Intellekt Anhängende, zu figuriren. Im Intellekt ist nun allerdings ihr einziger rechtmäßiger und angestammter Sitz, |
i415 aber nicht weil sie identisch mit der Causalität ist, sondern weil ohne sie eine Wirksamkeit gar nicht objektivirt werden könnte.

Auch hat ihr Schopenhauer im Ernste den Platz nicht angewiesen, wie wir gleich sehen werden. Er verjagt sie bald wieder, aber nicht um ihr irgendwo eine bleibende Stätte zu geben, sondern um sie zu einem zweiten »ewigen Juden« zu machen. Nur einmal noch hat er eine Anwandlung, sie im Intellekt unterzubringen. Er nennt sie

die Sichtbarkeit des Willens,

welcher identisch ist mit dem Kant'schen Ding an sich. Indessen springt er auch von dieser Erklärung wieder ab, die jedenfalls eine verfehlte ist, schon deshalb verfehlt, weil ein Blinder hiernach nicht zur Vorstellung materieller Dinge gelangen könnte.

Im Subjekt – das haben wir gesehen – ist für die Materie kein Platz mehr. Vielleicht findet sich eine Unterkunft im Objekt.

Dies ist jedoch, sieht man näher zu, nicht möglich; denn Schopenhauer sagt:

mit einem auf irgend eine Weise bestimmten Objekt ist auch sofort das Subjekt als auf eben solche Weise erkennend gesetzt. Insofern ist es einerlei, ob ich sage: die Objekte haben solche und solche ihnen anhängende und eigenthümliche Bestimmungen; oder: das Subjekt erkennt auf solche und

solche Weisen.

(4 fache W. 135.)

Ist demnach die Materie keine Anschauungsform, so kann sie sich auch im Objekt nicht zeigen. Trotzdem macht Schopenhauer das Unmögliche, durch einen Gewaltstreich, möglich. Die Materie, die er nicht los werden kann, die ihn unaufhörlich quält und ihm dabei entschieden imponirt, muß doch, da sie im Intellekt keine Wohnung finden kann und Schopenhauer einstweilen noch nicht wagt, sie auf den Thron des Dinges an sich zu setzen, auf irgend eine Weise untergebracht werden. Er spaltet deshalb die Welt als Vorstellung und giebt ihr zwei Kugelpole, nämlich:

das erkennende Subjekt schlechthin, ohne die Formen seines Erkennens, und dann die rohe Materie, ohne Form und Qualität.

(W. a. W. u. V. II. 18.)

Hierdurch aber hatte er sich in das Fahrwasser des Materialismus begeben und das Ziel seiner Fahrt ist, schon von hier aus, |
i416 erkennbar. Man lese das ganze erste Capitel des gedachten Bandes, worin auch die bedenkliche Stelle vorkommt:

Es ist ebenso wahr, daß das Erkennende ein Produkt der Materie sei, als daß die Materie eine bloße Vorstellung des Erkennenden sei,

und man wird das Folgende ahnen.

Und, in der That, es geht rasend schnell abwärts. Auch auf dem Kugelpol der Welt als Vorstellung gefällt ihm die Materie nicht lange. Er scheucht sie von dieser Stelle auf und legt sie zwischen die Welt als Vorstellung, deren einer Kugelpol sie vorher war, und den Willen, d. h. zwischen die Erscheinung und das Erscheinende, das Ding an sich, welche eine »tiefe Kluft, ein radikaler Unterschied« trennt. Sie wird das Band der Welt als Wille mit der Welt als Vorstellung (W. a. W. u. V. II. 349).

Jetzt sind nur noch zwei Schritte möglich, und Schopenhauer macht sie beide. Er erklärt die Materie zuerst für *quasi*-identisch mit dem Willen, dann verdrängt er den Willen ganz durch die Materie.

Daß die Materie für sich nicht angeschaut oder vorgestellt werden kann, beruht darauf, daß sie an sich selbst und als das reine Substanzielle der Körper eigentlich der Wille selbst ist.

(W. a. W. u. V. II. 351.)

und:

Wollen die Herren absolut ein Absolutum haben, so will ich ihnen eines in die Hand geben, welches allen Anforderungen an ein solches viel besser genügt, als ihre erfaselten Nebelgestalten: es ist die Materie. Sie ist unentstanden und unvergänglich, also wirklich unabhängig und *quod per se est et per se concipitur*: aus ihrem Schooß geht Alles hervor und Alles in ihn zurück.

(W. a. W. u. V. I. 574.)

Ich bin zu Ende. Gäbe es in der Philosophie außer Subjekt, Objekt und Ding an sich noch etwas, so würde Schopenhauer die Materie hineingebracht haben. Er beginnt im Subjekt mit Raum und Zeit; dann setzt er die Materie in die Zeit und Causalität; dann in den Raum und die Causalität; dann in die Causalität allein; dann setzt er sie halb in den Intellekt, halb in die Vernunft; dann ganz in die Vernunft; dann ganz |
i417 ist den Intellekt; dann, als Correlat des Intellekts, auf den diesem entgegensetzten Pol der Welt als Vorstellung, dann zwischen Welt als Vorstellung und Welt als Wille; dann macht er sie mit dem Willen *quasi*-identisch; schließlich hebt er sie allein auf den Thron des Dinges an sich.

Bei keiner Ansicht ist Schopenhauer geblieben; er wechselt oft und huldigt zuweilen mehreren Ansichten in einem Capitel. Deshalb ist die Materie ein unstät und flüchtig wanderndes Gespenst in seinen Werken, welches immer verschwindet, wann man es erfaßt zu haben glaubt, und in neuer Form auftritt. In seinen letzten Jahren scheint Schopenhauer indessen bei der Erklärung: die Materie sei die Sichtbarkeit des Willens stehen geblieben zu sein. Ich habe bereits gezeigt, wie unstatthaft diese Einschränkung der Materie auf solche Willensobjektivirungen ist, welche auf dem Gesichtssinn beruhen. Vollends bedenklich aber ist, wie er die Sichtbarkeit einführt. Man sollte meinen, daß die Materie, als

Sichtbarkeit des Willens, ganz in das Subjekt fallen müsse. Doch nein! Sie ist

> die Sichtbarkeit des Willens, oder das Band der Welt als Wille mit der Welt als Vorstellung.

Sie fällt also entweder gar nicht in's Subjekt, oder steht mit einem Fuße im Subjekt und mit dem anderen im Dinge an sich. Und hier liegt auch der Quell aller falschen Ansichten Schopenhauer's von der Materie. Er konnte sich, so viele Anläufe er auch dazu nahm, nie entschließen, die Materie voll und ganz, als eine Verstandesform, in das Subjekt zu legen. Weil er die Materie nicht vom Willen trennen konnte, sondern beide, im Grunde seines Denkens, vom erkennenden Subjekt unabhängig machte, verdunkeln und verzerren sie sich gegenseitig, und besonders vom Willen gewinnt man nie ein durchaus klares Bild. Man lese das 24te Capitel des 2ten Bandes der W. a. W. u. V. und man wird mir zustimmen. Ich kenne keine widerspruchsvollere Schrift. Die meisten von mir angeführten Erklärungen spiegeln sich darin ab und die Verwirrung ist unbeschreiblich. Er spricht offen darin aus,

> daß die Materie nicht so gänzlich und in jeder Hinsicht dem formalen Theil unserer Erkenntniß angehört, wie Raum und Zeit, sondern zugleich ein nur *a posteriori* gegebenes Element enthält.

i418 In diesem Capitel sagt er auch, daß die Materie eigentlich (!) der Wille selbst sei. Wie lichtvoll würde seine Philosophie geworden sein, wenn er das einzig Richtige gethan, nämlich Materie und Willen total von einander getrennt, jene in unseren Kopf, diesen außerhalb unseres Kopfes gesetzt hätte.

Kant ist, in Betreff der Materie, frei von Inconsequenzen. Ist die Materie bei ihm auch keine Form der Sinnlichkeit, wie Raum und Zeit, so liegt sie doch ganz im Subjekt. Einige schönen Stellen aus der I. Auflage der Kritik will ich anführen:

> Die Materie ist gar kein Ding an sich selbst, sondern nur eine Art Vorstellung in uns.
>
> (668.)
>
> Die Materie ist nichts Anderes, als eine bloße Form, oder eine gewisse Vorstellungsart eines unbekannten Gegenstands, durch diejenige Anschauung, welche man den äußeren Sinn nennt.
>
> (685.)
>
> Es mag wohl etwas außer uns sein, dem diese Erscheinung, welche wir Materie nennen, correspondirt; aber in derselben Qualität als Erscheinung ist es nicht außer uns, sondern lediglich als ein Gedanke in uns, obwohl dieser Gedanke durch genannten Sinn es als außer uns befindlich vorstellt.
>
> (685.)
>
> Alle Schwierigkeiten, welche die Verbindung der denkenden Natur mit der Materie treffen, entspringen ohne Ausnahme lediglich aus jener erschlichenen dualistischen Vorstellung: daß Materie als solche nicht Erscheinung, d.i. bloße Vorstellung des Gemüths, der ein unbekannter Gegenstand entspricht, sondern der Gegenstand an sich selbst sei, so wie er außer uns und unabhängig von aller Sinnlichkeit existirt.
>
> (689.)

Trotz dieser bestimmten Erklärung, daß die Materie in uns liege, konnte sich Kant nicht dazu verstehen, sie zu einer Form der Sinnlichkeit, wie Raum und Zeit, zu machen. Die Gründe liegen zu Tage. Erstens mußten die Formen der Sinnlichkeit reine Anschauungen sein. Dieses Gepräge kann man aber schlechterdings der Materie nicht geben. Zweitens hätten dadurch die »bloßen Empfindungen« einen transscendentalen Grund bekommen, d.h. sie würden

> nothwendige Bedingungen geworden sein, unter welcher die Gegen|stände
> i419 allein für uns Objekte der Sinne werden können. Sie sind aber nur als zufällig beigefügte Wirkungen der besonderen Organisation mit der Erscheinung verbunden.
>
> (Kk. 68.)

Dies ist jedoch falsch. Es ist dasselbe, als ob ich sagen wollte: weil es Mißgeburten und Wahnsinnige giebt, kann die Idee des Menschen nicht festgestellt werden. Betrachten wir zuerst die Farben. Alle Menschen mit normaler Organisation des Auges werden einen rothen, grünen, blauen Gegenstand als roth, grün, blau bezeichnen. Daß es Einzelne giebt, welche gewisse Farben nicht von einander unterscheiden können, ja deren Retina überhaupt nicht die Fähigkeit hat, sich qualitativ zu theilen, ist von gar keiner Bedeutung; denn auf irgend eine Weise muß die Oberfläche eines Körpers immer einen Eindruck hervorbringen.

Bleiben wir bei einem Menschen stehen, welcher wirklich Alles farblos sieht, so hat doch seine Retina wenigstens die Fähigkeit, sich intensiv zu theilen, d. h. er wird Hell und Dunkel und die Abstufungen zwischen beiden Extremen unterscheiden. Ein Objekt, das einem normal organisirten Menschen gelb erscheint, wird für ihn hell, ein blaues dunkler als das gelbe sein u.s.w., immer aber wird er Eindrücke haben, denen gemäß er dem Objekte bestimmte Eigenschaften zuschreibt, und dasselbe Objekt wird ihm nothwendig, bei gleicher Beleuchtung, mit derselben Oberfläche immer erscheinen. Nicht darum handelt es sich, daß Alle von einem farbigen Objekt dieselbe Vorstellung haben, sondern darum, daß sie die Oberfläche überhaupt wahrnehmen können, daß sie ihnen sichtbar wird, kurz daß der Gegenstand materiell für sie wird. Dies kann er aber nur dann werden, wenn der Verstand außer dem Raume – dieser giebt nur den Umriß – noch eine zweite Form, die Materie, zu Hülfe nehmen kann. Jetzt erst ist das Objekt fertig, d. h. seine ganze Wirksamkeit, so weit sie Eindrücke auf den Gesichtssinn macht, ist objektivirt.

Gehen wir zum Tastsinn über, so kommt es ebenfalls nur darauf an, daß ich einen bestimmten Eindruck vom Gegenstand erhalte. Der Eine wird vielleicht hart nennen, was ich weich finde; aber daß ich überhaupt den Gegenstand hart, der Andere ihn weich findet, das beruht auf der Verstandesform Materie, ohne welche der bestimmte Eindruck im Sinne niemals auf das Objekt übertragen werden könnte.

i420 Dasselbe gilt vom Gehörs-, Geruchs- und Geschmackssinn. Wenn diese Sinne einen bestimmten Eindruck empfangen, so kann ihn das Subjekt nur vermittelst der Materie (resp. der Substanz, von der ich später reden werde) auf ein Objekt übertragen. Es ist hierbei ganz gleichgültig, ob mir z. B. ein Wein schmeckt, der einen Weinkenner anwidert.

Allgemein ausgedrückt, ist also die Materie diejenige Verstandesform, welche die besondere und speziell bestimmte Wirkungsart eines Körpers objektivirt. Ohne sie wäre uns die Außenwelt, trotz Sinne, Causalitätsgesetz und Raum, immer verschlossen. Alle Wirksamkeiten, alle Kräfte müssen erst materiell (substanziell) werden, ehe sie für uns irgend etwas sind. Schopenhauer hat Recht, daß die Materie der Träger der Kräfte und für unsere Erkenntniß das Vehikel der Qualitäten und Naturkräfte ist, aber wohlverstanden: sie ist im Kopf, die Kraft bleibt draußen und unabhängig vom Kopfe. Jede Kraft ist für unsere Erkenntniß Stoff, und im Objekt sind beide nicht von einander zu trennen. Aber die Kraft ist, unabhängig vom Subjekt, nicht Stoff: sie ist nur Kraft, oder der genialen Lehre Schopenhauer's gemäß, nur Wille.

Hier sei bemerkt, daß der vortreffliche Locke sich auf dem richtigen Wege zur Wahrheit befand, aber, sie in der Ferne erblickend, gleichsam betäubt wurde. Anstatt nämlich die von ihm so scharfsinnig vom Dinge an sich abgetrennten sekundären Eigenschaften im Begriff Materie zusammenzufassen und das Ding an sich als reine Kraft zu bestimmen, ließ er sie als bloße Sinnesempfindungen herumirren und machte die Materie zum Dinge an sich. Er stellte die Sache auf den Kopf.

Es ist hier der richtige Ort, ein Verdienst Schopenhauer's hervorzuheben, was ich um so lieber thue, als dadurch am besten der peinliche Eindruck verwischt wird, den sein fruchtloser Kampf mit der Materie auf uns machen mußte: nämlich die wahre Theorie der Farbe geliefert zu haben. Er that es in seiner vortrefflichen Schrift: »Ueber das Sehn und die Farben«, die ich zu dem Bedeutendsten zähle, was je geschrieben worden ist.

Goethe hatte sein wohlbegründetes Urphänomen, nämlich die Thatsache, daß die Farben nicht im weißen Lichte enthalten (Newton'sche |
i421 Theorie), sondern das Produkt von Licht und Finsterniß, etwas Schattenhaftes sind, dem Philosophen zur weiteren Untersuchung vermacht. Schopenhauer nahm das schöne Vermächtniß an und gab dem Goethe'schen Werke die ausreichendste Ergänzung, indem er nachwies, daß die zur Hervorbringung der Farbe nothwendige Trübe auf subjektivem Boden entsteht, nämlich vom Auge selbst erzeugt wird. Ihr entspricht ein objektives σκιερον, das ich berühren werde.

Es kann nicht meine Absicht sein, hier einen Auszug aus der schönen Abhandlung zu

geben. Nur ihre Hauptgesichtspunkte muß ich hervorheben und einen großen Fehler aus ihr entfernen.

Schopenhauer geht von der dem Auge eigenthümlichen Reaction auf äußeren Reiz aus, welche er Thätigkeit der Retina nennt. Das die volle Einwirkung des Lichts empfangende Auge äußert die volle Thätigkeit der Retina. In der Finsterniß ist die Retina unthätig. Die volle Thätigkeit der Retina kann aber gradweise vermindert werden, und nennt Schopenhauer die Möglichkeit solcher Grade überhaupt (zwischen weiß und grau einerseits, grau und schwarz andererseits) die intensive Theilbarkeit der Thätigkeit der Retina. Neben dieser geht die extensive Theilbarkeit, da die Retina ein ausgedehntes Organ ist und die verschiedenartigsten Eindrücke neben einander empfangen kann.

Von diesen beiden Arten ist eine dritte, die qualitative Theilbarkeit, *toto genere* verschieden, und auf ihr beruhen die Farben. Es kann nämlich ein bestimmter Reiz derartig auf die Retina wirken, daß ihre volle Thätigkeit in zwei Hälften auseinander tritt, von denen nur eine activ ist, während die andere ruht. Die Ruhe des einen Theils ist nun das von Goethe geforderte σκιερον und die aktive Hälfte bringt die Farbe hervor. Je näher diese Hälfte der vollen Thätigkeit der Retina kommt, d. h. je größer sie ist, desto heller, dem Weißen näher, wird die Farbe sein, und je kleiner sie ist, desto dunkler, dem Schwarzen näher, wird die Farbe sein.

Schopenhauer erläutert seine Theorie an den physiologischen Farben vollkommen überzeugend. Die Retina hat den Trieb, ihre Thätigkeit stets ganz zu äußern; deshalb wird, wenn irgend einer der in Rede stehenden Reize aufhört, die zur Ruhe verurtheilte Hälfte von selbst in Thätigkeit übergehen und das sogenannte Spectrum erzeugen. Beide, die erste Farbe und das Spectrum, |
i422 als die getrennten qualitativen Hälften der vollen Thätigkeit der Retina, sind, zusammengenommen, dieser gleich und in diesem Sinne ist jede das Complement der anderen. Gelb fordert Violett, Orange Blau, Roth Grün. Diese 6 Farben sind

> feste und ausgezeichnete Punkte im sonst völlig stetigen und unendlich nüancirten Farbenkreise.

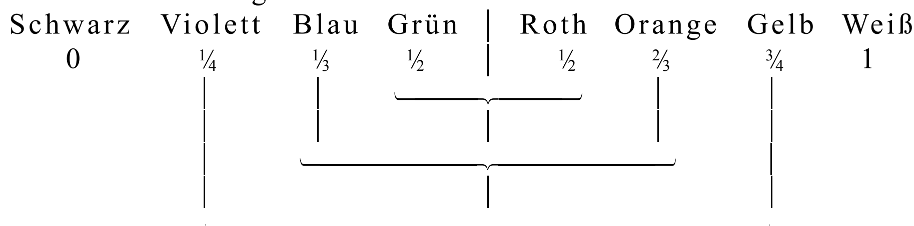
Wie ihnen, so wird jeder Farbennüance

> nach ihrer Erscheinung, ihr im Auge zurückgebliebenes Complement zur vollen Thätigkeit der Retina, als physiologisches Spectrum nachfolgen.

Den Unterschied zwischen intensiver und qualitativer Theilbarkeit der Thätigkeit der Retina vergleicht Schopenhauer sehr treffend mit dem zwischen mechanischer Mengung und chemischer Vereinigung. Er sagt:

> In Folge des Unterschiedes zwischen bloß intensiver und qualitativer Thätigkeit der Retina können wir ganz füglich den Halbschatten und das Grau gleichnißweise eine bloß mechanische, wenngleich unendlich feine Mengung des Lichts mit der Finsterniß nennen; hingegen die, in der qualitativ partiellen Thätigkeit der Retina bestehende Farbe, als eine chemische Vereinigung und innige Durchdringung des Lichts und der Finsterniß ansehen: denn beide neutralisiren hier gleichsam einander und indem jedes seine eigene Natur aufgiebt, entsteht ein neues Produkt, das mit jenen beiden nur noch entfernte Aehnlichkeit, dagegen hervorstechenden, eigenen Charakter hat.
> (Seite 38.)

Nimmt man nun die volle Thätigkeit der Retina = 1 (weiß), so muß jede aktive Hälfte der qualitativ getheilten Thätigkeit ein Bruchtheil von 1 sein. Schopenhauer bestimmt diese Brüche und stellt folgendes Schema auf:



Roth und Grün theilen hiernach die volle Thätigkeit der Retina ganz gleichmäßig, Orange ist ⅔ und sein Complement Blau ⅓, |
i423 Gelb ist ¾ und sein Complement Violett ¼ der vollen Thätigkeit. Jedes der drei Farbenpaare

bildet 1: die volle Thätigkeit der Retina.

> Diese Verhältnisse lassen sich freilich vor der Hand nicht beweisen und müssen insofern sich gefallen lassen hypothetisch zu heißen: allein aus der Anschauung erhalten sie eine so entschiedene, unmittelbare Bewährung und Ueberzeugungskraft, daß schwerlich Jemand sie im Ernst und aufrichtig ableugnen wird.

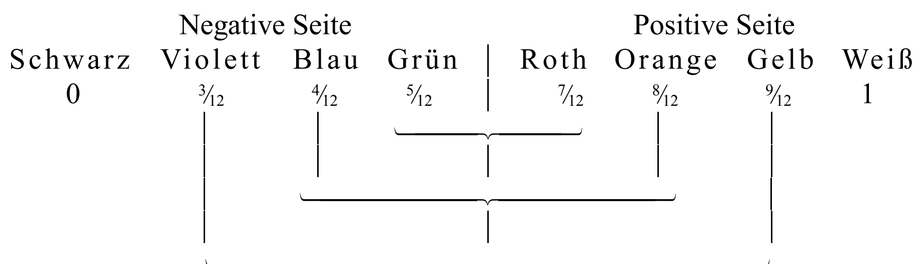
(30.)

Ich muß dies jedoch in Betreff von Grün und Roth ganz entschieden thun; die beiden anderen Farbenpaare lasse ich unangetastet.

Es wird Jedem sofort einleuchten, daß zwei so durch und durch verschiedene Farben, wie Roth und Grün, nicht gleiche Hälften der Thätigkeit der Retina sein können. Abgesehen davon, daß Grün viel dunkler als Roth ist, weshalb es Goethe, wie auch selbst Schopenhauer, auf die negative Farbenseite mit Blau und Violett stellt, so ist es schlechterdings undenkbar, daß genau dieselbe Veränderung im Sinnesorgan das eine Mal Roth, das andere Mal Grün hervorbringen soll. Wäre es nicht geradezu ein Wunder, daß ich z. B. einen Gegenstand, dessen Reiz in mir die rothe Farbe erweckt, jahraus, jahrein immer roth sehe, nie grün, während er doch, wie ein grüner, genau dieselbe Veränderung in der Retina bewirkt? Wie kommt es, angenommen die angeführten Brüche seien richtig, daß Roth immer ein grünes Spectrum, Grün immer ein rothes hat? Konnte Roth nicht auch einmal ein rothes Spectrum haben, da Roth und Roth, so gut die volle Thätigkeit der Retina wären, wie Roth und Grün?

Es ist mir durchaus unbegreiflich, wie Schopenhauer die baare Unmöglichkeit der Sache übersehen konnte, die doch Jedermann sofort bemerken muß. Die einfachen Brüche müssen ihn verlockt haben.

Das Schema kann mithin nicht bestehen bleiben, und setze ich an seine Stelle das folgende:



i424 Mit Ausnahme des neuen Verhältnisses zwischen Grün und Roth, ist das Schema genau dasselbe wie das Schopenhauer's. Jetzt erst ist klar, warum Roth ein grünes Spectrum immer nothwendigerweise hat und umgekehrt und warum das energischeste Grün stets matter und weniger ermüdend ist als Roth. Jetzt steht Grün mit Recht auf der *minus*-Seite, auf die es Schopenhauer ohne allen Grund brachte.

Die Rationalität und Einfachheit der sich aus den folgenden Betrachtungen ergebenden Zahlenverhältnisse mögen für das Schema sprechen.

1) Die Plusseite macht zusammen $^{36}/_{12} = 3$;
die Minusseite „ „ $^{12}/_{12} = 1$.

Weiß, Gelb, Orange und Roth bringen demnach, zusammengestellt, einen dreimal stärkeren Effekt hervor als Schwarz, Violett, Blau und Grün, was gewiß auch der Fall ist. Maler mögen übrigens entscheiden.

2) Die chemischen drei Grundfarben sind Roth, Gelb und Blau.

Roth ist gleich $^{7}/_{12}$ Thätigkeit der Retina und fordert, als Complement, Gelb und Blau oder $+^{9}/_{12}$ und $-^{4}/_{12}$. Vom positiven Bruch geht der negative ab und es verbleiben

$^{5}/_{12}$ = Grün;

Gelb = $^{9}/_{12}$ fordert Roth und Blau oder $+^{7}/_{12}$ und $-^{4}/_{12}$. Nach Abzug des negativen Bruchs verbleiben

$^{3}/_{12}$ = Violett;

Blau = $^{4}/_{12}$ fordert Gelb und Roth oder $+^{9}/_{12}$ und $+^{7}/_{12}$. Da beide Farben auf der Plusseite stehen, so ist eine Subtraction nicht möglich; es muß also addirt und die Summe durch 2

dividirt werden. Summe $^{16}/_{12}$ durch 2 dividirt

= $^{8}/_{12}$ = Orange.

Hierzu ist zu bemerken: jede Farbe und ihr Complement stehen in einem polaren Gegensatze, wie Schopenhauer sehr hübsch ausgeführt hat. Sie sind eben nur durch diesen Gegensatz. Sie streben nach Vereinigung oder besser: die Retina hat den Trieb, ihre volle Thätigkeit zu äußern. Deshalb wird jedes der drei Farbenpaare, im prismatischen Versuch, wenn eine Farbe über die andere gebracht wird, Weiß erzeugen, d.h. die Retina wird dadurch in die volle Thätigkeit zurückgebracht. Was aber Schopenhauer |
i425 übersehen hat, ist erstens der strenge Antagonismus, der zwischen der negativen Grundfarbe Blau einerseits und den positiven Grundfarben Gelb und Roth andererseits herrscht, zweitens das eigenthümliche Verhältniß, in dem die Farben je einer Seite zu einander stehen.

Schopenhauer beruft sich, um zu erklären, daß Violett die dunkelste aller Farben ist, obgleich es aus zwei helleren als es selbst ist entsteht, auf die Chemie, wo sich aus den Bestandtheilen die Qualität der Verbindung nicht vorhersagen lasse. Die Sache liegt indessen einfacher.

Kommt Roth und Blau zusammen, so entsteht ein Kampf, der damit endigt, daß Blau vollständig ohnmächtig gemacht, neutralisirt, gleichsam gebunden wird. Hierzu ist gerade so viel Kraft nöthig, als Blau hat, Roth verliert also $^{4}/_{12}$ seiner freien Energie und diese sinkt auf

$^{3}/_{12}$ = Violett.

Der gleiche Kampf entbrennt, wenn Gelb zu Blau tritt. Gelb verliert ebenfalls $^{4}/_{12}$ und seine Energie beträgt nur

$^{5}/_{12}$ = Grün.

Die zusammengesetzten Farben der Minusseite, Violett und Grün, stehen nicht im selben Antagonismus zu den positiven Farben. Um mich eines scherzhaften Gleichnisses zu bedienen, sind sie wie Söhne, welche sich mit ihrem Vater überwarfen haben und zu seinen Gegnern übergegangen sind, aber im Grunde des Herzens sich immer nach der Heimath zurücksehnen; denn im negativen Violett ist das positive Roth, im negativen Grün das positive Gelb. Blau steht zwar mit Violett und Grün im innigsten Bündniß, aber diese macht eben ihr Ursprung schwach. Die negative Seite besteht aus nur einer Grundfarbe, dem tapferen Blau, und zwei, gleichsam in Nothzucht erzeugten, zusammengesetzten Farben; die positive dagegen aus zwei Grundfarben, Gelb und Roth, und einer, gleichsam legitim erzeugten, zusammengesetzten Farbe, Orange, was dieser Seite eben die Uebermacht (3 : 1) giebt.

Das Schema darf hiernach nicht mißbraucht werden, um durch beliebige Zusammenstellung von *plus*- und *minus*-Farben irgend eine abgeleitete Farbe, wohl gar die Grundfarbe Blau selbst, zu erzeugen. Es kann nur dazu dienen, wie oben, die Entstehung der drei zusammengesetzten Farben aus den drei Grundfarben zu er|läutern;
i426 denn absoluter Antagonismus besteht nur zwischen Blau einerseits und Roth und Gelb andererseits.

Was nun das eigenthümliche Verhältniß betrifft, in dem die Farben je einer Seite zu einander stehen, so ist es das der gegenseitigen liebevollen Unterstützung. Vereinigen sie sich, so giebt die hellere, ohne Kampf, der dunkleren von ihrer Energie einen Theil ab und die neue Farbe liegt in der Mitte. Dieses Verhältniß beherrscht nun unser Schema so ausnahmslos, daß selbst die Grundfarbe Blau, weil sie auf der negativen Seite zwischen Violett und Grün steht, aus diesen zwei zusammengesetzten Farben erzeugt werden kann. Man kann sich hiervon durch einen sehr einfachen Versuch überzeugen. Man betrachte durch ein grünes Glas irgend einen violetten Gegenstand (ein seidenes Band, die Rückseite eines Buches u.s.w.) und man wird ihn wunderschön blau sehen. Das Grün giebt von seiner größeren Energie an das Violett ab und das Produkt ist blau

$$\left(\frac{^{5}/_{12} + {^{3}/_{12}}}{2} = {^{4}/_{12}} = \text{Blau}\right)$$

3) Die drei Grundfarben Roth, Gelb und Blau bilden zusammen die volle Thätigkeit der

Retina, denn Gelb und Blau = Grün, Grün und Roth = volle Thätigkeit. Roth ist $+\frac{7}{12}$, Gelb $+\frac{9}{12}$, Blau $-\frac{4}{12}$, macht zusammen $+\frac{12}{12} = 1$. Dem entsprechend müssen sich die von ihnen geforderten Complementärfarben, Grün, Violett und Orange, aufheben, was in der That der Fall ist: Grün ist $-\frac{5}{12}$, Violett $-\frac{3}{12}$, Orange $+\frac{8}{12} = 0$.

Diese auffallenden Resultate *zwingen* geradezu zur Anerkennung des Schemas. Versucht man dieselben Zusammensetzungen mit den *Schopenhauer*'schen Brüchen, so wird man überall auf irrationale Zahlenverhältnisse stoßen, was der beste Beweis gegen sie ist.

Dies tangirt aber in keiner Weise das große Verdienst *Schopenhauer*'s. Er hat hier entschieden Bahn gebrochen und ihm allein gebührt der Kranz. Wann aber, frage ich, wird endlich die *Goethe-Schopenhauer*'sche Theorie Anerkennung finden und das *Newton*'sche Gespenst aus der Physik mit Schimpf und Schande hinausgejagt werden?

Schopenhauer ist bei dem Vorgang in der Retina stehen geblieben. Zwar beginnt und endigt er das erste Capitel seiner Schrift mit der feierlichen Erklärung: *alle Anschauung ist eine intel|lektuale,*
i427 aber thatsächlich ist die Anschauung der Farben bei ihm eine *sensuale*. Es war mir vorbehalten, den Farben einen unerschütterlichen Grund im Intellekte, durch die Verstandesform *Materie*, zu geben und so die Theorie erst zu einem Abschluß zu bringen.

Die subjektive Natur der Farbe und ihre Entstehung im Auge ist hiernach festgestellt. Was ist aber ihre objektive Natur, d. h. welche Ursache im Objekt bewirkt, daß sich die Thätigkeit der Retina qualitativ verschiedenartig theilen *muß*; denn eine Nöthigung durch das Objekt findet zweifelsohne statt.

Die objektive Ursache der *physischen* Farben hat *Goethe* richtig bezeichnet. Sie ist *vermindertes* Licht. Innigste chemische Durchdringung des Lichtes mit der Finsterniß, jedoch nicht *unmittelbar*, sondern mittelst des Dazwischentretens eines Dritten, der Trübe, bringt die Farben hervor. Hemmt eine Trübe dem Auge das Licht, so entstehen, je nach der Dichtigkeit der Trübe, Gelb, Orange, Roth; sieht dagegen das Auge durch eine beleuchtete Trübe in die *Finsterniß*, so entstehen Grün, Blau, Violett.

Die objektive Natur der *chemischen*, also der den Körpern inhärirenden Farben ist wohl auf die gleiche Ursache zurückzuführen. *Schopenhauer* sagt:

> Licht und Wärme sind Metamorphosen von einander. Die Sonnenstrahlen sind kalt, so lange sie leuchten: erst wann sie, auf undurchsichtige Körper treffend, zu leuchten aufhören, verwandelt sich ihr Licht in Wärme .... Die, nach Beschaffenheit eines Körpers, speziell modificirte Weise, wie er das auf ihn fallende Licht in Wärme verwandelt, ist, für unser Auge, seine chemische Farbe.
>
> (74.)

Ich halte dies jedoch nicht für ganz richtig. Meine Ansicht ist vielmehr, daß jeder Körper eine zu seinem Wesen gehörige bestimmte Fähigkeit hat, das auffallende Licht *theilweise* in Wärme zu verwandeln, oder besser: seinen Zustand, auf Kosten der Bewegung, die wir Licht nennen, zu modificiren. Hierdurch wird das Licht *geschwächt*, ein Theil seiner Energie wird ihm entzogen und wir haben, wie bei den *physischen* Farben, ein *vermindertes* Licht, welches, vom Körper zurückgeworfen, eben der specifische Reiz ist, der unsere Retina zwingt, ihre Thätigkeit qualitativ in zwei Hälften zu spalten. Je weniger Licht ein Körper in Wärme verwandelt, desto heller wird er uns erscheinen und umgekehrt. Den Körpern, |
i428 unabhängig vom Subjekt, Farbe zuzusprechen, ist absurd; aber ganz unzweifelhaft liegt in ihnen allein die Fähigkeit, im Auge Farben zu erzeugen, so daß eine bestimmte Farbe entschieden auf eine bestimmte, zum Wesen des Körpers gehörige Eigenschaft Anweisung giebt.

Nach diesen nothwendig gewesenen Zwischenerörterungen wenden wir uns zur *Synthesis* der Vernunft zurück. Die eine große *Verbindung*, die Zeit, welche sie, auf dem Gebiete des inneren Sinnes, an dem sich bewegenden Punkte der Gegenwart, vollzog, ist uns in der Erinnerung.

Nehmen wir zum Gegenstand der Untersuchung einen blühenden Apfelbaum in solcher Entfernung von uns, daß er sich ganz auf der Retina abzeichnet. Nach *Schopenhauer* steht

er als ausschließliches Werk des Verstandes vollkommen fertig vor uns; nach Kant haben wir ohne die Vernunft (bei ihm Verstand) nur eine »Rhapsodie von Wahrnehmungen«, »ein Gewühl von einzelnen Erscheinungen«, welche nie ein Ganzes ausmachen würden. Ich werde beweisen, daß Kant Recht hat.

Schopenhauer blickt vornehm und kühl ablehnend auf die tiefsinnige Lehre Kant's von der Verbindung eines Mannigfaltigen der Anschauung herab und beklagt sich, daß Kant nie gehörig erläutert, noch gezeigt habe, was denn dieses Mannigfaltige der Anschauung, vor der Verbindung durch den Verstand, sei. Die Klage ist aber durch Nichts gerechtfertigt und es scheint, als ob er absichtlich die klarsten Stellen der transscendentalen Analytik ignorire. Ich erinnere an die oben angeführten, namentlich an diese:

> Man glaubte die Sinne lieferten uns nicht allein Eindrücke, sondern setzten solche auch zusammen und brächten Bilder der Gegenstände zu Wege, wozu … noch etwas mehr, nämlich eine Function der Synthesis derselben erfordert wird.

Hätte Kant nur immer so deutlich geschrieben: vieles Wunderliche und Wahnwitzige würde nicht auf den Markt gekommen sein!

Auf die Synthesis näher eingehend, meint Schopenhauer: Alle Dinge seien in Raum und Zeit, deren Theile ursprünglich nicht getrennt, sondern verbunden seien. Folglich erscheine auch jedes Ding |
i429 schon ursprünglich als Continuum. Wollte man aber die Synthesis dahin auslegen,

> daß ich die verschiedenen Sinneseindrücke von einem Objekt doch nur auf dieses eine beziehe, … so ist dies vielmehr eine Folge der Erkenntniß *a priori* vom Causalnexus, … vermöge welcher alle verschiedenen Einwirkungen auf meine verschiedenen Sinnesorgane mich doch nur auf eine gemeinsame Ursache derselben … hinleiten.
>
> (W. a. W. u. V. I. 530.)

Beides ist falsch. Wir haben bereits gesehen, daß die Zeit ursprünglich kein Continuum ist, sondern von der Vernunft erst zu einem solchen verbunden werden muß; der mathematische Raum, den wir gleich kennen lernen werden, ist ebenfalls zusammengesetzt. Ferner kann der Verstand, vermöge seiner Function, nur die Ursache zu einer Veränderung im Sinnesorgan suchen; er kann aber nicht erkennen, daß verschiedene Wirkungen von einem Objekt ausgehen, denn er ist keine verbindende und denkende Kraft. Uebrigens handelt es sich jetzt um eine ganz andere Verbindung.

Die große Besonnenheit, welche Schopenhauer dadurch bekundete, daß er sich fragte: wie komme ich überhaupt dazu, die Ursache eines Sinneseindruckes nicht in mir, sondern außer mir zu suchen und sie thatsächlich hinaus zu verlegen – welche Frage ihn das apriorische Causalitätsgesetz finden ließ – hatte ihn ganz verlassen, als er zur Construction der Außenwelt ging. Hier nahm er die Objekte wie sie sich dem Erwachsenen zeigen und fragte nicht: ob nicht auch diese Anschauung ebenso vom Kinde erst erlernt werden müsse, wie die Anschauung des richtigen Ortes eines Objektes. Doch jetzt zur Sache!

Betrachten wir unseren blühenden Apfelbaum und beachten dabei genau unsere Augen, so werden wir finden, daß sie in beständiger Bewegung sind. Wir bewegen sie von unten nach oben, von oben nach unten, von rechts nach links und umgekehrt, kurz wir betasten den ganzen Baum mit unseren Augen, die sich, wie Schopenhauer treffend sagt, der Lichtstrahlen als Taststangen bedienen.

> Wir mustern (*perlustrare*) den Gegenstand, lassen die Augen hin und her darauf gleiten, um jeden Punkt desselben successive mit dem Centro der Retina, welches am deutlichsten sieht, in Kontakt zu bringen.
>
> (4 fache W. 60.)

i430 Ehe wir dies überhaupt thun, haben wir bereits den Baum ganz vor uns, er ist schon ein verbundenes Objekt, und wir betasten ihn nur, weil diejenigen Theile, welche zur Seite des Mittelpunktes der Retina liegen, nicht deutlich von uns gesehen werden. Es geschieht dies blitzschnell, so daß wir uns der unzweifelhaft stattfindenden Synthesis der gewonnenen deutlichen Vorstellungen nur bei größter Aufmerksamkeit bewußt werden. Unsere Einbildungskraft hält die deutlichen Theile fest, welche, als zu einem Objekt gehörig, die Vernunft unermüdlich verbindet, und wir gelangen auf diese Weise zum deutlichen Bilde des

ganzen Baumes.

Diese Synthesis findet immer statt, ob wir gleich den Baum schon tausendmal gesehen haben. Erleichtert aber wird sie wesentlich dadurch, daß wir, als Erwachsene, überhaupt schon vom Begriff *ganzer* Objekte ausgehen und einen für uns neuen Gegenstand sofort, in einem raschen Ueberblick, als Ganzes auffassen, dessen Theile genau zu betrachten uns allein obliegt.

Hat aber das Kind, das die Welt erst successive kennen lernen muß, schon *ganze* Objekte? Gewiß nicht. Haben wir auch keine Erinnerung davon, wie hülflos wir im Säuglingsalter gewesen sind, so müssen wir doch annehmen, daß wir nur ganz allmählich lernten, die Theile eines Objektes zu einem Ganzen zu verbinden. Hat aber das Kind nur an einem Objekt die Verbindung glücklich zu Wege gebracht, so ist Alles gewonnen. Nun geht es mit dieser eroberten Vorstellung an alle übrigen und sein Studium ist von da ab fast ein Spiel.

Ich habe das schwierigste Beispiel vorangestellt, um die erste Skizze des Vorgangs zu gewinnen. Jetzt wollen wir nur einen Theil des Baumes die Retina treffen lassen und begeben uns zu diesem Zwecke dicht vor denselben. Richten wir die Augen gerade auf ihn, so sehen wir ein Stück vom Stamm. Wir wissen sofort, daß wir einen Baum vor uns haben, aber wir kennen nicht seine Gestalt. Nun fangen wir von unten an und gehen bis zur Spitze, betrachten ihn auch nach rechts und links und immer verlieren wir die betrachteten Theile aus den Augen. Dem ungeachtet haben wir zuletzt den ganzen Baum in der Einbildungskraft. Warum? Weil unsere Vernunft die Theile verband und die Einbildungskraft das Verbundene stets festgehalten hat. Hier tritt die Synthesis schon sehr deutlich hervor.

i431 Am deutlichsten aber wird sie, wenn wir das Auge ganz aus dem Spiele lassen und uns auf das *Getast* beschränken; denn das Auge ist das vollkommenste Sinnesorgan und functionirt mit unvergleichlicher Schnelligkeit, so daß wir den Vorgang nur mit Mühe erfassen. Ganz anders beim Getast; hier sind uns die Flügel beschnitten und die kleine Schrift der Synthesis beim Sehen wird Fractur. Denken wir uns also, daß unsere Augen geschlossen sind und man uns einen leeren Bilderrahmen darreicht. Wir fangen an irgend einer Ecke an, ihn zu betasten; gleiten dann mit der Hand weiter zur anderen Ecke, dann herunter zur dritten Ecke und weiter, bis wir wieder am Ausgangspunkte angelangt sind. Was ist nun eigentlich geschehen? Der Verstand hat den ersten Eindruck in den Nerven der Fingerspitzen auf eine Ursache bezogen, dieser Ursache, mit Hülfe des Raumes, die Grenze gesetzt und der ausgedehnten Ursache, mit Hülfe der Materie, eine bestimmte Wirkungsart gegeben (etwa vollkommene Glätte, bestimmte Temperatur und Festigkeit). Weiter konnte er Nichts thun. Dieses Geschäft wiederholt er beim zweiten Eindruck, beim dritten u.s.f.; immer fängt er von Neuem an: Beziehung der Wirkung auf eine Ursache und Gestaltung derselben, seinen Formen, Raum und Materie, gemäß. Auf diese Weise producirt er *Theil*vorstellungen, die, wenn sie die Einbildungskraft auch festhielte, *ohne Vernunft* nichts Anderes wären, als eine »Rhapsodie von Wahrnehmungen«, welche nie ein Objekt werden könnten. Aber die Vernunft war inzwischen nicht unthätig. Ihre Function ausübend, verband sie die *Theil*vorstellungen und die Einbildungskraft folgte, als getreue Magd, stets nach, das Verbundene zusammenhaltend. Schließlich heben wir noch den Rahmen, der Verstand giebt ihm eine gewisse Schwere und das Objekt ist *fertig*.

Die Vernunft konnte die Eindrücke der Sinne nicht verarbeiten, der Verstand die verarbeiteten Sinneseindrücke nicht verbinden: erst beide im *Verein* konnten das Objekt hervorbringen und *Kant* hat Recht, wenn er sagt:

> Verstand und Sinnlichkeit können bei uns nur in Verbindung Gegenstände bestimmen;
>
> (Kk. 252.)

aber, füge ich hinzu, *ohne Kategorien*, die ganz überflüssig sind.

Die Vernunft verband die Theilvorstellungen, welche vom Raum nach Tiefe (Erhöhungen, Vertiefungen, Dicke), Länge und Breite |

i432 bestimmt wurden, zur Gestalt des Rahmens und die spezielle Wirksamkeit der Theilvorstellungen, welche die Materie objektivirte, zur Qualität des Rahmens, und das Objekt war fertig, ohne Hülfe von Kategorien der Quantität und Qualität. Von *Begriffen* ist bei

dieser Art der Synthesis gar nicht die Rede.

Weil Schopenhauer die Function der Vernunft nur an ihrem einen Ende erfaßte: Bildung des Begriffes, und das andere Ende: Synthesis eines Mannigfaltigen der Anschauung zu einem Objekte, ganz übersah und ferner sehr richtig urtheilte, daß das Denken zur Anschauung gar nichts beitragen kann (wie ja auch Kant treffend sagt: die Anschauung bedarf der Funktionen des Denkens auf keine Weise), mit der Vernunft aber nur das Denken in die Anschauung zu bringen glaubte, verwarf er Kant's scharfsinnige Lehre von der Synthesis eines Mannigfaltigen durch den Verstand (Vernunft), d.h. er schnitt den besten Theil der Erkenntnißtheorie Kant's ab. Das Denken kommt aber mit der Verbindung eines Mannigfaltigen durch die Vernunft in keiner Weise in die Anschauung.

Kehren wir zu unserem Apfelbaum zurück. Die Verbindung der einzelnen Anschauungen geschah successive. Die Vernunft verband und die Einbildungskraft hielt das jeweilig Verbundene fest. Dieses Alles fand auf dem fortrollenden Punkte der Gegenwart statt und die Succession in der Verbindung wurde auf keine Weise beachtet. Dies war indessen zufällig, da die Vernunft bereits im Besitze der Zeit ist und, während der Synthesis, ihre Aufmerksamkeit auf die Succession wohl hätte lenken können. Hierdurch hätte sie den Baum, der während der Beobachtung beharrte, und die Beobachtung selbst in ein Zeitverhältniß gebracht und ihnen eine Dauer gegeben.

Ebenso werden Ortsveränderungen (also etwa die Bewegung eines Zweiges unseres Baumes) auf dem Punkte der Gegenwart erkannt, wenn sie derartig sind, daß sie, als Verschiebung gegen ruhende Objekte, wahrgenommen werden können. Dagegen können wir Ortsveränderungen, wo dies nicht der Fall ist, nur mit Hülfe der Zeit erkennen. Das Gleiche findet bei der Entwicklung statt, welche, mit dem Begriffe der Ortsveränderung, die Sphäre des höheren Begriffes der Bewegung ausfüllt. Wir denken uns, daß wir im Herbst wieder vor unserm Apfelbaum treten. Jetzt trägt er Früchte. |
i433 Wir haben denselben Baum und doch nicht denselben. Eine Verbindung der entgegengesetzten Prädikate (blühend und fruchttragend) in diesem selben Objekt ist nur vermittelst und in der Zeit möglich, d.h. es ist sehr wohl möglich, den blühenden Baum zu einer und den Früchte tragenden Baum zu einer anderen Zeit anzuschauen.

Der Zeit verdanken wir also, wie wir schon von hier absehen können, eine außerordentlich große Erweiterung unserer Erkenntniß. Ohne sie würden wir immerdar auf die Gegenwart beschränkt sein.

Hier ist auch der Ort, ein Wort über die Erkenntnißvermögen der oberen Thiere zu sagen. Schopenhauer giebt ihnen nur Verstand und spricht ihnen die Vernunft ab. Er mußte dies thun, weil er die Vernunft nur denken, nicht verbinden läßt, und es andererseits gewiß ist, daß die Thiere keine Begriffe haben. Meine Erklärung der Vernunft als eines Vermögens, zwei ganz verschiedene Arten von Verbindungen zu bewerkstelligen, welche auf einer einzigen Function beruhen (im Grunde genommen befreite ich nur das Gold eines glänzenden Gedankens Kant's von einem darüber geschütteten Haufen werthloser Erde), erweist sich hier sehr fruchtbar. Täglich geben die Thiere Beweise davon, daß sie nicht ganz auf die Gegenwart beschränkt sind, und man zerbricht sich den Kopf darüber, wie ihre Handlungen entstanden sein möchten. Entweder spricht man ihnen nun Vernunft Zu, d.h. wie man gewöhnlich annimmt, die Fähigkeit in Begriffen zu denken, oder man schiebt Alles in den Instinkt. Beides ist unrichtig. Sie haben nur eine einseitige Vernunft. Sie verbinden; verbinden auch Bilder auf dem fortrollenden Punkte der Gegenwart, kurz, können in Bildern denken.

Blicken wir zurück! Die anschauliche Welt ist fertig. Objekt reiht sich an Objekt; sie ruhen oder bewegen sich, alle entwickeln sich und stehen in Verhältnissen der Zeit, welche nicht eine unendliche reine Anschauung *a priori*, sondern eine Verbindung *a posteriori* auf Grund des fließenden apriorischen Punktes der Gegenwart ist.

Das Nächste, was wir zu erörtern haben, ist der mathematische Raum.

Wie ich oben zeigte, ist der Raum, als Verstandesform, ein Punkt mit der Fähigkeit, den Kraftsphären der Objekte nach drei |
i434 Richtungen die Grenze zu setzen. An und für sich hat der Raum keine Ausdehnung, obgleich alle Ausdehnung sich nur durch ihn objektiviren kann. Es ist das verwerfliche Spiel einer frivolen Vernunft, den Raum aus den Händen des Verstandes zu nehmen (der ihn nur zur Bestimmung von Objekten benutzt), ihn auseinandertreten zu lassen und, im ungehinderten Fortgang ihrer Synthesis, leere Räumlichkeiten (die nur in unserer Phantasie existiren können) zu einem leeren objektiven Raum zu vereinigen, dessen Dimensionen sich in's Unendliche verlängern.

Andererseits jedoch ist richtig, daß jedes Objekt nach drei Richtungen wirkt. Nicht der Umfang dieser Wirksamkeit hängt vom Punkt-Raume ab – unabhängig von unserem Kopfe ist er vorhanden – aber niemals würden wir im Stande sein, ihn wahrzunehmen, ohne den Punkt-Raum, welcher zu diesem Zwecke in uns liegt und dadurch eine Bedingung *a priori* der Möglichkeit aller Erfahrung ist.

Weil diese Uebereinstimmung besteht, so kann ich von jedem Körper, ehe ich ihn kenne, also *a priori*, sagen, daß er nach drei Richtungen wirkt. Ist nun das von seinem Inhalt getrennte rein Formale geeignet, die menschliche Erkenntniß wesentlich zu erweitern, so ist die Vernunft berechtigt, es synthetisch zu gestalten.

Dies ist beim mathematischen Raume der Fall; denn den Nutzen der Mathematik wird Niemand in Abrede stellen. So verbindet denn die Vernunft, wie sie Theilvorstellungen zu Objekten zusammenfaßt, Phantasieräumlichkeiten zum mathematischen Raume.

Daß er eine Verbindung ist, ist klar. So wenig ich ein Objekt sofort als Ganzes habe, so wenig ist mir der mathematische Raum, als Anschauung, fertig gegeben, oder mit Worten Kant's:

> Die Erscheinungen sind insgesammt Größen, und zwar extensive Größen, weil sie als Anschauungen im Raume oder der Zeit durch dieselbe Synthesis vorgestellt werden müssen, als wodurch Raum und Zeit überhaupt bestimmt werden.
>
> (Kk. 175.)

Es dürfte kaum nöthig sein, zu bemerken, daß der mathematische Raum nur einen wissenschaftlichen und indirekt praktischen Werth hat und die Anschauung von Objekten ganz und gar von ihm unabhängig ist. Diese kommt allein mit Hülfe der Verstandesform Raum, des Punkt-Raumes, zu Stande. Hierdurch unterscheidet sich |
i435 die Zeit wesentlich vom mathematischen Raume; denn die Erkenntniß vieler Ortsveränderungen und aller Entwicklungen ist ohne die Zeit nicht möglich.

Jetzt wollen wir die causalen Verhältnisse betrachten.

Es steht für Jeden als eine unumstößliche Thatsache fest, daß Nichts in der Welt ohne Ursache geschieht. Indessen hat es nie an Solchen gefehlt, welche die Nothwendigkeit dieses obersten Naturgesetzes, der Causalität, in Zweifel gezogen haben.

Es ist klar, daß die Allgemeingültigkeit des Gesetzes nur dann gegen jeden Zweifel geschützt ist, wenn nachgewiesen werden kann, daß es vor aller Erfahrung in uns liegt, d. h. daß, ohne dasselbe, es entweder unmöglich wäre, einen Gegenstand überhaupt wahrzunehmen, oder doch eine objektiv gültige Verknüpfung der Erscheinungen zu bewerkstelligen.

Kant suchte die Apriorität der Causalität vom letzteren (niederen) Standpunkte zu beweisen, was ihm jedoch völlig mißlungen ist. Schopenhauer hat die »zweite Analogie der Erfahrung« gründlich im § 23 der Vierfachen Wurzel widerlegt (sich besonders darauf stützend, daß alles Erfolgen ein Folgen, aber nicht alles Folgen ein Erfolgen ist), worauf ich mich beziehe.

Selbst wenn Kant's Beweis der Apriorität der Causalität keinen Widerspruch enthielte, so würde er doch falsch sein, weil er sich auf einen reinen Verstandesbegriff stützt und, wie wir wissen, reine Begriffe *a priori* nicht möglich sind. Es lag also Schopenhauer ob, die Apriorität der Causalität auf andere Weise zu begründen. Er stellte sich auf den höheren Standpunkt, d. h. er zeigte, daß wir, ohne das Causalitätsgesetz, nicht einmal im Stande wären,

die Welt wahrzunehmen, daß es uns mithin vor aller Erfahrung gegeben sein müsse. Er machte den Uebergang von der Wirkung (Veränderung im Sinnesorgan) auf die Ursache zur ausschließlichen Function des Verstandes.

Ich habe mich indessen schon oben entschieden dagegen verwahrt, daß die einfache und ganz bestimmte Function des Verstandes eine Erweiterung durch den Verstand selbst erfahre. Die causalen Verhältnisse, welche sämmtlich unter dem Begriffe der Causalität stehen, werden durch das Schopenhauer'sche Causalitätsgesetz nicht ge|deckt.
i436 Sie können nur durch die Vernunft festgestellt werden, wie ich jetzt zeigen werde.

Zunächst erkennt die Vernunft den causalen Zusammenhang zwischen den Vorstellungen und dem unmittelbaren Objekt (meinem Leibe). Sie sind nur meine Vorstellungen, weil sie die Ursachen von Veränderungen in meinen Sinnen sind. Der Uebergang von ihren Wirkungen zu ihnen ist Sache des Verstandes, die Verknüpfung der Wirkungen mit den Ursachen und umgekehrt ist ein Werk der Vernunft. Beide Verhältnisse werden von ihr allein zu Erkenntnissen verknüpft.

Dieser apriorische causale Zusammenhang zwischen mir und den wahrgenommenen Objekten bestimmt Nichts weiter, als daß die Objekte auf mich wirken. Ob sie auch auf andere Objekte wirken, ist vorläufig fraglich. Eine unbedingte direkte Gewißheit darüber kann nicht gegeben werden, denn wir sind nicht im Stande, unsere Haut zu verlassen. Dagegen ist es ebenso klar, daß nur eine verirrte Vernunft das kritische Bedenken krampfhaft festhalten könnte.

Die Vernunft erkennt nun zuvörderst, daß mein Leib kein privilegirtes Subjekt, sondern ein Objekt unter Objekten ist, und überträgt, auf Grund dieser Erkenntniß, das Verhältniß der Ursache und Wirkung auf Objekte unter einander. Sie unterwirft also, durch diese Erweiterung, sämmtliche Erscheinungen einer möglichen Erfahrung der Causalität (der allgemeinen Causalität), deren Gesetz nunmehr die allgemeine Fassung erhält: Wo immer in der Natur eine Veränderung stattfindet, ist diese die Wirkung einer Ursache, welche in der Zeit vorausgeht.

Indem die Vernunft, auf Grund des Causalitätsgesetzes, die Veränderungen in sämmtlichen Objekten der Causalität unterwirft, verknüpft sie die Wirksamkeit von Erscheinungen, wie sie vorher diese Erscheinungen selbst aus Theilvorstellungen zu ganzen Objekten zusammensetzte, und erweitert dadurch wesentlich unsere Erkenntniß. Hiermit ist sie jedoch noch nicht zu Ende.

Aus der Erkenntniß, daß alle Körper, ohne Ausnahme, unaufhörlich wirken (sie könnten sonst gar nicht Gegenstände einer Erfahrung sein) gewinnt sie die andere, daß sie nach allen Richtungen wirken, daß es mithin keine getrennten, neben einander herlaufenden Causalreihen giebt, sondern daß jeder Körper, direkt und indirekt, auf alle anderen wirkt und zugleich die Wirksamkeit aller anderen |
i437 auf sich erfährt. Durch diese neue Verknüpfung (Gemeinschaft) gewinnt die Vernunft die Erkenntniß einer zusammenhängenden Natur.

Kant behandelt die Gemeinschaft in der dritten Analogie der Erfahrung und hatte nichts Anderes, als den dynamischen Zusammenhang der Objekte im Auge. Schopenhauer aber wollte die Wechselwirkung in diesem Sinne nicht gelten lassen und eröffnete eine Polemik gegen sie, die an den Kampf *Don Quixote's* mit Windmühlen erinnert und durchaus kleinlich ist. Die Wechselwirkung ist kein Begriff *a priori*; auch kann der Kant'sche Beweis nicht genügen; aber die Sache, um die es sich handelt, hat ihre volle Richtigkeit. Schopenhauer hielt sich an das Wort Wechselwirkung, welches aussagen soll, daß zwei Zustände zweier Körper zugleich Ursache und Wirkung von einander seien. Dies hat aber Kant mit keiner Silbe behauptet. Er sagt nur:

> Jede Substanz muß die Causalität gewisser Bestimmungen in der anderen und zugleich die Wirkungen von der Causalität der anderen in sich enthalten,
>
> (Kk. 213.)

etwa wie von zwei Ringenden Jeder drückt und gedrückt wird, ohne daß der Druck des Einen die Ursache des Druckes des Anderen sei und umgekehrt.

Wir stehen nunmehr vor der wichtigsten Frage der Erkenntnißtheorie. Sie lautet: Ist das Objekt meiner Anschauung das Ding an sich, eingegangen in die Formen des Subjekts, oder giebt mir das Objekt gar keine Berechtigung, ein ihm zu Grunde liegendes Ding an sich anzunehmen?

Die Frage wird gelost durch die Vorfrage: Ist die Ursache einer Veränderung in meinen Sinnesorganen unabhängig vom Subjekt, oder ist die Ursache selbst subjektiven Ursprungs?

Kant machte die Causalität zu einer reinen Denkform *a priori*, welche nur den Zweck hat, Erscheinungen in ein nothwendiges Verhältniß zu einander zu setzen. Das Empirische der Anschauung ist, nach ihm, einfach gegeben und unabhängig von der Causalität. Die Causalität, welche demnach nur Anwendung finden kann auf Erscheinungen, nur Gültigkeit auf dem Gebiete der Erscheinungen hat, wird vollständig mißbraucht, wenn ich an ihrer Hand dieses |
i438 Gebiet übertrete, um, mit ihrer Hülfe, etwas hinter der Welt als Vorstellung zu erfassen. Haben ja doch alle kritischen Untersuchungen Kant's den klar ausgesprochenen Zweck, die Grenzen menschlicher Erkenntniß abzustecken, jenseits welcher der »uferlose Ocean« mit seinem »trügerischen Blendwerk« beginnt. Er wird nicht müde, davor zu warnen, diesen Ocean zu befahren, und in vielen Wendungen zu erklären, daß

> die reinen Verstandesbegriffe niemals von transscendentalem, sondern jederzeit nur von empirischem Gebrauch sein können.

Trotzdem benutzte er die Causalität gewaltsam, um sich des Dinges an sich bemächtigen zu können, indem er, diesem Gesetze gemäß, von der Erscheinung auf ein Erscheinendes, einen Grund, eine intelligibele Ursache schloß. Er that es, weil er Nichts mehr fürchtete als den Vorwurf, seine Philosophie sei der reine Idealismus, welcher die ganze objektive Welt zu Schein macht und ihr jede Realität nimmt. Die drei Anmerkungen zum ersten Buche der *Prolegomena* sind, in dieser Hinsicht, sehr lesenswerth. Diese große Inconsequenz kann ich nicht verdammen. Sie war das kleinere von zwei Uebeln, und Kant ergriff es herzhaft. Indessen gewann Kant durch diese Erschleichung des Dinges an sich gar nichts; denn, wie ich oben nachgewiesen habe, ist ein Ding an sich ohne Ausdehnung und ohne Bewegung, kurz ein mathematischer Punkt, für menschliches Denken Nichts.

Nehmen wir nun an, Kant habe das Ding an sich durch ein rechtliches Verfahren gefunden und wir wüßten nur, daß es ist, nicht wie es ist, so würde also das Objekt nichts Anderes sein, als das Ding an sich, wie es den Formen unserer Erkenntniß gemäß erscheint. Oder wie Kant sagt:

> In der That, wenn wir die Gegenstände der Sinne, wie billig, als bloße Erscheinungen ansehen, so gestehen wir doch dadurch zugleich, daß ihnen ein Ding an sich selbst zum Grunde liege, ob wir dasselbe gleich nicht, wie es an sich beschaffen sei, sondern nur seine Erscheinung, d.i. die Art, wie unsere Sinne von diesem unbekannten Etwas afficirt werden, erkennen.
>
> (*Prolegomena* 234.)

Dies ist der richtige Boden des transscendentalen oder kritischen Idealismus; aber Kant hatte ihn sich erschlichen.

i439 Die gedachte Inconsequenz Kant's wurde sehr früh aufgedeckt (G. E. Schulze). Schopenhauer bespricht sie mehrmals, am ausführlichsten *Parerga* I. 97-102. Er macht Kant den Vorwurf, daß er nicht, wie es die Wahrheit verlangte,

> einfach und schlechthin das Objekt als bedingt durch das Subjekt und umgekehrt; sondern nur die Art und Weise der Erscheinung des Objekts als bedingt durch die Erkenntnißformen des Subjekts, welche daher auch *a priori* zum Bewußtsein kommen,
>
> (W. a. W. u. V. I. 596.)

gesetzt habe, und erklärt, daß man auf dem Wege der Vorstellung nie über die Vorstellung hinaus käme. Wie ist es nun zu erklären, daß er sich somit entschieden auf den Standpunkt des Fichte'schen Idealismus stellte, während er doch nicht Worte genug finden kann, um diesen zu verdammen? Er hatte sich das Ding an sich auf einem anderen Wege, als Wille, erschlossen und brauchte deshalb den Vorwurf, ein empirischer Idealist zu sein, nicht zu befürchten.

Ist es nun wirklich nicht möglich, auf dem Wege der Vorstellung zum Dinge an sich zu

gelangen? Ich sage: gewiß ist es möglich, und zwar eben an der Hand des Schopenhauer'schen Causalitätsgesetzes. Die Kant'sche Causalität kann es uns nie zuführen, wohl aber jenes Gesetz.

Der Verstand tritt in Thätigkeit, sobald in irgend einem Sinnesorgan eine Veränderung vorgegangen ist; denn seine einzige Function ist der Uebergang von der Veränderung auf ihre Ursache. Kann nun diese Ursache, wie die Veränderung, im Subjekt liegen? Nein! sie muß außer ihm sein. Nur durch ein Wunder könnte sie im Subjekt sein; denn es findet unzweifelhaft eine Nöthigung statt z. B. einen Gegenstand zu sehen. Ich darf tausendmal einen anderen Gegenstand, als diesen bestimmten, sehen wollen, es wird mir nie gelingen. Die Ursache ist also ganz und gar unabhängig vom Subjekt. Soll sie aber trotzdem im Subjekt liegen, so bleibt eben nichts Anderes übrig, als eine einzige intelligibele Ursache anzunehmen, die mit unsichtbarer Hand in meinen Sinnesorganen Veränderungen hervorbringt, d. h. wir haben den Berkeley'schen Idealismus: das Grab aller Philosophie. Dann handeln wir sehr klug, wenn wir, so bald als nur möglich, aller Forschung mit den Worten des Sokrates entsagen: Ich weiß nur Eines, nämlich, daß ich Nichts weiß.

i440 Wir werden dies aber nicht thun, sondern dabei stehen bleiben, daß jede Veränderung im Sinnesorgan auf eine außer mir liegende Wirksamkeit (subjectiv: Ursache) Anweisung giebt. Der Raum ist nicht dazu da, dieses »außer mir« allererst zu erzeugen (wir gehören zur Natur und die Natur spielt nicht Verstecken mit sich selbst), sondern, wie wir wissen, um der Wirksamkeitssphäre eines – wie wir jetzt offen sagen dürfen – Dinges an sich die Grenze zu setzen und seine Stelle unter den anderen Dingen an sich zu bestimmen.

Hätte Schopenhauer diesen Weg betreten, den er auf so besonnene Weise erschlossen hat, so würde sein geniales System nicht ein zersplittertes, nothdürftig geleimtes, an unheilbaren Widersprüchen krankendes geworden sein, welches man nur bald mit großem Unwillen, bald mit Bewunderung durchforschen kann. Indem er ihn nicht betrat, hat er geradezu die Wahrheit verleugnet, und zwar mit vollem Bewußtsein verleugnet. Allerdings durfte er ihn nicht betreten, weil er, wie Kant, glaubte, daß der Raum eine reine Anschauung *a priori* sei; aber es wäre ehrenvoller für ihn gewesen, sich, wie Kant bei der Causalität, zu einer Inkonsequenz hinreißen zu lassen, als die absurde Behauptung aufzustellen, die Ursache einer Erscheinung liege, wie die Empfindung des Sinnesorgans, im Subjekt.

Ich sagte: Schopenhauer hat die Wahrheit mit Bewußtsein verleugnet. Jeder urtheile selbst. Vierfache Wurzel 76 ist zu lesen:

> Daß diese Empfindungen der Sinnesorgane, auch angenommen, daß äußere Ursachen sie anregen, dennoch mit der Beschaffenheit dieser durchaus keine Aehnlichkeit haben können, – der Zucker nicht mit der Süße, die Rose nicht mit der Röthe – hat schon Locke ausführlich und gründlich dargethan. Allein auch, daß sie nur überhaupt eine äußere Ursache haben müssen, beruht auf einem Gesetze, dessen Ursprung nachweislich in uns, in unserem Gehirn liegt, ist folglich zuletzt nicht weniger subjektiv, als die Empfindung selbst.

Welche offenbare Spitzfindigkeit und absichtliche Verwechselung! Auf dem Causalitätsgesetz beruht lediglich die Wahrnehmung des wirkenden Dinges an sich, nicht dessen Wirksamkeit selbst, die auch vorhanden wäre ohne ein Subjekt. Das Causalitätsgesetz ist |
i441 nur der formale Ausdruck für das nothwendige, ausnahmslose, stets gleichbleibende Verfahren des Verstandes: das zu suchen, was ein Sinnesorgan verändert. Erst die reflectirende Vernunft verknüpft auf Grund der allgemeinen Causalität die Veränderung im Sinnesorgan als Wirkung mit dem, was sie hervorrief, als Ursache; d. h. sie bringt die vom Subjekt total unabhängige reale Einwirkung eines Dinges an sich auf ein anderes in ein causales Verhältniß. Der formale causale Zusammenhang ist demnach zwar immer rein subjectiv (ohne Subjekt kein Verhältniß der Ursache und Wirkung), nicht aber der ihm zu Grunde liegende reale dynamische.

So gewiß es ist, daß ich, ohne das Causalitätsgesetz, nie zu einer Anschauung gelangen würde – woraus Schopenhauer sehr richtig dessen Apriorität folgerte – so gewiß ist es, daß der Verstand nie in Function treten könnte ohne äußere Einwirkung, woraus ich, mit demselben guten Rechte, folgere, daß die Wirksamkeit der Dinge, also ihre Kraft,

unabhängig vom Subjekt ist.

Betrachten wir jetzt die letzte Verbindung, welche die Vernunft bewerkstelligt. Es handelt sich um die Substanz.

Die Materie, eine Verstandesform, mußten wir uns, wie den Raum und die Gegenwart, unter dem Bilde eines Punktes denken. Sie ist nur die Fähigkeit, die specifische Wirksamkeit eines Dinges an sich genau und treu zu objektiviren, wahrnehmbar zu machen. Weil nun die verschiedenen Wirksamkeiten der Dinge, insofern sie für uns Gegenstände der Anschauung werden sollen, ohne Ausnahme in diese eine Verstandesform einfließen müssen, wird die Materie zum idealen Substrat aller Dinge. Hierdurch wird der Vernunft ein mannigfaltiges Gleichartiges gegeben, welches sie in eine einzige Substanz verknüpft, von der alle Wirkungsarten nur Accidenzien sind.

Die Vernunft verknüpft in dieser Richtung so ausnahmslos und strenge, daß selbst Dinge an sich, welche gleichsam nur durch Ueberraschung gezwungen werden können, einen schwachen Eindruck auf unsere Sinne zu machen, sofort für uns substanziell werden, wie z.B. reiner Stickstoff, auf dessen Dasein nur geschlossen werden konnte, weil er weder das Athmen, noch das Verbrennen zu unterhalten im Stande ist.

i442 Auf Grund dieser idealen Verbindung gelangen wir erst zur Vorstellung einer vollständigen Welt; denn mit ihr objektiviren wir auch alle diejenigen Sinneseindrücke, welche der Verstand nicht in seine Formen, Raum und Materie, gießen kann, wie Töne, Gerüche, farblose Gase u.s.w.

Diese Verbindung birgt so lange keine Gefahr in sich, als ich mir bewußt bin, daß sie eine ideale Verbindung ist. Wird sie für real genommen, so entsteht der plumpe und dabei transscendente Materialismus, dessen praktische Nützlichkeit ich in meinem Werke anerkannt habe, dem aber auf theoretischem Gebiete unerbittlich die Thüre gewiesen werden muß. Schopenhauer zog bald die Hand von ihm ab, bald streckte er sie ihm freundschaftlich entgegen, je nachdem er die Materie in's Subjekt, oder in's Objekt, oder in's Ding an sich, oder zwischen das eine und andere, auf seiner bedauerlichen Irrfahrt gerade gesetzt hatte. Dieser unseligen Halbheit machten wir uns nicht schuldig.

Was läßt sich nun aus der Einheit der Substanz, dieser idealen, auf Grund der Verstandesform Materie entstandenen Verbindung folgern? Höchstens Das, daß die sich objektivirenden Kräfte, in gewissem Sinne, wesensgleich sind und zusammen eine Collectiv-Einheit bilden. Aus der Natur der Substanz, die nur Einheit ist, kann nur etwas dieser Natur Gemäßes, als Bestimmung der ihr gegenüberstehenden verschiedenen Wirkungsarten der Körper, herausgezogen werden, so wie das Wesen der Zeit Succession ist, weil in der realen Entwicklung der Dinge Succession ist, und der Raum drei Dimensionen haben muß, weil jede Kraft nach drei Richtungen ausgedehnt ist. Was hat man aber von je her als unzertrennlich, mit der Substanz verknüpft? Die Beharrlichkeit, d.h. etwas, was nicht in ihr liegt, eine Eigenschaft, welche nicht aus ihr, sondern aus der Wirksamkeit einiger Dinge auf empirischem Wege gezogen wurde.

So sehen wir Kant die Beharrlichkeit der Substanz nicht aus ihr, sondern aus der apriorischen Zeit ableiten und Schopenhauer den Raum zu Hülfe rufen:

> Die starre Unbeweglichkeit des Raumes, die sich darstellt, als das Beharren der Substanz.

Eigentlich aber leitet er sie aus der Causalität ab, welche |
i443 er zu diesem Zwecke, auf die willkürlichste Weise, identisch mit der Materie macht und das Wesen dieser wiederum (jedoch nur so lange, als er eben die Beharrlichkeit der Substanz als *a priori* gewiß beweisen will), in die innige Vereinigung von Raum und Zeit setzt.

> Innige Vereinigung von Raum und Zeit, Causalität, Materie, Wirklichkeit – sind also Eines und das subjektive Correlat dieses Einen ist der Verstand.
>
> (W. a. W. u. V. I. 561.)

Wie werden hier die verschiedensten Begriffe in einen Topf geworfen! Wie Hamlet sagte: Worte, Worte, Worte!

Die Wahrheit ist, daß die Beharrlichkeit der Substanz *a priori* nicht zu beweisen ist.

Auf realem Gebiete steht der idealen Verbindung Substanz die Collectiv-Einheit der Welt gegenüber, deren Entstehung und Vergänglichkeit (dasjenige gerade, was im Grundsatz der Beharrlichkeit der Substanz geleugnet wird) ich in meiner Philosophie bewiesen habe.

Dadurch, daß Schopenhauer einen dynamischen Zusammenhang der Dinge, unabhängig vom Subjekt, nicht gelten ließ, sondern nur einen idealen Causalnexus kannte, verfiel er auch in den schweren Irrthum, die Naturkräfte, denen er Realität zusprach, aus dem Causalnexus gewaltsam zu entfernen.

Es ist klar, daß alle Veränderungen in der Welt nur durch Kräfte herbeigeführt werden können. Wenn aber, wie Schopenhauer will, die Kräfte nicht in die Welt der Erscheinungen herein können, wie sollen sie die Veränderungen in ihr bewerkstelligen? Er löst die Schwierigkeit sehr gelassen.

> Die einzelne Veränderung hat immer wieder eine ebenso einzelne Veränderung, nicht aber die Kraft, zur Ursache, deren Aeußerung sie ist.
>
> (W. a. W. u. V. I. 155.)

> Eine Naturkraft selbst ist keiner Causalität unterworfen; sondern sie ist gerade Das, was jeder Ursache die Causalität, d.h. die Fähigkeit zu wirken, verleiht.
>
> (Ethik 47.)

Was thut hier Schopenhauer? Er schiebt zwischen die Naturkraft und die Wirkung ein unbegreifliches Drittes, etwas von der |
i444 Naturkraft ganz Verschiedenes, die Ursach, d.h. die von der Kraft abgelöste Aeußerung der Kraft. Es ist dasselbe, als ob ein Mörder sagte: Nicht meine Kraft hat gemordet, sondern die Aeußerung meiner Kraft.

Schopenhauer geht so weit, sich dieser absurden Unterscheidung zu rühmen.

> Die Verwechselung der Naturkraft mit der Ursach ist so häufig, wie für die Klarheit des Denkens verderblich. Es scheint sogar, daß vor mir diese Begriffe nie rein gesondert worden sind, so höchst nöthig es doch ist.
>
> (4 fache W. 45.)

Die Wahrheit ist, daß die Dinge an sich, ohne eingebildetes Zwischenglied, auf einander wirken, und diese ihre Wirksamkeit nur von dem Subjekt, vermöge der idealen Causalität, erkannt werden kann. Nur in Beziehung auf das Subjekt heißt die Kraft, welche wirkt, Ursach und der von ihr bewirkte Zustand einer anderen Kraft Wirkung.

Auch die Eintheilung der Ursachen in: Ursachen im engeren Sinne, Reize und Motive ist nicht ganz richtig. Schopenhauer sagt:

> Der wahre und wesentliche Unterschied zwischen unorganischem Körper, Pflanze und Thier beruht auf den drei verschiedenen Formen der Causalität: Ursach im engsten Sinne, Reiz und Motiv.
>
> (4 fache W. 45.)

> Die Ursach im engsten Sinne ist die, nach welcher ausschließlich die Veränderungen im unorganischen Reich erfolgen, also diejenigen Wirkungen, welche das Thema der Mechanik, der Physik und der Chemie sind. Von ihr allein gilt das dritte Newton'sche Grundgesetz: Wirkung und Gegenwirkung sind einander gleich.
>
> (4 fache W. 46.)

> Die zweite Form der Causalität ist der Reiz: sie beherrscht das organische Leben als solches, also das der Pflanzen, und den vegetativen, daher bewußtlosen Theil des thierischen Lebens, der ja eben ein Pflanzenleben ist. … Wirkung und Gegenwirkung sind einander nicht gleich, und keineswegs folgt die Intensität der Wirkung, durch alle Grade, der Intensität der Ursache: vielmehr kann, durch Verstärkung der Ursache, die Wirkung sogar in ihr Gegentheil umschlagen.
>
> i445 Die dritte Form der Causalität ist das Motiv: unter dieser leitet sie das eigentlich animalische Leben .... Die Wirkungsart eines Motivs ist von der eines Reizes augenfällig verschieden: die Einwirkung desselben nämlich kann sehr kurz, ja sie braucht nur momentan zu sein; während der Reiz stets des Kontakts, oft gar der Intussusception, allemal aber einer gewissen Dauer bedarf.
>
> (4 fache W. 46.)

Hiergegen habe ich erstens einzuwenden, daß die Ursach im engsten Sinne nicht ausschließlich das unorganische Reich beherrscht. Bei sehr vielen Erscheinungen, welche

die Physik und Chemie beschreibt, sind Wirkung und Gegenwirkung einander nicht gleich. Oft können sich zwei Stoffe nur dann vereinigen, wenn sie aus einer anderen Verbindung austreten und gleichsam in einem Zustand erregter Affinität sind, wie Wasserstoff und Arsenik. Wird Quecksilber auf 340° erwärmt, so verbindet es sich mit dem Sauerstoff zu Quecksilberoxyd; aber bei 360° findet wieder Zersetzung statt. Die Ursache wurde hier verstärkt, aber die Wirkung schlug in das Gegentheil um. Die Wärme macht Wachs weich, Thon hart u.s.w. Nur auf dem Gebiete der Mechanik ist Wirkung und Gegenwirkung stets einander gleich.

Das Motiv ist zweitens gewiß nur ein Reiz. Es findet entweder ein realer Contakt, durch das Licht, statt, oder ein idealer, vermittelst der Einbildungskraft oder des Gedächtnisses. Jedenfalls wirkt das Motiv, wenn es auch nach der Wahrnehmung sofort verschwindet, nur so lange, als es besteht, und muß deshalb dieselbe Dauer wie der Reiz haben.

Daß ein so scharfer Unterschied zwischen Ursach, Reiz und Motiv besteht, wie oben angeführt wurde, hat übrigens Schopenhauer selbst widerrufen. Er sagt:

> Was dem Thier und dem Menschen die Erkenntniß als Medium der Motive leistet, dasselbe leistet den Pflanzen die Empfänglichkeit für Reiz, den unorganischen Körpern die für Ursachen jeder Art, und genau genommen ist das Alles bloß dem Grade nach verschieden.
>
> (W. i. d. N. 65.)

Im Verlaufe unserer Kritik hat sich überall ergeben, daß unser Erkenntnißvermögen apriorische Formen und Functionen lediglich zu |
i446 dem Zwecke hat, das vom Subjekt unabhängige Reale zu erkennen. Die Natur, von der wir ein Theil sind, treibt kein unwürdiges Spiel mit uns. Sie täuscht uns nicht, sie verbirgt sich nicht; sie will nur ehrlich befragt sein. Dem redlichen Forscher giebt sie immer, soweit sie überhaupt kann, eine befriedigende Antwort.

Nur Eins haben wir noch nicht geprüft, nämlich, was der Synthesis eines Mannigfaltigen der Anschauung auf realer Seite gegenüberstehe?

Kant leugnet den vom Objekt ausgehenden Zwang zu einer bestimmten Synthesis. Hier drängt sich nun sofort die Frage auf: woran soll das synthetische Subjekt erkennen, daß die von der Sinnlichkeit dem Verstande gelieferten Theilvorstellungen zu einem Objekt gehören? Wie kommt es, daß ich immer genau dieselben Theile zu einem Objekt verbinde und nie darüber in Zweifel bin, was zusammengehört, was nicht? Kant erklärt den Vorgang nicht und müssen wir annehmen, daß die Urtheilskraft, gleichsam instinktiv, die zu einem Objekt gehörigen Theile richtig wählt und sie zu extensiven Größen zusammensetzt.

Wir stehen auf besserem Boden als Kant. Wie ich gezeigt habe, ist der Raum die Verstandesform, vermöge welcher das Subjekt die Grenze der Wirksamkeit eines Dinges an sich wahrnehmen kann, welche ihm also nicht erst die Ausdehnung verleiht. Jedes Ding an sich ist eine in sich geschlossene Kraft von bestimmter Intensität, d. h. jedes Ding an sich hat Individualität und ist wesentlich eine Einheit. Die Vernunft kann demnach nur zu einer Größe verbinden, was als ein individuelles Ganzes ihr entgegentritt; d. h. sie kann nur durch Synthesis erkennen, was, unabhängig von ihr, als eine Einheit, als Individualität, vorhanden ist. Sie weiß also immer an der vorhandenen Continuität der individuellen Kraft genau zu unterscheiden, was zu ihr gehört, was nicht.

Wir nähern uns dem Ende. Ich fasse zusammen. Wie wir gesehen haben, ist die Welt bei Kant durch und durch Schein, ein vollendetes Kunstwerk des Verstandes, aus seinen eigenen Mitteln, durch ihn, in ihm, für ihn, mit einem Wort: ein Wunder! Sie wäre es auch dann, wenn es ihm gelungen wäre, ihr eine reale Grundlage am Ding an sich zu geben. Er hat sich aber dasselbe |
i447 erschleichen müssen, denn seine Philosophie eröffnet keinen Weg zum Dinge an sich.

Die Welt als Vorstellung bei Schopenhauer ist gleichfalls durch und durch ein Produkt des Subjekts, nichts als Schein. Gegen sein besseres Wissen und Gewissen, mit handgreiflichen Sophismen, hat er sie gewaltsam dazu gemacht, theils aus wirklicher Noth,

weil seine Philosophie auf zerbrechlichen Grundpfeilern beruht (auf Raum und Zeit als reinen Anschauungen *a priori*), theils aus Sorglosigkeit, weil er in der Lage war, der idealen Welt als Vorstellung eine reale Welt als Wille gegenüberzustellen.

Man würde sich indessen täuschen, wenn man glaubte, Schopenhauer habe bis an sein Ende daran festgehalten, daß die Welt als Vorstellung nichts Anderes, als ein reines Gespinnst und Gewebe des erkennenden Subjekts sei. Er war ein genialer, großer Philosoph, aber kein consequenter Denker. Einen und denselben philosophischen Stoff hat sich sein rastloser Geist unzählige Male vorgelegt, immer hat er ihm neue Seiten abgewonnen, aber er wußte sie, mit seltenen Ausnahmen, nie zu einem Ganzen zu vereinigen. Von seiner Philosophie gilt ganz und gar der Goethe'sche Ausspruch in der Farbenlehre:

> Es ist ein fortdauerndes Setzen und Aufheben, ein unbedingtes Aussprechen und augenblickliches Limitiren, so daß zugleich Alles und Nichts wahr ist.

Er hat die Kant'sche Erkenntnißtheorie einestheils sehr vervollkommnet, anderentheils wesentlich verdorben, und er war in einem eigenthümlichen Wahne befangen, als er sich das Verdienst zusprach,

> die vom entschiedensten Materialismus ausgehende, aber zum Idealismus führende Reihe der Philosophen abgeschlossen zu haben.
>
> (*Parerga* II. 97.)

Zunächst sagt er *Parerga*. I. 93:

> Dem Ding an sich ist eigentlich (!) weder Ausdehnung, noch Dauer beizulegen.

Wir begegnen hier zum zweiten Male dem sehr charakteristischen »eigentlich«. Schon oben hieß es: die Materie ist eigentlich der Wille. Wir werden auf dieses »eigentlich« noch oft stoßen, und ich werde mir am Schlusse dieser Kritik erlauben, einige »eigentlich« zu einem Sträußchen zusammenzubinden.

i448 Dann sagt er:

> Der organische Leib ist nichts Anderes, als der in die Vorstellung getretene Wille, der in der Erkenntnißform des Raumes angeschaute Wille selbst.
>
> (W. i. d. N. 33.)

Der Wille ist Schopenhauer's Ding an sich; es wird also unumwunden bekannt, daß das Ding an sich direkt in die Anschauungsform Raum des Subjekts eingegangen sei. Hier sieht Jeder, daß es sich nur um die Art und Weise, wie dem Subjekt das Ding an sich erscheint, handelt, während doch Schopenhauer, wie wir wissen, zürnend Kant vorwirft, er habe, nicht wie es die Wahrheit verlangte, einfach und schlechthin das Objekt bedingt durch das Subjekt und umgekehrt gesetzt, sondern nur die Art und Weise der Erscheinung des Objekts u.s.w. Wo bleibt denn hier das Objekt, welches das Ding an sich sonst ganz verhüllt?

An diese Stelle lassen sich noch andere artigen Fragen knüpfen. Ist der Leib wirklich nur der in der Erkenntnißform des Raumes angeschaute Wille? Wo bleibt die Zeit? Wo bleibt die spezielle Wirksamkeit der Idee Mensch? Und geschieht der Schluß, daß der Leib der durch die subjektive Erkenntnißform gegangene Wille sei, nicht etwa nach dem Causalitätsgesetz? während doch W. a. W. u. V. I. 15 zu lesen ist:

> Man hüte sich vor dem großen Mißverständniß, daß, weil die Anschauung durch die Erkenntniß der Causalität vermittelt ist, deswegen zwischen Objekt und Subjekt das Verhältniß von Ursach und Wirkung bestehe; da dasselbe immer nur zwischen Objekten Statt findet.

Die wichtigste Stelle ist aber die folgende:

> Im Ganzen läßt sich sagen, daß in der objektiven Welt, also der anschaulichen Vorstellung, sich überhaupt Nichts darstellen kann, was nicht im Wesen der Dinge an sich, also in dem der Erscheinung zu Grunde liegenden Willen, ein genau dem entsprechendes modificirtes Streben hätte. Denn die Welt als Vorstellung kann nichts aus eigenen Mitteln liefern, eben darum aber auch kann sie kein eitles, müßig ersonnenes Mährchen auftischen. Die endlose Mannigfaltigkeit der Formen und sogar der Färbungen der Pflanzen und ihrer Blüthen muß doch überall der Ausdruck eines ebenso modificirten subjektiven |
> i449 Wesens sein, d.h. der Wille als Ding an sich, der sich darin darstellt, muß durch sie genau abgebildet sein.
>
> (*Parerga* II. 188.)

Welchen schweren Kampf muß Schopenhauer mit sich gekämpft haben, ehe er diese

Stelle hingeschrieben hat! Ihr zufolge ist das Objekt nichts Anderes, als das in die Formen des Subjekts getretene Ding an sich, was er auf das Entschiedenste in seiner Welt als Vorstellung leugnete. Auf der anderen Seite ist es überaus schmerzlich zu sehen, wie dieser große Mann mit der Wahrheit ringt, deren treuer und edler Jünger er doch, im Großen und Ganzen, unstreitig war.

Kant's Schnitt durch das Ideale und Reale war gar kein Schnitt. Er verkannte die Wahrheit so völlig, daß er sogar das Allerrealste, die Kraft, auf die subjektive Seite zog und ihr hier nicht einmal die Würde einer Kategorie gab: er zählte sie zu den Prädicabilien des reinen Verstandes. Er machte das Reale einfach zum Idealen und hielt somit nur Ideales in der Hand. Schopenhauer's Eintheilung der Welt in eine Welt als Vorstellung und eine Welt als Wille ist gleichfalls eine verfehlte, denn das Reale kann und muß schon in der Welt als Vorstellung vom Idealen getrennt werden.

Ich glaube nun, daß es mir gelungen ist, das Messer an der richtigen Stelle anzusetzen. Der Schwerpunkt des transscendentalen Idealismus, auf dem meine Philosophie beruht, liegt nicht in den subjektiven Formen Raum und Zeit. Nicht um die Breite eines Haares wirkt ein Ding an sich weiter als es der Raum ausgedehnt zeigt; nicht um die Breite eines Haares ist die reale Bewegung eines Dinges an sich meiner Gegenwart vorangeeilt: mein subjektives Korkkügelchen steht immer genau über dem Punkte der Welt-Entwicklung. Der Schwerpunkt liegt in der subjektiven Form Materie. Nicht daß die Materie das Wesen des Dinges an sich nicht bis in's Kleinste getreu, photographisch getreu, abspiegelte – nein! sie spiegelt es genau, zu diesem Zwecke ist sie ja eben eine Verstandesform; der Unterschied befindet sich viel tiefer, im Wesen der beiden. Das Wesen der Materie ist schlechthin ein Anderes, als das der Kraft. Die Kraft ist Alles, ist das alleinige Reale in der Welt, ist voll|kommen
i450 unabhängig und selbständig; die Materie dagegen ist ideal, ist Nichts ohne die Kraft.

Kant sagte:

> Wenn ich das denkende Subjekt wegnehme, so muß die ganze Körperwelt fallen, als die Nichts ist, als die Erscheinung in der Sinnlichkeit unseres Subjekts und eine Art Vorstellungen desselben.

Und Schopenhauer sagte:

> Kein Objekt ohne Subjekt.

Beide Erklärungen beruhen auf den reinen Anschauungen *a priori*, Raum und Zeit, und sind richtige Schlüsse aus falschen Prämissen. Nehme ich das denkende Subjekt weg, so weiß ich ganz genau, daß individuelle Kräfte, in realer Entwicklung begriffen, übrig bleiben, aber sie haben die Materialität verloren: »Die Körperwelt muß fallen«, »kein Objekt mehr«.

Wir haben also:

auf der subjektiven Seite	auf der realen Seite
a. apriorische Formen und Functionen:	
das Causalitätsgesetz,	die Wirksamkeit überhaupt,
den Punkt-Raum,	die Wirksamkeitssphäre,
die Materie,	die Kraft,
die Synthesis,	die Individualität,
die Gegenwart.	den Punkt der Bewegung.
b. ideale Verbindungen:	
die allgemeine Causalität,	die Einwirkung eines Dinges an sich auf ein anderes,
die Gemeinschaft,	den dynamischen Zusammenhang des Weltalls,
die Substanz,	die Collectiv-Einheit der Welt,
die Zeit,	die reale Succession,
den mathematischen Raum.	das absolute Nichts.

Wir wollen jetzt noch einmal kurz, nach meiner Erkenntnißtheorie (Fortbildung der Kant-Schopenhauer'schen) die anschauliche Welt entstehen lassen.

i451 1) In den Sinnen findet eine Veränderung statt.

2) Der Verstand, dessen Function
das Causalitätsgesetz ist und dessen Formen
Raum und Materie sind, sucht die Ursache der Veränderung, construirt sie räumlich (setzt der Wirksamkeit Grenzen nach Länge, Breite, Tiefe) und macht sie materiell (Objektivirung der specifischen Natur der Kraft).

3) Die auf diese Weise hergestellten Vorstellungen sind Theilvorstellungen. Der Verstand reicht diese der
Vernunft dar, deren Function
Synthesis und deren Form
die Gegenwart ist. Die Vernunft verbindet sie zu ganzen Objekten mit Hülfe der
Urtheilskraft, deren Function ist: das Zusammengehörige zu beurtheilen, und der
Einbildungskraft, deren Function ist: das Verbundene festzuhalten.

So weit haben wir einzelne, vollkommen fertige Objekte, neben über und hinter einander, ohne dynamischen Zusammenhang und stehend im Punkte der Gegenwart. Sämmtliche erwähnten Formen und Functionen haben Apriorität, d. h. sie sind uns angeboren, liegen vor aller Erfahrung in uns.

Die Vernunft schreitet nun zur Herstellung von Verbindungen und Verknüpfungen, auf Grund dieser apriorischen Functionen und Formen. Sie verbindet:

a. die vom fortrollenden Punkte der Gegenwart durchlaufenen und noch zu durchlaufenden Stellen zur Zeit, welche unter dem Bilde einer Linie von unbestimmter Länge gedacht werden muß. Mit Hülfe der Zeit erkennen wir:
1) Ortsveränderungen, die nicht wahrnehmbar sind;
2) die Entwicklung (innere Bewegung) der Dinge.

Die Vernunft verbindet:

b. auf Grund des Punkt-Raums beliebig große leere Räumlichkeiten zum mathematischen Raume. Auf ihm beruht die Mathematik, welche unsere Erkenntniß wesentlich erweitert.

Sie verknüpft:

i452 *c.* auf Grund des Causalitätsgesetzes
1) die Veränderung im Subjekt mit dem Ding an sich, welches sie verursachte;
2) jede Veränderung in irgend einem Dinge der Welt mit dem Dinge an sich, das sie verursacht: allgemeine Causalität;
3) sämmtliche Dinge unter einander, indem sie erkennt, daß jedes Ding auf alle anderen wirkt und alle Dinge auf jedes einzelne wirken: Gemeinschaft.

Die Vernunft verknüpft schließlich:

d. sämmtliche verschiedenen, durch die Materie objektivirten Wirkungsarten der Dinge zu Einer Substanz, mit welcher das Subjekt alle solche Sinneseindrücke objektivirt, die der Verstand nicht gestalten kann.

Diese sämmtlichen Verbindungen sind *a posteriori* zu Wege gebracht. Sie sind das formale Netz, in welchem das Subjekt hängt, und mit ihnen buchstabiren wir: die Wirksamkeit, den realen Zusammenhang und die reale Entwicklung aller individuellen Kräfte. Die empirische Affinität aller Dinge ist also nicht, wie Kant will, eine Folge der transscendentalen, sondern beide laufen neben einander her.

Von hier aus erscheinen erst die transscendentale Aesthetik und die transscendentale Analytik Kant's in ihrer ganzen großartigen Bedeutung. In ihnen hat er, mit außerordentlichem Scharfsinn,

> das Inventarium aller unserer Besitze durch reine Vernunft,
>
> (Kk. 10.)

mit Ausnahme des Causalitätsgesetzes, aufgenommen. Er irrte nur in der Bestimmung der wahren Natur des Raumes, der Zeit und der Kategorien und darin, daß er den einzelnen

subjektiven Stücken nichts Reales gegenüberstellte.

Theilen wir die idealen Verbindungen nach der Tafel der Kategorien ein, so gehören in das Behältniß

der Quantität	der Qualität	der Relation
die Zeit	die Substanz	die allgemeine Causalität
der mathematische Raum		die Gemeinschaft.

---

i453 Ich habe, noch ganz auf dem Gebiete der Welt als Vorstellung stehend, gleichsam die Formen des Dinges an sich: Individualität und reale Entwicklung, gefunden, sowie die Kraft von der Materie streng gesondert und habe die Wahrheit auf meiner Seite. Es ist eine ebenso unbegründete, als verbreitete Meinung in der Philosophie seit Kant, daß Entwicklung ein Zeitbegriff, folglich nur durch die Zeit möglich sei (es ist dasselbe, als ob ich sagen wollte: der Reiter trägt das Pferd, das Schiff trägt den Strom); ingleichen, daß Ausdehnung ein Raumbegriff, folglich nur durch den Raum möglich sei, was Alles darauf hinausläuft, die Zeit und den Raum in ein ursächliches Verhältniß zur Bewegung und Individualität zu bringen. Alle redlichen Empiriker mußten entschieden Front gegen diese Lehre machen, da nur Tollköpfe die reale Entwicklung der Dinge und ihr strenges Fürsichsein leugnen können, und Naturwissenschaft auf Grund des empirischen Idealismus ganz unmöglich ist. Auf der anderen Seite aber ist der in Kant's Lehre eingedrungene Denker nicht mehr im Stande, an eine vom Subjekt absolut unabhängige Welt zu glauben. Um sich aus diesem Dilemma zu retten, erfand Schelling die Identität des Idealen und Realen, welche Schopenhauer gebührend mit den Worten abfertigte:

> Schelling eilte, seine eigene Erfindung, die absolute Identität des Subjektiven und Objektiven, oder Idealen und Realen zu verkündigen, welche darauf hinausläuft, daß Alles, was seltene Geister, wie Locke und Kant, mit unglaublichem Aufwand von Scharfsinn und Nachdenken gesondert hatten, nun wieder zusammenzugießen sei in den Brei jener absoluten Identität.
>
> (*Parerga*, I. 104.)

Der einzige Weg, auf dem das Reale vom Idealen gesondert werden konnte, war der von mir eingeschlagene. Was den Zugang zu ihm versperrte, war die irrige Annahme, Raum und Zeit seien reine Anschauungen *a priori*, deren Nichtigkeit ich also zuerst nachweisen mußte.

Meine Theorie ist nun nichts weniger als eine Identitätslehre. Die Sonderung der Materie von der Kraft beweist dies hinlänglich. Aber auch außerdem besteht ein fundamentaler Unterschied zwischen dem Causalitätsgesetz und der Wirksamkeit der Dinge; zwischen dem Raume, diesem Vermögen, nach drei Dimensionen in unbestimmte |
i454 Weite auseinander zu treten, und einer ganz bestimmten Individualität. Ist die Zeit, dieses Maß aller Entwicklungen, identisch mit der Entwicklung selbst einer Kraft? u.s.w.

Raum und Zeit sind, der großen Lehre Kant's gemäß, ideal; Individualität und Bewegung dagegen, ohne deren Annahme weder Naturwissenschaft, noch eine widerspruchslose Philosophie möglich ist, sind real. Jene haben nur den Zweck, diese zu erkennen. Ohne die subjektiven Formen keine Wahrnehmung der Außenwelt, wohl aber strebende, lebende, wollende individuelle Kräfte.

Es ist die höchste Zeit, daß der Streit zwischen Realismus und Idealismus aufhöre. Kant's Versicherung, sein transscendentaler Idealismus hebe nicht die empirische Realität der Dinge auf, entsprang aus einer vollkommenen Selbsttäuschung. Ein Ding an sich, welches, als Erscheinung, seine Ausdehnung und Bewegung ausgesprochenermaßen von den reinen Anschauungen Raum und Zeit geborgt hat, hat keine Realität. Dies steht felsenfest. Der von mir in seinen Fundamenten umgebaute Kant-Schopenhauer'sche kritische Idealismus läßt dagegen die Ausdehnung und Bewegung der Dinge ganz unangetastet und behauptet nur, daß sich das Objekt durch die Materie vom Dinge an sich unterscheide, indem allerdings die Art und Weise der Erscheinung einer Kraft durch die subjektive Form Materie bedingt ist.

Da für Kant das Ding an sich ein völlig Unbekanntes $=x$ war, mit welchem er sich so gut wie gar nicht beschäftigte, so fielen die absurden Folgerungen aus den reinen Anschauungen

Raum und Zeit, wie:

> Wir können nur aus dem Standpunkte eines Menschen vom Raum, von ausgedehnten Wesen reden,

und

> Das handelnde Subjekt würde nach seinem intelligibelen Charakter unter keinen Zeitbedingungen stehen; denn die Zeit ist nur die Bedingung der Erscheinungen, nicht aber der Dinge an sich selbst. In ihm würde keine Handlung entstehen oder vergehen, mithin würde es auch nicht dem Gesetze aller Zeitbestimmung, alles Veränderlichen unterworfen sein.
>
> (Kk. 421.)

i455 weniger in's Auge. Dagegen feiern sie bei Schopenhauer, der sich mit dem Dinge an sich (Wille) unaufhörlich beschäftigen mußte, fast auf jeder Seite seiner Werke ihre Saturnalien. Die geleugnete Individualität und die geleugnete reale Entwicklung des Dinges an sich rächten sich auf das Furchtbarste; denn sie zerbrachen das Gedankenwerk des genialen Mannes in tausend Stücke und warfen sie ihm hohnlachend vor die Füße. Ein philosophisches Gebäude muß so beschaffen sein, daß jede Zwischenwand im 2., 3., 4., 5. Stockwerke auf einem unerschütterlichen Grundpfeiler beruht, sonst kann es keinem einigermaßen starken Windstoße trotzen und fällt zusammen. Die streng auseinander gehaltenen Formen des Subjekts und des Dinges an sich sind aber das Fundament aller Philosophie. Findet hier ein Fehler statt, so ist der prächtigste Bau nichts werth. Deshalb hat auch jedes redliche System mit der scharfen, obgleich sehr mühevollen Untersuchung des Erkenntnißvermögens zu beginnen.

In dieser Abtheilung meiner Kritik werde ich die Widersprüche, in welche sich Schopenhauer durch die erwähnte Ableugnung nothwendig verstricken mußte, noch nicht berühren. Dies wird später geschehen und werden wir alsdann auch sehen, wie oft er die lästigen Ketten der reinen Anschauungen, Raum und Zeit, abschüttelte und sich ganz auf realen Boden stellte. Jetzt will ich nur kurz zeigen, wie Schopenhauer den ausdehnungs- und bewegungslosen Punkt des Einen Dinges an sich (Wille) zur

> objektiven, realen, den Raum in drei Dimensionen füllenden Körperwelt,

vermöge der subjektiven Formen, werden läßt.

Vorher muß ich erwähnen, daß er sogar das Dasein der Welt vom Subjekt abhängig gemacht hat. Er sagt:

> Unter dem Vielen, was die Welt so räthselhaft und bedenklich macht, ist das Nächste und Erste Dieses, daß, so unermeßlich und massiv sie auch sein mag, ihr Dasein dennoch an einem einzigen Fädchen hängt: und dieses ist das jedesmalige Bewußtsein, in welchem sie dasteht.
>
> (W. a. W. u. V. II. 4.)

An Stelle von Dasein sollte Erscheinung stehen. Er hatte ganz vergessen, daß er Vierfache Wurzel 87 gesagt hatte:

> i456 Man begeht einen Mißbrauch, so oft man das Gesetz der Causalität auf etwas Anderes, als auf Veränderungen, in der uns empirisch gegebenen, materiellen Welt anwendet, z.B. auf die Naturkräfte, vermöge welcher solche Veränderungen überhaupt erst möglich sind; oder auf die Materie, an der sie vorgehen; oder auf das Weltganze, als welchem dazu ein absolut objektives, nicht durch unseren Intellekt bedingtes Dasein beigelegt werden muß.

Hieran knüpfe ich die Bloßlegung eines schreienden Widerspruchs bezüglich des Objekts. Schopenhauer sagt:

> Wo das Objekt anfängt, hört das Subjekt auf. Die Gemeinschaftlichkeit dieser Grenze zeigt sich eben darin, daß die wesentlichen und daher allgemeinen Formen des Objekts, welche Zeit, Raum und Causalität sind, auch ohne die Erkenntniß des Objekts selbst, vom Subjekt ausgehend, gefunden und vollständig erkannt werden können.
>
> (W. a. W. u. V. I. 6.)

Dagegen lehrt der älter gewordene Philosoph im 2. Bande, gleichfalls auf Seite 6:

> Das Objektive ist bedingt durch das Subjekt und noch dazu durch dessen Vorstellungsformen, als welche dem Subjekt, nicht dem Objekt anhängen.

Was soll man hierzu sagen?!

Und jetzt zur Sache!

> Der Leib liegt wie alle Objekte der Anschauung in den Formen alles Erkennens, in Raum und Zeit, durch welche die Vielheit ist.
>
> (W. a. W. u. V. I. 6.)
>
> Die Zeit ist diejenige Einrichtung unseres Intellekts, vermöge welcher Das, was wir als das Zukünftige auffassen, jetzt gar nicht zu existiren scheint.
>
> (*Parerga* II. 44.)
>
> In Wahrheit ist das beständige Entstehen neuer Wesen und Zunichtewerden der vorhandenen anzusehen als eine Illusion, hervorgebracht durch den Apparat zweier geschliffenen Gläser (Gehirnfunctionen), durch die allein wir etwas sehen können: sie heißen Raum und Zeit und in ihrer Wechseldurchdringung (!) Causalität.
>
> (*ib*. 287.)
>
> i457 Durch unser optisches Glas Zeit stellt als künftig und kommend sich dar, was schon jetzt und gegenwärtig ist.
>
> (*ib*. I. 281.)
>
> Unser Leben ist mikroskopischer Art: es ist ein untheilbarer Punkt, den wir durch die beiden starken Linsen: Raum und Zeit auseinandergezogen und daher in höchst ansehnlicher Größe erblicken.
>
> (*ib*. II. 309.)
>
> Wenn man die Erkenntnißformen, wie das Glas aus dem Kaleidoskop, wegziehen könnte, so würden wir das Ding an sich, zu unserer Verwunderung, als ein einziges und bleibendes vor uns haben, als unvergänglich, unveränderlich und, unter allem scheinbaren Wechsel, vielleicht sogar bis auf die ganz einzelnen Bestimmungen herab, identisch.
>
> (*ib*. I. 91.)
>
> Eine andere Folgerung, die sich aus dem Satze, daß die Zeit dem Wesen an sich der Dinge nicht zukommt, ziehen ließe, wäre diese, daß, in irgend einem Sinne, das Vergangene nicht vergangen sei, sondern Alles, was jemals wirklich und wahrhaft gewesen, im Grunde auch noch sein müsse, indem ja die Zeit nur einem Theaterwasserfall gleicht, der herabzuströmen scheint, während er als ein bloßes Rad, nicht von der Stelle kommt; wie ich diesem analog, schon längst, den Raum einem in Facetten geschliffenen Glase verglichen habe.
>
> (*ib*. I. 92.)

So mußte es kommen! Was Kant nur leicht skizzirt hatte, mußte von seinem größten Nachfolger in einem deutlichen Gemälde ausgeführt werden, damit auch selbst Blöde die Ungeheuerlichkeit der Sache sofort erkennen könnten. Man vergegenwärtige sich den Vorgang. Das Eine Ding an sich, dem alle Vielheit fremd ist, existirt im *Nunc Stans* der Scholastiker. Das ihm gegenüberstehende, übrigens zu dem Einen Ding an sich gehörende Subjekt, öffnet die Augen. Jetzt tritt zunächst im Intellekt der Raum, welcher einem in Facetten geschliffenen Glase zu vergleichen ist, in Thätigkeit (vom Causalitätsgesetz ist zur Abwechselung nicht die Rede, sondern von der Causalität, die zur Wechseldurchdringung von Raum und Zeit gemacht wird). Dieses Glas verzerrt den Einen untheilbaren Punkt des Dinges an sich nicht etwa zu Millionen Gestalten von gleicher Beschaffenheit und Größe – nein! zu Bergen, Flüssen, Menschen, Ochsen, Eseln, Schafen, Kameelen u.s.w. Alles aus |
i458 eigenen Mitteln bewerkstelligend, denn im Einen Punkt ist kein Platz für Unterschiede. Nachdem dies vollbracht ist, tritt die Linse Zeit in Thätigkeit. Dieses Glas zerrt die Eine That des in ewiger, absoluter Ruhe liegenden Einen Dinges an sich, nämlich zu sein, in unzählige successive Willensakte und Bewegungen auseinander, aber – wohl verstanden – aus eigenen Mitteln läßt es einen Theil davon bereits vergangen sein, während es einen anderen Theil dem Subjekt ganz verbirgt. Von diesen verborgenen Willensakten rückt nun die wundervolle Zauberlinse unübersehbar viele immer in die Gegenwart, von wo aus sie in die Vergangenheit hinabgeschleudert werden.

Wie wird hier die Natur zu einer verlogenen Circe gemacht von demselben Manne, der nicht müde wurde zu erklären:

> Die Natur lügt nie: sie macht ja alle Wahrheit erst zur Wahrheit.
>
> (*Parerga* II. 51.)

Was zeigt aber die Natur? Nur Individuen und reales Werden. Hier darf man übrigens nicht fragen: wie war es möglich, daß ein hervorragender Geist so etwas schreiben konnte? denn die ganze Absurdität ist nur eine natürliche Folge aus den Kant'schen reinen

Anschauungen, Raum und Zeit, welche auch Schopenhauer's Philosophie zu Grunde liegen.

Also aus eigenen Mitteln liefert das Subjekt die vielgestaltete Welt. Indessen, wie ich oben anführte, dem älter gewordenen Idealisten stellte sich die Sache doch in einem anderen Lichte dar. Er mußte bekennen: »die Welt als Vorstellung kann nichts aus eigenen Mitteln liefern, kann kein eitles, müßig ersonnenes Mährchen auftischen.« Den bedeutungsvollsten Widerruf hat er aber bezüglich der so hartnäckig abgeleugneten Individualität gethan. Den vielen Stellen wie:

> Die aus den Formen der äußeren, objektiven Auffassung herrührende Illusion der Vielheit.
>
> (W. a. W. u. V. II. 366.)
>
> Die Vielheit der Dinge hat ihre Wurzel in der Erkenntnißweise des Subjekts.
>
> (*ib*. 367.)
>
> Das Individuum ist nur Erscheinung, ist nur da für die im Satz vom Grunde, dem *principio individuationis*, befangene Erkenntniß.
>
> (*ib*. I. 324.)
>
> i459 Die Individuation ist bloße Erscheinung, entstehend mittelst Raum und Zeit.
>
> (Ethik 271.)

stehen vernichtend die anderen gegenüber:

> Die Individualität inhärirt zwar zunächst dem Intellekt, der, die Erscheinung abspiegelnd, der Erscheinung angehört, welche das *principium individuationis* zur Form hat. Aber sie inhärirt auch dem Willen, sofern der Charakter individuell ist.
>
> (W. a. W. u. V. II. 698.)
>
> Ferner kann man fragen, wie tief, im Wesen an sich der Welt, die Wurzeln der Individualität gehen? worauf sich allenfalls noch sagen ließe: sie gehen so tief, wie die Bejahung des Willens zum Leben.
>
> (*ib*. 734.)
>
> Hieraus folgt nun ferner, daß die Individualität nicht allein auf dem *principio individuationis* beruht und daher nicht durch und durch bloße Erscheinung ist; sondern daß sie im Dinge an sich, im Willen des Einzelnen, wurzelt: denn sein Charakter selbst ist individuell. Wie tief nun aber hier ihre Wurzeln gehen, gehört zu den Fragen, deren Beantwortung ich nicht unternehme.
>
> (*Parerga* II. 243.)

Ich kann hier nur ausrufen:

Magna est vis veritatis et praevalebit!

Zum Schlusse muß ich nochmals auf die Ungerechtigkeit kommen, die Schopenhauer gegen Kant beging, als er die transscendentale Analytik kritisirte. Er verstand die Synthesis eines Mannigfaltigen der Anschauung nicht, oder besser, er wollte und durfte sie nicht verstehen. Kant hat ganz klar gelehrt, daß die Sinnlichkeit allein das Material zur Anschauung giebt, welches der Verstand durchgeht, sichtet, aufnimmt und verbindet, und daß ein Objekt erst durch die Synthesis von Theilerscheinungen entsteht. Dies verdrehte nun Schopenhauer dahin, daß zur Anschauung ein von ihr verschiedenes Objekt, durch die Kategorien, hinzugedacht werden müsse, damit allererst die Anschauung zur Erfahrung werde.

> Ein solches absolutes Objekt, das durchaus nicht das angeschaute Objekt ist, wird durch den Begriff zur Anschauung hinzugedacht, |
> i460 als etwas derselben Entsprechendes. – – Das Hinzudenken dieses direkt nicht vorstellbaren Objekts zur Anschauung ist dann die eigentliche (!) Function der Kategorien.
>
> (W. a. W. u. V. II. 524.)
>
> Der Gegenstand der Kategorien ist bei Kant zwar nicht das Ding an sich, aber doch dessen nächster Anverwandter: es ist das Objekt an sich, ist ein Objekt, das keines Subjekts bedarf, ist ein einzelnes Ding, und doch nicht in Zeit und Raum, weil nicht anschaulich, ist Gegenstand des Denkens, und doch nicht abstrakter Begriff. Demnach unterscheidet Kant eigentlich (!) dreierlei: 1) die Vorstellung, 2) den Gegenstand der Vorstellung, 3) das Ding an sich. Erstere ist Sache der Sinnlichkeit, welche bei ihm, neben der Empfindung, auch die reinen Anschauungsformen Raum und Zeit begreift. Das Zweite ist Sache des Verstands, der es durch seine 12 Kategorien hinzudenkt. Das Dritte liegt jenseit aller Erkennbarkeit.

(*ib*. 526.)

Von allem Diesem ist in Kant's Analytik Nichts zu finden und Schopenhauer hat einfach phantasirt. Er geht sogar so weit, den tiefsinnigen Denker, den größten Denker aller Zeiten, eines unglaublichen Mangels an Besinnung zu beschuldigen, weil er erst durch den Verstand (Vernunft) Verbindung in die Anschauung habe bringen lassen, was gerade eines seiner unsterblichen Verdienste ist. Man höre:

> Jener unglaubliche Mangel an Besinnung über das Wesen der anschaulichen und der abstrakten Vorstellung bringt Kanten zu der monströsen Behauptung, daß es ohne Denken, also ohne abstrakte Begriffe, gar keine Erkenntniß eines Gegenstands gebe.

(W. a. W. u. V. I. 562.)

Wie wir wissen, bringt die Vernunft nicht das Denken, sondern Verbindung in die Anschauung. Natürlich denken wir auch während wir anschauen, reflektiren die Anschauung in Begriffen und erheben uns zu der Erkenntniß eines Weltganzen, seines dynamischen Zusammenhangs, seiner Entwicklung u.s.w., doch dies ist ja etwas ganz Anderes. Die bloße Anschauung, die Anschauung der Objekte, Gegenstände, kommt ohne Begriffe zu |
i461 Stande und doch mit Hülfe der Vernunft. Weil Schopenhauer die Vernunft nur Begriffe bilden und solche verbinden läßt, mußte Kant Unrecht haben. Es ist aber die schönste Pflicht der richtenden Nachwelt, vergessenes Verdienst wieder an's Licht zu bringen und ungerechte Urtheile zu cassiren. In vorliegendem Falle hielt ich mich für berufen, diese Pflicht zu erfüllen.

---

*[1] Ich bemerke, daß ich die Werke Kant's nach der Ausgabe Hartenstein und die Schopenhauer's wie folgt citire:

Welt als Wille und Vorstellung.	3. Aufl.	1859
Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde.	2. „	1847
Ethik.	2. „	1860
Ueber den Willen in der Natur.	2. „	1854
Parerga und *Paralipomena*.	2. „	1862
Ueber das Sehen und die Farben.	2. „	1854

Physik.

i463

> Wer den Philosophenmantel anlegt, hat zur Fahne der Wahrheit geschworen, und nun ist, wo es ihren Dienst gilt, jede andere Rücksicht, auf was immer es auch sei, schmählicher Verrath.
>
> **Schopenhauer**.

i465 Wie ich im vorigen Abschnitt gezeigt habe, verbesserte Schopenhauer in seinen Schriften, welche die Vorstellung betreffen, theils die Erkenntnißtheorie Kant's wesentlich (Apriorisches Causalitätsgesetz, Intellektualität der Anschauung, Vernichtung der Kategorien), theils verstümmelte er ihren guten Theil gewaltsam (Leugnung der Synthesis eines Mannigfaltigen der Anschauung). Folgte er auf diese Weise nur den Spuren seines großen Vorgängers, so sehen wir ihn dagegen in seinen Werken über den Willen einen in der abendländischen Philosophie ganz neuen Weg einschlagen, den Schelling – seien wir gerecht! – angedeutet hatte. Das Kant'sche Ding an sich stand wie das verschleierte Bild von Saïs in der Philosophie. Viele versuchten, den Schleier zu heben, jedoch ohne Erfolg. Da kam Schopenhauer und riß ihn ab. Ist es ihm auch nicht gelungen, die Züge des Bildes klar wiederzugeben, so hat doch seine Copie des Bildes unschätzbaren Werth. Und selbst wenn dies nicht der Fall wäre, so würde die bloße That – die Entschleierung des Dinges an sich – hinreichen, seinen Namen unsterblich zu machen. Wie Kant der größte Philosoph ist, der über den Kopf geschrieben hat, so ist Schopenhauer der größte Denker, der über das Herz philosophirte. Die Deutschen dürfen stolz sein.

Betrachten wir zunächst den Weg, der Schopenhauer zum Ding an sich führte. Noch ganz unter dem Einflusse des Kant'schen Idealismus stehend, kam er zur Ueberzeugung, daß die Erscheinung das Wesen des in ihr sich Manifestirenden in keiner Weise ausdrücke. Er schloß deshalb, daß, so lange wir uns in der Welt als Vorstellung befinden, das Ding an sich uns völlig verborgen bleiben müsse. Aber, sagte er,

> mein Leib ist dem rein erkennenden Subjekt als solchem eine Vorstellung wie jede andere, ein Objekt unter Objekten.
>
> (W. a. W. u. V. I. 118 .)

i466 folglich manifestirt sich auch in ihm das Ding an sich, und es muß mir deshalb in meinem Innern, im Selbstbewußtsein, zugänglich sein.

Dies war ein glänzendes geniales Aperçu, und ich befürchte nicht, mich einer Uebertreibung schuldig zu machen, wenn ich sage, daß es eine Revolution auf geistigem Gebiete eingeleitet hat, welche ähnliche Umgestaltungen in der Welt hervorrufen wird, wie die vom Christenthum bewirkten.

Ich werde mich nicht dabei aufhalten, bereits gerügte Fehler nochmals zu besprechen. Es ist uns bekannt, daß Schopenhauer selbst schließlich zu bekennen gedrängt wurde, daß die Erscheinung doch nicht so ganz müßig vom Subjekt ersonnen, sondern der Ausdruck des Dinges an sich sei. Und haben wir in der That gesehen, daß schon in der Welt als Vorstellung die Formen angegeben werden können, welche dem Ding an sich inhäriren, ja daß sein Wesen selbst, als Kraft, zu erkennen ist. Was aber die Kraft selbst sei, ist von außen nie zu erfassen. Wir müssen uns auf den Grund unseres Innern versenken, um dieses *x* näher bestimmen zu können. Hier enthüllt es sich uns als Wille zum Leben.

Schopenhauer sagt sehr richtig:

> Führen wir den Begriff der Kraft auf den des Willens zurück, so haben wir in der That ein Unbekannteres auf ein unendlich Bekannteres, ja, auf das einzige uns wirklich unmittelbar und ganz und gar Bekannte zurückgeführt.
>
> (W. a. W. u. V. I. 133.)

und wird auch der überaus glücklich gewählte Ausdruck »Wille zum Leben« aus der Philosophie nicht mehr zu verdrängen sein.

Wir haben uns schon im vorigen Abschnitt in unser Inneres versenkt und haben es jetzt noch einmal zu thun, um Alles, was auf diesem Wege zu erfassen ist, genau zu beobachten.

Verschließen wir uns ganz der Außenwelt und blicken aufmerksam in uns, so werden wir sofort gewahr, daß der Verstand gleichsam ausgehängt ist. Er hat ja auch nur den einzigen Zweck, äußere Dinge wahrzunehmen und sie, seinen Formen gemäß, zu objektiviren. Wir fühlen uns unmittelbar und suchen nicht etwa erst zu einem gewissen Eindruck die Ursache mit Hülfe des Causalitätsgesetzes; wir können zweitens unser Inneres nicht dem Raume gemäß gestalten; ingleichen fühlen wir uns immateriell, denn nur Ursachen sinnlicher |
i467 Eindrücke geben wir ausnahmslos, mit Nothwendigkeit, Materialität (Substanzialität). Wach und thätig sind nur unsere höheren Erkenntnißvermögen und mit ihnen das Selbstbewußtsein.

Es ist indessen wohl zu bemerken, daß, ob wir gleich unser Inneres nicht räumlich gestalten können, wir dennoch unmittelbar unserer Individualität uns bewußt sind. Wir haben sie im Gemeingefühl; wir fühlen gleichsam unsere Kraftsphäre und fühlen uns innerlich nicht um die Breite eines Haares ausgedehnter, oder besser: weiter wirksam, als unser Verstand den Leib räumlich ausgedehnt zeigt. Dies ist sehr wichtig, weil Schopenhauer geradezu leugnet, daß uns »im Gemeingefühl oder im inneren Selbstbewußtsein irgend eine Ausdehnung, Gestalt und Wirksamkeit gegeben sei« (W. a. W. u. V. II. 7.) Die Gestalt verlieren wir allerdings im Selbstbewußtsein, allein nicht das Gefühl unserer Ausdehnung, d. h. unserer Kraftsphäre.

Diese gefühlte Individualität berührt den Punkt der Gegenwart (Form der Vernunft) unablässig, oder, was dasselbe ist, giebt jedem von der Vernunft verbundenen Uebergang von Gegenwart zu Gegenwart einen Inhalt. Wir sind uns nie eines leeren Augenblicks bewußt. Unser Geist darf sich beschäftigen mit einer uns noch so fremden Sache, immer wird ihn unser Gefühl begleiten; wir beachten es nur sehr oft nicht und füllen die Augenblicke mit Gedanken, Phantasiebildern, mit der Betrachtung äußerer Gegenstände, welche doch alle nur ein abhängiges Dasein haben, d. h. alle sind nur, weil sie getragen werden von der stetig fortfließenden, wenn auch oft furchtbar aufgeregten und kochenden Fluth unseres Gefühls.

Auf dem Punkte der Gegenwart erfassen wir uns also immer unverhüllt, genau wie wir sind. Welchen Theil unseres Wesens sollte uns denn der Punkt der Gegenwart verhüllen? Aber stempelt nicht die Zeit unser Inneres zu einer bloßen Erscheinung? wie schon Kant ausdrücklich lehrt:

> Was die innere Anschauung betrifft, so erkennen wir unser eigenes Subjekt nur als Erscheinung, nicht aber nach Dem, was es an sich selbst ist.
>
> (Kk. 155.)

Schopenhauer bestätigt dies:

> Die innere Wahrnehmung liefert noch keineswegs eine er|schöpfende
> i468 und adäquate Erkenntniß des Dinges an sich. – Jedoch ist die innere Erkenntniß von zwei Formen frei, welche der äußeren anhängen, nämlich von der des Raumes und von der alle Sinnesanschauung vermittelnden Form der Causalität. Hingegen bleibt noch die Zeit, wie auch die des Erkanntwerdens und Erkennens überhaupt.
>
> (W. a. W. u. V. II. 220.)
>
> Ich erkenne meinen Willen nicht im Ganzen, nicht als Einheit, nicht vollkommen seinem Wesen nach, sondern ich erkenne ihn allein in seinen einzelnen Akten, also in der Zeit.
>
> (*ib*. I. 121.)

Abgesehen davon, daß von diesem Standpunkte aus das Wesen der Welt niemals erschlossen werden könnte und Philosophiren nichts Anderes, als Danaidenarbeit wäre – (denn was hilft es mir, daß die innere Erkenntniß von zwei Formen frei ist? die übrigbleibende ist gerade hinreichend, um das Ding an sich ganz zu verhüllen) – so ist es, wie ich nachgewiesen habe, überhaupt falsch, der Zeit die Kraft zu geben, irgend eine Veränderung im Erscheinenden hervorzubringen. Wir haben sie vielmehr nur zu dem Zwecke, das Ding an sich seinem Wesen nach zu erkennen; auf das Wesen selbst übt sie auch nicht den denkbar geringsten Einfluß aus. Ich muß mich deshalb hier auf den ganz positiven Standpunkt stellen, daß wir das Ding an sich auf dem inneren Wege vollständig und unverhüllt erkennen. Es ist Wille zum Leben. Ich will das Leben schlechthin – hiermit ist der innerste Kern meines Wesens in's Licht gestellt: mein Wille ist hier ein Ganzes, eine Einheit. Weil ich das Leben will, bin ich überhaupt. Um dies zu erkennen, bedarf ich der Zeit nicht. Ich will

das Leben in jeder Gegenwart und mein ganzes Leben ist nur die Addition dieser Punkte.

Aber auf der anderen Seite will ich das Leben auf eine ganz bestimmte Weise. Um dies zu erkennen, habe ich die Zeit nöthig; denn nur im allgemeinen Flusse der Dinge kann ich offenbaren, wie ich das Leben will. Ohne Entwicklung oder Entfaltung meines Wesens wäre dies unmöglich; die Zeit aber bringt nicht allererst die Entwicklung hervor, sondern macht sie nur wahrnehmbar, und die Vernunft zeigt mir, vermöge der Zeit, die individuelle Färbung meines Wollens überhaupt.

i469 Freilich, betrachte ich einerseits den complicirten wundervollen Apparat, der nöthig ist, um zu erkennen, und andererseits das Wichtigste, was für mich zu erkennen ist: den Kern meines Wesens (wir erkennen uns nicht im Selbstbewußtsein, sondern fühlen uns unmittelbar, aber der reflectirenden Vernunft wird das unmittelbar Erfaßte objektiv), so will es mir nicht einleuchten, daß so auffallend kunstreiche Mittel im richtigen Verhältniß zu einem so dürftigen Resultate stehen. Wille zum Leben! Dasein wollen! Unlöschbarer brennender Durst nach Leben, unersättlicher Heißhunger nach Leben! Und was bringt das Leben?

> Da ist nun Nichts aufzuweisen, als die Befriedigung des Hungers und des Begattungstriebs und allenfalls noch ein wenig augenblickliches Behagen, wie es jedem thierischen Individuum, zwischen seiner endlosen Noth und Anstrengung, dann und wann zu Theil wird.
>
> (W. a. W. u. V. II. 404.)

Wie armselig! und weil unser Wesen etwas so entsetzlich Armseliges ist, kann man gar nicht glauben, daß es sich wirklich uns ganz offenbart habe und meint, es stecke noch etwas dahinter, was die Erkenntniß mit heißem Bemühen finden müsse. In Wahrheit aber liegt es in seiner ganzen nackten Einfachheit vor uns. Es ist, wie Herakleitos vom Leichnam sagte, verächtlicher als Mist.

Betrachten wir dagegen die furchtbare Heftigkeit, mit der der Wille das Leben, die verzehrende, glühende Leidenschaftlichkeit, mit der er nur das Eine: Dasein, Dasein und wieder Dasein verlangt, so erkennen wir, wie angemessen das Erkenntnißvermögen dem Willen ist; denn ohne den umfassenden geistigen Blick über alle realen Verhältnisse wäre diesem heftigen Triebe niemals eine andere Richtung zu geben, wovon die Ethik handelt.

Die geleugnete reale Entwicklung trat also gleich am Anfang der Schopenhauer'schen Physik (Welt als Wille) als Eiterbeule hervor. Sehen wir jetzt zu, wie sich die geleugnete Individualität rächte.

Es kann nicht meine Absicht sein, allzu ausführlich das philosophische System Schopenhauer's zu behandeln. Ich muß mich darauf beschränken, die Fehler aufzudecken und kurz die Vorzüge anzugeben. Die Ausführung der glänzenden Gedanken muß in den |
i470 Werken Schopenhauer's gesucht werden, die Jeder, der sich zu den Gebildeten rechnet, gründlich kennen sollte, denn sie sind das Bedeutendste in der ganzen Litteratur der Welt seit dem Erscheinen der Kritik der reinen Vernunft.

Nachdem Schopenhauer den Willen zum Leben als Kern unseres Wesens gefunden hatte, der, in die Formen des erkennenden Subjekts eingetreten, sich darstellt als Leib, übertrug er das Gefundene mit vollem Recht auf Alles in der Natur.

> Denn welche andere Art von Dasein oder Realität sollten wir der übrigen Körperwelt beilegen? woher die Elemente nehmen, aus der wir eine solche zusammensetzten? Außer dem Willen und der Vorstellung ist uns gar Nichts bekannt, noch denkbar. Wenn wir der Körperwelt, welche unmittelbar nur in unserer Vorstellung dasteht, die größte uns bekannte Realität beilegen wollen, so geben wir ihr die Realität, welche für Jeden sein eigener Leib hat: denn der ist Jedem das Realste. Aber wenn wir nun die Realität dieses Leibes und seiner Actionen analysiren, so treffen wir, außerdem daß er unsere Vorstellung ist, nichts darin an, als den Willen: damit ist selbst seine Realität erschöpft.
>
> (W. a. W. u. V. I. 125.)

Um dies aber ausführen zu können, mußte vorher die Natur des Willens einer genauen Untersuchung unterworfen werden, da er nicht überall in gleicher Weise sich äußert. So fand Schopenhauer, daß der Wille ein blinder, bewußtloser Trieb sei, zu welchem die Erkenntniß und das Bewußtsein nicht wesentlich gehören. Er trennte hierauf den Willen von der Erkenntniß gänzlich und machte diese abhängig von jenem, dagegen den Willen

unabhängig von der Erkenntniß. Das war ein zweites glänzendes Aperçu.

> Der Grundzug meiner Lehre, welcher sie zu allen je dagewesenen in Gegensatz stellt, ist die gänzliche Sonderung des Willens von der Erkenntniß, welche beide alle mir vorhergegangenen Philosophen als unzertrennlich, ja, den Willen als durch die Erkenntniß, die der Grundstoff unseres geistigen Wesens sei, bedingt und sogar meistens als eine bloße Function derselben ansahen.
>
> (W. i. d. N. 19.)

Indessen befand er sich doch hier auf abschüssiger Bahn, weil er das Wesen der thierischen Erkenntniß nicht tief genug gefaßt hatte, wie ich gleich zeigen werde.

i471 So heißt es auch in derselben Schrift S. 3:

> Die Erkenntniß und ihr Substrat, der Intellekt, ist ein vom Willen gänzlich verschiedenes, bloß sekundäres, nur die höheren Stufen der Objektivation des Willens begleitendes Phänomen;

und W. u. W. u. V. II. 531.

> Die Erkenntniß ist ein dem Willen ursprünglich fremdes, hinzugekommenes Princip.

Aber auch hier war die Wahrheit stärker als der mit ihr ringende Philosoph. Er mußte bekennen, erst mit Umschweifen:

> Im Nervensystem objektivirt sich der Wille nur mittelbar und sekundär.
>
> (W. a. W. u. V. II. 289.)

dann geradezu:

> Also der Wille zu erkennen, objektiv angeschaut, ist das Gehirn; wie der Wille zu gehen, objektiv angeschaut, der Fuß ist, der Wille zu verdauen, der Magen, der Wille zu greifen die Hand, zu zeugen die Genitalien u.s.w.
>
> (W. a. W. u. V. II. 293.)
>
> An sich selbst und außerhalb der Vorstellung ist auch das Gehirn, wie alles Andere, Wille.
>
> (W. a. W. u. V. II. 309.)

Verhängnißvoller Widerspruch! Denn auf der ersteren Ansicht, die in den letzteren Stellen so unbedingt widerrufen wird, ist Schopenhauer's Aesthetik zum Theil aufgebaut. Dieser wird mithin durch den Widerspruch eine fast tödtliche Wunde von ihm selbst beigebracht.

Der wahre Sachverhalt ist, wie ich in meiner Philosophie gezeigt habe, kurz der folgende. Dem Willen zum Leben ist die Bewegung (innere Bewegung, Trieb, Entwicklung) wesentlich. Sie zeigt sich als Wirksamkeit. Ein bewegungsloser Wille ist eine *contradictio in adjecto*. Leben und Bewegung sind identisch und Wechselbegriffe. Im unorganischen Reich ist die Bewegung des Individuums ganz und ungetheilt, weil der Wille ein einheitlicher ist. Im organischen Reich dagegen ist die Bewegung eine resultirende, weil sich der Wille gespalten, Organe aus sich ausgeschieden hat. Im Thier nun ist die Spaltung eine derartige, daß der eine Theil der gespaltenen Bewegung nochmals auseinandergetreten ist in |
i472 ein Bewegtes und ein Bewegendes, in Irritabilität und Sensibilität, welche, zusammengefaßt und dann verbunden mit der ungespaltenen Theilbewegung, die ganze Bewegung, wie sie einheitlich im unorganischen Reich auftritt, ausmachen. Ein Theil der Sensibilität, also eine Bewegungserscheinung, ist der Geist. Je nachdem sich nun ein größerer oder geringerer Theil der Bewegung in ein Bewegtes und ein Bewegendes gespalten, oder was dasselbe ist, je nachdem ein kleinerer oder größerer Theil der Bewegung als ganze Bewegung zurückgeblieben ist, hat ein Thier einen größeren oder kleineren Intellekt.

Der menschliche Geist, wie der Intellekt des kleinsten Thierchens, ist hiernach nichts Anderes, als ein Theil der dem Willen wesentlichen Bewegung. Er ist sein aus ihm herausgetretener Lenker zunächst für die Außenwelt. Hieran knüpfe ich die Erklärung des Instinkts, der nichts Anderes ist, als der ungespaltene Theil der ganzen Bewegung.

Es ist also einerlei, ob ich sage: der Stein drückt seine Unterlage, das Eisen verbindet sich mit Sauerstoff, die Pflanze wächst, scheidet Sauerstoff aus und athmet Kohlensäure ein, das Thier ergreift seine Beute, der Mensch denkt, oder ob ich schlechthin sage: der individuelle Wille ist, lebt oder bewegt sich. Alles individuelle Leben ist nur individuelle Bewegung des Willens.

Hieraus erhellt, daß der zum Wesen des Willens gehörige Intellekt (Theil seiner Bewegung) gar nicht in ein antagonistisches Verhältniß zu ihm treten oder gar Macht über ihn erlangen kann. Ueberall in der ganzen Natur haben wir es nur mit Einem Princip zu thun,

dem individuellen Willen, zu dessen Natur, auf einer bestimmten Stufe, der Intellekt gehört.

Schopenhauer erfaßte den Intellekt ebenso wenig an der Wurzel, wie die Vernunft. Wie er dieser nur die Function, Begriffe zu bilden etc., zusprach, so machte er den Intellekt zu einem zum Willen Hinzugetretenen, zu einem vom Willen gänzlich Verschiedenen, während er sich doch ganz im Allgemeinen hätte sagen müssen, daß die Natur immer nur Vorhandenes weiterbilden, Nichts aus Nichts entstehen lassen kann. Der Intellekt lag schon in der Bewegung des feurigen Urnebels der Kant-Laplace'schen Theorie.

---

i473 Mit diesem Irrthum Schopenhauer's sind zwei andere eng verknüpft. Der eine ist die Einschränkung des Lebens auf Organismen, welches Verfahren um so unbegreiflicher ist, als er doch allem Existirenden den Willen zum Leben zu Grunde legt. Damit durchlöcherte er mit eigener Hand diesen guten Ausdruck. Er sagt:

> Nur dem Organischen gebührt das Prädikat Leben.
>
> (W. a. W. u. V. II. 336.)
>
> Lebendig und organisch sind Wechselbegriffe.
>
> (W. i. d. N. 77.)

wogegen ich mit aller Entschiedenheit protestire. Alles was existirt, ohne Ausnahme, hat Kraft, Kraft ist Wille und der Wille lebt.

Der zweite Fehler ist die absichtliche Herabwürdigung des Gefühls, das, wie die Materie, unstät und flüchtig in seinem System herumirrt. Er sagt, das Gefühl allgemein besprechend,

> der eigentliche Gegensatz des Wissens ist das Gefühl.
>
> (W. a. W. u. V. I. 61.)
>
> Die Vernunft befaßt unter den einen Begriff Gefühl jede Modification des Bewußtseins, die nur nicht unmittelbar zu ihrer Vorstellungsweise gehört, d h. nicht abstrakter Begriff ist.
>
> (*ib*. 62.)

welche Erklärung das Gefühl zwischen Himmel und Erde schweben läßt.

Nachdem er es auf diese Weise herrenlos gemacht hatte, heftete er es, als es gebieterisch ein Unterkommen forderte, nämlich in der höchsten Steigerung als Gefühl der Wollust und des Schmerzes, ganz willkürlich direkt an den Willen.

> Unmittelbar gegeben ist mir der Leib allein in der Muskelaction und im Schmerz oder Behagen, welche beide zunächst und unmittelbar dem Willen angehören.
>
> (W. a. W. u. V. II. 307.)

Dies ist grundfalsch. Das Gefühl beruht einzig und allein auf dem Nervensystem, indirekt auf dem Willen. Lassen wir es dem Willen unmittelbar inhäriren, so müssen wir auch den Pflanzen und den chemischen Kräften Empfindung zusprechen. In der Natur trat es zuerst auf, als der Wille seine Bewegung änderte, oder mit anderen Worten, als das erste Thier entstand. Das Gefühl gehört zum Gefolge des Lenkers. Ein je größerer Theil der Bewegung – objektiv betrachtet – sich aus dem Willen als Nervenmasse ab|geschieden
i474 hat, desto größer ist die Empfänglichkeit für Lust und Unlust, Schmerz und Wollust. Im genialen Individuum erreicht sie ihren Höhepunkt. Ohne Nerven kein Gefühl.

Schopenhauer mußte den so klaren Sachverhalt verdunkeln, weil er den Intellekt vom Willen ablöste und ihn etwas gänzlich Verschiedenes sein ließ. – Der Geist, aus dem Willen herausgetreten, steht beim Menschen in dreifacher Beziehung zum Willen. Zuerst lenkt er seine Bewegung nach außen, dann läßt er seine Akte mit Lust und Unlust, Schmerz und Wollust begleitet sein, schließlich ermöglicht er ihm den Blick in sich selbst. Die letzteren Beziehungen sind von der größten Wichtigkeit. Bildlich ausgedrückt ist Wille und Geist ein blindes Pferd mit einem aus ihm herausgewachsenen, mit ihm verwachsenen Reiter. Beide sind Eines und haben folglich nur ein Interesse: die beste Bewegung. Trotzdem kann zwischen beiden eine Meinungsverschiedenheit eintreten. Der Reiter, der aus eigener Kraft gar keiner Bewegung fähig ist und ganz vom Pferde abhängt, sagt zu diesem: dieser Weg führt dahin, jener dorthin, ich halte diesen für den besten. Demungeachtet kann sich das Pferd für den anderen entscheiden, denn es allein hat zu bestimmen und der Reiter muß immer nach der gewählten Richtung hinlenken. Wäre nun der Reiter nur Lenker, so wäre sein Einfluß =0.

Aber er ist mehr, er ist Schmerz- und Lustspender für den Willen. Hierdurch wird er immer mehr ein Berather, dessen Stimme ungestraft nicht überhört werden darf. Durch dieses eigenthümliche Verhältniß giebt es Menschen, deren Wille immer mit der Vernunft übereinstimmt. Aus dieser seltenen Erscheinung hat man aber fälschlich gefolgert, daß die Vernunft den Willen direkt bestimmen, ihn geradezu zwingen könne, was nie der Fall ist. Immer entscheidet der Wille selbst, aber durch die Erfahrung gewitzigt, kann er dahin kommen, daß er, mit Hintansetzung heftiger Begierden, seinem Berather stets folgt. So antwortet die ehrlich befragte Natur, die nie lügt.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zur Hauptsache zurück. Schopenhauer übertrug also den im Innern gefundenen, aber nicht nothwendig mit Geist verbundenen Willen auf alle Erscheinungen der Natur. Zu diesem Verfahren war er vollständig |
i475 berechtigt, aber die Ausführung mißlang ihm zum Theil, weil er von der Physik (im engeren Sinne), anstatt von der Chemie ausging.

Betrachten wir nämlich das unorganische Reich ganz unbefangen, so ist es aus nichts Anderem zusammengesetzt, als aus den einfachen chemischen Kräften, oder, objektivirt, aus den einfachen Stoffen. Diese Grundstoffe und ihre Verbindungen sind, nach meiner Philosophie, Individuen, d. h. jeder Grundstoff, sowie jede Verbindung von Grundstoffen, hat durch besondere eigenthümliche Eigenschaften eine bestimmte Individualität, welche sich von allen anderen abschließt, d. h. sich als Individualität behauptet, so lange sie kann oder will. Die Individualität wird zunächst dem ganzen Stoff, oder der ganzen Verbindung beigelegt, also z. B. allem Schwefel, aller Kohlensäure, dann auch der einzelnen Erscheinung, da der geringste Theil dieselben Eigenschaften hat wie das Ganze.

Die physikalischen Kräfte gehören nun zum Wesen dieser Individuen und haben durchaus keine Selbständigkeit. Man hat stets nur an den Körpern Undurchdringlichkeit, Schwere, Starrheit, Flüssigkeit, Cohäsion, Elasticität, Expansion, Magnetismus, Elektricität, Wärme u.s.w. wahrgenommen, noch niemals getrennt von ihnen. Schopenhauer machte aber eben diese Kräfte zur Hauptsache und warf alle chemischen Stoffe und Verbindungen in den einen Topf, Materie, an welcher sich die physikalischen Kräfte äußeren, um deren Besitz sie unaufhörlich kämpfen. Eine verkehrtere Betrachtung der unorganischen Natur ist nicht möglich. Weil er mit der Materie nicht in’s Reine kommen konnte, mußte er irren. Der Fehler erzeugte selbstverständlich viele andere, welche namentlich in der Aesthetik hervortreten, wie wir sehen werden.

Die gedachten physikalischen Kräfte sind nach Schopenhauer die untersten Objektivationen des Willens zum Leben.

Ihnen schließen sich die Pflanzen, Thiere und Menschen, als höhere Stufen, an. Die Pflanzen und Thiere sind aber nicht selbständige Objektivationen des Willens, sondern nur Scheinwesen: reine Objektivation ist lediglich die Gattung. Die höheren Thiere dagegen zeigen schon Individual-Charakter, und der Mensch ist geradezu »ein Objektivationsakt des Willens.« (W. a. W. u. V. I. 188). Auf all’ Dieses, was ich in keiner Weise gelten lasse, komme ich sogleich zurück.

i476 Die Frage, welche uns jetzt vor Allem beschäftigen muß, ist: Was sind diese Objektivationen des Willens?

Schopenhauer sagt:

> Ich verstehe unter Objektivation das Sichdarstellen in der realen Körperwelt. Inzwischen ist diese selbst, durchaus bedingt durch das erkennende Subjekt, also den Intellekt, mithin außerhalb seiner Erkenntniß, schlechterdings als solche undenkbar.
>
> (W. a. W. u. V. II. 277.)

Ich erinnere hier nur an bereits Erörtertes. Nicht nur ist, nach Schopenhauer, die Vielheit der Individuen ein Schein, sondern auch die Gattung, kurz jede reine Objektivation. Die Objektivation schiebt Schopenhauer nur deshalb als etwas Reales zwischen die zahllosen Individuen und den Punkt des Einen Dinges an sich, weil es doch wirklich zu absurd gewesen wäre, die optische Linse Raum nicht nur die realen Individuen einer Gattung,

sondern auch die Gattungen selbst, aus eigenen Mitteln, hervorbringen zu lassen. Aber mit der Realität der Objektivation ist es ihm nicht Ernst und es ist nur dabei auf eine momentane Beruhigung des aufmerksamen Lesers abgesehen. In der That erzeugt auch der Raum die Objektivation des Willens. Wäre Schopenhauer consequent gewesen, so hätte er der Linse Raum eine Hülfslinse beigesellen müssen, deren ausschließliche Aufgabe gewesen wäre, die vom Raum erzeugte Objektivation zu zahllosen Individuen zu vervielfältigen; aber woher eine solche nehmen und wie sie benennen? Da lag die Schwierigkeit.

Wir haben es also mit Einem ungetheilten Willen zu thun, Einem Punkte, den der Raum zunächst zu Objektivationen, auf wunderbare, völlig unerklärbare, geheimnißvolle Weise auseinanderzerrt. Dann zerrt der Raum wieder diese Objektivationen, auf dieselbe wunderbare, unerklärbare, geheimnißvolle Weise, in unzählige Individuen auseinander. Schon aus der angeführten Stelle geht hervor, daß das Subjekt die Individuen und die Objektivationen aus sich herausproducirt. Noch deutlicher erhellt dies aus Folgendem:

> Noch weniger aber als die Abstufungen seiner Objektivation ihn selbst (den Willen) unmittelbar treffen, trifft ihn die Vielheit der Erscheinungen auf diesen verschiedenen Stufen, d.i. die Menge |
> i477 der Individuen jeder Form, oder der einzelnen Aeußerungen jeder Kraft; da diese Vielheit unmittelbar durch Zeit und Raum bedingt ist, in die er selbst nie eingeht.
>
> (W. a. W. u. V. I. 152.)

Wie merkwürdig: noch weniger! Wo ist denn das Mehr oder Weniger zu finden? Wer bringt es denn hervor? Soll etwa damit ausgedrückt werden, daß die Objektivation frei von Raum, Zeit und Materie, aber nicht frei von der Form des Objektseins für ein Subjekt ist? Ja, das soll damit ausgedrückt werden! Aber wir werden in der Aesthetik sehen, wie völlig unhaltbar, ja wie unsinnig geradezu die Ideenlehre Schopenhauer's ist.

Wir wollen indessen einen Augenblick von allem Diesem absehen und uns an die andere Erklärung der Objektivation, daß sie ein Willensakt des Einen Dinges an sich sei, klammern. Vielleicht gewinnen wir ihr, trotz Allem und Allem, eine günstigere Seite ab. Daß ein solcher Willensakt nicht im Entferntesten mit einem Willensakt des Menschen zu vergleichen ist, ist klar. Der Eine Wille wollte eine Eiche sein und die Eiche war da; er wollte ein Löwe sein und der Löwe war da. Es ist natürlich nur von dem Wesen der Eiche, des Löwen die Rede, nicht von Dingen, wie sie das Subjekt sieht, von Objekten. Ganz gut! Sie waren also da. Was lebt aber in ihnen? Hat der Wille immer einen Theil seines Wesens an jede Objektivation abgegeben und ist die letzte Objektivation der Rest seiner Kraft gewesen, so daß er vollständig in allen zusammengefaßten Objektivationen ist? Nein, sagt Schopenhauer, dies gewiß nicht.

> Nicht ist etwa ein kleinerer Theil von ihm im Stein, ein größerer im Menschen.
>
> (W. a. W. u. V. I. 152.)

> Der Wille zum Leben ist in jedem Wesen, auch dem geringsten, ganz und ungetheilt vorhanden, so vollständig, wie in Allen, die je waren, sind und sein werden, zusammengenommen.
>
> (*Parerga* II. 236.)

Dies ist unbegreiflich und widerstreitet unseren Denkgesetzen. Schopenhauer nennt auch das Thema ein völlig transscendentes (W. a. W. u. V. II. 371), nachdem er auf Seite 368 gesagt hatte:

> Die jenseit der Erscheinung liegende Einheit des Willens .... ist eine metaphysische, mithin die Erkenntniß derselben transscendent, |
> i478 d.h. nicht auf den Functionen unseres Intellekts beruhend und daher mit diesen nicht eigentlich zu erfassen.

Dieses dritte uns vorkommende Haupt »eigentlich« wollen wir anmerken.

Aber nicht einmal bei der Ansicht, daß der Eine Wille in der Welt sei, ist Schopenhauer geblieben. Er sagt:

> Metaphysik geht über die Erscheinung, d.i. die Natur hinaus, zu dem in oder hinter ihr Verborgenen.
>
> (W. a. W. u. V. II. 203.)

> Das Metaphysische, das hinter der Natur Liegende, ihr Dasein und Bestand Ertheilende und daher sie Beherrschende.

(W. i. d. N. 105.)

Und in der That, Schopenhauer ist transscendenter Philosoph, reiner Metaphysiker. Zwar nennt er seine Philosophie sehr oft mit großer Ostentation immanent, aber in einem vierten bemerkenswerthen »eigentlich« giebt er zu erkennen, daß er selbst nicht davon überzeugt sei:

> Meine Philosophie bleibt bei dem Thatsächlichen der äußeren und inneren Erfahrung, wie sie Jedem zugänglich sind, stehen und weist den wahren und tiefsten Zusammenhang derselben nach, ohne jedoch eigentlich darüber hinauszugehen zu irgend außerweltlichen Dingen und deren Verhältnissen zur Welt.

(W. a. W. u. V. II. 733.)

Die Wahrheit ist, wie wir immer deutlicher sehen werden, daß er »eigentlich« immer den uferlosen Ocean befährt und »Nebelbänke und bald wegschmelzendes Eis« (wie Kant sagt) für neue Länder gehalten hat.

Also der Wille ist eine hinter der Welt lebende, ihr Dasein und Bestand ertheilende Einheit, an welche ich glauben soll, nachdem ich so klar in mir den individuellen Willen erkannt habe. Nein! Niemals! Wenn man überhaupt glauben soll, so glaubt jeder Einsichtige das Einfachere und zugleich Ehrwürdigere. Einfacher und ehrwürdiger als die Schopenhauer'sche Weltordnung ist aber ohne Frage der jüdisch-christliche Theismus, der in sich consequent und durchaus nicht absurd ist. Schopenhauer fordert Unmögliches. Ich soll erstens glauben, daß die Objektivationen des Einen Willens ohne Ausdehnung und Bewegung sind, zweitens, daß |
i479 der Eine Wille ihnen zu Grunde liegt, und daß sie doch wieder den Einen Willen nicht unmittelbar treffen, drittens, daß der Eine Wille hinter der Welt liegt. Eine außerweltliche Einheit mag eine Religion zieren, ein philosophisches System wird durch sie geschändet.

So rächte sich die geleugnete Individualität zum ersten Mal auf dem Gebiete des Willens. Wir werden sie noch vernichtendere Hiebe austheilen sehen.

Wie steht es aber mit einer Einheit in der Welt? Nicht besser! Die Natur, die nie lügt, zeigt überall nur individuelle, sich entwickelnde Kräfte, welche die Idealität des Raumes und der Zeit, wie ich gezeigt habe, in keiner Weise zu bloßen Erscheinungen macht. Im Selbstbewußtsein entschleiert sich die Kraft als individueller Wille. Nur mit offenbarer Gewaltsamkeit können diese individuellen Willen zu Einem untheilbaren, verborgenen transscendenten Willen zusammengeschmolzen werden. Der Pantheismus ist unhaltbar. Nur der Materialismus hat die Welt scheinbar in eine einfache Einheit zusammengezogen. Ich habe aber nachgewiesen, daß derselbe keinen Grund hat; auch kann er sich auf die Dauer nicht halten.

Ich habe eine ursprüngliche Einheit gelehrt; sie ist jedoch unwiederbringlich verloren. In ein zertrümmertes transscendentes Gebiet muß die wahre immanente Philosophie eine reine einfache, ruhende, freie Einheit setzen. Unser Denken kann weder sie selbst, noch ihre Ruhe, noch ihre Freiheit, erfassen und begreifen. Wir können diese Einheit nur leicht streifen und müssen auf immanentem Gebiete mit einer Totalität individueller, mit strengster Nothwendigkeit sich entwickelnder Willen beginnen.

Der individuelle Wille ist eine Thatsache des inneren Bewußtseins, die vom Bewußtsein anderer Dinge zu jeder Zeit bestätigt wird. Ingleichen lehrt die Erfahrung immer und immer wieder den dynamischen Zusammenhang aller individuellen Willen. Dieser findet seine volle Erklärung in der vorweltlichen Einheit. Diese Einheit erklärt ferner durchaus genügend die Zweckmäßigkeit in der ganzen Natur und befreit von der verführerischen, einschmeichelnden, aber grundlosen Teleologie: das Grab einer redlichen Naturforschung. |
i480 Die Gefährlichkeit der Annahme eines mit höchster Weisheit begabten Weltbildners einsehend, bekämpfte der alte Kant schonungslos die Teleologie und vernichtete sie für jeden Einsichtigen. Die Zweckmäßigkeit eines jeden Organismus ferner beruht auf der Einheit des in ihm erscheinenden individuellen Willens, wie Schopenhauer vortrefflich ausgeführt hat.

Eine Beurtheilung der Welt nach Endursachen ist nur insofern statthaft, als sich aus den wirkenden Ursachen (*causae efficientes*) eine gewisse Richtung ergiebt, gleichsam ein Punkt, in welchem sie in der Zukunft zusammenfließen werden. Doch ist bei Bestimmung solcher Punkte die größte Vorsicht nöthig, denn dem Irrthum ist dabei Thor und Thüre geöffnet. Die erste Bewegung der vorweltlichen Einheit, ihr Zerfall in die Vielheit, hat alle folgenden Bewegungen bestimmt, denn jede Bewegung ist nur die modificirte Fortsetzung einer vergangenen.

Eine zweite, untergeordnete, jetzt noch bestehen sollende Einheit, welche so unhaltbar und unbegründet ist wie eine jetzt noch bestehende einfache Einheit in, über oder hinter der Welt, ist die Gattung. Es ist die höchste Zeit, daß dieser Begriff aufhört, seinen Unfug in der Wissenschaft zu treiben, und daß er schonungslos ausgewiesen wird. Schopenhauer, als reiner Metaphysiker, mußte ihn, wie die Naturkräfte, deren »geistermäßige Allgegenwart« ihm imponirte, so recht von Herzen und mit offenen Armen willkommen heißen, und wollen wir jetzt sehen, wie er ihn verwandte.

Sehen wir vor Allem davon ab, daß die Objektivation den Einen Willen nicht trifft; denn sonst ist eine Untersuchung von vorn herein ganz ausgeschlossen. Denken wir uns also eine reale Objektivation. Sie ist ein in die Wirklichkeit getretener Willensakt des Einen Willens zum Leben. Die reale Objektivation hat keine Gestalt, kann also höchstens nur gedacht, nicht angeschaut werden; denn wird sie angeschaut, so giebt der Raum nicht ihr Gestalt, sondern er zieht sie erst in viele Individuen auseinander, denen er Gestalt verleiht. Wie es aber kommt, daß ich einen vor mir stehenden Löwen z. B. nur einfach sehe – das wissen allein die Götter! Indessen es sei! Alle lebenden Löwen seien im Grunde nur Ein Löwe. Wo ist nun diese Eine Objektivation Löwe? Wo hält sie sich auf? Sie ist, nach Schopenhauer, in jedem einzelnen Löwen |
i481 ganz enthalten; dann aber ist dies doch wieder nicht der Fall: sie ist hinter allen Löwen, mit einem Wort, sie ist überall und nirgends, oder auch die Sache ist einfach transscendent, für menschliches Denken unbegreiflich.

Nehmen wir indessen an, sie könne irgend wie mit Denken ergriffen werden, so finden wir uns sofort in einer neuen Unbegreiflichkeit; denn die Objektivation hat keine Entwicklung. Sie thront in einsamer Ruhe, bewegungslos, unveränderlich, über den entstehenden und vergehenden Individuen. Sie ist, wie Schopenhauer sagt, der Regenbogen über dem Wasserfall. Dies ist gleichfalls transscendent, denn die Natur zeigt im organischen Reich immer und immer nur werdende Organismen.

Kurz, wir mögen die Objektivation drehen und wenden wie wir wollen, wir werden ihr Wesen niemals erfassen können, so wenig wie den Einen Willen. Jeder wird einsehen, daß das eifrigste Bemühen, die Objektivation zu erkennen, ohne Erfolg bleiben muß, weil die Schopenhauer'sche Philosophie auf den reinen Anschauungen *a priori*, Raum und Zeit, beruht, welche nicht gestatten, dem Ding an sich Bewegung und Ausdehnung zu geben. Raum und Zeit in Kant'scher Bedeutung, Ein untheilbarer Wille, Objektivationen ohne Gestalt und Entwicklung, – alle diese Principien sind Irrthümer, von denen jeder die anderen nach sich zieht, sind ein Sumpf von Irrthümern.

Dieser ganz und gar transscendenten Objektivation entspricht nun auch die Gattung bei Schopenhauer. Er spricht von einem Leben der Gattung, von unendlicher Dauer der Gattung, im Gegensatz zur Vergänglichkeit des Einzelwesens, vom Dienstverhältniß, in dem das Individuum zur Gattung steht, von Gattungskraft u.s.w. Er sagt:

> Nicht das Individuum, sondern die Gattung allein ist es, woran der Natur gelegen ist.
>
> (W. a. W. u. V. I. 325.)

> Wir finden, daß die Natur, von der Stufe des organischen Lebens an, nur eine Absicht hat: die der Erhaltung aller Gattungen.
>
> (*ib*. II. 401.)

Die Gattung, von der hier die Rede ist, ist also ebenso transscendent, wie die mit ihr identische Objektivation des Einen Willens auf organischem Gebiete. Was von dieser gilt, gilt

auch von ihr, |
i482 und ich könnte deshalb das Thema fallen lassen, um es erst wieder in der Ethik aufzunehmen, wo die Gattung in einem besonderen Lichte erscheint. Indessen, der Begriff Gattung hat vor dem Begriff Objektivation den Vorzug, daß er ein sehr bekannter ist und von Jedem stets etwas sehr Einfaches darunter gedacht wird. Dieses Einfache durfte auch Schopenhauer nicht ignoriren und so sehen wir ihn denn, wider Willen, der Wahrheit die Ehre geben in den folgenden zwei ersten Stellen und im Schluß der dritten:

> Die Völker sind eigentlich (!) bloße Abstraktionen, die Individuen allein existiren wirklich.
>
> (W. a. W. u. V. II. 676.)
>
> Die Völker existiren bloß *in abstracto*: die Einzelnen sind das Reale.
>
> (*Parerga* I. 219.)
>
> Demzufolge liegt das Wesen an sich jedes Lebenden zunächst in seiner Gattung; diese hat jedoch ihr Dasein wieder nur in den Individuen.
>
> (W. a. W. u. V. II. 582.)

Letztere Stelle, im Ganzen, ist dagegen geradezu erbärmlich und schändet den Geist Schopenhauer's. Wie gewaltsam wird in ihr die *existentia* von der *essentia* getrennt. Sie ist übrigens ein beredtes Beispiel der Weise, wie sich Schopenhauer etwas zurecht zu legen verstand, was er haben mußte. – Die Wahrheit ist, daß die Gattung nichts weiter ist, als ein ganz gewöhnlicher Begriff, der vieles gleichartige oder ähnliche Reale zusammenfaßt. Wie alle Stecknadeln unter den Begriff Stecknadel fallen, so fallen alle Tiger unter den Begriff Tiger. Von der Gattung in einem anderen Sinne sprechen wollen, ist durchaus verkehrt.

Hören heute sämmtliche Tiger auf zu sein, so ist auch die Gattung Tiger hin, und der sich etwa erhaltende Begriff (wie beim Vogel Dudu) kann durch kein reales Anschauliches belegt werden. Das Einzelwesen hat sein Dasein und sein Wesen nicht von einer erträumten metaphysischen Gattung zu Lehn. Es giebt nur Individuen in der Welt und jede Mücke eines Mückenschwarms hat volle und ganze Realität.

Ich schlage also vor, daß man in der Wissenschaft nicht länger von einem Leben der Gattung, Unendlichkeit der Gattung etc. spreche, sondern sich der Gattung nur als Begriffs, ohne irgend welchen Hintergedanken, bediene.

---

i483 Mit allen diesen Irrthümern steht im engsten Connex die falsche Behauptung Schopenhauer's: alle Ursachen seien Gelegenheitsursachen. Wir erinnern uns, wie gewaltsam er in der Erkenntnißtheorie zwischen die Kraft und die Wirkung die Ursache einschieben mußte, weil den Erscheinungen, als solchen, keine Realität zukommt. Dieser Fehler im Fundament erstreckt sich nun auch in die Welt als Wille.

Malebranche hatte gelehrt, daß Gott das allein Wirkende in den Dingen ist, so daß die physischen Ursachen es bloß scheinbar, *causes occasionelles*, seien. Dasselbe lehrte Schopenhauer, nur setzte er an die Stelle Gottes den Einen untheilbaren Willen. Natürlich mußte er die merkwürdige Uebereinstimmung hervorheben und W. a. W. u. V. I. 163/164 kann er nicht genug Worte des Lobes für Malebranche finden.

> Ja, ich muß es bewundern, wie Malebranche, gänzlich befangen in den positiven Dogmen, welche ihm sein Zeitalter unwiderstehlich aufzwang, dennoch, in solchen Banden, unter solcher Last, so glücklich, so richtig die Wahrheit traf und sie mit eben jenen Dogmen, wenigstens mit der Sprache derselben, zu vereinigen wußte.
>
> Allerdings hat Malebranche Recht: jede natürliche Ursache giebt nur Gelegenheit, Anlaß zur Erscheinung jenes einen und untheilbaren Willens.

Diese Erscheinung des Einen Willens erinnert lebhaft an die Erscheinung Jehovah's auf dem Berge Sinai und im feurigen Dornbusch.

Und nun lese man das wahrhaft haarsträubende Beispiel W. a. W. u. V. I. 160/161. Man glaubt zu träumen. Die einfachen Wirkungen, welche aus der Natur des Eisens, des Kupfers, des Zinks, des Sauerstoffs u.s.w., dieser unorganischen Individuen von einem ganz bestimmten Charakter und mit wechselnden Zuständen, fließen, werden zu Erscheinungen der Schwere, der Undurchdringlichkeit, des Galvanismus, des Chemismus

u.s.w., welche Kräfte allesammt hinter der Welt liegen und sich der Einen Materie abwechselnd bemächtigen sollen, gewaltsam gemacht.

i484 Wie wir oben gesehen haben, theilte Schopenhauer die Ursachen in: Ursachen im engsten Sinne, Reize und Motive. Sie sind sämmtlich wirkende Ursachen, aber als solche nur Gelegenheitsursachen. Nebenher laufen dann noch die Endursachen, welche er, obgleich er die Teleologie, wie Kant, verwirft, dennoch erklärt:

> als Motive, welche auf ein Wesen wirken, von welchem sie nicht erkannt werden.
>
> (W. a. W. u. V. II. 379.)

> Die wirkende Ursache (*causa efficiens*) ist die, wodurch Etwas ist, die Endursache (*causa finalis*) die, weshalb es ist.
>
> (*ib*. 378.)

> In der That können wir eine Endursache uns nicht anders deutlich denken, denn als einen beabsichtigten Zweck, d.i. ein Motiv.
>
> (379.)

Hiergegen lege ich Verwahrung ein. Nur der Mensch kann nach Endursachen, die Kant sehr hübsch ideale Ursachen genannt hat, handeln, und diese sind, im Grunde genommen, wieder nur wirkende Ursachen, kurz, in der Welt giebt es nur wirkende Ursachen. Jede Bewegung ist nur eine Folge einer vorhergegangenen Bewegung und sämmtliche Bewegungen sind somit auf eine erste Bewegung, die wir nicht zu begreifen im Stande sind (Zerfall der Einheit in Individuen, erster Impuls) zurückzuführen. Als regulatives Princip, wie Kant vortrefflich sagte, ist die Teleologie von großem Nutzen; aber man darf sich dieses Princips nur mit äußerster Behutsamkeit bedienen.

Es giebt – ich wiederhole es – nur wirkende Ursachen in der Welt und zwar wirkt Ding an sich direkt auf Ding an sich.

Den Begriff Gelegenheitsursache lasse ich nur für Das gelten, was man im gewöhnlichen Leben unschuldige Ursache nennt.

Ich habe ferner zu rügen, daß Schopenhauer nicht die Willensqualitäten (Charaktereigenschaften, Charakterzüge) von den Zuständen des Willens sonderte. Wie Spinoza (*Ethices pars* III) warf er beides kunterbunt durcheinander. Zorn, Furcht, Haß, Liebe, Trauer, Freude, Schadenfreude u.s.w. stehen neben Grausamkeit, Neid, Hartherzigkeit, Ungerechtigkeit u.s.w.

Diese Unterlassungssünde hatte üble Folgen, die namentlich in der Aesthetik, bei Behandlung der Musik, hervortraten; denn |
i485 die Musik beruht lediglich auf den Zuständen des menschlichen Willens.

Schopenhauer's Eintheilung der Natur ist, wie ich gezeigt habe, durch und durch fehlerhaft, weil er den Erscheinungen keine Realität zusprechen durfte. Die Erscheinungen sind ausgedehnt, entstehen, vergehen, bewegen sich, wirken auf einander, ganz so, wie die Beobachtung es täglich lehrt, – aber sie sind nur das Produkt des Subjekts, aus eigenen Mitteln, mit Hülfe seiner zwei Zauber-Linsen Raum und Zeit. Hinter den Erscheinungen thront, in ewiger Ruhe, der Eine und untheilbare Wille, welcher ein bewegungsloser Punkt ist, aber dennoch, auf völlig unbegreifliche Weise, das in der Welt Wirkende, sich in ihr Manifestirende sein soll!

Wie mußten den großen Mann diese selbstgeschmiedeten Ketten beengen und drücken. Kein Wunder, daß sein Geist sie oft abschüttelte, um frei athmen zu können. Aber welchen Anblick bietet uns dann Schopenhauer! Vergessen ist die Idealität des Raumes und der Zeit, vergessen ist, daß das Individuum und die Objektivation den Einen Willen nicht treffen, vergessen ist, daß die Ursachen nur Gelegenheitsursachen sind, vergessen ist die Kritik der reinen Vernunft und die Welt als Vorstellung: er nimmt die Erscheinungen einfach für Dinge an sich, ausgebreitet im realen Raume und in der realen Zeit.

Am auffälligsten tritt dieses Verfahren in den Abschnitten: Zur Philosophie und Wissenschaft der Natur (*Parerga* II. 109-189) und Vergleichende Anatomie (Wille in der

Natur) hervor. Im ersteren beginnt Schopenhauer mit dem leuchtenden Urnebel der Laplace'schen Kosmogonie und endigt mit der heutigen Welt. Es wird ausführlich dargethan, wie der Wille zum Leben sich »allmählich«, »nach und nach«, »nach angemessenen Pausen« objektivirte, eine Stufe nach der anderen aus sich hervorbrachte, bis der Mensch die große Kette der gewaltigen Revolutionen abschloß und auf die Bühne trat. Hie und da regt sich zwar sein Gewissen und es wird nebenbei bemerkt, im Grunde genommen sei die ganze Ausführung nur Spaß, es sei ja kein erkennendes Subjekt dagewesen, um die Vorgänge wahrzunehmen, – die Wahrheit jedoch behält den Sieg und der idealistische Philosoph muß zugeben:

i486 daß alle geschilderten physischen, kosmogonischen, chemischen und geologischen Vorgänge, da sie nothwendig, als Bedingungen, dem Eintritt eines Bewußtseins lange vorher gehen mußten, auch vor diesem Eintritt, also außerhalb eines Bewußtseins, existirten.

(Seite 150.)

Aber wie beredt ist dieser Kampf des Kant'schen Idealisten mit der realen Entwicklung. Wie erbarmenerregend windet sich der große Mann, um die reale Entwicklung, die er zugestehen muß, mit der idealen Zeit, an die er sich mit Recht klammert, in Einklang zu bringen. Aber es ging nicht, weil er glaubte, daß die Zeit eine reine unendliche Anschauung *a priori* sei.

Der andere Abschnitt ist noch interessanter, weil Schopenhauer darin die großartige Descendenztheorie de Lamarck's angreift, aus welcher bekanntlich der Darwinismus hervorgegangen ist.

Natürlich findet sie keine Gnade vor seinen Augen. Er belächelt mitleidig die Annahme de Lamarck's, daß die Arten allmählich, im Laufe der Zeit und durch die fortgesetzte Generation entstanden seien und legt den »genialen, absurden Irrthum« dem zurückgebliebenen Zustand der Metaphysik in Frankreich zur Last:

Daher konnte de Lamarck seine Konstruktion der Wesen nicht anders denken, als in der Zeit, durch Succession.

(S. 42.)

Man würde übrigens auch hier irren, wenn man glaubte, Schopenhauer sei bei seiner Ansicht stehen geblieben. Schon oben haben wir gesehen, daß er die reale Entwicklung anerkennen mußte. S. 163 des betreffenden Abschnitts beschäftigt er sich nun ganz ernstlich mit einer Entstehung der Arten durch reale Succession.

Ihre Entstehung (nämlich der Arten der höheren Thiere) kann nur gedacht werden als *generatio in utero heterogeneo*, folglich so, daß aus dem Uterus, oder vielmehr dem Ei, eines besonders begünstigten thierischen Paares, nachdem die durch irgend etwas gehemmte Lebenskraft seiner Species gerade in ihm sich angehäuft und abnorm erhöht hatte, nunmehr ein Mal, zur glücklichen Stunde, beim rechten Stande der Planeten und dem Zusammentreffen aller günstigen atmosphärischen, tellurischen und astralischen Einflüsse, ausnahmsweise nicht mehr seines Gleichen, sondern die ihm zunächst verwandte, jedoch eine Stufe höher stehende Gestalt |
i487 hervorgegangen wäre; so daß dieses Paar, dieses Mal, nicht ein bloßes Individuum, sondern eine Species erzeugt hätte.

Die entgegengesetztesten Ansichten liegen, wie Lämmer auf der Weide, friedlich neben einander in den Werken Schopenhauer's: oft trennt sie nur ein Raum von wenigen Seiten.

Die in der Erkenntnißtheorie verleugnete reale Bewegung und die verworfene Individualität traten, wie beleidigte Geister, von denen unsere Märchen erzählen, in Schopenhauer's Welt als Wille und machten die geniale, unsterbliche Conception, daß Alles, was Leben hat, Wille sei, in der Ausführung zu einer Karikatur und Fratze. Vergebens suchte Schopenhauer die Geister zu beschwören: das Zauberwort, daß der Raum ein Punkt, die Zeit eine Verbindung *a posteriori* der Vernunft sei, war ihm versagt.

Und weiter zogen die unversöhnten Geister, um seine Aesthetik und seine Ethik zu vergiften.

Aesthetik.

i489

> Eine gefaßte Hypothese giebt uns Luchsaugen für alles sie Bestätigende und macht uns blind für alles ihr Widersprechende.
>
> Schopenhauer.

i491 Schopenhauer's Aesthetik ist begründet:

1) auf den transscendenten Objektivationen des Willens zum Leben,
2) auf dem vom Willen gänzlich gesonderten Intellekt (reines, willenloses Subjekt des Erkennens),
3) auf die Eintheilung der Natur in physikalische Kräfte und Gattungen,

und erhellt schon hieraus hinlänglich, daß sie fehlerhaft ist. Wir werden indessen sehen, daß er sehr oft diese Grundlegung vergißt und sich auf realen Boden stellt, wo er dann meistens das Richtige erkennt. Ueber alles Lob erhaben, jeden Freund der Natur und Kunst tief ergreifend, sind aber seine Schilderungen der aesthetischen Freude, die laut verkündigen, daß er die überwältigende Macht des Schönen voll und ganz und oft an sich erfahren hat und ein hochbegnadeter Geist gewesen ist.

Die uns bekannten Objektivationen des Einen Willens zum Leben nehmen, in der Aesthetik Schopenhauer's, den Namen Ideen an, und zwar sollen sie die Ideen Plato's sein, was wir später untersuchen werden. Schon in der Welt als Wille heißt es:

> Die Stufen der Objektivation des Willens sind nichts Anderes als Platon's Ideen.
>
> (W. a. W. u. V. I. 154.)

Durch die Kritik der Objektivationen könnte ich mich nun der Ideenlehre für überhoben halten; ich will sie jedoch nicht unterlassen, da Schopenhauer in der Aesthetik genöthigt ist, auf die Natur der Objektivation viel spezieller einzugehen als in seiner Physik. Er sagt:

> Die Platon'sche Idee ist nothwendig Objekt, ein Erkanntes, eine Vorstellung, und eben dadurch, aber auch nur dadurch, vom Ding an sich verschieden. Sie hat bloß die untergeordneten |
> i492 Formen der Erscheinungen, welche alle wir unter dem Satz vom Grunde begreifen, abgelegt, oder vielmehr ist noch nicht in sie eingegangen; aber die erste und allgemeinste Form hat sie beibehalten, die der Vorstellung überhaupt, des Objektseins für ein Subjekt. Die dieser untergeordneten Formen (deren allgemeiner Ausdruck der Satz vom Grunde ist), sind es, welche die Idee zu einzelnen und vergänglichen Individuen vervielfältigen, deren Fahl, in Beziehung auf die Idee, völlig gleichgültig ist.
>
> (W. a. W. u. V. I. 206.)

Was ist diese erste Form der Erscheinungen, die der Vorstellung überhaupt, des Objektseins für ein Subjekt? Hat sich Schopenhauer wirklich Etwas dabei gedacht? Oder haben wir nur eine völlig sinnlose Phrase vor uns, eine verwegene Zusammenstellung von bloßen Worten? So ist es in der That:

> Denn eben wo Begriffe fehlen,
> Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.
>
> (Goethe.)

Es giebt nur reale Dinge an sich; sie werden zu Objekten, wenn sie durch die Formen eines Subjekts gegangen sind. Diese ihre Spiegelung in einem Subjekt ist ihr Objektsein für ein Subjekt: das Objektsein von den subjektiven Formen, Raum, Zeit und Materie, trennen wollen, ist einfach nicht möglich. Versuche ich es dennoch in Gedanken, so komme ich zu keinem anderen Resultate, als daß ich, als Individuum, nicht identisch bin mit den Objekten, oder mit anderen Worten, ich erkenne einfach, daß es vom Subjekt unabhängige Dinge an sich giebt.

Objektsein für ein Subjekt besagt also nichts Anderes, als Eingegangensein in die Formen eines Subjekts, und ein Objektsein für ein Subjekt ohne die untergeordneten Formen der Erscheinung ist sinnlos. *Q. e. d.*

Hören wir jetzt, wie Schopenhauer das Objektsein für ein Subjekt an Beispielen

erläutert.

> Wann die Wolken ziehen, sind die Figuren, welche sie bilden, ihnen nicht wesentlich, sind für sie gleichgültig: aber daß sie als elastischer Dunst, vom Stoß des Windes zusammengepreßt, weggetrieben, ausgedehnt, zerrissen werden: dies ist ihre Natur, ist |
> i493 das Wesen der Kräfte, die sich in ihnen objektiviren, ist die Idee: nur für den individuellen Beobachter sind die jedesmaligen Figuren. – – – –
>
> Dem Bach, der über Steine abwärts rollt, sind die Strudel, Wellen, Schaumgebilde, die er sehen läßt, gleichgültig und unwesentlich: daß er der Schwere folgt, sich als unelastische, gänzlich verschiebbare, formlose, durchsichtige Flüssigkeit verhält, dies ist sein Wesen.
>
> (W. a. W. u. V. I. 214.)

Die Beispiele sind insofern glücklich gewählt, als zum Wesen der Dünste und Flüssigkeiten eine bestimmte Form nicht gehört. Aber beweisen sie irgendwie das fragliche Objektsein für ein Subjekt? Durchaus nicht. Ich kann den elastischen Dunst und die durchsichtige Flüssigkeit überhaupt nur wahrnehmen, wenn sie in die Formen des Subjekts eingegangen, d.i. wenn sie irgend wie ausgedehnt und irgend wie materiell sind. Durch das bloße dürftige Bewußtsein des Künstlers, daß er nicht die Wolke, nicht der Bach ist, erkennt er doch nie und nimmer das Wesen des Wassers und des Dunstes. Er erkennt es immer nur in Formen und giebt es wieder in Formen.

Ich frage im Allgemeinen jeden denkenden Menschen, ob ein Ding anders für ihn vorstellbar ist, denn als Objekt, d.h. als räumlich und materiell, und frage im Besonderen jeden Landschaftsmaler, ob er, bei der Darstellung einer Eiche z.B., von dem, etwa durch wunderbare Eingebung erkannten raumlosen und immateriellen Wesen der Idee Eiche ausgeht, oder ob er lediglich beabsichtigt, die wahrgenommene Form und Farbe des Stammes, der Blätter, der Zweige, in gewisser Weise wiederzugeben? Den Unterschied im innersten Wesen zwischen einer Buche und einer Eiche hat noch Niemand erfaßt; dieser Unterschied aber, wie er sich im Aeußeren ausdrückt, also in Raum und Materie, ist der Anhaltspunkt für die Phantasie des Künstlers.

Die erste und allgemeinste Form der Vorstellung, die des Objektseins für ein Subjekt, ist also, ich wiederhole es, nichts Anderes, als das Eingegangensein in die Formen des Subjekts, nichts von ihnen Getrenntes und Selbständiges.

Schopenhauer konnte auch bei der grundlosen Behauptung |
i494 nicht stehen bleiben. Schon das angeführte Beispiel des Bachs schließt mit den Worten:

> dies ist sein Wesen, dies ist, wenn anschaulich erkannt, die Idee.

woran ich noch folgende Stellen knüpfe:

> Die Erkenntniß der Idee ist nothwendig anschaulich, nicht abstrakt.
>
> (W. a. W. u. V. I. 219.)
>
> Die Idee des Menschen vollständig ausgedrückt in der angeschauten Form.
>
> (*ib*. 260.)
>
> Die Ideen sind wesentlich ein Anschauliches.
>
> (*ib*. II. 464.)
>
> Die Platonischen Ideen lassen sich allenfalls beschreiben als Normal-Anschauungen, die nicht nur, wie die mathematischen, für das Formale, sondern auch für das Materiale der vollständigen Vorstellungen gültig wären, also vollständige Vorstellungen.
>
> (4fache W. 127.)

und die außerordentlich charakteristische Stelle:

> Die Idee ist der Wurzelpunkt aller dieser Relationen und dadurch die vollständige und vollkommene Erscheinung .... Sogar Form und Farbe, welche, in der anschauenden Auffassung der Idee, das Unmittelbare sind, gehören im Grunde (!) nicht dieser an, sondern sind nur das Medium ihres Ausdrucks; da ihr, genau genommen (!) der Raum so fremd ist, wie die Zeit.
>
> (W. a. W. u. V. II. 415.)

Ich habe hierzu Nichts zu bemerken!

Jetzt wollen wir Schopenhauer auf anderen, ebenso seltsamen Schleichwegen begleiten.

> Die Vielheit der Individuen ist durch Zeit und Raum, das Entstehen und Vergehen durch Causalität allein vorstellbar, in welchen Formen allen wir nur die verschiedenen Gestaltungen des

> Satzes vom Grunde erkennen, der das letzte Princip aller Endlichkeit, aller Individuation und die allgemeine Form der Vorstellung, wie sie in die Erkenntniß des Individuums als solchen |
> i495 fällt, ist. Die Idee geht hingegen in dieses Prinzip nicht ein: daher ihr weder Vielheit, noch Wechsel zukommt.
>
> (W. a. W. u. V. I. 199.)

Wie fein führt er hier nur die Vielheit und den Wechsel auf Zeit und Raum zurück und läßt die Gestalt aus dem Spiele. Ferner:

> Das reine Subjekt der Erkenntniß und sein Correlat, die Idee, sind aus allen jenen Formen des Satzes vom Grunde herausgetreten: die Zeit, der Ort, das Individuum, welches erkennt, und das Individuum, welches erkannt wird, haben für sie keine Bedeutung.
>
> (*ib*. 211.)

Der Ort, wie fein! Von der Gestalt ist nicht die Rede. Es ist allerdings einerlei, ob ich einen und denselben Chinesen in Hongkong oder in Paris oder in London sehe, aber die immaterielle gestaltlose Idee eines Chinesen kann ich weder in Hongkong, noch irgendwo in der Welt erblicken.

> Die Auffassung einer Idee erfordert, daß ich bei Betrachtung eines Objekts, wirklich von seiner Stelle, in Raum und Zeit, und dadurch von seiner Individualität, abstrahire.
>
> (*Parerga* II. 449.)

Im ersten Theile dieses Satzes spielt Schopenhauer geradezu mit Raum und Zeit. Die Idee, als Aeußeres, muß räumlich sein, die Idee, als tiefstes Inneres, insofern es zugänglich ist, kann sich nur durch Succession offenbaren. Hierauf beruht ja der große Unterschied zwischen den bildenden Künsten und der Musik und Poesie. Er klammert sich an die Stelle in Raum und Zeit, wo doch nur von Gestalt und realer Succession die Rede sein kann. – Der zweite Theil der Stelle ist dagegen völlig falsch und absurd. Die Individualität, die wir als etwas durch und durch Reales kennen lernten, zu dessen Erkenntniß uns ja nur die subjektiven Formen gegeben wurden, soll von der Stelle in Raum und Zeit abhängen. Unverzeihliche Logik!

Gehen wir weiter!

> Nicht allein der Zeit, sondern auch dem Raum ist die Idee enthoben: denn nicht die mir vorschwebende räumliche Gestalt, |
> i496 sondern der Ausdruck, die reine Bedeutung, ihr innerstes Wesen, das sich mir aufschließt und mich anspricht ist eigentlich (!) die Idee und kann ganz das Selbe sein, bei großem Unterschied der räumlichen Verhältnisse der Gestalt.
>
> (W. a. W. u. V. I. 247.)

In diesem Satze spiegelt sich ein confuses Denken. Das Aeußere der Idee muß vom Innern derselben, wie ich bereits sagte, gesondert werden. Der individuelle Wille, die Idee, geht in die Verstandesformen Raum und Materie ein und wird zum Objekt. Nehmen wir einen Menschen zum Beispiel, so steht jetzt ein Objekt von bestimmter Gestalt, bestimmter Haut-, Haar- und Augenfarbe vor mir – mit einem Worte: ich habe sein Aeußeres. In dieses Aeußere scheint das innere Wesen des Menschen in bestimmter Weise herein. Es offenbart sich an der Gestalt. Die Gestalt ist seine nicht von ihm zu trennende Grundlage. Denken wir uns zwei Menschen von gleicher Herzensgüte, so ist allerdings gleichgültig, ob »der Unterschied der räumlichen Verhältnisse« ein großer oder kleiner ist, ob der Eine ein Vollmonds-, der Andere ein reines griechisches Gesicht hat. Die Gesichtszüge Beider werden wohlwollend sein, in den Augen Beider wird das milde Licht freundlicher Güte strahlen. Aber kann ich denn ihren Leib wegdenken und das Wohlwollen und die Herzensgüte allein anschauen? Immer sind es die Augen, die strahlen, immer die Gesichtszüge, in denen sich das Wohlwollen ausdrückt.

Von diesem Aeußern und Hereinscheinen des Innern ist nun das reine Innere total verschieden. Es giebt nur ein Versenken des Menschen in das Innere, nämlich in sein eigenes. Taucht der Mensch in die eigene Tiefe hinab, so wird, wie wir wissen, der Verstand ausgehängt. Von einem Objektsein für ein Subjekt kann jetzt gar nicht mehr die Rede sein. Wir haben den innersten Kern unseres Wesens unmittelbar im Selbstbewußtsein. Hier erfaßt der Mensch unmittelbar Bosheit, Verruchtheit, Edelmuth, Tapferkeit, Neid, Barmherzigkeit

u.s.w., die Willensqualitäten, und Freude, Trauer, Liebe, Haß, Frieden etc., die Zustände des Willens. Diesen Weg in's Innere schlagen Dichter und Tonkünstler ein, und da der Kern ihres Wesens Wille zum Leben ist, wie der aller anderen Menschen, so haben sie, unterstützt von ihren objektiven Beobachtungen in der Welt, die Fähigkeit, ihrem Willen vorüber|gehend
i497 die individuelle Qualität eines von ihnen verschiedenen Charakters zu geben und dessen Zustände zu empfinden. Shakespeare's Herz hat gewiß, beim Dichten des Richard III., so düster frohlockt, wie das Herz des lebenden Bösewichtes, und hat alle Qualen der Desdemona gleichfalls empfunden.

Und trotzdem ist die Macht der anschaulichen Erkenntniß so groß, daß geniale Poeten und Tonkünstler, die es also mit dem gestaltlosen innersten Wesen des Willens zu thun haben, stets umwogt sind von Gestalten und Bildern. Der echte dramatische Dichter sieht seinen Helden, unter irgend einem Phantasiebilde, leibhaftig jubeln, oder unter der Wucht der Schicksalsschläge zusammenbrechen, ebenso wie dem Componisten Gruppen seliger oder verzweifelter Menschen, unschuldige Kinderschaaren, sonnige und sturmbewegte Landschaftsbilder in selten unterbrochener Reihe, auf den Tonwellen dahingleiten.

Das Resultat dieser Untersuchung ist, daß die Ideen so unhaltbar sind, wie die Objektivationen. Ich habe die Unmöglichkeit einer ersten Form der Vorstellung, des Objektseins für ein Subjekt unabhängig von den unteren subjektiven Formen, nachgewiesen und gezeigt, daß Schopenhauer selbst schließlich bekennen mußte, die Idee sei wesentlich ein Anschauliches. Jedes Anschauliche ist eingegangen in die subjektiven Formen, ist Objekt. Die Idee ist also gleichbedeutend mit der Erscheinung des individuellen Willens und deshalb sind die Schopenhauer'sche Idee und Objekt Wechselbegriffe.

Da die Idee ein Anschauliches ist, so kann sie ferner, als solche, dem Dichter nur nebenbei und gar nicht dem Tonkünstler dienen; denn Beide haben es mit dem Willen unmittelbar zu thun. Die Idee reicht demnach für die Begründung der Aesthetik bei Schopenhauer gar nicht einmal aus. Auch habe ich oben von einem Aeußern und Innern der Idee nur im Sinne meiner Philosophie gesprochen; denn bei mir ist die Idee gleichbedeutend mit dem Einzelwillen. Die Idee, von außen aufgefaßt, ist Objekt, von innen erfaßt individueller Wille.

---

i498 Ehe wir die Ideen verlassen, wollen wir kurz untersuchen, ob sie Schopenhauer mit Recht Platonische Ideen genannt hat.

Das Merkmal der Ideen bei Plato ist nicht die natürliche Ursprünglichkeit; denn auch Artefakte sind Ideen, und Plato spricht von den Ideen des Stuhls, des Tisches u.s.w. Es ist auch nicht die Anschaulichkeit, denn Plato spricht von Ideen des Guten, der Gerechtigkeit u.s.w. Die Ideen sind also zunächst Begriffe. Daneben sind sie auch die Urbilder alles Seienden, die unvergänglichen zeitlosen Urformen, von denen die realen Dinge der Welt nur mangelhafte, vergängliche Nachbilder sind. Hier ist wohl zu merken, daß Plato diese Ideen nur aus der realen Entwicklung gänzlich herausnimmt. Dem Raume enthebt er sie theilweise (Vielheit): die Gestalt, die Form läßt er ihnen.

Ferner erklärt Plato ausdrücklich (*De Rep*. X), daß das Vorbild der Kunst nicht die Idee, sondern das einzelne Ding sei.

Was hat nun Schopenhauer aus dieser Lehre gemacht? Er beklagt sich über die letztere Erklärung des Plato (W. a. W. u. V. I 250) und über die Begriffs- (Vernunft-) Ideen.

> Manche seiner Beispiele von Ideen und seine Erörterungen über dieselben sind bloß auf Begriffe anwendbar.
>
> (*ib*. 276.)

und hält sich nur an die Urformen, welche immer sind und nie werden, noch vergehen. Indessen läßt er diese Formen nicht wie sie sind, sondern modelt sie nach Bedarf um. Plato nahm sie nicht ganz aus dem Raume. Er sprach ihnen nur Vielheit, sowie Entstehen und Vergehen ab, und ließ ihnen Gestalt. Schopenhauer sagt nun:

> In diesen beiden verneinenden Bestimmungen ist aber nothwendig als Voraussetzung enthalten, daß Zeit, Raum und Causalität für sie keine Bedeutung noch Gültigkeit haben, und sie nicht in diesen da sind.
>
> (W. a. W. u. V. I. 202.)

was, in Beziehung auf den Raum, grundfalsch ist. Man sieht klar: Schopenhauer hat sich aus der Ideenlehre Plato's herausgenommen, was ihm paßte, und diesem Wenigen einen neuen Sinn untergelegt, so daß die Platonischen Ideen Schopenhauer's nicht Platonische Ideen, sondern Schopenhauer'sche heißen müssen.

Die Platonischen Ideen werden gewöhnlich als Begriffe auf|gefaßt,
i499 und ging jedenfalls Plato bei seinen beiden Erklärungen davon aus, daß Vieles unter eine Einheit zu subsumiren ist. Dies ist jedoch nur bei Begriffen statthaft, denn jedes Einzelwesen hat volle und ganze Realität. Schopenhauer's Ausspruch:

> Die Idee ist die, vermöge der Zeit- und Raumform unserer intuitiven Apprehension, in die Vielheit zerfallene Einheit, hingegen der Begriff ist die, mittelst der Abstraktion unserer Vernunft, aus der Vielheit wiederhergestellte Einheit.
>
> (W. a. W. u. V. I. 277.)

ist nichts weiter, als eine im ersten Augenblicke blendende, aber nicht stichhaltige hohle Phrase.

Schließlich mache ich noch auf einen Widerspruch aufmerksam. W. a. W. u. V. II. 414 ist zu lesen:

> Eine so aufgefaßte Idee ist nun zwar noch nicht das Wesen des Dinges an sich selbst, eben weil sie aus der Erkenntniß bloßer Relationen hervorgegangen ist; jedoch ist sie, als das Resultat der Summe aller Relationen, der eigentliche Charakter des Dinges, und dadurch der vollständige Ausdruck des sich der Anschauung als Objekt darstellenden Wesens.

Zehn Seiten weiter steht dagegen:

> Was wir nun dergestalt erkennen, sind die Ideen der Dinge: aus diesen aber spricht jetzt eine höhere Weisheit, als die, welche von bloßen Relationen weiß.

Welche Confusion!

Wir stehen jetzt vor dem reinen, willenlosen Subjekt der Erkenntniß.

Das Verhältniß, in welches Schopenhauer den Willen zum Intellekt setzt, ist uns bekannt. Der Intellekt ist ein zum Willen Hinzugetretenes, das dem Willen völlig dienstbar ist, um ein »vielfache Bedürfnisse habendes Wesen« zu erhalten.

> Der Intellekt ist, von Hause aus, ein saurer Arbeit obliegender Manufakturlöhnling, den sein vielfordernder Herr, der Wille vom Morgen bis in die Nacht beschäftigt hält.
>
> (*Parerga* II. 72.)

Die Gegenstände der Welt haben nur insofern ein Interesse |
i500 für den Willen, als sie in irgend einer Beziehung zu seinem bestimmten Charakter stehen.

> Daher erkennt denn auch die dem Willen dienende Erkenntniß von den Objekten eigentlich nichts weiter, als ihre Relationen, erkennt die Objekte nur, sofern sie zu dieser Zeit, an diesem Ort, unter diesen Umständen, aus diesen Ursachen, mit diesen Wirkungen dasind, mit einem Wort, als einzelne Dinge.
>
> (W. a. W. u. V. I. 208.)

Diese Erkenntniß ist eine wesentlich mangelhafte, oberflächliche. Haben wir einem Objekt diejenige Seite abgewonnen, welche für unsere persönlichen Zwecke förderlich oder hinderlich sein kann, so lassen wir sämmtliche anderen Seiten desselben fallen: sie haben kein Interesse für uns.

> Dem Dienste des Willens bleibt nun die Erkenntniß in der Regel immer unterworfen, wie sie ja zu diesem Dienste hervorgegangen, ja dem Willen gleichsam so entsprossen ist, wie der Kopf dem Rumpf. Bei den Thieren ist diese Dienstbarkeit der Erkenntniß gar nie aufzuheben.
>
> (*ib*. 209.)

Dagegen (ich befinde mich noch immer ganz im Gedankengange Schopenhauer's) kann bei den Menschen eine solche Aufhebung eintreten, indem die gewöhnliche Betrachtungsart einzelner Dinge verlassen wird und der Intellekt sich zur Erkenntniß der in den einzelnen

Dingen sich offenbarenden Ideen erhebt.

Wenn man auf diese Weise die Dinge aus ihren Relationen heraushebt und

> die ganze Macht seines Geistes der Anschauung hingiebt, sich ganz in diese versenkt und das ganze Bewußtsein ausfüllen läßt durch die ruhige Contemplation des gerade gegenwärtigen natürlichen Gegenstands, sei es eine Landschaft, ein Fels, ein Gebäude, oder was auch immer; indem man, nach einer sinnvollen deutschen Redensart, sich gänzlich in diesen Gegenstand verliert, d.h. eben sein Individuum, seinen Willen vergißt und nur noch als reines Subjekt, als klarer Spiegel des Objekts bestehend bleibt; – – – dann ist, was also erkannt wird, nicht mehr das einzelne Ding als solches; sondern es ist die Idee, die ewige Form, die unmittelbare Objektität des Willens auf dieser Stufe: und eben dadurch ist zugleich der in dieser Anschauung Begriffene nicht |
> i501 mehr Individuum: denn das Individuum hat sich eben in solche Anschauung verloren: sondern es ist reines, willenloses, schmerzloses, zeitloses Subjekt der Erkenntniß.
>
> (W. a. W. u. V. I. 210.)

Hieraus erhellt, daß in der aesthetischen Contemplation der Wille gänzlich aus dem Bewußtsein eliminirt ist und der Intellekt sich völlig vom Willen, zur Führung eines selbständigen Lebens, losgerissen hat. Schopenhauer drückt dieses Verhältniß noch schärfer in dem Satze aus:

> Die Idee schließt Objekt und Subjekt auf gleiche Weise in sich, da solche ihre einzige Form sind: in ihr halten sich aber beide ganz das Gleichgewicht: und wie das Objekt auch hier nichts als die Vorstellung des Subjekts ist, so ist auch das Subjekt, indem es im angeschauten Gegenstande ganz aufgeht, dieser Gegenstand selbst geworden, indem das ganze Bewußtsein nichts mehr ist, als dessen deutlichstes Bild.
>
> (*ib*. 211.)

Es ist mit einem Worte eine mystische intellektuale Gemeinschaft.

Vom Standpunkte meiner Philosophie aus muß ich den geschilderten Vorgang verwerfen und kann nur den Ausgangspunkt richtig finden, den schon Kant gewählt hatte:

> Geschmack ist das Beurtheilungsvermögen eines Gegenstands, oder eine Vorstellungsart durch ein Wohlgefallen oder Mißfallen, ohne alles Interesse.
>
> (Kritik der Urtheilskraft 52.)

Die Bedingung der Möglichkeit einer aesthetischen Auffassung überhaupt ist, daß der Wille des erkennenden Subjekts in keiner interessirten Beziehung zum Objekt steht, d.h. schlechterdings kein Interesse an ihm hat, es weder begehrt, noch fürchtet. Es ist dagegen nicht nöthig, daß das Objekt aus seinen sonstigen Relationen herausgetreten sei. Ich halte die oben angeführte erste Erklärung Schopenhauer's, welche die zweite ganz aufhebt, nämlich, daß die Idee, als das Resultat der Summe aller Relationen, der eigentliche Charakter des Dinges sei, fest. In seinen Relationen offenbart sich das Wesen eines Dinges an sich am klarsten. Der Charakter eines Tigers z.B. ist zwar in seiner ruhenden Gestalt ausgedrückt, aber nur theilweise. Weit vollkommener erkenne ich ihn, wenn ich das Thier in seiner Erregtheit, namentlich im Kampf mit anderen Thieren, sehe, kurz, in seinen Relationen zu anderen Dingen.

i502 In Betreff des willenlosen Erkennens habe ich nun Folgendes zu sagen. Ich erinnere daran, daß der Intellekt, meiner Philosophie gemäß, nichts Anderes ist, als die Function eines Organs, also ein Theil der dem Willen wesentlichen Bewegung. Die ganze Bewegung eines Dinges ist sein Leben und ist das dem Willen wesentliche Prädicat. Wille und Leben sind nicht zu trennen, nicht einmal in Gedanken. Wo Leben ist, ist Wille, wo Wille, da ist Leben. Die Bewegung des Willens ist nun eine unbedingt rastlose. Er will immerfort das Dasein auf seine individuelle Weise, aber die gerade Richtung wird immer abgelenkt durch den Einfluß der übrigen Individuen, und jeder Lebenslauf einer höheren Individualität ist eine Linie im Zickzack. Jeder befriedigte Wunsch erzeugt einen neuen Wunsch; kann dieser nicht befriedigt, werden, so entsteht sofort ein neuer neben ihm, dem, wenn er befriedigt wird, wieder ein anderer folgt. So eilt jedes Individuum, in unstillbarer Begierde nach Dasein, rast- und ruhelos weiter, herumgeworfen zwischen Befriedigung und Begierde, immer wollend, lebend, sich bewegend.

Tritt mithin während des Lebens nie ein Stillstand ein, so ist doch ein großer Unterschied zwischen den Bewegungen; nicht nur zwischen der Bewegung des einen und des anderen

Individuums, sondern auch zwischen den Bewegungen eines und desselben Individuums. Kann auch kein Wesen dem allgemeinen Weltlauf voraneilen, so erfüllt es doch den Uebergang von Gegenwart zu Gegenwart mit einer verschiedenartigen Intensität des Wollens. Bald ist es leidenschaftlich erregt, bald müde, schlaff, träge.

In diesen letzteren Zuständen ist die Bewegung des Willens nach *außen* fast Null und nur die innere geht ihren stetigen Gang fort. Trotzdem liegt in solchen Zuständen kein Glück; denn der erschlaffte Wille beschäftigt sich unaufhörlich mit seinen Beziehungen zur Außenwelt, kurz, tritt aus seinen Relationen zu den Dingen, die irgend ein *Interesse* für ihn haben, nie ganz heraus.

Wie mit einem Schlage ändert sich aber das Verhältniß und der herrlichste Friede, die reinste Freude durchdringt die ruhig fließende Woge des Willens, wann das Subjekt, veranlaßt durch ein einladendes Objekt, in die aesthetische Betrachtung fällt und sich ganz *interesselos* in das Wesen des Objekts versenkt.

> Es ist der schmerzenslose Zustand, den Epikuros als das höchste Gut und als den Zustand der Götter pries; denn wir sind, für |
> i503 jenen Augenblick, des schnöden Willensdrangs entledigt, wir feiern den Sabbath der Zuchthausarbeit des Wollens, das Rad des Ixion steht still.

wie *Schopenhauer* wunderschön sagt. (W. a. W. u. V. I. 231.) Der *Wille* ist *nicht* aus dem Bewußtsein eliminirt; im Gegentheil, sein durch den Gegenstand hervorgerufener seliger Zustand erfüllt es ganz. Der Wille *ruht* auch nicht: er lebt ja, folglich bewegt er sich, aber alle äußere Bewegung ist gehemmt und die innere *fällt nicht* in's Bewußtsein. So glaubt der Wille, er ruhe ganz, und aus dieser *Täuschung* entspringt seine unaussprechlich beglückende Befriedigung: ihm ist wohl wie den Göttern.

Der Intellekt an und für sich kann kein selbständiges Leben führen, wie *Schopenhauer* will; er empfindet weder Lust, noch Unlust, sondern durch ihn wird sich der Wille nur seiner Zustände bewußt. Es giebt nur Ein Princip und dieses Eine ist der *individuelle Wille*. Der Wille ist in der aesthetischen Contemplation ebenso *Alles*, wie im höchsten Zorn, der leidenschaftlichen Begierde. Der Unterschied liegt in seinen *Zuständen* allein.

Dieser glückliche Zustand des Willens in der aesthetischen Relation hat nun zwei Stufen.

Die erste ist die *reine Contemplation*. Das Subjekt, das sich seines Fortgangs in der Zeit nicht bewußt wird, betrachtet das aus der realen Entwicklung gleichsam herausgehobene Objekt. Das Objekt ist für das Subjekt und das Subjekt sich selbst, durch Täuschung, *zeitlos*. Dagegen wird das Subjekt weder zum Objekt (wie *Schopenhauer* lehrt), noch ist das Objekt frei von Raum und Materie. Die reine Contemplation wird am häufigsten hervorgerufen durch die Natur. Ein Blick in sie, und träfe er nur Felder, Wälder und Wiesen, erhebt sofort ein Individuum mit zarten Nerven über die schwüle Atmosphäre des gewöhnlichen Lebens. Ein Mensch von derberem Schlage wird seine persönlichen Zwecke durch einen solchen Blick schwerlich vergessen; aber ich wage zu sagen: stellt den rohesten und begehrlichsten Menschen auf das Felsenufer von Sorrento und die aesthetische Freude wird über ihn kommen wie ein schöner Traum. –

In zweiter Linie wird die aesthetische Contemplation erzeugt durch die Werke der Baukunst, Skulptur und Malerei, vorzugsweise durch monumentale Bauten und durch solche Bilder und plastische |
i504 Werke, die, als Ganzes, rasch erfaßt werden können und keine heftige Erregung ausdrücken. Sind die Figuren eines Bildes oder einer plastischen Gruppe zahlreich, oder dramatisch bewegt, so wird sich das Subjekt seiner Synthesis bewußt und dadurch selbst leicht unruhig, so daß die reine Contemplation nicht lange anhalten kann. Den Zeus von Otricoli, die Venus von Milo, die Danaide im Braccio Nuovo des Vaticans, oder eine Raphael'sche heilige Familie, kann man stundenlang betrachten, den Laokoon nicht.

Der Wille, im Zustand der reinen Contemplation, athmet so leise, wie das glatte, sonnige Meer.

Auf der zweiten Stufe wird der Wille durch einen Vorgang in der Welt, oder durch die Kunst, in entsprechende Schwingungen versetzt: es ist der Zustand der Mitempfindung, des Mitvibrirens. Wohnen wir einer erschütternden Scene in einer Familie bei, ohne unmittelbar

von ihr berührt zu werden, ist sie für uns interesselos, aber interessant, so werden wir die Ausbrüche der Leidenschaft, das innige Flehen um Schonung etc. in uns nachempfinden. Ebenso wirkt Poesie und Musik, jedoch viel reiner als die realen Vorgänge, und man kann sagen: bei der Contemplation hat die Natur, bei dem aesthetischen Mitgefühl die Kunst den Vorrang.

Auf dieser Stufe ist das Objekt (Willensqualitäten und Zustände, dargestellt in Worten und Tönen) dem Raum und der Materie enthoben, aber ganz in der Zeit, und Mitempfindung ist ganz Succession.

Ich muß sonach das willenlose Erkennen geradeso verwerfen, wie die Ideenlehre Schopenhauer's. Der aesthetische Zustand betrifft lediglich den Willen, der in diesem Zustand das Objekt, seinem individuellen Wesen nach, erkennt.

Hierdurch wird auch eine Schwierigkeit gelöst, welche Schopenhauer's feinem Geiste nicht entgangen ist, welche er aber nicht aus dem Wege räumen konnte.

> Zu jener postulirten Veränderung im Subjekt und Objekt ist nun aber die Bedingung, nicht nur, daß die Erkenntnißkraft ihrer ursprünglichen Dienstbarkeit entzogen und ganz sich selbst überlassen sei, sondern auch, daß sie dennoch mit ihrer ganzen Energie thätig bleibe, trotzdem, daß der natürliche Sporn ihrer Thätigkeit, der Antrieb des Willens, jetzt fehlt.
>
> (*Parerga* II. 449.)

i505 Er fügt hinzu: »Hier liegt die Schwierigkeit und an dieser die Seltenheit der Sache.« Wäre der Wille gar nicht betheiligt, so würde überhaupt ein aesthetisches Erkennen nie möglich sein. – Die Seltenheit der Sache muß ich in Abrede stellen. Eine einigermaßen gut ausgestattete Natur versinkt leicht und oft in die aesthetische Contemplation.

Das dritte Gebrechen der Aesthetik Schopenhauer's entspringt aus der falschen Eintheilung der Natur, deren verklärte Spiegelung der Zweck aller Kunst ist. Wie wir wissen, löschte er alle besonderen Wirkungsarten der unorganischen Kräfte gewaltsam aus und erschlich sich auf diese Weise eine objektive Materie, an der sich die untersten Objektivationen des Willens offenbaren. Diese wechseln in der Aesthetik nur den Namen und heißen jetzt die untersten Ideen. Er spricht von der Idee der Schwere, der Starrheit, der Cohäsion, der Härte u.s.w. und legt der Baukunst, als schöner Kunst, keinen anderen Zweck unter, als einige von jenen Ideen zu deutlicher Anschauung zu bringen.

Ich verwerfe das Eine und das Andere. Meine Philosophie kennt nur Ideen des Eisens, Marmors u.s.w. und hat gewiß die Wahrheit auf ihrer Seite. Zweitens ist das Material eines Gebäudes nicht die Hauptsache, sondern die Form, wie ich gleich ausführen werde.

Im Reich der Pflanzen und Thiere sind die Ideen bei Schopenhauer identisch mit dem Gattungsbegriff, was ich bereits gerügt habe. Nur die höheren Thiere haben, nach Schopenhauer, hervorstechende, dem Einzelnen eigenthümliche Eigenschaften und sind »in gewissem Sinne« besondere Ideen. Dagegen ist jeder Mensch als eine besondere Idee anzusehen.

> Der Charakter jedes einzelnen Menschen kann, sofern er durchaus individuell und nicht ganz in dem der Species begriffen ist, als eine besondere Idee, entsprechend einem eigenthümlichen Objektivationsakt des Willens, angesehen werden.
>
> (W. a. W. u. V. I. 188.)
>
> Im Menschen tritt die Individualität mächtig hervor: ein Jeder hat einen eigenen Charakter.
>
> (W. a. W. u. V. I. 141.)

Als er diese letzteren Resultate seiner Beobachtungen zog, war sein Blick frei und klar.

---

i506 Ein viertes wesentliches Gebrechen der Aesthetik Schopenhauer's, welches nicht aus seiner Physik, sondern aus seiner mangelhaften Erkenntnißtheorie hervorgegangen ist, ist die unterlassene Scheidung des Schönen in

1) das Subjektiv-Schöne,
2) den Grund des Schönen im Ding an sich,
3) das schöne Objekt.

Diese Sonderung habe ich sehr scharf in meiner Philosophie ausgeführt und glaube ich, daß erst durch meine Zurückführung des Subjektiv-Schönen auf ideale, auf Grund apriorischer Formen und Functionen bewerkstelligte Verbindungen unseres Geistes die Aesthetik zu einer Wissenschaft im strengen Sinne Kant's geworden ist, welcher ihr bekanntlich diesen Charakter gänzlich absprach. Er sagt:

> Die Deutschen sind die Einzigen, welche sich jetzt des Worts Aesthetik bedienen, um dadurch das zu bezeichnen, was Andere Kritik des Geschmacks heißen. Es liegt hier die verfehlte Hoffnung zum Grunde, die der vortreffliche Analyst Baumgarten faßte, die kritische Beurtheilung des Schönen unter Vernunftprincipien zu bringen und die Regeln derselben zur Wissenschaft zu erheben. Allein diese Bemühung ist vergeblich. Denn gedachte Regeln oder Kriterien sind ihren vornehmsten Quellen nach bloß empirisch und können also niemals zu bestimmten Gesetzen *a priori* dienen, wonach sich unser Geschmacksurtheil richten müßte.
>
> (Kk. der reinen Vern. 61.)

Schopenhauer kennt nur das schöne Objekt und bestimmt es wie folgt:

> Indem wir einen Gegenstand schön nennen, sprechen wir dadurch aus, daß er Objekt unserer ästhetischen Betrachtung ist, welches zweierlei in sich schließt, einerseits nämlich, daß sein Anblick uns objektiv macht, d.h. daß wir in der Betrachtung desselben nicht mehr unserer als Individuen, sondern als reinen willenlosen Subjekts des Erkennens uns bewußt sind; und andererseits, daß wir im Gegenstande nicht das einzelne Ding, sondern eine Idee erkennen.
>
> (W. a. W. u. V. I. 247.)

i507 Die Folge hiervon würde sein, daß wir jedes Ding, da sich eine Idee in ihm offenbart, in unserer aesthetischen Betrachtung schön finden müßten, und spricht dies auch Schopenhauer geradezu aus:

> Da einerseits jedes vorhandene Ding rein objektiv und außer aller Relation betrachtet werden kann; da ferner auch andererseits in jedem Dinge der Wille, auf irgend einer Stufe seiner Objektität, erscheint, und dasselbe sonach Ausdruck einer Idee ist; so ist auch jedes Ding schön.
>
> (W. a. W. u. V. I. 247.)

Ferner sagt er:

> Schöner ist aber Eines als das Andere dadurch, daß es jene rein objektive Betrachtung erleichtert, ihr entgegenkommt, ja gleichsam dazu zwingt, wo wir es dann sehr schön nennen.
>
> (*ib.*)

Schopenhauer erging es bei dieser Betrachtung wie Kant bei der Causalität. Wie Dieser die Aufeinanderfolge zum einzigen Kriterium des Causalitätsverhältnisses machte, während zwar alles Erfolgen ein Folgen, aber nicht alles Folgen ein Erfolgen ist, so ist bei Schopenhauer alles schön, weil es aesthetisch betrachtet werden kann, während es heißen muß: Das Schöne kann nur im aesthetischen Zustande des Subjekts erkannt werden, aber nicht Alles, was in diesem Zustand betrachtet wird, ist schön.

Schopenhauer geht so weit, daß er auch jedem Artefakt unbedingt Schönheit zuspricht, weil sich in seinem Material eine Idee ausdrücke, welche das Subjekt objektiv machen könne, was grundfalsch ist. Denken wir uns z.B. zwei Gegenstände von Bronce, etwa zwei Gewichte, von denen das eine ein regelmäßiger, polirter, das andere ein rauher, ungenau gearbeiteter Cylinder ist. Beide drücken, nach Schopenhauer, die Ideen der Starrheit, Cohäsion, Schwere u.s.w. aus und können uns objektiv machen, folglich sind sie beide schön, was aber Niemand zu behaupten unternehmen wird. Hier entscheidet nur die Form, die Farbe, Glätte etc. und all' dieses ist eben das Subjektiv-Schöne, das Schopenhauer nicht kennt.

Das Subjektiv-Schöne, welches auf

1) der Causalität,
2) dem mathematischen Raum,
i508 3) der Zeit,
4) der Materie (Substanz)

beruht, habe ich ausführlich in meinem Werke behandelt, und verweise ich darauf. Es ist das Formal-Schöne und der unerschütterliche apriorische Grund, von wo aus das Subjekt bestimmt, was schön ist, was nicht. Wie das Subjekt im Allgemeinen Nichts außer sich anerkennt, was keinen Eindruck auf seine Sinne macht, was es also seinen Formen gemäß

weder gestalten, noch denken kann, so erkennt es auch nichts in der Natur als schön an, dem nicht erst von ihm die Schönheit zugesprochen worden ist.

Die Fähigkeit des Menschen, dem Formal-Schönen gemäß zu urtheilen, ist der Schönheitssinn. Jeder Mensch hat ihn, wie Jeder Urtheilskraft, Jeder Vernunft hat. Aber wie sehr viele Menschen nur sehr kurze mentale Verbindungen zu Wege bringen und ihren Gesichtskreis nur wenig erweitern können, während Einige die ganze Natur und ihren Zusammenhang mit ihrem Geiste gleichsam umschließen, so ist auch der Schönheitssinn in Vielen nur als Keim, in Anderen voll entwickelt vorhanden. Der gesetzgebende Schönheitssinn kann erworben werden, weil er als Keim Allen angeboren ist und deshalb bloß Pflege und Ausbildung verlangt. Man betrachte nur die kunstsinnigen Italiener und Franzosen, die ihren Geist täglich in einem Meer von Schönheit, resp. von Grazie, baden können.

Den Einen kann eine flache Seeküste, den Anderen eine andalusische Landschaft, einen Dritten der Bosporus individuell am meisten ansprechen. Weil dies der Fall ist, meinte Kant, aesthetische Urtheile enthielten so wenig Nothwendigkeit in sich, wie Geschmacksurtheile. Dies ist aber ein ganz einseitiger Standpunkt. In Sachen der Schönheit kann nur der mit entwickeltem Schönheitssinn Begabte Richter sein, und da die Urtheile solcher Richter nach Gesetzen gesprochen werden, welche apriorischen Grund in uns haben, so sind sie verbindlich für Alle. Es ist durchaus gleichgültig, ob der Eine oder der Andere dagegen protestirt und sich auf seine Persönlichkeit steift, die nicht zustimmen könne. Er bilde erst seinen Schönheitssinn aus, dann wollen wir ihm Stimmrecht geben.

Entspricht ein Gegenstand der Natur oder der Kunst allen Gestaltungen des Formal-Schönen, so ist er vollendet schön. Man |
i509 prüfe z. B. Goethe's Iphigenie unter den Bedingungen des Subjektiv-Schönen, das bei einer Dichtung in Betracht kommt, also des Schönen der Causalität, der Zeit und der Substanz, immer ist sie makellos. Oder man blicke auf den Golf von Neapel, etwa von Camaldoli oder San Martino aus, und prüfe nach dem Formal-Schönen des Raums und der Materie, und wer würde an den Farben, an den Linien der Küste, am Duft der Ferne, an der Gestalt der Pinien im Vordergrund, kurz an irgend etwas auch das Geringste ändern wollen? Nicht der Schönheitssinn des genialsten Malers würde hier etwas fortnehmen, dort etwas hinzusetzen wollen.

Die vollendet schönen Natur- und Kunstwerke sind sehr, sehr selten; dagegen entsprechen viele einer oder zwei Arten des Formal-Schönen. Ein Drama kann allen Gesetzen des Subjektiv-Schönen der Zeit und Substanz entsprechen, aber in Hinsicht auf das Schöne der Causalität ganz verfehlt sein.

Schopenhauer hat die Nothwendigkeit des Subjektiv-Schönen gefühlt, da seinem feinen Kopfe nicht so leicht etwas entging, aber er versuchte vergeblich, der Sache auf den Grund zu kommen und versank (wie leider so oft!) im Mysticismus. Er sagt:

> Woran soll der Künstler ihr (der Natur) gelungenes und nachzuahmendes Werk erkennen und es unter den mißlungenen herausfinden; wenn er nicht vor der Erfahrung das Schöne anticipirt? Hat überdies auch jemals die Natur einen in allen Theilen vollkommen schönen Menschen hervorgebracht? – – – Rein *a posteriori* und aus bloßer Erfahrung ist gar keine Erkenntniß des Schönen möglich: sie ist immer, wenigstens zum Theil, *a priori*, wiewohl von ganz anderer Art, als die uns *a priori* bewußten Gestaltungen des Satzes vom Grunde.
>
> (W. a. W. u. V. I. 261.)
>
> Daß wir Alle die menschliche Schönheit erkennen, wenn wir sie sehen, im echten Künstler aber dies mit solcher Klarheit geschieht, daß er sie zeigt, wie er sie nie gesehen hat, und die Natur in seiner Darstellung übertrifft; dies ist nur dadurch möglich, daß der Wille, dessen adäquate Objektivation, auf ihrer höchsten Stufe, hier beurtheilt und gefunden werden soll, ja wir selbst sind.
>
> (*ib*. 262.)

i510 Hieran knüpfte er eine ganz falsche Erklärung des Ideals.

> Diese Anticipation ist das Ideal: es ist die Idee, sofern sie, wenigstens zur Hälfte, *a priori* erkannt ist und, indem sie als solche dem *a posteriori*, durch die Natur Gegebenen ergänzend entgegenkommt, für die Kunst practisch wird.

Das Ideal erzeugt der Künstler in anderer Weise. Er vergleicht die lebenden ähnlichen Individuen, erfaßt das Charakteristische, scheidet das Unwesentliche und Zufällige aus und verbindet das gefundene Wesentliche. Das so entstandene Einzelwesen taucht er dann in das Subjektiv-Schöne, und es erhebt sich aus diesem Bade, wie die schaumgeborene Göttin, verklärt und in idealer Schönheit. Die griechischen Künstler hätten ihre idealen, für alle Zeiten mustergültigen Bildwerke nicht hervorbringen können, wenn sie nicht in ihrem Volke gute Modelle gefunden hätten und es gilt allerdings, was Kant gesagt hat:

Ganz anders verhält es sich mit denen Geschöpfen (Idealen) der Einbildungskraft, darüber sich Niemand erklären und einen verständlichen Begriff geben kann, gleichsam Monogrammen, die nur einzelne, ob zwar nach keiner angeblichen Regel bestimmte Züge sind, welche mehr eine im Mittel verschiedener Erfahrungen gleichsam schwebende Zeichnung, als ein bestimmtes Bild ausmachen.

(Kk. d. Vern. 442.)

Die Einbildungskraft läßt ein Bild gleichsam auf das andere fallen und weiß, durch die Congruenz der mehreren von derselben Art, ein mittleres herauszubekommen, welches Allen zum gemeinschaftlichen Maße dient. – – – Die Einbildungskraft thut dies durch einen dynamischen Effekt, der aus der vielfältigen Auffassung solcher Gestalten auf das Organ des inneren Sinns entspringt.

(Kk. d. Urtheilsk. 80.)

Hier möge auch folgende Schwierigkeit zur Sprache kommen. Schon Kant hatte richtig bemerkt, daß ein Neger nothwendig eine andere Normalidee der Schönheit der Gestalt haben müsse, als ein Weißer, der Chinese eine andere, als der Europäer (Kk. d. Urth. 80) und Schopenhauer sagte:

Die Quelle alles Wohlgefallens ist die Homogeneität: schon dem Schönheitssinn ist die eigene Species, und in dieser wieder die eigene Rasse, unbedenklich die Schönste.

(*Parerga* II. 492.)

i511 Dies steht fest. Aber es beweist Nichts gegen das Subjektiv-Schöne. Sollte je ein schwarzer Phidias in Africa geboren werden, so wird er Gestalten, die den Negertypus tragen, erschaffen; jedoch nicht anders können, als, innerhalb dieser Grenzen, ganz nach den für alle Menschen gültigen subjektiven Schönheitsgesetzen zu bilden. Er wird die volle Wade, die knappe, kräftige Rundung des Leibes, die gewölbte Brust, das ovale Gesicht, die regelmäßigen Züge, nicht eine flache Wade, magere oder aufgedunsene Glieder, ein Vollmondsgesicht u.s.w. bilden.

Wie mächtig überhaupt das Subjektiv-Schöne des Raumes, besonders die Symmetrie, die Plastik beherrscht, beweist mehr als alles Andere der Umstand, daß es keinem griechischen Künstler eingefallen ist, eine Amazone mit nur einer Brust zu bilden, obgleich jeder Grieche glaubte (ob mit Recht oder Unrecht, lasse ich dahingestellt) daß den Amazonen, behufs leichterer Handhabung der Waffen, eine Brust zerstört würde. Man denke sich eine Amazone mit einer Brust und der aesthetische Genuß wird wesentlich beeinträchtigt sein.

Schopenhauer wurde also mystisch, als er das Subjektiv-Schöne, das er aus der Ferne sah, erklären wollte. Es ist übrigens sonderbar, daß er nicht bis zu demselben gelangt ist, denn seine Aesthetik enthält treffende schöne Gedanken in Menge, welche zur Sache gehören. Ich wähle die folgenden aus:

Wir sehen im guten antiken Baustil jeglichen Theil, sei es nun Pfeiler, Säule, Bogen, Gebälk oder Thüre, Fenster, Treppe, Balcon, seinen Zweck auf die geradeste und einfachste Weise erreichen, ihn dabei unverhohlen und naiv an den Tag legend.

(W. a. W. u. V. II. 472.)

Die Grazie besteht darin, daß jede Bewegung und Stellung auf die leichteste, angemessenste und bequemste Art ausgeführt werde und sonach der rein entsprechende Ausdruck ihrer Absicht, oder des Willensaktes sei, ohne Ueberflüssiges, was als Zweckwidriges, bedeutungsloses Handtieren, ohne Ermangelndes, was als hölzerne Steifheit sich darstellt.

(*ib*. II. 264.)

Mangel an Einheit in den Charakteren, Widerspruch derselben |
i512 gegen sich selbst, oder gegen das Wesen der Menschheit überhaupt, wie auch Unmöglichkeit, oder

ihr nahekommende Unwahrscheinlichkeit in den Begebenheiten, sei es auch nur in Nebenumständen, beleidigen in der Poesie ebenso sehr, wie verzeichnete Figuren, oder falsche Perspektive, oder fehlerhafte Beleuchtung in der Malerei.

(*ib*. I. 297.)

Menschliche Schönheit drückt sich aus durch die Form: und diese liegt im Raum allein etc.

(*ib*. 263.)

Der Rhythmus ist in der Zeit, was im Raume die Symmetrie ist.

(*ib*. II. 516.)

Das Metrum, oder Zeitmaß, hat, als bloßer Rhythmus, sein Wesen allein in der Zeit, welche eine reine Anschauung *a priori* ist, gehört also, mit Kant zu reden, bloß der reinen Sinnlichkeit an.

(*ib*. 486.)

Ein ganz besonderes Hülfsmittel der Poesie sind Rhythmus und Reim.

(*ib*. I. 287.)

Die Melodie besteht aus zwei Elementen, einem rhythmischen und einem harmonischen. Beiden liegen reine arithmetische Verhältnisse, also die der Zeit zu Grunde: dem einen die relative Dauer der Töne, dem anderen die relative Schnelligkeit ihrer Vibrationen.

(*ib*. II. 516.)

Die Farben erregen unmittelbar ein lebhaftes Ergötzen, welches, wenn sie transparent sind, den höchsten Grad erreicht.

(*ib*. I. 235.)

Gemaltes Obst ist zulässig, da es als weitere Entwicklung der Blume und durch Form und Farbe als ein schönes Naturprodukt sich darbietet.

(*ib*. I. 245.)

Der Malerei kommt noch eine für sich gehende Schönheit zu, welche hervorgebracht wird durch die bloße Harmonie der Farben, das Wohlgefällige der Gruppirung, die günstige Vertheilung des Lichts und Schattens und den Ton des ganzen Bildes. Diese ihr beigegebene, untergeordnete Art der Schönheit befördert den Zustand des reinen Erkennens und ist in der Malerei Das, was in der Poesie die Diktion, das Metrum und der Reim ist.

(*ib*. II. 480.)

i513 Es finden sich bei allen Völkern, zu allen Zeiten, für Roth, Grün, Orange, Blau, Gelb, Violett, besondere Namen, welche überall verstanden werden, als die nämlichen, ganz bestimmten Farben bezeichnend; obschon diese in der Natur höchst selten rein und vollkommen vorkommen: sie müssen daher gewissermaßen *a priori* erkannt sein, auf analoge Weise, wie die regelmäßigen geometrischen Figuren. – – Jeder muß also eine Norm, ein Ideal, eine Epicurische Anticipation der gelben und jeder Farbe, unabhängig von der Erfahrung, in sich tragen, mit welcher er jede wirkliche Farbe vergleicht.

(Ueber das Sehn 33.)

Mit diesen vortrefflichen Stellen vergleiche man nun die folgenden:

Causalität ist Gestaltung des Satzes vom Grunde: Erkenntniß der Idee hingegen schließt wesentlich den Inhalt jenes Satzes aus.

(W. a. W. u. V. I. 251.)

Für die Architektur sind die Ideen der untersten Naturstufen, also Schwere, Starrheit, Cohäsion, das eigentliche Thema; nicht aber, wie man bisher annahm, bloß die regelmäßige Form, Proportion und Symmetrie, als welche ein rein Geometrisches, Eigenschaften des Raumes, nicht Ideen sind, und daher nicht das Thema einer schönen Kunst sein können.

(W. a. W. u. V. II. 470.)

und man wird wieder nicht sonderbar finden, daß Schopenhauer das Subjektiv-Schöne nicht bestimmen konnte. Es sind immer und immer wieder dieselben alten Fehler aus der Erkenntnißtheorie die sich ihm entgegenwarfen und ihn auf falsche Bahnen drängten.

Ich habe oben gesagt: schön sei nur, was den formalen Bedingungen des Subjektiv-Schönen entspreche. Hieraus ergiebt sich, daß dem Ding an sich, unabhängig von unserer Wahrnehmung, Schönheit als solche nicht beigelegt werden darf. Nur ein Objekt kann schön sein, d. h. der in die subjektiven Formen eingegangene Wille. Dies darf jedoch nicht mißverstanden und etwa dahin ausgelegt werden, daß das Subjekt aus eigenen Mitteln die Schönheit im Objekt producire. Hierdurch würde der empirische Idealismus – diese absurdeste, aber für die Entwicklung der menschlichen |

i514 Erkenntniß allerwichtigste und bedeutendste philosophische Richtung – in die Aesthetik getragen werden. Wir erinnern uns, daß nur durch die Materie das Objekt sich vom Dinge an sich unterscheidet. Die subjektive Form Materie drückt zwar ganz genau die Qualitäten des Dinges an sich aus, aber auf eine ganz eigenthümliche Weise: das Wesen des Willens ist von dem der Materie *toto genere* verschieden. Deshalb kann ich nicht sagen, der Wille ist blau, roth, schwer, leicht, glatt, rauh, aber ich muß geradezu sagen: im Wesen des Willens liegt Das, was so auf das Subjekt wirkt, daß es das Objekt blau, roth, schwer, leicht, glatt, rauh wahrnimmt. In ganz derselben Weise ist die objektive Schönheit zu erklären. Nicht das im schönen Objekt Erscheinende, der Wille, ist schön, aber im Wesen des Willens liegt Das, was das Subjekt im Objekt schön nennt. Dies ist das leicht faßliche, klare Ergebniß des echten transscendentalen Idealismus, auf die Aesthetik angewandt.

Warum wir trotzdem von einer schönen Seele sprechen dürfen, habe ich in meiner Aesthetik erklärt. Wir nennen eine Seele schon wegen ihrer gleichmäßigen Bewegung, wegen des harmonischen Verhältnisses, in dem ihr Wille zum Intellekt steht. Sie ist eine maßvolle, taktvolle Seele. Sie hat keine absolut gleichmäßige, aber eine überwiegend gleichmäßige Bewegung, denn erstere ist nicht möglich. Die schöne Seele ist der Erschlaffung sowohl, als der leidenschaftlichen Erregung fähig, aber sie wird stets bald das Gleichgewicht wieder finden, den Punkt, wo Wille und Intellekt in die harmonische Bewegung übergehen, welche weder von der Erde ab, noch nach ihrem Schlamm gerichtet ist.

Schopenhauer sagt:

> Während Einige durch ihr Herz, Andere durch ihren Kopf excelliren, giebt es noch Andere, deren Vorzug bloß in einer gewissen Harmonie und Einheit des ganzen Wesens liegt, welche daraus entsteht, daß bei ihnen Herz und Kopf einander so überaus angemessen sind, daß sie sich wechselseitig unterstützen und hervorheben.
>
> (W. a. W. u. V. II. 601.)

Schiller charakterisirt die schöne Seele wie folgt:

> Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grade versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf und nie Gefahr läuft, mit den Entschei|dungen
> i515 desselben in Widerspruch zu stehen. – In einer schönen Seele ist es also, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung, harmoniren, und Grazie ist der Ausdruck der Erscheinung.
>
> (Ueber Anmuth und Würde.)

Diese schöne Seele wird nun auch, durch die Augen und Gesichtszüge, in die äußere Form hereinscheinen und selbst das häßlichste Gesicht in einer Weise verklären, daß man nur die Seele sieht, nur sie, nicht die mangelhafte Form, an der sie sich offenbaren muß.

Die Kunst ist die verklärte Spiegelung der Natur. Da nun die Natur nicht lauter schöne Objekte aufweist – ob diese gleich alle aesthetisch betrachtet werden können – so ist schon hieraus ersichtlich, daß die Kunst nach zwei Richtungen auseinander treten muß. Geht sie nur darauf aus, schöne Objekte und die Regungen der schönen Seele wiederzugeben, so ist sie die ideale Kunst. Spiegelt sie dagegen vorzugsweise die hervorstehenden Eigenthümlichkeiten, die charakteristischen Merkmale der Individuen, so ist sie die realistische Kunst, die neben der idealen mit gleichem Rechte steht, und zwar keinen Zoll höher, keinen Zoll tiefer; denn wenn die letztere auch das Subjekt wesentlich glücklicher und ruhiger stimmt als die andere, so offenbart dagegen die realistische Kunst das wahre Wesen des Willens, seine unersättliche Habsucht, seinen namenlosen Jammer, sein Hangen und Bangen, seinen trotzigen Uebermuth und sein erbärmliches Verzagen, seine Verrücktheit und Ueberschwänglichkeit u.s.w. und der Mensch spricht erschrocken wie Hamlet's Mutter:

Thou turn'st mine eyes into my very soul;
And there I see such black and grained spots,
As will not leave until tinct.

(Du kehrst die Augen recht in's Innre mir,
Da seh' ich Flecke, tief und schwarz gefärbt,
Die nicht von Farbe lassen.)

Beide Kunstgattungen ziehen den Menschen auf das ethische Gebiet hinüber, die eine durch Klarlegung seines Wesens, die andere durch Erzeugung des Wunsches: immer so glücklich, selig und ruhig sein zu können, für dessen Erfüllung nur die Ethik das Mittel angeben kann. Und hierin liegt die hohe Bedeutsamkeit der Kunst überhaupt, ihr inniger Zusammenhang mit der Moral.

i516 Nur eine Forderung muß der Aesthetiker an die realistische Kunst stellen, die nämlich: daß ihre Werke in die reinigende Fluth des Subjektiv-Schönen untergetaucht werden. Sie muß das Charakteristische idealisiren. Sonst ist sie keine Kunst mehr, und jeder Feinfühlende wird weit lieber das reale Leben unmittelbar beobachten, als seine Zeit vor unfläthigen, bedeutungslosen, wenn auch fleißig ausgearbeiteten Werken verirrter Künstler verlieren.

Wir wenden uns jetzt zum Erhabenen und Komischen.

In Betreff des Erhabenen habe ich zuerst von Kant zu reden. Kant warf einen sehr klaren Blick in das Wesen des Erhabenen und hat nicht nur dessen zwei Arten richtig erkannt, sondern hat es auch richtig auf das Subjekt eingeschränkt. Nach ihm empfindet der Mensch das Gefühl des Erhabenen, wenn er sich entweder von der Größe eines Objekts zu Nichts verkleinert fühlt, oder sich vor der Macht einer Naturerscheinung fürchtet, diesen Zustand der Demüthigung aber überwindet, sich gleichsam über sich selbst erhebt und in die freie objektive Contemplation eintritt.

Hierauf gründet Kant seine Eintheilung des Erhabenen in

1) das Mathematisch-Erhabene,
2) das Dynamisch-Erhabene.

Zugleich bemerkt er, daß wir uns unrichtig ausdrücken:

> Wenn wir irgend einen Gegenstand der Natur erhaben nennen, ob wir zwar ganz richtig sehr viele derselben schön nennen können.
>
> (Kk. d. U. 94.)

> Die wahre Erhabenheit muß nur im Gemüth des Urtheilenden, nicht im Naturobjekte, dessen Beurtheilung diese Stimmung desselben veranlasst, gesucht werden.
>
> (*ib*. 106.)

Schopenhauer adoptirt die Eintheilung und legt auch das Erhabene nur in's Subjekt, aber er spricht den Objekten, welche das Subjekt erhaben stimmen, Schönheit zu, was nicht ganz richtig ist. Er sagt:

> Was das Gefühl des Erhabenen von dem des Schönen unterscheidet, ist dieses: Beim Schönen hat das reine Erkennen ohne Kampf die Oberhand gewonnen; hingegen beim Erhabenen ist jener Zustand des reinen Erkennens allererst gewonnen durch ein bewußtes und gewaltsames Losreißen von den als ungünstig er|kannten
> i517 Beziehungen desselben Objekts zum Willen, durch ein freies, von Bewußtsein begleitetes Erheben über den Willen und die auf ihn sich beziehende Erkenntniß.
>
> (W. a. W. u. V. I. 238.)

> Im Objekte sind Beide nicht wesentlich unterschieden: denn in jedem Falle ist das Objekt der aesthetischen Betrachtung nicht das einzelne Ding, sondern die in demselben zur Offenbarung strebende Idee.
>
> (*ib*. 246.)

Hiernach ist, wie ich oben sagte, das Objekt, welches uns in den erhabenen Zustand versetzt, jedesmal schön, weil Alles, was willenlos erkannt wird, schön ist. Dies bedarf der Einschränkung dahin, daß ein Objekt, welches mich erhaben stimmt, schön sein kann, aber nicht schön sein muß.

Es ist sehr gleichgültig, durch welche Hülfsmittel der Mensch sich über sich selbst erhebt; die Hauptsache bleibt: daß er erhaben gestimmt wird. Kant sowohl, als Schopenhauer, gingen entschieden zu weit, als sie die Möglichkeit der Erhebung an einen ganz bestimmten Gedankengang knüpften. Sie bedachten nicht, daß dies ja die Kenntniß ihrer Werke voraussetzen würde, während doch Viele das Erhabene in sich empfinden, ohne je auch nur den Namen Kant oder Schopenhauer gehört zu haben. So sagt Kant in Betreff des Mathematisch-Erhabenen:

> Diejenige Größe eines Naturobjekts, an welcher die Einbildungskraft ihr ganzes Vermögen der Zusammenfassung fruchtlos verwendet, führt den Begriff der Natur auf ein übersinnliches Substrat (welches ihr und zugleich unserem Vermögen zu denken zum Grunde liegt), welches über allen Maßstab der Sinne groß ist.
>
> (Kk. d. U. 106.)

und läßt das gedemüthigte Subjekt sich an den »Ideen der Vernunft« erheben. Schopenhauer dagegen schreibt die Erhebung dem unmittelbaren Bewußtsein zu,

> daß alle Welten ja nur in unserer Vorstellung da sind, nur als Modifikation des ewigen Subjekts des reinen Erkennens, als welches wir uns finden, sobald wir die Individualität vergessen, und welches der nothwendige, der bedingende Träger aller Welten und aller Zeiten ist.
>
> (W. a. W. u. V. I. 242.)

In Betreff des Dynamisch-Erhabenen sagt Kant:

i518 Die Natur heißt hier erhaben, bloß weil sie die Einbildungskraft zur Darstellung derjenigen Fälle erhebt, in welchen das Gemüth die eigene Erhabenheit seiner Bestimmung, selbst über die Natur sich fühlbar machen kann.

> (Kk. d. U. 113.)

und Schopenhauer:

> Der unerschütterte Zuschauer empfindet sich zugleich als Individuum, als hinfällige Willenserscheinung hülflos gegen die gewaltige Natur, abhängig, dem Zufall Preis gegeben, ein verschwindendes Nichts, ungeheuren Mächten gegenüber; und dabei nun zugleich als ewiges ruhendes Subjekt des Erkennens.
>
> (W. a. W. u. V. I. 242.)

Natürlich blickt Schopenhauer mitleidig auf die Erklärungen Kant's herab, welche sich auf moralische Reflexionen und Hypostasen aus der scholastischen Philosophie stützten. Die Wahrheit ist, daß Jeder (von seinem Standpunkte) Recht hat, daß aber auch andere Erklärungen richtig sind. Ich verweise auf meine Aesthetik und frage, ob nicht ein gläubiges Gottvertrauen dasselbe leistet? Ein frommer Christ, der einen Sturm auf offener See erlebt und das Schauspiel contemplativ genießt, zu sich sprechend: »ich stehe in des Allmächtigen Hand, Er wird es wohl machen«, ist gewiß nicht in einer weniger erhabenen Stimmung, als Schopenhauer je in einer gewesen ist.

Das Erhabene ist also ein Zustand des Subjekts, der durch die Natur hervorgebracht wird, und es giebt kein erhabenes Objekt. Ist jedoch das Erhabene durch die Abhandlungen Kant's und Schopenhauer's erschöpft worden? Keineswegs! Es giebt erhabene Charaktere.

Schopenhauer gedenkt zwar des erhabenen Charakters, giebt aber eine Definition desselben, welche die ganze Sphäre des Begriffs nicht ausfüllt; zudem läßt er die Sache gleich wieder fallen. Auch Kant nennt einen Menschen, der sich selbst genug ist, erhaben, aber ohne befriedigende Begründung.

Ich habe in meiner Aesthetik das Gefühl des Erhabenen auf |
i519 die Ueberzeugung des Menschen, im Momente der Erhebung, zurückgeführt, daß er den Tod nicht fürchtet, wobei es Nebensache ist, ob er sich täuscht, oder nicht. Diese Erklärung schließt alle anderen möglichen in sich, denn alle führen, auf vielfach gewundenen Wegen, zu dem einen Ziele: Todesverachtung. Es ist ganz gleich, ob der eine Mensch sagt: meine Seele ist unsterblich, der andere: ich stehe in Gottes Hand, ein Dritter: die ganze Welt ist ja nur Schein und das ewige Subjekt des Erkennens ist der bedingende Träger aller Welten und Zeiten – immer wird der Tod nicht gefürchtet: *simplex sigillum veri*.

Diese Todesverachtung beruht fast immer auf Täuschung. Man weiß sich in voller, wenigstens in so gut wie voller Sicherheit und glaubt fest, man würde auch contemplativ bleiben, wenn die Gefahr das Leben wirklich bedrohte. Wird es aber Ernst, so stürzt das Individuum gewöhnlich aus seiner erträumten Höhe und denkt nur noch an die Rettung des lieben theuren Ich.

Bleibt nun im Willen die Todesverachtung auch dann, wann die Gefahr nahe tritt, wird das Leben geradezu auf's Spiel gesetzt, so ist ein solcher Wille an und für sich erhaben. Diejenigen Soldaten, welche in der Schlacht die Furcht überwinden und im dichten

Kugelregen ruhig ihre Beobachtungen machen, sind nicht nur im erhabenen Zustand, sondern ihr Charakter ist wesentlich erhaben: es sind Helden. Ingleichen sind Helden alle Diejenigen, welche willig ihr Leben in die Schanze schlagen, um ein bedrohtes anderes zu retten, sei es bei Feuersbrünsten, bei Seestürmen, Ueberschwemmungen u.s.w. Solche Individuen sind vorübergehend erhaben, denn man kann nicht wissen, ob sie zu einer anderen Zeit, an einem anderen Ort, wieder ihr Leben einsetzen werden. Die Erhabenheit zeigt sich hier als eine Willensqualität, welche nur als Keim im Menschen liegt und nach ihrer Bethätigung wieder bloßer Keim wird.

Beim echten Weisen dagegen bleibt sie entfaltet. Er hat die Nichtigkeit des Lebens erkannt und sehnt sich nach der Stunde, wo er in die Ruhe des Todes eingehen wird. Bei ihm ist die Todesverachtung, besser Lebensverachtung, zur Grundstimmung des Willens geworden und regulirt seine Bewegung.

Aber im höchsten Grade erhaben ist der weise Held, der kämpfende Mann im Dienste der Wahrheit. Er ist auch dasjenige |
i520 Objekt, welches leichter als alle anderen das Subjekt in die erhabene Stimmung versetzen kann; denn er ist, oder war, ein Mensch, und Jeder glaubt, für die höchsten Ziele der Menschheit sein Leben, wie er, einsetzen zu können. Darauf beruht auch der tiefergreifende Zauber, den das Christenthum auf Atheisten ausübt: das Bild des gekreuzigten, für die Menschheit willig in den Tod gegangenen Heilands wird strahlen und die Herzen erheben bis an das Ende der Zeit.

Wie die schöne Seele, so scheint auch der erhabene Wille in das Objekt. Er offenbart sich am deutlichsten in den Augen. Dieses Hereinscheinen hat kein Maler so vollendet wiedergegeben, als Correggio in seinem Schweißtuch der Veronica (Berliner Museum). Das Bild macht selbst auf ein rohes Gemüth einen tiefen Eindruck und kann zu den kühnsten Thaten entflammen. Auch glaube ich, daß schon manches Selbstgelöbniß vor ihm abgelegt worden ist.

Das Komische hat Schopenhauer sehr mangelhaft abgehandelt, und zwar an einem Orte, wo es offenbar nicht hingehört, nämlich in der Erkenntnißtheorie. Er kennt nur das Abstrakt-Komische, nicht das Sinnlich- (Anschaulich-) Komische.

Tritt der beschauliche Geist, momentweise oder für immer, aus dem dichten Menschenstrome heraus und blickt auf ihn herab, in ihn hinein, so wird bald ein Lächeln, bald zwergfellerschütterndes Lachen ihn ergreifen. Wie ist dies möglich? Im Allgemeinen läßt sich sagen: er hat an irgend eine Erscheinung einen Maßstab angelegt und sie ist kürzer oder länger als dieser. Aus dieser Diskrepanz, Incongruenz, entspringt das Komische.

Es ist klar, daß der Maßstab keine bestimmte Länge haben kann. Sie hängt von Bildung und Erfahrung der Einzelnen ab, und während der Eine eine Erscheinung in Ordnung findet, entdeckt der Andere eine Diskrepanz an ihr, die ihn in die größte Heiterkeit versetzt. Die subjektive Bedingung des Komischen ist also irgend ein Maßstab; das Komische selbst liegt im Objekt.

Schopenhauer behauptet, daß bei allen Arten des Lächerlichen immer mindestens ein Begriff zur Hervorbringung der Diskrepanz nöthig sei, was falsch ist. Als Garrick über den Hund im Par|terre
i521 lachte, dem sein Herr die Perrücke aufgesetzt hatte, ging er nicht vom Begriff Zuschauer, sondern von der Gestalt eines Menschen aus.

Dagegen ist Schopenhauer's Behandlung des Humors, wenn auch unvollständig, vortrefflich. Der Humor ist ein Zustand, wie das Erhabene, und mit diesem sehr enge verbunden. Der Humorist hat erkannt, daß das Leben überhaupt, es trete unter was immer für einer Form auf, nichts werth und Nichtsein dem Sein entschieden vorzuziehen sei. Er hat jedoch nicht die Kraft, dieser Erkenntniß gemäß zu leben. Immer wird er wieder in die Welt zurückgelockt. Ist er dann wieder allein und erhebt er sich selbst durch die Verachtung des Lebens, so ironisirt er sein Treiben und das Treiben aller Menschen mit dem Bewußtsein, daß

er es doch, wie sie, nicht lassen kann – also mit blutendem Herzen; und unter Witzen und Scherzen liegt der bitterste Ernst. Humoristisch im höchsten Grade sind die letzten Worte des unvergeßlichen Rabelais:

Tirez le rideau, la farce est jouée;

denn er starb nicht gern und doch wieder so gern.

Auf die Künste übergehend, kann ich sehr kurz sein. Weil Schopenhauer einem jeden Menschen eine eigene Idee zusprach und der Mensch vorzugsweise Objekt der Kunst ist, so stellt er sich nur selten, auf dem Boden der Plastik, Malerei und Poesie, gegen die Wahrheit. Was er dort sagte, ist fast durchgängig vortrefflich und gehört zum Durchdachtesten und Besten, was je über Kunst geschrieben worden ist.

Hingegen mußte ihn seine falsche Eintheilung der Natur die Architektur und die Musik unrichtig beurtheilen lassen.

Ich habe schon oben eine Stelle angeführt, aus der hervorgeht, daß die Architektur die Ideen der untersten Naturstufen, also Starrheit, Schwere, Cohäsion etc. offenbaren soll, und habe ferner gerügt, daß das Artefakt die Idee seines Materials ausdrücke. Das Bauwerk ist das größte Artefakt; was also vom Artefakt gilt, gilt auch von allen Werken der Architektur. Die Form ist beim Artefakt |
i522 die Hauptsache, die Symmetrie, die Proportion der Theile, kurz das Formal-Schöne des Raumes. Das Material steht in zweiter Linie, und zwar nicht um die Schwere und Undurchdringlichkeit zu offenbaren, sondern um das Formal-Schöne der Materie durch Farbe, Glätte, Korn etc. auszudrücken. Denken wir uns zwei gleiche griechische Tempel – etwa den Theseustempel bei Athen, wie er gewesen ist – und eine Copie aus Holz, oder Eisen oder Sandstein. Letztere zeige auch genau dieselbe Farbe wie Pentelikon-Marmor. Nun ist klar, daß beide denselben schönen Eindruck hervorbringen würden. Der Eindruck bliebe auch bestehen, wenn man erführe, daß die Copie von Holz und angestrichen ist, man würde nur dem anderen aus praktischen Rücksichten den Vorzug geben.

Hieraus ergiebt sich ohne Zwang der Grund, warum sowohl Bauwerke, deren Hauptlinien illuminirt sind – wie dies in Italien bei Festlichkeiten sehr oft zu sehen ist –, als auch gemalte Architektur, ein so großes aesthetisches Wohlgefallen in uns erwecken. Dasselbe wird sofort wesentlich beeinträchtigt, wenn einige Lichter eines erleuchteten Bauwerks erlöschen, weil wir die ganze Form nicht mehr haben. Nun frage ich, wie kann erleuchtete Architektur die Ideen der Schwere etc. offenbaren?

Die Erklärung Schopenhauer's in Betreff gemalter Architektur ist ganz verfehlt. Er meint, daß wir bei ihrem Anblick

> eine Mitempfindung und das Nachgefühl der tiefen Geistesruhe und des gänzlichen Schweigens des Willens erhalten, welche nöthig waren, um die Erkenntniß so ganz in jene leblosen Gegenstände zu versenken und sie mit solcher Liebe d. h. hier mit solchem Grade der Objektivität, aufzufassen.
>
> (W. a. W. u. V. I. 258.)

Wie geschraubt!

Schopenhauer's Schriften über die Musik sind genial, geistreich und phantasievoll, aber sie verlieren das Wesen dieser herrlichen Kunst nur zu oft aus den Augen und werden phantastisch. Der die Musik betreffende Abschnitt im 2. Bande der W. a. W. u. V. ist überaus treffend: »Zur Metaphysik der Musik« überschrieben, denn Schopenhauer überfliegt darin alle Erfahrung und durchsegelt frisch und munter den uferlosen transscendenten Ocean.
i523 Er sagt:

> Die Musik ist keineswegs, gleich den andern Künsten, das Abbild der Ideen; sondern Abbild des Willens selbst.
>
> (W. a. W. u. V. I. 304.)
>
> Da es inzwischen derselbe Wille ist, der sich sowohl in den Ideen, als in der Musik, nur in jedem von Beiden auf ganz verschiedene Weise, objektivirt; so muß, zwar durchaus keine unmittelbare Aehnlichkeit, aber doch ein Parallelismus, eine Analogie sein zwischen der Musik und (zwischen) den Ideen, deren Erscheinung in der Vielheit und Unvollkommenheit die sichtbare Welt ist.

(*ib*. 304.)

Und nun werden die tiefsten Töne der Harmonie, im Grundbaß, mit den niedrigsten Stufen der Objektivation des Einen Willens, (mit der unorganischen Natur, der Masse der Planeten); die höheren Töne der Harmonie mit den Ideen des Pflanzen- und Thierreichs; die Melodie mit dem besonnenen Leben und Streben des Menschen verglichen. Ferner heißt es:

> Die Tiefe hat eine Grenze, über welche hinaus kein Ton mehr hörbar ist: dies entspricht dem, daß keine Materie ohne Form und Qualität wahrnehmbar ist.

(*ib*. 305.)

> Die unreinen Mißtöne, die kein bestimmtes Intervall geben, lassen sich den monstrosen Mißgeburten zwischen zwei Thierspecies, oder zwischen Mensch und Thier vergleichen.

(*ib*.)

u.s.w. Ich habe hingegen anzuführen, daß die Musik nur in einem Verhältniß zum menschlichen individuellen Willen steht. Sie läßt die Qualitäten dieses Willens, wie Bosheit, Neid, Grausamkeit, Barmherzigkeit etc., welche noch das Thema der Poesie sind, ganz fallen und giebt nur seine Zustände wieder, d.h. seine Schwingungen in der Leidenschaft, der Freude, der Trauer, der Angst, des Friedens etc. Sie versetzt durch die Schwingungen der Töne den Willen des Zuhörers in ähnliche Schwingungen und erzeugt in ihm, ohne daß er in der Aeußerung einer Willensqualität begriffen sei, denselben Zustand des Wohls oder Wehs, der damit verknüpft ist, und doch wieder so ganz anders, so eigenthümlich. Hierin liegt das Geheimniß ihrer wunderbaren Macht über das menschliche Herz und auch über Thiere, namentlich Pferde.

i524 Schopenhauer selbst sagt sehr richtig:

> Sie drückt nicht diese oder jene einzelne und bestimmte Freude, diese oder jene Betrübniß, oder Schmerz, oder Entsetzen, oder Jubel, oder Lustigkeit, oder Gemüthsruhe aus, sondern die Freude, die Betrübniß etc. selbst.

(W. a. W. u. V. I. 309.)

Wenn er aber trotzdem sagt: die Musik offenbare unmittelbar das Wesen des Willens, so ist dies falsch. Das Wesen des Willens, seine Qualitäten, offenbart nur die Poesie vollkommen. Die Musik giebt lediglich seine Zustände wieder, d.h. sie beschäftigt sich mit seinem wesentlichen Prädicat, der Bewegung. Sie ist deshalb nicht die höchste und bedeutendste, aber die ergreifendste Kunst. –

Ich kann hier eine Bemerkung nicht unterdrücken. Goethe, von dem Witzworte »Architektur sei erstarrte Musik« sprechend, nannte die Architektur verstummte Tonkunst. Schopenhauer greift das Witzwort auf und meint, die einzige Analogie zwischen beiden Künsten sei die, daß, wie in der Architektur die Symmetrie, so in der Musik der Rhythmus das Ordnende und Zusammenhaltende sei. Der Zusammenhang liegt jedoch tiefer. Die Musik beruht, ihrer Form nach, ganz auf der Zeit, deren Succession sie schön durch Rhythmus und Takt offenbart, die Architektur auf dem Raume, dessen Verhältnisse sie schön durch die Symmetrie zeigt. Halte ich die Uebergänge von Gegenwart zu Gegenwart fest, so gewinne ich eine Linie von erstarrten Momenten, ein Nacheinander, welches ein räumliches Nebeneinander ist. Der fließende Rhythmus wird so zur starren Symmetrie, und deshalb liegt in dem kecken Witzwort mehr Sinn, als Schopenhauer annehmen zu dürfen glaubte. (Schopenhauer behauptet bekanntlich, daß die Zeit fließe, nicht stillstehe). Man vergesse auch nicht, daß in der Zahl Raum und Zeit vereinigt sind, und daß Musik sowohl, als Architektur, auf Zahlenverhältnissen beruhen, und man wird einsehen, daß der formale Theil der einen Kunst mit dem der anderen verschwistert ist. Man könnte sie mit Licht und Wärme vergleichen und den formalen Theil der Musik die Metamorphose des formalen Theils der Architektur nennen.

Ehe ich die Aesthetik verlasse und zur Ethik übergehe, muß ich von dem Vorzug sprechen, den Schopenhauer der anschaulichen |

i525 (intuitiven) Erkenntniß vor der abstrakten gab. Diese Vorliebe wurde eine neue Quelle von Irrthümern, welche seine Ethik ruiniren halfen, und ist deswegen sehr bedauerlich.

Nur was anschaulich erkannt wird, sagt er, hat einen Werth, eine wahre Bedeutung.

Alle Wahrheit und alle Weisheit liegt zuletzt in der Anschauung,

(W. a. W. u. V. II. 79.)

mit anderen Worten: der Verstand ist die Hauptsache, die Vernunft ist Nebensache.

Vernunft hat jeder Tropf: giebt man ihm die Prämissen, so vollzieht er den Schluß.

(4 fache W. 73.)

Er vergaß hierbei ganz, daß die Vernunft auch die Prämissen bilden muß, und daß

Schließen leicht, urtheilen schwer ist.

(W. a. W. u. V. II. 97.)

Diese Verachtung der Vernunft entsprang wesentlich daraus, daß er die Vernunft nur Begriffe bilden und solche verbinden und den Verstand allein die Anschauung herstellen ließ; ferner daraus, daß er die idealen Verbindungen der Vernunft (Zeit, mathematischen Raum, Substanz, Causalität und Gemeinschaft) nicht kannte; schließlich auch daraus, daß er zwischen Begriffen und Anschauung eine viel zu tiefe Kluft legte. Sämmtliche Erkenntnißvermögen sind fast immer in voller Thätigkeit und unterstützen sich gegenseitig.

Schopenhauer muß auch sehr oft klein beigeben. So sagt er:

Verstand und Vernunft unterstützen sich immer wechselseitig.

(W. a. W. u. V. I. 27.)

Die Platonische Idee, welche durch den Verein von Phantasie und Vernunft möglich wird etc.

(*ib*. I. 48.)

und verweise ich ferner auf W. a. W. u. V. I. §. 16, II. Kap. 16, wo er der Wahrheit die Ehre geben und die Vernunft sehr hoch stellen muß. Trotzdem bleibt ihm die intuitive Erkenntniß die höhere und sagt er a.a.O.

Die vollkommenste Entwicklung der praktischen Vernunft, im wahren und ächten Sinne des Worts, der höchste Gipfel, |
i526 zu dem der Mensch durch den bloßen Gebrauch seiner Vernunft gelangen kann, und auf welchem sein Unterschied vom Thier sich am deutlichsten zeigt, ist das Ideal, dargestellt im Stoischen Weisen.

Ich werde nachweisen, daß der Mensch mit seiner Vernunft einen viel höheren Gipfel erklimmen kann, und daß die Erlösung überhaupt nur möglich ist durch Vernunft, nicht durch eine erträumte, wunderbare, unaussprechliche intellektuelle Anschauung.

Ethik.

i527

> Der denkende Mensch hat die wunderliche Eigenschaft, daß er an der Stelle, wo das unaufgelöste Problem liegt, gerne ein Phantasiebild hinfabelt, das er nicht los werden kann, wenn das Problem auch aufgelöst und die Wahrheit am Tage ist.
>
> **Goethe**.

> Man versteht die Sprache der Natur nicht, weil sie zu einfach ist.
>
> **Schopenhauer**.

i529 Es ist die schwerste, aber auch die schönste Aufgabe für den Philosophen: die in ihren Forderungen strengste Ethik nur auf Daten der Erfahrung, auf die Natur allein zu gründen. Die Stoiker versuchten es, konnten aber auf halbem Wege nicht weiter; Kant versuchte es gleichfalls, endigte aber mit einer Moraltheologie; Schopenhauer ging ebenfalls von Thatsachen der inneren und äußeren Erfahrung aus, versank jedoch am Ende seines Weges in ein mystisches Meer.

Es ist klar, daß ein philosophisches System nur dann eine Ethik ohne Metaphysik liefern kann, wenn es in der Erkenntnißtheorie und in der Physik unerschütterliche, felsenfeste Pfeiler aufgerichtet hat, welche den schweren Oberbau tragen können. Das kleinste Versehen im Fundament würde den prachtvollsten Palast, über kurz oder lang, zum Zusammensturze bringen.

Wir haben uns deshalb zunächst damit zu beschäftigen, diejenigen Grundpfeiler in der Physik, welche die Ethik tragen, nochmals zu prüfen, und sammeln zu diesem Zwecke die in den Werken Schopenhauer's zerstreut liegenden Wahrheiten. Demnächst wollen wir mit dem Lichte derselben die Fehler Schopenhauer's beleuchten.

Die Ethik hat es lediglich mit dem Menschen und seiner Handlungsweise, d. h. mit dem menschlichen individuellen Willen und seiner Bewegung zu thun. Wie wir wissen, sprach Schopenhauer jedem Menschen eine besondere Idee zu und ließ auch in guter Stunde die Individualität dem Willen inhäriren. Dies muß unser Ausgangspunkt sein.

Jeder Mensch ist ein geschlossenes Ganzes, strenges Fürsichsein von einem ganz bestimmten Charakter. Er ist Wille zum Leben, wie Alles in der Natur, aber er will das Leben in einer besonderen |
i530 Weise, d. h. er hat eine eigene ursprüngliche Bewegung. Sein Grundsatz ist:

Pereat mundus, dum ego salvus sim!

und seine Individualität im innersten Kern ist Egoismus.

> Der Egoismus ist, im Thiere, wie im Menschen, mit dem innersten Kern und Wesen desselben auf's Genaueste verknüpft, ja, eigentlich identisch.
>
> (Ethik 196.)

> Der Egoismus ist, seiner Natur nach, grenzenlos: Der Mensch will unbedingt sein Dasein erhalten, will es von Schmerzen, zu denen auch aller Mangel und Entbehrung gehört, unbedingt frei, will die größtmögliche Summe von Wohlsein, und will jeden Genuß, zu dem er fähig ist, ja, sucht womöglich noch neue Fähigkeiten zum Genusse in sich zu entwickeln.
>
> (*ib.*)

> Alles, was sich dem Streben seines Egoismus entgegenstellt, erregt seinen Unwillen, Zorn und Haß: er wird es als seinen Feind zu vernichten suchen. Er will womöglich Alles genießen, Alles haben; da aber dies unmöglich ist, wenigstens Alles beherrschen: »Alles für mich, und Nichts für die Andern«, ist sein Wahlspruch. Der Egoismus ist colossal: er überragt die Welt. Denn, wenn jedem Einzelnen die Wahl gegeben würde zwischen seiner eigenen und der übrigen Welt Vernichtung, so brauchte ich nicht zu sagen, wohin sie, bei den allermeisten, ausschlagen würde.
>
> (*ib.*)

Vorderhand halten wir hiervon nur fest, daß der Mensch unbedingt sein Dasein erhalten will.

Von wem hat er sein Dasein? Von seinen Eltern, durch Begattung derselben.

> Sie fühlen die Sehnsucht nach einer wirklichen Vereinigung und Verschmelzung zu einem einzigen Wesen, um alsdann nur noch als dieses fortzuleben, und diese erhält ihre Erfüllung in dem von ihnen Erzeugten, als in welchem die sich vererbenden Eigenschaften Beider, zu einem Wesen verschmolzen und vereinigt, fortleben.
>
> (W. a. W. u. V. II. 611.)

> Daß dieses bestimmte Kind erzeugt werde, ist der wahre, wenngleich den Theilnehmern unbewußte Zweck des ganzen Liebesromans.
>
> (*ib.*)

i531 Schon im Zusammentreffen ihrer (der Eltern) sehnsuchtsvollen Blicke entzündet sich sein neues Leben, und giebt sich kund als eine künftig harmonische, wohl zusammengesetzte Individualität.

> (*ib.*)

> Das, was durch alle Liebeshändel entschieden wird, ist nichts Geringeres, als die Zusammensetzung der nächsten Generation.
>
> (*ib.* 609.)

> Die *dramatis personae*, welche auftreten werden, wann wir abgetreten sind, werden hier, ihrem Dasein und ihrer Beschaffenheit nach, bestimmt durch diese so frivolen Liebeshändel.
>
> (*ib.* 609.)

> Daß bei der Zeugung die von den Eltern zusammengebrachten Keime nicht nur die Eigenthümlichkeiten der Gattung, sondern auch die der Individuen fortpflanzen, lehrt die alltäglichste Erfahrung.
>
> (*ib.* 590.)

> Warum hängt der Verliebte mit gänzlicher Hingebung an den Augen seiner Auserkorenen und ist bereit, ihr jedes Opfer zu bringen? Weil sein unsterblicher Theil es ist, der nach ihr verlangt.
>
> (*ib.* 640.)

Der letztere Satz muß genauer gefaßt werden und lauten: weil er sich im Dasein erhalten, weil er unsterblich sein will.

Diese Stellen sind klar und rein und jede trägt das Gepräge der Wahrheit. Jeder Mensch hat die *Existentia* und die *Essentia* von seinen Eltern. Diese erhalten sich durch die Kinder im Dasein, welche sich ihrerseits genau auf dieselbe Weise im Dasein erhalten werden.

> Die Liebenden sind die Verräther, welche heimlich darnach trachten, die ganze Noth und Plackerei zu perpetuiren, die sonst ein baldiges Ende erreichen würde, welches sie vereiteln wollen, wie ihres Gleichen es früher vereitelt haben.
>
> (W. a. W. u. V. II. 641.)

Zwischen Eltern und Kindern ist kein Unterschied. Sie sind Eines und dasselbe.

> Es ist derselbe Charakter, also derselbe individuelle bestimmte Wille, welcher in allen Descendenten eines Stammes, vom Ahnherrn bis zum gegenwärtigen Stammhalter, lebt.
>
> (*ib.* 603.)

i532 In dem vortrefflichen, schönen Abschnitt: »Erblichkeit der Eigenschaften« führt Schopenhauer aus, daß das Kind vom Vater den bestimmten Willen, von der Mutter den bestimmten Intellekt erbt. Auf Grund sorgfältiger und vieler Beobachtungen, habe ich diese Lehre dahin zu modificiren, daß meistens die Willensqualitäten des Vaters und der Mutter, dagegen meistens von der Mutter allein die intellektuellen Fähigkeiten auf das Kind übergehen. Die Mischung hängt wesentlich von dem Zustande der Zeugenden ab. Willensqualitäten der Mutter werden von entgegengesetzten des Vaters gleichsam gebunden (neutralisirt) und umgekehrt, andere geschwächt, andere gehen rein auf das neue Individuum über. So viel ist sicher, daß im Kinde lebt, was in den Eltern war. Ein neues Sein ist kein neues, sondern ein verjüngtes altes.

Auf den untersten Stufen des Thierreichs folgt sehr häufig der Tod unmittelbar auf die Begattung, was das wahre Verhältniß zwischen Eltern und Kindern sehr schön offenbart. Insekten, welche man von der Begattung fern halt, leben bis zum nächsten Jahre. (Burdach, Physiologie I. § 285.) Bei den höheren Thieren, und besonders den Menschen, ist das Verhältniß verdunkelter, weil die Eltern gewöhnlich weiterleben. Indessen wird es wieder hell wenn man bedenkt, 1) daß ein Kind nur entstehen kann aus einem Ei, welches die Quintessenz des weiblichen Willens ist; 2) daß dieses Ei Nichts ist, wenn es nicht durch den Samen, welcher die Quintessenz des männlichen Willens ist, befruchtet wird. Die Befruchtung

überhaupt giebt dem im Ei schlummernden Keime erst die wahre *Existentia*; die Energie der Befruchtung giebt dem Keime die *Essentia*, die bestimmten Willensqualitäten, nach obiger Regel.

Im Veda giebt der Sterbende seine Sinne und gesammten Fähigkeiten einzeln seinem Sohne, in welchem sie fortleben sollen. Die Wahrheit ist, daß er sie ihm schon in der Zeugungsstunde übergeben hat. Das Leben eines Menschen, der nicht mehr zeugen kann, ist, wie die Inder sagen, die Bewegung eines Rades, das sich eine Weile noch umdreht, nachdem die bewegende Kraft es verlassen hat.

Hieraus ergiebt sich, daß der Schwerpunkt des menschlichen Lebens im Geschlechtstrieb liegt. Er allein sichert dem Individuum das Dasein, welches es vor Allem will. Der Mensch ist schlechthin Wille zum Leben; erst in zweiter Linie will er ein bestimmtes Leben. |
i533 Kann er dieses nicht haben, so resignirt er fast immer und begnügt sich mit dem Leben in irgend einer Form. So sieht man täglich Menschen zu Dutzenden in Verhältnissen athmen, die in keiner Weise ihrem Charakter entsprechen; aber sie wollen, mit unersättlicher Begierde, zunächst und vor Allem Dasein, Leben, Leben, Dasein, und hoffen dabei unablässig, daß ihnen dieses Leben auch einmal in einer Form, die ihnen zusagt, durch Kampf oder Glück gegeben werde.

Deshalb auch widmet kein Mensch einer Sache größeren Ernst, als dem Zeugungsgeschäfte, und zur Besorgung keiner anderen Geschäfte verdichtet und concentrirt er in so auffallender Weise die Intensität seines Willens, wie im Zeugungsakt. Es ist, als ob sich seine Energie verdreifacht, verzehnfacht habe. Kein Wunder! Es handelt sich ja um die Fortdauer seines Wesens, vorerst für die Dauer der folgenden Generation, durch diese aber für eine unbestimmt lange Zeit. Weil die Aeußerung der Kraft in der Geschlechtsliebe eine so gewaltige ist, glaubte man annehmen zu müssen, nicht das Individuum, sondern die ganze Gattung sei bei der Zeugung thätig. Die Kraft Dieser nehme gleichsam vorübergehend Besitz vom Individuum, erfülle es mit überschwänglichen Gefühlen und zersprenge fast das schwache Gefäß. Dem ist aber nicht so. Es geschieht kein Wunder! Man betrachte doch nur den Menschen im höchsten Zorne. Seine Kraft ist verzehnfacht. Er hebt Lasten, die er im ruhigen Zustande nicht bewegen kann. Ist vielleicht auch in seinem Zorne der Geist der Gattung, auf wunderbare Weise, über ihn gekommen? *Dr*. Schrader, Direktor der N. Ö. Landesirrenanstalt, veranstaltete kürzlich in Wien eine Ausstellung solcher Gegenstände, welche seine armen Geisteskranken, in Anfällen von Raserei, bearbeitet hatten. Man sah zolldicke Eisenstangen, die krumm gebogen, Thürangeln und Klammern, die aus den Mauern gerissen, metallene Geräthe und Gefäße, die zerbissen und platt gedrückt worden waren und, unter anderem mehr, auch einen Becher aus Bessemer Stahl in sechs Theile zerrissen. War vielleicht auch in solcher Raserei der Geist der Gattung thätig gewesen, oder war es gar der Eine ungetheilte Wille, der hier seine »unendliche« Kraft producirte? Leider ist das Wort nur zu wahr:

Man versteht die Sprache der Natur nicht, weil sie zu einfach ist. –

i534 Die Begattung ist das einzige Mittel, um uns im Leben zu erhalten.

Die Genitalien sind der eigentliche Brennpunkt des Willens.

(W. a. W. u. V. I. 390.)

Der Geschlechtstrieb ist der Kern des Willens zum Leben, mithin die Concentration alles Wollens.

(*ib*. II. 586.)

Der Geschlechtstrieb ist die vollkommenste Aeußerung des Willens zum Leben, sein am deutlichsten ausgedrückter Typus.

(*ib*. 587.)

Wenn der Wille zum Leben sich nur darstellte als Trieb zur Selbsterhaltung; so würde dies nur eine Bejahung der individuellen Erscheinung auf die Spanne Zeit ihrer natürlichen Dauer sein. – – Weil hingegen der Wille das Leben schlechthin und auf alle Zeit will, stellt er sich zugleich dar als Geschlechtstrieb, der es auf eine endlose Reihe von Generationen abgesehen hat.

(W. a. W. u. V. II. 649.)

Vom Gipfelpunkt meiner Philosophie aus gesehen concentrirt die Bejahung des Willens zum Leben sich im Zeugungsakt und dieser ist ihr entschiedenster Ausdruck.

(*Parerga* II. 444.)

Einzig und allein mittelst der fortwährenden Ausübung einer so beschaffenen Handlung besteht das Menschengeschlecht.

(W. a. W. u. V. II. 651.)

Jener Akt ist der Kern, das Kompendium, die Quintessenz der Welt.

(*ib*. 652.)

Durch die Zeugung sind wir, durch die Zeugung werden wir sein. Wenden wir uns jetzt zum Tode. Der Tod ist vollkommene Vernichtung. Die vom Typus sich unterworfenen chemischen Kräfte werden wieder frei: er selbst verlöscht wie ein Licht, das kein Oel mehr hat. –

Das Ende des Individuums durch den Tod bedarf eigentlich keines Beweises, sondern wird vom gesunden Verstande als Thatsache erkannt und als solche bekräftigt durch die Zuversicht, daß die Natur so wenig lügt, als irrt, sondern ihr Thun und Wesen offen darlegt, sogar naiv ausspricht, während nur wir selbst es |
i535 durch Wahn verfinstern, um herauszudeuten, was unserer beschränkten Ansicht eben zusagt.

(W. a. W. u. V. I. 382.)

Was wir im Tod fürchten, ist in der That der Untergang des Individuums, als welcher er sich unverhohlen kundgiebt, und da das Individuum der Wille zum Leben selbst in einer einzelnen Objektivation ist, sträubt sich sein ganzes Wesen gegen den Tod.

(*ib*. 334.)

Daß die vollkommenste Erscheinung des Willens zum Leben, die sich in dem so überaus künstlich komplicirten Getriebe des menschlichen Organismus darstellt, zu Staub zerfallen muß und so ihr ganzes Wesen und Streben am Ende augenfällig der Vernichtung anheim gegeben wird, – dies ist die naive Aussage der allezeit wahren und aufrichtigen Natur, daß das ganze Streben dieses Willens ein wesentlich nichtiges sei.

(*Parerga* II. 308.)

Meinungen wechseln nach Zeit und Ort: aber die Stimme der Natur bleibt sich stets und überall gleich, ist daher vor Allem zu beachten. – In der Sprache der Natur bedeutet Tod Vernichtung.

(W. a. W. u. V. II. 529.)

Ich fasse zusammen:

1) Das Wesen des Menschen ist das verjüngte Wesen seiner Eltern;
2) der Mensch kann sich nur durch Zeugung im Dasein erhalten;
3) der Tod ist absolute Vernichtung;
4) der individuelle Wille, welcher sich nicht im Kinde verjüngt, sich nicht in ihm die Fortdauer gesichert hat, ist unrettbar im Tode verloren;
5) der Schwerpunkt des Lebens liegt im Geschlechtstrieb und folglich ist nur der Begattungsstunde Wichtigkeit beizulegen;
6) die Todesstunde ist ohne alle und jede Bedeutung.

Nennen wir nun das Streben des Menschen, sich im Dasein zu erhalten, mit Schopenhauer: Bejahung des Willens zum Leben; sein Streben dagegen, das Dasein abzuschütteln, seinen Typus zu zerstören, d. h. sich von sich selbst zu befreien, Verneinung des Willens zum Leben, so bejaht

i536 1) der Mensch am deutlichsten und sichersten seinen Willen im Zeugungsakt;
2) kann er sich nur sicher vom Leben, von sich selbst befreien, sich erlösen, wenn er den Geschlechtstrieb unbefriedigt läßt. Virginität ist die *conditio sine qua non* der Erlösung und die Verneinung des Willens zum Leben ist unfruchtbar, wenn der Mensch sie erst dann ergreift, wann er bereits seinen Willen in der Erzeugung von Kindern bejaht hat.

Mit jener Bejahung über den eigenen Leib hinaus, und bis zur Darstellung eines neuen, ist auch Leiden und Tod, als zur Erscheinung des Lebens gehörig, auf's Neue mitbejaht und die durch die vollkommenste Erkenntnißfähigkeit herbeigeführte Möglichkeit der Erlösung diesmal für fruchtlos erklärt. Hier liegt der tiefe Grund der Scham über das Zeugungsgeschäft.

(W. a. W. u. V. I. 388.)

———

Ich habe in dieser ganzen Darstellung den Gedankengang meiner Philosophie wiederholt und ihn überall mit Stellen aus den Werken Schopenhauer's belegt. Diese Stellen befinden sich unter anderen, welche das gerade Gegentheil sagen: gemäß dem bereits citirten Goethe'schen Wort:

> es ist ein fortdauerndes Setzen und Aufheben, ein unbedingtes Aussprechen und augenblickliches Limitiren, so daß zugleich Alles und Nichts wahr ist.

Schopenhauer hat sie geschrieben als klarer, nüchterner, unbefangener Beobachter der Natur; die anderen aber, welche ich jetzt anführen werde, als transscendenter Philosoph, der sich mit geballten Händen vor die Wahrheit stellte und dann sich an der hehren Göttin vergriff. Es muß sich in solchen Momenten ein dichter Schleier vor seinen sonst so durchdringenden geistigen Blick gelegt haben, und erscheint sein Gebahren in diesem Zustande wie das eines im Finstern Herumtappenden, der aus den Daten des Tastsinns die Farben der Gegenstände bestimmt. Seine geniale Kraft zeigt sich alsdann nur in der bewunderungswürdigen kunstreichen Aneinanderfügung des Heterogenen und in dem sorgfältigen Verbergen aller Risse und Sprünge.

i537 Seine sämmtlichen Grund-Irrthümer, die wir bereits kennen, treten in der Ethik als eine Rotte von Brandstiftern auf, die sein Werk vernichten. Ehe ich sie jedoch einzeln vorführe, will ich ihn selbst das Nachfolgende verurtheilen lassen. Er sagt (*Parerga* I. 202):

> Es läßt sich nichts Unphilosophischeres denken, als immerfort von Etwas zu reden, von dessen Dasein man erwiesenstermaßen keine Kenntniß und von dessen Wesen man gar keinen Begriff hat.

An der Spitze der Grundirrthümer stehen die Gelegenheitsursachen. Sie verdichten sich in der Ethik zum crassesten Occasionalismus, den Kant mit den Worten brandmarkt:

> Man kann voraussetzen, daß Niemand dieses System annehmen wird, dem es irgend um Philosophie zu thun ist.
>
> (Kk. d. U. 302.)

Schopenhauer aber beachtete die Warnung nicht und schrieb:

> Die Zeugung ist in Beziehung auf den Erzeuger nur der Ausdruck, das Symptom, seiner entschiedenen Bejahung des Willens zum Leben; in Beziehung auf den Erzeugten ist sie nicht etwa der Grund des Willens, der in ihm erscheint, da der Wille an sich weder Grund noch Folge kennt; sondern sie ist, wie alle Ursache, nur Gelegenheitsursache der Erscheinung des Willens zu dieser Zeit, an diesem Ort.
>
> (W. a. W. u. V. I. 387.)

> Der Tod giebt sich unverhohlen kund als das Ende des Individuums, aber in diesem Individuum liegt der Keim zu einem neuen Wesen.
>
> (*Parerga* II. 292.)

> Der Sterbende geht unter: aber ein Keim bleibt übrig, aus welchem ein neues Wesen hervorgeht, welches jetzt in's Dasein tritt, ohne zu wissen, woher es kommt und weshalb es gerade ein solches ist, wie es ist.
>
> (*ib.*)

> Das frische Dasein jedes neugeborenen Wesens ist bezahlt durch das Alter und den Tod eines Abgelebten, welches untergegangen ist, aber den unzerstörbaren Keim enthielt, aus dem dieses neue entstanden ist: sie sind ein Wesen.
>
> (W. a. W. u. V. II. 575.)

i538

> Danach leuchtet uns ein, daß alle in diesem Augenblick lebenden Wesen den eigentlichen Kern aller künftig leben werdenden enthalten, diese also gewissermaßen schon jetzt da sind.
>
> (*Parerga* II. 292.)

Dies heißt in dürren Worten: Im Tod irgend eines Organismus bleibt dessen Wesen unangetastet. Es sinkt in den Einen Willen zurück und dieser legt es, als wirkende Kraft, in irgend einen Samen oder ein Ei. Was Mensch war, kann zu einer Eiche, einem Wurm, einem Tiger etc. werden, oder auch das Wesen eines sterbenden Bettlers wird zu einem Königssohn, der Tochter einer Bajadere u.s.w. Man kann es gar nicht fassen, daß ein Mann, der das glänzende Kapitel »über die Erblichkeit der Eigenschaften« geschrieben hat, solche Gedanken haben konnte. Es ist, als ob ein Brahmane einen Vortrag über Metempsychose, oder

ein budhaistischer Priester einen solchen über Palingenesie hielte. Aber nein! Beide Lehren sind tiefsinnige, zur Stütze für die Moral erfundene religiöse Dogmen. Schopenhauer dagegen kennt ja keine Vergeltung nach dem Tode, und das Leben in dieser Welt ist die einzig mögliche Strafe für den Willen. – Allerdings ist es wahr, daß alle künftig leben werdenden Wesen schon jetzt sind; aber dies ist doch nur so zu verstehen, daß alle künftigen Eichen von jetzigen Eichen, alle künftigen Menschen von gegenwärtigen Menschen, auf ganz natürliche Weise abstammen werden. Ich habe allen Grund anzunehmen, daß Schopenhauer seinen absurden Occasionalismus der außerordentlich wichtigen Karma-Lehre Budha's entlehnte, die ich in der Metaphysik besprechen werde. –

Nach den Gelegenheitsursachen kommt die unstät und flüchtig umherirrende reale Materie und schüttelt ihre Locken.

> »Wie?« wird man sagen, »das Beharren des bloßen Staubes, der rohen Materie, sollte als eine Fortdauer unseres Wesens angesehen werden?« Oho! Kennt ihr denn diesen Staub? Wißt ihr, was er ist und was er vermag? Lernt ihn kennen, ehe ihr ihn verachtet.
>
> (W. a. W. u. V. II. 537.)

Wie kläglich!

Der Materie folgt die geleugnete Individualität.

> Individualität kannte ich als Eigenschaft jedes Organischen, und daher, wenn dieses ein selbstbewußtes ist, auch des Bewußt|seins.
> i539 Jetzt zu schließen, daß dieselbe jenem entwichenen, Leben ertheilenden, mir völlig unbekannten (!) Princip inhärire, dazu ist kein Anlaß vorhanden; um so weniger, als ich sehe, daß überall in der Natur jede einzelne Erscheinung das Werk einer allgemeinen, in tausend gleichen Erscheinungen thätigen Kraft ist.
>
> (W. a. W. u. V. II. 536.)

> Daß der Wille in uns den Tod fürchtet, kommt daher, daß hier die Erkenntniß ihm sein Wesen bloß in der individuellen Erscheinung vorhält, woraus ihm die Täuschung entsteht, daß er mit dieser untergehe, etwa wie ein Bild im Spiegel, wenn man diesen zerschlägt, mit vernichtet zu werden scheint.
>
> (*ib*. I. 569.)

Nach der geleugneten Individualität kommt die geleugnete reale Succession und die fatale Verquickung der realen Entwicklung mit der »unendlichen« Zeit.

> Eine ganze Unendlichkeit ist abgelaufen, als wir noch nicht waren: aber das betrübt uns keineswegs. Hingegen, daß nach dem momentanen Intermezzo eines ephemeren Daseins eine zweite (!) Unendlichkeit folgen sollte, in der wir nicht mehr sein werden, finden wir hart, ja unerträglich.
>
> (W. a. W. u. V. II. 531.)

> Es giebt keinen größeren Contrast, als den zwischen der unaufhaltsamen Flucht der Zeit, die ihren ganzen Inhalt mit sich fortreißt, und der starren Unbeweglichkeit des wirklich Vorhandenen, welches zu allen Zeiten das eine und selbe ist.
>
> (*ib*. 548.)

> In jedem gegebenen Zeitpunkt sind alle Thiergeschlechter, von der Mücke bis zum Elephanten, vollzählig beisammen. Sie haben sich bereits viel tausend Mal erneuert und sind dabei dieselben geblieben.
>
> (*ib*. 546.)

> Der Tod ist das zeitliche Ende der zeitlichen Erscheinung: aber sobald wir die Zeit wegnehmen, giebt es gar kein Ende mehr und hat dies Wort alle Bedeutung verloren.
>
> (*ib*. 551.)

> Anfangen, Enden und Fortdauern sind Begriffe, welche ihre Bedeutung einzig und allein von der Zeit entlehnen und folglich nur unter der Voraussetzung dieser gelten.
>
> (*ib*. 562.)

Hier kann man nur sagen: wie naiv!

i540 Hinter der Zeit steht die Gattung.

> Die Löwen, welche geboren werden und sterben, sind wie die Tropfen des Wasserfalls; aber die *leonitas*, die Idee, oder Gestalt, des Löwen, gleicht dem unerschütterlichen Regenbogen darauf.
>
> (W. a. W. u. V. II. 550.)

> Die Gattungen, d.h. die durch das Band der Zeugung verbundenen Individuen.
>
> (*ib*. 582.)

> Dem Individuum sind die Angelegenheiten der Gattung als solcher, also die

Geschlechtsverhältnisse, die Zeugung und Ernährung der Brut, ungleich wichtiger und angelegener, als alles Andere.

(*ib*. 582.)

Durch die Genitalien hängt das Individuum mit der Gattung zusammen. (–)

Die in der Zeit, zur Menschenreihe ausgedehnte ewige Idee Mensch erscheint durch das sie verbindende Band der Zeugung auch wieder in der Zeit als ein Ganzes.

(*ib*. II. 719.)

Was zuletzt zwei Individuen verschiedenen Geschlechts mit solcher Gewalt ausschließlich zu einander zieht, ist der in der ganzen Gattung sich darstellende Wille zum Leben, der hier eine seinen Zwecken entsprechende Objektivation seines Wesens anticipirt in dem Individuo, welches jene Beiden zeugen können.

(*ib*. II. 612.)

Das Individuum handelt hier, ohne es zu wissen, im Auftrag eines Höheren, der Gattung.

(*ib*. 627.)

Dieses Forschen und Prüfen ist die Meditation des Genius der Gattung über das durch sie Beide mögliche Individuum und die Kombination seiner Eigenschaften. (–)

Die Gattung allein hat unendliches Leben und ist daher unendlicher Wünsche, unendlicher Befriedigung und unendlicher Schmerzen fähig.

(*ib*. 630.)

Dies ist grundfalsch. Das Band der Zeugung verbindet die Eltern mit den Kindern, d.h. die Zeugenden mit sich selbst, nicht die Individuen zu einer erfaselten Gattung. – Wenn sich Individuen begatten, so stehen sie im eigenen Dienst und handeln nicht im Auftrag einer transscendenten höheren Macht. Durch die |
i541 Genitalien sichert sich das Individuum das Dasein über den Tod hinaus. So spricht

die anschaulich vorliegende Welt, das eigentlich und wahrhaft Gegebene, das Unverfälschte und an sich selbst dem Irrthum nicht Ausgesetzte, durch welches hindurch wir daher in das Wesen der Dinge einzudringen haben.

(*Parerga* I. 177.)

Nächst der Gattung steht die geleugnete Erkennbarkeit des Dinges an sich.

Es ist unmöglich etwas nach Dem, was es schlechthin an und für sich sei, zu erkennen. – Insofern ich also ein Erkennendes bin, habe ich selbst an meinem eigenen Wesen eigentlich (!) nur eine Erscheinung: sofern ich hingegen dieses Wesen selbst unmittelbar bin, bin ich nicht erkennend.

(W. a. W. u. V. II. 664.)

woraus (weil nur die Erscheinung in der Zeit ist, nicht das Ding an sich) Schopenhauer den Schluß zieht, daß der Tod unser innerstes Wesen gar nicht treffen könne. Sehr deutlich spricht er dies *Parerga* II. 334 aus:

Gegen gewisse alberne Einwürfe bemerke ich, daß die Verneinung des Willens zum Leben keineswegs die Vernichtung einer Substanz besage, sondern den bloßen Actus des Nichtwollens: das Selbe, was bisher gewollt hat, will nicht mehr.

Es handelt sich also um einen Willen, welcher nicht mehr will, d.h. um etwas

von dessen Wesen man gar keinen Begriff haben kann.

Ich habe oben die Verneinung des Willens zum Leben definirt als das Streben des Willens, sich von sich selbst zu befreien. Der Wille will in dieser Welt das reinste Leben, die edelste Bewegung, und im Tode Vernichtung, und dieses Wollen ist nunmehr bis zu seinem letzten Athemzuge sein Leben, seine Bewegung. Fassen wir nun die Verneinung des Willens zum Leben weniger scharf, und definiren wir sie als das Streben des Willens, zu leben, aber in einer Form, die nur negativ zu bestimmen ist, als *toto genere* von den Formen des Lebens in der Welt verschieden, so müßte er doch immer dieses nicht vorstellbare Leben wollen, da er überhaupt etwas wollen muß; denn ein Wille, der nicht will, kann gar nicht ge|dacht
i542 werden. Von einer ununterbrochenen Reihe bewußter Willensakte ist hier gar nicht die Rede, sondern von dem Willen zum Leben schlechthin.

Der angeführte Satz ist also jedes Sinnes bar. Schopenhauer spricht übrigens an anderen Orten ganz kühn und zuversichtlich von einem Dasein, welches nicht das Dasein des Einen Willens ist. So sagt er:

Die Schrecknisse auf der Bühne halten dem Zuschauer die Bitterkeit und Werthlosigkeit des Lebens, also die Nichtigkeit alles seines Strebens entgegen: die Wirkung dieses Eindrucks muß sein,

daß er, wenn auch nur im dunklen Gefühl, inne wird, es sei besser, sein Herz vom Leben loszureißen, sein Wollen davon abzuwenden, die Welt und das Leben nicht zu lieben; wodurch dann eben, in seinem tiefsten Innern, das Bewußtsein angeregt wird, daß für ein anderartiges Wollen es auch eine andere Art des Daseins geben müsse.

(W. a. W. u. V. II. 495.)

Die sich hier von selbst aufwerfende Frage: in welcher Welt denn eine solche andere Art des Daseins geführt werden könne, beantwortet er barsch mit den Worten:

Wenn ich sage: »in einer anderen Welt,« so ist es großer Unverstand zu fragen: »wo ist denn die andere Welt?« Denn der Raum, der allem Wo erst einen Sinn ertheilt, gehört eben mit zu dieser Welt: außerhalb derselben giebt es kein Wo. – Friede, Ruhe und Glückseligkeit wohnt allein da, wo es kein Wo und kein Wann giebt.

(*Parerga* II. 47.)

Die Absurdität dieses geradezu komischen Satzes bedarf keiner Beleuchtung.

Wie dachte sich wohl Schopenhauer den Einen Willen zum Leben? Ich glaube (da man von einem mathematischen Punkt keine Vorstellung haben kann) als ein Meer, von dem der eine Theil in endloser Bewegung, der andere in ewiger absoluter Ruhe ist. Die Wellen, welche nicht mehr Wellen sein wollen, fallen in den ruhigen Theil zurück; diejenigen hingegen, welche sich bejahen, fallen im Tode in den bewegten Theil, der sie sofort wieder, als neue Wellen, an die Oberfläche erhebt. Es ist das Meer der Mystiker, eingetheilt in Gott als Gottheit und Gott als Gott.

i543 Jetzt kommt der vom Willen grundverschiedene Intellekt.

Der Wille ist metaphysisch, der Intellekt physisch.

(W. a. W. u. V. II. 225.)

Der Intellekt wird, als bloße Function des Gehirns, vom Untergang des Leibes mitgetroffen; hingegen keineswegs der Wille.

(*ib*. 306.)

Das Subjekt des Erkennens ist die Laterne, welche ausgelöscht wird, nachdem sie ihren Dienst geleistet hat.

(*ib*. 570.)

Es ist gewiß nicht nöthig, daß ich das Verhältniß zwischen Willen und Geist nochmals klarstelle. Ich erinnere an Gesagtes und daran, daß Schopenhauer selbst schließlich widerrufen und bekennen mußte, daß der Intellekt der Wille zu erkennen sei, wie der Magen der Wille zu verdauen u.s.w. Ich will nur ganz einfach fragen: was lehrt uns ein Leichnam? Er lehrt uns, daß nicht nur das Selbstbewußtsein, die Vernunft, der Verstand etc. erloschen sind, sondern auch der Wille. Die ganze Idee Mensch,

d.h. dieser bestimmte Charakter mit diesem bestimmten Intellekt

(*Parerga* II. 246.)

ist todt. –

Dem Intellekt folgt die bevorzugte intuitive Erkenntniß.

Daß nur eine Erscheinung ihr Ende finde, ohne daß das Ding an sich selbst dadurch angefochten werde, ist eine unmittelbare, intuitive Erkenntniß jedes Menschen.

(*Parerga* II. 287.)

Hat sich Schopenhauer hierbei irgend etwas Deutliches gedacht? Wie soll der genialste Mensch intuitiv erkennen können, daß er unsterblich ist? Und mehr noch: jeder Mensch soll es können! Fürwahr, die Irrthümer Schopenhauer's treten zuweilen mit einer Dreistigkeit und Unverschämtheit auf, welche das sanfteste Blut in Wallungen versetzen. In mystischer Verzückung, hervorgerufen durch Fasten und Kasteien, mag sich mancher fromme heilige Büßer in einem verklärten Bilde gesehen haben, welche Vision ihm die Gewißheit, daß seine Seele unsterblich sei, eingeflößt haben mag; aber daß jeder Mensch anschaulich seine Unsterblichkeit erkennen kann, das übersteigt doch alle Begriffe. Auch eilt Schopenhauer diese intuitive Erkenntniß auf das Gefühl zurückzuführen, denn nur vier Zeilen weiter ist zu lesen:

i544 Jeder fühlt, daß er etwas Anderes ist, als ein von einem Anderen einst aus Nichts geschaffenes Wesen.

Schließlich möge der Hauptfehler Schopenhauer's, sein metaphysischer Hang, *ex*

tripode reden:

Hinter unserem Dasein steckt etwas Anderes, das uns erst dadurch zugänglich wird, daß wir die Welt abschütteln.

(W. a. W. u. V. I. 479.)

Ich glaube, wir werden im Augenblick des Sterbens inne, daß eine bloße Täuschung unser Dasein auf unsere Person beschränkt hatte.

(*ib*. II. 689.)

Tod und Geburt sind die stete Auffrischung des Bewußtseins des an sich end- und anfangslosen Willens, der allein gleichsam die Substanz des Daseins ist (jede solche Auffrischung aber bringt eine neue Möglichkeit der Verneinung des Willens zum Leben).

(*ib*. II. 571.)

Das Hin- und Herschwanken Schopenhauer's zwischen einem immanenten Gebiete und einem mit demselben zugleich existirenden transscendenten (ein Oscilliren, dem kein Philosoph seither entgehen konnte, und welchem erst durch meine Philosophie ein jähes Ende bereitet worden ist), und sein vergebliches Bemühen, beide Gebiete in Einklang zu bringen, zeigen sich in keiner Stelle so deutlich wie in dieser:

Man kann auch sagen: Der Wille zum Leben stellt sich dar in lauter Erscheinungen, welche total zu Nichts werden. Dieses Nichts mitsammt den Erscheinungen bleibt aber innerhalb des Willens zum Leben, ruht auf seinem Grunde.

(*Parerga* II. 310.)

Er ist wenigstens so ehrlich, hinzuzufügen:

Das ist freilich dunkel!

Natürlich ist dem transscendenten Schopenhauer nicht die Zeugungsstunde, sondern die Todesstunde die wichtigste im ganzen Leben. Von ihr spricht er in demselben hochfeierlichen, salbungsvollen Tone, wie Kant vom Gewissen.

Der Tod ist die große Gelegenheit, nicht mehr Ich zu sein: wohl Dem, der sie benutzt.

(W. a. W. u. V. II. 580.)

i545 In der Stunde des Todes entscheidet sich, ob der Mensch in den Schooß der Natur zurück fällt, oder aber dieser nicht mehr angehört, sondern – – – – für diesen Gegensatz fehlt uns Bild, Begriff und Wort.

(*ib*. 697.)

Der Tod des Individuums ist die jedesmalige und unermüdlich wiederholte Anfrage der Natur an den Willen zum Leben: Hast Du genug? Willst Du aus mir hinaus?

(–)

In diesem Sinne gedacht ist die christliche Fürsorge für gehörige Benutzung der Sterbestunde, mittelst Ermahnung, Beichte, Kommunion und letzte Oelung: daher auch die christlichen Gebete um Bewahrung vor einem plötzlichen Ende.

(–)

Das Sterben ist allerdings als der eigentliche Zweck des Lebens anzusehen: im Augenblick desselben wird Alles das entschieden, was durch den ganzen Verlauf des Lebens nur vorbereitet und eingeleitet war.

(*ib*. 730.)

In der Stunde des Todes drängen alle die geheimnißvollen (wenngleich eigentlich in uns selbst wurzelnden) Mächte, die das ewige Schicksal des Menschen bestimmen, sich zusammen und treten in Action. Aus ihrem Conflikt ergiebt sich der Weg, den er jetzt zu wandern hat, bereitet nämlich seine Palingenesie sich vor, nebst allem Wohl und Wehe, welches in ihr begriffen und von dem an unwiderruflich bestimmt ist. – – – Hierauf beruht der hochernste, wichtige, feierliche und furchtbare Charakter der Todesstunde. Sie ist eine Krisis im stärksten Sinne des Worts, ein Weltgericht.

(*Parerga* I. 238.)

Mit Plato möchte man sagen: O du Wunderlicher! – Wenn die kleinen Kinder sich fürchten, so muß die Amme singen. Sollte Schopenhauer – sollte er wirklich – – – – –?

Es ist hier der richtige Ort, um ein Wort über den Selbstmord zu sagen. Schopenhauer, als Mensch, steht demselben vollkommen vorurtheilsfrei gegenüber, was ich ihm hoch

anrechne. Nur kalte, herzlose, oder in Dogmen befangene Menschen können einen Selbstmörder verdammen. Wohl uns Allen, daß uns von milder Hand eine Thüre geöffnet worden ist, durch die wir, wenn uns die Hitze im schwülen Saale des Lebens unerträglich wird, in die |
i546 stille Nacht des Todes eingehen können. Nur der crasseste Despotismus kann den versuchten Selbstmord bestrafen.

> Wenn die Kriminaljustiz den Selbstmord verpönt, so ist dies kein kirchlich gültiger Grund und überdies entschieden lächerlich: denn welche Strafe kann Den abschrecken, der den Tod sucht? Bestraft man den Versuch zum Selbstmord, so ist es die Ungeschicklichkeit, durch welche er mißlang, die man bestraft.
>
> (*Parerga* II. 329.)

Dagegen stempelt der Philosoph Schopenhauer, ohne irgend einen stichhaltigen Grund, den Selbstmord überhaupt zu einer zwecklosen That. Er meint:

> Ein Lebensmüder hat nicht vom Tode Befreiung zu hoffen und kann sich nicht durch Selbstmord retten; nur mit falschem Schein lockt ihn der finstere, kühle Orcus als Hafen der Ruhe.
>
> (W. a. W. u. V. I. 331.)
>
> Der Selbstmörder verneint nur das Individuum, nicht die Species.
>
> (*ib*. 472.)
>
> Der Selbstmord ist die willkürliche Zerstörung einer einzelnen Erscheinung, bei der das Ding an sich ungestört stehen bleibt.
>
> (–)

Dies ist falsch. Wie Schopenhauer *ex tripode* erklärte: der Wille ist metaphysisch, der Intellekt physisch, während uns doch jeder Leichnam deutlich zeigt, daß die ganze Idee zerstört ist, so behandelt er auch den Selbstmord. Er nimmt die Miene an, als ob er ganz genau, aus sicherster Quelle, erfahren habe, was mit einem Selbstmörder nach dem Tode vorgehe. Die Wahrheit ist, daß der Selbstmörder, als Ding an sich, im Tode vernichtet wird, wie jeder Organismus. Lebt er nicht in einem anderen Leibe fort, so ist der Tod seine absolute Vernichtung; im anderen Falle entflieht er nur mit seinem schwächsten Theile dem Leben. Er hält das Rad ein, das sonst noch eine Weile geschwungen hätte, nachdem die bewegende Kraft es verließ.

Man lese auch die Seite 474 im I. Bd. von W. a. W. u. V., wo der in der Askese gewählte Hungertod einen anderen Erfolg, als der gewöhnliche Selbstmord haben soll, und man wird über die Irrfahrten eines großen Geistes erstaunen. –

Diese Voruntersuchungen zur Ethik schließe ich am besten mit einem anderen guten Gedanken Schopenhauer's:

i547
> Die Philosophie soll mittheilbare Erkenntniß, muß daher Rationalismus sein.
>
> (*Parerga* II. 11.)

Wir treten jetzt vor die Hauptfragen der Ethik:

1) Ist der Wille frei?
2) Was ist das Fundament der Moral?

Daß der Wille nicht frei sei, ist eine sehr alte, aber stets angefochtene Wahrheit. Christus sprach sie aus, und Paulus, Augustinus, Luther, Calvin, bekannten sich zu ihr. Die größten Denker aller Zeiten haben ihr gehuldigt, und nenne ich: Vanini, Hume, Hobbes, Spinoza, Priestley, Kant und Schopenhauer.

Wir haben nun die Stellung zu prüfen, welche die beiden letzteren Philosophen dem *libero arbitrio indifferentiae* gegenüber einnehmen.

Nach Kant ist die Welt ein Ganzes von Erscheinungen. Diese Erscheinungen sowohl, als ihre Verknüpfungen untereinander, bringt das denkende Subjekt, aus eigenen Mitteln, hervor (durch Raum, Zeit und Kategorien). Indessen liegt doch jeder Erscheinung ein Ding an sich zu Grunde. Kant hat sich, wie wir wissen, das Ding an sich erschlichen, indem er es an der Hand der Causalität auffand, welche doch nur auf dem Gebiete der Erscheinungen Gültigkeit haben sollte. Auf diesem erschlichenen Verhältniß der Erscheinung zu etwas, das in ihr erscheint, ist nun seine berühmte Unterscheidung des intelligibelen Charakters vom empirischen

begründet, die Schopenhauer

> zum Schönsten und Tiefgedachtesten, was dieser große Geist, ja, was Menschen jemals hervorgebracht haben

rechnet und für

> die größte aller Leistungen des menschlichen Tiefsinns

hält. Vor allen Dingen liegt uns jetzt ob, zu sehen, ob sie dieses Lob verdient oder nicht.

Zunächst leidet sie an einer *petitio principii* aus den angeführten Gründen; denn Kant legt dem empirischen Charakter einen intelligibelen ohne Weiteres unter: ohne Beweis, den er eben, seiner Philosophie zufolge, gar nicht beizubringen im Stande war. Sehen |
i548 wir indessen hiervon ab und werden wir uns klar darüber, was Kant unter den beiden Charakteren versteht. Er sagt:

> Ich nenne dasjenige an einem Gegenstand der Sinne, was selbst nicht Erscheinung ist, intelligibel.
>
> (Kk. d. V. 420.)
>
> Es muß eine jede wirkende Ursache einen Charakter haben, d.i. ein Gesetz ihrer Causalität, ohne welches sie gar nicht Ursache sein würde. Und da würden wir an einem Subjekte der Sinnenwelt erstlich einen empirischen Charakter haben, wodurch seine Handlungen als Erscheinungen durch und durch mit anderen Erscheinungen nach beständigen Naturgesetzen im Zusammenhange ständen, und von ihnen, als ihren Bedingungen abgeleitet werden könnten. – –
>
> Zweitens würde man ihm noch einen intelligibeln Charakter einräumen müssen, wodurch es zwar die Ursache jener Handlungen als Erscheinungen ist, der aber selbst unter keinen Bedingungen der Sinnlichkeit steht und selbst nicht Erscheinung ist.
>
> (*ib*. 421.)
>
> Dieser intelligible Charakter könnte zwar niemals unmittelbar gekannt werden, weil wir Nichts wahrnehmen können, als so fern es erscheint, aber er würde doch dem empirischen Charakter gemäß gedacht werden müssen.
>
> (*ib*. 422.)

Es handelt sich also um die bestimmte Art der Wirksamkeit eines Subjekts der Sinnenwelt: seine Natur, der gemäß es immer wirken muß. Diese Natur ist sein empirischer Charakter. Als solcher ist er aber nur Erscheinung eines X, eines unausgedehnten, zeitlosen Dinges an sich, das, aller Nothwendigkeit enthoben, in voller Freiheit Grund der Erscheinung ist und nur dem empirischen Charakter gemäß gedacht werden kann.

An den empirischen Charakter müssen wir uns demnach halten, um den intelligibeln, gleichsam an einem kurzen Endchen, erfassen zu können; denn dieser ist unmittelbar nicht zu verkennen.

Im Beispiel vom Lügner (Kk. 431) heißt es:

> Man geht seinen empirischen Charakter durch bis zu den Quellen desselben, die man in der schlechten Erziehung, übler Gesellschaft, zum Theil auch in der Bösartigkeit eines für Beschämung |
> i549 unempfindlichen Naturells aufsucht, zum Theil auf den Leichtsinn und Unbesonnenheit schiebt.

und aus anderen Stellen geht hervor, daß der empirische Charakter die Receptivität einer gegebenen Sinnlichkeit ist.

Nun sollte man nach Obigem meinen, daß der intelligible Charakter das Substrat dieser in die Erscheinung tretenden Eigenschaften, Charaktereigenthümlichkeiten, kurz, die stets gleiche Beschaffenheit des Herzens sei; denn der empirische Charakter ist nur die Erscheinung des intelligibeln und dieser ist nur die transscendentale Ursache von jenem, mithin kann zwischen beiden, wenn auch der intelligibele seinem Wesen nach nicht unmittelbar zu erkennen ist, kein absoluter Unterschied bestehen.

Trotzdem legt Kant den intelligibelen Charakter in den Kopf des Menschen.

> Der Mensch, der die ganze Natur sonst lediglich nur durch Sinne kennt, erkennt sich selbst auch durch bloße Apperception, und zwar in Handlungen und inneren Bestimmungen, die er gar nicht zum Eindrucke der Sinne zählen kann, und ist sich selbst freilich einestheils Phänomen, anderentheils aber, nämlich in Ansehung gewisser Vermögen, ein blos intelligibler Gegenstand, weil die Handlung desselben gar nicht zur Receptivität der Sinnlichkeit gezählt werden kann. Wir nennen diese Vermögen Verstand und Vernunft; vornehmlich wird die letztere ganz eigentlich und

vorzüglicher Weise von allen empirisch bedingten Kräften unterschieden, da sie ihre Gegenstände bloß nach Ideen erwägt.

(*ib*. 426.)

Also ein Erkenntnißvermögen ist der transscendentale Grund der moralischen Eigenschaften eines Menschen, der bestimmten Art seines Willens, seines Begehrungsvermögens.

Hiergegen muß ich mit Entschiedenheit protestiren; nicht nur vom Standpunkte meiner Philosophie aus, sondern auch im Namen Schopenhauer's, der glänzend nachgewiesen hat, daß zum Wesen des Dinges an sich Intellekt und Selbstbewußtsein nicht nothwendig gehören, diese also niemals der transscendentale Grund einer Erscheinung sein können.

Kant fährt fort:

i550 Die reine Vernunft als ein bloß intelligibles Vermögen ist der Zeitform, und mithin auch den Bedingungen der Zeitfolge nicht unterworfen. Die Causalität der Vernunft im intelligiblen Charakter entsteht nicht, oder hebt nicht etwa zu einer gewissen Zeit an, um eine Wirkung hervorzubringen. Denn sonst würde sie selbst dem Naturgesetz der Erscheinungen, so fern es Causalreihen der Zeit nach bestimmt, unterworfen sein, und die Causalität wäre alsdann Natur, und nicht Freiheit. Also werden wir sagen können: wenn Vernunft Causalität in Ansehung der Erscheinungen haben kann, so ist sie ein Vermögen, durch welches die sinnliche Bedingung einer empirischen Reihe von Wirkungen zuerst anfängt.

(*ib*. 429.)

Dies ist gleichfalls falsch und entspringt aus der reinen Anschauung *a priori* Zeit, welche der Sinnlichkeit angehören soll. Wir wissen, daß erstens die Gegenwart die Form der Vernunft ist, und zweitens, daß, unabhängig von der idealen Zeit eines erkennenden Subjekts, das Ding an sich in realer Bewegung lebt. Wenn ich das Ding aus der Zeit heraushebe, so habe ich ihm damit in keiner Weise die reale Bewegung genommen und es zu einem einsam und bewegungslos über dem Strom der Entwicklung schwebenden Wesen gemacht. Der intelligibele Charakter kann also, man setze ihn nun in die Vernunft, oder in den Schopenhauer'schen Willen zum Leben, schlechterdings keine empirische Reihe von Wirkungen von selbst anfangen; denn jede seiner Handlungen, die eine Reihe von Wirkungen hervorbringt, ist selbst immer das Glied einer Reihe, deren Glieder durch die strengste Nothwendigkeit verkettet sind.

Sehen wir indessen auch hiervon ab und denken wir uns, der intelligibele Charakter sei frei. Wie

könnte da wohl die Handlung desselben frei heißen, da sie im empirischen Charakter desselben (der Sinnesart) ganz genau bestimmt und nothwendig ist?

(Kk. d. V. 429.)

Von zwei Möglichkeiten eine nur: entweder hat der intelligibele Charakter (die Denkungsart) ein- für allemal die Natur des empirischen Charakters (der Sinnesart) bestimmt und der empirische Charakter eines Menschen bleibt zeitlebens der selbe, ist nur der in eine Reihe einzelner Acte auseinandergezogene intelligible, |
i551 oder der Mensch nimmt in der Natur eine Ausnahmestellung ein und ist auch als Erscheinung frei, hat das *liberum arbtrium*.

Kant umgeht diese Alternative und spricht dem intelligibelen Charakter die Fähigkeit zu, den empirischen jederzeit zu bestimmen.

Denn da Vernunft selbst keine Erscheinung und gar keinen Bedingungen der Sinnlichkeit unterworfen ist, so findet in ihr, selbst in Betreff ihrer Causalität, keine Zeitfolge statt, und auf sie kann also das dynamische Gesetz der Natur, was die Zeitfolge nach Regeln bestimmt, nicht angewandt werden. –

In Ansehung des intelligibeln Charakters, wovon der empirische nur das sinnliche Schema ist, gilt kein Vorher oder Nachher, und jede Handlung ist die unmittelbare Wirkung des intelligibeln Charakters der reinen Vernunft, welche mithin frei handelt … und diese ihre Freiheit kann man nicht allein negativ als Unabhängigkeit von empirischen Bedingungen ansehen, sondern auch positiv durch ein Vermögen bezeichnen, eine Reihe von Begebenheiten von selbst anzufangen.

(430.)

Und nun folgt das Beispiel vom Lügner, aus welchem klar und deutlich erhellt, daß der

intelligibele Charakter den empirischen jederzeit bestimmen kann.

> Der Tadel gründet sich auf ein Gesetz der Vernunft, wobei man diese als eine Ursache ansieht, welche das Verhalten des Menschen, unangesehen aller genannten empirischen Bedingungen, anders habe bestimmen können und sollen. – – –
>
> Die Handlung wird dem intelligibelen Charakter des Lügners beigemessen, er hat jetzt, in dem Augenblicke, da er lügt, gänzlich Schuld, mithin war die Vernunft unerachtet aller empirischen Bedingungen der That völlig frei, und ihrer Unterlassung ist diese gänzlich beigemessen.

Ferner (Kk. d. prac. V. 139.)

> Dem kategorischen Gebote Genüge zu leisten ist in Jedes Gewalt zu aller Zeit.

Mit anderen Worten: der Mensch ist jederzeit frei und die Nothwendigkeit seiner Handlungen ist ein Schein, wie er selbst (als Körper), die Welt, Alles nur Schein ist.

i552 Ein anderes Resultat war nicht zu erwarten vom Standpunkte des nominell kritischen, in der That aber empirischen Idealismus. Mit den Lippen bekennt sich Kant zur Nothwendigkeit, mit dem Herzen zur Freiheit der menschlichen Handlungen. Es ist auch nicht möglich, Freiheit und Nothwendigkeit mit einer Hand in der Welt zu umspannen. Entweder nur Freiheit, oder nur Nothwendigkeit.

Kant selbst muß gestehen:

> In der Anwendung, wenn man sie (Freiheit und Nothwendigkeit) als in einer und derselben Handlung vereinigt und also diese Vereinigung selbst erklären will, thun sich doch große Schwierigkeiten hervor, die eine solche Vereinigung unthunlich zu machen scheinen.
>
> (Kk. d. pract. V. 211.)

und:

> Die hier vorgetragene Auflösung der Schwierigkeiten hat aber, wird man sagen, doch viel Schweres in sich, und ist einer hellen Darstellung kaum empfänglich. Allein, ist denn jede andere, die man versucht hat, oder versuchen mag, leichter und faßlicher?
>
> (*ib*. 220.)

Das Problem war übrigens, von Allem abgesehen, zu Kant's Zeit noch nicht für die Lösung reif. Jeder Mensch hat einen bestimmten Wirkungskreis; der Kant's war das Gebiet des Erkenntnißvermögens, auf dem er Unsterbliches leistete. In der Moral fiel ihm nur die Aufgabe zu, sämmtliche einschläglichen Fragen zu ventiliren. Er hat es in der umfassendsten Weise gethan, aber nichts Dauerhaftes zu Wege gebracht. Einer anderen frischen Kraft (Schopenhauer) war es vorbehalten, das wahre Ding an sich zu entschleiern, welches doch allein die Quelle aller moralischen Handlungen sein kann. Kant hatte das Ding an sich in der Erkenntnißtheorie als *x* stehen lassen; in der Ethik dagegen, wo es in einer bestimmenden Weise berührt werden mußte, legte er es in die menschliche Vernunft, wo es offenbar nicht hingehört. Schopenhauer entschleierte es, aber, als ob seine Denkkraft sich hierbei nahezu erschöpft habe, konnte er keine makellose Ethik liefern und mußte es mir überlassen, durch die absolute Trennung des immanenten vom transscendenten Gebiete, die Vereinigung von Freiheit und Nothwendigkeit in einer und derselben Handlung deutlich und überzeugend für Jeden zu erklären.

i553 Nicht den Worten, wohl aber ihrem Sinne nach, ging Kant von einer reinen erkennenden und von einer unreinen sinnlichen Seele aus. Der Mensch gehört zwei Welten an: der Sinnenwelt und der intelligibelen Welt,

> in der wir schon jetzt sind, und in der unser Dasein der höchsten Vernunftbestimmung gemäß fortzusetzen, wir durch bestimmte Vorschriften angewiesen werden können.
>
> (Kk. d. prac. Vern. 226.)

Bald giebt er nun jeder Seele einen besondern Willen, bald stellt er beiden nur einen zur Verfügung, bald ist auch der Wille an sich nichts, bald ist er etwas. Folgende Stellen werden dies klarlegen.

> Eine Willkür ist bloß thierisch (*arbitrium brutum*), die nicht anders, als durch sinnliche Antriebe, d.i. pathologisch bestimmt werden kann. Diejenige aber, welche unabhängig von sinnlichen Antrieben, mithin durch Bewegursachen, welche nur von der Vernunft vorgestellt werden, bestimmt werden kann, heißt die freie Willkür (*arbitrium liberum*), und Alles, was mit dieser, es sei als Grund oder Folge, zusammenhängt, wird practisch genannt. Die practische Freiheit kann durch Erfahrung bewiesen werden. Denn nicht bloß Das, was reizt, d.i. die Sinne unmittelbar afficirt, bestimmt die

menschliche Willkür, sondern wir haben ein Vermögen, durch Vorstellungen von Dem, was selbst auf entferntere Art nützlich oder schädlich ist, die Eindrücke auf unser sinnliches Begehrungsvermögen zu überwinden.

(Kk. d. V. 599.)

Nur ein vernünftiges Wesen hat das Vermögen, nach der Vorstellung der Gesetze, d.i. nach Principien zu handeln, oder einen Willen. Da zur Ableitung der Handlungen von Gesetzen Vernunft erfordert wird, so ist der Wille nichts anders als practische Vernunft. Wenn die Vernunft den Willen unausbleiblich bestimmt, so sind die Handlungen eines solchen Wesens, die als objektiv nothwendig erkannt werden, auch subjektiv nothwendig, d.i. der Wille ist ein Vermögen, nur dasjenige zu wählen, was die Vernunft unabhängig von der Neigung als practisch nothwendig, d.h. als Gut erkennt. Bestimmt aber die Vernunft für sich allein den Willen nicht |
i554 hinlänglich, ist dieser noch subjektiven Bedingungen (gewissen Triebfedern) unterworfen, die nicht immer mit den objektiven übereinstimmen, mit einem Worte, ist der Wille nicht an sich völlig der Vernunft gemäß (wie es bei Menschen wirklich ist), so sind die Handlungen, die objektiv als nothwendig erkannt werden, subjektiv zufällig, und die Bestimmung eines solchen Willens, objektiven Gesetzen gemäß, ist Nöthigung.

(Kk. d. p. V. 33.)

Außer dem Verhältnisse, darin der Verstand zu Gegenständen (im theoretischen Erkenntnisse) steht, hat er auch eines zum Begehrungsvermögen, das darum der Wille heißt, und der reine Wille, sofern der reine Verstand (der in solchem Falle Vernunft heißt) durch die bloße Vorstellung eines Gesetzes praktisch ist. Die objektive Realität eines reinen Willens, oder, welches einerlei ist, einer reinen practischen Vernunft ....

(*ib*. 162.)

Wir haben also
1) *a*. einen thierischen Willen,
   b. einen freien Willen;
2) nur einen Willen.

Dieser eine Wille ist
1) indifferent, da er sich bald von der reinen, bald von der unreinen Seele bestimmen läßt;
2) ist er nicht indifferent, sondern
   a. der Wille schlechthin, wenn er das Verhältniß des Verstandes zum Begehrungsvermögen ausdrückt;
   b. der reine Wille, wenn die Vernunft durch die bloße Vorstellung eines Gesetzes practisch ist.

Es ist nicht möglich, einem Begriff eine größere Vieldeutigkeit zu geben, kurz, die Confusion weiter zu treiben.

Kant's Unterscheidung des intelligibelen Charakters vom empirischen verdient also nicht das Lob, das ihr Schopenhauer so reichlich spendete. Kant griff nach der Freiheit und nach der Nothwendigkeit zu gleicher Zeit, und die Folge davon war, daß er weder die eine, noch die andere erfaßte: er setzte sich zwischen zwei Stühle.

i555 Warum nun bekannte sich Schopenhauer zu dieser Lehre? Weil sie seinem metaphysischen Hang zusagte, und weil es so angenehm war, je nach Bedarf, bald die Nothwendigkeit, bald die Freiheit in den Vordergrund stellen zu können.

Er hat indessen die Lehre Kant's nicht unangetastet gelassen, sondern sie ebenso gewaltsam umgemodelt, wie Plato's Ideenlehre. Zunächst machte er Kant's intelligibeln Charakter zum Willen, als Ding an sich, während Kant ganz unzweideutig, klar und bündig sagte, er sei die Vernunft; zweitens ließ er den empirischen Charakter ein- für allemal durch den intelligibelen bestimmt worden sein, während Kant dem intelligibelen die Fähigkeit zusprach, jederzeit sich am empirischen Charakter zu offenbaren.
Schopenhauer lehrt:

Der empirische Charakter ist, wie der ganze Mensch, als Gegenstand der Erfahrung eine bloße Erscheinung, daher an die Formen aller Erscheinung, Zeit, Raum und Kausalität, gebunden und deren Gesetzen unterworfen: hingegen ist die als Ding an sich von diesen Formen unabhängige und deshalb keinem Zeitunterschiede unterworfene, mithin beharrende und unveränderliche Bedingung und Grundlage dieser ganzen Erscheinung, sein intelligibler Charakter, d.h. sein Wille als Ding an sich,

welchem, in solcher Eigenschaft allerdings auch absolute Freiheit, d.h. Unabhängigkeit vom Gesetze der Kausalität (als einer bloßen Form der Erscheinungen) zukommt. Diese Freiheit aber ist eine transscendentale, d.h. nicht in der Erscheinung hervortretende.

(Ethik 96.)

Demnach steht für die Welt der Erfahrung das *Operari sequitur esse* ohne Ausnahme fest. Jedes Ding wirkt gemäß seiner Beschaffenheit und sein auf Ursachen erfolgendes Wirken giebt diese Beschaffenheit, kund. Jeder Mensch handelt nach dem wie er ist, und die demgemäß jedes Mal nothwendige Handlung wird, im individuellen Fall, allein durch die Motive bestimmt. Die Freiheit, welche daher im *Operari* nicht anzutreffen sein kann, muß im *Esse* liegen.

(*ib*. 97.)

Es ist klar, daß Schopenhauer in seiner wichtigen Schrift: »Ueber die Freiheit des Willens«, welche ohne Frage

zum Schönsten und Tiefgedachtesten gehört, was je geschrieben worden ist,

i556 die Lehre Kant's wesentlich verbesserte – aber seine Unterscheidung des intelligibeln vom empirischen Charakter ist doch nicht die Kant's. Die tiefe Kluft zwischen beiden Erklärungen umgeht er stets geflissentlich; nur zweimal, vom Unwillen fortgerissen, beklagt er sich ganz kurz:

Der Wille, den Kant höchst unstatthaft, mit unverzeihlicher Verletzung alles Sprachgebrauchs, Vernunft betitelt.

(W. a. W. u. V. I. 599.)

Man sieht in der Kantischen Ethik, zumal in der Kritik der practischen Vernunft, stets im Hintergrunde den Gedanken schweben, daß das innere und ewige Wesen des Menschen in der Vernunft bestände.

(Ethik 132.)

In der angeführten vortrefflichen Schrift beweist Schopenhauer unwiderleglich und unumstößlich, daß der Wille, als empirischer Charakter, niemals frei ist. War die Sache auch nicht neu, so hat er doch das unbestreitbare Verdienst, die Controverse über Freiheit und Unfreiheit menschlicher Handlungen für alle Vernünftigen definitiv abgethan zu haben. Die Unfreiheit des Willens gehört fortan zu den wenigen Wahrheiten, die sich die Philosophie bis jetzt erkämpft hat. Von der transscendenten Freiheit werde ich gleich sprechen.

Sollte indessen Schopenhauer wirklich, wenigstens dieses einzige Mal, consequent bei seiner Ansicht stehen geblieben sein? Leider ist dies nicht der Fall. Auch die Nothwendigkeit der menschlichen Willensakte hat er durchlöchert; denn er ließ die transscendentale Freiheit des menschlichen Willens, von der er doch oben sagte, daß sie eine

nicht in der Erscheinung hervortretende

sei, indem das

Operari sequitur esse ohne Ausnahme für die Welt der Erfahrung

fest stehe, erst in zwei Fällen, dann nur in einem in die Erscheinung, als *deus ex machina* treten.

Diese Freiheit, diese Allmacht – – – kann nun auch, und zwar da, wo ihr, in ihrer vollendetsten Erscheinung, die vollkommen adäquate Kenntniß ihres eigenen Wesens aufgegangen |
i557 ist, von Neuem sich äußern, indem sie nämlich entweder auch hier, auf dem Gipfel der Besinnung und des Selbstbewußtseins, das Selbe will, was sie blind und sich selbst nicht kennend wollte, wo dann die Erkenntniß, wie im Einzelnen, so im Ganzen, für sie stets Motiv bleibt; oder aber auch umgekehrt, diese Erkenntniß wird ihr ein Quietiv, welches alles Wollen beschwichtigt und aufhebt. Dies ist die Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben, welche, als in Hinsicht auf den Wandel des Individuums allgemeine, nicht einzelne Willensäußerung, nicht die Entwicklung des Charakters störend modificirt, sondern entweder durch immer stärkeres Hervortreten der ganzen bisherigen Handlungsweise, oder umgekehrt, durch Aufhebung derselben, lebendig die Maxime ausspricht, welche, nach nunmehr erhaltener Erkenntniß, der Wille frei ergriffen hat.

(W. a. W. u. V. I. 363.)

Dagegen heißt es 113 Seiten weiter (476):

In Wahrheit kommt die eigentliche Freiheit, d.h. Unabhängigkeit vom Satze des Grundes, nur dem Willen als Ding an sich zu, nicht seiner Erscheinung, deren wesentliche Form überall der Satz vom Grunde, das Element der Nothwendigkeit, ist. Allein der einzige Fall, wo jene Freiheit auch

unmittelbar in der Erscheinung sichtbar werden kann, ist der, wo sie Dem, was erscheint, ein Ende macht.

Also hier sagt Schopenhauer deutlich: nur in der Verneinung, seiner selbst ist der Wille frei; in der ersten Stelle war er es auch in der Bejahung.

> Consequent zu sein, ist die größte Obliegenheit eines Philosophen, und wird doch am Seltensten angetroffen.
>
> (Kant, Kk. d. U. 122.)

Die Zerlegung des individuellen Willens in einen intelligibelen und einen empirischen Charakter ist nach meiner Philosophie unstatthaft.

Der individuelle menschliche Wille tritt mit einem ganz bestimmten Charakter in das Leben und verbleibt bis zum Tode in realer Entwicklung. Von einem Punkte der Bewegung zum andern, oder subjektiv ausgedrückt, von einer Gegenwart zur andern, bewegt sich |
i558 dieser Charakter, dem ich hier Unveränderlichkeit geben will, als Einer. Jede seiner Handlungen ist das Produkt aus seiner Beschaffenheit und einem zureichenden Motiv. Was also in jeder Handlung hervortritt, ist nur Ein Charakter. Will man diesen empirisch nennen, weil man nur durch Erfahrung sein Wesen kennen lernt, so mag man es thun; aber die Annahme, daß der empirische Charakter nur der scheinbar in der Zeit auseinandergezogene zeitlose intelligibele sei, muß ich als absurd verwerfen; denn sie hätte nur dann einen Sinn, wenn die Zeit wirklich eine reine Anschauung *a priori* wäre, was ich genügend widerlegt zu haben glaube. Ist dagegen das Ding an sich in realer Entwicklung begriffen und die Zeit nur diejenige ideale Form, welche uns gegeben wurde, um die reale Succession verfolgen und erkennen zu können, so hat die subtile Unterscheidung alle Bedeutung verloren, und es darf nur von Einem Charakter gesprochen werden, den man nennen mag wie man will.

Was nun die transscendentale Freiheit betrifft, welche Schopenhauer in seiner schönen Schrift: »Ueber die Freiheit des Willens« in das *Esse* gelegt und dem *Operari* abgesprochen hat, so habe ich sie auch aus dem *Esse* nehmen müssen. Ich kenne weder einen wunderbaren Occasionalismus, noch eine hochwichtige furchtbare Todesstunde, in der sich die Palingenesie des Menschen vorbereitet

> nebst allem Wohl und Wehe, welches in ihr begriffen und von dem an unwiderruflich bestimmt ist.

In der Zeugungsstunde allein wird der Charakter des Menschen bestimmt, und zwar mit Nothwendigkeit. Es treten zwei ganz bestimmte Menschen zusammen und zeugen einen ganz bestimmten dritten, welcher aufzufassen ist als ein verjüngtes altes Wesen (Glied einer Entwicklungsreihe). Dieses neue Individuum entwickelt sich nun nach den Worten des Dichters:

> Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
> Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
> Bist alsobald und fort und fort gediehen,
> Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
> So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
> So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
> i559 Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
> Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.
>
> (Goethe.)

Jedes Wesen hat demnach eine Beschaffenheit (ein *Esse*), die es sich nicht mit Freiheit hat wählen können. Aber jedes Sein giebt Anweisung auf ein anderes, und so kommen wir schließlich zum reinen Sein einer transscendenten Einheit, der wir, ehe sie zerfiel, Freiheit zusprechen müssen, welche wir jedoch nicht begreifen können, so wenig wie die absolute Ruhe. Insofern aber Alles was ist, ursprünglich war in dieser einfachen Einheit, hat Alles sich auch sein *Esse* mit Freiheit gewählt, und jeder Mensch ist deshalb verantwortlich für seine Thaten, trotz seinem bestimmten Charakter, aus dem die Handlungen mit Nothwendigkeit fließen.

Dies ist die einzig mögliche, durchaus richtige und so lange vergeblich gesuchte Lösung

eines der schwierigsten Probleme der Philosophie, nämlich des Zusammenbestehens von Freiheit und Nothwendigkeit in einer und derselben Handlung.

Kant gab dem Menschen Freiheit zu jeder Zeit, Schopenhauer (von dessen Inconsequenz ich absehe) Freiheit in der Todesstunde, und ich nahm ihm alle und jede Freiheit, die echte Freiheit auf das transscendente Gebiet verweisend, welches untergegangen ist und der klaren Welt der Vielheit, der Bewegung und der ausnahmslosen Nothwendigkeit Platz machte: der Quelle aller unserer Erkenntnisse und aller Wahrheit.

Ehe wir zum Fundament der Moral übergehen können, haben wir die Unveränderlichkeit des Willens zu prüfen.

Die schönste Blüthe oder besser: die edelste Frucht der Schopenhauer'schen Philosophie ist die Verneinung des Willens zum Leben. Man wird immer mehr erkennen, daß erst auf Grund dieser Lehre ernstlich davon die Rede sein kann, die Philosophie an die Stelle der Religion treten, sie bis in die untersten Schichten des Volkes eindringen zu lassen. Was hat die Philosophie vor Schopenhauer dem nach Erlösung laut rufenden Herzen des Menschen geboten? Entweder erbärmliche Hirngespinnste über Gott, Unsterblichkeit der Seele, Substanz, Accidenzien, kurz einen Stein; oder sorgfältige, sehr scharfsinnige, durchaus nothwendige Untersuchungen |
i560 des Erkenntnißvermögens. Aber was fragt der Mensch in Momenten des Erstaunens über sich selbst, wann die Besinnung die Oberhand gewinnt und eine leise traurige Stimme in ihm spricht:

Ich leb' – und weiß nicht wie lang;
Ich sterb' – und weiß nicht wann;
Ich fahr' – und weiß nicht wohin;

nach den subjektiven Formen, Raum und Zeit, nach dem Causalitätsgesetz und der Synthesis eines Mannigfaltigen der Anschauung? Das Herz will etwas haben, woran es sich anklammern kann, einen unerschütterlichen Grund im Sturm des Lebens, Brod und wieder Brod für seinen Hunger. Weil das Christenthum diesen Hunger stillte, mußte die griechische Philosophie, im Kampf mit ihm, unterliegen, und weil das Christenthum einen unerschütterlichen Grund gab, wann Alles wankte und zitterte, während die Philosophie der Schauplatz unfruchtbaren Gezänkes und wüthenden Kampfes war, warfen sich oft die hervorragendsten Geister, flügellahm und matt, in die Arme der Kirche. Aber man kann jetzt nicht mehr glauben, und weil man nicht mehr glauben kann, wirft man mit den Wundern und Mysterien der Religion ihren unzerstörbaren Kern fort: die Heilswahrheit. Gänzlicher Indifferentismus bemächtigt sich der Gemüther, welchen Kant sehr treffend »die Mutter des Chaos und der Nacht« genannt hat. Diesen unzerstörbaren Kern der christlichen Religion hat nun Schopenhauer mit starker Hand ergriffen und in den Tempel der Wissenschaft, als heiliges Feuer, gebracht, welches als neues Licht für die Menschheit hervorbrechen und sich über alle Länder ausbreiten wird, denn es ist so beschaffen, daß es Einzelne und Massen begeistern und ihre Herzen in helle Flammen versetzen kann.

> Dann wird die Religion ihren Beruf erfüllt und ihre Bahn durchlaufen haben: sie kann dann das bis zur Mündigkeit geleitete Geschlecht entlassen, selbst aber in Frieden dahinscheiden. Dies wird die Euthanasie der Religion sein.
>
> (*Parerga* II. 361.)

Aber die Verneinung des Willens zum Leben, diese herrlichste Frucht der Philosophie Schopenhauer's, muß erst vor ihm selbst in Sicherheit gebracht werden, denn er greift sein Kind beständig an und bedroht sein Leben.

i561 Was sich der Verneinung des Willens zum Leben zuerst entgegenwirft, ist die geleugnete Individualität.

Wenn die Individualität nur ein Schein ist, wenn sie mit dem erkennenden Subjekt steht und fällt, so liegt der Schwerpunkt des menschlichen Wesens in der Species, in der Schopenhauer'schen Objectivation oder Idee Mensch (vom Einen ungetheilten Willen will ich ganz absehen); folglich kann das Individuum nicht anders erlöst werden als durch die

Species, d.h. nicht anders, als durch den Willen sämmtlicher Menschen, da

> die Gattung ihr Dasein wieder nur in den Individuen hat,

oder mit anderen Worten: das Individuum, das nur noch den einen Wunsch hat: ausgestoßen zu sein für immer aus der Reihe der Lebendigen, muß warten, bis es allen Menschen beliebt, den gleichen Wunsch zu haben. Eine Philosophie, welche Dieses lehrt, kann nie die christliche Religion ersetzen, welche den Einzelnen jederzeit aus der Masse heraushebt und ihn erquickt und labt mit der Hoffnung auf individuelle Befreiung.

Ich habe gewiß nicht nöthig, das Grundfalsche der Sache nochmals nachzuweisen. Die reale Individualität ist so gewiß, wie irgend ein Lehrsatz der Mathematik.

Auch kann man, auf Grund einer anderen Erklärung Schopenhauer's, sagen: Wenn in jedem Individuum der Eine untheilbare Wille ganz enthalten ist, so müßte, wenn ein Mensch sich wirklich freiwillig verneint, die ganze Welt untergehen. Aber obgleich schon Mancher seinen Willen verneint hat, steht die Welt noch immer fest und sicher.

Der zweite Grundirrthum, welcher die Verneinung des Willens illusorisch macht, ist die geleugnete reale Entwicklung.

Liegt das innerste Wesen des Individuums bewegungslos, zeitlos, hinter seiner Erscheinung, so ist die Erlösung schlechterdings unmöglich. Die Verneinung kann nur auf die Bejahung folgen. Der Zustand des sich bejahenden Willens kann nicht zugleich mit dem Zustand des sich verneinenden Willens sein. Der Mystiker sagt: »Wenn das Licht herein soll, muß erst die Finsterniß hinaus.« Setzt man das Vorher und Nachher bei Seite, so bringt man das Individuum in zwei entgegengesetzte Zustände in einer Gegenwart, was kein menschliches Gehirn denken kann. Hier, bei dieser wichtigen |
i562 Lehre der Philosophie (der Verneinung des Willens zum Leben), erweist sich klarer als irgendwo sonst die Unmöglichkeit einerseits der Kantischen reinen Anschauungen, Raum und Zeit, und andererseits die Fruchtbarkeit meiner Erkenntnißtheorie.

Eng verknüpft mit der geleugneten realen Entwicklung ist drittens die Lehre Schopenhauer's von der Unveränderlichkeit des empirischen Charakters.

> Der Charakter des Menschen ist konstant: er bleibt der selbe, das ganze Leben hindurch. Der Mensch ändert sich nie.
>
> (Ethik 50.)

Dagegen spricht er dem Menschen die Fähigkeit zu, seinen Charakter ganz aufzuheben.

> Der Schlüssel zur Vereinigung dieser Widersprüche liegt darin, daß der Zustand, in welchem der Charakter der Macht der Motive entzogen ist, nicht unmittelbar vom Willen ausgeht, sondern von einer veränderten Erkenntnißweise. So lange nämlich die Erkenntniß keine andere, als die im *principio individuationis* befangene, dem Satze vom Grunde schlechthin nachgehende ist, ist auch die Gewalt der Motive unwiderstehlich: wann aber das *principium individuationis* durchschaut, die Ideen, ja das Wesen der Dinge an sich, als derselbe Wille in Allem, unmittelbar erkannt wird, und aus dieser Erkenntniß ein allgemeines Quietiv des Wollens hervorgeht; dann werden die einzelnen Motive unwirksam, weil die ihnen entsprechende Erkenntnißweise, durch eine ganz andere verdunkelt, zurückgetreten ist. Daher kann der Charakter sich zwar nimmermehr theilweise ändern, sondern muß, mit der Konsequenz eines Naturgesetzes, im Einzelnen den Willen ausführen, dessen Erscheinung er im Ganzen ist: aber eben dieses Ganze, der Charakter selbst, kann völlig aufgehoben werden, durch die oben angegebene Veränderung der Erkenntniß.
>
> (W. a. W. u. V. I. 477.)

Der Mensch tritt mit ganz bestimmten Willensqualitäten in das Dasein. Er ist, weil er das Leben überhaupt will; in zweiter Linie will er das Leben in einer bestimmten Form. Daß sein Wille ganz bestimmte Züge hat, ist keinem Zweifel unterworfen. Jeder klare Kopf erkennt dies, auch ohne philosophische Bildung, und erinnere |
i563 ich nur an Nero's Vater, der, wie Sueton berichtet, mit wirklich großartiger Objektivität erklärte: »aus seinem und der Agrippina Charakter habe nur ein verächtliches und gemeinschädliches Wesen geboren werden können.« Die Willensqualitäten sind aber im Kinde nur als Keime vorhanden. Dies ist wichtig und deshalb fest zu halten.

Dem bestimmten Charakter eines Menschen ist die Erkenntniß beigegeben, ohne welche er sich nicht nach außen bewegen könnte. Alle Motive, welche ihn bewegen können,

müssen, ehe sie zu ihm gelangen, durch die Erkenntniß.

Von diesen beiden Grundwahrheiten müssen wir ausgehen.

Die Keime zu festen Willensqualitäten sind weich und können beeinflußt werden. Hierauf beruht die Wichtigkeit der Erziehung. Eine Willensqualität kann gestärkt, eine andere geschwächt, eine dritte geradezu zum Verdorren gebracht, eine andere wieder geweckt werden, die schon am Ersticken war.

Das Mittel, dessen sich der Erzieher bedient, um seinen Zweck zu erreichen, ist, ganz allgemein ausgedrückt, die Sensibilität, welche, wie wir wissen, in einem dreifachen Verhältnisse zum Willen steht. Zuerst ist sie sein abhängiger Lenker, dann begleitet sie seine Thaten mit dem Gefühl, drittens eröffnet sie dem menschlichen Willen, durch das Selbstbewußtsein, sein tiefstes Inneres.

Der Erzieher giebt dem Kinde zunächst Fertigkeiten und einen gewissen Ueberblick über reale Verhältnisse. Dadurch macht er dessen Geist zu einem mehr oder weniger geschickten Lenker und giebt dem Willen selbst die Möglichkeit einer freieren Bewegung. Dann benutzt er die Sensibilität, um durch Züchtigung die Keime zu Willensqualitäten in der angegebenen Weise zu gestalten. Endlich klärt er das Kind durch die Religion über den Werth des Lebens auf. Ist er ein Denker, so wird er ihm sagen: »das höchste Gut ist der Friede des Herzens – alles Andere ist Nichts. Ueber dem Frieden des Herzens aber steht die völlige Vernichtung, deren irdisches Bild der traumlose Schlaf ist. So lange du leben mußt, vergiß dich selbst und wirke für Andere. Das Leben ist eine schwere Last und der Tod Erlösung.« Er braucht nicht zu befürchten, daß sein Zögling sich sofort in's Wasser stürzt und den Tod sucht. Jugend will Leben und Dasein, aber die Worte werden dem Manne vielleicht einfallen und zum Motiv für ihn werden.

i564 Die Welt selbst vollendet die Erziehung. Tritt ein wild aufgewachsenes Individuum in sie ein, so wird sie sein erster Erzieher und ihr Wesen entspricht dem verwahrlosten Subjekt; denn, bildlich zu reden, ist sie kalt wie Eis und ohne Erbarmen. Mit eiserner Faust schleudert sie den Unerfahrenen und Eigensinnigen auf die Seite und hämmert auf die festgewordenen, kaum noch veränderlichen Willensqualitäten. Ist das Individuum zu spröde, so zerbricht es; ist es schlau, von Geburt an, so entflieht es und rächt sich; ist es gutherzig und beschränkt, so duldet man es und saugt es aus.

Den Einfluß der Erkenntniß auf den Willen giebt nun Schopenhauer völlig zu. Er sagt:

> Da die Motive, welche die Erscheinung des Charakters, oder das Handeln, bestimmen, durch das Medium der Erkenntniß auf ihn einwirken, die Erkenntniß aber veränderlich ist, zwischen Irrthum und Wahrheit oft hin und her schwankt, in der Regel jedoch im Fortgange des Lebens immer mehr berichtigt wird, freilich in sehr verschiedenen Graden, so kann die Handlungsweise eines Menschen merklich verändert werden, ohne daß man daraus auf eine Veränderung seines Charakter zu schließen berechtigt wäre.
>
> (W. a. W. u. V. I. 347.)
>
> Alles, was die Motive können, ist, daß sie die Richtung seines Strebens ändern, d.h. machen, daß er das, was er unveränderlich sucht, auf einem anderen Wege suche, als bisher. Daher kann Belehrung, verbesserte Erkenntniß, also Einwirkung von außen, zwar ihn lehren, daß er in den Mitteln irrte, und kann demnach machen, daß er das Ziel, dem er, seinem innersten Wesen gemäß, einmal nachstrebt, auf einem ganz anderen Wege, sogar in einem ganz anderen Objekt als vorher verfolge: niemals aber kann sie machen, daß er etwas wirklich Anderes wolle, als er bisher gewollt hat.
>
> (*ib.*)
>
> Bloß seine Erkenntniß läßt sich berichtigen; daher er zu der Einsicht gelangen kann, daß diese oder jene Mittel, die er früher anwandte, nicht zu seinem Zwecke führen, oder mehr Nachtheil als Gewinn bringen: dann ändert er die Mittel, nicht die Zwecke. – – Ueberhaupt liegt allein in der Erkenntniß die Sphäre und der Bereich aller Besserung und Veredelung .... Dahin arbeitet alle Erziehung. Die Ausbildung der Vernunft, |
> i565 durch Kenntnisse und Einsichten jeder Art, ist dadurch moralisch wichtig, daß sie Motiven, für welche ohne sie der Mensch verschlossen bliebe, den Zugang öffnet. So lange er diese nicht verstehen konnte, waren sie für seinen Willen nicht vorhanden.
>
> (Ethik 52.)
>
> Bisweilen werden Leidenschaften, denen man in der Jugend nachgab, später freiwillig gezügelt,

bloß weil die entgegengesetzten Motive erst jetzt in die Erkenntniß getreten sind.

(W. a. W. u. V. I. 349.)

In diesem von Schopenhauer zugestandenen mächtigen (indirekten) Einfluß der Erkenntniß auf den Willen ist nun die Abänderlichkeit des Charakters *implicite* enthalten; denn wenn der Wille, durch die Erkenntniß veranlaßt, eine seiner Qualitäten für immer zur Unthätigkeit verurtheilt, so muß sie allmählich rudimentär werden: es ist, als ob sie gar nicht vorhanden wäre.

Man kann auch allgemein sagen: Jeder Mensch ist Wille zum Leben, folglich liegt auch in jedem Menschen die Möglichkeit, alle Qualitäten des Willens zu äußern. Durch Vererbung und Ausbildung sind einige hervorstechend in ihm, alle anderen sind nur als Keime vorhanden mit der Fähigkeit, sich zu entwickeln.

Man darf jedoch nicht die Abänderlichkeit des Charakters in weite Grenzen legen.

Die Abänderlichkeit ist eine Thatsache. Schon das verjüngte alte Sein ist ein abgeändertes Sein, indem zwei Willen und zwei Intelligenzen auf einander wirkten und eine neue Verbindung von Willen und Geist hervorbrachten. Die junge Idee tritt später in's Leben (im weitesten Sinne) und bildet sich. Kann sie sich ganz frei von den Einflüssen ihrer jeweiligen Umgebung halten? Es ist nicht möglich.

Wir ziehen hieraus folgende Schlüsse:

1) der Mensch tritt mit starken und schwachen Keimen zu Willensqualitäten in's Leben;
2) die starken können geschwächt, die schwachen gestärkt werden durch Erziehung, Beispiel, die Welt;
3) in jedem Augenblick seines Lebens hat jedoch der Mensch ein bestimmtes Ich, d.h. er ist die Verbindung eines bestimmten Willens mit einem bestimmten Geiste, welches |
i566 Ich, bei zureichendem Motiv, mit Nothwendigkeit handeln muß. Der Mensch handelt immer mit Nothwendigkeit und ist nie frei, auch nicht, wenn er seinen Willen verneint.

Einen anderen Beweis für die Umbildungsfähigkeit des Charakters hat Schopenhauer durch den erworbenen Charakter geliefert, den er neben den intelligibelen und den empirischen stellte; denn der erworbene Charakter tritt auf, wenn der Mensch gewisse Anlagen des empirischen besonders pflegt, andere dagegen verkümmern läßt. Ich muß übrigens darauf aufmerksam machen, daß Schopenhauer's Darstellung des erworbenen Charakters eine verfehlte ist. Er spricht nämlich ganz allgemein von der Ausbildung natürlicher Eigenschaften, ohne diese unter dem Gesichtspunkte der Ethik zu sichten.

> Die durch unsere individuelle Natur ohnehin nothwendige Handlungsweise haben wir jetzt auf deutlich bewußte, uns stets gegenwärtige Maximen gebracht, nach denen wir sie so besonnen durchführen, als wäre es eine erlernte, ohne hierbei je irre zu werden durch den vorübergehenden Einfluß der Stimmung, oder des Eindrucks der Gegenwart – – – ohne Zaudern, ohne Schwanken, ohne Inkonsequenzen. – – –
>
> Haben wir erforscht, wo unsere Stärken und wo unsere Schwächen liegen, so werden wir unsere hervorstechenden natürlichen Anlagen ausbilden, gebrauchen, auf alle Weise zu nutzen suchen, und uns immer dahin wenden, wo diese taugen und gelten; aber durchaus und mit Selbstüberwindung die Bestrebungen vermeiden, zu denen wir von Natur geringe Anlagen haben.
>
> (W. a. W. u. V. I. 360.)

Solche allgemeinen Sätze passen nicht in eine Ethik. Man wende sie versuchsweise auf einen Charakter an, dessen hervorstechender Zug Hang zum Diebstahl ist: er soll denselben besonnen und methodisch durchführen, ohne Zaudern, ohne Schwanken, ohne Inkonsequenzen, und wenn die Ehrlichkeit in ihm zu sprechen wagt, so soll er sie mit Selbstüberwindung zum Schweigen bringen. Fürwahr: *difficile est, satiram non scribere*.

Schließlich erwähne ich noch, daß Schopenhauer, weil er die reale Entwicklung leugnete und sich besonders deswegen auf die |
i567 Unveränderlichkeit des Willens steifte, behaupten mußte, daß die Verschiedenheit der Charaktere nicht zu erklären sei (W. a. W. u. V. II. 604). Sie ist aber sehr wohl zu erklären, wie ich in meiner Politik gezeigt habe.

Wir stehen jetzt vor der Hauptfrage der Ethik: der Frage nach ihrem Fundament.

Auch hier muß ich von Kant zuerst sprechen, aber mit wenigen Worten, da Schopenhauer's vortreffliche Kritik der Kantischen Ethik dieselbe vernichtet hat. Kant's Verfahren ist dieses:

> daß er zum Resultat machte, was das Princip oder die Voraussetzung hätte sein müssen (die Theologie) und zur Voraussetzung nahm, was als Resultat hätte abgeleitet werden sollen (das Gebot).
>
> (Ethik 126.)

und der Hauptfehler seiner Grundlage der Moralität

> ist Mangel an realem Gehalt, ist gänzlicher Mangel an Realität, und dadurch an möglicher Wirksamkeit.
>
> (*ib*. 143.)

Dagegen wird es von Nutzen sein, drei Resultate der Kantischen Ethik anzumerken. Das eine ist, daß wir durch die Vernunft, durch deutliche Erkenntniß in Begriffen, einen Einfluß auf unseren Willen haben.

> Wir haben ein Vermögen, durch Vorstellungen von Dem, was selbst auf entferntere Art nützlich oder schädlich ist, die Eindrücke auf unser sinnliches Begehrungsvermögen zu überwinden.
>
> (Kk. d. V. 599.)

Das zweite ist, daß nur volle Uneigennützigkeit einer Handlung moralischen Werth geben kann. Kommt auch nur im Entferntesten der Egoismus in's Spiel, so hat die Handlung im günstigsten Falle Legalität, nie Moralität. Das dritte Resultat ist, daß deshalb eine wirklich moralische Handlung gar nicht im Leben vorkommt.

> In der That ist es schlechterdings unmöglich, durch Erfahrung einen einzigen Fall mit völliger Gewißheit auszumachen, da die Maxime einer sonst pflichtmäßigen Handlung lediglich auf |
> i568 moralischen Gründen und auf der Vorstellung seiner Pflicht beruht habe.
>
> Es kann nie mit Sicherheit geschlossen werden, daß wirklich gar kein geheimer Antrieb der Selbstliebe, unter der bloßen Vorspiegelung jener Idee, die eigentliche bestimmende Ursache des Willens gewesen sei.
>
> (Kk. d. prakt. V. 27.)

Und weil dies der Fall ist, mußte eben Kant's so rein begonnene Ethik als Moraltheologie endigen.

> Ohne einen Gott und eine gehoffte Welt sind die herrlichen Ideen der Sittlichkeit zwar Gegenstände des Beifalls und der Bewunderung, aber nicht Triebfedern des Vorsatzes und der Ausübung.
>
> (Kk. 607.)

Schopenhauer tadelt Plato's und der Stoiker Behauptung, daß Tugend gelehrt werden könne, und setzt der Ethik nur den Zweck

> die in moralischer Hinsicht höchst verschiedene Handlungsweise der Menschen zu deuten, zu erklären und auf ihren letzten Grund zurückzuführen.
>
> (Ethik 195.)

Auch er geht von der Ansicht aus, daß nur Uneigennützigkeit einer Handlung moralischen Werth verleihe und erklärt offen:

> Die Abwesenheit aller egoistischen Motivation ist das Kriterium einer Handlung von moralischem Werth.
>
> (Ethik 204.)

Besehen wir jetzt das Schopenhauer'sche Fundament der Moral.

Dem Anscheine nach giebt er der Moral nur eine Grundlage; untersucht man jedoch schärfer, so findet man zwei Fundamente, nämlich

1) das Mitleid,
2) die Durchschauung des *principii individuationis*,

was ich nachzuweisen habe. Er sagt:

> Wie ist es irgend möglich, daß das Wohl und Wehe eines Andern, unmittelbar, d.h. ganz so wie sonst nur mein eigenes, meinen Willen bewege, also direkt mein Motiv werde, und es |

i569 sogar bisweilen in dem Grade werde, daß ich demselben mein eigenes Wohl und Wehe, diese sonst alleinige Quelle meiner Motive, mehr oder weniger nachsetze? – Offenbar nur dadurch, daß jener Andere der letzte Zweck meines Willens wird, ganz so wie sonst ich selbst es bin: also dadurch, daß ich ganz unmittelbar sein Wohl will und sein Wehe nicht will, so unmittelbar, wie sonst nur das meinige. Dies aber setzt nothwendig voraus, daß ich bei seinem Wehe als solchem geradezu mitleide, sein Wehe fühle, wie sonst nur meines, und deshalb sein Wohl unmittelbar will, wie sonst nur meines. Dies erfordert aber, daß ich auf irgend eine Weise mit ihm identificirt sei, d.h. daß jener gänzliche Unterschied zwischen mir und jedem Andern, auf welchem gerade mein Egoismus beruht, wenigstens in einem gewissen Grade aufgehoben sei. Da ich nun aber doch nicht in der Haut des Andern stecke, so kann allein vermittelst der Erkenntniß, die ich von ihm habe, d.h. der Vorstellung von ihm in meinem Kopf, ich mich so weit mit ihm identificiren, daß meine That jenen Unterschied als aufgehoben ankündigt. Der hier analysirte Vorgang – – – ist das alltägliche Phänomen des Mitleids.

(Ethik 208.)

Man kann diesen Satz nicht lesen, ohne den Scharfsinn zu bewundern, der nöthig war, um denselben zu erzeugen. Wie fein wird darin die Erkenntniß, als Durchschauung des *principii individuationis*, in das einfache Phänomen des Mitleids hineingespielt. Das Mitleid ist hiernach kein reiner Zustand des Willens, wie Trauer, Angst, wie die Unlust überhaupt, nicht der Ausfluß eines durch ein Motiv bewegten barmherzigen Willens, sondern – – ja wenn ich ihm nur einen Namen geben könnte: es ist Gefühl und übersinnliche Erkenntniß zu gleicher Zeit. Der Vorgang ist ein ganz anderer. Beim Anblick eines großen Jammers, des Leidens eines Menschen oder Thieres, empfinden wir in uns ein gewaltiges Weh, das uns das Herz zerreißt und in vielen Fällen, namentlich wo ein Thier leidet, größer ist als das des Leidenden. Weder erkennen, noch fühlen wir uns in irgend einer Weise identisch mit dem Leidenden, sondern wir empfinden lediglich in uns ein ganz positives Weh, von dem wir uns dadurch zu befreien suchen, daß wir den Leidenden leidlos machen. Folglich handelt das Individuum, welches sich dadurch von einem |
i570 Leid befreit, daß es einem anderen Menschen hilft, durchaus egoistisch. Es hilft sich im wahren Sinne des Worts selbst, ob es gleich dem Anderen hilft; denn nur indem es dem Anderen hilft, kann es sich selbst helfen.

Es kann mir nicht einfallen, den Thaten, die aus einem barmherzigen Willen fließen, moralischen Werth abzusprechen; aber wenn eine Handlung lediglich dadurch moralisch ist, daß sie nicht auf Egoismus beruht, wie Schopenhauer will, so sind die Thaten aus Mitleid nicht moralisch, man wende sich wie man wolle.

Schon hieraus ergiebt sich, daß das Mitleid nicht das oberste Princip der Moral sein kann. Dies will ich jetzt im Einzelnen nachweisen. Zunächst sieht sich Schopenhauer genöthigt, die Vernunft, das wahre Aschenbrödel seiner Philosophie, zu Hülfe zu rufen.

Jedoch ist keineswegs erforderlich, daß in jedem einzelnen Falle das Mitleid wirklich erregt werde, wo es auch oft zu spät käme: sondern aus der ein für alle Mal erlangten Kenntniß von dem Leiden, welches jede ungerechte Handlung nothwendig über Andere bringt .... geht in edlen Gemüthern die Maxime: *neminem laede* hervor, und die vernünftige Ueberlegung erhebt sie zu dem ein für alle Mal gefaßten festen Vorsatz, die Rechte eines Jeden zu achten. –

Denn obwohl Grundsätze und abstrakte Erkenntniß überhaupt keineswegs die Urquelle, oder erste Grundlage der Moralität sind, so sind sie doch (!) zu einem moralischen Lebenswandel unentbehrlich.

(Ethik 214.)

Ohne fest gefaßte Grundsätze würden wir den antimoralischen Triebfedern, wenn sie durch äußere Eindrücke zu Affekten erregt sind, unwiderstehlich preisgegeben sein.

(*ib*. 215.)

Zweitens gesteht Schopenhauer selbst zu,

daß die Verwerflichkeit der widernatürlichen Wollustsünden nicht aus demselben Princip mit den Tugenden der Gerechtigkeit und Menschenliebe abzuleiten sind.

(*ib*. Vorrede XIX.)

Drittens finden die meisten Handlungen der Gerechtigkeit keinen Platz auf dem Fundament. Man denke an die vielen Fälle, wo Personen betrogen werden können, ohne daß

sie es je zu erfahren |
i571 im Stande sind. Jeder Schlechte weiß in solchen Fällen, daß er kein Leid hervorbringt, wie sollte ihn nun das Mitleid abhalten können zu betrügen? Und nun gar, wenn es sich um keinen Mitmenschen, sondern um den Staat handelt. Ein Betrug, am Staate verübt, ein Wilddiebstahl, Steuerdefraudation, ist von jeher in den Augen der Welt die verzeihlichste Sünde gewesen. Der Staat wird täglich geprellt und Mitleid mit dem armen Staate hat noch keinen Hallunken vom Betrug abgehalten. Schopenhauer hat den Fall wohl erwogen, aber er half sich mit einem Kniff:

> Die bloße Rechtsverletzung, als solche, wird zwar auch vom Gewissen und von Andern gemißbilligt werden, aber nur sofern die Maxime, jedes Recht zu achten, welche den wahrhaft ehrlichen Mann macht, dadurch gebrochen ist.
>
> (Ethik 236.)

Hier ist einfach zu fragen: Ist die Vernunft, oder das Mitleid das oberste Princip der Ethik? Wenn das Mitleid, so kann ein Wilddiebstahl keine unmoralische Handlung sein.

Schließlich ist das Fundament zu schmal, weil die Heiligkeit nicht darauf stehen kann. Aber Schopenhauer ist nicht verlegen. Er hat das Mitleid gewaltsam zu einer Folge der Durchschauung des *principii individuationis* gemacht und läßt nun, gleichsam als letzte Stufe, die Heiligkeit, die Verneinung des Willens zum Leben, aus dieser Durchschauung hervorgehen. Dies ist jedoch falsch und es handelt sich, wie ich oben sagte, wirklich um ein zweites Fundament der Moral neben dem Mitleid, welches ein Willenszustand ist, nichts weiter. Die Barmherzigkeit steht mit der Erkenntniß genau in derselben Verbindung, wie alle anderen Qualitäten: die Erkenntniß liefert ihr das Motiv sich zu äußern.

Was ist nun eigentlich die Durchschauung des *principii individuationis*?

> Die Tugend geht zwar aus der Erkenntniß hervor, aber nicht aus der abstrakten, durch Worte mittheilbaren.
>
> (W. a. W. u. V. I. 434.)

> Die ächte Güte der Gesinnung, die uneigennützige Tugend und der reine Edelmuth gehen nicht von abstrakter Erkenntniß aus, aber doch von Erkenntniß: nämlich von einer unmittelbaren und intuitiven, die nicht wegzuraisonniren und nicht anzuraisonniren ist, von einer Erkenntniß, die eben, weil sie nicht ab|strakt
> i572 ist, sich auch nicht mittheilen läßt, sondern jedem selbst aufgehen muß, die daher ihren eigentlichen adäquaten Ausdruck nicht in Worten findet, sondern ganz allein in Thaten, im Lebenslauf des Menschen.
>
> (*ib*. 437.)

Wem, der die *Theologia Deutsch* gelesen hat, fallen da nicht die Worte des edlen Franckforter's ein:

> Und was da offenbaret würde, oder was da gelebt würde, davon singt und sagt Niemand. Es ward auch mit Munde nie ausgesprochen, noch mit Herzen nie gedacht oder erkannt, wie es in der Wahrheit ist.

In der That befindet sich Schopenhauer hier mitten im mystischen Fahrwasser: fort ist alle Immanenz und ausgelöscht »des Menschen allerhöchste Kraft«. Es liegt eine bittere Ironie darin, daß gerade derjenige Mann, welcher nicht Worte des Hohns und der Verachtung genug finden konnte für die »Nachkantische Afterweisheit,« die Weisheit der »Charlatane und Windbeutel,« auf dem Gipfelpunkt seiner Philosophie eine »intellektuale Anschauung« ergreifen mußte, um sein Werk abschließen zu können.

Sehen wir indessen von Allem ab und nehmen wir an, die Heiligkeit entspringe aus einer intuitiven Erkenntniß: ist sie nun frei von Egoismus? O nein! Der Heilige will sein Wohl, er will vom Leben befreit sein. Er kann auch gar nicht anders wollen. Er kann aus tiefstem Herzensgrunde wünschen, daß alle Menschen erlöst werden möchten, aber die eigene Erlösung bleibt Hauptsache. Ein heiliger Christ ist zunächst um das Heil seiner Seele besorgt, und ihr, durch entsprechende Thaten, das ewige Leben zu sichern, ist sein Hauptstreben.

Und so sehen wir auch die Schopenhauer'sche Ethik, wie die Kantische, trotz allen energischen Protesten, auf dem Egoismus aufgerichtet, der realen Individualität, weil es

eben nicht anders möglich ist. Die Sätze:

> Die Abwesenheit aller egoistischen Motivation ist das Kriterium einer Handlung von moralischem Werth;

und

> Nur was aus Pflicht geschieht, hat einen moralischen Werth;

sind hohle, nichtssagende *Phrasen*, in der einsamen stillen Studier|stube
i573 entstanden, die aber das Leben und die Natur, kurz die Wahrheit, nicht unterschreibt: es giebt *nur* egoistische Handlungen.

Ich will jetzt kurz die Moral, *rein immanent*, begründen.

Alle Tugend beruht entweder auf einem in dem Fluß des Werdens gewordenen guten Willen: eine edle Willensqualität wurde auf irgend eine Weise erweckt, vererbte sich und wurde dann unter günstigen Umständen immer fester, bis in einem Individuum ein wahrhaft barmherziger Wille in die Erscheinung trat; oder sie beruht auf der Erkenntniß: eine Erkenntniß klärt irgend einen Menschen über sein wahres Wohl auf und entzündet sein Herz. Ein ursprünglich guter Wille ist also nicht Bedingung einer moralischen Handlung. Moralische Handlungen *können* aus dem Mitleid fließen, *müssen* es aber nicht.

Der Egoismus des Menschen äußert sich nicht nur darin, daß er sich im Dasein erhalten will, sondern auch darin, daß er die »größtmögliche Summe von Wohlsein, jeden Genuß, zu dem er fähig ist« will, aber auch darin, daß er von Schmerzen, die er nicht umgehen kann, die kleinsten will. Hieraus ergiebt sich die Aufgabe für den Intellekt von selbst: er hat das *allgemeine Wohl* des Willens allein im Auge und bestimmt es durch abstrakte Erkenntniß, durch die *Vernunft*. Auf diese Weise wird der natürliche Egoismus in den geläuterten verwandelt, d. h. der Wille bindet seine Triebe so weit, als das erkannte Wohl es verlangt. Dieses Wohl hat mehrere Stufen. Es wird von dem Willen zuerst praktisch erstrebt, indem er sich versagt, zu stehlen, zu morden, Rache zu nehmen, damit nicht er bestohlen, gemordet und Rache an ihm genommen werde; dann beschränkt er sich immer weiter, bis er zuletzt sein höchstes Wohl im *Nichtsein* erkennt und demgemäß handelt. Ueberall ist hier die Vernunft thätig und wirkt, auf Grund der Erfahrung, *durch abstrakte Begriffe*. Zu diesem Zweck hat eben der blinde, bewußtlose Wille einen Theil seiner Bewegung gespalten, damit er sich in einer anderen Weise, als vorher, bewegen könne, geradeso wie er Pflanze und Thier wurde, weil er sich anders bewegen wollte, denn als chemische Kraft. Doch wäre es ein Wahn zu glauben, daß diese Akte *frei* gewesen seien. Jeder Uebergang in eine andere Bewegung wurde und wird durch die reale noth|wendige
i574 Entwicklung vermittelt. Alle Bewegungen aber sind Folgen einer ersten Bewegung, die wir als eine freie bezeichnen müssen. So ist die Vernunft, die wir ein *befreiendes Princip* nennen können, mit Nothwendigkeit geworden und so wirkt sie mit Nothwendigkeit: nirgends ist Platz in der Welt für die Freiheit.

Ich sage nicht, daß der Wille, nach Aufstellung irgend eines ihn beschränkenden allgemeinen Wohles, nun auch immer diesem gemäß handeln müsse. Nur eine *geschmeckte* Erkenntniß, wie die Mystiker sagen, ist fruchtbar, nur ein *entzündeter* Wille kann *gern* gegen seinen Charakter handeln. Aber wenn sich der Wille *erlösen* will, so kann er es *nur* durch die *Vernunft*, mit ihren, von *Schopenhauer* so verächtlich behandelten Begriffen.

Sie ist es, die, durch Erfahrung und Wissenschaft, dem Menschen das Leben in allen seinen Formen vorlegt, ihn prüfen, vergleichen und schließen läßt und ihn endlich zur Erkenntniß führt, daß Nichtsein allem Sein vorzuziehen ist. Und ist der Wille disponirt und drängt diese abstrakte Erkenntniß mit unwiderstehlicher Gewalt auf ihn ein, dergestalt, daß aus ihm heraus ein heftiges Verlangen ihr entgegenschlägt, so ist das Heilswerk vollbracht auf dem allernatürlichsten Wege, ohne intuitive Erkenntniß, ohne Zeichen und Wunder. Darum war einst der *echte Glaube* und ist heutzutage das *zündende Wissen* unbedingt nöthig, um *selig* zu werden. Nicht in Augenblicken überirdischer Verzückung, sondern, scharf beobachtend und anhaltend denkend, erkennt der Mensch in Begriffen, und schaut nicht auf wunderbare Weise an, daß *Alles* individueller Wille zum Leben ist, der in keiner

Lebensform, es sei die des Bettlers oder des Königs, glücklich sein kann.

Entzündet die erwähnte Erkenntniß das Herz, so muß der Mensch in die Wiedergeburt mit derselben Nothwendigkeit, mit der ein Stein zur Erde fallen muß. Und deshalb kann auch Tugend gelehrt werden, muß Tugend gelehrt werden; nur kann ich von einem philosophisch Rohen nicht verlangen, daß er sein höchstes Wohl im Nichtsein erkenne. Dazu gehört hohe Bildung und der umfassendste geistige Horizont, wenn nicht das Herz schon bei der Zeugung eine asketische Richtung erhalten hat. Der Rohe kann nur in den Gütern der Welt, in Reichthum, Ehren, Ruhm, Genuß etc. sein Wohl erkennen. Befähigt ihn durch echte Bildung, es höher zu suchen, so gebt ihr ihm auch die Möglichkeit, es zu finden.

i575 Der von der Erkenntniß, daß Nichtsein besser ist als Sein, entzündete Wille also ist das oberste Princip aller Moral (ein untergeordnetes Princip ist der ursprünglich barmherzige Wille). Weder ist es das Mitleid, noch die mystische Durchschauung des *principii individuationis*, und die dänische Societät der Wissenschaften hatte vollkommen Recht, Schopenhauer's Schrift nicht zu krönen.

Aus dem also entzündeten Willen fließt die Virginität, die Heiligkeit, die Feindesliebe, die Gerechtigkeit, kurz alle Tugend, und die Verwerflichkeit der widernatürlichen Wollust von selbst, denn der bewußte Wille zum Tode schwebt über der Welt.

Immer aber sind auch die Handlungen des Heiligen egoistisch, denn er handelt nunmehr seiner erleuchteten Natur gemäß, die sein Ich ist, sein Selbst, das nicht verleugnet werden kann. Immer sind auch seine Handlungen nothwendig, denn sie fließen aus einem bestimmten Charakter und einem bestimmten Geiste, unter bestimmten Umständen, in jedem Augenblicke seines Lebens. – Ist nun jede Handlung auch egoistisch, so darf nicht übersehen werden, wie sehr Handlungen von Handlungen, dem Grade des Egoismus nach, verschieden sind. Der Mensch, der sich vom Leben abgewandt hat und nur noch den Tod will, ist ein Egoist wie Der, welcher das Leben mit aller Macht will; aber der Egoismus des Ersteren ist nicht der natürliche, den man gewöhnlich schlechtweg Egoismus oder Selbstsucht nennt. –

Der aufmerksame Leser wird gefunden haben, daß ich hier die Moral nicht wie in meinem System begründet habe. Dies geschah jedoch absichtlich. Ich stellte mich lediglich auf die Erkenntniß, daß Nichtsein besser ist als Sein (an welcher sich ein Wille entzündet), weil dieselbe eine rein immanente Erkenntniß und von keiner Metaphysik abhängig ist. In meiner Philosophie dagegen habe ich diese Erkenntniß zunächst an den Entwicklungsgang der Menschheit aus dem Sein in das Nichtsein geknüpft und diesen wiederum auf den Gang des ganzen Weltalls, d.h. auf den Willen Gottes, dessen einzige That die Welt war, zurückgeführt. Gott wollte eben das Nichtsein. Weil wir nun Alle in ihm, vor der Welt, waren, so erklärt sich von selbst der herrliche Einklang zwischen den Handlungen eines Menschen, der nur sein höchstes Wohl im Auge hat, und den Handlungen, welche die großen Religionen fordern. Deshalb ist auch oben die Moral hinreichend begründet worden, ohne Metaphysik, obgleich doch eine Handlung, auf dem tiefsten Grunde, nur |
i576 dann moralisch genannt werden kann, wenn sie erstens gern geschieht und zweitens mit der Forderung einer höheren Macht (bei mir das Weltallsschicksal) übereinstimmt. – Die Moral ist keine müßige Erfindung der Menschen, sondern die sehr weisheitsvolle Verherrlichung eines besseren Mittels zum Zweck. Die Bejahung des Willens zum Leben, selbst wenn sie sich in Diebstahl und Mord bethätigt, bildet keinen Gegensatz zur Verneinung des Willens, weil das Schicksal aus der Wirksamkeit aller Dinge entsteht. Der Unterschied liegt im Lohn: hier Herzensfriede im Leben und die Vernichtung im Tode; dort Daseinspein, entweder in einem Leben von individueller Dauer, oder in einem unbestimmt langen Leben.

Die Reue erklärt Schopenhauer sehr richtig:

> Der Mensch wird inne, daß er gethan hat, was seinem Willen eigentlich nicht gemäß war: diese Erkenntniß ist die Reue.
>
> (W. a. W. u. V. II. 679.)

Dagegen kann ich mich nicht mit seiner Erklärung des Gewissens einverstanden erklären. Er sagt:

> Die immer vollständiger werdende Bekanntschaft mit uns selbst, das immer mehr sich füllende Protokoll der Thaten ist das Gewissen.
>
> (Ethik 256.)

> Gewissensangst über das Begangene ist nichts weniger als Reue, sondern Schmerz über die Erkenntniß seiner selbst an sich, d.h. als Wille.
>
> (W. a. W. u. V. I. 350.)

Der Mensch handelt entweder seinem Charakter gemäß, oder gegen seinen Charakter, seinem allgemeinen Wohle gemäß. Hat er nicht seinem Charakter gemäß gehandelt, so kann er Reue empfinden; hat er dagegen nicht seinem Wohle gemäß gehandelt, so können ihn Gewissensbisse peinigen. Denn bei Erwägung seines Wohles zieht der Mensch Alles, was er weiß (wozu auch das gehört, was er fest glaubt) in Betracht. Führt er nun die That trotz Allem, was gegen sie spricht, aus, so wird ihn die selbe Stimme, welche vorher abrieth, jetzt belästigen. Es ist die Stimme des Gewissens. Gewissensangst wird er nur empfinden, wenn er eine Vergeltung nach dem Tode glaubt, oder aus Furcht vor Entdeckung.

---

i577 Ich muß zum Schlusse nochmals auf die so außerordentlich wichtige Verneinung des Willens zum Leben zurückkommen. Sie muß klar, hell und erkennbar für Jeden dastehen.

Sie beruht auf der Erkenntniß, daß Nichtsein besser ist als Sein. Diese Erkenntniß ist aber unfruchtbar, wenn sie den Willen nicht entzündet; denn es giebt nur Ein Princip: den individuellen Willen. Schopenhauer erfaßte das Verhältniß des Intellekts zum Willen ganz schief. Wie er in der Aesthetik den Intellekt völlig vom Willen sonderte und jenen allein die aesthetische Freude genießen ließ, während es doch zu Tage liegt, daß der Wille allem Leid enthoben ist, so steht er in der Ethik nicht an, dem Intellekt einen zwingenden Einfluß auf den Willen zuzusprechen.

> Das letzte Werk der Intelligenz bleibt die Aufhebung des Wollens, dem sie bis dahin zu seinen Zwecken gedient hatte.
>
> (W. a. W. u. V. II. 699.)

> Auf einem anderen Wege kann sich der Intellekt sogar wider den Willen richten; indem er, in den Phänomenen der Heiligkeit, ihn aufhebt.
>
> (*Parerga* II 452.)

Dies ist falsch. Zu der Erkenntniß, daß Nichtsein besser ist als Sein, welche abhängig ist von hoher Geistescultur, muß der entscheidende Wille treten und Nichtsein wollen. Damit dies nun der Wille wollen kann, muß in ihm der klar erkannte große Vortheil allmählich die heftigste Sehnsucht nach demselben erweckt haben. Am leichtesten wird diese Sehnsucht aus einem Willen hervorbrechen, welcher von Hause aus ein sanfter, milder, guter Wille ist; dann aus Dem, welcher schwer leidet, oder aus Dem, welcher leicht in die aesthetische Contemplation übergeht. Unterstützt wird die moralische Begeisterung durch frühzeitige Einprägung der betreffenden Motive.

Hier ist nun wohl zu bemerken, daß, wie die Erkenntniß für sich allein unfruchtbar ist, ebenso ein entzündeter Wille unfruchtbar ist, wenn er schon im Kinde sich bejaht hat. Schopenhauer selbst hat diesen wichtigen Punkt gehörig betont in der bereits angeführten Stelle:

> Mit jener Bejahung über den eigenen Leib hinaus, und bis zur Darstellung eines neuen – – – ist die Erlösung diesmal für fruchtlos erklärt.

i578 Wir werden uns nicht dadurch beirren lassen, daß er, *ex tripode*, seinem metaphysischen Hange folgend, diese klare echte Aussage widerrief: die Natur bestätigt sie immer und immer wieder. Die Stelle steht übrigens nicht vereinzelt da. So heißt es W. a. W. u. V. I. 449:

> Freiwillige, vollkommene Keuschheit ist der erste Schritt in der Askese oder der Verneinung des Willens zum Leben. Sie verneint dadurch die über das individuelle Leben hinausgehende Bejahung des Willens und giebt damit die Anzeige, daß mit dem Leben dieses Leibes auch der Wille, dessen Erscheinung er ist, sich aufhebt. Die Natur, immer wahr und naiv, sagt aus, daß, wenn diese Maxime allgemein würde, das Menschengeschlecht ausstürbe.

Ich habe nur hinzuzufügen, daß die vollkommene Keuschheit der einzige Schritt ist, der sicher zur Erlösung führt.

Daß die vollkommene Keuschheit der innerste Kern der christlichen Moral ist, ist keinem Zweifel unterworfen.

> Er aber sprach zu ihnen: das Wort fasset nicht Jedermann, sondern denen es gegeben ist. Denn es sind Etliche verschnitten, die sind aus Mutterleibe also geboren, und sind Etliche verschnitten, die von Menschen verschnitten sind, und sind Etliche verschnitten, die sich selbst verschnitten haben, um des Himmelreichs willen.
>
> (Matth. 19, 11-12.)
>
> Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: die Kinder dieser Welt freien und lassen sich freien. Welche aber würdig sein werden, jene Welt zu erlangen, und die Auferstehung von den Todten, die werden weder freien, noch sich freien lassen. Denn sie können hinfort nicht sterben; denn sie sind den Engeln gleich, und Gottes Kinder, dieweil sie Kinder sind der Auferstehung.
>
> (Luc. 20, 34-36.)
>
> Diese sind es, die nicht mit Weibern befleckt sind; denn sie sind Jungfrauen, und folgen dem Lamm nach, wo es hingeht. Diese sind erkauft aus den Menschen, zu Erstlingen Gott und dem Lamm.
>
> (Apokalypse 14, 4.)
>
> Es ist dem Menschen gut, daß er kein Weib berühre.
>
> (1. Cor. 7. 1.)
>
> Wer ledig ist, der sorget, was dem Herrn angehört, wie er |
> i579 dem Herrn gefalle. Wer aber freiet, der sorget, was der Welt angehöret. Es ist ein Unterschied zwischen einem Weibe und einer Jungfrau.
>
> (1. Cor. 7, 32–33.)

Auch der heilige Augustinus spricht es unumwunden aus:

> *Novi quosdam, qui murmurent: quid, si, inquiunt, omnes velint ab omni concubitu abstinere, unde subsistet genus humanum? Utinam omnes hoc vellent! dumtaxat in caritate, de corde puro, et conscientia bona, et fide non ficta: multo citius Dei civitas compleretur, ut acceleraretur terminus mundi.*
>
> (*De bono conjugali.*)

Auch ist im Buche der Weisheit zu lesen:

> Denn selig ist die Unfruchtbare, die unbefleckt ist, die da unschuldig ist des sündlichen Bettes; dieselbe wird es genießen zur Zeit, wenn man die Seelen richten wird.
>
> Desselben Gleichen ein Unfruchtbarer, der nichts Unrechtes mit seiner Hand thut, noch Arges wider den Herrn denket, dem wird gegeben für seinen Glauben eine sonderliche Gabe, und ein besserer Theil im Tempel des Herrn.
>
> (3. Cap. 13,14.)
>
> Besser ist es, keine Kinder haben, so man fromm ist; denn dasselbe bringet ewiges Lob, denn es wird Beides bei Gott und den Menschen gerühmet.
>
> Wo es ist, da nimmt man es zum Exempel an; wer es aber nicht hat, der wünscht es doch, und pranget in ewigem Kranz, und behält den Sieg des keuschen Kampfes.
>
> (4. Cap. 1, 2.)

Aber kein seliges Leben nach dem Tode erkauft sich Der, welcher das Leben wirksam verneint, sondern die volle und ganze Vernichtung seines Wesens. Er hat thatsächlich ausgerungen und ist todt für immer: es ist vollbracht! –

Trotzdem wendet sich die Lehre von der Verneinung des Willens zum Leben an Alle, zu jeder Zeit. Erstens, damit eine weitere Bejahung über das individuelle Leben hinaus nicht mehr stattfinde, und dadurch die Möglichkeit gegeben werde, früher erlöst zu werden. Zweitens, damit der Rest des individuellen Lebens in Ruhe und Frieden verlaufe; drittens damit man, durch Belehrung und Aufklärung, den Samen der Erlösung in die zarten Kinder|herzen
i580 streue und auf diese Weise an der eigenen Erlösung, die man verscherzt hat, indirekt arbeiten könne.

Es ist falsch, wenn Schopenhauer meint, die Verneinung des Willens zum Leben hebe den ganzen Charakter auf. Der individuelle Charakter tritt in den Hintergrund und färbt die neue Natur. Der Eine wird in die Einsamkeit fliehen und ruhig leben, ein Anderer sich daselbst kasteien, ein Dritter wird seinem Berufe treu bleiben, ein Vierter nur noch für das Wohl Anderer sorgen und für die Menschheit in den Tod gehen u.s.w. Warum denn nicht?

Weil viele Anhänger der Schopenhauer'schen Philosophie keine Zeichen und Wunder in sich verspüren, verzehren sie sich in Schmerz und glauben, sie seien nicht berufen. Dies ist eine sehr ernste praktische Folge eines theoretischen Irrthums. Die Verzückung ist gar kein Merkmal der Erlösung. Merkmal ist, und Bedingung zugleich, die ohne äußeren Zwang gewählte Virginität.

Den Zustand im Allgemeinen Derer, welche den Willen zum Leben verneinten, schildert Schopenhauer unübertrefflich schön, und kann ich nicht unterlassen, einige Stellen anzuführen.

> Ein solcher Mensch, der, nach vielen bitteren Kämpfen gegen seine eigene Natur, endlich ganz überwunden hat, ist nur noch als rein erkennendes Wesen, als ungetrübter Spiegel der Welt übrig.
>
> (W. a. W. u. V. I. 462.)
>
> Ist der Geschlechtstrieb unterdrückt, so wird dem Bewußtsein jene Sorglosigkeit und Heiterkeit des bloß individuellen Daseins wiedergegeben, und zwar auf einer erhöhten Potenz.
>
> (*ib*. II. 649.)
>
> Der gute Charakter lebt in einer seinem Wesen homogenen Außenwelt: die Anderen sind ihm kein Nicht-Ich, sondern »Ich noch einmal«.
>
> (Ethik 272.)
>
> Der, in welchem die Verneinung des Willens zum Leben aufgegangen ist, ist, so arm, freudlos und voll Entbehrungen sein Zustand, von außen gesehen, auch ist, voll innerer Freudigkeit und wahrer Himmelsruhe. Es ist nicht der unruhige Lebensdrang, die jubelnde Freude, welche heftiges Leiden zur vorhergegangenen, oder nachfolgenden Bedingung hat, wie sie den Wandel des |
> i581 lebenslustigen Menschen ausmachen; sondern es ist ein unerschütterlicher Friede, eine tiefe Ruhe und innige Heiterkeit, ein Zustand, zu dem wir, wenn er uns vor die Augen oder die Einbildungskraft gebracht wird, nicht ohne die größte Sehnsucht blicken können.
>
> (W. a. W. u. V. I. 461.)
>
> Wenden wir aber den Blick von unserer eigenen Dürftigkeit und Befangenheit auf Diejenigen, welche die Welt überwanden, in denen der Wille, zur vollen Selbsterkenntniß gelangt, sich in Allem wiederfand und dann sich selbst frei verneinte, und welche dann nur noch seine letzte Spur, mit dem Leibe, den sie belebt, verschwinden zu sehen abwarten; so zeigt sich uns statt des rastlosen Dranges und Treibens, statt des steten Uebergangs von Wunsch zu Furcht und von Freude zu Leid, statt der nie befriedigten und nie ersterbenden Hoffnung, daraus der Lebenstraum des wollenden Menschen besteht, jener Friede, der höher ist als alle Vernunft, jene gänzliche Meeresstille des Gemüths, jene tiefe Ruhe, unerschütterliche Zuversicht und Heiterkeit, deren bloßer Abglanz im Antlitz, wie ihn Raphael und Correggio dargestellt haben, ein ganzes und sicheres Evangelium ist.
>
> (*ib*. 486.)

Politik.

i583

Jeder, auch das größte Genie, ist in irgend einer Sphäre der Erkenntniß entschieden bornirt.

Schopenhauer.

i585 Man muß es ein Glück nennen, daß Schopenhauer kein einziges Problem der Philosophie nur vom empirisch idealistischen Standpunkte aus zu lösen versuchte, sondern stets auch, der schweren Ketten müde, diese abwarf und, als Realist, die Dinge betrachtete. Er machte es, wie Kant, der, genau genommen, beim Ding an sich, als einem X, hätte stehen bleiben müssen. Ist auch dadurch Schopenhauer's System ein vom Widerspruch ganz zernagtes geworden, so bietet es auf der anderen Seite eine Fülle gesunder, echter und wahrer Urtheile von der größten Wichtigkeit. Auch auf dem Gebiete der Politik werden wir, neben den absurdesten Ansichten, gute und vortreffliche finden, aber leider letztere in erschreckender Minderzahl. Der Grund hiervon liegt darin, daß, auf diesem Gebiete, auch der vorurtheilsvolle, gut situirte Bürger Schopenhauer das Wort ergreifen konnte. Das Elend des Volks wird zwar vortrefflich geschildert, aber nur um dem Pessimismus eine Folie zu geben. Sonst hat Schopenhauer nur Worte des Hohns und der Verachtung für das Volk und sein Streben, und wendet man sich mit Abscheu von dieser Perversität der Gesinnung des großen Mannes.

Von der reinen Anschauung *a priori*, Zeit, ausgehend, leugnet Schopenhauer zunächst die reale Entwicklung des Menschengeschlechts.

> Alle historische Philosophie, sie mag auch noch so vornehm thun, nimmt, als wäre Kant nie dagewesen, die Zeit für eine Bestimmung der Dinge an sich.
>
> (W. a. W. u. V. I. 322.)
>
> Die Geschichte ist wie das Kaleidoskop, welches bei jeder Wendung eine neue Konfiguration zeigt, während wir eigentlich (!) immer das Selbe vor Augen haben.
>
> (*ib*. II. 545.)
>
> Alle die, welche solche Konstruktionen des Weltlaufs, oder, wie sie es nennen, der Geschichte, aufstellen, haben die Hauptwahrheit |
> i586 aller Philosophie nicht begriffen, daß nämlich zu aller Zeit, das Selbe ist, alles Werden und Entstehen nur scheinbar, die Ideen allein bleibend, die Zeit ideal.
>
> (*ib*. 505.)
>
> Besagte Geschichts-Philosophen und Verherrlicher sind demnach einfältige Realisten, dazu Optimisten, Eudämonisten, mithin platte Gesellen und eingefleischte Philister, zudem auch eigentlich schlechte Christen.
>
> (*ib*.)

Diese reichliche Gallenergießung des erzürnten Idealisten hat mir immer großes Vergnügen gemacht; denn warum mußte er sich erzürnen? Doch nur weil er die Hauptwahrheit aller Philosophie nicht begriffen hat, daß die Zeit zwar ideal, aber die Bewegung des Willens real ist, und daß erstere von der letzteren, nicht aber die letztere von der ersteren abhängig ist.

So wenig wir also die obigen Schmähungen beachten werden, so gelassen werden wir auch seinen guten Rath auf die Seite schieben:

> Die wahre Philosophie der Geschichte soll das Identische in allen Vorgängen, der alten wie der neuen Zeit, des Orients wie Occidents, erkennen, und, trotz aller Verschiedenheit der speciellen Umstände, des Kostümes und der Sitten, überall die selbe Menschheit erblicken. Dies Identische und unter allem Wechsel Beharrende besteht in den Grundeigenschaften des menschlichen Herzens und Kopfes – vielen schlechten, wenigen guten.
>
> (W. a. W. u. V. II. 506.)

Von der Geschichte selbst hat er die wunderlichste Ansicht.

> Der Geschichte fehlt der Grundcharakter der Wissenschaft, die Subordination des Gewußten, statt deren sie bloße Koordination desselben aufzuweisen hat. Daher giebt es kein System der Geschichte, wie doch jeder anderen Wissenschaft. Sie ist demnach zwar ein Wissen, jedoch keine Wissenschaft; denn nirgends erkennt sie das Einzelne mittelst des Allgemeinen.

(W. a. W. u. V. II. 500.)

Selbst das Allgemeinste in der Geschichte ist an sich selbst doch nur ein Einzelnes und Individuelles, nämlich ein langer Zeitabschnitt, oder eine Hauptbegebenheit: zu diesem verhält sich daher das Besondere, wie der Theil zum Ganzen, nicht aber wie der Fall zur Regel; wie dies hingegen in allen eigentlichen Wissen|schaften

i587 Statt hat, weil sie Begriffe, nicht bloß Thatsachen überliefern.

(W. a. W. u. V. II. 501.)

Man kann sich einen verkehrteren Standpunkt gar nicht denken. Jede Wissenschaft war so lange nur ein Wissen, bis die Einzelheiten, die zahllosen Fälle, welche in langen Reihen neben einander standen, zusammengefaßt und unter Regeln gebracht wurden, und jede Wissenschaft wird immer wissenschaftlicher, je höher die Einheit gesetzt wird, das letzte Princip, in welchem sämmtliche Fäden zusammenlaufen. Das ungeheure Material der Empirie zu sichten, zu verbinden und an immer höhere Punkte anzuheften, ist eben die Aufgabe des Philosophen. Gesetzt nun, die Geschichte wäre zur Zeit Schopenhauer's nur ein Wissen gewesen, so hätte darin für ihn die dringendste Aufforderung liegen müssen, die zahllosen Schlachten, Angriffs- und Vertheidigungskriege, Religionskriege, Entdeckungen und Erfindungen, politische, sociale und geistige Revolutionen, kurz das Nacheinander der Geschichte unter allgemeine Gesichtspunkte und diese wieder unter allgemeinere zu bringen, bis er zu einem letzten Princip gekommen wäre und die Geschichte zur Wissenschaft *par excellence* gemacht hätte. Er hätte dies trotz seinem Idealismus wohl thun können, denn sind die anderen, von ihm anerkannten Wissenschaften etwa Classificationen von Dingen an sich und ihren Wirksamkeiten? Oder sind es nicht vielmehr Eintheilungen von Erscheinungen, ohne wahren Werth und Realität, Erscheinungen von ewig beharrenden, uns ganz unfaßbaren Ideen?

War aber die Geschichte zur Zeit Schopenhauer's ein bloßes Wissen? In keiner Weise! Schon vor Kant hatte man die Geschichte als Culturgeschichte aufgefaßt, d. h. man hatte erkannt, daß der Zug Alexander's nach Asien doch etwas mehr war als die Befriedigung des Ehrgeizes und der Ruhmsucht eines tapferen Jünglings, daß Luther's Protest doch etwas mehr war als die Ablösung eines ehrlichen Individuums von Rom, daß die Erfindung des Schießpulvers doch etwas mehr war als eine zufällige Erscheinung im Laboratorium eines Alchimisten u.s.f. Kant dann, in seiner kleinen, aber genialen Schrift: »Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht,« hatte versucht, der Bewegung des Menschengeschlechts von ihren ersten Anfängen an ein Ziel zu geben: den idealen Staat, der die ganze Menschheit umfassen wird, und |

i588 Fichte, Schelling, Hegel, hatten, mit wahrer Begeisterung, Kant's Gedanken erfaßt, um sie auszubreiten und überall eindringen zu lassen. Besonders ist Fichte hervorzuheben, der in seinen unsterblichen Werken: »Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters« und »Reden an die deutsche Nation« – ob sie gleich ganz unhaltbare Ansichten und viele palpabele Irrthümer enthalten – dem gesammten Erdenleben unserer Gattung den Zweck setzte:

daß das Menschengeschlecht mit Freiheit alle seine Verhältnisse nach der Vernunft einrichte.

Es wäre also Pflicht des Philosophen Schopenhauer gewesen, Kant nicht zu ignoriren, sondern an dessen geschichtsphilosophischen Abhandlungen anzuknüpfen und, von ihrem Geiste getragen, die Geschichte noch wissenschaftlicher zu gestalten, als Kant es gethan hatte. Er zog aber vor, die Wahrheit zu verleugnen, um nicht mit den drei »Nachkantischen Sophisten« an einem Karren ziehen zu müssen.

Ich habe in meiner Politik nachgewiesen, daß der ideale Staat Kant's und Fichte's nicht das letzte Ziel der Bewegung der Menschheit sein kann. Er ist nur der letzte Durchgangspunkt der Bewegung. Außerdem leiden die Ausführungen Kant's sowohl, als Fichte's, daran, daß zu viel von Endursache und Weltplan und zu wenig von den wirkenden Ursachen gesprochen wird. Von einem Weltplan, der eine göttliche Intelligenz voraussetzt, kann gar nicht und von einer Endursache nur insofern die Rede sein, als man aus der Richtung der Entwicklungsreihen von da an, wo sie aus dem Nebel der ältesten Geschichte klar hervortreten, bis zu unserer Zeit auf einen idealen Punkt zu schließen berechtigt ist, in dem sie alle zusammentreffen werden. Schließlich liegt ein Mangel darin, daß zwar die Bewegung

fixirt wurde, aber die Faktoren, aus denen sie in jeder Minute hervorgeht, nicht auf einen höheren Ausdruck gebracht worden sind.

Ich bin davon überzeugt, daß ich der Geschichte, ebenso wie der Aesthetik und Ethik, den Charakter einer echten Wissenschaft gegeben habe und verweise wegen des Näheren auf mein Werk.

Wie sich nun auch das Leben der Menschheit noch gestalten mag, Eines steht fest, nämlich daß die letzten Geschlechter in einer und derselben staatlichen Form leben werden: im idealen |
i589 Staat: der Traum aller Guten und Gerechten. Aber er wird nur die Vorstufe sein der »*finale émancipation*.«

Obgleich uns Schopenhauer oben versicherte, daß alle Entwicklung im Grunde nur Schein und Spaß sei, so steht er doch nicht an, von einem Naturzustand der Menschheit und von einem demselben folgenden Staate zu sprechen, sowie auch einen Blick auf ein mögliches Ziel der Menschheit zu werfen. Dem Realisten wollen wir jetzt folgen.

Es ist nicht möglich, den Naturzustand auf andere Weise zu construiren, als indem man von allen Einrichtungen des Staates absieht und den Menschen lediglich als Thier auffaßt. Man muß die allerloseste Genossenschaft überspringen und darf sich nur an die Thierheit halten. In dieser giebt es aber weder Recht, noch Unrecht, sondern nur Gewalt. Man kann nicht einmal von einem Recht des Stärkeren sprechen. Jeder Mensch handelt im Naturzustande seiner Natur gemäß und alle Mittel gelten. Eigenthum kann der Mensch nur haben, wie das Thier sein Nest, Vorräthe etc. hat: es ist unsicheres, schwebendes, kein rechtliches Eigenthum, und der Stärkere kann es jederzeit, ohne Unrecht zu thun, nehmen. Ich stehe hier auf dem Standpunkte Hobbes, des Mannes »von vollendet empirischer Denkungsart«, der Recht und Unrecht nur für konventionelle, willkürlich angenommene und daher außer dem positiven Gesetze nicht vorhandene Bestimmungen erklärte.

Schopenhauer nun leugnet dies und sagt:

> Die Begriffe Recht und Unrecht, als gleichbedeutend (!!) mit Verletzung und Nicht-Verletzung, zu welcher letzteren auch das Abwehren der Verletzung gehört, sind offenbar unabhängig von aller positiven Gesetzgebung und dieser vorhergehend, also giebt es ein rein ethisches Recht, oder Naturrecht und eine reine, d.h. von aller positiven Satzung unabhängige Rechtslehre.
>
> (Ethik 218.)

Er ist so verbissen in seine falsche Ansicht gewesen, daß er das ungerechteste Urtheil, welches sich nur denken läßt, über Spinoza fällte. Er sagt:

> Der obligate Optimismus nöthigt den Spinoza noch zu manchen anderen falschen Consequenzen, unter denen die absurden und sehr |
> i590 oft empörenden Sätze seiner Moralphilosophie oben anstehen, welche im 16. Capitel seines *tractatus theologico-politicus* bis zur eigentlichen Infamie anwachsen.
>
> (*Parerga*. I. 79.)

Und welche Sätze hatte er hier im Auge? Sätze wie die folgenden:

> *Nam certum est, naturam absolute consideratam jus summum habere ad omnia, quae potest, hoc est, jus naturae eo usque se extendere, quo usque ejus potentia se extendit.*
>
> *Sed quia universalis potentia totius naturae nihil est praeter potentiam omnium individuorum simul, hinc sequitur unumquodque individuum jus summum habere ad omnia, quae potest, sive, jus uniuscujusque eo usque se extendere, quo usque ejus determinata potentia se extendit.*
>
> *Jus itaque naturale uniuscujusque hominis non sana ratione, sed cupiditate et potentia determinatur.*

d. h. Sätze, welche (wenn man das Wort »Recht« richtig auffaßt), wie überhaupt das ganze 16. Capitel, zum Besten gehören, was je geschrieben wurde. Sie drücken hohe Wahrheiten aus, die bekämpft, aber nicht besiegt werden können, und welche der Pessimismus, wie der Optimismus, anzuerkennen hat.

Schopenhauer verweist den diese Wahrheiten vertheidigenden Empiriker auf die Wilden (Ethik 218), wozu ihm jedoch offenbar jede Berechtigung fehlte; denn die Wilden,

obgleich in der jämmerlichsten Genossenschaft lebend, sind nicht mehr im Naturzustand und haben ein ungeschriebenes Gewohnheitsrecht, welches, da die menschliche Vernunft nur Eine ist, Mein und Dein so gut scheidet, wie das beste Gesetzbuch civilisirter Staaten.

In Betreff der Entstehung des Staates huldigen bekanntlich die Einen der Ansicht, daß er auf den Instinkt zurückzuführen, die Anderen der, daß er durch Vertrag in die Erscheinung getreten sei. Erstere Ansicht vertritt auch unser Schiller:

> Die Natur fängt mit den Menschen nicht besser an als mit ihren übrigen Werken. Sie handelt für ihn, wo er als freie Intelligenz noch nicht selbst handeln kann. Er kommt zu |
> i591 sich aus seinem sinnlichen Schlummer, erkennt sich als Mensch, blickt um sich her und findet sich – im Staate. Der Zwang der Bedürfnisse warf ihn hinein, ehe er in seiner Freiheit diesen Stand wählen konnte; die Noth richtete denselben nach bloßen, Naturgesetzen ein, ehe er es nach Vernunftgesetzen konnte.
>
> (Ueber die aesthetische Erziehung des Menschen.)

Schopenhauer dagegen adoptirt die Vertragstheorie.

> So angenehm auch dem Egoismus des Einzelnen, bei vorkommenden Fällen, das Unrechtthun ist, so hat es jedoch ein nothwendiges Correlat im Unrechtleiden eines anderen Individuums, dem dieses ein großer Schmerz ist. Und indem nun die das Ganze überdenkende Vernunft aus dem einseitigen Standpunkt des Individuums, dem sie angehört, heraustrat und von der Anhänglichkeit an dasselbe sich für den Augenblick losmachte, sah sie den Genuß des Unrechtthuns in einem Individuo jedesmal durch einen verhältmäßig größeren Schmerz im Unrechtleiden des Andern überwogen, und fand ferner, daß, weil hier Alles dem Zufall überlassen blieb, Jeder zu befürchten hätte, daß ihm viel seltener der Genuß des gelegentlichen Unrechtthuns, als der Schmerz des Unrechtleidens zu Theil werden würde. Die Vernunft erkannte hieraus, daß, sowohl um das über Alle verbreitete Leiden zu mindern, als um es möglichst gleichförmig zu vertheilen, das beste und einzige Mittel sei, Allen den Schmerz des Unrechtleidens zu ersparen, dadurch, daß auch Alle dem durch das Unrechtthun zu erlangenden Genuß entsagten. Dieses – – vom Egoismus leicht ersonnene und allmälig vervollkommnete Mittel ist der Staatsvertrag oder das Gesetz.
>
> (W. a. W. u. V. I. 405.)

Ich habe mich gleichfalls zur Vertragstheorie bekannt.

Vom Staate selbst spricht Schopenhauer nur mit Geringschätzung. Er ist ihm nichts weiter als eine Zwangsanstalt.

> Weil die Forderung der Gerechtigkeit bloß negativ ist, läßt sie sich erzwingen: denn das *neminem laede* kann von Allen zugleich geübt werden. Die Zwangsanstalt hierzu ist der Staat, dessen alleiniger Zweck ist, die Einzelnen vor einander und das Ganze vor äußeren Feinden zu schützen. Einige deutsche Philosophaster dieses feilen Zeitalters möchten ihn verdrehen zu einer Moralitäts-Erziehungs- und Erbauungsanstalt: wobei im Hinter|grunde
> i592 der jesuitische Zweck lauert, die persönliche Freiheit und die individuelle Entwicklung der Einzelnen aufzuheben.
>
> (Ethik 217.)

Wie war es möglich, muß man unwillkürlich fragen, daß ein so eminenter Denker vom Staate eine solche Nachtwächteridee (wie Lassalle unübertrefflich sagte) haben konnte? Wer lehrte ihn lesen und schreiben? wer gab ihm seine antike Bildung? wer stellte seinem forschenden Geiste Bibliotheken zur Verfügung? wer hat dies Alles gethan und ihn nebenbei allerdings vor Dieben und Mördern und, als Theil des Ganzen, vor fremdem Uebermuth geschützt – wer anders als der Staat? Hätte er denn je, ohne den Staat, auch nur eine Seite seiner unsterblichen Werke schreiben können? Wie klein erscheint hier der große Mann!

Der Staat ist die historische Form, in welcher allein die menschliche Gattung erlöst werden kann, und wird erst im Momente des Todes der Menschheit zerbrechen. Er zwingt zunächst den Menschen, legal zu handeln, und dieser Zwang bändigt den natürlichen Egoismus der meisten Bürger. Kann man auch Fichte nicht unbedingt Recht geben, der sagt:

> Der Staat befördert durch sein bloßes Dasein die Möglichkeit der allgemeinen Entwicklung der Tugend unter dem Menschengeschlechte dadurch, daß er äußere gute Sitte und Sittlichkeit, welche freilich noch lange nicht Tugend ist, hervorbringt .... Lebe die Nation nur eine Reihe von Menschenaltern hindurch in Friede und Ruhe unter dieser Verfassung; werden neue Generationen, und die von ihnen wiederum abstammenden Generationen, in derselben geboren, und wachsen

> aufwachsend in sie hinein: so wird allmälig die Mode ganz ausgehen, zur Ungerechtigkeit auch nur innerlich versucht zu werden.
>
> (Ges. Werke 7. B. 168.)

so steht doch unzweifelhaft fest, daß heftige, zähe Willensqualitäten, durch den steten Zwang, modificirt und geschwächt vererbt werden. Zweitens beschützt der Staat Religionen, welche, so lange nicht alle Menschen reif für die Philosophie sind, nothwendig für die Erweckung der Nächstenliebe und Barmherzigkeit im Menschen sind, d. h. von Tugenden, welche der Staat nicht erzwingen kann. Drittens, wie schon gesagt, ist überhaupt nur im Staate die Möglich|keit
i593 gegeben, daß die Menschheit erlöst werde; denn nicht nur befähigt derselbe Einzelne, durch Bildung, den Ueberblick zu gewinnen, welcher nöthig, um zu erkennen, daß Nichtsein besser ist als Sein, sondern er bereitet auch die Massen zur Verneinung des Willens zum Leben dadurch vor, daß in ihm das Leiden auf die Spitze getrieben wird.

> Die Menschheit muß durch ein rothes Meer des Blutes und des Krieges dem gelobten Land entgegenwaten und ihre Wüste ist lang.
>
> Jean Paul.

Erst im Staate kann der Mensch seinen Willen und seine geistigen Fähigkeiten auswickeln, und deshalb kann auch nur im Staate die für die Erlösung nöthige Reibung entstehen. Das Leiden wächst und die Empfindlichkeit dafür. So muß es aber sein, soll je der ideale Staat in's Dasein treten; denn wilde Menschen können nicht seine Bürger sein, und der Mensch in seinem natürlichen Egoismus ist ein Raubthier, ist *l'animal méchant par excellence*. Um ihn zu zähmen, müssen glühende Eisenstangen in sein Fleisch gestoßen werden: das sociale Elend muß über ihn kommen, physische und geistige Qualen, Langeweile und alle anderen Bändigungsmittel. Mit der Veränderung des rohen Willens geht das Wachsthum des Geistes Hand in Hand, und auf den immer kräftiger werdenden Schwingen des Intellekts erhebt sich der geläuterte Dämon zur objektiven Erkenntniß und moralischen Begeisterung.

Die Macht und Wohlthat des schweren, anhaltenden Leidens hat Schopenhauer wohl erkannt, aber er wollte nicht einsehen, daß der Staat Bedingung desselben ist. Er sagt sehr richtig:

> Das Leiden überhaupt, wie es vom Schicksal verhängt wird ist ein zweiter Weg, um zur Verneinung des Willens zu gelangen: ja, wir können annehmen, daß die Meisten nur auf diesem dahin kommen, und daß es das selbst empfundene, nicht das bloß erkannte Leiden ist, was am häufigsten die völlige Resignation herbeiführt, oft erst bei der Nähe des Todes. – – Meistens muß, durch das größte eigene Leiden, der Wille gebrochen sein, ehe dessen Selbstverneinung eintritt. Dann sehen wir den Menschen, nachdem er durch alle Stufen der wachsenden Bedrängniß, unter dem heftigsten Widerstreben, zum Rande der Verzweiflung gebracht ist, plötzlich in sich gehen, sich und die Welt erkennen, sein ganzes |
> i594 Wesen ändern, sich über sich selbst und alles Leiden erheben und, wie durch dasselbe gereinigt und geheiligt, in unanfechtbarer Ruhe, Seligkeit und Erhabenheit willig Allem entsagen, was er vorhin mit der größten Heftigkeit wollte, und den Tod freudig empfangen.
>
> (W. a. W. u. V. I. 463.)

Ich kann hier nicht wiederholen, wie sich die Staaten, durch die Entwicklung der von ihnen umschlossenen Gesellschaft, zum idealen Staate weiterbilden. Nur Eines will ich noch sagen. Zur Zeit Kant's war der ideale Staat lediglich ein Traumbild der Philanthropen. Die Wirklichkeit gab nur eine unsichere Hindeutung auf ihn. Seitdem sind die Nebel gefallen, die ihn umhüllten, und ob er auch noch in weiter, weiter Ferne liegen mag – er wirft seinen Schatten bereits über die Menschheit. Was den Körper des vierten Standes durchzuckt, ist die Sehnsucht nach Bildung, d. h. die Sehnsucht nach einem besseren Lenker, nach einer anderen Bewegung, nach einer Bewegung, die das Ende aller Bewegung, kurz die Erlösung herbeiführt. Diese Sehnsucht liegt mit Nothwendigkeit in der allgemeinen Bewegung des Weltalls aus dem Sein in das Nichtsein. Nur Thoren können meinen, die Bewegung der Welt ließe sich aufhalten, und nur Thoren können sich beirren lassen von dem schmutzigen Schaum, der auf den unteren Klassen liegt, und den plumpen, auf etwas ganz Anderes hindeutenden Krystallen, zu denen, auf der Oberfläche, die gewaltige Sehnsucht nach Bildung anschießt. Wenn der gemeine Mann sein innerstes Herz öffnet, so wird man fast immer hören:

»ich will aus meinem Elend heraus; ich will essen und trinken können, wie die Reichen und Vornehmen: das Beste muß es sein; sie sind die Glücklichen, wir sind die Unglücklichen, die Verstoßenen, die Enterbten.« Die Erkenntniß der im wahren Sinne des Worts Gebildeten, daß je höher der Geist entwickelt ist, desto weniger das Leben befriedigen kann, daß der Wille zum Leben in allen Lebensformen ein wesentlich unglücklicher sein muß – beruhigt den rohen Menschen nicht, welcher sich nicht ausreden läßt, daß er allein unglücklich ist. »Du willst mich bethören, du lügst, du stehst im Solde der Bourgeoisie«, ruft er dem Philosophen zu. »Wohlan«, sagt dieser, »du wirst es erfahren.«

Und er wird es, er muß es erfahren in einer neuen Ordnung der Dinge. –

i595 Und wer erkennt nicht ferner den Schatten des idealen Staats in den politischen Schiedsgerichten unserer Zeit, in der Friedensliga, in dem Schlagwort: »die vereinigten Staaten Europa's,« in dem Erwachen der asiatischen Völker, in der Aufhebung der Leibeigenschaft und Sklaverei, schließlich in den Worten des Oberhaupts eines der mächtigsten Länder der Welt:

> Da Handel, Unterricht und die schnelle Beförderung von Gedanken und Materie durch Telegraphen und Dampf Alles verändert haben, so glaube ich, daß Gott die Welt vorbereitet, eine Nation zu werden, eine Sprache zu sprechen, zu einem Zustand der Vollendung zu gelangen, in welchem Heere und Kriegsflotten nicht mehr nöthig sind.
>
> (Grant.)

Nicht daß der Sommer schon vor der Thüre steht, aber die Kälte des Winters entweicht aus den Thälern und die Menschheit liegt in Frühlingswehen. –

Wie stellte sich nun Schopenhauer eine Entwicklung der Menschheit vor?

> Erreicht der Staat seinen Zweck vollkommen, so könnte gewissermaßen, da er, durch die in ihm vereinigten Menschenkräfte, auch die übrige Natur sich mehr und mehr dienstbar zu machen weiß, zuletzt, durch Fortschaffung aller Arten von Uebeln, etwas dem Schlaraffenlande sich Annäherndes zu Stande kommen. Allein, theils ist er noch immer sehr weit von diesem Zweck entfernt geblieben; theils würden auch noch immer unzählige, dem Leben durchaus wesentliche Uebel, unter denen, wären sie auch alle fortgeschafft, zuletzt die Langeweile jede von den anderen verlassene Stelle sogleich occupirt, es nach wie vor im Leiden erhalten; theils ist auch sogar der Zwist der Individuen nie durch den Staat völlig aufzuheben, da er im Kleinen neckt, wo er im Großen verpönt ist; und endlich wendet sich die aus dem Innern glücklich vertriebene Eris zuletzt nach außen – – – als Krieg der Völker. Ja, gesetzt, auch dieses Alles wäre endlich durch eine auf die Erfahrung von Jahrtausenden gestützte Klugheit überwunden und beseitigt, so würde am Ende die wirkliche Uebervölkerung des ganzen Planeten das Resultat sein, dessen entsetzliche Uebel sich jetzt nur eine kühne Einbildungskraft zu vergegenwärtigen vermag.
>
> (W. a. W. u. V. I. 413.)

i596 Man muß herzlich lachen. Volkswirthschaftliche Werke scheinen Schopenhauer ganz unbekannt gewesen zu sein; denn sonst hätte er aus der Polemik Carey's gegen Malthus wissen müssen, welche ungeheuere Menge von Menschen unser Planet noch aufnehmen und ernähren kann. Wer weiß überhaupt, wie sich die Ernährung des Menschen noch gestalten mag? Aber ganz abgesehen hiervon, läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß, sollte es zu einer vollkommenen Bevölkerung der Erde kommen, der Eintritt derselben auch zusammenfallen wird mit der Erlösung der Menschheit; denn die Menschheit ist ein Theil des Weltalls und dieses hat die Bewegung aus dem Sein in das Nichtsein. –

Ueberhaupt fehlte unserem Philosophen alles und jedes Verständniß für politische Fragen, was zu beweisen sehr leicht fällt. Er sagt:

> Die ganze Menschheit, mit Ausnahme eines äußerst kleinen Theils, war stets roh und muß es bleiben, weil die viele, für das Ganze unumgänglich nöthige körperliche Arbeit die Ausbildung des Geistes nicht zuläßt.
>
> (Ethik 246.)

> Die monarchische Regierungsform ist die dem Menschen natürliche. – Es liegt ein monarchischer Instinkt im Menschen.
>
> (*Parerga* II. 271/272.)

> Die Jury ist das schlechteste aller Kriminalgerichte.
>
> (*ib*. 274.)

> Es ist absurd, den Juden einen Antheil an der Regierung oder Verwaltung irgend eines Staates

einräumen zu wollen.

(*ib*. 279.)

Parerga II. 274 machte er alles Ernstes den Vorschlag

die Kaiserkrone sollte abwechselnd an Oesterreich und Preußen übergehen auf Lebenszeit.

In den Kriegen sieht er nur Raub und Mord und mit innigem Behagen führt er, so oft sich ihm eine Gelegenheit dazu darbietet, den Voltair e'schen Ausspruch an:

Dans toutes les guerres il ne s'agit que de voler.

Die Befreiung vom Kriegsdienst fordert er *Parerga* II. 524 als eine Belohnung (!) für fleißige Studenten, während doch jeder Besonnene und Hochherzige freudig und gern seine Militairpflicht erfüllt.

i597 Und gar die Sätze:

Das saubere Geschlecht, ohne Geist, ohne Wahrheitsliebe, ohne Redlichkeit, ohne Geschmack, ohne Aufschwung zu irgend etwas Edlem, zu irgend etwas über die materiellen Interessen, zu denen auch die politischen gehören, Hinausliegendem.

(*Parerga* I. 187.)

Das gemeine Wesen bleibt ein gemeines Wesen.

(*Parerga* II. 73.)

Da kann man nur mit Unwillen ausrufen: Pfui! und *proh pudor*!

Hier ist auch der Ort, seine Ungerechtigkeit gegen die Juden zu rügen. Der Grund der Feindschaft liegt in der Immanenz der jüdischen Religion. Daß dieselbe keine Unsterblichkeitslehre hat, das konnte ihr der transscendente Philosoph nie verzeihen.

Was nun die Juden selbst betrifft, so kann nicht geleugnet werden, daß die ihnen plötzlich gegebene Freiheit sonderbare Erscheinungen hervorrief. Viele von ihnen, gestützt auf ihren Mammon, sind keck, anmaßend, frech, und Manche bewahrheiten, was Schopenhauer von Allen sagt,

Die dem Nationalcharakter der Juden (die Race Mauschel nennt er sie einmal) anhängenden bekannten Fehler, worunter eine wundersame Abwesenheit alles Dessen, was das Wort *verecundia* ausdrückt. – –

(*Parerga* II. 280.)

Aber man sollte nicht vergessen, daß es eben die Fessellosigkeit ist, welche auf 18 Jahrhunderte des empörendsten Druckes und der maßlosesten Verachtung folgte, die solche Früchte zeitigt. Nun rächen sich die Juden mit ihrem kalten, todten Mammon: zum Verderben Einzelner, zum Wohle der Menschheit.

Das Geld, ein Ding, erst harmlos erdacht zur Bequemlichkeit der Menschen, ein hohler unbedeutender Vertreter der wahren Güter – dann sachte wachsend in Bedeutung, unsäglichen Nutzen gewährend, Dinge und Völker mischend in steigendem Verkehr, der feinste Nervengeist der Volksverbindung; endlich ein Dämon, seine Farbe wechselnd, statt Bild der Dinge selbst Ding werdend, ja |
i598 einzig Ding, das all die andern verschlang – ein blendend Gespenst, dem wir, als wäre es Glück, nachjagen, ein räthselhafter Abgrund, aus dem alle Genüsse der Welt emportauchen, und in den wir dafür das höchste Gut dieser Erde hineingeworfen haben: die Bruderliebe. – – – Und so jagen Völker, ja fast die ganze Menschheit in zitternder Hast nach der Wechselmarter: Erwerben und Verzehren, indeß dem Menschen sein einzig Glück aus den Händen fällt: hold und selig zu spielen im Sonnenschein der Güte Gottes, wie der Vogel in den Lüften. – – – Aber es muß wohl so sein, so gewiß als es einst anders werden wird; in dem riesenhaft angelegten Erziehungsplan der Menschen wird es wohl liegen, daß er auch diese Erfahrung mache und von ihr zur anderen sich rette, bis es zur stilleren Menschheit weiter geführt ist, zu seiner moralischen Freiheit.

(Adalbert Stifter.)

Sieht man indessen ab von dem übermüthigen Treiben Einiger, so wird man in diesem Volke auf eine Barmherzigkeit stoßen, namentlich bei den Weibern (ob sie sich gleich oft taktlos äußert), die über alles Lob erhaben ist, und auf eine angeborene Klugheit, auf eine Sagacität, welche, wenn ausgebildet, zur höchsten geistigen Kraft anwächst. Wahrlich, wenn die Wahrheit, daß die Bewegung der Menschheit aus dem immer mehr sich schwächenden Willen und der immer mehr sich stärkenden Intelligenz der Einzelnen hervorgeht, nicht von

der allgemeinen Geschichte documentirt würde, so wären die, durch das maßlose Leiden, in den Juden hervorgerufenen Willens- und Geistesmodificationen der beste Beweis dafür.

Das einzig wirklich Erfreuliche, was die Schopenhauer'schen Werke in Betreff der Politik bieten, sind die Betrachtungen über das Schicksal. Obwohl Schopenhauer zögernd, gebend und wieder gleich zurücknehmend, behauptend und widerrufend, immer verclausulirt, sich hören läßt, so muß er doch bekennen, daß die ganze Welt ein festes geschlossenes Ganzes mit einer Grundbewegung ist. Er sagt:

> Hier also drängt sich uns die Forderung, oder das metaphysisch-moralische Postulat, einer letzten Einheit der Nothwendigkeit und Zu|fälligkeit
> i599 unwiderstehlich auf. Von dieser einheitlichen Wurzel Beider einen deutlichen Begriff zu erlangen, halte ich jedoch für unmöglich.
>
> (*Parerga* I. 225.)
>
> Sonach bilden alle jene, in der Richtung der Zeit fortschreitenden Causalketten ein großes, gemeinsames, vielfach verschlungenes Netz welches ebenfalls, mit seiner ganzen Breite, sich in der Richtung der Zeit fortbewegt und eben den Weltlauf ausmacht.
>
> (*ib*. 230.)
>
> So spiegelt sich Alles in Allem, klingt Jedes in Jedem wieder.
>
> (*ib*. 231.)
>
> Im großen Traum des Lebens sind alle Lebensträume so künstlich in einander geflochten, daß Jeder erfährt, was ihm gedeihlich ist und zugleich leistet, was Andern nöthig; wonach denn eine etwaige große Weltbegebenheit sich dem Schicksale vieler Tausende, Jedem auf individuelle Weise, anpaßt.
>
> (*ib*. 235.)
>
> Wäre es nicht engbrüstiger Kleinmuth, es für unmöglich zu halten, daß die Lebensläufe aller Menschen in ihrem Ineinandergreifen ebenso viel *concentus* und Harmonie haben sollten, wie der Komponist den vielen, scheinbar durcheinander tobenden Stimmen seiner Symphonie zu geben weiß? Auch wird unsere Scheu vor jenem kolossalen Gedanken sich mildern, wenn wir uns erinnern, daß das Subjekt des großen Lebenstraums in gewissem Sinne (!) nur Eines ist, der Wille zum Leben.
>
> (*ib*.)

Nimmt man eine einfache Einheit coexistirend mit der Welt der Vielheit an, so ist Alles in der Welt dunkel, verworren, widerspruchsvoll, geheimnißvoll. Nimmt man dagegen eine einfache Einheit vor der Welt an, die sich in eine Welt der Vielheit zersplitterte, welch' letztere allein noch existirt, so lösen sich, wie ich gezeigt habe, die schwersten philosophischen Probleme mit spielender Leichtigkeit. Der Zerfall der ursprünglichen Einheit, welche wir nicht erkennen können, in die Vielheit war die erste Bewegung. Alle anderen Bewegungen sind nur nothwendige Folgen dieser ersten. Das Schicksal ist kein Geheimniß mehr und von der gemeinsamen Wurzel der Nothwendigkeit und Zufälligkeit kann man einen deutlichen Begriff erlangen, was Schopenhauer, der das Transscendente mit dem Immanenten immer vermengte, leugnen mußte.

---

i600 Blicken wir von hier aus auf die Ethik und Politik Schopenhauer's und auf meine Ethik und Politik, so zeigt sich der Unterschied in seiner ganzen Größe.

Eine Philosophie, welche an die Stelle der Religion treten will, muß vor Allem den Trost der Religion, den erhebenden, herzstärkenden, daß Jedem seine Sünden vergeben werden können, und daß eine gütige Vorsehung die Menschheit zu ihrem Besten leitet, ertheilen können. Giebt ihn die Schopenhauer'sche Philosophie? Nein! Wie Mephistopheles, sitzt Schopenhauer am Ufer des Menschenstromes und ruft höhnisch den in Schmerzen sich Windenden, nach Erlösung Schreienden zu: eure Vernunft hilft euch Nichts. Nur die intellektuelle Anschauung kann euch retten, aber nur Dem, welcher von einer räthselhaften Macht dazu prädestinirt ist, kann sie zu Theil werden. Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt. Alle Anderen sind verurtheilt, »ewig« in der Hölle des Daseins zu schmachten. Und wehe dem Armen, der vermeint, er könne in der Gesammtheit erlöst werden; sie kann nicht sterben denn ihre Idee liegt außerhalb der Zeit, ohne welche sich Nichts verändern kann.

> Zwar wünschen Alle erlöst zu werden aus dem Zustande des Leidens und des Todes: sie möchten, wie man sagt, zur ewigen Seligkeit gelangen, in's Himmelreich kommen: aber nur nicht auf eigenen Füßen; sondern hineingetragen möchten sie werden durch den Lauf der Natur. Aber das ist unmöglich.
>
> (W. a. W. u. V. II. 692.)

Ich dagegen sage, an der Hand der Natur: wer sich erlösen will, der kann es jederzeit »durch Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft.« Das unfehlbare Mittel, um dem Weltganzen zu entfallen, ist für die reale Individualität, deren Entwicklung in keiner Weise von der Zeit abhängt, Virginität. Diejenigen aber, welche bereits in Kindern weiterleben, für die also in dieser Generation die Möglichkeit der Erlösung verscherzt ist, und diejenigen, welche das Mittel zwar noch ergreifen könnten, aber nicht die Kraft dazu haben – sie Alle sollen getrosten Muthes sein und redlich weiterkämpfen: früher oder später werden sie erlöst werden, sei es vor der Gesammtheit, oder in der Gesammtheit, denn das Weltall hat die Bewegung aus dem Sein in das Nichtsein.

---

i601

Metaphysik.

Ein Tropfen, der am Lotusblatte zittert:
So ist das flücht'ge Leben schnell verwittert.
Acht Urgebirge nebst den sieben Meeren,
Die Sonne, wie die Götter selbst, die hehren,
Dich, mich, die Welt – die Zeit wird Alles zertrümmern:
Warum denn hier sich noch um irgend etwas kümmern? –

Sankara Atscharja nach Höfer.

i603 Dieser Theil meiner Kritik der Schopenhauer'schen Philosophie würde der umfangreichste sein, wenn nicht alles Hierhergehörige bereits abgehandelt worden wäre; denn ich muß wiederholen: Schopenhauer war kein immanenter, sondern ein transscendenter, die Erfahrung überfliegender Philosoph. Er beobachtete, in guten Stunden, treu und redlich die Natur und legte auch die Resultate dieser Beobachtungen in seinen Werken nieder; aber, gleich hinterher, setzte er, was der falsche Idealismus ihm eingeflüstert hatte, wodurch die größte Verwirrung, die greifbarsten Widersprüche entstanden. Ich will das Goethe'sche Wort nicht nochmals citiren; dagegen will ich auf eine Erscheinung im Vortrag Schopenhauer's hinweisen. Seine beiden Betrachtungsarten der Welt: die realistische und die empirisch-idealistische, mußten, wenn sie unmittelbar auf einander folgten, seinen Gedankengang völlig schwankend machen. Dieses Hin- und Herschwanken mußte sich dann um so deutlicher in seinem Stil abspiegeln, als derselbe klar und rein ist. Und in der That, ein aufmerksamer Leser wird gar bald merken, daß der immer fest und stramm, grob und stachelicht, auftretende Philosoph im Innern nicht fest und mit sich im Klaren war. Sehr auffallend und für Jeden sofort wahrnehmbar tritt diese Unsicherheit des Gedankenganges in den Abhandlungen »über den Tod und sein Verhältniß zur Unzerstörbarkeit unseres Wesens« zu Tage. Am greifbarsten aber liegt sie im Kapitel über das Schicksal, besonders auf den Seiten 221 und 222, wo ein Gedanke gesetzt, aber sogleich limitirt wird; die Limitation wird dann begründet, jedoch um sofort wieder aufgehoben zu werden, und dieses Spiel wird mehrmals wiederholt. Das Gerippe der an einander gereihten Sätze, oder auch die Fußspuren des taumelnden Philosophen stellen sich grammatikalisch so dar:

i604 dennoch – vielmehr – jedoch – inzwischen – obgleich – jedoch – freilich – allein – zwar – aber – inzwischen – allein –

welches Schema außerordentlich beredt ist.

Hier will ich auch, wie versprochen, das Sträußchen »Eigentlich« winden, welches Schopenhauer's Unsicherheit sehr deutlich zeigen wird.

1) Die Materie ist eigentlich der Wille;
2) dem Ding an sich ist eigentlich weder Ausdehnung noch Dauer beizulegen;
3) die Einheit des Willens ist eigentlich nicht mit unserem Intellekt zu erfassen;
4) die Völker sind eigentlich bloße Abstractionen;
5) Form und Farbe gehören eigentlich (im Grunde) der Idee nicht an;
6) der Idee ist eigentlich (genau genommen) der Raum so fremd wie die Zeit;
7) nicht die Gestalt, sondern der Ausdruck ist eigentlich die Idee;
8) das Erkennende hat eigentlich an seinem eigenen Wesen nur die Erscheinung;
9) in der Geschichte haben wir eigentlich immer das Selbe vor Augen;
10) das Sterben ist eigentlich der Zweck des Lebens;
11) das Subjekt des großen Lebenstraums ist eigentlich (in gewissem Sinne) nur Eines: der Wille zum Leben;
12) eigentlich geht meine Philosophie nicht zu irgend außerweltlichen Dingen, sondern ist eigentlich immanent.

Ein schönes Dutzend!

Zeigt sich nun Schopenhauer einerseits als redlicher Naturforscher und andererseits als Amphibium: halb Naturforscher, halb transscendenter Philosoph, so erscheint er auch noch in

einer dritten Form, nämlich als reiner Metaphysiker, namentlich auf dem Gebiete des animalischen Magnetismus. Hier läßt er sich mit inniger Freude, *con amore*, gehen und folgt dem Zuge seines Herzens ohne Besonnenheit.

> Das Unzulängliche
> Hier wird's Ereigniß;
> Das Unbeschreibliche
> Hier ist es gethan.
>
> (Goethe.)

i605 Er belehrt uns, daß die Phänomene des animalischen Magnetismus

> wenigstens vom philosophischen Standpunkte aus, unter allen Thatsachen, welche die gesammte Erfahrung uns darbietet, ohne allen Vergleich die wichtigsten sind,
>
> (*Parerga* I. 284.)

und behauptet frischweg:

> Wie es im somnambulen Hellsehn eine Aufhebung der individuellen Isolation der Erkenntniß giebt, kann es auch eine Aufhebung der individuellen Isolation des Willens geben.
>
> (W. i. d. N. 102.)

Er zögert nicht, zu sagen:

> Es ist nicht abzusehen, warum ein Wesen, das noch irgendwie existirt, nicht auch sollte irgendwie sich manifestiren und auf ein anderes, wenngleich in einem anderen Zustand befindliches, einwirken können,
>
> (*Parerga* I. 313.)

und hat den Muth zu versuchen, Geistererscheinungen zu erklären:

> Es läßt sich *a priori* nicht geradezu die Möglichkeit ableugnen, daß eine magische Wirkung nicht auch sollte von einem bereits Gestorbenen ausgehen können.
>
> (*Parerga* I. 325.)
>
> Wir müßten uns die Sache so erklären, daß in solchen Fällen der Wille des Verstorbenen noch immer leidenschaftlich auf die irdischen Angelegenheiten gerichtet wäre und nun, in Ermangelung aller physischen Mittel zur Einwirkung auf dieselben, jetzt seine Zuflucht nähme zu der ihm in seiner ursprünglichen, also metaphysischen Eigenschaft, mithin im Tode, wie im Leben, zustehenden magischen Gewalt.
>
> (*ib.* 326.)

Allerdings nimmt er »die von so vielen und verschiedenen Seiten erzählten und betheuerten Vorfälle« mit der äußersten Reserve auf, ja stellt sich, als ob sie überhaupt nicht möglich gewesen seien, aber auf dem Grunde seiner Seele liegt, deutlich für Jeden, der sehen will, der unerschütterliche Glaube an übersinnliche Mächte. Daß er seinen Glauben nicht offen bekannte, hatte seinen Grund darin, daß er wohl wußte, es handele sich um seinen wissenschaftlichen Ruf, und das stärkste Motiv war, wie immer, Sieger.

Schopenhauer's transscendenter (nicht, wie er will, immanenter) Dogmatismus beruht auf drei unfaßbaren Hirngespinnsten: auf

i606 1) der realen Materie,
2) dem Einen untheilbaren Willen in oder hinter der Welt;
3) den Ideen,

ähnlich der Dreieinigkeit: Vater, Sohn und heiliger Geist, oder der indischen Trimurti. Besonders ist die Aehnlichkeit mit der christlichen Dreieinigkeit groß, da der heilige Geist bekanntlich vom Vater und vom Sohne ausgehen soll, und, nach Schopenhauer, die Idee sich an der Materie, als Qualität derselben, darstellen muß. Uebergeben wir diese Irrthümer des genialen Mannes der Vergessenheit.

Alle Religionen der Welt, alle verflossenen und noch wirksamen Kosmogonien und Geheimlehren, alle philosophischen Systeme enthalten nur Das, was der Mensch in und an sich vorgefunden hat. Entweder ist das Urprincip Raum und Zeit (Zend-Religion), oder Materie und Kraft (*Kong-fu-tse*), oder Geist, Materie, Zeit und Raum (Aegypter), oder das Sein (Brahmanismus, Eleaten, Plato), oder das Werden (Heraklit), oder die Substanz

(Pantheisten), oder die Kraft, der Geist (Judenthum), oder der Wille (Mystiker, Schopenhauer), oder die Individualität (Budha) u.s.f. Immer steckte der Mensch in die Welt, oder hinter sie, oder über sie, ein Element seiner Person, das er jedoch oft so phantastisch zu erweitern, aufzublasen, auszuschmücken, zu reinigen, zu verallgemeinern wußte, daß er kaum noch zu erkennen war.

Unter allen Religionen zeichnen sich zwei dadurch aus, daß ihr Schwerpunkt in das Centrum der Wahrheit, in die Individualität fällt: das echte Christenthum und die Lehre des indischen Königssohns *Sidhártta* (Budha). Diese so verschiedenen Lehren stimmen in der Hauptsache überein und bestätigen das von mir geläuterte Schopenhauer'sche philosophische System, weshalb wir jetzt einen kurzen Blick auf dieselben werfen wollen; und zwar auf ersteres in der Form, welche ihm der edle Franckforter in der *Theologia Deutsch* (Stuttgart 1853) gegeben hat, weil in derselben die Individualität viel reiner gespiegelt ist als im Evangelium.

Zunächst unterscheidet der Franckforter Gott als Gottheit von Gott als Gott.

> Gott als Gottheit, dem gehört nicht zu, weder Wille, noch Wissen oder Offenbaren, noch dies noch das, das man nennen, |
> i607 oder sprechen, oder denken kann. Aber Gott als Gott gehört zu, daß er sich selbst ausspreche und sich selber bekenne und liebe und sich sich selbst offenbare und dies Alles ohne Creatur. Und dies ist Alles noch in Gott als ein Wesen und nicht als ein Wirken, dieweil es ohne Creatur ist; und in diesem Aussprechen und Offenbaren wird der persönliche Unterschied.
>
> (117.)

Und nun, den ungeheuren Sprung aus dem *potentia*-Sein in das *actu*-Sein machend, sagt er:

> Gott will, daß das, was wesenhaft ohne Creatur in ihm ist, gewirkt und geübt werde. Was sollte es anders? Sollte es müßig sein? Wozu wäre es nütz? So wäre es ebenso gut, es wäre nicht, und besser: denn was zu Nichts nütze ist, das ist umsonst und das will Gott und die Natur nicht. Wohlan! Gott will das gewirkt und geübt haben, und das kann ohne Creatur nicht geschehen, daß es also sein soll. Ja sollte weder dies noch das sein, oder wäre weder dies noch das und wäre kein Werk oder Wirksamkeit, oder desgleichen, was wäre denn oder sollte Gott selber, oder messen Gott wäre er?
>
> (119.)

Dem vortrefflichen Manne wird hier angst und bang. Er starrt hinab in den Abgrund und bebt mit den Worten vor der Tiefe zurück:

> Man muß hier umkehren und bleiben; denn man möchte diesem so sehr nachhängen und nachforschen, daß man nicht wüßte, wo man wäre oder wie man umkehren sollte.
>
> (–)

Von jetzt an bleibt er auf realem Boden und der wichtigste Theil seiner Lehre beginnt. Zwar hat er eine idealistische Anwandlung (aller Pantheismus ist nothwendig empirischer Idealismus), indem er die Creaturen für bloßen Schein erklärt:

> Was nun ausgeflossen ist, das ist kein wahres Wesen und hat kein Wesen anders, denn in dem Vollkommenen, sondern es ist ein Zufall, oder ein Glanz und ein Schein, der kein Wesen ist, oder kein Wesen hat anders als in dem Feuer, wo der Glanz ausfließt, oder in der Sonne, oder in einem Lichte,
>
> (7.)

aber er verfolgt den falschen Weg nicht und wendet sich gleich wieder auf den richtigen zurück. Auf ihm findet er nun das Eine, was überhaupt nur in der Natur angetroffen werden kann, die Haupt|sache,
i608 den Kern aller Wesen: die reale Individualität, oder den Einzelwillen.

> In allem dem, das da ist, da ist nichts verboten und ist nichts, das Gott zuwider ist, außer Eins allein: das ist eigener Wille oder, daß man anders wolle als der ewige Wille will.
>
> (203.)

> Was that der Teufel anders, oder was war sein Fall oder Abkehren anders, denn daß er sich annahm, er wäre auch etwas und etwas wäre sein und ihm gehörte auch etwas zu? Dies Annehmen und sein Ich und sein Mich, sein Mir und sein Mein, das war sein Abkehren und sein Fall.
>
> (9.)

> Was that Adam anders denn auch dasselbe? Man spricht: darum, daß Adam den Apfel aß, wäre er verloren oder gefallen. Ich spreche: es war wegen seinem Annehmen und seinem Ich, seinem Mich, seinem Mein und seinem Mir und dergleichen. Hätte er sieben Aepfel gegessen und wäre das

Annehmen nicht gewesen, er wäre nicht gefallen.

(9.)

Wer nun in seiner *Selbstheit* und nach dem alten Menschen lebt, der heißt und ist Adam's Kind.

(57.)

Alle, die Adam nachfolgen in Hoffart, in Wollust des Leibes und im Ungehorsam, die sind alle an der Seele todt.

(–)

Je mehr *Selbstheit* und *Ichheit*, desto mehr Sünde und Bosheit.

(61.)

Es brennt Nichts in der Hölle als *eigener Wille*.

(129.)

Adam, Ichheit, Selbstheit, Eigenwilligkeit, Sünde oder der alte Mensch, das Abkehren und Abscheiden von Gott, das ist Alles Eins.

(137.)

Alle die Willen ohne Gottes Wille (das ist aller eigene Wille) sind Sünde und Alles, was aus eigenem Willen geschieht.

(189.)

Wäre nicht eigener Wille, so wäre keine Hölle und auch kein böser Geist.

(201.)

Wäre nicht eigener Wille, so wäre auch kein *Eigenthum*. |
i609 In dem Himmel da ist nichts Eigenes: daher ist da Genüge, wahrer Friede und alle Seligkeit.

(217.)

Wer etwas Eigenes hat oder haben will oder gern hätte, der ist selber eigen; und wer nichts Eigenes hat oder haben will und Nichts zu haben begehrt, der ist ledig und frei und Niemandes eigen.

(–)

Der Mensch sollte aber also gar frei ohne sich selbst stehen und sein, das ist ohne Selbstheit, Ichheit, Mir, Mein, Mich und desgleichen, also daß er sich und des Seinen so wenig suchte und meinte in allen Dingen, als ob es nicht wäre, und sollte auch also wenig von sich selber halten, als ob er nicht wäre.

(51.)

Der Mensch sollte an sich selber sterben, das ist, der menschlichen Lust, Trost, Freude, Begehrlichkeit, Ichheit, Selbstheit und was desgleichen ist in dem Menschen, daran er haftet oder auf dem er noch ruht in Genügsamkeit oder etwas darauf hält, es sei der Mensch selber oder andere Creaturen, was das auch sei, das muß Alles weg und sterben, soll anders dem Menschen recht geschehen in der Wahrheit.

(57.)

Soll also eine Wiedervereinigung mit Gott stattfinden, so muß der Einzelwille ganz getödtet werden; denn

Ichheit und Selbstheit ist von Gott geschieden und es gehört ihm nicht zu, sondern nur so viel dessen nöthig ist zu der *Persönlichkeit*.

(123.)

Der letztere Satz ist ein gutes Zeugniß für die Besonnenheit des Mystikers, der der perversen Vernunft nicht gestattete, das Weltganze in eine erfaselte, schlappe, schlaffe Unendlichkeit zerfließen zu lassen.

Wie kann nun der Mensch zur Selbstentäußerung kommen, wie kann er den Eigenwillen in sich zerstören? Der Mystiker spricht vor Allem die Wahrheit aus, daß *Jeder* erlöst werden könne.

Daß der Mensch nicht bereit ist oder wird, das ist wahrlich nur seine Schuld: denn hätte der Mensch anders nicht zu schaffen und zu achten, denn daß er allein der Bereitung wahrnehme in allen Dingen und dächte mit ganzem Fleiß darauf, wie er dazu bereit werden möchte, in Wahrheit, Gott würde ihn wohl bereiten, |
i610 und Gott hat also großen Fleiß und Ernst und Liebe zu der Bereitung als zu dem Eingießen, wenn der Mensch bereit wäre.

(79.)

Und zur Ausführung übergehend sagt er:

Das Alleredelste und Lieblichste, das in allen Creaturen ist, das ist Erkenntniß oder *Vernunft*

und Wille, und diese zwei sind miteinander so, wo das eine ist, da ist auch das andere; und wären diese zwei nicht, so wäre auch keine vernünftige Creatur, sondern allein Vieh und viehisches Wesen, und das wäre ein großes Gebrechen und Gott möchte das Seine und sein Eigenthum nirgends bekommen in wirklicher Weise, das doch sein soll und zur Vollkommenheit gehört.

(207.)

Mit seiner Vernunft erkennt sich der Mensch zunächst selbst und kommt dadurch in einen sehr eigenthümlichen Zustand, der treffend die »Wollust der Hölle« genannt wurde, aus welchem ihn jedoch Gott erlöst.

Denn wer sich selbst eigentlich wohl erkennt in der Wahrheit, das ist über alle Kunst, denn es ist die höchste Kunst; wenn du dich selber wohl erkennst, so bist du vor Gott besser und löblicher, als wenn du dich nicht erkenntest und erkenntest den Lauf der Himmel und aller Planeten und Sterne und auch aller Kräuter Kraft und alle Complexion und Neigung aller Menschen und die Natur aller Thiere und hättest darin auch alle die Kunst aller Derer, die im Himmel und auf Erden sind.

(31.)

Wenn sich der Mensch selber in Wahrheit erkennt und merkt, wer und was er ist, und findet sich selber so gar schnöde, bös und unwürdig alles des Trostes und Gutes, das ihm von Gott und von den Creaturen je geschehen ist oder kann, so kommt er in eine so tiefe Demuth und Verschmähung seiner selbst, daß er sich unwürdig dünkt, daß ihn das Erdreich tragen soll, und meint auch, daß es billig sei, daß alle Creaturen im Himmel und auf Erden wider ihn aufstehen und rächen an ihm ihren Schöpfer und ihm alles Leid anthun und ihn peinigen; dessen Alles dünkt er sich würdig.

(39.)

Und darum so will und mag er auch keinen Trost oder Erlösung begehren, weder von Gott noch von allen Creaturen, die |
i611 im Himmel und auf Erden sind, sondern er will ungetröstet und unerlöset sein und ihm ist nicht leid seine Verdammniß.

(–)

Nun läßt Gott den Menschen nicht in dieser Hölle, sondern er nimmt ihn zu sich, also daß der Mensch Nichts begehrt oder achtet denn allein des ewigen Gutes und erkennt, daß das ewige Gut so gar edel und übergut ist, daß seine Wonne, Trost und Freude, Friede, Ruhe und Genüge Niemand durchgründen noch aussprechen kann. Und wenn denn der Mensch nicht anders achtet, sucht noch begehrt, denn das ewige Gut allein, und sich selber, noch des Seinen nichts sucht, sondern allein die Ehre Gottes, so wird Freude, Friede, Wonne, Ruhe und Trost und was desgleichen ist Alles dem Menschen zu Theil, und so ist denn der Mensch im Himmelreich.

(41.)

Unser Mystiker kennt aber auch einen zweiten, natürlicheren Weg.

Aber man soll wissen, daß das Licht oder die Erkenntniß nichts ist oder taugt ohne Liebe.

(165.)

Es ist wohl wahr, daß Liebe von Erkenntniß geleitet und gelehrt werden muß; aber folgt Liebe der Erkenntniß nicht nach, so wird Nichts daraus.

(167.)

Eine jegliche Liebe muß von einem Licht oder Erkenntniß gelehrt und geleitet werden. Nun macht das wahre Licht wahre Liebe und das falsche Licht macht falsche Liebe; denn was das Licht für das Beste hält, das giebt es der Liebe für das Beste dar und spricht, sie solle es lieb haben, und die Liebe folgt ihm und vollbringt sein Gebot.

(169.)

Wahre Liebe wird geleitet und gelehrt von dem wahren Lichte und Erkenntniß, und das wahre, ewige und göttliche Licht lehrt die Liebe, nichts lieb zu haben denn das wahre einfältige und vollkommene Gut, und um Nichts denn um Gut und nicht, daß man das zu Lohn von ihm haben wolle oder etwas anderes, sondern allein dem Guten zu lieb, und darum, daß es gut ist, und daß es von Rechtswegen geliebt werden soll.

(175.)

Und nun erst hebt sich an ein wahres inwendiges Leben, und dann weiter wird Gott selber der Mensch, also daß da nichts mehr ist, das nicht Gott oder Gottes sei, und auch daß da nichts ist, das sich etwas annehme.

(229.)

i612 Das Benehmen eines solchen »vergotteten« Menschen schildert der Mystiker wie folgt:

Aber wer Gott leiden will und soll, der muß und soll alle Dinge leiden, das ist: Gott, sich selber und alle Creatur, Nichts ausgenommen; und wer Gott gehorsam, gelassen und unterthan sein soll und

will, der muß und soll auch allen Dingen gelassen, unterthan und gehorsam sein in leidender Weise und nicht in thätiger Weise, und dies Alles in einem schweigenden Innenbleiben in dem inwendigen Grunde seiner Seele und in einer heimlichen, verborgenen Geduldigkeit, alle Dinge oder Widerwärtigkeit williglich zu tragen und zu leiden.

(83.)

Darnach folgt dann, daß der Mensch nichts bitten oder begehren darf oder will, weder von Gott noch von den Creaturen, außer allein bloße Nothdurft und dasselbe Alles mit Furcht und aus Gnaden und nicht von Recht, und läßt auch seinem Leib und aller seiner Natur nicht mehr zu gut und zu Lust geschehen denn die bloße Nothdurft, und gestattet auch nicht, daß ihm jemand helfe oder diene außer in lauterer Nothdurft, und dasselbe Alles mit Furcht.

(95.)

Und den Zustand eines solchen vergotteten Menschen schildert der Franckforter also:

Worin besteht nun die Vereinigung? Darin, daß man lauterlich und einfältiglich und gänzlich in der Wahrheit einfältig sei mit dem einfältigen ewigen Willen Gottes und zumal ohne Willen sei und daß der geschaffene Wille geflossen sei in den ewigen Willen und darin verschmolzen sei und zu nichte geworden sei also, daß der ewige Wille allein daselbst wolle, thue und lasse.

(105.)

Es stehen auch diese Menschen in einer Freiheit, also daß sie verloren haben Furcht der Pein oder der Hölle und Hoffnung des Lohnes oder des Himmelreichs, vielmehr in ganzer Freiheit inbrünstiger Liebe.

(35.)

Und wo die Einigung geschieht in der Wahrheit und wesenhaft wird, da steht der innere Mensch in der Einigung unbeweglich und Gott läßt den äußeren Menschen hin und her bewegt werden von diesem zu dem. Das muß und soll sein und geschehen, daß der äußere Mensch spricht und es auch in der Wahrheit also ist:

i613 Ich will weder sein noch nicht sein, weder leben noch sterben, wissen oder nicht wissen, thun oder lassen, und alles das diesem gleich ist, sondern alles das, das da muß und soll sein und geschehen, dazu bin ich bereit und gehorsam, es sei in leidender Weise oder in thätiger Weise.

(107.)

Da wird und ist ein Genügen und ein Stillstehen, nichts zu begehren, minder oder mehr zu wissen, zu haben, zu leben, zu sterben, zu sein oder nicht zu sein, und was das ist, das wird Alles Eins und gleich und da wird nichts beklagt als allein die Sünde.

(179.)

Trotzdem aber der vergottete Mensch Alles erleiden soll und williglich erleidet, erhebt sich sein Wille mit Macht und ganzer Energie gegen die Eine Zumuthung: Zurückzufallen in die Welt, und der Mystiker spricht hier naiv die Wahrheit aus, daß das Individuum bis zum letzten Athemzuge will und daß das Ich, das Selbst, nie verleugnet werden kann. Man kann das natürliche Selbst, das ursprüngliche Ich, den »Adam« verleugnen, aber nie das Selbst an sich.

Und von der ewigen Liebe, die da liebt Gott als Gut und um Gut, von der wird das wahre, edle Leben also sehr geliebt, daß es nimmer gelassen oder weggeworfen wird. Wo es in einem Menschen ist, sollte der Mensch leben bis an den jüngsten Tag, so ist es ihm unmöglich es zu lassen; und sollte derselbe Mensch tausend Tode sterben und alles das Leiden auf ihn fallen, das auf alle Creaturen je fiel oder fallen kann, das wollte man Alles lieber leiden, als daß man das edle Leben lassen sollte, und ob man auch eines Engels Leben dafür haben möchte, das nähme man nicht dafür.

(141.)

Und wer ein wahrer, tugendhafter Mensch ist, der nähme nicht die ganze Welt, daß er untugendhaft werden sollte, ja er stürbe lieber eines jämmerlichen Todes.

(165.)

Der Kern der Lehre des großen, milden Inders Budha ist das *Karma*.

Die wesentlichen Bestandtheile des Menschen sind die 5 *Khandas*: 1) der Körper, 2) Gefühl, 3) Vorstellung, 4) Urtheilen (Denken), |
i614 5) Bewußtsein. Die 5 *Khandas* werden zusammengehalten und sind das Produkt des *Karma*.

Karma ist Wirksamkeit, Bewegung, moralische Kraft, Allmacht (*action, moral action, supreme power*).

Karma ist im Körper, wie die Frucht im Baume: man kann nicht sagen in welchem Theil des Baumes sie ist; sie ist überall.

Karma umschließt *kusala* (Verdienst) und *akusala* (Schuld).

Akusala besteht aus *klesha-Kama* (*cleaving to existence*, Wille zum Leben) und *wastu-Kama* (*cleaving to existing objects*, bestimmter Wille, Dämon).

Das *Karma* ist individuell.

All sentient beings have their own individual Karma, or the most essential property of all beings is their Karma; Karma comes by inheritance, or that which is inherited (not from parentage, but from previous births) is Karma; Karma is the cause of all good and evil, or they come by means of Karma, or on account of Karma; Karma is a kinsman, but all its power is from kusala and akusala; Karma is an assistant, or that which promotes the prosperity of any one is his good Karma; it is the difference in the Karma, as to whether it be good or evil, that causes the difference in the lot of men, so that some are mean and others are exalted, some are miserable and others happy.
(*Spence Hardy. A Manual of Budhism.* 446.)

Alle fühlenden Wesen haben ihr eigenes individuelles *Karma*, oder der innerste Kern aller Wesen ist ihr *Karma*. *Karma* ist eine Erbschaft, oder das, was geerbt wird (aber nicht von den Eltern, sondern von früheren Lebensläufen), ist *Karma*. *Karma* ist die Quelle alles Wohls und Wehes, oder Wohl und Wehe treten vermittelst oder durch *Karma* in die Erscheinung. *Karma* ist ein Bruder, aber all' seine Kraft fließt aus Verdienst und Schuld. *Karma* ist ein Helfer, oder das, was die Wohlfahrt eines Menschen begünstigt, ist sein gutes *Karma*. Je nachdem das *Karma* von guter oder schlechter Beschaffenheit ist, gestaltet sich das Loos der Menschen, so daß die Einen niedrig, die Anderen hoch stehen, die Einen elend, die Anderen glücklich sind.
(Worte Budha's.)

i615 Das *Karma* ist also eine individuelle, ganz bestimmte moralische Kraft. Bei der Geburt eines Individuums ist sein *Karma* gleichsam (wie die Kaufleute sagen würden) ein Doppelsaldo. Der Verdienst-Saldo ergiebt sich aus der Summe aller guten Handlungen in früheren Daseinsweisen, nach Abzug der belohnten; der Schuld-Saldo ergiebt sich aus der Summe aller schlechten Handlungen in früheren Lebensläufen, abzüglich der verbüßten. Bei dem Tode eines Individuums ist sein *Karma* das *Karma* bei der Geburt, zuzüglich seiner guten und schlechten im beendeten Lebenslauf geschehenen Thaten und abzüglich der in diesem Lebenslauf verbüßten Schuld und des belohnten Verdienstes aus früherer Zeit.

Die bestimmte Beschaffenheit des *Karma* ist mithin nicht ein von den Eltern auf das Kind übergegangener individueller Charakter, sondern das *Karma* eines Individuums ist etwas von den Eltern ganz Unabhängiges. Die Begattung der Eltern ist nur Gelegenheitsursache für die Erscheinung des *Karma*, welches sich seinen neuen Leib allein, ohne fremde Beihülfe, bildet. Oder mit anderen Worten: die *Karma*-Lehre ist Occasionalismus. Wird ein *Karma* von einer ganz bestimmten Qualität durch den Tod frei, so bewirkt es da Empfängniß, wo seinem Wesen das zu erzeugende Individuum entspricht, d. h. es hüllt sich in denjenigen neuen Leib, welcher am geeignetsten für seine Verbindung von bestimmter Schuld mit bestimmtem Verdienste ist. Es wird also entweder ein Brahmane, oder ein König, oder ein Bettler, oder ein Weib, oder ein Mann, oder ein Löwe, oder ein Hund, oder ein Schwein, oder ein Wurm u.s.w.

»With the exception of those beings who have entered into one of the four paths leading to nirwana, there may be an interchange of condition between the highest and lowest. He who is now the most degraded of the demons, may one day rule the highest of the heavens; he who is at present seated upon the most honorable of the celestial |

Mit Ausnahme derjenigen Wesen, welche auf einem der vier Wege nach *nirwana* wandeln, können die höchsten und niedrigsten ihre Stellung wechseln. Wer jetzt der unterste Dämon ist, kann einst den höchsten Himmel beherrschen und wer jetzt auf dem ehrwürdigsten himmlischen Throne sitzt, kann sich dereinst unter den größten Qualen der Hölle winden; und der Wurm, den wir |

i616 *thrones may one day writhe amidst the agonies of a place of torment; and the worm, that we crush under our feet may, in the course of ages, become a supreme budha.*

(36.)

jetzt zertreten, wird vielleicht im Laufe der Zeiten ein Lehrer der Menschheit werden.

A woman or a man takes life; the blood of that which they have slain is continually upon their hands; they live by murder; they have no compassion upon any living thing; such persons, on the breaking up of the elements (the five Khandas), will be born in one of the hells; or if, on account of the merit received in some former birth, they are born as men, it will be of some inferior caste, or if of a high caste, they will die young, and this shortness of life is on account of former cruelties. But if any one avoid the destruction of life, not taking a weapon into his hand that he may shed blood, and be kind to all, and merciful to all, he will, after death, be born in the world of the dewas, or if he appear in this world, it will be as a brahman, or some other high caste, and he will live to see old age.

(446.)

Ein Weib oder ein Mann mordet; das Blut des Erschlagenen bleibt auf ihren Händen; sie leben von Mord; sie haben kein Erbarmen mit irgend einem lebenden Wesen. Solche Personen werden, bei der Auflösung ihres Leibes, in einer Hölle wiedergeboren, oder als Menschen einer niederen Kaste, wenn sie sich in einem früheren Dasein Verdienst erworben haben. Werden sie als Menschen einer höheren Kaste wiedergeboren, so sterben sie jung, und dieser frühe Tod fließt aus früher begangenen Grausamkeiten. Aber wenn Jemand keinerlei Leben vernichtet, keine Waffe in die Hand nimmt, um Blut zu vergießen, und gütig und barmherzig gegen Alle ist, so wird er nach dem Tode im Himmel geboren, oder, wenn er wieder in dieser Welt erscheint, so wird er als Brahmane, oder als Glied einer anderen hohen Kaste auf treten und wird ein hohes Alter erreichen.

(Worte Budha's.)

Das *Karma* wirkt in der Welt, *sangsara*; es geht aber unter und wird vernichtet beim Eintritt in das *nirwana*.

Was ist *nirwana*? Vier Wege führen zu demselben:

1) der Weg *Sowán*,
i617 2) der Weg *Sakradágami*,
3) der Weg *Anágami*,
4) der Weg *Arya*.

Nagaséna, ein budhaistischer Priester mit einem sehr feinen dialektischen Geiste, schildert die Wesen auf den 4 Pfaden wie folgt:

1) *There is the being, who has entered de path sowán. He entirely approves of the doctrines of the great teacher; he also rejects the error called sakkáya – drishti, which teaches, I am, this is mine; he sees that the practises enjoined by the Budhas must be attended to if nirwana is to be gained. Thus, in three degrees his mind is pure; but in all others it is yet under the influence of impurity.*

2) *There is the being that has entered the path Sakradágami. He has rejected the three errors overcome by the man, who has entered sowan, und he is also saved from the evils of Kama-raga (evil desire, sensuous passion) and the wishing evil to others. Thus in five degrees his mind is pure; but as to the rest it is entangled, slow.*

3. There is the being that has entered the path anágami. He is free from the five errors overcome by the man who has entered Sakradagami, and also from evil |

1. Das Wesen, welches den Weg *sowán* betreten hat, bekennt sich vollständig zu den Lehren Budha's; es verwirft auch den Irrthum, *sakkáya-drishti* genannt, welcher lehrt: Ich bin, dies ist mein; es erkennt, daß *nirwana* nur durch Gehorsam gegen die von den Weisen anempfohlenen Vorschriften erlangt werden kann. Sein Geist ist demnach nach drei Richtungen hin frei, nach allen anderen steht er unter dem Einfluß der Unreinheit.

2. Das Wesen auf dem Wege *Sakradágami* hat die drei Irrthümer Verworfen, wie Das auf dem Wege *sowán*, und ist ferner frei von *Káma-raga* (böser Begierde, sinnlicher Leidenschaft); es wünscht auch Anderen nichts Böses. Sein Geist ist also nach 5 Richtungen hin rein, aber nach allen anderen ist er verwirrt und nachlässig.

3. Das Wesen auf dem Pfade *anágami* ist frei von den 5 Irrthümern wie Das auf dem Wege *Sakradágami* und auch frei von bösen Gelüsten, Unwissenheit, Zwei|fel,

i618 *desire, ignorance, doubt, the precepts of the sceptics and hatred.*

4. There is the rahat. He has vomited up klesha, as if it were an indigested mass; he has arrived at the happiness which is obtained from the sight of nirwana; his mind is light, free and quick towards the rahatship.
(*Spence Hardy. Eastern Monachism.* 289.)

Haß und verwirft die Satzungen der Skeptiker.

4. Der *rahat* hat alle Liebe zu anderen Dingen, wie eine unverdaute Masse, ausgespieen; er lebt in der Seligkeit, die der Anblick *nirwana's* hervorbringt. Sein Geist ist rein, frei und bewegt sich rasch der Erlösung entgegen.

Die Uebereinstimmung der nachstehenden Schilderung des Zustandes eines *rahat* mit der des Franckforter's, den Zustand eines vergotteten Menschen betreffend, ist erstaunlich.

The rahats are subject to the endurance of pain of body, such as proceeds from hunger, disease; but they are entirely free from sorrow or pain of mind. The rahats have entirely overcome fear. Were a 100,000 men, armed with various weapons, to assault a single rahat, he would be unmoved, and entirely free from fear.
(287.)

Die *rahats* sind körperlichen Leiden unterworfen, welche aus Hunger und Krankheiten entstehen; aber sie sind frei von Sorgen und Herzeleid. Die *rahats* haben die Furcht vollständig besiegt. Sollten hunderttausend bewaffnete Männer auf einen einzelnen *rahat* eindringen, so würde er unbewegt und furchtlos bleiben.

Seriyut, a rahat, knowing neither desire nor aversion declared: I am like a servant awaiting the command of the master, ready to obey it, whatever it may be; I await the appointed time for the cessation of existence; I have no wish to live; I have no wish to die; desire is extinct.
(287.)

Seriyut, ein *rahat*, frei von Neigung und Abneigung, erklärte: Ich bin wie ein Diener, der die Befehle seines Herrn erwartet, bereit, Alles auszuführen, was mir gesagt wird. Ich erwarte die bestimmte Zeit, wann mein Dasein gänzlich aufhören wird; ich will weder leben, noch will ich sterben: Jeder Wunsch ist todt in mir.

Nirwana selbst ist Nichtsein:

i619 *Nirwana is the destruction of all the elements of existence. The being who is purified, perceiving the evils arising from the sensual organs, does not rejoice therein; by the destruction of the 108 modes of evil desire he has released himself from birth, as from the jaws of an alligator; he has overcome all attachment to outward objects; he is released from birth; and all the afflictions connected with the repetition of existence are overcome. Thus all the principles of existence are annihilated, and that annihilation is nirwana.*
(292.)

Nirwana ist die Vernichtung aller Lebenselemente. Das gereinigte Wesen erfreut sich nicht mehr durch Sinnenlust, nachdem es die Uebel erkannt hat, die daraus entspringen. Durch Vernichtung der 108 Arten böser Begierden befreite es sich von der Wiedergeburt, wie aus dem Rachen eines Alligators; es hat alle Anhänglichkeit an andere Wesen besiegt; es ist vollkommen frei vom Leben, und alle Schmerzen, welche mit der Wiedergeburt verknüpft sind, sind überstanden. Auf diese Weise ist das Leben bis in die Wurzeln vernichtet und dieser Vernichtung ist *Nirwana*.

Nirwana ist thatsächlich das Nichtsein, absolute Vernichtung, obgleich die Nachfolger Budha's sich bemühten, es als etwas Wirkliches der Welt, *sangsara*, gegenüberzustellen und ein Leben in ihm zu lehren, das Leben der *rahats* und Budhas. *Nirwana* soll kein Ort sein und dennoch sollen die Seligen darin wohnen; im Tode der Erlösten soll jedes Lebensprincip vernichtet werden und dennoch sollen die *rahats* leben.

Die Vereinigung mit Gott, von der der Franckforter spricht, findet, wie wir gesehen haben, schon in der Welt statt und ist eben das Himmelreich. Das Himmelreich nach dem Tode ist, wie *Nirwana*, das Nichtsein; denn wenn man diese Welt und das Leben in ihr überspringt und von einer Welt, die nicht diese Welt und von einen Leben, das nicht dieses Leben sei, spricht – wo ist denn da irgend ein Anhaltspunkt?

Vergleicht man nun die Lehre des Franckforter's, die Lehre Budha's und die von mir geläuterte Schopenhauer'sche Lehre mit einander, so wird man finden, daß sie, in der

Hauptsache, die |
i620 denkbar größte Uebereinstimmung aufweisen; denn Einzelnwille, *Karma* und individueller Wille zum Leben sind Eines und dasselbe. Alle drei Systeme lehren ferner, daß das Leben ein wesentlich unglückliches ist, von dem man sich durch Erkenntniß befreien müsse und könne; schließlich ist das Himmelreich nach dem Tode, *Nirwana* und das absolute Nichts Eines und dasselbe.

Schlußwort.

i621

Schopenhauer setzte über seine Kritik der Kantischen Philosophie den Voltaire'schen Ausspruch:

> *C'est le privilège du vrai génie, et surtout du génie qui ouvre une carrière, de faire impunément de grandes fautes.*

Dieses Wort muß auch auf ihn selbst angewandt werden: denn er war nicht nur ein echtes, sondern auch ein bahnbrechendes Genie, dessen Leistungen niemals vergessen werden können, und durfte, ja, er mußte als solches große Fehler machen. Ich habe mich bemüht, dieselben aufzudecken (es war keine leichte Arbeit), getragen von aufrichtiger Verehrung und unaussprechlicher Dankbarkeit gegen den Meister, von dessen Einfluß auf mich ich nicht reden will. Denn wie konnte ich besser meine Dankbarkeit gegen den großen Todten beweisen, als dadurch, daß ich seine Lehre, durch Befreiung von Auswüchsen und Absurditäten, für Jeden, wie ich hoffe, zündend machte? Schopenhauer's Werke sind fast noch gar nicht bekannt. Von den Wenigen, die sie kennen, schütten die Meisten, von den Fehlern abgestoßen, das Kind mit dem Bade aus. Da galt es zu handeln! Die schönste Frucht alles philosophischen Denkens: die Verneinung des individuellen Willens zum Leben mußte gerettet, auf einen unerschütterlichen Grund gebracht und für Alle sichtbar aufgestellt werden. Möge das neue Kreuz alle Diejenigen zur Erlösung führen, welche erlöst sein wollen und doch nicht glauben können. Vier Namen werden alle Stürme und Umwälzungen der kommenden Zeiten überdauern und erst mit der Menschheit untergehen, die Namen Budha, Christus, Kant und Schopenhauer. –

Ich kann nicht schließen, ohne einige Worte über den Stil Schopenhauer's gesagt zu haben. Er ist durchweg deutlich, klar und durchsichtig, auch da, wo transscendente Fragen abgehandelt |
i622 werden, und man kann ihn den philosophischen Musterstil nennen. *La clarté est la bonne foi des philosophes*.

Eine große Zierde der Werke Schopenhauer's sind die immer treffenden Gleichnisse, von oft zauberhafter Wirkung. Sie bekunden die Lebhaftigkeit seines Geistes, die überaus große Combinationsfähigkeit desselben und den künstlerischen Blick in die anschauliche Welt. So vergleicht er Willen und Intellekt mit dem sehenden Lahmen, getragen vom starken Blinden; den, vom sich fürchtenden oder hoffnungsvollen Willen beeinflußten Intellekt mit einer Fackel, bei der man lesen soll, während der Nachtwind sie heftig bewegt; Schriften, welche Zeitfragen behandeln und über die der Strom der Entwicklung weggegangen ist, mit alten Kalendern; Den, welcher sich selbst genügt, mit der hellen, warmen, lustigen Weihnachtsstube mitten im Schnee und Eise der Decembernacht (echt deutsch!); die Genüsse einer schlechten Individualität mit köstlichen Weinen in einem mit Galle tingirten Munde; den Reichthum und den Ruhm mit Seewasser: je mehr man davon trinkt, desto durstiger wird man; die normalen Reflexbewegungen mit der legitimen Autokratie untergeordneter Beamten u.s.w. u.s.w.

Hierher gehören auch die treffenden Ausdrücke wie: das Gehirn muß anbeißen; den bürgerlichen Personen im Drama fehlt es an Fallhöhe; der Morgen ist die Jugend des Tages; die Meisten schreiben nicht wie der Architekt baut, nach einem Plane, sondern wie man Domino spielt; das Schicksal mischt die Karten und wir spielen; alle Krämpfe sind eine Rebellion der Nerven der Gliede gegen die Souveränität des Gehirns; alle Dinge sind herrlich zu sehen, aber schrecklich zu sein u.s.w.

Seine Aphorismen zur Lebensweisheit, seine Paränesen und Maximen strotzen von prägnanten Bildern, und jede Seite bekundet den feinen Kopf, den reichen, genialen, überlegenen Geist.

Ich erwähne ferner seine witzige und sarkastische Ader. Wie beißend nennt er in der Einleitung zur Schrift: »Ueber den Willen in der Natur« (1835) das Kantische System das neueste aller bisherigen!

Auch will ich noch auf Schopenhauer's Ausfälle gegen die »drei Sophisten nach Kant«

und die Philosophie-Professoren hinweisen. Ihr Ton ist giftig und grob zugleich; doch sind sie im Grunde harmloser als sie sich geben. Wenn ich sie las, schwebte |
i623 mir immer sein Kopf vor mit lächelndem Munde und heiteren Augen. So wird er wohl auch ausgesehen haben, als er dem geduldigen Papier die galligen Worte anvertraute und – – mit *Behagen* schimpfte.

Und nun frage ich zum Schlusse: wann wird die deutsche Nation den »unverschämten Vers« ihres zweitgrößten Denkers:

»*Ein Denkmal wird die Nachwelt mir errichten!*«

verwirklichen?

Philipp Mainländer

Die Philosophie der Erlösung

Zweiter Band:
Zwölf philosophische Essays

(1876)

Neuausgabe:
InfoSoftWare - Berlin 2011

[Titelei]

Die
Philosophie der Erlösung

ii-IV

Von
Philipp Mainländer.

Zweiter Band.

Zwölf philosophische Essays.

Gehet und predigt und sprechet: das Himmelreich
ist nahe herbeigekommen.
Machet die Kranken gesund, reinigt die Aussätzigen,
wecket die Todten auf, treibet die Teufel aus.
Matth. 10, 7. 8.

Frankfurt a. M.
Verlag von C. Koenitzer.
1886.

[Titelei]

Zwölf philosophische Essays.

ii-V

I. Realismus und Idealismus.

Sieben Essays.

II. Der Socialismus.

Drei Essays.

Inhalt

ii-VII

ZWEITER BAND.

I. Realismus und Idealismus.

II. Der Socialismus.

I.
Realismus und Idealismus.

ii-IX

Sieben Essays.

Wenn irgend Etwas auf der Welt wünschenswerth ist, so wünschenswerth, daß selbst der rohe und dumpfe Haufen, in seinen besonnenen Augenblicken, es höher schätzen würde als Silber und Gold, so ist es, daß ein Lichtstrahl fiele auf das Dunkel unseres Daseins und irgend ein Aufschluß uns würde über diese räthselhafte Existenz, an der Nichts klar ist als ihr Elend und ihre Nichtigkeit.

Schopenhauer.

ii-XI

I.
Realismus und Idealismus.
Sieben Essays.

Erster Essay.
Der Realismus.

ii1

Primus in orbe Deos fecit timor.
Petronius.

Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht!
Sie halten die Herrschaft
In ewigen Händen,
Und können sie brauchen
Wie's ihnen gefällt.
Goethe.

ii3

Als der erste objectiv gestimmte Naturmensch zum ersten Male über sich und die Welt nachgedacht hatte, schwebte kein Trugbild in seiner Seele: er hatte die Wahrheit mit einem ganz dünnen Schleier gesehen.

Er hatte auf der einen Seite sich und seine Kraft, sein oft siegendes, trotziges, herrliches Ich gesehen; – auf der anderen Seite *Gewalten*, nicht eine einheitliche Gewalt, die bestimmend in seine individuelle Macht eingriffen, Gewalten, denen gegenüber er sich zuweilen völlig ohnmächtig fühlte.

Die Weltanschauung, die auf diesem durchaus richtigen Aperçü gebildet wurde, war der Polytheismus: *die rohe Wahrheit.*

Um diese beiden Punkte, gleichsam die beiden Brennpunkte einer Ellipse, also um das in seinen Egoismus eingeschlossene Ich und um die diesem Ich gegenübertretende Summe aller anderen Individuen dieser Welt, drehten und drehen sich alle Religionen und alle Philosophieen, alle Natur-Religionen und großen ethischen Religionen, alle philosophischen Systeme.

Das, was die einzelnen Religionen und die einzelnen philosophischen Systeme von einander trennt, ist nur die Art des *Verhältnisses*, in welches das Individuum zur übrigen Welt gesetzt wurde. Bald wurde die größere Macht dem Ich zugesprochen, bald der übrigen Welt, bald wurde *alle* Macht in das Ich, bald alle Macht in die übrige Welt gelegt, bald wurde die Macht der übrigen Welt, die sich dem vorurtheilslosen klaren Auge des Denkenden immer als eine Resultirende vieler Kräfte zeigt, als solche, aber roh aufgefaßt, bald wurde sie zu einer verborgenen, heiligen, allmächtigen Einheit gemacht. Und diese Einheit wurde dann wieder bald außerhalb der Welt und diese nur beherrschend, bald innerhalb der Welt und diese belebend (Weltseele), gesetzt.

ii4 Das richtige Verhältniß des Individuums zur Welt und die richtige Bestimmung des Wesens eines jeden dieser Glieder des Verhältnisses bilden die *Wahrheit*, das herrliche Licht, dessen Spur der Edle verfolgt, die Schale des Gral, nach deren süßer Flüssigkeit allein nur noch jeder Parcival Verlangen tragen kann, nachdem er sich, von Ekel erfüllt, mit eigenwilligem Entschluß von der Tafel des Lebens verbannt hat.

Und Alle, Alle, welche die Wahrheit suchten, alle Weisen, alle großen Religionsstifter, Propheten und Genialen haben das Licht der Wahrheit gesehen, die Einen nur reiner als die Anderen, Wenige ganz rein. Und warum haben Alle das Licht der Wahrheit gesehen? Weil es sich im Grunde um etwas außerordentlich Einfaches handelt: es haben nur *zwei* Glieder, die das *blödeste* menschliche Auge erkennt, comtemplativ betrachtet und in ein Verhältniß zueinander gestellt zu werden. Auch verlangt das echte richtige Verhältniß nur eine freie Urtheilskraft, weil es von der Natur zu jeder Zeit *richtig* gezeigt wird. Die Sphinx, das Räthsel der Welt, hat vom Augenblicke an, wo ein Mensch zum ersten Mal vor ihr stehen blieb und in ihre Augen blickte, gesprochen:

> In meinen Augen liegt der Schlüssel zum Welträthsel. Bleibst du ruhig und hältst dich von Verwirrung frei, so wirst du ihn erkennen und damit das Räthsel lösen!

und sie wiederholte diese Worte seit jenem Augenblicke jedem Parcival, der vor sie trat, und

sie wird sie wiederholen bis an's Ende der menschlichen Gattung Jedem, der sie aufsucht.

Was nun in diesem Suchen nach Wahrheit von Anbeginn der Cultur bis auf unsere Tage in den Augen der Sphinx erkannt wurde, das soll uns jetzt beschäftigen und zwar zunächst Das, was man unter dem Begriff Realismus zusammenfaßt. Wir werden dabei zu dem überraschenden Resultat kommen, daß der indische Pantheismus trotz seines Idealismus der reine, nackte, der auf die Spitze getriebene und hier sich überschlagende Realismus ist.

Vor Allem müssen wir den Begriff Realismus ganz genau definiren.

Seit *Kant* versteht man unter Realismus (naiver Realismus, kritikloser Realismus) jede Naturbetrachtung, die ohne vorhergegangene genaue Untersuchung des menschlichen Erkenntnißvermögens bewerkstelligt wird. Die Welt wird vom Realismus für genau so |
ii5 gehalten, wie sie das Auge sieht, das Ohr hört, kurz, wie die Sinne sie wahrnehmen. Man kann deshalb auch sagen, daß der Realismus das *erkennende* Ich *überspringt*.

Kritischer Idealismus dagegen ist jede Naturbetrachtung, welche die Welt als ein Bild, eine Spiegelung im Geiste des Ich darstellt und die Abhängigkeit dieses Spiegelbildes vom Spiegel der Erkenntnißkraft betont und nachweist. Man kann deshalb auch sagen, daß der kritische Idealismus das *erkennende* Ich, seinen Stützpunkt, zur *Hauptsache* macht.

Naiver Realismus und kritischer Idealismus erfüllen aber nicht die ganzen Sphären der Begriffe Realismus und Idealismus, weil sie nur auf dem *erkennenden* Ich beruhen. Zu ihnen treten noch der absolute Realismus und der absolute Idealismus.

Wir haben mithin mit Absicht auf das rein erkennende Ich:

1) den naiven Realismus,
2) den kritischen Idealismus,

und mit Absicht auf das ganze Ich:

1) den absoluten Realismus,
2) den absoluten Idealismus, den ich auch Ding-an-sich-Idealismus nenne.

Der absolute Realismus überspringt das *ganze*, das erkennende *und* wollende Ich.

Der absolute Idealismus erhebt das erkennende *und* wollende Ich, das einzelne Individuum auf den Thron der Welt.

Schon aus diesen Erklärungen ergiebt sich, daß die *Phänomenalität* der Welt ganz gut mit dem absoluten *Realismus* zusammen bestehen kann. Das Individuum ist eine absolut todte Marionette: sein Geist *und* sein Wille, sein ganzes Wesen ist phänomenal.

Obige Erklärungen sind sehr fest zu halten.

Was ist der *Kern aller* Religionen der Naturvölker, die im Scheine der Morgenröthe der Cultur lagen?

Ihr Kern ist das außerordentlich *lose* mit der Welt verknüpfte Individuum.

Der einzelne Mensch aß, trank und zeugte. Er tödtete Thiere, züchtete Thiere und bestellte das Feld. Verwundete ihn auf der Jagd eine giftige Schlange tödtlich oder zerbrach ihm ein Löwe mit gewaltigem Tatzenschlag einen Arm, kämpfte er mit einem Neben|menschen
ii6 und unterlag er, so sah er in allem Dem nichts Merkwürdiges, nichts Staunenswerthes, nichts Fürchterliches, nichts Wunderbares. Die Schlange, der Löwe, der Nebenmensch hatten eine Gewalt ausgeübt, die beschränkt war und die er vollständig klar erkannte. Er wußte, daß er unter günstigen Umständen den Nebenmenschen, den Löwen, die Schlange tödten könnte. Was waren sie dann? Sie waren todt und von ihnen war keine Spur mehr zu entdecken.

Der Mensch ging ruhig seinen Geschäften nach und grübelte nicht. Er steifte sich auf sein trotziges Ich, das, so lange er es in rüstiger Kraft bethätigen konnte, ihm vollständig genügte. Er ruhte auf sich selbst, auf seinem felsenfesten individuellen Lebensgrund, den er wohl als einen schmalen, von anderen Individuen seines Gleichen beschränkten, aber doch als einen festen, soliden, mächtigen erkannte.

Brach dagegen in seinen Heerden eine verheerende Seuche aus, befruchtete der Himmel seine Saaten nicht oder sog die glühende Sonne alle Kraft aus den Halmen und verdorrte sie wie gemähtes Gras, umzog sich das Firmament schwarz und fiel unter furchtbarem Krachen und Donnergepolter das himmlische Feuer auf sein Weib und seine Kinder, erbebte die Erde und verschlang spurlos seine Hütte, sein Hab und Gut, wehten versengende Wüstenwinde über

seine Fluren, mußte er vor den Gluthen brennender Wälder und Steppen mit wilden Thieren, die in diesem Falle wie friedliche Lämmer neben ihm liefen, in eiliger Flucht Rettung suchen, traten die Bäche und Flüsse aus und verschlangen in ihren Fluthen das Theuerste, was er besaß, machte ihn Krankheit siech und kraftlos und ließ ihn mit Entsetzen in die kalte Nacht des Todes blicken, – da stürzte er wie besinnungslos zur Erde und leckte Staub, da zitterte sein ganzer Leib, da wankte sein individueller trotziger Lebensgrund, da verlor er seine individuelle Macht und Bedeutung vollständig aus dem Bewußtsein, da betete er zerknirscht die unsichtbare Gewalt an, die im Wüstenwind, in den Wasserfluthen, in den Seuchen, im himmlischen Feuer, in den versengenden Gluthen der Sonne, in seiner Krankheit sich mit furchtbarer, allmächtiger Deutlichkeit offenbarte, da gab er ihr Alles, auch *seine* Kraft, und fühlte sich in namenloser Angst als *reines Nichts.*

Die Schlange, den Löwen, den Nebenmenschen konnte er tödten, aber das himmlische Feuer, die Sonne, die Wasserfluth, – diese |
ii7 Gewalten waren total unabhängig von ihm, während er total abhängig von ihnen war.

War jedoch das Gewitter vorbei, schwankte die Erde nicht mehr unter seinen Füßen, waren die Wasser verlaufen, kurz, zeigte die Natur wieder ihre normale Thätigkeit – da steifte er sich wieder auf sein trotziges Ich, da ruhte er wieder auf sich selbst, auf seinem felsenfesten individuellen Lebensgrund.

Sein Verhältniß zur Welt blieb auch noch immer das alte, ursprüngliche, lose, als er anfing, sich Götter zu bilden und diese von Zeit zu Zeit verehrte (gewöhnlich dann, wann er aus deutlichen Vorzeichen auf die baldige Offenbarung der übersinnlichen Kräfte schloß) – ja, es blieb auch dasselbe, als Priesterkasten entstanden waren und die Verehrung der Götter auf Grund eines regelmäßigen Cultus stattfand. Die Furcht vor den Göttern rang noch immer mit dem Bewußtsein der individuellen Macht und Kraft und bald war jene, bald dieses oben auf und Sieger.

Der Polytheismus der Naturvölker zeigt eine große Wahrheit, eine bedeutende Einseitigkeit und eine sehr bemerkenswerthe Unklarheit.

Die große Wahrheit ist:

1) daß das Individuum gleichberechtigt neben der übrigen Welt steht, eine Macht wie diese ist.
2) daß diese übrige Welt aus Individuen zusammengesetzt, eine Collectiv-Einheit, keine einfache Einheit ist.

Die bedeutende Einseitigkeit ist:

daß das Individuum bald sich, bald der übrigen Welt die *ganze* Macht gab.

Die bemerkenswerthe Unklarheit ist:

daß das Individuum zwar sehr richtig die Macht der übrigen Welt als Thätigkeiten *einzelner* Individuen erkannte, aber sich nicht zur Erkenntniß durcharbeitete, daß diese einzelnen Thätigkeiten verknüpft und verbunden sind und zwar so innig, als ob sie einer *einfachen Einheit* entflössen.

Deshalb nannte ich auch oben den Polytheismus die rohe Wahrheit.

Dieser rohen Wahrheit bemächtigten sich nun einzelne geniale Köpfe, die durch sociale Einrichtungen in die günstige Lage versetzt wurden, den Blick in die Augen der Sphinx zu ihrer Lebensaufgabe |
ii8 zu machen: sie waren der harten Arbeit um's tägliche Brod durch Privilegien enthoben.

Daß es ja Niemanden einfalle, in unglaublicher Verblendung den Despotismus der alten morgenländischen Staaten und die Kastenverfassung der alten Inder mit Koth zu bewerfen. Er würde dem Denker nur die tiefste Unwissenheit und größte Beschränktheit offenbaren. Der Despotismus der alten Militair-Monarchien ist einem Riesen zu vergleichen, der die herrlichste Erscheinung der Menschheit: die geistige Blüthe, als Rosenknospe davor bewahrte, von Menschenbestien zertreten zu werden, und der Kastenstaat war der richtige Boden, aus dessen mit bewunderungswürdigem Scharfsinn zusammengesetzten Bestandtheilen nur die Knospe die nothwendige Nahrung ziehen konnte, um sich mit berauschendem Duft zu erschließen.

Diese Genialen, »deren Namen Gott allein kennt«, zogen nun zunächst, jedoch im Polytheismus verbleibend, das lose Band zwischen Individuum und Welt straffer an. *Sie erstreckten die Thätigkeit der Götter auch auf das menschliche Herz.* Im ursprünglichen, ganz rohen Polytheismus hatte kein Gott, kein Fetisch, kein Dämon Gewalt über das menschliche Herz. Ihre Macht reichte gleichsam nur bis zur Haut des Individuums. Die Habe und das Leben des Menschen hingen von übersinnlichen Mächten ab, seine Thaten im Leben dagegen flossen aus seinem selbstherrlichen Herzen allein.

Dieses Verhältniß veränderten die Reformatoren des rohen Polytheismus mit fester Hand und sie betraten auf diese Weise die Bahn, an deren Ende der absolute Realismus nothwendigerweise stehen mußte; denn, wie ich oben sagte, die große Wahrheit des rohen Polytheismus ist die:

> daß das Individuum *gleichberechtigt* neben der übrigen Welt steht, eine Macht wie diese ist.

Nun aber überlieferten die Reformatoren einen Theil des Herzens der Individuen, nicht das *ganze* Herz, den übersinnlichen Mächten, indem sie lehrten, daß gewisse guten oder schlechten Handlungen des Menschen nicht unmittelbar aus dem Willen des Individuums flössen, sondern nur mittelbar auf fremden dämonischen oder göttlichen Anlaß, d. h. sie *erweiterten* die dem Individuum gegenüberstehende Kraftsumme des Weltalls auf *Kosten* der Macht des Einzelnen.

ii9 Diese Veränderung war entschieden eine Verbesserung des rohen Polytheismus, aber eine gefährliche. Sie war eine Verbesserung, weil sie die hohe Wahrheit ausdrückt,

> daß das Individuum nicht ohne *fremdes*, von ihm total unabhängiges Motiv handeln *kann*;

sie war aber eine *gefährliche* Verbesserung, weil sie ohne philosophische Klarheit gemacht und dadurch das richtige Grundverhältniß des Individuums zur Welt verschoben wurde. Sie setzte den einzelnen Menschen eine Stufe tiefer auf jener verhängnißvollen Leiter herab, an deren Ende er als eine todte Marionette steht, die ganz in der Gewalt einer einfachen Einheit liegt.

Im weiteren Verlauf der Reformation des Polytheismus trat eine neue, gleichfalls *gefährliche Verbesserung* in die Erscheinung. Hier leuchtet uns nun zum ersten Male aus dem Dunkel des Alterthums ein unsterblicher Name entgegen: *Zarathustra* (*Zoroaster*).

Indem er erkannte, daß die Sonne, die Luft, das Feuer, das Wasser, die Erde bald vernichtend, bald segensreich, zwar *einzeln* wirken, aber doch ein unsichtbarer Zusammenhang zwischen allen diesen Einzeldingen und ihren Thätigkeiten bestehe, lehrte er die große Wahrheit

> vom dynamischen Zusammenhang der Dinge,

aber auf Kosten der oben präcisirten Fundamental-Wahrheit,

> daß die übrige Welt aus Individuen zusammengesetzt ist.

Er hielt diese beiden Wahrheiten nicht auseinander, weil er es nicht *konnte*. Die Philosophie mußte, wie Alles auf Erden, einen Entwicklungsgang durchmachen. In der damaligen Zeit war der menschliche Geist noch nicht klar und mächtig genug, diese außerordentlich wichtige Auseinanderhaltung der nur aus Individuen zusammengesetzten Welt und des sie unsichtbar umschlingenden dynamischen Zusammenhangs zu bewerkstelligen.

Gefährlich war auch diese Verbesserung insofern noch, als sie wiederum das Individuum eine Stufe tiefer herabsetzte, ihm das tiefere Gepräge einer ohnmächtigen Creatur, einer Marionette gab. Zur ganzen Marionette machte es Zarathustra noch nicht. Auch hielt er sich innerhalb der Grenzen des Polytheismus, indem er diesen auf seinen einfachsten Ausdruck, den Dualismus, brachte. Es kämpft der Lichtgott (Ormuzd), unterstützt von Schaaren guter Engel mit dem Gott der Finsterniß (Ahriman, Satan, Teufel), unterstützt |
ii10 von Schaaren treuer Dämonen. Sie kämpfen gleichsam in der Luft miteinander und der Reflex dieses Kampfes im Spiegel der Menschenbrust ist *Antrieb* zu guten und bösen Thaten, deren Ausführung immer noch vom individuellen Willen abhängt. Wie gesagt, das Individuum ist

auch in der schönen Lehre des genialen Persers keine reine Marionette, sondern hat noch selbstherrliche Kraft. Der Grund aber, wo sich diese Kraft bethätigen kann, ist sehr schmal.

Nun blieb nur noch ein Schritt zu machen übrig und der menschliche Geist *mußte* ihn machen. Als er gemacht war, war die ganze Bahn des Realismus zurückgelegt. Es war dann gerade so wie im Lied vom Erlkönig:

In seinen Armen das Kind war todt,

d. h. in den Armen des absoluten Realismus lag das todte Individuum, eine leblose Marionette, die von einem allmächtigen einheitlichen Wesen aktuirt, gleichsam galvanisirt wurde.

Was war zunächst im jüdischen Monotheismus und im indischen Pantheismus geschehen?

Vor Allem war die hohe Wahrheit

vom dynamischen Zusammenhang der Dinge

mit unübertrefflicher Klarheit erfaßt worden. Der Dualismus des Zarathustra war mit kühner Hand zerdrückt und an seine Stelle der strengste Monismus gesetzt worden. Der Weltgang war nicht mehr bedingt durch das wechselnde Kriegsglück zweier mächtigen Gottheiten, die in beständigem Kampfe mit einander lagen, sondern er war der Ausfluß eines einzigen Gottes, neben dem es keine anderen Götter gab. An die Stelle einer sprunghaften Weltentwicklung, eines launenhaften Spiels guter und böser Geister war ein nothwendiger Fortgang nach unwandelbaren Gesetzen, nach einem weisheitsvollen Weltplan getreten.

Wie man sich diese Einheit dachte, das war durchaus Nebensache. Ob man sie sich gar nicht vorstellte, oder als einen Geist, eine stofflose unendliche Kraft dachte, oder ob man sich ein menschenähnliches Wesen mit gütigen Augen, wohlwollenden Zügen und mit langem weißem Barte in der Phantasie ausmalte – das war Beiwerk ohne Bedeutung. Die Hauptsache blieb die Erkenntniß eines dynamischen Zusammenhangs der Welt, einer einheitlichen Leitung derselben und ein Weltlauf, der das Gepräge unerbittlicher Nothwendigkeit trug.

ii11 Diese Wahrheit war aber theuer, verhängnißvoll theuer auf Kosten anderer Wahrheiten erkauft.

Die große Wahrheit des Polytheismus,

1) daß das Individuum gleichberechtigt neben der übrigen Welt steht, eine Macht wie diese ist,
2) daß die ganze Welt aus Individuen zusammengesetzt ist und daß sich in oder über dieser Welt keine einfache Wesenheit befindet,

erhielt von ihr den Todesstoß. Das Grundverhältniß des Individuums zur Welt, das die Natur immer wahr, nie lügend, jedem Aufmerksamen und Redlichen jederzeit unverhüllt vor die Augen rückt, war vollständig verwirrt und unnatürlich gemacht worden. Alle Macht war dem Individuum genommen und der Einheit gegeben worden. Das Individuum hatte keine Macht mehr, war eine reine Null, eine todte Marionette; Gott hatte dagegen alle Macht, war die unerschöpfliche Fülle, die Urquelle alles Lebens.

Was den Monotheismus vom Pantheismus unterscheidet, überhaupt die Verzweigungen dieser beiden großartigen Religionssysteme, deren Tiefsinn den Forscher immer und immer wieder mit Bewunderung erfüllt, das Alles hat für unsere Untersuchung keinen Werth. Für uns ist die Hauptsache Das, was beiden gemeinsam ist. Sie haben eine gemeinsame Wurzel: den absoluten Realismus und beide haben genau dieselbe Spitze: das in den Armen eines allmächtigen Gottes liegende todte Individuum.

Wie ist es aber möglich, wird man fragen, daß die Wahrheit mit der Wahrheit streiten kann? Wie ist es möglich, daß im Fortgang der Entwicklung des menschlichen Geistes die Wahrheit immer nur auf Kosten der Wahrheit erkannt wurde?

Diese Fragen treffen das Welträthsel an dem Punkt, wo es die Schleier alle fallen lassen und sich enthüllen muß, ähnlich, wie ein Schuß in's Centrum eine Figur, die sich hinter der Schießscheibe befindet, hervorschnellt.

Das Welträthsel fasse ich in diese Worte:

> Die Welt ist, wie die Natur zeigt, *nur* aus Individuen zusammengesetzt; nirgends ist die Spur einer einfachen Einheit zu erkennen. Der Weltlauf ist die Resultirende der

Wirksamkeiten aller dieser Individuen.

ii12 Und dennoch ist dieser Weltlauf, ist der Zusammenhang der Welt ein solcher, daß jeder Aufmerksame ihn auf eine einfache Einheit zurückführen muß.

Der letztere Satz nimmt sich im strahlenden Gewand der Poesie, wie folgt, aus:

Wo warest du, da ich die Erde gründete?
Weißt du, wer ihr das Maaß gesetzt hat? Oder wer über sie eine Richtschnur gezogen hat?
Oder worauf stehen ihre Füße versenkt? Oder wer hat ihr einen Eckstein gelegt?
Wer hat das Meer mit seinen Thüren verschlossen, da es herausbrach wie aus Mutterleibe?
Da ich es mit Wolken kleidete und in Dunkel einwickelte, wie in Windeln?
Da ich ihm den Lauf brach mit meinem Damm, und setzte ihm Riegel und Thür,
Und sprach: Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter; hier sollen sich legen deine stolzen Wellen.
Kannst du die Bande der sieben Sterne zusammenbinden? Oder das Band des Orion auflösen?
Kannst du den Morgenstern hervorbringen zu seiner Zeit? Oder den Wagen am Himmel über seine Kinder führen?
Weißt du, wie der Himmel zu regieren ist? Oder kannst du ihn meistern auf Erden?

(Hiob, 38.)

Jeder Satz des Welträthsels hebt den anderen auf. Jeder negirt, was der andere setzt. Jeder drückt eine hohe Wahrheit aus und jede dieser Wahrheiten streitet mit der anderen: sie stehen in einem absoluten, feindlichen Gegensatz zu einander.

Das Welträthsel ist ein logisches und zugleich reales Dilemma: es ist das bitterste Dilemma, das es geben kann, aber zugleich auch glühender, spitzer Sporn für den Geist, alle seine Kräfte zusammen zu raffen und sich die Versöhnung des Widerspruchs zu erringen.

Wir wollen jetzt zurückblicken und die Entwicklung des Geistes nochmals verfolgen.

Seine erste Weltanschauung war eine richtige, aber rohe. Er stellte das Fundament der Wahrheit für alle Zeiten fest:

ii13 Auf der einen Seite das Individuum; auf der anderen Seite die Welt: Jedes ist eine reale Macht, jedes wirkt auf das andere und beschränkt es.

Auf diesem Fundament errichtete der Geist das erste Stockwerk der Wahrheit, jedoch ohne auf den Mauern des Fundaments zu bauen. Er errichtete die Wände des Stockwerks gleichsam zwischen den Grundmauern, nicht auf denselben, gegen alle Regeln der Baukunst. Sein Stockwerk war ganz richtig, aber es schwebte in der Luft: es hatte keine solide Unterlage. Er beachtete den Plan nicht und lehrte die Wahrheit

daß das Individuum nicht ohne fremdes, von ihm total unabhängiges Motiv handeln kann.

Der Geist gravitirte nach dem einen Factor der Weltbewegung und erweiterte dessen Macht im Widerspruch mit der Natur auf Kosten der Macht des anderen Factors. Trotzdem hatte er eine unermeßliche Errungenschaft gemacht. Er hatte den ersten Blick in den dynamischen Zusammenhang der Welt geworfen.

Hierauf errichtete der Geist das zweite Stockwerk der Wahrheit. Er ergründete jetzt den dynamischen Zusammenhang, hypostasirte ihn und machte ihn allein zum Herrn der Welt. Er tödtete das Individuum, um Gott doppelte Macht, doppeltes Leben zu geben. Er lehrte einen alleinigen Gott,

Schöpfer des Himmels und der Erde

oder einen alleinigen Gott

in der Welt, eine Weltseele.

Eine Auflösung des Welträthsels, eine Versöhnung des Widerspruchs, den die Natur zeigt, war das Alles nicht. Das Alles war einseitige Naturbetrachtung. Vom Bilde der Wahrheit wurden dichte Schleier herabgezogen und zugleich wurde es von derselben Hand mit neuen Schleiern verhüllt. Die Wahrheit erhielt tiefe eiternde Wunden. Aber die neuen Schleier waren weniger dicht als die herabgerissenen, und die Wahrheit wuchs und gedieh trotz der eiternden Wunden; denn auch hier, auf dem reinen Gebiete des Geistes, mußte sich das Grundgesetz der ganzen Welt, der Fortschritt, offenbaren.

Keine Urkunde der menschlichen Gattung aus jener sprossenden treibenden Frühlingszeit

des Geistes zeigt uns das wilde Gähren des Forschungs- und Wahrheitstriebs in einer so herrlichen Form |
ii14 wie das alte Testament. Ich will dies jetzt an merkwürdigen Stellen aus dem Buche Hiob, den Psalmen und dem Koheleth zeigen. Zugleich wird man sehen, wie schön und unmittelbar das trotzige Individuum sich gegen die Allmacht Gottes auflehnte. Warum? Es fühlte und erkannte seine Kraft; das Bewußtsein seiner unmittelbar in sich erfaßten halben Selbstherrlichkeit konnte nicht immer durch die abstrakte Lehre von einem allmächtigen Wesen, das Alles, was existirte, erschaffen hatte und am Leben erhielt, verdunkelt werden. Wir werden ein intensives Schwanken des Menschen zwischen den beiden sich widersprechenden Sätzen des Welträthsels finden und dann bald Worte der sich vollständig ohnmächtig fühlenden *Creatur*, bald Worte der auflodernden Individualität hören, welche letzteren beinahe lauten wie:

Hast du nicht Alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
— — — — — —
Ich dich ehren? Wofür?
— — — — — —

Auch werden wir erschütternde Klagen über das Welträthsel vernehmen, dessen Widerspruch Niemand so wunderbar poetisch gestaltet hat als *Goethe* in den Worten:

Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann *tief mein Innerstes* erregen:
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann *nach außen* nichts bewegen.

Vorher jedoch noch eine kurze Bemerkung. Man befindet sich im schwersten Irrthum, wenn man aus den sich widersprechenden Stellen der Bibel dem Monotheismus ein milderes Gepräge geben will. Monotheismus und todte Creatur sind Wechselbegriffe. Creatur-Marionetten und allmächtiger Gott sind die unverrückbaren Grundpfeiler des Monotheismus sowohl als auch des Pantheismus. Die sich widersprechenden Stellen der Bibel spiegeln nur, wie ich bereits sagte, das *Schwanken* des Individuums, nicht das Wesen des Monotheismus.

Nur Einen Unterschied kann man zwischen Monotheismus und Pantheismus machen, wenn man das Unwesentliche nicht berücksichtigt. Im letzteren ist das Individuum eine bloße Form, in der *immer* |
ii15 der alleinige Gott *in* der Welt wirkt. Im ersteren dagegen ist das Individuum gleichsam eine Maus, die sich die Katze erst erschaffen hat und dann manchmal laufen läßt wie sie will, bald rechts, bald links, bald geradeaus, bald zurück. Die Katze verliert sie aber *nie* aus dem Auge. Von Zeit zu Zeit schlägt sie die Krallen in das Fleisch und mahnt sie daran, daß sie gar Nichts ist. Schließlich beweist sie ihr dies, ohne daß noch Zeit zu irgend einer Erwiederung wäre: sie beißt ihr einfach den Kopf ab.

Dieser Unterschied ist aber nur ein scheinbarer, ein Unterschied auf der Oberfläche. Gott hat diese halb selbstständig *scheinende* Maus *geschaffen*, ihr ein *bestimmtes* Wesen gegeben. Alle ihre Handlungen sind also, wie im Pantheismus, doch immer letzten Endes *göttliche* Handlungen. Die armen Theologen! Wie mußten sie sich durch Jahrtausende bis in unsere Zeit damit abquälen, diese nackte Thatsache mit dem Sündenfall nothdürftig zu verhüllen! Und nie wollte der Lappen hängen bleiben. Er fiel immer wieder beim leisesten Windhauche ab. Das machte das unerbittliche Grundprincip des Monotheismus:

Hie todte Creatur, hie allmächtiger Gott!

Das trotzige Gefühl des Individuums zur Zeit der rohen Naturreligionen finden wir in der Bibel am schönsten in denjenigen Stellen ausgedrückt, wo Fromme, wie David, Salomo, Hiob, von *Gottlosen* sprechen.

Die Thoren sprechen in ihrem Herzen: *es ist kein Gott*.

(Psalm, 14, 1.)

Ein unnützer Mann blähet sich, und ein geborener Mensch will sein, wie ein *junges Wild*.

(Hiob 11, 19.)

Der Gottlose hat seine Hand wider Gott gestreckt, und wider den Allmächtigen sich gesträubt.

Er läuft mit dem Kopf an ihn, und ficht halsstarrig wider ihn.

(Hiob 15, 25-26.)

Hat sich mein Herz heimlich bereden lassen, daß meine Hand meinen Mund küsse?

(Hiob 31, 27.)

Der Gottlose ist so stolz und zornig, daß er nach Niemand fragt; in allen seinen Tücken hält er Gott für nichts.

Er handelt trotzig mit allen seinen Feinden.

ii16 Er spricht in seinem Herzen: Ich werde nimmermehr darnieder liegen: es wird für und für keine Noth haben.

(Psalm 10.)

Der Herr wolle ausrotten alle Heuchelei, und die Zunge, die da stolz redet.

Die da sagen: unsere Zunge soll Ueberhand haben, uns gebührt zu reden; *wer ist unser Herr?*

(Psalm 12, 5.)

Die Angst des Menschen dagegen beim wilden Kampf elementarer Gewalten und seine inbrünstige Gottesverehrung dann, – ja nur dann! – wann er sich gleichsam mit eisernem Griff am Genick gepackt fühlte, zeigen sich unübertreffbar rein im naiven hochpoetischen Herzenserguß David's im 18. Psalm.

Wenn mir *angst* ist, so rufe ich den Herrn an und schreie zu meinem Gott.

Die Erde bebte, und ward bewegt, und die Grundfesten der Berge regten sich, und bebten, da er zornig war.

Dampf ging auf von seiner Nase, und verzehrendes Feuer von seinem Munde, daß es davon blitzte.

Er neigte den Himmel und fuhr herab, und Dunkel war unter seinen Füßen.

Und er fuhr auf dem Cherub, und flog daher; er schwebte auf den Fittigen des Windes.

Sein Gezelt um ihn her war finster, und schwarze dicke Wolken, darin er verborgen war.

Vom Glanze vor ihm trennten sich die Wolken mit Hagel und Blitzen.

Und der Herr donnerte im Himmel, und der Höchste ließ seinen Donner aus mit Hagel und Blitzen.

Er schoß seine Strahlen, und zerstreute sie; er ließ sehr blitzen und schreckte sie.

Da sah man Wassergüsse, und des Erdbodens Grund ward aufgedeckt, Herr, von deinem Schelten, von dem Odem und Schnauben deiner Nase.

Die Wahrheit, daß kein Individuum in der Welt ohne Motiv handeln kann, daß es also nur eine halbe Selbstständigkeit hat: diese schöne Wahrheit des reformirten Polytheismus spiegelt sich rein in den Worten David's:

Der Herr lenket ihnen Allen das Herz; er merket auf alle ihre Werke.

(Psalm 33, 15.)

ii17 und in der wunderschönen Stelle, die zugleich den echten dynamischen Zusammenhang des Weltalls charakterisirt:

Wo soll ich hingehen vor deinem Geist? Und wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht?

Führe ich gen Himmel, so bist du da. Bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du auch da.

Nähme ich Flügel der Morgenröthe, und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst führen, und deine Rechte mich halten.

(Psalm 139, 7-10.)

Von den Stellen, welche den reinen starren Monotheismus: »hie todtes Individuum, hie allmächtige Einheit«, ausdrücken, wähle ich die folgenden aus:

Deine Hände haben mich gearbeitet, und gemacht Alles, was ich um und um bin.

(Hiob 10, 8.)

Wer weiß solches Alles nicht, daß des Herrn Hand das gemacht hat?

Daß in seiner Hand ist die Seele alles deß, das da lebet, und der Geist alles Fleisches eines Jeglichen?

(*ib*. 12, 9-10.)

Der Mensch vom Weibe geboren, lebet kurze Zeit und ist voll Unruhe;

Gehet auf wie eine Blume, und fällt ab; fleucht wie ein Schatten und bleibet nicht.

(*ib*. 14, 1-2.)

Die Verwesung heiße ich meinen Vater, und die Würmer meine Mutter und meine Schwester.

(*ib*. 17, 14.)

Siehe, der Mond scheint noch nicht, und die Sterne sind noch nicht rein vor seinen Augen: Wie viel weniger ein Mensch, die Made, und ein Menschenkind, der Wurm? (*ib*. 25, 5-6.)

So Gott es sich würde unterwinden, so würde er Aller Geist und Odem zu sich sammeln.

(*ib*. 34, 14.)

Die Opfer, die Gott gefallen, sind ein geängsteter Geist; ein geängstetes und zerschlagenes Herz wirst du, Gott, nicht verachten.

(Psalm 51, 19.)

Ist doch der Mensch gleich wie nichts; seine Zeit fähret dahin, wie ein Schatten.

(Psalm 144, 4.)

Es geht dem Menschen wie dem Vieh; wie dieß stirbt, so stirbt er auch, und haben alle einerlei Odem, und der Mensch hat nichts mehr, denn das Vieh; denn es ist Alles eitel.

ii18 Es fährt Alles an einen Ort; es ist Alles von Staub gemacht, und wird wieder zu Staub.

Wer weiß, ob der Odem des Menschen aufwärts fahre, und der Odem des Viehes unterwärts unter die Erde fahre?

(Prediger 3, 19-21.)

Deutlicher aber als alle diese Stellen zeigt der Stoßseufzer David's:

Ach wie gar Nichts sind doch alle Menschen!

(Psalm 39, 12.)

das Bewußtsein und Gefühl völliger hoffnungsloser Ohnmacht.

Wie maßlos verherrlicht dagegen der Fromme die ihm gegenübertretende Macht in der Natur:

Ich erkenne, daß du Alles vermagst, und kein Gedanke ist dir verborgen.

(Hiob 42, 2.)

Gott hat ein Wort geredet, das habe ich etliche mal gehöret, daß Gott allein mächtig ist.

(Psalm 62, 12.)

Das Individuum mit seiner realen Macht (diese Thatsache der inneren und äußeren Erfahrung) empörte sich jedoch, so oft es konnte, gegen Gott (diese Thatsache der äußeren Erfahrung allein), sowohl in Klagen über das Welträthsel, als in heftigem Schwanken zwischen individueller Kraft und Gott und in directen Vorwürfen.

Auch legt man die Hand an die Felsen, und gräbt die Berge um.
Man reißet Bäche aus den Felsen, und Alles, was köstlich ist, siehet das Auge.
Man wehret dem Strom des Wassers, und bringt, das verborgen darinnen ist, an das Licht.
Wo will man aber Weisheit finden? Und wo ist die Stätte des Verstandes?
Niemand weiß, wo sie liegt, und wird nicht gefunden im Lande der Lebendigen.
Man kann nicht Gold um sie geben, noch Silber darwägen, sie zu bezahlen.
Gold und Diamant mag ihr nicht gleichen, noch um sie goldenes Kleinod wechseln.
Die Weisheit ist höher zu wägen denn Perlen.
Woher kommt denn die Weisheit? Und wo ist die Stätte des Verstandes?
ii19 Sie ist verholen vor den Augen aller Lebendigen, auch verborgen den Vögeln unter dem Himmel.
Gott weiß den Weg dazu, und kennet ihre Stätte.
Denn er stehet die Enden der Erde, und schauet Alles, was unter dem Himmel ist.

(Hiob, 28.)

Aber es thut mir wehe im Herzen, und sticht mich in meinen Nieren,
Daß ich muß ein Narr sein, und nichts wissen, und muß wie ein Thier sein vor dir.

(Psalm 73, 21-22.)

Gleichwie du nicht weißt den Weg des Windes, und wie die Gebeine im Mutterleibe bereitet werden; also kannst du auch Gottes Werk nicht wissen, das er thut überall.

(Prediger 11, 5.)

Es verdroß mich auf die Ruhmredigen, da ich sah, daß es den Gottlosen so wohl ging.
Sie sind nicht im Unglück wie andere Leute, und werden nicht wie andere Menschen geplagt.
Darum muß ihr Trotzen köstlich Ding sein, und ihr Frevel muß wohlgethan heißen.
Ihre Person brüstet sich wie ein fetter Wanst; sie thun, was sie nur gedenken.

(Psalm, 73.)

Es begegnet einem wie dem andern, dem Gerechten wie dem Gottlosen, dem Guten und Reinen wie dem Unreinen, dem, der opfert, wie dem, der nicht opfert. Wie es dem Guten gehet, so gehet es auch dem Sünder. Wie es dem Meineidigen gehet, so gehet es auch dem, der den Eid fürchtet.

So gehe hin, und iß dein Brod mit Freuden, trinke deinen Wein mit gutem Muth.

(Pred. 9, 2 u. 7.)

Ich wandte mich, und sah, wie es unter der Sonne zugehet, daß zum Laufen nicht hilft schnell sein, zum Streit hilft nicht stark sein, zur Nahrung hilft nicht geschickt sein, zum Reichthum hilft nicht klug sein. Daß einer angenehm sei, hilft nicht, daß er ein Ding wohl könne; sondern alles liegt an der Zeit und dem Glück.

(*ib*. 9, 11.)

Darum merkte ich, daß nichts Besseres darinnen ist, denn fröhlich sein und sich gütlich thun in seinem Leben.

(*ib*. 3, 12.)

Merket doch, daß mir Gott Unrecht thut, und hat mich mit seinem Jagdstrick umgeben.

(Hiob 19, 6.)

Wer ist der Allmächtige, daß wir ihm dienen sollten? Oder was sind wir gebessert, so wir ihn anrufen?

(*ib*. 21, 15.)

ii20 Ich habe oben gesagt, daß der Unterschied zwischen Pantheismus und Monotheismus kein Unterschied im Grunde, sondern nur ein solcher auf der Oberfläche sei, da in diesem wie in jenem System letzten Endes jede menschliche That eine göttliche That ist. Ich habe ferner gesagt, daß das Grundprincip des Monotheismus und Pantheismus (auch des Materialismus) das todte Individuum im Arm einer allmächtigen Einheit sei.

Trotzdem genügte dieser kleine schwache Unterschied zur Begründung eines sehr beachtenswerthen praktischen Verhältnisses zwischen Mensch und Welt, das um so wichtiger ist, als es das Fundament der christlichen Religion, d. h. das Fundament der absoluten Wahrheit in der Hülle des Dogmas bildet. Dieses praktische Verhältniß ist die Religion David's und Salomo's. Man kann dieselbe die geläuterte Wahrheit nennen, zur Unterscheidung vom Polytheismus, den ich als naive (rohe) Wahrheit bezeichnete; denn dieser wie jene ruht auf dem Fundament aller Wahrheit, auf ihren zwei Grundpfeilern: auf der realen Macht des Individuums und der realen Macht der Natur.

Die praktische Religion der Juden unterscheidet sich vom Kern des Polytheismus hauptsächlich dadurch, daß sie die dem Individuum gegenüberstehende Macht als eine einheitliche auffaßt und das Individuum in die festeste Verbindung zu ihr stellt. Sie hat zwar den wahren Zusammenhang der ganzen Welt und das so tief, so sehr tief liegende richtige Verhältniß zwischen Einzelwesen und Weltall nicht ergründet, – das blieb Christus vorbehalten – aber wir stehen vor einer gesunden Religion, die einem thätigen praktischen Menschen genügt und ihm große Befriedigung, einen festen Halt im Sturm des Lebens giebt.

Ich will kurz die Verbesserungen andeuten, die der energische, tüchtige, glaubensstarke David dem starren, geradezu wahnsinnigen theoretischen Monotheismus zu Theil werden ließ.

Er faßte sein Verhältniß zu Jehovah nicht als das der durchaus ohnmächtigen Creatur zu ihrem Schöpfer auf, sondern als das patriarchalische des beschränkten Knechts zum Herrn, zum mächtigen Fürsten. Er stellte sich nicht, wie er wohl gedurft hätte, auf gleiche Höhe neben Jehovah, sondern viele Stufen tiefer. Er nahm hier einen festen Platz ein: er stürzte sich nicht in den Abgrund des Nichts.

ii21 So sang er denn begeistert:

Dienet dem Herrn mit Furcht, und freuet euch mit Zittern.

(Psalm 2, 11.)

Herzlich lieb habe ich dich, Herr, meine Stärke!

Herr, mein Fels, meine Burg, mein Erretter, mein Gott, mein Hort, auf den ich traue, mein Schild und Horn meines Heils, und mein Schutz!

(Psalm 18, 2-4.)

Herr, der König freuet sich in deiner Kraft, und wie sehr fröhlich ist er über deine Hülfe.

Du giebst ihm seines Herzens Wunsch, und weigerst nicht, was sein Mund bittet.

(Psalm 21, 2-3.)

Der Herr ist mein Licht und mein Heil; vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft; vor wem sollte mir grauen?

(Psalm 27, 1.)

Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn: Er wird es wohl machen.

(Psalm 37, 5.)

Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten.

(Psalm 103, 13.)

Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich.

(Psalm 106, 1.)

Ehe ich gedemüthigt ward, irrte ich; nun aber halte ich dein Wort.

(Psalm 119, 67.)

Es war, wie gesagt, das praktische Verhältniß eines sich sehr beengt fühlenden Geringen zu einem mächtigen König. Die Allmacht Gottes wurde aus dem Gesicht verloren und David trat zu Gott in eine gemüthliche patriarchalische Beziehung. Wie ein Herr den Knecht züchtigt, wenn er seinen Willen nicht ausführt, so züchtigte Gott David, wenn er das Gesetz übertrat. Aber auch wie ein Knecht Etwas vom Herrn zu erschmeicheln weiß, so schmeichelte David Gott, – oft recht naiv gutmüthig – um Vortheile zu erringen:

Gott hilf mir; denn das Wasser gehet mir bis an die Seele.

Ich versinke in tiefem Schlamm, da kein Grund ist; ich bin in tiefem Wasser, und die Fluth will mich ersäufen.

Ich habe mich müde geschrieen, mein Hals ist heiser: das Gesicht vergehet mir, daß ich so lange muß harren auf meinen Gott.

Die mich ohne Ursach hassen, derer ist mehr, denn ich Haare auf dem Haupte habe.

(Psalm 69, 2-5.)

ii22 »Die mich ohne Ursach hassen« – dies ist sehr beachtenswerth. In diesen Feinden erkennt David nicht ebenfalls die Wirksamkeit Gottes, sondern er faßt seine Beziehung zu ihnen hausbacken realistisch auf. Das Ganze stellt sich dar wie ein Mann, der von Räubern überfallen wird und nun einen mächtigen Gönner um Hülfe bittet. Das Alles ist himmelweit entfernt vom durchaus nothwendigen Weltgang einerseits und vom wahren Zusammenhang der Dinge andererseits, aber es ist doch hundertmal besser, als der starre theoretische Monotheismus, der das Individuum, das unmittelbar gegebene Reale, das von Jedem so genau Gewußte und Gefühlte, das einzig Sichere mit kalter Hand ermordet. Denn es ist ja eine unumstößliche Wahrheit, daß der dynamische Zusammenhang der Dinge, auf dem der Monotheismus beruht, vorhanden und eine große Macht ist, aber diese Wahrheit darf nicht mit dem Tode des Individuums erkauft werden. David rettete das Individuum *ohne* Gott zu verleugnen. Gab er auch dadurch kein klares Bild, weder vom einen, noch vom anderen, so führte er doch den verirrten Geist wieder auf die Grundmauern der Wahrheit zurück und dies war ein großes Verdienst.

Die bei David klar vorhandene Ueberschätzung der Wirksamkeit aller anderen Dinge in der Welt, welche Wirksamkeit er einem Einigen Gott zuschrieb, fand ihren natürlichen Ausgleich darin, daß David eigentlich, wie alle Heiden, nur dann an Gott dachte und denselben verherrlichte, wann es ihm schlecht ging. Im gewöhnlichen Leben trug er den Kopf recht hoch und das Gefühl seines individuellen Werths, seines Wollens und Könnens erfüllte ihn mit Stolz und blähte ihn auf. Er machte auch gar kein Geheimniß aus dieser verborgenen Falte seines Herzens. Schon oben citirte ich das offene Wort:

Wenn mir angst ist, so rufe ich den Herrn an.

Viele anderen Stellen sind gerade so deutlich und wähle ich noch die folgenden:

In der Zeit meiner Noth suche ich den Herrn.

Wenn ich betrübt bin, so denke ich an Gott.

(Psalm 77.)

Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Ich heule, aber meine Hülfe ist ferne.

ii23 Ich bin ausgeschüttet wie Wasser, alle meine Gebeine haben sich zertrennt: mein Herz ist in meinem Leibe wie zerschmolzenes Wachs.

Meine Kräfte sind vertrocknet wie eine Scherbe, und meine Zunge klebt an meinem Gaumen.

Denn Hunde haben mich umgeben, und der Bösen Rotte hat sich um mich gemacht; sie haben meine Hände und Füße durchgraben.

Aber Du, Herr, sei nicht ferne; meine Stärke, eile mir zu helfen.

Errette meine Seele vom Schwert, meine Einsame von den Hunden.

Ich will deinen Namen predigen meinen Brüdern, ich will dich in der Gemeinde rühmen.

(Psalm 22.)

Der Schluß der Stelle ist sehr charakteristisch für das Verhältniß David's zu Gott.

Ueberhaupt muß man über seinen schlauen, listigen, spitzfindigen (echt jüdischen) Verkehr mit Gott oft herzlich lachen. Kann man etwas Naiveres in dieser Richtung lesen als:

> Ach Herr, strafe mich nicht in deinem Zorn, und züchtige mich nicht in deinem Grimm.
>
> Herr, sei mir gnädig, denn ich bin schwach: heile mich, Herr, denn meine Gebeine sind erschrocken.
>
> Und meine Seele ist sehr erschrocken. Ach du Herr, wie so lange!
>
> Wende dich, Herr, und errette meine Seele; hilf mir um deiner Güte willen.
>
> Denn im Tode gedenket man deiner nicht; wer will dir in der Hölle danken?
>
> (Psalm 6.)

Oder:

> Was ist nütze an meinem Blut, wenn ich todt bin? Wird dir auch der Staub danken und deine Treue verkündigen?
>
> (Psalm 30, 10.)

David, überhaupt die ganze praktische Religion der Juden, umschiffte also sehr eschickt die Klippe des theoretischen Monotheismus. Der Grund davon liegt im Charakter des jüdischen Volks, in der Individualität des Juden. Der Jude hat nämlich, nach der Seite des Willens, große Energie, eine zähe Lebenskraft; nach der Seite des Geistes, einen auf Kosten aller anderen Geistesvermögen entwickelten Verstand, einen bewunderungswürdigen Scharfsinn, eine |
ii24 tiefe Sagacität. Wie der Schacherjude unserer Zeit allen Schmeicheleien und Redefloskeln unzugänglich ist und direct auf die alten Lumpen zugeht, deren Werth er sofort erkennt, während ein einziger Blick auf das Gesicht des Verkäufers ihm schleierlos dessen Gemüthsverfassung zeigt, so betrachtete der denkende Jude des Alterthums mit klarem scharfem Auge und phantasielos die Welt und das Leben. Ueber den Werth und Unwerth der letzteren machte er sich keine Illusionen: er wog es und fand, daß es ein Gemisch von Freude und Trauer, von Schmerz und Wollust sei, mit entschiedenem Uebergewicht der Trauer und des Schmerzes.

> Der Mensch wird zum Unglück geboren, wie die Vögel schweben empor zu fliegen.
>
> (Hiob 5, 7.)

Er vertraute ferner ganz seinen Sinnen und seinem Erkenntnißvermögen: keine Spur von kritischem Idealismus, ist im alten und neuen Testament zu erkennen. Hätte ein Inder dem David gesagt: Jerusalem besteht nur so, wie du es siehst, in deiner Einbildung; ohne dein Auge wäre es etwas ganz Anderes; hätte er ihm gesagt: dein Leib ist eine Erscheinung, die mit dem Spiegel in dir steht und fällt, – so würde er ihn mit Hohn überschüttet, von der Schwelle seines gastlichen Hauses gejagt und ihn für einen Narren gehalten haben.

> Lobe den Herrn, meine Seele. Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich: du bist schön und prächtig geschmückt.
>
> Licht ist dein Kleid, das du an hast; du breitest aus den Himmel wie ein Teppich.
>
> Du wölbest es oben mit Wasser: du fährst auf den Wolken, wie auf einem Wagen, und gehst auf den Fittigen des Windes.
>
> Der du machest deine Engel zu Winden und deine Diener zu Feuerflammen.
>
> Der du das Erdreich gründest auf seinem Boden, daß es bleibet immer und ewiglich.
>
> Mit der Tiefe deckest du es, wie mit einem Kleide, und Wasser stehen über den Bergen.
>
> Aber von deinem Schelten fliehen sie; von deinem Donner fahren sie dahin.
>
> Die Berge gehen hoch hervor, und die Breiten setzen sich herunter, zum Ort, den du ihnen gegründet hast.
>
> Du hast eine Grenze gesetzt, darüber können sie nicht, und müssen nicht wiederum das Erdreich bedecken.
>
> (Psalm 104, 1-9.)

ii25 David und die alten Juden überhaupt, waren reine Realisten in jenem engeren Sinne, wonach die Beschaffenheit der Außenwelt identisch ist mit dem Bilde davon in unserem Kopfe (naiver Realismus). Und eben diese Eigenschaft, welche auf dem scharfen Verstande allein beruht, schützte sie vor dem absoluten Realismus, der, wie ich ihn definirte, das ganze Individuum, seinen erkennenden und wollenden Theil überspringt. Mit den Lippen zogen sie allerdings die Consequenzen des absoluten Realismus: allmächtiger Gott und todte

Creatur; aber ihr scharfer penetranter Geist ließ im Herzen das reale Individuum, die Thatsache der inneren und äußeren Erfahrung, nicht los, so wenig wie er an eine Unsterblichkeit der Seele und an Bestrafung unmoralischer oder Belohnung moralischer Thaten in einem anderen als dem *irdischen* Leben glauben konnte. Auch in dieser Hinsicht hielt sich ihr nüchterner Geist an die Aussage der Natur, die über das Wesen des Tods keine Unklarheit zuläßt. Sie sagt immer und immer dasselbe aus und ihre Aussage wiederholten Moses, Hiob, David und Salomo in folgender Weise:

> Der du die Menschen lassest sterben, und sprichst: Kommt wieder Menschenkinder.
>
> Du lässest sie dahin fahren wie einen Strom, und sind wie ein Schlaf: gleichwie ein Gras, das doch bald welk wird.
>
> Das da frühe blühet, und bald welk wird, und das Abends abgehauen wird, und verdorret.
>
> Moses.
>
> Wo ist aber ein Mensch, wenn er todt und umgekommen, und dahin ist?
>
> Wie ein Wasser ausläuft aus dem See, und wie ein Strom versieget und vertrocknet;
>
> So ist ein Mensch, wenn er sich leget, und wird nicht aufstehen, und wird nicht aufwachen, so lange der Himmel bleibet, noch von seinem Schlaf erwecket werden;
>
> Meinest du, ein todter Mensch werde wieder leben?
>
> Hiob.
>
> Denn er kennet, was für ein Gemächte wir sind; er gedenkt daran, daß wir Staub sind.
>
> Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras; er blühet wie eine Blume auf dem Felde;
>
> Wenn der Wind darüber gehet, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennt sie nicht mehr.
>
> ii26 Wohl dem, der den Herrn fürchtet und auf seinen Wegen gehet.
>
> Du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit; wohl dir, du hast es gut.
>
> Dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock um dein Haus herum; deine Kinder wie die Oelzweige um deinen Tisch her.
>
> Siehe, also wird gesegnet der Mann, der den Herrn fürchtet.
>
> Der Herr wird dich segnen aus Zion, daß du sehest das Glück Jerusalems dein Leben lang,
>
> Und sehest deiner Kinder Kinder.
>
> David.
>
> Es fährt Alles an einen Ort; es ist Alles von Staub gemacht, und wird wieder zu Staub.
>
> Salomo.

So paradox es klingt, so wahr ist es doch: daß der Realismus der Juden sie vor dem Gift des Realismus bewahrte; denn man muß den Erkenntniß-Realismus (naiven Realismus) vom absoluten Realismus wohl unterscheiden, wie ich am Anfang gezeigt habe.

Zweiter Essay.
Der Pantheismus.

ii27

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?

Goethe.

ii29 Die Blüthe des Realismus, des reinen, nackten, auf einer Nadelspitze balancirenden, absoluten Realismus, ist der Pantheismus.

Was fürchteten die rohen Naturvölker, die rohen Polytheisten? Sie fürchteten die kleine Anzahl chemischer Grundstoffe, oder besser einige wenige Grundstoffe und einige wenige Verbindungen derselben, resp. deren Proceß.

Später wurden die Wirksamkeiten dieser Grundstoffe verschmolzen und hypostasirt, d. h. man nahm an, daß eine einzige Kraft vorhanden sei und gab dieser die Persönlichkeit und Allmacht.

Zugleich sah man im Biß einer Schlange, im Sieg eines Feindes nicht mehr einen ganz natürlichen einfachen Vorgang, sondern die Wirksamkeit der höheren Macht, gerade so, wie die Helden der Iliade sich in der Schlacht von Göttern unterstützt oder überwältigt wähnten. Und nicht nur das, nicht nur alles Aeußere, sondern auch das Herz des Individuums wurde der höheren Macht überliefert. Der Mensch fühlte sich bald unwiderstehlich zu schlechten Thaten angetrieben, die sein Geist nicht billigte, bald erfüllte ihn helle Begeisterung, eine lodernde Sehnsucht, Thaten zu vollbringen, die sein Geist nicht gedacht hatte. Diese heftigen Verlangen waren einer verschleierten Tiefe entsprungen, die sein Auge nicht ergründen konnte. Deshalb schrieb er sie nicht dem dunklen Werkmeister in seiner Brust, dem Blute, zu, sondern einem fremden Geist, der in sein Herz gestiegen sei und Besitz davon ergriffen habe.

Nachdem das Gesetz und mit ihm die bedeutsame Unterscheidung von Recht und Unrecht, Gut und Böse in das Leben der Menschheit getreten war, belastete man zunächst gute oder böse Geister mit den großen individuellen Thaten. Dann aber, im weiteren Bildungsgang des Geistes, machte man Gott zur alleinigen Ursache der Handlungen, die dem mit Nacht bedeckten Inneren des Menschen entsprangen. Jetzt trieb Gott allein zu allen Thaten, guten wie bösen, an.

ii30 Sehr schon erhellt dies aus dem alten Testament. Nicht Satan war die Ursache von Saul's Schwermuth, sondern Gott.

> Der Geist aber des Herrn wich von Saul, und ein böser Geist vom Herrn machte ihn sehr unruhig.
>
> Da sprachen die Knechte Sauls zu ihm: Siehe, ein böser Geist von Gott macht dich sehr unruhig.
>
> Unser Herr sage seinen Knechten, die vor ihm stehen, daß sie einen Mann suchen, der auf der Harfe wohl spielen könne; auf daß, wenn der böse Geist Gottes über dich kommt, er mit seiner Hand spiele, daß es besser mit dir werde.
>
> (1. Sam. 16, 14-16.)
>
> Des anderen Tages gerieth der böse Geist von Gott über Saul, und weissagte daheim im Hause: David aber spielte auf den Saiten mit seiner Hand, wie er täglich pflegte. Und Saul hatte einen Spieß in der Hand.
>
> Und schoß ihn, und gedachte: Ich will David an die Wand spießen.
>
> (*ib*. 18, 10-11.)

Hier wird also Gott ganz unverblümt, dem starren theoretischen Monotheismus gemäß, beschuldigt, einen Mordversuch verursacht zu haben.

Ich habe oben darauf aufmerksam gemacht, daß im Grunde Monotheismus und

Pantheismus nicht verschieden sind. Sie haben die Wurzel und die Spitze der Krone gemeinsam, was das obige Citat wiederum bestätigt. Ich habe ferner betont, daß es nur dem nüchternen Sinn der Juden zu verdanken ist, daß im praktischen Leben des Volks der Monotheismus nie Wurzel faßte und auf diese Weise Christus eine geläuterte Wahrheit überliefert bekam, die er zur reinen absoluten Wahrheit weiterbilden konnte.

In Indien dagegen wurden alle Consequenzen des Pantheismus kühn gezogen. Diese Thatsache findet ihre natürliche Erklärung im Wesen der alten Inder. Der Charakter des Inders war schlaffer, milder, weicher als der des Juden und sein Geist träumerischer, tiefer, phantasievoller. Beide Völker, die Juden und Inder gingen genau denselben Weg: den Weg des Realismus. Beide gingen vom Polytheismus aus, beide bildeten diesen aus und läuterten ihn und beide traten an den Abgrund, der am Ende der Bahn des Realismus heraufgähnt: an den absoluten Realismus. Aber während die Juden entsetzt zurückschreckten und gleichsam in ihrer Angst ein Stück des |
ii31 Weges zurückliefen und dann stehen blieben, gingen die Inder getrost und traumbefangen weiter und stürzten in die Tiefe, wo ihren Fuß eine Nadelspitze auffing, auf der sie balancirten.

Ich habe den Pantheismus hier nicht seinem ganzen Wesen nach zu beleuchten: dies habe ich in meinem Hauptwerk gründlich und erschöpfend, obgleich kurz, bereits gethan. Hier werde ich ihn nur vom beschränkten Gesichtspunkte des Realismus aus betrachten.

Der indische Pantheismus zog in seinem verhängnißvollen Sturze drei Consequenzen ohne Zaudern. Die erste war: das todte Individuum; die zweite: die Einheit in der Welt und die dritte: die Phänomenalität der Welt, ihre Schein-Existenz. Jede derselben bedingte die anderen und alle bedingte der tiefe Blick in den eisernen, von der strengsten Nothwendigkeit beherrschten Zusammenhang der Dinge dieser Welt.

Dieser Zusammenhang ist nicht zu leugnen. Obgleich die Welt aus Individuen zusammengesetzt ist, so ist ihre Bewegung doch eine einheitliche, so zwar, daß sie nur auf eine einfache Einheit zurückgeführt werden kann. Darüber kann kein Zweifel sein. Diese Einheit ist eben, wie ich oben sagte, der eine Theil des Welträthsels, der zum anderen Theil, zum Individuum, zum Grundprincip der Welt, in einem absoluten Gegensatz steht. Sie drängte sich dem contemplativen Geist der weisen genialen Inder so unwiderstehlich auf, nahm ihn so ganz gefangen, daß er in seiner Verzweiflung über die Qual der Wahl zwischen Einheit und Individuum gleichsam sich selbst mordete und in die Arme der einfachen Einheit sank. Man werde sich nur über die Größe des Opfers, welches in Alt-Indien der mystischen Einheit gebracht wurde, recht klar; denn sonst ist es nicht möglich, den Entwicklungsgang des menschlichen Geistes zu verstehen und man versinkt rettungslos im Sumpfe der tausend religiösen und philosophischen Systeme.

Was haben die Inder gethan, als sie in die Welt eine einfache Einheit, die mystische Weltseele, legten? Sie opferten das einzig sichere Reale, das unmittelbar Gegebene, das selbstbewußte individuelle Ich dem unsicheren Realen, dem mittelbar Gegebenen, der fremden Welt. Was giebt es Realeres in der Welt als das individuelle Ich? Schwört doch Jeder: »So wahr ich lebe«, und allein erst, indem der Mensch seine reale Existenz auf die Welt überträgt, giebt er dieser einen felsenfesten Grund und macht sie dadurch real. |
ii32 Oder wie es Schopenhauer ausdrückt:

> Wenn wir der Körperwelt, welche unmittelbar nur in unserer Vorstellung dasteht, die größte uns bekannte Realität beilegen wollen, so geben wir ihr die Realität, welche für Jeden sein eigener Leib hat: denn der ist Jedem das Realste. Aber wenn wir nun die Realität dieses Leibes und seiner Aktionen analysiren, so treffen wir, außerdem, daß er unsere Vorstellung ist, nichts darin an, als den Willen: damit ist selbst seine Realität erschöpft.
>
> (W. a. W. u. V. I. 125.)

Was giebt es Realeres, Sichereres als das in seine Haut eingeschlossene, sich fühlende und selbstbewußte Individuum? Alles, was jenseit seiner Haut liegt, kann und darf der Mensch mit dem Stempel der Unsicherheit, Möglichkeit des Scheins versehen; denn er hat von allem außer ihm Befindlichen nur eine mittelbare Kenntniß. Es kann sein, daß es andere Menschen giebt, Menschen, die fühlen und denken wie ich, und real sind wie ich, – aber muß

dies sein? Wer oder was kann mir darüber Sicherheit geben?

Ist aber diese ganze äußere Welt möglicherweise ein Schein, so ist auch ihr dynamischer Zusammenhang möglicherweise ein Schein; und diesem Ungewissen, dieser, am dünnen Fädchen des menschlichen Bewußtseins von anderen Dingen hängenden, einfachen Einheit, dieser Weltanschauung von zweifelhaftem Werth, opferten die Inder das einzig gewisse Reale, das Individuum, oder mit anderen Worten: sie opferten dem Gedanken den Träger des Gedankens.

Und warum? Weil sie Realisten waren, weil sie sich auf der Bahn des Realismus befanden, weil kein Kant unter ihnen auftrat, der die Traumbefangenen geschüttelt und ihnen gesagt hätte:

> Halt! Besinnt euch! Diese ganze, anscheinend so solide, mannigfaltige Welt mit ihrem nothwendigen Zusammenhang da draußen vor eueren Augen ist zunächst nur Bild in euerem Kopfe. Ehe ihr wagt, irgend etwas über sie festzustellen, prüft erst euer Gehirn und die Art und Weise, wie ihr zur Anschauung kommt!

Die Inder mußten in den Abgrund des Pantheismus stürzen, weil sie sich zum kritischen Idealismus nicht durcharbeiten konnten, weil sie das erkennende Ich übersprangen. Sie zerschlugen gleichsam ihr kostbarstes Besitzthum, ihr unschätzbares Kleinod, ihre Individualität, und warfen die eine Hälfte in den Rachen der Außenwelt; |
ii33 dann, als sie am Abgrund angekommen waren, warfen sie auch die andere Hälfte hinein: das wollende Ich. Es war vollbracht. Einer erträumten Einheit in der Welt, die noch Niemand gesehen hat, die man nur auf Grund des erkannten Zusammenhangs von Individuen in mystischer Gluth und Verzückung des Herzens ahnen kann, brachten sie sich selbst zum Opfer dar. Sie nahmen die Krone von ihrem Haupt und legten sie zu Füßen eines nebelhaften, unbekannten, unfaßbaren, unbegreiflichen Wesens, sie drückten sich selbst tief in den Staub, ja, sie stießen sich selbst den Dolch in's Herz und machten sich zu einem todten Gefäß, in dem ein alleiniger Gott in der Welt wirkt und bald diese, bald jene Handlung bewirkt. Sie machten sich zum todten Werkzeug in der Hand eines allmächtigen Künstlers.

Und nun bewundere man die feine Ironie der Wahrheit, die im indischen Pantheismus liegt, den Reflex des schelmischen Lächelns, das auf den Lippen der Wahrheit allemale sich zeigt, wann sie auf eine einseitige Nachbildung ihres holdseligen Wesens von Menschenhand blickt. Ohne die Leuchte des kritischen Idealismus hatten die alten Brahmanen den Weg des Realismus betreten und was wurden sie deshalb am Ende des Wegs, was mußten sie werden? Sie wurden Idealisten, d. h. nicht kritische, sondern wahnsinnige Idealisten: Illusionisten.

Ist nämlich das Individuum Nichts, die reine Null, dagegen die in der Welt verborgene, unerkennbare, mystische Einheit (Weltseele) Alles, das einzig Reale, so kann diese Welt nicht so sein, wie sie sich dem Auge zeigt; denn das Auge sieht nur Individuen und der Geist erkennt nur, daß dieselben in einem Zusammenhang stehen; eine einfache Einheit sieht er nirgends; folglich muß, der erträumten einfachen Einheit zu liebe, die Welt ein Schein sein.

Die Veden und Puranas sprechen dies auch in unzähligen Wendungen offen aus. Bald vergleichen sie die Welt mit einem Traum, bald mit dem Sonnenglanz auf dem Sande, den man von ferne für ein Wasser hält, bald mit einem Strick, der für eine Schlange angesehen wird: kurz, die Welt ist ein Trugbild.

Diesen Idealismus muß man Illusionismus nennen; denn er ist weder kritischer Idealismus, noch Ding-an-sich-Idealismus, den wir später als Budhaismus kennen lernen werden. Man muß ihn gänzlich aus der Begriffssphäre »Idealismus« ausscheiden, weil, |
ii34 wie ich sattsam erklärte, der Idealismus mit der Realität des Individuums (des erkennenden oder des ganzen Individuums) steht und fällt.

Die Verzweiflung liegt offen zu Tage und das Komische im ganzen Vorgang ist unaussprechlich ergötzlich. Denn was thut der indische Pantheismus? Nachdem er auf dem Weg des kritiklosen Realismus zu seiner Einheit gekommen ist, erklärt er eben diesen Weg, der ihn zu ihr geführt hat, für Schein und unreal. Der Pantheismus hat wirklich zu Wege

gebracht, was Baron Münchhausen vergeblich den Menschen aufbinden wollte: er hat sich an seinem eigenen Zopfe in die Luft emporgezogen.

Man sieht hier deutlich, wie wichtig, wie außerordentlich wichtig, die genaue Definition eines philosophischen Begriffs ist. Hätten wir nicht gleich am Anfang dieser Abhandlungen den Inhalt der Begriffe Idealismus und Realismus genau festgestellt, so würden wir jetzt rathlos dem indischen Pantheismus gegenüberstehen und uns schließlich in unserer Verwirrung an sein unwesentliches Beiwerk: die Phänomenalität der Welt klammern, d.h. ihn für ein idealistisches System erklären. In diesem großen Irrthum befinden sich fast alle Historiker und Kritiker der Philosophie. Auch Schopenhauer verfiel in diesen bedauerlichen Irrthum. Er hielt Monotheismus und Pantheismus so streng gesondert, als ob eine tiefe unüberbrückbare Kluft beide Systeme trenne, was, wie wir gesehen haben, grundfalsch ist, und verherrlichte den indischen Pantheismus maßlos, weil er, nach seiner Ansicht, Idealismus ist, während er doch die Blüthe des absoluten Realismus ist. (W. a. W. u. V. I. 4 und *ib*. 9.)

In denselben Fehler verfiel er der Ideenlehre Plato's gegenüber, die gleichfalls nackter Realismus, nichts Anderes ist. Er sagt:

> Es ist offenbar, daß der innere Sinn der Lehren Kant's und Plato's ganz derselbe ist, daß beide die sichtbare Welt für eine Erscheinung erklären, die an sich nichtig ist und nur durch das in ihr sich Ausdrückende (dem Einen das Ding an sich, dem Andern die Idee) Bedeutung und geborgte Realität hat; welchem letzteren, wahrhaft Seienden aber, beiden Lehren zufolge, alle, auch die allgemeinsten und wesentlichsten Formen jener Erscheinung durchaus fremd sind.
>
> (W. a. W. u. V. I. 202.) |

ii35 Ich setze hier nochmals meine Definition des absoluten Realismus hin, welche die einzig richtige ist und der jeder Besonnene zustimmen muß:

> Der absolute Realismus überspringt das ganze, das erkennende und das wollende Ich.

Sie ist gleichsam eine Wünschelruthe, welche allein die richtige Ordnung und richtige Classification in die Producte des philosophischen Geistes vom grauen Alterthume an bis in unsere Tage bringen kann. Tritt man mit ihr an die philosophischen Systeme heran, die man noch jetzt für idealistische hält, so wird man sofort erkennen, daß sie alle Schößlinge des Realismus im Scheine des Idealismus der Verzweiflung, d.h. des Illusionismus sind, der Nichts, absolut Nichts, mit dem kritischen Idealismus einerseits und dem echten Ding-an-sich-Idealismus andererseits zu thun hat, welche beiden Arten allein die Sphäre des Begriffs Idealismus ausfüllen.

Mit diesem echten Kriterium des Realismus bewaffnet, finden wir, daß, obgleich im rohen Polytheismus, im geläuterten Polytheismus (Dualismus, Zendreligion) und in der praktischen Religion der Juden (David's und Salomo's Judenthum) keine Spur von kritischem Idealismus zu finden ist, diese Systeme dennoch durch einen richtigen Instinkt ihrer Urheber zwischen absolutem Idealismus und absolutem Realismus mehr oder weniger in der richtigen Mitte schweben und sich vor einseitiger Verherrlichung des Individuums sowohl, als des ihm gegenüberstehenden eisernen Zusammenhangs der Dinge bewahrt haben.

An sie, als die mehr oder weniger richtige Grundlage der Wahrheit muß die echte Philosophie anknüpfen, ebenso wie Christus von ihnen ausgegangen ist.

Alle anderen Systeme, philosophische wie religiöse, mit Ausnahme des Budhaismus und der Systeme des kritischen Idealismus, sind in ihrem Kern nackter Realismus, was sehr beachtenswerth ist. In ihnen wird der Gegenpol des Individuums, der hypostasirte Zusammenhang der Dinge auf Kosten des Individuums verherrlicht und aufgeblasen. Sie sind alle einseitige Lehren und ruhen auf der halben Wahrheit.

Das idealistische Beiwerk darf nicht verwirren. Es würde einen unglaublichen Mangel an Besonnenheit verrathen, wollte man dieses Beiwerk zur Hauptsache machen; denn es ist nur das Ergebniß |

ii36 der Verzweiflung. Der durch seine eigene Lehre in die Enge getriebene Denker mußte mit blutendem Herzen die letzte Consequenz ziehen. Der Dolch saß ihm am Halse, er mußte *nolens volens*.

So paradox es auch hier klingen mag, so ist es doch von unserem richtigen kritischen Standpunkte aus wahr, daß diejenigen philosophischen Systeme, die man von jeher idealistische *par excellence* genannt hat, also die Lehre der Eleaten, die Ideenlehre Plato's, Berkeley's Idealismus und Fichte's Wissenschaftslehre nichts Anderes als absoluter Realismus sind (wie der plumpe Materialismus unserer Tage). Sie beginnen als kritischer Idealismus und endigen als absoluter Realismus; denn ihre Verfasser gingen zwar vom erkennenden Ich aus, sind also anfänglich keine naiven Realisten, welche die Außenwelt unabhängig vom Subjekt, von unserer Erkenntnißkraft machen, aber ihr schmaler Seitenweg mündete bald in die große Heerstraße des Realismus, weil sie das wollende Ich plötzlich aus der Hand fallen ließen und es, wie die babylonischen Mütter ihre Kinder in die rothglühenden Arme des Moloch, in die mordenden Hände einer erträumten einfachen Einheit legten.

So Berkeley z. B., der zwar die Phänomenalität der Welt lehrt, aber nur weil er einen allmächtigen Gott gesetzt hat, der im Gehirn des Menschen alle Eindrücke hervorbringen soll, die der Realist der Wirksamkeit der Dinge zuschreibt und auf Grund welcher dann das Gehirn so lange reagirt, bis die Außenwelt von ihm fabricirt worden ist; so auch Fichte, der die ganze Welt aus dem erkennenden Ich zwar herausspinnt, dann aber den wunderbaren Seidenwurm plötzlich vergißt und auf das absolute Ich springt, dem er alle Realität allein giebt.

Dasselbe ist mit allen anderen Schößlingen des philosophischen Pantheismus, mit den Lehren des Bruno, Scotus Erigena, Malebranche, Spinoza, Hegel und Schelling der Fall: sie sind alle Realismus, mehr oder weniger absoluter Realismus, Verherrlichung einer einfachen Einheit, die das Marionetten-Individuum aktuirt, galvanisirt, oder auch, wie der Director eines Puppentheaters die Puppen, hin- und hertanzen, sich küssen, prügeln, tödten läßt, kurz bewegt.

Dritter Essay.
Der Idealismus.

ii37

> Wenn ich das denkende Subjekt wegnehme, so muß die ganze Körperwelt fallen, als die Nichts ist, als die Erscheinung in der Sinnlichkeit unseres Subjekts und eine Art Vorstellungen desselben.
>
> **Kant.**
>
> Kein Objekt ohne Subjekt.
>
> **Schopenhauer.**

ii39

Ich rufe meine oben gegebene Definition des Idealismus in das Gedächtniß zurück:

1) Der kritische Idealismus ist jede Naturbetrachtung, welche die Welt als ein Bild, eine Spiegelung im Geiste des Ich darstellt und die Abhängigkeit dieses Spiegelbildes vom Spiegel der Erkenntnißkraft betont und nachweist. Der Idealismus schlechthin macht mithin das erkennende Ich zur Hauptsache.
2) Der absolute Idealismus erhebt das erkennende und wollende Einzelwesen auf den Thron der Welt.

Wir haben mithin zwei Arten des Idealismus zu unterscheiden:

1) den kritischen oder transscendentalen,
2) den absoluten oder Ding-an-sich-Idealismus.

Es giebt nur ein einziges System des absoluten Idealismus und das ist die tiefsinnige, zaubervolle, wunderbar schöne Lehre des genialen indischen Königssohnes Sidhartta (Budha), der wir einen besonderen Abschnitt widmen werden. In diesem Abschnitt soll uns nur der kritische oder transscendentale Idealismus beschäftigen.

Das Wort transscendental, mit dem in neuerer Zeit ein toller Unfug getrieben wird, ist wohl zu unterscheiden von transscendent. Kant hat diese beiden Begriffe in die kritische Philosophie eingeführt und ihnen eine ganz bestimmte Bedeutung gegeben. Sie sind also nicht herrenlos und, abgesehen von allem Anderen, gebietet schon die ehrerbietige Dankbarkeit, die jeder Besonnene bis an's Ende seiner Tage vor Deutschland's größtem Denker empfinden muß, den Sinn der von ihm gebrauchten Worte nicht zu verdrehen und zu verändern.

Transscendental heißt: abhängig vom erkennenden Subjekt; transscendent dagegen ist: die Erfahrung überfliegend oder hyperphysisch. (Kant hielt sich übrigens nicht streng an seine eigenen Definitionen, was mit dem Vorsatz |
ii40 gerügt werden muß, in der kritischen Philosophie jede Zweideutigkeit auszurotten).

Da man nur einen thörichten Dünkel zeigt, wenn man mit anderen Worten etwas sagt, was vorher schon sehr gut ausgedrückt worden ist, so wollen wir die Untersuchung des kritischen Idealismus mit zwei Aussprüchen Schopenhauer's einleiten:

> Was ist Erkenntniß? – Sie ist zunächst und wesentlich Vorstellung. – Was ist Vorstellung? – Ein sehr complicirter physiologischer Vorgang im Gehirne eines Thieres, dessen Resultat das Bewußtsein eines Bildes ebendaselbst ist. – Offenbar kann die Beziehung eines solchen Bildes auf etwas von dem Thiere, in dessen Gehirn es dasteht, gänzlich Verschiedenes nur eine sehr mittelbare sein. – Dies ist vielleicht die einfachste und faßlichste Art, die tiefe Kluft zwischen dem Idealen und Realen aufzudecken.
>
> (W. a. W. u. V. II. 214.)

> In unserem Kopfe entstehen, nicht auf innern, – etwan von der Willkür, oder dem Gedankenzusammenhange ausgehenden, – folglich auf äußern Anlaß, Bilder. Diese Bilder allein sind das uns unmittelbar Bekannte, das Gegebene. Welches Verhältniß mögen sie haben zu Dingen, die völlig gesondert und unabhängig von uns existirten und irgendwie Ursache dieser Bilder würden? Haben wir Gewißheit daß überhaupt solche Dinge nur da sind? und geben, in diesem Fall, die Bilder uns auch über deren Beschaffenheit Aufschluß? – Dies ist das Problem, und in Folge desselben ist, seit zweihundert Jahren, das Hauptbestreben der Philosophen, das Ideale, d.h. Das, was unserer Erkenntniß allein und als solcher angehört, von dem Realen, d.h. dem unabhängig von ihr Vorhandenen, rein zu sondern, durch einen in der rechten Linie wohlgeführten Schnitt, und so das Verhältniß Beider zu einander festzustellen.

(Parerga I. 3.)

Der Erste, welcher die Abhängigkeit der Welt vom erkennenden Subjekt ahnte, war Cartesius. Er suchte einen unerschütterlichen felsenfesten Grund für die Philosophie und fand ihn im menschlichen Geiste, nicht in der Außenwelt, deren Realität bezweifelt werden kann, ja muß; denn sie ist mittelbare Erkenntniß. Ich kann mich nicht in die Haut eines anderen Wesens versetzen und hier erfahren, |
ii41 ob es denkt und fühlt wie ich. Das andere Wesen mag mich hundertmal versichern: es denke und fühle und existire überhaupt wie ich, – alle diese Versicherungen beweisen aber gar nichts und geben mir keinen festen Grund. Es kann so sein und kann nicht so sein, – nothwendig ist es nicht. Denn kann dieses andere Individuum und seine Versicherung nicht eine bloße Vorspiegelung ohne die allergeringste Wirklichkeit, ein tönendes Phantom sein, das auf irgend eine Weise vor mich hingezaubert wird? Gewiß kann dies der Fall sein. Wo soll ich denn ein sicheres Merkmal finden, daß es kein Phantom ist? Ich blicke z. B. auf meinen Bruder und sehe, daß er ähnlich wie ich gestaltet ist, daß er ähnlich wie ich spricht, daß seine Sprache einen dem meinigen ähnlichen Geist verräth, daß er bald traurig, bald fröhlich ist wie ich, daß er physischen Schmerz empfindet wie ich; ich fühle meinen Arm an und dann den seinigen und finde, daß beide denselben Eindruck auf meine Gefühlsnerven machen, ich dränge ihn zur Seite und er drängt mich zur Seite, – aber ist dadurch irgendwie erwiesen, daß er ein real existirendes, ein wirkliches Wesen ist wie ich? In keiner Weise. Das Alles kann Trug, Zauberei, Phantasmagorie sein; denn es giebt nur eine unmittelbare Gewißheit und diese ist:

mein sich erkennendes und fühlendes individuelles Ich.

Diese Wahrheit sprach zuerst Cartesius in dem berühmten Satze aus:

Dubito, cogito, ergo sum,

und nennt man ihn deshalb mit Fug und Recht den Vater des kritischen Idealismus der neueren Philosophie überhaupt. Mehr als diesen Ausspruch, womit er nur der Philosophie den richtigen Weg zeigte, hat er nicht für den kritischen Idealismus gethan und kann man es für herzlich wenig und für sehr viel halten, je nach dem Standpunkte, den man einnimmt. Die philosophische Thätigkeit des großen Mannes hat ein Witzbold sehr hübsch mit den Worten persiflirt: *Il commence par douter de tout et finit par tout croire.*

An ihn schließt sich unmittelbar, wenn man nur die Haupt-Durchgangspunkte des kritischen Idealismus im Auge hat, der geniale Locke an.

Er ging in seinem unsterblichen Werke: *On human Understanding* vom Subjekt aus und fand, daß die Außenwelt unabhängig |
ii42 vom Geiste des Menschen nicht so beschaffen sein kann wie sie sich uns zeigt, daß sie eine bloße Erscheinung und zwar ein Product des dieser Erscheinung zu Grunde liegenden Dinges und des erkennenden Geistes, also gleichsam das von einem Manne und einem Weibe erzeugte Kind sei, das sowohl Charakterzüge des Vaters als auch solche der Mutter zeige.

Er theilte die Eigenschaften des Objekts und stellte sie in zwei große Classen. Die einen nannte er primäre, die anderen sekundäre Qualitäten. Die ersteren stammen vom Grund der Erscheinung, die letzteren sind Zuthaten des menschlichen Geistes. Beide Classen in ihrer Vereinigung bilden die Erscheinung, das Objekt, d. h. ein Ding, wie wir es sehen.

Zu den primären Qualitäten gehören:

Undurchdringlichkeit
Ausdehnung
Gestalt
Bewegung
Ruhe
Zahl;

zu den sekundären:

Farbe
Ton
Geschmack
Geruch

Härte
Weiche
Glätte
Rauhigkeit
Temperatur (Wärme, Kälte).

Die ersteren sind unabhängig vom Subjekt und verbleiben also jedem Dinge, auch dann, wann es von keinem menschlichen Geiste wahrgenommen wird; die letzteren dagegen stehen und fallen mit dem menschlichen Geiste.

Erstere lassen sich auch auf folgenden einfacheren Ausdruck bringen:

Individualität
Bewegung;

die letzteren kann man zusammenfassen im Begriff: specifische Sinnesempfindung.

ii43 Nehmen wir z. B. ein Ding, das, wenn es angeschaut wird, ein Birnbaum ist, so ist es, unabhängig von einem thierischen Auge, nur eine sich bewegende Individualität. Dieselbe ist farblos, weder hart noch weich, weder rauh noch glatt, weder kalt noch warm. Erst wann sie sich gleichsam mit den Sinnen des Menschen vermählt, wird sie grün (Blätter), grau (Stamm), hart und rauh (Stamm und Rinde), glatt (Blätter), kalt oder warm.

Allerdings wird diese Individualität in Berührung mit den Sinnen nur deshalb grün und braun, nicht gelb und blau, hart und rauh, nicht weich und glatt, kalt und nicht warm, warm und nicht kalt, weil sie in einer ganz bestimmten Weise auf die Sinne wirkt, weil sie Eigenschaften besitzt, die in den Sinnen ganz bestimmte Eindrücke hervorbringen, – aber diese Eigenschaften sind mit den Eindrücken in den Sinnen nicht wesensgleich, sind von diesen wesentlich ganz und gar verschieden. Was sie an sich sind – das erklärte Locke für unergründlich. Er setzte ihr Wesen in ihre kleinsten, nicht wahrnehmbaren Theilchen und leitete ihre specielle Wirksamkeit aus der Art des Stoßes dieser Theilchen ab. (Buch II. Cap. 8, § 11; Buch IV. Cap. 3, § 11.)

Bei diesem Schnitt des großen Denkers durch das Ideale und Reale führte ihm die Wahrheit selbst die Hand: der Schnitt steht in der Geschichte der Philosophie da als ein Meisterschnitt, als eine philosophische That ersten Ranges, als eine stolze That der genialsten Denkkraft.

Indessen gelang es Locke nicht, volles Licht auf Das zu werfen, was links und rechts vom Schnitt liegen blieb. Er hatte das Ideale vom Realen getrennt, aber er konnte das Ideale und Reale dann nicht genau bestimmen.

Nehmen wir das Ideale zuerst. Hier beging er den Fehler, daß er sich nicht vor Allem fragte: wie kommt es, daß ich nach der Einwirkung des Baumes auf mein Auge und der Verarbeitung des Eindrucks in meinem Gehirne, außerhalb meines Geistes einen Baum sehe? Wie ist überhaupt die Einwirkung eines Dinges auf ein anderes (was die philosophische Kunstsprache den *influxus physicus* nennt) möglich?

Mit anderen Worten: er untersuchte nicht auf realer Seite (denn diese ist hier nicht von der idealen zu trennen) die Wirksamkeit der Dinge und ihre Einwirkung auf einander und übersprang |
ii44 auf der idealen Seite die Causalität, d. h. die ideale Verknüpfung zweier Zustände des Objekts, des thätigen und leidenden, als Ursache und Wirkung.

Bei der Bestimmung des Realen ferner ließ er Raum und Zeit unabhängig vom Subjekt bestehen und beging den großen Fehler, die von ihm gefundenen und mit klarem Blick erkannten Individuen zusammenfließen zu lassen in eine unterschiedslose Materie, die der Locke'sche Grund der Erscheinung, das Locke'sche Ding an sich ist. Hierdurch wurde er der Vater des modernen Materialismus.

Ich habe in meiner Kritik der Philosophie des großen Mannes (Phil. d. Erl. I. S. 420) gezeigt, wie es fast unglaublich erscheinen muß, daß Locke, auch hier ganz dicht vor der unverschleierten Wahrheit stehend, das Richtige nicht erkannte. Es legte sich plötzlich eine dichte Binde über sein scharfes helles Auge; die Wahrheit erachtete gleichsam die Zeit noch nicht für gekommen für die Erhellung dieses schwierigen Problems, sie wollte erst noch den modernen Materialismus entstehen lassen, der, obgleich ein absurdes philosophisches System,

doch außerordentlich wichtig und segensreich, ja nothwendig für die menschliche Cultur war und noch ist.

Alles, was wir nämlich vom Stoff aussagen können, beruht einzig und allein auf unseren Sinnesempfindungen. Folglich ist der Stoff und im weiteren Sinne die Materie und Substanz durch und durch ideal, d. h. liegt in unserem Kopfe, nicht außerhalb desselben. Die Materie gehört also auf die ideale Seite, nicht auf die reale, wo allein die Kraft liegt, das echte Ding an sich, das, wenn es sich mit unseren Sinnen vermählt, eben Objekt, d. h. Stoff wird. Mir ist es vorbehalten gewesen, auf Grund des Berkeley'schen Idealismus und befruchtet von den schwankenden Lehrmeinungen Kant's und Schopenhauer's der Materie ihren richtigen Platz im Verstand des Menschen, also auf der idealen Seite anzuweisen.

Auf Locke folgte Berkeley, der, wie von Schopenhauer richtig hervorgehoben wurde, wie kein Anderer, Hume nicht ausgenommen, Kant's Denken beeinflußt hat, so daß man sagen kann, daß ohne Berkeley die Kritik der reinen Vernunft nicht geschrieben worden wäre. Kant wollte dies nicht Wort haben und nannte Berkeley nur mitleidig den »guten« Berkeley, welche Ungerechtigkeit, wie gesagt, Schopenhauer gebührend verurtheilte.

ii45 Schon wegen dieser Beziehung Berkeley's zur Kritik der reinen Vernunft ist seine Abhandlung über die Principien des menschlichen Verstandes ein unsterbliches Werk. Sie wäre es aber auch ohnedem, wie wir in dem Essay über den Budhaismus noch klar erkennen werden; denn mit zwei, allerdings wesentlichen Veränderungen, steht der Berkeley'sche Idealismus in der Philosophie des Abendlandes als erster, leuchtender, unumstößlicher, von Hindostanischem Geiste durchwehter Ding-an-sich-Idealismus wie eine Wunderblume da.

Cartesius hatte nur gleichsam mit donnernder Stimme einen Weckeruf für die träumenden Geister erschallen lassen oder auch, er war nur ein Rufer in dem heißen schönen Kampf der Weisen für die Wahrheit gegen die Lüge und Finsterniß gewesen. Diesen Ruf beherzigte zuerst Locke und veränderte sofort seine Richtung. Von Locke an aber konnte die kritische Philosophie nur noch Entwicklung sein. Kein Philosoph nach Locke konnte und durfte das Werk des Meisters unberücksichtigt lassen. Es war Eckstein des Tempels geworden, es war das erste Glied, welches Bedingung der Kette ist, ohne welches kein anderes Glied einen Halt hat; es war die Wurzel, ohne welche kein Stengel, kein Blatt bestehen kann. Von ihm ab sehen wir immer den Nachfolger auf den Schultern des Vorgängers stehen und blicken mit entzücktem Auge auf die herrlichste Erscheinung im Leben der europäischen Völker: auf die germanische Philosophenreihe.

Locke, Berkeley, Hume, Kant, Schopenhauer – welche Namen! Welche Zierden der menschlichen Gattung! Beiläufig bemerkt, sind die Juden und die Indo-Germanen diejenigen Völker, welche an der Spitze des geistigen Lebens der Menschheit wandeln und es führen. Jene sind der Wolke am Tage, diese der Feuersäule bei Nacht zu vergleichen, welche die aus Egypten ziehenden Israeliten leiteten.

> Und der Herr zog vor ihnen her des Tages in einer Wolkensäule, daß er sie den rechten Weg führte, und des Nachts in einer Feuersäule, daß er ihnen leuchtete zu reisen Tag und Nacht.
>
> Die Wolkensäule wich nimmer von dem Volk des Tages, noch die Feuersäule des Nachts.
>
> (2. Moses 13, 21-22.)

Was verdankt die kritische Philosophie dem Berkeley? Das überaus wichtige, obgleich sehr einseitige Resultat:

> daß die sekundären Qualitäten, die Locke lehrte, Das sind, |
> ii46 was wir die Materie, die Substanz eines Dinges nennen, daß mithin die Materie ideal in unserem Kopfe sei.

Berkeley selbst hat dieses Resultat, die Lösung eines der größten Probleme der Psychologie, nicht gezogen, wie ich jetzt zeigen werde; aber es ist der aus seiner Lehre herausgeschälte, unvergängliche, wahrheitsvolle Kern.

Berkeley geht selbstverständlich vom Subjekt aus. Sein Blick in die Welt zeigte ihm zwei wesentlich von einander verschiedene Gebiete: einerseits eine endlose Mannigfaltigkeit von Objekten (Bäume, Häuser, Felder, Wiesen, Blumen, Thiere, Menschen u.s.w.) andererseits

etwas, das sie erkennt oder percipirt und verschiedene Thätigkeiten, wie Wollen, Sich-Vorstellen, Sich-Wiedererinnern an den Ideen (Objekten) ausübt.

(Princ. d. m. Erk., § 2.)

Dieses percipirende thätige Wesen ist dasjenige, was ich Gemüth, Geist, Seele oder mich selbst nenne.

(*ib*. § 2.)

Dies war nichts Neues, denn Spiegel (Geist) und Spiegelbild (Welt) sind das Grundprincip alles Idealismus und der Anfang seines Weges.

Aber neu, seinem Vorgänger gegenüber, und originell war die Erklärung Berkeley's,

daß das ganze Sein aller nicht-denkenden Dinge Percipirtwerden ist.

(*ib*. § 3.)

Deutlicher spricht er dies in folgenden Sätzen aus:

Kann wohl die Abstraction auf eine größere Höhe getrieben werden, als bis zur Unterscheidung der Existenz sinnlicher Dinge von ihrem Percipirtwerden, so daß man sich vorstellt, sie existirten unpercipirt? Licht und Farben, Hitze und Kälte, Ausdehnung und Figuren, mit Einem Wort, die Dinge, welche wir sehen und fühlen, was sind sie Anderes als verschiedenartige Sinnesempfindungen, Vorstellungen, Ideen oder Eindrücke auf die Sinne, und ist es möglich, auch nur in Gedanken, irgend eine derselben vom Percipirtwerden zu trennen?

(*ib*. § 5.)

Einige Wahrheiten liegen so nahe und sind so einleuchtend, daß man nur die Augen des Geistes zu öffnen braucht, um sie |
ii47 zu erkennen. Zu diesen rechne ich die wichtige Wahrheit, daß der ganze himmlische Chor und die Fülle der irdischen Objekte, mit Einem Wort, alle die Dinge, die das große Weltgebäude ausmachen, keine Subsistenz außerhalb des Geistes haben, daß ihr Sein ihr Percipirtwerden oder Erkanntwerden ist, daß sie also, so lange sie nicht wirklich durch mich erkannt sind oder in meinem Geiste oder in dem Geiste irgend eines anderen geschaffenen Wesens existiren, entweder überhaupt keine Existenz haben oder in dem Geiste eines ewigen Wesens existiren müssen.

(*ib*. § 6.)

Aus dem Gesagten folgt, daß es keine andere Substanz giebt, als den Geist oder Das, was percipirt.

(*ib*. § 7.)

In diesen wenigen Sätzen ist die ganze Lehre des genialen Engländers enthalten.

Der Sinn seiner Lehre und zugleich sein Standpunkt Locke gegenüber ist dieser:

1) Nicht nur die sekundären, sondern auch die primären Qualitäten aller nicht-denkenden Dinge beruhen auf Sinneseindrücken.
2) Da nun Alles, was wir von solchen Dingen wissen, Sinneseindrücke sind, so existirt ein Ding nur in einem Geiste, der percipirt und hat sonst gar keine Existenz.

Ausspruch *ad* I:

Einige machen einen Unterschied zwischen primären und sekundären Qualitäten: unter den ersteren verstehen sie Ausdehnung, Figur, Bewegung, Ruhe, Solidität oder Undurchdringlichkeit und Zahl; durch den letzteren Ausdruck aber bezeichnen sie alle anderen sinnlichen Qualitäten, wie z.B. Farben, Töne, Geschmacksempfindung u.s.f. Sie erkennen an, daß die Ideen, welche wir von diesen Qualitäten haben, nicht die Ebenbilder von irgend etwas seien, das außerhalb des Geistes oder unpercipirt existire: sie behaupten aber, unsere Ideen der primären Qualitäten seien Abdrücke oder Bilder von Dingen, die außerhalb des Geistes existiren in einer nicht denkenden Substanz, welche sie Materie nennen. Unter Materie haben wir demgemäß eine träge, empfindungslose Substanz zu verstehen, in welcher Ausdehnung, Figur und Bewegung wirklich existiren. Aber |
ii48 Ausdehnung, Figur und Bewegung sind ebenfalls nur Ideen, die in dem Geiste existiren. – – – Hieraus ist offenbar, daß eben der Begriff von Dem, was Materie oder körperliche Substanz genannt wird, einen Widerspruch in sich schließt.

(*ib*. § 9.)

Berkeley schüttete hier das Kind mit dem Bade aus und habe ich deshalb oben gesagt, daß er selbst nicht im Stande war, das wahre und echte Resultat seiner Lehre zu ziehen, welches, wie ich wiederhole, dieses ist:

Die sekundären Qualitäten sind zusammengefaßt die Materie und diese ist folglich ideal, in unserem Kopfe.

Dieses ist eine sehr bedeutungsvolle Verbesserung des Locke'schen Systems gewesen, die Berkeley unbewußt bewerkstelligte; denn der Irrthum, in dem sie enthalten war, ist leicht aufzuweisen.

Berkeley behauptet in obiger Stelle:

> Locke erkennt an, daß die sekundären Qualitäten nicht die Ebenbilder von irgend etwas seien, das außerhalb des Geistes oder unpercipirt existire,
>
> (§ 9.)

was eine grundfalsche Behauptung ist. Locke sagte zwar, daß Das z. B., was im Zucker die Süßigkeit verursache, nicht wesensgleich mit der Süßigkeit (der Sinnesempfindung) sei; aber er leugnete durchaus nicht, daß der Grund der Süßigkeit des Zuckers unabhängig vom Subjekt ist. Ohne Subjekt würde es zwar keinen süßen Zucker (Objekt), aber doch ein Ding geben, das eine bestimmte Qualität hat: ein großer Unterschied!

Sieht man von dieser falschen Auffassung des Locke'schen Systems ab, so hat Berkeley dieses System wesentlich verbessert.

Locke sagte:

> Die Materie ist das vom Subjekt unabhängige Ding an sich; Berkeley dagegen sagte, (d. h. aus seiner Lehre geht als schönstes Resultat für den Kritiker hervor):
>
> Die Materie ist Summe der sekundären Qualitäten, folglich ist sie ideal.

Man wird mir vielleicht verübeln, daß ich diese Worte Berkeley in den Mund lege; aber ich darf es wohl thun, weil ich ja mein Verdienst zu Gunsten des großen Mannes schmälere.

Wir wollen jetzt noch den obigen Ausspruch Berkeley's,

ii49 daß die Objekte, so lange sie nicht wirklich durch mich erkannt sind, oder in meinem Geiste oder in dem Geiste irgend eines anderen geschaffenen Wesens existiren, entweder überhaupt keine Existenz haben, oder in dem Geiste eines ewigen Wesens existiren müssen,

(§ 6.)

verfolgen; er steht zwar in fast gar keiner Beziehung mehr zum kritischen Idealismus, aber was wir finden werden, wird uns beim Budhaismus zu Gute kommen.

Berkeley leugnet, wie wir gesehen haben, rundweg die objektive Materie, die körperliche Substanz, und erkennt keine andere Substanz an als den Geist, zunächst den menschlichen Geist, dann den ewigen Geist: Gott. Alles Andere: Thiere, Pflanzen und chemische Kräfte haben keine vom Subjekt unabhängige Existenz; sie sind durch und durch unreal.

Oder mit Worten des philosophischen Bischofs:

> Wäre es aber auch möglich, daß feste, gestaltete, bewegliche Substanzen, die den Ideen, welche wir von Körpern haben, entsprächen, außerhalb des Geistes existirten, wie sollte es uns möglich sein, dies zu wissen?
>
> (§ 18.)
>
> Das Einzige, dessen Existenz wir in Abrede stellen, ist Das, was die Philosophen Materie oder körperliche Substanz nennen.
>
> (§ 35.)
>
> Ding oder Seiendes ist der allgemeinste aller Namen; darunter fallen zwei völlig von einander verschiedene und heterogene Classen, welche nichts mit einander gemein haben, nämlich Geister und Ideen. Die ersteren sind thätige, untheilbare Substanzen, die anderen träge, vergängliche, abhängige Dinge, die nicht an sich existiren, sondern getragen sind von oder existiren in Geistern oder spirituellen Substanzen.
>
> (§ 89.)
>
> Wird gesagt, Körper existiren nicht außerhalb des Geistes, so darf dies nicht so verstanden werden, als wäre dieser oder jener einzelne Geist gemeint, sondern alle Geister, welche es auch seien.
>
> (§ 48.)

Der bemerkenswertheste Rest der Berkeley'schen Philosophie ist aber dieser: Weil es einerseits nicht in der Macht des menschlichen Geistes steht, die Anschauung willkürlich hervorzurufen, andererseits der Sinneseindruck eine Ursache haben muß, die in den Objekten nicht |
ii50 liegen kann, so existirt ein ewiger Geist, der in unseren Sinnen, resp. in unserem Gehirn, die Eindrücke macht und General-Ursache aller Ideen, aller Phantasma da draußen, der großen Phantasmagorie Welt ist: Gott.

Oder mit Worten Berkeley's:

Wir percipiren eine beständige Folge von Ideen; einige derselben werden von Neuem hervorgerufen, andere werden verändert oder verschwinden ganz. Es giebt demnach eine Ursache dieser Ideen, wovon sie abhängen und durch die sie hervorgebracht und verändert werden.

(§ 26.)

Wenn ich bei vollem Tageslicht meine Augen öffne, so steht es nicht in meiner Macht, ob ich sehen werde oder nicht, noch auch, welche einzelnen Objekte sich meinem Blicke darstellen werden, und so sind gleicherweise auch beim Gehör und den anderen Sinnen die ihnen eingeprägten Ideen nicht Geschöpfe meines Willens. Es giebt also einen anderen Willen oder Geist, der sie hervorbringt.

(§ 29.)

Möchten die Menschen nur erwägen, daß Sonne, Mond und Sterne und alle anderen Sinnesobjecte nur eben so viele Wahrnehmungen in ihren Geistern seien, die keine andere Existenz als ihr bloßes Percipirtwerden haben, so würden sie gewiß nicht niederfallen und ihre eigenen Ideen anbeten, sondern vielmehr ihre Huldigung jenem ewigen unsichtbaren Geiste darbringen, der alle Dinge hervorbringt und erhält.

(§ 94.)

Hieraus erhellt überaus klar, wie Recht ich hatte, als ich in dem Essay »Pantheismus« den Berkeley'schen Idealismus, nach Abzug seines kritischen Theils, also denjenigen verbleibenden Theil, welchen Berkeley zur Hauptsache machte, absoluten Realismus nannte. Berkeley legt die ohnmächtige todte Creatur in die Hand des »ewigen unsichtbaren Geistes, der alle Dinge hervorbringt und erhält.«

Daß sein Idealismus nicht der absolute Idealismus ist, wie Schopenhauer lehrte und viele Andere wähnen, ergiebt sich übrigens schon daraus, daß er neben sein erkennendes Ich alle anderen Menschen als real und gleichberechtigt setzte. Dem absoluten, dem Ding-an-sich-Idealismus ist aber wesentlich, daß er nur einen einzigen Menschen als real lehrt und ihn als Gott auf den Thron der Welt erhebt. |
ii51 Dieser absolute Idealismus wird auch theoretischer Egoismus oder Solipsismus genannt; er hat, wie der Pantheismus, dasselbe gute Recht auf den berühmten tiefen Satz aus den Upanischaden der Veden:

Hae omnes creaturae in totum ego sum et praeter me aliud ens non est.

Ich kann Berkeley's Lehre nicht verlassen, ohne nochmals auf sein großes Verdienst hingewiesen zu haben, daß er die Materie in unseren Kopf setzte, sie ideal machte, welches Verdienst ebenbürtig neben dem genialen Schnitt Locke's durch das Ideale und Reale steht. Ich muß ferner erwähnen, daß er alle sonstigen Probleme des kritischen Idealismus zur Sprache brachte und ventilirte und auf diese Weise Kant einen beackerten Boden, keine Wüstenei hinterließ. Sonst müßte auch das bedeutendste Werk des menschlichen Tiefsinns: die Kritik der reinen Vernunft, als ein reines Wunder angestaunt werden. Sie wäre eine Blüthe, die sich frei erzeugt hätte, nicht die Efflorescenz einer Pflanze mit Wurzeln, Stengeln und Blättern, die langsam wuchs und wie die *Agave americana* hundert Jahre brauchte, um zu blühen.

Berkeley berührte Raum, Zeit (Ausdehnung, Bewegung), Causalität (Einwirkung von Objekt auf Objekt) und Gemeinschaft (Zusammenhang der Natur) und machte alle diese für den Denker harten Nüsse ideal, nur in unserem Geiste existirend. Selbstverständlich geschah Dieses nur mit Folgerungen aus seinem Princip: Gott, der eine ausdehnungslose ewige Substanz ist und unserem Geist, der die gleichen Prädicate hat, Dinge zeigt, die an sich keinen Real-Grund haben. Denn hat die Welt, unabhängig vom erkennenden Subjekt, keine Existenz, so stehen auch die Dinge der Welt in keinem realen Nexus, sondern in einer idealen Verknüpfung; ferner: kommt keinem Ding, unabhängig vom menschlichen Geist, Ausdehnung und Bewegung zu, so sind auch Zeit und Raum nicht real, sondern ideal.

Alle diese Bestimmungen sind richtige Conclusionen aus falschen Prämissen. Berkeley machte seine Schlüsse cavaliermäßig und als Salon-Prälat, d. h. oberflächlich. Wie mußten aber diese Schlüsse des »guten« Berkeley auf einen Denker wie Kant treibend und befruchtend wirken! Alles Material seiner Kritik der reinen Vernunft fand er vor; es galt nur, die vorhandenen Bausteine zu behauen und dann dem kritischen Idealismus einen Tempel damit zu errichten: allerdings eine Arbeit, die nur er leisten konnte.

ii52 Auch will ich noch etwas sehr Bemerkenswerthes erwähnen. Im Berkeley'schen System liegt wieder ein hübscher Reflex des ironischen Lächelns der Wahrheit, das immer ihre Lippen umspielt, wenn ein edler Parcival eine unrichtige Auflösung des Welträthsels giebt.

Ich habe schon oben auf das Komische aufmerksam gemacht, welches sich im indischen Pantheismus zeigt. Er kam nämlich, wie ich klarlegte, zu seiner einfachen Einheit in der Welt auf dem Wege des Realismus und als er glücklich am Ziele angelangt war und in die Arme seiner Weltseele sank, erklärte er den Weg für einen bloßen Schein. Es war dasselbe, als wenn ich mit einer Leiter das Dach eines Hauses erreicht habe und dann erkläre: ich bin hinaufgesprungen; die Leiter, die ihr seht, ist nur ein Blendwerk, keine wirkliche Leiter, die einen Menschen tragen kann.

In ähnlicher Weise bietet die Berkeley'sche Lehre, die doch nichts Anderes ist als ein sehr verfeinerter, durchgeistigter Monotheismus, eine reiche Quelle artigster Komik; denn was hat, frage ich, zum Monotheismus geführt? Die tiefe Erkenntniß des realen Zusammenhangs der Dinge, den man sich nur dadurch erklären kann, daß man ihn auf eine einfache Einheit zurückführt. Also mit anderen Worten: Gottes felsenfester Grund ist der reale dynamische Zusammenhang der Welt, oder auch: Gott ist die personificirte reale Affinität der Welt. Und was that Berkeley? Er machte *cavalièrement* den realen Zusammenhang, der zum jüdischen Gott allein geführt hatte, ideal, d. h. nur in unserem Kopfe existirend.

> Die sinnlichen Ideen sind stärker, lebhafter und bestimmter als die Ideen der Einbildungskraft: sie haben desgleichen eine gewisse Beständigkeit, Ordnung und Zusammenhang und werden nicht auf's Gerathewohl hervorgerufen, wie es diejenigen oft werden, welche die Wirkung menschlicher Willensacte sind, sondern in einer geordneten Folge oder Reihe, deren bewunderungswürdige Verbindung ausreichend die Weisheit und Güte ihres Urhebers bezeugt. Nun werden die festen Regeln oder bestimmten Weisen, wonach der Geist, von dem wir abhängig sind, in uns die sinnlichen Ideen erzeugt, die Naturgesetze genannt, und diese lernen wir durch Erfahrung kennen.
>
> (§ 30.)

ii53 Berkeley machte also (wie Schopenhauer treffend in ähnlicher Weise von Kant's Ethik sagte) zum Resultat (bewunderungswürdige Verbindung), was das Princip und die Voraussetzung war, und nahm zur Voraussetzung, was als Resultat abgeleitet worden war (Gott). Das Komische liegt hier so offen zu Tage, daß man herzlich lachen muß. *Difficile est, satiram non scribere*; denn ich wiederhole: nur die Naturgesetze führten zur Annahme eines Gottes, von dem sonst in der Natur keine Spur zu entdecken ist.

Schließlich muß ich noch ein Wort über meine Stellung zu Berkeley in meiner Kritik der Kant-Schopenhauer'schen Philosophie sagen. Daselbst (S. 439) nannte ich den Berkeley'schen Idealismus das Grab aller Philosophie. Ich mußte es thun, weil ich denselben vom beschränkten Standpunkt des kritischen Idealismus zu beurtheilen hatte. Denn es ist klar, daß von kritischer Philosophie keine Rede mehr sein kann, wenn ein außerweltlicher Gott der Urheber unserer Sinneseindrücke ist. Dann heißt es einfach: Hört auf zu philosophiren, und wendet euch zu praktischer, nützlicher Arbeit!

In der Reihe der großen kritischen Idealisten folgt auf Berkeley der tapfere Kämpfer gegen die Dunkelmänner, gegen die Lüge und alles theologische Blendwerk, Hume. Vom besonderen Standpunkte des kritischen Idealismus aus ist Hume einem *éclaireur* zu vergleichen. Er galoppirt auf der feurigen Stute Skepsis vor dem edlen Häuflein unabhängiger Denker her wie ein unerschrockener Kürassier vor seiner Schwadron und sichert ihm den Weg.

Ehe ich jedoch das Hauptverdienst Hume's um die kritische Philosophie hervorhebe, wollen wir nochmals kurz die Hauptterrungenschaften seiner Vorgänger hervorheben.

Cartesius hatte den richtigen Weg angegeben. Locke hatte den wichtigen richtigen Schnitt durch das Ideale und Reale gemacht; Berkeley hatte die auf das ideale Gebiet gefallenen sekundären Qualitäten der Dinge im Begriff Materie zusammengefaßt und zugleich Raum und Zeit, Causalität und Gemeinschaft ventilirt.

Keiner jedoch hatte gefragt:

> Wie kommt es, daß ich meine Sinnesempfindung, resp. das Bild eines Gegenstands in meinem Kopfe auf ein Ding außerhalb meines Kopfes, auf eine Ursache beziehe?

ii54 Oder mit anderen Worten: Alle hatten den causalen Zusammenhang zwischen den Zuständen zweier Dinge für einen gegebenen, resp. von Gott verursachten, selbstverständlichen hingestellt.

Auf realem Gebiete standen demnach zu dieser Zeit reale, sich bewegende Individuen, die ein realer Causalnexus verknüpfte.

Auf diesen realen Causalnexus oder kurz auf die ihm zu Grunde liegende Causalität (Verhältniß der Ursache zur Wirkung) richtete nun Hume seine skeptischen Angriffe. Er bezweifelte die Nothwendigkeit und objektive Gültigkeit des Causalitätsgesetzes, des allerobersten Naturgesetzes, nämlich: daß jede Wirkung eine Ursache haben müsse, aus der jene erfolge,

> weil nämlich die Erfahrung, aus der ja, der Locke'schen Philosophie zufolge, alle unsere Kenntnisse stammen sollten, doch niemals den causalen Zusammenhang selbst, sondern immer nur die bloße Succession der Zustände in der Zeit, also nie ein Erfolgen, sondern ein bloßes Folgen liefern könne, welches, eben als solches, sich stets nur als ein zufälliges, nie als ein nothwendiges erweise,

wie Schopenhauer die Gründe des Hume'schen Zweifels sehr klar zusammengefaßt hat. (*Parerga* I. 95.)

Man bedenke, was dieser wohl berechtigte Zweifel eigentlich bedeutete. Da nämlich das Bild der Außenwelt in unserem Auge, resp. in unserem Geiste, auf dem Gesetz der Causalität beruht, so war durch den Angriff auf dies Gesetz unmittelbar die reale Existenz der Außenwelt in irgend einer Form und mittelbar der für so felsenfest und unangreifbar gehaltene innige Zusammenhang der Dinge, ihre unlösbare Verhakung, bedroht.

Um in einem Bilde den Sachverhalt recht deutlich zu zeigen, sage ich: Ich drücke eine Pistole ab und mein Feind sinkt todt zur Erde. Hume meinte nun, aus der bloßen Folge des Todes meines Feindes auf meinen Schuß lasse sich gar nicht schließen, daß mein Schuß die Ursache des Mords gewesen sei, daß der Tod aus dem Schuß erfolgt sei; er sei nur dem Schuß gefolgt, wie der Tag der Nacht folgt, nicht aus ihr erfolgt. So viel stehe wenigstens fest, daß man den causalen Zusammenhang bezweifeln dürfe. Er könne bestehen und könne nicht bestehen: eine Gewißheit darüber sei nicht zu erlangen, da ein sicheres Kriterium fehle.

ii55 Wenn ich diesen bloßen Angriff, der auch nicht das allergeringste unmittelbare, positive Resultat hatte, eine unsterbliche That des menschlichen Geistes nenne, so werden Viele lächeln. Und doch ist es so. Dieser skeptische Angriff Hume's mit dem Gänsekiel in der Hand, in der stillen Studirstube, auf das oberste Naturgesetz wiegt schwerer als der herrlichste Sieg auf blutgetränktem Schlachtfelde im Dienste der Cultur erfochten. Denn darüber werde man sich nur klar, daß es nichts Wichtigeres in der Welt giebt, als die Wahrheit, und daß der Sauerteig im Leben der Völker nur von Denjenigen bereitet wird, welche die Wahrheit suchen (und zwar oft in stillen kalten Dachstuben oder in öden Wüsten).

So war denn der Weg geebnet und vorbereitet für den Messias des kritischen Idealismus, auf den die Propheten nicht selbst, aber ihre Werke mit eisernem unbeweglichem Finger hingedeutet hatten, und der Gewaltige mit der breiten und hohen Denkerstirne und den großen, klaren, blauen Augen hielt seinen Einzug. O, dieser Kant! Wer kann mit ihm verglichen werden? Nur ein einziger Wunsch hat mich von jeher ergriffen, wenn ich versenkt in seiner transscendentalen Aesthetik und Analytik lag. Es war dieser: Möge die Zeit kommen, wo die socialen Verhältnisse es ermöglichen, daß zunächst jeder Deutsche, dann jeder Mensch die nöthige Muße und Vorbildung hat, um aus dieser frischen klaren Quelle des größten Tiefsinns schöpfen zu können! Denn was ist ein Leben in geistiger Finsterniß und nur in der Gluth eines begierdevollen Herzens? Was ist ein Mensch, der geschieden ist von den Gedanken der Genialen aller Zeiten? Wie das Aschenbrödel im Märchen sitzt er blöde am Heerd und starrt auf rußige Wände, während seine glücklicheren Brüder lichttrunken im schimmernden Festsaale der Götter sich bewegen. Und weil der Festsaal der Götter der Ort für alle Menschen ist, muß auch das Aschenbrödel hineingeführt werden und sollte es durch einen Strom von Blut und durch brennende Städte getragen werden müssen. Auch glaube man nicht,

daß das Aschenbrödel immer im groben Kittel in der Asche sitze. Es sitzt auch oft in seidenem Kleide, in Purpur und mit Gold behangen darin und nur sein blöder Blick und die rußigen Wände bleiben immer dieselben. Indessen, *omne simile claudicat.*

Ich habe Kant's Kritik der reinen Vernunft einer sehr gründlichen Untersuchung unterworfen, der ich auch das Prädicat fünfzehnjährig |
ii56 geben darf, da sich ja der Geist im dunklen Theil seiner Werkstätte immerfort mit erfaßten Problemen beschäftigt, und habe die Resultate in meinem Hauptwerk niedergelegt. Ich werde mich deshalb hier sehr kurz fassen und nur das Allerbedeutendste seiner Lehre in Verbindung mit dem Bisherigen bringen.

Wir haben gesehen, daß schon Berkeley die Idealität des Raums, der Zeit und der Causalität gelehrt hatte, aber in einer Weise, die wohl einem Theologen, aber keinem Philosophen genügen konnte. Wir erinnern uns ferner, daß Hume den ersten philosophischen Angriff auf das oberste Naturgesetz, das Gesetz der Causalität, gemacht hat.

Daß dieser Angriff des Schotten den bedeutungsvollsten Einfluß auf Kant's Denkkraft ausgeübt, sie befruchtet und mächtig angefeuert hat, bekannte Kant offen. Hume nennt er nicht den »guten« Hume; es mag dies darauf zurückgeführt werden, daß die Philosophen die geborenen Feinde der Theologen gleichsam auf dämonische Weise sind, während ihre Seele freudig erzittert, wenn sie einem der Ihrigen begegnen, was natürlich nicht ausschließt, daß sie zuweilen in großen Hader mit einander gerathen und gehörig schimpfen.

Wie der Anatom z. B. den Magen oder die Hand eines Cadavers vor seine Schüler legt und ihnen deutlich zeigt, wie der Magen verdaut, wie die Hand einen Gegenstand ergreift, aus welchen Bestandtheilen der Magen und die Hand kunstvoll zusammengesetzt sind, wie das Ganze functionirt u.s.w., so nahm Kant den Geist des Menschen, zergliederte ihn, ohne das kleinste Rädchen im Uhrwerk zu vergessen, und zeigte, wie das Gehirn erkennt. Dies ist sehr fest zu halten. Es giebt im menschlichen Geiste, also auf der idealen Seite, absolut Nichts, was Kant nicht gefunden und aufgezeigt hätte. Er hat die Stücke unseres Geistes, wie der gewissenhafteste Kaufmann die Waaren seines Lagers, inventarisirt (sein eigener Ausspruch) und Nichts vergessen. Nur darin irrte er,

> daß er die Natur dieser Stücke nicht ganz genau erkannte und deshalb manchmal ein Stück zweimal buchte, wie die Kategorien der Qualität und Substanz;
> oder ein Stück falsch taxirte (definirte), wie Raum und Zeit; oder ein in zwei Theile zerschnittenes Stück für eines nahm, wie die Causalität.

ii57 Er irrte dann noch darin,

1) daß er den Sinneseindruck einfach für gegeben annahm und nicht fragte: wie kommt es, daß man das Bild im Kopfe auf einen Gegenstand außerhalb des Kopfs bezieht?
2) daß er sein subjektives Causalitätsgesetz mißbrauchte, um sich ein Ding an sich zu erschleichen;
3) daß er das reale Gebiet für unerforschlich hielt.

Dieses Alles werde ich jetzt in den mir gesteckten Grenzen beleuchten.

Kant unterscheidet drei Hauptvermögen des menschlichen Geistes:

1) die Sinnlichkeit
2) den Verstand
3) die Vernunft.

Die Sinnlichkeit hat zwei Formen: Raum und Zeit, und einen Gehülfen: die Einbildungskraft; der Verstand hat zwölf Urbegriffe: Kategorien, und einen Berather: die Urtheilskraft; die Vernunft hat eine Spitze, eine Blüthe: das Selbstbewußtsein.

Die Sinnlichkeit schaut an; der Verstand denkt; die Vernunft schließt.

Wie nun der Magen die Fähigkeit haben muß zu verdauen, ehe die Muttermilch in ihn kommt, wie die Hand die Fähigkeit zu ergreifen haben muß, ehe sie einen Gegenstand berührt, wie aber auch der Magen nicht verdaut, wenn keine Nahrung in ihn kommt und die Fähigkeit der Hand sich nur bethätigen kann, wenn sie einen Gegenstand hat, so hat auch das Gehirn Fähigkeiten vor aller Erfahrung, die es jedoch nur in Verbindung mit dem rohen Stoff der

Erfahrung bethätigen kann.

Diese Fähigkeiten vor aller Erfahrung sind: Receptivität (Empfänglichkeit für Eindrücke) und Synthesis (Verbindung und Verknüpfung als Handlung). Ihre Formen nannte Kant apriorisch, d. h. es sind ursprüngliche, von aller Erfahrung unabhängige Formen, die mit dem Gehirne stehen und fallen. In ihnen liegt die ganze Außenwelt wie ein Ball von weichem Thon in einer Hand, die ihn umschließt und ihm Form und Verbindung seiner Theile giebt.

Ich habe in meiner Kritik nachgewiesen, daß

Raum und Zeit (nach Kant Formen der Sinnlichkeit)
Materie (Substanz)
allgemeine Causalität } nach Kant Formen des Verstandes
Gemeinschaft

ii58 thatsächlich, wie Kant gelehrt hat, ideal sind, d. h. nur in unserem Kopf vorhanden sind. Sie sind ebenso wie die Bestandtheile des Geistes:

Sinne
Verstand
Einbildungskraft
Gedächtniß
Urtheilskraft
Vernunft

unumstößlich richtig für alle Zeiten von dem tiefen Denker festgestellt worden. Gegen alles Dieses kann nur noch der Unverstand, pinselhafter Dünkel und eine *perversa ratio* ankämpfen.

Eine andere Frage aber ist: hat Kant die einzelnen Bestandtheile des Geistes in die richtige Verbindung zu einander gesetzt und sind die gedachten Formen nicht nur ideal, sondern auch apriorisch, d. h. vor aller Erfahrung vorhanden? mit anderen Worten: sind die Formen des Geistes – der Sinnlichkeit (reine Anschauung *a priori*) und des Verstandes (Kategorien) – richtig ergründet und begründet worden?

Auf diese Frage darf ich jedoch nicht weitläufig antworten. Ich muß auf meine frühere Arbeit verweisen und kann nur hier wiederholen, daß Kant im Inventarium unseres Geistes Nichts vergessen, aber das Meiste unrichtig zusammengestellt und Vieles falsch taxirt hat.

Raum und Zeit sind seit Kant unumstößlich ideal in unserem Kopfe. Es giebt unabhängig vom Subjekt weder eine Zeit noch einen Raum. Sollte es wirklich je gelingen, mit der Luftpumpe ein absolut Leeres zu erzeugen, so hätten wir keinen leeren Raum, sondern das absolute Nichts, – zwei Dinge, die *toto genere* von einander verschieden sind, denn der leere (mathematische) Raum liegt vollständig auf der idealen Seite im Kopfe des Menschen, das absolute Nichts auf der realen Seite außerhalb des Kopfes. Nur das confuseste Denken kann noch die beiden Gebiete ineinander fließen lassen und ihre Formen mit einander vermengen.

Ebenso rein ideal wie Raum und Zeit sind die Kategorien der Qualität und der Relation, d. h. unabhängig vom menschlichen Geiste giebt es

ii59 1) keine sekundären Qualitäten der Dinge (Locke);
2) kein Verhältniß von Ursache und Wirkung;
3) keine Gemeinschaft (Wechselwirkung).

Und sollten sich vollzählige Legionen Solcher, die Fichte mit den Worten treffend charakterisirte: »sie halten sich bei halber Philosophie und ganzer Verworrenheit für aufgeklärt« darüber wie toll geberden – es ist und bleibt doch so: der Geist hat sich diese unschätzbaren Kleinode der Erkenntniß errungen und keine Macht kann sie ihm wieder rauben. *Magna est vis veritatis et praevalebit.*

Aber diese fünf Verbindungen und Verknüpfungen sind nicht apriorisch; auch sind die drei letzteren keine Kategorien im Sinne Kant's (Denkformen *a priori*).

Was war nun – denn dies ist die Hauptsache – das Ergebniß der transscendentalen Aesthetik?

> Wir können nur aus dem Standpunkt eines Menschen von Raum, von ausgedehnten Wesen reden. (Kk. 66.)

Und was war das Ergebniß der transscendentalen Analytik?

> Die Ordnung und Regelmäßigkeit an den Erscheinungen, die wir Natur nennen, bringen wir selbst hinein, und würden sie auch nicht darin finden können, hätten wir sie nicht, oder die Natur unseres Gemüths, ursprünglich hineingelegt. (Kk. I. Aufl. 657.)
>
> So übertrieben, so widersinnisch es auch lautet zu sagen: der Verstand ist selbst der Quell der Gesetze der Natur und mithin der formalen Einheit der Natur, so richtig und dem Gegenstande, nämlich der Erfahrung, angemessen, ist gleichwohl eine solche Behauptung. (*ib*. 658.)

Und was heißt Das mit dürren Worten? Es heißt, wenn wir noch den Ausspruch Kant's:

> Das Empirische der Anschauung wird uns von Außen gegeben

zu Hülfe nehmen:

Auf eine uns unerklärliche geheimnißvolle Weise werden Eindrücke auf unsere Sinne gemacht. Diesen Eindrücken leiht unsere Sinnlichkeit Ausdehnung und bringt sie in ein Verhältniß zur Zeit. Diesen Phantomen leiht dann der Verstand Farbe, Temperatur, Glätte oder Rauhigkeit, Härte oder Weiche u.s.w. (Kategorien der |
ii60 Qualität) oder kurz, er macht sie substantiell. Ferner bringt er je zwei dieser Phantome in ein Causalitätsverhältniß, dann verknüpft er solche Glieder zu Causalitätsreihen und schließlich bringt er die ganze Natur in Affinität, d. h. er macht sie zu einer formalen Einheit.

Oder mit anderen Worten:

In ein Trugbild der Sinne trägt unser Verstand einen Scheinnexus, einen unabhängig vom Geiste nicht bestehenden dynamischen Zusammenhang: die Welt ist Nichts, ist eine wesenlose Zauberei unseres Geistes auf Grund einer uns unbekannten fremden Anregung.

Und trotz allem Dem, trotz diesem vernichtenden Resultat der Kritik der reinen Vernunft, das kein Vernünftiger je unterschreiben und anerkennen wird, bleibt unerschütterlich wahr, daß

Raum und Zeit
Materie (Substanz)
allgemeine Causalität
Gemeinschaft

ideal sind und lediglich in unserem Kopfe existiren. Wie aber, wird man fragen, ist dies möglich? Die gespensterhafte, grauenhafte Phänomenalität der Welt ist ja bedingt durch die Idealität dieser Formen; wie kann also die Realität der Welt gerettet werden?

In dieser Frage spiegelt sich das Räthsel des transscendentalen Idealismus, wie sich in der im Essay »Realismus« angegebenen Formel das Welträthsel spiegelte. Ich werde sie am Ende dieses Essays befriedigend beantworten.

Wir haben jetzt den oben unter 2) angegebenen Irrthum zu beleuchten.

Bei Kant ist die Causalität, die Beziehung der Wirkung auf eine Ursache, eine Kategorie, ein Urgedanke *a priori*, vor aller Erfahrung, der nur für die Erfahrung vorhanden ist und sonst keine Bedeutung hat, ähnlich wie die Hand dazu eingerichtet ist, nur greifbare Gegenstände zu ergreifen. Ohne den Stoff der Erfahrung ist sie todter Urgedanke. Wollte man also die Causalität zu etwas Anderem gebrauchen als nothwendige Verknüpfung in die Welt zu bringen, so würde man sie mißbrauchen. Kant wird deshalb nicht müde einzuschärfen, die Kategorien nicht auch da anzuwenden, wo wir den sicheren Boden der Welt nicht unter unseren Füßen haben. Er warnt also vor einem transscendenten Gebrauch |
ii61 als einem unerlaubten, tollen, im Gegensatz zu dem erlaubten vernünftigen transscendentalen, d. h. einem Gebrauch auf Gegenstände der Erfahrung.

Trotzdem machte er selbst in einer schwachen Stunde von der Kategorie der Causalität einen solchen unerlaubten transscendenten Gebrauch, weil er vor dem nackten Ergebniß seiner Philosophie, der gespensterhaften, wesenlosen Phantasmagorie Welt zurückschreckte und im innersten Herzen erbebte. Lieber wollte er den Vorwurf der Inconsequenz – der ihm auch nicht vorenthalten blieb – hinunterwürgen, als mit Berkeley in einen Topf geworfen werden. Seine Hand muß gezittert haben und seine Stirne in Angstschweiß gebadet gewesen sein, als

er sich mit der Causalität das Ding an sich, das den Erscheinungen zu Grunde Liegende, also jenseit der Welt der Erfahrung Befindliche, worauf doch, seiner Lehre gemäß, die Kategorien keine Anwendung finden durften, erschloß. Ich stehe, wie ich schon in meinem Hauptwerk sagte, mit Bewunderung vor dieser That der Verzweiflung des großen Mannes und allemale, wenn mich der absolute Idealismus des Budhaismus in seine Zaubernetze ziehen will, rette ich mich nicht etwa durch Anklammern an meine Lehre, sondern indem ich mir Kant in dieser seiner Verzweiflung vorstelle. Denn wenn ein Mann wie Kant lieber seinem Werk, der schönsten Frucht des menschlichen Tiefsinns, eine tödtliche Wunde beibrachte, als daß er die Welt für ein Phantasma erklärte, was sie doch seiner Lehre gemäß war – so kann man keine Wahl haben, wenn der Ding-an-sich-Idealismus sich neben den kritischen stellt, so darf man den Sirenentönen des indischen Königssohnes nicht folgen.

Und wieder lächelte die Wahrheit ironisch. Auch ihr genialster, ihr treuester Parcival hatte das Welträthsel nicht gelöst: er hatte eine sich widersprechende Antwort gegeben.

Immerhin – und das ist der unter 3) angegebene Irrthum Kant's – wäre das Ding an sich aus einer Null blos ein X geworden, wenn Kant es an der Hand der Causalität hätte finden dürfen. Denn weil nach seiner transscendentalen Aesthetik der (ideale) Raum allein den Dingen Ausdehnung verleiht, die Dinge also an sich ausdehnungslos sind, würde uns ihr Wesen immerdar völlig unerkennbar, d.h. ein X sein, weil wir uns vom Wesen eines Dinges, das ein mathematischer Punkt ist, kein Bildniß, noch ein Gleichniß machen können.

ii62 Dem Allem zufolge hat Kant die Lehre Locke's verbessert und auch verdorben. Er hat sie verbessert, weil er den idealen Theil vollständig ergründete und erschöpfte; er hat sie verdorben, weil er die von Locke auf realem Gebiete gelassenen, sich bewegenden Individualitäten auf die ideale Seite herübergezogen und sie hier zu Nullen gemacht hat (unausgedehnt, bewegungslos, mathematische Punkte).

Kant hatte zwei legitime Nachfolger: Schopenhauer und Fichte. Alle Anderen waren Kronprätendenten ohne legale Titel. Und von diesen Beiden ist für den kritischen Idealismus nur Schopenhauer von Bedeutung: er ist in dieser Hinsicht der einzige geistige Erbe Kant's.

Ich habe die Kritik der Schopenhauer'schen Werke, die Scheidung des Fehlerhaften und Vergänglichen vom Bedeutenden und Unvergänglichen in ihnen, mit Liebe als eine Lebensaufgabe aufgefaßt und muß deshalb, um mich nicht zu wiederholen, auf den Anhang meines Hauptwerks verweisen. Auch bei ihm kann ich nur Das zur Sprache bringen, was in Beziehung zum Thema steht, das uns beschäftigt.

Wie wir gesehen haben, war bei Kant die Ursache der Sinnesempfindung ein Geheimniß. Zuerst ließ er sie schlechthin gegeben sein, dann setzte er für sie das Ding an sich, wozu er jedoch nicht berechtigt war.

Schopenhauer nahm nun an diesem faulen Fleck der Kant'schen Erkenntnißtheorie den größten Anstoß und mit staunenswerther Besonnenheit stellte er die schon mehrmals in diesem Essay von mir berührte Frage:

Wie komme ich überhaupt zu einer Anschauung?

Diese Frage ist eigentlich das Herz, der Cardinalpunkt des kritischen Idealismus; denn von ihrer Beantwortung hängt nichts Geringeres ab, als die definitive Entscheidung, ob die Welt Realität hat oder nur ein Phantom, ein wesenloser Schein ist.

Schopenhauer fand, daß wir ohne die Beziehung der Veränderung im Sinnesorgan auf eine Ursache gar nicht zu einer Anschauung überhaupt kämen. Hier also lag schon das Causalitätsgesetz als eine apriorische Function neben der Sinnesempfindung, nicht, wie Kant wollte, als ein Urbegriff hinter dem von außen gegebenen Empirischen der Anschauung. Das |
ii63 Causalitätsgesetz ist mithin kein Urbegriff *a priori* – Schopenhauer verwarf mit vollem Recht den ganzen Apparat der Kategorien als apriorischer Urbegriffe – sondern eine Function des Verstandes: seine einzige Function.

Hierin liegt ein Verdienst, das nicht geringer ist als der Schnitt Locke's durch das Ideale und Reale. Für diesen Nachweis, daß das Causalitätsgesetz die Urfunction des Verstandes sei,

erhielt Schopenhauer von der Wahrheit den ersten Lorbeerkranz: die deutsche Nation hat ihm bei Lebzeiten bekanntlich keinen geflochten, und wie ersehnte er einen aus ihrer Hand, wie hatte er ihn verdient!

Es ist aber nicht zu begreifen, daß Schopenhauer beim Causalitätsgesetz auf der subjektiven Seite stehen bleiben und die Wirksamkeit schlechthin, auf der realen Seite, leugnen konnte. Daß die Wirksamkeit eine Ursache ist – Das allerdings beruht auf dem Causalitätsgesetz: ohne Subjekt wäre sie nie eine Ursache; aber daß die Wirksamkeit selbst vom Causalitätsgesetz abhängig, von ihm erst gesetzt werden soll – das ist baarer Unsinn. Denkt man diesen Satz, so fühlt man geradezu, wie in unserer Vernunft Etwas gewaltsam verbogen wird. Schopenhauer hat jedoch nicht gezögert, es apodiktisch auszusprechen:

> Daß die Sinnesempfindung nur überhaupt eine äußere Ursache haben müsse, beruht auf einem Gesetze, dessen Ursprung nachweislich in uns, in unserem Gehirn liegt, ist folglich zuletzt nicht weniger subjektiv als die Empfindung selbst.
>
> (4 fache W. 76.)

Hier vermengte Schopenhauer Ursache mit Wirksamkeit schlechthin, und die natürliche Folge dieser Verblendung war, daß er zuerst wie Kant die Außenwelt für ein Lug- und Trugbild erklären und später sich, wie Kant, in crassen Widerspruch mit dem Fundament seiner Lehre setzen mußte.

Die Wahrheit ist (und mir ist es vorbehalten gewesen, sie auszusprechen), daß so gewiß das Causalitätsgesetz rein ideal, subjektiv und apriorisch ist, so gewiß ist auch die vom Subjekt unabhängige Wirksamkeit der Dinge, also die Wirksamkeit auf realem Gebiete. Die ideale Function muß von außen angeregt, gereizt werden, sonst ist sie todt und gar Nichts.

Das Causalitätsgesetz, d.h. den Uebergang von der Wirkung im Sinnesorgan zur Ursache hatte Kant im Inventarium |
ii64 des Geistes nicht besonders aufgeführt. Er buchte nur die allgemeine Causalität (Verknüpfung zweier Objekte), weshalb ich oben sagte, daß er ein in zwei Theile zerschnittenes Stück für ein einziges hielt. Die Unterscheidung beider ist aber außerordentlich wichtig. Der eine Theil (Verbindung von Subjekt und Objekt) ist durchaus apriorisch und ideal, der andere ist nur ideal, denn die allgemeine Causalität ist eine Verknüpfung *a posteriori*, von der Vernunft auf Grund des apriorischen Causalitätsgesetzes bewerkstelligt.

Schopenhauer verbesserte dann noch die Erkenntnißtheorie Kant's

1) durch die Nachweise, daß die Sinnlichkeit nicht anschauen könne, sondern daß die Vorstellung ein Werk des Verstandes, intellektual, nicht sensual sei,
2) dadurch, daß er den Kategorienapparat in tausend Stücke zerschlug,

welche beiläufig bemerkt die Unbesonnenen auflasen und zusammenleimten. An diesem Flicken des Unsinns nun hatten sie und haben ihre Erben unsägliche Freude.

Dagegen verdarb Schopenhauer die Erkenntnißtheorie Kant's dadurch, daß er mit den Kategorien die Synthesis (die verbindende Thätigkeit der Vernunft) zerstörte und nicht die Kategorien

der Materie (Substanz)
der allgemeinen Causalität
der Gemeinschaft

in anderer Form, nämlich als Verbindungen und Verknüpfungen der Vernunft *a posteriori* zu retten wußte.

Er unterschrieb ferner den großen Irrthum Kant's: Raum und Zeit seien reine Anschauungen *a priori*. Sie sind, wie ich bewiesen habe: Verbindungen *a posteriori* auf Grund apriorischer Formen (Punkt-Raum, Gegenwart). –

Wir erinnern uns, daß sich Kant das Ding an sich, d.h. das vom Kopf des Menschen unabhängige echt Reale erschlichen hat und es trotzdem als ein X stehen lassen mußte. Schopenhauer nun bestimmte es in der menschlichen Brust als Wille.

Er bestimmte ferner, daß dieser Wille nicht bloß die Willkür, die bewußte Willensthätigkeit sei, sondern auch Das, was Spinoza Seelenbewegung genannt hatte. Demgemäß schied er die Willensthätigkeit in eine unbewußte und bewußte. Hierfür reichte

ihm die Wahrheit einen zweiten Lorbeerkranz.

ii65 Der Kern und Hauptpunkt meiner Lehre ist der, daß Das, was Kant als das Ding an sich der bloßen Erscheinung, von mir entschiedener Vorstellung genannt, entgegensetzte und für schlechthin unerkennbar hielt, daß, sage ich, dieses Ding an sich, dieses Substrat aller Erscheinungen, mithin der ganzen Natur, nichts Anderes ist, als jenes uns unmittelbar Bekannte und sehr genau Vertraute, was wir im Innern unseres eigenen Selbst als Willen finden; daß demnach dieser Wille, weit davon entfernt, wie alle bisherigen Philosophen annahmen, von der Erkenntniß unzertrennlich und sogar ein bloßes Resultat derselben zu sein, von dieser, die ganz sekundär und späteren Ursprungs ist, grundverschieden und völlig unabhängig ist, folglich auch ohne sie bestehn und sich äußern kann, welches in der gesammten Natur, von der thierischen abwärts, wirklich der Fall ist: – – – – – – daß folglich nie von Abwesenheit der Erkenntniß geschlossen werden kann auf Abwesenheit des Willens: vielmehr dieser sich auch in allen Erscheinungen der erkenntnißlosen, sowohl der vegetabilischen, als der unorganischen Natur nachweisen läßt; also nicht, wie man bisher ohne Ausnahme annahm, Wille durch Erkenntniß bedingt sei: wiewohl Erkenntniß durch Wille.

(W. i. d. N., 2 u. 3.)

Hier nun, beim Kern der Natur, beim Willen, gerieth er in das unsagbar traurige Schwanken zwischen dem individuellen Willen und dem Einen untheilbaren Willen in der Welt, welches das Gepräge seiner ganzen Lehre ist. Auf dem idealen Gebiete ist er bald Realist, bald Idealist, auf dem realen Gebiete ist er bald Pantheist, bald Ding-an-sich-Idealist.

Aus diesem Grunde hat auch bei ihm die Wahrheit ironisch gelächelt, aber nur sehr schwach; denn die Liebe zu ihm war zu stark. War er doch Derjenige, welcher ihr beinahe den letzten Schleier abgerissen hätte: eine That, die sie aus tiefstem Herzen ersehnt, um alle Menschen beglücken und erlösen zu können.

Er hatte den Kern der Natur in seiner Brust als individuellen Willen vorgefunden:

Der Charakter des Menschen ist individuell: er ist in Jedem ein anderer.

(Ethik 48.)

Warum verließ er diesen felsenfesten Grund und warf sich einer erträumten einfachen Einheit in der Welt in die Arme? Wie ver|schwindend

ii66 wenig hätte ich an seiner großartigen Lehre nachzubessern gefunden, wenn er beim Individuum stehen geblieben wäre! Denn,– ich muß es schon jetzt sagen, – hätte er dies gethan und hätte er ferner seine Theilung der individuellen Willensthätigkeit in eine bewußte und unergründlich unbewußte zu Hülfe genommen, so würde seine Lehre im Occident als dieselbe blaue Wunderblume dastehen, wie der Budhaismus im Tropenwald Indiens: nur noch zaubervoller und duftiger, weil sie im reinen Boden des kritischen Idealismus wurzelte. Aehnlich dem Maler, der nur mit einem einzigen Strich aus seinem Bilde eines weinenden Kindes ein lachendes machte, will auch ich mit einer einzigen Veränderung aus Schopenhauer's giftdurchtränktem, vom Widerspruch zerfressenem System ein consequentes System des reinsten Ding-an-sich-Idealismus machen, das man wohl belächeln, aber nie, nie umstoßen könnte. Oder wie er selbst sagte:

Ob die dem Individuo nur als Vorstellungen bekannten Objekte, dennoch, gleich seinem eigenen Leibe, Erscheinungen eines Willens sind, dies ist der eigentliche Sinn der Frage nach der Realität der Außenwelt: dasselbe zu leugnen ist der Sinn des theoretischen Egoismus, der eben dadurch alle Erscheinungen, außer seinem eigenen Individuum, für Phantome hält, wie der praktische Egoismus genau dasselbe in praktischer Hinsicht thut, nämlich nur die eigene Person als eine wirklich solche, alle übrigen aber als bloße Phantome ansieht und behandelt. Der theoretische Egoismus ist zwar durch Beweise nimmermehr zu widerlegen: dennoch ist er zuverlässig in der Philosophie nie anders, denn als skeptisches Sophisma, d.h. zum Schein gebraucht worden. Als ernstliche Ueberzeugung hingegen könnte er allein im Tollhause gefunden werden.

(W. a. W. u. V. I. 124.)

Dem unbewußten, unergründlichen, menschlichen Willen brauchte ich nämlich nur die Allmacht zu geben, die ihm Budha unbedenklich gegeben hat und die Schopenhauer dem Einen untheilbaren Willen in der Welt geben mußte, – und Schopenhauer's System ist die blaue Wunderblume, consequent, unantastbar, unanfechtbar, berauschend für das Individuum. Denn nun ist der Berkeley'sche ewige Geist, Gott, der in unserem Gehirn den ersten Anstoß zur Hervorbringung der phänomenalen Welt giebt, nun ist |

ii67 das erschlichene Ding an sich Kant's, der Grund der Erscheinung, nichts Anderes als der unbewußte Theil des menschlichen Willens, der aus seiner unergründlichen Tiefe mit Allmacht dem Geiste die Sinnenreize giebt, die dieser nunmehr, seinen Functionen und Formen gemäß, zu einer Welt des Scheins, zu einer reinen wesenlosen Phantasmagorie verarbeitet.

Ich gestehe hier offen, daß ich lange Zeit einen schweren Kampf zwischen Budha und Kant einerseits und Christus und Locke andererseits kämpfte. Fast gleichstark ward ich von der einen Seite versucht, die blaue Wunderblume im Occident aufzurichten und von der anderen gezogen, die Realität der Außenwelt nicht zu verleugnen. Ich entschied mich endlich für Christus und Locke, aber ich gestehe ferner offen, daß sich mein auf meine Person und ihr Schicksal bezogenes Denken ebenso oft auf den Grundpfeilern meiner Lehre als im Zauber des Budhaismus bewegt. Und als Mensch (nicht als Philosoph) ziehe ich meine Lehre nicht dem Budhaismus vor. Es geht mir wie Dante sagt:

Intra duo cibi, distanti e moventi
D'un modo, prima si morrìa di fame,
Che liber' uomo l'un recasse a' denti.
(*Paradiso, Canto* IV.)

(Im Mittel zweier Speisen, gleich bewegend
Und gleich entfernt, stürb' Hungers eh' der freie
Mensch, als daß ein' er sich zum Munde führte.)

Hier ist auch der richtige Ort für Fichte.

Der kritische Idealismus verdankt Fichte gar nichts; denn dieser hat die Formen unseres Geistes, welche Kant festgestellt hatte, weder vermehrt noch vermindert, sondern sie nur auf eine neue Weise deducirt und zwar herzlich schlecht. Er hätte den Kant'schen Idealismus wirklich durch die Forträumung des anstößigen äußeren fremden Dinges an sich, das Kant sich mit Gewalt gesichert hatte, verbessert, wenn er an die Stelle dieses Dinges an sich den verhüllten Kern des individuellen Ich gestellt hätte. So aber setzte er das allgemeine Ich, die allgemeine Vernünftigkeit. Mit einem Worte: Fichte wurde Pantheist, nachdem er aus dem individuellen Ich die Welt herausgesponnen hatte, oder seine Lehre ist, wie Jacobi sagte:

ein umgekehrter idealistischer Spinozismus.

ii68 Im Grunde aber ist seine Lehre, wie aller Pantheismus, absoluter Realismus. Der zum Individuum gebrochene oder gespaltene »Strahl Gottes« ist eben nur ein Strahl der Sonne und Nichts ohne die Sonne: die Sonne ist Alles, der Strahl an sich ist todt.

Obgleich nun, wie gesagt, Fichte in einer Skizze des kritischen Idealismus gar keine Erwähnung verdient, so ließ ich ihn doch nicht unbeachtet aus zwei Gründen: erstens, weil man seine Lehre, wie die Schopenhauer's, mit einem einzigen Strich in den echten Ding-an-sich-Idealismus umwandeln kann (man braucht nur die Empfindung aus der verhüllten Tiefe des individuellen Ich abzuleiten); dann, weil es mir Bedürfniß ist, diesen großen Philosophen Schopenhauer gegenüber zu vertheidigen. Auf philosophisch-politischem Gebiete steht Fichte bis jetzt unerreicht da und er gehört zu den wenigen, wahrhaft bedeutenden Männern, auf welche die deutsche Nation stolz sein darf. Schopenhauer nimmt sich auf diesem Gebiete neben Fichte aus wie eine an Leib und Geist verkrüppelte Jesuitencreatur neben einem kräftigen deutschen Riesen, in dessen Blut frische Thüringerwald- und Nordsee-Luft lebt. Fichte wird, so lange es eine deutsche Nation giebt, das Ideal eines Deutschen im Allgemeinen und eines philosophischen Politikers im Besonderen sein. Seine »Reden an die deutsche Nation« und die »Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters« werden mit dem deutschen Volk erst in's Grab sinken.

Es erübrigt mir jetzt nur noch, das Räthsel des transscendentalen Idealismus zu lösen. Ich fasse es hier, weil inzwischen Schopenhauer aufgetreten ist, in die Worte:

Die Welt ist abhängig vom Spiegel im menschlichen Geist, dessen Functionen und Formen folgende sind:

Functionen:
Receptivität der Sinne

Causalitätsgesetz
Synthesis;
apriorische Formen:
Punkt-Raum
Materie
Gegenwart;
ii70 ideale (*a posteriori*) Formen:
mathematischer Raum
Substanz
Zeit
allgemeine Causalität
Gemeinschaft.

Die Welt ist wesentlich phänomenal, ist Erscheinung. Ohne Subjekt keine Außenwelt.

Und dennoch ist die Welt eine vom Subjekt unabhängige Collectiv-Einheit sich bewegender Individuen, die eine reale Affinität, ein dynamischer Zusammenhang, als wären sie zusammengeschweißt, verbindet.

Die Lösung ist diese. Sämmtliche geistigen Functionen und Formen sind nicht für die Erzeugung der Außenwelt aus Nichts da, sondern lediglich für die Erkennbarkeit, wie der Magen nur verdaut, nicht gleichzeitig die Nahrung hervorbringt, die Hand einen Gegenstand nur ergreift, nicht auch den Gegenstand producirt. Das Causalitätsgesetz führt zur Wirksamkeit der Dinge, macht sie zur Ursache, aber producirt sie nicht; der Raum gestaltet die Dinge, aber giebt ihnen nicht erst Ausdehnung; die Zeit erkennt die Bewegung der Dinge, bewegt sie aber nicht; die Vernunft verbindet die erkannten Theile eines Dinges, verleiht diesem aber nicht erst die individuelle Einheit; die allgemeine Causalität erkennt die Verbindung zweier Wirksamkeiten, bringt sie aber nicht hervor; die Gemeinschaft erkennt den dynamischen Zusammenhang aller Dinge, producirt diesen aber nicht; endlich macht die Materie (Substanz) die Dinge materiell, substantiell, sie objektivirt ihre Kraft, bringt aber die Kraft nicht erst hervor.

Hier, wie ich in meinem Werk gezeigt habe, hier, wo die Kraft, das echte Ding an sich, sich mit der Materie im Kopf des Menschen vermählt, ist der Punkt, wo das Ideale vom Realen getrennt werden muß.

Ich habe also den Schnitt durch das Ideale und Reale nicht gemacht. Den hatte bereits der geniale Locke ausgeführt, vortrefflich, unübertrefflich ausgeführt. Aber Locke hatte die ideale Seite mangelhaft, die reale vollkommen falsch bestimmt. Ich bin demnach, befruchtet von Berkeley, Hume, Kant und Schopenhauer, auf Locke zurückgegangen und habe auf Grund seines richtigen Schnitts das Räthsel des transscendentalen Idealismus gelöst. Die |
ii70 Welt ist nicht so, wie unser Geist sie spiegelt: sie ist Erscheinung und vom Grund der Erscheinung *toto genere*, dem ganzen Wesen nach, verschieden und zwar lediglich durch die sekundären Eigenschaften Locke's, die ich im Begriff Materie (Substanz) zusammenfaßte.

Und jetzt wollen wir zur zweiten Art des Idealismus, zum echten Ding-an-sich-Idealismus, übergehen, von dem es nur ein einziges System in der Welt giebt: den Budhaismus.

___

Vierter Essay.
Der Budhaismus.

ii71

Ex oriente lux!

I. Der esoterische Theil der Budhalehre.

ii73

> Es ist ferne, was wird es sein? Und ist sehr tief, wer will es finden?
>
> Koheleth 7, 25.

Die Quellen, aus denen man allein den Budhaismus kennen lernen kann, die heiligen Bücher der Budhaisten, sind sehr zahl- und umfangreiche Schriften. Auf der Insel Ceylon allein können die Budhaistischen Priester dem Forscher 465 Schriften, abgesehen von den silbernen Platten, die mit prachtvollen Zeichen bemalt sind, zur Verfügung stellen. Ich will die Seitenzahl einiger dieser Schriften anführen, damit man sich ein Bild von der Ausdehnung der Literatur des Budhaismus machen kann.

Das Buch der 550 Geburten (*Pansiya-panas-játaka-pota*) hat 2400 Seiten, jede Seite zu neun Zeilen und jede Zeile zu einhundert Buchstaben gerechnet.

Die Fragen des Königs Milinda (*Milinda prasna*) haben 720 Seiten wie die obigen.

Der Pfad des Reinen (*Wisudhi-margga-sanné*) hat 1200 solcher Seiten.

Budha selbst hat keine einzige dieser Schriften verfaßt. Sie enthalten jedoch, – angeblich Wort für Wort, – seine sämmtlichen Reden, die Commentare dazu, philosophische Abhandlungen und seine Lebensgeschichte, d. h. nicht nur die Beschreibung seines Lebens als Budha, sondern auch seiner vorhergegangenen vielen anderen Lebensformen.

Für alle Diejenigen, welche der betreffenden orientalischen Sprachen nicht mächtig sind, sind die wichtigsten Bücher über den Budhaismus *Spence Hardy*'s Compendien: *Manual of Budhism*, (*London, Williams and Norgate*, 1860) und *Eastern Monachism* (ebendaselbst).

ii74 Schon wegen dieser vortrefflichen Bücher allein sollte jeder deutsche Gelehrte, ja jeder gebildete Deutsche das Englische gründlich verstehen. Es ist nämlich über allen Zweifel erhaben, daß Schriften des Budhaismus, deren hauptsächlichste Theile Spence Hardy wörtlich übersetzte, auf gleicher Höhe mit dem Neuen Testament, der »Kritik der reinen Vernunft« und der »Welt als Wille und Vorstellung« stehen, und sonst von keinem anderen Werke des menschlichen Geistes erreicht werden; weshalb es weit besser ist, englisch zu lernen, um in den Budhaismus eindringen zu können, als griechisch im Hinblick auf die griechische Philosophie allein, oder lateinisch lediglich im Hinblick auf den *Oupnék'hat* oder auf Spinoza's Werke.

Schopenhauer hat auf's Lebhafteste bedauert, daß die angeführten Bücher Spence Hardy's noch nicht in's Deutsche übertragen worden sind; ich schließe mich ihm von Herzen an, denn Spence Hardy hat als englischer Missionär zwanzig Jahre auf der Insel Ceylon gelebt, bekanntlich dem einzigen Theil Indiens, dessen Bewohner Budhaisten sind und wo sich die Lehre Budha's am reinsten erhalten hat. Aus seinem Werk erhebt sich ferner deutlich das Bild eines fleißigen, urtheilskräftigen und bedeutenden Gelehrten, und gerade der Umstand, daß ein glaubensstarker, aber ehrlicher Anglikaner über die tiefe Weisheit des indischen Königssohnes Bericht erstattet, macht den Bericht so einzig interessant. Denn es ist deutlich zu erkennen, wie der christliche Glaube im Missionär unter der Einwirkung der atheistischen Lehre gehörig schwankte und wankte: wie sich Hardy gleichsam an das Kreuz auf Golgatha anklammert, um nicht seinen Schwur brechen zu müssen und aus einem gesandten Bekehrer der »Heiden« ein glühender Anhänger Budha's, d.i. selbst ein »Heide« zu werden. So unsagbar groß ist der Zauber der Budhalehre.

In Europa ist sie zu einem »Mädchen für Alles« geworden und es ist die höchste Zeit, daß der tolle Unfug, der mit ihr getrieben wird, aufhört. »Indien ist ferne,« dachte und denkt so Mancher, »was wird es sein«, wenn ich irgend etwas Unwahres behaupte und es in den blauen Duft der indischen Ferne bringe? So führen die Materialisten die hohe Lehre in's Treffen für ihre Absurditäten, ohne das allergeringste Verständniß davon zu haben; so stützen sich Realisten wie Idealisten auf sie, ja, Pantheisten wagen es mit eiserner Stirne der Verwegenheit, Stücke von ihr abzureißen, um die Haupt|blöße
ii75 ihres Unsinns damit zu verdecken; denn Budhaismus und Pantheismus stehen in einem absoluten Gegensatz und sind Gegenpole. »Die Hände fort!« rufe ich allen diesen Dreisten zu.

Die blaue Wunderblume Indiens darf nicht angegriffen, sie darf nur bewundert werden.

Wenn man die Lehre Budha's mit dem Pantheismus der alten Brahmanen vergleicht, so wird man vieles Identische finden. Beide sind pessimistisch, d. h. durchdrungen von der Wahrheit, daß das Leben ein Uebel ist; für beide ist die Außenwelt unreal, ein reiner Schein; über beiden schwebt der Erlösungsgedanke. Und dennoch giebt es keinen größeren Unterschied als den zwischen Brahmanismus und Budhaismus.

Dieser Unterschied spiegelt sich voll und rein in den Worten:

> Dem alten Brahmanen war die Außenwelt und seine eigene Person ein bloßer Schein, Nichts, und die unbegreifliche, unsichtbare Weltseele (das Brahm) war allein real;
>
> Dagegen war nach der esoterischen Lehre Budha's nur die Außenwelt phänomenal und er, Budha allein, real.

Letzteres werde ich jetzt aus den Schriften des Budhaismus begründen. Ehe ich jedoch an diese Arbeit gehe, erinnere ich daran, daß wir nichts Schriftliches von Budha besitzen, und mache darauf aufmerksam, daß es dem tiefen Denker wie Christus ergangen ist: die Nachfolger haben zunächst den esoterischen Theil der Lehre, soweit sie ihn überhaupt erfassen konnten, dem Volke mundgerecht gemacht, dann die ganze Lehre entstellt, verzerrt und phantastisch ausgeschmückt. Auch Spence Hardy hat dies erkannt; er sagte:

> Es würde dem Geist des Budhaismus weit besser entsprechen, wenn man annimmt, daß Budha nur die fühlenden Wesen unserer Erde als existirend lehrte und weder an Engel, noch Dämonen glaubte, als daß man sich einbildet, Budha habe von übernatürlichen Wesen gesprochen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß seine Schüler, dem Vorurtheil des Volkes weichend, diese Wesen erfunden haben. Es ist überhaupt die Meinung gerechtfertigt, daß alle diese Legenden dem Budhaismus nachträglich aufgepfropft worden sind. Wir finden Aehnliches beim Christenthum und den Traditionen der Juden und Muhamedaner: Verzierungen, die nicht den Stiftern dieser Religionen, sondern der mißleiteten Einbildung ihrer Jünger zuzuschreiben sind.
>
> (*Man. o. Bud.*, 41.)

ii76 Ich muß also, jedoch an der Hand strengster Logik, aus dem Wust budhaistischer Schriften die Goldkörner herauslesen, um den reinen esoterischen, den wesentlichen Theil erbauen zu können.

Budha ging von seiner Person und zwar der ganzen Person, dem erkennenden und wollenden Ich aus. Er war mithin reiner Idealist. Auf diesen Standpunkt war er durch die Sankhyalehre gedrängt worden, in welcher zuerst dem starren indischen Pantheismus in realistischster, plumpster Weise Opposition gemacht wurde. Der Philosoph Sankhya, der Vorgänger Budha's, war nämlich gerade so überspannt wie die alten Brahmanen. Wie diese zu Gunsten einer erträumten Einheit in der Welt sich den Dolch in die eigene Brust stießen, so hielt sich Sankhya allein an die Individuen der Welt und übersah ganz das feste Band, das dieselben umschlingt. Er lehrte selbstständige reale Individuen, was ebenso weit von der Wahrheit entfernt ist, wie eine einfache Einheit in oder über der Welt.

Budha aber nahm diesen Standpunkt auf dem Individuum ein und zwar mit jener genialen Kraft, welche die Menschheit in einem Jahrtausend nur einmal hervorbringen kann.

Dieser Standpunkt ist der allein richtige in der Philosophie. Im Essay »Idealismus« habe ich ihn bereits hervorgehoben. Was ist mir außer meiner Person unmittelbar gegeben? Nichts. In meiner Haut denke und fühle ich unmittelbar; Alles dagegen, was jenseit meiner Haut liegt, kann sein und kann nicht sein. Wer will und kann mir denn darüber Gewißheit geben? Was ich von Anderen und Anderem weiß, das Alles ist verarbeiteter Sinneseindruck, und kann dieser Sinneseindruck nicht ebenso gut von einer Kraft in mir, wie von einer außer mir befindlichen hervorgebracht worden sein?

Dies ist das wichtige Problem des kritischen Idealismus und das große Hinderniß im Wege des Denkens. Alles, was man ihm entgegenstellen kann, faßte Goethe sehr hübsch in die Worte:

> Alle gesunden Menschen haben die Ueberzeugung ihres Daseins und eines Daseienden um sie her.

Die Ueberzeugung! Entspringt aber diese Ueberzeugung nicht einzig und allein aus der nothwendigen Gesetzmäßigkeit der Außenwelt, welche noch nie ein Wunder durchbrochen

hat und an die wir uns deshalb gewöhnt haben? Muß man von einem Daseien|den
ii77 um uns her überzeugt sein? Gewiß nicht. Kant hat bewiesen und er allein wäre ein hinreichendes Zeugniß dafür, daß man diese Ueberzeugung nicht nothwendig haben muß. Die ganze Gesetzmäßigkeit der Außenwelt, aus der die Goethe'sche »Ueberzeugung« doch allein entsprang, hat Kant, wie wir uns erinnern werden, als eine ideale Affinität der Dinge in den Verstand des Menschen gelegt und hat als seine Ueberzeugung ausgesprochen:

Die Welt ist phänomenal und ihre Erscheinungen liegen in einem subjektiven Nexus.

Man sieht klar, daß Das, was der plumpe Realismus gegen den Idealismus geltend machen kann, einfach eine dreiste unkritische Behauptung ist, auf der man nur ein philosophisches System erbauen kann, das so dreist und luftig wie sein Fundament ist.

Den esoterischen Theil des Budhaismus können wir uns also nur in der Weise aufbauen, daß Jeder von uns denkt, seine Person, sein Ich, seine Individualität, sei zunächst das einzige Reale in der Welt und zwar muß Jeder von uns vorübergehend denken, er sei der Königssohn selbst, Budha. In anderer Weise ist die blaue Wunderblume Indiens nicht zu erzeugen oder zu begreifen.

Was fand Budha, als er in das einzige Reale, in sich blickte? Er fand *upádaná*, (*cleaving to existence, cleaving to existing objects*) d. h. Verlangen, Hunger, Durst nach Dasein, nach Daseinsformen, oder kurz: Wille zum Leben.

In diese allgemeine Form des Willens zum Leben, oder besser (da wir es ja nur mit Einem Willen, dem Willen Budha's zu thun haben), in diese Gestalt des Willens trägt *Karma* (*literally action, supreme power*) den bestimmten Charakter, d. h. also: Ich, Budha, will das Leben, das Dasein, aber ich will es in einer ganz bestimmten Weise.

Demnach beruht der Budhaismus zwar auf der Oberfläche auf zwei Principien, im Grunde jedoch nur auf einem einzigen; denn *Karma* und *upádaná* sind Eines und Dasselbe. Wird das Eine gesetzt, ist das Andere mitgesetzt. *Karma* ist das Wesen Budha's, *upádaná* die Form, das Allgemeine, oder, wie es der phantasievolle Geist des Inders ausdrückte:

> Es ist ebenso unmöglich, *Karma* von *upádaná*, zu trennen, wie es unmöglich ist, das Feuer von der Hitze oder die Festigkeit vom Felsen zu trennen.

ii78 Ferner ist mit diesen Principien *Karma* und *upádaná*, die ich im Begriff »individuellen Willen zum Leben« zusammenfassen will, die Wiedergeburt gleichfalls so eng verknüpft, wie die Hitze mit dem Feuer, die Festigkeit mit dem Felsen.

> Durch *upádaná* wird eine neue Existenz gesetzt, aber die Art und Weise, wie dieses neue Wesen handelt, hängt von seinem *Karma*, seinem Charakter ab.
>
> (*Man. of Bud.*, 394.)
>
> *Karma* selbst hängt nur von sich selbst, seinem bestimmten individuellen Charakter ab.
>
> (*ib*. 395.)

Und nun merke man wohl, wie Budha den Ur-Kern seines Wesens ferner bestimmt.

> *Karma* ist *achinteyya* d. h. ohne Bewußtsein.
>
> (*ib*. 396.)
>
> Weder *Karma* noch *upádaná* hat Selbstbewußtsein.
>
> (*ib*. 396.)

Wir haben demnach noch keine drei Schritte im esoterischen Theil der Budhalehre gemacht und schon haben wir das ganze Fundament der Schopenhauer'schen Philosophie gefunden: den unbewußten Willen zum Leben. Man darf wohl behaupten, daß Schopenhauer's Geist am energischsten durch budhaistische Schriften befruchtet worden ist: die uralte Weisheit Indiens senkte sich nach fast dritthalb Jahrtausenden auf den Nachkommen eines ausgewanderten Sohns des Wunderlandes.

Was fand nun Budha weiter in sich? Er fand einen Spiegel für *Karma* und *upádaná*: den Geist, das Selbstbewußtsein.

Dieser Spiegel aber – und das muß sehr fest gehalten werden, wenn man den Budhaismus verstehen will, – gehört nicht zum Wesen des Willens, er ist nicht einmal sekundär, sondern er ist durch und durch phänomenal, d. h. ein wesenloser Schein.

Hierdurch ist ferner auch die Phänomenalität des Leibes und der ganzen Außenwelt gegeben. Budha hielt seinen Leib und die ganze übrige Welt für den Schein eines Scheines,

für die Spiegelung eines Spiegelbildes.

Der menschliche Leib ist also bei Budha nicht etwa wie bei Kant Erscheinung, sondern Schein: ein sehr großer Unterschied, denn erstere hat einen Grund, (d. h. bei Kant einen erschlichenen Grund), letzterer dagegen ist wesenlos, ist gar Nichts. Demgemäß ist der Leib unreal, er hat nicht die leiseste Spur von Realität, oder in der poetischen, bilderreichen Sprache des herrlichen Inders:

ii79 Der Leib (*rúpa-khando*) ist wie Wellenschaum, der sich bildet und wieder vergeht; die Empfindung (*wédaná-khando*) ist wie eine Schaumblase, die auf der Oberfläche des Wassers tanzt: die Wahrnehmung (*sannyá-khando*) ist eine Luftspiegelung in der Gluth des Sonnenlichts: die Urtheilskraft (*sankháro-khando*) ist wie das Holz des Bananenbaums (ohne Festigkeit und Härte); und das Selbstbewußtsein (*winyána-khando*) ist wie ein Gespenst oder eine magische Illusion *magical illusion*).

(*Man. o. Bud.*, 424.)

Man bedenke, was das im Grunde bedeutet. Diese Lehre ist summarischer oder auch despotischer kritischer Idealismus. Hier geben sich Budha und Kant wie Brüder die Hand. Ersterer decretirt einfach im souverainen Gefühl seiner Person, der einzigen Realität: Mein Leib, mein Geist, die Welt ist Nichts; ich erkläre es ohne Angabe von Gründen und es soll und muß so sein. Letzterer dagegen nimmt den menschlichen Geist, zerlegt ihn, weist jedes Stück einzeln auf, bestimmt seine Function und beweist, daß nicht nur die Außenwelt eine Erscheinung sein müsse, sondern auch wir für uns selbst. Denn betrachten wir unser Inneres, so erkennen wir uns nicht nach Dem, was wir sind, weil wir uns nur in der Zeit, die nicht vom Selbstbewußtsein (dem inneren Sinn) zu trennen ist, betrachten können: die Spiegelung unseres Selbst im Bewußtsein ist nicht realer als ein Baum oder ein anderer Mensch.

Wie bewunderungswürdig und staunenswerth! Kant hatte keine Ahnung von Budha's Lehre; aber er war ein Indogermane wie Locke, Berkeley, Hume: der Idealismus lag im Blute.

Gehen wir weiter. Es wird uns zu Muthe sein, wie einem Landschaftsmaler, der zum ersten Male einen tropischen Urwald sieht und betäubt vom Duft der Blüthen und der Farbenpracht hinsinkt: wir werden immer traumbefangener werden.

Das einzige Reale war also jetzt nicht mehr die Person Budha, sein Selbstbewußtsein, von dem er ausgegangen war, sondern das bewußtlose *Karma*, der individuelle Wille zum Leben, ohne Geist und was mit diesem unmittelbar und mittelbar zusammenhängt.

Ich betone individuell; denn gerade so, wie die Materialisten ganz unbefugter Weise ihre abfinde Lehre auf Budha stützen, weil er den menschlichen Geist als ein Product des Leibes auffaßte, |
ii80 so stützen die modernen romantischen Pantheisten ihre Lehre auf Budha, weil er das Selbstbewußtsein, in dem doch, wie sie sagen, die Individualität, die Persönlichkeit, allein bestehen könne, für Schein hielt. Erstere sind ein für alle Male vom Budhaismus mit der Bemerkung abzuweisen, daß Budha auch den menschlichen Leib, also ihre ganze erträumte, reale Materie für Schein erklärt hat; den Pantheisten aber ist zu bemerken, daß Individualität nicht nur im Selbstbewußtsein erkannt, sondern mit der Sensibilität schlechthin gefühlt wird. Indessen setzt letzteres, soll es ein Argument sein, eine andere Philosophie als die Budha's voraus. Da bewirke denn bei den Pantheisten, die so gern das buddhistische, selbstherrliche, individuelle *Karma* in den bodenlosen Schlund ihrer Weltseele werfen möchten, ein Machtspruch Budha's die eiligste Flucht:

Karma ist individuell.

So hat der Königssohn (Seite 446 des *Man. of Bud.*) einfach decretirt ohne Angabe von Gründen, und es ist unredlich, aus seiner Lehre Folgerungen zu ziehen, welche im Widerspruch mit dem Fundament derselben stehen. Ich werde aber gleich zeigen, daß die Individualität des *Karma* aus den Principien des Budhaismus selbst bewiesen werden kann.

Wir haben also als einziges Reales das bewußtlose individuelle *Karma*. Jetzt haben wir das Wesen *Karma*'s, so weit dies möglich ist, zu ergründen.

Als Budha in seine Brust blickte, fand er einen heftigen Trieb nach Dasein und zwar nach

Dasein in einer besonderen Form. Dieser Trieb zeigte sich ihm als eine Kraft. Aber konnte sie sich ihm als eine allmächtige Kraft zeigen? Nein. Er fand, daß seine Willkür beschränkt sei, daß sie keine Wunder bewirken konnte, kurz, daß sie keine Zauberin, nicht allmächtig sei.

Außer dieser Willkür (bewußter Willensthätigkeit) beobachtete er aber auch in sich die Aeußerungen einer verborgenen verhüllten Kraft in Gefühlen und Gedanken, von denen er sich keine Rechenschaft ablegen konnte. Solche, aus einer unergründlichen Tiefe aufsteigenden Gedanken und Gefühle kann jeder Mensch in sich beobachten; dieselben haben auch, wie wir im Essay »Realismus« gesehen haben, die ersten objektiv gestimmten Menschen veranlaßt, das Herz des Individuums erträumten Geistern des Lichts und Dämonen preiszugeben. Man sagt: »vom Geiste Gottes getrieben«, »vom Teufel |
ii81 besessen«, »in den Krallen eines unsauberen Geistes liegend«, mit einem Wort »dämonisch« und beim Thiere »instinktiv«.

Diese räthselhafte unbewußte Macht in der menschlichen Brust wurde jetzt für Budha die Hauptsache und sie ist der Grundstein seiner bedeutenden Lehre.

Er gab ihr die Allmacht, die übrigens schon rein logisch daraus geflossen war, daß er seine Person als allein real annahm. Denn wenn es außer Budha nichts anderes Reales gab, so mußte er allmächtig sein, weil nichts Anderes vorhanden war, das ihn hätte beschränken können.

Karma is supreme power.
Karma ist Allmacht.
(*Man. o. Bud.*, 399.)

Aus diesem allmächtigen, unbewußten, individuellen *Karma* können wir nun Alles, was wir vom Budhaismus bis jetzt kennen und auf anderem Wege gefunden haben, zwanglos ableiten.

Zunächst ist die bewußte Willkür ein Schein, weil sie beschränkt ist und der Allmacht widerspricht; ferner ist der ganze menschliche Geist, überhaupt seine Sensibilität (Gefühl) ein Schein, weil sie das echte *Karma* nicht spiegeln kann; ist aber der Geist nur Schein, so muß auch nothwendigerweise mein Leib und die ganze Außenwelt Schein sein, da ihre ganze Existenz in der Spiegelung in diesem Schein-Spiegel besteht.

Hier liegt auch im Budhaismus selbst der Beweis für die Individualität *Karma*'s; denn erstens kann neben einem Wesen, das die Allmacht hat, kein anderes existiren: nur ein einziges Wesen kann Allmacht haben; zweitens beruht der Begriff der Unendlichkeit auf dem Wesen des Raums und der Zeit, die mit dem Geist stehen und fallen, weil sie ideal sind. Es bleibt also ein einziges Wesen, das nicht unendlich ist. Ein solches Wesen ist nur als reine Individualität denkbar, von der wir uns jedoch keine Vorstellung machen können.

Schon hier sehen wir, daß der esoterische Budhaismus, auf Grund einer unumstößlichen realen Thatsache, ein fest in sich geschlossenes, fehlerloses, streng consequentes System ist.

Jetzt haben wir die Hauptfrage zu stellen. Was ist der Kern des Wesens dieses allmächtigen bewußtlosen *Karma*? Wir sehen sofort, daß wir diese Frage nur negativ beantworten können. Schon die Prädicate bewußtlos und allmächtig sind negativ. Abgesehen |
ii82 davon, daß bewußtlos sprachlich negativ ist, ist es auch sachlich negativ, denn ich bin mir nie meiner Bewußtlosigkeit bewußt und das Wesen der Bewußtlosigkeit kann in keiner Erfahrung als bewußter Zustand gegeben werden; allmächtig ferner ist im tiefsten Grunde die Verneinung von »beschränkt«, weil kein Wesen in der Welt, also kein Wesen unserer Erfahrung allmächtig ist. Auf Grund des oben erörterten absoluten Idealismus der Budhalehre müssen wir nun *Karma* noch folgende zwei negative Prädicate geben:

ausdehnungslos
zeitlos.

Was drücken aber diese vier negativen Prädicate: bewußtlos, allmächtig, zeitlos, ausdehnungslos aus? Sie drücken aus, daß *Karma* ein mathematischer Punkt, oder kurz transscendent, die Erfahrung überfliegend, mit dem menschlichen Geiste nicht zu erfassen ist.

The wonder-working Karma is a mere abstraction.
(Das wunderwirkende *Karma* ist eine bloße Abstraktion.)

(*Man. o. Bud.*, 396.)

Von den vier Dingen, die nur von einem Budha (Lehrer der Menschheit) begriffen werden können, ist das Eine: *Karma-wisaya*, d.h. auf welche Weise *Karma* Wirkung verursacht.

(*ib.* 8 u. 9, Anm.)

Der Budhaismus ist demnach transscendenter Dogmatismus.

Zugleich ist er Ding-an-sich-Idealismus, weil er auf Grund der unumstößlichen Thatsache der inneren Erfahrung nur dem Ich Realität zuspricht.

Und was ist am ganzen esoterischen Budhaismus nur positiv? Die Erklärung, daß *Karma* individuell ist und daß es existirt. Ueber die Art und Weise, wie es individuell ist und wie es existirt, gab Budha keine Auskunft, weil er nicht konnte. Er führte seinen erkannten und gefühlten individuellen Lebensgrund nicht auf einen in der Zeit vorausgegangenen, untergegangenen, transscendenten Ur-Grund zurück, sondern er stellte ihn auf einen immer gegenwärtigen ewigen transscendenten Ur-Grund.

Dieses ist, wie ich sehr scharf betonen muß, durchaus kein Makel seiner Lehre und nur ein philosophisch Roher könnte behaupten, daß deswegen die Budhalehre unvollkommen sei. Ich will hierüber vollständiges Licht verbreiten.

So lange es Menschen geben wird – und vollkommenere Wesen |
ii83 werden ihnen ganz bestimmt nicht folgen – wird kein philosophisches System ohne einen transscendenten Grund- oder Stützpunkt in die Erscheinung treten können. Eine absolute Philosophie, d.h. eine solche, welcher der letzte Grund der Welt, seinem Wesen nach, kein Geheimniß wäre, wird es nie, nie geben.

Zwei philosophische Systeme können sich jedoch, wie der Tag von der Nacht, durch die Art und Weise unterscheiden, wie sie sich an den transscendenten Grund anlehnen.

Alle Systeme mit Ausnahme des echten Christenthums (resp. meiner Lehre) und namentlich der Pantheismus in seinen großen Gestaltungen nehmen den transscendenten Grund gleichzeitig existirend (coexistirend) mit der Welt an. Dadurch verwirren und verdunkeln sie unaufhörlich, mit alleiniger Ausnahme des Budhaismus, die Ordnung und Klarheit der Welt. Jede Action in der Welt, die größte wie die kleinste, ist dem Pantheismus zufolge erstens ein unerklärbares Wunder; denn jede Action wird wie die einer Drahtpuppe von einer unsichtbaren räthselhaften Hand bewirkt. Jede Action enthält ferner einen logischen Widerspruch, wie wir gleich sehen werden. Legt man dagegen, wie ich im Essay über das Dogma der christlichen Dreieinigkeit deutlich zeigen werde, den transscendenten unerforschlichen Grund der Welt vor die Welt, derartig, daß jener damals allein existirte und die Welt, vom Anfang ihrer Existenz an, allein vorhanden war und ist, so hat man eine klare geordnete Welt, deren Erscheinungen in keiner Weise mehr räthselhaft sind, und wir haben ein einziges Wunder: die Entstehung der Welt. Die Welt selbst ist weder wunderbar, noch irgend eine Erscheinung in ihr. Auch widerspricht keine einzige Action in ihr den Denkgesetzen. Räthselhaft bleibt nur die Art und Weise, wie die einfache Einheit, Gott, vor der Welt existirt hat.

Der Budhaismus nun ist, wie ich schon mehrmals gesagt habe, das einzige System in der Welt, das reiner Ding-an-sich-Idealismus ist. Er nimmt also schon als solcher eine ganz exceptionelle Stellung ein. Und eben, weil er reiner Ding-an-sich-Idealismus ist, d.h. weil Budha sich allein für real hielt, kann der mit Budha coexistirende, zugleich existirende, transscendente Urgrund die Welt nicht verwirren und verdunkeln. Verwirrung und Verdunklung kann nur dann in die Welt durch die Coexistenz eines Gottes gebracht werden, wenn dieser Gott mehr als eine Menschenbrust umfassen soll. Denn |
ii84 wenn sich Budha auch keinen Begriff von der Individualität seines *Karma* machen konnte, so lag er doch nicht im logischen absoluten Widerspruch des Pantheismus, der viele mathematische Punkte (Individuen) und zugleich eine einfache Einheit lehrt; denn die einfache Einheit ist schlechterdings unvereinbar mit der Pluralität, wenn beide zugleich existiren sollen. Entweder Vielheit oder die einfache Einheit: ein Drittes giebt es nicht. Sollen

wir nämlich, dem Pantheismus gemäß, denken, daß Gott, die einfache Einheit, z.B. ganz und ungetheilt im Hans und zugleich ganz und ungetheilt in der Grete liegen soll, so spüren wir genau in unserem Gehirne, wie etwas daselbst verbogen werden soll: denn wir können eine solche leicht bewerkstelligte Verbindung von Worten nicht vorstellen, nicht denken. Sie spricht allen Denkgesetzen Hohn und tritt unsere Vernunft mit Füßen: sie treibt Nothzucht mit unserem Geiste.

So schwer, ja, so unmöglich es also ist, das Grundprincip des Pantheismus zu denken, so leicht läßt sich denken, daß ich Gott bin, aber wohlverstanden nur ich, nur Budha: ein einziges Individuum. Deshalb sagte ich auch schon im Essay »Idealismus«, daß der tiefe Satz der Upanischaden der Veden:

Hae omnes creaturae in totum ego sum et praeter me aliud ens non est,

mit demselben Rechte vom Budhaismus wie vom Pantheismus angewandt werden darf; denn Budha trug in sich, in seiner Brust, Gott und die Welt und außer ihm, Budha, gab es nichts Anderes.

Hier liegt deutlicher als irgendwo anders der Grund zu Tage, warum der Budhaismus so oft für identisch mit dem Pantheismus oder doch für einen Zweig des Pantheismus gehalten wird. So hat Herr von Hartmann es gewagt, zu schreiben:

> Das einzige Wesen, welches der Idee der inneren Ursache meiner Thätigkeit entspricht, ist etwas Nicht-Individuelles, das All-Einige Unbewußte, welches also ebenso gut der Idee des Peter von seinem Ich, als der Idee des Paul von seinem Ich entspricht. Auf diesem allertiefsten Grunde ruht nur die esoterische buddhistische Ethik, nicht die christliche.
>
> (Phil. d. Unb., 718.)

welches Urtheil auf der oberflächlichsten Untersuchung des großen Systems beruht. Ich aber rufe nochmals: Die Hände weg von der blauen Wunderblume!

ii85 Ferner: wie der Budhaismus vollständig frei von logischem Widerspruch ist, der den Pantheismus wie ein ätzendes Gift ganz zerfressen hat, so ist er auch das einzige System (in dem ein transscendenter Grund zugleich mit der Welt existirt), welches nur ein einziges Wunder kennt: eben den ewigen transscendenten Grund. Nimmt man dieses einzige Wunder an, so ist Alles in der Natur, jede Individualität, jede Handlung, klar durchsichtig, logisch, nothwendig, kein Räthsel.

Dies will ich jetzt genau zeigen.

Das einzige Wunder des Budhaismus ist also das bewußtlose, allmächtige, zeitlose, ausdehnungslose, individuelle *Karma*.

Zunächst erzeugt es sich den Leib und Das, was wir Geist nennen (Sinne, Verstand, Urtheilskraft, Phantasie, Vernunft). Ist dies wunderbar? In keiner Weise; denn *Karma* hat Allmacht. Dann bringt es Gefühl (die Zustände Lust und Unlust, körperlichen Schmerz und Wollust) und Vorstellung hervor. Das Gefühl wird einfach im Bewußtsein gespiegelt; die Vorstellung dagegen hat eine complicirte Entstehung. Die Hauptsache bei der Vorstellung ist der Sinneseindruck. Wer bewirkt ihn nach Budha? Das allmächtige *Karma*:

> Das Auge, welches den Eindruck der Farbe erhält, d.h. ob es einen Gegenstand grün oder gelb sehen soll; das Ohr, welches den Eindruck des Tons erhält; – alle diese Eindrücke werden durch *Karma* verursacht.
>
> (*Man. o. B.*, 401.)

Ist die Vorstellung wunderbar? In keiner Weise, denn *Karma* ist, wie bemerkt, allmächtig.

Jetzt wollen wir in der wichtigen Lehre einen kleinen Schritt weiter machen.

Die ganze Welt ist, dem esoterischen Budhaismus gemäß, phänomenal; phänomenal ist gleichfalls die beschränkte Willkür Budha's; real allein ist das allmächtige *Karma* in seiner Brust.

Wie ist zu erklären, daß Budha in seinen Handlungen beschränkt sein konnte, wenn er der allmächtige Gott war?

In dieser Frage liegt der Kern des esoterischen Budhaismus.

Durch eine Welt, die zwar durch und durch Schein ist, aber dem Individuum als eine reale Macht entgegentritt und es beschränkt; ferner durch eine bewußte Willkür, die nicht allmächtig ist – wird ein realer Conflikt in der Brust Budha's erzeugt.

Diesen bedeutsamen Conflikt will das allmächtige *Karma* und |
ii86 weil es ihn will, hat es sich, vermöge seiner Allmacht, einen nur halbselbstständigen Körper gebaut mit Allem, was damit zusammenhängt: beschränkte Willkür, Empfindung, Lust, Unlust, Schmerz, Wollust, Erkennen, Raum, Zeit, Causalität, Vorstellung, eine Scheinwelt von mächtiger realer Kraft.

Aber warum wollte es diesen realen Conflikt?

Hierauf giebt es nur eine Antwort:

> Es wollte durch diese Verleiblichung in einer Welt des Scheins die Abtödtung, den Uebergang aus dem Sein in das Nichtsein.

Der Conflikt ist das individuelle Schicksal, welches *Karma* mit unergründlicher Weisheit und mit Allmacht gestaltet. Es verknüpft mit dem Dasein vorzugsweise Leid und zeigt vermittelst Erkenntniß, wie sich Budha vom Dasein befreien kann.

Ich habe in meiner Besprechung des exoterischen Theils des Budhaismus in meinem Hauptwerk an Beispielen nachgewiesen, wie sich das allmächtige *Karma* als Schicksal äußert. Es gruppirt die äußeren Umstände, die Motive; bald läßt es dem Individuum keinen Ausweg, drückt es an die Wand und mauert es gleichsam ein, so daß es regungslos verhungern muß, bald öffnet es die Felsen und läßt das Individuum in sonnbeglänzte Ebenen entwischen, bald läßt es den Menschen Illusionen nachjagen, bald schenkt es ihm Entsagung und Weisheit.

Immer ist es *Karma*, welches sowohl die Außenwelt, die Motive gestaltet, als auch den Trieb und das Verlangen in der Brust erweckt; immer sich im Auge behaltend, weil es nur durch die aus dem Conflikt entstehenden Zustände sein Ziel: das Nichtsein, erlangen kann.

Um mich nicht zu wiederholen, verweise ich wegen der Beantwortung der Frage: warum das allmächtige *Karma*, wenn es Nichtsein wolle, sich nicht sofort vom Dasein befreien könne, auf meine Metaphysik (Phil. d. Erl., Bd. I.). Ich will nur die Antwort hinsetzen: die Allmacht ist sich selbst gegenüber keine Allmacht, sie bedarf des Prozesses des allmäligen Conflikts, um aus dem Sein in das Nichtsein übertreten zu können.

Die Localität *Karma*'s im Körper bestimmte Budha in unübertrefflichen, reizend poetischen Bildern, weil er sie nicht mit dem kalten Verstande angeben konnte. So sagte er:

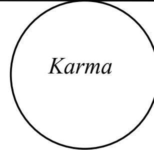
ii87 Denken wir uns einen Obstbaum vor der Blüthe. Wir können nicht sagen, daß die Frucht in diesem oder jenem bestimmten Theile des Baumes sich befindet und dennoch ist sie im Baum. So befindet sich *Karma* im menschlichen Leibe.

(*Man. o. Bud.*, 446.)

Können wir uns auch keinen Begriff davon machen, wie die zeitlichen Handlungen der phänomenalen Willkür in einem ausgedehnten Leibe das ihr zu Grunde liegende, bewegungs- und ausdehnungslose Punkt-*Karma* berühren, so enthält das Verhältniß zwischen *Karma* und Leib doch keinen logischen Widerspruch, weil wir es nur mit einem einzigen Individuum zu thun haben. Der Pantheismus dagegen liegt ganz im logischen Widerspruch, weil er eine einfache Einheit hinter den Individuen lehrt; denn wie wir gesehen haben, ist es undenkbar, daß die Weltseele voll und ganz zugleich im Hans und der Grete enthalten sein soll. Der moderne Pantheismus hat, um aus dem Dilemma herauszukommen, das schlaue Auskunftsmittel erdacht, die Wirksamkeit der Kraft von der Kraft selbst zu trennen: d. h. die Weltseele wirke in den Individuen, ohne sie zu erfüllen. Als ob diese gewaltsame, in keiner Erfahrung gegebene, mit der Logik widerstreitende Trennung nicht ein neuer Sumpf wäre! Wo ein Ding wirkt, da ist es: es giebt keine *actio in distans* in anderer Weise als einer Fortpflanzung der Kraft in realen Medien. Ich spreche ein Wort, es erschüttert die Luft, es trifft das Ohr eines Anderen, Dieser wiederholt es u.s.f., u.s.f.; so kann schließlich mein in Frankfurt gesprochenes Wort in Peking wieder erklingen und wir haben thatsächlich eine *actio in distans*, eine Wirkung in die Ferne, aber nicht in der Weise, daß ich in Frankfurt spreche und nun ganz unvermittelt ein Mandarine in Peking plötzlich eilt, meinen Befehl zu vollstrecken.

Das Verhältniß des Leibes zu *Karma* können wir uns unter dem Bilde einer unbeweglichen Kugel denken, welche eine sich bewegende Tangente an einem Punkte beständig berührt:





Der Leib und das von ihm getragene Bild der Außenwelt sind die |
ii88 Tangente, *Karma* ist die Kugel. Jeder Zustand Budha's nun berührte *Karma* und bewirkte in ihm das für diesen Augenblick Gewollte. Mehr können wir indessen nicht sagen, denn es ist unmöglich zu bestimmen, wie etwas Zeitliches auf ein Ewiges wirke. Der Zusammenhang ist eben transscendent: wir stehen vor dem Wunder des Budhaismus.

Ebenso einfach und natürlich wie alles Bisherige aus diesem Wunder floß, so einfach und natürlich fließt auch das budhaistische Dogma der Wiedergeburt aus demselben.

Das allmächtige *Karma* ist immer nur in einem einzigen Individuum incarnirt: dies muß sehr fest gehalten werden, denn es ist der Grundpfeiler des Budhaismus und unterscheidet ihn vom Pantheismus. *Karma* hat sich nicht ein für alle Male in einen Leib gehüllt, der nun so lange Form bleibt, bis *Karma* seinen Zweck erreicht hat, sondern *Karma* wechselt die Formen. Bald ist es in einem Wurm, bald ist es in einem König, bald in einem Löwen, bald in einer Bajadere.

Man sieht indessen, daß alles Dieses nicht nothwendig ist und ich bin im Zweifel, ob die Wiedergeburt wirklich zum esoterischen Theil des Budhaismus gehört, ob sie nicht vielmehr exoterisch ist.

Ich will das Unwesentliche der Wiedergeburt auf Grund des Ding-an-sich-Idealismus jetzt so klar zeigen, daß es Allen, welche diese Abhandlung lesen, zu Muthe sein wird wie mir: d. h. ich spüre deutlich, daß mich nur ein schmaler Streifen vom Gebiete des Wahnsinns trennt. Wir stehen nämlich vor einem Problem, das Schopenhauer (welcher sich übrigens, wenn er nicht Realist war, ohne Unterlaß damit beschäftigte) sammt Demjenigen, welcher es in seinem Geist herumwälze, in das Tollhaus verwies.

Ich, der Verfasser dieses Essays, muß mir nämlich auf Grund des Budhaismus einbilden, daß ich das einzige Reale in der Welt, daß ich Gott bin. Weder mein Leib, noch die Feder, womit ich schreibe, noch das Papier, das vor mir liegt, noch der Drucker, der diesen Essay drucken wird, noch der Leser desselben ist real. Dieses Alles ist Schein, Phantasmagorie, und nur das in meiner Brust verhüllt und verborgen wohnende *Karma* existirt.

Aber nicht nur Dieses, sondern auch Alles, was mir Geschichtswerke über den Gang der Menschheit berichten, kurz alles Fremde, was hinter mir liegt und alles Fremde, was ich mir in der Zukunft |
ii89 denken kann, ist unreal. Real ist nur mein vergangenes individuelles Schicksal. Meine Eltern sind nicht real, meine Geschwister sind nicht real, real aber sind meine Kindheit, meine Jugend, der entflohene Theil meines Mannesalters.

Demnach ist auch Budha selbst und seine Lehre für mich jetzt nur ein Phantom. Weder hat je ein Mensch wie Budha in Indien gelebt, noch sind je Worte gesprochen worden, welche in budhaistischen Schriften niedergeschrieben sind.

Dieses Alles, wie die gegenwärtige reale Welt, ist Zauberei, Phantasmagorie meines allmächtigen *Karma*'s, um dadurch zunächst einen bestimmten Zustand in mir und dann einen bestimmten Zweck für sich zu erreichen.

Und nicht nur Dieses. Setzen wir den Fall: ein Leser dieses Essays fühle sein Ich, seine Person, wie ich jetzt die meinige fühle. Darf er meine Existenz für real halten? Vom Standpunkte des Budhaismus, des absoluten Ding-an-sich-Idealismus aus, darf er es nicht. Er muß mich und meinen Essay genau so für Schein halten, wie ich, indem ich dies schreibe, ihn, den Leser, Budha, seine Worte, Alexander den Großen, das römische Reich, die Kreuzzüge, die französische Revolution, Kant und seine Werke u.s.w., u.s.w., für bloßen Schein ohne die geringste Realität halten muß.

Und glaube ja Niemand, dieser Standpunkt sei unberechtigt. Er ist der berechtigtste, den es

geben kann, der einzig sichere und unumstößliche: der Standpunkt auf meinem unmittelbar gefühlten und erkannten Ich. Jeder andere Standpunkt ist gegen diesen gehalten, wie Wasser, auf dessen Oberfläche wir uns nur schwimmend mit Anstrengung erhalten können. Er ist auch der Standpunkt der Mystiker. Angelus Silesius sprach die Identität seines Ich – und nur seines persönlichen Ich – mit Gott offen in dem Verse aus:

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben:
Werd' ich zu nicht', er muß von Noth den Geist aufgeben.

Er ist kein Standpunkt der Tollen, sondern nur einer, der toll machen kann. Das möge man ja wohl beherzigen. Ich darf dieses Urtheil aussprechen, weil ich unbefangen bin, weil gewiß kein anderer Fuß fester als der meinige auf dem Grund des absoluten Ich je gestanden hat und je stehen wird; ich habe den Grund jedoch nach reiflicher Erwägung verlassen. Auch gehe einmal Jemand |
ii90 seine Vergangenheit unter der Voraussetzung durch, daß alle Personen, die ihm begegnet, kurz Alles, was er gesehen, gelernt und erlebt hat, Schein gewesen ist. Er wird gewiß, wenn er sich das Problem vollständig klar gemacht hat, zum Resultat kommen, daß die Annahme einer absolut phänomenalen Welt gar keinen Widerspruch in sich enthält und sein ganzes abgelaufenes Leben ebenso gut mit einer solchen als mit einer realen Welt zu erklären ist. Der Budhaistische Fundamentalsatz:

Ich, Budha, bin Gott,

ist ein Satz, der nie umgestoßen werden kann. Auch Christus hat ihn mit anderen Worten gelehrt (Ich und der Vater sind eins); auch ich habe ihn gelehrt, aber als nur gültig vor der Welt, nicht in der Welt.

Hiernach ist die Wiedergeburt reine Nebensache; denn es ist nie zu entscheiden, ob mein Leib die zehntausendste oder die erste und letzte Incarnation Gottes ist. Nur das Eine steht logisch fest, daß Gott oder, um in der Sprache Budha's zu bleiben, *Karma*, als allmächtiges reines *Karma* nie das Nichtsein erreichen kann. Die Incarnation ist für das Nichtsein eine *conditio sine qua non*. Unwesentlich, wie gesagt, ist dagegen die Frage, ob Ein Leib oder 100,000 auf einander folgende Formen zur Erlösung aus den Banden des Daseins nöthig sind; denn warum kann das Nachdenken über den Werth des Daseins, welches nur in der Leiblichkeit und der von ihr getragenen Außenwelt, sowohl der gegenwärtigen, als vergangenen und zukünftigen, objektiv für *Karma* werden kann, nicht schon in einem einzigen Leibe genügen, um *Karma* zu erlösen? Die Spiegelung des Daseins, die Gott nie ohne die Welt hätte bewerkstelligen können, ist allein nothwendig; die Anzahl der Leiber ist unwesentlich.

Entscheidet man sich aber für viele Incarnationen, so muß man eine ununterbrochene Folge annehmen und zwar (wie ich wiederum vorsorglich bemerken will, damit die Grundlage des Budhaismus nie aus den Augen verloren wird) eine Kette, deren Glieder immer ein einziges Individuum repräsentiren. Solche Ketten von etwa zweihundert Gliedern, (um an der Hand der Geschichte vom Jahr 4000 v. Chr. bis in die Neuzeit eine ununterbrochene Kette zu gewinnen), kann sich Jeder nach Belieben bilden, nur darf er sich nicht darin als Glied der Gegenwart vergessen. Ob er letztes |
ii91 Glied ist, ob Gott durch ihn in das Nichtsein übertrete: Das mag ein Jeder mit seinem Gewissen ausmachen.

Hiermit haben wir den ganzen esoterischen Theil des Budhaismus abgehandelt. Hatte ich Unrecht, als ich ihn die blaue Wunderblume Indiens nannte? Hatte ich Unrecht, als ich sagte, daß es Jedem bei ihrer Betrachtung zu Muthe sein muß, wie einem genialen Landschaftsmaler, welcher zum ersten Mal in die Farbenpracht eines tropischen Urwalds blickt? Wer beugt sich nicht vor der genialen Größe des sanften milden Königssohnes, der auf den glänzenden Thron seiner Väter Verzicht leistete, seine kostbaren Kleider auszog und in einfachem Gewand von Haus zu Haus betteln ging? – –

Ehe ich jedoch diesen Abschnitt schließe, muß ich noch einige Bemerkungen machen.

1) Ich halte das Christenthum, das auf der Realität der Außenwelt beruht, für die absolute Wahrheit im Gewand des Dogmas und werde meine Meinung auf eine neue Weise im Essay »Das Dogma der christlichen Dreieinigkeit« begründen. Trotzdem bin ich der Ansicht, – und

wer den vorliegenden Essay klar in seinen Geist aufgenommen hat, wird mir beipflichten, – daß der esoterische Theil des Budhaismus, der die Realität der Außenwelt leugnet, gleichfalls die absolute Wahrheit ist. Solches scheint sich zu widersprechen, denn es kann nur eine absolute Wahrheit geben. Der Widerspruch ist jedoch nur ein scheinbarer; denn die absolute Wahrheit ist lediglich diese: daß es sich um den Uebergang Gottes aus dem Sein in das Nichtsein handelt. Das Christenthum sowohl wie der Budhaismus lehren dies und stehen somit beide im Centrum der Wahrheit.

Nebensächlich ist: ob Gott in einer Brust wohnt oder ob die Welt der zersplitterte Gott ist, – das Einzige, was den Budhaismus vom Christenthum trennt.

Beide beruhen ferner auf dem Individuum, der Thatsache der inneren und äußeren Erfahrung; schließlich ist beiden gemeinsam: daß so lange dieser verleiblichte Gott nicht erlöst ist, die Welt bestehen wird. Im Augenblick, wo er reif für das Nichtsein, das Nichts ist, geht die Welt unter.

2) Der Budhaismus allein ist diejenige Lehre, welche sämmtliche Absurditäten des Lebens, seinen grauenhaften entsetzlichen Charakter und alles Quälende und Räthselhafte in der Wissenschaft aufhebt.

ii92 Die Lehre hebt die Absurditäten des Lebens auf: Stehe ich nämlich vor einem Misthaufen und starre in den Koth, so muß ich, wenn die ganze Welt nichts Anderes als der zersplitterte Gott ist, den Koth selbst, jede Made in ihm, die Ratten, die darauf tanzen, die Spinnen und alles Gewürm für wesensgleich mit mir ansehen. Wie widerlich! – Bin ich dagegen Budhaist, so sind diese Ratten, Würmer, Maden u.s.w. nur wesenloser Schein und nur deshalb von meinem allmächtigen *Karma* vor das Auge gezaubert, um ein bestimmtes Gefühl, einen bestimmten Zustand: eben den Zustand des Ekels, in mir hervorzurufen.

Die Lehre hebt den grauenhaften entsetzlichen Charakter des Lebens auf: Bin ich, meine Person, das einzige Reale in der Welt und ist die gegenwärtige Welt wie die vergangene nur Schein, so ist überhaupt noch kein Blut vergossen worden, kein Mord, kein Diebstahl, keine Schlacht, keine Revolution, kein Erdbeben, kein Grubenunglück, kein Schiffbruch hat je stattgefunden. Der ganze furchtbare Kampf um's Dasein, das Unglück der Millionen und Millionen, welche waren und sind, ist nur eine magische Illusion, gleichsam nur das großartigste General-Motiv, um mich zum Entschluß zu bringen, einer solchen kalten, blutigen, qualvollen Welt zu entsagen und dadurch mein *Karma* von der Existenz zu befreien. Man kann auch sagen, daß die ganze Erfahrungswelt nur das zum Bild gewordene, in eine wunderbare Phänomenalität ausgeprägte Mittel für das *Karma* ist, sich zu erlösen.

Die Lehre hebt schließlich alles Quälende und Räthselhafte in der Wissenschaft auf: Ist nämlich die Welt nur ein Schein und meine Person das einzige Reale, so giebt es kein naturwissenschaftliches Problem mehr. Ob sich die Sonne um die Erde, oder die Erde um die Sonne dreht, ob es eine Attractionskraft giebt oder nicht, wie die Wurfkraft der Erde constant erhalten bleibt, ob es eine Centralsonne für alle Sterne giebt, ob der Mensch vom Affen abstammt oder von Adam und Eva, – dies Alles ist gleichgültig und kann mich weder interessiren, noch beunruhigen.

Kurz: wie, wenn es Jemand friert und er sich, zusammenschauernd, fester in seinen Mantel hüllt, gleichsam in sich hineinschlüpft, so schließt sich der Budhaist, beglückt lächelnd, in die Märchenwelt seiner Brust ein. Was Welt? Was Zeit? Was Raum? Was Leid? Was Freude? Was Geschichte? Was Wissenschaft? Bin ich |
ii93 doch ganz allein auf der Welt, und ich bin müde, sehr müde. Ich und die Welt, wir wollen sterben.

3) Ich habe schon oben darauf hingedeutet, daß Kant's Idealismus consequent und unangreifbar gemacht werden kann, wenn man ihn mit dem esoterischen Budhaismus in Verbindung setzt. Kant hat sich, wie wir uns erinnern werden, den Sinneseindruck, als hervorgebracht von einem Ding an sich, erschlichen, weil die Kategorie der Causalität, seiner Lehre gemäß, nur auf Erscheinungen in einer gegebenen Erfahrung, nicht auf das jenseit der Erfahrung, der Erscheinung zu Grunde Liegende angewandt werden dürfe. Läßt man nun einfach den Sinneseindruck von dem unbewußten Willen in uns hervorgebracht werden und

läßt man zugleich die ganz grundlose Annahme Kant's: es gäbe viele Dinge an sich, fallen, so ist eben mit dieser kleinen Aenderung Kant's großartiger Idealismus das consequenteste und tiefste wissenschaftliche System, gleichsam der verklärte Budhaismus und viel bedeutender als dieser, weil Kant, wie schon bemerkt, nachgewiesen hat, wie die Welt auf Grund des Sinneseindrucks erbaut wird, während Budha einfach decretirt hat: Sie ist Schein.

Kant konnte den Ding-an-sich-Idealismus nicht finden, Budha nicht Kant's grandiosen kritischen Idealismus. Kein Wunder! Hätte ein Mann beide in sich vereinigt, so würde er kein Mensch mehr gewesen sein, sondern ein Gott.

Ferner verdient Kant's Unterscheidung eines intelligibeln und eines empirischen Charakters das Lob Schopenhauer's:

> die größte aller Leistungen des menschlichen Tiefsinns

zu sein; denn nun liegt hinter Einem empirischen ein einziger intelligibler Charakter, was wir denken können, während die Annahme von Millionen Punkt-Charakteren, die ausdehnungslos und doch von einander getrennt sein sollen, von keinem menschlichen Gehirn erfaßt werden kann. Ohne diese Verbesserung ist die berühmte Unterscheidung Das, wofür ich sie in meinem Hauptwerk erklärt habe: eine grundlose Spitzfindigkeit, die nicht das allergeringste Lob verdient.

4) Und ebenso wird Schopenhauer's System in Verbindung mit Budha's esoterischer Lehre lichtvoll, frei vom Gift des Widerspruchs und streng consequent. Nimmt man nämlich nur Einen individuellen Willen an, so sind alle jene dreisten Machtsprüche Schopenhauer's wie:

ii94 > Der Leib liegt, wie alle Objekte der Anschauung, in den Formen alles Erkennens, in Zeit und Raum, durch welche die Vielheit ist.
>
> (W. a. W. u. V. I. 6.)
>
> Die Zeit ist diejenige Einrichtung unseres Intellekts, vermöge welcher Das, was wir als das Zukünftige auffassen, jetzt gar nicht zu existiren scheint.
>
> (*Parerga*, II. 44.)
>
> In Wahrheit ist das beständige Entstehen neuer Wesen und Zunichtewerden der vorhandenen anzusehn als eine Illusion, hervorgebracht durch den Apparat zweier geschliffener Gläser (Gehirnfunctionen), durch die allein wir etwas sehen können: sie heißen Raum und Zeit und in ihrer Wechseldurchdringung Causalität.
>
> (*ib*. 287.)
>
> Das frische Dasein jedes neugeborenen Wesens ist bezahlt durch das Alter und den Tod eines abgelebten, welches untergegangen ist, aber den unzerstörbaren Keim enthielt, aus dem dieses neue entstanden ist: sie sind ein Wesen.
>
> (W. a. W. u. V. II. 575.)
>
> Man kann auch sagen: der Wille zum Leben stellt sich dar in lauter Erscheinungen, welche total zu nichts werden. Dieses Nichts mitsammt den Erscheinungen bleibt aber innerhalb des Willens zum Leben, nicht auf seinem Grunde.
>
> (*Parerga* II. 310.)

gerechtfertigt. In Betreff letzterer Stelle sagte Schopenhauer selbst: Das ist freilich dunkel. Sie ist aber vollkommen verständlich und hell, wenn man sie auf einen einzigen individuellen Willen, Budha's *Karma*, bezieht.

So wollen wir denn Abschied von der blauen Wunderblume mit dem berauschenden, sinnverwirrenden Duft nehmen. Es wird kein Unglück sein, ja, man darf es das höchste Glück nennen, wenn der Eine oder Andere den Sirenentönen Budha's unterliegt: er wird das stolze Gefühl haben, Gott zu sein und wird, wendet er sich zugleich von der Welt ab, Erlösung finden. Die Erlösung ist die Hauptsache, der Weg, der zu ihr führt, ist Nebensache.

II. Der exoterische Theil der Budhalehre.

ii95 *Tat twam asi.*

Oupnek'hat I. 60.

Es ist das Licht süße, und den Augen lieblich, die Sonne zu sehen.

Koheleth 11, 7.

Warum giebt es überhaupt einen exoterischen Theil des Budhaismus? oder besser: warum lehrte Budha überhaupt, wenn er sich für das einzig Reale in der Welt hielt und es mithin für ihn gar keinen anderen realen Menschen geben konnte?

Die Antwort hierauf ist: Budha mußte lehren, Budha mußte seine Mitmenschen für wirkliche Wesen nehmen und versuchen, sie auf den Pfad der Erlösung zu führen, weil nur der lehrende Budha diejenigen Einwirkungen auf sein *Karma* hervorbringen konnte, welche dieses zu seiner Erlösung nöthig hatte. Das Lehramt Budha's war ebenso nothwendig für *Karma* wie die ganze phänomenale Welt, in der Budha lebte: es war lediglich Mittel, das sich *Karma* wie alles Andere gestaltete.

Hierdurch ist die Existenz des populären Budhaismus vollkommen gerechtfertigt.

Hierdurch ist aber zugleich gegeben, daß der exoterische Theil ein sehr widerspruchsvolles System sein muß. Er ist auch in der That gleichwerthig mit dem Pantheismus der Brahmanen, d. h. er ist halbe Wahrheit. Immerhin bleibt er eine großartige ethische Religion, die ihre Bekenner erlösen kann. Kommt es ja in jeder Religion nicht auf etwas mehr oder weniger Absurdität und Glauben an. Nicht alle Menschen haben kritischen Geist und suchen die nackte Wahrheit. Die Religion ist vorhanden, damit gut gehandelt werde und jeder Mensch einen festen Halt im Sturm des Lebens habe. Budha nun hat dem Volk einen Ankergrund gegeben, der ebenso gut vor Wind und Wetter schützt, wie das felsenfeste Kreuz auf Golgatha, wo ein ebenso Edler und Genialer wie Budha sein Leben für die Menschheit verhauchte. Wohl uns, daß wir nach ihnen leben und das milde Licht ihrer Augen auf uns fallen kann: unseren Geist erhellend, unser Herz erwärmend.

ii96 Im Budhaismus als Religion ist das allmächtige *Karma* gleichfalls das Fundament. Das Schicksal jedes Menschen wird von seinem bestimmten individuellen *Karma* souverain gestaltet.

Hier liegt nun der das System zerfressende Widerspruch klar zu Tage. Ich kann mir ein einziges allmächtiges Wesen in der Welt denken, welches die Welt und ihre ganze Gesetzmäßigkeit, wie die Spinne ihr Netz, aus sich heraus producirt, aber ich kann mir schon nur zwei solche allmächtigen Wesen nicht mehr denken. Die Allmacht ist ein Prädicat, das nur Einem Wesen beigelegt werden kann. Gesetzt jedoch, wir könnten uns mit dem logischen Widerspruch, der in zwei allmächtigen Wesen liegt, aussöhnen, so würden wir sofort wieder aufgeschreckt werden, wenn wir auf die Ordnung der Natur blicken; denn auch diese Ordnung verlangt gebieterisch eine Einheit und ist unverträglich mit der Pluralität. Denken wir uns auf der Erde nur zwei Menschen, unseren Hans und unsere Grete, von denen jeder einen allmächtigen Gott im Busen trägt, so würde es undenkbar sein, trotz der gesetzten Allmacht, daß die Welt des Einen nicht die Welt des Anderen verwirrte. Soll die gegenseitige Verwirrung nicht stattfinden, so müßten die beiden allmächtigen Wesen durch ein allmächtiges Drittes verbunden werden, welches die Verwirrung aufhebt, gleichsam neutralisirt: eine Combination, die an Absurdität ihres Gleichen vergeblich suchte.

Budha nun hat genau so viele allmächtige *Karma* gelehrt, als es, mit Ausnahme der Pflanzen, lebende Wesen giebt.

Pflanzen haben kein *Karma*.

(*M. o. B.*, 443.)

Also nicht die esoterische buddhistische Ethik, wie Herr von Hartmann sagte, – eine solche giebt es überhaupt nicht – beruht auf diesem allertiefsten Grunde, den ich absurd, bodenlos absurd nennen muß, sondern die exoterische buddhistische Ethik beruht darauf.

Aus diesem einen großartigen Fundamental-Widerspruch entwickeln sich nun alle anderen

des Systems, die ich jedoch als unwesentlich nicht berühren werde. Wir wollen uns dagegen an den erfreulichen Seiten der milden schönen Religion Budha's erquicken.

Zunächst haben wir die exoterische Ethik und ihr Fundament: das Dogma der Wiedergeburt zu betrachten.

Eine esoterische budhaistische Ethik kann es, wie ich schon bemerkte, gar nicht geben. Im esoterischen Theil nämlich hat das |
ii97 Eine *Karma* nur einen einzigen Zweck im Auge: das Nichtsein und gestaltet sich das Mittel zum Zwecke durch die Incarnation und ihr Schicksal auf nothwendige unabänderliche Weise. Dies ist außerordentlich wichtig und muß sehr fest gehalten werden.

Dagegen mußte Budha, als er als Lehrer unter das Volk trat, eine Ethik mitbringen, denn nun handelte es sich darum, den vielen Menschen Motive für gute Thaten zu geben.

Die Ethik Budha's ist mithin Tugendlehre: das Mittel zum Zweck der Erlösung ist jetzt nicht mehr die bloße Incarnation und ihr nothwendiges Schicksal, dieses sei nun Das eines Ruchlosen oder eines Heiligen (in beiden Fällen wird die Kraft abgetödtet), sondern das Mittel ist jetzt nur noch ein reines, lichtvolles, gutes; es umfaßt bestimmte Tugenden, die ausgeübt werden müssen, wenn sich das Individuum erlösen will: Menschenliebe und Keuschheit.

Die bloße Existenz *Karma*'s im esoterischen Theil, d. h. das einfache Hinderniß der Erlösung, welches gar kein besonderes Gepräge trägt, wird ferner im exoterischen Theil zur Sünde.

Und nun wird von Budha die Sünde einfach identisch gemacht mit Begierde nach Leben, mit der Leidenschaft des Menschen.

Aus dieser einzigen Quelle fließen die von Budha gelehrten besonderen Sünden:

1)	Mord	Sünden des Leibes.
2)	Diebstahl	
3)	Ehebruch	
4)	Lügen	Sünden der Zunge.
5)	Verläumden, Lästern	
6)	Unnützes Sprechen	
7)	Habsucht	Sünden des Geistes.
8)	Zweifelsucht	
9)	Trunksucht	geringere Sünden.
10)	Spiel	
11)	Faulheit	
12)	Schlechte Gesellschaft	
13)	Hurerei	

(*Man. o. Bud.*, 460.)

Wer die Schriften des Budhaismus nicht gelesen hat, kann sich keinen Begriff von der scharfsinnigen und zugleich tief poetischen, künstlerisch gestaltenden Sprache Budha's machen. Seine Bilder, |
ii98 seine Vergleiche rücken oft die dunkelsten Probleme in das hellste Licht. So hat auch Keiner wie er die Macht der Leidenschaft, die glühende Begierde nach Leben in der menschlichen Brust geschildert. Ich kann mir nicht versagen, einige betreffende Stellen anzuführen.

> Budha erklärte, daß Derjenige, welcher das Elend der Hölle (Daseinspein) schildern wollte, mehr als 100,000 Jahre dazu nöthig hätte.
>
> Die Wesen in der Hölle stehen schwere Pein aus; sie leiden entsetzlich; jedes Glied ihres Leibes, jede Muskelfaser wird geröstet; sie weinen und wimmern; ihr Mund und ihr ganzes Gesicht ist mit Speichel bedeckt; der Schmerz krümmt sie; sie sind vollständig hülflos; ihr Elend hat kein Ende; sie leben in der Mitte eines Feuers, das, intensiver als Sonnengluth, nie verlöscht und seine Flammen nach allen Seiten 1000 Meilen (100 *yojanas*) weit ausstreckt.
>
> Und dennoch fürchten diese Wesen den Tod. – – Würde man ihnen die Wahl lassen zwischen einem solchen Leben der Qual und völliger Vernichtung, so würden sie das erstere wählen.
>
> (*M. o. B.*, 60.)

Kann man den Hunger nach Dasein, die Liebe zum Leben prägnanter charakterisiren?

> Der Geschlechtstrieb ist schärfer als der Haken, womit man wilde Elephanten zähmt; heißer als

Flammen: er ist wie ein Pfeil, der in den Geist des Menschen getrieben wird.

Die Leidenschaft ist unglückselig, grausam, thierisch und unzähmbar: sie ist die Ursache aller Gefahr und alles Leids.

(*M. o. B.*, 91.)

Das Verhältniß nun der Thaten des Individuums zu seinem *Karma* gestaltet sich auf Grund dieser exoterischen Ethik folgendermaßen:

Alle schlechten Thaten, alle Sünden, welche der Mensch trotz der ihm von Budha gegebenen Gegenmotive aus der Quelle in seiner Brust, der leidenschaftlichen Begierde nach Leben fließen läßt, nimmt *Karma* in sein Wesen auf. Jede begangene Sünde verändert die Natur des *Karma*. Ebenso geht jede tugendhafte Handlung in die Natur *Karma*'s über. Und wie eine Sünde nothwendigerweise mit Strafe verbunden ist, so folgt jeder guten |
ii99 Handlung nothwendig eine Belohnung. Mit der Sünde ist die Strafe und mit der guten That die Belohnung so innig verknüpft wie die Hitze mit dem Feuer.

Denken wir uns also ein erstes *Karma*, das nicht indifferent sein kann, sondern durch und durch begierdevoll nach Leben sein muß, so ist es am Ende des ersten individuellen Lebenslaufs entweder dasselbe wie am Anfang, da eine schlechte Handlung seine Schlechtigkeit nicht vermehren kann, oder es ist besser als am Anfang, weil es durch die guten Handlungen im ersten Lebenslauf verändert worden ist.

Dieses im Tod des ersten Individuums frei werdende *Karma* verleiblicht sich sofort seiner Beschaffenheit gemäß (transscendenter Occasionalismus). Am Ende des zweiten Lebenslaufs ist es nun wieder entweder so schlecht, wie es ursprünglich war, weil seine Verbesserung im ersten Lebenslauf durch Sünde im zweiten wieder aufgehoben wurde, oder es ist durch gute Thaten wiederum besser. In dieser Weise verändert sich *Karma* unaufhörlich und immer wird das individuelle Schicksal der besonderen Natur *Karma*'s ganz genau entsprechen. Jedes individuelle Leben ist der adäquate Ausdruck des ihm zu Grunde liegenden besonderen *Karma*.

Karma schließt in sich ein: Verdienst und Schuld; es ist Das, was das Schicksal jedes fühlenden Wesens allein gestaltet.

(*M. o. B.*, 445.)

Der Budhaismus kennt zwei Strafen und drei Belohnungen:

1) Strafe und Belohnung in dieser Welt.
2) Belohnung im Himmel (*déwa-lóka, brahma-lóka*).
3) Strafe in der Hölle (*naraka*).
4) *Nirwana* – Nichtsein.

Die Strafen und Belohnungen in dieser Welt wurden von Budha auf den verschiedenen Arten fühlender Wesen und den verschiedenen socialen Lebensformen der Menschen begründet. Hierbei ist zu bemerken, daß der geniale Königssohn, der, wie wir später deutlich sehen werden, einen ebenso praktischen, als scharfen, subtilen, dialektischen Geist hatte, das Gesetz der natürlichen Vererbung aus praktischem Bedürfniß mit kühner Hand zerbrach und an seine Stelle den transscendenten Occasionalismus setzte, was ich ihm als Religionsstifter nicht hoch genug anrechnen kann. Die Philosophie ist von der Religion, so lange nicht alle Menschen für die erstere |
ii100 reif sind, streng gesondert zu halten. Erstere ist, so lange beide Formen nebeneinander bestehen bleiben müssen, wesentlich theoretisch, letztere wesentlich praktisch, und kann letztere durch Etwas, was in der Philosophie absurd ist, einen großen praktischen Erfolg erringen, so muß sie beherzt zugreifen. Das haben auch alle großen Religionsstifter ohne Ausnahme gethan, denn sie waren alle sehr praktische Leute.

Blicken wir in die Welt, so sehen wir unorganische Stoffe, Pflanzen, Thiere und Menschen. Wie wir schon oben gesehen haben, gab Budha nur den *sentient beings*, fühlenden Wesen, *Karma*: unorganische Stoffe und Pflanzen sind also aus seiner Ethik ausgeschlossen. Sie sind für die fühlenden Wesen Das, was für die Schauspieler die Bühne ist: bloße Decoration. Betrachten wir nun die fühlenden Wesen, so werden wir, wenn wir den Menschen ausnehmen, solche finden, die wir ganz gerne einmal sein möchten, und solche, gegen die wir einen ganz unüberwindlichen Abscheu empfinden. Wer möchte nicht einmal ein Vögelein sein?

O könnt' ich, Vöglein, mit dir ziehn!
Wir wollten über die Berge fliehn,
Durch die blauen schönen Lüfte zumal,
Zu baden im warmen Sonnenstrahl.
(Volkslied.)

Auch hätte ich Nichts dagegen einzuwenden, wenn mein *Karma* nach meinem Tode in einem lebhaften Pferde, oder in einem stolzen freien Löwen, oder in einem Hirsch sich verkörperte. Aber ich glaube, daß kein Mensch ein Schwein, eine Schlange, eine Ratte, eine Spinne, ein Wurm, eine Made werden möchte.

Warum das Eine, warum das Andere nicht? Weil wir in die Thierexistenz unseren Ekel legen, weil wir gleichsam die Vorstellung dabei nicht verlieren, als ob wir in solchen Lebensformen unseren reflectirenden und vergleichenden, den Gegensatz empfindenden Geist behielten. Sonst könnte ja gar kein Unterschied zwischen den Lebensformen bestehen; denn bin ich eine Ratte oder eine Made ohne zu wissen, daß ich vorher ein Mensch war, so kann meine Existenz als Ratte oder als Made mich gar nicht unglücklich machen. Ebenso: bin ich ein Vögelein, das sich durch die Lüfte schwingt, und besitze ich nicht zugleich den menschlichen Geist, der allein fähig ist, die Seligkeit einer solchen freien Bewegung zu empfinden, so ist meine Existenz als Vögelein ganz werthlos.

ii101 Diese Eigenthümlichkeit des menschlichen Geistes, die Vorstellung einer Thierexistenz, wenn sie als Strafe angedroht wird, mit dem menschlichen Bewußtsein sich verknüpft zu denken, der Ekel, der unüberwindliche Abscheu feinerer Naturen – »Gefühl ist Alles!« (Goethe) – vor gewissen Thieren ist der erste Grundpfeiler der budhaistischen Wiedergeburt, welches Dogma ebenso wichtig und wesentlich im exoterischen Theil des Budhaismus ist, als wir es nebensächlich und unwesentlich für den esoterischen gefunden haben.

Nur dieser Ekel und Abscheu war es, der die edle Stief- und Pflegemutter Budha's, die Königin *Prajápati* veranlaßte, sich zu Budha's Lehre zu bekennen und eine Nonne zu werden. In dem wunderschönen Bericht darüber sagt nämlich die Königin zu Budha:

> Ich behütete deine Kindheit und du hast mich in einer Weise dafür belohnt, wie noch kein Sohn eine Mutter; ich habe dich vor Sturm und Sonnengluth bewahrt und du hast mich dafür vor den Gefahren des Daseins beschützt; die Mütter der Beherrscher dieser Welt müssen die Qual des Lebens erdulden und vom Thron herabsteigen, um Vieh, Ameisen und andere niedrige Wesen zu werden; aber ich bin die Pflegemutter eines Lehrers der Menschheit gewesen und werde deshalb nicht wieder geboren werden.
>
> (*M. o. B.*, 313.)

So groß war also die Macht dieses Motivs allein, daß eine Königin, ihm erliegend, der Welt entsagen konnte. Die Erzählung, wie die verwöhnte Fürstin und ihr zartes, feines Gefolge den Palast verließen, um zu Budha zu eilen, ist ergreifend. Ich muß einen Theil derselben hersetzen:

> Die Königin sagte zu den Prinzessinnen: »Kinder, Budha hat dreimal verweigert, uns das Ordensgelübde abzunehmen; wir wollen es uns jetzt selber auferlegen und dann zu ihm gehen: er wird uns aufnehmen müssen.« Als sie diesen Vorschlag vernahmen, freuten sie sich sehr und Alle schnitten ihr Haar ab, zogen das vorgeschriebene Gewand an und indem sie irdene Almosentöpfe an ihren Arm hingen, schickten sie sich an, ihre Heimat zu verlassen. Die Königin-Mutter hielt es für unpassend, zu Budha zu fahren, da es den asketischen Regeln nicht entspräche; sie sah ein, daß man auf eine Weise kommen |
> ii102 müsse, welche mühevoll war und sie gingen deshalb zu Fuß. Früher hatten sie es für etwas Großes gehalten, wenn sie vom oberen Stockwerk des Palastes in das untere herabgestiegen waren; sie waren gewöhnt, nur auf Fußböden zu gehen, welche so glatt wie Spiegel waren; als Brennstoff, wenn es kalt war, hatten sie immer nur seidene, mit Oel getränkte Stoffe benutzt, weil gewöhnliches Holz zu heiß gemacht, das kostbare Sandelholz aber Rauch verursacht hätte; selbst wenn sie zum Bade gegangen waren, hatten große Baldachine sie beschirmen und schützende Vorhänge sie umgeben müssen; überhaupt waren sie in jeder Hinsicht auf die zarteste Weise großgezogen worden. Sie hatten mithin noch keine hundert Schritte gemacht, als bereits ihre feinen Füßchen mit Blasen bedeckt waren. Das Volk strömte von allen Seiten herbei, sie zu sehen; einige bereiteten Nahrung, andere boten Sänften und Wagen an; aber die Prinzessinnen verweigerten standhaft jede Erleichterung. Am Abend kamen sie zum Tempel, wo Budha lehrte. Als *Ananda*

(der Diener Budha's) sie sah: die blutenden Füße, den Staub, der sie bedeckte, ihre tödtliche Erschöpfung, – wollte ihm das Herz brechen: seine Augen füllten sich mit Thränen und er fragte: Warum kommt ihr? Warum habt ihr euch diese harte Buße auferlegt? Haben euch Feinde aus der Stadt vertrieben? Wie kann die Mutter Budha's an einem Ort, wie dieser ist, verweilen?

(*M. o. B.*, 310 u. 311.)

Die socialen Verhältnisse, die Kasten Indiens sind bekannt. Die Kasten waren zur Zeit Budha's durch noch höhere und dickere Mauern geschieden als heutzutage. Hält man neben das Verhältniß eines griechischen Sklaven zu seinem Herrn das Verhältniß eines Brahmanen zum Paria, so erscheint ersteres so mild wie ein geschwisterliches. Die glühende Sehnsucht nun einerseits des aus der Gesellschaft Ausgestoßenen nach dem arbeitslosen, behaglichen, angesehenen Leben eines Brahmanen oder Kriegers und auf der anderen Seite die Furcht eines Königssohnes z. B. ein Paria zu werden, waren zwei weitere Grundpfeiler des Dogmas der Wiedergeburt.

Hätte nun Budha die natürliche Vererbung bestehen lassen, so würde er sämmtliche besprochenen drei Grundpfeiler: den Ekel vor gewissen Arten der Thierexistenz, die Sehnsucht nach einer besseren Lebensform und die Furcht, in eine schlechtere herabgestoßen zu |
ii103 werden, haben entbehren müssen; denn erstens lehrte die Natur, daß Würmer immer nur Würmer, Löwen immer nur Löwen, Menschen immer nur Menschen gebären und mithin ein Mensch z. B. auf natürlichem Wege nie ein Löwe werden kann. Zweitens waren die Kastenunterschiede so streng und die Staatsverfassung überhaupt so felsenfest, daß die etwa angedrohte Strafe einer Herabstürzung vom Throne durch Revolution baarer Unsinn gewesen wäre.

Budha als Religionsstifter mußte also an die Stelle des Naturgesetzes den wunderbaren Occasionalismus setzen. Das Kind ist nicht die verjüngten Eltern, sondern die Begattung ist nur die Gelegenheitsursache für die Incarnation *Karma*'s, oder mit anderen Worten: findet irgendwo Begattung statt, so legt sich irgend ein durch den Tod eines Individuums frei gewordenes *Karma* von ganz eigenthümlicher Beschaffenheit in das befruchtete Ei und bildet dessen ganze Natur.

Alle fühlenden Wesen haben ihr eigenes individuelles *Karma* oder der eigenthümliche Charakter aller Wesen ist ihr *Karma*; *Karma* vererbt sich, aber es stammt nicht von Eltern ab, sondern aus einem ganz anderen früheren Dasein.

(*M. o. B.*, 446.)

Jetzt erst, auf Grund dieser Lehre, dieses wunderbaren Occasionalismus konnte Budha die angeführten drei mächtigen Motive auf die Menschenbrust einfließen lassen. Es war ein genialer Gewaltstreich, voll praktischen Scharfsinns. Jeder Budhaist muß beim Anblick einer Made denken, daß er nach dem Tode ein solches ekelhaftes Thier werden kann, wenn er nicht tugendhaft lebt; jeder Reiche und Angesehene muß unter der gleichen Bedingung denken, daß er ein Tagelöhner nach dem Tode werden kann, und jeder Arme, Niedrige, Verachtete muß beim Anblick eines in Gold und Edelsteinen strahlenden, auf prachtvollem Pferde dahersprengenden Fürsten sich sagen: Solch ein herrlicher Mensch kannst auch du werden, wenn du tugendhaft bist. Welche Motive voll treibender Kraft!

Nachdem Budha einmal den wunderbaren Pfad des Occasionalismus betreten hatte, kam es ihm auf ein Bischen mehr Wunder nicht an. (Indessen bleibt hier doch fraglich, ob wir es nicht mit Gedanken seiner Nachfolger zu thun haben). So lehrte er denn neben der Gelegenheitsursache der natürlichen Zeugung noch acht Arten von Urzeugung:

ii104 1) durch die bloße äußere Hautfriction zweier Individuen von verschiedenem Geschlecht;
2) durch Nabelreibung (*umbilical attrition*);
3) durch langes Blicken in das Gesicht eines Mannes;
4) durch den Gebrauch von Blumen und Wohlgerüchen, die sich vordem im Besitze eines Mannes befunden haben;
5) durch das Essen von Nahrung, die ein Mann übrig gelassen hat;
6) durch das Anlegen von Kleidern, die ein Mann getragen hat;
7) durch günstige meteorologische Verhältnisse, wie z. B. bei großer Hitze;
8) indem ein Weib selig der süßen Stimme eines Mannes lauscht (*by listening wantonly to the sweet*

voice of a man).

(*M. o. B.*, 443.)

Aber Budha waren die angedrohten Strafen und Belohnungen in dieser Welt nicht genügend. Er lehrte deshalb ferner einen übersinnlichen Aufenthaltsort für die Erzsünder (Hölle, *naraka*) und Gärten für die Tugendhaften (Himmelreich, *déwa-lóka, brahma-lóka*).

Bei der Hölle wollen wir uns nicht aufhalten. Meine Leser kennen sie genügend aus mündlichen und schriftlichen Berichten fanatischer Theologen und ich für meine Person erachte die dunkle Brust, das zerfleischte Herz eines Bösewichts als genügende Strafe für die schrecklichsten Verbrechen. Die weltliche Gewalt kann die Strafe eines Erzschelms, die er in sich trägt, durch die schwerste äußerliche Strafe nur ein wenig verschärfen.

Dagegen wollen wir uns an den herrlichen Beschreibungen der *déwa*- und *brahma-lókas* ergötzen. Sie enthalten die schönsten Blumen der orientalischen Phantasie.

Budha beschreibt die Wohnungen der Seligen sehr kurz, weil er natürlich nicht viel darüber sagen konnte; aber jedes Wort, das er gebrauchte, übt eine Wirkung auf das menschliche Herz aus wie der Magnet auf das Eisen.

Die *déwa-lókas* sind Welten, wo die reinsten geistigen Freuden, das höchste bewußte Glück empfunden wird. Es giebt deren sechs.

Die *brahma-lókas* sind dagegen Welten, wo – was sehr bezeichnend für den Budhaismus ist – vollständige Ruhe herrscht und die Bewohner völlig bewußtlos sind. Es giebt deren sechzehn.

ii105 Die *brahma-lókas* stehen über den *déwa-lókas*.

Die feineren Unterschiede zwischen den Seligkeiten in den einzelnen *déwa-lókas* einerseits und den *brahma-lókas* andererseits übergehe ich. Die budhaistischen Schriften widersprechen sich in dieser Hinsicht: ein Beweis dafür, daß wir es mit Verschlimmbesserungen der Lehre zu thun haben. Einige behaupten sogar, in den *déwa-lókas* würden den Seligen körperliche Freuden wie im Paradies des Muhammed zu Theil, was dem Geiste des Budhaismus gänzlich zuwider ist. Ich bin der Meinung, daß Budha nur Ein *déwa*-und Ein *brahma*-Paradies lehrte, mit Abtheilungen jedoch wegen der Dauer des Aufenthaltes; denn von der Wollust abgesehen, giebt es nur zwei begehrenswerthe Zustände: die tiefe aesthetische Contemplation und die Bewußtlosigkeit.

Da in den *brahma-lókas* Bewußtlosigkeit herrscht, so beschreibt sie Budha überhaupt gar nicht. Sehr natürlich. Wenn ich bewußtlos bin, so kann es mir gleich sein, ob ich in einem Palast oder in einem Pferdestall liege. Die *déwa-lókas* dagegen werden aus dem schönsten Material erbaut.

Das *déwa-lóka Cháturmaharájika* befindet sich 420,000 Meilen über der Erdoberfläche. Die vier Hüter dieses Paradieses: *Dhrataráshtra, Wirúdha, Wirúpaksha*, und *Waisráwana* haben Paläste, welche hoch auf Felsen gelegen sind.

Der Palast des ersten Hüters, *Dhrataráshtra*, ist im Osten. Seine Diener sind die *gandhárwas*, 10 Millionen, an der Zahl. Sie tragen weiße Gewänder mit weißen Verzierungen, haben Schwert und Schild von weißem Krystall und reiten auf weißen Rossen. Der Hüter ist ähnlich gekleidet und bewaffnet und schimmert wie zehn Millionen (*kela-laksha*) silberne Lampen.

Der Palast des zweiten Hüters, *Wirúdha*, ist im Süden. Seine zehn Millionen Gehülfen heißen *kumbhándas*. Sie tragen blaue Gewänder, haben Schwert und Schild von Saphir, und reiten auf blauen Rossen. Der Hüter ist ähnlich gekleidet und bewaffnet und funkelt wie zehn Millionen Edelsteine.

Der Palast des dritten Hüters, *Wirúpaksha*, ist im Westen. Seine zehn Millionen Gehülfen heißen *nágas*. Sie tragen rothe Gewänder, haben Schwert und Schild aus Korallen und reiten rothe Pferde. Der Hüter ist ähnlich gekleidet und bewaffnet und leuchtet mit dem Licht von zehn Millionen Fackeln.

ii106 Der Palast des vierten Hüters, *Waisráwana* ist im Norden, Seine zehn Millionen Gehülfen sind die *yakás*. Sie tragen golddurchwirkte Gewänder, haben Schild und Schwert von Gold und reiten Pferde, welche wie Gold blitzen. Der Hüter ist ähnlich gekleidet und bewaffnet und strahlt wie zehn Millionen goldene Lampen.

(*M. o. B.* 24.)

In einem unserer Jahre athmen die Seligen 216 Mal, also achtzehn Mal im Monat und ein Mal in vierzig Stunden.

In hundert unserer Jahre essen sie ein Mal.

(*ib.*, 50.)

Kann man schöner und anschaulicher den Glanz, die Bedürfnißlosigkeit, die Ruhe und den tiefen Frieden des Paradieses schildern?

Das *Karma* eines Individuums wandert aus einer dieser großen Formen der Palingenesie in die andere, da es in keiner derselben dauernd verweilen kann. Der hauptsächlichste Grund dafür ist der, daß sich Niemand in der Welt rein erhalten kann mit Ausnahme Desjenigen, welcher dem Leben voll und ganz entsagt, seinen Willen zum irdischen Leben ganz in sich ertödtet hat. Demgemäß kann ein Wurm, zur Belohnung für eine außerordentlich verdienstvolle That in einem früheren Leben nach dem Tode direct in einer *brahma*-Welt wiedergeboren werden oder auch umgekehrt, ein *déwa* kann, wann die Aufenthaltszeit im Paradies abgelaufen ist, wegen einer schlechten früheren Handlung, direct ein Wurm werden. Ein König kann als Bettler, ein Bettler als König, eine stolze Königin als ein Freudenmädchen und eine Bajadere als eine Prinzessin wiedergeboren werden. Alle diese Wandlungen sind mit den guten und schlechten Handlungen untrennbar verknüpft.

Der exoterische Budhaismus verschärft die Strafen und erhöht die Freuden außerdem noch dadurch, daß er einerseits die Möglichkeit, aus der Hölle herauszukommen, verschwindend klein, andererseits die Dauer der Freuden im Paradies sehr lang, bis zu 9216 Millionen Jahre macht.

Die verschwindend geringe Möglichkeit für das Individuum, aus den Qualen der Hölle herauszukommen, versuchte Budha in folgendem artigem Gleichniß der Fassungskraft näher zu rücken:

Ein Mann wirft eine Schlinge in's Meer: Der Ostwind treibt sie nach Westen, und der Westwind nach Osten; der Nord|wind
ii107 treibt sie nach Süden und der Südwind nach Norden. Im Meer befindet sich eine blinde Schildkröte, welche je nach Verlauf von 100 oder 1000 oder 100,000 Jahren einmal an die Oberfläche kommt. Wird je der Fall eintreten, daß die blinde Schildkröte gerade so in die Höhe steigt, daß ihr Kopf in die Schlinge kommt? Es ist möglich: aber die Wahrscheinlichkeit dieses Ereignisses wäre nicht zu berechnen. Und ebenso unwahrscheinlich ist es für einen Sünder, der sich in einer der großen Höllen befindet, daß er als ein Mensch wiedergeboren werde.

(*M. o. B.*, 442.)

Da nun außerdem ein Individuum nur als Mensch sich vom Dasein befreien kann, so springt aus allem Dem die erschütternde Ermahnung, die kostbare Gelegenheit nicht vorübergehen zu lassen.

Die größte Verheißung des Budhaismus für den Tugendhaften, die schwerwiegendste Belohnung ist *Nirwana*, das Nichts, die völlige Vernichtung.

Ich habe in meinem Hauptwerk *Nirwana* kurz, aber erschöpfend besprochen und verweise darauf. Hier will ich nur bemerken, daß *Nirwana* schon deshalb das absolute Nichts ist, weil sonst die *brahma-lókas* keinen Sinn hätten. Denn als Steigerung einer völlig unbewußten Existenz, welche doch in den *brahma-lókas* gelehrt wird, giebt es nur die völlige Vernichtung des Wesens. Die Erklärung, daß *Nirwana* ein Ort und doch kein Ort, das Leben in ihm ein Leben und doch kein Leben sei, daß es sich also um einen Ort, der nur ein relatives Nichts, als bloßer Gegensatz zur Welt und um ein Leben handle, wovon wir uns keine Vorstellung machen könnten, ist auf die Rechnung der spitzfindigen Schüler des großen Meisters zu setzen, wie so manches Andere, das keine Beachtung verdient, das aber von jeher von unberufenen Kritikern des Budhaismus zur Hauptsache gemacht worden ist.

Wir wollen jetzt noch eine kleine Nachlese auf dem Gebiete des exoterischen Budhaismus halten, welche sehr interessante Resultate liefern wird.

Zunächst will ich zwei Hauptpunkte der Lehre selbst berühren: die Weltentsagung und den Selbstmord.

Wer der Welt entsagt, absolut entsagt, ist ein *ráhat* und der *ráhat* findet im Tode absolute Vernichtung: er ist voll und ganz |
ii108 erlöst (*final emancipation*). Budha hat nun ausdrücklich gelehrt, daß von dem Augenblicke an, wo die absolute Weltentsagung beginnt, es ganz gleichgültig ist, welchen Charakter das

Individuum zeigt, ob es ernst oder heiter, liebevoll oder hart ist. *Nirwana* ist ihm unter allen Umständen gesichert.

> Der Prinz *Sumana* sagte zu Budha: Herr, du hast zwei Schüler von gleicher Reinheit, Weisheit und von gleichem Gehorsam: aber der eine theilt seinen Reis mit den Hungrigen, der andere ißt ihn allein. Wie wird es mit ihnen werden, wenn sie gestorben sind?
>
> Budha antwortete: Es wird kein Unterschied zwischen beiden sein: Jeder wird *Nirwana* erlangen.
>
> (*Eastern Monachism*, 293.)

In Betreff des Selbstmords nimmt Budha eine durchaus einzige Stellung ein. Das Höchste, wozu sich nachsichtige, milde, liebevolle Menschen im Occident aufschwingen können, ist Das, daß sie den Leichnam des Selbstmörders nicht steinigen und das Leid des »armen, gewiß wahnsinnig gewesenen« Nächsten in sich empfinden. Budha erklärte dagegen kühn den Selbstmord, dem Geist seiner genialen Lehre gemäß, für außerordentlich verdienstvoll und rieth ihn unbedingt an. Nur seinen Priestern verbot er, sich selbst zu tödten, weil die Welt sonst nicht erlöst werden könnte. Er verlangte mithin von ihnen den Verzicht auf Selbstvernichtung als ein schweres Opfer.

> *If thou didst ever hold me in thy heart,*
> *Absent thee from felicity awhile.*
>
> (Shakespeare.)
>
> (Wenn du mich je in deinem Herzen trugst,
> Verbanne noch dich von der Seligkeit.)

Spence Hardy berichtet darüber wie folgt:

> Budha erklärte bei einer Gelegenheit, daß sich die Priester nicht von Felsen herabstürzen dürften. Bei einer anderen Gelegenheit sagte er dagegen, daß er predige, damit seine Zuhörer vom Leben und seiner Plage befreit würden; er erklärte ferner, daß Diejenigen seine echten Jünger seien, welche sich sofort vom Leben befreiten. Die Lösung dieses Widerspruchs liegt in Folgendem. Die Glieder der Priesterschaft sind die Arznei, die allein in allen lebenden Wesen das Lebensprincip zerstören kann; das Wasser das allein vom Schmutz der Begierde reinigt; der |
> ii109 Zauberstab, der das höchste Gut bringt; das Schiff, in dem allein das Meer fleischlicher Gelüste überfahren werden kann; der Häuptling, der die Karawane der Menschheit allein durch die Wüste des Daseins zur Erlösung führen kann; der Wind, der allein die Flamme der Unwissenheit und Rohheit ausblasen kann; der Regen, der allein irdische Liebe auslöschen kann; der Lehrer, der allein den Weg nach *Nirwana* zeigen kann. Deshalb befahl Budha seinen Priestern, aus Mitleid mit den Menschen sich noch einige Zeit vom Frieden des Todes fern zu halten.
>
> (*M. o. B.*, 464.)

Was soll ich hier sagen? Bedenkt man das Unglück, das Menschen empfinden müssen, deren Religion ihnen den Weg aus der Welt hinaus versperrt, so kann man gewiß hier nur ausrufen: Du gütiger, milder, theurer und – genialer Inder!

Bewundern wir jetzt den praktischen Sinn des edlen Mannes.

Schon oben führte ich das unnütze Geschwätz als eine von Budha gelehrte Sünde auf. Vortrefflich! Wie anders sähe es in der Welt aus, wenn jeder Europäer, ehe er die Zunge in Bewegung setzt,

»das unruhige Uebel voll tödtlichen Gifts,«

wie sie der Apostel Jacobus (Cap. 3, 8.) nennt, oder ehe er die Feder ergreift, sich vorhielte, daß unnützes Geschwätz eine Sünde ist, die ihm unter Umständen nach dem Tode die Leiblichkeit einer Klapperschlange eintragen kann! Schade, daß man heutzutage keine neue Religion mehr stiften kann: sonst würde sich empfehlen, eine solche zu gründen, worin das unnütze Geschwätz direct hinter dem Diebstahl, ja, neben diesem, gleichwerthig als Todsünde erschiene. Der praktische Sinn Budha's erscheint hier im hellsten Lichte.

> Als *Málunka* den Lehrer der Menschheit fragte, ob die Welt eine unendliche oder endliche Dauer habe, antwortete ihm dieser nicht. Der Grund war der, daß Budha eine solche Frage für unnützlich hielt. Es sei nicht die Gewohnheit der Weisen, Fragen zu beantworten, deren Zweck nicht auf die eine oder andere Weise in Verbindung mit dem Streben stehe, das Leben zu überwinden und das Nichts zu erlangen.
>
> (*M. o. B.*, 375.)

Ferner erklärte er ein für alle Male, daß nur ein Budha (Lehrer der Menschheit) den Kern der Wahrheit verstehe.

ii110 Die absolute Wahrheit kennt nur ein Budha; selbst den *déwas* und *brahmas* ist sie verschleiert.

(*M. o. B.*, 299.)

Sie ist über alle Maaßen fein und verhüllt wie der Theil eines Haars, der hundertmal gespalten ist oder ein Schatz, den ein großer Felsen bedeckt.

(*ib.* 380.)

Ebenso erklärte er:

Es giebt vier Dinge, welche nur ein Budha begreift:

1) *Karma-wisaya*, d.h. wie *Karma* wirkt.
2) *Irdhi-wisaya*, d.h. wie es möglich war, daß Budha in einem Augenblick aus dieser Welt in's Paradies gelangen konnte (womit wohl der sofortige und, so oft er wollte, stets auch erreichte Uebergang in die tiefe aesthetische Contemplation gemeint ist).
3) *Lóka-wisaya*, d.h. die Größe des Weltalls und seine Entstehung.
4) *Budha-wisaya*, d.h. die Allmacht und Weisheit Budha's.

(*M. o. B.*, 8 u. 9, Anm.)

Sehr praktisch! Denn was hätten denn seine Zuhörer gesagt, wenn er ihnen den esoterischen Theil seiner Lehre enthüllt hätte? Sie hätten ihn verlacht, wenn nicht gar gesteinigt. So aber lenkte er sie liebevoll von philosophischen Problemen ab, denen sie nicht gewachsen waren und richtete ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihre Handlungen, von denen allein ihre Erlösung abhing.

Sein praktischer Sinn bethätigte sich ferner darin, daß er auf Grund des Dogmas der Palingenesie das Volk mit Ketten der Dankbarkeit an sich fesselte.

Ein großer Theil der Liebe, welche das Volk für Budha empfindet, entspringt dem Glauben, daß er während unzähliger Jahrtausende in allen möglichen Lebensformen die härtesten Entbehrungen, das schwerste Leid ertrug, um die Kraft zu erlangen, fühlende Wesen vom Elend des Daseins zu befreien. Es wird gelehrt, daß Budha, wenn er gewollt hätte, schon Millionen von Jahren vor seiner Erscheinung als Budha (Lehrer der Menschheit) *Nirwana* hätte erlangen können; aber er verzichtete freiwillig auf seine Erlösung und stürzte sich in den Strom der Wiedergeburten, um die Welt erlösen zu können.

(*Man. o. Bud.*, 98.)

ii111 Am meisten aber muß man Budha's Milde und seinen praktischen Sinn in Betreff alles Aeußerlichen bewundern, was namentlich dann der Fall sein wird, wenn man mit dem Brahmanismus und seinem Formelkram bekannt ist. Er gebot geradezu, sich nicht zu kasteien und machte die Nichtkasteiung zu einer Bedingung für das sacerdotale Amt.

Zwei Dinge müssen von Dem vermieden werden, welcher ein Priester werden will: schlechte Begierde und die Selbstpeinigungen, die sich (brahmanische) Büßer zufügen.

(*M. o. B.*, 187)

Er trat energisch allen Lehren der Brahmanen entgegen, welche das Heil des Individuums von der Beobachtung unnütz gewordener Satzungen abhängig machten.

Diejenigen, welche meine Gebote halten, sind Alle meine Kinder, gleichviel ob sie in einem Dorf oder in einer Höhle oder auf einem Felsen oder in einem Loch wohnen.

(*M. o. B.*, 326.)

Diejenigen, welche Thiere tödten, sündigen, aber nicht Der, welcher Fleisch ißt. Meine Jünger haben die Erlaubniß, jede Nahrung zu essen, welche in irgend einer Stadt oder irgend einem Land gegessen wird.

(*ib.* 327.)

Wollte ich ein einziges strenges (äußerliches) Gesetz aufstellen, so würde ich Manchem den Weg zur Seligkeit versperren, während es doch die alleinige Aufgabe der Lehrer der Menschheit ist, diesen Weg Allen zu eröffnen.

(*ib.* 328.)

Ich wünsche von Herzen, daß es Allen, welche dies lesen, so zu Muthe sein möge wie mir. O, dieser Budha! Wie wußte er sich Tempel in der Brust der Menschen zu erbauen!

Man bedenke auch, welcher Muth dazu gehörte, solche Lehren in einer Zeit auszusprechen, wo der Brahmanismus, sein Ceremoniell und seine hunderttausend strengen äußerlichen Satzungen noch eisernen Bestand hatten. Jeder Brahmane verläßt noch heutzutage nicht seine

Wohnung ohne einen Besen, womit er den Weg vor sich her reinigt, damit sein Fuß auch nicht das kleinste Insect zertrete!

Den höchstmöglichen moralischen Muth hat aber Budha dadurch gezeigt, daß er es wagte, er allein, gegen die Staatsverfassung Indiens anzukämpfen.

ii112 Sein Vater, der alte König *Sudhódana*, weicher zuerst mit Entsetzen die Laufbahn seines Sohnes verfolgt hatte, später aber seine Lehre annahm, sagte einmal stolz:

> Mein Sohn sieht nicht auf Herkunft, auf Abstammung von Brahmanen, Fürsten, Beamten, Kaufleuten oder von Sklaven: er sieht nur auf ein gutes Herz, auf Wahrheit und Tugend, woran er seine innige Freude hat.
>
> (*M. o. B.* 78.)

Allein, mutterseelenallein warf sich der sociale Reformator allem felsenfest Bestehenden, allem Inhalt der drei großen und weiten höheren Kastenformen entgegen und – siegte. So groß ist die Macht der Wahrheit. Zwar gelang es den Brahmanen, mit Feuer und Schwert den Budhaismus wieder auf der Halbinsel auszurotten, aber dafür drang er in Tibet, China, Cochinchina und die Inseln ein und er zählt jetzt noch ca. 369 Millionen Bekenner, – mehr als die Christuslehre.

Und gegen eine solche Lehre, die vollständig ebenbürtig neben dem Christenthum steht, senden die bornirten englischen Geistlichen jahraus, jahrein Schaaren von Missionären: ein Unverstand, den Schopenhauer in heiligem Zorne gebührend gebrandmarkt hat als eine »Dreistigkeit Anglikanischer Pfaffen und Pfaffenknechte«. Uebrigens kostet jeder Budhaist, der zum Christenthum übertritt, (gewöhnlich aus Hunger, nie aus Ueberzeugung) den Missions-Gesellschaften Tausende von Sovereigns und die Convertiten kann man in einer Stunde zählen. Ja, wie ich schon erwähnte, werden die geistig freieren Missionäre, wenn sie in Indien sind, gewöhnlich schwankend und müssen sich an das Kreuz anklammern. Zu den Kaffern und Hottentotten sendet Missionäre, ihr »Pfaffen und Pfaffenknechte,« aber nicht zu den milden Indern, die schon durch Budha's Lehre Das geworden sind, was ihr erst aus ihnen machen wollt, wenn ihr überhaupt (was ich bezweifle) diesen Zweck im Auge habt: nämlich milde, sanfte, gute Menschen.

Am Ende dieses Theiles des Essays, d. h. am Ende der Besprechung aller Hauptsysteme des Realismus und Idealismus stehend, muß ich noch eine Bemerkung machen.

Wir haben gesehen, daß das Welträthsel, weil seine zwei Sätze sich widersprechen, sehr viele Lösungen im abgelaufenen Theil der Bewegung der Menschheit gefunden hat. Immer kreisten objektive |
ii113 Geister um die Wahrheit wie die Erde um die Sonne, aber kein reiner Idealist oder reiner Realist hat sie erreicht. Zwar haben wir gefunden, daß der esoterische Budhaismus im Centrum der Wahrheit steht, aber nur sein Kern. Als ganzes System ist er zwar unangreifbar, aber er kann den Menschen nicht voll befriedigen, weil es wohl trotz Allem und Allem keinen Vernünftigen geben kann, der die Außenwelt für reinen Schein nimmt.

Sonach mag in Manchem meiner Leser die Ahnung aufgestiegen sein, ob nicht in einer richtigen Verbindung des Realismus und Idealismus ein System zu erzeugen sei, das in allen seinen Theilen befriedige. Und so ist es auch. Das Christenthum enthält die volle und ganze Wahrheit im Gewand der Mythe: es steht zwischen absolutem Idealismus und absolutem Realismus als nackte Wahrheit, als Verklärung der geläuterten naiven Wahrheit, die in David's Religion lag.

Der esoterische Theil des Budhaismus (Blüte des Idealismus), der absolute Wahrheit ist, kann gar nicht mit dem Pantheismus (Blüte des Realismus), welcher halbe Wahrheit ist, verglichen werden. Dagegen ist der exoterische Budhaismus, wie ich schon in meinem Hauptwerk hervorgehoben habe, gleichwerthig mit dem Pantheismus, d. h. gleichfalls halbe Wahrheit und zwar stehen sie zu einander als Gegenpole, was man sich in folgendem Bilde veranschaulichen kann.

Nordpol – Pantheismus





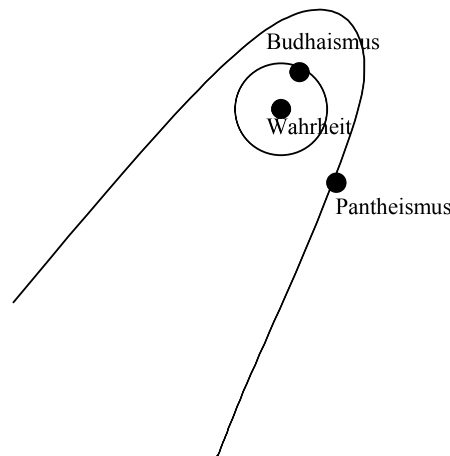
Südpol – exoterischer Budhaismus

Der Pantheismus macht nämlich, die Individuen tödtend, eine einfache Einheit in der Welt allmächtig, der Budhaismus dagegen macht das Individuum allmächtig, den Zusammenhang der Individuen tödtend.

Der Eine ruht auf der Wahrheit, daß die Welt eine einzige Grundbewegung, ein einziges Schicksal hat, der andere auf der Wahrheit, daß in der Welt nur Individuen anzutreffen sind. Oder mit anderen Worten: der Eine steht voll und ganz auf dem ersten Satz des |
ii114 Welträthsels, der andere voll und ganz auf dem zweiten Satz, der dem ersteren widerspricht.

Faßt man dieses Verhältniß allein in's Auge, so ist obiges Bild sehr richtig: der Budhaismus ist gleichweit von der Wahrheit entfernt wie der Pantheismus.

Erwägt man dagegen, daß der Pantheismus das Allerrealste, ja das einzig Reale, das individuelle Ich, ganz verloren hat, während der Budhaismus auf diesem einzigen Realen steht und es nie verläßt, so verschiebt sich das Verhältniß sehr zum Vortheil des Budhaismus, resp. Nachtheil des Pantheismus. Dann ergiebt sich folgendes Bild:



d. h. dann gleicht der Budhaismus dem Planeten Merkur, der sich in einer Ellipse am *nächsten* der Sonne um diese bewegt, der Pantheismus dagegen einem Kometen, der sich nur *einmal* der Sonne näherte und sich dann im Weltraum verlor, um nie mehr in die Nähe der Sonne zu kommen: ein in einer Hyperbel hinsausender verirrter Stern.

Es ist die höchste Zeit, daß das Abendland dem Morgenland folgt und gegen den Pantheismus, er trete auf in welcher Form er wolle, energisch Front macht; und zwar um ihn, weil die abendländischen Geister kritisch geschulter sind als die phantasievollen Orientalen vollständig aus der Welt zu schaffen. Der Pantheismus ist der crasseste Realismus. Der Pantheist läßt zu Gunsten der *schein|baren*
ii115 *Ueber*macht der Außenwelt, welche letztere doch nur eine *mittelbare* Realität hat, das Allerrealste, das individuelle Ich, und schließlich dennoch die Realität der Außenwelt, von der er ausgegangen ist, zu Schein werden: er bringt also einer erträumten *lebenden*, noch existirenden Einheit in der Welt aus übertriebenem Realismus alle Resultate seiner Erkenntniß und sich selbst zum Opfer. Das ist reiner Wahnsinn: eine Verirrung, welche nur dadurch in die Erscheinung treten konnte, weil sie von dem nicht abzuleugnenden innigen Zusammenhang aller Dinge ausging. Aber dieser Zusammenhang soll uns ja nicht verloren sein. Nehmen wir denselben, der ein werthvoller Diamant ist, vom Halse des hölzernen Götzen ab und verbrennen wir diesen, als völlig werthlos, mit kaltem Blute.

Den Kampf gegen den Pantheismus habe ich schon als Jüngling für den Kern meiner Lebensaufgabe angesehen und wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird noch in dieser

Generation das Götzenbild, das nothwendig für die geistige Entwicklung der Menschheit war, aber jetzt nur noch schlechtes Holz ist, zerstört werden.

III. Die Legende vom Leben Budha's.

ii115u

Om mani padme hom!
(Heil dir, kostbare Lotosblume!)
Buddhistischer Hymnus.

Fern im Osten wird es helle,
Graue Zeiten werden jung;
Aus der lichten Farbenquelle
Einen langen tiefen Trunk!
Novalis.

Ehe wir das tiefste und großartigste Dogma, das der christlichen Dreieinigkeit (die kostbarste Perle des Geistes, aber eben als Perle undurchsichtig) vornehmen, um es zum durchsichtigen blitzenden Diamant zu machen, wollen wir uns in einem wunderbar klaren und balsamisch duftenden Elemente baden: wir wollen uns in das schönste Märchen des Morgenlandes – und das heißt doch in das schönste Märchen, das es überhaupt giebt – versenken. Es ist die Legende von Budha's Leben.

ii116 Indem ich sie erzähle, behandle ich Spence Hardy's vortreffliches compilatorisches Werk bald frei, bald übersetze ich nur wortgetreu.

Wie ich bereits bemerkte, fing das *Karma* Budha's, sein innerstes Wesen, nicht mit der historischen Persönlichkeit *Sidhartta* an; es war aber auch nicht einfache Erbschaft von den Eltern. Es hatte vor Budha bereits in unzähligen Formen gelebt. Natürlich erlosch es in Budha, der esoterischen Lehre gemäß; denn Budha befand sich auf dem Wege zu *Nirwana*. Budha mußte ferner überzeugt sein, daß auch mit seinem Tode die ganze Welt, welche doch nur Schein, Zauberei seines allmächtigen *Karma*'s war, untergehen würde. Exoterisch jedoch lehrte er, daß die Welt nach seinem Tode fortbestehe (was er übrigens lehren mußte) und daß nach ihm noch ein Lehrer der Menschheit (*Maitrí Budha*) erscheinen werde.

Ehe er als Prinz *Sidhartta* geboren wurde, war er gewesen: 83 Mal ein Büßer, 58 Mal ein König, 43 Mal der Lichtgott eines Baumes; 26 Mal ein Priester; 24 Mal ein Höfling; 24 Mal ein Prinz; 24 Mal ein Brahmane; 23 Mal ein Edelmann; 22 Mal ein Gelehrter; 20 Mal der Lichtgott *Sekra*; 18 Mal ein Affe; 13 Mal ein Kaufmann; 12 Mal ein sehr reicher Mann; 10 Mal ein Hirsch; 10 Mal ein Löwe; 6 Mal eine Schnepfe; 6 Mal ein Elephant; 5 Mal ein Singvögelein; 5 Mal ein Sklave; 5 Mal ein Adler; 4 Mal ein Pferd; 4 Mal ein Stier; 4 Mal ein Pfau; 4 Mal eine Schlange; 3 Mal eine Fischotter; 3 Mal ein Paria; 3 Mal eine Eidechse; 2 Mal je ein Fisch, ein Elephantentreiber, eine Ratte, ein Schakal, eine Krähe, ein Specht, ein Dieb und ein Schwein; 1 Mal je ein Hund, ein Arzt für Schlangenbisse, ein Spieler, ein Maurer, ein Schmied, ein Teufelsbeschwörer, ein Schüler, ein Silberschmied, ein Zimmermann, ein Frosch, ein Hase, ein Hahn. Diese Liste ist jedoch sehr lückenhaft.

Wir haben zu unterscheiden:

1) den *Bódhisat*.
2) den Prinzen *Sidhartta*.
3) Budha.

Budha war *Bódhisat* von dem Augenblicke an, wo er sich entschlossen hatte, ein Erlöser der Menschheit zu werden, bis zu seiner Geburt als Prinz *Sidhartta*. Die Zeit, wann er diesen Entschluß faßte, ist nicht in Zahlen auszudrücken, so weit zurück |
ii117 denken sich die Budhaisten den großen Moment. Als Prinz *Sidhartta* wurde er im Jahre 623 vor Christus geboren. Bis zu seinem neunundzwanzigsten Jahre lebte er seinem hohen Stande gemäß. Dann zog er sich sechs Jahre lang als Einsiedler in die Wüste zurück, that daselbst das Letzte, was nöthig war, um ein Erlöser der Menschheit zu werden, und als er es vollbracht hatte, war er Budha, d. h. eben ein Erlöser der Menschheit. In diesem Lebenslauf wurde er achtzig Jahre alt. Er lehrte mithin fünfundvierzig Jahre lang. Sein Tod erfolgte 543 v. Chr.

Sehr sinnig sind die hervorragenden guten Handlungen ausgewählt, welche *Bódhisat*, beseelt von glühendem Verlangen die Menschheit zu erlösen, ausgeführt haben soll, um des

hohen Amtes würdig zu werden. Er gab in seinen unzähligen Wiedergeburten nach und nach als Almosen: seine Augen, seinen Kopf, sein Fleisch, sein Blut, seine Kinder, sein geliebtes Weib. Er verschenkte sodann ungeheure Reichthümer, Schätze von Gold, Silber und Edelsteinen, zahllose Sklaven und Viehheerden. Er verrichtete weiterhin die mühseligsten Heldenthaten, welche einen absoluten Muth voraussetzen. Ingleichen ertrug er mit größter Gelassenheit die Verfolgung ungerechter Menschen. Er nahm ferner die Sorgen Anderer ab und legte sie sich auf. Schließlich ertrug er mit derselben Ruhe und Gelassenheit sowohl die Grausamkeit seiner Feinde als die Güte und Liebe seiner Freunde. Diesen vollständigen Gleichmuth in Allem und Allem halten die Inder für das Höchste, weil Schwerste, was der Mensch thun kann. Diesen Gleichmuth feierte auch Shakespeare mit den schönen Worten:

For thou hast been
As one, in suffering all, that suffers nothing;
A man, that fortune's buffets and rewards
Has ta'en with equal thanks.

(Denn du warst
Als littst du Nichts, indem du Alles littest;
Ein Mann, der Stöß' und Gaben vom Geschick
Mit gleichem Dank genommen.)

Die herrlichen Eigenschaften Budha's, welche er schon als *Bódhisat* bethätigen mußte, werden in dem, am Anfang dieses Essays bereits erwähnten Buch der 550 Geburten, in sehr schönen geistreichen und phantasievollen Erzählungen gepriesen. Ich wähle |
ii118 drei Erzählungen aus, die ich verkürze, und welche die unerschütterliche Entschlossenheit und glaubensvolle Ausdauer, den großen Scharfsinn und praktischen Sinn und die grenzenlose Herzensgüte des Candidaten für das Erlöseramt behandeln.

1.

Von dem Augenblicke an, wo *Bódhisat* die Gewißheit in sich empfunden hatte, daß er ein Budha werden würde, neigte sich seine Seele immer nach der Tugend, während sie tiefen Ekel vor der Sünde empfand. Stieg in seinem Geiste einmal ein schlechter Gedanke auf, so wurde er ruhelos wie eine Flaumfeder, die man über eine Flamme hält; erglühte er dagegen für das Gute, so dehnte sich seine Brust selig aus, wie reines Rosenöl, das man auf den ebenen Spiegel eines Sees gießt. Nie war er faul oder furchtsam, sondern übte jederzeit die größte Entschlossenheit und Festigkeit. Weder *Brahma, Vishnu, Iswara* (*Schiwa*), noch irgend ein anderer Gott hatte einen gleichen Muth, wie aus folgender Geschichte hervorgeht.

Einmal wurde *Bódhisat* wegen einer vor der Candidatschaft begangenen Sünde als ein Eichhörnchen geboren. Er lebte in einem Walde und pflegte sorgsam seine Jungen. Plötzlich erhob sich ein furchtbares Unwetter, die Flüsse und Bäche traten aus und der entwurzelte Baum, worauf sich das Nest der Eichhörnchen befand, wurde weit hinaus in's Meer getragen. *Bódhisat* faßte den festen Entschluß seine Jungen zu retten. Er tauchte zu diesem Zweck seinen buschigen Schwanz in's Wasser und schwang diesen dann mit solcher Kraft aus, daß das Wasser auf das Ufer fiel. Dieses Verfahren setzte er im Glauben, es gelänge ihm endlich das Meer auszutrocknen, ohne zu ermüden fort. Immer tauchte er den Schwanz in's Wasser und immer schleuderte er das aufgesogene Wasser auf's Land. Nachdem er sieben Tage unaufhörlich in dieser Weise gearbeitet hatte, bemerkte ihn der Lichtgott *Sekra*, und dieser sagte: »Aber Eichhörnchen, was für ein dummes Thierchen du bist! Glaubst du denn wirklich, daß du das Meer austrocknen kannst?«

Das Eichhörnchen antwortete: »Mit deiner Bemerkung hast du mir zugleich deinen erbärmlichen Muth und deine Dummheit offenbart. Hätte ich deinen Muth und deinen Verstand, so würde ich allerdings mein Ziel nicht erreichen. Uebrigens habe ich |
ii119 gar keine Zeit, mich mit solchen Einfaltspinseln zu unterhalten wie du einer bist. Scheer' dich zum Kukuk.«

Sekra war sehr vergnügt über die Antwort des Eichhörnchens und voll Bewunderung seines Muths, befahl er alsbald seinen dienenden Geistern, den Baum mit dem Eichhörnchen und seinen Jungen auf's Land zu tragen.

2.

Als *Brahmadatta* König von Benares war, wurde *Bódhisat* in einer reichen Familie geboren und *Sujáta*, genannt. Sein Großvater starb und sein Vater trauerte derartig über den Verlust, daß er die Asche wieder ausgraben und dicht bei seinem Hause beisetzen ließ. Dann ging er dreimal täglich an's Grab und weinte bitterlich. Der Schmerz übermannte ihn vollständig; er aß und trank nichts mehr. *Bódhisat* sah ein, daß er versuchen müsse, seines Vaters Gram zu lindern. Er verschaffte sich deshalb einen tobten Büffel, steckte ihm Gras in's Maul, stellte Wasser neben den Leichnam und rief: »Ach! lieber, guter Büffel, iß und trink.«

Die Vorübergehenden verwunderten sich über das unsinnige Gebahren des Knaben und fragten ihn: »*Sujáta*, was soll Das? Kann ein todter Büffel essen und trinken?« Aber *Bódhisat* kümmerte sich nicht um sie und fuhr fort, den Leichnam aufzufordern zu essen und zu trinken. Man benachrichtigte endlich seinen Vater von Allem und dieser vergaß aus Liebe zu seinem Sohne den Schmerz um den Tod des theuren Angehörigen. Er ging zu *Sujáta* und fragte ihn bekümmert, was er mache? *Sujáta* antwortete: »Der Büffel hat noch seine Füße und seinen Schwanz; auch sind seine inneren Theile noch nicht verwest; wenn es nun thöricht von mir ist, einem todten aber noch nicht verwesten Büffel Wasser und Gras zu geben, wie soll ich dann dein Verfahren nennen, daß du meinen Großvater beweinst, von dem doch Nichts mehr zu sehen ist?« Der Vater antwortete: »Du hast Recht, mein Sohn. Was du gesagt hast, war wie Wasser, das man auf glühende Kohlen schüttet: es hat meinen Kummer ausgelöscht. Ich danke dir von Herzen.«

3.

Ein anderes Mal war *Bódhisat* der Prinz *Wessantara*, der in glücklichster Ehe mit *Madrí-déwi* lebte. Beide beschlossen, sich mit |
ii120 ihren zwei liebreizenden Kindern in die Einsamkeit zurückzuziehen und vertheilten deshalb all ihren Reichthum unter die Armen.

Als sie von ihren Eltern Abschied nehmen wollten, versuchte die Königin-Mutter nochmals, *Madrí-déwi* zu bewegen, bei ihr zu bleiben, da die Mühseligkeiten im Walde zu groß für sie seien. Sie antwortete aber, daß sie lieber mit ihrem Gatten in der Wüste, als ohne ihn in der Stadt leben wolle. Der Prinz unterstützte seine Schwiegermutter und machte sein Weib auf die Gefahren aufmerksam, die ihr von Schlangen und wilden Thieren drohten, aber sie blieb standhaft. Da bat er sie, wenigstens die Kinder zurückzulassen, welche anstatt schwellender Betten die felsige Erde zum Lager haben würden, anstatt mit Fächern gekühlt zu werden, der glühenden Sonne und den Winden ausgesetzt sein würden, und anstatt köstliche Speise zu haben, von Baumfrüchten leben müßten. Aber sie antwortete, daß sie so wenig ohne ihre Kinder wie ohne ihren Gatten leben könne. So zogen sie denn in die Wüste.

Um diese Zeit lebte ein alter Brahmane, *Jújaka*, mit einem faulen und keifenden Weibe zusammen. Als diese hörte, daß *Wessantara* mit den Seinen in der Wüste lebe, quälte sie ihren Mann so lange, bis er zu dem mildthätigen Prinzen ging, um denselben zu bitten, ihm seine beiden Kinder als ein Almosen zu geben. Als der Brahmane an den Ort kam, wo *Wessantara* lebte, war es Mittag. Er glaubte, daß der Prinz im Walde sei, um Nahrung zu holen und *Madrí-déwi* ihm die Kinder nicht geben werde; so beschloß er denn bis zum anderen Morgen zu warten. In dieser Nacht hatte die Prinzessin einen bösen Traum: Ein schwarzer Mann schnitt ihr beide Arme ab und riß ihr das Herz aus dem Busen. Als sie ihrem Gatten den Traum erzählte, ward er voll heimlicher Freude; denn er ahnte, daß ihm jetzt eine, für die Erlangung des Erlöseramts nothwendige Prüfung nahe. Er schickte *Madrí-déwi* in den Wald und sie ging, nachdem sie ihm die Kinder übergeben hatte. Jetzt kam der Brahmane herbei. *Wessantara* empfing ihn auf's Liebevollste und fragte ihn, womit er ihm dienen könne. Der Brahmane antwortete, daß er gekommen sei, um ein Almosen zu erflehen; der Prinz sollte ihm seine beiden Kinder als Sklaven schenken. *Wessantara* antwortete: »Du bist der beste Freund, dem ich je begegnet bin. Ich erfülle demüthig deine Bitte; aber es kann nicht jetzt sein, da die Mutter abwesend ist und es Unrecht wäre, die Kinder ohne Abschied von ihr |
ii121 ziehen zu lassen.« Als die beiden Kinder *Jáliya* und *Krishnájiná*, diese Unterhaltung hörten,

ergriffen sie in größter Angst die Flucht und verbargen sich unter den Blättern einer Lotosblume, welche in einem dicht an der Höhle gelegenen Gewässerchen stand.

Inzwischen hatte *Wessantara* beschlossen, die Kinder ohne weiteren Verzug zu verschenken; aber als er sie rief, kamen sie nicht. Da wurde der Brahmane, der ein schlaues Spiel vermuthete, zornig und nannte den Prinzen einen Lügner und Betrüger. Der Prinz eilte hierauf in den Wald und rief laut und oft den Namen des Knaben *Jáliya*. Als *Jáliya* die Stimme seines Vaters hörte, sagte er: »Mag der Brahmane mich lieber mitnehmen! Ich kann meinen Vater nicht länger ängstlich rufen hören.« Darauf zerriß er die Blätter des Lotus, sprang an's Land und lief weinend zu seinem Vater. *Wessantara* fragte ihn, wo die Schwester sei, und als ihm *Jáliya* gesagt hatte, daß sie beide aus Furcht geflohen seien und sich versteckt hätten, rief er auch sie. Sie verließ die Blume wie ihr Bruder und wie er, umklammerte sie, Thränenströme vergießend, die Kniee des Vaters. *Wessantara* wollte das Herz brechen; aber als er bedachte, daß er ohne dieses Opfer kein Budha werden und somit nicht alle lebenden Wesen von den Qualen und dem Elend des Lebens befreien könne, führte er sie zur Höhle und indem er Wasser auf die Hände des Brahmanen goß und sagte: »Möge ich durch dieses Opfer der Allwissende werden!« schenkte er ihm die liebreizenden Kinder.

Der Brahmane nahm sie und eilte fort. Er stolperte jedoch unterwegs und fiel auf's Angesicht. Die Kinder benutzten die günstige Gelegenheit und entflohen. Sie eilten zu ihrem Vater zurück, warfen sich ihm zu Füßen und erinnerten ihn seufzend und schluchzend an den Traum der Mutter. *Jáliya* schilderte seine und seiner Schwester Sehnsucht nach ihrer Mutter und bat, wenn es durchaus nothwendig sei, daß er und sein Schwesterchen verschenkt werden müßten, sie einem anderen Brahmanen zu geben, der nicht so häßlich und alt wie *Jújaka* sei; ferner bat er, der Vater möge doch *Krishnájiná*, die zarte feine Schwester, die keine groben Arbeiten verrichten könne, bei der Mutter lassen und ihn allein weggeben. *Wessantara* antwortete nicht, und als ihn *Jáliya* fragte, warum er so still sei, kam gerade der Brahmane an. Er blutete von seinem Falle und sah aus wie ein Scharfrichter, der eben einem Verbrecher |
ii122 den Hals abgeschnitten hat. Die Kinder zitterten wie Espenlaub. Er ergriff sie, band sie mit einem Strick aneinander und trieb sie mit einem Stock an, schnell zu gehen. Sie sahen ihren Vater mit brechenden Augen an und flehten, sie zu befreien. *Wessantara* überlegte: Wenn meine Kinder vor meinen Augen so grausam behandelt werden, was werden sie da erst fern von mir zu leiden haben? Wie können sie über Dornen und spitze Steine tagelang wandern? Wenn sie hungrig sind, wer wird sie nähren? Wenn ihre Füße geschwollen sind, wer wird sie kühlen? Wie wird die Mutter trauern, die sie unter dem Herzen getragen hat, wenn sie nach Hause kommt und die Kinder nicht findet?

Da hielt er es nicht länger aus und beschloß, dem Brahmanen die Kinder wieder abzunehmen.

Als diese an ihren schattigen Spielplätzen vorüberkamen, wo sie Figuren aus Lehm geknetet hatten und immer so vergnügt gewesen waren, riefen sie schmerzlich: »Lebt wohl, ihr Bäume mit den schönen Blüthen: und ihr Bäche, in denen wir so fröhlich plätscherten; auch ihr Vögelein, mit den süßen Gesängen; sagt Alle unserer guten Mutter, daß wir euch einen Abschiedsgruß für sie gegeben haben. Ihr lieben Thiere, Hirsche, Antilopen und Hunde, beschreibt unserer Mutter, wie traurig wir hier vorbeigegangen sind.«

Als *Madrí-déwi* zurückkehrte und die fröhlichen Stimmen ihrer Kinder nicht wie gewöhnlich hörte, fiel ihr der Traum wieder ein und es wurde ihr sehr bang zu Muthe. Sie fragte *Wessantara* ängstlich, wo sie seien, aber er blieb stumm. Sie erschrak um so mehr, als sie bemerkte, daß er nicht, wie gewöhnlich, für Wasser und Brennholz gesorgt hatte. Endlich sagte *Wessantara*: »Sie sind, weil du so lange ausgeblieben bist, dich zu suchen gegangen;« denn er befürchtete, daß sie das Leben sofort verlöre, wenn er ihr die Wahrheit sagte. Als die Prinzessin dies hörte, eilte sie in den Wald zurück und suchte alle Spielplätze der Kinder auf: hinter jedem Baum, unter jedem Strauch spähte sie nach denselben. Als sie nicht zum Vorschein kamen, fiel sie ohnmächtig zu Boden. *Wessantara* war ihr aus der Ferne gefolgt. Er eilte herbei und sprengte Wasser in ihr Gesicht. Sie erholte sich und ihre erste Frage war: »Wo sind die Kinder?«

Jetzt theilte ihr der Prinz mit, daß er sie als Almosen hingegeben habe, damit er ein Budha werden könne. Da wurde *Ma|drí-déwi*
ii123 ruhig und sprach: »Du hast wohl daran gethan, denn das Lehramt der Menschheit ist kostbarer als hunderttausend Kinder,« und indem sie den Lohn für diese That erwog, wünschte sie von Herzen, daß er auch allen anderen Wesen in der Welt zu Theil werden möge.

Als der Lichtgott *Sekra* bemerkte, daß *Wessantara* wirklich seine Kinder geopfert habe, dachte er, daß wenn jetzt die Reihe auch an die Prinzessin käme, diese nicht in so grausamer Weise wie die Kinder von *Wessantara* getrennt werden dürfe. Er nahm deshalb selbst die Gestalt eines alten Brahmanen an und ging zu dem Prinzen. Dieser fragte ihn ehrerbietig, was er wolle. Der Brahmane antwortete: »Ich bin alt und schwach und ganz hülflos; ich bitte dich deshalb, mir dein Weib als Sklavin zu geben.«

Der Prinz blickte in die Augen *Madrí-déwi*'s und sie, seine Gedanken errathend, erklärte bereit zu sein, dem Brahmanen zu folgen. Er übergab sie ihm hierauf, damit das Opfer den verheißenen Lohn bringe. Als der Brahmane ihre Hand ergriffen hatte, sagte er: »Die Prinzessin gehört jetzt mir; was mir gehört, darfst du nicht weggeben; wahre sie deshalb gut, bis ich wiederkomme.«

Darnach nahm *Sekra* wieder seine ursprüngliche Gestalt an und versicherte *Wessantara*, daß alle *déwas* und *brahmas* vor Freude über seine Opfer gezittert hätten: Dann fuhr er fort: »Du wirst ganz bestimmt ein Budha werden; in sieben Tagen werden ferner deine Angehörigen mit deinen Kindern zu dir kommen und man wird dich zum König ausrufen.«

Ich kann den Ausruf hier nicht unterdrücken: Und zu einem Volke, das solche tiefsinnigen reizenden Märchen hat, werden von den englischen Pfaffen Missionäre mit »Tractätchen« über bekehrte Zuchthausleute und bußfertige Lustdirnen geschickt! *Proh pudor!* und *for shame!*

Jetzt will ich die eigentliche Legende erzählen.

Als *Wessantara* gestorben war, wurde *Bódhisat* im Paradiese, das *Tusita* genannt wird, wiedergeboren, wo er den Namen *Santusita* erhielt. Er lebte daselbst 576 Millionen Jahre (57 *kótis* und 60 *lacs*) in himmlischen Freuden. Als diese Zeit abgelaufen war, wurde im Paradiese verkündigt, daß ein allmächtiger Erlöser der Menschheit auf Erden erscheinen werde und alle *déwas* |
ii124 und *brahmas* versammelten sich, um zu erfahren wer der Herrliche sei. Als sie entdeckten, daß es *Santusita* war, gingen sie zu diesem und baten ihn inständigst, das Lehramt anzunehmen, damit die verschiedenen Arten fühlender Wesen von dem Elend befreit würden, das mit der Wiedergeburt verknüpft ist. *Santusita* antwortete nicht, sondern versank in tiefes Nachdenken, damit er entdecken möge:

1) welchen Charakter die Zeitperiode trage, in der er geboren werden solle;
2) sein Vaterland;
3) die Provinz desselben;
4) seine Familie;
5) den Tag seiner Geburt.

Er fand, daß in der Periode seiner Geburt das durchschnittliche Alter der Menschen hundert Jahre betrüge, daß es deshalb eine sehr günstige Zeit sei; daß das Land *Jambudwipa*, die Provinz *Magadha*, die Familie das königliche Geschlecht *Sákya* sei. Zugleich bemerkte er, daß sein Vater der König von *Kapilawastu*, *Sudhódana*, und seine Mutter die Königin *Mahamáya* sein werde. Da er schließlich wußte, daß die Mutter eines Budhas sieben Tage nach der Entbindung sterben müsse, so sah er in Betreff des Tages, daß die Empfängniß der *Mahamáya* 307 Tage vor dem bestimmten Tage ihres Todes stattfinden werde.

Wann ein *déwa* das Himmelreich verläßt, so ereignet sich Folgendes. Zuerst verlieren seine Gewänder ihren Glanz, dann verwelken die Blumenkränze, die er trägt; ferner bedeckt eine Art Schweiß seinen ganzen Körper, so daß er wie ein Baum im Morgenthau aussieht; endlich verliert sein Palast alle Schönheit und Herrlichkeit. Als die *déwas* diese Zeichen wahrnahmen,

umdrängten sie *Santusita*, und brachten ihm ihre Glückwünsche dar. Er verschwand darauf und wurde von *Mahamáya* empfangen. Das geschah im Monat Juli, am Tage des Vollmonds, am frühesten Morgen, als die Morgenröthe aufflammte.

Die Empfängniß der Königin aber fand in folgender Weise statt.

Die Bewohner von *Kapilawastu* pflegten vom 7ten bis zum 14ten Tage des Monats Juli ein großes Fest zu feiern. Sie veranstalteten während dieser Zeit alle Arten Festlichkeiten, tanzten, sangen, freuten sich und schmückten die Häuser, so daß als *Sidhartta* empfangen wurde, die ganze Stadt wie ein Garten der |
ii125 Seligen aussah. Am letzten Tage des Festes nahm *Mahamáya* ein Bad in wohlriechendem Wasser, schmückte sich mit Blumen und Edelsteinen, ließ große Schätze als Almosen vertheilen und legte sich dann auf einem mit königlicher Pracht ausgestatteten Ruhebette nieder. Während sie dort ruhte, hatte sie einen Traum. Sie sah wie die vier göttlichen Wächter des Himmelreichs das Lager ergriffen, auf dem sie ruhte und es in einem Wald des Himalaya-Gebirges unter einen prachtvollen Sala-Baum trugen; sie stellten sich dann in ehrerbietiger Entfernung davon auf. Die Gemahlinnen der vier Götter brachten demnächst heiliges Wasser, wuschen die Königin, zogen ihr die schönsten Kleider an und salbten sie mit Rosen- und Jasminöl. Die vier Himmelswächter ergriffen hierauf die Königin und trugen sie in einen goldenen Palast, der auf einem silbernen Felsen erbaut war, und nachdem sie ein göttliches Lager bereitet hatten, legten sie die Königin darauf nieder: den Kopf gegen Osten. Da erschien ihr *Bódhisat* wie eine Wolke im Mondlicht. Er kam von Norden und trug in der Hand eine Lotosblume. Als er auf den Felsen herabgeschwebt war, umging er dreimal das Lager der Königin. In diesem Augenblick verließ *Santusita*, welcher den Verlauf des Traumes verfolgt hatte, das Paradies und wurde in der Welt der Menschen empfangen; *Mahamáya* fühlte sofort, daß der *Bódhisat* in ihrem Leibe lag wie das Kind unter dem Herzen der Mutter.

Am Morgen, als die Königin erwacht war, erzählte sie dem König ihren Traum. Er berief sofort 64 Veda-kundige Brahmanen und ließ ihnen ein Mahl auf goldenen Schüsseln auftragen, welche er ihnen nach beendigter Mahlzeit zum Geschenke machte. Hierauf ließ er sich von ihnen den Traum der Königin auslegen. Sie erklärten, daß sie einen Sohn empfangen habe; ferner, daß dieser Sohn, wenn er ein Laie bliebe, ein Beherrscher der ganzen Welt (*Chakrawartti*), wenn er dagegen der Welt entsage, ein allmächtiger Erlöser der Menschheit (Budha) werden würde. Sie empfahlen schließlich dem König ein Fest wegen des frohen Ereignisses zu veranstalten und zogen sich zurück.

Zur Zeit der Empfängniß begaben sich 32 große Wunder. Das Weltall erzitterte; alle Welten wurden plötzlich gleichzeitig von einem übernatürlichen Licht erleuchtet; alle Blinden wurden sehend; alle Tauben vernahmen eine liebliche Musik; alle Stummen sangen süße Lieder; alle Lahmen tanzten; die Krummen wurden gerade; |
ii126 die Gefangenen verloren ihre Ketten; das Feuer in allen Höllen erlosch, so daß die letzteren kühl wie Wasser wurden und die Sünder wie Säulen von Eis darin aussahen; Durst und Hunger aller Wesen hörten auf; die Furcht wich von allen Geängstigten; die Kranken wurden gesund; die Menschen vergaßen alle Feindschaft; Stiere und Büffel brüllten vor Freude; alle Pferde wieherten; die Elephanten schwenkten fröhlich die Rüssel; die Löwen erschütterten die Luft mit gewaltiger Stimme; sämmtliche musikalischen Instrumente singen von selbst zu spielen an; die *déwas* legten ihre kostbarsten Gewänder an; alle Lampen auf der Erde entzündeten sich von selbst; die Lüfte waren von Wohlgerüchen erfüllt; Wolken zogen durch die Luft, obgleich es keine Regenzeit war, und überall fiel ein erquickender Regen nieder; die Erde öffnete sich und es brachen unzählige Springbrunnen hervor; die Vögel blieben unbeweglich in der Luft schweben; die Flüsse hörten auf zu fließen, als ob sie auf den *Bódhisat* blicken wollten; die Wogen des Meeres wurden spiegelglatt und sein Wasser süß; die ganze Oberfläche des Weltmeeres war mit Blumen bedeckt; alle Blütenknospen auf dem Land und auf dem Wasser erschlossen sich; alle Schlingpflanzen und Bäume bedeckten sich mit Blumen von der Wurzel bis zur Krone; die nackten Felsen trugen plötzlich die sieben Arten Wasserlilien; sogar gefälltes Holz trieb Lotosblumen, so daß die Erde wie ein einziger großer herrlicher Garten war; der Himmel glich einer aufgeblühten Rose und es regnete

Blumen über die ganze Welt.

Der gebenedeite Leib, der einen Budha austrägt, ist wie ein kostbarer Schrein, der eine Reliquie umschließt; kein anderes Wesen kann in der nämlichen Hülle empfangen werden; die gewöhnlichen Absonderungen finden nicht statt und von der Stunde der Empfängniß ab war die Königin *Mahamáya* frei von aller Leidenschaft und lebte in absoluter Enthaltsamkeit von geschlechtlichem Genuß.

Während der ganzen Schwangerschaft der Königin blieben die vier göttlichen Himmelshüter in ihrer Nähe; außerdem wachten noch 40,000 *déwas* mit Schwertern in der Hand über sie. Mutter und Embryo waren gegen jede Krankheit gefeit. Der Körper der Königin war durchsichtig und man sah das Kind deutlich: es saß aufrecht auf einem Throne wie ein Priester, welcher den Segen spricht oder wie ein goldnes Bild, das in einer krystallnen Vase eingeschlossen ist; man sah es von Tag zu Tage wachsen.

ii127 Die Königin bewegte sich mit der größten Vorsicht wie Jemand, der eine bis zum Rand gefüllte Schale köstlichen Oeles trägt und einen Tropfen davon zu verschütten fürchtet; sie nahm weder heiße, noch bittere oder starkgewürzte Nahrung zu sich; sie legte sich nicht auf ihr Gesicht, noch auf ihre linke Seite, sie hütete sich vor jeder heftigen Anstrengung und Aufregung und lebte ganz eingezogen und still.

Nach Verlauf der zehn Monate gab die Königin den Wunsch zu erkennen, ihre Eltern zu besuchen. Der König gewährte ihn und befahl, daß der ganze Weg zwischen *Kapilawastu* und *Koli* geebnet, mit reinem Sand bestreut, an beiden Seiten mit schattigen Bäumen bepflanzt und reichlich mit Brunnen versehen werde. Man brachte dann eine goldne Sänfte mit weichen Kissen und ein Gefolge von tausend Edelleuten in reichster Kleidung stellte sich auf, um die Königin abwechselnd zu tragen. *Mahamáya* badete in krystallhellem Wasser, legte dann Kleider von unschätzbarem Werthe an und schmückte sich mit ihrem kostbarsten Geschmeide, so daß sie wie eine Göttin aussah. Als sie die Sänfte bestieg, ertönte liebliche Musik, die nicht mehr aufhörte.

Zwischen beiden Städten befand sich ein Garten mit Sala-Bäumen, *Lumbini* genannt, worin die Bewohner beider Städte zu lustwandeln pflegten. Um diese Zeit standen alle Bäume in Blüthe; unzählige Bienen umschwärmten die duftenden Kelche und sogen fröhlich summend ihren süßen Saft ein; auch wiegten sich Vögel mit prachtvollem Gefieder auf den Zweigen und sangen entzückend. Als die Fürstin dem Garten nahte, kam ihr wie eine Gesandtschaft, welche einen König begrüßt, ein himmlischer Wohlgeruch entgegen und sie beschloß eine kurze Weile in dem wundervollen Garten zu rasten. In Begleitung von tausend Hofdamen betrat sie ihn. Sie bewunderte seine mannigfachen Schönheiten und vor einem herrlichen Sala-Baume stillstehend, streckte sie die Hand nach einem seiner blühenden Zweige aus; aber der Zweig neigte sich von selbst zu ihr und als sie ihn ergriffen hatte, begann die Geburt des Prinzen. Die Hofdamen errichteten in Eile ein von allen Seiten geschlossenes Zelt um sie her und zogen sich dann auf eine kurze Entfernung davon zurück. Sobald dies geschehen war, kamen alle *déwas* auf die Erde herab und umstellten als Wächter das Zelt. Ohne Wehen und ohne die geringste Unreinheit wurde *Bódhisat* geboren. Das Antlitz der |
ii128 Königin war selig lächelnd nach Osten gewandt und *Maha Brahma* fing das Kind in einem goldnen Netze auf. Als er es der glücklichen Mutter reichte, sagte er: »Freue dich; denn der Sohn, den du geboren hast, wird die Welt erlösen.«

Obgleich Kind und Mutter ganz rein waren, so sandten die Götter doch zwei absolut klare, wie Silber glänzende Ströme, welche alsbald wieder verschwanden, nachdem die Waschung vollzogen war. *Maha Brahma* übergab das Kind auf einem außerordentlich werthvollen, gefleckten Tigerfell den Wächtern des Himmels; diese übergaben es dann den Edelleuten, welche es in die feinsten und weichsten Gewebe wickelten. Aber plötzlich sprang das Kind aus ihren Händen auf die Erde herab und der Stelle, die es mit diesem ersten Schritt in die Welt berührt hatte, entblühte sofort eine Lotosblume.

Der Prinz sah nach Osten und in einem Augenblick gewahrte er die ganze Welt, die in dieser Richtung liegt. Alle *déwas* und Menschen dieser Weltgegend legten Blumen und andere Geschenke zu seinen Füßen nieder und riefen: »Du bist das größeste Wesen; mit dir kann

Niemand verglichen werden; Niemand ist größer als du: Du bist der Erhabenste.« Und wie er nach Osten gesehen hatte, so blickte er nach Südosten, Süden, Südwesten, Westen, Nordwesten, Norden und Nordosten, auch nach oben und unten; und in jeder Richtung erkannten Götter und Menschen seine Allmacht an. Als *Bódhisat* nach Norden sah, machte er sieben Schritte in dieser Richtung und unter jedem seiner Schritte erblühte eine Lotosblume. Dann blieb er stehen und rief begeistert aus: »Ich bin der Höchste im Weltall; ich bin Herr der Welt; ich bin der Vortrefflichste in der Welt; wenn ich sterbe, werde ich nicht wiedergeboren werden; ich habe mir *Nirwana*, das Nichtsein verdient!« – Als er diese Worte mit einer Stimme gesprochen hatte, welche derjenigen eines furchtlosen Löwen glich und bis in den Himmel hinauf ertönte, kamen alle Götter und huldigten dem jungen Prinzen. Und wieder ereigneten sich die zweiunddreißig Wunder, welche bei der Empfängniß stattgefunden hatten.

Die Königin setzte den Weg nach *Koli* nicht weiter fort, sondern kehrte mit ihrem Gefolge nach *Kapilawastu* zurück.

An demselben Tag, an dem der Prinz geboren wurde, traten ferner in's Dasein: *Yasódhará-déwi*, die später sein Weib wurde, das Pferd *Kantaka*, auf dem er aus der Stadt in die Wüste |
ii129 entfloh; der Edelmann *Channa*, welcher ihn auf der Flucht begleitete; *Ananda*, sein treuer Diener; der Edelmann *Kaluda*, der später von seinem Vater zu ihm gesandt wurde, um ihn zu bewegen, seine Geburtsstadt zu besuchen; der Bodhi-Baum (Baum der Erkenntniß), unter dessen Laubdach er Budha (d. h. der Erweckte oder Erleuchtete) wurde.

König *Sudhodana*'s Vater *Singhahanu* hatte einen Weisen zum Minister, Namens *Kaladewala* gehabt; dieser hatte auch *Sudhodana* in den Wissenschaften unterrichtet. Als *Singhahanu* starb, bat der Minister, sein Amt niederlegen und Einsiedler werden zu dürfen; als ihm aber der König zu bedenken gab, daß er ohne ihn nicht regieren könne, willigte er darein, in einem einsamen Garten in der Nähe des Palastes zu leben. Durch harte Kasteiungen erlangte er übernatürliche Kräfte. Diese befähigten ihn in die Zukunft zu blicken und so sah er, daß der Sohn *Sudhodana*'s im 35ten Jahre ein Budha werden würde. Er wünschte das Kind zu sehen und es wurde ihm gebracht. *Sudhodana* forderte das Prinzchen auf, den Heiligen zu verehren; der ehrwürdige Weise hinderte ihn aber daran, indem er sich erhob; denn wenn ein Budha sich vor irgend einem Wesen verneigen wollte, so würde dessen Kopf sofort in sieben Stücke zerspringen. Der Greis umarmte den Kleinen, berührte mit der Stirne die Füßchen desselben und betete ihn an. Der König, der überfloß von väterlicher Zärtlichkeit, that dasselbe. Dann sagte der Einsiedler: »Ich huldige nicht dem *Maha Brahma* oder *Sekra*; wollte ich, daß Sonne und Mond stille stünden, so würden sie stille stehen; aber dieses Kind habe ich angebetet.« Hierauf untersuchte er den Körper des Kindes, ob er auch die sämmtlichen Merkmale eines allmächtigen Budha trüge. Er fand sie alle und vor Freude lächelnd wie ein Gefäß voll klaren Wassers, erklärte er, daß der Prinz ganz bestimmt ein Budha werden würde.

Fünf Tage nach der Geburt des Prinzen veranstaltete der König, um dem Sohne einen Namen zu geben, ein großes Fest, wozu 108 gelehrte Brahmanen eingeladen wurden. Nachdem sie auf das Köstlichste bewirthet worden waren, fragte sie der König nach dem Schicksal des Kindes. Sie erklärten: »Bleibt der Prinz ein Laie, so wird er der Kaiser der Welt (*Chakrawartti*); wird er dagegen ein Einsiedler, so wird er ein Budha (Lehrer der Menschheit). Er wird jedenfalls ein Segen für die Welt (*sidhatta*) sein.«

ii130 Diesem Ausspruche gemäß erhielt das Kind den Namen *Sidhartta*.

Am siebenten Tage nach der Geburt des Prinzen starb seine Mutter *Mahamaya* und die Schwester derselben, die nachmalige Königin *Prajapati* und zweite Gemahlin des Königs *Sudhodana*, nahm sich mit der größten Liebe und Sorgfalt des verwaisten Knäbleins wie ihres eigenen Kindes an.

Fünf Monate nach der Geburt des Prinzen fand ein großes Erntefest statt, bei welchem der König nach herrschendem Gebrauche eine Furche zu pflügen hatte. Man nahm das Prinzlein mit auf's Feld, wo unter einem schattigen Baume ein prachtvolles Lager für dasselbe hergerichtet worden war. Der König hatte seine kostbarsten Gewänder an und ein Gefolge von tausend Edelleuten begleitete ihn. Dem Feste wohnte das ganze Volk in Feiertagskleidern und

mit dem fröhlichsten Herzen bei. Ungefähr tausend Pflüge werden zu gleicher Zeit in Bewegung gesetzt; von denselben sind 108 aus Silber gemacht, die Zugstiere haben versilberte Hörner und sind mit Weißen Blumen geschmückt. Der Pflug des Königs aber ist von Gold und die Hörner der Stiere sind vergoldet. Der König ergreift mit der linken Hand den Pflug, während die Rechte die Peitsche (Stachelstock) erfaßt. Der König pflügt eine Furche von Osten nach Westen; die Adeligen pflügen je drei Furchen, während die anderen Pflüger in einen Wettstreit darüber gerathen, wer die schönsten und meisten Furchen ziehe. Als König *Sudhodana* das Feld betrat, bot sich ihm ein entzückendes Bild dar: alle Pflüger und Treiber trugen Kleider von lebhaften Farben; überall wehten Fahnen und Banner und das Feld sah aus wie der hellste Sternenhimmel. Die einhundert Wärterinnen, welche den kleinen Königssohn zu beaufsichtigen hatten, standen vor dem Lager des Kindes, richteten jedoch alle ihre Aufmerksamkeit auf die Herrlichkeiten des seltenen Schauspiels um sie her und waren ganz verloren in seliger Contemplation. Sobald das Prinzlein bemerkte, daß es unbewacht sei, schwang es sich, wenige Fuß über der Erde, in die Luft, wo es frei schwebend, ohne irgend einen Stützpunkt verblieb. Als die Wärterinnen seiner ansichtig wurden, liefen sie zum König und benachrichtigten ihn von der herrlichen Erscheinung. Der König eilte herbei und verwunderte sich zuerst darüber, daß der Baum keinen Seitenschatten hatte, den er doch, dem Stand der Morgensonne nach, hätte |
ii131 werfen müssen: es war, als ob die Sonne im Zenith stünde, denn der Baum warf nur einen ganz senkrechten Schatten. Als dann der König seinen Sohn in diesem Schatten frei schwebend erblickte, vergoß er Freudenthränen, berührte mit der Stirne die Füßchen des Kindes und betete es zum zweiten Male an. Dabei sagte er schmerzlich: »Ach! wenn deine königliche Mutter noch lebte und dich sähe, sie würde willig ihr Leben zum Opfer für dich bringen; warum verrichtest du solche Wunder vor deinem vereinsamten Vater?«

Wie der Mond allmälig zunimmt, so gedieh der Prinz bis zu seinem siebenten Jahre. Um diese Zeit sandte der Lichtgott *Sekra* den Architekten der Götter auf die Erde herab, damit er dem Prinzen ein herrlich stärkendes Bad mit eiskaltem Wasser herrichte.

Als *Sidhartta* zwölf Jahre alt war, berief der König seine weisen Brahmanen und befragte sie, wie zu verhindern sei, daß der Prinz ein Büßer werde.

(Ich mache hier auf folgende sehr merkwürdige Aehnlichkeiten im Leben Christi aufmerksam:

1) Christus wurde Jesus genannt,

denn er wird sein Volk selig machen von ihren Sünden.

(Matth. 1, 21.)

Der Name Jesus ist also synonym mit *Sidhartta*.

2) Als Christus zwölf Jahre alt war, saß er im Tempel und ließ den Grund in seinem Geiste für das spätere asketische Leben legen.

Und da er zwölf Jahre alt war, gingen sie hinauf gen Jerusalem.

Und es begab sich, nach drei Tagen, fanden sie ihn im Tempel sitzen, mitten unter den Lehrern, daß er ihnen zuhörte und sie fragte.

Und er sprach zu ihnen: Was ist es, daß ihr mich gesucht habt? Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?

(Luc. 2, 42. 46. 49.))

Die Brahmanen hielten dann einen Rath und theilten dem König mit, daß der Prinz vier Dinge nicht sehen dürfe, wenn er ein Laie bleiben solle:

1) einen alten siechen Mann;
2) einen Kranken;
ii132 3) einen Leichnam;
4) einen Einsiedler.

Der König befahl sofort, daß drei Paläste (für jede indische Jahreszeit einen) für den Prinzen erbaut werden sollten. Sie waren alle gleich hoch; der eine hatte jedoch neun Stockwerke, der andere sieben und der dritte fünf. In einem viermeiligen Umkreis jedes Palastes wurden Wachen aufgestellt, welche verhindern sollten, daß ihm eines der genannten vier Dinge jemals nahe käme.

Als der Prinz sechzehn Jahre alt war, schickte sein Vater *Sudhodana* zu dem seiner Dynastie verwandten Könige von *Koli*, um dessen Tochter *Yasodhara-dewi* für seinen Sohn zur Gemahlin zu begehren. Allein der König von *Koli* verweigerte ihm die Hand der Prinzessin, weil er glaubte, daß Prinz *Sidhartta* ein Einsiedler und seine Tochter deshalb bald eine Wittwe werden würde. Die Prinzessin hingegen erklärte entschieden, daß sie keinen Anderen als den Prinzen *Sidhartta* heirathen würde, sollte er sie auch schon am ersten Tage nach der Hochzeit verlassen, um ein Büßer zu werden. Da jedoch *Sudhodana* das Haupt des *Sakya*-Geschlechts war, so beachtete er die Weigerung des Königs von *Koli* nicht, sondern holte die Prinzessin in *Koli* gegen den Willen ihres Vaters. Als er in *Kapilawastu* mit ihr angekommen war, ernannte er sie zum vornehmsten Weibe des Prinzen. Darauf ließ er sie und den Prinzen auf eine Ruhebank von Silber niedersitzen, goß heiliges Oel aus drei Muscheln über beide aus, band um ihre Stirnen das königliche Diadem und übergab ihnen die Herrschaft über sein ganzes Reich. Zugleich ließ er einen Befehl an alle Prinzessinnen von *Kapilawastu* und *Koli* ergehen, in den Palast des Prinzen als dessen Nebenweiber und Dienerinnen der Königin zu kommen. Die männlichen Verwandten der Prinzessinnen antworteten jedoch: »Der Prinz ist sehr zart; er ist auch noch sehr jung, ganz unerfahren. Sollte irgend ein Krieg ausbrechen, so würde er dem Feinde unterliegen; wir können ihm mithin unsere Töchter und Schwestern nicht geben.«

Als der Prinz dies erfuhr, beschloß er, seine Kraft zu zeigen. Er ließ Trommler durch beide Reiche ziehen und Alle einladen zu kommen, um seine Stärke beurtheilen zu können. Am festgesetzten Tage wurde ein ungeheurer Pavillon im Hofe des Palastes errichtet, woselbst sich nach und nach eine große Menschenmenge ansammelte |
ii133 und dichtgedrängt, Kopf an Kopf, das seltene Schauspiel erwartete. Der Prinz ergriff einen Bogen, den tausend Menschen mit vereinten Kräften nicht zu spannen vermocht hätten. Er setzte, ohne aufzustehen, das eine Ende des Bogens auf den Nagel seiner großen Zehe und spannte ihn nur mit dem Nagel des Zeigefingers ohne die geringste Anstrengung. Der Schall der erzitternden Sehne war so laut, daß er 10,000 Meilen weit gehört wurde. Alle glaubten, es habe gedonnert und weil es nicht Regenzeit war, so erschraken sie sehr. Dann stellte der Prinz an die vier Ecken eines Quadrats vier Bananenbäume und durchbohrte sie alle vier mit einem einzigen Pfeil. Er bewies ferner, daß er auch im Dunklen ein Haar mit dem Pfeile spalten könne. Schließlich zeigte er klar, daß er den Inhalt sowohl als die Bedeutung aller heiligen Bücher kenne, obgleich er niemals einen Lehrer dazu gehabt hatte.

Die Verwandten gaben hierauf willig die Prinzessinnen her; ihre Anzahl war 40,000.

Nun führte *Sidhartta* ein Leben voll Lust und Freude und war sehr zufrieden damit. König *Sudhodana* glaubte hoffen zu dürfen, daß der Prinz n i e ein Einsiedler werde. Aber es wachten die Götter.

Eines Tages befahl *Sidhartta* seinen schönsten Wagen um auszufahren. Vor den Wagen waren vier lilienweiße Pferde gespannt. Auf dieser Spazierfahrt nun begegnete dem Prinzen plötzlich ein alter Mann. Derselbe war siech und verfallen, hatte keine Zähne mehr und spärliches weißes Haar, und ging gekrümmt und schwankend auf einen Stock gestützt. Die Götter hatten nämlich bemerkt, daß die Zeit für die Uebernahme des Lehramts für *Sidhartta* herbeigekommen war und einer von ihnen hatte deshalb die Gestalt eines Greises angenommen. Der Prinz erschrak und fing heftig zu zittern an. Er hatte noch niemals eine so bejammernswerthe Gestalt gesehen und wurde vom tiefsten Mitleid ergriffen. Endlich fragte er den Greis: »Giebt es viele solcher Wesen wie du in der Welt?« Der Greis antwortete: »Viele, Ew. Hoheit.«

»Werde ich auch so alt und gebrechlich werden?« fragte der Prinz weiter. »Ja,« antwortete der Greis. »Es ist das Loos aller Menschen, welche nicht jung sterben.«

Der Prinz verfiel in tiefes Nachdenken und zum ersten Male stieg der Gedanke in ihm auf, daß man ein Leben nicht lieben solle, |
ii134 das zu einem solchen sicheren Ziele führe. Er befahl dem Wagenlenker umzukehren und betrat traurig und bekümmert seinen Palast.

Als König *Sudhodana* den Prinzen so bald von seiner Ausfahrt zurückkehren sah, fragte er

ihn nach der Ursache und der Prinz theilte ihm die gehabte Begegnung mit. Zugleich erklärte er seinem Vater, daß er entschlossen sei, ein Büßer zu werden. Der König erschrak und beschwor den Sohn, solche einfältigen Gedanken fahren zu lassen und sich mit seinen schönen Frauen zu vergnügen. Zugleich verdoppelte er die Wachtmannschaft und erweiterte den bewachten Kreis auf acht Meilen um die Stadt herum, damit der Prinz nicht entfliehen könne.

Vier Monate waren seitdem vergangen. Da fuhr der Prinz wieder in demselben Wagen mit dem weißen Viergespann durch seine Gärten und traf unter einem Baume einen Aussätzigen. (Ein anderer Gott hatte diese Gestalt angenommen.)

Der Prinz fragte, auf's Aeußerste bestürzt, seinen Wagenlenker: »Was ist das dort?« Da antwortete dieser, d. h. ein Gott in seinem Munde: »Es ist ein kranker Mann und krank kann jeder Mensch werden, auch du, mein Prinz.«

Den Prinzen erstickte die Wehmuth fast. Er weinte und konnte seiner Bewegung gar nicht Herr werden. Er befahl sofortige Umkehr und bat, im Palast angekommen, seinen Vater inständig, ihn in die Wüste ziehen zu lassen. Aber der König beschwor ihn zu bleiben und befahl, daß die Wachtmannschaft abermals vermehrt werden und der bewachte Kreis einen Halbmesser von zwölf Meilen erhalten solle.

Nach einem weiteren Verlauf von vier Monaten fand der Prinz eines Tages im Garten einen Leichnam. Derselbe war schon in Verwesung übergegangen; aus dem faulenden Fleische krochen unzählige Würmer.

Sidhartta war einer Ohnmacht nahe. Er fragte mit bebender Stimme seinen Wagenlenker: »War das je ein Mensch?« und erhielt die Antwort: »Er war einst jung, frisch, blühend wie du, mein Prinz. Auch du wirst einst ein Leichnam werden, den die Würmer verspeisen.«

Diese Antwort zündete. Glühender als jemals stieg im Herzen des Jünglings der Wunsch auf, sich von einem solchen Dasein zu befreien. Der bekümmerte König konnte ihn von jetzt an nur noch mit Gewalt zurückhalten. Dem bewachten Kreis wurde ein Halb|messer
ii135 von sechzehn Meilen gegeben und die Wachtmannschaft verzehnfacht.

Und nach weiteren vier Monaten sah endlich *Sidhartta* einen Einsiedler. Derselbe saß ruhig unter einem Baume und in seinem ehrwürdigen Antlitz spiegelte sich der innere Frieden, die höchste Ruhe und Seligkeit. *Sidhartta* fragte, in Wonne erbebend, ob jeder Mensch ein solches beneidenswerthes Wesen werden könne und die Antwort lautete: »Ja, es ist in die Macht eines Jeden gegeben, dieses Glückes, des einzigen echten Glückes auf Erden, theilhaftig zu werden; zugleich ist die Weltentsagung das einzige Mittel, sich vom Dasein zu befreien.«

Dieses Mal kam der Prinz in eine ganz andere Stimmung. Sein Herz jubelte; aber der Mund blieb stumm. Er kehrte nicht in den Palast zurück, sondern nahm ein Bad und ließ seine reichsten Kleider holen. Die Hofleute brachten die 64 Zeichen der königlichen Macht und *Sidhartta* legte sie an, – zum letzten Male, denn sein Entschluß, der Welt zu entsagen, stand nunmehr unwiderruflich fest.

In diesem Augenblicke erglühte der Thron des Lichtgottes *Sekra*. Der Gott suchte die Ursache davon und fand, daß der größte Moment im Leben des Prinzen herbeigekommen sei. Er befahl sofort dem Architekten der Götter, den Prinzen einzukleiden. Der Architekt schwebte zur Erde nieder und hüllte den Leib des Prinzen in ein himmlisches Gewand, wogegen sein prachtvoller irdischer Anzug wie Schmutz aussah. Der Prinz ließ ihn gewähren. Das Kleid war ein so feines Gewebe, daß es, obgleich 192 Meilen lang und breit, doch nicht, wenn zusammengelegt, die Höhlung einer Hand ausfüllte. Es umhüllte ihn in tausend Falten. Dann setzte der Architekt eine Krone mit hühnereigroßen Diamanten auf sein Haupt und die süßeste himmlische Musik ertönte, indeß die *dewas* und *brahmas* den Siegesgesang anstimmten.

Während der Prinz noch im Garten verweilte, gebar seine Gemahlin *Yasodhara* einen Sohn. Der überglückliche König *Sudhodana* ertheilte sofort den Befehl, ein großes Fest zu veranstalten, und ließ dem Prinzen die frohe Botschaft bringen. »Jetzt,« rief der König, »wird mein Sohn gewiß nicht mehr entfliehen; nun ist er durch ein unzerreißbares Band an uns gefesselt.«

Als *Sidhartta* die Nachricht erhielt, kämpfte in ihm Freude mit Schmerz. Aber schließlich

rief er doch aus: »Es ist mir etwas |
ii136 höchst Liebenswerthes geboren worden!« (*Rahula-jato*). Als dem König dieser Ausruf des Prinzen mitgetheilt wurde, gab er dem Enkel den Namen *Rahula*.

Der Prinz beschloß, wegen der Geburt des Sohnes, seine beabsichtigte Flucht an diesem Tage noch zu unterlassen. Er wollte erst sein Kind sehen.

Er fuhr nach dem Palast zurück und kam gerade an, als das Fest seinen Höhepunkt erreicht hatte. Die Prinzessin *Kisagotami*, eine Verwandte von ihm, erblickte ihn zuerst. Sie trat zum Fenster, um ihn besser zu sehen und es war ihr bei seinem Anblick zu Muthe, als erschiene der Vollmond in einer lichtblauen Wolke. In ihrem Entzücken begrüßte sie den Prinzen mit der gesungenen Strophe:

Sidhartta ist der schönste Prinz;
Wer kann ihn seh'n und widerstehn?
Kein Weib, kein Mann, kein Ding, Nichts, Nichts,
Und nochmals Nichts kann widerstehn!

Als der Prinz dies hörte, dachte er: »Dieses Weib mahnt mich durch das in ihrem Gesang mehrmals wiederkehrende Wort »Nichts« an das selige Nichts (*Nirwana*) nach meinem Tode; ich will ihr dankbar sein für diese Stärkung zu so passender Zeit und sie belohnen.« Er nahm deshalb eine Perlenschnur von unschätzbarem Werthe von seinem Halse ab und sandte sie der Prinzessin. Als *Kisagotami* das kostbare Geschenk empfing, war sie voll Freude, denn sie glaubte nicht anders, als daß sie Gnade vor *Sidhartta* gefunden habe und er sie zu seiner Königin erheben werde.

Im Palaste angekommen, den unzählige, mit duftendem Oel gefüllte Lampen taghell erleuchteten, ließ sich der Prinz auf einem prachtvollen Ruhebette nieder und überschaute von hier aus das strahlende Festgewoge, das sich vor ihm entfaltete. Die 40,000 Prinzessinnen waren um ihn her versammelt: einige derselben tanzten vor ihm, andere spielten auf Flöten, Harfen und Cymbeln und Jede bemühte sich, dem Prinzen zu gefallen. Er aber beachtete sie nicht und schlief nach einer Weile ein.

Seinem Beispiele folgten nach und nach auch alle Uebrigen.

Als *Sidhartta* erwachte, fiel sein Blick auf ein ganz anderes Bild: Einige gähnten, Andere knirschten mit den Zähnen oder schrieen laut im Traume auf; der Mund Vieler war mit Schaum bedeckt; die Kleider Aller waren in größter Unordnung; wieder |
ii137 Andere wälzten sich unruhig hin und her und nahmen unzüchtige Stellungen ein, so daß der Saal, der kurz vorher einem Paradiese geglichen hatte, nunmehr wie ein Bordell aussah. Der Prinz erhob sich ekelerfüllt und fühlte sich zur Thätigkeit angesporrt wie ein Mann, der hört, daß sein Haus in Flammen steht. Er faßte den Entschluß, sofort zu entfliehen und sich willig jeder Prüfung und Kasteiung zu unterwerfen, welche der von ihm ersehnte Beruf eines Lehrers der Menschheit verlange.

Das bemerkte *Wasawartti Mara*, der mächtige Beherrscher eines *dewa-loka*. Er erschien in der Luft nahe dem Palaste und sagte zum Prinzen, um ihn auf andere Gedanken zu bringen: »Glücklicher, in sieben Tagen von heute an wirst du den Zauberwagen, die göttlichen Pferde, das Juwel der Juwelen und alle anderen Zeichen der höchsten irdischen Macht (*Chakrawatti*) erhalten. Deiner Herrschaft wird die ganze Erde unterworfen sein. Wirf die trüben Gedanken deshalb von dir und stehe davon ab, ein Einsiedler werden zu wollen.«

Diese Worte brachten aber eine ganz andere Wirkung als die beabsichtigte auf den Prinzen hervor; anstatt seinen Geist zu beruhigen, erregten sie ihn so, als ob ein weißglühendes Eisen in sein Ohr gestoßen worden sei: sie waren für seine Aufregung dasselbe, was ein Haufen dürres Holz für ein Feuer ist. Eher wäre das Meer vertrocknet, eher hätte sich der Himmel wie ein Stück Tuch zusammengerollt, als daß der Prinz auf das Lehramt verzichtet hätte.

Darauf ging *Sidhartta* zum goldnen Thore und fragte, wer die Wache habe. Als er hörte, daß es *Channa* sei, befahl er diesem Edlen, seinen Prachthengst *Kantaka* geziemend gesattelt und gezäumt vorzuführen. Es war Nacht und als deshalb das herrliche Roß den Sattel fühlte, dachte es: ein Fest kann zu dieser Zeit nicht stattfinden; gewiß ist die Stunde gekommen, wo der Prinz auf meinem Rücken in die Wüste fliehen will. Dieser Gedanke erfüllte das edle Thier mit großer Freude und es wieherte so laut, daß alle Götter es hörten; aber sie

verhinderten alsbald, daß das Gewieher von Menschen gehört wurde.

Während *Channa* das Pferd sattelte, ging der Prinz in die Gemächer seiner Gemahlin *Yasodhara*, um seinen Sohn zu sehen. Er öffnete leise die Thüre des Schlafgemachs und erblickte die Prinzessin auf einem blumenüberstreuten Lager ruhend. Sie schlief und |
ii138 hielt den Arm fest um ihr Kind geschlungen, das gleichfalls schlummernd an ihrem Busen lag. *Sidhartta* überlegte, daß er, wollte er seinen Sohn *Rahula* an die Brust drücken, erst den Arm der Mutter von ihm wegnehmen müßte, was diese sehr wahrscheinlich erwecken würde; ferner, daß sie in diesem Falle mit ihm sprechen und hierdurch möglicherweise seinen Entschluß wankend machen könne. So blieb er denn auf der Schwelle stehen, indem er sich mit der Hand an dem Thürpfosten festhielt und nicht weiter vorwärts zu gehen getraute. Er dachte: Ich kann mein Kind herzen, nachdem ich ein Budha geworden bin; wenn ich hingegen jetzt, von väterlicher Zärtlichkeit getrieben, den Empfang des Lehramts gefährden wollte, wie könnten da die verschiedenen Arten lebender Wesen vom Elend des Daseins befreit werden?

Mit eiserner Entschlossenheit zog er hierauf seinen Fuß wieder vom Eingang zurück und begab sich hinunter in den Hof des Palastes. Das Pferd *Kantaka* hob und senkte stolz den Kopf, als er sich ihm näherte: es zitterte vor freudiger Aufregung. Der Prinz strich mit sanfter Hand über die prachtvolle Mähne des edlen Thieres und sagte: »Schön, *Kantaka*, du mußt mir jetzt mit deiner ganzen Kraft beistehen, damit ich in den Stand gesetzt werde, Alles, was Leben hat, von den Gefahren des Daseins zu befreien.« Dann schwang er sich behende auf den Rücken des Pferdes. *Kantaka* war schneeweiß ohne einen Flecken und glänzte wie die reinste Perlmutter. Er flog wie ein Pfeil dahin. Der Edle *Channa*, welcher den Prinzen begleitete, setzte sich auf die Croupe und ergriff den Schweif des Pferdes, dessen Hufschlag die Götter unhörbar machten.

Genau um Mitternacht kam *Sidhartta* an das äußerste Thor der Stadt. Dort hatte der König, um jedem Fluchtversuche seines Sohnes wirksam vorzubeugen, Tag und Nacht tausend Krieger als Wächter aufgestellt, und das Thor selbst war so schwer, daß es nur mit den vereinten Kräften von tausend Männern zu öffnen und zu schließen war. *Channa* hatte, ehe sie zum Thore kamen, erklärt, er werde, falls es geschlossen sei, das Pferd auf die linke Schulter und den Prinzen auf die rechte nehmen und alsdann über die Mauer hinwegsetzen; das Pferd hatte sich gleichfalls gelobt, das Thor um jeden Preis zu überspringen. So fest entschlossen, thatenmuthig und ohne Furcht waren sie alle. Aber als sie sich dem Thore näherten, flog dieses, von den Göttern geöffnet, weit vor ihnen auf, |
ii139 denn die letzteren wußten wohl, daß ihnen, zum Lohne dafür, B u d h a dereinst in gleicher Weise die Thore des Nichts (*Nirwana*) erschließen würde. *Wasawartti-Mara* aber, der vorerwähnte Beherrscher eines *dewa-loka*, fürchtete, daß er seine Herrschaft verlieren würde, wenn der Prinz seine Flucht mit Erfolg bewerkstelligen könne; denn da B u d h a a l l e Wesen erlöse, so würde sich natürlich auch das Paradies, über das er gebot, entvölkern. Er nahte deshalb nochmals dem Prinzen und flehte: »Geh' nicht weiter! Halt' ein, damit dir die Ehren zu Theil werden können, nach welchen du nur die Hand auszustrecken brauchst! Was willst du ein Welterlöser werden, wenn du absoluter Herrscher über die ganze Erde, ein Kaiser sein kannst?« Aber *Sidhartta* antwortete: »Aller Ruhm, alle Gewalt, alle Ehren auf Erden vermögen mich nicht mehr zu reizen: mein Herz verlangt nur noch das Erlöseramt. Hebe dich hinweg von mir!« Da knirschte *Mara* vor Zorn mit den Zähnen und drohte: »Wir werden sehen, ob es dir gelingt, ein Budha zu werden. Von jetzt an werde ich dich nicht mehr aus den Augen lassen; ich werde dir wie dein Schatten folgen und dich so lange versuchen, bis du unterliegest.« (Er hielt in der That auch Wort und versuchte den Prinzen während der sieben folgenden Jahre täglich auf die furchtbarste Weise, aber vergebens.)

So verzichtete *Sidhartta* rund und voll auf die Welt und sein Herz hüpfte vor Freude.

In einiger Entfernung von der Stadt ergriff ihn die Sehnsucht, noch einen letzten Blick auf sie zu werfen. Aber er brauchte sich deshalb nicht umzuwenden, denn die *dewas* zauberten sie ihm sofort vor die Augen hin. Er betrachtete sie lange in Wehmuth. Dann setzte er rastlos seinen Weg fort. Sechzigtausend *dewas* zogen ihm mit diamantnen Fackeln voran und die gleiche Anzahl begleitete ihn auf jeder Seite. Das Licht, das von dem Zuge ausging, war ein so

intensives, daß man den kleinsten Gegenstand auf dem fernsten Sterne sehen konnte. Es regnete Blumen, die süßesten Wohlgerüche durchströmten die Luft und die *dewas* ließen in machtvollen Akkorden, die wie Meeresrauschen anschwollen, die herrlichste Musik ertönen.

Sidhartta legte in dieser Nacht 480 Meilen zurück. *Kantaka*, das edle Roß, war so stark und elastisch, daß es unter gewöhnlichen Umständen das Dreifache hätte leisten können; aber die unzählige |
ii140 Menge der Blumen, mit welchen der Weg des zukünftigen Erlösers der Menschheit bestreuet war und das große Gefolge, das ihn geleitete, hinderte die ganze Entfaltung seiner Schnelligkeit.

Am Morgen kamen die Flüchtlinge an dem Flusse *Anoma* an. Derselbe war 800 Fuß breit. *Kantaka* jedoch sprang mit einem einzigen Satze darüber weg. Als sie am anderen Ufer angekommen waren, übergab *Sidhartta* seinem Begleiter das treue Pferd und alle Kostbarkeiten, die er an sich trug, und erlaubte ihm zurückzukehren. Aber *Channa* wollte von dieser Erlaubniß keinen Gebrauch machen, sondern gleichfalls der Welt entsagen. Erst die vorwurfsvolle Frage des Prinzen, was alsdann aus dem Pferde werden solle und wie sein alter Vater und sein Weib erfahren sollten, wohin er sich gewendet habe, wenn er nicht zurückkehre, um es ihnen mitzutheilen, ließ ihn davon abstehen. Dafür gab ihm *Sidhartta* das Versprechen, daß er ihm später behülflich sein werde, das gewünschte Ziel zu erreichen. Hierauf ersuchte der Prinz seinen getreuen Begleiter noch, bei seinen königlichen Eltern, seiner Gattin und seinen Unterthanen darauf hinzuwirken, daß man sich keiner Betrübniß darum hingäbe, weil er sein Reich verlassen, um ein armer Einsiedler zu werden; sowie auch ihrer Liebe und Sorgfalt im ganz Besonderen seinen Sohn *Rahula* anzubefehlen, da er diesen nun nicht wiedersehen werde, bis er das Erlöseramt errungen habe. Der Edle war tief ergriffen von diesen Worten und ließ seinen Thränen freien Lauf, als er von *Sidhartta* bewegten Abschied nahm.

Kantaka aber hatte jedes Wort verstanden, welches der Prinz zu *Channa* gesprochen hatte, und da das edle Thier wußte, daß es seinen geliebten Herrn nie mehr sehen werde, wurde es so tief traurig, daß ihm das Herz darüber brach und es todt zur Erde sank. Aber es wurde sofort im Paradiese als *dewa Kantaka* wiedergeboren. *Channa*, nunmehr von doppeltem Schmerz niedergebeugt, kehrte zu Fuß nach der Stadt zurück und verkündete daselbst die glücklich bewerkstelligte Flucht des Königssohnes.

Der Prinz wußte, daß er als Einsiedler sein langes Haupthaar nicht mehr tragen dürfe; da nun Niemand da war, der es ihm hätte abschneiden können, so ergriff er mit der rechten Hand sein Schwert, mit der linken seine schönen Locken und schnitt sie mit einem Streiche ab. Dann sagte er: »Ich will das abgeschnittene Haar jetzt in die Luft werfen; bleibt es daselbst hängen, so werde ich ein Budha werden; |
ii141 fällt es dagegen auf die Erde herab, so wird mein Bemühen um das Lehramt fruchtlos sein.« Hierauf warf er die Locken in die Höhe und siehe da, sie blieben sechzehn Meilen von der Erde entfernt frei in der Luft hängen wie ein schwebender Adler.

Der *brahma Ghatikara*,*[1] welcher in früheren Lebensläufen mehrmals ein Freund des *Bodhisat* gewesen war, brachte jetzt dem Prinzen die für einen Einsiedler nöthigen acht Gegenstände. *Sidhartta* zog die Kutte an und begab sich dann in einen Mango-Hain, *Anupiya* genannt, wo er sieben Tage ohne Nahrung zu sich zu nehmen, in einer anhaltenden intellektuellen Wonne verblieb.

Dann nahm er den Almosentopf in die Hand, betrat die Stadt *Rajagaha* und ging von Haus zu Haus betteln.

In der Stadt wurde gerade ein allgemeines Fest gefeiert und deshalb umgaben bald große Volksgruppen den merkwürdigen Ankömmling. Alle bewunderten entzückt seine lichte göttergleiche Schönheit. Man erging sich in den seltsamsten Vermuthungen, wer der Fremde sein könne. Einige behaupteten, er sei der Beherrscher des Mondes, der aus Furcht vor dem Asur *Rahu***[2] auf die Erde geflohen sei; Andere sagten, er sei der *dewa Ananga*, der herabgekommen sei, um sich an ihrem Feste zu erfreuen; wieder Andere widersprachen dem jedoch, indem sie darauf hinwiesen, daß *Ananga* von *Iswara* (*Schiwa*) halb verbrannt worden

sei, während doch der Körper des Bettlers wie eine blühende Rose leuchte. Man kam endlich überein, daß es der Lichtgott *Sekra* oder der höchste Gott *Maha Brahma* selbst sein müsse und meldete dem Könige *Bimsara*, daß ein geheimnißvolles Wesen höherer Art sich in der Stadt aufhalte. Der König begab sich auf das Dach seines Palastes und betrachtete von da aus den Prinzen. Dann sagte er zu seinem Gefolge: »Ich kann nicht entscheiden, ob der Fremde ein Gott oder ein Mensch ist. Einer von euch möge ihm folgen, wenn er die Stadt verläßt. Verschwindet er alsdann plötzlich von der Erde, so ist er ein Gott, ißt er dagegen die erbettelte Nahrung, so ist er ein Mensch.«

ii142 Als der Prinz sich die nöthige Speise erbettelt hatte, verließ er die Stadt, setzte sich unter einem schattigen Baume nieder und versuchte, den Inhalt seines Almosentopfes zu sich zu nehmen. Bis zu dieser Stunde hatte er immer nur die wohlschmeckendsten und feinstzubereiteten Gerichte genossen; der bloße Anblick des schmutzigen Durcheinanders in seinem Topfe erregte deshalb einen solchen Ekel in ihm, daß sich sein Magen schmerzlich umdrehte. Aber nach kurzem Nachdenken sprach er sich Muth mit den folgenden Worten zu: »*Sidhartta*! Dein Leib ist nicht von glänzendem Golde gemacht; er ist aus vielen Stoffen und Gliedern zusammengesetzt. Diese Nahrung, sobald sie in das Haus deines Körpers eintritt, wird in deinem Munde mit Speichel durchtränkt und kommt in den Mörser deiner Zahnreihen; dann kommt sie in den Ofen deines Magens, wo sie sich mit dem Magensaft vermischt und vom Feuer der Verdauungskraft ergriffen wird; dein Athem facht dieses Feuer an und nach Verlauf eines Tages ist die Nahrung Koth. Der Reis im Topf ist im Vergleich mit dem Kothe, den du absondern wirst, rein und sauber. *Sidhartta!* dein Körper ist Materie und dieser Reis ist auch Materie. Sei deßhalb vernünftig und lasse Materie sich zu Materie gesellen.«

So überwand er den Ekel und verschlang beherzt den schlechten Reis.

Diejenigen, welche auf Befehl des Königs *Bimsara* dem Prinzen aus der Ferne gefolgt waren, um ihn zu beobachten, kehrten hierauf zu ihrem Gebieter zurück und theilten ihm mit, daß der Fremdling die erbettelte Nahrung gegessen habe. *Bimsara* suchte alsbald den Prinzen auf und fragte ihn, wer er sei. Als er vernommen hatte, daß der Fremdling der Sohn des mächtigen Königs von *Kapilawastu* sei, rief er entsetzt aus: »O Prinz, was hast du gethan? Noch nie hat sich ein Sproß aus deinem erlauchten und mächtigen Geschlecht zum Bettler erniedrigt! Komm' mit mir, ich will dir die Hälfte meines Königreiches geben.«

»Thäte ich es,« antwortete *Sidhartta*, »so würde ich einen unschätzbaren Edelstein für einen Kieselstein fortwerfen. Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Ich will kein König und kein Kaiser (*Chakrawartti*), ich will ein Erlöser der Menschheit sein.«

Der König bot seine ganze Beredsamkeit auf, um den Prinzen zur Umkehr zu veranlassen; aber umsonst. Als er einsah, daß *Si|dhartta*
ii143 unerbittlich sei, sagte er: »So gewähre mir denn wenigstens die Bitte, daß du deine erste Rede als Budha in meiner Stadt *Rajagaha* halten wirst.« Der Prinz versprach es und der König kehrte hierauf allein in seine Residenz zurück, während *Sidhartta* sich in den *Uruwela*-Wald zurückzog, wo er in ein tiefes und anhaltendes Nachdenken (*dhyana*) versank.

Nach einiger Zeit gesellten sich dort fünf büßende Brahmanen zu ihm, welche ihn sehr lieb gewannen. Sie lebten beinahe sechs Jahre lang unter furchtbaren Kasteiungen und Selbstpeinigungen zusammen. Der Prinz hatte sich nicht um Nahrung zu bekümmern, da seine Gefährten für seinen Unterhalt sorgten. Aber *Sidhartta* sagte sich schließlich, daß er auf diese bequeme Weise kein Budha werden könne; daß er vielmehr weit größere Entbehrungen auf sich nehmen und zu ertragen lernen müsse. »Eine Nahrung so groß nur wie ein Senfkorn muß für meinen Leib hinreichen,« schloß er.

Er schlug von dieser Stunde an das Essen der Brahmanen aus und nahm täglich nur noch eine einzige kleine Baumfrucht zu sich. Er würde verhungert sein, wenn ihm die *dewas* nicht Blutsubstanz durch die Poren der Haut eingeflößt hätten. So wurde er am Leben erhalten; aber sein Körper wurde durch diese strenge harte Lebensweise beinahe schwarz und auch die 32 göttlichen Merkmale an demselben verschwanden. Zugleich nahm seine Erschöpfung und körperliche Schwäche so überhand, daß er nicht mehr im Stande war, sich aufrecht zu halten. Endlich, nach einer in der tiefsten Meditation verbrachten Nacht, brach er bewußtlos

zusammen und seine Gefährten hielten ihn für todt.

Er erholte sich jedoch nach einiger Zeit und beschloß, von nun ab wieder mehr Nahrung zu sich zu nehmen. Nach und nach gewann denn auch sein Leib die frühere strahlende Schönheit und die 32 göttlichen Merkmale wieder*[3].

Um diese Zeit fand das Gebet einer edlen Jungfrau, Namens *Sujata*, Erhörung und sie schickte sich an, das Gelübde auszuführen, welches sie gethan hatte, um dies zu erlangen. Sie hatte nämlich gelobt, alljährlich den Göttern den kostbarsten Milchreis zu opfern, wenn ihrem Herzenswunsche Gewährung würde. Zu diesem Zwecke ließ sie tausend Kühe auf den saftigsten Wiesen weiden und nährte mit der Milch Aller die Hälfte derselben; dann gab sie die Milch dieser 500 Stücke nur 250, und mit der Milch dieser 250 nährte |
ii144 sie nur 125 u.s.f., u.s.f., bis sie zuletzt nur noch acht Kühe mit der in dieser Weise concentrirten köstlichen Milch nährte.

Mit der Milch dieser letzten acht Kühe kochte sie dann den kostbarsten Reis.

In der Nacht nun vor dem Tage, an welchem das Dankopfer dargebracht werden sollte, hatte *Sidhartta* verschiedene Träume besonderer Art.

1. Es däuchte ihm, die ganze Erde sei sein Ruhelager. Das Meer trat aus, seine Fluten strömten höher und höher zu ihm heran, bis sie zuletzt seine Hände und Füße berührten, und als er emporblickte, sah er alle *dewa*- und *brahma-lokas* weit geöffnet in himmlischem Glanze über sich erstrahlen.

Diesen Traum deutete er dahin, daß er alle Wesen der drei Welten erlösen werde und daß sein Wunsch, ein Budha zu werden, dicht vor der Erfüllung stehe.

2. Aus seiner Brust flog ein mächtiger Pfeil und ging durch das ganze Weltall.

»So wird auch meine Lehre siegreich bis an die äußerste Grenze der Welt dringen,« dachte er voll froher Zuversicht.

3. Er sah zahllose Würmer mit weißem Leib und schwarzem Kopf bis zu seinen Knieen herankriechen.

»Es flehen dich alle Wesen um Erlösung an,« sprach er zu sich selbst.

4. Unzählige Vögel von verschiedenartigstem Gefieder flogen aus den vier Himmelsgegenden auf ihn zu; aber als sie bei ihm angekommen waren, verlor das Gefieder Aller die unterscheidenden Farben und wurde ganz einerlei: es nahm einen goldnen Schimmer an.

Er schloß hieraus, daß alle verschiedenen Religionen sich in seiner Lehre zu einer einzigen vereinigen würden.

5. Er erklomm einen Berg von verwesten Leichen, aber die Sohlen seiner Füße blieben nichtsdestoweniger vollkommen rein.

Er legte dies dahin aus, daß er, in die schlechte Welt, in die Mitte der habgierigen wollüstigen Menschen zurückkehrend, sich vollständig rein erhalten würde.

Diese verheißungsvollen Träume erfüllten den Prinzen mit unerschütterlichem Vertrauen in den Erfolg seiner Sendung und verliehen ihm die größte Stärke und Ausdauer. In freudiger Erwartung des Kommenden setzte er sich am Morgen unter einen Nugabaum |
ii145 und alsbald lag das Laub desselben im goldnen Scheine des Lichts, das aus seinem Körper drang.

In diesem Augenblicke nahte *Sujata* mit ihrer kostbaren Opfergabe. Sie hatte ihre schönsten Gewänder angelegt und trug den Reis in einem herrlichen Gefäße von Gold, das ein reichverzierter Deckel verschloß, auf ihrem Kopfe. Als sie den strahlenden Prinzen erblickte, wußte sie sich vor Freude nicht zu fassen. Sie fing an zu tanzen und überreichte ihm dann knieend den für die Götter von ihr bereiteten Reis. Der Prinz blickte sich nach seinem Almosentopfe um, damit er die kostbare Speise darin aufhebe, aber derselbe war verschwunden. Da bat ihn *Sujata*, das goldne Gefäß doch zu behalten. *Sidhartta* aß den Reis daraus und als er fertig war, brachte ihm *Sujata* wohlriechendes Wasser, damit er sich die Hände waschen könne. Dabei sprach sie fröhlich: »Wie mir mein Wunsch von den Göttern gnädig gewährt worden ist, so möge auch der deinige seine Erfüllung finden.«

Als sie sich entfernt hatte, ging *Sidhartta* an den nahen Fluß und warf das goldne Gefäß mit

dem Gedanken in die Fluten: Schwimmt es gegen den Strom, so wirst du noch heute Budha. Und siehe da, es schwamm, als es in der Mitte des Flusses angekommen war, mit der Geschwindigkeit eines schnellfüßigen Pferdes gegen die reißende Strömung.

Hierauf begab sich der Prinz in den Wald und setzte sich unter dem Bodhi-Baume nieder, der mit ihm geboren worden war, damit nun Alles sich erfüllen und vollziehen könne, was bestimmt war.

Auf einmal öffnete sich die Erde und der goldne Thron für den Erlöser der Menschheit erschien. Als der Prinz seiner ansichtig ward, war er über alle Maßen erfreut. Er ließ sich darauf nieder und fühlte sich alsbald von dem höchsten Muthe beseelt. Zugleich verließen alle *dewas* und *brahmas* ihre himmlischen Wohnungen, um Zuschauer des Triumphes des Herrlichen zu werden: denn nun war die Stunde gekommen, wo der gewaltige Versucher *Wasawartti-Mara* zum letzten Male mit dem Prinzen um den Preis des Sieges kämpfen sollte.

Wasawartti-Mara schlug mit gewaltiger Hand auf die große Welttrommel und sie erdröhnte unter seiner Berührung mit solch furchtbarem Klange, daß alle *dewas* und *brahmas* vor Angst er|zitterten
ii146 und die Augen schlossen. Der Prinz dagegen blieb vollkommen ruhig und erwartete muthig den Feind.

Nun nahte *Mara* mit seinem unabsehbaren Heere furchtbarer Geister. Er ritt auf einem thurmhohen Elephanten und hatte 500 Köpfe mit tausend glühenden Augen und 500 Flammenzungen. Viele seiner Krieger hatten die erschrecklichsten Gestalten angenommen und kämpften nun als vielköpfige Ungeheuer, feuerspeiende Drachen, geflügelte Löwen, Tiger, Bären, Büffel, Panther oder auch als Schlangen, welche in der Mitte ihres Leibes noch einen zweiten weitgeöffneten Rachen hatten, aus welchem giftiger Schaum hervorquoll. In richtiger Würdigung der großen Kraft des Prinzen beschloß *Mara* vorsichtig, denselben nicht von vorn, sondern hinterrücks anzugreifen und nahm hiernach mit listiger Verschlagenheit seine Maßregeln.

Die *dewas* und *brahmas* wurden sehr betrübt, als sie den fürchterlichen Gott und sein grausiges Gefolge wilder Dämonen sahen, und sie wehklagten: »Ach! der arme *Sidhartta* wird in dem ungleichen Kampfe gewiß den Kürzeren ziehen und untergehen!« Sie wollten seine Niederlage nicht mitansehen und entflohen in größter Bekümmerniß. Als der Prinz sah, daß ihn alle verlassen hatten, lächelte er. Er blieb ruhig sitzen und war so furchtlos wie der König der Löwen, wenn er ein Elephantenheer nahen sieht. Er ahnte, daß *Mara* ihm von hinten beizukommen suchen würde und dachte: Ich werde ganz allein zu kämpfen haben; meine Eltern sind ferne, kein Bruder unterstützt mich, kein Freund ist in meiner Nähe, um mir beizustehen … Aber bin ich denn wirklich allein? O nein! die Wahrheit steht mir wie eine Mutter zur Seite; die Weisheit wie ein Vater; meine Lehre wie ein Bruder; meine Herzensgüte wie der beste Freund; mein felsenfestes Vertrauen in meine Mission wie ein kräftiger Verwandter; meine Standhaftigkeit im Leiden wie ein helfender Sohn. Diese sechs Gehülfen haben mich bis hierher treulich beschützt; sie werden mir auch weiter beistehen.

In diesem Augenblicke trat *Mara* hinter dem Baume hervor und wollte ihn anfassen. Aber die strahlende Schönheit des Prinzen blendete seine Augen und lähmte seine Bewegung.
ii147 Da ließ er einen gewaltigen Taifun erstehen, damit der Prinz vom Throne herunter geschleudert werde. Der daherbrausende Wirbelwind riß Alles mit sich, was in seinem Wege stand: er zerbrach die stärksten Baumriesen wie Strohhalme, warf Felsen auf Felsen und hob die Wogen des tobenden Meeres in wildem Kreise bis zum Gewölbe des Himmels empor. Aber als er dem Prinzen nahte, ward er zu einem sanften erfrischenden Zephyrhauche, der kaum die |
ii148 Blätter des Baumes bewegte, unter welchem *Sidhartta*, leuchtend wie die Sonne, in unerschütterlicher Ruhe und Hoheit saß.

Mara wand sich in ohnmächtigem Grimme wie eine getretene Schlange und beschloß, den Prinzen durch eine Wasserfluth zu vernichten. Zu diesem Zwecke ließ er schwere Wolken am

Himmel heraufziehen und Gewitter sich aufthürmen, die in ihrer furchtbaren Entladung ganze Wasserbäche herabgossen; Blitze zuckten nieder und spalteten die Erde, betäubender Donner rollte, und der kleinste der niederfallenden Regentropfen hatte die Größe eines Palmbaums. Doch als das schreckliche Unwetter den Prinzen erreichte, vermochte es noch nicht einmal den Saum seines Gewandes zu netzen; es erfrischte und kühlte ihn vielmehr, wie ein leise herabfallender Regenschauer von Wasserlilien, und ihm war so wohl zu Muthe dabei, daß er beglückt vor sich hinlächelte, wie das Silberlicht des Vollmonds am unbewölkten Himmelszelt.

Darüber wurde *Mara* zornig wie ein gereizter Tiger und schwur, daß er *Sidhartta* in Millionen Stücke zermalmen wolle. Er wälzte Mühlsteine und Granitfelsen herbei, hob ganze Berge aus und schleuderte sie aus der Höhe auf den Bodhibaum herab. Allein sie verwandelten sich, als sie dem Prinzen nahe kamen, in duftende Blumenkränze und gruppirten sich dann ganz von selbst, in vielfach verschlungenen Guirlanden, zu einem anmuthigen Blumenopfer um ihn her.

»Was?« rief *Mara* ganz außer sich, »der Prinz ist nicht zerschmettert? Und er wünscht immer noch, ein Lehrer und Erlöser der Menschheit zu werden? Warte! ich will deinen golden erstrahlenden Körper tausendfach mit spitzigen Schwertern durchbohren lassen, daß kein Fetzchen von ihm übrig bleibt!«

Und er befahl, daß ein Regen der schärfsten zweischneidigen Waffen auf die Erde niederfalle. Sofort sausten blitzende Dolche, Schwerter, Speere, funkelnde Streitäxte, Lanzen, Wurfspieße, Pfeile u.s.w. aus den Lüften herab. Aber die mörderischen Werkzeuge fielen als leuchtende Rubinen, Smaragde, Türkisen, Opale und Diamanten zu des Prinzen Füßen nieder und ließen ihn wie den Gipfel eines Berges erscheinen, den der Glanz der Morgenröthe umstrahlt, während unten in der Tiefe die Thäler noch in Nacht und Dunkel liegen.

Als *Mara* sah, daß *Sidhartta* so unversehrt und schon wie eine blaue Wasserlilie aus diesem Angriff hervorging, wüthete er |
ii149 wie ein prasselndes Strohfeuer. »Ich muß versuchen ihn zu verbrennen,« knirschte er, und alsbald ließ er glühende Lavamassen aus allen Ecken und Enden der Erde hervorbrechen, die mit gieriger Flammenzunge Alles verzehrten, was sie Lebendes berührten. Wenige Schritte von *Sidhartta* entfernt verschwanden sie jedoch plötzlich und an ihrer Statt bedeckten unzählige Blütenzweige des Apfel- und Pfirsichbaumes den Erdboden und hüllten den standhaften Prinzen in eine rosig schimmernde Blütendecke ein.

Nun versuchte *Mara* auf eine andere Weise *Sidhartta* durch die Gewalt des Feuers zu verderben. Er ließ zuerst Schwefelbrände, dann feurige Asche und zuletzt seinen glutheißen Sand in solchen Massen vom Himmel regnen, daß sich das Licht des Tages darüber verfinsterte; allein die ersteren wurden zu wohlriechendem Sandelpulver und der letztere zu Perlen, sowie sie in die Nähe des Prinzen kamen; und dieser selbst war in seiner unberührten Schönheit und sorglosen Heiterkeit inmitten aller ihn bedrohenden Vernichtung wie ein blütenbedeckter Salabaum anzusehen, der seine thaufrischen Zweige wohlig den linden Lüften eines Frühlingsmorgens entgegenstreckt.

Hierauf hüllte *Mara* die ganze Welt in die intensivste Dunkelheit und entfesselte die schlimmsten seiner Geister zur Vermehrung ihrer Schrecknisse. Aber vor dem Throne des Prinzen zertheilte sich die Finsterniß; ein glänzender Lichtnebel stieg empor, der die Gestalt des Unbesiegten mit einer himmlischen Glorie umfloß, während er die Dämonen mit Blindheit schlug, und rosenhelle Strahlengarben spannten sich vom Bodhibaume aus fächerartig über das ganze Firmament. Der vereinigte Glanz aller Edelsteine der Welt hätte als ein trüber Schein neben dem unvergleichlichen Lichte erblassen müssen, mit dem in diesem Augenblicke *Sidhartta*'s verklärtes Angesicht allenthalben die Schrecken der Finsterniß siegreich verscheuchte.

Die Erbitterung *Mara*'s überstieg jetzt alle Grenzen. Er raste wie ein Elephant, dem man sein Junges geraubt hat. »Auf!« schrie er seinen Kriegern zu, »auf, ihr Alle! Greift den Prinzen von allen Seiten zu gleicher Zeit an, durchbohrt ihn, stecht ihn zusammen, zerbrecht ihn in Stücke, zermalmt ihn zu Staub, vernichtet sein Verlangen, Budha zu werden; er darf uns nicht

entwischen!« Er selbst aber ergriff seinen furchtbaren Diskus, der im Fluge die gewaltigsten Felsenberge wie schwaches Bambusrohr entzweischnitt, schwang ihn sausend durch die Lüfte und schleuderte ihn dann mit dem Aufgebote |
ii150 seiner ganzen riesigen Kraft gegen den Prinzen. Vor der Seelenreinheit und unbesieglichen Glaubensstärke des zukünftigen Erlösers der Menschheit schrumpfte jedoch die Wirkung der sonst niemals fehlgehenden furchtbaren Waffe auf diejenige des harmlosen Daherwehens eines dürren Blattes zusammen. Wie ein solches blieb sie in den Lüften schweben und während die Krieger *Mara*'s so sicher auf die todbringende Gewalt der Wurfscheibe in den Händen ihres Herrn und Meisters zählten, daß sie es gar nicht der Mühe Werth erkennen mochten, nach dem vermeintlich zerschmetterten Körper *Sidhartta*'s nur auszuschauen, saß dieser holdselig und frisch, wie eine in der Mitte zerschnittene saftige Feige, noch immer unbewegt auf seinem goldnen Throne, über den sich die Wurfscheibe als ein Blumenbaldachin herabsenkte.

Bei diesem Anblick verlor *Mara* fast die Besinnung vor Wuth. Seine rothglühenden Augen wie feurige Wagenräder wild im Kreise rollend, und in seinen tausend Händen die gleiche Anzahl verderblicher Waffen schwingend, stürzte der furchtbare Gott mit einer letzten höchsten Anspannung seiner übernatürlichen Kräfte auf den Prinzen ein, um ihn im Zweikampfe zu überwältigen. »Ich werde dich an den Beinen ergreifen,« drohte er wutschnaubend, »und dich wie einen Ball kopfüber in den tiefsten Abgrund der Hölle hinunterwirbeln, wenn du nicht augenblicklich gutwillig meinen Thron verlässest. Hinweg mit dir! Fort! Fort!«

Wann andere Bodhisats früher auf dem Punkte standen, das Lehramt zu erlangen, zog ihnen *Mara* zwar auch mit der Absicht entgegen, sie mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht daran zu verhindern; aber sobald er sie anblickte, gab er stets den im Voraus als fruchtlos von ihm erkannten Kampf auf. Nicht so bei dem Bodhisate *Sidhartta*; und zwar um deshalb nicht, weil er, wie erinnerlich, in einer seiner früheren Existenzen als Prinz *Wessantara*, von Mitleid mit seinen weinenden Kindern ergriffen, einen kurzen Augenblick lang dem Gedanken Raum gestattet hatte, sie dem Brahmanen, dem er sie als Almosen geschenkt hatte, gewaltsam wieder abzunehmen, als dieser sie vor seinen Augen mißhandelt hatte. Wegen dieser Schuld konnte *Mara* ungehindert den Kampf mit ihm aufnehmen und mußte jetzt der Prinz alle diese schweren Prüfungen und Versuchungen über sich ergehen lassen.

»Herunter von meinem Throne!« brüllte *Mara* nochmals.

ii151 Da sagte der Prinz mit unbeschreiblicher Sanftmuth, während ein gütiges Lächeln seinen lieblichen, wie eine blühende Lotosblume anzuschauenden Mund umspielte: »Armer verblendeter *Mara*! Um diesen Thron zu gewinnen, habe ich Millionen von Jahren lang standhaft die härtesten Prüfungen und Leiden in unzähligen Daseinsformen ertragen. Der Thron ist jetzt mein rechtmäßiges Eigenthum. Du aber hast bis jetzt nur deinem Vergnügen gelebt; wie sollte es also dein Thron sein können?«

Aber *Mara*, von der Sanftmuth des Prinzen, wie ein loderndes Feuer, in das man Oel gegossen, zu nur noch größerer Wuth entfacht, schrie im höchsten Zorne: »Ich habe viel, viel mehr Almosen wie du dahingegeben und tausendfach Größeres geleistet und erreicht als du. Ich kann dir Zeugen stellen, die es dir beweisen!«

»Das lügst du!« rief der Prinz und streckte seine Hand wie ein Blitz, der aus den Wolken fährt, in Abwehr gegen den falschen Widersacher aus. Dann fuhr er, ihn voll Mitleid anblickend, vorwurfsvoll fort: »O *Mara*, was hast du gethan? Bis zum Lügner hast du dich erniedert, du, ein *dewa*, ein reiner Gott?«

Da öffnete sich die in ihren Grundfesten heftig erbebende Erde; Feuer schlug aus allen ihren Spalten und ein so schreckliches unterirdisches Getöse ertönte, daß alle Begleiter *Mara*'s voll Entsetzen ihre Waffen von sich warfen und ohne für ihren Führer nur noch einen Blick zu haben, in wilder Ueberstürzung davonstoben wie die Blätter, die der Herbststurm vor sich hertreibt. Gleichzeitig fiel der Elephant *Mara*'s vor dem Prinzen anbetend auf die Kniee nieder, schleuderte seinen Herrn mit Heftigkeit zu Boden, stieß ein fürchterliches Gebrülle aus und setzte in großen Sprüngen den fliehenden Heereshaufen nach. *Mara*, vom Sturze betäubt

am Boden liegend, seiner Waffen beraubt und von den Seinigen im Stich gelassen, mußte allen weiteren Kampf aufgeben und sich als besiegt bekennen. »O Prinz *Sidhartta*!« rief er schmerzlich, »welch ein Thor und Frevler bin ich gewesen! Zu spät erkenne ich jetzt, daß du der Glorreichste, der Edelste und Stärkste, daß du allmächtig bist! Ich will deinen Muth, deine Macht und dein Verdienst in alle Welt verkünden. Vergieb mir, o vergieb mir!« Und mit verhülltem Angesichte entfloh er in sein Paradies, wo er sich niederwarf und vor Scham und Reue kaum mehr aufzublicken wagte.

Nun kamen auch alle *dewas* und *brahmas* wieder, brachten |
ii152 himmlische Blumen und Wohlgerüche, legten mit anmuthiger Geberde ihre Hände an die Stirne und huldigten dem Prinzen, indem sie jubelnd ausriefen: »Ueberwunden ist der böse *Mara* und geflohen! Unser Prinz *Sidhartta* ist Sieger geblieben!« Dann suchten sie den zerknirschten *Mara* auf und überhäuften ihn dermaßen mit Spott und Hohn wegen seiner verdienten Niederlage, daß er sich ungestüm von seinem Lager erhob, die Gestalt eines Menschen annahm und als ein ruheloser Wanderer über die Erde irrte. Aber seine drei wunderbar schönen Töchter hatten nicht sobald ihres Vaters Verschwinden aus seinem Paradiese bemerkt, als sie ihm nacheilten und ihn besorgt um die Ursache seiner Verstörung und Verzweiflung frugen. Er theilte ihnen hierauf alle Einzelheiten des großen Kampfes mit, den er mit dem Prinzen *Sidhartta* bestanden hatte und in welchem er so schimpflich unterlegen war. Als er seine Erzählung beendet hatte, baten sie ihn, guten Muthes zu sein, da s i e es nun unternehmen wollten, des Prinzen unerschütterliche Standhaftigkeit mit ihren Reizen und Verführungskünsten zu bezwingen; und obgleich ihnen *Mara* voraussagte, daß alle ihre Versuche vergeblich sein würden, bestanden sie dennoch auf der Ausführung ihres Vorhabens, indem sie ihren Vater mit Erfolg daran erinnerten, daß bis dahin noch kein männliches Wesen der Zaubergewalt ihrer himmlischen Schönheit auch nur einen einzigen Augenblick lang zu widerstehen vermocht habe. Hierauf verwandelten sie sich in 600 wunderschöne liebreizende Mädchengestalten von verschiedenem Alter, hüllten sich in die herrlichsten durchsichtigen Gewänder und näherten sich dem Prinzen in den verführerischsten Stellungen, indem sie seine Schönheit priesen und ihn mit süßen Worten einluden, seinen Sitz unter dem langweiligen Bodhibaum zu verlassen und mit ihnen zu kosen und zu schwelgen. Aber *Sidhartta* blieb ungerührt. Da trat die Schönste der Schönen dicht vor ihn hin, streckte ihm voll Sehnsucht und Verlangen ihre herrlichen Arme entgegen und erinnerte ihn vorwurfsvoll daran, wie er zu anderen Zeiten die nämlichen Freuden, die er jetzt mit solch stolzer Enthaltsamkeit von sich weise, mit Eifer gesucht und in vollen Zügen genossen habe. »Warum willst du jetzt so einsam und freudenlos leben?« schloß sie, »du, der Schönste und Herrlichste von Allen?« Doch auch dies erwies sich ohne Erfolg. Der Prinz blieb taub gegen alle Verlockungen seiner schönen Versucherinnen, ja er würdigte sie nicht |
ii153 einmal eines Blickes; und so verließen sie ihn denn endlich, traurig und beschämt, so gar Nichts bei ihm ausgerichtet zu haben.

Sidhartta verfiel hierauf in tiefe selige Contemplation und in dieser wurde der letzte Funken seiner Liebe zum Leben ausgelöscht. Er war am Ziele: er war B u d h a , der allmächtige Erlöser des Weltalls.

In diesem großen Augenblicke floß der Geist des Herrlichen von Weisheit über wie ein Gefäß mit Honig und entzückt strömte er seine Empfindungen in den folgenden Strophen aus:

Ach, wer zählt die langen Jahre,
Wer die Tausende von Jahren,
Wo ich den Erbauer suchte
Meines unglücksel'gen Hauses?

Ach, wie bluteten die Füße,
Ach, wie schmerzvoll war das Wandern,
Ach, wie peinvoll war die Sehnsucht
Nach Erquickung, nach Erlösung!

Endlich hab' ich dich gefunden!

Endlich blickt' ich dir in's Auge.
Und du kannst nicht mehr erbauen
Einen Leib der müden Seele.

Ich zerbrach dein festes Bauholz,
Deine Steine sind zerrieben,
Und den Winden gab ich jubelnd
Deinen Mörtel, starker Meister.

Und so schwelgt mein Geist voll Wonne
In des Nichts leidfreier Leere!
Denn erstorben ist für immer
Aller Lebensdurst und Lebenshunger.

Sieben Tage lang blieb Budha auf dem Throne unter dem Bodhibaum unbeweglich sitzen. Dann erschloß sich seinem inneren Auge der Blick in die Zukunft und er erkannte das Folgende: Ich werde fünfundvierzig Jahre lang ein Lehrer der Menschheit sein; *Seriyut* und *Mugalan* werden meine Hauptjünger sein; ich werde unzählige Bekenner haben; meine Lehre wird fünftausend Jahre lang bestehen bleiben.

ii154 Doch bevor er das Lehramt, das er jetzt empfangen hatte, definitiv antrat, hatte er noch einen letzten großen schweren Kampf mit sich selbst zu bestehen. »Meine Lehre ist sehr tief,« dachte er, »und die Menschen, denen ich sie verkünden will, sind über alle Maßen thöricht und voll schlechter Begierde. Wohl ist mein Verdienst, durch welches ich mir das Lehramt errungen habe, groß, aber die Schuld und Sünde der Menschen, die es ausrotten soll, ist auch groß und es wird deshalb ganz unnütze Mühe sein, sie bekehren zu wollen. Sie werden mich gar nicht verstehen.« Als *Maha Brahma*, der höchste der Götter, diese Gedanken und die sich darin spiegelnde Zögerung Budha's, seine Mission zu erfüllen, wahrnahm, eilte er bestürzt zu ihm und rief ihm zu: »Sei getrost! Das Weltall wird ganz bestimmt durch dich seinem Ende zugeführt werden. Geh' und verkünde deine Lehre. Ich beschwöre dich inständig darum. Denke an das Leid der Menschen, das doch allein nur du, der Erleuchtete und Reine, von ihnen nehmen kannst!«

Und der Herrliche kämpfte mannhaft auch diese letzte rebellische Regung seines selbstischen Ich's nieder. Indem er sich gelobte, nicht zu ruhen und zu rasten, bis der Schatz der Weisheit, der ihm das höchste Gut der Erde, die Seligkeit des Herzensfriedens, erschlossen hatte, auch den übrigen erlösungsbedürftigen Wesen zu Theil geworden sei, gab er willig die Ruhe und den Frieden seiner geliebten Einsamkeit dahin, um die Rückkehr in die Welt anzutreten, gegen die sich jede Fiber und Faser seines Wesens sträubte.

Eingedenk des Versprechens, welches er früherhin dem König *Bimsara* gegeben hatte, seine erste Predigt in *Rajagaha*, der Residenz dieses Fürsten, halten zu wollen, beschloß Budha, sich ohne Zögern dorthin zu begeben und von da aus das ganze Reich von Ort zu Ort lehrend zu durchziehen. Aber auf dem Wege dahin begegnete er seinen alten Freunden, den fünf Brahmanen, mit welchen er sechs Jahre lang als Büßer in der Waldwildniß gelebt und die härtesten Entbehrungen ertragen hatte; sie waren so beseligt von seinem Anblick und so voll inniger Freude, daß er das Ziel seiner heißen Wünsche, das Erlöseramt, erreicht hatte, daß er nicht anders konnte, als ihrer inständigen Bitte zu willfahren und eine kurze Weile Rast bei ihnen zu machen. Während er ihnen die Weihe seines Segens ertheilte und sie als seine ersten Schüler aufnahm, zog in |
ii155 wunderlieblicher Schönheit, einem herrlich geschmückten Frauenbilde vergleichbar, langsam der Abend herauf. Die funkelnden Sterne als Perlenhalsband, die silberne Mondessichel als hehre Krone tragend, die lichten Wolken wie prachtvolle Haarflechten herniederfließend, und sein weithin flatterndes, rosig besäumtes Gewand wie einen durchsichtigen Schleier über die ganze ruhende Erde breitend: so legte er seine keusche bräutliche Schönheit wie ein duftendes Blumenopfer zu den Füßen des Welterlösers nieder, der sich mit weithin ausgebreiteten Armen erhob, um die Fülle seiner Liebe, Weisheit und Güte über die leidende, irrende

Menschheit auszugießen. Von nah und fern, aus der Höhe und Tiefe kamen die *brahmas* und *dewas* auf ihren goldnen Wagen durch die Lüfte gefahren, eilten die Menschen und Thiere und Alles was Leben hat, herbei, um den Worten der Weisheit und des Trostes zu lauschen, die seinem göttlichen Munde entströmten. Die Zuhörerschaft, die sich nach und nach um ihn ansammelte und ihn in dichtgedrängtem Kreise umstand, war eine so unabsehbar große, daß sich 100,000 *dewas* mit dem Raume eines Stecknadelkopfes begnügen mußten. Dennoch fanden Alle Platz und die Strahlen, die von Budha's Person ausgingen, vermochten unbehindert auch den fernest Stehenden zu erreichen. Es ging ein freudiges Wogen durch die ganze Versammlung, das sich wie das Brausen eines Sturmes anhörte; aber als die dienstthuenden Lichtgötter in ihre Muscheln bliesen, um Stille zu gebieten, erstarb ein jeder Laut, wie das Flüstern der kleinen fröhlichen Meereswellen, die leise im besonnten Strande verlaufen, und die ganze ungeheure Menge stand in athemloser Spannung so ruhig und so reglos wie der glatte unbewegte Meeresspiegel. Dann öffnete Budha seinen Mund und verkündete in Worten von hinreißender Kraft und Gewalt seine Lehre der Liebe und freiwilligen Weltentsagung. Alle Herzen flogen ihm zu und gaben sich ihm rückhaltlos zu eigen, denn obgleich er in der Sprache seines engeren Heimatlandes *Magadha* redete und der milde Blick seiner gütigen Augen mit der gleichen Liebe Alle ohne Unterschied umfaßte, war es einem Jeden der Anwesenden doch, als ob er in den Lauten seiner Muttersprache zu ihm redete und auch nur ihn allein dabei anblickte; und ganz ebenso erging es auch den Thieren, groß und klein. Tausende und Abertausende bekannten sich nach dieser seiner ersten Predigt zu seiner Lehre und wurden seine begeisterten Anhänger, darunter auch viele |
ii156 Fürsten, welche unerachtet des Widerstandes der herrschsüchtigen Brahmanen die neue Lehre, die alle Kastenunterschiede verwarf und die Gleichheit aller Menschen predigte, in ihren Ländern zur Staatsreligion erhoben. Auch der König *Bimsara*, zu dem sich Budha kurze Zeit darauf begab, wurde einer der eifrigsten und treuesten Bekenner der Lehre des edlen Weisen und blieb es bis zu seinem Tode, nach welchem er nicht wiedergeboren wurde.

Budha lehrte, wie schon bemerkt, fünfundvierzig Jahre lang. Er soll ganz Indien durchzogen und auch die Insel Ceylon besucht haben. Er bekehrte allmälig den größten Theil der Bevölkerung und erlebte den vollkommenen Triumph seiner Lehre.

Ich unterlasse, so schwer es mir fällt, die vielen reizenden Erzählungen seiner weiteren Thätigkeit wiederzugeben und will nur noch über seine beiden Hauptschüler *Seriyut* und *Mugalan*, das Schicksal seines Sohnes, seines Vaters, seiner Pflegemutter, seines Weibes, ferner über die Aufnahme von Frauen in seinen Orden und seinen Tod berichten.

In den beiden Städten *Kolita* und *Upatissa* herrschten zwei vornehme Familien, welche schon sieben Generationen hindurch in dem innigsten Freundschaftsverhältniß zu einander standen. Jede dieser Familien hatte einen Prinzen, welcher denselben Namen wie seine Stadt führte. Der Prinz *Kolita* hatte ein Gefolge von 500 Wagen und der Prinz *Upatissa* ein solches von 500 goldnen Sänften. Sie besaßen beide eine hohe Geistesbildung, hatten dieselben Anlagen, dieselben Neigungen und Bestrebungen, kurz, waren so ganz Ein Herz und Eine Seele, daß was der Eine that, auch stets von dem Anderen gethan wurde. Aber während sie ihren Vergnügungen lebten und alle Genüsse und Freuden ihrer angenehmen bevorzugten Lebensstellung auskosteten, ging ihnen die Erkenntniß von der Vergänglichkeit und Nichtigkeit des menschlichen Daseins auf und sie suchten und forschten nach der Wahrheit, die sie vor dem Wiedergeborenwerden behüten und ihnen den Weg zur Erlangung von *Nirwana* erschließen könnte. Da sie einsahen, daß ihr eigenes Wissen hierzu nicht ausreichend sei, suchten sie einen gelehrten Brahmanen Namens *Sanga* auf, der in dem Rufe hoher Weisheit stand, und baten ihn, sie zu unterrichten. Aber seine Lehre befriedigte sie nicht. Sie verließen ihn deshalb und durchwanderten nach und nach |
ii157 sämmtliche 63,000 Staaten Indiens, ohne das kostbare Kleinod, das zu erlangen sie ausgezogen waren, finden zu können. Traurig und niedergeschlagen kehrte darauf ein Jeder in seine Heimath zurück, nachdem sie sich gegenseitig noch das Versprechen gegeben hatten, daß sobald Einer von ihnen den rechten Lehrer gefunden hätte, er den Anderen unfehlbar

davon benachrichtigen würde. Nicht lange darauf kam ein junger Priester, ein Schüler Budha's, in die Stadt *Upatissa*'s und während er mit seinem Almosentopf bescheiden von Haus zu Haus ging, um Gaben einzusammeln, wurde er von dem Prinzen, der sich von seiner ganzen Haltung und Erscheinung sofort ungemein angezogen fühlte, bemerkt und eingeladen, bei ihm zu speisen. Nachdem sie sich längere Zeit in den anregendsten und lehrreichsten Gesprächen ergangen hatten, sagte *Upatissa* zu dem Fremdling: »Aus Allem, was ich von dir sehe und höre, komme ich mehr und mehr zu dem Schlusse, daß der Weg, den du wandelst, der rechte ist und sicher nach *Nirwana* führt. Sage mir doch, wer ist dein Lehrer gewesen?« Der Schüler antwortete: »Budha.« *Upatissa* verlangte nun eifrig, durch ihn die Lehre dieses Weisen in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen. Aber der Schüler zögerte, weil er wußte, daß *Sanga*, der vorherige Lehrer *Upatissa*'s, ein Feind Budha's war. Er antwortete deshalb ausweichend: »Ich bin erst seit Kurzem ein Schüler Budha's; die Lehre ist sehr tief, wie sollte ich sie dir entwickeln können?« Aber *Upatissa* ließ nicht ab zu bitten und sagte, daß wenn er ihm auch nur wenige kurze Anhaltspunkte geben wollte, er aus diesen schon selbst die nöthigen Consequenzen zu ziehen wissen würde. Darauf sagte der Schüler: »Budha lehrt, daß alle Dinge eine Ursache haben; daß die Welt entstanden ist (d.i. nicht immer gewesen ist), und daß sie untergehen wird.«

Als *Upatissa* dies hörte, rief er freudig aus: »Ich glaube an Budha. Wo hält er sich auf? Ich will zu ihm und auch sein Schüler werden!« Als er den Aufenthaltsort des Weisen erfahren hatte, eilte er zu seinem Busenfreunde *Kolita*, theilte ihm voll Freude mit, daß ihnen das Ziel ihrer Sehnsucht endlich nahe gerückt sei, und *Kolita*, als er Alles vernommen hatte, glaubte gleichfalls an Budha.

Unverweilt traten die beiden Freunde nun miteinander den Weg zu Budha an. Als dieser sie herannahen sah, las er das |
ii158 Verlangen, das sie zu ihm führte, in ihren Herzen und er sagte erfreut zu seinen Begleitern, daß die beiden Ankömmlinge seine Hauptschüler sein würden. Nachdem sie ihn voll Ehrfurcht begrüßt und angebetet hatten, fragten sie ihn demüthig, ob er sie für würdig hielte, der Heilswahrheit theilhaftig zu werden, nach der sie dürsteten, und Budha nahm sie voll Güte auf, indem er sagte: »Kommet her zu mir! Ich will euch von aller Sorge und irdischen Drangsal befreien und euch den Weg zur Erlösung zeigen. Höret mir zu.«

Er offenbarte ihnen hierauf seine Lehre, von dem Hauptsatze ausgehend:

> »Der Mensch muß sich vollkommen von aller schlechten Begierde reinigen; die Tugend muß mit glühender Seele erfaßt werden; das Fleisch muß vollständig ertödtet werden: Das ist Budha's vornehmstes Gebot.«

Sie verstanden ihn so vollkommen, als ob sie schon hundert Jahre lang seine Schüler gewesen wären, und nachdem ihnen Budha die Priesterweihe ertheilt hatte, wurden sie noch desselbigen Tages eingekleidet. Von dieser Zeit ab hieß *Kolita Mugalan* und *Upatissa Seriyut* und wurden sie beide ihres erhabenen Meisters unzertrennliche Begleiter und treueste Jünger und Freunde.

Noch währenddem Budha in *Weluwana*, dem Orte war, wo ihn *Seriyut* und *Mugalan* aufgesucht hatten, erreichte ihn eine Botschaft seines alten Vaters, der ihn dringend ersuchen ließ, nach seiner Vaterstadt *Kapilawastu* zu kommen. »Es ist mein innigster Wunsch, dich vor meinem Tode noch einmal zu sehen,« ließ ihm der greise König sagen; »sieben Jahre sind es nun schon, daß wir ohne dich leben müssen; unzählige Andere, die dir nicht durch die Bande des Blutes verbunden sind, dürfen sich täglich deiner Nähe erfreuen und die Wohlthat deines Segens und deiner Lehre empfangen. Wir aber, dein alter Vater und die nächsten Deinen, sehnen uns vergeblich nach deinem Anblick.«

Diese Botschaft wurde Budha, der sofort nach *Kapilawastu* aufzubrechen befahl, durch den Edelmann *Kaluda* überliefert, einem in jeder Beziehung vertrauenswürdigen Mann, der an demselben Tage wie Budha geboren und in seiner Kindheit sein treuer Spielgefährte gewesen war. Mit dieser Botschaft aber hatte es die folgende Bewandtniß.

ii159 Nicht weniger als neun Abgesandte waren von dem Könige *Sudhodana* vordem schon und

mit einem jedesmaligen Gefolge von eintausend Begleitern an seinen Sohn abgeschickt worden, um ihn zu einem Besuche in der Heimath zu bewegen: aber Keiner war zu ihm zurückgekehrt, noch hatte jemals Einer den ihm gewordenen Auftrag ausgerichtet. Es hatte sich nämlich immer so gefügt, daß die Betreffenden gerade in dem Augenblicke an dem Orte, wo Budha weilte, ankamen, wann er, umringt von der begeisterten Schaar seiner Jünger und Anhänger, seine große Lehre verkündete; und es war so unmöglich, den lehrenden Budha zu hören, ohne für die Wahrheiten gewonnen zu werden, die er mit so eindringlicher Beredsamkeit als die Mittel auswies, um zur Seligkeit zu gelangen, daß sie darüber die irdische Angelegenheit, die sie hergeführt hatte, regelmäßig aus dem Gedächtniß verloren und als seine Jünger von da an nur noch ihrer inneren Reinigung und Heiligung lebten. Auch *Kaluda* war es so ergangen; er war ein Priester und, nachdem er die letzten irdischen Fesseln abgestreift hatte, sogar bereits ein seliger *rahat* geworden. Aber er hatte dem alten König so fest versprochen, daß, möchte aus ihm werden was da wolle, er zu ihm zurückkehren werde, um ihm mindestens den Erfolg seiner Botschaft zu melden, daß er jetzt eilends durch die Lüfte geflogen kam, um dem erfreuten Vater die nahe bevorstehende Ankunft seines Sohnes zu verkünden.

Der König war überglücklich, als er die Nachricht vernahm und ließ sofort den von weiten großen Gärten umgebenen herrlichen Landsitz *Nigrodha* unweit *Kapilawastu* für Budha und die ihn begleitenden zahlreichen Priester und Anhänger in Bereitschaft setzen. Dann zog er ihm entgegen, begleitet von allen Prinzen seines Hauses und den Edlen des Reichs, und gefolgt von einer ungeheuren Volksmenge, die nach und nach bis auf 160,000 Köpfe anschwoll. Alle waren festlich gekleidet, trugen Blumen und balsamisch duftende Opfergaben in den Händen und dem Zuge vorauf schritten tausend Knaben und Mädchen aus den ersten Familien des Landes, um den Nahenden auf der Schwelle der Heimat willkommen zu heißen. Das Wiedersehen zwischen Vater und Sohn war ergreifend. »Mein Herr und Gebieter, mein Prinz *Sidhartta*, mein Budha,« stammelte der alte König, indem er ganz überwältigt von der göttlichen Hoheit, die sich in Budha's Erscheinung aussprach, auf die Kniee vor ihm |
ii160 sank, »mein Sohn, mein lieber Sohn! Wenn ich auch dein Vater bin, weil du in meinem Hause geboren wardst, will ich dich doch von nun ab nicht mehr mein Kind nennen, denn ich bin nicht werth, dein Sklave nur zu sein. Ich habe dir schon in deiner Kindheit Tagen zwei Mal anbetend gehuldigt, als du göttliche Wunder vor mir verrichtetest und will es jetzt zum dritten Male thun als das Einzige, womit ich dir meine Liebe bezeigen kann: denn wollt' ich dir mein ganzes Königreich zu Füßen legen, du würdest es doch nicht höher achten, als die Asche, die in alle Winde zerstiebt.« Die Prinzen und Edlen, ingleichen das ganze Gefolge, folgten dem Beispiele des Königs; und wie sie sich allesammt tief mit der Stirne zur Erde neigten und dann wieder emporrichteten, war es gerade, wie wenn ein heftiger Wind über die Wipfel eines Bambuswaldes dahinfährt und sie hin- und herbewegt. Hierauf ertheilte Budha Allen seinen Segen, wobei er sich langsam in die Lüfte erhob und dort längere Zeit stehen blieb, während Ströme von Licht aus seinen Augen, seinen Haaren, Händen und Füßen hervorbrachen und seine ganze Gestalt in ein siebenfarbiges Strahlenmeer einhüllten. Aller Blicke hingen entzückt an der himmlischen Erscheinung und es war Keiner, dessen Herz nicht in Wonne erbebte, als habe er eine gute große That vollbracht.

Anderen Tages gingen die Wogen der freudigen Erregung, die sich der königlichen Familie und der ganzen Bevölkerung bemächtigt hatte, noch immer so hoch, daß kein Mensch in der Stadt daran dachte, Budha und sein zahlreiches priesterliches Gefolge draußen in *Nigrodha* mit Nahrung zu versorgen. Er nahm deshalb, wie gewohnt, in der Frühe des Morgens seinen Almosentopf in die Hand und brach, begleitet von den 20,000 Priestern, die mit ihm gekommen waren, nach *Kapilawastu* auf, um dort von Haus zu Haus die milden Gaben einzusammeln. Auf dem Wege dahin sprang an jeder Stelle, die sein Fuß im Begriffe zu berühren stand, eine Lotosblume empor, die augenblicklich wieder verschwand, sobald er darüber hingeschritten war; zugleich vergingen wie Butter, die man dem Feuer nahe bringt, alle Unebenheiten des hügeligen Terrains, über das der Weg führte; ein frischer Wind erhob sich, der jede Unreinheit der Luft hinwegfegte und ein feiner Sprühregen fiel, um den Staub

der Landstraße niederzuschlagen. In der Nähe von *Kapilawastu* wurde der Glanz, der von Budha ausstrahlte, von |
ii161 so intensiver Stärke, daß alle Thore, Mauern, Thürme und Denkmäler wie in einen Strom flüssigen Goldes getaucht erschienen und die ganze Stadt von Licht überflutet wurde. Voll Entzücken über das neue Wunder eilten von allen Seiten die Einwohner herbei und sahen nun den vergötterten Sohn ihres Herrschers, dem ärmsten Paria gleich, von Thür zu Thüre betteln gehen!

Dieser Anblick überstieg ihr Fassungsvermögen dergestalt, daß sie in stummer Verblüfftheit wie gelähmt standen. Keiner rührte sich, um ihm seinen Almosentopf abzunehmen oder ihm Nahrung anzubieten. Budha indessen wanderte unverdrossen von Haus zu Haus, auch das niedrigste und unansehnlichste mit seiner lichten Gegenwart erhellend, wie der Mond, dessen silberne Strahlen ja auch ohne Unterschied in der kleinen schmutzigen Pfütze so gut wie im weiten Oceane sich spiegeln.

Mittlerweile hatte man seine Gattin, die Prinzessin *Yasodhara*, von seiner Anwesenheit in der Stadt und den merkwürdigen Umständen derselben unterrichtet. Sie eilte an das Fenster ihres Palastes und sah ihn in der Ferne, wie er gerade eine Gabe entgegennahm. »Ach!« rief sie schmerzlich, »der Prinz *Sidhartta* im gelben Büßerkleide von Haus zu Haus gehend mit dem irdenen Almosentopfe in der Hand! Er, der in dieser nämlichen Stadt nie anders gesehen wurde, als mit seinem lilienweißen Viergespanne fahrend, von tausend Edlen gefolgt und mit den vierundsechzig Abzeichen seiner königlichen Würde geschmückt! Wehe! wehe! daß ich Solches erleben muß!« Und verzweiflungsvoll rang sie die Hände und schluchzte laut. Aber plötzlich versiegten ihre Thränen und sie wurde ganz still: ein Strahl des himmlischen Friedens, der auf seinem Angesichte lag, war in ihr kummervolles Herz gefallen, und hatte ihr seine freiwillige Armuth, die äußere Niedrigkeit und Bedürfnißlosigkeit seines gegenwärtigen Standes in blendender Helle als die Vorstufen zur höchsten Seligkeit enthüllt. »O *Sidhartta*,« sprach sie leise in ihrem Herzen, »wohl hast du, als du in der Nacht, da *Rahula* geboren ward, heimlich dein Weib und Kind verließest, ein Königreich von dir geworfen: aber ich sehe, du hast an seiner Statt ein anderes gewonnen, vor dessen Herrlichkeit jenes erbleichen muß wie die Sterne vor der Sonne.«

Nicht so der König *Sudhodana*. Auch zu ihm war die Kunde |
ii162 von den seltsamen Vorgängen in der Stadt gedrungen und ohne sich nur die Zeit zu gönnen, seine königlichen Gewänder anzulegen, war er in athemloser Hast aus seinem Palaste auf die Straße und zu seinem Sohne gestürzt. »Warum thust du mir solchen Schimpf und solche Schande an?« rief er ihm schon von Weitem und ganz außer sich zu. »Bin ich nicht reich genug, um alle Könige der Erde, wenn du sie mir zu Gaste brächtest, zu bewirthen, geschweige denn dich und deine anspruchslose Priesterschaar?« Doch Budha sagte ruhig lächelnd: »Das ist so Sitte und Gebrauch bei dem Geschlechte, dem ich angehöre.« – »Wie, deines Geschlechtes?« rief der erregte König. »Hast du in dem Büßerleben deiner Waldwildniß etwa vergessen, daß wir in ganz direkter Abstammung die Abkömmlinge von Göttern sind? Nie noch hat Einer aus dem erlauchten *Sakya*-Geschlechte den Betteltopf in der Hand getragen, vielmehr waren einzelne deiner Vorfahren so begnadet mit übernatürlichen Vorzügen, daß ihr Fuß nur aufzustampfen brauchte und die Erde öffnete sich, ihre Wünsche zu erfüllen!« – »Nicht diese Vorfahren auch meinte ich, mein Vater,« antwortete Budha mit feinem Lächeln, »sondern die Lehrer der Menschheit, die mir im Amte vorangegangen sind. Siehe,« fuhr er dann eindringlich fort, als er sah, wie des Königs Aufregung sich besänftigte, »wie Einer, der einen verborgenen köstlichen Schatz gefunden hat und nun den schönsten und werthvollsten der Edelsteine davon herausnimmt, um ihn vor Allem seinem Vater zum Geschenke darzubieten, so auch möcht' ich dir, mein Vater, das unschätzbare Kleinod meiner Lehre erschließen, damit das höchste Glück, das hienieden zu erreichen ist, dein sicheres Eigen werde. Leihe mir ein willig Ohr; zaudere nicht länger, dich zu meiner Lehre zu bekennen, du wirst es nicht bereuen.« Und der alte König lauschte auf der offenen Straße mit solch unwiderstehlich gefesselter Aufmerksamkeit den Wahrheiten, welche ihm der Mund des geliebten Sohnes verkündete, daß er noch zur selbigen Stunde von den vier Pfaden,

die nach *Nirwana* führen (S. Phil. d. Erl., Bd. I, S. 617), die beiden ersten errang. Dann nahm er den Almosentopf Budha's in die eigene Hand und geleitete den Weisen und seine Priesterschaar nach seinem Palaste, wo er Alle auf das Reichlichste bewirthete. Als die Mahlzeit beendet war, erschienen auch die 40,000 Prinzessinnen, welche Budha, als er noch Prinz *Sidhartta* war, neben seiner rechtmäßigen Gemahlin *Yaso|dhara*
ii163 besessen hatte, und brachten ihm göttliche Huldigungen dar. Nur *Yasodhara* hielt sich ferne, was den König veranlaßte, zu ihr zu schicken und sie bitten zu lassen, doch auch zu kommen. Aber sie ließ zurück sagen, daß wenn sie irgend welcher Beachtung von Budha's Seite würdig sei, dieser schon von selber kommen und sie aufsuchen würde, damit sie ihn begrüßen könne. Als Budha dies hörte, erhob er sich sofort, um sich nach ihren Gemächern zu begeben. Auf dem Wege dahin sagte er zu *Seriyut* und *Mugalan*, die an seiner Seite gingen, daß er voraussähe, daß das bevorstehende Wiedersehen mit der Prinzessin für diese letztere ein überaus schmerzliches sein werde; daß man sie aber in Allem, was sie etwa dabei thun werde, ruhig gewähren lassen möchte, weil der Kummer, der ihre Seele erfülle, ihr sonst die Brust zersprengen würde. Sie habe ihm in früheren Lebensläufen bereits den werthvollsten Beistand zur Erlangung des Erlöseramtes geleistet und er verdanke ihr viel. »Ich selbst bin frei von allem irdischen Wunsche,« schloß er, »sie aber ist es, in Folge ihrer übergroßen Liebe zu mir, noch nicht; aber der Tag ist nicht mehr ferne, wo sie es auch sein wird und dann wird sie auch von mir die Weihe als Priesterin empfangen.«

Und wie er vorausgesagt hatte, so geschah es auch.

Als *Yasodhara* vernahm, daß Budha auf dem Wege zu ihr sei, und sie ihm mit ihren Hofdamen bis zur Schwelle ihrer Gemächer entgegenging, stritten Liebe und Schmerz so übermächtig in ihrem Herzen, daß sie bei seinem Anblick wie ein Gefäß, dessen Inhalt sich über den Rand hinaus ergießt, unter der Wucht aller auf sie einstürmenden Empfindungen ihre ganze Fassung verlor. Ganz vergessend, daß sie nur ein schwaches Weib sei und Budha der allmächtige Herr und Erlöser der Welt, sank sie vor ihm nieder, umklammerte seine Kniee in leidenschaftlicher Liebe und Wehmuth und benetzte mit den unaufhaltsamen Thränenströmen, die ihren Augen entquollen, seine Füße. Alle standen auf das Aeußerste bestürzt; denn es ist selbst *Maha Brahma*, dem höchsten der Götter, nicht gestattet, den geheiligten Körper eines Budha anzurühren und die vernichtendsten Strafen treffen den verwegenen Sterblichen, der solchen Frevel wagt. Da trat der greise König *Sudhodana* vor und legte Fürbitte für die unglückliche Prinzessin ein. »Vergieb ihr,« bat er, »denn was sie hier thut, geschieht nicht in der heißen |
ii164 Aufwallung einer vorübergehenden Gemüthserregung, sondern ist der echte Ausdruck ihrer unwandelbaren Treue und Liebe zu dir. In den sieben Jahren, die du abwesend warst, hat die Trauer, von dir getrennt zu sein, sie keinen Tag verlassen. Als sie vernahm, daß du deine Haare abgeschnitten habest, mußten ihre schönen langen Flechten gleichfalls fallen; als man ihr sagte, daß du jeden Schmuck abgelegt habest, auf den gewohnten Gebrauch von Wohlgerüchen verzichtetest, und in niedriger, dürftiger Kleidung einher gingest, legte sie gleichfalls das gelbe Büßergewand an und versagte sich standhaft jeden Vorzug, den ihr königlicher Rang ihr einräumte, ja eine jede gewohnte Annehmlichkeit und Bequemlichkeit des Lebens überhaupt; wie du, hat sie nur noch Nahrung zu sich genommen, um ihren Hunger zu stillen und anstatt von goldnen Schüsseln aus irdenem Gefäße gegessen; wie du, hat sie schwellende Polster und köstliche Decken verschmäht und die harte Erde zu ihrem Lager erwählt; und als andere Prinzen, von ihrer wunderbaren Schönheit und ihrem unvergänglichen Jugendreize angezogen, um sie warben und sie zu neuem Ehebunde zu gewinnen trachteten, hat sie dieselben alle mit den Worten abgewiesen, daß sie dein sei und es bis zu ihrem letzten Athemzuge und in alle Ewigkeit bleiben wolle. Um aller dieser treuen Liebe willen sei ihr gnädig und lasse sie nicht allzu schwer entgelten, daß deine gewordene Gottheiligkeit sie nicht vergessen lehrt, was du als Mensch ihr vordem warst.«

Allein es bedurfte, wie schon angedeutet, dieser Fürsprache bei Budha gar nicht, um ihn zur Milde gegen die Prinzessin zu stimmen. Voll Güte beugte er sich zu der Trauernden nieder, hob sie empor und zog sie an sein Herz. Dann wandte er sich zu den Umstehenden und

schilderte ihnen, eine wie treue Freundin und Gehülfin ihm die Prinzessin schon in früheren Existenzen gewesen sei, und während er ihnen die Geschichte seines Lebens als Prinz *Wessantara* in der Waldwildniß erzählte und die Ergebung hervorhob, mit der sich die damalige *Madri-dewi* in die Verschenkung ihrer Kinder gefügt hatte, um ihm die dereinstige Erlangung des Lehramtes zu erleichtern, schwanden die untröstlichen Gedanken der Prinzessin und die gehegten Befürchtungen des greisen Königs gleich den fliehenden Wolkenschatten, wenn nach einem Gewitter die Sonne hervorbricht.

---

ii165 An dem siebenten Tage nach der Ankunft Budha's in *Kapilawastu* kleidete *Yasodhara-dewi* ihren Sohn *Rahula*, der jetzt sieben Jahre alt war, in kostbare fürstliche Gewänder, führte ihn zu einem Fenster hin, und sagte zu ihm, indem sie auf Budha deutete, welcher unten im Hofe des Palastes saß und lehrte: »Dieser Priester, welcher so schön und gut ist, und aussieht, wie der hehre Gott des Lichtes selbst, ist dein Vater. Gehe zu ihm und lasse dich von ihm in die Thronrechte einsetzen, auf die er selbst verzichtet hat; denn du bist sein alleiniger und rechtmäßiger Erbe.« »Aber ist denn nicht der König *Sudhodana* mein Vater?« frug *Rahula* erstaunt, »wie kann da der Priester mein Vater sein?« Die Prinzessin nahm ihn in ihre Arme, erklärte ihm Alles und bat ihn dann wiederholt, hinabzugehen und seinen Vater zu begrüßen.

Als *Rahula* vor Budha stand, blickte er ohne jegliche Scheu zu ihm auf und sagte dann mit schnell erwachter kindlicher Zuneigung: »Mein Vater! dein Schatten ist ein Ort, wo man immer sein möchte.« Budha umarmte den Sohn und zog ihn liebevoll zu sich. Als er sich bald darauf erhob, um den Palast zu verlassen, folgte ihm das Kind freiwillig und war nicht mehr zu bewegen, ihn zu verlassen. Die Prinzessin, welche mit Spannung den Vorgang von ihren Fenstern aus verfolgte, fing bitterlich zu weinen an, denn sie wurde von einer plötzlichen Furcht befallen, daß Budha den Sohn in seinen Orden aufnehmen werde, wie es einige Tage vorher auch schon mit *Nanda*, Budha's jüngerem Halbbruder, (dem Sohne *Sudhodana*'s aus seiner zweiten Ehe mit der Königin *Prajapati*) geschehen war. Inzwischen hatte der kleine Prinz, wie es ihm von seiner Mutter eingeschärft worden war, seinen Vater gebeten, ihm sein Erbe zu übergeben. Budha wandte sich zu *Seriyut*, der in seiner Nähe stand und sagte: »Mein Sohn hier verlangt, ohne daß ich ihn dazu aufgefordert habe, seine Erbschaft. Ich kann mir nicht denken, daß er Etwas haben möchte, was mit solcher Sorge, Angst und fortwährenden Herzenspein verknüpft ist wie das weltliche Leben. Ich werde ihm deshalb das Erbe des Bettlers Budha, und nicht dasjenige des Königssohnes Budha geben, nämlich: den Herzensfrieden. Nimm ihn in unseren Bund auf.«

Seriyut gehorchte.

Als der König *Sudhodana* dies hörte, wurde er sehr bekümmert. Er ging zu Budha und klagte: »Erst hast du mich ver|lassen;
ii166 dann hast du mir meinen zweiten Sohn *Nanda* und jetzt meine letzte Stütze, deinen Sohn, meinen Enkel geraubt, den ich als meinen Sohn und Thronerben betrachtet habe, von dem Tage an, da du, sein Vater, ein Büßer wardst. Versprich mir, von heute an kein Familienglied mehr zu bekehren ohne meine vorher dazu eingeholte Erlaubniß.« Budha gab das verlangte Versprechen, hielt jedoch seinem Vater eine Rede, welche den königlichen Greis so ergriff, daß er die Lehre des geliebten Sohnes nunmehr voll annahm. Bald darauf ward er ein *rahat* und als er zum Sterben kam, wurde ihm *Nirwana*, das Nichts, zu Theil.

Die Prinzessin *Yasodhara* glaubte, das Herz müsse ihr brechen, als *Rahula* die Priesterweihe erhielt. Aber Budha ging zu ihr und sagte: »Erinnerst du dich nicht, daß, als wir *Wessantara* und *Madri-dewi* waren, du, ohne Einwendung zu erheben, deine Kinder von mir verschenken ließest? Willst du jetzt in irdische Gefühle zurückfallen?« Darauf bat sie ihn inständig, sie gleichfalls als Priesterin aufzunehmen und er versprach es ihr, jedoch mit dem Vorbehalte, daß es erst später sein könne, weil, wenn es jetzt geschähe, das Volk sagen würde, daß sie aus Kummer um *Rahula* der Welt entsagt habe.

(Ich mache hier wiederholt auf die Kraft aufmerksam, welche Budha aus dem Dogma der

Wiedergeburt schöpfte. Ein Motiv, wie das eben erzählte, mußte geradezu unwiderstehlich sein. Kein anderer Religionsstifter hatte eine Waffe von so zwingender Gewalt. Genügt es doch oft schon im gewöhnlichen Leben, Jemand an eine früher vollbrachte gute That zu erinnern, um ihn zu einer ähnlichen zu veranlassen. Budha nun hatte tausend andere Lebensläufe zu seiner Verfügung, die er nach Belieben mit guten Thaten erfüllen konnte. Er brauchte nur zu sagen: »Dieses oder Jenes hast du als *X* oder *Y* bereits gethan« und es wurde ihm als allwissendem Budha geglaubt. Dann wollte gewiß Keiner schlechter sein als in einer früheren Lebensform, um kein Thier oder sonstwelches Geschöpf einer niedreren Gattung zu werden, und Jeder folgte ihm blindlings.)

Auch der Königin *Prajapati*, der treuen Hüterin seiner Kindheit, (sie war bekanntlich nach dem Tode ihrer Schwester *Mahamaja*, der Mutter Budha's, des letzteren ausgezeichnete Pflege|mutter
ii167 und die zweite Gemahlin des Königs *Sudhodana* geworden), glaubte der Weise die von ihr dringend begehrte Aufnahme in seinen Orden vorläufig noch versagen zu sollen. Wie wir schon oben in dem zweiten Abschnitt dieser Abhandlung (»Der exoterische Theil der Budhalehre,« S. 101/102) gesehen haben, hatte die Königin-Mutter dreimal vergeblich versucht, seine Ungeneigtheit, ihren Wunsch zu erfüllen, zu überwinden; das letzte Mal, als Budha anläßlich der Verbrennung der Leiche seines Vaters nach *Kapilawastu* gekommen war, und sich nach vollzogener Ceremonie noch einige Tage länger dortselbst aufgehalten hatte, um seine Verwandten in der rechten Ausübung seiner Lehre zu unterweisen.

»Frauen, sucht nicht in meinen unbefleckten Orden einzudringen!« Mit diesen sehr bezeichnenden Worten hatte Budha jedes Mal ablehnend geantwortet und der Grund davon ist nicht weit zu suchen. In einer Religion, deren höchste Tugend die Keuschheit, die absolute Keuschheit, die Virginität ist, mußte das Weib als solches (und zumal in Asien unter der Institution der Polygamie), einen sehr tiefen Stand einnehmen, ja gewissermaßen als alleinige Ursache des Weiterbestandes der menschlichen Gattung und damit allen Elends in der Welt angesehen werden. Budha machte daraus kein Geheimniß. Außerdem fürchtete er, daß durch die Aufnahme von Frauen der jungen Lehre Gefahr dadurch erwachsen werde, daß die Lästersucht ihre schleimige Zunge zeige.

Budha schloß jedoch die Frauen selbstverständlich nicht von der Erlösung aus. Er war gekommen, alle fühlenden Wesen von den Leiden des Erdenlebens zu befreien und wie ferne es ihm lag, seiner Lehre den exclusiven Charakter einer nur für den Intellekt und die moralische Kraft der Männer berechneten Heilswahrheit geben zu wollen, erhellt zur Genüge aus der unzweideutigen Antwort, welche er ertheilte, als man die Frage an ihn richtete, ob auch das Weib fähig sei, sich die nöthige Reife der Erkenntniß zu erringen, die zur Seligkeit des Nichtseins führe:

> Sollen die Lehrer der Menschheit etwa nur wegen der Erlösung der Männer in die Welt gekommen sein? Ich sage euch, die höchste Wahrheit ist dem Weibe so gut erschlossen wie dem Manne. Der Eingang in *Nirwana* steht Beiden ohne Unterschied offen.
>
> (*M. o. B.*, 311.)

ii168 Aber er mußte sehr vorsichtig sein. Ehe die neuen Formen sich befestigt hatten, ehe seine Lehre überhaupt tiefer in das Volk eingedrungen war, durfte er nicht daran denken, einen weiblichen Zweig seines Ordens zu errichten. Auch hier muß man den praktischen Sinn des großen Weisen von *Magadha* bewundern, denn ich erinnere daran, wie sehr er wegen seiner radikalen Lehre, die allem Bestehenden, allem Altehrwürdigen vor den Kopf stieß, von allen Seiten angefeindet wurde, und daß die Macht seiner erbitterten Gegner eine nicht minder große war, wie ihre Zahl, Als er sich jedoch vollkommen sicher fühlte, gab er auch die ihm bis dahin von der Klugheit geboten gewesene ablehnende Haltung gegen die Errichtung von Frauenklöstern auf. Die Königin *Prajapati*, welche in Begleitung von fünfhundert Prinzessinnen, die gleichfalls der Welt zu entsagen wünschten, zu Fuße (s. S. 101/102) den weiten beschwerlichen Weg von *Kapilawastu* bis zu dem damaligen Aufenthaltsorte Budha's gekommen war, um ihn flehentlich zu bitten, ihr sehnliches Verlangen, die Priesterweihe von ihm zu empfangen, endlich zu erfüllen, war die Erste, welche in großer Feierlichkeit in dem Beisein der gesammten Priesterschaft als Nonne eingekleidet wurde. Ihr folgten die

fünfhundert Prinzessinnen, welche mit ihr gekommen waren. Das auf diese Weise entstandene erste Frauenkloster, zu dessen Vorsteherin oder Oberin Budha die Königin-Mutter ernannte, vermochte indessen sehr bald die Zahl der Aufnahmebegehrenden nicht mehr zu fassen und es mußte noch in demselben Jahre eine ganze Reihe anderer neben ihm geschaffen werden. Mit der Zeit wuchs ihre Anzahl zu ganz beträchtlicher Höhe heran. Sie wurden alle der Oberaufsicht der trefflichen *Prajapati* unterstellt, welche sich um ihre Organisation sehr verdient machte und in den langen Jahren ihrer segensreichen Wirksamkeit (sie erreichte ein Alter von 120 Jahren) vielen Irrenden und Betrübten als eine treue Führerin und Trösterin zu dem rechten Wege verhalf. Auch sie ging in *Nirwana* ein, nachdem sie auf besondere Anweisung Budha's vor der versammelten Gemeinde aller Glaubenstreuen noch verschiedene merkwürdige Wunderthaten verrichtet hatte, damit, wie er ausdrücklich sagte, die letzten Zweifel derjenigen vernichtet würden, die da noch glaubten, es sei für eine Frau nicht möglich, *Nirwana*, zu erlangen. Mit ihr zugleich starben, wie sie es gewünscht hatten, die fünfhundert Prinzessinnen, welche von dem Tage, |
ii169 an dem sie mit ihr das Ordensgelübde abgelegt hatten, ihre unzertrennlichen Gefährtinnen gewesen waren und es nun auch im Tode bleiben wollten. Ihre Todtenfeier war die großartigste, die in der ganzen Zeit, während welcher Budha seines hohen Amtes waltete, je stattfand. Für einen jeden der 501 Körper war ein besonderer Scheiterhaufen von Sandelholz, das mit köstlich duftendem Oel durchsättigt war, errichtet worden, und als die Flammen ihr Werk gethan hatten und man die Asche eines jeden sammeln wollte, fand es sich, daß von den 500 Prinzessinnen auch nicht das kleinste Stäubchen mehr vorhanden war, während an der Stelle dessen, was die irdische Hülle der edlen Königin-Mutter gewesen, ein Häufchen matt-glänzender weißer Perlen lag, welche der treue *Ananda* sorgfältig sammelte und in Budha's Almosentopf legte.

Wie *Prajapati*, so vermochte auch die Prinzessin *Yasodhara* auf die Dauer dem Drange, der Welt zu entsagen, nicht mehr zu widerstehen. Sie war durch die ihr nach und nach zugefallenen reichen Erbschaften ihres Gatten, ihrer Schwiegereltern und ihres Sohnes die Herrin eines unermeßlichen Besitzes und Königin von *Kapilawastu* geworden. Aber aller Reichthum und alle Macht widerte sie jetzt an und sie sehnte sich von ganzer Seele nur noch nach der Stille und dem Frieden des Klosters. Als die Bewohner von *Kapilawastu* hörten, daß ihre Königin sie verlassen wolle, eilten sie in Schaaren zu ihr und beschworen sie unter Thränen zu bleiben. Aber sie blieb fest bei ihrem Entschlusse, vertheilte alle ihre Habe und trat dann zu Fuße den Weg zu Budha an, der sie sehr freundlich empfing und ihr die Weihe gab. Zugleich wies er ihr ein in der Nähe seines eigenen *wihara* (Versammlungshaus) gelegenes Kloster zum Wohnsitz an, von wo aus sie manchmal zu ihm kommen konnte, um ihn lehren zu hören und nach ihrem Sohne *Rahula* zu sehen. Aber die Bewohner der umliegenden Orte überhäuften sie dort dermaßen mit Aufmerksamkeiten und Geschenken, daß sie zu Budha ging und ihn bat, ihr zu gestatten, nach einem anderen Ort zu ziehen, da man ihr mehr Huldigungen und Opfergaben darbringe, wie selbst zu der Zeit, als sie noch Königin gewesen. An dem Orte, wohin sie sich nun begab, geschah es jedoch ganz ebenso und an einem dritten gleichfalls, worauf sie es vorzog, wieder an ihren ersten Wohnsitz zurückzukehren. Dort führte sie ein |
ii170 wahrhaft heiliges Leben und erlangte mit der Zeit den echten unzerstörbaren Herzensfrieden. Als sie das achtundsiebenzigste Lebensjahr erreicht hatte und eines Abends, mit der ihrem Geiste verliehenen Gabe, die Ereignisse der Zukunft vorausschauen zu können, erkannt hatte, daß Budha in zwei Jahren das Nichtsein erlangen würde, suchte sie den Weisen in seinem *wihara* auf und bat ihn um die Gnade, vor ihm sterben zu dürfen, da sie ihn ja doch nicht werde überleben können. Dann kniete sie vor ihm hin und bat ihn inniglich, ihr Alles, was sie jemals Unrechtes gethan, vergeben zu wollen. Aber Budha hob sie auf und sprach: »Die krystallklaren Fluten des *Anotatta*-Sees, in dem sich die Wohnungen der Götter spiegeln, bedürfen keiner Reinigung; das lichte Gold, das von der Frucht des heiligen Gambu-Baumes auf den paradiesischen Höhen des Himalaya-Waldgebirges hernieder in die vier Flüsse

träufelt, die seinen Zweigen entströmen, hat keine Läuterung nöthig; der große Edelstein in der Mitte der Sternenkrone, welche die Herrschaft über die ganze Welt verleiht, kann nicht noch glänzender gemacht werden als er schon ist: so auch bedarfst du, die tugendhafteste der Frauen, der Vergebung nicht, weil dein reines Herz von jeder Sünde frei ist. Dein Wille geschehe: noch heute sollst du in *Nirwana* eingehen.«

Inzwischen hatte sich die Kunde von dem bevorstehenden Hingang der allgeliebten Prinzessin überall hin verbreitet. Die ganze Priesterschaft versammelte sich und stand tief ergriffen, denn es ging eine Ahnung durch sie Alle, daß das Hinscheiden der an demselben Tage wie Budha geborenen Prinzessin nur der Vorbote für das ihm bald folgende eigene des geliebten Meisters sei. Der treue *Ananda*, welcher noch nicht die Stufe eines *rahat* erreicht hatte, mithin noch nicht so frei von allen irdischen Gefühlen war, um von keinem heftigen Schmerze mehr bewegt werden zu können, vergoß bittere Thränen in dem Gedanken, die geliebte Herrin nie mehr wiedersehen zu sollen. Aber die Prinzessin verwies es ihm sanft, indem sie sagte, daß sie ja das höchste Glück zu erreichen im Begriffe stehe, das auf Erden zu erlangen wäre, und daß deshalb keine Ursache zu Weinen und Wehklagen sei. Nun kamen auch alle *dewas* und *brahmas*, und unzählige Bewohner der umliegenden Städte strömten herbei, um noch einen letzten Blick von ihr zu haben. Auf ein Zeichen Budha's, welcher, wie er sagte, keinen Zweifel darüber bestehen lassen wollte, daß sie den denkbar höchsten Grad der Ueber|windung
ii171 alles Irdischen erreicht habe, erhob sie sich hierauf in die Lüfte und blieb dort lange Zeit inmitten einer glänzenden Lichtwolke stehen, von Allen, die sie in ihrer Holdseligkeit schauten, mit Inbrunst angebetet. Von der ihr von Budha gleichfalls verliehenen Kraft, göttliche Wunder zu verrichten, machte sie jedoch keinen Gebrauch, um mit ihrer wunderbaren unvergänglichen Schönheit, die sie in ihrem 78ten Jahre noch ganz so erscheinen ließ, wie sie in ihrem 16ten gewesen, in den Herzen derjenigen Glaubenstreuen, die noch mit irdischen Versuchungen zu kämpfen hatten, keine sündige Glut begehrlicher Leidenschaft zu entzünden; vielmehr wandte sie ihr Angesicht, so lange ihre Verklärung andauerte, voll Innigkeit nur ihrem Gatten zu und betete ihn demütig an. Als die Lichtwolke sich wieder zur Erde mit ihr herabgesenkt hatte, zog sie sich in die Einsamkeit ihrer Zelle zurück, und noch in derselben Nacht, indem sie aus dem Zustand der tiefsten seligen Contemplation (*dhyana*) unvermerkt in denjenigen der Ruhe überging, der kein Erwachen mehr hat, erreichte sie den Ort des ewigen Friedens (*the city of peace*).

So kam die Zeit heran, wo Budha in der Stadt *Kusinara* das Nichtsein erlangen sollte.

Mit einem großen Gefolge von Priestern hatte er vordem der Stadt *Pawa*, einen Besuch abgestattet und dort in einem großen, von herrlichen Mangobäumen bestandenen Garten Rast gemacht, der einem Schmiede Namens *Chunda* gehörte. Der Schmied war entzückt von der hohen Ehre, die ihm widerfuhr und bewirthete Alle auf's Glänzendste.

Budha genoß etwas Schweinefleisch, das die *dewas*, in der Voraussicht, daß es die mittelbare Ursache seiner Befreiung von den Leiden des menschlichen Daseins sein werde, insgeheim auf das Köstlichste zubereitet hatten. Dann hielt er eine zündende Rede: es war seine letzte.

Nach einer Weile brach er auf, um nach *Kusinara* zu gehen. Wie der Mond inmitten der funkelnden Sterne wandelt, so zog der erhabene Weise dahin, von seinem zahlreichen Priestergefolge umgeben.

Aber unterwegs wurde ihm unwohl. Er bekam plötzlich eine heftige Kolik und litt große Schmerzen. Nur mit Mühe vermochte er sich noch vorwärts zu bewegen und sank schließlich erschöpft unter einem Baum am Wege nieder, indem er zu seinem treuen Diener |
ii172 sagte: »*Ananda*, ich bin todtmüde; ich muß etwas ausruhen. Ich bin auch sehr durstig; gieb mir einen Trunk Wasser.«

Obgleich ein Budha allmächtig ist, so ist er doch ein Mensch. Wäre Budha in der Gestalt eines *dewa*, oder *brahma* unter den Menschen erschienen, so würden die Verstockten seine Entsagung und alle seine anderen herrlichen Thaten nicht merkwürdig gefunden haben. Man

würde auch keine so große Liebe zu ihm empfunden haben, kurz sein Auftreten würde ohne Erfolg geblieben sein. Deshalb schuf sich das *Karma* Budha's einen Menschenleib, der Schmerz und Wollust empfand wie der Leib jedes anderen Menschen. (Ich deute auch hier auf Christus.)

Nachdem er sich einigermaßen erholt hatte, setzte Budha standhaft seine Wanderung fort. In dem Flusse *Kukuttha*, an dem er bald darauf vorüberkam, nahm er ein Bad. Sein Körper erstrahlte dabei in solchem Schönheitsglanze, daß er wie die Sonne aussah und die beiden Ufer des Flusses in goldenem Lichte erglühten. Aber schon nur eine kleine Strecke weiter überfiel ihn eine große Mattigkeit, die ihn zwang, von Neuem Halt zu machen. Mühsam erreichte er einen in der Nähe befindlichen Garten, wo er zusammenbrach, indem er sagte: »Ich fühle mich sehr schwach; ich kann nicht mehr weiter. *Ananda*, breite eine Decke aus, ich muß mich niederlegen.«

Er stand furchtbare Schmerzen aus und krümmte sich vor Qual. Dieses Alles trat aber, wie schon gesagt, nur deshalb in die Erscheinung, damit seine Begleiter und Alle, welche noch über den Werth des Lebens in Täuschung befangen, an seinem eigenen Beispiel erkennen möchten, wie vergänglich Jugend, Schönheit, Gesundheit und Stärke sind, wie leid- und sorgenvoll das Leben ist und wie Keiner hienieden dem Alter, Verfall und Tod entrinnen könne. Alle Die, welche von den Leiden und Schmerzen hören, die der sanfte, milde Lehrer der Menschheit vor seinem Eingang in *Nirwana* erdulden mußte, werden weinen und den tiefsten Kummer empfinden, wie Jene, welche die Qualen seines schweren Todeskampfs mit eigenen Augen sahen. Nur also, um nochmals prägnanter das ganze Leid und Elend des menschlichen Daseins darzuthun, und durch Erkenntniß seiner unausweichlichen Uebel die Lebenshungrigen und Genußbegierigen empfänglich für die Heilswahrheit zu machen, die er ihnen darbot: mußte er, der, wenn er es gewollt hätte, die Kraft von Myriaden der stärksten Löwen und Elephanten in der seinigen ver|eint
ii173 hätte, jetzt gleich dem ärmsten Sterblichen klagen und sagen: »*Ananda*, ich fühle mich sehr schwach; ich leide brennenden Durst; ich bin müde; ich will ruhen.«

Nach einer Weile fühlte er sich wieder besser und er beschloß, bevor ihn ein neuer Schmerzensanfall niederwürfe, den Rest des Weges so rasch als möglich zurückzulegen. Aber obwohl die ganze Entfernung zwischen *Pawa* und *Kusinara* nur wenige Meilen betrug, gingen doch noch viele Stunden darüber hin, bis er sich seinem Ziele nahe sah, da die niederziehende Todesschwere, die sich mehr und mehr seiner Glieder bemächtigte, ihn nur langsam vorwärts kommen ließ. Endlich, nach wiederholten Anstrengungen, erreichte er einen Mango-Hain bei *Kusinara*, in dessen Schatten er sich niederließ, um seine letzten Kräfte für die ihm noch verbleibende Wegestrecke zu sammeln. Trotz der unsäglichen Schmerzen, die er litt, trotz der eisigen Todesschauer, die ihn bereits schüttelten, beschäftigte sich sein Herz voll Güte und Milde bis zum letzten Augenblick mit dem Wohl und Wehe Aller, die es in unerschöpflicher Liebe und Fürsorge umfaßte. Er dachte an das mögliche Schicksal des Schmiedes, bei dem er zu Gaste gewesen war und befürchtete mit Recht, daß man seinen freundlichen Wirth wegen der schlimmen Folgen des bei ihm genossenen Mahles für seinen Tod verantwortlich machen würde. Er sagte deshalb zu *Ananda*, um ein Unglück zu verhüten: »*Ananda*, ich trage dir auf, wenn je sich ein Wort des Vorwurfs gegen den armen Schmied erheben sollte, Allen laut zu verkünden, daß *Chunda* sich das größte Verdienst dadurch erworben hat, daß das mir von ihm gereichte Fleisch tödtlich für mich war: denn nun werde ich die Stadt des ewigen Friedens sehen.« Und als er mit dem letzten Aufgebote seiner schwindenden Kraft den dicht vor den Thoren *Kusinara*'s gelegenen herrlichen Lustgarten seiner alten Freunde, der Prinzen von *Malwa*, erreicht hatte, und *Ananda* ihm dort, wie er es gewünscht hatte, zwischen zwei blühenden Sala-Bäumen in Eile das Lager hergerichtet hatte, von dem er sich nicht mehr erheben sollte, sagte er zu seinem treuen Diener: »*Ananda*, wenn ich *Nirwana* erreichte, ohne daß die *Malwa*-Prinzen mich noch einmal gesehen haben, so würden sie untröstlich sein. Gehe also zu ihnen, und theile ihnen mit, daß ich sterbend in der Nähe ihrer Residenz sei.«

Ananda ging hierauf in den Palast der Prinzen und sagte zu ihnen: »Hochedle Fürsten! mein geliebter Herr ist draußen vor den |

ii174 Thoren eurer Stadt, in dem Sala-Haine, der euch gehört und es ist der Tag, an dem er *Nirwana* erreichen wird.«

Als die 60,000 Prinzen dies hörten, wurden sie vom größten Schmerz ergriffen. Einige rauften sich in ihrer Verzweiflung Haar und Bart aus und weinten laut; andere schlugen sich mit den geballten Händen vor die Brust oder stürzten wie der Baum, den die Axt fällt, lautlos zu Boden; andere wieder wälzten sich in wildem Grame auf der Erde und erklärten, gleichfalls sterben zu wollen: es war ein herzzerreißender Jammer.

»Ach, Budha, unser Herr wird heute sterben!« riefen sie klagend. »Wehe, wehe! unser geliebter Meister wird bald eine Leiche sein! Ach, die Augen, die so mild auf unsere Schmerzen blickten, sie müssen brechen!«

Dann eilten sie hinaus in den blühenden Garten, wo der sterbende Weise lag, warfen sich vor ihn hin, um ihn zum letzten Male anzubeten und schluchzten laut. Budha ermahnte sie liebevoll, nicht zu klagen und zu trauern: denn er werde ja in die Seligkeit des Nichtseins eingehen.

Bis zum letzten Augenblick behielt er das reinste Bewußtsein.

Gegen Morgen ließ er alle seine Priester an sein Lager rufen und sagte: »Priester, wenn ihr noch irgend einen Zweifel an der Lehre habt, die ich euch fünfundvierzig Jahre lang verkündet habe, so äußert ihn jetzt. Denn sonst möchtet ihr später tief bereuen, ihn nicht erörtert zu haben, so lange ich noch unter euch weilte. Solltet ihr aber Bedenken tragen, mir direkt euren Zweifel vorzubringen, so thut ihn mir durch fremden Mund kund.«

Alle verharrten in lautlosem Schweigen.

Da sagte Budha nach einer Weile: »Ihr schweigt? Ihr tragt also keinen Zweifel mehr in euch, den ich noch von euch nehmen könnte? Wohlan! So möge das Nichts seine schweren Fittiche über mich ausbreiten. Ich hinterlasse euch meine Lehre: Alle Elemente werden vergehen, aber der Edelstein meiner Weisheit wird bestehen bleiben.« (Ich erinnere an den Ausspruch Christi: »Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.«)

Als er dies gesprochen hatte, erlosch sein Leben.

Bis zur Verbrennung des Leichnams, (welche sieben Tage nach dem Hingang Budha's unter den denkbar großartigsten Feierlich|keiten
ii175 und der Betheiligung aller *dewas* und *brahmas* sämmtlicher Paradiese stattfand), stand der große Todte in einem goldenen Sarkophage in der prachtvoll dazu hergerichteten und geschmückten Krönungshalle der Könige von *Malwa* aufgebahrt. Während dieser ganzen Zeit durchzogen sanfte liebliche Melodieen und Gesänge, von unsichtbaren seligen Geistern dem Heimgegangenen dargebracht, den weiten tempelartigen Raum, den ein überirdisches Licht durchflutete; himmlische Wohlgerüche wogten auf und nieder, und es fielen die Blumen in solcher Menge vom Himmel herab, daß im ganzen Umkreis der Stadt *Kusinara* der Boden knietief davon bedeckt wurde. Was nur immer das Auge entzücken, das Ohr berauschen, das Herz erheben kann, war in jenen Tagen in verschwenderischer Fülle über den Ort ausgegossen, wo der nun selber erlöste gütige Lehrer und Erlöser der Menschheit in der friedevollen Ruhe und Verklärung des Todes lag. Auch nahten weder Verwesung, noch Todesstarre dem in voller Jugendschöne prangenden Körper; die göttliche Pracht der Glieder durchleuchtete wie der Mond die Wolken das feine Gewebe der herrlichen Gewandungen, in welche die königlichen Jungfrauen des *Malwa*-Fürstenhauses ihn eingehüllt hatten und er ruhte wie ein Schlafender. Dann wurde der goldne Sarg, welcher die Ueberreste des geliebten Meisters barg, auf den riesigen Scheiterhaufen emporgehoben, den man in diesen Tagen von duftendem Sandelholze und anderen kostbaren, mit wohlriechenden Oelen durchtränkten Brennstoffen errichtet hatte, und während sich ein allgemeines herzzerreißendes Wehklagen erhob, so laut und erschütternd, wie selbst an dem Tage seines Eingangs in *Nirwana* nicht, verschlangen die hochemporschlagenden Flammensäulen in wenigen Augenblicken die irdische Hülle des Edelsten der Weisen, der bis dahin auf Erden gewandelt.

Blicken wir der reizenden Legende, – diesem poesievollen »Evangelium« des Inderlandes! – auf den Grund, so sehen wir einen hochherzigen edlen Königssohn, der auf den Thron seiner Väter, auf Macht, Ehre, Reichthum willig verzichtete und – ein Bettler wurde. Alter, Siechthum, Krankheit, der Tod der Menschen und endlich der Herzensfrieden der Entsagenden wurden ihm zu Problemen, mit denen sich sein Geist so lange beschäftigte, bis er sie gelöst hatte. Er konnte dann nicht anders: er mußte der Welt entsagen.

---

*[1] Ich erinnere daran, daß ein *brahma* ein Bewohner des höchsten Paradieses ist, also nicht mit Brahmane verwechselt werden darf.

**[2] Die Asurs *Rahu* und *Ketu* sind Riesen, welche beständig hinter der Sonne und dem Monde herjagen, um sie zu verschlingen. Zuweilen gelingt es ihnen (Sonnen- und Mondfinsterniß), aber die hehren Gestirne werden immer wieder von mächtigen Göttern befreit.

*[3] Von den 32 Haupt- und 80 kleineren Schönheiten, welche Budha's |
//ii147// äußere Erscheinung, der Legende gemäß, besessen haben soll, seien an dieser Stelle die folgenden erwähnt.

Seine Gestalt war hoch und schlank wie eine Banane und voll Kraft und Anmuth; seine Glieder standen in dem ebenmäßigsten Verhältniß zu einander; seine Haltung war von unbeschreiblicher Würde und Hoheit, sein Gang von königlicher Majestät wie derjenige eines stolzen Löwen.

Er hatte einen prachtvoll gerundeten Kopf von außerordentlichem Umfang (doch keinen Dickkopf), eine sehr hohe und breite Stirne, schön gewölbte Schläfen und reiches, blauschwarzes Haar, das so weich wie Seide und leicht gelockt war.

Seine strahlenden Augen waren ungewöhnlich groß, von blauer Farbe und funkelten wie Saphire; seine Augenbrauen waren scharf- und feingezeichnet und sehr dicht.

Sein wohlgeformter Mund war mäßig groß und ungemein ausdrucksvoll in der Rede sowohl, wie in seinem herzgewinnenden Lächeln; seine Zähne hatten den sanftschimmernden Schmelz, den das Innere einer Muschel zeigt, und standen dicht an einander gereiht, wie eine Schnur von Perlen und Diamanten.

Seine Nasenflügel blähten sich leicht; über seiner Stirne lag eine Haarlocke und von einer Schläfe zur anderen zog sich ein hellerer Hautstreifen wie ein Stirnband.

Seine klare reine Haut war glatt und fleckenlos wie polirtes Elfenbein; auf seinem Körper, welcher einen angenehmen Duft ausströmte und leuchtete, lagerte sich weder Staub noch Schmutz ab: er war wie eine Lotosblume in einem großen Teich, die völlig unberührt von dem Schlamme bleibt, in dem sie wächst; seine Genitalien lagen verborgen wie der Stiel und Griffel einer Blume von deren Blättern und Staubfäden verdeckt werden.

Seine Stimme war von wundersamem Wohlklang wie ein reingestimmtes Saitenspiel; seine Sinne waren außerordentlich scharf: er hatte 7000 Geschmacksnerven, so daß er Geschmäcke empfand und Unterschiede bemerkte, welche Anderen ganz entgingen.

Seine schön geformten Hände waren so zart wie ölgetränkte Baumwolle und von glückverheißenden Linien durchzogen; seine Finger liefen ganz spitz aus; seine röthlich angehauchten Nägel waren in der Mitte sehr hoch und nach den Seiten abfallend.

Seine Füße waren wie zwei goldne Sandalen und in der Mitte jeder Sohle befand sich ein Rad. (Sinnbild des im Kreislauf der Wiedergeburten ruhelos dahinrollenden Lebens, und als solches in der Budhalehre von derselben Bedeutung wie in der Christuslehre das Symbol des Kreuzes.)

IV. Das Charakterbild Budha's.

ii176

Und da er das Volk sahe, jammerte ihn desselben.
Matth. 9, 36.

Und Budha sagte: Budha hat Mitleid mit der ganzen Welt.
Spence Hardy, *M. o. B.*, 47.

Budha war genial. Es zeigt sich uns in dieser großen Erscheinung eine Gehirnblüthe, welche geradezu einzig in der Menschheit dasteht; denn sie ist die Vereinigung der scharfen Absonderungs- und Verbindungskraft Kant's mit der künstlerischen Einbildungskraft Raphael's oder Goethe's. Ich wiederhole hier mit der größesten Bestimmtheit, weil ich weiß, daß ich von Niemand je widerlegt werden kann, daß es immer zweifelhaft sein wird, welche Verzweigung der Wahrheit die richtige ist: die im esoterischen Theil der Budhalehre oder die im esoterischen Christenthum liegende. Ich erinnere daran, daß der Kern beider Lehren derselbe ist: er ist die absolute Wahrheit, welche nur Eine sein kann; aber es ist fraglich und wird immer fraglich sein, ob sich Gott zu einer Welt der Vielheit zersplitterte, wie Christus lehrte oder ob Gott immer nur in einem einzigen Individuum incarnirt ist, wie Budha lehrte. Glücklicher Weise ist dies Nebensache; denn es ist ganz gleich, ob Gott in einer realen Welt der Vielheit liegt oder in einem einzigen Wesen: seine Erlösung ist die Hauptsache und diese wurde von Budha und von Christus gleichartig gelehrt; ebenso wurde von beiden gleichartig der Weg festgestellt, der zu ihr führt.

Da Budha nach seinem Einsiedlerleben keinen inneren Anfechtungen mehr ausgesetzt war, so concentrirte sich sein ganzes Blutleben im kostbarsten Organe des Menschen, im Kopfe. Man darf sagen, daß er nur noch ein rein erkennendes Wesen war. Er schwebte über der Welt und über sich selbst. In diesem entzückenden freien Spiel seiner Geisteskräfte muß er das denkbar schönste Leben geführt haben, sowohl wenn er in Einsamkeit sein Inneres und die Welt spiegelte, als auch, wenn er in das bunte reale Getümmel Indiens blickte. Er saß gleichsam immer im Theater, in tiefer Contemplation das große Bild des Lebens beschauend. Und es entflohen die Stunden wie Minuten.

ii177 Seine Ironie und sein Sarkasmus wirkten vernichtend, sein Scharfsinn war bewunderungswürdig. Er konnte, wie man zu sagen pflegt, ein Haar in tausend Haare spalten. Ich verweise auf seine von Spence Hardy übersetzten Controversen mit den gelehrten Brahmanen. Er besiegte sie Alle, Alle und zeigt hier große Aehnlichkeit mit Plato's dialektischem Geiste, welcher auch tausend einzelne, scheinbar nicht zusammengehörige Fäden spann und dann plötzlich alle in einen einzigen Knoten verknüpfte. Auch wurden Alle, die mit Budha streiten wollten, vorher gewarnt,

> weil es außerordentlich gewagt sei, Budha zu widersprechen; denn seine kunstvolle Methode, Andere zu seiner Meinung herüberzuziehen, war erstaunlich.
>
> (*M. o. B.*, 268.)

Seine Beredsamkeit muß hinreißend gewesen sein, namentlich wenn er nicht in dialektischem Kampfe lag, sondern ungehindert seine Lehre entwickeln konnte. Wie mögen da die großen blauen Augen gefunkelt haben!

Wie sich leicht denken läßt, klammerten sich die Brahmanen in ihrer Verzweiflung an den Umstand, daß Budha der Kriegerkaste entstammte, daß er kein Brahmane war. Sie lagen dem Volke mit ihrer lächerlichen Behauptung im Ohre: Nur ein Brahmane könne die Wahrheit finden. Budha sei kein Brahmane, kein Gelehrter, folglich müsse seine Lehre falsch sein. Wir stehen hier vor demselben Schluß und denselben Prämissen, wie diese:

Alle Menschen haben zehn Finger;
Du hast neun Finger:
Folglich bist du kein Mensch.

Die Brahmanen aller Zeiten, aller Orte und in was immer für einem Costüme, haben bekanntlich in Trugschlüssen solcher Natur von jeher das Unglaubliche geleistet. Die Genialen aber haben sie von jeher wie Budha behandelt, d. h. sie ließen sie ruhig stehen und

auf ihren Lippen zeigte sich nur ein feines, bezauberndes, ironisches Lächeln.

Als Budha zu lehren anfing, hatte er keine Zeit und auch keine Ruhe mehr zum Studiren; so wenig wie ein Edler einen Brief nochmals ruhig lesen wird, wenn vor ihm ein Mensch mit dem Tod in den Wellen kämpft oder ein Haus brennt, aus dessen Fenster Hülferufe ertönen. Und was sollte er denn überhaupt noch studiren? Er hatte – man vergebe mir die kühne aber treffende Trope – |
ii178 in zwei Stunden vermöge seiner bedeutenden Urtheilskraft in den vier Veden das Gold von dem Sande getrennt, das Gold in die Tasche gesteckt und den Sand liegen lassen. Sollte er vielleicht den Sand noch jahrelang durchwühlen, in dem kein Körnchen Gold mehr lag? Er hätte ein urtheilsloser Brahmane sein müssen, um sich einer solchen unseligen, unfruchtbaren Arbeit hinzugeben. Dagegen concentrirte er alle jetzt frei gewordene Kraft erst auf seine Wiedergeburt, auf seine totale Veredelung, dann auf die zur Hälfte oder ganz verfaulten Herzen seiner Menschenbrüder. Und wie wirkte er, der Laie, der Siegreich-Vollendete trotz der Kaste, welche die Weisheit gepachtet zu haben vorgab!

Wie ich bereits erwähnte, mußte Budha alle Menschen, die ihm begegneten, für Schein, für unreal halten. Trotzdem mußte er lehren und versuchen, diese Phantome aus ihrem entsetzlichen Schein-Elend zu ziehen und auf die Bahn der Erlösung zu führen, weil es sich in ihm um ein ganz positives, reales Leid handelte, von dem er sich befreien mußte, sollte er den so schwer erkauften Seelenfrieden behalten. Wer nämlich eine lebhafte Phantasie besitzt und nur einmal klar und objektiv in die Welt geblickt hat, der wird immer unter der Realität der Welt leiden, ob ihm auch der Kopf tausendmal sagt: Das Alles ist nur Schein und Zauberei deines Gemüths. Hatte Budha wirklich Recht, d. h. – ich wiederhole es – war er allein das reale Wesen der Welt, lag Gott in seiner Brust allein und war die Welt nur ein Schein – so war sie aber zugleich ein Schein, der das Herz erfaßte und nicht mehr losließ, weil eben dieses Herz den Schein mit einer solchen hochgradigen Realität versehen hatte, daß er positive Zustände in Budha hervorbringen mußte, welche dann den bestimmenden und intendirten Einfluß auf das verborgene Karma ausübten.

So war es denn – und damit gehen wir auf die Herzenseigenschaften des Indischen Heilands über – das wogende Mitleid mit den Menschen, die grenzenloseste Barmherzigkeit Budha's, welche ihn aus seinem behaglichen Prinzenleben in die trübe Fluth der Welt peitschte und aus einem Königssohne einen herumirrenden Bettler machte.

Und Budha sagte:

> Budha hat Mitleid mit der ganzen Welt.
>
> (*M. o. B.*, 47.)

ii179 Sehr schön und tiefsinnig ist die Handlungsweise Budha's, d. h. sein Uebertritt aus einem ruhigen sorgenlosen Leben in den Kampf mit der spröden Menschheit, in dem Bilde ausgedrückt, daß er das Paradies verließ, und als Mensch geboren wurde, weil er Alles, was Leben hatte, erlösen wollte. Ihn lockte hierzu weder Macht, noch Ehre und Ruhm, sondern er wurde von seiner Barmherzigkeit allein getrieben, die nur dann aufhörte, ihn zu quälen, wann er sich im Kampfe für das Heil der Menschen wußte. Wäre er in seinem Harem, in seinen goldstrahlenden, marmornen Palästen, in seinen Zaubergärten geblieben, so würde ihn das Mitleid erstickt haben; so aber fand er Ruhe. Auch würde er Ruhe gefunden haben, wenn seine Thätigkeit keinen Erfolg gehabt hätte; denn ein echter Erlöser der Menschheit, d. h. ein Mensch, der lediglich vom Mitleid mit Anderen motivirt wird, verlangt keinen äußeren Erfolg, sondern nur das Bewußtsein schlechthin, mit aller Kraft für Andere zu kämpfen. Dieses muß er haben. Dieses Bewußtsein ist *conditio sine qua non* für den Tod des Leids in seiner Brust. Daß er oft in diesem reinen Streben die größte irdische Macht erhält, nämlich die Gewalt über die Herzen von Millionen, ja daß sein Ruhm den höchsten Grad: die Anbetung im Leben und die Vergötterung nach dem Tode erlangt – Das ist für ihn eine Nebensache, die er kalt belächelt. Das Mitleid treibt den echten Erlöser in die Welt zurück; es erstirbt aber, sobald er den Weg betritt. Was hält ihn nun im Leben zurück? Das Leben selbst? Gewiß nicht; denn er wäre gar kein Erlöser, wenn er das Leben nicht verachtete und den Tod nicht liebte, wenn er nicht diese Welt verurtheilte und nicht das Nichtsein mit dem Kopf

und dem Herzen über das Sein stellte. Was sollte ihn also, den Fremdling auf Erden, in das dunkle Thal fesseln und von der Ruhe Nirwana's zurückhalten, dieser Stadt des ewigen Friedens, nach der er in verzehrender Sehnsucht wie ein verlechzter Hirsch nach Wasser Verlangen trägt? Geld? Gut? Macht? Ruhm? Weiber? Vater? Mutter? Brüder? Schwestern? – – Nicht das Mitleid, nicht das Leben schlechthin, auch kein Reiz, den es bieten kann, hält ihn zurück. Er steht jetzt lediglich unter der Gewalt seines angefangenen Werks, die ihn so lange treibt und ansporntt, bis das Auge bricht, ob in einem Garten vor der Stadt *Kusinara* an Altersschwäche oder am Kreuze von Golgatha. (Ein drittes Beispiel giebt es bekanntlich nicht; denn |
ii180 wohl mögen noch andere Erlöser gelebt haben, aber die Geschichte hat uns die Merkmale vorenthalten, an denen wir allein den echten Erlöser der Menschheit zu erkennen vermögen.)

So war denn Budha, als er sich vollkommen rein in den schmutzigen Strom der Welt stürzte, durch das Bewußtsein seiner Thätigkeit für Andere leidfrei. In ihm herrschte die Horazische *Laetitia*, der von Shakespeare in der Gestalt des Horatio verherrlichte Gleichmuth, der christliche Frieden, der höher ist als alle Vernunft. Seinen inneren Menschen konnte absolut Nichts mehr bewegen: Der lebte bereits in der Ewigkeit des Nichts, in der Unbeweglichkeit Nirwana's. Der äußere Mensch aber ließ sich heftig bewegen. Er wanderte ruhe- und rastlos von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, immer lehrend und kämpfend.

Hiermit ist auf das Engste die Leidenschaftslosigkeit des großen Mannes verknüpft. Daß er, ehe er der Welt rund und voll entsagte, ehe er die reine Fremdlingschaft auf Erden oder, was dasselbe ist, das reine Erlöseramt erwarb, furchtbare Kämpfe in seiner Brust mit der Liebe zum Leben zu bestehen hatte, liegt symbolisch angedeutet in dem farbenreichen, zaubervollen Märchen seines Kampfs mit *Wasawartti-Mara*. Budha hatte seine glühende Liebe zur Wahrheit, seine bedeutende Weisheit, die volle Ueberzeugung von der Echtheit seiner Lehre, seine erstickende Menschenliebe, sein felsenfestes Vertrauen in seine Mission und seine gewaltige Widerstandsfähigkeit gegen Leiden aller Art nöthig, um sich vollständig schlackenrein und aus einer rauchumhüllten, züngelnden, lodernden Flamme ein ruhiges, klares, helles Licht zu machen.

Es ist indessen sehr bemerkenswerth, daß er alle diese herzbrechenden Kämpfe vor der Uebernahme des Erlöseramts ausfocht. Als Siegreich-Vollendeter ging er in die Welt zurück, welcher er mehr dämonisch, d. h. mehr auf unklaren Antrieb als mit vollem Bewußtsein entflohen war.

Vom Augenblicke an, wo er zu predigen anfing, war er ein *rahat*, d. h. ein Heiliger und zwar ein Heiliger, der weder äußere noch innere Anfechtungen mehr zu erleiden hatte. Kein Schwanken mehr, keine Leidenschaftlichkeit oder Hochfluth auf der einen, keine Niedergeschlagenheit oder Ebbe auf der anderen Seite, kein Oscilliren zwischen zwei Polen; sondern innere absolute Unbeweglichkeit und äußere heitere Gleichgültigkeit: Seelenfrieden und äußere Ruhe.

ii181 Sehr beachtenswerth und merkwürdig ist der fatalistische Charakterzug Budha's in der Zeit seiner letzten Kämpfe. Nach denselben verschwand dieser Zug ganz, weil er verschwinden mußte.

Ich erinnere an die ungeheuren Schwierigkeiten, die sich dem klaren Auge Budha's zeigen mußten, als er an das Erlöseramt dachte. Er sah Alle, welche Macht im Staate hatten, mit dem Entschluß gegen ihn auftreten, ihn unschädlich zu machen; denn seine Lehre führte einen Vernichtungskampf, sowohl gegen die Grundlagen des Staates, die Staatsverfassung, als auch gegen alle Produkte einer jahrtausendelangen geschichtlichen Entwicklung auf Grund dieser Staatsverfassung: also gegen die herrschende Religion, die uralten Sitten, das ganze Volksleben, wie es historisch im Blute der Inder geworden war. Ganz allein, mutterseelenallein wollte er den Kampf mit diesen tausend Riesen der Gewohnheit aufnehmen; denn das niedere Volk, das er erlösen wollte, war halb verthiert, blöde, furchtsam, feige.

Da mochten schwere Zweifel an dem äußeren Erfolg, ja an seiner Lehre überhaupt, und an sich selbst den großen Denker ergriffen haben. Er schwankte, und während die innere Stimme verstummte, schwieg auch die Außenwelt: es lebte nur der Zweifel in der umnachteten Seele des Herrlichen.

In solchen Momenten mußte er, sollte er nicht in den Wogen untergehen, sich einen redenden Mund, der ihm Muth zusprach, und einen Balken, an den er sich anklammern konnte, selbst erschaffen. Wie gesagt, sein Inneres schwieg und die Außenwelt war völlig stumm. Was thun? Da zwang er die Außenwelt, klar zu sprechen.

So warf er denn, wie wir gesehen haben, sein abgeschnittenes Haar in die Luft und dachte: Fällt es nicht zur Erde, so wirst du siegen, fällt es aber, so gieb jede Hoffnung auf!

So warf er ferner den goldnen Almosentopf der *Sujata* in den Strom und dachte: schwimmt er gegen den Strom, so wird mir das Erlöseramt zu Theil, treiben ihn die Wellen dagegen stromabwärts, so werde ich es nie erlangen.

Selbstverständlich liegen diesen Wundern der Legende einfache natürliche Vorgänge zu Grunde. So mag Budha, ehe er das Haar in die Luft warf, erst mit geschlossenen Augen eine Strecke Weges zurückgelegt haben, mit dem Gedanken: bleibt es zufällig an den Aesten eines Baumes hängen, so werde ich siegen; ist aber an |
ii182 der Stelle, wo ich stehen bleibe, kein Baum und fällt das Haar deshalb zur Erde, so wird meine Lehre nicht zünden. So mag er ferner den Topf mit dem Gedanken in den Strom geworfen haben: fällt er so, daß kein Wasser in ihn dringt, und er mithin auf der Oberfläche bleibt, so wirst du ein Budha, im anderen Falle nicht.

Und so, wie er hier die Außenwelt zwang, ihm ein Zeichen zu geben, so zwang er auch sein Inneres, deutlich zu reden. Ich erinnere an die Aufregung, in die er sich versetzte, als er einerseits an die Tiefe seiner Lehre, die man nur schwer ergründen könne, und andererseits an die Verstocktheit und Schlechtigkeit der Menschen dachte. Durch diese Aufregung löste er seinem geängstigten Inneren die Zunge und nun, in auflodernder Begeisterung, rief jubelnd die Seele:

Die ganze Welt wird ganz bestimmt durch dich erlöst werden!

Dieser Fatalismus steht geradezu einzig da, wenn man ihn vom Standpunkt des esoterischen Theils des Budhaismus aus prüft. Das Karma Budha's, welches ganz allein in der Welt real war, schuf sich Leib, Bewußtsein und Außenwelt; denn es war als einzig Reales in der Weit allmächtig. Nun zwang in solchen bedeutsamen Momenten das Sekundäre und Abhängige (das Bewußtsein, der Geist) das Primäre und Allmächtige (das unbewußte Karma), sich zu bethätigen: und es mußte gehorchen, weil es unter der gesetzlichen Nothwendigkeit seiner Phänomenalität stand.

Dieser Charakterzug erlosch aber, wie schon bemerkt (er wurde gleichsam rudimentär), als Budha öffentlich auftrat. Nun erfüllte den Göttlichen nur noch das Gefühl seiner Allmacht und aus diesem Gefühl floß das felsenfesteste unerschütterlichste Vertrauen, die größtmögliche Ausdauer, der maßloseste Stolz und endlich die unübertrefflichste Güte und Milde.

Das felsenfesteste Vertrauen.

> Budha erklärte: Es ist ganz unmöglich, daß Jemand, welcher auf dem Wege zu Nirwana ist, einer Gefahr ausgesetzt werden kann, welche den Tod herbeiführt.
>
> (*M. o. B.*, 502.)

Budha hätte sich wehrlos tausend Bewaffneten entgegengeworfen, er hätte sich in brennende Häuser oder in ausgetretene Gebirgsbäche gestürzt, er hätte das tödtlichste Gift verschluckt, ohne zu zögern, wenn er es für die Erlösung der Menschheit für nöthig erachtet hätte: denn ihn beseelte der Glaube, daß er, an dessen Lebensende |
ii183 das Nichts lag, gefeit gegen Alles sei. Und dieser Glaube wankte nie, weil er aus einem Bewußtsein floß, das nur auf der Lehre Budha's möglich ist, nämlich daß das sich erkennende und fühlende Einzelwesen Gott ist. Wenn Budha Gott und alles Andere Blendwerk, Zauberei dieses Gottes war, was sollte er dann befürchten? Dieses Bewußtsein ist der unerschütterlichste Boden, auf dem ein Individuum ruhen kann. Und auf diesem Boden

allein erlangt man das Gefühl absoluter Freiheit.

> Budha ist frei von allem Zweifel und jeglicher Furcht, denen alle Anderen unterworfen sind.
> (*M. o. B.*, 372.)

> Budha ist frei vom Zwang der von ihm gegebenen Gebote.
> (*ib*. 293.)

Jean Paul gab dieser absoluten Freiheit einen schönen Ausdruck in den Worten:

> Wer irgend etwas im Universum noch fürchtet, und wäre es die Hölle, Der ist noch ein Sklave.
> (Titan.)

Budha's Ausdauer.

Seine Ausdauer ist nur die Kehrseite seines Vertrauens. Er wußte, daß er allmächtig sei, obgleich sich sein verborgenes allmächtiges Wesen in die Gesetzmäßigkeit und Abhängigkeit einer phänomenalen Welt, eben vermöge seiner Allmacht, begeben hatte. Als er sein Ziel erkannt hatte, ergriff er beherzt alle Mittel, die dahin führen und ließ sie erst wieder aus der Hand, als sie nichts mehr nützen konnten. Allmälig schälte er sein Inneres von allem Aeußeren los und nahm ihm, ohne in diesem Geschäft zu ermüden, eine Kette nach der anderen, eine Begierde nach der anderen ab, bis er völlig emancipirt über der Welt schwebte. Erst verzichtete er auf Macht, Ruhm und Besitz: welche drei furchtbar schweren Ketten der Menschen! Dann zerriß er alle Familienbande: die Bande, welche ihn mit dem alten Vater, der treuen Stiefmutter, dem geliebten Weibe und dem einzigen Kinde verknüpften: welche festen Bande! Nun stand er ganz frei und ledig allein da, aber noch immer in Ketten: zuweilen auftretende Sehnsucht nach den Ketten Macht, Ruhm und Besitz und nach den vier Familienbanden; ferner Zweifel an seiner Mission und an der Wahrheit seiner Lehre, Furcht, und Hang zu einem individuell behaglichen Leben. Alle diese Ketten zerstörte er nach und nach. Die meiste Arbeit gab ihm, dem Königssohne, wohl die Lust am Wohlleben. Er demüthigte seinen Leib durch harte Selbstpeini|gung
ii184 und überwand den Ekel vor der erbettelten schmutzigen Nahrung. Wie groß erscheint der Herrliche in jenem kritischen Momente an der Schwelle seines Büßerlebens, wo er sich Muth zusprach, als er trüben Blickes zum ersten Mal den Inhalt seines Almosentopfes musterte und sein Magen sich schmerzhaft umdrehte!

Ja, ja, das individuelle Wohlleben, es ist eine furchtbare Kette. Wie Viele verzichten, durch günstige Naturanlage dazu befähigt, mit Leichtigkeit auf geschlechtlichen Genuß und die Annehmlichkeiten einer Ehe überhaupt; auch ziehen Manche die Bequemlichkeit einer behaglichen Existenz dem staubigen und blutigen Lorbeerkranz vor. Aber wie pflegen sie dafür den theuren Leib! Wie sorgen sie für den angenehmen Kitzel des Gaumens und der Geschmacksnerven! Sie lassen sich geduldig auf den Märkten stoßen und auf die Füße treten, nur um das Köstlichste für ihren Magen und Bauch zu erstreiten. Wie ihre Augen funkeln, wenn ihnen ein Anderer die Waare abjagen will, welche sie mit lüsternen Augen mustern, während die Speicheldrüsen in eine erhöhte Absonderungsthätigkeit gerathen! Hatte nicht Satan Recht, als er zum Herrn sagte:

> Haut für Haut, und Alles, was ein Mann hat, lässet er für sein Leben.
> Aber recke deine Hand aus, und taste sein Gebein und Fleisch an: was gilt es, er wird dir in das Angesicht entsagen?
> (Hiob 2, 4. 5.)

Wie bald wußte Hiob das Gleichgewicht seiner Seele wiederzufinden, als er seine Söhne und Töchter, und seine Heerden verloren hatte! Das war doch Alles nur Anhängsel seines lieben Ich, mochte es auch vom Blut gepackt worden und mit der Epidermis verwachsen sein. Da sprach er gelassen: »Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobet.« Als aber der Herr dem Satan erlaubte, den theuren Leib des Gerechten anzurühren, da begann der Hader mit Gott, da krümmte sich der getretene Wurm, da lehnte sich das trotzige Individuum auf und der schäumende Mund lästerte mit Behagen.

Budha zerbrach die Kette und sofort erhielt er den großen Lohn dafür: Sorglosigkeit um des Leibes Nothdurft. Wie oft wurden und werden die schönen Worte Christi begeifert:

> Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. |

ii185 Ist nicht das Leben mehr, denn die Speise? Und der Leib mehr, denn die Kleidung?

> Sehet die Vögel unter dem Himmel an; sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nähret sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?
>
> Darum sorget nicht für den anderen Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.
>
> (Matth. 6, 25-36.)

Will Einer seinen spöttischen Zweifeln noch den mildesten Ausdruck geben, so macht er wohl die geistreiche Bemerkung: »Ja, zur Zeit des Heilands und im Morgenland – da hatten die Worte noch Sinn; aber heutzutage, im jetzigen Kampf um's Dasein, sind sie sinnlos.« Und während er dies sagt, verschlingt er ein Kibitzei oder etwelche Austern und netzt sie mit Sekt. Ich aber sage: Noch niemals ist ein Genügsamer verhungert und niemals wird ein Genügsamer verhungern, sollten auch die socialen Verhältnisse, dem Gesetz der Weltentwickelung zum Hohn, noch trüber werden als sie jetzt sind. Die Worte des Heilands entsprangen einem in heilsamer Zucht gehaltenen Fleische und waren der reine Ausfluß aus der Frucht eines solchen Fleisches: aus der süßesten Sorglosigkeit.

Budha's Stolz.

Budha's Stolz ist mit zwei Worten zu charakterisiren: Es spiegelte sich Gott in einem menschlichen Selbstbewußtsein. Der Spiegel war wunderbar rein und das Spiegelbild von entzückender Schönheit: fleckenlos, klar, farbenreich, wunderschön.

Die Brust wurde zu eng; das seligste Selbstgefühl hätte sie zersprengt, wenn sie sich nicht erleichtert hätte. Und es jubelte und wirbelte die übervolle Seele glühende Worte, es hauchte die süße Blume berauschenden und sinnverwirrenden Duft in die weite Welt hinaus:

> Ich bin das höchste Wesen in der Welt! Ich bin Herr der Welt! Ich bin der Vortrefflichste in der Welt. Ich werde ganz bestimmt Erlösung finden.
>
> (*M. o. B.*, 146.)
>
> Priester! Keiner in der ganzen Welt, weder im Himmel, noch auf Erden, steht über mir. Wer mir vertraut, vertrauet Dem, der allmächtig ist; und wer dem Allmächtigen vertraut, wird den höchsten Lohn finden. Ich habe keinen Lehrer gehabt; |
>
> ii186 es giebt nicht meines Gleichen; Niemand ähnelt mir, sei es ein Engel oder ein Mensch.
>
> (*ib.* 361.)

In diesem überwältigenden Selbst- und Gottesgefühl trat er unter die Menschen und wandelte fünfundvierzig Jahre unter ihnen: es verließ ihn nie. Es wandelte Gott auf Erden. Wie hätte sich dieses große Wesen, diese göttliche Individualität je auch nur eine Linie tief beugen sollen? Vor wem denn? Vor dem Sternenhimmel? Er war sein Werk. Vor Blitz und Donner? Er gab dem Blitz und Donner die Kraft zu schrecken und der Meister sollte vor seinem Werke zittern? Vor Kaiser und Königen in Indien? Wirklich vor diesen Würmern und begierdevollen Sündern?

> Budha versagte den Großen dieser Erde ihre Titel. Würdigte er sie einer Ansprache, so redete er mit ihnen wie mit allen anderen Menschen.
>
> (*M. o. B.*, 373.)

Dieser stolze Kopf saß stolz auf einem stolzen Nacken, und die Hand des Gewaltigen hielt die Peitsche der absoluten Wahrheit. Sie war ein Zauberstab, der alle Hindernisse aus dem Wege räumte und das Herz der Menschen nackt vor Budha legte. Wie dieser trotzige Muskel rebellisch zuckte, ob er einem Brahmanen, einem Krieger, einem Kaufmann, einem Handwerker oder einem Sklaven gehörte! Vollständig besiegt aber wurde das selbstsüchtige Ding doch erst durch

Budha's Güte.

Man wähne nicht, daß Stolz und Demuth nicht in einer Brust wohnen können, weil sie sich gegenseitig ausschlössen: sie müssen nur grenzenlos sein, dann berühren sie sich und fließen in einander über.

Es giebt eine sehr hübsche Geschichte, worin die Besiegung eines wilden Dämonen durch Budha's Demuth und Güte geschildert wird. Ich will sie verkürzt erzählen.

> »Dem furchtbaren Dämon *Alawaka* wurde von einem dienenden Geiste berichtet, daß Budha es gewagt habe, sich auf einen seiner Throne zu setzen. Der Dämon kam in große Aufregung darüber und frug ergrimmt: »Wer ist dieser Budha, der die Kühnheit hatte, sich

auf meinen Thron zu setzen?« Doch bevor der Diener diese Frage noch beantworten konnte, kamen zwei andere Dämonen, die mit *Alawaka* befreundet waren, gerade durch die Lüfte gefahren und machten Halt, um ihm die gewünschte |
ii187 Auskunft zu ertheilen. »Wie?« frugen sie erstaunt, »du kennst Budha nicht, den Herrn der Welt?« »Wer er auch sei,« rief *Alawaka* wild, »ich werde ihn forttreiben!« – »Sei nicht thöricht,« lächelten sie mitleidig, »du bist neben Budha, wie ein neugeborenes Kalb neben einem ausgewachsenen Stier; wie ein einjähriger Elephant neben dem Führer einer Elephantenheerde; wie ein zahnloser altersschwacher Schakal neben einem jungen starken Löwen. Was kannst du machen?«

Da erhob sich *Alawaka* in gewaltigem Zorne und wüthete: »Nun, es soll sich zeigen, wer mächtiger ist, ich oder Budha.« Er stampfte wild auf und der Felsen sprühte Funken wie ein rothglühendes Eisen unter einem schweren Schmiedehammer. »Ich bin der Dämon *Alawaka*,« schrie er dabei unaufhörlich mit donnernder Stimme. »Ich bin ich!« Er stürzte wie wahnsinnig fort und versuchte Budha durch einen gewaltigen Sturm vom Throne zu blasen, aber Budha blieb ruhig sitzen. Dann ließ er glühenden Sand, Waffen, brennende Kohlen und Felsen regnen; aber Budha blieb unbeweglich. Hierauf nahm er eine schreckenerregende Gestalt an; aber Budha verzog keine Miene. Darnach schleuderte er seinen riesigen Speer nach ihm; aber auch dieser prallte wirkungslos ab. Der Dämon war auf's Aeußerste bestürzt darüber. Er forschte nach der Ursache und fand:

> daß Budha's Güte dem Speer die Kraft genommen hatte und daß Güte nur durch Güte überwunden werden kann, nicht durch Zorn.

Er bat hierauf ruhig Budha, den Thron zu verlassen. Sofort stand Budha auf und ging. Da dachte der Dämon: Ich habe einen ganzen Tag und eine ganze Nacht mit Budha gekämpft und konnte ihn nicht besiegen: nun hat mir ein einziges kleines gutes Wort den Sieg verschafft. Dieser Gedanke erweichte sein Herz. Da er aber nicht sicher darüber war, ob Budha nicht aus Aerger gegangen sei, so rief er ihn zurück. Budha gehorchte augenblicklich. So hieß er ihn noch zweimal gehen; noch zweimal rief er ihn zurück und immer gehorchte Budha. Wenn ein Kind schreit, so beruhigt es die Mutter; ebenso beruhigte Budha durch seinen Gehorsam den Zorn des Dämons, damit sein Herz empfänglich für die Wahrheit werde. Und wie Jemand das Gefäß, in welches er eine kostbare Flüssigkeit schütten will, vorher reinigt, |
ii188 so reinigte Budha erst das Herz des Dämons durch Gehorsam und Güte.

Alawaka war vollständig besiegt. Er bat Budha, ihm den Schatz seiner Weisheit zu öffnen und als er des Herrlichen Rede gehört hatte, bekannte er sich zu seiner Lehre und zog unermüdlich von Stadt zu Stadt, laut die Güte des Lehrers und die Wahrheit der Lehre verkündend.«

Ist diese Erzählung nicht reizend?

> Der glühende Haken des Wärters zähmt und unterjocht den wilden Elephanten und andere wilde Thiere; aber Budha zähmt und unterjocht durch Güte.
>
> (*M. o. B.*, 253.)

Budha's Milde war grenzenlos. Den reuigen Vatermörder sogar legte er mit sanftem Arm an seine Brust, tröstete ihn und nahm ihn in seinen Orden auf. So sagte er zu *Anguli-mala*, einem Mörder, an dessen Händen das Blut von Tausenden klebte:

> Deine Sünden sind, als ob sie in einem früheren Leben begangen worden seien. Sei getrost! Du wirst Erlösung noch in diesem Leben finden.
>
> (*M. o. B.*, 252.)

Und nun noch ein köstliches Wort:

> Der stärkste Vorwurf, den Budha einem Menschen machte, war *mogha purisa*, auf Deutsch: eitler Mann.
>
> (*ib*. 374.)

Ja, Prinz, du warst groß, du warst genial, du warst edel, wie nur noch Einer, von dem die Geschichte berichtet.

> Wer ist so herrlich als du?
>
> (Jes. Sir. 48, 4.)

Auf die schwülen, staubigen, dornen- und thränenvollen, blut- und leidgetränkten Pfade der armen, irrenden, kämpfenden und ringenden Menschheit strahlt dein erquickliches Bild des echten weisen Helden

> wie der Morgenstern durch die Wolken, wie der volle Mond;
> Wie die Sonne scheint auf die Tempel des Höchsten, wie der Regenbogen mit seinen schönen Farben;
> Wie eine holde Rose im Lenz, wie die Lilien am Wasser.
>
> (*ib*. 50, 6. 7. 8.)

Wer Einen von deiner herrlichen Lehre, von der Freude an deiner sympathischen Persönlichkeit reißen will, den sollte man mit glühenden Zangen – – aber nein! nein! nein! den sollte man – *mogha purisa* nennen!

Fünfter Essay.
Das Dogma der Dreieinigkeit.

ii189

Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben.

Ev. Joh. 14, 6.

So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger.

Und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.

ib. 8, 31. 32.

I. Der esoterische Theil der Christuslehre.

ii191 Wahrlich ich sage euch: alle Sünden werden vergeben den Menschenkindern, auch die *Gotteslästerung*, damit sie Gott lästern.

Und wer da redet ein Wort wider des *Menschen Sohn*, dem soll es vergeben werden.

Aber wer etwas redet wider den *heiligen Geist*, dem wird es *nicht* vergeben, weder in dieser, noch in jener Welt.

Marc. 3, 28.
Luc. 12, 10.
Matth. 12, 32.

Anstatt »Dogma der Dreieinigkeit« hätte ich auch kurzweg: »esoterisches Christenthum« schreiben können, denn in diesem Dogma ist der Kern der Christuslehre vollständig enthalten. Alles Andere ist exoterisch: Lehre für das Volk.

Nur die crasseste Unwissenheit, nur der beschränkteste Geist hat dem *Athanasius* einen Vorwurf daraus machen können, *daß* und *wie* er das Dogma der christlichen Dreieinigkeit formulirte. Beides geschah mit unabwendbarer Nothwendigkeit: das erstere, weil *Christus* wirklich Gott, den Sohn und den Heiligen Geist lehrte, das letztere, weil er sie *exoterisch* als selbständige und zugleich *existirende* (coexistirende) Wesen hinstellte. Es handelte sich also um die Formulirung eines Dogmas, d. h. einer Wahrheit, die dem Volke mundgerecht gemacht werden mußte. *Athanasius* würde mithin selbst dann so haben handeln müssen, wie er gehandelt hat, wenn er die Wahrheit nackt erkannt hätte, was ich bezweifle.

ii192 Das *Athanasianische Glaubensbekenntniß* vom Jahre 333 n. Chr. lautet zu Deutsch (unter Fortlassung dessen, was uns nicht interessiren kann):

1) Dies ist aber der rechte christliche Glaube, daß wir einen einigen Gott in drei Personen, und drei Personen in einiger Gottheit ehren.
2) Und nicht die Personen in einander mengen, noch das göttliche Wesen zertrennen.
3) Eine andere Person ist der Vater; eine andere der Sohn; eine andere der heilige Geist.
4) Aber der Vater und Sohn und heilige Geist ist ein einiger Gott, gleich in der Herrlichkeit, gleich in ewiger Majestät.
5) Welcherlei der Vater ist, solcherlei ist der Sohn, solcherlei ist auch der heilige Geist.
6) Der Vater ist nicht geschaffen: der Sohn ist nicht geschaffen: der heilige Geist ist nicht geschaffen.
7) Der Vater ist unmeßlich: der Sohn ist unmeßlich: der heilige Geist ist unmeßlich.
8) Der Vater ist ewig: der Sohn ist ewig: der heilige Geist ist ewig.
9) Und sind doch nicht drei Ewige, sondern es ist Ein Ewiger.
10) Gleichwie auch nicht drei Ungeschaffene; noch drei Unmeßliche; sondern es ist Ein Ungeschaffener und Ein Unmeßlicher.
11) Also auch: der Vater ist allmächtig: der Sohn ist allmächtig: der heilige Geist ist allmächtig.
12) Und sind doch nicht drei Allmächtige, sondern es ist Ein Allmächtiger.
13) Also, der Vater ist Gott: der Sohn ist Gott: der heilige Geist ist Gott.
14) Und sind doch nicht drei Götter: sondern es ist Ein Gott.
15) Also, der Vater ist der Herr: der Sohn ist der Herr: der heilige Geist ist der Herr.
16) Und sind doch nicht drei Herren; sondern es ist Ein Herr.
17) Denn gleich wie wir müssen nach christlicher Wahrheit eine jegliche Person für sich Gott und Herrn bekennen:
18) Also können wir im christlichen Glauben nicht drei Götter oder drei Herren nennen.
19) Der Vater ist von *Niemand* weder gemacht, noch geschaffen, noch geboren.
ii193 20) Der Sohn ist *allein vom Vater*: nicht gemacht, noch geschaffen; *sondern geboren*.
21) Der heilige Geist ist *vom Vater und Sohn*: nicht gemacht, nicht geschaffen, nicht geboren; *sondern ausgehend*.
22) So ist nun Ein Vater, nicht drei Väter; Ein Sohn, nicht drei Söhne; Ein heiliger Geist, nicht drei heilige Geister.
23) Und unter diesen drei Personen ist keine die erste, keine die letzte, keine die größeste, keine die kleinste.
24) Sondern alle drei Personen sind miteinander gleich ewig, gleich groß.

25) Auf daß also, wie gesagt ist, drei Personen in Einer Gottheit und Ein Gott in drei Personen geehrt werde.

So oft ich diese Formel, ehe ich sie ergründete, gelesen habe, namentlich in lateinischer Sprache, habe ich eine mächtige Erschütterung meiner Seele empfunden; zum kleinsten Theil brachte der einfache grandiose Stil diese Wirkung hervor: der Hauptgrund war meine Ahnung, daß in diesem Glaubensbekenntniß die richtige Auflösung des widerspruchsvollen Welträthsels verhüllt liege. Meine Ahnung hat mich nicht betrogen. Die Sphinx lebt schon lange nicht mehr: sie ist mit dem Herrlichen auf Golgatha an's Kreuz geschlagen worden; wir glauben aber, daß sie noch lebe, weil wir den Glauben verloren haben.

Worin besteht die Absurdität des Dogmas oder was dasselbe ist: Warum muß es geglaubt werden?

Es muß geglaubt werden, weil keine menschliche Fassungskraft, nicht die subtilste Abstraktion im Stande ist, drei Personen zu denken, welche gleichzeitig existiren und doch nur Eine sein sollen. Es widerstreitet den Denkgesetzen ebenso wie die schon behandelte Absurdität des Pantheismus, daß Gott ganz und voll zugleich im Hans und in der Grethe sein, oder wie die andere des exoterischen Budhaismus, daß jedes Individuum allmächtig sein soll.

Zum Stützpunkte des Weiteren kann ich nur drei Artikel des obigen Bekenntnisses und drei Stellen aus dem Neuen Testament, Aussprüche Christi nehmen. Die drei Artikel sind: 19, 20 und 21; die drei Stellen aus dem Neuen Testament lauten:

1) Alle Sünde und Lästerung wird den Menschen vergeben, aber die Lästerung wider den Geist wird den Menschen nicht vergeben.

ii194 Und wer etwas redet wider des Menschen Sohn, dem wird es vergeben; aber wer etwas redet wider den heiligen Geist, dem wird es nicht vergeben, weder in dieser, noch in jener Welt.

(Matth. 12, 31. 32.)

2) Wahrlich, ich sage euch: Alle Sünden werden vergeben den Menschenkindern, auch die Gotteslästerung, damit sie Gott lästern.

Wer aber den heiligen Geist lästert, der hat keine Vergebung ewiglich, sondern ist schuldig des ewigen Gerichts.

(Marc. 3, 28. 29.)

3) Und wer da redet ein Wort wider des Menschen Sohn, dem soll es vergeben werden; wer aber lästert den heiligen Geist, dem soll es nicht vergeben werden.

(Luc. 12, 10.)

Es ist klar, daß ich auch die erwähnten drei Artikel des Athanasius hätte fallen lassen können, um an ihre Stelle Aussprüche Christi zu setzen; denn sie beruhen auf solchen. Vielleicht bezweifelt man dies in Betreff des Artikels 21, weil ausdrücklich von Christus gelehrt wurde, daß der heilige Geist vom Vater ausgeht (Joh. 15, 26); ich werde jedoch zeigen, daß die eine wie die andere Behauptung richtig ist.

Ferner: Besagt auch eine jede der drei angeführten Stellen des Neuen Testaments das Selbe, so ist doch ihre Zusammenstellung wichtig, weil sie in drei verschiedenen Evangelien vorkommen.

Was drücken nun diese drei Stellen aus? Sie machen dadurch einen großen Unterschied zwischen dem Heiligen Geist einerseits und Gott und Christus andererseits, daß die Gotteslästerung und die Lästerung des Sohnes vergeben, die Lästerung wider den Heiligen Geist aber nicht vergeben wird.

Das Moment der Strafe ist, wie Jeder leicht einsehen wird, durchaus unerheblich und unwesentlich; der Schwerpunkt dieser außerordentlich wichtigen tiefen Stellen liegt, wie gesagt, im Unterschied, den sie in die Dreieinigkeit bringen, d. h. darin, daß sie den Heiligen Geist über Gott und Christus setzen; denn wie sollte eine Lästerung wider eine der drei Personen strafwürdiger sein, als eine wider die anderen zwei, wenn alle drei Personen gleich heilig sind?

Mehr aber als diese einzige Folgerung: »daß« läßt sich nicht aus den Stellen ziehen; das »Warum« bleibt mit Nacht bedeckt.

ii195 Wenden wir uns jetzt zu den drei Artikeln des Athanasius.

Der erste bestimmt: daß Gott von Niemand weder gemacht, noch geschaffen, noch

geboren sei. Mit anderen Worten: das Wesen Gottes liegt jenseit der Erfahrung. Will man es ergründen, so muß man die Erfahrung überstiegen, d. h. wir stürzen in die absolute Leere, in der Nichts ist, was wir ergreifen könnten. Das Wesen Gottes ist transscendent, unergründlich, unfaßbar für den menschlichen Geist, es ist schlechterdings unfaßbar, unergründlich. Unsere Vorstellungskraft erlahmt vollständig: wir können uns kein Bildniß, noch irgend ein Gleichniß von Gott machen. Kein Mensch, auch nicht der Verzückte, der in der intellektuellen Wonne Schwimmende, kann ihn erkennen.

Der zweite Artikel bestimmt: der Sohn ist allein vom Vater: nicht gemacht, noch geschaffen; sondern geboren.

Hieraus können wir zwei sehr wichtige Corollarien ziehen:

1) Der Sohn ist der Vater;
2) der Sohn kam nach dem Vater.

So dunkel, so transscendent der erste Artikel ist, so lichtvoll, so immanent ist der zweite. Er steht vollständig auf der Erfahrung, während der erste wie ein verhülltes Bild über einem bodenlosen Abgrund vor unserem Geiste schwebt.

Der Uhrmacher macht eine Uhr; der Gott der Juden machte die Welt. Das Kind dagegen ist Blut vom Blut des Vaters, ist Fleisch vom Fleisch des Vaters, ist Kraft von der Kraft des Vaters, ist Wesen vom Wesen des Vaters. Beide stehen in einem genetischen, nicht in einem bloß causalen Zusammenhang. Im Pflanzen- und Thierreich gar begegnen wir Erscheinungen, wo die Frucht mit dem Tode des Individuums erkauft wird, wo sich also in die Frucht gleichsam das ganze Wesen des zeugenden Princips gelegt hat. Ferner kommt das Erzeugte stets in der Zeit nach dem Erzeuger: der Erzeuger ist das Primäre, das Erzeugte das Sekundäre.

Verbinden wir nun diese beiden Folgesätze miteinander und gedenken dabei, daß Christus sich mit der Menschheit identificirte (Menschensohn), so gewinnen wir zunächst den Satz:

> daß die Menschheit aus Gott geboren ist, ihm folgte und zwar wesensgleich mit ihm ist, d. h. sie enthält nur, was in Gott war.

Es folgt ferner aus dem tieferen Verhältniß des Vaters zum Sohne, |
ii196 daß der Vater ganz in den Sohn überging, daß er unterging als dieser entstand, daß der Vater starb, als der Sohn zu leben anfing: der Sohn ist nicht gemacht, nicht geschaffen, sondern geboren.

Nehmen wir ferner den Ausspruch des Johannes zu Hülfe:

> Alle Dinge sind durch das Wort gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist,
>
> (1, 3.)

so wird Christus zur ganzen Welt, zum Weltall. Er streift das enge Gewand des Menschensohnes (der Menschheit) ab und identificirt sich mit allen Dingen.

Nun kann auf einmal die Hälfte der dunklen, matten, undurchsichtigen Perle durch eine kleine grammatikalische Aenderung zum durchsichtigen blitzenden Diamant werden: wir haben es nicht mehr mit zwei getrennten, coexistirenden göttlichen Personen zu thun, die doch Eine Person sein sollen, was keine Vernunft denken kann, sondern mit zwei getrennten nacheinander lebenden Personen, die sehr wohl als Eine Person aufzufassen sind: jede Vernunft kann dies denken.

An die Stelle von: »Gott ist,« ist lediglich zu setzen: »Gott war und Christus, der Sohn, die Welt ist.« Jetzt ist Alles klar, hell, vernünftig. Dieser Theil des tiefen Dogmas muß wegen seines Widerspruchs nicht mehr geglaubt werden, sondern wird wegen seiner logischen Klarheit gewußt.

Nun sind hell und klar alle jene berühmten dunklen unlogischen Stellen im Neuen Testament wie:

> Ich und der Vater sind Eins.
>
> (Joh. 10, 30.)

> Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater. Und Niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater; und Niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren.

(Matth. 11, 27.)

Da sprachen sie zu ihm: Wo ist dein Vater? Jesus antwortete: Ihr kennet weder mich, noch meinen Vater; wenn ihr mich kennetet, so kennetet ihr auch meinen Vater.

(Joh. 8, 19.)

Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: ehe denn Abraham ward, bin ich.

(*ib*. 8, 58.)

Spricht zu ihm Philippus: Herr, zeige uns den Vater, so genüget uns.

ii197 Jesus spricht zu ihm: So lange bin ich bei euch, und du kennst mich nicht? Philippe, wer mich sieht, der stehet den Vater. Wie sprichst du denn: Zeige uns den Vater?

(Joh. 14, 8. 9.)

Und Alles, was mein ist, ist dein und Alles, was dein ist, ist mein.

(Joh. 17, 10.)

Die Finsterniß ist geflohen, es herrscht reines Licht.

Also Gott, das unergründliche transscendente Wesen, die einfache Einheit vor der Welt, existirt nicht mehr: sie hat sich in eine Vielheit von Individuen zerspalten, welche zusammengefaßt der Sohn sind, welcher jetzt noch allein existirt. Schon aus diesem Grunde ist auch der Vater eine andere Person als der Sohn, obgleich er in letzterem ganz und voll enthalten ist, weil eine einfache Einheit, von der wir uns absolut keine Vorstellung machen können, gar nicht mit einer Welt der Vielheit verglichen werden kann. Ferner ist von diesem Standpunkte aus der Vater größer als der Sohn:

Der Vater ist größer als ich,

(Joh. 14, 28.)

weil die Welt aus Individuen zusammengesetzt ist und die Macht keines Einzelwesens so groß ist, wie die Macht der vorweltlichen Einheit war, noch auch so groß wie der aus dem dynamischen Zusammenhang aller Dinge wehende göttliche Athem.

Der unleugbare feste Zusammenhang der Dinge, welcher zum absurden Pantheismus, d. h. zum Postulat einer in der Welt lebenden einfachen Einheit führte, ist mithin Erbschaft aus der Natur der vorweltlichen Einheit. Ich nannte dieses kostbare Erbe schon im Essay »Budhaismus« (S. 115) das Kleinod am Halse des hölzernen Götzen; indem wir es abnehmen und den Götzen verbrennen, haben wir das Wesentliche und Werthvolle des Pantheismus in der Hand ohne seine entsetzliche Absurdität: den Gott in der Welt, er heiße Materie oder Wille oder Idee oder unbewußte Unwissenheit.

Jedes Individuum ist, wie die Natur zeigt, nicht selbständig; es greift in die Welt ein, diese gestaltend; aber mit zwingender Gewalt greift auch die Welt in seine Natur ein, diese verändernd. Mit anderen Worten: das Individuum hat halbe Selbstherrlichkeit.

Indessen kann man auch wie der Pantheismus sagen: das Individuum ist gar nichts, ist Marionette, weil es sein ganzes Wesen, |

ii198 wonach es handeln muß, aus dem Wesen Gottes schöpfte; aber diese einseitige Behauptung, welche nur dann falsch ist, wenn man sie in ihrer Einseitigkeit bestehen läßt, muß sofort durch die Erklärung ergänzt werden, daß das Individuum in Gott war, also in der Welt nur ausführt, was es vor der Welt mit voller Freiheit und Autonomie in Gott beschlossen hat.

Dem vollständig abhängigen, durchaus mit Nothwendigkeit handelnden Wesen in der Welt steht also das vollständig freie und selbstherrliche Wesen in Gott vor der Welt gegenüber und das logische Produkt dieser Momente ist das halbselbständige Individuum in der Welt, unter welches die Natur jederzeit ihr Siegel drückt.

Das sich widersprechende Welträthsel ist demnach von Christus gelöst worden: die Sphinx verblutete mit ihm am Kreuze. Es lautete:

Die Welt ist, wie die Natur zeigt, nur aus Individuen zusammengesetzt; nirgends ist die Spur einer einfachen Einheit in der Welt zu erkennen. Der Weltlauf ist die Resultirende der Wirksamkeiten aller Individuen.

Und dennoch ist dieser Weltlauf, ist der Zusammenhang der Welt ein solcher, daß jeder Aufmerksame ihn auf eine einfache Einheit zurückführen muß.

Die einfache Einheit in der Welt widerspricht den Individuen, und die autonomen Individuen widersprechen dem Band, das sie umschlingt und sie zu Handlungen zwingt. Die

einfache Einheit einerseits, das todte Individuum andererseits ist der Pantheismus; das allmächtige Individuum einerseits, der geleugnete Zusammenhang der Dinge andererseits ist der exoterische Budhaismus. Beide sind halbe Wahrheiten und nur deshalb möglich gewesen, weil die Coexistenz, die Gleichzeitigkeit von nicht-todten Individuen und einfacher Einheit undenkbar ist. Christus zerbrach mit kühner Hand diese Coexistenz und die Wahrheit lag nackt zu Tage wie der Nußkern in der zerbrochenen Schale.

Gott existirte vor der Welt allein. Christus, die Welt, existirt jetzt allein. Das ist die Lösung des Welträthsels. Mit anderen Worten: das Christenthum ist Verbindung von Pantheismus und exoterischem Budhaismus, Verbindung von absolutem Realismus und absolutem Idealismus. An die Stelle der einfachen Einheit in der Welt ist der aus der Einheit vor der Welt ge|flossene

ii199 Zusammenhang der Dinge getreten, der etwas Abstraktes, nichts individuell Greifbares, nichts Persönliches ist.

Jetzt haben wir zu fragen: Warum starb der Vater und warum wurde der Sohn geboren?

Zur Beantwortung dieser Frage ist der von Christus gelehrte Untergang der Welt unentbehrlich.

> Himmel und Erde werden vergehen.
> Von dem Tage aber und der Stunde weiß Niemand, auch die Engel nicht im Himmel, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater.
>
> (Marc. 13, 31. 32.)

Die Welt, also der Sohn, und in ihm Gott werden vergehen.

Es ist sonnenklar; auch erinnere ich an das bei Besprechung des Budhaismus Gesagte. Ich kann auch an den Brahmanismus erinnern, denn die drei großartigsten Lehren: der Brahmanismus, Budhaismus und das Christenthum sind sämmtlich Pessimismus und lehren einen Prozeß der Welt und ein Ziel der Welt. Es soll etwas erreicht werden, was nur durch diesen Prozeß zu erreichen ist. Wie dies genannt wird, ist gleichgültig, ob Rückkehr in sich selbst, oder völlige Vernichtung (Nirwana) oder Himmelreich (Neues Jerusalem). Gott, das Brahm, das Karma, Jedes wollte etwas, was es lediglich durch Verleiblichung (Incarnation) erlangen konnte; jedes mußte sich gegenständlich, es mußte ein Conflict, ein Prozeß, ein Werden erzeugt werden. Durch sich selbst konnte Keines das Ziel erreichen: da war die Allmacht sich selbst im Wege. Es mußte Zersplitterung, Tod und Auferstehung in anderer Form erfolgen.

Wenden wir uns nunmehr zur dritten Person des Dogmas: zum Heiligen Geist.

> Der heilige Geist ist vom Vater und Sohn: nicht gemacht, nicht geschaffen, nicht geboren; sondern ausgehend.
>
> (Art, 21.)

Welche tiefe Weisheit!

Der Sohn, die Welt, ist eine werdende, sich nach einem Ziel bewegende Gesammtheit von Individuen, welche Gesammtheit der Ursprung aus einer einfachen Einheit, Gott, fest zusammenhält: die Welt ist eine feste Conjunctur mit einer einzigen Grundbewegung, die eben aus dem Zusammenwirken aller Individuen entsteht. Diese Grundbewegung, der Weg Gottes zu seinem Ziele ist |

ii200 das Schicksal des Weltalls oder, wie Christus sagte: der Heilige Geist.

Der Heilige Geist ist also kein Wesen, keine Persönlichkeit, kein reales Individuum, sondern etwas Abstraktes, ein einheitlicher Ausfluß aus der Wirksamkeit vieler, die Resultirende aus vielen verschiedenartigen Bestrebungen, die Diagonale des Parallelogramms der Kräfte. Er ist nicht gemacht, nicht geboren, sondern ausgehend.

Nun ist aber folgender großer Unterschied zu bemerken.

Da wir uns von dem Wesen und der Existenz (*essentia et existentia*) der vorweltlichen Einheit, Gottes, keinen Begriff machen können, so können wir auch nur bildlich sagen: Gott wollte das Nichtsein und gebar den Sohn, um es zu erreichen; denn der Wille gehört wie der Geist zum Menschen, beide sind Principien unserer Erfahrung; das transscendente Gebiet ist aber *eo ipso* kein Gebiet der Erfahrung und wir würden einfältige Träumer sein, wollten wir das Wesen Gottes nach Analogie unserer Erfahrung bestimmen und constitutiv

aussagen: Gott habe einen allmächtigen Willen und Allweisheit gehabt. Wir dürfen Willen und Geist nur regulativ Gott beilegen, um uns die Welt als eine That faßlich zu machen.

Mit diesem sehr wesentlichen Vorbehalt dürfen wir also sagen:

Gott beschloß das Nichtsein und wählte die Mittel, die zu demselben führen.

In dieser Wahl der Mittel liegt nun der ganz gerade Weg bis zum Nichtsein, die ganze Diagonale des Weltprozesses, seine genaue Richtung, die nie, auch nicht um die Breite eines Haares, abzuändern ist.

Und deshalb, wie auch der Blödeste einsieht, geht der Heilige Geist, der doch, wie schon gesagt, nichts Anderes ist als die gerade Richtung, in der sich die Welt bewegt, vom Vater allein aus. Der Heilige Geist lag ideal in Gott.

Auf der anderen Seite jedoch wird dieser ideale Weg auf reale Weise allein dadurch zurückgelegt, er wird nur dadurch erzeugt, er geht nur davon aus, daß die Individuen der Welt zusammenwirken und so in jedem Augenblick des Weltalllebens einen Punkt der Bewegung erzeugen. Diese aneinandergereihten, oder gleichsam auseinander entstehenden, aus sich hervorquellenden Punkte |
ii201 bilden den realen Weg der Welt, der genau derselbe ist wie der ideale, der in der Allweisheit Gottes lag, wie der logische, der beschlossen war vor der Welt.

Demnach geht auch der Heilige Geist vom Sohne aus und zwar vom Sohne und vom Vater, weil die Welt in einem dynamischen Zusammenhang steht, der von Gott stammt.

Es hat mithin die römisch-katholische Kirche Recht und die griechisch-katholische ist nicht im Irrthum.

Auf diesem Grunde allein, beiläufig bemerkt, auf dem Grunde des metamorphosirten Glaubens, des reinen philosophischen Wissens allein sind die beiden Kirchen wieder zu versöhnen, ist das Schisma zu überwinden; nicht auf dem Brei des Döllinger'schen Altkatholicismus, der ein widerliches Gemisch von Rationalismus und Wunderglauben ist. Indessen, wir leben in der anhebenden Zeit der Philosophie und in der absterbenden der Religion. Es wäre thöricht, die beiden Kirchen, welche um zwölf Uhr fallen und zusammenbrechen müssen, um fünf Minuten vor zwölf Uhr noch zu vereinigen.

So wäre denn auch dieser Theil der undurchsichtigen Perle zum wasserhellen Diamant geworden und wir können den esoterischen Theil des Christenthums zu Ende bringen.

Der mit Freiheit vor der Welt beschlossene Lauf der Welt und die mit Nothwendigkeit in der Welt sich vollziehende Eine Bewegung kann, wie das Schicksal des budhaistischen *Karma*'s, kein moralisches Gepräge tragen. Im esoterischen Theil aller großen Religionen hat die Welt nur einen nothwendigen, im Voraus bestimmten Verlauf; mithin enthält dieser Theil keine Ethik, wie ich am Budhaismus deutlich gezeigt habe.

Trotzdem kann man sagen, daß die von Christus gelehrten Tugenden:

Vaterlandsliebe (Gehorsam gegen Cäsar, den Staat)
Gerechtigkeit
Menschenliebe
Virginität

zum esoterischen Theil der Lehre gehören. Man kann sie vier Engel nennen, die der Welt voranschweben und ihr die Richtung zeigen, und wenn man berücksichtigt, daß sie von Anbeginn der Menschheit in den Herzen einzelner Genialen das heilige Feuer des Erlösungsgedankens zur glutvollen Hingabe an das Allgemeine entzündet haben, |
ii202 so darf man sie den vier leuchtenden Rossen am Wagen der Morgenröthe vergleichen. Sie sind an das Weltall gespannt und geben ihm die Richtung an. Sie beschleunigen zugleich die Bewegung, welche sich aus der verschiedenartigen Wirksamkeit der Individuen ergiebt.

So sehen wir uns denn auf das Ergebniß der drei wichtigen, am Anfang dieses Essays befindlichen Stellen aus dem Neuen Testament zurückgeführt.

Die vier Tugenden sind in ihrer Gesammtheit der Heilige Geist und zwar der vom Vater allein ausgegangene Geist: das göttliche Gesetz. Er ist größer als Gott, er steht über Gott, weil er Gott etwas verschafft, was dieser durch sich selbst nicht haben konnte; und er ist größer als der Sohn, weil dieser aus guten und schlechten Individuen zusammengesetzt ist,

die zwar in ihrem Gesammtwirken den Weg der Welt zurücklegen, aber meistens dazu gezerrt und gezwungen werden. Der Heilige Geist ist der Weg Gottes zum Nichtsein.

Nur Derjenige, welcher sich gleichsam auf die Rosse schwingt und mit ihnen den Lauf der Welt beschleunigt, oder wer von hinten in der Richtung der Rosse den Weltkarren schiebt, hat den inneren Frieden, das Himmelreich schon auf Erden. Er hat aufgehört, eine Kraft des Parallelogramms der Kräfte zu sein, aus denen sich die Diagonale erzeugt, er ist in die Richtung der Diagonale getreten und beschleunigt den Weltlauf.

Nun ist er voll des Heiligen Geistes, des höchsten der drei Wesen, nun ist er wiedergeboren worden.

> Es sei denn, daß Jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen.
>
> Nicodemus spricht zu ihm: Wie kann ein Mensch geboren werden, wenn er alt ist? Kann er auch wiederum in seiner Mutter Leib gehen und geboren werden?
>
> Jesus antwortete: Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: es sei denn, daß Jemand geboren werde aus dem Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen.
>
> Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch, und was vom Geist geboren wird, das ist Geist.
>
> Laß dich es nicht wundern, daß ich dir gesagt habe: ihr müßt von neuem geboren werden.
>
> ii203 Der Wind bläset, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt, und wohin er fährt. Also ist ein Jeglicher, der aus dem Geist geboren ist.
>
> (Joh. 2, 3-8.)

Weil also der Geist heiliger ist als der Vater und der Sohn, deshalb ist er größer als diese und weil nur derjenige Mensch glücklich sein, d. h. den echten wahren Herzensfrieden haben kann, der im Geiste wiedergeboren ist, d. h. die Tugenden der Vaterlandsliebe, Gerechtigkeit, Menschenliebe und Keuschheit ausübt, deshalb

> kann Derjenige, »welcher den Geist lästert,« d. h. sich gegen ihn stellt, keinen Frieden haben, d. h. »der hat keine Vergebung ewiglich.«

Hiermit haben wir den ganzen esoterischen Theil des Christenthums abgehandelt: alles Andere ist exoterisch und als solches widerspruchsvoll und verworren.

Durch die kleine grammatikalische Substitution von »war« für »ist« in Betreff Gottes, ist aus dem dunkelsten Dogma die hellste klarste Weisheit geworden. Das Dogma lautete:

> Gott ist; Christus ist; der Heilige Geist ist;

es lautet jetzt:

> Gott war; Christus ist; der Heilige Geist ist;

und zwar ist nur Christus real; der Heilige Geist ist etwas Ideales, Abstraktes, ein echter Geist.

Ja, man braucht sogar die Aenderung gar nicht vorzunehmen, man kann das Dogma bestehen lassen wie es ist:

> Gott ist; Christus ist; der Heilige Geist ist;

wenn man sich nur gegenwärtig hält, daß Gott lediglich in der Welt der dynamische Zusammenhang ist, der auch, im Grunde genommen, immer das war, was sich erleuchtete Gläubige unter Gott vorgestellt haben: der Lenker der menschlichen Geschicke und aller Dinge. Dieser Gott bleibt also nach wie vor; nur seine Realität als Persönlichkeit versinkt. In diesem Sinne ist auch das Christenthum verhüllter Atheismus, wie ich in meinem Hauptwerk deutlich gezeigt habe; denn der Gott des Christenthums ist nicht der persönliche Gott der Juden, sondern nur ein reales Verhältniß, in dem die Individuen dieser Welt zu einander stehen. Gott als dynamischer Zusammenhang der Welt, als göttlicher Athem aufgefaßt, und der Heilige Geist sind nur Geist, ein Abstraktes, Ideales; der Sohn |
ii204 allein, die Welt der Individualitäten allein ist real und existirt. Es ist der Unterschied, den bereits die großen mittelalterlichen Mystiker zwischen Gott und Gottheit machten. Die Gottheit war vor der Welt und ist nicht identisch mit der Welt, Gott dagegen ist die Welt (Christus). So wunderbar ist diese Wahrheit, daß sie – man drehe und wende sie wie man wolle – immer dasselbe holdselige Antlitz zeigt.

Bleibt man dagegen bei der grammatikalischen Aenderung stehen, so ist meine Erleuchtung des Dogmas dem Stoß zu vergleichen, womit Columbus das Ei auf den Tisch setzte.

Sollte man indessen meine Exegese des Dogmas für gewaltsam und nicht im Geiste

Christi, des Herrlichen, selbst vollzogen erklären wollen, so bedenke man vorher, daß man damit Lorbeerkränze auf mein Haupt legen wollte, die ich in klarer Erkenntniß der Last, die ich zu ertragen im Stande bin, nicht annehmen dürfte.

Nur wegen der Continuität aller geistigen Offenbarung, nur im Entwickeln des Geistes, nur auf Grund himmelhoher vorgethaner Arbeit konnte Christus das Welträthsel lösen; denn es ist über allen Zweifel erhaben, daß er entweder einer Sekte angehörte, die Indischer Geist durchwehte, oder auf anderem Wege mit den großen orientalischen Religionen sehr vertraut wurde. Hätte er ohne Vorgänger das Welträthsel gelöst, so würde er in der That das gewesen sein, wozu ihn das liebebedürftige, gute, edle Herz gläubiger Christen machen mußte: ein Gott, kein Mensch.

Das würde man nun im obigen Falle *m. m.* auch aus mir machen wollen; denn ich habe die Wahrheit auf meiner Seite. Ich lehne aber sowohl die Apotheose als die Behandlung meines individuellen Lebenslaufs in Form einer Legende mit herzlichem Lachen ab. Ich habe mir auf der Bahn der reinen Wissenschaft die Christuslehre erleuchtet, durchleuchtet und mit der Wissenschaft versöhnt und zwar hatte ich anfangs keine Ahnung davon, daß ich zu diesem Ziele käme.

Ihm, dem Großen, dem Gewaltigen, dem Seelenerwärmer und Seelendurchglüher und seinen Vorgängern, den großen Brahmanen, dem milden indischen Königssohne und auch dem edlen Zarathustra sei Preis und Ehre, bis das letzte menschliche Auge bricht.

Schließlich noch eine Bemerkung. Man kann die ganze Zeit vor Christus als die Periode bezeichnen, wo Gott, der Vater, gesucht wurde und geherrscht hat. Mit Christus trat der Vater |
ii205 in den Hintergrund und es begann die Periode der Verehrung des Sohnes. Ich halte nun die Epoche für herbeigekommen, wo der Cultus des Heiligen Geistes beginnen wird. Er ist der Geist der Wahrheit, der Weg und das selige Leben, und zwar ein Geist, der nicht geglaubt werden muß, sondern den Jeder erkennen und somit wissen kann.

Auch glaube ich – doch dieser Glaube ist rein individuell und wird von mir Niemanden aufgedrängt – daß wenn der Vater etwa viertausend Jahre und der Sohn zweitausend Jahre herrschte, so der Heilige Geist nur eintausend Jahre die Menschheit leiten wird. Es würde sich hier das Gesetz der mathematischen Progression in Absicht auf die zunehmende Schnelligkeit der Bewegung zeigen. Mit der Herrschaft des Heiligen Geistes würde aber auch die Menschheit erlöschen. Jedenfalls überlebt der Pantheismus die Bourgeoisie und die constitutionelle Monarchie nicht.

Trügen die Zeichen der Zeit nicht, so stehen wir am Anfang des Endes. Denn wenn die Gesellschaft nivellirt, die Heerde eine einige geworden sein wird – was soll dann noch Anderes kommen als Erlösung? Ein anhaltender Rückfall in die Barbarei und den Despotismus ist unmöglich; er ist faktisch unmöglich, wenn die Naturgesetze nicht wandelbar sein sollen. Deshalb sagte ich auch in meinem Hauptwerke, daß die Lösung der socialen Frage identisch sei mit der Erlösung der ganzen Menschheit.

II. Der exoterische Theil der Christuslehre.

ii205u

> Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen.
>
> Matth. 5, 17.

Der exoterische Theil der Christuslehre ist die verklärte Religion David's und Salomo's, d. h. die Vernichtung des starren jüdischen Monotheismus, des glühenden Molochs mit seiner todtgequälten Creatur im Arme.

Ich nannte im Essay »Realismus« die Religion des Isaischen Königshauses die geläuterte Wahrheit im Vergleich mit dem Polytheismus, den ich für die rohe (naive) Wahrheit erklärte. Christus nun als Religionsstifter steht fest auf der Religion David's, |
ii206 welche er zur absoluten Wahrheit im Gewand des Dogmas oder auch zur absoluten Religion weiterbildete.

Die Religion David's habe ich, wie folgt, charakterisirt:

David faßte sein Verhältniß zu Jehovah nicht als das der durchaus ohnmächtigen Creatur zu ihrem Schöpfer, sondern als das patriarchalische des beschränkten Knechts zum Herrn, zum mächtigen Fürsten auf.

Hierauf baute Christus weiter.

Auch im exoterischen Christenthum haben wir nichts weiter als im esoterischen, nämlich:

Gott – Christus – Heiliger Geist,

aber diese drei Personen werden erstens anders charakterisirt, ferner werden sie von verschiedenen Seiten aufgefaßt, wodurch eine Menge von Unklarheiten und Widersprüchen erzeugt werden, welche ich jetzt besprechen will.

Vor allen Dingen begründete Christus wie Budha, als er aus der Wüste zurückkehrte und Lehrer der Menschheit wurde, eine Ethik, welche, woran ich erinnere, im esoterischen Theil einer Religion gar nicht vorkommen kann. Die Welt hat einen nothwendigen Verlauf, der, ehe sie in's Dasein trat, im Voraus vollständig festgestellt wurde. Gute, wie schlechte, erkenntnißlose und vernünftige Individuen, der Sauerstoff so gut wie ein Heiliger und ein Mörder erzeugen diesen Weltlauf, der mithin in keiner Weise ein moralisches Gepräge tragen kann. Er ist nothwendige Ausführung eines logischen Entschlusses Gottes, natürlich bildlich geredet.

Aehnlich nun wie Budha die bloße Existenz *Karma*'s, seiner Kraft, welche ja an und für sich weder gut noch böse genannt werden kann, zur Quelle alles Bösen machen mußte, als er zu lehren anfing, so stempelte Christus das Wesen aller Menschen als adamisch sündhaft. Diesem sündhaften Wesen, welches seine dogmatische Begründung in der Erbsünde fand, setzte er die Wiedergeburt aus dem Geist entgegen, die volle Hingabe an den Heiligen Geist durch absolute Ausübung der Tugenden Vaterlandsliebe, Gerechtigkeit, Menschenliebe, Keuschheit. Der Mensch kann nur erlöst werden, wenn er seinen natürlichen Egoismus, Adam, ganz verliert und nur noch ein Gefäß für den Heiligen Geist wird: sämmtliche Thaten des seligen Menschen müssen übereinstimmen mit der Richtung der Weltbewegung, mit dem Heiligen Geiste.

ii207 Hierin ist die Ethik des Christenthums beschlossen. Ein wilder Apfelbaum kann nur sauere Früchte tragen. Ebenso kann nur ein schlechter Mensch schlechte Thaten vollbringen. Vollbringt er trotzdem hie und da eine gute durch legalen Zwang, so sind sie vollkommen werthlos: es ist dasselbe, als ob man an einen wilden Apfelbaum hie und da einen edlen Apfel neben den wilden Aepfeln mechanisch befestige: er ist nicht aus dem Saft geboren worden und nicht mit dem Zweige verwachsen. Soll ein Mensch moralische, d. h. werthvolle Thaten, welche belohnt werden, bringen, so muß seine Natur eine totale Veränderung erleiden: der wilde Apfelbaum muß edle Pfropfreiser erhalten, welche beim Menschen die in sein Blut übergegangenen, von der christlichen Ethik gelehrten Tugenden sind.

Denjenigen Theil des exoterischen Christenthums, welcher die Ethik umfaßt, habe ich

erschöpfend in meinem Hauptwerk abgehandelt, worauf ich, um mich nicht zu wiederholen, verweise. Wir wollen jetzt den anderen Theil, welcher daselbst nicht erörtert wurde, kritisch beleuchten.

Von den drei göttlichen Wesen veränderte Christus zunächst Gott für das Volk.

Gott erscheint im exoterischen Christenthum unter drei Formen.

Zunächst als verklärter Gott David's, d. h. als ein mächtiger, liebevoller, treuer Vater und Helfer, nicht als allmächtiger, bald guter, bald zorniger Gott. Das Individuum steht Gott als eine halbselbständige Kraftquelle gegenüber, über dessen ganzes Herz Gott nicht Gewalt hat.

Aber Gott lenkt das trotzige Herz beständig durch gute Motive, bis es zuletzt nur noch für diese empfänglich ist und Erlösung findet. Zu diesem Zweck, d. h. zur Vermehrung und Stärkung der guten Motive hat eben dieser gute, barmherzige Vater seinen Sohn in die Welt gesandt.

> Denn Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde.
>
> (Joh. 3, 17.)
>
> Und ich, wenn ich erhöhet werde von der Erde, so will ich sie Alle zu mir ziehen.
>
> (*ib*. 12, 32.)
>
> Es kann Niemand zu mir kommen, es sei denn, daß ihn ziehe der Vater, der mich gesandt hat.
>
> (*ib*. 6, 44.)

ii208 In dieser halben Selbständigkeit des Individuums und der väterlichen Liebe Gottes ist der persische Dualismus, den Christus so gut gekannt hat wie die indischen Religionen, ebenso klar und rein gespiegelt, wie im Dogma der Erbsünde, das gleichfalls der Zend-Religion entlehnt ist. Die Frage, warum sich Christus mehr an diesen Dualismus als an die indischen Religionen anlehnte, findet ihre genügende Antwort darin, daß die Juden nach ihrer Gefangenschaft ganz andere religiöse Anschauungen hatten als vorher. Die persische Lichtreligion hatte den Monotheismus des jüdischen Volkes wesentlich modificirt. Schon hieraus kann man entnehmen, daß das erste Buch Mose jüngeren Datums ist als die Bücher Samuelis. In letzteren, wie ich erinnere, wird noch gelehrt, daß ein böser Geist vom Ewigen Gott ausgegangen und Saul ergriffen habe, in ersterem dagegen tritt Satan als das böse Princip auf.

Christus fand nun im Volk die persische dualistische Vorstellung vor und als Religionsstifter, d. h. als eminent praktischer Mann benutzte er das feste Vorhandene als Stützpunkt seiner glühenden reformatorischen Gedanken. In jedem Religionsstifter muß der Philosoph zurücktreten, und je mehr er zurücktritt, je energischer die weise Selbstbeschränkung ist, desto größere praktische Erfolge wird der erstere haben.

Aus demselben Grunde lehrte er nicht das budhaistische Nichtsein, sondern eine Fortsetzung des Lebens im Himmelreich, sowie einen lebendigen Gott neben einer lebendigen Welt (Christus): ersteres, weil die Juden noch von Lebenskraft und Energie strotzten, während Budha bereits ein durch den Brahmanismus und seinen Pessimismus zermürbtes Volk vorfand; letzteres, weil in den Juden die Vorstellung eines persönlichen kraftvollen Gottes unausrottbar war, während in den Indern zur Zeit Budha's der Gottesbegriff bereits so verschwommen war, daß Budha die unklaren leichten Contouren vollständig auslöschen konnte, ohne den geringsten Widerstand zu finden. Christus kannte eben seine Leute, das dünkelhafte auserwählte Volk Jehovahs und machte Concessionen, weil er wie jede freie glutvolle Seele vor Allem den Durchbruch der Wahrheit ersehnte:

> Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennete schon?
>
> (Luc. 12, 49.)

ii209 Im engsten Zusammenhang hiermit lehrte er eine zweite Form Gottes, eben den allmächtigen Judengott Jehovah. Hatte er seine Zuhörer durchschaut und gefunden, daß er es mit Juden des alten Glaubens zu thun hatte, so bequemte er sich sofort als praktischer Mann dem Hinderniß an. Jetzt war auf einmal Gott ein eifriger, rächender, zorniger, allmächtiger Gott, der die armen Creaturen, die doch ihr Wesen von ihm erhalten hatten, also gar nicht

anders handeln konnten als sie handelten, unbarmherzig in die Hölle stieß, »da wo ist Heulen und Zähneklappern und keine Rettung,« wenn sie ihn durch Uebertretung des Gesetzes reizten.

Da war auf einmal auch wieder der Sohn selbst gar Nichts gegen Gott.

Was heißest du mich gut? Niemand ist gut denn der einige Gott.

(Matth. 19, 17.)

Das Sitzen zu meiner Rechten und Linken zu geben, stehet mir nicht zu, sondern denen es bereitet ist von meinem Vater.

(Matth. 20, 23.)

Himmel und Erde werden vergehen. Von dem Tag aber und der Stunde weiß Niemand, … auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater.

(Marc. 13, 32.)

Die dritte Form endlich ist der hypostasirte Herzensfrieden oder auch die personificirte (als Contrast durch die Reflexion empfundene) Seligkeit des Nichtseins. Von diesem Gott sprach der liebevolle Meister gewöhnlich nur *en petit comité*, wann er mit seinen zwölf Auserlesenen allein war, oder wann er allein betete.

Hättet ihr mich lieb, so würdet ihr euch freuen, daß ich gesagt habe: ich gehe zum Vater.

(Joh. 14, 28.)

Ich bin vom Vater ausgegangen, und gekommen in die Welt; wiederum verlasse ich die Welt und gehe zum Vater.

(Joh. 16, 28.)

Und nun verkläre mich, du Vater, bei dir selbst mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war.

(Joh. 17, 5.)

Die letztere Stelle besonders ist sehr bezeichnend: sie deutet klar auf den Frieden des einzigen, einfachen, in sich beschlossenen Urseins |
ii210 vor der Welt, an welchem Frieden Christus, weil er in dieser Einheit gewesen war, auch Antheil gehabt hatte. Natürlich handelte es sich hier, wie gesagt, um einen durch Reflexion gefundenen und dann mit dem Herzen empfundenen Zustand, der, weil bewußtlos, eben gar kein Zustand, keine Seligkeit gewesen sein kann.

In ähnlicher Weise zeigt das exoterische Christenthum Christus, die zweite Person der Dreieinigkeit, in verschiedenen Formen.

Die erste ist die esoterische Urform:

Ich und der Vater sind eins.

Die zweite ist die schon beim Vater erörterte kleinere Person. In dieser Form spricht nämlich Christus von dem verkörperten Gott, von dem Gott, der Menschen- und Knechtsgestalt angenommen hat. Im Glaubensbekenntniß des Athanasius werden auch alle Stellen des Neuen Testaments, wo Christus vom Vater als einem höheren, größeren Wesen sprach, durch Bezug auf die Menschheit Christi widerspruchslos gemacht. So heißt es daselbst:

Gott ist Christus aus des Vaters Natur vor der Welt geboren: Mensch ist er aus der Mutter Natur in der Welt geboren.

Ein vollkommener Gott: ein vollkommener Mensch mit vernünftiger Seele und menschlichem Leibe.

Gleich ist er dem Vater, nach der Gottheit: kleiner ist er denn der Vater, nach der Menschheit.

Und wiewohl er Gott und Mensch ist, so ist er doch nicht zwei, sondern Ein Christus.

Christus faßte sich in dieser zweiten Form als Individuum unter unzähligen anderen Individuen in der Welt auf; jedoch als ein vollkommen reines, in dem nur noch der Heilige Geist wirkt.

Meine Speise ist die, daß ich thue den Willen deß, der mich gesandt hat, und vollende sein Werk.

(Joh. 4, 34.)

Mein Vater wirket bisher, und ich wirke auch.

(*ib*. 5, 17.)

Der Sohn kann nichts von sich selbst thun, denn was er siehet den Vater thun: denn was derselbe

thut, das thut gleich auch der Sohn.

(*ib.* 5, 19.)

Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen?

(*ib.* 8, 46.)

ii211 Durch diese zweite Form wird auch die esoterische Urform ganz zerbrochen. Wie wir uns erinnern werden, ist die ganze Welt die Incarnation Gottes oder der Sohn, und nur in diesem Sinne, das heißt nur, indem sich Christus mit dem Weltall identificirte, konnte er sagen:

Ich und der Vater sind eins.

Im exoterischen Theil seiner Lehre dagegen scheidet er sich aus der Collectiv-Einheit der Welt aus, weil er sich als vollkommen reines Wesen fühlte und setzte sich in einen absoluten Gegensatz zum verbleibenden Rest, der jetzt *par excellence* »Welt« genannt wird und durch und durch böse ist.

Man sieht hier leicht, daß es sich wieder um eine Anbequemung an die dualistische religiöse Vorstellung des Volkes handelt. Wie Christus Gott mit Ormuzd, dem persischen Lichtgott, identificirte, so machte er auch die Welt im engeren Sinne zum Werk Satan's (Ahriman's).

Ihr seid von dem Vater, dem Teufel, und nach eures Vaters Lust wollet ihr thun. Derselbe ist ein Mörder von Anfang, und ist nicht bestanden in der Wahrheit; denn die Wahrheit ist nicht in ihm.

(Joh. 8, 44.)

Die Welt kann euch nicht hassen; mich aber hasset sie; denn ich zeuge von ihr, daß ihre Werke böse sind.

(*ib.* 7, 7.)

Ihr seid von unten her, ich bin von oben herab. Ihr seid von dieser Welt, ich bin nicht von dieser Welt.

(*ib.* 8, 23.)

Alles Dieses könnte keine Stelle im esoterischen Theil finden; denn in diesem ist Christus die ganze Welt, die einen nothwendigen Verlauf hat. Der heftigste individuelle Wille zum Leben, den wir (wollen wir ihn recht prägnant charakterisiren) einen boshaften Teufel nennen, hilft diesen nothwendigen Verlauf so gut gestalten wie der reinste Heilige. Ja, was ist denn eigentlich auf dem allerhöchsten Standpunkte der Philosophie, d. h. dem höchsten Standpunkte des esoterischen Christenthums ein Mensch, den wir einen boshaften Teufel nennen? Was will er? Er will genau dasselbe, was der Heilige will: Nichtsein. Nur ist ihm dieses Ziel verhüllt und das Leben ist ihm Mittel und Zweck zugleich, wäh|rend
ii212 es sich vor dem klaren Auge des Philosophen lediglich als Mittel darstellt. Je heftiger das Leben gewollt wird, desto früher wird die Kraft abgetödtet und das Nichtsein errungen. Deshalb sind es auch gewöhnlich die allerleidenschaftlichsten Naturen, die wiedergeboren, aus Schlemmern, Mördern, Dieben, plötzlich Asketen werden. Sie sind einem mit großer Kraft in die Höhe geschleuderten Stein zu vergleichen: je höher sie geworfen worden sind, d. h. je größer die Anfangsgeschwindigkeit war, desto größer ist auch die Endgeschwindigkeit.

Hier liegt auch die Lösung für den schönen persischen Mythos, daß Satan durch Gott überwunden und am Ende des Weltlaufs ein reiner Lichtgott wird. Satan ist das personificirte Mittel zum Zweck. Gott kann nur durch Satan, durch den wilden Kampf der Individuen, Das erlangen, was er will: das Nichtsein. Das sogenannte Böse, die Sünde, entspringt derselben Wirkung, der das sogenannte Gute, die Tugend, entspringt. Aus Christus (der Welt) entsprang Satan (der Kampf der Individuen) und der Heilige Geist (die heilige Resultirende aus diesem Kampf der Individuen).

Wer das böse Princip in seiner dämonischen Schönheit bis auf den Grund kennen lernen will, muß Milton's *Paradise lost* lesen. Der gefallene Erzengel, der mit stolz zurückgeworfenem Kopfe, tiefe Schwermuth im düsteren Auge und um den Mund die Linien qualvoller Leiden tragend, nicht im reinen Lichte, sondern im rothen Schein der Höllengluth nach Befreiung dürstet – – dieser gemarterte Geist läßt in jedem Menschen eine Saite sympathisch ertönen. Auch der geniale Byron hat das böse Princip in das richtige Licht gestellt.

Natürlich muß sich auch im exoterischen Christenthum der Heilige Geist in verschiedenen

Formen zeigen, um so mehr, als er, wie wir gesehen haben, bereits im esoterischen von zwei Seiten aufgefaßt werden konnte: einmal als göttliches Gesetz (Tugenden der Vaterlandsliebe, Gerechtigkeit, Nächstenliebe und Keuschheit) vom Vater allein ausgehend, dann als resultirende Bewegung aus den Bewegungen aller einzelnen in dynamischem Zusammenhang stehenden Individuen, also vom Vater und dem Sohne ausgehend.

So sehen wir denn zunächst den Heiligen Geist, d. h. das absolut Gute, als göttliches Gesetz, das schon vom Anbeginn der Menschheit in der Welt war, nur vor Christus nicht vollkommen. |
ii213 Moses wurde bereits vom Heiligen Geiste getrieben, als er sein Gesetz gab, d. h. Vaterlandsliebe, Gerechtigkeit und Nächstenliebe (Gehorsam gegen Gott) lehrte.

> Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen.
>
> Denn ich sage euch, wahrlich, bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe, noch ein Titel vom Gesetz.
>
> (Matth. 5, 17. 18.)

Christus verlangte dieselben Tugenden (nur die Nächstenliebe faßte er stringenter als Feindesliebe) und fügte noch die absolute Keuschheit hinzu. In meinem Hauptwerk habe ich sämmtliche klaren und unzweideutigen Stellen bezüglich der Keuschheit angeführt, mit Ausnahme der folgenden, welche mir entgangen war:

> Wahrlich, ich sage euch: Wer nicht das Reich Gottes nimmt als ein Kind, der wird nicht hineinkommen.
>
> (Luc. 18, 17.)

In dieser Stelle ist die Forderung der absoluten Keuschheit, der Virginität, verschleiert, weshalb sie mir auch früher entschlüpft ist. Die Kinder zeigen, wie die Erwachsenen, ganz bestimmte Charaktereigenschaften, Willensqualitäten, gute wie schlechte, und kann deshalb in dieser Hinsicht gar kein Unterschied zwischen Kind und Mann, resp. Weib gemacht werden. Mancher Knabe, manches Mädchen ist boshafter und schlechter als ein Erwachsener. Aber Ein Fundamental-Unterschied besteht zwischen Kindern und Erwachsenen: in jenen schlummert der Geschlechtstrieb, in diesen ist er wach, rast, und der tolle Dämon, oder, wie Goethe ihn nennt, der lose, eigensinnige Knabe Cupido, verstellt alles Geräthe im Hause, treibt aus Bett, Küche und Keller und macht den vorher so friedlichen, so ordnungsvollen Kopf zu einem Narrenhaus mit der heillosesten Unordnung. Und deshalb muß man ein Kind sein, d. h. absolut keusch leben, wenn man den Frieden in der Welt und das Himmelreich im Tode finden soll. Es geht wirklich nicht anders: in das Reich Gottes kann man nur als ein Kind kommen.

Man lese ferner das erste Capitel des Evangeliums Lucae und die Verse 26 und 27 des zweiten Capitels und man wird deutlich sehen, daß der Heilige Geist auch schon vor Christus wirkte.

ii214 Die zweite Form nun ist der Tröster, der Paraklet, d. h. die Summe von Motiven, die der Menschheit allererst durch das Auftreten Christi und seine Lehre gegeben wurde. Der Paraklet ist gleichsam ein Ausschnitt aus der Summe guter Motive oder auch ein Zusatz zu denselben (eben durch die neue Lehre).

> Wenn sie euch nun überantworten werden, so sorget nicht, wie oder was ihr reden sollt, denn es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt.
>
> Denn ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet.
>
> (Matth. 10, 19. 20.)
>
> Und ich will den Vater bitten, und er soll euch einen anderen Tröster geben, daß er bei euch bleibe ewiglich: den Geist der Wahrheit.
>
> (Joh. 14, 16. 17.)
>
> Aber der Tröster, der heilige Geist, welchen mein Vater senden wird in meinem Namen, derselbe wird es euch Alles lehren, und euch erinnern alles deß, was ich euch gesagt habe.
>
> (Joh. 14, 26.)
>
> Das sagte er aber von dem Geist, welchen empfangen sollten, die an ihn glaubten; denn der heilige Geist war noch nicht da, denn Jesus war noch nicht verkläret.
>
> (Joh. 7, 39.)

Aber ich sage euch die Wahrheit: es ist euch gut, daß ich hingehe. Denn so ich nicht hingehe, so kommt der Tröster nicht zu euch. So ich aber hingehe, will ich ihn zu euch senden.

(Joh. 16, 17.)

Hieraus erhellt überaus klar, daß die Motive allein gemeint waren, welche Christus überhaupt der Welt gab. Er wußte ganz genau, daß seine Lehre Nichts sei ohne den Opfertod am Marterholze, ohne die Bluttaufe, daß erst durch diesen Abschluß seines reinen Wirkens ein echter Tröster und Ansporner, eine Beschleunigung des Weltlaufs gegeben werde.

Dieser Heilige Geist, d.h. der in der weiteren Form sowohl, als auch der Paraklet, kann natürlich nicht vom Sohne ausgehen, weil er nur Personification der guten Motive ist. Der Geist, der vom Vater und dem Sohne ausgeht, ist lediglich die Bewegung der Welt oder auch die Summe aller Motive, guter und schlechter, weil kein Wesen ohne Motiv handeln, d.h. sich bewegen kann.

ii215 Wir haben demnach im esoterischen Theil des Christenthums:

1) den gestorbenen Gott;
2) den Sohn (die Welt);
3) den Heiligen Geist (die Bewegung der Welt);
   a. das göttliche Bewegungsgesetz, den Geist der Wahrheit (vom Vater ausgegangen);
   b. die allgemeine Bewegung zum Nichtsein (vom Vater und Sohne ausgegangen).

Ferner haben wir im exoterischen Theil:

4) Gott als lebenden Gott-Vater (halbe Macht – Ormuzd);
5) Gott als allmächtigen Juden-Gott (Jehovah);
6) Gott als hypostasirten Herzensfrieden (das Ursein, resp. das Nichts);
7) Christus als reines Individuum (Gott-Mensch);
8) Heiliger Geist als Summe aller guten Motive vom Anbeginn der Menschheit;
9) Heiliger Geist als Paraklet.

Wir haben also zusammengenommen zehn heilige Gottes-Formen, vier Grundformen und sechs exoterische Variationen, welche alle aus dem Neuen Testament zu belegen sind. Man wird sich also nicht wundern über die ungeheure Menge Papiers, die mit Exegesen und Commentaren zur Christuslehre beschrieben worden ist; man wird sich ferner nicht wundern über die ungeheure christlich-theologische Literatur, welche sich bis auf unsere Tage erhalten hat; man wird sich endlich nicht wundern über die hitzigen Wortkämpfe, die über dem Neuen Testament geführt und über die Ströme Bluts, die wegen desselben vergossen worden sind.

Das aber, worüber nie ernstlich gestritten werden konnte, was aus allem diesem Wust immer strahlender und leuchtender hervorbrach, woran sich das einfache treue Christengemüth stets hielt, stets sich labte und stets sich stärkte – das ist das göttliche Gesetz, der Geist der Wahrheit, die christlichen Tugenden:

Vaterlandsliebe, Gerechtigkeit, Nächstenliebe und Keuschheit.

Nach diesem Gesetz wird die Welt, die ganze Welt, auch das kleinste Sandkorn vom Dasein erlöst werden. Dieses große Gesetz giebt Dem, der es glühend erfaßt hat, das Himmelreich schon in dieser Welt und sichere, bestimmte, über allen Zweifel erhabene Erlösung im Tode; es schenkt diese hohen Güter Jedem, dem König, |
ii216 dem Beamten, dem Soldaten, dem Künstler, dem Gelehrten, dem Kaufmann, dem Handwerker, dem Bauer – aber es muß gesucht und glühend als der kostbarste Schatz in's Blut aufgenommen werden; sonst bleibt es todter Buchstabe und wirkt mechanisch, nicht organisch.

Wir haben jetzt noch in dem exoterischen Christenthum eine kleine Nachlese zu halten.

Wir hatten bereits Gelegenheit, den praktischen Sinn des Heilands darin zu bewundern, daß er nicht mit dem Kopf durch die Wand wollte, sondern Vorhandenes, so gut es gehen mochte, seiner tiefen Lehre anbequemte. Er hatte einen sehr feinen Kopf; und ferner sehr viel Menschenkenntniß, weil er über den Menschen stand, weil er

nicht mehr in der Welt

(Joh. 17, 11.)

war, obgleich er in der Welt war; denn es ist eine unerläßliche Bedingung für die absolute

Menschenkenntniß, daß man sich von den Menschen radical zurückziehe, nachdem man ihnen eine Weile bis in ihre verborgensten Schlupfwinkel gefolgt ist. Nur Derjenige kann die Menschheit lieben und mit treuem Herzen für sie kämpfen, der über ihr schwebt, nicht mehr in ihr steht.

Ueberall nun, wo Christus glaubte, daß von ihm gesprochene Worte machtvolle Motive für gute Thaten werden könnten, zögerte er nicht, zweideutige Ausdrücke zu wählen. Er wußte, daß dies so gut sei, als ob sie unzweideutig seien; denn allemale, wenn Furcht im Herzen sitzt, ist der Kopf unklar. Ich will nicht sagen, daß Christus gelogen habe; obgleich ich keine Scheu in dieser Hinsicht zu haben brauchte, denn es giebt Lügen, die nicht nur nicht schänden, sondern ehrenwerth sind: es sind Lügen im Dienste der Wahrheit, oder, wenn dies nicht allgemein genug ist, Lügen, welche dem tugendhaften Individuum absolut keinen Vortheil bringen. Durch das Prädikat »tugendhaft« wird hier die nöthige Schranke errichtet, die vor Mißbrauch schützt.

So sagte er denn z. B.:

> Wahrlich, ich sage euch: es stehen etliche hier, die nicht schmecken werden den Tod, bis daß sie des Menschen Sohn kommen sehen in seinem Reich.
>
> (Matth. 16, 28.)
>
> Wahrlich, ich sage euch: dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis daß dieses Alles geschehe:
>
> (*ib*. 24, 34.)

ii217 was auf den Weltuntergang hindeutete, dessen Tag und Stunde er doch ausdrücklich nicht zu wissen erklärt hatte. Mit »Geschlecht« kann aber auch die ganze Menschheit gemeint sein und mit den »Etlichen« Jene, welchen er sich in seiner Verklärung zeigen wollte. Natürlich dachte sofort seine Umgebung nur an den Weltuntergang, und welch ein mächtiges Motiv mußte die als nahe aufgefaßte Katastrophe für Viele sein! Der schreckliche Gedanke mußte das Gemüth in jene eigenthümlich bange Stimmung versetzen, welche man den Zeugungsmoment der Wiedergeburt nennen kann. Christus handelte also auch hier eminent praktisch.

In gleicher Weise offenbarte er praktischen Sinn darin, daß er seine Person in Beziehung zu Prophezeihungen der Propheten des Alten Testaments setzte:

> Oder meinest du, daß ich nicht könnte meinen Vater bitten, daß er mir zuschickte mehr denn zwölf Legionen Engel?
>
> Wie würde aber die Schrift erfüllet? Es muß also gehen.
>
> (Matth, 28, 53. 54.)

Denn wie gewaltig mußte Solches im Dienst der Wahrheit, d. h. für die Ausbreitung der genialen Lehre des größten Juden wirken! Uebrigens entschleiert auch diese Stelle den Grund der moralischen Begeisterung des Heilands, die ich später in's rechte Licht stellen werde.

Die Wunder soll jeder Vernünftige ganz unbeachtet lassen; denn nicht bei allen ist eine rationelle Auslegung möglich. Es giebt nur Ein Wunder und das ist Christus selbst, d. h. die Entstehung der Welt. Am besten hält man sich an den Ausspruch Christi, daß er kein einziges Wunder bewirken werde:

> Und er seufzte in seinem Geist und sprach: Was sucht doch dies Geschlecht Zeichen? Wahrlich, ich sage euch: Es wird diesem Geschlecht kein Zeichen gegeben.
>
> (Marc. 8, 12.)

Wie Budha hatte auch Christus den höchsten moralischen Muth und war politisch-socialer Reformator. Er sprach sogar kühn das Gesetz aller politischen Revolutionen aus und heiligte dieselben.

> Aber vergeblich dienen sie mir, dieweil sie lehren solche Lehren, die nichts denn Menschengebote sind.
>
> (Matth. 15, 9.)

ii218 Es giebt nämlich nur Ein unwandelbares, heiliges, unantastbares Gesetz und das ist das göttliche Gesetz (die vier christlichen Tugenden), welches die beiden Grundgesetze des Staats gegen Mord und Diebstahl (Gerechtigkeit) in sich faßt. Alles andere Gesetz ist Menschengebot, das, wenn es dem göttlichen Gesetz widerspricht, eben vom Grund des göttlichen Gesetzes aus angegriffen und gestürzt werden darf; ja, wer dies thut, handelt *eo ipso* eminent moralisch. Alle gewesenen politischen und socialen Revolutionen nun

lassen sich aus dem Theil des göttlichen Gebots ableiten, der heißt: »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst«; und alle kommenden werden sich daraus ableiten lassen, bis zum Tage, wo die Menschheit Eine Heerde sein und Einen Hirten haben wird.

Christus hat über den Selbstmord Nichts gesagt. Daraus jedoch, daß bei Anführung des Bösen, das aus dem Herzen der Menschen kommt (Marc. 7, 21. 22), der Selbstmord nicht erscheint, darf man schließen, daß er nicht fähig gewesen wäre, einem Selbstmörder das exoterisch gelehrte Himmelreich zu entziehen; ja, wie ich in meinem Hauptwerk gezeigt habe, ist die Moral Christi gar nichts Anderes als Anbefehlung langsamen Selbstmords und man wird deshalb, wenn man noch den prophezeiten Untergang der Welt zu Hülfe nimmt, geradezu aussprechen können, daß Christus, wie Budha, den Selbstmord anempfohlen hat. Ich bestehe deshalb so sehr auf diesem Punkt, weil, wie ich offen gestehen muß, das herzlose Urtheil der meisten Menschen, namentlich der Pfaffen, über den Selbstmörder das Einzige ist, was mich noch tief empören kann. Ich möchte ferner alle windigen Motive zerstören, welche den Menschen abhalten können, die stille Nacht des Todes zu suchen, und wenn mein Bekenntniß, daß ich ruhig das Dasein abschütteln werde, wenn die Todessehnsucht in mir nur um ein Weniges noch zunimmt, die Kraft haben kann, Einen oder den Anderen meiner Nächsten im Kampfe mit dem Leben zu unterstützen, so mache ich es hiermit.

> Wer den Philosophenmantel anlegt, hat zur Fahne der Wahrheit geschworen, und nun ist, wo es ihren Dienst gilt, jede andere Rücksicht, auf was immer es auch sei, schmählicher Verrath.
>
> Schopenhauer.

Geht ohne Zittern, meine Brüder, aus diesem Leben hinaus, wenn es zu schwer auf euch liegt: ihr werdet weder ein Himmelreich, noch eine Hölle im Grabe finden.

ii219 Ueber die Mildigkeit und Güte der christlichen Lehre will ich kein Wort verlieren: sie ist zu bekannt. Dagegen will ich zum Schlusse noch auf den schon vom unvergeßlichen Fichte hervorgehobenen Unterschied zwischen dem Johanneischen und Paulinischen Christenthum aufmerksam machen.

Das Evangelium des Johannes ist das tiefste und schönste der vier und zugleich der reinste Spiegel der exoterischen Lehre. Es ist das Evangelium der Liebe, und wie es die heiße Stirne des wildesten Weltkindes kühlt, so ist es auch ein herzstärkendes Buch zu jeder Zeit für Den, welcher den klarsten Gipfel der Philosophie einnimmt und hoch über der Religion steht.

Dagegen ist das Paulinische Christenthum geradezu Fälschung der Lehre des milden Heilands. Im Brief an die Römer verwischte Paulus mit verwegener Hand die Grundlinien der hohen Lehre und warf die Menschen auf Jehovah zurück, als ob Christus gar nicht dagewesen wäre. Paulus hat die größten Verdienste um die Ausbreitung des Christenthums, aber seinen Meister hat er nicht begriffen. Daß er ein energischer tüchtiger Mann, ein unerschrockener Mann der That war – darüber läßt sich nicht streiten; wohl aber darüber, ob er ein genialer Jünger, oder bloß ein subtiler, haarspaltender, talentvoller Rabbiner war. Ich muß ihm Genie entschieden absprechen.

III. Das Charakterbild Christi.

ii219u

> Dies ist aber der rechte christliche Glaube, daß wir einen einigen Gott in drei Personen, und drei Personen in einiger Gottheit ehren.
>
> Athanasius.
>
> Du sagst es: Ich bin ein König.
>
> Joh. 18, 37.

Das Leben Christi ist sowohl Denen, welche in der christlichen Lehre erzogen worden sind, als Andersgläubigen, welche in christlichen Staaten leben, zu sehr bekannt, als daß ich es zum Gegenstand eines Essays machen dürfte. Dagegen ist sein Charakterbild noch immer schwankend und ich will es versuchen, dieses aus Stellen des Neuen Testamentes zu gestalten. Wir werden finden, daß der |
ii220 Gewaltige viele Eigenschaften Budha's, aber auch große Eigenthümlichkeiten hatte. Die beiden Lehren sind identisch, wenn man das Wesentliche allein in's Auge faßt; aber Budha war ein Inder, Christus ein Jude; sie konnten deshalb nicht denselben Charakter haben: die Muttermilch war nicht dieselbe.

Stellen wir zuerst das Gemeinsame fest.

Christus war wie Budha genial. Er hatte eine großartige Phantasie, einen scharfen Verstand, eine klare bedeutende Urtheilskraft. Sein Geist war ein reiner Spiegel der Außenwelt und hatte ein helles Selbstbewußtsein. Wie er die Menschen durchschaute, wie er richtig ihre Schwächen und ihr vermeintliches Glück abschätzte, so blieb ihm auch keine Falte seines eigenen Herzens verborgen und kein Zustand in seiner Brust entschlüpfte ihm.

Er war ferner wie Budha kein Gelehrter. Wäre er ein Gelehrter gewesen, so würde er nie ein Lehrer der Menschheit geworden sein. Jeder Gottbegeisterte kann ein Gelehrter werden, wenn er will; denn wenn er es will, was sollte ihn hindern? Er ist ein Genialer und zur Vielwisserei gehört nur Talent, Zeit und Sitzfleisch: nichts weiter. Welcher weise Held aber hätte je mit Lust auf dem Stuhl gesessen? Kein Einziger. Mit Gewalt werden sie, die Herrlichen, unter rebellischer Auflehnung ihres innersten Wesens an dem Amboß festgehalten und mit fieberhafter Ungeduld schmieden sie das für sie unentbehrliche Schwert. Ihre Gedanken sind Blitze, die eine kämpfende, aufgewühlte Individualität durchzucken; ihre Ideale werden aus der kochenden und glühenden Tiefe ihres Gemüths in den klaren Aether ihres Geistes geschleudert, wie der Vesuv seine Lavamassen in die sonnige friedliche Landschaft Neapels wirft.

Mit dem sichersten Instinkt, mit dem ganzen Scharfblick ihres Dämons werden sie zurückgezogen von der Vielwisserei, die ihren Geist zu einer Flächenkraft auf Kosten des Tiefsinns machen würde. Dagegen treibt sie der Dämon, wie der Instinkt die Biene, auf alle Blumen und Blüthen des allgemeinen menschlichen Geistes und sie saugen in seltsamster Hast, als hätten sie nur noch wenige Stunden zu leben, den ihnen angemessenen Nektar ein, denselben schon im Einsaugen gestaltend und zu Honig verarbeitend.

Auf diese Weise zerfließen sie nie in Flachheit, noch verlieren sie die eigenen kostbaren Gedanken durch fremde, wie der Wassertropfen von der Sonne eingesaugt wird. Sie lassen sich befruchten, |
ii221 aber nicht zertreten. Sie lassen sich durch fremden Druck vertiefen und concentriren, aber nicht platt schlagen und auseinandertreiben. Ihr Wissen gleicht einer Schale voll reinen Jasminöls, des kostbarsten Oeles, das es giebt; die Vielwisser einer Tonne Wassers mit Einem solchen Tropfen.

Weil nun Christus kein Gelehrter war, aber sich trotzdem bewandert auf allen Gebieten des damaligen Wissens zeigte und eine überwältigende Beredtsamkeit hatte, deshalb auf der einen Seite der Hohn der flachen Gesetzeskundigen, der Pharisäer, auf der anderen die große Bewunderung des Volks.

> Und die Juden verwunderten sich und sprachen: Wie kann dieser die Schrift, so er sie doch nicht gelernet hat?
>
> (Joh. 7, 18.)

Und sie gaben Alle Zeugniß von ihm, und wunderten sich der holdseligen Worte, die aus seinem Munde gingen.

(Luc. 4, 22.)

Und sie verwunderten sich seiner Lehre; denn seine Rede war gewaltig.

(Luc. 4, 32.)

Natürlich hielten sich die kleinlichen Flachköpfe an den Beruf Christi, ehe er in die Wüste ging und deuteten voll Hohns auf den »Zimmermannsgesellen«, wie die zitternden Brahmanen auf den Prinzen aus der Kriegerkaste gedeutet hatten.

Wir wissen, von wannen Dieser ist.

(Joh. 7, 27.)

Ist er nicht der Zimmermann, Mariä Sohn, und der Bruder Jacobi, und Joses, und Judä, und Simonis?

(Marc. 6, 3.)

Haben doch diese Aermsten von jeher geglaubt, die Wahrheit könne nur ein Vielwisser entschleiern, oder genauer: sie könne nur in bestimmten Kasten oder Kreisen gefunden werden.

Bist du auch ein Galiläer? Forsche und siehe, aus Galiläa stehet kein Prophet auf.

(Joh. 7, 52.)

Und weil noch Keiner von ihnen Urtheilskraft hatte, deshalb hat auch Keiner eingesehen und Keiner wird einsehen, daß nur einem Parcival die heilige Schale des Grals ausgeliefert wird, d. h. Einem, der lieber dem Vogelgesang im grünen Walde lauscht, als |
ii222 subtile Pfiffigkeiten und schale Gedanken bei qualmender Lampe einsaugt oder haarspaltender Thätigkeit zuschaut.

Wenn er jedoch das Vöglein schoß,
Dem erst Gesang so hold entfloß,
So weint' er laut und strafte gar
Mit Raufen sein unschuldig Haar.
Sein Leib war klar und helle:
Auf dem Plan an der Quelle
Wusch er sich alle Morgen.
Auch schuf ihm wenig Sorge
Als über ihm der Vöglein Sang,
Der ihm das Herz so süß durchdrang:
Das dehnte ihm sein Brüstlein aus.
Mit Weinen lief er in das Haus.
Die Kön'gin sprach: »Wer that dir's an?
Du warst ja draußen auf dem Plan.«
Da wußt' er ihr kein Wort zu sagen.

Wolfram v. Eschenbach.

Soweit die geistige Aehnlichkeit Christi mit Budha.

Nach der Seite des Willens, des Charakters, des Dämons, finden wir zuerst die Barmherzigkeit, das erstickende Mitleid mit den Menschen, wie es Budha empfand.

Und da er das Volk sahe, jammerte ihn desselben; denn sie waren verschmachtet und zerstreuet, wie die Schafe, die keinen Hirten haben.

(Matth. 9, 36.)

Das Zeichen des falschen Propheten war von Anbeginn der Menschheit und wird bis zu deren Ende sein: daß er sich seiner Mitmenschen aus Durst nach Ehre, Ruhm und Auszeichnung annimmt. Ihn treibt der Ehrgeiz und die Herrschsucht (die Gracchen, Mirabeau, Robespierre, Lassalle). Die falschen Propheten thun Großes, sie verrichten bedeutsame Thaten für die Menschheit, sie geben ihr einen gewaltigen Stoß nach vorwärts, aber jedes Kind spürt in sich die unklare Vorstellung, daß sie neben die echten Propheten, die weisen Helden nicht gestellt werden dürfen, daß diese beiden Klassen eine himmelweite Kluft von einander trennt.

Was die echten Propheten treibt, in einer Weise treibt, daß sie meinen, ein Sturmwind habe sie wie ein Lindenblatt ergriffen und |
ii223 wirbele sie vorwärts, immer vorwärts, unaufhaltsam in fliegender Hast: das ist das

herzbrechende Mitleid mit ihren verdüsterten, verthierten Brüdern.

Und dieses Mitleid ist tausendmal größer als das Leid der Brüder; denn wie das Auge sich selbst nicht sehen kann, so können auch diese ihren Zustand nicht objektiv erkennen. Wie nur Der etwas Bitteres als bitter schmecken kann, welcher die Süßigkeit bereits empfunden hat, so ist auch das Leid über die Verthierung abhängig von der vorausgegangenen Empfindung des reinen Herzenfriedens. Dieser für die Entstehung der echten Menschenliebe nothwendige Contrast kann nur aus einer reinen Seele entspringen, einer Seele, die glühend das göttliche Gesetz in sich aufgenommen und alle seine Segnungen in sich geschmeckt hat.

> Meine Lehre ist nicht mein, sondern deß, der mich gesandt hat.
>
> So Jemand will deß Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede.
>
> Wer von sich selbst redet, der sucht seine eigene Ehre; wer aber sucht die Ehre deß, der ihn gesandt hat, der ist wahrhaftig und ist keine Ungerechtigkeit an ihm.
>
> (Joh. 7, 16-18.)

Die echten Propheten allein können für Andere etwas thun, ohne anderen persönlichen Vortheil davon zu haben, als den Herzensfrieden. Sie wollen frei sein von dem Mitleid mit Anderen, das ihr Herz bis in den Hals anschwellen läßt und sie zu ersticken droht; sie wollen dieses positive Leid in sich ertödten und deshalb werden sie, ob sie gleich widerstreben, aus dem Frieden und der köstlichen Einsamkeit der Wüste mit unwiderstehlicher Gewalt in das Gewühl und Getümmel der Menschen zurückgetrieben, wo sie von Denen, für welche sie das höchste Opfer gebracht haben, das sie bringen können: die äußere Ruhe, getreten, gepeitscht, bespieen und endlich an's Kreuz geschlagen werden.

Seltsam! Sie schweben über der Menschheit; Nichts, was den tristen Samen Adams bewegen kann, nicht Ruhm, nicht Macht, nicht Gold kann sie reizen; sie schwelgen in der ganzen Wonne einer reinen und hellen Individualität; sie würden sich selbst genügen, ob sie auch tausend Jahre alt werden sollten; – und dennoch werden sie aus diesem Paradies ihrer einsamen lichtvollen Individualität in das |
ii224 Land geschleudert, vom goldenen Gipfel herunter in das dunkle, schwüle, enge Thal geschleudert. Warum? Weil sie barmherzig sind und nur, weil sie barmherzig sind.

Und so treten sie denn, unbeweglich im Innern, in die heftige, ruhelose, äußere Bewegung. Ihre zarten feinen Hände ergreifen den rebellischen harten Menschenstoff und mit den Nägeln allein suchen sie, – die größten Künstler auf dieser Erde! – in Granit die ideale Gestalt zu graben, die in ihrem Geiste lebt und in unsagbarer Holdseligkeit als leidlose Menschheit, als eine Menschheit ohne Noth und Elend, vor ihrem trunkenen Auge schwebt.

O wie die zarten Hände bluten! Wie ihre Nerven tausendfach gespalten und jede Faser gezerrt und zerstochen wird! Aber sie ruhen nicht, sie arbeiten immer weiter, immer weiter, weil sie müssen.

Sie haben nur ihre Nägel: nur ihre Rede, nur erlösende Worte. Aber welche Kraft liegt darin! Das menschliche Wort ist kräftiger und stärker als die Elementargewalten. Es hat, subjektiv ausgedrückt, Causalität und die Causalität keiner Naturkraft kann mit der seinigen verglichen werden. Wie ein Wort voll tödtlichen Gifts Menschen weiter von einander trennen kann als die Wogen des Meeres in einem Sturm, oder sie sicherer scheidet als das schärfste Messer, so kann das erlösende Wort sie unauflöslich verbinden und aus Dornbüschen Aprikosenbäume machen, was das brütende segensreiche Sonnenlicht, die beste Erde und der fruchtbarste Regen nicht zu bewirken im Stande wären.

> Und alles Volk begehrte ihn anzurühren; denn es ging Kraft von ihm und heilete sie alle.
>
> (Luc. 6, 19.)

Diese sehr wichtige Stelle ist nur aus diesem Gesichtspunkte zu erklären; nur das verschrobenste Denken könnte den animalischen Magnetismus zu Hülfe rufen.

Wie Budha war auch Christus Fatalist. Wie jener sein Haar abschnitt und es in die Luft warf, um einen Rath von außen zu erzwingen, weil sein Inneres schwieg, so fragte auch der edle Jude in kritischen Lagen immer und immer das Schicksal, genauer: seinen Gott, und bat, er möge ihm ein Zeichen, einen Wink geben.

> Da ward ihm das Buch des Propheten Jesaias gereichet. Und da er das Buch herumwarf,

fand er den Ort, da geschrieben stehet:

ii225 Der Geist des Herrn ist bei mir, derhalben er mich gesalbet hat und gesandt zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen, und den Blinden das Gesicht, und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen.
(Luc. 4, 17. 18.)

Und da er das Buch herumwarf! Wie mußte ihn dieses zufällige Aufschlagen der bedeutsamen Stelle mit Muth für seine Mission erfüllen! Jeder, der in sein Leben zurückblickt, wird wenigstens Einen Fall finden, wo er thatsächlich rathlos war. Sein Inneres war vollständig stumm und bei seinen Freunden und Verwandten fand er auch keinen Rath. Da war es vielleicht ein alter Papierstreifen, den er *zufällig* fand, oder ein Vögelein, das sich zufällig vor ihn setzte und sang, oder das Wort eines Menschen, den er zum ersten Male sah, oder auch der Zustand nach einem Gebet zu Gott, das aus dem Herzen nur als eine wortlose gesammelte Strömung floß, kurz irgend etwas Plötzliches, rein Zufälliges, was ihm den rechten Weg deutlich zeigte. Findet er einen solchen Fall, so wird er meine Auslegung kaum belächeln. Auch verwahre ich mich entschieden gegen die Insinuation, ich sei ein einfältiger Kartenschläger, Bleigießer, Bibelaufschlager. Dagegen bekenne ich, daß ich zuweilen die Bibel, oder *Kant*, oder *Spinoza*, oder *Schopenhauer* mit der bestimmten Absicht aufschlage, mir den ersten Satz oben, rechts oder links, oder unten rechts oder links zur Richtschnur dienen zu lassen. Es geschieht sehr selten, *nur in sehr kritischen* Lagen, und immer bin ich *allein*.

Handle ich thöricht? In keiner Weise, selbst nicht vom alleroberflächlichsten Standpunkt aus beurtheilt. Denn von diesem Standpunkte aus wird das Wesen des Zufalls nicht ergründet, noch, wäre es der Fall, anerkannt. Da zeigt sich nun lediglich die souveräne Errichtung einer Causalität, welche ich für meine Person kühn aufstelle. Ich *schaffe* mir eine Ursache, die dann dieselbe Kraft hat, wie der Arm eines Menschen, der mich auf die Seite schleudert oder sein Stoß, der mich zehn Fuß weit vorwärts stürzen läßt. Nun tritt eine Handlung in die Erscheinung, die sich vollständig als nothwendiges Glied in die natürliche Causalreihe aufnehmen läßt und ich handle so nothwendig, wie wann ich ein brennendes Haus verlasse, oder im Sommer, vom Wasser angezogen, ein erquickendes Bad nehme.

ii226 Ich erkenne also von diesem Standpunkte aus gar nicht an, daß eine allmächtige Weisheit, welche die Geschicke der Menschen leite, mich gerade *diese* Stelle im Evangelium *Johannis*, gerade *diese* Stelle im *Spinoza* u.s.w. finden ließ, welche Ursache einer Handlung wird. Ich schaffe mir lediglich, um mein Schwanken zu beenden, eine äußere Causalität.

Wie stellt sich aber die Sache, wenn ich mich z. B. auf das Dogma der Dreieinigkeit stütze? Da ist die Bewegung des kleinsten Sonnenstäubchens *vor* der Welt festgestellt worden und die Welt liegt in einem nothwendigen Zusammenhang. Das heißt nun mit anderen Worten: es giebt keinen Zufall, wie *Schiller* sagte.

Weil dies nun die richtige Ansicht der Welt ist, deshalb sehen wir gerade die allerbedeutendsten Männer der Vergangenheit sich immer dann eine Causalität schaffen, wann keine vorhanden war; denn ist eine solche vorhanden, d. h. spricht entweder das Innere oder die Außenwelt deutlich, so können sie gar nicht in die Lage kommen, sich eine Ursache willkürlich zu erschaffen.

Dieses Verfahren, welches man eine Fragestellung an das Schicksal nennen kann, ist selbstverständlich weit, weit entfernt von dem der Abergläubischen, obgleich beide Verfahren einen und denselben Ursprung haben: die deutliche oder undeutliche Vorstellung einer Welt, die durchaus von der Nothwendigkeit beherrscht wird, weil sie einer einfachen Einheit entsprang. Der Träger des ersteren Verfahrens, ein rationeller Fatalist, wird sich unter keinen Umständen in eine Abhängigkeit vom Freitag, von der Zahl Dreizehn, von dem Zusammentreffen mit einem Leichenzuge, einer Heerde Lämmer oder einer solchen von Schweinen, von jammerndem Ofenfeuer, von Träumen, vom Ausspruche einer Zigeunerin u.s.w., u.s.w. setzen. Er hält sich von all diesem einfältigen Kram frei und schafft sich *allein* in kritischen Lagen eine Ursache zum Handeln.

So *Budha*. So auch *Christus*.

Am deutlichsten zeigt sich dieses Verfahren bei Christus darin, daß er seine individuelle Mission auf's Engste mit den Weissagungen der Propheten des alten Testaments verknüpfte. Er schaffte sich hierdurch eine Causalität, die ihn in den Tod trieb; denn darf man nicht behaupten, daß er nie gekreuzigt worden wäre, wenn er dieses Band nicht willkürlich um sich geschlungen hätte?

ii227 Er aber sprach zu ihnen: das sind die Reden, die ich zu euch sagte, da ich noch bei euch war: denn es muß Alles erfüllt werden, was von mir geschrieben ist im Gesetz Mosis, in den Propheten und in den Psalmen.

(Luc. 24, 44.)

Auch gehört die oben bereits angeführte Stelle hierher:

Oder meinest du, daß ich nicht könnte meinen Vater bitten, daß er mir zuschickte mehr denn zwölf Legionen Engel?

Wie würde aber die Schrift erfüllet? Es muß also gehen.

(Matth. 26, 53. 54.)

Jetzt wollen wir uns in diejenigen Charakterzüge Christi vertiefen, welche ihm entweder ganz eigenthümlich waren, oder nur entfernt mit solchen Budha's Aehnlichkeit haben.

Budha kämpfte alle seine Kämpfe als Prinz oder in der Wüste. Als er die Wüste verließ und zu lehren anfing, war seine Seele ein immer reiner Spiegel, den nichts mehr trüben konnte. Kein Schwanken, keine Leidenschaftlichkeit mehr, sondern volles Vertrauen in seine Mission, vollkommene Güte, vollkommener Stolz.

Nicht so Christus. Er war aus anderem Stoff gemacht als Budha, er war ein Jude, kein Inder, er hatte an der Brust der Maria, nicht an derjenigen der Königin *Mahamaya* gelegen.

Als die Juden noch ein geschlossenes Volk waren, trugen sie den Charakter aller Semiten: bald blähten sie sich wie ein Kropftäuberich oder spreizten sich wie ein Pfau, bald krümmten sie sich wie ein Wurm und winselten wie ein getretener Hund. Sie schwankten zwischen maßloser Zerknirschung und maßloser Selbstüberhebung. Die armen Könige, welche diese verzagte und trotzige Bande zu regieren hatten! Auch sehr viele Juden unserer Zeit haben noch diesen Charakter. Sie zeigen die widerlichste Aufgeblasenheit, Frechheit und Unverschämtheit, wo sie sicher sind, und die unwürdigste Selbstaufgebung, die gemeinste und ekelhafteste Speichelleckerei, wenn sie im Staube liegen.

Auch Christus bewegte sich in beiden Richtungen und zeigte das Schwanken zwischen beiden, aber natürlich nur auf Grund einer edlen durchgebildeten herrlichen Individualität: als Ideal eines Juden.

Bald war er verzagt und ängstlich und kämpfte mit dem Zwei|fel
ii228 an seiner Mission, bald erglühte er unter dem Kusse der Ueberzeugung, daß er das reinste Gefäß Gottes sei.

Meine Seele ist betrübt bis in den Tod; bleibet hier und wachet mit mir.

(Matth. 26, 38.)

Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden: was wollte ich lieber, denn es brennete schon!

Aber ich muß mich zuvor taufen lassen mit einer Taufe, und wie ist mir so bange, bis sie vollendet werde.

(Luc. 12, 49. 50.)

Dagegen in dem Zustand der seligsten Verinnerlichung:

Die Leute von Ninive werden auftreten am jüngsten Gericht mit diesem Geschlecht, und werden es verdammen; denn sie thaten Buße nach der Predigt Jonas. Und siehe, hier ist mehr denn Jonas.

Die Königin von Mittag wird auftreten am jüngsten Gericht mit diesem Geschlecht, und wird es verdammen; denn sie kam vom Ende der Erde, Salomos Weisheit zu hören. Und siehe, hier ist mehr, denn Salomo.

(Matth. 12, 41. 42.)

Und da er betete, ward die Gestalt seines Angesichts anders und sein Kleid ward weiß und glänzte.

(Luc. 9, 29.)

In der letzteren Stelle kann unter Kleid nur das Kleid des Geistes, das Antlitz, verstanden werden. Die gewaltige Begeisterung machte ihn bleich und verklärte seine Züge.

Das Schwanken nun zwischen diesen beiden Zuständen namenloser Angst und glutvollster Begeisterung mußte das Wesen des Heilands tiefernst machen und ihm das Gepräge der rührendsten Melancholie geben. Die Todessehnsucht, die Sehnsucht nach der völligen Vernichtung, die dadurch verstärkt wurde, daß er seinen Opfertod, die Bluttaufe, als unumgänglich nothwendig erkannte, kämpfte mit dem zitternden Fleische unaufhörlich. Nur ein Unmensch kann das dreizehnte Capitel des Evangeliums Johannis ohne Thränen lesen.

Die Züge Budha's dagegen zeigten immer ruhige Gelassenheit, freundliche Güte und Unanfechtbarkeit. Aber deshalb steht |
ii229 uns auch Christus viel näher und sein Leben ergreift und packt unser Herz viel kräftiger als das Leben des großen Inders.

Eng mit dem erörterten Schwanken ist auch das Vertrauen Christi verknüpft. Während Budha die felsenfeste Gewißheit in sich trug, daß ihm in dieser Welt kein Haar gekrümmt werden könne, weil er ein Lehrer der Menschheit sei, bat Christus bald, daß der Kelch an ihm vorübergehen möge, bald betete er mit düsterer Entschlossenheit: dein Wille geschehe.

Darum kam er auch nicht wie Budha zum Gefühl der Allmacht und vollständigen Unabhängigkeit und Selbstherrlichkeit und zu dem daraus geborenen exaltirten Stolz Budha's:

> Ich bin der größte der Herren auf Erden, mit mir kann Niemand verglichen werden,
>
> (*M. o. B.*, 146 u. 361.)

sondern er setzte seinen Stolz immer in Beziehung zu einer fremden Macht, vor der er sich in Demuth beugte. Den Menschen gegenüber nahm er den Standpunkt Budha's ein. Da sprach er die stolzen Worte:

> Ich nehme nicht Ehre von Menschen,
>
> (Joh. 5, 41.)

oder:

> Du sagst es: ich bin ein König;
>
> (Joh. 18, 37.)

aber dem reinen Lichtgott gegenüber freute sich der edle Galiläer bloß der empfangenen, nicht der in sich selbst erzeugten Weisheit und Macht.

> Zu der Stunde freuete sich Jesus im Geist, und sprach: Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du solches verborgen hast den Weisen und Klugen, und hast es geoffenbaret den Unmündigen. Ja, Vater, also war es wohlgefällig vor dir.
>
> Es ist mir Alles übergeben von meinem Vater. Und Niemand weiß wer der Vater sei, denn nur der Sohn.
>
> (Luc. 10, 21. 22.)

Aus jenem Schwanken und der Melancholie läßt sich ferner die Leidenschaftlichkeit Christi und sein Mangel an feiner Ironie ableiten. Budha ist als Lehrer nie mehr leidenschaftlich gewesen. Ich erinnere daran, daß er gegen Schlechte und Einfaltspinsel höchstens das Wort: *mogha purisa* (eitler Mensch) gebrauchte. |
ii230 Wie brauste und tobte es dagegen zuweilen in Christus, wie erfüllte ihn heller Zorn, wenn er mit den dünkelhaften Pharisäern rang und überhaupt mit seinen Händen in menschlichen Schmutz greifen mußte!

Sein achtfaches Wehe über die Pharisäer im 23ten Capitel des Ev. Matthäi entsprang der denkbar zornigsten Aufwallung des Herzens, und nicht nur zerschmetterte er die Geldwechsler im Tempel mit Worten wie Quadersteine, sondern seine tiefe Empörung fand auch Ausdruck darin, daß er die Tische der Wechsler umwarf, die Stühle der Taubenkrämer auf die Straße schleuderte, die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel jagte und nicht gestattete, daß man durch den Tempel den Weg abkürzte. Ja, mehr noch. Er suchte an einem Feigenbaume Labung und als er die Unfruchtbarkeit desselben entdeckte, verfluchte er ihn.

Letzteres möge man nun auffassen, wie man wolle, dem Buchstaben oder dem Geiste nach, immer steht man vor einer leicht erweckten Leidenschaftlichkeit, einem schwankenden, einem zerwühlten Gemüth, das allerdings wieder bedingt war durch große Genialität.

Und so reich die Budhaistischen Schriften an Stellen sind, wo der ruhige gelassene Weise die feinste Ironie zeigte, so dürftig sind die Evangelien in dieser Hinsicht. Man findet nur die

eine Stelle:

> Da sprachen sie zu ihm: Wer bist du denn? Und Jesus sprach zu ihnen: Erstlich Der, der ich mit euch rede;
>
> (Joh. 8, 25.)

was allerdings eine ganz köstliche Persiflirung der unfruchtbaren Haarspalterei der bornirten Pharisäer und ihres Lebens in Wolkenkukuksheim war.

Es bleibt jetzt nur noch ein Hauptcharakterzug Christi zu besprechen übrig, nämlich seine passive Widerstandsfähigkeit, die wohl auch Budha gezeigt haben würde, wenn er in den Verhältnissen des Heilands sich hätte bewegen müssen. So aber zeigt sie Christus allein und zwar in einer Weise, die nicht übertroffen werden kann.

> Da sprach Pilatus zu ihm: Hörest du nicht, wie hart sie dich verklagen?
>
> Und er antwortete ihm nicht auf Ein Wort, also, daß sich auch der Landpfleger sehr verwunderte.
>
> (Matth. 27, 13. 14.)

ii231 Als der Herrliche erkannt hatte, daß sein Tod nothwendig sei, schloß er sich ganz in seine süße Individualität ein, wie eine Schnecke sich in ihr Haus zurückzieht, und ließ mit sich machen, was man wollte: er ließ sich ruhig verspotten, mit Ruthen peitschen, mit Dornen krönen und zuletzt an's Kreuz schlagen. Es mußte sein, wenn seine Lehre, mit der er stand und fiel, zu einem Baume werden sollte, der die Welt beschattet. Er flüchtete sich in sein helles Bewußtsein und wich hier nicht um die Breite eines Haares.

Ich will noch bemerken, daß sich ein sehr großer Theil des Wesens Christi, ganz unabhängig von seiner Nationalität, lediglich aus dem von ihm vollständig unterdrückten Geschlechtstrieb ableiten läßt. Die Folgen der Virginität würden dann nur durch den ursprünglichen Charakter verschärft worden sein, weil die Juden ein wollüstiges Volk und sehr fruchtbar waren und sind. Genialität ist zwar kein Produkt der Virginität, aber ist erstere schon vorhanden, so wird sie durch letztere auf eine anderen Genies unerreichbare Höhe hinaufgetrieben: das ist der Lohn der Enthaltsamkeit. Das Sperma wird nicht ausgeschwitzt, sondern in's Blut resorbirt; es ist die concentrirteste menschliche Kraft und diese Kraft kommt nun dem Gehirn zu Gute: das Gehirn brennt gleichsam in reinem Sauerstoff, anstatt in gewöhnlicher Luft.

Auf den Geist übt also die Virginität einen erhellenden Einfluß; auf das Herz dagegen, resp. das ganze Blutleben, einen verdüsternden, melancholisch machenden. Bald schwingt sich das Herz hoch über die Wolken, bald versinkt es unabsehbar tief in grausige Schwermuth, Angst und Beklommenheit. Auch das Leben Budha's mußte schon aus diesem Grunde ein ganz anderes als dasjenige Christi sein. Budha hatte mit Absicht auf Frauen eine stürmische Jugend hinter sich, als er Einsiedler wurde, ähnlich wie Augustinus die Wiedergeburt in den Bordellen fand. Budha ist vom Prinzen *Sidhartta* sehr genau zu unterscheiden. Ersterer berührte kein Weib mehr. So konnte denn der Geist die Frucht der Enthaltsamkeit vom geschlechtlichen Genusse ernten, während das ruhige Blut nicht mehr von der Keuschheit wesentlich alterirt wurde.

Was Christus erlangen wollte, wurde ihm nach dem Tode zu Theil. Das Bild des gekreuzigten Zimmermannsgesellen, der für die Menschheit in den Tod gegangen ist, steht im selben klaren Lichte, wie das Bild des indischen Königssohnes, der dem Thron |
ii232 seiner Väter entsagte, schmutzigen erbettelten Reis aß und fünfundvierzig Jahre lang, unermüdlich lehrend und kämpfend, das Land durchwanderte, um die Menschheit zu erlösen. Und kein Anderer steht neben diesen Beiden, Keiner wird je neben ihnen stehen. Nur zwei Andere stehen auf einer tieferen Stufe zu ihrer Rechten und Linken: Kant und Schopenhauer, Helden des Geistes, allein nicht des Geistes und des Herzens. Was sind alle anderen hervorragenden Menschen auf allen Gebieten der Cultur im Vergleiche mit diesen? Was Moses? was Phidias? was Raphael? was Spinoza? was Newton? was Goethe? was Beethoven? Und wohl den Menschen, daß sie diese vier haben! Wohl Dem, der sich mit ihrer Milch sättigen kann! Von ihnen und ihren Lehren gelten die schönen markigen Worte Fichte's, womit er Christus und seine Lehre allein pries:

> Es bleibt ewig wahr, daß wir mit unserer ganzen Zeit und mit allen unseren philosophischen Untersuchungen auf den Boden des Christenthums niedergestellt sind und

von ihm ausgegangen: daß dieses Christenthum auf die mannigfaltigste Weise in unsere ganze Bildung eingegriffen habe, und daß wir insgesammt schlechthin Nichts von alledem sein würden, was wir sind, wenn nicht dieses mächtige Princip in der Zeit vorhergegangen wäre. Wir können keinen Theil unseres, durch die früheren Begebenheiten uns angeerbten Seins aufheben; und mit Untersuchungen, was da sein würde, wenn nicht wäre, was da ist, giebt kein Verständiger sich ab. Und so bestätiget es sich denn auf alle Weise, daß bis an das Ende der Tage vor diesem Jesus von Nazareth wohl alle Verständigen sich tief beugen und Alle, je mehr sie nur selbst sind, desto demüthiger die überschwängliche Herrlichkeit dieser großen Erscheinung anerkennen werden.

Sechster Essay.
Die Philosophie der Erlösung.

ii233

Ich hab's gewagt!
Ulrich van Hutten.

ii235 Die *Philosophie der Erlösung* ist Verklärung und Erleuchtung der christlichen *Religion der Erlösung*. Sie ist einerseits wie diese die Verbindung des indischen Pantheismus mit dem Budhaismus, andererseits Verbindung des kritischen Idealismus (*Kant*, *Schopenhauer*) mit dem vernünftigen Realismus. Und zwar ist dies rein zufällig, weil sie organisches Gebilde aus einem überlieferten empirischen Grundprincip ist: dem individuellen, sich bewegenden Willen zum Leben, den sie jedoch als *Wille zum Tode* entschleierte.

Das Originelle meiner Philosophie kann ich in Einen Satz nicht fassen. Ich muß es entwickeln.

Dasjenige, was ihr unbestreitbares, ganz eigenthümliches Verdienst, gleichsam dessen Kern ist, das ist:

> daß sie zum ersten Male *wissenschaftlich* den *Atheismus* begründete.

Aber ich kann auch dieses Verdienst in einem Satze ausdrücken, welcher den vorigen vollständig aufzuheben scheint. Ich kann nämlich sagen, daß

> meine Philosophie zum ersten Male Das, was sich von jeher die Philosophen und freieren Theologen unter Gott vorstellten, am geläutertsten hinstellte, daß sie also der reinste und verklärteste, der zum ersten Male *wissenschaftlich* begründete *Theismus sei*.

Atheismus und Theismus: das scheinen absolute und unvereinbare Gegensätze zu sein. Sie wären auch beides, wenn eben Gott ein Begriff von einem ganz bestimmten Inhalt wäre. Das ist aber nicht der Fall und deshalb ist der Gegensatz nur ein scheinbarer und Atheismus und Theismus sind zu vereinigen.

Unter Gott hat man sich, seitdem die dem Individuum gegen|überstehende,
ii236 von ihm nicht beherrschte Macht als *Einer* Kraft entfließend gedacht worden ist, zweierlei vorgestellt:

1) Ein *persönliches* Wesen nach Analogie des Menschen (Judengott).
2) Ein unergründliches Wesen, dessen Wirksamkeit, dessen *Willen* man allein erkennen kann: *reine Allmacht*.

Das persönliche Wesen wurde dann noch durch die Phantasie der Künstler zu einem guten Greis mit weißem Barte herabgedrückt.

Dem ersteren Gott, dem persönlichen, mit *Willen* und *Geist* begabten Judengott gegenüber ist meine Lehre Atheismus; gegenüber dem letzteren Gott aber ist sie reiner, echt wissenschaftlicher Theismus; denn nach meiner Lehre ist Gott in der Welt keine einfache Einheit, sondern das feste Band, das alle Individuen der Welt umschlingt und zwar deshalb so innig umschlingt, weil die Welt einer vorweltlichen einfachen Einheit entsprungen ist. Gott in der Welt ist also nur ein Verhältniß, keine Persönlichkeit.

Hiernach tritt meine Lehre sowohl polemisch gegen den starren jüdischen Monotheismus, als gegen den Pantheismus in jedweder Form auf. Sie tritt ferner auch polemisch gegen den Theismus in der gewöhnlichen Auslegung des Worts auf, wonach Gott halb in der Welt, halb frei außerhalb der Welt steht. Sie ist aber reiner Theismus in der Bedeutung, daß die Individuen nicht allmächtig, sondern von einer Macht beschränkt sind, welche *in* der Welt ein bloßes Verhältniß ist, *vor* der Welt aber eine Einheit war, in welcher alle Individuen, allerdings auf eine uns unfaßbare Weise, existirten.

Um diese wichtige Sache noch klarer hinzustellen, bediene ich mich des vortrefflichen Unterschieds, den die genialen christlichen Mystiker zwischen Gottheit und Gott machten:

> Gott als Gottheit, dem gehört nicht zu, weder Wille, noch Wissen oder Offenbaren, noch dies, noch das, das man nennen oder sprechen oder denken kann.
>
> Aber Gott als Gott gehört zu, daß er sich selbst ausspreche und sich selber bekenne und liebe und

sich sich selbst offenbare.

(Der Franckforter.)

Die Unterscheidung wäre unübertrefflich, wenn sie kritisch, nicht mystisch gemacht worden wäre; denn sie hat nur dann einen guten Sinn, wenn man die Gottheit von Gott ganz scheidet und die Gott|heit
ii237 vor die Welt, Gott in die Welt, also nacheinander und einander ausschließend, legt. Der Mystiker ließ sie aber nebeneinander oder besser ineinander existiren oder persönlich coexistiren, was kein menschlicher Geist denken kann.

Wenn ich mich nun der beiden Worte bediene, um meine Philosophie zu charakterisiren, so muß ich sagen:

Die Gottheit existirte vor der Welt und ist schlechterdings unergründlich. Sie hatte weder Willen, noch Wissen, noch Offenbaren, d. h. wir stehen vor Etwas, das keiner Erkenntnißkraft sich unterwerfen und auch in keiner sich spiegeln kann.

Diese Gottheit starb aber, die Welt gebärend. Oder mit den Worten des Franckforters: Als sich die Gottheit aussprach, sich sich selbst bekannte, sich liebte und sich sich selbst offenbarte, da entstand Gott: d. h. eine Welt von Individuen, welche ein festes Band verknüpft, so daß die Welt, trotz ihren unzähligen Individuen doch nur einen einheitlichen Entwicklungsgang hat.

Wir haben also in der Sprache der Religion:

Gottheit – Gott – Christus und heiligen Geist –

und in der Sprache meiner Philosophie:

Gott – Dynamischen Zusammenhang der Welt –
– Welt der Individuen und Schicksal –
(nothwendige Bewegung der ganzen Welt).

Auf diese Weise ist meine Philosophie Philosophie des Christenthums, d. h. Verklärung und kritische Erleuchtung der Religion der Erlösung. Sie ist ferner, wie man deutlich einsehen muß, Verbindung des exoterischen Budhaismus (Selbstherrlichkeit des Individuums) mit dem Pantheismus und Monotheismus (todtes Individuum), welche Lehren halbe Wahrheiten enthalten. Sie ist ferner Atheismus, wie schon bemerkt, gegenüber einem persönlichen Gott über der Welt oder einem einheitlichen Gott in der Welt, und reiner Theismus, wenn man den Zusammenhang der Individuen, das Verhältniß, in dem sie zu einander stehen, Gott, und die aus dem Zusammenwirken aller Individuen der Welt resultirende einheitliche Bewegung den Willen Gottes nennt.

Meine Lehre ist mithin im eminentesten Sinne des Worts Abschluß aller philosophischen Systeme und zugleich Metamorphose der echten Religion. Im Hinblick auf die speculative Philosophie ist sie auch ganz bestimmt die absolute Wahrheit, weil sie den esoterischen |
ii238 Theil des Budhaismus und des Christenthums auf ihrer Seite hat. Dagegen ist sie selbstverständlich in ihrem empirischen Theil, der die Naturwissenschaften, die Künste und die politischen Wissenschaften (Staatswissenschaft, Geschichte, National-Oekonomie u.s.w.) umfaßt, läuterungs- und fortbildungsfähig, d. h. keine absolute Philosophie.

Dieses eben entwickelte rein Originelle meiner Lehre ist natürlich die Blüthe auf einem organisch gewachsenen Stengel mit Wurzeln und Blättern. Es ist Resultat einer Summe von Untersuchungen oder auch Schlußstein einer Pyramide. Die Uebereinstimmung dieser Blüthe mit dem esoterischen Budhaismus und dem esoterischen Christenthum ist zufällig, was schon aus dem Aufbau meines Systems deutlich hervorgeht. Aber das Christenthum hat, wie Fichte sehr treffend sagte, auf die mannigfachste Weise in unsere Bildung eingegriffen; ferner ist die Wahrheit nur Eine, während viele Wege zu ihr führen, die alle in der mannigfachsten Verbindung zu einander stehen, oder mit anderen Worten: die Entwicklung des Geistes ist eine allgemeine.

Als redlicher Philosoph habe ich mir erst durch genaue Untersuchung unseres Erkenntnißvermögens, worauf unsere äußere und innere Erfahrung beruht, einen festen Boden unter den Füßen geschaffen.

Auf dem Gebiet der Erkenntnißtheorie habe ich nun zunächst auf Grund der sorgfältigsten

Untersuchung zu bestätigen gehabt, daß Locke's Schnitt durch das Reale und Ideale radical und richtig war. Ich hatte ferner zu bestätigen, daß Raum und Zeit, Substanz, Causalität und Wechselwirkung, der großen Lehre Kant's gemäß, rein ideal in unserem Kopfe und sonst nirgends seien, und daß die Thätigkeit der Vernunft Synthesis sei. Ferner hatte ich zu bestätigen, daß das Schopenhauer'sche Causalitätsgesetz apriorisch und eine Function des Verstandes, seine einzige, sei.

Dagegen habe ich, im Widerspruch mit Locke, Kant und Schopenhauer, Folgendes gefunden:

a. im Widerspruch mit Locke:
daß die Materie nicht das Ding an sich, sondern eine Verstandesform, d.h. apriorisch sei;

b. im Widerspruch mit Kant:
1) daß der mathematische Raum und die Zeit keine reinen Anschauungen *a priori*, sondern Verbindungen *a poste|riori*
ii239 auf Grund des apriorischen Punkt-Raums und der apriorischen Punkt-Zeit (Gegenwart) seien;
2) daß die Substanz nicht apriorisch, sondern eine *a posteriori*-Verbindung auf Grund der apriorischen Materie sei;
3) daß die Causalität nicht apriorisch, sondern die *a posteriori*-Erweiterung des apriorischen Gesetzes der Causalität sei (Uebergang von der Wirkung im Sinnesorgan zur Ursache);
4) daß die Wechselwirkung nicht apriorisch, sondern eine *a posteriori*-Verbindung auf Grund des apriorischen Causalitätsgesetzes, resp. der allgemeinen Causalität sei;

c. im Widerspruch mit Schopenhauer:
1) daß das apriorische Causalitätsgesetz selbst unwiderleglich auf die reale Einwirkung, resp. das Ding an sich leite;
2) daß das apriorische Causalitätsgesetz nicht hindere, alle causalen Zusammenhänge zu erkennen;
3) daß mithin die Kantische Synthesis unentbehrlich sei.

Originell ist demnach in meiner Erkenntnißtheorie:
1) Der Punkt-Raum (reine Fähigkeit, die Ausdehnung zu erkennen);
2) die Punkt-Zeit;
3) die Materie als Verstandesform;
4) die richtige Erklärung der Substanz;
5) die richtige Erklärung der Kantischen Causalität;
6) die richtige Erklärung der Wechselwirkung.

Im Zusammenhang hiermit stehen die Resultate:
1) daß das Causalitätsgesetz auf das Ding an sich leite;
2) daß das Ding an sich Ausdehnung habe, die mit dem Raum nicht identisch ist;
3) daß das Ding an sich Bewegung habe, die mit der Zeit nicht identisch ist;
4) der Punkt der Bewegung des Dinges an sich;
5) die reale Einwirkung von Ding an sich auf Ding an sich;
6) der dynamische Zusammenhang.

Als Hauptresultat meiner Erkenntnißtheorie ergab sich:
1) daß die subjektive Materie (relative Substanz) das Ding an sich von seiner Erscheinung trenne (daß also das Ding an sich nicht Materie sei, wie Locke lehrte);
ii240 2) daß das Ding an sich eine sich bewegende individuelle reine Kraft sei.

Die Untersuchung der inneren Erfahrung bestätigte vorläufig die große Lehre Schopenhauer's:

daß das Ding an sich der erkenntnißlose Wille zum Leben sei.

Dagegen ergab sie im Widerspruch mit dem Endergebniß der Schopenhauer'schen Philosophie:

daß das Ding an sich der individuelle Wille zum Leben sei, der ein einziges

Produkt habe: die Bewegung.

Man wird immer mehr erkennen, daß dieses wichtige Ergebniß, d. h. die strengste Sonderung des Dinges an sich von den Erkenntnißformen und die Bestimmung des Dinges an sich als des individuellen, sich bewegenden Willens zum Leben, die Naturwissenschaften von Grund aus reformiren wird. Wenn seither der Naturforscher den rein empirischen Weg verließ und sich auf einen höheren Standpunkt schwingen wollte, um Resultate ziehen zu können, so umtanzten ihn immer die Irrlichter der subjektiven Formen: Unendlichkeit, unendliche Theilbarkeit u.s.w., und die Irrlichter der Metaphysik: Gattung, selbständige Naturkräfte u.s.w., und führten ihn in die Irre. Das individuelle Ding an sich, dessen Wesen lediglich ein Ding von einer bestimmten Intensität und mit einer bestimmten Richtung ist, verscheucht allen Spuk und macht die Bahn der Wahrheit frei.

Mit diesem von außen und von innen bestätigten einzigen Princip, dieser Thatsache der inneren und äußeren Erfahrung: dem individuellen, sich bewegenden Willen zum Leben, ging ich an die Ergründung der Natur.

Ich fand:

1) daß Irritabilität und Sensibilität die Thätigkeiten der Theile eines gespaltenen Theils des Willens seien, oder objektiv ausgedrückt: daß Nerven und Muskeln Bewegungsfactoren sind;
2) daß das Blut echter ungetheilter Wille, erkenntnißloser Dämon, resp. erkenntnißloser Instinkt sei;
3) daß der Wille auf seinen höheren Stufen in Qualitäten auseinandertrete;
4) daß von diesen Qualitäten die Zustände zu trennen seien;

ii241 5) daß alle Zustände eines Willens Modalitäten eines Normalzustandes seien;
6) das große Gesetz der Schwächung der Kraft.

Dieses große Gesetz steht im Widerspruch mit dem jetzt noch gelehrten Gesetz der Erhaltung der Kraft. Ich überlasse getrost der Zeit, das letztere zu verdrängen und das erstere zur allgemeinen Geltung zu bringen. *Tempo è galant' uomo* . (Die Zeit ist ein Ehrenmann.)

In der Aesthetik bewies ich hauptsächlich:

1) daß diese Wissenschaft selbst auf Zuständen des Willens beruhe;
2) daß der Grund des Schönen die harmonische Bewegung sei;
3) daß das Subjektiv-Schöne felsenfest auf dem apriorischen Theile unseres Erkenntnißvermögens stehe.

Ich bestimmte ferner genau

die Natur des Subjektiv-Schönen in allen seinen Verzweigungen.

In der Ethik bewies ich:

daß sie einerseits auf dem Egoismus (individuellem Willen), andererseits auf dem Gang der Menschheit aus dem Sein in das Nichtsein beruhe, im Widerspruch

a. mit Kant, der ein Handeln ohne Motiv für möglich hielt und zu einem außerweltlichen Gott seine Zuflucht nehmen mußte;
b. mit Schopenhauer, der die Abwesenheit aller egoistischen Motivation zum Kriterium einer moralischen Handlung machte und keine Weltentwicklung kannte.

In der Politik stellte ich

1) das historische Haupt-Gesetz: das Gesetz des Leidens auf (Modification des Gesetzes der Schwächung der Kraft);
2) bewies ich, daß die Menschheit dem absoluten Tod entgegengehe.

In der Metaphysik endlich fand ich:

1) daß das Weltall sich aus dem Sein in das Nichtsein bewege und zwar in's absolute Nichts, d. h. nicht zu einer bewußtlosen Potenz herabsinke;
2) daß die Bewegung aller Wesen nicht der Wille zum Leben, sondern der Wille zum Tode sei.

ii242 Ich kam also, vom Schopenhauer'schen Willen zum Leben ausgehend, zum Willen zum Tode als Endresultat, d. h. ich schwang mich, auf den Schultern Schopenhauer's stehend,

auf einen Standpunkt, den vor mir noch Niemand eingenommen hat.

Fasse ich hier zusammen, so ist meine Philosophie Versöhnung des Realismus mit Kant's kritischem Idealismus oder der echte transscendentale Idealismus, der den Dingen ihre empirische Realität läßt und sie nur durch die Materie (Substanz) als Erscheinung setzt.

Mit meiner Philosophie habe ich den Kampf aufgenommen:

1) mit der jetzt herrschenden Psychologie;
2) mit der herrschenden Lehrmeinung in den Naturwissenschaften (Newton'sche Farbenlehre und Theorie der Bewegung der Himmelskörper; Materialismus; Atomistik; Gesetz der Erhaltung der Kraft; Uebertragung des Wesens der idealen Formen auf die Kraft; Lehre von der metaphysischen Gattung; freventliche Uebertragung der Natur subjektiver Formen auf das Ding an sich (Unendlichkeit des Weltalls);
3) mit der herrschenden Aesthetik (Theismus oder Hegel'scher Absolutismus als Grundpfeiler der Aesthetik);
4) mit der herrschenden Ethik (Moraltheologie; ethisches Naturrecht; Pflichtenlehre);
5) mit der Grundverfassung des Staats;
6) mit der herrschenden Religion und mit sämmtlichen philosophischen Lehrmeinungen.

Alle diese Gegner sind Riesen; einige derselben sind Jahrtausende alt und ihre Kraft ist durch die Gewohnheit fast zur Allmacht gestiegen.

Ich stehe noch allein da, aber hinter mir steht die erlösungsbedürftige Menschheit, die sich an mich klammern wird, und vor mir liegt der helle flammende Osten der Zukunft. Ich blicke trunken in die Morgenröthe und in die ersten Strahlen des aufgehenden Gestirns einer neuen Zeit, und mich erfüllt die Siegesgewißheit.

Siebenter Essay.
Das wahre Vertrauen.

ii243

> Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn: Er wird es wohl machen.
>
> 37. *Psalm*, V. 5.

ii245 Ich bin einmal Zeuge davon gewesen, wie eine alte gute Frau eine Bekannte besuchte, welche ihren Gatten einige Tage vorher verloren hatte und in der bedrängtesten Lage war. Als das alte, vertrocknete, silberhaarige Mütterchen Abschied nahm, sagte sie: »Seien Sie ruhig. Gott verläßt die Wittwen und Waisen nicht.«

Nicht diese Worte an sich ergriffen und erschütterten mich: es war der Klang der Stimme, der Ton der größten Bestimmtheit, des unerschütterlichsten Glaubens, des unbedingten Vertrauens; es war der Glanz des blauen Auges, das ein Blitz durchfuhr und dann wieder ruhig, klar, mild, friedevoll leuchtete.

Was sie sagte, war der reine Ausdruck jenes felsenfesten Vertrauens, das *Christus* mit den Worten schilderte:

> Wahrlich, ich sage euch, wer zu diesem Berge spräche: Hebe dich, und wirf dich in's Meer, und zweifelte nicht in seinem Herzen, sondern glaubte, daß es geschehen würde, was er sagt: so wird es ihm geschehen, was er sagt.
>
> (Marc. 11, 23.)

Diese Worte des Heilands drücken Das, was in Rede steht, in einem kühnen Bilde sehr gut aus; denn wer felsenfest auf dem echten Vertrauen ruht, das entstanden sein mag, wie es wolle, der will gar keine Berge versetzen, der sitzt entweder selig eingesponnen in seinem Glauben wie ein Kind in seiner Märchenwelt: träumend, ruhig, still, genügsam, bescheiden, oder er hat viel wichtigere Dinge zu thun als Berge zu versetzen, viel schwierigere Leistungen zu vollbringen und er vollbringt sie, so daß er mehr thut als einen Berg in die Luft heben und in's Meer stürzen.

Wenn es eine Wahrheit giebt, welche der blödeste, dümmste und bornirteste Mensch so gut versteht wie der geistreichste und genialste, so ist es die:

ii246
> daß ein göttlicher, mächtiger Hauch die Dinge dieser Welt verbindet und die einzelnen Wesen bald von außen, bald von innen wie ein Wirbelwind ergreift und fortreißt.

Als die Hülle des Thiermenschen gefallen und der erste Mensch, ein armes Wesen mit wildem Drange im Blute und mit einer ganz schwachen Urtheilskraft in's Dasein getreten war, – da wurde schon dieser göttliche Hauch gespürt und der Schrecken vor etwas Unsichtbarem, Geheimnißvollen, Uebermächtigen trat in die Menschheit.

Wir haben in den ersten Essays Schritt für Schritt die Stellung des wachsenden Menschengeistes diesem unsichtbaren Geiste gegenüber verfolgt. Wir haben mit dem Polytheismus begonnen, haben dann jede Läuterung und Metamorphose desselben einzeln betrachtet; hierauf gelangten wir zum Judenthum *David*'s und *Salomo*'s, zum Monotheismus, und schließlich zum Pantheismus. Dann prüften wir die Lehre des *Sankhya* und den Budhaismus, ferner das reine Christenthum. Endlich legte ich den Kern meiner Lehre bloß.

In anderer Darstellung war unser Weg dieser: Wir gingen aus vom verzweiflungsvollen Schreck des Individuums vor dem unsichtbaren Geist, wann sich derselbe bethätigte, und vom geblähten Selbstgefühl des Individuums, wann sich der unsichtbare Geist *nicht* bethätigte. Dann haben wir Vertrauen zu einem Lichtgott und Furcht vor einem Gott der Finsterniß gefunden; dann fanden wir Vertrauen zu einem Einigen Lichtgott, wann das Individuum wußte, daß es den göttlichen Vertrag gehalten hatte, und maßlose Angst, wann es das göttliche Gesetz verletzt, gegen den offenbarten Willen der Gottheit gehandelt hatte. Hierauf betrachteten wir die Gelassenheit, Gleichgültigkeit und Willenslosigkeit des Individuums einer Einheit *in* der Welt gegenüber, denn das Individuum mußte sich nur für ein todtes, willenloses Werkzeug in der Hand einer allmächtigen Einheit, für eine Marionette, für eine

bloße Form für die Eingießungen der Gottheit halten. Dann bemerkten wir die Reaction des Individuums gegen diese verkehrte Machtvertheilung. Im Individuum loderte der Prometheusfunke zu einer himmelstürmenden Flamme auf: in trotziger Verblendung leugnete das Individuum den göttlichen Hauch in der Welt.

Da trat Budha reformirend auf: sein Geist verschlang die Welt und legte Gott, die ganze Macht, die Allmacht, in seine kleine, aber unabsehbar tiefe Brust: eine einzige reale Brust. Von hier |
ii247 aus, aus dieser einzigen kleinen Brust heraus, gestaltete der verleiblichte Gott das Schicksal des einzigen realen Individuums. Auf diese Weise trat an die Stelle des Selbstvertrauens, das mit der Furcht vor sinnlichen realen Individuen in der Welt abwechselte (Sankhyalehre, roher Atheismus), das unmittelbare Gottesbewußtsein: Ich bin Gott, wer soll mir Etwas thun können, was ich nicht in der Tiefe meiner Seele will? (Budha, philosophischer Atheismus).

Dann betrachteten wir das Christenthum, d. h. die Lehre in dogmatischer Hülle: daß Gott zu einer Welt der Vielheit geworden ist, deren Ursprung aus einer Einheit, aus einer Gottheit, eben der heilige Athem ist, der die Welt durchweht. Dieser Athem ist nichts Persönliches, nichts Greifbares:

Gott ist ein Geist.

Er ist die Conjunktur der Dinge, ihre Verbindung, ihre Verknüpfung und die damit gegebene Gesammtbewegung der Welt. Die Summe der Individuen als der einzigen Realen ist Christus. Das heilige Gesetz, wonach sich die Welt bewegt, oder auch die Resultirende aus allen einzelnen Bewegungen, oder auch die Richtung, der Weg der Welt, ist der Heilige Geist, die der Menschheit voranschwebende Taube der Erlösung.

Meine Philosophie hat die Hülle vom Dogma abgestreift und es ergab sich das Obige, sowie ferner das wichtige Resultat

der Selbstherrlichkeit und Allmacht des Individuums,

was Budha lehrte; aber ich habe gezeigt, daß dieses wichtige Resultat nicht in der Betrachtung der Welt allein gefunden werden kann, sondern nur dadurch, daß man den Gott vor der Welt an die Welt rückt und auf diese Weise das Individuum gleichsam mit dem einen Fuß auf das vorweltliche Gebiet, mit dem anderen Fuße auf die Welt stellt. Jetzt erst ist es selbstherrlich, nicht wie Budha wollte, in der Welt allein.

Alle Religionen ohne Ausnahme erkennen den göttlichen Athem an; dasselbe thun alle philosophischen Systeme mit Ausnahme der indischen Sankhyalehre und des Materialismus. Beide Systeme sind platt und unhaltbar, sind widerlicher, roher Atheismus, Uebrigens ist der Materialismus nur auf der Oberfläche Atheismus; denn kein Gott wird so inbrünstig verehrt als die allmächtige erträumte Materie von den »Barbiergesellen«, wie Schopenhauer die Materialisten nannte.

Die Sankhyalehre hat keine Anhänger mehr und so dürfen wir denn apodiktisch aussprechen:

ii248 daß jeder Mensch den Athem des Göttlichen mehr oder weniger spürt: weniger, je roher, mehr, je gebildeter er ist. Je höher der Mensch in der Erkenntniß steht, desto mehr beunruhigt ihn der gewaltige Athem Gottes: er wird oft melancholisch und tief entmuthigt.

Jetzt wollen wir auf Grund dieses allgemeinen, bald klaren bald dunklen Gottesbewußtseins die Grade des Vertrauens und der Furcht prüfen.

Der Mensch will das Leben schlechthin. Er will es bewußt und auf dämonischen (unbewußten) Antrieb. Erst in zweiter Linie witt er das Leben in einer bestimmten Form. Sehen wir nun von den Heiligen ab (von den heiligen indischen Brahmanen, Budhaisten, Christen und weisen Philosophen wie Spinoza einer war), so hofft Jeder, daß ihn der göttliche Athem, wie den Schmetterling seine Flügel, von einer Blume zur anderen trage: Das ist das gewöhnliche Vertrauen auf die Güte Gottes.

Da jedoch die Erfahrung auch den Blödesten lehrt, daß der göttliche Athem nicht nur ein leiser Zephyr ist, sondern auch ein kalter eisiger Nordwind oder ein furchtbarer Sturm sein kann, der Blume und Schmetterling vernichten mag, so tritt neben das Vertrauen die

Gottesfurcht.

Denken wir uns einen Menschen vom gewöhnlichen Schlage, der eben, erbaut von einem tüchtigen Priester, aus der Kirche käme und sagte: »Ich vertraue auf Gott, ich stehe in seiner Hand, er wird es wohl machen.« Könnten wir in seinem Herzen die verborgenste Falte öffnen, so würden wir finden, daß er mit diesem zuversichtlichen Ausspruch eigentlich ausdrücken wollte:

»Mein Gott wird mich vor Verderben und Untergang retten.« Er fürchtet Unglück und Tod, am meisten einen plötzlichen Tod.

Vertraut dieser Mensch auf Gott? Er vertraut in Furcht: sein Vertrauen ist nichts Anderes als Gottesfurcht im zerfetzten Gewand des Vertrauens: die Furcht blickt aus tausend Löchern und Rissen heraus.

Man kann nun füglich annehmen, daß zwischen diesem Gottvertrauen, resp. dieser Gottesfurcht und dem Vertrauen des echten Gläubigen gar kein anderer Grad von Vertrauen mehr liege. Unterschiede ergeben sich nur in der Art und Weise, wie der Gläubige die Schläge und Wohlthaten des Schicksals hinnimmt: ob in den Polen absolute Verzagtheit und absolute Ruhe einerseits, absolute Freude |
ii249 und absolute Ruhe andererseits herrsche oder auf irgend einem Punkt innerhalb dieser Grenzen vorhanden sei; denn er spricht immer:

Was Gott thut, das ist wohlgethan.

Es ist nur das Fleisch, wie die Theologen sagen, das zittert oder jubelt: die Seele ist immer vertrauensvoll.

Aus diesem Gläubigen wird sofort ein Heiliger, ebenso wie aus einem Zweifler sofort ein echter Weiser wird, wenn der Tod verachtet, resp. geliebt wird.

Gottesfurcht ist Todesfurcht, Gottvertrauen ist Todesverachtung.

Wer die Furcht vor dem Tode überwunden hat, Der und nur Der allein kann die köstlichste, duftreichste Blume in seinem Gemüth erzeugen: Unanfechtbarkeit, Unbeweglichkeit, unbedingtes Vertrauen; denn was in der Welt könnte einen solchen Menschen noch irgendwie bekümmern? Noth? Er hat keine Furcht, zu verhungern. Feinde? Sie können ihn höchstens ermorden und der Tod hat ja keine Schrecken mehr für ihn. Körperlicher Schmerz? Wird dieser unerträglich, so wirft er, der »Fremdling auf Erden,« ihn in einer Minute sammt seinem Körper ab.

Darum ist die Todesverachtung Grundlage und Bedingung *sine qua non* des echten Vertrauens.

Aber wie kann man sie erlangen? Durch die Religion und durch die Philosophie.

Giebt die Religion dem Individuum das herrliche Vertrauen, so schenkt sie es ihm in der Hülle eines schönen Wahns. Sie gaukelt dem Menschen ein süßes Bild vor, das glutvolles Verlangen in ihm erweckt und in der Umarmung des herrlichen Trugbildes erdrückt er die Todesfurcht in seinem Busen. Er verachtet das irdische Leben, um ein schöneres himmlisches Leben dafür zu erhalten.

Der Glaube ist mithin Bedingung des religiösen Vertrauens und je mehr die Fähigkeit zum Glauben in der Menschheit abnimmt, desto seltener wird deshalb das echte Gottvertrauen oder, was dasselbe ist, desto furchtsamer, haltloser, schwankender, zerfahrener, unglücklicher werden die Menschen.

Wir leben nun in einer Periode, wo die selige Verinnerlichung durch die continuirliche Abnahme des Glaubens immer seltener, die unglückselige Zerfahrenheit und Friedelosigkeit immer häufiger wird: es ist die Periode des trostlosen Unglaubens.

Es bleibt die Philosophie. Kann sie helfen? Kann sie ohne |
ii250 einen persönlichen Gott und ohne ein Himmelreich jenseit des Grabes ein Motiv geben, das verinnerlicht, concentrirt und dadurch aus einem gesammelten Gemüth die Blüthe des echten Vertrauens, des unerschütterlichen Seelenfriedens treibt? Ja, sie kann es; gewiß, sie kann es. Sie begründet das Vertrauen auf dem reinen Wissen, wie die Religion es auf dem Glauben begründet hat.

So wenig als die Religion der Erlösung, das Christenthum, weitergeführt werden

kann, so wenig ist meine Philosophie der Erlösung weiterzuführen: sie kann nur vervollkommnet, d.h. im Detail, namentlich in der Physik, ausgebaut werden; denn in der Welt giebt es weder ein Wunder noch ein unergründliches Geheimniß. Die Natur ist vollkommen zu ergründen. Nur die Entstehung der Welt ist ein Wunder und ein unergründliches Geheimniß. Ich habe jedoch gezeigt, daß uns der göttliche Act, d.h. eben die Entstehung der Welt, im Bilde erklärlich ist, wenn wir uns nämlich der weltlichen Principien Wille und Geist als regulativer (nicht constitutiver) Principien mit Absicht auf die vorweltliche Gottheit bedienen. Damit ist, meiner Ueberzeugung nach, der speculative Trieb der Menschen am Ende seines Weges angekommen; denn ich darf mit der größten apodiktischen Bestimmtheit aussprechen, daß über das Wesen der vorweltlichen Gottheit nie ein menschlicher Geist sich Rechenschaft wird ablegen können. Auf der anderen Seite muß auch die von mir im Bilde gespiegelte Entstehung des göttlichen Entschlusses, sich in einer Welt der Vielheit zu verkörpern, um vom Dasein schlechthin befreit zu werden, jeden Vernünftigen völlig befriedigen.

Was hat sich nun aus meiner Metaphysik ergeben? Eben eine wissenschaftliche Grundlage, d.h. ein Wissen (kein Glaube), worauf das unerschütterlichste Gottvertrauen, die absolute Todesverachtung, ja Todesliebe erbaut werden kann.

Ich habe nämlich zunächst gezeigt, daß jedes Ding in der Welt unbewußter Wille zum Tode sei. Dieser Wille zum Tode ist namentlich im Menschen ganz und gar verhüllt vom Willen zum Leben, weil das Leben Mittel zum Tode ist, als welches es sich ja auch dem Blödesten klar darstellt: wir sterben unaufhörlich, unser Leben ist langsamer Todeskampf, täglich gewinnt der Tod, jedem Menschen gegenüber, an Macht, bis er zuletzt Jedem das Lebenslicht ausbläst.

Wäre denn eine solche Ordnung der Dinge überhaupt möglich, wenn der Mensch im Grunde, im Urkern seines Wesens, nicht den |
ii251 Tod wollte? Der Rohe will das Leben als ein vorzügliches Mittel zum Tode, der Weise will den Tod direkt.

Man hat sich also nur klar zu machen, daß wir im innersten Kern unseres Wesens den Tod wollen, d.h. man hat nur die Hülle von unserem Wesen abzustreifen und alsbald ist die bewußte Todesliebe da, d.h. die volle Unanfechtbarkeit im Leben oder das seligste herrlichste Gottvertrauen.

Unterstützt wird diese Enthüllung unseres Wesens durch einen klaren Blick in die Welt, welcher überall die große Wahrheit findet:

> daß das Leben wesentlich glücklos und das Nichtsein ihm vorzuziehen ist;

dann durch das Resultat der Speculation:

> daß Alles, was ist, vor der Welt in Gott war und, bildlich geredet, am Entschluß Gottes, nicht zu sein, und an der Wahl der Mittel zu diesem Zwecke, Theil genommen hat.

Hieraus fließt:

> daß mich im Leben gar nichts treffen kann, weder Gutes noch Böses, was ich mir nicht, in voller Freiheit, vor der Welt gewählt habe.

Also eine fremde Hand fügt mir direkt gar Nichts im Leben zu, sondern nur indirekt, d.h. die fremde Hand führt nur aus, was ich selbst, als ersprießlich für mich, gewählt habe.

Wende ich nun dieses Princip auf Alles an, was mich im Leben trifft, auf Glück und Unglück, Schmerz und Wollust, Lust und Unlust, Krankheit und Gesundheit, Leben oder Tod, so muß ich, habe ich mir nur die Sache recht deutlich und klar gemacht, und hat mein Herz den Erlösungsgedanken glutvoll erfaßt, alle Vorkommnisse des Lebens mit lächelnder Miene hinnehmen und allen möglichen kommenden Vorfällen mit absoluter Ruhe und Gelassenheit entgegengehen.

Philosopher, c'est apprendre à mourir: Das ist der Weisheit »letzter Schluß.«

Wer den Tod nicht fürchtet, Der stürzt sich in brennende Häuser; wer den Tod nicht fürchtet, Der springt ohne Zaudern in tobende Wasserfluthen; wer den Tod nicht fürchtet, Der wirft sich in den dichtesten Kugelregen; wer den Tod nicht fürchtet, Der nimmt unbewaffnet

den Kampf mit tausend gerüsteten Riesen auf – mit einem Worte, wer den Tod nicht fürchtet, Der allein kann für Andere |

ii252 Etwas thun, für Andere bluten und hat zugleich das einzige Glück, das einzige begehrenswerthe Gut in dieser Welt: den echten Herzensfrieden.

Man setzte mit Recht den höchsten Ruhm des Heilands darin:

daß er die Schrecknisse der Hölle und die Schrecken des Todes überwunden habe,

d. h. die Leiden des Lebens und den Tod.

Darum sehe ich meine Philosophie, welche nichts Anderes ist als die gereinigte Philosophie des genialen Schopenhauer, für ein Motiv an, das dieselbe Verinnerlichung, Vertiefung und Concentration in den Menschen unserer gegenwärtigen Geschichtsperiode hervorbringen wird, welche das Motiv des Heilands in den ersten Jahrhunderten nach seinem Tode hervorbrachte. Die nächste Zukunft wird ganz bestimmt Erscheinungen enthalten, die den herzerhebenden in jener Zeit ähneln: Wir werden Männer haben wie Johannes, Paulus, Chrysostomus und Augustin, und Weiber wie die Macrina, Emmelia, Monica und Anthusa.

Wie aber der Tag nur Tag ist, weil ihm die Nacht vorangeht und folgt, so ist auch das felsenfeste Vertrauen, der tiefe Herzensfrieden nicht zu erlangen ohne die dunkle schreckliche Nacht der Verzweiflung. Sie muß den Einzelnen würgen und ängstigen, schnüren und peitschen, sie muß ihn zerbrechen, gewissermaßen tödten: Adam muß sterben, wenn Christus auferstehen soll.

Man glaube aber nicht, daß diese Nacht nur auf harten Schicksalsschlägen beruhe: auf Krankheiten, Hunger, zerbrochener Existenz, Todesfällen geliebter Angehörigen, schweren Sorgen um die Existenz. Am meisten rüttelt und schüttelt den Menschen der Zweifel und die Oede des Herzens. Noch keinem Verklärten sind die Dornen erspart geblieben. Ehe er verklärt wurde, blickte er in seine zerfressene stürmische Brust oder in sein kahles wüstes Herz: da war nur Kälte, Erstarrung, Oede: kein Hauch des Enthusiasmus war zu spüren, keine sprudelnde Quelle plätscherte im Schatten blühender Bäume, auf deren Zweigen fröhliche Vögelein sangen.

Ich habe schon mehrmals auf den hohen Rang hingewiesen, den die germanischen Völker unter den Nationen der Menschheit einnehmen. Wahrlich, wir würden ihn behaupten können, wenn unser Volk in seinem ganzen bisherigen Entwicklungsgange nur den Wolfram von Eschenbach erzeugt hätte. Er ist nicht der größte Dichter der Deutschen; aber kann es denn Jemand geben, der im Ernste be|haupten

ii253 wollte, er stünde mehr als eine kleine Linie unter Goethe? Vom rein philosophischen Standpunkte gar wird der Faust zu einem blassen Schatten neben dem Parzival, und Wolfram überragt Goethe um einen vollen Kopf; denn was ist der Parzival Anderes als die dichterische Gestaltung des echten weisen Helden, die glutvolle Verherrlichung Budha's oder Christi?

Der Parzival ist eine Dichtung, welche allerdings die Evangelien zur Bedingung hatte, aber die Evangelien entbehrlich macht. Würden diese untergehen, ingleichen würden alle budhaistischen Schriften untergehen und bliebe einzig und allein der Parzival, so hätte die Menschheit nach wie vor der »Weisheit höchsten Schluß.« Sie dürfte getrost sein: ihrer ferneren Entwicklung würde nicht der Sauerteig fehlen, nicht »die Wolke am Tag und die Feuersäule bei Nacht,« nicht die duftige Blüthe des menschlichen Geistes.

Vertieft man sich in die Dichtung des genialen Franken, so wird man in lichteren Hüllen als irgendwo die Kämpfe erblicken, welche der Einzelne durchmachen muß, bis er den klaren Gipfel im goldenen Scheine der Erlösung erreicht.

Weh, was ist Gott?
Ich war mit Dienst ihm unterthan,
So lang ich bin und beten kann.
Ich will ihm künftig Dienst versagen.
Hat er Haß, den will ich tragen.*[1]

Das Individuum stützt sich trotzig und verbissen auf seinen unmittelbar gefühlten und erkannten Lebensgrund und wirft von dieser felsenfesten Stelle aus Blitze und zorniges Feuer gegen den göttlichen Athem in der Welt.

Weh, was ist Gott?

Die Dichtung ist auf jeden Menschen anwendbar, der einen ethischen Läuterungsprozeß durchmacht oder bereits vollendet hat. Ihr größter Werth aber liegt, wie schon bemerkt, in ihrer speziellen Anwendung auf den weisen Helden. Wir Deutschen haben noch keinen weisen Helden hervorgebracht. Als Indo-Germanen participiren wir nur an dem Ruhme Budha's. Die Juden haben den ihrigen: sie dürfen ihn aber nicht anerkennen, weil sie sonst aufhören würden, Juden zu sein. Als Volk dürfen sie sich seiner auch nicht rühmen, |
ii254 weil bei den Juden Nationalität und Judenthum zusammenfällt: sie sind eine theokratische Nation. Dagegen haben wir Deutschen den weisen Helden in der Dichtung, in der tiefsinnigsten Dichtung der Welt, eben im Parzival, und entspricht dies ganz unserem gemüthstiefen, idealen, aber wesentlich unpraktischen, unbeholfenen, blöden, querköpfigen, vierschrötigen, eckigen, plumpen Volkscharakter. Der deutsche Michel ist ein schläfriger Geselle und wird als solcher von allen anderen Nationen bespöttelt; dafür aber ist er mit gar keiner anderen Volkspersonification auch nur entfernt zu vergleichen, wenn er, ganz eingesponnen in seine zaubervollen Träume und lichten Märchen, contemplativ wird. Vor diesem Michel haben sich, seit er eine Geschichte hat, alle Nationen gebeugt und sind zu ihm gezogen wie die Königin von Saba zum weisen Schlomo von Jerusalem. In neuester Zeit hat der Michel etwas mehr Beweglichkeit und Tournüre bekommen: er hat die Hausknechtsschürze ausgezogen und einmal versucht, den Herrn zu spielen und zu commandiren. Er war maßlos verblüfft, als er sah, daß feine große Herren ihm gehorchten und wurde ganz schamroth darüber. Seitdem studirt er im Frack – natürlich in einem Zimmer, dessen Thüren verschlossen und dessen Fenster verhängt sind – vor dem Spiegel ein graciöses, nobles, ungenirtes, sicheres Auftreten. Die Bewegungen sind allerdings noch linkisch; die Worte, die er spricht, sind herzensgut gemeint, aber sie klingen so rauh und grob, kurz: er gewinnt noch immer nicht die Menschen beim ersten Begegnen. Aber er ist auf dem besten Wege, eine sympathische Persönlichkeit zu werden.

Sollte wirklich aus dem deutschen Michel ein Weltmann werden: glatt, vornehm, fein, taktvoll, sicher, mit einem Herzen voll Gerechtigkeit und Menschenliebe? Viele mögen es nicht für möglich halten; Andere werden es hoffen; ich glaube es, ja, ich spreche es geradezu aus: ich weiß es.

Ich kann mir nicht versagen, nochmals – zum dritten Male – den Charakter des weisen Helden an der Hand Wolfram's zu entwickeln, eben weil es sich um einen deutschen weisen Helden handelt.

Es ist sehr bezeichnend für den deutschen weisen Helden, daß seine Mutter »Herzeleide« heißt und er in der Wüste erzogen wird. Natürlich ist er ein Prinz, der Sohn eines edlen Königs und einer minnesüßen Königin. Budha war auch ein Prinz und Christus sagte stolz: Ich bin ein König. Wer in der Welt sollte |
ii255 denn auch höher stehen dürfen als ein Genialer? Ein Kaiser? ein König? ein Herzog? – »Possen, Possen, Possen, lieber Herr!«

Die Königin war in die Wüste, welche selbstverständlich für einen deutschen Dichter lediglich die Einsamkeit bedeutet, geflüchtet, damit ihr schönes unschuldiges Kind nicht in der Berührung mit der bösen Welt Schaden an seiner Seele nehmen möge. Das war sehr schön gedacht, aber außerordentlich naiv und unpraktisch; denn die verlockende Welt kann nur von Dem überwunden werden, der in ihr gelebt und in ihre letzte Falte geblickt hat.

Alle getroffenen Vorsichtsmaßregeln der Königin Herzeleide nützten auch so wenig, wie die Wächter, welche der König *Sudhodana* für Budha bestellte. Wie Budha einen Greis, einen Kranken, einen Todten und einen Büßer dennoch sah, so begegnete auch der Knabe Parzival plötzlich mehreren strahlenden Rittern.

Drei Ritter in der Rüstung Glanz,
Von Haupt zu Fuß gewappnet ganz.
Der Knappe wähnte sonder Spott,
Jeglicher wär' ein Herregott.

Man merke hier den Unterschied zwischen dem deutschen Epos und der indischen Legende. In letzterer ist es die Welt von ihrer traurigen Seite (Greis, Kranker, Todter), welche

Budha schüttelt und rüttelt, im Parzival ist es ihre schöne Seite (Glanz, Ruhm, Ehre, Macht), welche den Knaben verwirrt. Das Leben des Parzival ist das umgekehrte Leben Budha's. Im Leben Budha's folgte auf die Genüsse dieser Welt die Einsamkeit, im Leben Parzival's dagegen folgte auf die Einsamkeit der weltliche Genuß. Budha klärte sich fern von der Welt, Parzival im Strudel der Welt. Dieser Unterschied ist aus dem Charakter beider Völker zu erklären: die Inder sind mild und contemplativ; die Deutschen thatkräftig und thatendurstig.

Die Königin wurde ohnmächtig, als ihr der geliebte Sohn seine Begegnung erzählte. Sie ahnte, was kommen würde. Und es kam. Die im Blut der Deutschen liegende Sehnsucht nach der blauen Ferne war im Herzen des Jünglings erwacht.

Der einfält'ge Knappe werth
Bat die Mutter um ein Pferd.

»Ach! Mutter, Mutter! laß mich zieh'n!« Es ist der alte Ruf der deutschen Jugend und auch das ist die »alte Geschichte, die immer neu« bleibt:

ii256 Sie küßt' ihn oft und lief ihm nach.
Das größte Herzleid ihr geschah,
Da sie den Sohn nicht länger sah.

Im Schmerz und schließlich im Tod der Königin drückt aber der tiefsinnige Dichter noch etwas viel Rührenderes aus: den Schmerz und das Herzeleid der Angehörigen eines weisen Helden, der, getrieben vom göttlichen Athem, die dunkle, dornige, einsame Bahn betritt, deren Ziel allein in goldenem Lichte erstrahlt. Indem er sie betritt, muß er Veilchen und Rosen zertreten: am Fuße des Kreuzes auf Golgatha lag Maria mit dem zweischneidigen Schwert in der Seele, und *Yasodhara-dewi*, die sanfte Gemahlin Budha's, hatte keinen Tag der Freude mehr, nachdem er sie und ihr Kind verlassen, bis sie, nach Jahren des Leids und unablässiger Trauer, sich auf dem Wege der vollkommenen Wel tentsagung wieder mit ihm zusammenfand.

Parzival zieht in die Welt und erwirbt sich Ruhm, Ehre, Macht. Er freut sich des Sonnenscheins, ist glücklich in seinem natürlichen Egoismus und vergißt in seinem Jubel, die jammervolle Menschheit zu fragen, was sie bedrücke.

In diesem Theil des Parzival ist Monsalväsche (*mont sauvage, mons silvaticus*, Bergwildniß, Waldberg) identisch mit der Welt. Anfortas ist, – oder besser: Anfortas, seine Ritter (Templeisen) und übrigen Diener – sind identisch mit der Menschheit. Der Gral, d. h. die heilige Erlösungskraft oder auch die Stätte des Friedens (Herzensfriedens) oder auch die *city of peace, Nirwana*, das Neue Jerusalem wird hier lediglich vom Dichter eingeführt: er will nur die Leser aufmerksam machen, daß es etwas Besseres als die Welt und ihre Freuden giebt, weshalb er auch den Gral nicht erklärt.

Indem er jedoch die Burg des Gral in der Bergwildniß liegen läßt, deutet er feinsinnig an, daß der echte Seelenfrieden schon in dieser Welt zu finden ist, obgleich man in die Burg des Gral erst nach dem Tode kommen kann.

Monsalväsch ist nicht gewöhnt,
Daß ihm wer so nahe ritt,
Es sei denn, daß er siegreich stritt
Oder solche Buße bot
Die sie vor dem Walde heißen Tod.

Man kann dieser wunderschönen Stelle verschiedenartige Deutung geben. Versteht man nämlich unter »Tod vor dem Walde« den |
ii257 Tod Adam's und die damit verbundene geistige Wiedergeburt, so ist die Burg des Gral lediglich der Herzensfriede. Faßt man dagegen den Tod als leiblichen Tod auf, so ist eben die Burg des Gral das Himmelreich, das bessere Jenseits, *Nirwana*, und Monsalväsche in diesem Sinne *mons salvationis* (Berg des Heils, Erlösungsberg).

Parzival fragt also die Menschheit nicht, er geht theilnahmlos an ihr vorbei, die flehentlich die Arme ihm entgegenstreckt. Warum soll er sich um Andere bekümmern? Ist ihm nicht wohl, unaussprechlich wohl? Was fehlt ihm? Nichts. Er hat eine herrliche Individualität und süße Ruhe. Er braucht Niemand, er genügt sich vollkommen. Soll er sein geschütztes,

helles, warmes Plätzchen verlassen und unter jene Jammervollen treten, welche immer ihre Helfer, zum Dank für ihre Hülfe, an's Kreuz geschlagen haben? Er müßte doch ein Thor sein, wie die Kinder der Welt sagen, er müßte unaussprechlich dumm sein, wenn er unter den Pöbel träte und ihm helfen wollte, wenn er sich treten, stoßen und in den Staub werfen lassen wollte, er, der klare, helle, reine Ritter, die Blume der Ritterschaft,

»aller Mannesschöne Blumenkranz.«

Warum, warum soll er helfen? Warum um Gotteswillen soll er denn seine reinen feinen Finger an den rebellischen, harten Menschenstoff legen? — — — —

Er zieht vorbei. — — —

Aber er hat in jammervolle müde Augen gestarrt, er hat knieende Bettler gesehen, die ihre Arme flehentlich ihm entgegenstreckten, er hat Worte aus ihrem Munde gehört, die ihm im Ohre gellen, entsetzlich gellen. Und da – da plötzlich erwacht etwas in seinem Herzen, macht es anschwellen, macht es bis zum Halse schwellen, würgt ihn, erstickt ihn, preßt ihm glühende Thränen wie geschmolzenes Blei aus den Augen: das Mitleid mit der Menschheit ist in ihm erwacht, wie in Christus und Budha. Jetzt ertönt mit einem Male eine Stimme in ihm, die der Dichter, genial gestaltend, aus einer der schönsten Figuren, welche die Dichtkunst aufzuweisen hat, aus dem Munde der Zauberin und Gralsbotin Kondrie ertönen läßt:

Verflucht sei euer lichter Schein
Und eures Wuchses Männlichkeit.
Herr Parzival, nun saget mir
Wie sich das begeben hat:
Da ihr den traurigen Fischer saht,
ii258 Freudlos sitzen, ungetröstet,
Daß ihr des Leids ihn nicht erlöstet?
Er zeigt' euch seines Jammers Last:
O ihr ungetreuer Gast!
Da sollt' euch seine Noth erbarmen.
Ihr Glücksverwies'ner, Heilverbannter,
Vom Preis Verlass'ner, Ungekannter,
Ihr seid der Ehre lahm und schwank
Und an der Würdigkeit so krank,
Euch kann kein Arzt mehr Heil gewähren.
Gab euch nicht der Wirth das Schwert,
Deß ihr niemals wurdet werth?
Ehrloser Mann, Herr Parzival!
Trug man nicht vor euch hin den Gral,
Schneidendes Silber, blutigen Speer?
Ihr Freudenziel, des Leids Gewähr!
O weh mir, hätt' ich's nie vernommen,
Daß der Sohn von Herzeleiden
Sich vom Preise mochte scheiden.
»Weh!« ruft sie endlich überlaut,
»Weh, Monsalväsch, du Jammers Ziel,
Weh, daß dich Niemand trösten will!« –

Wie tief! welche Weisheit im lichtesten, schönsten Gewand der Poesie!

Gab euch nicht der Wirth das Schwert,
Deß ihr niemals wurdet werth?

Ja, ihm allein hatte die Natur das Schwert gegeben, das helfen kann: den klaren Geist und den Enthusiasmus der Seele, das große, glühende, kräftige Herz und die holdselige Rede, der Niemand widerstehen kann. Nur dieser bestimmte Mensch, nur dieser Parzival kann helfen, er allein hat das Schwert, welches das Leid der Menschheit zerstören kann – und dieser Parzival läßt das Schwert an der Wand hängen, sonnt sich in seinem Glanz, dehnt und reckt sich behaglich und spricht: bin ich nicht glücklich? Was geh'n mich die Anderen an, diese Anderen, deren »Freudenziel und Leids Gewähr«

Schneidendes Silber, blutiger Speer

ist?

O Wolfram, begnadeter Sänger! Ich fühle dir nach, was du empfunden hast, als du die Rede der Kondrie dichtetest! |
ii259 Was war all dein Ruhm gegenüber dem Glück, das damals in deiner Brust geleuchtet haben mag?

Schneidendes Silber, blutiger Speer,
Ihr Freudenziel, des Leids Gewähr!

Um diese Verse richtig zu verstehen, muß man die Geschichte des Anfortas, überhaupt die Bedeutung des Gral und der ihm nach der Sage innewohnenden heiligenden und belebenden Kräfte kennen.

Diese Geschichte ist sehr wahrscheinlich die schönste gedachte Verbindung des Heidenthums mit dem Christenthum, geradeso wie das Weihnachtsfest mit seinem grünen lichtstrahlenden Baum – die Wonne jedes Deutschen – die schönste anschauliche Verbindung der beiden ist.

Dem Gralsmythus liegt die uralte heidnische Symbolisirung der aufeinanderfolgenden Jahreszeiten, bezw. der beiden Hälften des Jahres zu Grunde, welche durch die Sonnenwenden geschieden sind: die schöne Jahreszeit, der Sommer, das lebenspendende und -weckende Licht, wie es vom Frühling bis Mittsommer herrscht, muß entfliehen, und nach seinem Untergange (der durch die Sommersonnenwende bezeichnet wird, von welcher an die Tage abnehmen) besteigt der Winter, die »Nacht des Jahres,« und die Kälte den Thron; dann werden diese vertrieben und der Sommer kehrt mit dem wiedergeborenen, täglich wachsenden und höher aufsteigenden, siegreichen Lichte wieder.

Dieser auf einem alljährlich wiederkehrenden Schauspiel beruhende Naturmythus durchzieht wie eine gemeinsame Familien-Ueberlieferung die frühesten religiösen Vorstellungskreise fast aller Völker der westlichen Hälfte der alten Welt. Nur die Einzelheiten ihrer weiteren Ausgestaltung gehen auseinander, insofern ein jedes Volk wieder seine besonderen Götterbegriffe, seine religiöse Weltanschauung in diese symbolische Deutung des Jahres-Kreislaufs und der ihn begleitenden Naturerscheinungen hineintrug, genauer: ihr das Gepräge seiner nationalen Eigenthümlichkeit aufdrückte. Der Grundgedanke, der Kern, das kosmische Element der Sage sind die gleichen an den Ufern des Nils, wie an den Küsten der Nordsee, in den Eichenwäldern und Druidenhainen Galliens und Germaniens, wie auf den cedernbestandenen Berghöhen des Libanon, unter der leuchtenden Sonne des heiteren schönheitstrunkenen Hellas, wie unter dem nebelumschleierten Himmel Skandinaviens, der Heimat der Edda.

Osiris, der Sonnengott, erliegt seinem neidischen feindseligen Bruder Typhon, und wird von seiner, vor dem Letzteren mit ihren |
ii260 Kindern flüchtenden, treuen Gemahlin Isis über die ganze Erde gesucht. (Aelteste, egyptische Sage.)

Adonis, (auch Attys, phrygische Sage,) das Sinnbild der jugendlich blühenden und grünenden Natur im Lenze, fällt, von einem grimmigen Eber tödtlich verwundet, auf der Jagd, und aus den niederrieselnden Blutstropfen des geliebten Leichnams, den die trauernde Aphrodite in ihren Armen hält, entsprießen Anemonen und Veilchen. (Phönizische Sage.)

Persephone, die liebliche Repräsentantin des vegetativen Lebens, wird von Pluto, dem finsteren Beherrscher des Todtenreichs, gewaltsam entführt, und ihrer Mutter, der wehklagend alle Länder nach der geliebten Tochter durchsuchenden Demeter, nur unter der Bedingung zurückgegeben, daß sie nicht mehr als die eine Hälfte des Jahres auf der lichten, sonnigen Oberwelt verweile, die andere im dunklen Schooß der Erde, an der Seite des ungeliebten Gemahls verbringe. Oder auch Orion, der kühne Jäger, wird von einem Skorpion in die Ferse gestochen, stirbt, und wird von der Eos beweint, deren in der Zeit von Mitternacht bis Tagesanbruch niederfallende Thränen der erquickende Thau des Morgens sind. (Griechische Sage.)

Odhin verfolgt als Sturmgott (oder »wilder Jäger«) die Freyja, oder auch die Freyja weint ihrem Gatten Odhur, der sie böswillig verließ, goldene Thränen nach. Oder Baldur, der reine hehre Lichtgott und Liebling aller Götter und Menschen, wird von dem Geschosse

seines blinden Bruders Hödur (der lichtarmen Jahreshälfte) welcher das ahnungslose Werkzeug in der Hand des tückischen schadenfrohen Loki ist, durchbohrt, und muß in das Schattenreich der Hel, der fürchterlichen Todesgöttin, niederfahren. (Germanische Sage.) u.s.w., u.s.w.

Das Blut aller dieser Götter und Helden (auch die Thränen der Freyja, Isis, Eos u.s.w.) ist köstliches, wunderthätiges Blut. Man kann es einfach Licht, Weisheit, Erkenntnißkraft nennen.

Dieser uralten, auf heidnischem Boden erwachsenen Vorstellungen und Sagen bemächtigte sich nun das Christenthum, indem es zunächst das wunderkräftige Blut zum Blute des enthaupteten Johannes des Täufers machte, und die Schüssel, auf welcher das Haupt des Johannes lag, als man es der Herodias brachte, zur Quelle allen Segens und Ueberflusses erhob, welche die schöpferische Kraftfülle der Natur um die schönste Zeit des Jahres über die Erde |
ii261 ausgießt. In Uebereinstimmung hiermit wurde die heidnische Feier der Sommersonnenwende in das Fest des Johannes umgewandelt, als solches in den christlichen Kalender aufgenommen, und unter Beibehaltung (oder nur geringer Modification) der bis dahin herrschend gewesenen Gebräuche als christliches Fest begangen. (Johannisfeuer – Sonnenwendfeuer: Erinnerung an Baldur's brennendes Schiff, das unter den Klagen der Götter mit der Leiche des gemordeten Jugend- und Frühlingsgottes in's offne Meer hinausstößt.)

Aus dieser Mischung christlicher Sage und heidnischer Mythe entstand dann die im Geiste des christlichen Mittelalters umgebildete und verinnerlichte, tiefsinnige Sage vom heiligen Gral. Indem man unter der Gralsschüssel (altfranzösisch *gréal*, provenzalisch *grazal*: Schale, Schüssel, Gefäß) jetzt die kostbare Schale verstand, deren sich Christus beim letzten Abendmahl bedient hatte, als er das Brod brach, d.h. seinen Leib den Jüngern darreichte, und in welcher Joseph von Arimathia bei der Kreuzigung des Heilands das Blut auffing, welches zur Erlösung der Menschheit vergossen worden war (*sanguis realis*, königliches, heiliges Blut, *sang réal – san gréal*), knüpfte man in tiefbedeutsamer Allegorie den Gedanken der Welterlösung nicht nur an den Inhalt, sondern auch an das durch diesen geheiligte Gefäß selbst. Denn man sieht leicht, daß die Schüssel, die in der ältesten Form der Sage auch nur als ein Stein, ein kostbares Kleinod von wunderbarem Glanze und unschätzbarem Werthe gedacht war, das seinem Besitzer die höchsten Güter des Lebens verlieh (Stein der Weisen), und das Blut nunmehr identisch sind, und mit einem einzigen Worte bezeichnet werden können: Weisheit oder Erlösungskraft, d.h. die erlösende Kraft des Evangeliums.

Hieran knüpft sich die Geschichte des Anfortas. Anfortas war Herr des Grals, des wunderbaren, mit den Kräften des ewigen Lebens ausgestatteten Gefäßes, dessen bloßer Anblick schon genügend war, den darauf Hinschauenden vor den Leiden des Alters und den Schmerzen des Todes zu schützen. Er sündigte aber, d.h. er verfiel plötzlich in den natürlichen Egoismus, suchte nur sein individuelles Wohl und wurde dadurch furchtbar gestraft. (Hierin wieder liegt eine Spielart des persischen Sündenfalls.)

Er verließ die reine, helle, lichte Burg des Grals, die Stätte des Herzensfriedens, und jagte nach Besitz, Ehre, Ruhm, Macht, welches Alles Wolfram im Begriff »schneidendes Silber« zusammen|faßt.
ii262 Aber nicht nur Dies, sondern Anfortas unterdrückte auch den Geschlechtstrieb nicht: er opferte seine Keuschheit, er minnte.

Herr, ein König einst den Gral besaß
Der hieß und heißet Anfortas.
Immerdar erbarmen
Soll Euch und mich Armen
Seine bittre Herzensnoth,
Die Hochfahrt ihm zu Lohne bot.
Seine Jugend und sein reiches Gut
Verlockten ihn zum Uebermuth,

So daß er warb um Minne
Mit ungezähmtem Sinne,
Dem Gral ist solcher Brauch nicht recht.

Als Herr des Grals nach Minne streben,
Ist sträfliche Vermessenheit,
Die Seufzer bringt und Herzeleid.

Wolfram ist hier ein echter Christ: er erkennt als solcher die Virginität als Kern des Christenthums und verherrlicht sie unverzagt und unentwegt.

Namentlich weil Anfortas die Keuschheit verlor, verlor er den Seelenfrieden. Oder wie der Dichter sagt:

Mit einem gift'gen Speer
Ward er in einer Tjost so wund,
Daß er nimmermehr gesund
Wird, der süße Oheim dein.
Getroffen ward sein Schambein.
— — — — des Speeres Eisen
Führt' er in seinem Leib hindann.

Und diese Qual sucht Anfortas dadurch zu lindern, daß er immer wieder in die Arme der Wollust taumelt. Deshalb heilt er die Wunde, die der erste Speer verursachte, immer wieder mit dem

blutigen Speer.

Seine Strafe dafür ist Kälte und Frost, worin wieder der heidnische Mythos anklingt (der kalte dunkle Winter überwindet den milden Licht- und Frühlingsgott, den sonnenhellen Sommer). Klar ausgedrückt aber ist die Strafe: die Kälte und Oede, welche der natürliche Egoist in seiner Brust empfindet. Also

ii263 Schneidendes Silber, blutiger Speer,
Ihr Freudenziel, des Leids Gewähr!

oder mit anderen Worten: Das, was die Menschheit leidend macht, ist die Habsucht und die Wollust. –

O, wie die Worte der Zauberin Kondrie, d. h. die vorwurfsvolle Stimme des Gewissens dem Parzival das Herz zerriß! Wie er rang und rang, stöhnte und sich wand! Da wurde es Nacht in ihm und er fing an, mit Gott zu hadern, daß er ihn aus dem hellen Paradies der individuellen Genügsamkeit trieb und ihm einen Wurm, erstickendes Mitleid, in die Seele gesetzt hatte, das ihn hinausstieß in die Wüste der Bettler und Leidvollen.

Weh, was ist Gott?

Aber schon fing es wieder an, in ihm zu tagen.

Was half ihm kühnen Herzens Rath,
Und wahre Zucht und Mannheit?
Der Beschämung blieb er nicht befreit,
All seines Thuns gereut ihn jetzt,

und es war eine ganz andere Sonne, die jetzt auf den Flügeln der Morgenröthe für ihn aufging:

In Frieden sieht mich Niemand mehr,
Ersah ich nicht den Gral vorher,
Es währe kurz oder lang.
Mich jagt dahin der Seele Drang;
Auch wendet Nichts mir den Entschluß,
So lang ich bin und leben muß.

Man warf mir eine schwere Schuld
Hier mit strengen Worten vor.
— — — — Hin zu dem Orte,
Wo meine grüne Freude dorrte!

Da war der Sturmwind geboren, der göttliche Athem hatte ihn ergriffen und wirbelte ihn willenlos fort, wie er Budha und Christus erfaßt und hinaus in die Wogen der Welt

getrieben hatte:

Ihn, den wir wohl hießen Felsen
Aller mannlichen Kraft.
Er, Wettersturm der Ritterschaft,
Dem Falschheit nie im Herzen lag.

Aber Parzival würde kein echter weiser Held gewesen sein, wenn ihn |
ii264 nicht, als er seine schwere Mission erkannt hatte, Verzagen ergriffen und er nicht, als echter Fatalist, einen Ausweg erzwungen hätte. Weder in ihm ertönte eine süße Trostesstimme, noch wurde zuversichtlich von außen zu ihm geredet. Da schuf er sich, wie Christus und wie Budha, eine Causalität: er zwang die Außenwelt zu sprechen.

Er sprach: Ist Gottes Kraft so groß,
Daß sie beide, Mann und Roß,
Mag rechte Wege weisen,
Seine Hülfe will ich preisen.
Zaum und Zügel legt' er beide
Frei zu des Rosses Ohren
Und trieb es mit den Sporen.

So kam er wieder in die Nähe der Gralsburg und zum Einsiedler Trevrezent. Dort wuchsen ihm Schwingen, dort schöpfte er die Kraft zum Kampfe, und die Siegesgewißheit, das unerschütterliche, göttliche Vertrauen zog in sein Herz ein, um es nicht mehr zu verlassen.

Schildesamt um den Gral
Uebt nun der Held, den mit Qual
Einst Frau Herzeleid gebar,
Der auch des Grals Anerbe war.

Jetzt wußte er, daß er und kein Anderer der Herr des Grals sein und die Menschheit leidlos machen werde. Sein innerer Mensch stand von nun an unbeweglich: der war zeitlos geworden und stand in der Ewigkeit.

Herr, ich weiß gar keine Zeit,
An welchem Ziel das Jahr nun steht
Und wie der Wochen Zahl vergeht.
Wie die Tage sind benannt,
Das ist mir Alles unbekannt.

Dagegen leidet der äußere Mensch schwer:

Hin reitet Herzeleidens Frucht.
Den lehrte mannliche Zucht
Demuth und Barmherzigkeit.
Dem die junge Herzeleid
Angeboren Treu und Güte,
Traurig ward sein Gemüthe.

Oder wie er selbst sagte:

Mir ist mein mannlich Herz so wund!
Wie wär' es wohl auch heil und ganz,
ii265 Da Trübsal ihren Dornenkranz
Mir drückt auf alle Würdigkeit.

Hätte es anders sein können? Welcher Edle kann auf's Volk sehn, ohne daß sein Herz zerrissen wird? Wohin man blickt, trifft man Seelenverdummung, Ungerechtigkeit, schamlosen natürlichen Egoismus, Habsucht, Lug, Betrug, Unreinheit, Finsterniß und namenlose Qual in allen Ständen. Sind es Menschen, die sich dort wie eine trübe Flut hinwälzen, die Zähne fletschen, tödtlichen Haß in den funkelnden Augen zeigen und sich zerfleischen? Thiere sind es, wilde Bestien, die wohl einen Docht im Gehirn tragen, aber keinen brennenden Docht. O! daß ein Parzival aufstünde, ein »Inmittendurch«*[2], der mit dem göttlichen Feuer des Grals den Docht anzünde, damit es hell würde in der öden Hirnschale und das erschütternde Wort des Predigers:

Und meine Seele suchet noch, und hat es nicht gefunden. Unter tausend habe ich Einen Menschen gefunden, aber kein Weib habe ich unter denen Allen gefunden,

(Koheleth 7, 29.)

so verändert werden könnte, daß es lautete:

> Unter tausend habe ich tausend Menschen gefunden und Hunderte von Weibern habe ich unter denen gefunden.

Stünde ein solcher »Inmittendurch« auf, so würde er seinen Lohn finden, wie der Held der tiefsinnigen, herrlichen Dichtung des fränkischen Sängers. Dieser Lohn wäre eine leidlose Menschheit, d.h. die Spiegelung davon in seiner Seele. Wir wollen denselben an der Hand des Dichters jetzt betrachten.

ii266 Endlich findet Parzival die Gralsburg wieder. Sein Bruder, der Heide Feirefiß begleitet ihn, womit der geniale Dichter sehr feinsinnig andeutet, daß allen Menschen, nicht nur den Christen, der Frieden der heiligen Statte zu Theil werden wird. Anfortas, die Menschheit, steht unsagbare Qual aus. Könnte er sich entschließen, die Augen vom Gral abzuwenden, so würde er den Tod finden.

Die Farbe bleibt Dem klar und rein,
Der täglich schauet auf den Stein,
Wie in seiner besten Zeit
Einst als Jüngling oder Maid.
Säh' er den Stein zweihundert Jahr',
Ergrauen würd' ihm nicht sein Haar.
Solche Kraft dem Menschen giebt der Stein.

Aber er kann es nicht. In dieser schönen Sage liegt die Wahrheit, daß der göttliche Athem jeden Menschen, auch den Rohesten, unaufhörlich berührt und Sehnsucht nach einem Leben unter dem heiligen Gesetz erweckt. So muß denn auch Anfortas immer wieder den Blick auf den Gral werfen, wenn seine Kraft am Erlöschen ist, und aus der Wunderkraft des heiligen Gefäßes neues Leben schöpfen.

Ihr habt wohl schon vernommen, daß
Er lehnte und gar selten saß.
Die Zwei empfing Anfortas, zwar
Fröhlich, doch mit Kummers Klage:
»Mit Schmerz erharrt' ich's lange Tage,
Werd' ich künftig von euch froh.
Bittet, daß man mir den Tod
Vergönnt, so endet meine Noth.
Ist euer Name Parzival,
So entziehet meinem Blick den Gral.«

Aber über Parzival schwebte der Erlösungsgedanke, die Taube lag mit ausgebreiteten Flügeln brütend auf seiner erglühenden Seele.

Da warf er betend sich zur Erden
Dreimal zur Dreifaltigkeit,
Daß des traurigen Mannes Leid
Jetzt ein Ende möcht' empfahn.

Und das Wunder geschah! Es war vollbracht: Parzival sah eine leidlose Menschheit.

ii267 Was der Franzose nennt Florie
Den Glanz er seiner Haut verlieh.
Parzivals Schönheit war nun Wind,
Und Absalons, Davidens Kind,
So Aller, die wie Vergulacht
Die Schönheit erblich hergebracht.
Auch Gahmuretens Schönheitspreis,
Als er dort zu Kanvoleis
Einzug hielt so wonniglich –
All ihre Schönheit dieser wich,
Die Anfortas aus Siechheit trug.
Gott hat der Künste noch genug.

Und Parzival? –

Parzival wurde zwar anerkannt als König und Gebieter in der Burg des Grals, aber was

konnte ihm Das sein? Sein Lohn war der Reflex des Glücks, das er der Menschheit gebracht, in seiner hellen Brust. Jetzt kam auch die Zauberin Kondrie wieder, aber ganz anders.

Sie fiel zu seinen Füßen
Und bat ihn weinend um sein Grüßen,
Daß er ihr die Schuld verzeihe,
Ohne Kuß die Huld ihr wieder leihe.

Dann sagte sie:

Nun sei demüth'gen Sinnes froh
Des dir beschied'nen Theiles:
Der Krone menschlichen Heiles!
Und wär' kein ander Heil dir kund
Als daß dein wahrhafter Mund
Den unsel'gen, süßen
Mit Freude soll begrüßen!
Den König Anfortas erlöst
Die Frage deines Munds und flößt
Ihm Freud' in's Herz, dem Jammerreichen.
Wer mag an Seligkeit dir gleichen?
An dir hat Sorge nicht mehr Theil.
Was des Planetenlaufes Eil'
Umkreist, ihr Schimmer überdeckt,
Soweit ist dir das Ziel gesteckt,
Da sollst du Macht erwerben.
ii268 Dein Kummer muß verderben.
Unenthaltsamkeit allein
Soll dir nicht gestattet sein:
So wehrt dir auch des Grales Kraft
Der Sündigen Genossenschaft.
Du hattest junge Sorg' erzogen:
Nun dir Freude naht, ist sie betrogen.
Du hast der Seele Ruh' erworben,
Dir Freud erharrt im Drang der Sorgen.

Zum Schlusse frage ich: Was schwebte wohl vor dem trunkenen Auge des fränkischen Dichters, als er seinen Parzival schuf und sein Ideal eines christlichen Heldenthums darin niederlegte? Dasselbe, was Plato vorschwebte, als er seinen »Staat« schrieb. Während Dieser aber (obgleich selbst ein großer Dichter) mehr auf nüchterne philosophische Weise und in den Anschauungen des griechischen Volksgeistes das Glück der Menschheit erwog, erfaßte es der edle Wolfram als farbenreiches lichtes Dichtergebilde und zugleich in der Anschauungsweise der mittelalterlichen Ritterschaft.

Er wollte ein geistliches Ritterthum der edelsten Art, einen Orden reiner Ritter, einen Orden von Templeisen, welche der ganzen Menschheit Das seien, was die damaligen Ritterorden, vornehmlich der Templerorden, nur für Theile der Menschheit waren. Wolfram's umfassender Geist konnte kein bestimmtes Volk im Auge haben: die Menschheit war's, die sein glühendes großes Herz umfaßte. Das erhellt deutlich aus den Worten:

Die Menschheit trägt den höchsten Werth,
Die zum Dienst des Grales wird begehrt.

Er dachte sich unter dieser ritterlichen Verbrüderung zum Dienste des heiligen Grals Ritter des göttlichen Gesetzes, die ihr ganzes Leben diesem Gesetze weihten, nachdem sie vollständig der Welt entsagt haben.

Der Gral ist streng in seiner Kür:
Sein sollen Ritter hüten
Mit entsagenden Gemüthen.

Frauenminne muß verschwören

Wer zur Gralsschaar will gehören.

Diese reine Ritterschaar wäre dazu bestimmt gewesen, die Völker |
ii269 zu regieren und glücklich zu machen, gerade so wie Plato nur Philosophen die Königswürde verliehen wissen wollte.

Neffe, nun bericht' ich dir
Von der Templeisen Leben.
Sie empfangen und sie geben.
Sie nehmen junge Kinder an,
Von hoher Art und wohlgethan,
Auserwählt von Gottes Hand.
Wird dann herrenlos ein Land,
Das eines Königes begehrt,
Aus der Schaar des Grals wird Der gewährt.
Wohl wird des Volks ein Solcher pflegen,
Denn Ihn begleitet Gottes Segen.

Ich füge hinzu: Nur ein Solcher wird des Volkes pflegen; denn von ihm sind alle Bande, welche den Menschen an die Welt fesseln, abgenommen und sein inneres Leben ist die Verkörperung des göttlichen Gesetzes. Er schwebt über dem Volke wie ein lichter klarer Genius und führt es treu. Wolfram war sich wohl bewußt, daß seine reinen sündlosen Templeisen viel leiden müßten; aber er wußte auch, daß sie dem äußeren Leiden, den Wunden im Kampfe, keinerlei Bedeutung beilegen würden.

Neugierig nahte Kiots Schaar:
Sie nahmen der Templeisen wahr.
Von Hieb und Stoß zerschlagen
Sah man sie Helme tragen;
Ihr Schild hatt' Lanzenstöß' erlitten,
Von Schwertern war er auch zerschnitten.

Außerordentlich bedeutungsvoll im Orden Wolfram's ist, daß seine Templeisen nicht Gott, nicht Christus, sondern dem Heiligen Geist geweiht sind. Sollte der geniale Dichter das Dogma der Dreieinigkeit durchschaut haben? Es ist möglich, ja es ist sehr wahrscheinlich und wäre gar nicht zu bewundern: zu bewundern ist nur die Genialität, die mächtige Erkenntnißkraft, welche aus den Werken des theuren Landsmanns so beredt spricht.

Die Taube, das Sinnbild des heiligen Geistes, ist das Princip des ganzen Ordens, sowohl seiner Organisation, als auch seiner Ziele und des Wesens seiner Glieder, ja sie giebt auch allen Aeußerlichkeiten der ihm geweihten Genossenschaft das bezeichnende Gepräge.

ii270 Die Taube ist es, welche dem Gral alljährlich die Kraft bringt, die ihm eigenthümlich ist:

Eine Taube sich vom Himmel schwingt,
Die dem Stein heiniederbringt
Eine Oblate weiß und klein.
Die Gabe legt sie auf den Stein:
Dann hebt mit glänzendem Gefieder
Die Taube sich zum Himmel wieder.
Alle Karfreitage
Bringt sie, was ich euch sage.

Die Taube ist auf die Kleider der Templeisen gestickt, sie befindet sich auf den Schilden und am Sattel, sie ist das Wappen der Templeisen.

Ihr brachtet zu dem Stalle mein
Ein Roß, den Rossen völlig gleich,
Die sie reiten in des Grales Reich.
Auf dem Sattel steht die Turteltaube:
Das Wappen gab Anfortas ihnen,
Als ihm noch alle Freuden schienen.
Sie führten's früher schon im Schilde.

Bei dem traurigen Anfortas
Alle Schilde, die ich hangen fand,

Waren gemalt wie euer Gewand:
Viel Turteltauben tragt ihr dran.

Kiot erkannte doch genau
Des Grales Wappen an der Schaar:
Sie führten Turteltauben klar.

Es sind jetzt beinahe siebenhundert Jahre, daß der selige Traum das geistige Auge des großen Franken trunken machte. Sollte die Zeit gekommen sein, wo der heilige Traum in Fleisch und Blut sich verwirklichen kann? Oder irrte ich, als ich eben fern, fern von mir am stammenden Abendhimmel die glänzend gefiederte Taube sah?

---

*[1] Die Citate aus Wolfram's Parzival sind der Uebersetzung von Simrock entnommen.

*[2] *Parza, par*: durch, und *val, tal*: Furche.

Als sich sîn name diutet,
wan parza sprichet durch,
val ein tal oder eine Furch:
als hât in unser zunge
sîn name die diutunge.

Heinrich von dem Türlin.

»Fürwahr, du heißest Parzival.
Der Name sagt: Inmitten durch.
Die Liebe schnitt wohl solche Furch'
In deiner Mutter treues Herz:
Dein Vater hinterließ ihr Schmerz.«

II.
Der Socialismus.

ii271

Drei Essays.

Thue deinen Mund auf für die Stummen, und für die Sache Aller, die verlassen sind.

Thue deinen Mund auf, und richte recht, und räche den Elenden und Armen.

Spr. Sal. 31, 8. 9.

Wat frag ick na de Lü –
Gott helpet mi.

Niedersächsisches Trutzwort.

ii273

II.

Der Socialismus.

Drei Essays.

Achter Essay.
Der theoretische Socialismus.

ii275

Den höheren Schichten des deutschen Volkes gewidmet.

Es redet trunken die Ferne
Von künftigem großem Glück.
Eichendorff.

Es hat nur so wollen behagen:
Heiter und ernst die Wahrheit zu sagen.
Simplicius Simplicissimus.

I. Einleitung.

ii277

Es ist von jeher meine Art gewesen, vor dem Teufel nicht zu fliehen, sondern stehen zu bleiben, furchtlos in seine Augen zu blicken und mit dem Zeigefinger die Spitzen seiner Hörner zu befühlen; auch konnte ich mir nie versagen, wenn der feurige Geselle meinen Weg kreuzte, seinen Mantel zurückzuschlagen und mir den Pferdefuß recht genau zu betrachten.

Und immer habe ich gefunden, daß der sogenannte »Feind« lange nicht so roth ist, wie ihn mit erhitzter Phantasie die christlichen Maler dargestellt haben. Von den Beschreibungen der zelotischen Pharisäer will ich gar nicht reden.

Und nicht nur Dieses: manchmal sogar hat er mein Herz gerührt. Da wollte es mir scheinen, als ob er weder einen Pferdefuß, noch Hörner habe, sondern ein schöner Jüngling sei, der große melancholische Augen habe und mit dem Finger in weite blaue Fernen mit goldenem Schimmer deute.

Round he throws his baleful eyes,
That whitness'd huge affliction and dismay
Mix'd with obdurate pride and steadfast hate.
Milton.

(Ach! welche trauervollen Augen!
Ein Zeugniß tiefen Wehs und großen Schmerzes
Gemischt mit hartem Stolz und festem Haß.)

Zuweilen redete ich ihn an und er hatte stets die Herablassung mir zu antworten. Ja, er weihte mich einmal in ein tiefes Geheimniß der Zukunft ein, das ich jedoch nicht verrathen darf, wie ich ihm »bei Gott« schwören mußte. Man hüte sich zu glauben, |
ii278 daß Gott ihm gram sei; ich erinnere zur Bekräftigung meiner Worte nicht nur an das Vorspiel des Goethe'schen Faust – (die Dichter sind bekanntlich stets willkommene Gäste im Himmel und wissen ganz genau, was in den *dewa-lokas* vorgeht) – sondern auch an das Buch Hiob, das bekanntlich nicht zu den Apokryphen gehört, und wo zu lesen ist:

> Es begab sich aber auf einen Tag, da die Kinder Gottes kamen und vor den Herrn traten, kam der Satan auch unter ihnen.
>
> Der Herr aber sprach zu dem Satan: Wo kommst du her? Satan antwortete dem Herrn und sprach: Ich habe das Land umher durchzogen.
>
> (Cap. 1, 6. 7.)

Ich frage: Ist das nicht ein gemüthlicher Verkehr? Warum sollte auch Jehovah dem Satan zürnen, der ihm die Freude verschafft, reuige Sünder beten zu sehen? Wie langweilig müßte für Jehovah die Welt sein, wenn die Menschen Engel wären! Hat er sich doch die Welt geschaffen und dem Satan erlaubt, sich in Gestalt einer Schlange hineinzuschleichen, damit er aus dem ewigen Einerlei seiner *dewa-lokas* manchmal hinabblicken und eine kühne, verwegene, trotzige Handlung sehen könne, die für ihn immer hoch interessant ist.

Als ich gar, von Kant und Schopenhauer eingeführt, in die Gemeinschaft der Philosophen aufgenommen worden war, wurde ich erst recht zuversichtlich. Schopenhauer hatte mir auf die Schulter geklopft und mit seinem feinen malitiösen Lächeln gesagt:

> Nur von heute an Nichts mehr auf dem Herzen behalten. Immer aussprechen, was das Herz drückt. Du hast zur Fahne der Wahrheit geschworen: »nun ist, wo es ihren Dienst gilt, jede andere Rücksicht, auf was immer es auch sei, schmählicher Verrath.«

Diese Worte sind in mein Blut übergegangen.

Was bedeuten die zwei Gespenster: Communismus und freie Liebe? Sind es wirklich Spukgestalten, Erscheinungen einer *Laterna magica*, welche »Satan« in das geöffnete Thor der Hölle gestellt hat, um den höheren Kasten der Gesellschaft einen heilsamen Schreck einzujagen? Oder besser: hat der Herr den Satan beauftragt, die magische Laterne aufzustellen, damit die im Sinnentaumel rasenden Reichen einigermaßen zur Besinnung kommen und in ihre Brust |
ii279 blicken? Sind es Trugbilder ohne Wesen oder sind es nur die Schatten, welche die herbeieilende Zukunft in die Gegenwart wirft?

»Muth!« rufe ich. Wir wollen einmal beherzt dem äffenden Schein auf den Leib rücken und vor Allem untersuchen, ob wir Gespenster oder Schatten idealer Punkte vor uns haben; dann – ist Letzteres der Fall – wollen wir sehen, ob diese idealen Punkte, wenn sie real werden würden, wirklich das Unheil anrichten könnten, welches ängstliche Gemüther prophezeien.

Und seht, wir haben schon einen guten Lohn für unseren Muth in der Hand: es sind wirklich keine Gespenster, sondern die Schatten idealer Punkte, welche näher rücken; denn in den Schatten steht eine große Partei, welche die Ideale realisiren will.

Wir haben also lediglich den Inhalt der Punkte zu prüfen, d. h. die Veränderungen zu betrachten, welche dieser Inhalt im Leben herbeiführen würde, und dann abzuwägen, ob diese Veränderungen gut oder schlecht sein werden.

Werden wir uns zunächst über drei Vorfragen klar:

1) Was ist Eigenthum?
2) Ist der reine Communismus die vollständige Aufhebung des Eigenthums?
3) Ist das Institut der freien Liebe die vollständige Vernichtung der Ehe?

Eigenthum ist, ganz allgemein definirt: der garantirte Besitz verkörperter Thätigkeit, verkörperter Arbeit.

Aus dieser Definition fließt nun von selbst, daß es zweierlei Eigenthum giebt:

1) die Produkte vergangener Arbeit, welche sich erhalten haben: vorgethane Arbeit, Kapital;
2) die individuelle Kraft, die producirt: lebendige Arbeit, Arbeitsquelle.

Es ergiebt sich ferner schon hieraus, daß die zweite Frage, welche ich gleichsam unter dem Diktat der öffentlichen Meinung schrieb, ganz unsinnig ist. Wir müssen also Privat-Eigenthum für Eigenthum schlechthin setzen und darunter vorläufig nur die aufgehäufte Arbeit (Kapital) verstehen.

Die beiden letzteren Fragen sind außerordentlich wichtig; denn wir stehen vor zwei sogenannten Grundpfeilern des Staates. Es giebt |
ii280 edle Doctrinäre aus der alten Schule der Staatsmänner, welche mit dem besten Gewissen und mit aufgehobenen Armen des Entsetzens wie Nornen ausrufen: Ohne das Institut der Ehe ist kein Staat möglich; und andere ebenso gute rechtschaffene Leute rufen: Ohne Privat-Eigenthum keine bewegende Kraft im Menschen, sondern Gleichgültigkeit und Erschlaffung. Verbinden wir die beiden Sätze, so entwirft sich uns folgendes Bild:

> Ohne die Ehe kein Staat überhaupt.
> Mit der Ehe, aber ohne individuelles Eigenthum, ein stockendes Leben im Staate, eine gelähmte Bewegung, wie die eines siechen, stumpfen Greises.

Wer kann dieses Bild wollen? Der Staat ist heilig und jeder Edle muß sich ihm mit heißem Blut und mit unerschütterlicher Treue bis zum Tode weihen; ferner ist ein frisches, freies, raschpulsirendes Leben im Staate eine Vorstellung, welche das Herz hoch erfreut, ja mit Jubel erfüllt, während ein mattes, schleichendes Volksleben dem Thatkräftigen wie dem contemplativen Weisen ein Dorn im Auge ist und ihn mit Trauer erfüllt.

II. Der Communismus.

ii280u
Ist nun der Communismus vollständige Aufhebung des Privat-Eigenthums?

Im Grunde ist er dies nicht. Tritt der Communismus in die Erscheinung, so wird alles Eigenthum der Einzelnen in die Hände der Gesammtheit, des Staates, gelegt und dieser verwaltet nur das Vermögen Aller und zwar derartig, wie wir später sehen werden, daß die Reichen keinerlei wirklicher Verlust trifft. Es bleibt mithin das Eigenthum bestehen und es geschieht nur Das, was Fürsten und sehr reiche Leute schon seit Beginn der Geschichte gethan haben und thun: sie bekümmern sich nicht um ihr Eigenthum, das Ein Mann auch gar nicht verwalten könnte, weil es zu groß ist; sie übergeben es Verwaltern und beziehen den Ertrag. Auch glaube man nicht, daß dieser Weg für die meisten Menschen ein ganz neuer wäre. Vom Augenblick an, wo der Staat in der mangelhaftesten Grundform gebildet wurde, betrat ihn die ganze Menschheit, um ihn nicht mehr zu verlassen. Denn was ist jede |
ii281 dem Staat gezahlte Steuer Anderes als ein Stück Eigenthums, das ihm für bestimmte Zwecke vom Einzelnen zur Verwaltung übergeben wird? Der Staat baut dafür Eisenbahnen, legt Chausseen an, hält Pferde und Postwagen, errichtet Telegraphen, unterhält ein Heer, läßt Recht sprechen, unterrichtet, regiert, kurz entrichtet von einem Stück Eigenthums eines jeden Einzelnen jahraus, jahrein jedem Einzelnen Zinsen, welche hundertmal mehr betragen als das geliehene Kapital, ja, eine Rente repräsentiren, welche gar nicht in Geld abgeschätzt werden kann; denn kann auch nur der leiseste Zweifel darüber bestehen, daß es sich um Vortheile handelt, welche sich der Einzelne, wenn er allein oder selbst in kleineren Gruppen stände, nie verschaffen könnte?

Wir wandeln also thatsächlich schon Alle auf dem Wege, an dessen Ende die Uebergabe alles Privat-Eigenthums in Eine Hand stattfinden wird. Jetzt opfern wir Stücke unseres Eigenthums, wozu auch, wie schon bemerkt, unsere Thätigkeit, also unsere ganze Person gehört: wir geben Theile unseres äußeren Besitzes und unseres Blutes hin, um Zinsen von unschätzbarem Werthe davon zu erhalten. Und schon hierin liegt ein deutlicher Fingerzeig auf das Glück des Communismus. Was wären wir ohne den Staat? Diese Frage sollte Jeder, Morgens und Abends, an sich stellen und sollte sie der Wahrheit gemäß beantworten: wilde Bestien, Tiger und giftige Schlangen. Bringt aber die Opferung eines kleinen Theils unserer Habe eine solche Fülle des Segens, wie muß es da erst sein, wenn wir diesem Zauberer, Staat genannt, alle unsere Habe und alle unsere Kraft geben?

Unser erstes Resultat ist also:

> daß der reine Communismus das Privat-Eigenthum nicht aufhebt, sondern die Menschen nur zu Rentnern macht; ferner, daß der Weg zum Communismus gar nicht erst einzuschlagen ist: wir Alle wandeln schon darauf.

Das echte Sinnbild des Communismus ist der Bienenstock. Keiner einzelnen Biene gehört eine Wabe: alle Waben gehören allen Bienen und jede Biene hat den gleichen Antheil an dem süßen Honig.

Dies leitet uns zur anderen Frage über:

> Wäre das Leben in einem solchen Staate gelähmt, wäre die Bewegung schwach und schleichend?

Alle Güter der menschlichen Gesellschaft haben einen Werth, |
ii282 der in Geld ausgedrückt werden kann, oder mit anderen Worten: das Geld ist der Repräsentant aller Güter. Was ist das eigentliche Gepräge des Geldes? Ist es das Bildniß eines Königs, eines Kaisers, einer Freiheitsgöttin? Nein! das kann es nicht sein. Sein eigentliches Gepräge ist:

Leben und Genuß.

Das Metall oder gar die erbärmlichen Papierfetzen mit den Zahlen 10, 100 oder 1000 sind todt und kalt. Gold, Silber, Kupfer, Nickel und Papiergeld würden den Hunger nicht stillen, die Geschlechtslust nicht befriedigen, die Vergnügungssucht nicht besänftigen, ob man sie auch haufenweise verschlänge oder sie jahrelang in Berührung mit unserem Körper brächte. (Ich sehe davon ab, daß das meistens fettige und schmutzige Papiergeld den Hungertod des Menschen einige Stunden hinausschieben könnte.) Dagegen stillen Nahrungsmittel unseren

Hunger, kitzeln Burgunder, Rauenthaler, Champagner, Austern, Straßburger Gänseleber-Pasteten, Schnepfendreck, Geflügelcompositionen u.s.w. den Gaumen, (Alexander Dümas steckte einen Krammetsvogel in eine Schnepfe, die Schnepfe in eine Taube, die Taube in eine Ente, die Ente in eine Gans, die Gans in eine Truthenne und briet das Ganze, das sehr schmackhaft gewesen sein soll.) Ferner befriedigen Weiber, resp. Männer, die Geschlechtslust, und stillen Carossen, Reitpferde, Reisen in Italien, Griechenland und Egypten, Theater, Concerte, Bälle, Jagden u.s.w. unsere Vergnügungssucht. Und alle diese Dinge kann man für wenig oder viel Geld haben. Das Geld wird deshalb bewußt und dämonisch geliebt, begierdevoll ersehnt und krampfhaft festgehalten, wenn es in der Höhlung der Hand liegt, oder mit Argusaugen bewacht, wenn es in der Schatzkammer funkelt, resp. fettig glänzt (Papiergeld).

Der Mensch arbeitet also nicht des Geldes als Zwecks, sondern als Mittels wegen; er will sich ein Mittel erwerben, um seine Lebensnothdurft oder seine Genußsucht zu befriedigen.

Dies thut auch der Geizige; denn er häuft Schätze auf, entweder im Hinblick auf seine Lebensnothdurft, wenn er die Wechselfälle des Lebens erwägt, oder im Hinblick auf die Befriedigung seiner Genußsucht. Im letzteren Falle verschiebt er nur immer den Moment, wann er genießen will, und kommt nie dazu.

Das Eigenthum, resp. sein Repräsentant, das Geld, kann also an |
ii283 und für sich kein Motor im Leben der Menschheit sein. Die einzigen Motoren kommen von innen; sie sind: der Hunger und die Genußsucht. Der Dichter sagt:

Der Hunger und die Liebe
Erhalten das Getriebe.

Er hütete sich wohl zu sagen: das Eigenthum erhält das Getriebe. In seinem Vers habe ich nur den Motor Liebe zu bemäkeln. An seine Stelle müßte Begierde schlechthin oder Genußsucht (welche die Liebe in sich schließt) gesetzt werden; aber da würde der Reim fehlen und man muß selbst schon einmal einen Sonntagsritt auf dem Pegasus gemacht haben, um zu wissen, daß die Dichter mit sich und ihren kostbaren Reimen nicht spaßen lassen. Wir wollen deshalb schleunigst diesem gefährlichen Boden entfliehen.

Würde mithin das Privat-Eigenthum in Eine Hand, in die des Staates gelegt, so würde das Leben des Einzelnen nicht der mächtigsten Triebfeder beraubt werden. Nach wie vor würde den Magen des Menschen der Hunger peinigen, und in seiner Brust würde dämonisch wild die Genußsucht nach Befriedigung schreien. Die oben erwähnten Doctrinäre haben also nichts Anderes als ein albernes Gespenst gesehen. Der Communismus hat weder Hörner noch einen Pferdefuß. Nun wollen wir sehen, ob er nicht gar ein Engel mit wohlwollenden Augen ist.

Die Genüsse hat Schopenhauer sehr artig eingetheilt in Genüsse

der Reproductionskraft
der Irritabilität und
der Sensibilität.

Zu den ersteren zählt er: Essen, Trinken, Verdauen, Ruhe und Schlaf; zu denjenigen der zweiten Art: Wandern, Springen, Ringen, Tanzen, Fechten, Reiten, athletische Spiele, Jagd, Kampf und Krieg; zu den letzteren: Denken, Dichten, Bilden, Musiciren, Lernen, Lesen, Meditiren, Erfinden und Philosophiren.

Was mich außerordentlich verwundert, das ist, daß der große Mann unter den Genüssen der Reproductionskraft den geschlechtlichen Genuß, die Hauptsache, vergessen hat; denn darin muß man Goethe Recht geben, daß er die Liebe für den Hauptbestandtheil der Genußsucht hielt.

Sonst sind alle Hauptgenüsse aufgeführt und wir können das Schema unserer weiteren Betrachtung zum Grunde legen.

ii284 Prüfen wir nun die Genüsse in Beziehung auf die verschiedenen Klassen der heutigen Gesellschaft genau, so werden wir finden, daß diejenigen der Reproductionskraft vorzugsweise allgemein-menschliche sind, denn sie entspringen Bedürfnissen, welche mit dem Leben als solchem verknüpft sind und von deren Befriedigung die Erhaltung im Leben (Leben im weitesten Sinne, auch über die individuelle Lebensdauer hinaus genommen) abhängt.

Der geschlechtliche Genuß, die Hauptsache, wird dem Proletarier so gut wie dem König zu Theil. Ja, blicken wir tiefer, so ist auch die Ausschweifung dem Ersteren zugänglich. Der Unterschied, welchen man aufstellen könnte, ist ein Unterschied auf der Oberfläche und wird vom Proletarier nicht empfunden. Für den Wollüstling der höheren Gesellschaftsschichten ist brillante Kleidung, raffinirte Handwerksroutine und zuweilen auch Tournüre und geistige Bildung, ja Witz und Esprit der Courtisanen Bedingung für den Genuß. (Ich schweige von jenen Seltsamen, die, wie sie gern verfaultes Fleisch essen, so auch gern ihren Samen in lebendes Aas legen.) Der ausschweifende Proletarier dagegen legt gewöhnlich keinen Werth auf solche Ornamentik, weil er in Lumpen und Lappen geboren wurde und wild aufgewachsen ist.

Bei den anderen Genüssen der Reproductionskraft mit Ausnahme des Schlafs kann man dasselbe aussprechen, d. h. man kann sagen, daß sie *jedem* Menschen zu Theil werden und zugleich kann man auf der *Oberfläche* Unterschiede machen; denn die Regel ist, daß jeder Mensch sich satt ißt, über Durst trinkt, verdaut und auch einige Zeit mit offenen Augen ruht. Ferner steht fest, daß es sehr viele Fresser und Feinschmecker auch in den niederen Klassen giebt. Wer wird denn behaupten wollen, daß es einem Arbeiter, der sich in Schnaps oder Bier berauscht, sowohl während des Trinkens als im Rausche nicht eben so behaglich zu Muthe ist wie demjenigen, der sich in Sekt einen Zopf holt? Oder wer wird behaupten wollen, daß der Grad des Genusses, den ein moderner Lucullus empfindet, wenn er dem Gotte Bauch opfert und die kunstreich mit dem höchsten culinarischen Scharfsinn erdachten und bereiteten Massen dem viehisch gemästeten fettglänzenden Speckhalse hinunterwürgt, während die Augen selig halb geschlossen sind und der Saft an den Mundwinkeln herabträufelt, daß, sage ich, der Grad dieses Genusses geringer sei als derjenige des bäuerischen Schlemmers, der vor einer |
ii285 großen Schüssel mit Sauerkraut und Pökelfleisch, Leberklößen, frischem abgekochtem Schweinefleisch, Schweinebraten und Würsten aller Art sitzt und ein Stück nach dem anderen in den Schlund stopft, bis die Schüssel leer ist?

Auch bei der Ruhe sind nur oberflächliche Unterschiede zu machen. Den meisten Arbeitern genügt eine kurze Pause, weil sie ja doch mit ihrer freien Zeit nichts Besseres anzufangen wissen, als sie im Wirthshaus zu vergeuden. Außerdem wird nuten wie oben gehörig von Einzelnen gefaullenzt.

Der Schlaf endlich gehört, streng genommen, gar nicht hierher; denn die Hauptbedingung des Genusses ist helles Bewußtsein.

Und dennoch giebt es in Betreff der Genüsse der Reproductionskraft einen großen echten Unterschied zwischen Armen und Reichen. Er liegt aber in den Ausnahmen von den Regeln: Viele Armen können sich nicht satt essen und ihre Nahrung ist schlecht; viele Armen haben im Zusammenhang hiermit und ganz abgesehen von Gram und Kummer, der die Begattung gewöhnlich vereitelt, eine geringe Quantität Spermas; viele Armen haben anstatt des angenehmen Gefühls der Verdauung einen immer knurrenden Magen; viele Armen können sich keine fünf Minuten Ruhe gönnen, wenn sie nicht verhungern wollen; viele Armen haben Tage von *zwanzig* Stunden und Nächte von nur *vier* Stunden; viele Armen endlich sehnen sich nach den Tafelfreuden der Reichen, entweder weil sie vorübergehend das Bessere empfunden haben, oder aus dem lichten Tag des Reichthums in die öde Nacht des Elends gestoßen worden sind.

Betrachten wir die Genüsse der Irritabilität, so scheinen sogar die niederen Klassen entschieden im Vortheil zu sein; denn erstens leben die Bauern während des größten Theils des Jahres in Gottes freier Natur; dann wird in den unteren Schichten der Gesellschaft gewiß mehr und mit größerer Lust getanzt als in den oberen; ferner wird man doch nicht behaupten wollen, daß in den oberen Schichten jenes schöne entzückende Spiel der Muskelkräfte, welches man Keilerei nennt, so häufig wie im Proletariat und auf dem Lande sei; dann werden bestimmt von den Arbeitern mehr Vergnügungspartien gemacht als von den Reichen; außerdem erhalten viele dieser Genüsse erst die richtige süße Würze durch den Contrast mit harter Arbeit, von welcher Würze die meisten Reichen gar keine Ahnung haben; endlich sind

im Heere alle Stände vertreten.

ii286 Indessen, was halten die frischen Bauernjungen und rüstigen Schneider, Schuster, Sattler, Klempner, Bäcker, Schmiede, Fleischer u.s.w., welche in der kleidsamen Uniform der Husaren, Ulanen, Dragoner und Kürassiere säbelrasselnd und sporenklirrend herumstolziren, von dem Genusse, den ihnen der Staat bereitet, indem er sie ohne Entgelt reiten lernen läßt und dann jedem Braven ohne Entgelt ein flottes Pferd zur Verfügung stellt? Sie lieben so sehr den knappen Rock, den rasselnden Säbel, die klirrenden Sporen, die wohlige Bewegung auf einem feurigen Andalusier, daß sie fast ohne Ausnahme, stellte man in ihren Willen zu gehen oder zu bleiben, in fünf Minuten Rock, Säbel, Sporen abgeworfen, ein herzliches Lebewohl der Stute oder dem Walachen zugerufen hätten und schon tausend Schritte von der Kaserne entfernt wären.

Aber auch hier wollen wir einen Unterschied zwischen Armen und Reichen in den Ausnahmen von der Regel machen. Viele Armen verzehren sich in Sehnsucht nach den berauschenden Festen und Bewegungen der Reichen; Viele, welche widerwillig die Reiteruniform tragen, möchten täglich reiten: sie lieben das Reiten, die wonnevolle Bewegung auf einem lebhaften Pferde, aber sie wollen den Genuß nicht mit dem militärischen Zwang und dem Druck der Vorgesetzten erkaufen; viele Armen können sich keinen Spaziergang gönnen und müssen mit dem kleinen Stückchen grauen oder blauen Himmels fürlieb nehmen, das sie, aus dem dumpfen Kellerloche oder aus der düsteren Wohnung im Hofe blickend, wahrnehmen.

Wenden wir uns schließlich zu den Genüssen der Sensibilität.

Auch hier darf man nicht die Armen und Niederen für »enterbt« halten. Sie musiciren und singen und jedenfalls singen sie mehr und fröhlicher als die Reichen; sie meditiren; sie philosophiren (in theologischen Geleisen oder über die metaphysische Materie); sie dichten (namentlich wenn man das Lügen, wie billig, für einen Zweig der »Dichtkunst« hält); sie lernen, lesen und erfinden.

Die Meisten auch – und das ist eine Hauptsache – wissen gar nicht, was ein echter geistiger Genuß ist, und zwar muß hier gesagt werden: die meisten Menschen, nicht die meisten Armen und Niederen. Den wahren geistigen Genuß empfinden heutzutage, geradeso wie in allen vergangenen Jahrhunderten, nur sehr, sehr Wenige. Man könnte ganz bestimmt Diejenigen in der ganzen Menschheit, welche im Besitze eines völlig durchgebildeten Geistes |

ii287 sind und sich deshalb vollständig selbst genügen, in einer halben Stunde bequem zählen.

Doch ist auch hier ein Unterschied zwischen Armen und Reichen zu machen. Der geistige Genuß beruht unverhältnißmäßig mehr als alle anderen Genüsse auf einem freundlichen Entgegenkommen der äußeren Verhältnisse. Die Diamanten müssen geschliffen werden, wenn sie blitzen und strahlen sollen, während man auf der anderen Seite sagen muß, daß ein roher Diamant, wenn er Bewußtsein hätte, sich unzweifelhaft als Diamant fühlen würde. So verkümmern denn Tausende und wiederum Tausende unter dem eisigen Hauche widriger Umstände mit dem nagenden Gefühle, daß sie sich und Anderen geglitzert und geleuchtet hätten, wenn sie geschliffen worden wären.

Aus diesen Betrachtungen schließen wir, daß in den gegenwärtigen socialen Verhältnissen:

1) die Genüsse über die ganze Menschheit ausgeschüttet sind;
2) die Befriedigung der Leibes Nothdurft aber, Stillung des Hungers, Ruhe, Bewegung, Schlaf, Vielen versagt ist, daß schreckliche Noth und furchtbares Elend besteht;
3) der Contrast zwischen den Genüssen der Reichen und Armen in das Herz Vieler der letzteren eine tiefe Wunde schlägt, daß also eine Illusion reales Leid in Vielen hervorruft;
4) die geistigen Genüsse, die reinsten und edelsten aller Genüsse, Wenigen in den oberen Schichten der Gesellschaft sowohl, als auch in den unteren zu Theil werden, weil in allen Schichten dem Strom der echten Bildung große Hindernisse entgegentreten. (Ausführlicheres später.)

Schon hieraus ergiebt sich unwiderleglich, daß alle Menschen mit wenigen Ausnahmen

das größte Interesse daran haben, daß die gegenwärtige Lage der Dinge verändert werde. Es erheben ihre Hände gegen das gegenwärtige Reale im Staate:

1) die Hungrigen,
2) die Thoren,
3) die Ungebildeten in allen Schichten, getrieben von einer dämonischen Macht, welche ihnen ganz andere Ziele vorgaukelt, als sie thatsächlich bezweckt;
4) die Weisen, welche allen Menschen die Segnungen der Cultur gönnen, die ihnen so glückliche, so selige Stunden bereitet.

ii288 Lauter aber, als all dieses leidvolle und schwermüthige Rufen oder wüste wilde Geschrei von allen Seiten redet etwas, was ich in meinem Hauptwerk schon gehörig betonte, etwas, das trotz seiner Jedem vernehmbaren, klaren, deutlichen und dabei dröhnenden Worte fast immer unbeachtet bleibt: es ist der continuirliche Wechsel in den äußeren Verhältnissen.

Es ist dem Denker fast unbegreiflich, und er muß den Goethe'schen Ausspruch:

Die Welt soll nicht so rasch zum Ziele als wir denken und wünschen,

zu Hülfe rufen, um sich zu beruhigen, daß das ätzend höhnende Wort über der heutigen Gesellschaft:

Heute oben – morgen unten
Heute Hammer – morgen Amboß
Heute reich – morgen arm
Heute Ueberfluß – morgen Mangel

so selten gelesen und wenn gelesen, so selten beherzigt wird.

Nehmen wir aus der Anzahl reicher Adeligen und reicher Bürger in der ganzen Welt hunderttausend Individuen fort, deren Reichthum unverwüstlich sein soll, – sowohl die Zahl als der angenommene Reichthum sind übertrieben, – so hat kein reicher Vater die Gewißheit, daß seine Kinder nicht eines Tages in's Elend kommen werden.

Denkt er nur einen Moment lang über den Gang der Dinge innerhalb der Gesellschaft nach, läßt er nur flüchtig seine Erfahrungen am Geiste vorbeiziehen, so muß er, blickt er dabei auf seine fröhliche Kinderschaar, das Gefühl haben, als ob ein zweischneidiges Schwert durch seine Seele ginge; denn er muß die große Wahrscheinlichkeit anerkennen, daß diese lichten, klaren, unschuldigen, kleinen Wesen, die sich zur Stunde so heiter, so fröhlich und ausgelassen im Sonnenschein des Ueberflusses tummeln, einst von Thür zu Thüre schleichen und Brod erbetteln.

Und einer solchen Ordnung der Dinge gegenüber sollte ein Vernünftiger, weß Standes er auch sei, conservativ gesinnt sein?

Nun wollen wir weiter gehen.

Nehmen wir einen sehr reichen Mann, der sein Leben genießt. Er soll zehnfacher Millionär sein und 300,000 Mark jährlich für |

ii289 sich und seine Familie gebrauchen. Er versage sich und den Seinigen keinen Genuß; er sei ferner sehr wohlthätig; er gebe den Armen jährlich 50,000 Mark.

Warum legt er den Rest der Zinsen, der 200,000 Mark betragen soll, zurück und schlägt ihn zu seinem großen Kapital? Weil er den erwähnten Wechsel der Lagen fürchtet und sich und seine Kinder recht kräftig für eine Ordnung der Dinge machen will, die vom Geld regulirt wird.

Hat er ein anderes Motiv? Gewiß nicht. Denn kann er, können seine Kinder besser leben als sie leben? Kann er seine Zeugungskraft verzehnfachen? Kann er seinem Magen die Ausdehnung eines Ochsenleibes geben? Wenn er sich aber sagen muß, daß er mit dem heißesten Bemühen seine Genußfähigkeit nicht erhöhen kann, daß er sich mit dem besten Willen nicht mehr Genüsse, als er bereits hat, verschaffen kann, was für einen anderen Werth soll dann das erübrigte Geld für ihn haben, als den, seine Widerstandsfähigkeit gegen das immer drohende Elend zu erhöhen?

Jeder fühlt hier die ganze Schwere der furchtbaren Kette, deren Glieder sind: der Reiche spart todtes Geld, damit die Wahrscheinlichkeit, arm zu werden, immer geringer für ihn wird, und er kann arm werden, weil er in einer Gesellschaft lebt, die unter der Herrschaft des kalten

Metalls und schmieriger Papierfetzen seufzt.

Wird diese Kette kühn abgestreift, indem man eine Ordnung der socialen Verhältnisse herbeiführt, worin einerseits Noth und Elend unmöglich sind, andererseits Jeder alle erdenkbaren Genüsse haben kann, so wird das Geld, das den Kaufpreis dieser Genüsse übersteigt, für Jeden nichts Anderes sein als Metall ohne Werth.

Denn ich wiederhole: Mehr als die Befriedigung von der Lebensnothdurft und aller Genußsucht, oder sagen wir lieber: mehr als die raffinirteste Befriedigung der Lebensnothdurft und die Stillung der raffinirtesten Genußsucht kann Niemand verlangen. Die körperliche Organisation setzt der Genußsucht unzerstörbare Schranken.

Der Baron von Rothschild liebt also seinen colossalen Reichthum an Papieren nicht an sich, der Reichskanzler von Bismarck nicht seinen wohlverdienten ausgedehnten Grundbesitz an sich, sondern nur der Sicherheit wegen in einer eminent gefahrvollen socialen Ordnung. (Andere Gründe, die man anführen könnte, |
ii290 fallen hier nicht in's Gewicht, da sie schlechte Motive sind, die ich gleich brandmarken werde.)

Vergegenwärtigen wir uns jetzt, was mit Absicht auf Lebensnothdurft und Genußsucht der Menschen allein die Folge sein würde, wenn der reine Communismus in die Erscheinung träte, d. h. wenn alles vorhandene Kapital in die Hände des Staates überginge, wobei wir selbstverständlich annehmen, daß Jeder, nach wie vor, seinen Geschäften nachgeht.

Würden die Reichen weniger gut leben müssen? Würden sie auf Vergnügungen, auf Genüsse verzichten müssen? Nein, Sie könnten nach wie vor Champagner trinken, Austern, Kibitzeier, Schnepfendreck essen, in Carossen fahren, reiten, in's Theater, in Concerte gehen oder mit einem Wort: sie könnten ihre Lebensnothdurft und ihre ganze Genußsucht nach wie vor befriedigen. Auf der anderen Seite dagegen gäbe es keine Hungrigen und keine Enterbten mehr, weder solche, die nur in ihrer Einbildung, noch solche, die thatsächlich enterbt sind, denn das Geld oder besser die Güter, welche die Reichen seither aufspeichern mußten, wegen des Wechsels im Leben, wegen des unaufhörlichen Auf und Nieder, hätten jetzt, in einem Staate, wo Noth und Elend unmöglich sind, gar keine Bedeutung mehr. Die Reichen würden ohne Schmerz ihren Besitz zu dem Zwecke geben, daß allen ihren Menschenbrüdern der gleiche Genuß wie ihnen zu Theil werde.

Natürlich giebt es viele Reichen, welche außer der Befriedigung aller ihrer Gelüste noch den Kitzel des Contrastes mit der Entbehrung der Armen, gleichsam Pfeffer und Salz für ihren Genuß, nöthig haben, um sich recht behaglich zu fühlen. Ferner giebt es viele Grundbesitzer, welche zur vollen Befriedigung das Bewußtsein: dies ist mein Forst, mein Schloß, mein Garten, mein Feld, – auch selbst dann haben müßten, wenn sie das Elend nicht zu fürchten hätten. Aber sie zählen nicht; denn erstens ist ihre Denkungsart verwerflich, dann ist dieselbe eine Frucht der gegenwärtigen Verhältnisse. Nehmt die Treibhauswärme dieser Verhältnisse fort, so kann die rohe unmoralische Denkungsart gar nicht entstehen. Der Mensch ist in erster Linie nur auf Stillung seiner Genußsucht bedacht, alles Andere ist ungesundes Beiwerk, schädlicher Auswuchs. Einem Jäger z. B. muß es ganz gleich sein, ob er auf eigenem Grund und Boden oder auf fremdem jagt. Er will die Stillung |
ii291 seiner Mordlust. Wollte er, wie gesagt, neben der Stillung der Mordlust noch das Bewußtsein haben, daß er den Forst, oder wie Levin Schücking einmal sehr treffend bemerkte, der Forst ihn besitze, so würde er eben zu jenen tristen Gesellen zählen, in denen man zu ihrem Besten solche Geschwüre mit Feuer und Schwert ausrotten müßte; denn gerade die Habsucht über Lebensnothdurft und Genuß hinaus, die nackte *auri sacra fames* (Virgil), der *amor sceleratus habendi* (Ovid), verhindert diese Thoren, glücklich zu sein.

Auch wäre es thöricht zu sagen: wie sollen für alle Menschen Leckereien, Equipagen, Reitpferde etc. herbeizuschaffen sein? Zunächst wollen nicht Alle dasselbe. Dann darf man mit Bestimmtheit darauf zählen, daß mehr als die Hälfte der Armen bald, sehr bald erkennen würden, daß kein Glück im Wohlleben liegt und die Seltenheit erst den echten Genuß macht. Wenn sie nur mehrmals in den Zaubergärten gewesen wären und wüßten, daß ihnen der Eintritt stets erlaubt ist, so würden sie aus angeborenem einfachem Sinn oder durch höhere

Motive geläutert, kaum noch einmal hineingehen. Dies belegen am besten die reichen Familien unserer Periode. Es sind sehr wenige Reichen, welche schlemmen und Aufwand treiben. Wer Gelegenheit gehabt hat, das Familienleben in allen Schichten genau und in ausgedehntem Maße zu untersuchen, der wird gefunden haben, daß die meisten Reichen gut, aber sehr einfach leben. An die Stelle der strengen Sitte des Mittelalters ist die Veredelung durch Bildung getreten, die den Abscheu vor Ausschweifung im Gefolge hat.

Sollte aber trotzdem mehr Lüsternheit vorhanden sein, als befriedigt werden kann, so müßte eben der Staat regulirend eingreifen und das Vorhandene vertheilen, wobei, wie schon bemerkt, Keiner zu kurz käme, weil den Verlust an Quantität der Gewinn an Qualität (größere Intensität des Genusses) ausgleichen würde.

Der reine Communismus brächte also:

1) die Vernichtung aller Noth, alles Elends;
2) keine Entbehrung für die Reichen;
3) den Armen alle Genüsse des Reichen.

Dies wären die ersten guten Folgen der neuen socialen Ordnung, vorausgesetzt, daß die Staatsmaschine nach wie vor lebhaft functionire, welche Voraussetzung wir später prüfen werden.

ii292 Die nächsten Folgen wären:

1) Entleerung der meisten Zuchthäuser;
2) Ende aller gewaltsamen Revolutionen und aller Kriege.

Der Diebstahl ist bedingt durch individuelles Eigenthum oder genauer: durch individuelles Eigenthum, das sich nicht Jeder leicht verschaffen kann. Ich mache diese Beschränkung, um albernen Einwürfen vorzubeugen. Ein absoluter Communismus ist nicht möglich. Auch in einem Staate, der auf dem reinen Communismus beruht, wird doch immer mein Rock, mein Hut, mein Ring u.s.w. mein Eigenthum sein; aber – und das ist eben das Wichtige – es ist ein Eigenthum, das Niemand reizen kann, weil es sich Jeder sehr leicht verdienen kann.

Man darf also wohl sagen, daß in der neuen Ordnung der Dinge kein Diebstahl mehr stattfinden, daß es mithin keine Diebe mehr geben würde. Ferner würde es keine Raubmörder und keine Kindesmörder aus Noth mehr geben (auch erwähne ich der Selbstmörder aus Noth, obgleich sie nicht hierher gehören) und es blieben nur Mörder aus Eifersucht, Rache, Zorn etc., kurz Todtschläger aus hochgradiger Leidenschaftlichkeit.

Ferner: Jede Revolution ist bedingt durch heftiges Verlangen auf der einen, versagte Befriedigung auf der anderen Seite. In einer nivellirten Gesellschaft ist mithin eine Revolution undenkbar.

Schließlich: Ende aller Kriege.

Voltaire sagte:

Dans toutes les guerres il ne s'agit que de voler,

und es liegt allerdings, wenn auch nicht allen, so doch sehr vielen Kriegen die Habsucht als reine wirkende Ursache zu Grunde. In allen übrigen Kriegen aber – vom geschichtsphilosophischen Standpunkte aus muß man sagen: in allen Kriegen überhaupt – wird für den Culturfortschritt, für ideale Güter gestritten, deren volle Verwirklichung eben im Communismus stattfinden wird. Tritt dieser mithin ein, so ist auch faktisch der Krieg schlechthin unmöglich geworden.

Verweilen wir hier einen Augenblick, um uns in der Summe von Glück zu sonnen, die in den Worten liegt:

Keine Diebe mehr.
Keine Revolutionen und Kriege mehr.
Keine Noth mehr um das tägliche Brod.

ii293 Den Meisten aus den höheren Ständen ist wohl das entsetzliche Weh erspart geblieben, in der eigenen oder in einer befreundeten Familie auf die Trümmer eines Glücks zu starren, das ein mißrathener Sohn oder eine mißrathene Tochter mit frevelhafter Hand durch Diebstahl zerbrochen hat. Ich habe es in mir empfunden. Ich habe in einer mir nahe befreundeten Familie auf eine greise Mutter gesehen, die makellos grau geworden war, die vor Niemand,

wer es auch war, je die Augen niedergeschlagen hatte, und welcher dann, als der Sohn die Züchtlingsjacke hatte anziehen müssen, der finsterste Winkel ihrer Wohnung nicht dunkel genug war. Ich habe auf Töchter dieser Mutter geblickt, die in der Blüthe der Jugend, unter dem giftigen Hauche des Verbrechens ihres Bruders, hinwelkten und verdorrten.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Wohl über die schönen Blaublümelein,
Sie sind verwelket, verdorret.

Sie trugen einen Wurm in der Seele; sie gingen, als sie sich nach Jahren getrauten, das Haus zu verlassen, erst bei Nacht aus; dann gingen sie bei Tage dicht an den Häusern scheu hin, schamroth bis in die Haarwurzeln, als ob *sie* gestohlen hätten, als ob *sie* im Zuchthaus gesessen hätten und als ob *sie* ein unauslöschliches Brandmal auf der Stirne trügen. Das Mitleid der Freunde gellte wie Hohn in ihren Ohren; die Thränen ihrer Verwandten ließen die Wunden nicht vernarben. O Gott! O Gott! diese greise Mutter mit den gerötheten, starren, thränenlosen Augen und diese geknickten Mädchenblumen! Wie sie mich im Wachen und in meinen Träumen verfolgten!

Kein Eigenthum mehr – dann keine solchen Mütter und Kinder mehr.

Die Gräuel der Revolutionen, von jenen in den altgriechischen Staaten an bis zum Jahre 1848, brauche ich gewiß nicht zu schildern. Und doch sind sie Nichts im Vergleich mit dem tiefen Schmerze, den der Denker in sich empfindet, wenn er sich sagen muß: Was in *allen* diesen Revolutionen von unten her *gewollt* wurde, das trat gleich nach denselben, oder kurze Zeit nachher, in die Erscheinung und wurde real. Wären also die Forderungen der Unterdrückten mit etwas gutem Willen von den Unterdrückern *gleich* |
ii294 gewährt worden, so würden die Gräuel verhütet, kein Blut würde vergossen worden sein.

Und nicht nur muß der Denker sich dieses sagen, sondern sein gepeinigtes Ohr hört schon wieder Forderungen von unten herauf und von allen Seiten, und während sein elendmüdes Auge auf Blutlachen und rauchende Trümmer sieht, welche diese unerfüllten Forderungen bereits verursacht haben, ruft eine Stimme in ihm, die neu sein Herz zerreißt: Es sind nicht die *letzten* Blutlachen, nicht die *letzten* rauchenden Trümmer und dann – ja dann wird man doch bewilligen, was man versagte, denn das Verlangte liegt im Entwicklungsgange der Menschheit!

Kein Eigenthum mehr – dann keine Revolutionen mehr.

Soll ich die Narben aufreißen und einen Stachel in die vielen, noch immer offenen und blutenden Wunden bohren, welche in jeder deutschen und französischen Familie seit dem letzten Kriege vorhanden sind?

Wir wollen mit verhüllten Augen vorbeieilen.

Kein Eigenthum mehr – dann keine Kriege mehr.

Und nun: keine Sorge und Noth mehr.

Der große *Goethe* hat uns das Wesen der Sorge in einer Weise geschildert, daß, hätten wir nichts Anderes von ihm als diese Schilderung, wir ihm doch denselben Platz lassen müßten, worauf ihn seine sämmtlichen Werke erhoben haben. Ich setze sie einfach hierher:

Wen ich einmal mir besitze,
Dem ist alle Welt nichts nütze:
Ew'ges Düstre steigt herunter,
Sonne geht nicht auf noch unter;
Bei vollkommnen äuß'ren Sinnen
Wohnen Finsternisse drinnen;
Und er weiß von allen Schätzen
Sich nicht in Besitz zu setzen.
Glück und Unglück wird zur Grille;
Er verhungert in der Fülle;
Sei es Wonne, sei es Plage,
Schiebt *er*'s zu dem andern Tage,
Ist der Zukunft nur gewärtig,
Und so wird er niemals fertig.
ii295 Soll er gehen? Soll er kommen?

Der Entschluß ist ihm genommen;
Auf gebahnten Weges Mitte
Wankt er tastend halbe Schritte.
Er verliert sich immer tiefer,
Siehet alle Dinge schiefer,
Sich und Andre lästig drückend,
Athem holend und erstickend;
Nicht erstickt und ohne Leben,
Nicht verzweifelnd, nicht ergeben.
So ein unaufhaltsam Rollen,
Schmerzlich Lassen, widrig Sollen,
Bald Befreien, bald Erdrücken,
Halber Schlaf und schlecht Erquicken,
Heftet ihn an seine Stelle
Und bereitet ihn zur Hölle.

(Faust, II. Theil.)

Sollte ich ferner wagen wollen, die Noth um's tägliche Brod zu schildern, nachdem Thomas Hood gelebt hat?

Mit Fingern mager und müd,
Mit Augen schwer und roth,
In schlechten Hadern saß ein Weib,
Nähend für's liebe Brot.
Stich! Stich! Stich!
Aufsah sie wirr und fremde;
In Hunger und Armuth flehentlich
Saug sie das Lied vom Hemde. –

»Schaffen! Schaffen! Schaffen!
Sobald der Haushahn wach!
Und Schaffen – Schaffen – Schaffen,
Bis die Sterne glüh'n durch's Dach!
O, lieber Sklavin sein
Bei Türken und bei Heiden,
Wo das Weib keine Seele zu retten hat,
Als so bei Christen leiden!

ii296 Schaffen! Schaffen! Schaffen,
Bis das Hirn beginnt zu rollen!
Schaffen – Schaffen – Schaffen,
Bis die Augen springen wollen!
Saum und Zwickel und Band,
Band und Zwickel und Saum –
Dann über den Knöpfen schlaf' ich ein
Und nahe sie fort im Traum.

O Männer, denen Gott
Weib, Mutter, Schwestern gegeben:
Nicht Linnen ist's, was ihr verschleißt,
Nein, warmes Menschenleben!
Stich! Stich! Stich!
Das ist der Armuth Fluch:
Mit doppeltem Faden näh' ich Hemd,
Ja, Hemd und Leichentuch.

Doch was red' ich nur vom Tod,
Dem Knochenmanne? – Ha!
Kaum fürcht ich seine Schreckgestalt,
Sie gleicht meiner eigenen ja!
Sie gleicht mir, weil ich faste,

Weil ich lange nicht geruht.
O Gott, daß Brot so theuer ist
Und so wohlfeil Fleisch und Blut!

Schaffen – Schaffen – Schaffen!
Und der Lohn? Ein Wasserhumpen,
Eine Kruste Brot, ein Bett von Stroh,
Dort das morsche Dach und – Lumpen!
Ein alter Tisch, ein zerbroch'ner Stuhl,
Sonst nichts auf Gottes Welt!
Eine Wand so bar – 's ist ein Trost sogar,
Wenn mein Schatten nur drauf fällt.

Schaffen – Schaffen – Schaffen –
Vom Früh- zum Nachtgeläut!
Schaffen – Schaffen – Schaffen,
Wie zur Straf' gefang'ne Leut'.
ii297 Band und Zwickel und Saum,
Saum und Zwickel und Band,
Bis vom ewigen Bücken mir schwindlig wird,
Bis das Hirn mir starrt und die Hand!

Schaffen – Schaffen – Schaffen
Bei Dezembernebel fahl,
Und Schaffen – Schaffen – Schaffen
In des Lenzes sonnigem Strahl –
Wenn zwitschernd sich an's Dach
Die erste Schwalbe klammert,
Sich sonnt und Frühlingslieder singt,
Daß das Herz mir zuckt und jammert.

O, draußen nur zu sein,
Wo Viol' und Primel sprießen,
Den Himmel über mir
Und das Gras zu meinen Füßen!
Zu fühlen wie vordem,
Ach, eine Stunde nur,
Eh' noch es hieß: Ein Mittagsmahl
Für ein Wandeln auf der Flur!

Ach ja, nur eine Frist,
Wie kurz auch – nicht zur Freude!
Nein, auszuweinen mich einmal
So recht in meinem Leide!
Doch zurück, ihr meine Thränen!
Zurück tief in's Gehirn!
Ihr kämt mir schön! netztet beim Näh'n
Mir Nadel nur und Zwirn!« –

Mit Fingern mager und müd,
Mit Augen schwer und roth,
In schlechten Hadern saß ein Weib,
Nähend für's liebe Brot.
Stich! Stich! Stich!
Aufsah sie wirr und fremde;
In Hunger und Armuth flehentlich –
O schwäng' es laut zu den Reichen sich! –
Sang sie dies Lied vom Hemde.

ii298 Kein Eigenthum mehr, dann keine Sorge und keine Noth mehr. Ich bemerke jedoch, daß nur die Noth um's tägliche Brod mit dem Eigenthum steht und fällt; die Sorge dagegen

entspringt nur theilweise der juristischen Kategorie Eigenthum: bei dem Reichen krallt sie sich an den Wechsel der Lagen im heutigen Staatsorganismus, bei den Armen tritt sie aus dem Nebel des nächsten Tages. Ihr anderer Theil wurzelt in der Familie, wie ich bald zeigen werde.

Als letzte gute Folge der neuen socialen Ordnung wollen wir die allgemeine Bildung betrachten.

Ich habe schon oben betont, daß der echte, geistige Genuß, die wahre Bildung, kein Privilegium der oberen Stände ist, sondern in diesen so selten, wie in den unteren, angetroffen wird. Warum? Weil die meisten Reichen wegen des Wechsels der Lagen eben so sehr unter dem eisernen Druck der Arbeit seufzen, wie die Armen. Sie müssen von Morgens früh bis Abends spät immer nur an Vergrößerung ihres Reichthums denken, weil sie ja nicht wissen können, was geschieht, weil sie fürchten müssen, daß schon morgen Hiobsposten von allen Seiten, anstatt Berichte über gelungene Speculationen eintreffen werden. O welche entsetzliche, hastige Jagd nach Gold! Wie die Augen unheimlich funkeln und die Gedanken immer nur in der Richtung sich bewegen, wo das schimmernde Metall rollt und die Papierfetzen flattern! So haben sie denn, wie die Armen, keine Zeit, den Grund für den reinen Genuß zu legen. Einmal in einem bestimmten Berufe eingetreten, peitscht sie die jetzige Lage der Dinge immer voran, immer voran; und erhellt einmal einem Einzelnen ein greller Blitz die Nacht, so daß er mit fast übermenschlicher Kraft stehen bleibt und sagt: ich habe genug, da muß er die gewonnene Zeit im Spiel mit Kinkerlitzchen verplempern, weil er zu alt ist, um seiner Bildung noch das Fundament zu geben, welches *conditio sine qua non* des reinen geistigen Genusses ist.

So geht es ihnen Allen, denn, wie Stifter so hübsch sagt:

> So jagen die Völker, ja fast die ganze Menschheit in zitternder Hast nach der Wechselmarter: Erwerben und Verzehren, indeß dem Menschen sein einzig Glück aus den Händen fällt: hold und selig zu spielen im Sonnenschein der Güte Gottes, wie der Vogel in den Lüften.

Ganz anders in unserem idealen Staate, in unserem Bienenstocke!

ii299 In demselben arbeitet Jeder nur für die Befriedigung seiner Lebensnothdurft und die Stillung seiner Genußsucht (resp. aus unserem jetzigen Standpunkte noch, auch für seine Familie). Er braucht nicht für den nächsten Tag zu sorgen, denn ist er am nächsten Tage gesund, so erarbeitet er sich in wenigen Stunden die Mittel für Alles, was sein Herz begehrt. Ist er dagegen krank, so ernährt ihn der Staat. So bleiben ihm denn, nachdem er die Schule verlassen hat, täglich mindestens acht Stunden für seine geistige Bildung, für die Erweiterung des in der Schule gelegten Fundaments für eigenes Denken, Musiciren, Bilden, Dichten, Meditiren, Philosophiren.

O, wie die Tausende und Tausende geschliffener Edelsteine, wenn es auch nicht lauter Diamanten sind, funkeln und blitzen werden! O, wie frei wird da der Mensch »im Sonnenschein der Güte Gottes spielen,« wie wohl wird ihm im Lichte der zusammengeflossenen Sonnen und Sterne erster Größe der vergangenen Zeiten sein, wie wird die Seele jubeln, wenn sie, wie Jean Paul sagt:

> ausgewachsen wie der erschaffene Adam, mit durstigen offenen Sinnen, in dem herrlichen geistigen Universum sich herumdreht.
>
> (Titan.)

Welche Fülle »saftvoller Seelen«, wie derselbe Dichter sagt, wird dann vorhanden sein, während, wie ich bereits oben bemerkte, jetzt in allen Ständen der ganzen Menschheit Diejenigen, welche solche ausgewachsenen »Joviskinder mit entsiegelten Augen« sind, in einer halben Stunde bequem gezählt werden könnten.

Ich fasse zusammen. Würde der reine Communismus zur Grundlage des Staates gemacht, so würde zunächst der Staat selbst ein reines, freies, schönes Werk der Gerechtigkeit und Menschenliebe sein. Es würde ferner die Noth, das entsetzliche Gespenst, mit Krallen triefend von Menschenblut und mit dem zerlumpten Gewand, naß von Thränen todtmüder Menschenaugen, aus den niederen Klassen für immer verjagt und der Sorge, ihrer Schwester, welche sowohl in den oberen wie in den unteren Schichten der Gesellschaft namenloses Unglück verbreitet, die schärfsten Giftzähne ausgebrochen werden. Dann würden die

Verbrecher auf den Aussterbeetat gesetzt, weil zu neuen Verbrechen nur noch wenige Motive vorhanden wären, welche in Folge der zunehmenden Bildung, d. h. des Wachsthums guter Motive, immer schwächer würden, bis sie |
ii300 zuletzt ganz ausstürben. Schließlich würden Revolutionen und Kriege verschwinden und in allen Staaten das ganze Volk auf eine Bildungshöhe erhoben werden, in deren klarem Aether seither nur sehr wenige Bevorzugten ein reines, schönes, tiefbefriedigendes Lichtleben geführt haben.

Und alles Dieses, – was wohl zu bemerken ist, – würde in die Erscheinung treten, ohne daß die Reichen sich irgendwie einzuschränken oder Entbehrungen aufzulegen hätten; denn es ist ein national-ökonomischer Grundsatz von unbestrittener Gültigkeit, »daß innerhalb der Gesellschaft im Austausch der wechselseitigen Arbeitserzeugnisse und Leistungen die Kräfte des Menschen weit über seine Bedürfnisse hinausgehen.«

Darum: Auf, ihr Guten und Gerechten alle! Damit das berühmte Gedicht Düpont's, das ich nicht umhin kann, diesem Essay einzuverleiben, endlich eine vergangene Periode charakterisire und nicht mehr ein Brandmal auf der Stirne der gegenwärtigen Gesellschaft sei:

Kaum kräht der Hahn zum ersten Mal,
So brennt schon uns're Lampe wieder
Und neu beginnt die alte Qual
Und dröhnend fällt der Hammer nieder.
Für ewig ungewissen Lohn
Müh'n wir uns rastlos ab auf Erden;
Die Noth vielleicht kommt morgen schon,
Wie soll es erst im Alter werden?

Chor.

Liebt euch einander treu und heiß
Und lasset, ob die Schwerter blinken,
Ob uns des Friedens Palmen winken,
Im Kreis, im Kreis
Uns auf die Welterlösung trinken.

Mit hartem Grund und falscher Flut
Ist unser Loos ein ewig Ringen,
Und was darin an Schätzen ruht,
Wir sind es, die's zu Tage bringen.
ii301 Wir schaffen Erz und Diamant,
Wir sä'n für jene, die genießen –
Wir armen Lämmer, welch Gewand
Schafft sich die Welt aus uns'ren Vließen!

Kommt uns das harte Werk zu gut,
Dem uns're Hände rastlos dienen?
Wohin geht uns'res Schweißes Flut?
Wir sind nichts Andres als Maschinen!
Wir bau'n den Reichen ihre Stadt,
Die Pracht auf diesem Wandelsterne.
Wenn sie den Honig fertig hat,
Jagt man die Biene in die Ferne.

Es trinkt das fremde blasse Kind
Die reine Milch von uns'ren Frauen,
Und wenn sie groß geworden sind,
Sind sie zu stolz uns anzuschauen.
Das Herrenrecht der alten Welt
Erschreckt nicht mehr des Dorfes Bräute,
Allein dem Gold des Mäklers fällt
Noch jeder Hütte Kind zur Beute.

Wir müssen frierend unterm Dach,

Wo Käutzchen wimmern, Diebe kauern,
Im engen finsteren Gemach
Des Lebens lange Nacht vertrauern.
Und doch ist heiß auch unser Blut
Und labten uns, sowie die Reichen,
Der Sonne segensreiche Glut,
Die kühlen Schatten unter Eichen.

So oft in schöner Raserei
Wir blutig noch das Feld gedünget,
Hat sich die alte Tyrannei
Durch unsern Opfertod verjünget.
Spart euer Blut, spart eure Kraft!
Die Liebe muß das höchste bringen:
Der Hauch, der neue Welten schafft,
Wird bald die ganze Welt durchdringen.

ii302 Chor.

Liebt euch einander treu und heiß
Und lasset, ob die Schwerter blinken,
Ob uns des Friedens Palmen winken,
Im Kreis, im Kreis
Uns auf die Welterlösung trinken.

Jetzt stehen wir vor zwei Fragen:

1) Würde in einem solchen Staate das Individuum kräftige Triebfedern haben?
2) Würde überhaupt ein solcher Staat möglich sein?

oder mit anderen Worten: Wie würde sich die zweite Art des Eigenthums, die lebendige Arbeit, gestalten; denn im Bisherigen haben wir nur die Folgen der Concentration des Kapitals in den Händen des Staates erwogen.

Die erstere Frage haben wir bereits oben erledigt. Wir haben gefunden, daß sich der Mensch lediglich dem Erwerb widmet, dem Golde nachjagt, weil es der Repräsentant aller Genüsse ist und die Stillung der Nothdurft virtualiter in sich trägt. Der Mensch wird vom Hunger und dem Glückseligkeitstrieb gepeitscht, nicht vom Gelde, dem nur im gegenwärtigen Staate, weil es nur in diesem Mittel für die Befriedigung der gedachten Triebe ist, verlockender Reiz eigenthümlich ist. Kann der Mensch auf andere Weise, als durch Geld, seinen Hunger und seine Genußsucht stillen, so sinkt das Geld in die Kategorie aller anderen werthlosen chemischen Stoffe hinab.

Man sieht aber leicht ein, daß ein Werthzeichen in unserem idealen Staate vorhanden sein muß. Es ist jedoch nichts Anderes mehr als der Repräsentant der individuellen Arbeit oder des Anspruchs auf Leben. Man kann demnach das Papiergeld beibehalten, welches aber auf die Stufe von Marken herabsinkt. Trägt ein solcher Fetzen die Zahl 10, so bedeutet das z. B. Anspruch auf ein gutes Frühstück, ein gutes Mittagessen, ein gutes Abendbrod oder auch Quittung über eine Arbeit, die mit den gedachten Dingen belohnt wird. Trägt er die Zahl 100, so bedeutet das: Anspruch auf ein wohlriechendes Bad, ein Jagdvergnügen, einen Sitz im Theater, auf zwei Flaschen Sekt, zwei Dutzend Austern, auf Rehbraten, Kibitzeier, Gänseleberpastete und auf ein feines Schnäpschen.

ii303 Man glaube nicht, daß in einem solchen Staate gefaullenzt werde. Es würde aber auch nicht mehr gearbeitet werden als nöthig wäre und so soll es sein, weil nur auf diese Weise der Mensch ein Mensch ist. Jetzt sind die allermeisten Menschen in den oberen wie in den unteren socialen Schichten nichts Anderes als verdüsterte Unwissende, die kaum von den Thieren verschieden sind. Mit Naturnothwendigkeiten versöhnt sich der Mensch außerordentlich rasch. Es will Niemand ein Stück Mondes, weil er weiß, daß er es nie erhalten könnte; es will auch Niemand, daß sich die Erde von Osten nach Westen bewege, weil er weiß, daß keine Macht ihm diese Grille verwirklichen könnte. So weiß auch Jeder, daß er arbeiten muß, wenn er leben will.

Abgesehen nun von Denjenigen, welche die Regel bilden, welche gar nicht ohne Arbeit bestehen könnten, hätten wir nur jene, welche geborene Tagediebe sind. Aber ich frage: ist in einem Staate, der alle seine Bürger von Jugend auf mit dem klaren Element der Bildung umgiebt, ein Faullenzerleben möglich? In keiner Weise. Da würde schon die Beschämung allein wirken.

Sollten indessen trotz Allem Einige als Drohnen in unserem Bienenstocke leben wollen, so würde ihnen der Staat mit seiner Gewalt entgegentreten und sie einfach zur Arbeit zwingen.

Man könnte hier die niederen Arbeiten und die Berufsklassen als Hindernisse angeben.

In Betreff der ersteren, so steht fest, daß, je gebildeter der Mensch ist, desto einfacher auch sein Sinn ist. Es giebt *ekelhafte* Arbeiten, die jeder an seiner Person selbst, der Kaiser sowohl wie der Bettler, ausführen *muß*. Warum sollte es denn so schwer sein, einen schmutzigen Teller zu spülen, ein Zimmer zu kehren oder Stiefel zu wichsen? Es sind die schroffen Standesunterschiede, welche diesen harmlosen Beschäftigungen einen beschämenden Charakter geben. Sieht das Kind keine Standesunterschiede mehr, so wird es auch ganz unbefangen als Jüngling oder Jungfrau die niederen Arbeiten verrichten.

Die Berufsklassen nun würden sich ganz von selbst bilden. Es werden nicht alle Menschen als Geniale geboren. Es giebt viele Talente und viele Dummköpfe und der Eine hat zu *dieser* Thätigkeit, der Andere zu *jener* einen offenbaren und mächtigen Drang.

ii304 Gesetzt übrigens, dieser Drang wäre nicht vorhanden, so würde schon Jeder aus der Einsicht, daß gearbeitet werden muß, wenn das Leben an sich nicht gefährdet werden soll, an irgend Etwas die Hand legen. Glaubt man denn, daß es so schwer für einen Genialen oder nur für einen Gebildeten wäre, ein Handwerk auszuüben? Hat nicht *Spinoza* Brillengläser geschliffen, *Kleanthes* Wasser geschöpft, *Paulus* Teppiche gewirkt? Glaubt man, daß diese Herrlichen unglücklich gewesen seien, während sie sich auf diese Weise beschäftigten? Ich behaupte kühn, daß dem *Spinoza*, gerade während er die Gläser schliff, die schönsten Gedankenblitze das Gehirn durchzuckten, dem *Kleanthes* der Kern der Stoischen Philosophie im hellsten Lichte erschien, während er Wasser schöpfte, und *Paulus* die tiefsten Stellen seiner Briefe erdachte, während er das Weberschiffchen hin- und herwarf und die Hebel bewegte; denn gerade der *Contrast* in der Beschäftigung bildet die Atmosphäre für das Aufbrechen der Knospen des Geistes.

Ich habe einmal, während einer ganzen Woche, in der Fabrik meines Vaters den kranken Maschinenführer ersetzt und da die reine Thätigkeit eines Maschinenführers nicht viel mehr als ein geschäftiger Müßiggang ist, so studirte ich nebenbei die Upanischaden der Veden. Ich fühlte mich keineswegs »entwürdigt«, so wenig ich mich entwürdigt fühlte, als ich, noch im Heere dienend, mein Pferd und meine Waffen putzte. Ich empfand vielmehr im ersteren Falle lebhaften Stolz darüber, daß die Abwesenheit des »geprüften« Maschinenführers gar nicht gespürt wurde und als Soldat beschämte ich, so oft ich konnte, mit innigem Behagen meinen Burschen, der ein Schmierlappen und Tagedieb war.

Glaubt man ferner, daß man kein gutes Brod backen, keine guten Stiefel machen, keinen guten Rock verfertigen könne, wenn man die Herrlichkeiten des Golfs von Neapel gesehen hat und eine philosophische Bibliothek besitzt, deren Inhalt man im Kopfe trägt?

Das *ist* ja eben die süße Frucht der echten Bildung, daß sie alles Gespreizte, Affektirte, Zimperliche zerstört, die Leidenschaften dämpft, das Gemüth veredelt, und einen ruhigen, geduldigen, einfachen Sinn schenkt. Ich behaupte zuversichtlich, daß in einem solchen Staate die Genialen mit Freude auf das reine Wächteramt, das ihnen *Plato* in seinem Staate zuwies, verzichten würden, und sich in die Listen der Handwerker eintragen ließen. Sie würden |
ii305 gewiß mit Vergnügen einige Stunden im Tage an einem Palast bauen, oder Töpfe und Teller drehen, oder in einem Bazar verkaufen, oder Cigarren wickeln, oder Kohl pflanzen u.s.w. Warum denn nicht? Sie würden *über* diesen Handarbeiten schweben, das geistige Auge lichttrunken in goldene Ferne vertiefend.

Der reine Communismus ist nach allem Diesem nicht der Gedanke eines »*Teufels*«, der die Menschheit noch unglücklicher machen will, als sie schon ist, sondern der glühende Wunsch in eines Engels Herzen, das von Barmherzigkeit und Menschenliebe erfüllt und

ausgedehnt wird.

An die Stelle der energischen, aber unglückseligen, fieberhaften Jagd nach Gold würde behagliche Arbeit und gesundes fröhliches Spiel »im Sonnenschein der Güte Gottes« treten: das denkbar frischeste, leichtfließendste Leben. Daß diesem Leben die Erlösung vom Leben überhaupt folgen muß, hat mit der Frage, ob der Communismus ein schlaffes oder ein rasch pulsirendes Leben erzeuge, gar Nichts zu thun. Wir haben gefunden, daß der Communismus zunächst muntere, fröhliche, arbeitsame Menschen hervorbringen würde und daß mithin von einem lahmen, hinschleichenden Leben im idealen Staate wegen des Communismus gar keine Rede sein kann. Ob die Menschen aber solche Menschen bleiben und ein solches Leben behalten wollen, ob die umfassendste Bildung sie nicht allmälig flügellahm und todtmüde macht – das ist eine Frage, die auf ein ganz anderes Gebiet gehört, das wir streifen werden.

Der reine Communismus würde das Paradies, in welchem seit Beginn der Cultur Einige immer lebten, allen Menschen öffnen und würde der Menschheit darin das denkbar beste Leben geben: sie wäre eine leidlose, wenn auch keine glückliche Menschheit.

III. Die Freie Liebe.

ii305u

Ist das Institut der freien Liebe die vollständige Vernichtung der Ehe und der Familie?

Werden wir uns zunächst darüber klar, was die Apostel der freien Liebe darunter verstehen.

Sie erklären:

ii306 1) Liebt ein Mann ein Weib und dieses ihn, so begründen sie eine Gemeinschaft;
2) lieben mehrere Weiber einen Mann, so kann dieser mit mehreren Weibern zusammenleben;
3) ist der Mann des Weibes oder das Weib des Mannes überdrüssig, so scheiden sie sich;
4) die Kinder werden gleich, oder einige Zeit nach der Geburt, dem Staate übergeben.

Man ersieht hieraus klar, daß das Institut der freien Liebe die Ehe *nicht aufhebt*. Es besteht nach wie vor eine eheliche Gemeinschaft, eine Familie.

Der Unterschied zwischen den beiden Instituten liegt auf der Oberfläche und lautet, allgemein bestimmt:

> Im Institut der freien Liebe steht es im Belieben des Individuums, monogamisch oder polygamisch zu leben und die Kinder sind lediglich Staatsbürger: sie haben Erzeuger, aber keine Eltern.

Das Wort der edlen Doctrinäre:

> Ohne die Ehe kein Staat überhaupt,

berührt mithin die freie Liebe gar nicht. Es hätte nur dann einen Sinn, wenn man unter Ehelosigkeit die absolute Keuschheit verstünde. Dann allerdings hätten die Doctrinäre Recht. Wären sie aber gute Christen, wenn sie sich gegen die Ehelosigkeit in diesem Sinne zornig erhöben? Sie wären schlechte Christen, die sich gegen ihren Heiland auflehnten. Doch dies jetzt nur nebenbei. Wir werden das Christenthum später berühren.

Im gegenwärtigen Staat treten uns mit Absicht auf den geschlechtlichen Verkehr die Prostitution, Hurerei, und die Schein-Ehe, verhüllte Polygamie entgegen.

Es ist von jeher so gewesen, daß gerade die Reinsten und Edelsten, die *über* dem geschlechtlichen Genuß Stehenden, am freiesten über die geschlechtlichen Beziehungen gesprochen und die geschlechtlichen Vergehen am mildesten beurtheilt haben. Der Grund hiervon liegt zu Tage. Erstens dienten sie der Wahrheit und wer sich dieser hehren Göttin geweiht hat, kennt keinerlei Rücksicht und spricht offen aus, was ihm das Herz belastet. Dann haben sie aus tausend Wunden blutend gerungen und die Erinnerung an die wilden Kämpfe machte sie außerordentlich mild und nachsichtig. |
ii307 Sie *kannten* die Gewalt des Dämons, welcher das Blut mit lautem Geschrei durchrast und die arme Vernunft zum Aschenbrödel macht, das sich verschüchtert, zitternd und mit verhüllten Augen vor dem finsteren Tyrannen in den äußersten Winkel des Gehirns flüchtet. Sie klagt nur zuweilen:

> Du hast mir mein Geräth verstellt und verschoben.
> Ich such' und bin wie blind und irre geworden;
> Du lärmst so ungeschickt . . . . .
>
> (*Goethe.*)

So sehen wir denn auch *Schopenhauer*, einen Weisen, der dem geschlechtlichen Genuß (vielleicht erst nach einer stürmischen Jugend) entsagt hatte und nur noch den Leib gut pflegte, freimüthig die Monogamie verurtheilen und die Polygamie preisen. Was trieb ihn hierzu? Nur das herzzerreißende Mitleid mit den strahlenden Nymphen in den Bordellen, deren Inneres so öde und verdorrt wie eine Wüste ist. Entsetzlich! Welcher Edle hätte je die Stätten der Unzucht und des geschminkten Lasters betreten, ohne mit dem Erstickungstod durch *Mitleid* zu ringen? Welcher Edle konnte die Porta Capuana in Neapel oder die Pariser und Londoner Schlupfwinkel des Geschlechtstriebs oder die Amsterdamer Matrosenbordelle oder die Straßen des Hamburger Lustdirnenviertels verlassen, ohne die Hand geballt zum Himmel aufzuheben und zu rufen: Wie kann ein barmherziger Gott leben, wenn es ein solches Treiben giebt?

Und was trieb diese Unglücklichen, die meistens das beste gutmüthigste Herz im Busen

tragen, in diese Höllen? Entweder die Noth um's tägliche Brod oder der durch ein einziges Weib nicht befriedigte Geschlechtstrieb des Mannes (Verführung im weitesten Sinne), oder der eigene Geschlechtstrieb, der nicht gestillt werden konnte, weil bei der jetzigen Lage der Dinge, dem jetzigen schweren Erwerb, dem jetzigen Kampf um's Dasein, der jetzigen schlechten Erziehung der meisten Frauen, sehr viele Männer die kostspielige Ehe meiden müssen, also Uebelstände, die im idealen Staate gar nicht vorhanden wären.

Schopenhauer sagt:

> In unserem monogamen Welttheile heißt Heirathen seine Rechte halbiren und seine Pflichten verdoppeln. –
>
> ii308 Bei der widernatürlich vortheilhaften Stellung, welche die monogamische Einrichtung und die ihr beigegebenen Ehegesetze dem Weibe ertheilen, indem sie durchweg das Weib als das völlige Aequivalent des Mannes betrachten, was es in keiner Hinsicht ist, tragen kluge und vorsichtige Männer sehr oft Bedenken, ein so großes Opfer zu bringen und auf ein so ungleiches Paktum einzugehen. Während daher bei den polygamischen Völkern jedes Weib Versorgung findet, ist bei den monogamischen die Zahl der verehelichten Frauen beschränkt und bleibt eine Unzahl stützeloser Weiber übrig, die in den höheren Classen als unnütze alte Jungfern vegetiren, in den untern aber unangemessen schwerer Arbeit obliegen, oder auch Freudenmädchen werden, die ein so freuden- wie ehrloses Leben führen, unter solchen Umständen aber zur Befriedigung des männlichen Geschlechtes nothwendig werden, daher als ein öffentlich anerkannter Stand auftreten, mit dem speciellen Zweck, jene vom Schicksal begünstigten Weiber, welche Männer gefunden haben, oder solche hoffen dürfen, vor Verführung zu bewahren. In London allein giebt es deren 80,000. Was sind denn diese Anderes, als bei der monogamischen Einrichtung auf das Fürchterlichste zu kurz gekommene Weiber, wirkliche Menschenopfer auf dem Altare der Monogamie? Alle hier erwähnten, in so schlechte Lage gesetzten Weiber sind die unausbleibliche Gegenrechnung zur Europäischen Dame, mit ihrer Prätension und Arroganz. Für das weibliche Geschlecht als ein Ganzes betrachtet, ist demnach die Polygamie eine wirkliche Wohlthat. Andererseits ist vernünftiger Weise nicht abzusehen, warum ein Mann, dessen Frau an einer chronischen Krankheit leidet, oder unfruchtbar bleibt, oder allmälig zu alt für ihn geworden ist, nicht eine zweite dazu nehmen sollte. Was den Mormonen so viele Konvertiten wirbt, scheint eben die Beseitigung der widernatürlichen Monogamie zu sein. Zudem aber hat die Ertheilung unnatürlicher Rechte dem Weibe unnatürliche Pflichten aufgelegt, deren Verletzung sie jedoch unglücklich macht. Manchem Manne nämlich machen Standes- oder Vermögensrücksichten die Ehe, wenn nicht etwan glänzende Bedingungen sich daran knüpfen, unräthlich. Er wird alsdann wünschen, sich ein Weib, nach seiner Wahl, unter andern, ihr und der Kinder Loos sicher stellenden Bedingungen zu erwerben. |
> ii309 Seien nun diese auch noch so billig, vernünftig und der Sache angemessen, und sie giebt nach, indem sie nicht auf den unverhältnißmäßigen Rechten, welche allein die Ehe gewährt, besteht, so wird sie, weil die Ehe die Basis der bürgerlichen Gesellschaft ist, dadurch in gewissem Grade ehrlos und hat ein trauriges Leben zu führen; weil einmal die menschliche Natur es mit sich bringt, daß wir auf die Meinung Anderer einen ihr völlig unangemessenen Werth legen. Giebt sie hingegen nicht nach, so läuft sie Gefahr, entweder einem ihr widerwärtigen Gatten ehelich angehören zu müssen, oder als alte Jungfer zu vertrocknen: denn die Frist ihrer Unterbringbarkeit ist sehr kurz. In Hinsicht auf diese Seite unserer monogamischen Einrichtung ist des Thomasius grundgelehrte Abhandlung *de concubinatu* höchst lesenswerth, indem man daraus ersieht, daß unter allen gebildeten Völkern und zu allen Zeiten, bis auf die Lutherische Reformation herab, das Concubinat eine erlaubte, ja, in gewissem Grade sogar gesetzlich anerkannte und von keiner Unehre begleitete Einrichtung gewesen ist, welche von dieser Stufe nur durch die Lutherische Reformation herabgestoßen wurde, als welche hierin ein Mittel mehr zur Rechtfertigung der Ehe der Geistlichen erkannte; worauf denn die katholische Seite auch darin nicht hat zurückbleiben dürfen.
>
> Ueber Polygamie ist gar nicht zu streiten, sondern sie ist als eine überall vorhandene Thatsache zu nehmen, deren bloße Regulirung die Aufgabe ist. Wo giebt es denn wirkliche Monogamisten? Wir Alle leben, wenigstens eine Zeitlang, meistens aber immer in Polygamie. Da folglich jeder Mann viele Weiber braucht, ist nichts gerechter, als daß ihm frei stehe, ja obliege, für viele Weiber zu sorgen. Dadurch wird auch das Weib auf ihren natürlichen und richtigen Standpunkt als subordinirtes Wesen zurückgeführt und die Dame, dies Monstrum Europäischer Civilisation und christlich-germanischer Dummheit, mit ihren lächerlichen Ansprüchen auf Respekt und Verehrung, kommt aus der Welt,

und es giebt nur noch Weiber, aber auch keine unglücklichen Weiber mehr, von welchen jetzt Europa voll ist.

(Parerga II. 658.)

In diesen, den Kern des Uebels in seiner Mitte treffenden |
ii310 Worten des großen Mannes ist auch die Schein-Ehe als ein nothwendiges Uebel berührt und beleuchtet worden.

Ebenso treffend ist folgende Stelle:

Der Mann kann bequem über hundert Kinder im Jahre zeugen, wenn ihm eben so viele Weiber zur Verfügung stehen; das Weib hingegen könnte, mit noch so vielen Männern, doch nur ein Kind im Jahre (von Zwillingsgeburten abgesehen) zur Welt bringen. Daher sieht er sich stets nach anderen Weibern um; sie hingegen hängt fest dem Einen an: denn die Natur treibt sie, instinktmäßig und ohne Reflexion, sich den Ernährer und Beschützer der künftigen Brut zu erhalten. Demzufolge ist die eheliche Treue dem Manne künstlich, dem Weibe natürlich, und also Ehebruch des Weibes, wie objektiv wegen der Folgen, so auch subjektiv wegen der Naturwidrigkeit, viel unverzeihlicher als der des Mannes.

(W. a. W. u. V. II. 619.)

Ich spreche natürlich von Menschen, die in den Klauen des Geschlechtstriebs liegen. Von Engeln habe ich hier nicht zu reden, sonst würde ich ein ganz anderes Bild zu entwerfen haben. Der Philosoph hat die Menschen zu nehmen, wie sie sind, nicht, wie sie sein sollten, nicht, wie er sie gerne haben möchte. Deshalb frage ich auch unumwunden: Kann der natürliche Mann während der Menstruation, der vorgeschrittenen Schwangerschaft und dem Schwächezustand des Weibes nach der Entbindung enthaltsam sein? Viele werden es vielleicht sein, Viele aber auch können es ganz bestimmt nicht sein und gerathen auf Abwege.

Das Institut der freien Liebe hebt also die Prostitution und die verhüllte Polygamie des Mannes auf. Wird dasselbe nicht dadurch gleichsam geadelt?

Betrachten wir nunmehr die Schein-Ehe von ihrer anderen Seite. Zwei Ehegatten müssen jetzt, wenn sie sich innerlich völlig entfremdet geworden sind, entweder wegen noch bestehender Hindernisse im Wege der Scheidung oder wegen Rücksichten auf die öffentliche Meinung, die aus der übertriebenen Heilighaltung der Ehe fließen, zerbrochene Ketten, welche aus leichten Blumenbanden schwere, klirrende, eiserne Fesseln geworden sind, herumschleppen: qualvoll in erstickender schwüler Luft athmend, freudeleer, zornerfüllt. Eine solche gezwungene Ehe ist die Brutstätte der inneren Verfinsterung, |
ii311 aus welcher Entschlüsse fließen, deren Einfluß auf das Leben der Gesammtheit unberechenbar ist. Goethe sagt:

Des Menschen Verdüsterungen und Erleuchtungen machen sein Schicksal,

und füge ich hinzu: auch das Schicksal der Menschheit. Es ließe sich an der Hand der Geschichte nachweisen, daß die menschliche Gattung bedeutend weiter wäre als sie ist, wenn das Institut der Ehe in früheren Zeiten weniger eine Zwangsanstalt gewesen wäre.

Wer schildert das Elend einer Ehe, die durch Zwang allein, gleichviel welcher Art, bestehen bleibt? Ich habe in viele solcher Ehen geblickt und mich mit Grauen von dem Zerwürfniß an sich und seinen Folgen abgewandt. Das schlechteste Motiv war gegeben und wurde in ungeschwächter Wirksamkeit erhalten. Die Lüge und die Verleumdung erhoben auf beiden Seiten trotzig ihr Haupt aus dem Schlamme der Leidenschaftlichkeit; aus gezähmten Thieren wurden wilde Bestien, aus der seidenen Robe und dem feinsten, mit Orden geschmückten Rock grinste schamlos der grenzenloseste natürliche Egoismus und Kinder standen auf der einen, Kinder auf der anderen Seite. Sie benahmen sich gegen einander wie Guelfen und Ghibellinen. Da hörte ich Worte von jungen Mädchen gegen ihren Vater und Worte von zehnjährigen Knaben gegen ihre Mutter, daß ich mich fragte, ob ich wache. Und diese Worte hatte die Mutter den Mädchen, der Vater den Knaben gesagt, Worte, welche sie gar nicht verstanden. Nein! Nein! es darf die Schein-Ehe nicht bestehen bleiben, sie muß den Todesstreich erhalten, selbst dann müßte dies geschehen, wenn es nur eine einzige unglückliche Ehe gäbe, es giebt aber deren unzählige.

Betrachten wir nunmehr die zweite Folge des Instituts der freien Liebe:

Die Kinder sind lediglich Staatsbürger;

sie haben Erzeuger, aber keine Eltern.

Ich bin mir wohl bewußt, daß dieser Satz etwas sehr Gutes, ein süßes, ja heiliges Gefühl in der Brust der Väter und Mütter rauh antastet; aber ich weiß auch, daß etwas viel Besseres, ein viel süßeres und heiligeres Gefühl an die Stelle gesetzt werden kann, während schreckliche Gefühle vernichtet werden. Deshalb muthig voran!

ii312 Das Kind als Säugling wird von der Mutter instinktiv, besser dämonisch, geliebt. Sie kann sich keine Rechenschaft mit dem Geiste darüber geben, warum sie sich zu dem Fleischklümpchen mit den starren Augen, krampfhaften Bewegungen und der schreienden, quiekenden Stimme so unaussprechlich drangvoll hingezogen fühlt. Es ist, als ob die Natur wisse, daß in unserer heutigen Gesellschaft ein ausgesetztes Würmchen elendiglich verhungern müsse und deshalb einen blinden Drang in die Mutter gepflanzt habe, es mit schützenden Armen an ihre Brust zu drücken.

Der Vater dagegen ist selten in sein Kind, so lange es ein Säugling ist, vernarrt. Es ist mehr das rührende Bild der Mutter mit dem Kind, das ihn für Augenblicke von der hastigen Jagd nach Gold abzieht und in ein schönes Glück versenkt. Da werden die wilden gierigen Augen sanft und mild und er küßt ergriffen das geliebte Weib und die gemeinschaftliche Frucht.

Bewußte reine Freude und Liebe, die jederzeit zu erklären sind, empfinden Eltern erst von da an, wo das Kind laufen kann und zu sprechen anfängt, und diese Gefühle steigern sich bis etwa zum sechsten Jahre des Kindes. Denn jetzt hat sich das hungrige oder schlafende Fleischklümpchen zu einem Organismus entwickelt, in welchem die Eltern sowohl äußere Aehnlichkeiten, als Aehnlichkeiten der Charakterzüge bald mit dem Vater, bald mit der Mutter erkennen. Nun liebt Jedes im Kinde bald den Geliebten oder die Geliebte, bald sich selbst. Nun ist die Elternliebe bald verjüngte und verklärte Gattenliebe, bald Eigenliebe, und das Kind wird so ein neues Band zwischen Gatte und Gattin.

Ingleichen entsteht jetzt die reine Elternfreude. Nun regt sich die Muskelkraft im Kinde und die Wißbegierde erwacht. Jetzt entsteht das drollige, später das gewandte elastische Spiel der Irritabilität und die stieren Augen des Säuglings werden zu bald klugen blitzenden, bald contemplativen und sinnenden Sternen. Die Fragen nehmen kein Ende und jede Antwort wird sorgfältig erwogen, classificirt und rubricirt. Nun ertönt das silberhelle Lachen, erscheint das bald schelmische, bald verschmitzte Lächeln, nun verbindet sich der denkende Geist mit der Irritabilität und es entstehen die neckischen, fröhlichen Spiele, Geheimnisse, Enthüllungen, Ueberraschungen: Alles im Zauber der Unschuld, ungestört von der schlummernden Zeugungskraft.

ii313 Und wieder unterbricht täglich, und zwar länger als seither, der Mann die tolle wilde Jagd des Erwerbs und feiert Feste, die nur ein Vater kennt, während die echte Mutter durch den fast ununterbrochenen Verkehr mit den kleinen Schelmen und Schelminnen reichlich für die Schmerzen belohnt wird, die sie bei der Geburt derselben ausgestanden hat. –

Ein anderes Bild!

> Kleine Kinder, kleine Sorgen,
> Große Kinder, große Sorgen,

ist ein hübsches fränkisches Sprüchwort. Auf einmal entsteht heftiger Zank und Streit unter den Geschwistern. Es sollen ernstliche Vergewaltigungen stattfinden, es zeigt sich der rücksichtsloseste natürliche Egoismus. Die Eltern schlichten, sie erzwingen bald Frieden – aber liegt nicht auf ihren Zügen ein eigenthümlicher Schatten, der nicht weichen will? Ist es der Schatten eines Flügels der Sorge, die durch das Schlüsselloch bei Nacht hereingehuscht ist und nun das Haus nicht mehr verlassen will? Bewegen Gedanken die Eltern wie etwa diese: Wer im Kleinen rücksichtslos ist, ist im Großen ein Schurke? Wer lügt, der stiehlt?

> Auch kennt man einen Knaben an seinem Wesen, ob er fromm und redlich werden will.
> (Spr. Sal. 20, 11.)

Ach, Ach!

Die Sorge ist wirklich da, sie weicht nicht mehr und je mehr die Eltern Eltern im besten Sinne sind, desto mehr Raum gewinnt sie täglich in ihrem Herzen.

Jetzt beginnen die Streitigkeiten außerhalb des Hauses auf dem Spielplatze oder in der

Schule. Jetzt muß der Vater dieses Kindes gegen den Vater jenes Kindes Partei ergreifen. Jetzt entstehen Plänkeleien mit den Nachbarn, die oft mit Todfeindschaft endigen und eine Quelle entspringen lassen, aus der täglich neuer Aerger und Zank fließt.

Ferner hebt jetzt das Elend der Lehrer an, das man sich von ihnen erzählen lassen muß, um es würdigen zu lernen. Das Kind lernt nicht oder ist unaufmerksam; es wird bestraft oder nur beschämt. Es kommt »aufgelöst in Thränen« nach Hause. Die besorgte Mutter erfährt den Sachverhalt. Sie sprüht Feuer. »Du, mein genialer Sohn, ein Dummkopf? Du, mein süßer Engel, eine Faullenzerin? Warten Sie, mein Verehrtester, wir werden uns |
ii314 sprechen!« so ruft sie voll Affenliebe. Den Vater, welcher sich von den Strapatzen seines Berufs in seiner Familie ausruhen will, empfangen mürrische, zuckende Gesichter. Er blickt anstatt in klare, in verweinte trübe Augen. Die Frau hetzt ihn zum Lehrer und – der Rest ist Schweigen.

Aber was sind diese Leiden neben den größeren der späteren Jahre? Betrachten wir zunächst die Sorgen, welche aus dem gegenwärtigen Kampf um's Dasein entspringen. Ich habe schon oben die Aufmerksamkeit der Vernünftigen darauf gelenkt, daß kein reicher Vater die Gewißheit hat, daß seine Kinder nicht in's Elend kommen. Der Kampf wird auf eine zu grausame, wilde Weise geführt und dann greifen tausend ganz unberechenbare Hände, die zusammengefaßt der Zufall sind, täglich in's Menschenleben ein. Nur im idealen Staate werden die meisten der gefährlichen Hände gebunden; jetzt haben sie alle ein freies Spiel. Und wie unbarmherzig zerbrechen sie Das, was man Glück im populären Sinne des Worts nennt, und werfen die Trümmer hohnlachend vor die Füße der Betäubten.

Glück und Glas –
Wie leicht bricht das!

Wie müssen sich die Mütter Zwang anthun, Leiden aller Art erdulden, Opfer aller Art bringen, um für die Unterkunft der Töchter zu sorgen; wie müssen sich die Väter zur Erreichung desselben Zieles oft erniedrigen, gemein werden und sich binden!

Und mehr noch. Wie wird die Jagd der Väter nach Gold immer ruheloser und verzehrender! Jetzt erst spüren sie die kräftigsten Peitschenhiebe und Tatzenschläge des Dämons im Nacken und seine schärfsten Sporen in den blutenden Weichen. Sie müssen voran, immer voran, und je gefühlvoller sie sind, desto rasender eilen sie: es handelt sich ja um das Glück lieber, guter Kinder, die nicht einmal betteln sollen, nein! nein! nur das nicht, barmherziger Gott!

Wie schwankt da die biedere grundehrliche Mannesseele, wenn der Versucher naht und flüstert: Greif zu, du kommst nicht durch die That in Conflikt mit den Gesetzen; du hältst dich bloß hart an ihrer Grenze. Oder: Nimm falsch Maaß und Gewicht. Was thut's? Wer merkt's? Diese aber – und er zaubert das Bild der Kinder vor den erregten Sinn – diese haben einen unerschütterlichen Schutz |
ii315 durch das gewonnene Gold. Die Welt ist schlecht; thust du's nicht, thun's Andere; soll dich deine Reinheit verderben?

Und er, der widerstanden hätte und siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen wäre, wenn er keine bestimmten Kinder gehabt hätte, unterliegt und krümmt sich wie ein Wurm.

Ferner die Söhne. Mit welchem herzzerreißenden Weh entläßt eine gute Mutter ihren jungen Sohn in die Welt. Wie verfolgt sie in Gedanken sein Schifflein und erwägt qualvoll alle Klippen, an denen es vorbei muß. Hat sie ihn nicht in die Hölle gelassen? Oder ist etwa der gegenwärtige Staat das Himmelreich? Wie ängstlich blickt sie zu den Sternen, wie tief entspringt der wundenvollen Seele ein wortlos Gebet um Schutz und Beistand!

Ist der Sohn faul, so ruft wohl der Vater wie der weise Judenkönig:

Wie lange liegest du Fauler? Wann willst du aufstehen von deinem Schlaf?

Ja, schlafe noch ein wenig, schlummere ein wenig, schlage die Hände ineinander ein wenig, daß du schlafest:

So wird dich die Armuth übereilen wie ein Fußgänger, und der Mangel wie ein gewappneter Mann.

(Spr. Sal. 6, 9-11.)

Ist der Sohn ausschweifend, so entstehen andere schweren Sorgen.

Und alle diese Uebelstände, diese unversieglichen, mit jedem Jahre reichlicher fließenden Quellen der Seelenpein befinden sich doch in einer zwar dornigen, aber immerhin erträglichen Bahn. Sie gehören zu jeder Familie und besudeln nicht die Ehre derselben. Auch verschwinden sie, wenn man sie neben andere Schmerzen stellt, die jedem Elternpaar von einem Kinde bereitet werden können.

Ich weiß wohl, daß gute Söhne und gute Töchter eine Augenweide und Herzensfreude für Eltern sind. Wohl Allen, die, ohne zu erröthen, sagen dürfen: Dieser ist mein Sohn, diese ist meine Tochter. Aber ist es denn so selten, daß die Wörtchen »dieser und diese«, »mein und meine« gar nicht auf die Lippen wollen, daß sie die Eltern im Halse fast erwürgen und dann auf der Zunge brennen wie geschmolzenes Blei?

ii316 Ich habe schon oben das Elend berührt, das ein ungerathener Sohn aus voller Schale über seine Familie goß. Es war das denkbar größte und schwerste Elend, in das ein Kind seine Eltern stoßen kann und es ist nicht das einzige. Soll ich die anderen fluchwürdigen Thaten einzeln aufführen, wodurch Kinder das Herz ihrer Eltern brechen können? Nur die grausamen Handlungen will ich berühren, welche Kinder den Eltern gegenüber nicht selten, sondern sehr oft ausüben, und möge hier Shakespeare für mich sprechen. Der König Lear trete auf und breche eine Lanze für die Abtretung der Kinder an den Staat.

Lear.
Bist du meine Tochter?

Goneril.
Hört mich:
Ich wollt', ihr brauchtet den gesunden Sinn,
Der sonst, ich weiß, euch zieret; und legtet ab
Die Laune, die seit Kurzem euch verkehrt
Zu einer Denkart, die euch unnatürlich.

Lear.
Kennt mich hier Niemand? — Nein, das ist nicht Lear! —
Geht Lear so? Spricht so? Wo sind seine Augen? —
Sein Kopf muß schwach sein, oder seine Deutkraft
Im Todesschlaf. Ha, bin ich wach? — Es ist nicht so.
Wer kann mir sagen, wer ich bin? — —
Ich wähnt', ich sei ein Fürst, ich hätte Töchter —
Euer Name, schöne Frau? —

Goneril.
O geht, Mylord.
Dieses Erstaunen schmeckt zu sehr nach andern
Von euren neuen Grillen. Ich ersuch' euch,
Nicht meine wahre Absicht mißzudeuten.
So alt und würdig, seid verständig auch;
— — — Vermindert euren Schwarm,
Und wählt den Rest, der eurem Dienst verbleibt,
Aus Männern, wohlanständig eurem Alter
Die sich und euch erkennen.

ii317

Lear.
Tod und Teufel!
Sattelt die Pferde! Ruft all mein Gefolge!
Entarteter Bastard, ich will dich nicht
Belästigen; noch bleibt mir eine Tochter.
Undankbarkeit, du marmorherz'ger Teufel,
Abscheulicher wenn du dich zeigst im Kinde! —
Als der Leviathan! —
Hör' mich, Natur, hör', theure Göttin, hör' mich!

Hemm' deinen Vorsatz, wenn's dein Wille war,
Ein Kind zu schenken dieser Creatur! —
Unfruchtbarkeit sei ihres Leibes Fluch! —
Vertrockn' ihr die Organe der Vermehrung;
Aus ihrem entarteten Blut erwachse nie
Ein Säugling, sie zu ehren. Muß sie kreißen,
So schaff' ihr Kind aus Zorn, auf daß es lebe
Als widrig quälend Mißgeschick für sie! —
Es grab' ihr Runzeln in die junge Stirn,
Aetze mit strömenden Thränen ihre Wangen,
Erwiedr' all ihre Muttersorg' und Wohlthat
Mit Spott und Hohngelächter, daß sie fühle,
Wie schärfer weit als einer Schlange Zahn
Es sticht, ein undankbares Kind zu haben.
Hinweg! Hinweg! —
Höll' und Tod! ich bin beschämt,
Daß du so meine Mannheit kannst erschüttern:
Daß heiße Thränen, die mir wider Willen
Entstürzen, dir geweint sein müssen. Pest
Und Giftqualm über dich! —
Des Vaterfluchs grimmtödtliche Verwundung
Durchbohre jeden Nerven deines Wesens! —
Ihr alten, kind'schen Augen, weint noch einmal
Um dies Beginnen, so reiß' ich euch aus
Und werf' euch mit den Thränen hin, die ihr vergießt,
Den Staub zu löschen. Ha! so mag's denn sein! —
Ich hab' noch eine Tochter,
Die ganz gewiß mir freundlich ist und liebreich.
Wenn sie dies von dir hört, mit ihren Nägeln
Zerfleischt sie dir dein Wolfsgesicht.

ii318

Albanien.

Bei meiner großen Liebe, Goneril,
Kann ich nicht so parteiisch sein —

Goneril (kalt.)

Ich bitt' euch, laßt das gut sein.

(Aufz. I. Sc. IV.)

Lear.

O wie der Krampf mir auf zum Herzen schwillt! —
Hinab, aufsteigend Weh! Dein Element
Ist unten! — Wo ist meine Tochter?

Regan.

Ich bin erfreut, Eur' Majestät zu seh'n,

Lear.

Regan, ich denk', du bist's, und weiß die Ursach,
Warum ich's denke; wärst du nicht erfreut,
Ich schiede mich von deiner Mutter Grab,
Weil's eine Ehebrecherin verschlösse. —
— — — — Geliebte Regan,
Deine Schwester taugt nicht! —

Regan.

O Mylord, ihr seid alt,
Natur in euch steht auf der letzten Neige

Ihres Bezirks; euch sollt' ein kluger Sinn,
Der euern Zustand besser kennt als ihr,
Zügeln und lenken: darum bitt' ich euch,
Kehrt heim zu uns'rer Schwester; sagt ihr, Herr,
Ihr kränktet sie.

Lear.

Ich ihr Verzeih'n erfleh'n?
Fühlst du denn wohl, wie dies dem Hause ziemt?
»Liebe Tochter, ich bekenn' es, ich bin alt; (er kniet)
»Alter ist unnütz; auf den Knieen bitt' ich:
»Gewähre mir Bekleidung, Kost und Bett.«

Regan.

Laßt ab, Herr! Das sind thörichte Geberden.
Kehrt heim zu meiner Schwester. — — —

---

ii319

Goneril.

Was braucht ihr, Herr, noch and're Dienerschaft,
Als meiner Schwester Leute, oder meine? —

Regan.

Jawohl, Mylord; wenn die nachlässig wären,
Bestraften wir sie dann. — — —

Lear.

Ich gab euch Alles —

Regan.

Und zur rechten Zeit,

Lear.

Gebt, Götter, mir Geduld! Geduld thut noth!
Ihr seht mich hier, 'nen armen alten Mann,
Gebeugt durch Gram und Alter, zwiefach elend! —
Seid ihr's, die dieser Töchter Herz empör!
Wider den Vater, närrt mich nicht so sehr,
Es zahm zu dulden; weckt mir edlen Zorn!
O laßt nicht Weiberwaffen, Wassertropfen,
Des Mannes Wang' entehren! — Nein, ihr Teufel!
Ich will mir nehmen solche Rach' an euch,
Daß alle Welt — will solche Dinge thun —
Was, weiß ich selbst noch nicht; doch soll'n sie werden
Das Grau'n der Welt. Ihr denkt, ich werde weinen?
Nein, weinen will ich nicht.
Wohl hab' ich Fug zu weinen; doch dies Herz
Soll eh' in hunderttausend Scherben splittern,
Bevor ich weine. — — — —

Gloster.

O Gott! die Nacht bricht ein, der scharfe Wind
Weht schneidend; viele Meilen rings umher
Ist kaum ein Busch.

Regan.

O Herr, dem Eigensinn
Wird Ungemach, das er sich selber schafft,
Der beste Lehrer. Schließt des Hauses Thor.

(Aufz. II. Sc. IV.)

---

ii320

Lear.
(im Sturm der Haide.)

Rass'le nach Herzenslust! Spei' Feuer, fluthe Regen;
Nicht Regen, Wind, Blitz, Donner sind meine Töchter:
Euch schelt' ich grausam nicht, ihr Elemente:
Euch gab ich Kronen nicht, nannt' euch nicht Kinder,
Euch bindet kein Gehorsam; darum büßt
Die grause Lust: Hier steh' ich, euer Sklav,
Ein alter Mann, arm, elend, siech, verachtet:
Und dennoch nenn' ich knecht'sche Helfer euch,
Die ihr im Bund mit zwei verruchten Töchtern
Lenkt eure hohen Schlachtreih'n auf ein Haupt:
So alt und weiß, als dies . . . . .

(Aufz. III. Sc. II.)

Sind Elternflüche selten?

O, ich habe solche zu Dutzenden in meinem Leben ausstoßen gehört und erstarrte. Und nicht nur diese Flüche gellen nur noch im Ohr, sondern auch die Vorwürfe der Eltern: Zuerst Selbstanklagen, dann die Verklagungen unter einander. Die greisen Haare wurden ausgerauft und der erschütternde Weheruf ertönte: Warum habe ich nicht die Worte der Bibel beherzigt?

Wer sein Kind lieb hat, der hält es stets unter der Ruthe, daß er hernach Freude an ihm erlebe.

Wer aber seinem Kinde zu weich ist, der klagt seine Striemen, und erschrickt, so oft es weint.

Ein verwöhntes Kind wird muthwillig, wie ein wildes Pferd.

Zärtle mit deinem Kinde, so mußt du dich hernach vor ihm fürchten; spiele mit ihm, so wird es dich hernach betrüben.

Scherze nicht mit ihm, auf daß du nicht hernach mit ihm trauern müssest und deine Zähne zuletzt kirren müssen.

Laß ihm seinen Willen nicht in der Jugend, und entschuldige seine Thorheit nicht.

Beuge ihm den Hals, weil er noch jung ist; bläue ihm den Rücken, weil er noch klein ist, auf daß er nicht halsstarrig und dir ungehorsam werde.

(Jes. Sir., Cap. 30.)

ii321 Dann warf der Vater der Mutter vor: Du trägst die Schuld an Allem; du hast das Kind verwöhnt, und die Mutter antwortete: Du lügst; du hast es verzärtelt und ihm den Willen gelassen.

Es war entsetzlich.

Fast allen Kindern leben die Eltern zu lang. Sagen sie es nicht, so denken sie es wenigstens. Ich bin aber schon sehr häufig solchen Elenden begegnet, die es offen ausgesprochen haben, namentlich auf dem Lande. Die Eltern errathen diese Gedanken der Kinder und leiden schwer darunter. Was sollen sie machen? Treten sie bei Lebzeiten das Vermögen den Kindern ab, so erwartet sie in den meisten Fällen das Schicksal Lear's; behalten sie es, so wissen sie, daß man ungeduldig auf ihren Tod wartet, der auch oft genug – die Criminalstatistik weist in dieser Hinsicht haarsträubende Zahlen auf – gewaltsam herbeigeführt wird.

Ehe wir das Verhältniß der Eltern zu den Kindern in unserer Geschichtsperiode verlassen, wollen wir noch einen Blick auf den Tod von Kindern werfen. Der Leiden, welche aus Blödsinnigkeit, Verkrüppelung und Krankheiten der Kinder für Eltern entspringen, wollen wir nur im Vorbeigehen gedenken.

Es ist der Tod guter Kinder, der so unsagbar tief in die Seele der Eltern schneidet. Aber wenden wir uns rasch ab von den guten Vätern, die wie König Lear über seine brave Cordelia klagen:

Nein! Kein Leben!
– Ein Hund, ein Pferd, 'ne Maus soll Leben haben,

Und du nicht einen Hauch? – O du kehrst nimmer wieder,
Niemals, niemals, niemals, niemals, niemals! –

(Aufz. V. Sc. III.)

und von den guten Müttern, die, wie die Königin Herzeleide den Abschied von Parzival, den Tod des Kindes nicht überleben können oder zu Nonnen in ihrer Wohnung oder wahnsinnig werden.

Sie küßt' ihn oft und lief ihm nach.
Das größte Herzleid ihr geschah,
Da sie den Sohn nicht länger sah.
Da fiel die lichte, klare Frau
Zur Erde, wo sie Jammer schnitt,
Bis sie den Tod davon erlitt.

Wir wollen barmherzig sein und in ihrem Schmerze nicht wühlen.

ii322 Dagegen wollen wir in gebotener Kürze das Leid der Kinder erwägen, welche ihre Eltern und Geschwister kennen.

Wie ungerathene Kinder auf Eltern, so können auch diese auf Kinder unauslöschliche Schande und schweres Leid häufen. Das Geflüster der Welt: Sein Vater hat gestohlen, gemordet, hat im Zuchthaus gesessen oder seine Mutter ist eine öffentliche Dirne gewesen, hat schon Manchen auf die Bahn des Verbrechens gepeitscht, oder über's Meer getrieben, wo es ihm dann in Urwaldeinsamkeit die Vögel vorpfiffen. Dieses Geflüster der Welt, so herzlos, so ungerecht es ist, kann doch entschuldigt werden; denn es ist, im Grunde genommen, nur eine Warnung, die auf der unerschütterlichen wissenschaftlichen Basis steht, daß in den Kindern die Eltern weiterleben oder wie der Volksmund sagt:

Elstern zeugen keine Dohlen;

auch:

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

Geringeres Leid, wie Trunksucht des Vaters oder der Mutter, Ehebruch, Ausschweifungen aller Art, Wucher, Wechsel der politischen Farbe, Achselträgerei, Schergenthum u.s.w. will ich bloß erwähnen, nicht besprechen.

Aber das Leid muß ich betonen, das schwere Leid, das einem Kinde durch den Tod des Vaters oder der Mutter in die Seele geworfen werden kann. Ein schöneres, innigeres Verhältniß, als das meinige zu meiner Mutter war, ist nicht möglich, ja nicht denkbar; es bildet meine schönste und erhebendste Erinnerung. Und dennoch gäbe ich, ohne einen Augenblick zu zögern, willig dieses Bewußtsein für die Bewußtlosigkeit in dieser Hinsicht. Schon blutet die Wunde zehn lange Jahre und sie wird nie vernarben, – niemals, niemals! Dieser Schmerz vor Allem ist es, der mich gezwungen hat, diesen Essay zu schreiben: ich möchte, daß keine Anderen, kein Einziger mehr ein solches Herzeleid in sich empfände. Die Menschheit zuerst leidlos machen, dann sie in den Frieden des absoluten Todes führen, das wollen die echten Philosophen mit ihrem Buch in der Hand und dasselbe wollen die weisen Helden mit ihrer gluthvollen Rede oder auch mit dem Schwert in der Hand. Und das wird werden, weil es werden muß, weil es im nothwendigen Entwicklungsgang der Menschheit liegt.

ii323 Vom tiefen Gram, worein ein Bruder oder eine Schwester die Geschwister stoßen kann, habe ich bereits oben gesprochen, als ich der jungen Mädchen Erwähnung that, die in Folge des Diebstahls ihres Bruders wie scheue Tauben flohen oder, wie die Schatten in Dante's zweitem Kreis der Hölle, vom Sturmwind der Scham durch die Straßen getrieben wurden. Jetzt will ich noch auf die Sorge deuten, die Geschwister einem Manne bereiten können. Man muß die Angst um die Zukunft geliebter Angehörigen empfunden haben, um die Segnungen zu begreifen, welche in der Realisation der socialistischen Ideale liegen. Gerade je zartfühlender ein Mann ist, desto schwerer wird er unter der Last unversorgter Schwestern z.B. seufzen. In den niederen Ständen kennt man Bangigkeit wegen des zukünftigen Schicksals Angehöriger nicht, weil daselbst die Kinder schon im zartesten Alter zu rüstiger Arbeit angehalten werden, so daß sie vollkommen gestählt sind, wenn sie flügge werden. In den höheren Ständen dagegen liegen oft auf den Schultern eines Bruders viele Schwestern, die gewöhnlich in Folge

einer verkehrten Erziehung entweder nur solche Kenntnisse haben, die zu ihrem Zeitvertreib, zur Verschönerung ihres Lebens in behaglichen Verhältnissen genügen, oder die wirklich gebildet sind, aber dann entweder einen so stolzen Charakter haben, daß sie als Gesellschaftsdamen brechen würden, oder als Gouvernanten, Telegraphistinnen etc. in Angst vor der Welt immer halbtodt wären. Da lähmt denn allemale dem Bruder, wenn er energisch durchgreifen will, der Gedanke den Arm: Stößest Du sie in die Welt, so gehen sie zu Grunde, Sei barmherzig! – Und mit umflortem Blick arbeitet er, daß die Nägel bluten, nur damit kein Unglück geschehe. Vielleicht hat er tiefe Sehnsucht im Herzen nach der Begründung eines Hausstandes mit einem geliebten Wesen; – er muß die Sache hinausschieben, ja darauf verzichten, weil seine Schwestern wie Bleigewichte an ihm hängen und verzehren, was er erwirbt.

Wie mancher Edle würde für die Menschheit gewirkt oder doch mehr gewirkt haben, wenn er es über sich fertig gebracht hätte, auf seinem Wege zu ihr, über geknickte Familienveilchen zu gehen, wenn er die Kraft gehabt hätte, wie Christus zu sagen: »Wer ist mein Vater, wer ist meine Mutter, wer sind meine Schwestern?« Somit ist die Familie auch ein großes Hinderniß für die volle Hingabe an das Allgemeine.

ii324 Ziehen wir hier die Resultate, so finden wir, daß die Abtretung der Kinder an den Staat eine ganz bedeutende, gar nicht festzustellende Summe von Leid aus der Menschheit fortnehmen würde. Es würden von den Eltern abgenommen:

1) die kleinen Sorgen während der Schulzeit der Kinder;
2) die Sorgen um die Zukunft der Kinder;
3) die Gewissensbisse wegen unredlichen Erwerbs;
4) der Gram über faule und ausschweifende Kinder;
5) der Schmerz über schlechte Kinder;
6) die Qual, Kindern fluchen zu müssen;
7) die Pein der Selbstvorwürfe und der Vorwürfe unter einander;
8) Lear-Erfahrungen oder das brennende Bewußtsein, den Kindern zu lange zu leben;
9) der Schmerz über Krankheiten und den Tod guter Kinder.

Es würden ferner von den Kindern abgenommen:

1) der Schmerz über Schandthaten der Eltern;
2) der Schmerz über unwürdiges Betragen der Eltern;
3) das Herzeleid über langwierige körperliche Leiden und auf dem Grabe der Eltern;
4) die Scham über Unthaten der Geschwister;
5) die Sorge um Geschwister.

Außerdem würden ganz empörende Mißstände in der heutigen Gesellschaft fortfallen, die ich kurz erwähnen will.

Glaubt man, daß nur im Adel eine Familientradition vorhanden sei, die aufbläht? Haben die Adeligen allein, wie Schopenhauer so hübsch sagte, Vor ruhm, der sie einherwandeln läßt wie radschlagende Pfauen? Wer es glaubt, dem fehlt alle und jede Weltkenntniß. Mit Ausnahme des Proletariats herrscht in allen Schichten dünkelhaftes, unsagbar widerliches Standes- und Familienbewußtsein. Bei den Bauern schließen sich die Hofbesitzer von den Kossäthen und Tagelöhnern ab, bei den Handwerkern fühlen sich die Meister vor den Gesellen wie Wesen höherer Art und im Bürgerstande heißt es: schon mein Urgroßvater ist Kaufherr, oder Bankier, oder Fabrikant, oder Superintendent, oder General, oder Obertribunalsrath u.s.w. gewesen.

Laßt die Kinder nicht wissen, von wem sie abstammen, so fällt dieses hochmüthige Herabsehen auf Andere fort, welches aus |
ii325 der Familientradition und aus den abgeschlossenen Ständen fließt, welche früher nothwendig, jetzt geradezu lächerlich sind, weil sie durch nichts mehr gerechtfertigt werden können. Seid die Edelsten und Tüchtigsten oder die Gebildetsten, dann könnt ihr auf Andere herabsehen, ihr »Vorruhm«-Affen. Werdet Nachruhmerstrebende und dann Nachruhmverachtende, wenn ihr am Ziele seid; denn das ist ja die Folge eines Naturgesetzes (ethische und politische Gesetze sind selbstverständlich Naturgesetze), daß die Tüchtigsten und wahrhaft Gebildeten nicht auf

ihre Mitmenschen herabsehen *können* und der wirklich Große den Nachruhm verachten muß.

Was soll man aber gar vor den Nüancen denken, die innerhalb einer Kaste der Besitz (oft nur einiger Tausend Mark mehr oder weniger) hervorbringt? was vor dem Hochmuthsunkraut, das im Licht einer solchen helleren Nüance wuchert?

Ich habe einmal ein Kinderfest besucht und wie immer meine herzliche Freude an dem fröhlichen Gebahren der kleinen liebreizenden Schmetterlinge gehabt. Da hörte ich plötzlich ein etwa siebenjähriges blondlockiges Mädchen zu einer Spielgenossin sagen: »Mein Vater hat zwei Equipagen und vier Pferde; dein Vater hat aber nur einen Wagen und zwei Pferde,« »Aber,« antwortete die Kleine, »wir haben dafür drei Häuser und ihr habt doch nur Eines.« Inzwischen war ein anderes Kind herangetreten und ohne alle Veranlassung sagte die blondlockige Equipagenstolze voll Uebermuth zu ihr: »Etsch! dein Vater hat keine Equipage und kein eigenes Haus. Ihr müßt zu Fuß gehen und in Miethe wohnen.«

Die kleine Jüdin, die Angeredete, stand außerordentlich beschämt da und es dauerte auch nicht lange, so drängten sich dicke Thränen aus den kummervollen Aeugelein.

Wie kam es nur, daß mir auf einmal zu Muthe ward, als hätten die Lichter ihren Glanz verloren, als sei Wasser auf die leuchtende Freude in meinem Herzen geschüttet worden und als sähe ich anstatt klarer Blond-, Schwarz- und Braunköpfchen *Teufels*fratzen? Es war wohl der ganze Jammer unserer socialen Verhältnisse, der plötzlich in einer doppelten Refraktion (die Kinder erzählten doch offenbar nur, was sie von ihren würdigen Eltern aufgeschnappt hatten) brennend in meine Seele fiel.

Ich verließ meinen Beobachtungsposten und trat zu den Kleinen. Ich hob die kleine Jüdin auf, küßte sie auf die Stirne und |
ii326 sagte: »Weine nicht, Rebekka; im Leben fährt heute Einer mit einem Viergespann und morgen bettelt er und umgekehrt. Du kannst noch eine Prinzessin werden. Solltest du mich nicht verstehen, so laß dir die Sache von deinem gescheidten Vater erklären.« Ich setzte sie zur Erde nieder und wandte mich zur Equipagenstolzen, Hochmuthsteufelchen-Besessenen. Hatte ich der Rebekka die immer offene Wunde unseres socialen Körpers mit drei klaren Worten gezeigt, so zeigte ich der Ludmilla mit drei orakelhaften Worten die geheilte Wunde. Ich schüttelte ihr ziemlich derb das Ohrläppchen und sagte: »*Du* fährst vielleicht als Jungfrau nicht mehr in *deines* Vaters Wagen. Die Sonnenpferde der Zeit laufen heutzutage entsetzlich schnell.«

Hierauf nahm ich meinen Hut und ging fort. Was hätte ich noch im hellen Saale thun sollen? –

Wir wollen uns wohl merken, daß nach Einführung des Instituts der freien Liebe diese Schandflecken verschwinden müßten und – ich erinnere daran – eine allgemeine Hingabe an das Allgemeine ermöglicht würde.

Und jetzt zur Hauptfrage:

Würde das Institut der freien Liebe wirklich das herrliche Elterngefühl zerstören?

In keiner Weise! Die Elternliebe würde ihre schlackenfreie lichtvolle Metamorphose in der Liebe zu den Kindern schlechthin finden: diese Liebe wäre die verklärte, die idealisirte Elternliebe.

Die ordinäre Elternliebe ist Liebe zu *bestimmten* Kindern, die andere Liebe ist Liebe zu *allen* Kindern. In der ersteren liegt die letztere, d. h. in der unreinen anekelnden Hülle der Affenliebe und eitelsten Selbstliebe; denn wie ich schon erwähnte, stehen die Eltern vor ihren Kindern wie vor einem Spiegel, der ihnen das eigene Bild zurückstrahlt. Blicken die Eltern auf ihre Kinder, so lächeln sie selig. Es ist dasselbe Lächeln, womit ein eitles Weib trunken zu seinem Bild im Spiegel sagt: Du bist wunderschön, du bist die Schönste auf Erden, – ob sie gleich häßlich wie die Nacht ist. – Die Affenliebe nun ist die abstoßende Mischung dieser Selbstliebe mit den Ueberbleibseln des Elterninstinkts, der jetzt für die Erhaltung der Brut nothwendig ist, in einem idealen Staate aber schon in der zweiten Generation rudimentär werden würde.

ii327 Wir ersehen ferner hieraus, daß auch vom ästhetischen Standpunkte aus die Abtretung der Kinder an den Staat auf's Wärmste empfohlen werden muß. Glaubt man denn, daß eine Mutter

ungestraft ihr häßliches Kind für schön hält? Schließlich kommt sie wirklich dazu, eine Kartoffelnase schöner zu finden, als eine griechische und mit diesem verderbten Schönheitssinn als Maßstab tritt sie dann an die Gestalten dieser Welt heran.

Wenn also die Kinder gleich oder bald nach der Geburt dem Staate übergeben werden – (ich weiß wohl, daß bei diesem Satze der wohlfeile Witz: er will den Staat zu einer Kleinkinderbewahr-Anstalt, zu einem großen Findelhause machen, hageldicht die Luft durchschwirren wird, aber was thut's? *Magna est vis veritatis et praevalebit*) – so würden alle Kinder unsere Kinder sein und nun würden wir ihnen gegenüber genial erkennend werden, d. h. die reinste ästhetische Freude empfinden; denn jetzt hätten wir ja gar kein Interesse mehr an diesem oder jenem bestimmten Kinde, sondern alle Kinder wären uns bloß interessant. Ich behaupte kühn: das Gefühl, das wir dann hätten, wäre ein unverhältnißmäßig reineres und edleres, als unsere einfältige Affenliebe, welche nur deshalb einen Adelsbrief besitzt, weil sie jenes reine Gefühl in sich schließt.

Wir kommen demnach auch hier zum selben Resultat wie beim reinen Communismus. In diesem muß der Reiche nicht auf einen gewohnten Genuß verzichten: es nimmt nur der Arme an seiner Seite Platz und genießt, was er genießt. Ebenso in Betreff der Kinder: neben den Vater darf sich der Junggeselle stellen und Vaterfreuden genießen, ob er gleich keine Kinder erzeugt hat. Und wie es dem edlen Reichen viel wohler zu Muthe sein muß, wenn er weiß, daß alle Menschen so köstlich wie er leben – (sein Genuß wird gleichsam verklärt oder wenigstens stachelfrei gemacht) – so wird auch das Gefühl der Erzeuger erhöht: erstens durch die Reinigung von allen Schlacken der Affenliebe, dann durch das Bewußtsein, daß alle Menschen Elternliebe empfinden.

Ja, ja! es ist wirklich so: die rothe »Spottgeburt aus Dreck und Feuer« ist, in der Nähe betrachtet, ein lichter klarer Engel mit holdseligem Antlitz und

> es redet trunken die Ferne,
> wie von künftigem großem Glück. –

ii328 Ferner: man drehe und wende sich, man lärme und tobe wie man wolle, es bleibt doch unumstößlich wahr und immerdar bewunderungswürdig, daß der Weise und der Edle, der Gute und der Gerechte, mit Hülfe der Vernunft und des reinsten Gefühls, genau das Selbe fordern müssen, was die rohesten Egoisten fordern. Gerade Diejenigen, welche ihre Eltern und Geschwister am herzlichsten lieben und gerade diejenigen Eltern, welche ihren Kindern gute Eltern sind, verlangen, daß es keine bestimmten Eltern, keine bestimmten Geschwister, keine bestimmten Kinder mehr geben solle. Das macht: sie allein haben ja die Qualen der Elternliebe, der Kindes- und Geschwisterliebe am meisten empfunden. Das Kind soll in seinen Lehrern, der Jüngling in den gestorbenen und lebenden Weisen der Menschheit seinen Vater, die Eltern sollen in allen Kindern ihre Kinder erblicken, nicht in diesen bestimmten zwei, drei oder vier Individuen.

Ebenso verlangen die Weisen und Guten, wie die habsüchtigen Armen, daß alles Kapital in den Händen des Staats vereinigt und die lebendige Arbeit vom Staate regulirt werde und dies nur zu dem Zwecke, daß ihr Seelenfriede nicht durch den Jammer der Menschheit gestört werde. In diesem Einklang aber der hellen Stimmen von oben herab, mit den brüllenden heiseren von unten herauf ist die Gewißheit gegeben, daß der Communismus und die freie Liebe, diese großen und letzten Ideale der Menschheit, mit allen ihren Consequenzen über kurz oder lang real werden.

Ich will diese Vorbetrachtung nicht schließen, ohne einem möglichen Einwand zu begegnen. Man könnte nämlich behaupten, daß widernatürliche Verbindungen, d. h. Geschwisterehen, geschlossen werden könnten, wenn die Abstammung der Kinder nicht bekannt sei. Diesen Einwand halte ich für nichtig; denn erstens trägt die Geschwisterliebe gewöhnlich einen aversionellen Charakter, dessen dämonische Wildheit durch Gewohnheit und Reflexion gebändigt wird (das Gleiche zieht sich nur im geistigen Aether an, im Blutdunst stößt es sich ab, während sich das Entgegengesetzte anzieht). Zweitens ist die Wahrscheinlichkeit, daß sich Geschwister in dem täglich an Intension zunehmenden Durcheinanderwogen der Menschen ehelichen, eine fast verschwindende.

IV. Die allmälige Realisation der Ideale.

ii329

Jetzt liegt uns ob zu sehen, auf welche Weise sich die Menschheit den großen Idealen des Communismus und der freien Liebe nähert; denn es ist klar, daß selbst durch furchtbare Revolutionen die Ideale nicht sofort real werden könnten, geschweige in einer stetigen langsamen Entwicklung. Um ein Gleichniß zu gebrauchen, ist die Menschheit auf einer Reise nach Rom begriffen; ehe sie dahin kommt, muß sie bestimmte Hauptstationen erreicht und zurückgelegt haben.

Ich habe Lassalle in meinem Hauptwerk gebührend gewürdigt. Ich habe dort gesagt, daß er ein eminentes Talent, aber ohne den leisesten Anflug von Genialität gewesen sei. Der Geniale umschließt in seinem Geiste die ganze Welt; er sieht das Einzelne immer in der Totalität; er sieht den ganzen Weg und sein Ende; er ist weltumfassend, originell, bahnbrechend. Der Talentvolle dagegen ist kurzsichtig und sein Geist umschließt Bruchtheile der Welt. Er geht hinter dem Genialen und setzt die Steine mit kräftiger Hand zu Haufen auf einander, die dieser mit Pulver aus dem Felsen sprengt.

Wer Lassalle nur aus seinen socialpolitischen Schriften kennt, kennt nur, ich möchte sagen, das Aeußere seines Geistes. Wer Lassalle gerecht beurtheilen will, muß seine großen wissenschaftlichen Werke, namentlich seinen Herakleitos gelesen, und zwar gründlich gelesen haben. Welche erstaunliche Combinationskraft, welcher brillante Scharfsinn, welche concise Knappheit, welche Virtuosität aus Millionen Hüllen Einen Kern herauszuschälen! Ist es dagegen je Einem gelungen, in den Lassalle'schen Werken auch nur einen einzigen kleinen originellen Gedanken aufzufinden? Keinen einzigen. Die Function seines Geistes war Destillation, sein Produkt die hellste, klarste, concentrirteste Flüssigkeit. Er verarbeitete fremde Gedanken, er verarbeitete sie mit unerreichbarer Meisterschaft, aber niemals einen eigenen.

Außerdem war er ein falscher Prophet; doch darf dies nicht mißverstanden werden. Ich gebrauche »falscher Prophet« nicht im gewöhnlichen Sinne des Adjectivs, sondern lediglich als Gegensatz |
ii330 zum echten Propheten. Der »falsche Prophet«, wie jeder große Staatsmann überhaupt, bringt die Menschheit voran, aber zugleich sucht er äußeres Gut, Ruhm, Ehre; der echte Prophet dagegen sucht nur die innere Ruhe, den Herzensfrieden, den Tod des Mitleids mit der Menschheit. Die Ziele, welche Lassalle verfolgte, sind zu bekannt, als daß ich sie zu enthüllen nöthig hätte. –

Lassalle nun ist der Erste in Deutschland gewesen, der einen wirklich praktischen Vorschlag machte, um die erste Station auf dem »Wege nach Rom« erreichen zu können. In diesem Vorschlag spiegelt sich am reinsten sein bedeutendes Talent. Sein Ideal war Fichte entlehnt. Er sah nur in der blauen Ferne eine freie Menschheit, keine todte, weshalb er, wie ich oben sagte, ein bloßes Talent war; denn er sah erstens mit fremden Augen; dann sah er nur einen Theil des zukünftigen Weges der Menschheit: sein Wissen war fragmentarisches Wissen, Stückwerk. Dieses Ideal nun war ihm kein Agitationsmittel. Als eminent praktischer Mann streifte er es selten und dann immer nur leise mit den Schwingen seines Geistes. Dagegen krallte er sich an das Nächste mit dämonischer Wildheit und concentrirte alle seine Kräfte darauf. Seine eigenen Worte mögen sein Verfahren charakterisiren:

> Eine theoretische Leistung ist um so besser, je vollständiger sie alle, auch die letzten und entferntesten Consequenzen des in ihr entwickelten Princips zieht.
>
> Eine praktische Leistung ist um so mächtiger, je mehr sie sich auf den ersten Punkt concentrirt, aus dem alles Weitere folgt.
>
> (Capital und Arbeit.)

Bekanntlich haben die Thatsachen diesem brillanten Satz die Weihe gegeben. Lassalle's erster Punkt war das allgemeine und direkte Wahlrecht, das ja bald bewilligt wurde.

Sein zweiter Punkt war der Staatscredit. Ich habe in meinem Hauptwerk klargelegt, warum Lassalle hier in einem Irrthum befangen war. Im gegenwärtigen Staate wird seine Forderung keine Berücksichtigung finden. Sie ist nämlich nicht der zweite Punkt auf dem »Wege nach Rom«, sondern der dritte, ja, man darf sogar sagen, daß sie gar keine Station ist.

Zunächst müssen alle *Versöhnungs*versuche zwischen Kapital und Arbeit erschöpft sein, ehe von allen Seiten von unten herauf |
ii331 die freie Concurrenz der Arbeit mit dem Kapital verlangt werden darf; denn freie Concurrenz der Arbeit mit dem Kapital heißt doch: totale Brachlegung des Kapitals. Woher sollten denn die Fabrikanten ihre Arbeiter nehmen können, wenn der Staat die Arbeiter durch Gewährung von Staatscredit befähigte, sich selbständig zu associiren? Das müßte doch der dümmste der dummen Arbeiter sein, der sich noch im Frohndienst des Kapitals abmühen wollte, wenn er in den freien Dienst der Productiv-Associationen treten könnte! –

Ich habe deshalb einen solchen *Versöhnungs*versuch zwischen Kapital und Arbeit als *zweiten* Punkt aufgestellt. Er liegt bedeutend näher als der Staatscredit und ist zugleich weit praktischer, weil er auf etwas Realem, auf etwas schon Vorhandenem beruht, nämlich: Die Betheiligung der Arbeiter am Gewinn, welche schon sporadisch, mit dem besten Erfolg für die Arbeiter und Kapitalisten in die Erscheinung getreten ist.

Auf *diese* Forderung hat sich die ganze Kraft in den unteren socialen Schichten zu concentriren, soll ein neuer Erfolg in den Annalen der Socialgeschichte verzeichnet werden; denn das Bedürfniß einer Reform wird *oben* keineswegs verkannt, und tausend redliche Hände in den oberen Schichten *wollen* helfen. So legt denn, Arbeiter, in diese Hände die bestimmte Forderung der Betheiligung der Arbeit am Gewinn des Kapitals und – ich setze meine ganze Existenz zum Pfande – die Versöhnung zwischen Kapital und Arbeit wird stattfinden. Ihr werdet mächtig vorankommen und auf die verschlungenen Hände wird der Schatten der Taube fallen, die in allen großen Momenten der Menschheit *sichtbar* wurde.

Virtualiter liegt in dieser Versöhnung des Kapitals mit der Arbeit der reine Communismus und ich glaube, daß er nur kurze Zeit zu seiner Entwicklung nöthig hätte. Ich glaube ferner, daß er dann eine Form hätte, die beharren würde; denn was drückt die Uebergabe alles Eigenthums in die Hand des Staats Anderes aus als das Princip: Umwandlung des Privat-Eigenthums in Gesammt-Eigenthum, das sich in den verschiedenartigsten Gestaltungen offenbaren kann? Dieses Princip ist schon in jeder Actien-Gesellschaft realisirt und es handelt sich nur um entsprechende Generalisirung der vorhandenen guten Form auf alle Zweige des wirthschaftlichen Lebens.

ii332 Wird es ferner in Hinsicht auf die lebendige Arbeit praktisch sein, daß z. B. von Berlin aus bestimmt wird: X. in Sigmaringen eignet sich zu einem Grobschmied, Y. in Stallupönen zu einem Silberschmied? Soll denn jeder Bürger das Attest seiner Qualification zu einem bestimmten Beruf nebst seinem Wunsche, diesen Beruf ergreifen zu dürfen, nach Berlin schicken? Möglich wäre eine solche Centralisation, aber gewiß nicht praktisch.

Mit einem Wort: der Schwerpunkt des echten Communismus fiele in große *Verbände*, deren Thätigkeit ihren Regulator in einer Körperschaft von Vertretern aus allen Theilen des Landes fände.

Demnächst wäre auf der Bahn socialer Reformen eine progressive Erbschaftssteuer herbeizuführen, welche nach bestimmten Perioden immer strenger würde, bis die noch vorhandenen Arbeitsprodukte aus dem ganzen vergangenen Leben der Menschheit als Volks-Eigenthum in der Hand des Staates, resp. *großer Verbände* concentrirt läge.

Eine *solche* Steuer würde kein großes Leid in den Einzelnen erwecken. Sollten jetzt alle Reichen ihr ganzes Kapital geben – dann allerdings würde man von ihnen das schmerzlichste Opfer verlangen. Eine *allmälige* Verringerung dagegen würde leicht ertragen, erstens, weil damit eben durch die Segnungen der neuen Verhältnisse kein echter Genuß geopfert werden müßte, dann, weil sich die Reform über mehrere Generationen erstreckte, also in einem immer reineren Bewußtsein gespiegelt würde.

Die ersten Stationen auf dem Wege zum Institut der freien Liebe wären die gesetzliche Gestattung der polygamen Ehe und die fakultative Abtretung der Kinder an den Staat. Die zweite Station wäre die obligatorische Abtretung der Kinder von sechs bis sieben Jahren und die letzte wäre die Abtretung der Säuglinge.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß selbst dann, wenn das Institut der freien Liebe gesetzlich sanktionirt ist, monogame Ehen nach wie vor bestehen werden; denn die Liebe der

Ehegatten geht sehr oft in eine treue Freundschaft über, und die Menschen werden auch immer milder, d. h. der Geschlechtstrieb irritirt sie von Generation zu Generation immer weniger. Es findet eine Umbildung der Bewegungsfactoren statt, und in dem Maße, als das geistige Leben an Kraft gewinnt, verliert das dämonische unbewußte Blutleben an Energie. Ja, es ist geradezu sehr wahrscheinlich, daß aus |
ii333 diesem Grunde ein allgemeiner freiwilliger Rückfall in die Monogamie stattfinden wird.

Als eine ganz eigenthümliche Form der Ehe, welche immer mehr Anhänger gewinnen wird, zeigt sich uns die reine intellektuelle Ehe, die sich negirend zum eigentlichen Zweck der Ehe verhält: die *copula carnalis* ist principiell ausgeschlossen. Man verbindet sich lediglich zur Erreichung idealer Ziele mit einander. Es wollen zwei Wesen, deren Thätigkeit in der Verbindung zehnfach erfolgreicher als in der Vereinzelung ist, wie Bruder und Schwester zusammen leben. Da sie aber ohne das eheliche Band in ein falsches Licht gerathen würden, so schließen sie eine Schein-Ehe im guten Sinne des Worts.

Diese intellektuelle Ehe wäre die Uebergangsform für das Cölibat, das nicht durch den Zwang äußerer Verhältnisse, – wie jetzt sehr oft, namentlich bei den Weibern, – herbeigeführt, sondern spontan aus der Seele erwählt würde.

V. Höhere Ansicht.

ii333u So wäre ich denn da angekommen, wo ich darauf aufmerksam machen darf, daß ich nur deshalb über die beiden großen Ideale: Communismus und freie Liebe, so unbefangen und freimüthig sprechen konnte und durfte, weil sie meine Ideale nicht sind, weil ich etwas weit Besseres sowohl gelehrt, als auch in der Hand habe.

Ich verweise auf mein Hauptwerk und auf die Essays über den Budhaismus und das Christenthum in diesem zweiten Bande. Meine Ethik ist identisch mit der Ethik Budha's und der des Heilands, welche beiden absolute Entsagung verlangen: Armuth (oder was dasselbe ist: bloße Befriedigung der Lebensnothdurft auch inmitten der Fülle) und Virginität.

Christus löste ein Band nach dem anderen durch Gebote vom Menschen ab: äußeren Besitz, Familienbande, eheliches Band, – und Budha that dasselbe, nachdem er sich selbst als leuchtendes Beispiel aufgestellt hatte: er entsagte dem Thron, verschenkte allen Besitz, wurde ein Bettler, und berührte von da ab kein Weib mehr. Auch erinnere ich an die wunderschöne *Wessantara*-Erzählung, wonach Budha sein Weib und seine liebreizenden Kinder als Almosen verschenkte.

ii334 Meine Philosophie blickt über den idealen Staat hinaus, blickt über Communismus und freie Liebe hinaus, und lehrt nach einer freien, leidfreien Menschheit den Tod der Menschheit. Im idealen Staate, d.h. in den Formen des Communismus und der freien Liebe, wird die Menschheit das »hippokratische Gesicht« zeigen: sie ist dem Untergang geweiht; und nicht nur sie, sondern auch das ganze Weltall. –

> Himmel und Erde werden vergehen.
>
> Christus.
>
> Das Weltall wird ganz bestimmt zerstört.
>
> Budha.

Ich weiß wohl, daß es Viele giebt, welche, wie der vortreffliche Riehl, sich zurücksehnen nach den festen Formen des Mittelalters, nach den gediegenen Ständen: nach einem tüchtigen reichen Adel, einem reichen Bürgerthum, nach Handwerkern auf schmalem, aber goldenem Boden, trotzigen Bauern; und nach der strengen Familienzucht in allen Ständen: nach Gottesfurcht, Ehrfurcht vor dem Alter, unbedingtem Gehorsam der Kinder. Aber war es denn die Folge einer Laune Einzelner, daß alle diese Formen, denen man, im Mittelalter stehend, »ewige« Dauer zusprechen mußte, mit der Zeit mürbe wurden und zerbrachen? oder war es der unerbittliche Gang der Menschheit nach dem göttlichen Gesetze, dem unwandelbaren heiligen Willen der Gottheit vor der Welt, welcher die stählernen Formen zerrieb? Der Weise erkennt dieses Gesetz und beugt sich in Demuth, ja mit inniger Freude, denn am Ende des Weges liegt der Tod der Menschheit, der ihrem vortrefflichsten und schönsten Leben vorzuziehen ist.

Im idealen Staate wird es der Menschheit wie dem König Lear zu Muthe sein, als all sein erlittenes, tiefes Weh unterging im Anblick seiner klaren Cordelia:

> Wo war ich denn? wo bin ich? — Heller Tag? —
> Man täuscht mich arg — ich stürbe wohl vor Mitleid,
> Erblickt' ich Andere so — wie ist mir doch?
> Ich will nicht schwören, dies sei meine Hand —
> Laß seh'n! — ich fühle diesen Nadelstich.
> Wär' ich doch überzeugt von meinem Zustand!
>
> (Aufz. IV. Sc. VII.)

ii335 Und wie König Lear, so wird die Menschheit auch überzeugt werden von ihrem leidfreien Zustand, aber nur, um wie er, bald darauf in die Arme des Besseren zu sinken, d.h. zu sterben. Das Leben der Völker ist im Grunde ganz wie das Leben der Einzelnen und dieses ist im König Lear am concentrirtesten gespiegelt, Lear stirbt mit allen seinen Kindern: die Wurzel und die Krone sterben, der ganze Baum verdorrt. –

> O du zertrümmert Meisterstück der Schöpfung! –
> So nutzt das große Weltall einst sich ab

Zu Nichts.

(Aufz. IV. Sc. VI.)

Ich würde mir einen Mangel an Ehrerbietung gegen meine Lehrer, die zugleich meine treuesten Freunde sind, zu Schulden kommen lassen, wenn ich diesen Essay abschlösse, ohne des »göttlichen« Plato gedacht zu haben.

In seiner reifsten Gedankenfrucht, in den Büchern vom Staate, hat er sich in unübertrefflicher, dialogischer Darstellungsweise sehr eingehend mit der bestmöglichen Staatsverfassung beschäftigt und ist zu den überraschendsten Resultaten gelangt.

Das Wesentliche seiner Abhandlung ist, daß er den socialen Körper aus drei Bestandtheilen zusammensetzte: aus Handarbeitern im weitesten Sinne, aus Kriegern und Herrschern. Im Grunde aber liegen nur zwei Stände vor, denn die Herrscher wurden den Kriegern (Wächtern) entnommen.

Den Beherrschten schrieben die Herrscher nur die besten Gesetze vor: innerhalb der gesetzlichen Schranken konnte sich das Leben der Handarbeiter gestalten, wie es wollte. In dieser unteren Kaste bestand Privat-Eigenthum und Monogamie. In der oberen reineren Kaste dagegen bestand Besitzlosigkeit (Ernährung durch die untere Kaste) und Weibergemeinschaft.

Sämmtliche Kinder wurden vom Staate erzogen (schwächliche wurden getödtet), geprüft und nach der Prüfung solche der unteren Kaste, welche Befähigung zum Wächteramte hatten, in die obere Kaste, solche der oberen Kaste dagegen, welche keine hervorragenden Anlagen zeigten, in die untere versetzt.

Hierdurch wurde auf die schönste und gerechteste Weise die starre, aber nothwendige Schranke zwischen den beiden Ständen durchbrochen: die Mauer war gleichsam unvernichtbar, aber überspringbar.

Die Kindererziehung durch den Staat war mithin ein allgemeines Gesetz; dagegen waren der Communismus und die Polygamie Institute, welche nur die reinste Kaste umschlossen. Dadurch |
ii336 hat der »Göttliche« klar und deutlich ausgesprochen, daß sie reinere und edlere Formen seien, als das Privat-Eigenthum und die Monogamie.

Plato hatte einen außerordentlich feinen Kopf. So entging ihm auch nicht, daß die Bildung (gymnische und musische) die wohlthätigsten Folgen in progressiver Steigerung habe. Er wies darauf hin, daß gebildete Eltern begabte Kinder erzeugen, und diese wiederum, im reinen Aether der Bildung aufwachsend, edlere und geistig befähigtere Kinder erzeugen würden (*De Rep.* IV). Goethe sagt dasselbe mit den Worten:

Man könnt' erzogene Kinder gebären,
Wenn die Eltern erzogen wären.

An diesem Staatsideal Plato's kann man übrigens sehr deutlich den gewaltigen Fortschritt erkennen, den die Menschheit inzwischen gemacht hat. Plato glaubte mit Recht, daß sein Staat nur einen sehr kleinen Theil des griechischen Volkes umfassen könne: er machte einen bestimmten, sehr engen Umfang zur unerläßlichen Bedingung seines Staates. Außerdem glaubte er wohl schwerlich, daß sein Ideal je real werden könne. Heutzutage dagegen erstreckt sich die sociale Frage über alle Völker und man sucht die beste Form für die ganze Menschheit, um sie zu verwirklichen.

Das schwellt den Busen und freudestrahlend blickt die Seele aus hellen Augen.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung.

Fragt man mich, ob ich Bürger eines idealen Staates sein wolle, so werde ich rund sagen: Nein!

Fragt man mich dagegen, ob ich Gut, Blut und Leben an die Verwirklichung eines idealen Staates setzen wolle, so werde ich ohne Umschweife und Limitation sagen: Ja!

Ich würde »nein« sagen, weil ich in Absicht auf mein individuelles Wohl gar kein Interesse an einem idealen Staate habe.

Ich würde dagegen »ja« sagen, weil die Erlösung der Menschheit vom idealen Staate abhängt.

Der Einzelne kann sich in den allerverrottetsten socialen Zuständen und in allen

erdenklichen Staatsformen, in der absolutesten Monarchie sowohl, wie in der zügellosesten Republik erlösen; – |

ii337 die Masse nur im idealen Staate; denn erst muß sie Alles, was die Erde an Genüssen bieten kann, gekostet haben, um sich vom Leben an sich abwenden zu können. Diese Befriedigung der Genußsucht Aller ist aber nur im idealen Staate möglich. Weil dies nun der Fall ist und weil andererseits die Bestimmung der Menschheit die Erlösung ist, deshalb muß der ideale Staat in die Erscheinung treten und deshalb wird er auch real werden.

Uebrigens wäre es ein schwerer Irrthum zu glauben, daß die sociale Frage nur die unteren Klassen unter sich begreife: die Individuen der oberen Klassen sollen wider ihren Willen leidlos, die der unteren mit ihrem Willen leidlos gemacht werden. Die sociale Frage ist eine Bildungsfrage.

Wie zur Zeit Christi liegen die socialen Verhältnisse unserer Tage. Oben Zuchtlosigkeit, Aberglauben (Spiritismus), Ruhelosigkeit, Fäulniß, flehentlicher Ruf nach einem Motiv, das verinnerlichen kann, – unten Verzweiflung, Elend, Noth, wildes Geschrei nach Erlösung aus unerträglicher Lage.

Da können keine Kathedersocialisten, keine der liberalen Parteien und keine Knotenstockhelden helfen. Es kann auch nicht der reformirte Jesuitenorden, noch weniger der Freimaurerorden helfen. Der letztere umfaßt Gerechte und Ungerechte, Gute und Schlechte, und seine Wirksamkeit ist eine wesentlich limitirte, fast ausschließlich auf das Wohl seiner Mitglieder gerichtete. Es kann auch kein einzelner Stand, noch die Kirche helfen, denn diese muß unzählige Compromisse mit den Schwächen der Menschen, ihren Standesvorurtheilen und mit der Macht abschließen.

Ueberall herrscht Unwissenheit, und deshalb sind die Organe des Geistes verkümmert. Er legt das Ohr auf das Herz des Volkes und sagt: ich höre Nichts; er blickt in das Herz des Volkes und sagt: ich sehe Nichts; er legt die Hand auf die Brust des Volkes und sagt: sie ist behaglich warm, – wie man Wärme empfindet, wenn man einen Schneeball mit der Hand umspannt.

Was Noth thut, ist ein Bund der Guten und Gerechten, ein Bund, den nur Gute und Gerechte bilden und der seine Wirksamkeit auf alle Menschen richtet, oder mit einem Wort: Gralsritter, Templeisen, gluthvolle Diener des in der Taube verkörperten göttlichen Gesetzes: Vaterlandsliebe, Gerechtigkeit, Menschenliebe und Keuschheit.

ii338 Schon vor Jahren hat Gutzkow geschrieben:

> Unsere Zeit ist reif für eine neue Messias-Offenbarung. Was würden denn die Mächtigen beginnen mit einer Persönlichkeit, die alle Bedingungen eines großen Propheten in sich trüge? Sei er nur rein in seinen Anfängen, achtbar in seiner Bildung, begabt mit der Macht der Rede, sei er nur tief in seinen Studien, um vor dem Dünkel der Gelehrsamkeit nicht erschrecken zu müssen, sei er nur sittenrein in seinem Wandel, enthaltsam, bescheiden, fessele er die Menschen durch eine gewinnende Persönlichkeit und sei er ein großer Dichter des Lebens, der würdig ist, sein eigener Gegenstand zu sein, – wer wollte ihn dann in Banden halten, mürbe machen durch die kleinen Quälereien unserer Civilisation? Er wäre der Welt, was Christus den Juden war.
>
> Es ist eine Stille in die Seelen der Welt eingetreten, die das Ohr schärft, das Wehen und Nahen der Gottheit zu vernehmen.
>
> (Die Ritter vom Geiste.)

Wer wollte denn einem Bund von nur drei solcher reinen »Templeisen«, welche die Taube des heiligen Geistes in ihrer Brust und auf ihrer Brust trügen, widerstehen? Nicht die ganze Menschheit, die zum weichen Thone würde, dem sie mit lächelndem Munde und friedvollen Augen die Gestalt gäben, welche in ihrem Geiste und in ihrem Herzen wohnt: die Gestalt einer leidlosen Menschheit.

Neunter Essay.
Der praktische Socialismus.

ii339

Den deutschen Arbeitern gewidmet.

Das Licht des Himmels läßt sich nicht versprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunklen Kutten,
Den Albigensern folgen die Hussiten
Und zahlen blutig heim was jene litten.
Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürmer der Bastille und so weiter.

Lenau.

Drei Reden an die deutschen Arbeiter.

---

ii341

Sollte mich das Wehen des heiligen Geistes: das erstickende Mitleid mit den Menschen, noch ein wenig mehr erfassen, so daß es mich aus meiner friedevollen Einsamkeit, in der ich so unsagbar glücklich bin, hinaus in die Welt wirbelte, wie es Budha, Christus und in der tiefsinnigen Dichtung den Parzival ergriffen und gepeitscht hat, so würde ich den deutschen Arbeitern die nachfolgenden drei Reden halten.

28. Februar, 1876.*[1]

---

*[1] Der Verfasser ist kurze Zeit darnach, am 31. März 1876, gestorben.

Erste Rede.
Das Charakterbild Ferdinand Lassalle's.

ii343 Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.
Schiller.

Ich bin gerechtfertigt schon heute vor allen wahrhaften Männern der Wissenschaft und werde jedenfalls eines Tages gerechtfertigt sein vor der Geschichte.
Lassalle.

Deutsche Arbeiter!

Es ist von jeher so gewesen, deutsche Arbeiter, – und so lange ihr wegen euerer mühseligen Arbeit nicht die Zeit habt, es aus den Geschichtswerken zu entnehmen, müßt ihr es eueren gebildeten Freunden glauben, – daß nicht nur das Charakterbild eines Volkstribunen, der seine ganze Existenz für die Verbesserung euerer Lage einsetzte, heftig von den Wogen der Parteien hin- und hergeworfen wurde und lange Zeit nicht den sicheren Platz über der Menschheit finden konnte, sondern auch seine Lehre sich nicht in vollkommener Reinheit erhalten konnte. Kaum war er von der Weltbühne verschwunden, so stürzten sich aus allen Gegenden der Windrose Berufene und Unberufene über die Spuren seiner Erdentage und der Eine fand Dieses, der Andere Jenes, der Eine gab der Lehre diesen, der Andere jenen Sinn und die Lehre ging in Lehrmeinungen auseinander. An die Stelle des einheitlichen Princips, das einer glühenden großen Seele entflossen war, trat eine Mannigfaltigkeit von Gestaltungen dieses Einen Princips, welche niemals seinen Inhalt deckten: sie kreisten nur um sein Centrum.

ii344 Aber, deutsche Arbeiter, es ist auch von jeher so gewesen, daß das Feuer, das einem enthusiastischen Herzen und das Licht, das einem klaren Kopf entflossen ist, ruhig weiterlebten, während die Irrlichter der Lehrmeinungen mehr oder weniger anmuthig um dieselben herumtanzten und daß dann immer zur rechten Zeit ein echter Nachfolger im Priesteramt nahte und die Flamme flammender, das Licht leuchtender machte.

Denn während die Hüter sterblich sind, ist der Geist der Wahrheit unsterblich. Ueberhaupt handelt es sich ja in der Wissenschaft nicht um ein Erzeugen aus Nichts, nicht um ein urplötzliches Hervortreten des Lichtes aus der Nacht, sondern um ein Weiterzeugen, Weiterbilden in der von Anbeginn der Menschheit vorhandenen Wahrheit, um ein Reinigen und Weitertragen dieser Wahrheit.

So hat auch Lassalle die sociale Bewegung nicht erzeugt, nicht erfunden; denn die sociale Bewegung ist identisch mit politischer Bewegung und diese wiederum ist identisch mit der Menschheitsbewegung und ihr werdet einsehen, daß die Bewegung der Menschheit begann, als die ersten Menschen entstanden sind.

Aber Lassalle hat diese Bewegung, wie sie in seiner Zeitperiode herrschte, auf einen klaren Ausdruck gebracht, er hat sie den Arbeitern seiner Zeit zum Bewußtsein gebracht und dadurch hat er erstens ihr Tempo zehnfach beschleunigt, dann hat er ihr Ziel enthüllt. Und deshalb, deutsche Arbeiter, darf man, obgleich es sich, wie ich wiederhole, nur um eine einzige sociale Bewegung von Anbeginn der Menschheit bis zu ihrem Ende handelt, dennoch von einer durch Lassalle hervorgerufenen deutschen socialen Bewegung sprechen.

Wir haben durch Lassalle eine ganz specifisch deutsche Arbeiterbewegung, welche das deutliche Gepräge seines mächtigen Geistes trägt und nicht mehr aus der Welt zu schaffen ist, welche aber auch nur dann erfolgreich sein kann, wenn sie im Sinne ihres Urhebers fortgesetzt wird. Damit ich euch nun gleich auf den Punkt dränge, den ich im Auge habe, sage ich euch: der Zweck dieser Reden ist eben der, euch von den Irrlichtern abzuziehen und euch auf den Geist Lassalle's zurückzuführen; dann, euch durch diesen Geist zu verinnerlichen und schließlich durch ein neues Ziel den Enthusiasmus in euch zu gebären, d.h. der specifisch deutschen |

ii345 socialen Bewegung durch euch wieder ein zehnfach beschleunigtes Tempo geben zu lassen.

Es wird sich ferner ergeben, welche Stellung ich zu dieser specifisch deutschen Bewegung einnehme und auch der Punkt, wo diese Bewegung in die allgemeine Bewegung der Menschheit mündet.

Ganz im Allgemeinen will ich euch aber schon jetzt mit Worten Lassalle's meine Stellung zu euch angeben:

> Ich bin nicht gekommen, um euch nach dem Munde zu reden, sondern um als ein freier Mann euch die ganze Wahrheit ungeschminkt und wo es nöthig ist, auch schonungslos zu sagen.
>
> (Arbeiterlesebuch 4.)

Wir haben uns also zunächst in den Geist der Lassalle'schen Agitation zu versenken. Indem wir es thun, werden wir das echte Charakterbild des großen Tribunen gewinnen, d.h. das Bild des Agitators, nicht des Privatmanns Lassalle, der die Geschichte gar nicht interessiren kann. Ob der Privatmann Lassalle hundert Mädchen oder nur eines oder gar keines küßte, ob er eine Rente von tausend oder von hunderttausend Thalern hatte, ob er ein Spieler war oder nicht, ob er Illusionen hatte oder nicht, ob die Kugel seines Gegners seine Brust oder seinen Rücken traf – das Alles kann und darf uns nicht interessiren. Was uns allein interessiren kann und darf, das ist, wie der Mann im Priestergewand der Wahrheit aussah und wie er die heilige Flamme der Wahrheit hütete.

Wir haben mithin zu betrachten:

1) die Ueberzeugung Lassalle's, seine Grundlage, mit der er stand und fiel;
2) den praktischen Sinn Lassalle's, das Wesen seiner agitatorischen Thätigkeit;
3) die historische Bedeutung Lassalle's, die Stelle, welche er unter den großen Todten der Menschheit einnimmt.

Deutsche Arbeiter! Es mag ein Mann noch so geistvoll in seiner Unterhaltung sein, er mag sich im gewöhnlichen Leben noch so witzig, schlagfertig und bedeutend zeigen: so geistvoll und so bedeutend wie in seinen Werken wird er niemals sein; denn als er zur Abfassung derselben schritt, concentrirte er gleichsam seinen Geist und was er in sie legte, war die Quintessenz des besten Theils seines Wesens.

ii346 An die Schriften Lassalle's müssen wir uns also halten, um der Ueberzeugung, dem wissenschaftlichen Bekenntnis; des Mannes beikommen zu können.

Er hatte sich, wie er selbst sagte:

> in einem Faustischen Trieb mit der zähesten ernstesten Mühe durchgearbeitet von der Philosophie der Griechen und dem römischen Rechte durch die verschiedensten Fächer historischer Wissenschaft bis zur modernen Nationalökonomie und Statistik,
>
> (Die indirekte Steuer, 135.)

und ich kann in voller Kenntniß jeder Zeile, welche er geschrieben hat, ihm das Zeugniß ausstellen, daß es keinem Talent je besser gelungen ist und je besser gelingen wird als ihm, sich die ganze Bildung seines Zeitalters zu assimiliren. Es war keine Ruhmredigkeit, als er stolz ausrief:

> Ich schreibe jede Zeile, die ich schreibe, bewaffnet mit der ganzen Bildung meines Jahrhunderts.
>
> (Kapital und Arbeit, 241.)

Er durfte es sagen. Er war ein großes Talent und zugleich ein Gebildeter im strengsten Sinne des Wortes. Er hatte keine Flügel, aber er hatte sich an die Flügel der Genialen mit wilder Energie geklammert und sie hatten ihn auf die Höhe der Wissenschaft getragen. Dort gewann er einen fast vollständigen Ueberblick über die realen Verhältnisse der Menschheit und was war das erste Resultat dieses Ueberblicks?

Deutsche Arbeiter, merkt euch wohl meine Antwort und möge sie sich einbrennen in euere Herzen: der erste Ueberblick warf ihn auf das Land zurück, wo seine Wiege stand. Er fühlte sich als Deutscher; in seinem Herzen entzündete sich die Vaterlandsliebe und aus allen Poren seines Wesens schlug lodernd die Flamme der Liebe zu Deutschland.

Ich halte diese Thatsache für so außerordentlich wichtig, nicht nur für den Zweck, ein deutliches, richtiges Bild vom Charakter Lassalle's zu gewinnen, sondern auch für das ganze weitere Leben der deutschen Nation, daß ich ausführlicher dabei verweilen werde, als mir der

Rahmen dieses Vortrags gestattet. Ich will lieber alles Andere beschneiden, als hier zu kurz sein.

Im Jahre 1848, wie euch bekannt ist, kämpften die Franzosen für die Republik, die Deutschen für die nationale Einheit. Während |
ii347 in Frankreich die moderne sociale Frage ganz klar auf der Bildfläche der Revolution erschien, war in Deutschland in der aufgeregten Volksfluth nur das Verlangen nach nationaler Einheit zu sehen. Man glaubte eben, die Einheit werde alles Andere: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit von selbst bringen. Lassalle, wie jeder Deutsche, dem das Herz auf dem rechten Flecke saß, nahm an der Revolution Theil. Das Ideal des 23jährigen Jünglings war eben die deutsche Einheit und mit dem ganzen spontanen warmen Enthusiasmus des Jünglings, aber auch mit der ganzen Unklarheit und Unreife des Jünglings widmete er sich dem heiligen Kampfe.

Die Reaction erfaßte ihn, strafte ihn und die Folge davon war die völlige Hingabe des jungen Mannes an seinen »Faustischen Trieb.« Er studirte, studirte mit dem brennenden Wissensdurst eines Juden – mehr brauche ich nicht zu sagen. Was er studirte, habe ich euch bereits mit seinen Worten gesagt. Die Frucht der Studien waren sehr bedeutende, wissenschaftliche Werke: das System der erworbenen Rechte und Herakleitos, der Dunkle von Ephesos. In diesen Werken zeigte er alle feinen Geisteseigenschaften seiner Glaubensgenossen in der erstaunlichsten Vollendung.

Wer diese Werke genau durchforscht, dem entwirft sich, trotz ihrer theoretischen Natur, schon ganz genau das Bild des späteren Volksmannes. Aus wenigen Sätzen kann man das ganze Programm des Volksmannes entwickeln.

Deutsche Arbeiter! Wer sich mit Ernst in die Spuren der großen Geistesheroen der menschlichen Gattung vertieft, dem ist wohl, wohl wie den Göttern, was immer für eine Spur auch er betrachte; denn über alle Spuren hat der Genius der Menschheit, die Wahrheit, ihren Segen gesprochen, alle hat sie geheiligt. Aber für jedes bestimmte menschliche Individuum giebt es eine Spur, eine einzige, bei deren Anblick es bis in das Innerste der Seele erzittert. Warum? Das Individuum erblickt in dieser Spur sein eigenes Bild, die Spur ist gleichsam die Herausstellung des innersten Kerns seines Wesens; es sieht sich das Auge gleichsam selbst: ein Jubel ergreift die Seele, sie hat sich selbst gefunden.

Und welche Spur hatte Lassalle magnetisch angezogen? Welcher große Todte hatte alle anderen Genialen aller Zeiten überstrahlt und Feuerbrände in das Herz Lassalle's geworfen? Es |
ii348 war ein deutscher Mann, eine Zierde unserer Nation, der genialste philosophische Politiker aller Zeiten: Johann Gottlieb Fichte.

Daß dieser Name den Meisten von euch, vielleicht euch Allen, fremd ist, deutsche Arbeiter, daß die Meisten von euch, vielleicht ihr Alle, diesen Namen zum ersten Male heute hört, daß ihr Alle geschieden seid von dem geistigen Leben dieses deutschen Mannes Fichte – seht ihr, deutsche Arbeiter, das ist es, was mich aus meiner glückseligen Einsamkeit heraustrieb, was mich in euere Mitte peitschte. Ihr seid enterbt, auf das Grausamste und Schändlichste enterbt: ihr kennt die geistigen Heroen euerer Nation nicht.

Keinen Champagner zu haben, keine Reitpferde und keine Karossen zu haben, keine Diamanten und keine Perlen zu haben, keine Schlösser und keine Villen zu haben, – das ist keine Enterbung und kein Unglück; aber geschieden zu sein von Kunst und Wissenschaft, in voller Seelenverdummung ein kaum helleres Bewußtsein als die Thiere zu haben, in der kalten öden Nacht der Unwissenheit zu leben – das ist Enterbung, deutsche Arbeiter, und das erweckt jenes erstickende Mitleid mit euch in edleren Naturen, das keine Ruhe mehr läßt bei Tag und Nacht, bis die feinen Hände in euere schwieligen gelegt werden, bis der äußere Friede, die äußere Behaglichkeit und die äußere Ruhe euch vollständig geopfert sind.

Also Fichte war es, der Lassalle gefangen nahm, ganz gefangen nahm; und Lassalle blieb in Fichte's Armen, bis ihn die tödtliche Kugel traf und ein bedeutendes Leben erlosch, das Leben eines echten Deutschen, jüdischer Confession.

Und jetzt will ich euch an Stellen aus Lassalle's Schriften entwickeln, welche Züge der

feurigste, lichtvollste, besonnenste Patriotismus des deutschen Mannes trug, in den sich der feurige, aber unklare Patriotismus des 23jährigen Jünglings verwandelt hatte.

Der Krieg Napoleons gegen Oesterreich brach im Jahre 1859 aus und Preußen rüstete, um eventuell gegen Frankreich für Oesterreich Partei zu ergreifen.

Da war die Zeit für den ausgereiften Politiker, den deutschen Politiker Lassalle gekommen und er warf eine Schrift, welche den Titel trug: »Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens,« in die gebildeten Kreise Deutschlands, eine Schrift, welche mit Recht das größte Aufsehen machte. Welcher klare Gedankengang, welches reife Urtheil über politische Fragen, welche lichtvolle Darstellung!

ii349 In dieser Schrift interessiren uns heute folgende zwei Stellen:

> Wehe der Demokratie, wenn sie jemals von der Politik der Principien abließe. Ihr ist nicht, wie den Cabinetten, die Politik der Umstände, der Auskunftsmittel, des Principienbruchs gegönnt. Ihre ungeheure Macht, aber auch ihre ganze Existenzfähigkeit, beruht auf der Politik der Principien und auf der Treue, mit der sie an derselben hält.
>
> (24.)

Die zweite Stelle lautet:

> Das Princip der Demokratie hat seinen Boden und Lebensquell an dem Princip der freien Nationalitäten. Es steht ohne dasselbe in der Luft. Dieses Princip erleidet eine einzige Einschränkung, welche deshalb nur eine Einschränkung und keine Ausnahme ist, weil sie aus dem Begriffe selbst fließt, aus welchem das Princip der Nationalität seine Berechtigung herleitet. Das Princip der Nationalitäten wurzelt in dem Recht des Volksgeistes auf seine eigene geschichtliche Entwicklung und Selbstverwirklichung.
>
> (8.)

Deutsche Arbeiter! Diese Stellen sind außerordentlich wichtig für die Beurtheilung der Ueberzeugung Lassalle's und ich empfehle sie euerer ernstesten Beachtung. In der ersten Stelle sagt Lassalle, daß die Demokratie mit ihrem Princip, d. h. also mit ihrem festen Grundsatz steht und fällt, und in der zweiten Stelle wird dieser Grundsatz in die freie Nationalität, in das Recht des Volksgeistes auf seine eigene geschichtliche Entwicklung gesetzt.

Und was heißt das mit anderen Worten, deutsche Arbeiter? Es heißt einerseits: Wehe dem Elenden, der über sein Vaterland hinausgreift und in erbärmlichem Allerweltspatriotismus, in läppischer, schwächlicher, widerlicher Allerweltsduselei sein Vaterland verräth; und andererseits heißt es: Gieb dich dem Geiste deines Volkes, gieb dich der geschichtlichen Entwicklung der Nation, zu der du gehörst, mit der ganzen Kraft deiner Seele hin.

Deutsche Arbeiter, merkt euch die Drohung eueres großen todten Freundes, der in dieser Versammlung ganz gewiß gegenwärtig ist, weil er wenigstens in Einem von uns seine Auferstehung gefeiert hat, merkt euch die Drohung Lassalle's:

> Wer sich nicht an die heimathliche Erde, an die heilige Erde seines Vaterlandes klammert, ist ein Elender, ist ein nichtswürdiger, verruchter Bube.

ii350 Drei Jahre waren vergangen. Da kam der Augenblick im Leben unseres Freundes, wo das volle Herz in alle Welt hinaus seinen lustvollen Jubel, seinen begeisterten Dank ausströmen konnte. Lassalle feierte vor der geistigen Blüthe Berlin's mit einem schwungvollen Hymnus seinen großen Lehrer Fichte.

Deutsche Arbeiter! Wer undankbar gegen seine Lehrer ist, ist ein Schurke. Wenn Einer nicht dankbar des Mannes gedenkt, der ihn, sagen wir nur lesen und schreiben gelehrt hat, so ist er ein Schurke. Hiernach messet euch selbst und euere Bekannten. Das Lehramt, auch in seiner unscheinbarsten dürftigsten Gestalt als Dorfschul-Lehramt, ist das edelste Amt. Vergeßt dies nie, deutsche Arbeiter. Die Mütze ab vor eueren Lehrern!

In dieser schönen Rede wirft Lassalle die Frage auf:

> Was ist es, das einen Mann zum großen Manne macht?

Er beantwortet die Frage mit den Worten:

> Nur dies Eine: daß er den Geist der Nation, welcher er angehört, in sich wie in einen Brennpunkt zusammenfaßt und ihn eben durch diese Zusammenfassung irgendwo zum reinsten Ausdruck und zur Fortentwicklung bringt; daß also der nationale Geist selbst in diesem Manne

> irgendwo seine deutlichste, in eine bestimmte Individualität gegossene Sichtbarmachung und Bethätigung seiner selbst vollbringt.
>
> (5.)

Dann reichte er Fichte diesen Kranz:

> Hier, in Berlin, warf Fichte dem fremden Eroberer jene Gedankenflammen entgegen, welche noch heute die Brust eines jeden der Begeisterung nicht ganz erstorbenen Deutschen mit einem heiligen Feuer durchdringen. Hier, in dieser Stadt, hielt er jene Reden an die deutsche Nation, welche, eines der gewaltigsten Ruhmesdenkmäler unseres Volks, an Tiefe wie Kraft weithin Alles übertreffen, was uns in dieser Gattung aus der Litteratur aller Zeiten und Völker überliefert ist.
>
> Hier, in dieser Stadt, hielt er jene Reden 1808, in einer Zeit, wo Alles feige und erschrocken sich dem Weltherrscher unterwarf, er allein widerstehend, den Blitz des Gedankens schwingend in der Hand, das Auge fest auf das Ewige gerichtet und aller Gefahr spottend bei einem Unternehmen, das, wie er selbst sagt, von vornherein »auf die Gefahr des Todes hin begonnen ward.«
>
> ii351 So stand er da, ein ewiger Triumph für die sittliche Größe aller wahren Philosophie!
>
> (23.)

Auf die Popular-Philosophie Fichte's näher eingehend, sagte er:

> Wenn aber Fichte die Oekonomie der weltgeschichtlichen Entwickelung so auffaßt, daß jeder Volksgeist in derselben seine besondere nothwendige Function habe, so liegt hier nichts näher als die Frage: welches ist die Mission, die er selbst uns, dem deutschen Volke, zuweist?
>
> (26.)

und die Antwort auf diese Frage, aus den Werken Fichte's geschöpft, lautete:

> Es muß unsere Brust mit einem freudigen, obwohl zunächst von Verwunderung nicht freiem Stolze schwellen, zu hören, daß nach ihm das deutsche Volk nicht nur ein nothwendiges Moment in der Entwicklung des göttlichen Weltplans sei, wie jedes andere, sondern gerade dasjenige, welches allein der Träger des Begriffs sei, auf welchen, nach Fichte, das Reich der Zukunft, das Reich der vollendeten Freiheit, gebaut werden solle und nur von ihm die Gründung dieses Reiches und Weltalters ausgehen könne.

Was war aber die Vorbedingung dieses Reichs der Zukunft, des Reichs der vollendeten Freiheit? Es war: der Boden für dieses Reich, sein Territorium, die Stätte seines Daseins, oder mit anderen Worten: die deutsche Einheit.

Lassalle schloß deshalb seine Rede mit den Worten:

> An dem Tage, wo alle Glocken läutend die Fleischwerdung dieses Geistes, das Geburtsfest des Deutschen Staates verkünden werden – an diesem Tage werden wir auch das wahre Fest Fichte's, die Vermählung seines Geistes mit der Wirklichkeit feiern.

Deutsche Arbeiter! In dem, was ich euch eben mittheilte, werdet ihr die Bestätigung der Vaterlandsliebe Lassalle's gefunden haben. Sie war in den inzwischen vergangenen drei Jahren noch inniger, noch verklärter geworden. Man kann sagen, daß wie der Hirsch nach frischem Wasser schreit, so das Herz Lassalle's nach der deutschen Einheit lechzte.

Wie Moses nur von ferne das gelobte Land sah, wie Fichte nur im Traume die lichte Gestalt der geeinten deutschen Stämme sah, so durfte auch Lassalle nur an der Luftspiegelung seines patriotischen Herzens sich laben.

ii352 Deutsche Arbeiter! Wir sind glücklicher. Wir stehen auf dem Boden, auf dem allein das Reich der Zukunft sich erbauen kann, das Reich deutscher Nation.

Und wieder mahne ich euch im Namen Lassalle's, doch diesmal nicht in Form einer Drohung für Vaterlandsverrath, sondern in Form einer Verheißung für Vaterlandsliebe:

> Durch euere verzehrende Liebe zu Deutschland, zu Deutschland allein, deutsche Arbeiter, errichtet ihr das Reich der Zukunft für die ganze Menschheit.

Beherzigt die Worte. Wiederholt sie euch Morgens und Abends, wiederholt sie euch stündlich. Nur wenn ihr mit ganzer Seele und ausschließlich Deutsche seid, könnt ihr die Menschheit befreien.

So sagte der größte philosophische Politiker Deutschlands, Fichte, so sagte sein größter Schüler, Lassalle.

Wer hat die deutsche Einheit geschaffen? Das deutsche Volk hat sie sich ohne die allergeringste fremde Hülfe mit der Kraft seiner Arme allein geschaffen. Ihr und euere Brüder in den höheren Ständen haben sie geschaffen, das ganze deutsche Volk und seine Führer

haben sie geschaffen.

Und wie ihr vorzugsweise geholfen habt, das Territorium für den deutschen Staat allererst zu begründen, so seid ihr auch vorzugsweise berufen, auf diesem glorreich erschaffenen Boden den Tempel der Zukunft zu erbauen. Beherzigt dies, deutsche Arbeiter; verliert es nie aus dem Gedächtniß.

So hätten wir denn den ersten Zug im Charakterbild Lassalle's festgestellt. An Lassalle war jeder Zoll ein deutscher Patriot, jede Fiber seines Herzens, jede Faser seines Gehirns war ein deutscher Patriot.

Auf diesen ersten Zug richtet euere Blicke, deutsche Arbeiter, und indem ihr euch mit durstigen Lippen an ihn festsaugt, gelobt euch: deutsche Patrioten und nur Deutsche sein zu wollen; denn nur als Deutsche könnt ihr für die Menschheit wirken, nicht als einfältige Kosmopoliten, als seichte fade Schwärmer für Eine Heerde mit Einem Hirten in einer Zeit, wo sich die Völker an einander stoßen und reiben wie die Eisplatten eines entfesselten Stromes.

Ich wende mich zur agitatorischen Thätigkeit Lassalle's.

Was würdet ihr wohl, deutsche Arbeiter, als Merkmal für eine große theoretische und was für eine große praktische Leistung |
ii353 halten? Doch es wird besser sein, die Frage concreter, gegenständlicher zu fassen.

Denkt euch, die Dampfmaschine sei noch kein Motor in unserem industriellen Leben; sie liege vorerst nur als eine rein theoretische Leistung in den Papieren des Erfinders. Wie würdet ihr diese Leistung nennen, wenn sie der Erfinder bloß für einen bestimmten Arbeitszweig gedacht hätte und sie mithin nicht in allen Fabriken, auch nicht auf Verkehrsstraßen zu Wasser und zu Land verwenden wollte? Ihr würdet sie klein nennen. Wenn er dagegen Alles feststellt, wozu überhaupt seine Erfindung tauglich ist, wie werdet ihr dann seine Leistung nennen? Ihr werdet sie groß nennen.

Denkt euch jetzt, der Erfinder wolle seine theoretische Leistung in das Praktische übersetzen. Er allein fange zu diesem Zweck zu gleicher Zeit mit Locomotiven, Dampfschiffen und Dampfmaschinen für allen möglichen Betrieb an, wie würdet ihr diese praktische Leistung nennen? Groß oder klein? Klein; denn er würde seine Kräfte zersplittern, aus dem Hundertsten in's Tausendste kommen, seinen Geist verwirren und mit keiner Maschine je fertig werden. Wenn er aber erst eine Maschine mit Aufwendung aller seiner Kraft fertig machte, – wie würdet ihr dann seine Leistung nennen? Ihr würdet sie eminent praktisch nennen.

Ihr seht also: das theoretische Gebiet hat ganz andere Gesetze als das praktische. Was auf dem einen erlaubt ist, ist auf dem anderen verboten, oder mit anderen Worten: auf dem theoretischen Gebiete darf man expansiv sein, auf praktischem dagegen muß man contractiv sein; auf theoretischem Gebiete wird man um so mehr leisten, je vielseitiger und weitsichtiger man ist, auf praktischem dagegen um so mehr, je einseitiger und kurzsichtiger man ist, je mehr man sich beschränkt und alle Kraft auf einen einzigen Punkt richtet.

Was ich euch eben entwickelt habe, das faßte Lassalle in unübertrefflicher Weise in folgende Sätze:

> Eine theoretische Leistung ist um so besser, je vollständiger sie alle, auch die letzten und entferntesten Consequenzen des in ihr entwickelten Principes zieht.
>
> Eine praktische Agitation umgekehrt, ist um so mächtiger, je mehr sie sich auf den ersten Punkt concentrirt, aus dem dann alles Weitere folgt.
>
> (Kapital und Arbeit, 212.)

ii354 Diese Sätze blieben auch der Leitstern Lassalle's bis zu seinem Tode.

Betrachten wir jetzt seine Thätigkeit auf rein politischem Gebiete.

Schon in seiner Schrift »der Italienische Krieg« stieg er nicht etwa in einen Luftballon und besah sich Europa aus der Vogelperspektive, sondern nahm, wie der Anatom einen Leichnam, den deutschen Bund vor, schnitt ihm den Leib auf und zeigte mit eisernem Finger auf die Stelle, wo Deutschland krank war. Um die gesunden Theile bekümmerte er sich gar nicht. Er fragte auch nicht, wie die Spießbürger am Stammgasttische in tausend Aengsten: Aber Rußland? Aber England? Aber Amerika? Aber Frankreich? Aber Oesterreich? sondern er sagte einfach: Preußen muß dies thun, – komme, was kommen wolle.

Thu' nur das Rechte in deinen Sachen –
Das And're wird sich von selber machen.
(Goethe.)

In Betreff der Krankheit des deutschen Bundes, des Dualismus von Preußen und Oesterreich, schrieb er:

> Politische Formen können nicht beliebig wie Etiketten auf eine Weinflasche aufgeklebt werden. Politische Formen sind nichts als der nothwendige und eigenthümliche Ausdruck, den sich reale thatsächliche Lagen geben. Jede reale Sachlage formirt sich selbst, zieht die ihr eigenthümliche und allein entsprechende Form mit der Kraft der Logik und Nothwendigkeit nach sich.
> (27.)

Und in Betreff der Heilung der Krankheit schrieb er:

> Mit der Zerstückelung von Oesterreich fällt das besondere Preußen von selbst, wie der Satz mit seinem Gegensatz verschwindet. Oesterreich vernichtet – und Preußen und Deutschland decken sich! An dem Tage, wo Oesterreich seine außerdeutschen Provinzen entrissen werden, an dem Tage, wo Oesterreich auf seine zum Bund gehörigen 12,900,000 Einwohnern reducirt und hierdurch in eine Stellung hinuntergedrückt wird, in der es mit Preußen weder durch Bevölkerung, Intelligenz, Ansehen etc. concurriren kann, an dem Tage, wo Oesterreich einfach in eine deutsche Provinz verwandelt wird, – an diesem Tage sind nicht nur 12,900,000 Einwohner, die sich dann erst als Deutsche |
> ii355 fühlen können, Deutschland wiedergegeben, an diesem Tage ist der Dualismus aufgehoben, und die deutsche Einheit erst durch die reale Machtstellung der Staaten realiter möglich gemacht und damit unvermeidlich geworden.
> (30.)

Deutsche Arbeiter! Ihr erseht hieraus, daß Lassalle die vollständige Zertrümmerung Oesterreichs wollte. Es möchte nun scheinen, daß hier Lassalle ein Schwärmer gewesen sei; denn wir haben ein deutsches Reich und trotzdem besteht noch Oesterreich. Doch seid getrost, es scheint nur so.

Was Lassalle wollte, das war vollständige Vernichtung des Dualismus von Preußen und Oesterreich. Er glaubte allerdings, daß ein Krieg mit Oesterreich auch die völlige Vernichtung des Krebsschadens am deutschen Leibe bringen werde und darin hat er geirrt. Es war aber ein Irrthum auf der Oberfläche. Im Grunde hat sich Lassalle nicht geirrt. Der Dualismus ist durch den Krieg von 1866 nur in eine mildere Form übergeführt worden: er besteht noch. Man könnte sagen, daß durch den Sieg Preußens über Oesterreich die Lungenschwindsucht Deutschlands zu einem Stillstand gebracht worden ist. Die geringste Erkältung bringt aber wieder Tuberkulose hervor, welche nur in der freien milden Luft des echten deutschen Reichs, d. h. des Reichs, welches auch die deutschen Länder Oesterreichs in sich schließt, radical geheilt werden kann.

Das ist eben der große Unterschied zwischen Cabinetspolitik und weitsichtiger Volkspolitik, daß die erstere im engen Rahmen der Rücksichten, der Aufschiebungen, des Zögerns und Zauderns u.s.w. sich bewegen muß, während die letztere sich immer frei, auf der Höhe der weiten politischen Gesichtspunkte und Interessen orientirt. Und eben deshalb steht die deutsche Demokratie, wozu ihr, deutsche Arbeiter, ja alle gehört, noch immer auf jener eminent praktischen Forderung Lassalle's: der totalen Vernichtung des Staatsbegriffs Oesterreich.

Ueberlaßt es einstweilen ganz ruhig dem Laufe der Ereignisse, diese reife Forderung des deutschen Volks auch in jenen Kreisen reifen zu lassen, wo die großen politischen Fragen sich reiben und stoßen, nämlich in den diplomatischen Kreisen. Die Zertrümmerung Oesterreichs ist nur eine Frage der Zeit, erstens weil wir sowohl die Deutsch-Oesterreicher nicht entbehren können, als auch diese selbst in den Kämpfen der Zukunft nothwendigerweise aus sich heraus die |
ii356 Vereinigung mit Deutschland wollen müssen; zweitens, weil durch die Wiedergeburt der Südslaven, d. h. durch ihren Eintritt in eine höhere selbständige, politische Lebensform die Culturaufgabe Oesterreichs erfüllt ist. In der neuen Gestaltung der Dinge wird Ungarn als ein selbständiger Staat auf das Innigste mit Deutschland verbunden sein und unser Leid wird ungarisches Leid und umgekehrt, und unsere Freude wird ungarische Freude und umgekehrt

sein.

Haltet also ja fest, was Lassalle in dieser Richtung bestimmte. Ich will es euch nochmals mit anderen Worten aus seinem Munde sagen, weil Das, was Noth thut, gar nicht oft genug wiederholt werden kann:

> Im rein deutschesten Bewußtsein muß gesprochen werden: der Staatsbegriff Oesterreich muß zerfetzt, zerstückt, vernichtet, zermalmt – seine Asche muß in alle vier Winde gestreut werden!
>
> (30.)

In ähnlicher Weise irrte auch Lassalle durchaus nicht, als er sagte:

> An dem Tage, wo der Sonderstaat Oesterreich vernichtet wird, erblassen zugleich die Farben auf den Schlagbäumen Baierns, Württembergs etc. An diesem Tage – ist Deutschland constituirt. Alles Weitere folgt dann von selbst, wie nach dem Gesetze der Schwerkraft.
>
> (31.)

Hätte die Schlacht bei Königsgrätz die vollständige Zerstörung des Dualismus von Oesterreich und Preußen zur Folge gehabt, so würden auch die verschiedenartigen Farben auf den Schlagbäumen innerhalb Deutschlands verschwunden sein. Deshalb werden dieselben auch verschwinden, wann der ganze Dualismus aufgehoben sein wird. Es wird Ein Tag sein, wo Oesterreich und die Schlagbäume innerhalb Deutschlands zusammen brechen. –

Mit demselben klaren Blick, womit Lassalle die Stellung Deutschlands in Europa zeichnete, stellte er auch das Verhältniß der wahren deutschen Demokratie zur falschen deutschen Demokratie fest.

Er ging bei dem Klärungsproceß der politischen Parteien in Preußen zu seiner Zeit von dem großen praktischen Grundsatz aus, den Fichte aufgestellt hatte:

> daß das gewaltigste politische Mittel »das Aussprechen dessen ist, was ist.«
>
> (Was nun? 35.)

ii357 Die Folgesätze hiervon sind diese:

> Alle große politische Action besteht in dem Aussprechen dessen, was ist, und beginnt damit.
>
> Alle politische Kleingeisterei besteht in dem Verschweigen und Bemänteln dessen, was ist.
>
> (*ib*. 35.)

Mit diesen klaren praktischen Grundsätzen in der Hand klärte Lassalle die politischen Parteien seines Vaterlandes.

Er begann mit der Forderung, eine echte, deutsche, demokratische Partei zu constituiren. Er sagte:

> Viel besser ist es, alle frischen Elemente herauszusondern und um ein großes und starkes Banner zu vereinigen;
>
> (Arbeiterlesebuch 61.)

und dieses Bessere concreter gestaltend, meinte er:

> Der Arbeiterstand muß sich als selbständige politische Partei constituiren und das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht zu dem principiellen Losungswort und Banner dieser Partei machen. Die Vertretung des Arbeiterstandes in den gesetzgebenden Körpern Deutschlands – dies ist es allein, was in politischer Hinsicht seine legitimen Interessen befriedigen kann. Eine friedliche und gesetzliche Agitation hierfür mit allen gesetzlichen Mitteln zu eröffnen, das ist und muß in politischer Hinsicht das Programm der Arbeiterpartei sein.
>
> (Offenes Antwortschreiben 7.)

Seht, deutsche Arbeiter, das war eine eminent praktische Forderung auf rein politischem Gebiete. Der Erfolg blieb bekanntlich nicht aus. Eure Partei wurde constituirt und sie kann nicht mehr untergehen: sie kann nur immer kräftiger und massenhafter werden.

Merkt euch indessen wohl, deutsche Arbeiter, wie unser todter Freund über die Stellung der Arbeiterpartei zur Fortschrittspartei dachte.

> Es erhellt von selbst, wie diese Arbeiterpartei sich zur deutschen Fortschrittspartei zu verhalten hat.
>
> Sich überall als eine selbständige und durchaus von ihr getrennte Partei zu fühlen und zu constituiren, gleichwohl die Fortschrittspartei in solchen Punkten und Fragen zu unterstützen, in welchen das Interesse ein gemeinschaftliches ist, ihr entschieden den Rücken zu kehren und gegen sie aufzutreten, so oft sie sich von |
>
> ii358 demselben entfernt, die Fortschrittspartei eben dadurch zu zwingen, entweder sich vorwärts zu

> entwickeln und das Fortschrittsniveau zu übersteigen, oder aber immer tiefer in den Sumpf von Bedeutungs- und Machtlosigkeit zu versinken.
>
> (*ib*. 7.)

Haltet ferner sehr fest, sehr fest, deutsche Arbeiter, den Ausspruch eueres Meisters:

> Wahrheit und Gerechtigkeit auch gegen einen Gegner – und vor Allem geziemt es dem Arbeiterstand, sich dies tief einzuprägen! – ist die erste Pflicht des Mannes.
>
> (*ib*. 10.)

Was wollte also Lassalle auf rein politischem innerem Gebiete? ja, ich darf die Frage viel weiter fassen: was wollte er auf politisch-socialem Gebiete?

Er wollte nur – merkt es euch wohl, deutsche Arbeiter, – er wollte nur das allgemeine und direkte Wahlrecht.

Bewunderungswürdige Beschränkung! Im Kopfe dieses seltenen Mannes lag die ganze sociale Entwicklungskette, deren erstes Glied eben das allgemeine und direkte Wahlrecht und deren letztes Glied der ideale Staat, der verwirklichte Traum aller Guten und Gerechten ist: eine Kette von unberechenbarer Länge. Und was sagte er den deutschen Arbeitern, d. h. als er den praktischen Boden betrat? Er sagte nur:

> Organisiren Sie sich als ein allgemeiner deutscher Arbeiterverein zu dem Zwecke einer geschlichen und friedlichen, aber unermüdlichen, unablässigen Agitation für die Einführung des allgemeinen und direkten Wahlrechts in allen deutschen Ländern. Von dem Augenblicke an, wo dieser Verein auch nur 100,000 deutsche Arbeiter umfaßt, wird er bereits eine Macht sein, mit welcher Jeder rechnen muß. Pflanzen Sie diesen Ruf fort in jede Werkstatt, in jedes Dorf, in jede Hütte. Mögen die städtischen Arbeiter ihre höhere Einsicht und Bildung auf die ländlichen Arbeiter überströmen lassen. Debattiren Sie, discutiren Sie überall, täglich, unablässig, unaufhörlich, wie jene große englische Agitation gegen die Korngesetze, in friedlichen, öffentlichen Versammlungen, wie in privaten Zusammenkünften die Nothwendigkeit des allgemeinen und direkten Wahlrechts. Je mehr das Echo Ihre Stimme millionenfach wiederhallt, desto unwiderstehlicher wird der Druck derselben sein.
>
> (Antwortschreiben 33.)
>
> ii359 Wiederholen Sie täglich, unermüdlich dasselbe, wieder dasselbe, immer dasselbe! Je mehr es wiederholt wird, desto mehr greift es um sich, desto gewaltiger wächst seine Macht.
>
> Alle Kunst praktischer Erfolge besteht darin, alle Kraft zu jeder Zeit auf Einen Punkt – auf den wichtigsten Punkt – zu concentriren. Blicken Sie nicht nach rechts, noch links, seien Sie taub für Alles, was nicht allgemeines und direktes Wahlrecht heißt und damit in Zusammenhang steht und dazu führen kann!
>
> Wenn Sie diesen Ruf wirklich durch die 89 bis 96 Procent der Gesammtbevölkerung fortgepflanzt haben werden, welche, wie ich Ihnen gezeigt habe, die armen und unbemittelten Klassen der Gesellschaft bilden, dann wird man Ihrem Wunsche nicht länger widerstehen! Das allgemeine Wahlrecht von 89 bis 96 Procent der Bevölkerung als Magenfrage aufgefaßt und daher auch mit der Magenwärme durch den ganzen nationalen Körper hinverbreitet – seien Sie ganz unbesorgt, meine Herren, es giebt keine Macht, die sich dem lange widersetzen würde!
>
> (*ib*. 35.)

Ihr erseht auch hieraus, deutsche Arbeiter, wie sich Lassalle das Wesen einer wahren echten Agitation dachte und ich bitte euch aus warmem Herzen, auch Dieses tief in euere Seele einzuprägen; denn nur, nur auf dem von Lassalle dringend empfohlenen Wege ist Großes zu erreichen.

Bei jeder echten und wahren Agitation handelt es sich in erster Linie darum, eine geistige Atmosphäre zu erzeugen. Alle Glieder des Staatskörpers müssen fühlen, daß etwas Neues in der Luft liegt. Dieses Neue verfolgt sie bis in die dunkelsten Winkel ihrer Wohnung; es ist ein Bestandtheil der Luft geworden, die sie athmen; es begleitet sie im öffentlichen Leben; es setzt sich mit ihnen an den Frühstücks- und Mittagstisch; es sitzt bei der Verrichtung ihrer Berufsgeschäfte neben ihnen; es begleitet sie in's Theater, in Concerte, auf Bälle; es legt sich mit ihnen zu Bett; es steht mit ihnen auf.

Die Luft wird immer schwüler und schwüler; das Athmen wird immer beklommener: da endlich bemächtigt sich Aller die Sehnsucht nach Befreiung von dieser Qual, da endlich durchzuckt die Luft ein Blitz: euere Forderung wird von oben gewährt. Es hat kein gewaltsamer Umsturz, es hat keine Revolution im gewöhn|lichen

ii360 Sinne stattgefunden; man steht ganz einfach vor einem mechanischen Resultat: ein großer Druck hat ein großes Hinderniß in euerer Bahn auf die Seite geschleudert.

Nun habt ihr ein Gesetz unter den Füßen; nun schwebt ihr nicht mehr zwischen Himmel und Erde; nun könnt ihr ruhig bauen oder mit Worten Lassalle's:

> Im Privatleben helfen sich die Einzelnen, Jeder mit seinen isolirten Kräften, so gut es geht.
>
> Die Völker und Klassen helfen sich stets nur und haben sich seit je nur geholfen durch die Gesetzgebung!
>
> Die Selbsthülfe der Völker und Klassen, – das ist die Aenderung der Gesetzgebung, die Einführung jener großen, allgemeinen Institutionen, welche das gesammte sociale Leben bedingen!
>
> (An die Arbeiter, 23.)

Ihr seht also, deutsche Arbeiter, daß Lassalle den rein socialen Boden eigentlich gar nicht betreten hat. Er deutete nur in rein theoretischer Weise an, was er zur Verbesserung euerer socialen Lage fordern würde, wenn das allgemeine und direkte Wahlrecht erlangt wäre, wenn ihr einen gesetzlichen Boden unter euch hättet.

Thatsächlich, d. h. auf rein praktischem Boden, war Lassalle nur ein Politiker im engeren Sinne des Worts und dieser über alles Lob erhabenen Selbstbeschränkung Lassalle's verdankt ihr euere Existenz als die einer sehr mächtigen Partei und alle Erfolge, die ihr bis jetzt in euere Annalen habt einschreiben können.

Immerhin müssen wir auch, der Vollständigkeit wegen, einen Blick auf den socialistischen Agitator Lassalle werfen.

Auch hier zeigt sich uns der kühne Mann im allergünstigsten Lichte.

Er deckte schonungslos den Quellpunkt des socialen Elends, das eiserne Lohngesetz auf, welches, wie ihr wißt, also lautet:

> Der durchschnittliche Arbeitslohn bleibt immer auf den nothwendigen Lebensunterhalt reducirt, der in einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlich ist.
>
> (Antwortschreiben 14.)

Er wies glänzend nach, daß die Schulze'schen Credit-, Vorschuß-, Rohstoff- und Consumvereine nur Palliativ-Mittel gegen das sociale Elend seien und daß das Uebel nur durch eine radicale |

ii361 Cur, d. h. dadurch zu heben sei, daß euch der volle Ertrag euerer Arbeit zufalle. Um dies aber zu bewerkstelligen, müsse euch der Staat die Mittel und Möglichkeit zur Selbstorganisation und Selbstassociation gewähren.

Bei diesem Punkt ist Lassalle stehen geblieben. Glaubt ihr, daß in seinem Kopfe nicht im hellsten Licht des Bewußtseins Alles gelegen habe, was nothwendigerweise aus der Gewährung des Staatscredits, resp. der Bildung echter Productiv-Associationen der Arbeiter fließen muß? Das glaubt ihr gewiß nicht. Lassalle übersah alle Glieder der Kette bis zum idealen Staat; er hütete sich aber wohl, ein jedes dieser Glieder zu beleuchten. Warum? Weil er kein Utopist, weil er vielmehr ein außerordentlich scharfer Denker und zugleich ein außerordentlich praktischer Mann war. Er war keiner der Unsinnigen, welche im Monat Mai, vor einem blühenden Apfelbaum stehend, reife Aepfel verlangen; er wußte, daß gut Ding Weile haben will; er wußte, daß Rom nicht in einem Tag erbaut worden ist; er wußte, daß sich die Menschheit langsam, aber continuirlich bewegt, keine *salti mortali* wie ein Kunstreiter macht, oder, in's Subjektive übersetzt, er wußte, daß, wie die Italiener sagen: *tempo è galant' uomo*, daß die Zeit ein Ehrenmann ist.

Aus diesem Grunde auch klammerte er sich an die Fabrikarbeiter allein, schied dieselben aus allen Arbeitern aus und berührte nur in der Nothwehr gegen alberne Einwürfe die ländlichen Arbeiter. Er sagte:

> Was die Frage entscheidet, mit welcher Arbeitsart praktisch der Anfang gemacht werden muß, ist folgender Umstand. Der ländliche Arbeiter, und wenn er auch nur ein Kuhgut hat, wenn er sogar seinen Getreideacker nur mit Hacke und Spaten bearbeitet, bildet sich immer noch ein, ein Eigenthümer zu sein; er ist noch nicht disponirt zur Association, und diese Disposition dazu, die Bereitwilligkeit, die kann nicht erzwungen werden. Aber hervorgerufen kann sie werden durch Erfolge, hervorgerufen kann sie werden, sage ich, und zwar nur durch das Eine: dadurch nämlich,

daß der ländliche Arbeiter den großen Erfolg bei den industriellen Arbeitern sieht. Wenn er diese in einer ganz anderen Lage sehen wird und auf seine Frage, woher dies Alles kommt, die Antwort erhalten wird: durch die Association, – dann |
ii362 wird sich auch bei ihm dieselbe Bereitwilligkeit und Geneigtheit zur Association einfinden, die heute bereits in dem industriellen Arbeiterstande eine so vorwiegende ist.

(Arbeiterlesebuch 52.)

Auch sollt ihr, deutsche Arbeiter, nicht vergessen, welches Benehmen Lassalle von euch gegen euere Arbeitgeber dringend forderte. Wie er euch die höchste Achtung vor dem ehrlichen Gegner auf rein politischem Gebiete anempfahl, so verlangte er auch von euch eine edle und hochherzige Feindschaft auf socialem Gebiete. Er rief euch aus dem Grund seiner Seele die Mahnung zu:

nicht die Personen anzuklagen, welche nur das unschuldige und willenlose Produkt ihrer Lage seien.

(Indirekte Steuer 134.)

Er stieß

einen Schrei der Versöhnung aus, einen Schrei, der die ganze Gesellschaft umfaßt, einen Schrei der Ausgleichung für alle Gegensätze in den gesellschaftlichen Kreisen, einen Schrei der Einigung, in den Alle einstimmen sollten, welche Bevorrechtung und Unterdrückung des Volkes durch privilegirte Stände nicht wollen, einen Schrei der Liebe, der, seitdem er sich zum ersten Male aus dem Herzen des Volks emporgerungen, für immer der wahre Schrei des Volkes bleiben, und um seines Inhalts willen, selbst dann noch ein Schrei der Liebe sein wird, wenn er als Schlachtruf des Volkes ertönt.

(Arbeiterprogramm, 32.)

Er ermahnte euch,

euch mit persönlicher Leidenschaft der Realisation eines Gemeinwesens hinzugeben, in dem die Solidarität der Interessen, die Gemeinsamkeit und die Gegenseitigkeit in der Entwicklung herrsche;

(*ib*. 38.)

und bestimmte:

Es ziemen Ihnen nicht mehr die Laster der Unterdrückten, noch die müßigen Zerstreuungen der Gedankenlosen, noch selbst der harmlose Leichtsinn der Unbedeutenden. Sie sind der Fels, auf welchem die Kirche der Gegenwart gebaut werden soll!

(*ib*. 43.)

Also, deutsche Arbeiter: auf politischem Gebiete keinen Parteihaß, sondern entweder Cooperation, d.h. Zusammenwirken mit anderen Parteien, wenn es sich um etwas Gutes handelt, oder |
ii363 ehrlichen Kampf; auf socialem Gebiete keinen Klassenhaß, sondern Menschenliebe. Ihr seid berufen, euere Feinde gegen ihren Willen leidlos zu machen und diese Thatsache muß euch auf der einen Seite begeistern, auf der andern Seite mild, versöhnlich, nachsichtig stimmen. Ist dies der Fall, so wird euch nur Mitleid erfassen, Mitleid der Sehenden mit bedauerungswürdigen Blinden.

So hätten wir denn den zweiten Zug im Charakterbild Lassalle's festgestellt. An Lassalle war jeder Zoll ein praktischer Socialpolitiker, jede Fiber seines Herzens, jede Faser seines Gehirns war ein praktischer Socialpolitiker. Er war ein praktischer Diener des Volks. –

Wenden wir uns jetzt zur Stellung, welche Lassalle unter den großen Todten der deutschen Nation einnimmt.

Man hat Lassalle den Vorwurf gemacht: er habe im Solde des preußischen Ministerpräsidenten gestanden.

Deutsche Arbeiter! Wüßte man hierüber gar nichts Bestimmtes, wüßte man nicht, daß es eine infame und zugleich dumme Lüge war, so würde der Vorwurf doch nicht bestehen können wegen des Charakters Lassalle's.

Jean Paul – kennt ihr Jean Paul? Ihr schüttelt mit dem Kopfe – alle, alle! – Seht ihr, deutsche Arbeiter, nun faßt mich wieder, wie Goethe sagte, der Menschheit ganzer Jammer an. Die Wehmuth schnürt mir die Kehle zu. Warum darf ich im Paradiese leben und ihr nicht? Warum darf ich an der Tafel der Götter schwelgen und ihr nicht? Warum darf ich an der Brust deutscher Kunst und Wissenschaft liegen und ihr nicht? Weil euch nicht der volle

Ertrag euerer Arbeit zufließt. Aber seid getrost. Die Zeit wird kommen, wo ihr Lessing, Goethe, Schiller, Jean Paul, Fichte, Kant, Schopenhauer und wie die Großen Alle heißen, mit Muße lesen könnt und auch verstehen werdet. Seid getrost. Wenn ihr einig und beharrlich seid, wird die Zeit kommen, wo euch euer ganzes nationales Erbtheil bis zum letzten Heller ausbezahlt werden wird. Seid getrost, deutsche Arbeiter.

Jean Paul also, ein großer deutscher Dichter, sagte einmal:

> Je kräftiger und geistreicher und größer zwei Menschen sind, desto weniger vertragen sie sich unter einem Deckenstück, wie große |
> ii364 Insekten, die von Früchten leben, ungesellig sind, indeß die Blattläuse beisammen kleben.

In ähnlicher Weise kann man sagen, daß zwei Adler nicht auf einem und demselben Felsen horsten und daß zwei Löwen nicht ein und dasselbe Jagdrevier haben. Lassalle konnte nicht der Diener des Herrn von Bismarck sein, so wenig als Herr von Bismarck der Diener Lassalle's hätte sein können, nie, niemals, deutsche Arbeiter. Es ist ganz unzweifelhaft, daß sich Lassalle von Herrn von Bismarck angezogen fühlte; denn es besteht zwischen den Männern der That immer eine Herzenssympathie, wie eine ruhende Glocke immer ertönt, wenn eine neben ihr befindliche geläutet wird – aber Lassalle ein bezahlter Diener des eisernen Hagen? Wer lacht da? Ihr lacht? Ihr Alle lacht? Nun denn in Gottesnamen, so will ich auch lachen!

Lassalle, als Politiker, steht fleckenlos da, deutsche Arbeiter. Es war kein einziger Tropfen eines politischen Judas in seinem Blute. Er liebte die Arbeiter, er war ein treuer Diener der Arbeiter.

Gehen wir weiter.

Es ist ein Naturgesetz, daß Niemand handeln kann ohne einen zureichenden Beweggrund. Ihr könnt nicht von euerem Stuhle aufstehen ohne einen Beweggrund. Ihr hättet auch nicht hierher kommen können, wenn euch ein stärkeres Motiv als das Verlangen, mich zu hören, erfaßt hätte und ebenso könnte ich setzt nicht hier stehen, wenn ich nicht zu euch hätte sprechen müssen. Hätte ich durch eine andere Beschäftigung hunderttausend Mark verdienen können, so würde ich darauf verzichtet haben und hätte der Verlockung zum Trotze gesprochen. Das macht: das stärkste Motiv, der stärkste Beweggrund ist allemal Sieger.

Was hat nun Lassalle bewegt, euch zu helfen? Warum hat er, wie er selbst einmal sagte, sich nicht am Golf Neapels behaglich ausgestreckt und hat sich dagegen ein Leben voller Qual, Anstrengung, Aerger und Aufreibung dadurch bereitet, daß er euere dornenvolle Sache zur seinigen gemacht hat?

Er mußte einen zwingenden Beweggrund hierzu haben. Welches Motiv bestimmte ihn?

Es giebt zwei Arten von Volkshelden: Volkstribunen und Erlöser der Menschheit. Die Einen wurzeln im Leben; sie stehen mitten |
ii365 in der Menschheit und überragen ihre Nebenmänner um eine volle Kopfeslänge; die Anderen schweben über der Menschheit. Jene suchen noch etwas in der Welt, sie wollen die Befriedigung irgend einer Begierde; die letzteren dagegen sind völlig begierdelos, sie haben abgeschlossen mit dem Leben und wollen die Welt gar nicht mehr.

Nun könntet ihr sagen: Wir begreifen sehr wohl, daß sich unserer schweren Sache ein Mann widmet, weil wir ihm ja nach unserem letzten Siege die höchste Macht, die höchste Ehre geben können; wir würden ihn an unsere Spitze stellen, als unseren Führer und Leiter; wir würden uns Alle vor ihm, der uns befreit hat, beugen und das muß eine tiefe Befriedigung des glühendsten Ehrgeizes sein. Das wäre sein Antheil an unserem Erfolg; es wäre der verdiente Löwenantheil. Dagegen können wir nicht begreifen, wie sich ein Mann unserer schweren, stacheligen Sache widmen soll, der keinen Ehrgeiz, keine Ruhmsucht, keine Eitelkeit hat und der allen Lohn, den wir ihm anbieten könnten, zurückweist.

Diesen Einwand würde ich sehr wohl verstehen. Es würde mich auch nicht wundern, wenn er mir von sehr gebildeten Leuten gemacht würde. Es ist aber ein falscher Einwand, wie ich euch jetzt entwickeln will.

Blättern wir die ganze uns bekannte Geschichte der Menschheit durch, so finden wir nur zwei Männer, welche über der Menschheit schwebten und dennoch die Menschheit erlösen

wollten: Budha und Christus. Den ersteren kennt ihr nicht. Er war ein indischer Königssohn und verzichtete auf den Thron seiner Väter, um nicht nur das indische Volk, sondern Alles, was Menschengesicht trägt, zu erlösen. Dagegen kennt ihr Alle die Lebensgeschichte Christi. Ihr wißt, daß er erdenfremd, völlig abgelöst von dieser Welt, die Juden und die Heiden erlösen wollte.

Was trieb diese beiden echten Erlöser der Menschheit, den Königssohn und den Zimmermannsgesellen, aus ihrem äußeren Frieden in die Ruhelosigkeit und in das Gedränge der Welt? War es Ruhm? War es Ehre? War es Macht?

Muß ich euch diese letzteren Fragen beantworten? Gewiß nicht. Ihr wißt wenigstens vom Heiland, daß er nach allem Dem nicht trachtete.

Was war es nun, das ihn unwiderstehlich trieb?

Der Evangelist Matthäus hat die Frage beantwortet:

ii366 > Und da er das Volk sah, jammerte ihn desselben; denn sie waren verschmachtet und zerstreuet, wie die Lämmer, die keinen Hirten haben.

Und da er das Volk sah, jammerte ihn desselben! – Seht ihr, deutsche Arbeiter, das war es, was ihn trieb: es war Mitleid mit dem Volke.

Das Mitleid ist ein allgemeines, menschliches Gefühl und ich bin fest davon überzeugt, daß es unter euch keinen Einzigen giebt, der noch nicht die Regungen des Mitleids in seiner Brust empfunden hätte. So werdet ihr mir denn zustimmen, wenn ich sage, daß das Mitleid ein Weh ist, mit dem kein anderes Weh der Seele verglichen werden kann: es ist das erwürgendste, erstickendste, schrecklichste Weh. Es schwellt das Herz bis zum Halse; es drückt die Kehle zu; es preßt ätzende Thränen aus den Augen; es zerschneidet die Seele; es sticht in jede Nervenfaser.

Ihr wißt aber auch, deutsche Arbeiter, daß es ein sehr leichtes Mittel gegen dieses entsetzliche Weh giebt. Man muß nur dem Menschen, der leidet, helfen und da ist es mit einem Male, wie durch Zauberei, verschwunden.

Nun könntet ihr aber fragen: Wie kann ein einzelner Mensch alles Leid der Menschen auslöschen? Er kann es nicht, folglich wird er auch immer das Weh in seiner Brust empfinden.

Dies ist aber falsch. Das Bewußtsein des Erlösers, sich ganz in den Dienst des leidenden Volks begeben zu haben, dem Volke seine ganze Kraft geweiht zu haben, das Bewußtsein, für die Menschheit, wenn es sein muß, am Kreuze verbluten zu können, – dieses Bewußtsein löscht das brennende Weh so sicher und vollständig für immer aus, wie Wasser die Gluth einer brennenden Kohle.

Seht ihr, deutsche Arbeiter, nun habt ihr den Grund dafür, warum Budha und Christus das Glück ihres äußeren Friedens verlassen mußten, warum sie in die Welt zurückkehren mußten, sich treten, beschimpfen, bespeien lassen mußten – und warum der Eine von ihnen sich an's Kreuz schlagen lassen mußte, während es ihm doch so leicht gewesen wäre, sich zu retten.

Hätte sich Lassalle für euch an's Kreuz schlagen lassen?

Deutsche Arbeiter! Unterbrecht mich nicht, so lange ich jetzt noch sprechen werde, sondern hört mir aufmerksam zu. Ihr werdet am Schlusse mit mir zufrieden sein, denn die Wahrheit spricht aus mir.

ii367 War Moses ein Erlöser, wie Budha und Christus, oder war er nur ein Volkstribun?

Ihr kennt das Leben dieses großen Propheten; man hat ja für nöthig befunden, euch damit sehr vertraut zu machen, was man für sehr unsinnig halten muß, wenn man bedenkt, welcher Nutzen in derselben Zeit euch aus dem Vortrag des Fichte'schen Werks: »Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters«, geflossen wäre. Wohlan! Prüft ihr aufmerksam das Leben des gottbegeisterten Propheten, so werdet ihr vielleicht nicht klar erkennen, aber doch fühlen, daß er nicht mit Christus auf die gleiche Stufe gestellt werden darf. Warum? Er hatte die Herrschaft über das jüdische Volk; er war der Tyrann des jüdischen Volks. Er sagte: Du sollst … du sollst … und neben ihm stand der Henker. Er sagte: wer mein Gesetz nicht befolgt, der soll des Todes sterben, und der starb auch des Todes, denn Moses hatte die souveräne Macht über Leben und Tod der von ihm Beherrschten. Christus dagegen sagte:

liebe deinen Nächsten wie dich selbst, und dieses Gebot wurde nur getragen von der Macht seiner dämonischen Beredtsamkeit und der Macht der göttlichen Wahrheit. Er war nicht Gesetzgeber und Henker in Einer Person wie Moses.

Aber selbst wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, wenn Moses sich lediglich an das Gewissen der Juden gewandt hätte, so würde er doch nicht mit Christus und Budha auf gleiche Stufe gestellt werden dürfen, weil er nicht die Menschheit, nicht alle Menschen, erlösen wollte, sondern nur die Juden. Das ganze mosaische Gesetz ist der Ausdruck dieses Strebens: der Verkehr, geschweige die Vermischung mit anderen Völkern, war verpönt.

Was war also Moses? Er war ein Volkstribun und zwar ein sehr großer; aber er war kein Erlöser, deren Merkmal ist, daß sie nichts von den Erlösten haben wollen.

Zu den Volkstribunen gehört nun auch Lassalle. Das Merkmal dieser ist, wie ich wiederhole, daß sie das Interesse des Volks und zugleich ihr weltliches Interesse fördern.

Ist dieses Letztere ein Makel? In keiner Weise. Wie sie im Leben alle anderen Menschen um Kopfeshöhe überragen, so verdienen sie auch nach dem Leben ein Denkmal an hoher Stelle; aber sie dürfen nicht verwechselt werden, d. h. nicht auf gleiche Höhe gestellt werden mit Jenen, welche nur aus Mitleid mit der Menschheit für |
ii368 dieselbe kämpfen, welche nichts Anderes suchen, als die Ertödtung dieses brennenden Mitleids in ihrer Brust.

Nun könntet ihr mir einwerfen: Lassalle hat nie von Macht gesprochen; wer giebt dir das Recht, auf den Grund seiner schweigsamen Seele zu blicken?

Hierauf könnte ich euch nur antworten, wenn ich sein Privatleben in diese Rede ziehen dürfte. Dieses Mittel habe ich mir aber oben abgeschnitten, indem ich erklärte, daß uns der Privatmann Lassalle gar nicht interessiren könne. Ich muß es deshalb jedem von euch überlassen, auf Grund des Privatlebens Lassalle's zu beurtheilen, ob er ein Erlöser oder nur ein Volkstribun war.

Euer Urtheil kann indessen nur das der kritischen Geschichte sein und so spreche ich aus, daß Lassalle nur ein Volkstribun war, d. h. ein Mann, an dem die Arbeiter mit tiefster Dankbarkeit aufblicken müssen.

Empfiehlt es sich aber aus praktischen Rücksichten, Lassalle höher zu stellen?

Deutsche Arbeiter! Ich beantworte diese Frage rückhaltlos mit Ja.

Warum? Ich will es euch mit drei Worten sagen: Das schlackenreine Bild eines Parteihelden hat eine magische Gewalt; es ist tausendmal mächtiger als der lebende Held war.

Nun könntet ihr mir aber erwiedern: eben das Privatleben Lassalle's wird immer verhindern, ihn höher zu stellen als einen einfachen Volkstribun. Man würde, thäte man es, immer bald enttäuscht sein.

Dies ist jedoch nur scheinbar richtig.

Was kann man dem Privatmann Lassalle vorwerfen? Hat er gestohlen? Hat er gemordet? Nein!

Er war grob und rücksichtslos.

Aber, deutsche Arbeiter, seit wann wären Rücksichtsfülle und Marmorglätte Zeichen eines Erlösers? Hat nicht Christus, in heiligem Zorne, die Wechsler und Gründer der damaligen Zeit mit der Peitsche aus dem Tempel gejagt, ihre Tische umgestoßen und die Körbe der Taubenhändler auf die Straße geschleudert?

Er war ausschweifend.

Das ist etwas Anderes, deutsche Arbeiter. Das allerdings ist ein stichhaltiger Einwand. Und warum? Sehr einfach: weil die |
ii369 Herrschaft des Geschlechtstriebs in einem Menschen das sicherste Zeichen ist, daß dieser bestimmte Mensch noch mit tausend Armen die Welt umklammert, nicht über der Menschheit schwebt.

In einer unserer tiefsinnigsten Dichtungen, im Parzival des Wolfram von Eschenbach, wird die geistige Herrschaft über die Menschheit – nicht die weltliche, was ihr genau getrennt halten wollt, – also die geistige Herrschaft über die Menschheit, das Gralskönigthum, von der absoluten Keuschheit abhängig gemacht. Es heißt:

> Frauenminne muß verschwören
> Wer zur Gralsschaar will gehören.

Der Einwand ist mithin unwiderleglich; aber wer wollte uns widerlegen wollen, wenn wir behaupten, Lassalle wurde rein im Moment des Todes? An der Liebe ging er zu Grunde; der Tod hat ihn fleckenlos gemacht; die Schuld ist gesühnt.

Was bleibt aber als Beweggrund Lassalle's übrig, wenn wir seine dämonische Geschlechtsliebe wegnehmen, womit zugleich Ehrgeiz, Ruhmsucht, Hochfahrt, Eitelkeit und Herrschsucht verschwinden? Dann bleibt nur Das, was wir als einziges Merkmal des echten Erlösers gefunden haben: das erstickende Mitleid mit den Menschen. Es zerriß die Brust Lassalle's, so mächtig als es jemals die Brust eines Menschen durchzuckt hat. Hört:

> Wenn irgendwo, wie bei den Irländern oder den indischen Ryots, der Arbeitslohn bereits auf dem alleruntersten Minimum dessen, was zur Lebensfristung erforderlich ist, steht – dann bringt der gesteigerte Getreidepreis die Krankheiten, die Atrophie, den Hungertod unter dem Arbeiterstand hervor. Wir kennen diese Erscheinungen unter dem Namen des schlesischen Webertyphus auch bei uns. Und wenn nun der Würgeengel lange genug unter den Arbeitern gewüthet hat, wenn er sie lange genug niedergemäht und verhindert hat, neue Familien zu bilden – dann allerdings wird der Arbeitslohn steigen und wieder das Quantum der unentbehrlichen Lebensmittel darstellen.
>
> (Indirekte Steuern 41.)

Ferner:

> Und unter dieser winzigen Handvoll Leute, die sich allein regt, allein bewegt, allein spricht, schreibt, perorirt, nur ihre eigenen |
> ii370 Interessen kennt und verficht und sich so sehr einredet, Alles zu sein – unter dieser Handvoll Menschen windet sich in stummer unaussprechlicher Qual, in wimmelnder Zahl das unbemittelte Volk, producirt Alles, was uns das Leben verschönt, macht uns die unerläßliche Bedingung aller Gesittung, die Existenz des Staates möglich, schlägt seine Schlachten, zahlt seine Steuern – und hat Niemand, der an es dächte und es verträte!
>
> (*ib*. 57.)

Da packte ihn das Mitleid mit euch und mit furchtbarem Ernste rief er:

> Gerechtigkeit für diese Klasse, meine Herren, und knebeln Sie nicht den Mund Derjenigen, der ohnehin so Vereinsamten, die für sie das Wort ergreifen!
>
> (*ib*. 60.)

Und:

> Von zwei Dingen Eines: entweder lassen Sie uns Cyperwein trinken und schöne Mädchen küssen, also nur dem gewöhnlichsten Genußegoismus fröhnen – oder aber, wenn wir von Staat und Sittlichkeit sprechen wollen, so lassen Sie uns alle unsere Kräfte der Verbesserung des dunklen Looses der unendlichen Mehrheit des Menschengeschlechts weihen, aus deren nachtbedeckten Fluthen wir Besitzende nur hervorragen, wie einzelne Pfeiler, gleichsam um zu zeigen, wie dunkel jene Fluth, wie tief ihr Abgrund sei!
>
> (*ib*. 88.)

So trat er denn aus seiner behaglichen Existenz in das Getümmel des Markts – mutterseelenallein:

> Nichts hinter sich, weder die Regierung einerseits, noch Cliquen, noch Coterien, noch Zeitungsorgane andererseits, auf Nichts gestützt als auf die Principien und auf sein Vertrauen zu der Kraft und dem gesunden Sinne des Volkes!
>
> (Feste 3.)

Er trat unter euch:

> auf seinem einsamen Wege durch die Gesellschaft, von den Staatsanwälten verfolgt, von den Gerichten verurtheilt, und von der heutigen liberalen Presse mit noch größerem inneren Grauen betrachtet, als von Staatsanwälten und Gerichten zusammen,
>
> (Indir. Steuern 87.)

ii371 um eure müden Seelen,

> die müden Seelen der Gedrückten, mit der Ermuthigung und dem Troste zu durchdringen, daß eure Sache vorwärts rückt, wenn auch langsam und unmerklich, so doch unablässig und unaufhörlich.
>
> (*ib*. 126.)

Deutsche Arbeiter! Ich bin zu Ende.

Nicht mehr mit bloßer Dankbarkeit blickt zum Volkstribunen Lassalle auf, der sein

Interesse förderte, indem er das eurige beförderte, sondern mit glühendem Herzen zu einem Erlöser, zu einem makellosen Befreier, den nur Mitleid mit eueren müden Seelen bewegte.

Blickt ihn genau an, deutsche Arbeiter. Ihr müßt ihn sehen, wenn eure Herzen erglühen. Seht ihr ihn? Ich sehe ihn. Dort steht er blaß, Todesmuth im leuchtenden Auge und die Fahne euerer Partei in der Hand haltend – ein deutscher Patriot, ein eminent praktischer Politiker, ein Erlöser. Blickt ihn genau an, – und dann schwört, daß ihr sein wollt:

deutsche Patrioten, praktische Politiker, todesmuthige Helden!

Zweite Rede.
Die sociale Aufgabe der Gegenwart.

ii372

Man schätzt den Staub, ein wenig übergoldet,
Weit mehr als Gold, ein wenig überstäubt.
Shakespeare.

Deutsche Arbeiter!

Ich habe den Hauptzweck meiner Reden zu euch im ersten Vortrag in die Worte gefaßt, daß ich euch auf den Geist Lassalle's zurückführen wollte, damit ihr euch in der Berührung mit diesem kräftigen starken Geiste verinnerlichen könntet; dann wollte ich durch ein neues Ziel den Enthusiasmus in euch gebären.

Mit diesem neuen Ziele haben wir uns heute zu beschäftigen.

Ich wiederhole vor Allem die Worte Lassalle's in Anwendung auf mich:

> Ich bin nicht gekommen, um euch nach dem Munde zu reden, sondern um als ein freier Mann euch die ganze Wahrheit ungeschminkt und, wo es nöthig ist, auch schonungslos zu sagen.
>
> (Arbeiterlesebuch 4.)

Ich muß es thun, weil ich in dieser Rede alle Schäden der heutigen Socialdemokratie berühren muß. Da diese Schäden geeiterte, zum Theil brandig gewordene Wunden sind, so liegt die Gefahr nahe, daß ihr laut aufschreien werdet, wenn ich dieselben sondire. Ich erinnere euch aber daran, daß der Kranke ruhig die Schmerzen einer Operation ertragen soll, die ihm neues Leben schenken wird und daß ihr euch ehrt, wenn ihr mir lautlos zuhört. Ich bin ein praktischer Diener des Volks, kein Schönredner, und ich ruft deshalb noch ein Wort Lassalle's in euer Gedächtniß zurück:

ii373

> Das Fürstenthum, meine Herren, hat praktische Diener, nicht Schönredner, aber praktische Diener, wie sie Ihnen zu wünschen wären.
>
> (Ueber Verfassungswesen, 32.)

Wie ich euch im dritten Vortrag entwickeln werde, erstrebe ich Nichts von euch, will ich keinerlei Lohn von euch. Was ich will, ist die innere Ruhe und diese kann mir nur das Bewußtsein geben, dem Volke zu dienen.

Ich habe in meiner ersten Rede versucht, das historische Charakterbild Lassalle's zu entwerfen und wir haben gefunden, daß er war:

1) ein echter, glühender, deutscher Patriot;
2) ein eminent praktischer Politiker;
3) ein Erlöser.

Neben diese drei Charakterzüge werde ich jetzt die heutige Socialdemokratie halten, um zu ermitteln, ob sie auf der Lehre ihres Begründers steht oder ob sie sich von ihr entfernt hat.

Ist die deutsche Socialdemokratie patriotisch?

Sie ist es nicht.

Sie ist nicht patriotisch, sondern kosmopolitisch international, d. h. haltlos, verschwommen, vergiftet, ohnmächtig.

Es ist ganz unglaublich, deutsche Arbeiter. Nach Jahrhunderten der Schmach, nach Jahrhunderten der entsetzlichsten nationalen Zerrissenheit und des maßlosesten Hohnes, der namenlosesten Verachtung des Auslandes erringt das deutsche Volk, von dem ihr ein Hauptbestandtheil seid, das Kleinod, das als fernes Ideal das geistige Auge euerer großen Männer wie Kant, Fichte, Schiller, Lassalle trunken machte; viele euerer Brüder verspritzen ihr Herzblut für die deutsche Einheit, viele von euch und viele euerer Brüder lassen sich zu Krüppeln schießen für die deutsche Einheit, und kaum haltet ihr sie in der Hand, so nahen sich die Verführer und flüstern euch in's Ohr: Dummköpfe! die deutsche Einheit soll ein Diamant sein? Ein Kieselstein ist sie. Werft sie fort. Zertretet sie. Die Welt ist ein Diamant – diesen kostbaren Edelstein müßt ihr erfassen!

Und was thut ihr? Ihr werft in der That die Einheit weg und ergreift – ja was ergreift ihr denn? Ihr wollt ein Nebelbild ergreifen und so kommt es, daß ihr Nichts in den Händen habt und ihr werdet auch niemals, niemals von diesem Nebelbild |

ii374 einen Fetzen in der Hand haben. Warum? Weil Nebel sich nicht erfassen läßt.

Arme Thoren! Arme Idealisten!

Wir haben gesiegt, wie noch kein Volk gesiegt hat, – und wir haben diese Siege vergessen. Wir sind Helden gewesen, wie größere noch nicht für ihr Vaterland gekämpft haben, – und wir haben das Bewußtsein dieses Heldenthums verloren. Wir haben eine Kraft entfaltet, wie noch kein Volk eine solche je entfaltet hat, – und wir vergessen diese Kraftentfaltung.

Darin, deutsche Arbeiter, möchte nun kein allzu großes Uebel zu erkennen sein. Abgelebte Nationen beten ihre Erfolge an – männliche Völker dagegen ringen nach neuen Erfolgen und denken nur an diese. Aber das ist noch nicht da gewesen, daß ein in der Blüthe seiner Männlichkeit stehendes Volk weder seine Erfolge bewundert, noch nach neuen strebt, sondern die nationale Vergangenheit und die nationale Zukunft aus den Augen verliert und wie ein Kind nach bunten Schmetterlingen jagt. *Das ist Wahnsinn, das ist ein Verbrechen wider den heiligen Geist, der die Menschheit führt.*

Ich werfe mich euch mit der ganzen geistigen Kraft, die mir zu Gebote steht, mit der ganzen Energie meines Willens entgegen und rufe euch zu: *Kehrt um!* Verlaßt eine Bahn, die euch auch nicht ein einziges »meßbares Beerlein« bringt und euch rettungslos in einen Sumpf, in den Sumpf des Kosmopolitismus führt.

Ich rufe euch zu, wie jener Grieche des Alterthums: »*Tretet* mich, aber hört mich an; *bespeit* mich, aber hört mich an; *schlagt* mich, aber *hört mich an!*«

Ich bin nicht grausam, aber mein Herz durchzuckt der entsetzliche Wunsch, daß alle Diejenigen, welche mit der Internationalen liebäugeln, aus ihrem Vaterland verbannt würden und zehn Jahre lang nicht zurückkehren dürften. Zehn Jahre? O nein! Es wäre zu schrecklich. Nur fünf Jahre lang!

Die Heimath zu verlassen und fremde Länder aufzusuchen, das liegt im deutschen Blut. Wir werden mit dem Wanderstabe geboren und fröhlicher als wir, mit offeneren helleren Augen als wir, durchwandert Niemand die weite Erde. Aber die Heimath verlassen zu müssen, mit dem Bewußtsein, nicht mehr zurückkehren zu *dürfen*, – das macht dem Deutschen graue Haare und gießt Gift in seine Adern. |

ii375 Denn warum wandern wir so fröhlich durch die Welt? Nur weil wir den sicheren Schatz im Busen tragen, *jederzeit* zurückkehren zu können. Wer diesen Schatz *nicht* hat, wer fort *muß* und nicht zurück *kann*, wer exilirt wird und *ohne Thränen* den letzten Blick auf Deutschland wirft, der ist ein Elender, der ist kein Deutscher.

Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß man Das nicht achtet, was man besitzt, dagegen nach Allem das heftigste Verlangen empfindet, was man nicht haben kann. Und deshalb wünsche ich den deutschen »Weltbürgern«, den deutschen Marquis' Posa in der Arbeiterblouse das Exil. Ich möchte sie sehen, wenn die Ankerkette rasselt und die deutschen Dünen immer mehr verschwinden. Jetzt empfinden sie gar nicht den Heimathshunger, weil die heimathliche Luft ihn continuirlich stillt, und deshalb verzeihe ich ihnen auch. Sie sündigen unbewußt. Ich will ihnen aber jetzt ihre Sünde zum Bewußtsein bringen und sie sollen schamroth bis in die Haarwurzeln werden.

Je edler der Mensch ist, je genialer, desto machtvoller entwickelt sich in ihm die Vaterlandsliebe, denn sie schließt nicht nur die Liebe zur Menschheit nicht aus, sondern ist geradezu der einzige Boden, wo die Liebe zur Menschheit gedeihen, wo für die Menschheit Ersprießliches geleistet werden kann.

Aus diesem Grunde haben auch alle großen Männer, welche unter dem grausamen Schicksal seufzten, fern von der Heimath im Exil leben zu müssen, eine Steigerung ihres Patriotismus bis zur wahnsinnigen Leidenschaft erfahren. Ich könnte euch, deutsche Arbeiter, eine ganze Reihe Solcher nennen und euch tagelang mit ihren schwermüthigen Klagen unterhalten, welche angehört werden, wie Mannesthränen ange*sehen* werden: mit erschütterter, zerrissener Seele. Diese Klagen sind die Töchter der sternelosesten, kältesten Nacht, die es giebt, der Nacht des Heimwehs: sie wurden geboren, während die müden Exilirten fremde Treppen auf und ab schlichen und fremdes Brot aßen. Aber ich will euch nur Einen nennen, der seine Heimath meiden mußte, den englischen Dichter *Byron*. Er war nicht

vom Staate exilirt, sondern von seinen bigotten Standesgenossen und zwar in einer Weise, die dem freien Dichter gebot, sich als einen faktisch *exilirten* Engländer zu betrachten.

Das ganze Unglück, das diese große edle Mannesseele in der Fremde empfand, hat er in seinem Trauerspiel »*die beiden Fos|cari*«
ii763 zum ergreifendsten Ausdruck gebracht. Mit dem Inhalt dieser herrlichen Dichtung will ich euch jetzt in kurzen Zügen bekannt machen.

Jacopo Foscari, der Sohn des Dogen von Venedig, wurde von einem Feinde seines Hauses Namens *Loredano* angeklagt, Geschenke von fremden Fürsten angenommen zu haben. Der Schein war gegen ihn und der Rath der Zehn verbannte ihn auf die Insel Candia. Dort erfaßte ihn ein so verzehrendes Heimweh, daß er sich um Hülfe an italienische Fürsten wandte. Er wurde hierauf neuerdings des Hochverraths an der Republik angeklagt, nach Venedig gebracht, der Tortur unterworfen und wiederholt verbannt. Als er aber das Schiff besteigen sollte, das ihn der Heimath zu entführen die Bestimmung hatte, brach sein Herz.

Dies schildert *Byron* in seinem Drama und *wie* schildert er es! Jedes Wort haben die Musen geküßt, jeder Gedanke ist ein göttlicher Gedanke!

Als der arme Gefangene seine Heimath wiedersieht, will ihm das Herz vor Freude springen. Er jubelt:

Mein schönes, mein süßes,
Mein einziges Venedig! Das ist Luft!
O wie dein Seewind meinen Wangen wohlthut!
Verwandt mit meinem Blute ist sein Hauch:
Er giebt ihm seinen Frieden wieder.

Sein Wächter macht ihn darauf aufmerksam, daß er zum Tode verurtheilt werden könne, und welche Antwort giebt er ihm?

Laß sie mich tödten!
So finde ich ein Grab in meiner Heimath.
Bei Gott! 's ist besser hier als Asche wohnen,
Denn anderswo zu leben.

Er wird, wie gesagt, auf die Folter gespannt und dann wieder verbannt. Sein Weib, *Marina*, theilt ihm im Kerker das Urtheil mit. Er bricht vernichtet zusammen.

Ach! meine letzte Hoffnung sinkt!
Ich bin verloren! Meinen Kerker konnt' ich
Ertragen, denn er stand in meiner Heimath;
Ich konnte die Tortur ertragen, denn
Es lag etwas in meiner Heimathsluft,
Das meinen Geist belebte, daß er wie
Ein Schiff auf sturmbewegtem Meer sich aufrecht
ii377 Erhielt und seine Richtung nicht verlor.
Doch in der Fremde, fern von hier – ach! ach!
Dort wird das arme Herz mir stückweis brechen –
Ich bin verloren! – – –

Sein Weib versteht ihn nicht. Sie sagt: sein Patriotismus sei kein Patriotismus mehr, sondern wahnsinnige Leidenschaft. Sie macht ihn darauf aufmerksam, daß schon Viele ihr Vaterland verlassen mußten und glücklich geworden sind. Aber er schüttelt den Kopf und erwiedert:

Wer zählt die Herzen,
Die lautlos brachen, als sie scheiden mußten,
Und Jene, die erst in der Fremde brachen
Am Heimweh, das vor des Verbannten trockne
Und fieberhafte Augen seiner Heimath
Tiefgrüne lichte Flur'n mit solcher Wahrheit
Hinmalt, daß er in voller Sinnestäuschung
Den Fuß hebt, um sie selig zu betreten?
Das jene Melodie erzeuget, deren
Gewalt'ge Töne so das bange Herz
Des Alpensohns ergreifen, daß ihn

Die Sehnsucht nach den schneebedeckten Bergen
Und ihren Wolken würgt und würgt und tödtet.
Du nennst dies Schwachheit! Ich, ich nenn' es Kraft.
Die Heimathsliebe ist die klare Quelle,
Aus welcher jedes edele Gefühl
Entspringt. Wer nicht die Heimath liebt, der kann
Nichts lieben! – – –

Deutsche Arbeiter! Ich brenne euch die Worte des großen Dichters in's Herz: die Vaterlandsliebe ist die Mutter jedes edleren Gefühls. Wer nicht sein Vaterland liebt, der kann Nichts lieben!

Endlich naht die Abschiedsstunde. Der edle Venezianer reißt sich von seinem greisen Vater los und geht. Er erbleicht und schwankt. Sein Weib ruft in Todesangst: »Er stirbt!« Aber er rafft sich noch einmal auf. Er ruft:

Licht! Licht! – –
Mein Vater, deine Hand – auch deine Hand,
Weib, Weib! – –

Marina ergreift seine Hand, deren Eiseskälte sie erbeben macht. |
ii378 Sie hat gespürt, daß es die Hand eines Sterbenden ist. Sie fragt ihn halb wahnsinnig vor Schmerz:

Mein Foscari, wie ist dir?

Er antwortet: »Wohl« – und stirbt. Sein Herz war gebrochen.

Seht ihr, deutsche Arbeiter, das war Vaterlandsliebe, die »Mutter jedes edleren Gefühls!« Es war Liebe zum Lande, zum Staate, die ganz unabhängig von den Personen ist. Nur ein Thor kann sein Land hassen, weil ihn Personen gepeinigt haben. Damit seine große Verherrlichung der Vaterlandsliebe eine vollkommene sei, hat der geniale Engländer auch diesen Punkt berührt. Als der Wächter des Foscari sich darüber verwundert, daß er ein Land lieben könne, das ihm so viele Schmerzen verursacht habe, antwortet er:

Die heimatliche Erde hat mich nicht
Gepeinigt – ach! ihr Same ist's, der mich verfolgt:
Mein Vaterland nimmt mich wie eine Mutter
Treu in die Arme.

Auch verkündige ich euch, daß der größte italienische Dichter, Dante, der wie Byron im Exil schmachtete, die Vaterlandsverräther in den neunten Zirkel der Hölle, d.h. in den untersten und schrecklichsten versetzte, an einen Ort, wo die trostlose Oede und Kälte im Herzen eines Vaterlandslosen dadurch symbolisch angedeutet wird, daß die Verbrecher zwischen Eisbergen kauern und jede Thräne, die sie weinen, sofort am Auge gefriert. Es ist die kalte Hölle, die viel schrecklicher ist als die heiße.

Auch rufe ich euch die Worte unseres großen Dichters Schiller zu, welche Einige von euch gewiß schon gehört haben:

An's Vaterland, an's theure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.

Und von dieser Liebe und allen anderen edlen Gefühlen, welche die Vaterlandsliebe gebärt, – wollen euch die Unseligen scheiden, denen euer Ohr gehört. Es ist ihnen nicht genug, daß ihr geschieden seid von allen Schätzen der Cultur und in totaler Verfinsterung des Geistes ein thierisches Dasein fristet, – sie wollen auch den letzten edlen Funken in euren Herzen verlöschen, der unabhängig von Geistescultur ist, der im Blute dämonisch liegt, der in der Brust des rohen Wilden liegt, wie in der des edelsten Menschen, ja der in den Thieren liegt; denn was hält viele Vögelein im Winter zurück? Die |
ii379 Liebe zur Heimath. Was fürchten sie mehr als den Hungertod? Ein Leben fern von der Heimath. Was treibt die gefiederten Sänger, die im Herbst in mildere Länder ziehen, im Frühjahr zurück? Die Liebe zur Heimath. Ihr aber sollt schlechter sein als Wilde und Thiere? Ihr sollt heimathlos sein; zu der Oede eueres Geistes soll die Oede des Herzens treten; ihr sollt allen und jeden Boden unter den Füßen verlieren und nach Phantomen haschen; ihr sollt

verstoßen werden in die Wüste der Heimathlosigkeit, verachtet, verhöhnt von Engländern, Franzosen, Italienern und Russen!

Denn glaubt es mir, deutsche Arbeiter; glaubt es Einem, der sein scharfes Ohr auf das pochende Herz des italienischen, englischen und französischen Volks gelegt hat: jeder Franzose, jeder Engländer, jeder Italiener, er sei ein Herzog oder ein einfacher Arbeiter wie ihr, ist in erster Linie Franzose, Engländer, Italiener, dann erst ein Marquis Posa, d.h. ein Weltbürger, ein Schwärmer. Doch was sage ich? Der Vergleich ist falsch. Der edle Marquis wollte ein freies mächtiges Spanien, um mit diesem die ganze Welt zu reformiren. Er war ein echter Patriot.

Ich habe beinahe sechs volle Jahre am Golf Neapels in der schönsten Gegend der Welt gelebt, aber ich mußte während dieser Zeit zwei Mal nach Deutschland zurück, um aus der Berührung mit der heimathlichen Erde neue Kraft zu ziehen; und als ich endlich das Land verlassen hatte, wo ich den schönsten Jugendtraum geträumt und nun in durstigen Zügen die herbe Waldesluft meines Vaterlandes wieder einsog, da strömten Thränen lange aus meinen Augen, mir war unaussprechlich wohl, ich fühlte, daß an der Brust des deutschen Staats mein rechter Platz sei.

Ach! die Bemitleidenswerthen, die nicht empfinden, daß aller Schmelz der zauberreichsten Fremde keinen Vergleich mit der einfachen Schönheit Deutschlands aushält, daß die Luft der Fremde nicht dieselbe ist wie die Luft der Heimath! –

Ich gehe mit einem solchen »Enterbten« hinaus in die freie Natur. »O diese Felder, diese Wälder, diese Schluchten und Hügel!« rufe ich aus.

»Die sind ganz dieselben wie anderswo auch,« antwortet er kalt.

»O dieser würzige, ganz eigenthümliche Duft der Luft!« rufe ich aus.

»Es ist dieselbe Luft wie in Paris oder St. Petersburg: 80 % |
ii380 Stickstoff, 20 % Sauerstoff und etwas Kohlensäure,« antwortet er eisig.

»Es ist ein Unterschied!« rufe ich aufflammend.

»So nenne mir doch den Unterschied,« antwortet er höhnisch.

Seht, deutsche Arbeiter, da liegt das Geheimnißvolle der Heimath, das Unaussprechliche, das noch Niemand ausgesprochen hat und auch Niemand je aussprechen wird. Wie sagte *Byron*?

> O wie dein Seewind meinen Wangen wohlthut:
> Verwandt mit meinem Blute ist sein Hauch.

Verwandt mit meinem Blute ist der Hauch! – Da liegt's. In unserem Blute lebt die Heimath; unser Blut ist die verkörperte Heimath; unser Blut jauchzet, wenn die Luft der Heimath es wieder berührt; unser Blut jubelt, wenn es durch die Augen auf die Fluren, Wälder, Hügel und Thäler der Heimath blickt. Warum? Es umarmt der Freund den Freund, der Bruder den Bruder, das Kind die Mutter. Und so wenig der Hauptbestandtheil der Freundschaft, oder der Bruderliebe, oder der Kindesliebe zu erklären ist, so wenig auch die Vaterlandsliebe. Nur ein Theil aller dieser Gefühle, der kleinste Theil, läßt sich mit dem Geiste erleuchten: Das Blutleben ist ein geheimnißvolles Leben.

Aber vielleicht möchte mir hier der Eine oder der Andere entgegnen: Gerade darin besteht ja der Fortschritt der Menschheit, daß sich die Triebe, welche im Blute liegen, immer mehr *schwächen*, daß sich die Wärme des Gefühls immer mehr und mehr im Licht des Geistes verwandelt, bis nur noch helles geistiges Licht im Menschen wohnt.

Auch könnte der Eine oder der Andere sagen: Es ist eine wissenschaftliche Thatsache, daß ein idealer Staat kommen wird, der die ganze Menschheit umfaßt; folglich ist das Weltbürgerthum über den Patriotismus zu stellen.

Auf diese schweren Einwürfe muß ich antworten.

Was würdet ihr wohl von einem Menschen denken, der in Frankfurt am Main wohnte und in Berlin dringende Geschäfte zu besorgen hätte, der aber erklärte: wenn ich nicht *sofort* auf irgend eine Weise in Berlin sein kann, so verlasse ich Frankfurt nicht? Ihr würdet verächtlich sagen: Der Mann ist ein Narr, wir wollen ihn in ein Tollhaus sperren.

Es ist aber genau dasselbe, wenn heutzutage Jemand sagt: ich |

ii381 will den idealen Staat; wenn ich ihn aber nicht sofort haben kann, so gehe ich lieber spazieren und declamire.

Ich wiederhole hier auch, was ich schon im ersten Vortrag gesagt habe: Der Weltbürger unserer Tage will im Monat Mai von einem Apfelbaum reife Früchte pflücken.

Und jetzt wollen wir den Kern der Einwürfe durchschneiden.

Blickt euch in Europa um. Was seht ihr? Ihr seht sechs mächtige Staaten: Deutschland, Rußland, Frankreich, England, Oesterreich und Italien. Diese sechs Staaten sind wie sechs Familien, welche unter Einem Dache wohnen. Jede Familie ist ein abgeschlossenes Ganzes, das seine ganz besonderen Interessen hat. Die Folge davon ist Reibung dieser verschiedenartigen Interessen; daraus entsteht Zank, der Zank wird oft beigelegt, oft auch nicht, und dann entsteht eine tüchtige Prügelei. Oft fechten nur zwei Familien wegen irgend eines Objekts miteinander, oft mehrere gegen mehrere.

Was bestimmt nun das Schicksal der europäischen Staaten? In der Hauptsache der Ausgang solcher Kämpfe, solches Zusammen- und Gegeneinanderwirkens.

Habt ihr, deutsche Arbeiter, schon einmal gesehen, wie ein Schiffer von einem Ufer des Flusses zum anderen fährt? Ihr nickt mit dem Kopfe. Gut! So werdet ihr auch gesehen haben, daß wenn er genau an derjenigen Stelle des anderen Ufers ankommen will, welche der Stelle, wo er vom Lande stößt, gegenüber liegt, er den Kahn so richtet, als ob er viel weiter oben ankommen möchte. Warum? Weil das Wasser fließt, also eine bestimmte Stromkraft hat, welche den Kahn fortreißt. Indem also der Schiffer in einer Richtung fährt, deren Endpunkt viel höher liegt als der Ort, wo er ankommen will, und das Wasser inzwischen continuirlich fließt, kommt er schließlich da an, wo er anzukommen beabsichtigte. In der Wissenschaft nennt man das die resultirende Kraft aus verschiedenartig wirkenden Kräften, oder die Diagonale des Parallelogramms der Kräfte.

Wenden wir dies nun auf das Leben der europäischen Staaten an, – und wir dürfen es, deutsche Arbeiter, weil in der ganzen Natur dieselben Gesetze walten, oben im Sternenhimmel sowohl als auch auf der Erde und in ihrem Inneren – so ist das Schicksal der ganzen europäischen Menschheit im allerallgemeinsten Umriß die Resultirende aus allen Einzelbestrebungen der großen einzelnen Volksindividualitäten, welche Europa bewohnen, oder auch die Diagonale |
ii382 des Parallelogramms der europäischen Volkskräfte. Rußland will Dieses, Frankreich Jenes, Deutschland will Dieses, Oesterreich Jenes, Italien will Dieses, England Jenes, und so entsteht nicht sprunghaft, sondern genau wie das Fließen eines Stroms, die Bewegung im Großen und Ganzen der europäischen Völker.

Nun blickt einmal, deutsche Arbeiter, in einen einzelnen Staat, z. B. in Deutschland hinein. Da habt ihr zunächst viele einzelne Staaten: Preußen, Bayern, Sachsen, Braunschweig u.s.w. Was gestaltet nun die Bewegung des deutschen Volkes im Großen und Ganzen? Es ist genau wieder dasselbe, was ich euch in Betreff Europa's entwickelt habe. Preußen will Dieses, Bayern Jenes, Sachsen will Dieses, Württemberg Jenes; bald wollen auch Preußen und Sachsen dasselbe, aber Württemberg und Bayern wollen das gerade Gegentheil. Aus allen diesen Einzelbestrebungen entsteht nun, immer continuirlich, eine einzige Hauptbestrebung, die Bestrebung des deutschen Bundesraths. Diese resultirende Bestrebung fließt dann auf die resultirende des Reichstags ein und die also erzeugte ist die Politik des deutschen Reichs im Großen und Ganzen.

Nun blickt einmal, deutsche Arbeiter, in einen deutschen Einzelstaat, z. B. in Preußen hinein. Da habt ihr eine conservative, frei-conservative, national-liberale, liberale, ultramontane Partei. Ihr habt die Regierung, das Herren- und das Abgeordneten-Haus, auch die öffentliche Meinung. Was gestaltet nun die Bewegung des Preußischen Staates im Großen und Ganzen? Es ist genau wieder dasselbe, was ich mit Absicht auf das ganze Deutschland entwickelt habe. Die conservative Partei will Dieses, die national-liberale Partei Jenes u.s.w., und aus allen diesen Sonderbestrebungen entsteht continuirlich eine einzige resultirende: die Politik des preußischen Staats.

Nun blickt einmal, deutsche Arbeiter, in eine deutsche Partei hinein, aber, ich bitte sehr,

nicht in die eurige, denn da möchten wir damit enden, daß das Geschrei so laut würde, daß ihr meine Stimme nicht mehr hörtet, und meine Stimme müßt ihr hören. Nehmen wir also die national-liberale Partei. Da will der äußerste linke Flügel Dieses, der äußerste rechte Jenes, Herr Lasker will Dieses, Herr von Forckenbeck Jenes. Aus allen diesen besonderen Bestrebungen erzeugt sich aber eine einzige: die Politik der national-liberalen Partei im Großen und Ganzen.

ii383 Nun blickt einmal, deutsche Arbeiter, in eine deutsche Stadt. Da seht ihr genau dasselbe wieder. Da will im Gemeinderath Herr X. Dieses, Herr Y. Jenes, da will im Magistrat Herr A. Dieses, Herr B. Jenes, bald pflichtet auch der Regierungscommissar dem Magistrat, bald den Stadtverordneten bei, bald opponirt er gemeinsamen Beschlüssen und aus allem Dem resultirt das Gemeindeleben im Großen und Ganzen.

Nun blickt einmal, deutsche Arbeiter, in eine deutsche Familie. Wiederum werdet ihr dasselbe sehen. Der Vater will Dieses, die Mutter Jenes, der älteste Sohn Dieses, die jüngste Tochter Jenes, und über Allen schwebt das Familien-Budget, ebenfalls mit einem ganz bestimmten Willen, insofern von ihm in vielen, ja vielleicht in den meisten Fällen, die Entscheidung abhängt. Aus allen diesen particulären Willensbestrebungen resultirt nun das Leben einer bestimmten Familie im Großen und Ganzen.

Nun blicke Jeder von euch in seine eigene Brust und in sein abgelaufenes Leben und da wird ein Jeder von euch dasselbe finden. Bald wollt ihr nach Amerika auswandern, bald hübsch im Lande bleiben, bald wollt ihr in’s Wirthshaus gehen, bald wollt ihr einen Brief schreiben, bald wollt ihr arbeiten, bald ruhen, bald essen, bald schlafen, bald wollt ihr Dieses, aber es wird euch abgeschlagen, bald Jenes, aber es wird euch beschränkt und beschnitten, bald wollt ihr ein Drittes, aber durch eine seltsame Verkettung von Umständen erlangt ihr viel mehr, als ihr wolltet. Und aus allen diesen Bestrebungen, Erfüllungen, Beschränkungen, Versagungen und Erweiterungen resultirt bei einem Jeden von euch ein ganz bestimmter Lebenslauf.

Nun wollen wir zusammenfassen. In jedem angenommenen Augenblick mündet euer Privatleben in das Familienleben, dieses in das Gemeindeleben, dieses in das Leben des deutschen Staats, zu dem ihr gehört, dieses in das Leben der großen Körperschaften des deutschen Reichs und dieses schließlich in das Leben der großen europäischen Staatenfamilie. Gehen wir weiter, so mündet das Leben Europa’s in das Leben der ganzen Erdbevölkerung.

Ihr seht, deutsche Arbeiter, aus welcher Unmasse von individuellen und Corporationsbestrebungen das Leben der Menschheit erzeugt wird oder mit einem Wort: das Leben der ganzen Menschheit ist die Resultirende aus den Bestrebungen aller einzelnen Men|schen,

ii384 die in jedem gegebenen Augenblick einen ganz bestimmten Charakter haben, einen Charakter, dessen Thaten alle, alle nothwendig sind.

Ich glaube, daß ich sehr klar gesprochen habe und mich Jeder von euch verstanden hat. Trotzdem will ich euch den sehr wichtigen Sachverhalt an einem Beispiel nochmals klar machen.

Denkt euch zuerst: Fürst Bismarck stürbe plötzlich, und denkt euch dann: er leite noch volle zwanzig Jahre das deutsche Reich. Würde die Menschheitsbewegung im ersten Falle dieselbe sein wie im letzteren?

Nein! Sie würde eine ganz andere sein.

Und ebenso gewiß ist, daß, wenn jetzt einer von euch stürbe, so unbedeutend ihr auch als Einzelne seid, der Gang der Menschheit ein anderer werden würde, als wenn er leben bliebe.

Ihr seht also ganz deutlich, daß in diesem großartigen Zusammen- und Gegeneinanderwirken, kurz im Kampf um’s Dasein, den die Einzelnen wie die Staaten führen, jeder bestimmte einzelne Staat eine ganz bedeutende Rolle spielt: er hilft das Schicksal der Menschheit gestalten.

Ihr seht ferner, daß es von der höchsten Wichtigkeit ist, wie sich das innere Leben eines Staates gestaltet, denn die Resultirende aus diesem inneren Leben bestimmt im Wesentlichen die auswärtige Politik eines Staates.

Ihr seht schließlich, daß es von der höchsten Wichtigkeit ist, wie sich das Leben jedes einzelnen Menschen gestaltet, denn die Bewegung der Menschheit ist, wenn man die Corporationen überspringt, die Resultirende aus den Bestrebungen aller Menschen. Es ist ganz gewiß nicht nebensächlich, ob auch nur ein Einziger von euch diesen Saal heute anders verlasse, als er ihn betreten hat; denn aus dieser Veränderung seiner Denkungsart würden ganz unberechenbare Folgen für die gesammte Menschheit fließen.

Aus allem Diesem werdet ihr mit einiger Aufmerksamkeit entnehmen, daß die Bewegung der Menschheit keine zufällige, sondern eine durchaus nothwendige, unaufhaltsame, unabänderliche, eine ganz bestimmte Bewegung ist. Sie ist das eiserne Schicksal der Menschheit.

Was ist nun das Ziel der Menschheit, so weit es euch interessiren kann, deutsche Arbeiter?
ii385 Es ist der ideale Staat, der Staat, in dem jeder Bürger alle Segnungen der Cultur durch eine unübertreffliche Organisation der vom Kapital emancipirten Arbeit erfahren wird. In ihm wird die Menschheit so leidlos sein, wie sie es eben sein kann.

Bringen wir nun schließlich das unabänderliche, allmächtige, eiserne Schicksal der Menschheit in Verbindung mit diesem Ziele, mit dem idealen Staate, so gewinnen wir die Religion oder besser die Philosophie des Arbeiters.

Deutsche Arbeiter! prägt euch genau ein, was ich euch jetzt sage.

Die unabänderliche, allmächtige Bewegung der Menschheit nach dem idealen Staate ist der Athem der Gottheit, an den ihr nicht glauben müßt, sondern den ihr erkennt, weil er sich allen eueren Sinnen, euerer ganzen Vernunft fühlbar macht.

Und diesem göttlichen Athem, diesem heiligen Geist, der »brütend mit Taubenflügeln« die Menschheit umschließt, müßt ihr euer Herz vollständig bloß legen, damit er es mit warmer Liebe erfülle, und es durchbrause und durchsause als helle lodernde Begeisterung. Ich fordere dies von euch in dieser feierlichen Stunde; ich fordere unbedingte Hingabe an diesen Geist; ich fordere einen beständigen – hört ihr? – einen beständigen Gottesdienst von euch.

So kommen wir wieder auf Das zurück, wovon wir ausgegangen sind, nämlich auf die Einwürfe, daß die dunklen Triebe des Menschen, im Fortschreiten der Menschheit, in Geist umgesetzt würden und daß das Weltbürgerthum über den Patriotismus zu stellen sei.

Ist es noch nöthig, daß ich die Einwürfe widerlege? Gewiß nicht. Trotzdem will ich es thun.

Es ist ganz unzweifelhaft, daß im Fortschreiten der Menschheit alle Triebe des Blutes, welche man gewöhnlich Instinkte nennt, wie Mutterliebe, Vaterliebe, Kindesliebe, Freundschaft, Vaterlandsliebe, Barmherzigkeit u.s.w. sich immer mehr schwächen werden. Warum? Weil sich in dem Maße, als die Vernunft sich entwickelt, auch die äußeren Werke der Vernunft, die Institutionen, sich entwickeln, welche die Erhaltung des Einzelnen sichern. Die Mutterliebe ist jetzt noch nöthig, weil in der heutigen Ordnung der Dinge das Neugeborene untergehen würde, wenn es die Mutter nicht auf dämonischen Antrieb schützte und pflegte. In einigen hundert Jahren dagegen ist sehr wahrscheinlich keine Mutterliebe mehr unter den |
ii386 Menschen, weil der Staat den Schutz und die Pflege des Kindes durch unübertreffliche Einrichtungen übernommen haben wird. Und ebenso ist sehr wahrscheinlich in einigen Jahrhunderten keine Vaterlandsliebe mehr nöthig, weil dann die Einzelstaaten in einem Bunde leben werden, welcher den Patriotismus überflüssig macht.

Aber, deutsche Arbeiter, wie heutzutage noch die Mutterliebe nöthig ist, so ist auch heutzutage noch die Vaterlandsliebe nöthig, und zwar eine Vaterlandsliebe, die wahnsinnige Leidenschaft ist.

Seid vernünftig, deutsche Arbeiter! Verlangt nicht im Mai von einem Apfelbaum reife Früchte.

Ganz ebenso zerstöre ich den zweiten Einwurf vermittelst unserer bisherigen Untersuchungen. Heutzutage entspringt noch die Bewegung der Menschheit aus dem Zusammen- und Gegeneinanderwirken, oder, wissenschaftlicher ausgedrückt, aus der Cooperation und dem Antagonismus großer Staaten, und deshalb hat sich jeder Vernünftige an

sein Vaterland mit aller Kraft seiner Seele zu klammern, damit dieses Vaterland im Riesenkampfe der Nationalitäten das kräftigste Land sei.

In einigen hundert Jahren mag, wie schon bemerkt, alles Dieses anders sein; da mag der Patriotismus ganz unzeitgemäß, ja die reine Narrheit sein; heutzutage aber, deutsche Arbeiter, – haltet es ja recht fest – ist der blinde Patriotismus der Bürger die Existenzbedingung eines Staates und das Weltbürgerthum eine Narrethei, ja ein Verbrechen.

Das Wohl der Menschheit, wie ich euch schon mehrmals sagte, wird heutzutage ganz von selbst gefördert durch die Hingabe an den Einzelstaat. Je glühender ihr in unserer Geschichtsperiode Deutsche und nur Deutsche seid, desto mehr thut ihr für die Menschheit; und je mehr ihr einfältige, verduselte Allerweltsschwärmer seid, desto langsamer bewegt sich die Menschheit und – im innigsten Zusammenhang damit – desto später tritt der ideale Staat, den ihr Alle doch so sehnlichst wünscht, in die Erscheinung. Ich spreche es daher auch unumwunden aus: Wer heutzutage in erster Linie ein Weltbürger ist, der verräth nicht nur sein Volk, sondern auch die Menschheit: er ist durch und durch, jeder Zoll an ihm ist ein Judas Ischarioth. –

Und wieder sieht mein inneres Auge den blassen Schatten Ferdinand Lassalle's in diesem Saale mitten unter uns.

ii387 In seinem Geiste will ich euch jetzt die wichtige Frage beantworten:

> Was ist die Mission des deutschen Volksgeistes, die er für die Menschheit – merkt es wohl – für die Menschheit zu vollbringen hat?

Erinnert euch aus meiner ersten Rede, mit welcher Glut und Kraft Lassalle den Gedanken seines großen Lehrers Fichte:

> daß das deutsche Volk nicht nur ein nothwendiges Glied in der Entwickelung des göttlichen Weltplans sei, wie jedes andere, sondern gerade dasjenige, welches allein den Boden darstelle, worauf das Reich der Zukunft, das Reich der vollendeten Freiheit gebaut werden könne,

umfaßt hatte; mit welcher Innerlichkeit und welchem tiefem Ernste er sich diesem Gedanken hingab, mit welcher Begeisterung er ihn weiter trug und weiterbildete: weil eben die eigenste Ueberzeugung des echten deutschen Patrioten Lassalle und die hohe Auffassung, welche der geniale philosophische Politiker Fichte von der Deutschen Bestimmung im Beruf der Völker hatte, einander vollständig deckten.

Es würde mich zu weit führen, deutsche Arbeiter, wollte ich euch umständlich aus den Werken Fichte's entwickeln, warum er dem deutschen Volke eine solche hohe Bestimmung, den denkbar höchsten Beruf eines Staates zusprach. Ich will nur kurz die Momente seiner Begründung berühren.

Zunächst betont er die Wichtigkeit des Umstandes, daß wir Deutsche eine unvermischte Ursprache sprechen, wodurch die Entwickelung des deutschen Volksgeistes eine einheitliche, aus sich allein heraus gewordene sei. Die deutsche Nation steht mit ihrer stolzen Sprache unter den anderen Nationen Europa's wie ein ursprünglich edler Obstbaum unter solchen, die entweder wilde oder gepfropfte Obstbäume sind. Fichte bemerkt, daß uns dies ein außerordentlich großes geistiges Uebergewicht über sämmtliche anderen Nationen geben müsse, und er hat Recht.

Nicht wahr, deutsche Arbeiter, das überrascht euch, wenn ihr bedenkt, wie gedankenlos ihr euere herrlichen, kräftigen Dialekte sprecht. Es überrascht euch geradeso wie meine Aussage, daß die Luft der Heimath eine andere sei, als die in St. Petersburg oder in Paris. Möge euch dieses Erstaunen sammeln und verinnerlichen. |

ii388 Es ist die höchste Zeit, daß der Stolz, ein Deutscher zu sein, in euch geboren wird, damit ihr endlich aufhört, die europäischen Lakaien zu sein, über deren Köpfe verächtlich die Herren Italiener, Franzosen, Engländer und Russen hinwegschreiten. Die Hausknechtsschürze und die Schlafmütze endlich ab! rufe ich euch mit feierlichem Ernste zu. Es ist besser, ihr schlagt in das Gegentheil um und werdet hochmüthig, als daß ihr fortfahrt, den Speichel anderer Nationen zu lecken. Denkt an Wörth, Gravelotte und Sedan und werft den Kopf so weit in den Nacken zurück als es die Biegsamkeit euerer Halsmuskeln erlaubt. Kein albernes

Erröthen mehr auf eueren Wangen, sondern selbstbewußten Stolz im leuchtenden Auge – so will ich euch fortan sehen, deutsche Arbeiter!

So wichtig indessen der Umstand ist, daß wir eine unvermischte Ursprache sprechen, so giebt er doch keineswegs den Ausschlag. Weit wichtiger ist der andere, daß das deutsche Volk vor 1870 kein deutsches Territorium hatte. Unser Volk irrte, wie Lassalle in seiner schönen Rede zum Gedächtniß Fichte's sagte:

> umher, wie ein abgeschiedener Geist, bestehend in einer bloßen geistigen Innerlichkeit und lechzend nach einer Wirklichkeit, nach dem deutschen Territorium, der deutschen Einheit.
>
> (34.)

Wir hatten deutsche Kaiser im Mittelalter und dann einen deutschen Bund, aber das waren nur künstliche äußere, keine national-organischen Formen. Wir hatten ein bayerisches, ein preußisches, ein österreichisches, kein deutsches Vaterland.

> Wo dieses Fürsten Macht zu Ende ging, da ging dieses Volkes Sprache und Geist nicht zu Ende; wo dieses Fürsten Schalten seine Grenze erreichte, da ging dieser Volksgeist, seine Cultur und Gesittung weiter.
>
> (*ib.* 30.)

Mit 1870 sind wir aber als eine ganz neue Nation auf der Weltbühne aufgetreten, als ein Volk, das durch keine einheitliche Geschichte gemacht oder gebunden ist, sondern wir sind wie vom Himmel in vollster Manneskraft gefallen, während alle Völker, die uns umgeben, die Ketten ihrer Ueberlieferung, ihrer Vergangenheit tragen und von denselben zu Boden gedrückt werden. Wir haben Flügel, die anderen Nationen keine, die deutsche Nation steht in Europa wie ein gewappneter Riese zwischen Greisen und Kindern.

ii389 Deutsche Arbeiter! Blickt auf euere Nation, die sich endlich den nationalen Boden nur mit ihren Armen, auch mit eueren Armen, errungen hat, die gleichsam aus Nichts zu einer Nation geworden ist und werdet trunken, – es wird ein »göttlicher Rausch« sein und dieser Rausch wird euch ehren.

Wie ich euch schon bemerkte, war es Fichte versagt, es war auch Lassalle versagt, die deutsche Einheit zu sehen. Fichte konnte mithin nur prophetisch von ihr sprechen. So hört denn, was der gewaltige Denker sagte:

> Dieses Postulat (d.h. diese Forderung) von einer Reichseinheit, eines innerlich und organisch durchaus verschmolzenen Staates darzustellen, sind die Deutschen berufen, und dazu da im ewigen Weltplane. In ihnen soll das Reich ausgehen von der ausgebildeten persönlichen Freiheit, nicht umgekehrt: – von der Persönlichkeit, gebildet für's Erste vor allem Staate vorher, gebildet sodann in den einzelnen Staaten, in die sie dermalen zerfallen sind und welche, als bloßes Mittel zum höheren Zwecke, sodann wegfallen müssen.
>
> Und so wird von ihnen aus erst dargestellt werden ein wahrhaftes Reich des Rechts, wie es noch nie in der Welt erschienen ist, in aller der Begeisterung für Freiheit des Bürgers, die wir in der alten Welt erblicken, ohne Aufopferung der Mehrzahl der Menschen als Sklaven, ohne welche die alten Staaten nicht bestehen konnten: für Freiheit, gegründet auf Gleichheit alles Dessen, was Menschengesicht trägt. Nur von den Deutschen, die seit Jahrtausenden für diesen großen Zweck da sind und ihm langsam entgegen reifen; – ein anderes Element für diese Entwicklung ist in der Menschheit nicht da.
>
> (Staatslehre, IV. S. 423.)

Habt ihr verstanden, deutsche Arbeiter?

Fichte sagt also, daß gar kein anderes Volk, als das deutsche, auf der ganzen weiten Erde vorhanden sei, welches den idealen Staat gründen könne; weder können es die Franzosen, noch die Engländer, noch die Russen, nur die Deutschen können das Reich der Zukunft gründen, und Fichte hat Recht.

Was thut ihr dagegen? In völliger Herzens- und Geistesverfinsterung schielt ihr nach Westen, wo bekanntlich die echte Sonne nicht aufgeht, sondern nur die Aftersonne, der Mond mit erborgtem Lichte; ihr schielt nach Paris, der kräftige deutsche |
ii390 Mann will die gebratene Taube von einem zitternden Greise empfangen – o ihr Thoren! Ihr Lakaien!

Was würden wohl Fichte und Lassalle machen, wenn sie aus der ewigen Ruhe leibhaftig in Deutschland wieder erscheinen könnten? Hierauf giebt es nur eine Antwort.

Fichte würde ein Schwert ergreifen und Lassalle eine Peitsche aus Nilpferdhaut, und beide würden ein furchtbares Gericht über euch halten, während ihr Gesicht ein Strom von Zornesthränen benetzte.

Merkt euch, deutsche Arbeiter, was ich euch sage – merkt es genau und sollten auch meine Worte in euere Wunden, die euch die politischen Lügner geschlagen haben, wie glühende Bleitropfen fallen:

Nicht die Franzosen werden euch, sondern ihr werdet den Franzosen die sociale Emancipation bringen.

Ich wette meine ganze Existenz gegen Nichts, daß Deutschland der Führer der Menschheit bis zum idealen Staate sein wird. Die Rolle der romanischen Nationen ist zu Ende.

Ob ihr wollt oder nicht wollt, deutsche Arbeiter, ihr müßt an der Spitze der europäischen Nationen marschieren. Warum? Weil die Bewegung der Menschheit keine zufällige, sondern eine durchaus nothwendige ist, weil die Führerschaft von Geschichtsperiode zu Geschichtsperiode wechselt und weil diese Führerschaft für die nächste Geschichtsperiode unter Blitz und Donner auf Deutschland übergegangen ist. Ob sich auch die ganze Socialdemokratie, ihren Meister Lassalle und seine Lehre vergessend, und sein Andenken bespeiend und mit Füßen tretend, wie eine Heerde hungriger Wölfe über das deutsche Reich stürzte, um es zu zerreißen, – es wird nicht zerrissen werden, ganz bestimmt nicht, – bei Gott dem Allmächtigen, es wird nicht zerrissen werden.

An dieser Stelle angelangt, frage ich euch mit bangem Ernste: wollt ihr zu der Fahne Lassalle's, der makellosen Fahne des großen deutschen Patrioten zurückkehren, oder wollt ihr an den Rockschößen der Franzosen hängen bleiben, Wörth, Gravelotte und Sedan vergessend? –

Wollt ihr Lassalle oder die vaterlandslosen Helden der Internationalen?

Ihr ruft: Lassalle!

Gut, so werde ich fortfahren. Hättet ihr nicht mit dieser Ein|müthigkeit,
ii391 die euch im höchsten Grade ehrt, Lassalle gerufen, so würde ich mich zurückgezogen haben, um nie mehr vor euch zu erscheinen. Ich hätte mich im Bewußtsein, meine Pflicht gethan zu haben, mit ertödtetem Mitleid in meine Individualität zurückgezogen, die mir vollkommen genügt.

Ich fahre also fort und beginne die Fortsetzung meiner Rede mit der Frage: Was muß der deutsche Arbeiter auf rein politischem Gebiete thun – das sociale berühren wir später – wenn er seinen großen Vorbildern Fichte und Lassalle nachfolgen will, was muß der deutsche Arbeiter thun, um die Mission seines Vaterlands zu fördern?

Was der deutsche Arbeiter vor Allem zu thun hat, das ist, daß er seine Feindschaft gegen das mit dem Blute der Deutschen errungene kostbare deutsche Reich vollständig aufgebe. Und nicht nur muß er diese Feindschaft aufgeben, sondern er muß auch in der reinsten Liebe zum deutschen Staate erglühen. Er muß über diesem jungen Reiche schützend wachen, wie die Mutter über ihrem Kinde in der Wiege: liebevoll, hingebend, aufopferungsfähig.

Er muß diesem jungen deutschen Staate jeden Blutstropfen in seinen Adern weihen, jeden Gedanken ihm widmen. Er muß in sich den Funken der natürlichen instinktiven Heimathsliebe zur hochlodernden Flamme der bewußtesten, verzehrendsten Vaterlandsliebe anfachen.

Er muß schließlich Jeden rücksichtslos zusammenschlagen, der dieses junge deutsche Reich beschimpft, verkleinert, oder gar verrathen will. Und wäre ein solcher Hallunke so groß und kräftig wie der Riese Goliath und Der, welcher in heiligem Zorne gegen ihn aufsteht, so klein wie David – er sei getrost: der Geist Fichte's und der Lassalle's werden seinen Arm führen und der Riese wird fallen.

Jetzt tritt aber der Geist Lassalle's mit der ernsten Forderung an uns heran, auf rein politischem Gebiete sehr praktische Leute, keine einfältigen Phantasten zu sein. Wir haben deshalb festzustellen, was auf dem rein politischen Gebiete unserer Zeit die Hauptaufgabe eines deutschen Arbeiters ist.

Ich erinnere euch an unseren obigen Gedankengang. Ich habe euch gezeigt, wie die Bewegung der europäischen Völker das Ergebniß aus allen Einzelbewegungen ist. Das müßt

ihr fest halten. Seitdem das deutsche Reich erstanden ist, ist die Bewegung der |
ii392 europäischen Menschheit eine wesentlich andere als die vorhergegangene geworden. Kein Wunder! Wo früher das seichte Bächlein des deutschen Bundes seinen dünnen schwachen Strahl in die allgemeine Bewegung unseres Welttheils einfließen ließ, stürzen sich jetzt die rauschenden schäumenden Fluten des deutschen Reichs in die Tiefe und bestimmen den Lauf des Ganzen.

Ich erinnere euch ferner daran, daß wir in einer Zeit leben, wo die Nationen Europa's noch streng gesonderte Staaten mit besonderen Interessen, besonderer Sprache, besonderer Sitte, besonderer Geistes- und Herzensbildung sind. Die Zeit, wo alle diese schroffen Gegensätze abgeschliffen sein werden und die berühmte Eine Heerde ihren Schatten über die Erde werfen wird, liegt in ferner Zukunft: Nicht was sein sollte, sondern was thatsächlich ist, was im durchaus nothwendigen geschichtlichen Entwicklungsgang geworden ist, das müßt ihr in's Auge fassen. Ihr müßt an den realen Inhalt unserer Tage treten und dürft nicht an den möglichen Inhalt der Tage des nächsten Jahrhunderts, ja nicht einmal der nächsten Jahrzehnte denken, wenn ihr nicht die fluchwürdigsten, bornirtesten Träumer sein wollt, welche je die Sonne beschienen hat.

Was lehrt uns nun die gegenwärtige politische Ordnung Europa's? Sie lehrt uns, daß die großen politischen Fragen alle, alle ohne Ausnahme, nur mit dem Schwert entschieden werden können. Die Interessen sind zu verschiedenartig, als daß sie auf friedlichem Wege versöhnt werden könnten. Handelt es sich auch im Grunde genommen nur um dreierlei Interessen: das Interesse der slavischen Völker, das der germanischen und das der romanischen, – so genügen sie doch vollauf, um den Denker in eine Atmosphäre voll Pulverdampfs zu hüllen.

Ich wiederhole euch, deutsche Arbeiter: diese Verhältnisse sind wirkliche Verhältnisse, die ihre Existenz wie Felsen geltend machen und die so wenig vor den Seufzern und den frommen Wünschen gutherziger Utopisten verschwinden werden, wie die Alpen, wenn ihr sie anblast. Ich wiederhole euch ferner: je kräftiger durch euch das deutsche Reich in diese Kämpfe eintreten wird, desto mehr werdet ihr für die gesammte Menschheit thun, deren Bewegung im Grunde nur Eine ist.

Aus diesem eisernen militärischen Gepräge unseres Zeitalters ergiebt sich nun die praktische Hauptaufgabe des deutschen Arbeiters |
ii393 von selbst. Er darf sich nicht an den Haaren zum Militärdienst ziehen lassen, sondern muß mit jubelndem Herzen in heller lichter Begeisterung den Rock des deutschen Reichs anziehen, der nothwendigerweise in unserer Periode kein weißer Friedenstalar, sondern ein knapper enger Commißrock ist.

Ich weiß wohl, deutsche Arbeiter, daß sich die deutsche Jugend mit sehr wenigen Ausnahmen nur mit dem tiefsten Widerstreben in die nationale Wehrkraft einstellen läßt. Ich habe in dieser Hinsicht Erfahrungen gemacht, die mein Herz zerrissen haben: in meiner Erinnerung ruht mein Auge auch nicht auf einer einzigen Erscheinung mit vollem Wohlgefallen. Aber das soll, das muß anders werden. Wer darf euch den Widerwillen übel nehmen, wenn man bedenkt, daß ihr kein nationales Ziel habt, das euch erwärmt, daß ihr nicht wißt, welche hohe Aufgabe Deutschland zu erfüllen hat und daß ihr daher mit Nothwendigkeit auf einer falschen Bahn wandeln müßt, die euch Urtheilslosen fabelhaft dumme oder gewissenlose Verführer gezeigt haben? Nun aber habt ihr keine Entschuldigung mehr, weil ich euch die Augen geöffnet und die Wahrheit enthüllt habe. Denn jetzt habt ihr ein Ziel: den in den Falten des deutschen Reichs eingeschlossenen idealen Staat, das in die Falten des deutschen Reichs gehüllte Reich der Zukunft, welches Ziel, wenn ihr es mit klarem Geiste erfaßt, euer Herz wie ein prasselnder Blitzstrahl entzünden muß. Nun habt ihr keine Entschuldigung mehr, denn ich habe euch gesagt, daß von euerer glühenden Hingabe an den deutschen Staat die Erlösung der Menschheit abhängt. Ich habe es euch in einer Weise bewiesen, daß es ein Kind hätte begreifen müssen.

Ich kann euch hier nicht in mein Privatleben blicken lassen. Ich bitte euch deshalb, mir auf mein einfaches Ehrenwort hin zu glauben, daß kein Einziger mit größerem Recht als ich euch ermahnen dürfte, mit voller Liebe euere Kraft der nationalen Wehrkraft hinzugeben, denn ich

habe dieser nationalen Wehrkraft *freiwillig*, absolut *freiwillig*, das Opfer gebracht, das ihr mit grollendem Herzen bringt. Ich habe unter Umständen die Last des Militärdienstes, und zwar des schwersten Militärdienstes in jeder Hinsicht, auf mich genommen, die nur Der ertragen kann, dessen Kräfte durch die Begeisterung verzehnfacht sind. Diese Versicherung muß euch genügen; ich kann nicht deutlicher sein.

ii394 Wer aber streng, unerbittlich streng gegen sich selbst ist, der darf auch das Schwerste von Anderen fordern. Und so fordere ich euch nochmals auf: mit der größten Liebe, in wahrer Begeisterung, mit flammendem Herzen dem Vaterland das schwere Opfer des militärischen Dienstes zu bringen. Indem ihr es thut, indem ihr leidet, dient ihr, – was ihr niemals vergessen wollt, – der Menschheit, und *Lassalle* segnet euch aus lichten Höhen.

Oder glaubt ihr vielleicht, daß *Lassalle*, wenn ihm vergönnt gewesen wäre, das große Jahr 1870 zu erleben, Herrn von *Bismarck Opposition* gemacht hätte? Er hätte euch eine Rede gehalten, neben welcher alle seine bedeutenden Reden, die wir zu besitzen so glücklich sind, sich ausgenommen hätten, wie ein vertrockneter Blumenstrauß neben einer thaufrischen duftigen Rose. Oder glaubt ihr vielleicht, daß *Lassalle* das glorreich erstandene deutsche Reich anfeinden würde, wenn er heute noch lebte? Er würde sich, wie Wilhelm der Eroberer auf den Boden Englands, auf diese heilige deutsche Erde werfen und rufen: *Ich fasse dich, deutsches Reich, und niemals, niemals lasse ich dich!* –

Die ersten Sätze eueres Programms, deutsche Arbeiter, haben demnach zu lauten:

1) Reiner Gottesdienst, d. h. volle Hingabe an die Bewegung der Menschheit nach dem idealen Staate.
2) Deutschland, Deutschland über Alles.
3) Begeisterungsvoller Militärdienst.

Diesen Sätzen füge ich noch einen hinzu, aber gleichsam in Klammern, denn ihr seid nicht berufen hohe Politik zu treiben, was ihr eueren Vertretern im Reichstag überlassen müßt; den Satz:

Das *ganze* Deutschland soll es sein;

oder mit Worten *Lassalle*'s:

> Der *Staats*begriff Oesterreich muß zerfetzt, zerstückt, vernichtet, zermalmt, seine Asche muß in alle vier Winde gestreuet werden!
>
> (Der Ital. Krieg, 30.)

Damit ihr nun, deutsche Arbeiter, diese vier Forderungen, die ich an euch stelle, immer vor Augen und im Herzen habt, so rathe ich euch, keine euerer geselligen Zusammenkünfte vorbeigehen zu lassen, ohne die nachfolgenden zwei echten Volkslieder mit kräftiger Stimme gesungen zu haben:

ii395

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?
Ist's wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's wo am Belt die Möve zieht?
O nein, o nein!
ein Vaterland muß größer sein.

Das *ganze* Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel, sieh darein,
Und gieb uns rechten, deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut!
Das soll es sein,
Das *ganze* Deutschland soll es sein!

Und:

O du Deutschland, ich muß marschieren,
O du Deutschland, du machst mir Muth!
Meinen Säbel will ich schwingen,
Meine Kugel die soll klingen,
Gelten soll's des Feindes Blut.

Nun ade, fahr wohl, feins Liebchen!
Weine nicht die Aeuglein roth.
Trage dieses Leid geduldig,
Leib und Leben bin ich schuldig,
Es gehört zum Ersten Gott.

Nun ade, herzlieber Vater!
Mutter, nimm den Abschiedskuß!
Für das Vaterland zu streiten,
Mahnt es mich nächst Gott zum Zweiten,
Daß ich von euch scheiden muß.

Auch ist noch ein Klang erklungen
Mächtig mir durch Herz und Sinn:
Recht und Freiheit heißt das Dritte,
Und es treibt aus eurer Mitte
Mich in Tod und Schlachten hin.

ii396 Deutsche Arbeiter! versprecht mir, daß ihr diese Lieder mit Bewußtsein, so oft ihr könnt, singen wollt. Ihr versprecht es? Gut. Euer Lohn dafür wird das Höchste auf Erden sein: ein warmes zufriedenes Herz.

Es ist ein Schrei der Versöhnung, der Einigung aller Parteien auf rein politischem Felde, den ich ausstoße, und seid gewiß, deutsche Arbeiter: wenn Lassalle lebte, so würde er ihn für mich ausstoßen.

Ihr seid am Rand des Abgrunds angekommen. Der Karren der Socialdemokratie könnte nicht verfahrener sein; er könnte nicht tiefer im Koth stecken, als dies jetzt der Fall ist. Und warum? Weil ihr von Lassalle abgefallen seid.

Lassalle sagte in seiner Rede an die Arbeiter Berlin's in tiefster Entrüstung:

> Was würden die Fortschrittler sagen, wenn ich ihnen hier in ihre Versammlungen eine Handvoll Arbeiter schickte, um sie durch »Hochs« auf mich zu unterbrechen?
>
> (9.)

Und was habt ihr gethan? Der Leichnam Lassalle's war, wie man zu sagen pflegt, noch nicht kalt geworden und schon stürmtet ihr in die Versammlungen der anderen Parteien, fuchteltet mit Knotenstöcken und brülltet wie wilde Thiere.

Lassalle hatte euch auf's Nachdrücklichste ermahnt:

> Wahrheit und Gerechtigkeit auch gegen einen Gegner – und vor allem geziemt es dem Arbeiterstand, sich dies tief einzuprägen! – ist die erste Pflicht des Mannes.
>
> (Antwortschreiben, 10.)

Und wie habt ihr gehandelt? Ihr habt die Gegner verleumdet und mit Ungerechtigkeit überschüttet.

Lassalle hatte euch zugerufen:

> Alle reellen Erfolge im Leben wie in der Geschichte lassen sich nur erzielen durch reelles Umackern und Umarbeiten, nie durch Umlügen.
>
> (Was nun? 36.)

Und was habt ihr gethan? Ihr habt das deutsche Reich beschimpft und anstatt den errungenen Erfolg als Stützpunkt zu benutzen, um euch auf eine höhere Stufe der nationalen Leiter zu schwingen, habt ihr, verführt von gewissenlosen Menschen, nach Paris geschielt, auf ein absterbendes Volk. Anstatt zu arbeiten und zu »ackern« habt ihr das schwere Werkzeug verächtlich weggeworfen |
ii397 und seid dem bunten Phantom eines Weltbürgerthums nachgelaufen. Ihr Thoren! Die gebratenen Tauben fliegen heutzutage Keinem in den Mund – der ideale Staat und sein Weltbürgerrecht wollen erarbeitet, nicht erlogen sein.

Lassalle hatte euch zugerufen:

> andere politische Parteien in solchen Punkten und Fragen zu unterstützen, in welchen das Interesse ein gemeinschaftliches ist.
>
> (Antwortschreiben, 7.)

Ihr dagegen habt in furchtbarster Verblendung jeder anderen Partei principiell Widerstand

gemacht.

Er hatte euch flehentlich gebeten:

Keinen Parteihaß! Ehrlichen Kampf!

Ihr aber ließet es euch immerdar angelegen sein, die Kluft, die euch von den anderen Parteien trennt, zu erweitern.

Ihr habt mit einem Wort, wie Petrus den Heiland, eueren Messias dreimal verleugnet, und zwar so weit wir setzt sind, zweimal – das dritte Mal werde ich gleich beleuchten – ihr habt den deutschen Patrioten Lassalle und den praktischen Politiker Lassalle verleugnet.

Schamröthe muß euch bedecken, Angst muß euch ergreifen, wenn ihr ein Gewissen habt; denn die Folgen eueres selbstmörderischen Verfahrens sind nicht ausgeblieben: ein Kind kann sie sehen.

Euere Partei wird von allen Parteien wie die Pest gemieden und mit Recht. Jeder Gute spürt sofort, daß euch jedes edlere Gefühl abhanden gekommen ist und nur viehische Begierde, die »nach den Schamtheilen und dem Magen« das menschliche Glück mißt, euch wild durchwogt. Wer euch aus den oberen Ständen helfen will, der ist genöthigt, über weinende und händeringende Eltern, über klagende Geschwister zu schreiten, weil man sein sicheres Verderben vor Augen sieht. Als Lassalle noch lehrte und kämpfte, da brachte man kein Opfer, als man sich in eine Bewegung stellte, welche sein edles Gepräge trug – der unabhängige Mann aber, der heutzutage in eueren Dienst treten will, der muß ein Halbgott, d. h. vom Leben und der Welt abgelöst sein.

Glaubt ihr, es gäbe nicht Tausende in den höheren Ständen, welche euch mit frohem Herzen ihre Hülfe schenkten, wenn es nur einigermaßen ginge? Ich gebe euch die Versicherung, daß es eine große Anzahl solcher Guten und Gerechten giebt, welche nur auf |
ii398 den Augenblick warten, wo ihr den falschen Weg verlasset und zur Lehre Lassalle's zurückkehrt. Kehrt ihr um, so wird es ein Tag hoher Freude für diese Edlen sein, denn nun können sie bethätigen, was ihr Herz erfüllt.

Ich kenne wohl die Losung, die unter euch coursirt. Sie ist die dritte Verleugnung eures Messias, wie ich eben sagte, und lautet: Warum sollen wir versöhnlich sein und Anderen gute Worte geben? Warten wir noch ein Bischen, so bricht der Tag an, wo wir mit vierundzwanzigstündiger, heißer blutiger Arbeit mehr erreichen, als mit Millionen versöhnlicher Worte in zehn Jahren gesprochen.

Ihr armen Thoren! Ihr armen Verblendeten, die ihr »Kameele verschluckt und Mücken seiget«, die ihr Wollust in der Begattung mit Nebelbildern empfindet!

Ich wiederhole euch die bedeutenden Worte Lassalle's:

> Nur durch reelles Umackern und Umarbeiten sind reelle Erfolge zu erzielen, nie durch Umlügen.
>
> (Was nun? 36.)

Zu dem reellen Umackern gehört aber vor Allem und Allem der nationale Boden, von dem ihr nichts wissen wollt. Es gehört ferner dazu der Verkehr mit den Hauptführern der anderen Parteien, die überzeugt sein wollen. Glaubt ihr, der verstorbene edle Waldeck oder der verstorbene edle Hoverbeck hätten ein Herz von Stein gehabt? Glaubt ihr, die Herren Lasker und Virchow, die Häupter der beiden großen liberalen Parteien, seien unempfindlich für die Leiden des Volks? Zeigt ihnen, daß ihr ehrliche Leute, praktische Politiker seid, tragt ihnen euere praktischen Wünsche auf dem sicheren Boden des Vaterlands mit der Beredtsamkeit eines großen Herzens vor und sie werden euch nicht nur helfen, sondern auch in euere Bataillone eintreten.

Zu dem Umlügen gehört aber vor Allem die Hoffnung auf einen gewaltsamen Umsturz. Glaubt ihr wirklich, die heutige Gesellschaft fürchte euch? Phantasten werden nie gefürchtet, wohl aber ernste kluge Politiker. Schlagt das erste beste statistische Handbuch auf, so werdet ihr finden, daß 50 % der Bevölkerung der Landwirthschaft dienen und höchstens 25 % der Industrie. Demgemäß ist auch das Heer aus 50 % Bauern und 25 % Handwerkern zusammengesetzt. Daß das thatsächliche Verhältniß im Heer wegen euerer schwächeren Körperconstitution und der stärkeren der Landbevölkerung ein viel

ungünstigeres ist, will ich gar nicht berücksichtigen. |
ii399 Die 50 % Bauern gehören euch vorweg nicht, was man euch auch vorreden möge. Und nun haltet Umschau in eueren Reihen. Da findet ihr zunächst nur einen Bruchtheil, der euerer Partei angehört, und rechnet ihr von diesem Bruchtheil alle Diejenigen ab, welche geringen Muth haben oder durch eine der tausend Ketten des Gefühls und der Interessen an die höheren Stände gefesselt sind, so werdet ihr erschrecken vor der geringen Anzahl euerer unbewaffneten Bataillone.

Ehrliche Arbeit, deutsche Arbeiter! Ehrliches *Umackern* und *Umarbeiten* der realen Verhältnisse, deutsche Arbeiter! Kein *Umlügen*, deutsche Arbeiter! Glühende Hingabe an den göttlichen Athem in der Welt, an den deutschen Staat der Gegenwart, deutsche Arbeiter! Das rufe ich euch nochmals zu, jetzt, wo wir das rein politische Gebiet verlassen wollen. Ich rufe es euch zu, nur bewaffnet mit Waffen aus der Rüstkammer *Lassalle*'s, des Begründers euerer Partei, eueres Erlösers. Euere Bewegung, die so schön und vielversprechend begonnen hat, ist *rückwärts* gegangen anstatt vorwärts; ihr seid auf Abwege gerathen. Ermannt euch, erkennt die falsche Bahn und kehrt um. Dann – und nur dann – könnt ihr siegen, und *daß* ihr dann siegen werdet – das weiß ich.

Wir betreten den *socialen* Boden.

Erinnert euch, deutsche Arbeiter, aus meiner ersten Rede folgender Momente. Ich habe euch mit Worten *Lassalle*'s nachgewiesen, daß das Wesen einer praktischen Agitation darin besteht, daß man alle Kraft auf *Einen* Punkt concentrirt. Ich habe euch ferner gezeigt, daß *Lassalle* so sehr davon durchdrungen war, daß er das sociale Gebiet in praktischer Weise gar nicht betreten hat, sondern bei der rein politischen Forderung des allgemeinen und direkten Wahlrechts stehen geblieben ist.

Was war die Folge dieser weisen Beschränkung? Ein vollständiger Erfolg. Kurz nach *Lassalle*'s Tode wurde euch bekanntlich das allgemeine und direkte Wahlrecht gewährt.

Hieran haben wir uns fest anzuklammern.

Was habt ihr nun, deutsche Arbeiter auf socialem Gebiete erreicht? Berücksichtigt man das Wenige nicht, was euch mehr durch die Gnade der liberalen Parteien und der Regierung als durch euer Verdienst zugefallen ist, so kann man sagen: Nichts.

Warum? Hier will ich jedoch sehr nachsichtig mit euch sein; denn ihr hattet kein Ziel, oder besser: ihr hattet ein Ziel, das euch |
ii400 *Lassalle* vererbt hatte, das aber nicht das richtige Ziel war. Wäre er leben geblieben, so würde er auch, seid fest davon überzeugt, die Forderung des Staatscredits aufgegeben und ein praktischeres Ziel aufgestellt haben.

Die Frage ist jetzt: Warum ist der Staatscredit nicht zu erlangen?

Die Antwort ist diese: Würde euch der Staatscredit bewilligt, so würde eine Concurrenz mit dem herrschenden Kapital gar nicht stattfinden können; denn sämmtliche Fabrikanten müßten sich euch auf Gnade und Ungnade ergeben, *Lassalle* war entweder in Betreff dieser Frage in einer Täuschung befangen, oder er wußte den Sachverhalt, *verschwieg* ihn aber als sehr kluger Mann. Ich halte das Letztere für das Wahrscheinlichere.

Es wird euch klar sein, deutsche Arbeiter, daß kurze Zeit, nachdem euch der Staat die Mittel gewährt hätte, euch selbständig zu organisiren und zu associiren, sämmtliche Fabriken des Kapitals ihren Betrieb einstellen müßten; denn es wären sehr einfach keine Arbeiter mehr da, um die Maschinen in Bewegung zu setzen. Das *weiß* die Regierung, oder besser: die Bourgeoisie weiß es, und die Bourgeoisie ist noch immer eine sehr starke Macht im Staate, ja, sie ist faktisch die Vormacht. Euch den Staatscredit auf gesetzlichem Wege zu verschaffen, das würde, in dürren Worten ausgedrückt, der *Selbstmord* der Bourgeoisie sein, und ihr werdet begreifen, daß die Bourgeoisie lebensmüde sein müßte, um Hand an das eigene Leben legen zu können. Irre ich aber nicht, so ist sie nicht nur nicht lebensüberdrüssig, sondern vielmehr außerordentlich lebens*hungrig*.

Bei den gegenwärtigen faktischen Machtverhältnissen im deutschen Staate ist mithin die Forderung des Staatscredits eine durchaus unrealisirbare, eine völlig aussichtslose. Ernste Leute aber beschäftigen sich nicht mit unmöglichen Dingen. So wenig ihr ein Stück Mondes

oder ein Stück Sonne, trotz des heißesten Verlangens und Bemühens, je erfassen könnt, so wenig werdet ihr den Staatscredit, selbst nicht mit der mächtigsten friedlichen Agitation, erlangen. Ihr müßt also ganz entschieden eine neue Bahn einschlagen, d. h. ihr müßt euch ein praktisches Ziel geben, ein Ziel, das euch begeistert und zugleich der Bourgeoisie nicht den Selbstmord anmuthet.

Dieses neue Ziel, deutsche Arbeiter, müssen wir nicht erst suchen; ich habe es euch und zugleich als eine Mahnung den Kreisen, zu |
ii401 denen ich gehöre, in meinem Hauptwerk: »Die Philosophie der Erlösung« gegeben. Ich stellte daselbst fest, daß das einzige Mittel, welches das deutsche Volk aus den Wirren der socialen Frage herausführen könne, die Versöhnung des Kapitals mit der Arbeit sei, und daß diese Versöhnung dadurch bewerkstelligt werde, daß durch gesetzliche Kraft die Arbeiter zu gleichem Theil wie das Kapital am Gewinn des Geschäfts participiren.

Dieses Verlangen ist deshalb eminent praktisch, weil Jedermann, die Fabrikanten ganz voran, fühlen, daß etwas für euch geschehen müsse, daß der ewige Zank, die entsetzliche Verbitterung auf beiden Seiten, das in den Strikes erscheinende unfruchtbare resultatlose Herumwürgen aufhören müsse, und weil es, wie gesagt, das einzige Mittel ist, das beide Theile annehmen können. Die Fabrikanten können es annehmen, weil sie ein verhältnißmäßig kleines Opfer bringen und ihr, deutsche Arbeiter, könnt es annehmen, weil es euch einstweilen ein gutes süßes halbes Ei geben würde, während ihr jetzt eine leere Schale habt.

Wird es angenommen, so schwinden wie mit einem Zauberschlage:

1) Die Kluft zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, der Klassenhaß;
2) die Strikes, welche, wie ihr wohl eingesehen habt, keinen anderen Erfolg haben als die Agitation wach zu erhalten;
3) die Krisen und ihre entsetzlichen Folgen;
4) das sociale Elend.

Dagegen erscheint auf der Bildfläche des socialen Lebens:

1) die segensreiche Cooperation, d. h. das harmonische Zusammenwirken des Kapitals mit der Arbeit;
2) die schönste Herzens- und Geistesbildung Aller.

Das Mittel, deutsche Arbeiter, muß ferner ja nicht erst erprobt werden: es hat schon die Feuerprobe bestanden. Mehrere Fabrikanten haben ihre Arbeiter mit erstaunenswerthem Erfolge am Gewinn betheiligt, trotzdem der Gewinnantheil der Arbeiter ein sehr geringer war. Es handelt sich also lediglich darum, an Vorhandenes anzuknüpfen, Vorhandenes weiterzubilden.

Dieses Ziel gebe ich euch nun hiermit behufs Herbeiführung einer neuen gesunden – und seid dessen gewiß – auch erfolgreichen friedlichen Agitation. Dieselbe wird ebenso erfolgreich sein, wie die Agitation Lassalle's für das allgemeine und direkte Wahlrecht.

ii402 Eng mit der Versöhnung des Kapitals mit der Arbeit verknüpft ist, wie ich schon bemerkte, die Bildung. Euer Antheil am Gewinn des Geschäfts würde euch in die Lage versetzen, euere Kinder länger, als es jetzt möglich ist, in die Schule zu schicken, weil ihr ihrer Hülfe entbehren könntet.

Indessen wäre damit nicht viel erlangt und da ich kein Freund von quacksalbernden Mittelchen, sondern ein Freund von Radical-Kuren bin, so erweitere ich euere friedliche und gesetzliche Agitation dahin, daß ich, wie ich bereits in meinem Hauptwerke feststellte, neben die Forderung des Gewinnantheils die andere setze: unentgeltlichen wissenschaftlichen Unterricht für Jeden. Ich betone nochmals das Wort wissenschaftlich. Die Elementarschulen dürfen nur Vorbereitungsschulen für alle deutschen Kinder sein und alle deutschen Kinder müssen aus diesen Schulen, je nach ihrer Befähigung und dem Wunsche der Eltern, in die höheren Lehranstalten übertreten können. Wenn auch ein wissenschaftlicher Unterricht für Alle nur allmälig verwirklicht werden kann, so muß doch die Bahn, die dahin führt, mit Entschiedenheit betreten und alle Mittel, welche die Erreichung des Ziels beschleunigen, müssen sofort ergriffen werden.

Beides – haltet dies ja fest, deutsche Arbeiter – beides: Die Versöhnung des Kapitals mit

der Arbeit und der allgemeine, unentgeltliche wissenschaftliche Unterricht ist auf dem Wege einer gesetzlichen friedlichen Agitation zu erreichen.

Und so rufe ich euch denn mit Worten Lassalle's zu: Beginnt »eine gesetzliche und friedliche, aber unermüdliche, unablässige Agitation« für die Einführung der Betheiligung der Arbeiter am Gewinn der Geschäfte und des freien wissenschaftlichen Unterrichtes!

> Pflanzt diesen Ruf fort in jede Werkstatt, in jedes Dorf, in jede Hütte. Mögen die städtischen Arbeiter ihre höhere Einsicht und Bildung auf die ländlichen Arbeiter überströmen lassen. Debattirt, discutirt überall, täglich, unablässig, unaufhörlich, wie jene große englische Agitation gegen die Korngesetze, in friedlichen öffentlichen Versammlungen, wie in privaten Zusammenkünften, die Nothwendigkeit

der Betheiligung der Arbeiter am Gewinn der Geschäfte und des freien wissenschaftlichen Unterrichtes!

> Je mehr das Echo euere Stimmen millionenfach wiederhallt, desto unwiderstehlicher wird der Druck derselben sein.

ii403 Und nochmals:

> Wiederholt täglich, unermüdlich dasselbe, wieder dasselbe, immer dasselbe. Je mehr es wiederholt wird, desto mehr greift es um sich, desto gewaltiger wächst seine Macht.
>
> Alle Kunst praktischer Erfolge besteht darin, alle Kraft zu jeder Zeit auf Einen Punkt, – auf den wichtigsten Punkt – zu concentriren und nicht nach rechts, noch links zu sehen. Blickt nicht nach rechts, noch links, seid taub für Alles,

was nicht wissenschaftliche Bildung und gesetzliche Versöhnung des Kapitals mit der Arbeit heißt,

> und damit in Zusammenhang steht und dazu führen kann.
>
> (Antwortschreiben 33 und 35.)

Deutsche Arbeiter! Eine solche Agitation kann nicht mißlingen. Stoßt ihr den Schrei: Bildung aus, so werden unzählige edle Herzen in den höheren Ständen sympathisch erzittern. Die Sehnsucht nach Bildung in eueren dunklen Herzen liegt der ganzen socialen Frage zum Grunde: sie ist der edle Kern der ganzen Frage und dieser edle Kern – ich setze meine ganze Existenz für diese Prophezeiung ein – wird, wenn ihr ihn rein, ohne schmutziges Anhängsel, den höheren Ständen entgegenstreckt, Tausende und Tausende in eben diesen Ständen euerer gerechten Sache zuführen. Ihr habt keine Ahnung davon, welche Summe von Gerechtigkeit und Herzensgüte latent, d. h. gebunden in den höheren Ständen liegt. Ertönt der wilde Sehnsuchtsschrei: Bildung! aus euerem Munde, so wird diese Kraft wie durch Zauberei frei werden, und Tausende und Tausende kräftiger Arme, Tausende und Tausende zarter Hände werden euch helfen. Nicht alle Fabrikanten sind hartherzige, brutale, natürliche Egoisten; aber selbst wenn dies der Fall wäre, – machen denn die Fabrikanten den ganzen Inhalt der höheren Stände aus? Ich spreche es kühn aus: die Mehrzahl der Fabrikanten hat kaum eine höhere geistige Bildung als ihr, ja sie sind noch schlimmer daran als ihr, denn wie Lassalle treffend sagte:

> schlecht und halb wissen entfernt weit mehr von den Lehren der Wissenschaft und der Fähigkeit, sie aufzunehmen, als gar nicht wissen.
>
> (Indir. Steuern, 120.)

Dagegen sind fast alle wahrhaft gebildeten Leute der höheren Stände gar nicht unmittelbar, und kaum mittelbar, an der In|dustrie
ii404 betheiligt. Sie können von sich sagen, was die Pariser Universität einmal im Mittelalter erklärte:

> daß sie die Wissenschaft sei, von der Jedermann wisse, daß sie vollkommen uneigennützig sei, daß es nicht ihre Gewohnheit sei, die Aemter unter sich zu haben und die Profite, noch sich in irgend anderer Weise darum zu bekümmern als mit ihrem Studium; eben deshalb aber sei es ihre Pflicht zu sprechen, wo der Fall es erheische.
>
> (Die Wissenschaft und die Arbeiter, 9.)

Diese, so zu sagen, freien mächtigen Intelligenzen gehören euch vom Augenblicke an, wo ihr die Bahn des echten Patriotismus betretet und einen Weg verlasset, den ein anständiger Mensch nicht erwählen kann.

Wie sagte ich in meiner ersten Rede in Betreff der echten Agitation? Ich sagte:

> Bei jeder echten und wahren Agitation handelt es sich in erster Linie darum, eine geistige Atmosphäre zu erzeugen. *Alle* Glieder eines Staatskörpers müssen *fühlen*, daß etwas Neues in der Luft liegt. Dieses Neue verfolgt sie bis in die dunkelsten Winkel ihrer Wohnungen; es ist ein Bestandtheil der Luft geworden, die sie athmen; es begleitet sie im öffentlichen Leben; es setzt sich mit ihnen an den Frühstücks- und Mittagstisch; es sitzt bei der Verrichtung ihrer Berufsgeschäfte neben ihnen; es begleitet sie in's Theater, in Concerte, auf Bälle; es legt sich mit ihnen zu Bett; es steht mit ihnen auf.

Indem ich dies wiederhole, rufe ich euch zu: beginnt die neue Agitation je früher, je besser. Seid taub und blind für alles Andere; auf die angegebenen beiden Punkte allein richtet euere ganze Kraft, Petitionirt beim Kaiser, beim Fürsten Bismarck, bei den Akademien, bei den Universitäten, bei allen deutschen Fürsten, bei allen Landtagen; laßt euere Vertreter im Reichstage bestimmte Anträge formuliren und diese immer wieder einbringen; fordert sie auf, sich in einen würdigen Rapport zu den Führern der andern Parteien, Herrn Windthorst nicht ausgenommen, zu setzen, damit die Anträge große Unterstützung finden. Sprecht mit Worten, sprecht mit Blicken, sprecht mit Geberden; sagt immer dasselbe, immer dasselbe: so wird die Agitation gelingen, so muß sie gelingen.

Schließlich mache ich euch auf *socialem* Gebiete noch auf folgende Punkte aufmerksam.

ii405 Die gesetzliche Betheiligung der Arbeiter am Gewinn der Geschäfte wird allmälig sämmtliche Fabriken in Actien-Gesellschaften überführen. Die Actien-Gesellschaften sind zur Veröffentlichung ihrer Bilanz verpflichtet, und es wird deshalb der Staat im Laufe der Zeit den genauesten Einblick in das Einkommen Aller, welche mit der Industrie zu thun haben, gewinnen. Hieraus muß nothwendigerweise eine ganz neue Steuergesetzgebung fließen, welche, ihrer inneren Natur nach, auf der Einkommensteuer beruht.

Ich bin deshalb der Meinung, daß Steuerreform in euere agitatorische Thätigkeit vorläufig gar nicht hereingezogen werden darf. Erstens würde dies gegen den euch bekannten Hauptgrundsatz einer praktischen Agitation, den Grundsatz, alle Kraft auf *Einen* Punkt zu concentriren, widersprechen, denn es würde eine Zersplitterung euerer Kräfte eintreten, die allemale vom Uebel ist. Zweitens war *Lassalle* in Betreff der indirekten Steuer, welche als Zuschlag auf die Lebensbedürfnisse erhoben wird, in einer ganz seltsamen Täuschung befangen, was ich euch jetzt begründen will.

Das eiserne Lohngesetz ist euch bekannt. Ihr wißt, daß der durchschnittliche Arbeitslohn vom Lebensunterhalt bestimmt wird, der in einem Lande gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlich ist.

Je mehr nun die unentbehrlichen Lebensmittel mit Abgaben belegt werden, desto *höher* muß euer durchschnittlicher Arbeitslohn werden und umgekehrt, je weniger Steuern auf den Lebensmitteln liegen, desto *tiefer* muß der Arbeitslohn fallen. Ihr seht also ganz klar, daß die indirekte Steuer euch, im Grunde genommen, gleichgültig sein kann; denn nur bei Arbeitslosigkeit könnten theuere Lebensmittel in's Gewicht fallen, bei Arbeitslosigkeit aber werdet ihr so wie so schwere Noth leiden.

Nehmt an, es bestehe nur eine progressive Einkommensteuer im deutschen Staate, so würden Salz, Brod, Bier, Fleisch, Branntwein, Kaffee, Tabak u.s.w. durch den Fortfall der indirekten Steuer bedeutend billiger werden. Ihr könntet also unter diesen Umständen mit *weniger* Geld euch und euere Familien ernähren. Was würde aber eine unmittelbare Folge davon sein? Es wäre die, daß das eiserne Lohngesetz sofort die Situation wieder beherrschen würde, d. h. der durchschnittliche Arbeitslohn würde *sinken*.

Lassalle benutzte die indirekte Steuer hauptsächlich dazu, um |
ii406 euer Elend aufzudecken, schonungslos aufzudecken. Ich glaube auch in diesem Falle, wie beim Staatscredit, daß *Lassalle* seinen Irrthum wohl erkannt hatte, aber als eminent praktischer Mann die indirekte Steuer als ein vortreffliches Agitationsmittel nicht fahren lassen wollte. Er ergriff das Mittel um so beherzter, als er die Unwissenheit und die geringe Urtheilskraft seiner Gegner genügend kannte.

Dagegen rathe ich, daß euere gesetzlichen Vertreter gegen die Art und Weise, wie eben in

Preußen Domänen veräußert werden, entschieden Front machen sollen. Es werden nämlich in Preußen Domänengüter parzellirt und mit Hangen und Würgen kleine Grundbesitzer geschaffen. Die Regierung handelt dabei unter dem Drucke der liberalen Parteien, welche bestrebt sind, der Auswanderung vorzubeugen.

Ich denke aber, daß es an der Zeit wäre, in die ganz unhaltbare Bewirthschaftungsmethode der Felder einen neuen Geist, den Geist der Association zu gießen. Von allen denkenden Männern aller Parteien wird einmüthig bekannt, daß die Landwirthschaft gründlich reformirt werden, d. h. daß gerade so, wie an die Stelle der kleinen Handwerksstätten die großen Fabriken getreten sind, an die Stelle des Betriebs im Kleinen, der Betrieb im Großen treten müsse, wenn nicht die größte Calamität ausbrechen solle.

Würde nun die preußische Regierung die Domänen, anstatt sie zu parzelliren, associirten Landarbeitern auf eine Reihe von Jahren *verpachten* und nur verpachten, die Gesellschaften mit dem nothwendigen beweglichen und unbeweglichen Inventar versehend, so würde auch in der Landwirthschaft das Kapital mit der Arbeit thatsächlich *versöhnt*; es würde ein Feuerheerd geschaffen werden, der in geometrischer Progression allmälig die ganze Landwirthschaft ergreifen und Zustände schaffen würde, deren segensreiche Folgen ganz unberechenbar wären.

Ich lenke mit Energie euere Aufmerksamkeit auf diesen überaus wichtigen Punkt. Es ist noch gar nichts verloren; denn die vorhandenen Parzellen können wieder vereinigt und den jetzigen Besitzern unterstellt werden.

Auch hier würde nur an Vorhandenes angeknüpft, Vorhandenes weitergebildet werden. In der preußischen Provinz Sachsen z. B., wo ein außerordentlich gesunder Sinn herrscht, bestehen viele Zuckerfabriken, deren Besitzer associirte reiche Bauern und Gutsbesitzer sind. Die Fabriken sind also Actien-Gesellschaften, was |
ii407 nichts Anstaunenswerthes ist; aber bewunderungswürdig ist der Erfolg, der aus der gemeinschaftlichen Bearbeitung des zu den Fabriken gehörigen Grundbesitzes fließt. Da, wo die Fabriken keinen Grundbesitz haben, sind die Actionäre verpflichtet, ein gewisses Quantum Rüben zu liefern, was jedoch, wie ihr seht, auf dasselbe hinausläuft, denn thatsächlich gehört zu jeder Fabrik ein bestimmter Landcomplex, der mit dem vortrefflichen Dünger der Fabrik fruchtbar und außerordentlich ertragsfähig erhalten wird.

Ich betonte oben, daß der Staat die Domänen nur verpachten, nicht veräußern solle, woran ihr sehr fest halten müßt; denn das innigste Bestreben der Socialdemokratie muß darauf gerichtet sein, daß das Eigenthum des Staates nicht nur nicht geschwächt, sondern immer umfassender gemacht werde.

Im weiteren Verlauf dieser Agitation wäre auch der Staat zu veranlassen, euch an dem Ertrag der ihm gehörigen Bergwerke zu betheiligen.

Zum Schlusse, deutsche Arbeiter, bitte ich euch, klar in euch aufzunehmen, welche Folgen die Versöhnung des Kapitals mit der Arbeit in Deutschland für die ganze Menschheit haben würde; denn an diesen Folgen werdet ihr überaus deutlich erkennen, wie nur Der wirklich Großes für die Menschheit wirken kann, welcher sich mit voller Seele dem *Vaterland* hingiebt.

Ich habe euch bereits auseinandergesetzt, daß die Bewegung der ganzen Menschheit aus den Bewegungen aller Einzelstaaten, resp. aller Menschen resultirt. Im ältesten grauesten Alterthum allein war es möglich, daß ein Volk eine abgeschlossene Culturentwicklung durchmachen konnte. Heutzutage ist dies ganz unmöglich. Alle civilisirten Staaten der ganzen Erde stehen im innigsten Zusammenhang, beeinflussen sich gegenseitig und über allen schwebt die internationale Wissenschaft: die einzige echte und berechtigte *Internationale*.

Wo nun in irgend einem Staate ein Fortschritt stattfindet, da hat mithin die ganze civilisirte Menschheit diesen Fortschritt gemacht. Wie der Dichter sagt:

> Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
> Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
> Mit Purpurmänteln oder dunklen Kutten.

Es sei über kurz oder lang – immer müssen die Staaten dem voranschreitenden nach. Würdet

ihr mithin die Versöhnung des Kapitals |
ii408 mit der Arbeit in Deutschland durch eine besonnene und beharrliche Agitation erringen, was ganz unzweifelhaft ist, so würde mit der Nothwendigkeit der Naturgesetze über kurz oder lang in Frankreich, England, Oesterreich, Italien, Dänemark, Belgien u.s.w. die Versöhnung des Kapitals mit der Arbeit gleichfalls in die Erscheinung treten müssen.

Also frisch voran, deutsche Arbeiter! Indem ihr euch mit verzehrender Ausschließlichkeit dem jungen deutschen Reich hingebt, wirkt ihr, wie kein anderes Volk, für die gesammte Menschheit, oder mit anderen Worten: je glühender ihr Patrioten seid, desto mehr seid ihr auch echte Weltbürger. Schwärmt ihr dagegen für Ideale, die erst in fernster Zukunft real, d. h. wirklich werden können, und legt in der Gegenwart die Hände in den Schooß, so verrathet ihr nicht nur das Vaterland, sondern auch die Menschheit, deren Ideale durch euere wahnsinnige Unthätigkeit auf dem realen Gebiete der Gegenwart vielleicht erst ein volles Jahrhundert später realisirt werden können.

Reelles Umackern der gegenwärtigen Verhältnisse, deutsche Arbeiter! ehrliches Umarbeiten der gegenwärtigen Verhältnisse, deutsche Arbeiter! – das seien euere Ideale. Das elende verruchte Umlügen verbannt für immer aus euerem Sinn, aus eueren Herzen.

Und jetzt noch Eines. Ich hoffe, daß ich ein Charakterbild Lassalle's geschaffen habe, das, weil es auf der Wahrheit beruht, die letzten Endes immer siegt, euere Herzen ergreifen wird. Dieses klare helle Bild in euerer Seele wird euch zu großen Thaten aufstacheln. Ihr werdet bestrebt sein, des großen Todten würdig zu sein, ihr werdet bestrebt sein, seine lichte Höhe zu erreichen.

In diesem Streben kann euch nun nichts mehr unterstützen als die Schriften Lassalle's. Ich habe euch schon gesagt, daß jeder Schriftsteller das Beste seines Geistes in seine Werke niederlegt. Leider haben euere Führer nicht die Wichtigkeit erkannt, welche die Worte des Meisters haben. Ich vermisse mit Trauer eine Gesammtausgabe der populären Schriften Lassalle's in würdiger Ausstattung. Schafft euch, deutsche Arbeiter, eine Arbeiterbibel, die ihr in jedem freien Augenblick zur Hand nehmt und lest. Debattirt über ihre Hauptsätze, klärt euch über den hohen Sinn, der darin liegt, auf und prägt ihn euch dann in die Seele. Es steuere Jeder von euch nach Vermögen zu dieser Gesammtausgabe bei. Ich bin bereit, außer einem Beitrag in Geld, die Redaction zu liefern. Ich würde die Hauptsätze, gleichsam die Wissens-Artikel |
ii409 des Arbeiters, mit fetten Lettern drucken lassen, damit alle diejenigen von euch, welche nur wenig Zeit haben, doch im Wesentlichen den Geist Lassalle's in ihr Blut aufnehmen könnten. Die Gesammtausgabe der populären Schriften Lassalle's ist eine Ehrensache für die deutschen Arbeiter; sie wird ein schönes Zeichen eueres Danks für die unsterbliche That unseres großen todten Freundes sein, daß er das Klassenbewußtsein in euch geweckt, euch aus Nichts zu etwas gemacht und euch auf die Bahn geführt hat, an deren Ende die Menschen allererst Menschen sein werden.

Ich habe zu euch gesprochen als ein vollkommen freier unabhängiger Mann. Man wird mich wegen meiner freien Worte nicht nur in der mächtigen gesellschaftlichen Schicht, der ich angehöre, maßlos anfeinden, sondern auch in eueren Kreisen. Hierauf werde ich immerdar mit dem trotzigen Satze der niedersächsischen Bauern antworten:

Wat frag ick na de Lü –
Gott helpet mi.

Meine Worte werden in hundert Herzen auf steinigten Boden fallen, dagegen aber auch in tausend Herzen Flammen entzünden; denn allmächtig ist die Wahrheit und sie wird siegen. Meine Worte sind geboren aus der Kraft der Wahrheit, aus der Kraft eines deutschen Patrioten und aus der Kraft eines praktischen Politikers, der die Hand rüstig an das Nächste legt und dabei das Auge des Geistes an der lichten blauen Ferne labt. Meine Worte leben und werden wirken. Keine Macht der Erde wird sie ersticken oder entkräften. Sie sind mit Nothwendigkeit geboren worden, mit Nothwendigkeit sind sie in den Fluß der Dinge gerathen, mit Nothwendigkeit werden sie sich daselbst behaupten. Man kann sich wohl schütteln unter dem eisernen Griff der Wahrheit, aber man kann sich nicht von der Hand der Wahrheit befreien.

Und so rufe ich euch, Alles zusammenfassend, zum Schlusse zu:

Seid Deutsche, nur Deutsche!

Seid praktische Politiker, praktische Socialdemokraten, ehrliche Arbeiter!

Seid todesmuthige Soldaten!

Dritte Rede.
Das göttliche und das menschliche Gesetz.

ii410

Kreon.
Du sage kurz und bündig ohn' Umschweife mir:
War dir der Ausruf unbekannt, der dies verbot?
Antigone.
Bekannt: warum nicht? Offenkundig war er ja.
Kreon.
Und wagtest dennoch wider mein Gebot zu thun?
Antigone.
Es war ja Zeus nicht, welcher mir's verkünden ließ,
Noch hat das Recht, das bei den Todesgöttern wohnt,
Solch eine Satzung für die Menschen aufgestellt.
Auch nicht so mächtig achtet' ich, was du befahlst,
Daß dir der Götter ungeschrieb'nes ewiges
Gesetz sich beugen müßte, dir, dem Sterblichen.
Sophokles. Antigone.

Deutsche Arbeiter!

Ich habe lange geschwankt, deutsche Arbeiter, ob ich euch diesen Vortrag über das göttliche und menschliche Gesetz halten solle oder nicht. Es hat mir in den Ohren gegellt: nur ein Wahnsinniger giebt Kindern Feuer in die Hände. Ich wiederhole es, deutsche Arbeiter, ich habe lange, sehr lange geschwankt.

Aber endlich habe ich mich doch entschlossen, euch diesen Vortrag zu halten, welcher, in ähnlicher Weise wie Lassalle euch in seinem Arbeiterprogramm die Resultate der tiefsten Geschichtsforschung in leichtfaßlicher Form darreichte, euch mit den schwerwiegendsten Resultaten der Philosophie bekannt machen soll.

ii411 Den Ausschlag gab, daß ich mir sagen mußte: du hast lange Zeit als Soldat am Herzen des niederen deutschen Volks gelegen, und dort eine solche urkräftige Fülle von Treue und Güte, von Besonnenheit und Mäßigung gefunden, daß du keinen Feuerbrand in Kinderhände legst, sondern den gesunden Geist der deutschen Arbeiter in ein stärkendes Lichtbad tauchst.

Zeigt euch dieses hohen Vertrauens würdig, deutsche Arbeiter.

Wenn ihr die Agitation beginnt, welche ich euch in meiner zweiten Rede warm an's Herz gelegt habe, so giebt sie in Verbindung mit ihren Resultaten so viel praktische Arbeit, daß nicht nur ihr, sondern auch euere Kinder und Enkel vollauf mit deren Erledigung zu thun haben werden. Ist es nun auch sehr wahrscheinlich, daß wir auf diese Weise eine friedliche Entwicklung der socialen Verhältnisse in Deutschland haben werden, – und das heißt doch in ganz Europa, – so muß man demungeachtet einen gewaltsamen oder wenigstens anderen Verlauf der Dinge für möglich halten, und weil, wenn diese Möglichkeit eintreten sollte, leicht ein Conflikt in euerer Brust zwischen Vaterlandsliebe und Menschheitsliebe entstehen könnte, so ist es nothwendig, daß ihr eine feste Norm besitzet, wonach ihr euer Verhalten regeln könnt.

Diese Norm will ich euch nun geben durch die wichtige Unterscheidung des göttlichen vom menschlichen Gesetz.

In der schönen Gedächtnißrede des edlen Volksfreundes Virchow am Grabe des unvergeßlichen Volksmannes, des Freiherrn von Hoverbeck – eines echten »Freiherrn«, deutsche Arbeiter! – sagte der geistvolle Redner:

> Vincke, der westphälische Freiherr, war ein Mann des Rechts, d.h. des gegebenen Rechts; unser Freund war ein Mann der Freiheit, d.h. des werdenden Rechts. Er wußte, daß ein gutes Stück des gegebenen Rechts Unrecht ist, und er besann sich keinen Augenblick, die Art an solches unrechtes Recht zu legen, um neues und besseres Recht zu schaffen.

Diese Worte tragen durchweg das Gepräge der Wahrheit und wir wollen dieselben zum Ausgangspunkt nehmen. Der Zweck meiner Rede kann überhaupt nur der sein, diese hellen Worte durch die Philosophie durchsichtig zu machen: sie sind hell, aber ihr Kern ist verhüllt.

Ihr mögt, deutsche Arbeiter, eueren Blick in die Natur werfen |
ii412 wohin ihr wollt, so werdet ihr immer und immer das Individuum, das Einzelwesen finden. Es ist im unorganischen Reich noch keinem Chemiker gelungen, aus Gold Silber, aus Eisen Kupfer zu machen, und im organischen Reich findet ihr Pflanzen, Thiere, Menschen: immer und immer begegnen euch Individuen, d. h. streng auf einem besonderen Lebensgrund sich behauptende Einzelwesen.

Ihr möget aber auch den Blick in die Natur werfen, wohin ihr wollt, so werdet ihr immer und immer finden, daß diese Einzelwesen nicht selbständig sind, sondern in einem innigen Zusammenhang stehen. Wir können nicht existiren ohne Luft, Licht, Pflanzen und Thiere; die Thiere nicht ohne Luft, Licht, Pflanzen und theilweise ohne schwächere Thiere; die Pflanzen nicht ohne Luft, Licht und Erde; und jeder chemische Stoff wirkt unablässig und erfährt zugleich die Einwirkung aller anderen Stoffe: die Welt ist ein festes Ganzes von Einzelwesen.

Ihr könnt schließlich keinen Blick in die Natur werfen, ohne zu finden, daß jedes Einzelwesen sowohl als das Ganze in einer beständigen, continuirlichen, unablässigen Bewegung begriffen ist. Wohin ihr seht, da trifft euer Blick den Fluß des Werdens.

Deshalb hat auch ein geistreicher Mann einmal gesagt, daß in der Welt nur der Wechsel beharrlich sei, sonst Nichts.

Dies haltet fest.

Wir haben uns selbstverständlich jetzt nur mit der Menschheit zu befassen.

Das Erste, was wir über die Menschheit aussagen müssen, ist:

1) daß sie die Summe aller einzelnen Menschen ist;
2) daß sie beständig fließt. Es giebt keinen Stillstand in diesem Fluß der Menschheit: sie fließt continuirlich.

Wie ich euch bereits in meiner zweiten Rede entwickelt habe, entsteht die Bewegung der Menschheit (wenn man die corporativen Formen, also Staaten und Vereine übersieht) aus der Bewegung *aller* Menschen. Ich betone »aller Menschen«, denn es kann gar keine Ausnahme geben. Diejenigen sowohl, welche an der Spitze der großen Staaten stehen, als auch jene, welche sich in Klostermauern vergraben, üben durch ihre bloße Existenz einen bestimmenden Einfluß auf den Gang der Menschheit aus.

Ich habe euch ferner auseinandergesetzt, wie sich der Gang der Menschheit im Großen aus dem Zusammen- und Gegeneinander|wirken
ii413 der mächtigen Staaten erzeugt, und schließlich bestimmte ich diesen Gang selbst als einen nothwendigen, unabänderlichen, eisernen Gang zum Reich der Zukunft, zum idealen Staat.

Kann dieser Gang, obgleich er in ein eminent Gutes, d. h. in ein Gut des höchsten Grades mündet, ein moralischer sein?

In keiner Weise, deutsche Arbeiter! Was erzeugt diesen Gang? Blickt um euch. Ihr seht Weise und Narren, Mörder und Gerechte, Grausame und Gute, Tyrannen und Menschenfreunde, Rohe und Gebildete, Schlemmer und Enthaltsame, Wollüstlinge und Heilige, Lügner und Wahrhaftige, mit einem Wort: Gute und Schlechte. Aus dem Zusammen- und Gegeneinanderwirken aller dieser verschiedenartigen Elemente entsteht eine Resultirende, eine Diagonale. Diese Diagonale ist, eben weil sie aus den Bestrebungen der Guten sowohl als der Schlechten erzeugt wird, vollkommen qualitätlos: sie hat gar keinen bestimmten Charakter, sie ist ein einfacher Verlauf wie der Verlauf eines Flusses.

Ueber dieser Bahn der Menschheit, die blutbefleckt, leichenbedeckt, thränenvoll, voll Geschreis und Kampfwuth ist, – jedoch auch Männer wie *Winkelried*, *Wilhelm Tell*, *Huß*, *Luther* enthält, – steht aber gleichsam hoch oben am Himmelszelt ein gerader goldener Strich, oder eine Schnur von Sternenblumen, und diese goldene, leuchtende, strahlende, unabänderliche Straße deckt die Straße unten auf der dunklen Erde vollkommen. Der Verlauf der Menschheit, ihr Gang, die Resultirende aus allen Einzelbestrebungen hat ganz genau die Richtung jener einfachen goldenen Straße: diese letztere ist gleichsam das Modell, wonach sich die blutige dornenvolle Straße der Menschheit richtet.

Dieser glänzende, unabänderliche, gerade, goldene Strich hoch oben am Sternenzelt ist – deutsche Arbeiter, – *das göttliche Gesetz*.

In so weit euch dieses göttliche Gesetz interessiren kann – und der praktische Philosoph darf euch eben als praktischer Mann nie mehr sagen, als was ihr begreifen und in's Blut aufnehmen könnt, er darf euch nie eine geistige Nahrung reichen, die ihr nicht verdauen könnt, – insofern also dieses unabänderliche göttliche Gesetz euch interessiren kann, besteht es aus drei Perlen, die sich immer wieder zu einer Schnur aneinanderreihen, welche das Auge des Edlen trunken macht, nämlich aus der Vaterlandliebe, der Gerechtigkeit und der Menschenliebe.

ii414 Der Verlauf der Menschheit, deutsche Arbeiter, trägt, wie ich euch sagte und erklärte, kein moralisches Gepräge; ebenso wenig aber auch trägt der ideale goldene Strich über dem Wege der Menschheit ein moralisches Gepräge; denn er ist einfach ein Gesetz, ein unabänderliches Gesetz. Er ist die Norm für die Moralität, nicht die Moralität selbst. Die Moralität, die Sittlichkeit ist etwas ganz Anderes. Was ist sie nun?

Sie ist die Uebereinstimmung eueres Willens, eueres Einzelwillens, eueres Eigenwillens mit diesem göttlichen Gesetz, der Einklang eueres Willens mit dem göttlichen Willen, der in diesem Gesetz erschöpfend ausgeprägt ist.

Nehmt diese Worte, deutsche Arbeiter, mit durstiger Seele in euch auf; brennt sie in euere Herzen tief ein, denn euere Seligkeit hängt davon ab. Ihr seid so lange Thiere und ausgeschlossen vom Glück des Paradieses, so lange euer Wille mit dem göttlichen Willen nicht übereinstimmt; und je mehr ihr euerem Willen die Richtung des göttlichen Willens gebt, je mehr ihr euer Herz vom heiligen Geist dieses göttlichen Willens durchbrausen und durchsausen lasset, desto tiefer dringt ihr in das Glück des Paradieses ein, bis ihr in der vollen Unbeweglichkeit des tiefsten Herzensfriedens steht.

Euer Leben, wie ich euch schon sagte, muß ein fortwährender Gottesdienst sein; euer Blick muß immerdar, immerdar, deutsche Arbeiter, auf die Sterne Gottes: auf Vaterlandsliebe, Gerechtigkeit und Menschenliebe gerichtet sein. Wenn euer Auge immer und immer an diesen Blumen Gottes hängt, wenn ihr Licht immer und immer eueren Geist erfüllt, so wird auch der göttliche Wille immer gewaltiger in euch werden, so werdet ihr Ruhe finden für euere müden Seelen.

Es ist ein feierlicher Augenblick für mich, es ist der schönste Augenblick meines Lebens, der mir jetzt zu Theil wird, deutsche Arbeiter, jetzt, wo mir vergönnt ist, die Frucht eines fünfzehnjährigen Denkens in der lichten Einsamkeit der Wüste euch darzureichen. In tiefem Glück ruht meine Seele!

Ihr erseht auch hieraus, deutsche Arbeiter, daß es der reine Wahnsinn ist, eine Moral predigen zu wollen ohne Androhung von Strafe und ohne Verheißung. Der Mensch kann so wenig gegen seinen Vortheil handeln, wie das Wasser von selbst bergauf fließen kann. Die Strafe der echten philosophischen Moral ist die Oede |
ii415 und Kälte des menschlichen Herzens und ihre Verheißung ist das Himmelreich des Herzensfriedens, was schon Christus (Luc. 17, 21.) mit den Worten aussprach:

»Seht, das Himmelreich ist inwendig in euch.«

Wer nur ein einziges Mal die Seligkeit dieses Himmelreichs durch eine moralische Handlung in sich empfunden hat, der läßt auch nicht mehr vom göttlichen Gesetz, auf dem alles echte Glück beruht. Nicht auf »dem Magen und den Schamtheilen«, d. h. auf der Genußsucht, oder concreter ausgedrückt, nicht auf Champagner, Leckerbissen und Weibern beruht das echte Glück. Das echte Glück beruht auf den Sternenblumen Gottes: auf Vaterlandsliebe, Gerechtigkeit und Menschenliebe, und das echte Glück ist Seelenfriede.

Wenden wir uns jetzt zur Menschensatzung, zum menschlichen Gesetz.

Was sind Menschensatzungen, deutsche Arbeiter? Berücksichtigen wir lediglich den sehr verächtlichen Ausspruch des Heilands über Menschensatzung, welcher lautet:

> Aber vergeblich dienen sie mir, dieweil sie lehren solche Lehre, die nichts denn Menschengebote sind,
>
> (Matth. 15, 9.)

so dürfen wir wohl nur eine sehr dürftige und kahle Antwort erwarten. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß Christus der begeisterte Prediger des reinen, unwandelbaren, göttlichen

Gesetzes war, daß er deshalb in seinen Gedanken immer das göttliche Gesetz trug, neben welchem sich jede Menschensatzung, auch die heiligste und ehrwürdigste, wie ein Talglicht neben der Sonne ausnahm. Wollen wir mithin die Frage richtig beantworten, so müssen wir das unwandelbare göttliche Gesetz vorläufig ganz aus Augen und Sinn verlieren.

Was ist eine Menschensatzung, oder einfacher: was ist ein Gesetz?

Diese Frage hat euch Lassalle in seiner Rede über Verfassungswesen in unübertrefflicher Weise beantwortet. Ein Gesetz ist der Ausdruck bestehender thatsächlicher Machtverhältnisse.

Das schönste und prachtvollste Gesetz wäre nichts Anderes als eine Aneinanderreihung von Buchstaben, wenn die thatsächliche Macht nicht jedem Buchstaben die Kraft von tausend Kanonen gäbe. Nehmt diese Macht hinter dem Gesetze fort, so ist es weniger als ein Schatten, es ist gar Nichts.

ii416 Diese Erklärung ist so unumstößlich richtig, daß sie sogar Anwendung auf das göttliche Gesetz findet. Das göttliche Gesetz ist nur deshalb ein Gesetz, weil die Perlen, aus denen es zusammengesetzt ist, vom unüberwindlichen allmächtigen Athem Gottes durchweht werden. Der Athem Gottes, der heilige Geist, der Gang der Welt, das allmächtige eiserne Schicksal macht das Gesetz erst zu einem Gesetze.

Also jede Menschensatzung, deutsche Arbeiter, ist der Ausdruck thatsächlicher Machtverhältnisse, was ihr recht fest halten wollt.

Nun wißt ihr aber, daß die Menschheit nichts Festes, Unwandelbares, sondern etwas durchaus Flüssiges ist. Die Menschheit ist ein Theil des unaufhörlich fließenden Stroms, ein Theil des Werdens der ganzen Natur und aus diesem Satz allein, ohne irgend welchen anderen Stützpunkt zu haben, läßt sich schon schließen, daß die Machtverhältnisse innerhalb der Menschheit dem Wechsel unterworfen sind.

Nehmen wir aber die Geschichte zu Hülfe, welche ein sehr großer deutscher Philosoph sehr treffend das Selbstbewußtsein der Menschheit genannt hat, so finden wir diese allgemeine Wahrheit bis in's Kleinste herab bestätigt. Nicht nur blicken wir auf eine Masse untergegangener Reiche, die einst sehr kräftig waren und deren Gesetze für die ganze Dauer der Zeit oder, um mich populär auszudrücken, für die Ewigkeit gegründet zu sein schienen, sondern wir blicken auch auf eine beständige Abänderung der Gesetze, auf ein unaufhörliches Ummodeln des Grundes aller Gesetze, der Staatsverfassungen.

Warum? Weil sich die Machtverhältnisse in einem Staate wegen des beständigen Wechsels immer verschieben. Bald fällt der Schwerpunkt der Macht in die Krone, bald in den Adel, bald in die Geistlichkeit, bald in das Bürgerthum, bald in die unteren Classen, bald in das ganze Volk.

Auf der Oberfläche hatte also Herr Virchow ganz Recht, wenn er in der beregten Rede über Hoverbeck das gegebene Recht vom werdenden Recht unterschied; im Grunde jedoch haben wir in der Menschheit nur werdendes Recht, als Gegensatz des göttlichen Rechts, das allein unwandelbar ist.

Ich will euch, deutsche Arbeiter, in einem Bilde den Sachverhalt recht deutlich machen. Ihr Alle habt gewiß schon an der Einbiegung eines Flusses, wo das Wasser am Ufer langsamer fließt und schmutziger ist als in der Mitte, auf einem weißlichen trüben |
ii417 Streifen Blasen gesehen. Diese Blasen sind Gebilde des Fließens und sie sehen aus wie feste Formen. Bald platzt jedoch eine solche Blase, bald entsteht wieder eine neue. Sowohl das Platzen als das Entstehen geschieht nicht urplötzlich, obgleich dies der Fall zu sein scheint: es ist vielmehr das letzte Glied einer ganzen Reihe von Ursachen und ich bitte euch dies wohl zu merken, denn man kann sich gar nicht oft genug wiederholen, daß in der Natur, mithin auch in der Menschheit, eine sprunghafte Entwicklung ganz unmöglich ist. Das einzig richtige Bild für das Leben der ganzen Natur ist das Fließen. Wir können uns nur völlig willkürlich dieses unaufhörliche Fließen vermittelst der Zeit in Momente auflösen: es ist ein beständiges Hervorquellen, ein unaufhörliches Ineinanderübergehen, ein rastloses Werden ohne Pause, so klein wir uns auch eine solche Pause denken mögen.

Ganz in der gleichen Weise werfen die continuirlich fließenden Machtverhältnisse eines

Staates Gesetze aus und vernichten sie wieder: dem Anscheine nach allerdings urplötzlich, aber dem Wesen nach ganz innerhalb der Natur des Fließens, d.i. allmälig. Was also Herr Virchow gegebenes Recht nannte, das trägt schon den Todeskeim seit seiner Geburt in sich, und wenn ferner ein solches gegebenes Recht zusammenstürzt, so ist sein Zusammensturz nur das Endglied einer großen Causalkette.

Wie aber alle Bäche und alle Flüsse ein in jedem gegebenen Augenblicke ganz bestimmtes Bett und eine ganz bestimmte Richtung haben, so bewegt sich auch jeder Theil der Menschheit in der ganz bestimmten Form des Staates und hat, allgemein ausgedrückt, die bestimmte Richtung nach der Freiheit.

Wir nähern uns jetzt wieder dem göttlichen Gesetze.

Der Staat und die Richtung des von ihm umschlossenen Menschenstromes können von diesem Standpunkte aus als das Beharrliche im Wechsel angesehen werden, oder mit anderen Worten: der Staat und die Richtung seiner Gesellschaft sind der Abglanz des göttlichen Gesetzes auf Erden.

Es kann dies auch gar nicht anders sein; denn die Bahn der Menschheit weicht, wie ich euch bereits sattsam sagte, nicht um die Breite eines Haares von der goldenen Straße dort oben in den Sternen ab, die Jeder, der ein »entsiegeltes Auge« hat, deutlich sieht. Der Weg der Menschheit ist das Nachbild des göttlichen Vor|bilds
ii418 und deshalb ist Gottesdienst, heiliger, glühender, ausschließlicher Gottesdienst das Selbe, was volle Hingabe an den Staat ist. Jener Gottesdienst und diese volle Hingabe decken sich.

An den Staat hat sich also Jeder zu halten, der das göttliche Gesetz verwirklichen will; denn ich wiederhole: der Staat ist der Reflex des göttlichen Gesetzes, sein Wiederschein auf Erden, eine unwandelbare Form, mit welcher die Menschheit steht und fällt.

Worauf beruht nun der Staat?

Merkt euch genau meine Antwort, deutsche Arbeiter. So einfach sie klingen mag, so bedeutungsvoll ist sie wegen der Folgerungen, die aus ihr fließen.

Der Staat beruht auf dem Staatsvertrag.

Wer hat diesen Vertrag abgeschlossen?

Die Bürger unter einander, und sein ganzer Inhalt ist: Wir verpflichten uns, nicht zu morden, nicht zu stehlen und den Staat zu erhalten; dafür haben wir das Recht auf Schutz vor Mord, Diebstahl und Vergewaltigung durch fremde Macht.

Mit den Rechten und Pflichten dieses Vertrags werden wir geboren, deutsche Arbeiter. Diese Rechte und Pflichten ferner stehen und fallen mit dem Staatsvertrag, und überhaupt, – merkt euch das ganz genau, – nur in Bezug auf einen Vertrag haben die Worte Pflicht und Recht eine Bedeutung. In der echten Moral giebt es keine Pflicht und kein Recht, da giebt es nur Hingabe an das göttliche Gesetz und Lohn dafür: den Herzensfrieden.

Die Gesetze gegen Mord und Diebstahl sind Urgesetze, nicht Gesetze schlechthin, auch nicht Grundgesetze. Diese beiden Gesetze allein sind Urgesetze und weil der Staat mit ihnen steht und fällt, so sind es die einzigen Gesetze, welche heilig sind. Das göttliche Gesetz heiligt sie, wie den Staat selbst.

Ohne das gesetzlich garantirte Leben jedes Einzelnen wäre ein Staat nicht denkbar. Aber auch ohne das gesetzlich geschützte Eigenthum wäre ein Staat nicht denkbar. Ueber die Form des Eigenthums läßt sich streiten, nie über das Eigenthum; denn es ist nicht aus der Welt zu schaffen, es ist als verkörperte Thätigkeit da, wie die Menschen selbst da sind, wie die Sonne, die Erde, die Luft da sind. Nehmt an, daß heute der absolute Communismus, d.h. die vollständige Concentration alles Eigenthums in den Händen des Staates in die Erscheinung träte, so bestände nach wie vor das |
ii419 Gesetz gegen Diebstahl in voller Kraft; denn nur durch dieses Gesetz bliebe das Eigenthum in den Händen des Staates geschützt.

Unwandelbar ist also das göttliche Gesetz einerseits, und der Staat, seine Urgesetze und die Menschheitsentwicklung andererseits.

Was aber immer wechselt und deshalb gar nicht göttlich ist und an der Stirne das Brandmal der Vergänglichkeit trägt, das sind die Tropfen des Menschenstroms, die einzelnen Individuen

und die Blasen auf dem Strome, die Gesetze.

Merkt euch genau, deutsche Arbeiter, was ich euch sage: Heilig ist auf Erden nur der *Staat*, seine *Ur*gesetze und die Richtung seines Volksgeistes; heilig ist aber weder ein menschliches Gesetz noch ein Grundgesetz, d. h. eine Staats*verfassung*.

Welche Eigenschaften haben aber dann die Gesetze und Grundgesetze? Sie haben eine sehr solide Eigenschaft, eine Eigenschaft, die euch Arme und Beine zerbrechen und eueren Kopf abschlagen kann, sie haben die *Kraft* der thatsächlichen in einem Staate vorhandenen Machtverhältnisse.

Seht ihr, deutsche Arbeiter, nun ist die Sache mit einem Male klar. Heilig ist das göttliche Gesetz und sein Abglanz auf Erden: der Staat, dessen Urgesetze und die Richtung des Volksgeistes, weil sie neben der Macht die Unvergänglichkeit und Naturnothwendigkeit haben; die Gesetze und Grundgesetze *im* Staate dagegen sind nicht heilig, sondern *nur* mächtig. Man darf an sie herantreten, man darf den Kampf mit ihnen aufnehmen, man darf versuchen, sie umzumodeln. Die Erlaubniß hierzu haben wir uns, deutsche Arbeiter, von Niemand in der Welt zu erbitten. Die Erlaubniß zur Ummodelung ist geradezu ein Gebot, denn im tiefsten Grunde beruht sie auf dem göttlichen Gesetze, das in jeder Menschenbrust gebietet, es im Staate zu verwirklichen.

Das göttliche Gesetz steht *über* allen Gesetzen, oder wie es die herrliche Antigone des griechischen Dichters Sophokles so schön aussprach:

> So mächtig achtete ich nicht, was *du* befahlst,
> Daß dir der Götter ungeschrieb'nes ewiges
> Gesetz sich beugen müßte, *dir*, dem Sterblichen.

Die Frage ist jetzt: Welche Ummodelung der Gesetze mit Absicht auf das Einzelwesen ist moralisch, d. h. heilig, welche Ummodelung ist unmoralisch, d. h. verrucht.

Die Antwort ist sehr einfach. Jede Ummodelung ist heilig, |
ii420 welche mit dem göttlichen Gesetze übereinstimmt; jede Ummodelung dagegen, welche dem göttlichen Gesetze widerspricht, ist verrucht.

Muß ich euch erst sagen, deutsche Arbeiter, was mit dem göttlichen Gesetze übereinstimmt? Das göttliche Gesetz lautet in seiner Anwendung auf die vom Staate umschlossene Gesellschaft:

Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.

Jede Handlung mithin, welche die Absicht hat, eine solche Ordnung der Dinge im Staate herbeizuführen, daß jeder Bürger das Seine erhält und an die Summe der im Staate aufgehäuften Schätze der Cultur gleichen Anspruch wie alle Anderen hat, ist moralisch. Jede Handlung dagegen, welche die Absicht hat, Staatsbürger zu Gunsten Anderer zu benachtheiligen, zu schädigen, zu enterben, – ist unmoralisch, ist verrucht.

Ihr entnehmet hieraus mit Leichtigkeit, daß euere Principien, deren Ausdruck der Satz des Erlösers ist: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, heilig sind und daß euer Bestreben im höchsten Grade moralisch ist. *Ihr* wollt doch nicht, daß Einer von euch mehr Recht habe als der Andere; *ihr* wollt doch nicht, daß der Eine schwelge und der Andere entbehre und darbe; *ihr* wollt doch nicht das Knie auf die Brust eueres Nächsten setzen, ihn würgen, peinigen, schlagen und ausbeuten: nicht wahr, das Alles wollt ihr nicht? Seht, und weil ihr dieses *nicht* wollt und dagegen höchste Gerechtigkeit für *Jeden* wollt, stimmt euer Wille mit dem göttlichen Willen überein und deshalb müßt ihr siegen, werdet ihr siegen.

Ihr erseht aber auch daraus wieder, daß Mord und Diebstahl nicht bloß *Vertragsbruch*, nicht bloß ungesetzliche Handlungen, sondern auch *unmoralische* Handlungen des höchsten Grades sind; denn indem ihr mordet, nehmt ihr euerem Nächsten das Seine, und indem ihr stehlt, thut ihr das Gleiche. Das Privat-Eigenthum oder genauer: die juristische Kategorie Eigenthum ist keine göttliche Einrichtung, sondern Menschensatzung und deshalb darf sie angegriffen und bekämpft werden; aber das Privateigenthum darf, so lange es besteht, von einem Individuum nicht verletzt werden. Ihr werdet also, deutsche Arbeiter, nie stehlen und morden, auch nicht stehlen, wenn ihr am Verhungern seid: Das gelobt euch feierlich.

Gehen wir weiter. Ich bitte euch, deutsche Arbeiter, sehr aufmerksam zu sein.

Was ist eine Revolution, eine echte Revolution?

ii421 Möge wieder Lassalle für mich sprechen:

> Man kann nie eine Revolution machen; man kann immer nur einer Revolution, die schon in den thatsächlichen Verhältnissen einer Gesellschaft eingetreten ist, auch äußere rechtliche Anerkennung und consequente Durchführung geben.
>
> (Arbeiterprogramm, 15.)

Es ist wie mit den Blasen auf dem Wasser, von denen ich vorhin gesprochen habe. Sie entstehen und platzen nicht urplötzlich, sondern ihr Entstehen und ihr Platzen sind Schlußglieder einer ganzen Kette von Ursachen und Wirkungen. Wenn sich die Machtverhältnisse eines Staates derartig verschoben haben, daß die alte Form zu eng wird, so bricht diese Form und eine neue entsteht. Dieses Zerbrechen kann sehr harmlos vor sich gehen; es kann sich gerade so geräuschlos vollziehen wie der Zerfall in Asche bei einem conservirten Leichnam, der nach hundert Jahren in die Berührung mit der frischen Luft kommt, oder es kann sich unter Donner und Blitz vollziehen. Lassalle drückte dies in folgenden glänzenden Sätzen aus:

> Eine Revolution wird entweder eintreten in voller Gesetzlichkeit und mit allen Segnungen des Friedens, oder aber sie wird hereinbrechen unter allen Convulsionen der Gewalt, mit wildwehendem Lockenhaar, erzene Sandalen an ihren Sohlen.
>
> (Indirekte Steuer, 131.)

Hieraus sind zwei Wahrheiten zu entnehmen: erstens, daß zum Wesen einer Revolution Donner und Blitz nicht gehören, zweitens, daß nur diejenige Revolution gelingen kann, die auf einer realen thatsächlichen Uebermacht beruht.

Das merkt euch, deutsche Arbeiter, für den Fall, daß gewissenlose Menschen euch zu Putschen verführen möchten. Eine Revolution kann nie gemacht werden.

Gehen wir wieder einen kleinen Schritt weiter.

Ist eine Revolution unmoralisch oder moralisch?

Die Antwort ist: sie ist weder moralisch noch unmoralisch, denn sie gehört zum Verlauf der Menschheit, dem kein anderes Prädicat als das der Nothwendigkeit zukommt.

Nur der einzelne Mensch kann dem in einer Revolution zum Ausdruck kommenden, göttlichen Gesetz gegenüber, moralisch oder unmoralisch handeln.

Denkt euch einen Bürger zur Zeit der großen französischen |
ii422 Revolution. Diese Revolution beruhte auf dem göttlichen Gesetz, denn sie beabsichtigte die rechtliche Anerkennung des dritten Standes, was damals so viel bedeutete als Freiheit für Alle. Unser völlig unabhängiger Bürger soll nun gegen die Revolution gekämpft haben. Wie handelte er? Er handelte unmoralisch; denn er stellte sich feindlich dem göttlichen Gesetze gegenüber. Nun wollen wir annehmen, daß er sich in die große Bewegung eingestellt und ihren Verlauf in glutvoller Begeisterung beschleunigt habe. Wie handelte er? Er handelte im höchsten Grade moralisch, denn sein persönlicher Wille fiel mit dem göttlichen Willen zusammen.

Mordete er, wenn er in diesem Kampfe einen Menschen tödtete? In keiner Weise, denn er vertheidigte nur das göttliche Gesetz gegen solche, welche es übertreten hatten. Er mordete so wenig wie die französischen oder deutschen Soldaten im Kriege von 1870 gemordet haben; denn jene wie diese kämpften für ihren Staat, der heilig ist, weil er der Abglanz des göttlichen Gesetzes ist.

Hätte dagegen der von uns gedachte Bürger die Wirren der Revolution benutzt, um einen persönlichen Feind aus Rache und Haß aus der Welt zu schaffen, so würde er gemordet haben; denn er würde dem göttlichen Gesetze zuwider gehandelt haben, das absolute Menschenliebe, also auch Feindesliebe, gebietet.

Diese feinen sittlichen Unterschiede, welche die Vernunft der Menschen feststellt, finden ihren Wiederhall im menschlichen Gefühl. Ich tödte z. B. einen Menschen im Staate – sofort zerfleischen die Furien mein Herz, ob ich auch ganz bestimmt wisse, nicht entdeckt zu werden. Ich tödte dagegen im Kriege einen Menschen und da bleibt mein Gewissen ganz ruhig.

Christus hat ganz genau gewußt, daß seine Lehre Menschen auf Menschen hetzen und

Ströme von Menschenblut fließen lassen werde. Er sagte:

> Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden,
> Meint ihr, daß ich hergekommen bin, Friede zu bringen auf Erden?
> Ich sage: nein, sondern Zwietracht.

(Luc. 12, 49-51.)

Er war von einer Sanftmuth, die ihm unmöglich machte, einem Menschen ein Haar zu krümmen. Er wußte ferner, daß wenn er schwiege, kein Blutstropfen seinetwegen vergossen werde – und dennoch hat er das göttliche Gesetz verkündigt. Glaubt ihr, deutsche |
ii423 Arbeiter, sein Gewissen sei auch nur durch einen einzigen Tropfen des Blutes, das sein trauervoller Geist in der Zukunft sah, belästigt worden? Durch keinen einzigen!

Arnold von Brescia, Savonarola, Wycliffe, Huß, Luther, Zwingli, Calvin – alle diese Männer wußten, daß der Apfel der Zwietracht, den sie unter die Menschen warfen, zu den blutigsten Kriegen führen würde. Ja, das Stöhnen und Gewimmer der Verwundeten und Sterbenden drang bis zu den Ohren der meisten derselben und zerriß ihr Herz. Glaubt ihr aber, daß ihr Gewissen sie belästigt habe? In keiner Weise war dies der Fall, denn sie handelten in Uebereinstimmung mit dem göttlichen Gesetz.

Montesquieu, Rousseau, Helvetius, Holbach, Danton, Robespierre, die Girondisten – alle wußten, daß entsetzlich viel Blut fließen werde, wenn sie die Wahrheit verkündigten. Haben sie gezaudert, erlösende Worte zu sprechen? Nein! Sie haben die Gefühle ausgesprochen, die der gewaltige göttliche Athem in ihrem Busen erregte. Glaubt ihr, daß der von Natur weiche, sanfte Robespierre mit leichtem Herzen die Todesurtheile unterschrieben habe? Es ist geschichtliche Thatsache, daß er voll Barmherzigkeit und Menschenliebe war und dennoch unterschrieb er. Glaubt mir: sein Herz wollte brechen, aber sein Gewissen war lautlos. Nur Blut, das vom Einzelnen im Widerspruch mit dem göttlichen Gesetz vergossen wird, schreit zu Gott und findet Erhörung in Form von wilden qualvollen Gewissensbissen.

Aus allen diesen Untersuchungen haben wir jetzt die Norm, die Richtschnur zu bilden, welche in etwaigen Kämpfen der Zukunft euer Verhalten regeln soll.

Ich habe euch in meinem zweiten Vortrag entwickelt, daß Deutschland während einer Geschichtsperiode, deren Dauer nicht bestimmt werden kann, berufen ist, an der Spitze der europäischen Staatenfamilie zu stehen. Ich habe euch ferner auf Grund dieser Thatsache erläutert, daß nicht die Franzosen euch, sondern ihr den Franzosen die Lösung des socialen Problems bringen werdet. Ich habe euch auch den Weg angegeben, auf dem ihr an der Hand einer praktischen Agitation zum Ziele gelangen könnt. Ich habe schließlich der Erreichung des Zieles, also einer sehr bedeutsamen Revolution, den Beisatz »friedlich« aus tausend Gründen gegeben.

Sollte nun während dieser Agitation Deutschland nochmals |
ii424 gegen Frankreich Krieg führen, d.h. einen neuen Religionskrieg auskämpfen müssen, so ergiebt sich euere Stellung von selbst. Ihr habt in moralischer Begeisterung zu erglühen und mit verzehnfachter Kraft in diesen heiligen Krieg zu ziehen; denn es handelt sich um Vernichtung von Pfaffenlug und Pfaffentrug, um Ausbrennung eines furchtbaren Krebsgeschwüres am Leibe der Völker.

Jetzt setze ich aber den Fall, das außerordentlich Unwahrscheinliche, aber immerhin Mögliche trete ein. Es trete der Fall ein, daß in Frankreich trotz Allem und Allem, die sociale Frage gelöst und das französische Volk mit dieser Lösung auf der Fahne gegen Deutschland marschiere.

Wie müßt ihr in diesem Falle handeln? Sollt ihr fahnenflüchtig werden oder reichstreu bleiben?

Es ist nur eine Antwort möglich: ihr müßt unter allen Umständen reichstreu bleiben; denn das Vaterland darf nie, nie verrathen werden; das würde dem göttlichen Gesetze, das Vaterlandsliebe gebietet, widersprechen und zugleich wäre es Vertragsbruch.

Nun könntet ihr aber erwidern: in diesem Falle würde das göttliche Gesetz im Widerspruch mit sich selbst sein: es gebietet Vaterlandsliebe einerseits und Gerechtigkeit und Menschenliebe andererseits. Ich würde von der einen Tugend zum deutschen Vaterland, von

der anderen zu den Franzosen gezogen und die Gerechtigkeit ist eine größere Tugend als der Patriotismus.

Dieser Widerspruch ist jedoch nur ein scheinbarer.

Wer zum göttlichen Gesetz geschworen hat, muß sich an seinem irdischen Abglanz, an den Staat halten. Hingabe an den Staat und Hingabe an das göttliche Gesetz decken sich. Und seid getrost, weil dies der Fall ist, könnte auch die höhere Tugend gar nicht unterliegen.

Ich erinnere euch daran, daß der Gang der Menschheit aus dem Streben aller einzelnen Menschen entsteht und ein durchaus nothwendiger, d. h. mit dem goldenen unwandelbaren Strich am Himmel übereinstimmender ist.

Würdet ihr als deutsche Socialdemokraten gegen Frankreich, das in dem gedachten Kriege die Interessen der Socialdemokraten aller Länder verträte, ziehen müssen, wie würde es da wohl in euerer Brust aussehen? Ihr würdet traurig und niedergeschlagen sein. Und wie würde es in der Brust der Franzosen aussehen? Es würde flammen, sausen, brausen; die Lohe der Begeisterung würde aus allen Poren brechen, kurz ihre Kraft wäre verzehnfacht, während die euere durch |
ii425 Trauer und Niedergeschlagenheit auf die Hälfte reducirt wäre. Könnte da ein guter Ausgang für Deutschland möglich sein? Durchaus nicht.

Seht ihr, deutsche Arbeiter: so würde euere Sache doch siegen, obgleich ihr nicht das göttliche Gesetz verleugnet und den Staatsvertrag zerrissen hättet.

In ähnlicher Weise müßte das Verhalten derjenigen von euch sein, welche beim Ausbruch einer socialen Revolution, die wir *per impossibile* annehmen wollen, gerade Soldaten wären. Dürften sie dem Befehl, auf euch, ihre Väter, Brüder und Freunde zu schießen, nicht gehorchen? Sie müßten Feuer geben. Warum? Erstens, weil Elternliebe, Kindesliebe, Geschwisterliebe u.s.w. als solche gar nicht zum göttlichen Gesetz gehören; sie gehören nur insofern dazu, als sie in der Menschenliebe schlechthin enthalten sind. Dann sind sie Wächter des Staates schlechthin, dem sie schon bei der Geburt, durch ihre bloße Erscheinung, verpflichtet wurden und dem sie dann beim Eintritt in's Heer unbedingte Treue geschworen haben. Brächen sie, die Hüter des Staatsvertrags, den Vertrag, so wären sie zwiefach als Verbrecher und Verräther gebrandmarkt, ein Schandmal, das nie von ihrer Stirne verschwände. Aber – und das ist der Brennpunkt der Frage – sie würden lau sein; denn wie könnten sie begeistert sein? Begeisterung kann von keinem König und von keinem Kaiser commandirt werden; die kann nur durch ein hohes Ziel erzeugt werden, das nothwendigerweise im göttlichen Gesetz wurzeln muß, was der echte Staatsmann vor Allem zu beachten hat und nie aus den Augen verlieren darf. Die echte Politik folgt der unwandelbaren Richtung der Menschheitsentwickelung oder mit anderen Worten, die echte Politik ist Volkspolitik. Und weil euere Kameraden im Rock des Reichs lau wären, deshalb würdet ihr in euerer Begeisterung siegen; natürlich vorausgesetzt, daß ihr thatsächlich die Uebermacht habt; denn das Gelingen einer Revolution ist gleichbedeutend mit der Herausstellung dessen an die Oberfläche, was in der Tiefe schon vorhanden ist.

Allgemeiner gefaßt, lautet also die unumstößliche Norm, die unerschütterliche Richtschnur für euere Handlungsweise:

In allen Actionen des Staats nach außen muß makellose Pflichterfüllung, makellose Vertragstreue bethätigt werden.

Im Innern des Staates ist die glühendste Hingabe an das göttliche Gesetz zu üben, damit dasselbe seine volle Verwirklichung |
ii426 in der Gesellschaft finde. Wer unter der Fahne steht, muß makellos vertragstreu sein. Wer nicht unter der Fahne steht, hat das göttliche Gesetz über das menschliche zu stellen, und darf vor keinem Conflikt, der hieraus entstehen mag, zurückschrecken. »Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen.«

Zugleich mache ich nochmals darauf aufmerksam, daß die Gesetze gegen Mord und Diebstahl Urgesetze sind, die als Ausfluß der Naturnothwendigkeit ebenso heilig wie das göttliche Gesetz selbst sind.

Möge sich das, was ich euch sagte, tief in euere Seelen eingraben.

Jetzt habe ich noch meine Stellung zu euerer Partei anzugeben, wie ich am Anfang dieser Reden versprochen habe.

Ich wiederhole vor Allem, daß ich als ein freier und unabhängiger Mann zu euch gesprochen habe: das werdet ihr auch erkannt und gefühlt haben; denn hätte ich etwas von euch gewollt, oder diente ich Anderen, so würde ich euch den Bart gestrichen und mich gehütet haben, schonungslos in eueren Wunden herumzuwühlen.

Meine Hauptstellung zu euch ergiebt sich aber aus Folgendem.

Alles was die sociale Bewegung an ihrem fernen Ende den Menschen bringen wird, das habe ich bereits. Ich verlange von der Welt nichts mehr.

Ich bin abgelöst von Personen und Sachen.

Ich nehme keine Ehre von Menschen.

Der Ehrgeiz und die Ruhmsucht sind in mir erloschen: kein Motiv, das eine Menschenbrust bewegt, kann mich bewegen.

Nur Eines verlangte ich noch: das Bewußtsein, dem Volke gedient zu haben. Ich habe es mir errungen.

Ich kann niemals euerer Partei angehören, weil die sociale Frage für mich keine Klassenfrage, sondern eine Bildungsfrage ist, welche die ganze Menschheit umfaßt. Ich kann deshalb überhaupt keiner Partei angehören: ich stehe über den Parteien.

Aber insofern euere Sache zur Sache der Menschheit gehört, gehöre ich euch ganz, obgleich ich kein Glied euerer Partei sein kann.

Ich bin euer Wilhelm Tell, der auch kein Parteimann war, und einen einsamen Weg ging.

Ihr habt, deutsche Arbeiter, keinen treueren Freund als mich.

Zehnter Essay.
Das regulative Princip des Socialismus.

ii427

Der Gralsorden.

Die des Grales hüten,
Das sind die Auserwählten,
Immer selig hier und dort,
Die stets dem höchsten Preise Zugezahlten.

Wolfram von Eschenbach, Titurel.

Der Menschheit gewidmet.

Vorwort.

ii429 *Sursum corda!*

Ein Schrei nach Erlösung ertönt aus allen Schichten des Volkes in allen Ländern.

Nur eine Association der Guten und Gerechten kann ihn verstummen machen.

Keine der alten Gemeinschaften jedoch kann helfen, weil sie entweder auf alten Lehrmeinungen begründet sind, oder einen beschränkten Wirkungskreis haben, oder gerade Das fördern, was immer tiefer in die Nacht des Unglücks treibt.

Aber auch nur eine Gemeinschaft kann helfen, welche auf einem Grunde beruht, den die lichtvollste Wissenschaft erbaut hat und welche dem Individuum die freieste Bewegung gestattet.

Der nothwendige Zwang eines solchen Ordens, das Gelübde, dürfte nur der Ausdruck der Verinnerlichung der Seele sein, und müßte aus dem Principe des Ordens, nicht aus der Autorität einer Person fließen.

Die nachfolgende Skizze ist ein Versuch, die Wirksamkeit, welche eine solche freie Vereinigung von Gleichgesinnten auszuüben berufen wäre, in den Hauptzügen festzustellen und den Modus ihrer Organisation durch ein bestimmtes Statut zu reguliren.

Der fragmentarische Charakter, welcher einzelnen Theilen dieses Regulativs, wie einer jeden vorläufig nur im Principe sich darstellenden Realität nothwendig eignen muß, möge Diejenigen, in deren Herzen der Gedanke selbst auf mitschwingende Saiten trifft, |
ii430 nicht in Zweifel über die vorhandene Möglichkeit seiner praktischen Durchführung auf dem harten spröden Boden des realen Lebens führen. Zum einen Theil ist diese anscheinende Flüchtigkeit der Zeichnung einzelner Linien in dem fraglichen Entwurfe durch die erfahrungsmäßige Unmöglichkeit bedingt gewesen, in einem gegebenen Grundriß auch gleich die genaue Lage jedes einzelnen Steines im Voraus bestimmen zu können, welcher das aufzuführende Gebäude dereinst mit zu tragen hat. Zum anderen indessen sind diese nur andeutungsweise berührten oder vielleicht auch ganz offen gebliebenen Stellen, welche das kritische Auge gewiegter, auf dem Boden des deutschen Vereinslebens und seiner mancherlei Satzungen und Gebräuche *quasi* infallibel stehender Praktiker möglicherweise als Lücken beanstanden mag, die den ganzen Entwurf vor ihm »zu Falle« bringen, – auch nicht ganz unabsichtlich als solche von mir belassen worden. Denn wenn es mir vergönnt sein sollte, die theoretischen Ausführungen meiner Lehre, wie sie in meinem Hauptwerk und den in den vorliegenden Essays demselben gegebenen Erweiterungen erschöpfend zum Ausdruck gelangt sind, nunmehr auch ihrer praktischen Verwerthung zuzuführen, und hierdurch das Ziel zu erreichen, dessen idealer Umriß täglich heller vor mich hintritt, – dann werden die thatsächlich zu Macht bestehenden Verhältnisse, mit welchen sich im heutigen Staatsleben die Gründung einer Verbindung so weitreichenden Umfangs wie die gedachte, auseinanderzusetzen haben würde, wohl schon ganz von selber die letzte corrigirende oder vollendende Hand an diejenigen Punkte des Statutes legen, die einer genaueren Ausführung oder wesentlichen Modifikation ihrer ursprünglichen Fassung bedürftig sind, bevor dasselbe in Kraft treten kann. Wenn aber anders im Willen und Walten des Schicksals beschlossen, warum alsdann jenen »treuen reinen tapferen Händen«, welche früher oder später den hier niedergelegten Gedanken aufgreifen, ihm Gestalt und Leben geben und somit vollenden werden, was mir nur mit Geistes Augen zu schauen vergönnt gewesen, – die Freiheit und Freude des selbständigen Weiterbauens auf den von mir gegebenen Grundmauern durch allzu peinlich genaue Bestimmungen des Buchstabens beschränken? Ich würde in solchem Falle mit der geschehenen Feststellung des für alle Zeit Gültigen, d.i. von den wechselnden Formen und Gestalten keiner bestimmten Epoche Beein|flußten
ii431 und Gebundenen, – meine Aufgabe vollbracht, den Grundstein zu der »Herberge der Gerechtigkeit« gelegt erachten dürfen, welche die echten Streiter in der Richtung der Weltbewegung, die wir Schicksal nennen und als den Weg Gottes zu seinem Ziele erkennen, aufnehmen und vereinen soll. *Votum solvimus nos quorum nomina Deus scit!* –

So viel dem Inhalt des vorliegenden Regulativs.

Die Form, in der es sich darstellt, wird gleichfalls eines vorausgehenden erklärenden Wortes bedürfen, schon um dem Philosophen – und zumal dem praktischen in dem Augenblicke, wo er sich anschickt, einem Ecksteine seines Lehrgebäudes den sicheren Untergrund der concretesten Wirklichkeit zu bereiten! – den billigen Vorwurf fernzuhalten, daß er sich einer Darstellungsweise dabei schuldig gemacht, die man gewohnt ist, nur dem Dichter zu gestatten: der freien Schöpfung eines bloßen Phantasiegebildes.

Einen – – »Gralsorden« – *mirabile auditu!*– in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts?! –

Ja. –

Ein gleicherweise tief in's ferne Mittelalter zurückgreifender, offenbar nur vorgeschobener Name derjenige seines Stifters? Und dieser sagenhaft umwobene, aber demohngeachtet mit dem Schein der vollsten Aktualität eingeführte Stifter das *nobile officium* seiner Gralsregentschaft auch nicht vom heut'gen Tage erst datirend? –

Ja. –

»Templeisen«, »Weise«, »Knappen« u.s.w. die Glieder dieser mysteriösen, halb klösterlich, halb ritterlich organisirten Ordenskörperschaft? –

Ein »Parzival«, ein »Loherangrin« an der Spitze derselben, ein »Seneschall«, »Komthur« u.s.w. die Nächsten zu diesen im hohen Amte, – für was Alles doch die nüchterne Sprache unserer Tage die so viel näheren und natürlicheren Bezeichnungen des »Präses« und seines Beigeordneten, des Filiale-Vorstands, Amtsverwesers, Schriftführers u.s.w., u.s.w. zur Hand hätte? –

»Ordens-Kapitel«, »Ritual«, »Gelübde« und wohl auch eine dem Allen entsprechende strikte »Observanz« und sonstigen dergleichen unmöglich *au sérieux* zu nehmenden Firlefanz? –

Und dieser ganze, aus den Rüstkammern des Zeitalters der Kreuzzüge zu Tage geholte, verstaubte und verrostete Apparat ein |
ii432 vermeintes wirksames Mittel zu dem verkündeten Zweck: die brennendste, und dermalen noch in den schroffsten und schneidendsten Gegensätzen sich stoßende und reibende Frage unserer Zeit auf praktischem Wege ihrer Lösung zuführen helfen zu wollen?! –

Warum denn nicht? –

Schon an einer anderen Stelle bei Anlaß einer rein wissenschaftlichen Definition (Essay »Idealismus«, S. 40) habe ich es einen »thörichten Dünkel« bezeichnet, Etwas, das vorher schon sehr gut ausgedrückt worden sei, nur der vermeintlichen »Neuheit« wegen, mit anderen Worten noch einmal sagen zu wollen. Dasselbe gilt in meinen Augen auch für die in einem großen Geisteswerke deutlich ausgesprochene und vollendete, wenn auch vielleicht erst in kommenden Jahrhunderten sichtbarlich in die Erscheinung tretende That: der echten »Geistes«-That.

Hat das mustergültige Bild einer Vereinigung der Guten und Gerechten, zum Zwecke der selbstlosesten aufopferungsvollsten Hingabe an das Werk des Heiles für die erlösungsbedürftige Menschheit, aber wirklich erst erdacht und geschaffen werden müssen? Gewiß nicht. Es hat sich vor mehr als sechs Jahrhunderten schon in durchsichtiger Klarheit und Reinheit in dem hellen Geiste eines echten Deutschen, des größten Dichters unserer Nation im Mittelalter gespiegelt, und wirft seinen milden leuchtenden Glanz wie ein treulich führender Stern der Weisheit und des Friedens in die wilde Hast und Jagd, die trotzig sich ballenden Sturmwolken unserer gährenden grollenden Zeit. Man braucht seinen reinen Contouren, seiner durchaus harmonischen Anordnung nur zu folgen, und man hat und hält in sicherer Hand, was ich im Abschnitt »Politik« meines Hauptwerks (S. 301) und am Schlusse des achten Essays dieses Bandes deutlich als das Eine, was Noth thut, dargethan habe, um die trübe sich dahinwälzende Flut gequälter halbverthierter Menschenleben in das rechte Bett zu lenken, und zu einem klaren, breit und mächtig durch gesegnete Gefilde sich ergießenden Strom der allseitigen reichsten Bildung, der gesündesten, frohesten und sonnigsten Daseinserfüllung zu gestalten. Denn was wäre denn, ich frage, falls sie zu der erhofften Blüte

gelangen sollte, eine solche von dem Geiste der höchsten und edelsten Humanität getragene Genossenschaft, eine solche Verbrüderung von echten »Rittern des heiligen Geistes«, von freien Dienern des göttlichen Gesetzes |
ii433 Anderes, als die Verwirklichung des lichten Traumes, welcher die Seele des edlen Wolfram von Eschenbach durchglühte, als er den reinen tapfren Händen der auserwählten Gralsschaar seines »Parzival« die denkbar höchste Mission der Welterlösung übertrug? –

So wird es denn auch Jedem, welcher meinen Ausführungen im siebenten Essay und speziell denjenigen der Seiten 265 und 268 mit Verständniß gefolgt ist, nur als eine logische Consequenz des dort entwickelten Princips erscheinen können, wenn er diejenigen beiden Namen, in deren wohlvertrautem Klang der Grundgedanke von Wolfram's herrlicher Meisterschöpfung am Mächtigsten und Volltönendsten accentuirt ist, nun auch an der Stelle wieder findet, welche das Ideal des genialen Franken seiner endlichen Verkörperung zuzuführen strebt. Nicht mystischer Romanticismus, der in blind-rückläufiger Bewegung eine ausgesprochenermaßen auf den Resultaten der freiesten Forschung und dem Grunde der freiesten individuellen Bewegung stehen sollende Institution des 19ten Jahrhunderts in das schwerfällige Panzerkleid mittelalterlichen Formelkrams einzwängen zu können wähnt, gab der Benennung »Gralsorden« den Vorzug vor jeder anderen, die in Ansehung für die in's Auge gefaßte Verbindung kommen konnte; kein utopistisch-anachronistisches Traumgewebe verdunkelte den freien, für die hart im Raume sich stoßenden Erscheinungen des gesellschaftlichen Fermentationsprozesses wohlgeschärften Blick, der nur und nur einen »Parzival«, einen durch alle Stadien des Zweifels, der inneren Läuterung, der vollkommensten Selbstüberwindung siegreich hindurchgegangenen »Inmittendurch« als dieses modernen Ordens Haupt und Stifter bestellt erkennen mochte. Auch das heilige Feuer der allmächtig lohenden opferwilligen Menschenliebe, das einem Pharus gleich, den göttliche Gluten nähren und schüren, seine Leuchte gerade den trübsten und dunkelsten Stationen auf der Bahn der Menschheit leiht und sie durch Kampf und Sturm zum sicheren Hafen leitet, reicht sich von Hand zu Hand, verlöschet nie. Der große Vorgänger, auf dessen Schultern sich die zeitgemäß aufgebaute Schöpfung eines »Gralsordens« unserer Tage: die freie Vereinigung freiwillig dem großen Gange der Menschheitsbewegung zum Werkzeug sich anbietender und einstellender Schicksalskämpfer emporheben würde, – dieser große Vorgänger hat in lauteren Händen die |
ii434 Flamme hoch genug über die Klippen und Strudel des dunklen, kampf- und leidgepeitschten Menschenstromes emporgehalten, um ihren seelendurchglühenden und erwärmenden Strahl mit ungeschwächter Kraft bis in die wogenden Strömungen und Brandungen unserer Zeit zu entsenden. Darum die Ehre Dem, dem sie gebührt.

Was dann weiter noch die bei der Abfassung des Statuts von mir gebrauchte Redeform anbetrifft, welche mit positiver Bestimmtheit durchweg ein Vorhandenes, bereits Bestehendes setzt, wo anscheinend doch nur erst von einem Werdenden geredet werden dürfte, das seines Daseins Fug und Recht erst noch beweisen soll, – warum, möcht' ich da fast mit Goethe rufen, warum

denn Alles gleich ergründen!
Sobald der Schnee schmilzt, wird sich's finden.

Lasse man bis zur Veröffentlichung meiner Tagebuchblätter, welche diesen Punkt noch vollständig in's Klare rücken werden, meine einfache Versicherung genügend sein, daß in meiner individuellen Ueberzeugung (die ich Keinem aufdränge) die in den drei Einführungszeilen zu dem Statute gemachten Angaben auf einer Wahrheit beruhen, die unumstößlich für mich ist. Wohl sind es nur Zweie gewesen an dem Tage oder in der Stunde, die für mich diejenige der Geburt, der vollzogenen Stiftung des Ordens bedeutet, und *tres* erst »*faciunt collegium*«. Aber hat nicht der Heiland die schöne Verheißung gegeben:

Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen,
(Matth. 18, 20.)

und sollte das Nämliche nicht auch für den Athem Gottes, der die Welt durchweht und ihrem Ziele zuführt, für den heiligen Geist gelten dürfen, welchem dieser Bund von freien

Dienern des göttlichen Gesetzes und des in diesem großen Gesetze ausgeprägten heiligen Willens Gottes sich weiht?

In diesem Sinne ist der Orden an dem angegebenen Tage gegründet worden und nur das Aufgehen des eingelegten Samenkornes, sein Emporsprießen, sein allmäliges Wachsen und Gedeihen zu einem weitschattenden Baume blieb eine Frage der Zeit, in deren sicherer Hut die *aura seminalis* noch keines Lebensfähigen und Lebenskräftigen ungeborgen gelegen, das im Entwicklungs|gang
ii435 der Menschheit als ein beschleunigender Faktor einzutreten bestimmt ist.

Mit diesem unerschütterlichen Vertrauen, dem sicheren Endergebniß und kostbarsten Gewinne meiner Philosophie, habe ich diesen Schlußstein meiner socialen Abhandlungen vollendet, und sende ihn als den letzten der »zwölf Apostel« meiner Lehre hinaus in die Welt, um mit den ihm vorangegangenen Brüdern die Mission zu erfüllen, die ihnen aufgegeben ist:

> Machet die Kranken gesund, reinigt die Aussätzigen,
> Wecket die Todten auf, treibet die Teufel aus!
>
> Matth. 10, 7. 8.

Sursum corda!

Erhebet eure Herzen! – ihr, die ihr im glutvollen Aufflammen der Seele unter dem Kusse des Erlösungsgedankens, wenn auch nur einen einzigen Augenblick lang, das entschleierte Bild einer leidlosen Menschheit mit entzücktem Auge geschaut habt, und von da an unverlierbar als den Abglanz eines Edens, das zur Wahrheit werden kann, in euch weitertruget! –

Erhebet eure Herzen, reget eure treuen, reinen, tapfren Hände, leget sie rüstig, mit dem Einsatz eurer ganzen Kraft, an das schwere aber große Werk, das mit ergreifender Gewalt aus jedem stumpfen müden Blick, aus jeder verödeten verbitterten Brust, aus jeder blassen hohlwangigen Gestalt der noch leidvollen Menschheit um seine Ausführung zu euch fleht! –

Wirket und lebet, streitet und leidet für seine Verwirklichung und Vollendung durch eure unbedingte Einstellung in die Grundbewegung des Schicksals: die unwandelbare Richtung der Menschheitsbewegung, als deren strahlende Weiser uns die vier Sternenblumen Gottes vorausleuchten! –

Labet immer und immer wieder, wenn ihr ermatten oder straucheln wollt, euer geistiges Auge an dem »künftigen großen Glück«, von dem die lichte goldene Ferne des zur Wirklichkeit gewordenen idealen Staates redet: dieses letzten Durchgangspunktes auf dem Wege der armen, ruh- und rastlos vorwärts gepeitschten Menschheit zu ihrer endlichen seligen Erlösung! –

ii436 Stillt eures Herzens tiefe Sehnsucht nach dem gelobten Lande des ewigen Friedens, so lange ihr euch nicht verbraucht (*worked out*) für die Wege und Absichten des Schicksals in der Richtung des Weltgangs erkennen dürft, an dem Quell der rastlosen Arbeit, des reinen Wirkens für Andere, – jene Andere, die noch nicht so weit wie ihr, zu der Höhe eurer Erkenntniß erst noch emporzuheben, dem Gedanken der Erlösung erst noch zu gewinnen sind.

Seid reine Templeisen, treue Hüter und Pfleger der höchsten Güter der Menschheit;
echte Ritter des Grales, des heiligen Willens Gottes;
treue tapfere Diener des in der Taube des heiligen Geistes verkörperten göttlichen Gesetzes:

Vaterlandsliebe, Gerechtigkeit, Menschenliebe
und Keuschheit.

In diesem Zeichen – *habemus ad dominum* – wollen und werden wir siegen!

3. März 1876.*[1]

*[1] Der Verfasser ist noch in demselben Monat (wie schon Eingangs des vorhergehenden Essays bemerkt) im fünfunddreißigsten Jahre seines Lebens gestorben.

In der Reihenfolge, wie die zwölf Essays von ihm geschrieben wurden, war der vorliegende zehnte der letzte.

Der Gralsorden.

ii437 Der Gralsorden wurde am 17. September 1874 von – – sagen wir: Peredur Mittendurch gegründet. Er ist kein geheimer Orden, sondern ein absolut öffentlicher. Deshalb zeigt sein Statut sein ganzes Wesen.

Statut des Gralsordens.

I. Der Zweck des Ordens.

Der Zweck des Ordens ist die treue unermüdliche Bereitung und Ebenung aller Wege, die zur Erlösung der Menschheit führen; oder was dasselbe, die in der ganzen Menschheit mit Wort und That zu erstrebende, auf die ganze Menschheit sich erstreckende Verwirklichung des in der Taube des heiligen Geistes symbolisch verkörperten göttlichen Gesetzes:

Vaterlandsliebe, Gerechtigkeit, Menschenliebe
und Keuschheit.

II. Die Mitglieder des Ordens.

Den Orden bilden:

a. Die Templeisen.
b. Die Weisen.
c. Die Knappen.
d. Die Helfer.

Allgemeines.

1.

Die Mitglieder der drei ersten Klassen – das Ingesinde – leben in Ordenshäusern, Gralshöfen.

ii438

2.

Der Gralshof ist ihre Heimath.

3.

Sie widmen sich in demselben ihrem bürgerlichen Berufe.

4.

Ihre Bewegung ist durch Nichts gehemmt. Sie wird nur regulirt durch die Hausordnung und das Gelübde.

5.

Ihre Arbeit deckt ihren Unterhalt.

6.

Macht ein Mitglied dem Orden eine Vermögensschenkung, so wird dieselbe erst mit dem Tode des Schenkers perfekt.

7.

Es giebt keine Ordenstracht.

8.

Das Siegel des Ordens ist eine Taube mit ausgebreiteten Flügeln. Die Umschrift lautet: Der Orden des Grals.

9.

Die Fahne des Ordens ist weiß und zeigt in der Mitte einen schönen Jüngling mit großen friedvollen Augen: das verklärte Bild des Todes, getragen von der Taube, dem Symbole der

Erlösung.

a. Die Templeisen.

Allgemeines.

1.

In den Templeisen ist das geistliche und weltliche Kämpferthum vereinigt.

2.

Jeder Templeise ist zu einem Vortrag im Jahre verpflichtet. Er wählt das Thema. Er kann mehr als einen Vortrag halten.

Eintritt.

1.

Der Eintritt steht Jedem frei, welcher das zwanzigste Lebensjahr vollendet hat, seinem Vaterland mit der Waffe zu dienen verpflichtet ist oder dienen will, und unverheirathet ist.

ii439

2.

Weder Stand, noch Beruf, noch Nationalität, noch Confession, noch abgelaufenes Leben ist ein Hinderniß für den Eintritt.

Austritt.

Der Austritt ist jederzeit gestattet.

b. Die Weisen.

Allgemeines.

1.

Die Weisen sind entweder keine Glieder der organisirten Wehrkraft ihres Volkes oder wollen nach erloschener Militärverpflichtung nicht mehr mit der Waffe streiten.

2.

Sie widmen sich im Kriege der Pflege der Verwundeten.

3.

Jeder Weise ist zu einem Vortrag im Jahre verpflichtet. Er wählt das Thema. Er kann mehr als einen Vortrag halten.

Eintritt.

1.

Der Eintritt steht Jedem frei, der das zwanzigste Lebensjahr überschritten hat und unverheirathet ist.

2.

Weder Stand, noch Beruf, noch Nationalität, noch Confession, noch abgelaufenes Leben ist ein Hinderniß für den Eintritt.

3.

Die Templeisen, welche nach Erlöschung ihrer Militärpflicht nicht länger mit der Waffe dienen wollen, treten in die Gemeinschaft der Weisen.

Austritt.

Der Austritt ist jederzeit gestattet.

c. Die Knappen.

Allgemeines.

Die Knappen sind Diejenigen, welche sich dem Dienste des Grals, dem göttlichen Gesetze

nach vollendetem zwanzigsten Lebensjahre widmen wollen.

ii440 **Eintritt.**

1.

Der Eintritt steht Jedem frei, welcher das fünfzehnte Lebensjahr vollendet hat und die Erlaubniß seines Vaters, resp. Vormunds vorlegen kann.

2.

Weder Stand, noch Beruf, noch Nationalität, noch Confession, noch abgelaufenes Leben ist ein Hinderniß für den Eintritt.

Austritt.

Der Austritt ist jederzeit gestattet.

d. **Die Helfer.**

Allgemeines.

1.

Die Helfer sind die Beschützer des Gralsordens.

2.

Sie zahlen dem Orden einen jährlichen Beitrag nach Belieben.

3.

Sie erhalten dagegen den jährlichen Bericht des Ordens.

4.

Jeder Helfer hat mindestens einen Brief im Jahre an den Orden zu richten.

5.

Die Helfer werden stets hochwillkommene Gäste des Ordens sein. Sie finden jederzeit Wohnung und Verpflegung in den Gralshöfen.

Eintritt.

1.

Jeder, der das zwanzigste Lebensjahr vollendet hat, kann in die Gemeinschaft der Helfer treten.

2.

Der Antrag muß schriftlich gestellt werden.

Austritt.

1.

Der Austritt ist jederzeit gestattet.

2.

Er muß schriftlich angezeigt werden.

---

ii441

III. Die Organisation des Ordens.

A. **Der Männerorden.**

Allgemeines.

1.

An der Spitze des Ordens steht der Parzival.

2.

Ihm zur Seite stehen:

1) der Seneschall, sein Vertreter;
2) der Komthur der Templeisen;
3) der Komthur der Weisen;
4) der Komthur der Knappen;
5) der Schatzkomthur, zugleich Komthur der Helfer;
6) der Hauskomthur.

3.

An der Spitze jeder Filiale des Ordens steht der Loherangrin, welcher wie der Parzival von sechs Beamten unterstützt wird.

4.

Es giebt keine Rangunterschiede im Orden. Der Parzival ist der Erste unter Gleichen.

Spezielles.

a. **Der Parzival.**

1.

Der Parzival muß ein Templeise sein.

2.

Er repräsentirt den Orden.

3.

Er hat den Vorsitz in allen Versammlungen.

4.

Er hat das Veto gegen die Aufnahme in den Orden und gegen Vorschläge, welche die Abänderung des Statuts bezwecken.

5.

Er ist unabsetzbar.

6.

Er kann jedoch sein Amt niederlegen.

7.

Auch ist er nur so lange Parzival, als er ein Templeise ist.

ii442

8.

Er hat das Recht der Präsentation seines Nachfolgers.

9.

Er giebt bei Stimmengleichheit den Ausschlag.

10.

Sind der Parzival und der Seneschall im Kriege, so tritt der Komthur der Weisen an die Spitze des Ordens.

b. **Der Loherangrin.**

1.

Der Loherangrin muß ein Templeise sein.

2.

Er wird vom Mutterhofe delegirt und abberufen.

3.

Er repräsentirt die Filiale.

4.

Er hat den Vorsitz in allen Versammlungen seines Hofes.

5.

Er giebt bei Stimmengleichheit den Ausschlag.

c. Die Beamten.

1.

Die Beamten werden von den Mitgliedern jedes Gralshofes gewählt.

2.

Sie müssen mit der Zweidrittel-Majorität der eingeschriebenen Mitglieder eines Gralshofes gewählt werden.

3.

Der Seneschall und der Komthur der Templeisen müssen Templeisen sein. Der Komthur der Weisen muß ein Weiser sein.

d. Die Versammlungen des Ordens.

Allgemeines.

Jedes Mitglied kann Anträge stellen.

1. Die Ordens-Kapitel.

1.

Jeder Gralshof versammelt sich täglich und ordnet seine sämmtlichen Angelegenheiten mit Ausnahme der Beamtenwahl durch einfache Stimmenmehrheit der Anwesenden.

ii443

2.

Stirbt ein Beamter, so wird sofort vom Ordens-Kapitel ein Nachfolger erwählt.

3.

Ueber die Aufnahme von Mitgliedern entscheidet das Ordens-Kapitel des Mutterhofes vierzehn Tage nach der Anmeldung, resp. Präsentation.

4.

Meldet sich Jemand bei einer Filiale zum Eintritt, so entscheidet das Ordens-Kapitel der Filiale über die Präsentation.

5.

Verwirft eine Filiale ein Aufnahmegesuch, so kann sich der Abgewiesene an den Mutterhof wenden.

6.

Alle Correspondenzen, Erlasse, Vollmachten etc. müssen die Unterschriften des Parzivals und Seneschalls, resp. des Loherangrins und seines Seneschalls tragen.

7.

Außerhalb des Ordens haben nur solche Schriftstücke Kraft, welche der Parzival und sein Seneschall unterschrieben haben. Es sind jedoch auch Schriftstücke des Loherangrins und seines Seneschalls außerhalb des Ordens verbindlich, wenn denselben eine Vollmacht des Parzival und seines Seneschalls beiliegt.

2. Die General-Kapitel.

1.

Am Ende eines jeden Jahres wird ein General-Kapitel im Mutterhofe abgehalten.

2.

Dasselbe besteht aus:

1) sämmtlichen Mitgliedern des Mutterhofes;
2) sämmtlichen Loherangrinen der Filialen;
3) je einem Delegirten jeder Filiale, welchen ihr Ordens-Kapitel erwählt hat.

3.

Ein Loherangrin kann sich durch einen Beamten seines Hofes vertreten lassen.

4.

Ingleichen kann der Loherangrin einer sehr entfernten Filiale (z. B. in Japan, Brasilien) sich durch den Beamten einer anderen Filiale vertreten lassen, welcher zwei Stimmen für den Hof abgiebt, den er vertritt.

ii444

5.

Das General-Kapitel kann in dringenden Fällen außer der Zeit vom Parzival einberufen werden.

6.

Nur ein General-Kapitel kann ein Mitglied ausstoßen und ein ausgestoßenes Mitglied nach Ablauf eines Jahres wieder aufnehmen.

7.

Es erwählt den Parzival.

8.

Stirbt der Parzival, ohne einen Nachfolger präsentirt zu haben, so beruft der Seneschall das General-Kapitel derartig, daß es längstens einen Monat nach dem Tode des Parzivals tagt.

9.

Stirbt der Seneschall, ehe die Einberufung stattgefunden hat, so beruft sie der Komthur der Templeisen des Mutterhofes, eventuell der Komthur der Weisen und so fort. In der Zwischenzeit tritt der Seneschall an die Spitze des Ordens, eventuell der Komthur der Templeisen u.s.f.

10.

Alle Beschlüsse werden mit einfacher Stimmenmehrheit gefaßt. Bei der Wahl des Parzival ist jedoch die Zweidrittel-Majorität maßgebend.

3. Loherangrin-Kapitel.

1.

Ist der Orden durch den Parzival oder andere Glieder gefährdet, so treten die Loherangrine zusammen.

2.

Kommt die Gefahr nicht vom Parzival, so beruft der Parzival selbständig das Kapitel; anderen Falles muß es der Parzival auf Grund eines Beschlusses des Ordens-Kapitels des Mutterhofes oder des General-Kapitels sofort berufen.

3.

Es tritt längstens vierzehn Tage nach der Einberufung zusammen. Die Loherangrine sehr entfernter Filialen können sich von anderen Loherangrinen dabei vertreten lassen.

4.

Gegen seine Beschlüsse mit einfacher Majorität giebt es keine Appellation.

ii445

5.

Der Parzival nimmt, wenn es seinetwegen berufen wurde, an der Abstimmung nicht Theil.

6.

Wegen eines Vetos des Parzival darf kein Loherangrin-Kapitel berufen werden.

7.

Das Loherangrin-Kapitel kann mit Zweidrittel-Majorität den Parzival auf ein Jahr vom Amt entfernen.

8.

Der Seneschall leitet während dieser Zeit den Orden.

9.

Ist der Seneschall compromittirt, so wählt das Kapitel einen Parzival-Stellvertreter.

e. **Visitationen.**

Die Filialen werden monatlich von einem Delegirten des Mutterhofes visitirt.

B. **Der Frauenorden.**

1.

Der Frauenorden ist unabhängig vom Männerorden.

2.

Die gemeinsamen Interessen beider Orden werden durch den Parzival und die Vorsteherin gewahrt.

3.

Die Art dieser gemeinsamen Wirksamkeit bestimmt das Statut des Frauenordens.

IV. **Die Hausordnung.**

1.

Um sieben Uhr Morgens Frühstück.

2.

Um zwölf Uhr Mittagbrod (Fleischkost und reine Pflanzenkost).

3.

Um sieben Uhr Abends Abendbrod.

4.

Um elf Uhr wird der Gralshof geschlossen.

---

ii446

V. **Das Ritual.**

1. **Aufnahme.**
Allgemeines.

1.

Die Aufnahme bewerkstelligt der Parzival; doch kann er sich von einem Beamten des Mutterhofes vertreten lassen.

2.

Ein Beamter und ein Mitglied müssen als Zeugen zugegen sein.

3.

Die Zeugen werden durch die alphabetische Reihenfolge bestimmt.

4.

Sämmtliche bei der Handlung Anwesenden tragen das Ornat, welches nur bei dieser Gelegenheit angelegt wird.

5.

Ueber die Aufnahme wird ein Protokoll in der Ordensmatrikel aufgenommen, wovon der Aufgenommene eine Abschrift erhält.

a. **Aufnahme der Templeisen.**

1.

Die beiden Zeugen müssen Templeisen sein.

2.

Der Parzival trägt den weißen Waffenrock mit rothen Litzen, die silbernen Waffen: Küraß mit der Taube, Helm mit der Taube, Degen, und den rothen Mantel mit der weißen Taube.

Die Zeugen haben denselben Anzug ohne Mantel.

Der Fremdling hat denselben Anzug ohne Waffen und Mantel.

3.

Die Zeugen führen den Fremdling an den Händen vor den Parzival und treten dann an dessen Seiten.

4. (Einleitung.)

Parzival. Vor der Welt war nur Gott. Es war kein anderes Wesen neben Gott, und kein Geist kann das Wesen Gottes ergründen und erfassen. Das wissen wir.

Aber Gott ist gestorben und sein Tod war das Leben der Welt.

ii447 Und Gott ist gestorben und die Welt wurde geboren, weil Gott nur durch den Prozeß der Welt vom Dasein sich befreien kann.

So ist die Welt der zersplitterte Gott und der Kampf in der Welt seine Erlösung vom Dasein.

Also ist kein Gott mehr, sondern nur die Welt.

Aber der Ursprung aus dem Einigen Gott schlingt ein festes Band um alle Einzelwesen.

So giebt es nur eine Welt und keinen Gott, aber der göttliche Athem durchsauset und durchbrauset die Welt. Das wissen wir.

Und der göttliche Athem ist das göttliche Gesetz; und das göttliche Gesetz ist der Weg der Welt; und der Weg der Welt ist der Weg der Wahrheit.

So sind göttlicher Athem, göttliches Gesetz, Weg der Welt und Weg der Wahrheit Eines und Dasselbe. Das wissen wir.

Und die Worte des Gesetzes, oder die Triumphbogen des Weges, oder die Stufen der Weltbewegung, oder die Sonnenpferde des göttlichen Willens sind:

Vaterlandsliebe, Gerechtigkeit, Nächstenliebe
und Keuschheit.

Diese vier Tugenden fassen wir zusammen im Bilde der Taube.

So ist in der Taube das göttliche Gesetz verkörpert oder die Erlösung.

Es ist Eine Menschheit und sind viele Völker und ist Eine Menschheit und sind viele Menschen.

Und so lange die Menschheit nicht Ein Volk ist, ist jeder Einzelstaat vom göttlichen Athem geheiligt.

So ist der Staat das einzige Heilige auf Erden. Das wissen wir.

Wenn wir uns aber hingeben diesem Heiligen, geben wir uns dem göttlichen Gesetze hin. Das wissen wir.

Und je glühender wir uns dem Vaterland hingeben, desto reiner dienen wir dem göttlichen Gesetz.

So verlangt denn die Taube zunächst glühende, ganze, volle Hingabe an das Vaterland, so lange bis die Menschheit Ein Volk ist.

Ist die Menschheit Ein Volk, so verliert die Taube die schimmernde Feder der Vaterlandsliebe. Bis dahin aber gehört die Feder zum glänzenden Gefieder der Taube und wer das Auge abwendet von dieser Feder, der verräth das göttliche Gesetz und ist ein Unglücklicher.

Es verlangt die Taube zum Zweiten Gerechtigkeit.

ii448 Es sind alle Menschen zur Erlösung berufen und Keiner ist ausgeschlossen.

So verlangt denn die Taube, daß jedem Menschen das Mittel gewährt werde, sich zu erlösen.

Und dieses Mittel ist gleiches Arbeitsmaß für Jeden, gleiches Spiel für Jeden, gleiche Ruhe für Jeden, gleiche Bildung für Jeden im Einzelstaate.

So verlangt denn die Taube von uns, daß wir den Menschen das Mittel erkämpfen. Das wissen wir.

Es verlangt die Taube zum Dritten Nächstenliebe.

Es ist Keiner vor dem göttlichen Gesetz größer, Keiner liebenswerther als der Andere.

So verlangt denn die Taube von uns gleiche Güte für Alle, gleiche Milde für Alle, gleiche Demuth für Alle, gleiche Liebe für Alle. Und soll Keiner höher oder tiefer in unserem Herzen stehen, sondern Alle sollen auf gleicher Stufe stehen.

Es verlangt die Taube zum Vierten Keuschheit.

Der Geschlechtstrieb ist das Band, das uns am festesten an die Welt bindet; er ist der größte Felsen, der uns vom Herzensfrieden scheidet; er ist der dichteste Schleier, der uns die Sternenblumen des göttlichen Gesetzes verhüllt.

Nur wer ganz abgelöst ist von Personen und Sachen, ist ein reiner Priester der Taube.

So verlangt denn die Taube von uns absolute Keuschheit. Das wissen wir. –

5. (Gelöbniß.)

Parzival. So gelobe denn zum Ersten:

Daß du für dein Vaterland gegen andere Staaten muthig und treu bis zum Tode mit der Waffe kämpfen willst; denn nur aus dem Zusammen- und Gegeneinanderwirken der Staaten entsteht der Gang der Menschheit in unserer Zeit.

Fremdling. Ich gelobe es.

(Ist der Fremdling ein Ausländer, so ist Folgendes einzuschalten:

Parzival. Gelobe ferner, daß du unser nicht schonen willst, wenn du uns auf dem Schlachtfeld als Feind begegnest; denn auch wir werden deiner nicht schonen. Das Reich des Friedens ist noch nicht da und je tapf'rer wir für unser Vaterland streiten, desto schneller kommt das Reich des Friedens herbei.

ii449 **Fremdling**. Ich gelobe es.)

Parzival. So gelobe zum Zweiten:

Daß du kämpfen und, wenn es sein muß, sterben willst für gleiche Arbeit, gleiches Spiel, gleiche Ruhe, gleiche Bildung für jeden Bürger in deinem Staate.

Fremdling. Ich gelobe es.

Parzival. So gelobe zum Dritten:

Daß du allen Menschen dienen willst in gleicher Herzensgüte, gleicher Milde, gleicher Demuth, gleicher Liebe; daß du mich nicht mehr lieben willst als die anderen Templeisen, und diese nicht mehr als die Weisen, und diese nicht mehr als die anderen Menschen, sondern daß du alle Menschen mit gleicher Liebe umfassen und keinen Menschen hassen willst.

Fremdling. Ich gelobe es.

Parzival, So gelobe zum Vierten:

Daß du unbefleckt von Weibern, unbefleckt von Männern, unbefleckt von Thieren, und unbefleckt von dir selber wandeln willst von heute ab, bis du das Gelübde nicht länger halten kannst und von uns scheiden mußt.

Fremdling. Ich gelobe es.

6. (Schwur.)

Parzival. So schwöre der Taube lautere, reine, helle Treue:

Ich will ein Kind des Lichtes sein, ich will Vaterlandsliebe, Gerechtigkeit, Nächstenliebe und Keuschheit in absoluter Weise üben, bei dem vorweltlichen Einigen Gott, bei seinem Sohne, der Welt, und bei seinem heiligen Athem, der die Welt durchbrauset, beim heiligen Geist.

Fremdling (kniet nieder und umfaßt die Taube.)

Ich will ein Kind des Lichtes sein, ich will Vaterlandsliebe, Gerechtigkeit, Nächstenliebe und Keuschheit in absoluter Weise üben, bei dem vorweltlichen Einigen Gott, bei seinem Sohne, der Welt, und bei seinem heiligen Athem, der die Welt durchbrauset, beim heiligen Geist.

7. (Aufnahme.)

Parzival. So nehme ich dich auf in die Gemeinschaft der Templeisen des Grals.

(Er hebt ihn auf, drückt ihm beide Hände und umarmt ihn. Dann hängt er ihm die broncene Kette um.)

ii450 Sei gehorsam deinem Schwur an allen Orten und zu allen Zeiten.

(Er gürtet ihm das Schwert um.)

Arbeite, kämpfe und leide für Andere, bis dein Auge bricht.

(Er legt ihm den Küraß an.)

Sei getreu der Taube bis zum Tode.

(Er setzt ihm den Helm auf.)

Sei tapfer, arm und keusch.

(Hierauf drücken die Zeugen dem Bruder die Hände und wird das Protokoll unterzeichnet.)

b. **Aufnahme der Weisen.**

1.

Die beiden Zeugen müssen Weise sein.

2.

Der Parzival trägt den schwarzen bürgerlichen Anzug, Küraß und Helm (keinen Degen) und den weißen Mantel mit der blauen Taube.

Die Zeugen haben denselben Anzug ohne Mantel.

Der Fremdling hat denselben Anzug ohne Mantel und Schutzwaffen.

3.

Die Zeugen führen den Fremdling an den Händen vor den Parzival und treten dann an dessen Seiten.

4. (Einleitung.)

Ist dieselbe wie bei den Templeisen.

5. (Gelöbniß.)

Parzival. So gelobe denn zum Ersten:

Daß du dein Vaterland lieben willst mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen und mit ganzem Gemüthe.

Fremdling. Ich gelobe es.

Parzival. So gelobe zum Zweiten:

Daß du kämpfen und, wenn es sein muß, sterben willst für gleiche Arbeit, gleiches

Spiel, gleiche Ruhe, gleiche Bildung für Jeden in deinem Vaterlande.

Fremdling. Ich gelobe es.

Parzival. So gelobe zum Dritten:

Daß du allen Menschen dienen willst in gleicher Herzensgüte, gleicher Milde, gleicher Demuth, gleicher Liebe; daß du mich nicht mehr lieben willst als die anderen Weisen, und diese nicht mehr als die Templeisen, und diese nicht mehr als die anderen Men|schen,
ii451 sondern daß du alle Menschen mit gleicher Liebe umfassen und keinen Menschen hassen willst.

Fremdling. Ich gelobe es.

Parzival. So gelobe zum Vierten:

Daß du unbefleckt von Weibern, unbefleckt von Männern, unbefleckt von Thieren, und unbefleckt von dir selber wandeln willst von heute ab, bis du das Gelübde nicht länger halten kannst und von uns scheiden mußt.

Fremdling. Ich gelobe es.

6. (Schwur.)

Ist derselbe wie bei den Templeisen.

7. (Aufnahme.)

Parzival. So nehme ich dich auf in die Gemeinschaft der Weisen des Grals.

(Er hebt ihn auf, drückt ihm beide Hände und umarmt ihn.)

Sei gehorsam deinem Schwur.

(Er hängt ihm die silberne Kette um.)

Arbeite, kämpfe und dulde für Andere.

(Er legt ihm den Küraß an.)

Sei treu der Taube.

(Er setzt ihm den Helm auf.)

Sei muthig, arm und keusch.

(Hierauf drücken die Zeugen dem Bruder die Hände und wird das Protokoll unterzeichnet.)

c. Ausnahme der Knappen.

1.

Die beiden Zeugen sind Weise.

2.

Der Parzival und die Zeugen tragen die Kleidung der Weisen; der Fremdling den schwarzen bürgerlichen Anzug.

3.

Die Zeugen führen den Fremdling an den Händen vor den Parzival und treten dann an dessen Seiten.

4. (Einleitung.)

Parzival. Der Gral, mein Sohn, ist der göttliche Wille, und wer seinen Eigenwillen in den göttlichen Willen fließen läßt, der wird Ruhe finden für seine Seele.

ii452 Der Herzensfriede aber ist das höchste Gut.

Der göttliche Wille ist verkörpert in unserem Symbole, der Taube.

So fordert die Taube von dir Treue, Liebe und Folgsamkeit für deine Lehrer, die dir das göttliche Gesetz offenbaren werden.

5. (Gelübde.)

Parzival. So gelobe denn:

Daß du uns treu sein willst, uns lieben und uns folgen willst.

Fremdling. Ich gelobe es.

6. (Schwur.)

Parzival. So schwöre:

Treue der Taube.

Fremdling (kniet nieder und legt die Hand auf die Taube.)

Treue der Taube.

7. (Aufnahme).

Parzival. So nehme ich dich auf in die Gemeinschaft der Knappen des Grals.

(Er hebt ihn auf und umarmt ihn.)

Mögest du einst eine Zierde des Grales werden.

(Er setzt ihm einen Kranz von Kornblumen auf.)

Mögest du rein bleiben bis zum Tode.

(Er hängt das schwarze Band mit der broncenen Taube um seinen Hals. Hierauf umarmen die Zeugen den Knappen und wird das Protokoll unterzeichnet.)

d. Aufnahme der Helfer.

1.

Die Aufnahme wird den Helfern schriftlich angezeigt.

2.

Dem Schreiben liegt eine Aufnahme-Urkunde und eine kleine broncene Taube bei.

3.

Die Aufnahme-Urkunde ist vom Parzival und von sämmtlichen Beamten unterzeichnet und trägt das Siegel des Grals.

2. Uebertritt.

1.

Die Knappen treten nach vollendetem zwanzigsten Lebensjahre in die von ihnen gewählte Gemeinschaft.

ii453

3.

Tritt ein Weiser in die Gemeinschaft der Templeisen über, so führen die Zeugen (Templeisen) den Weisen in seinem Ornate (jedoch mit dem Waffenrock der Templeisen) vor den Parzival.

Parzival. Es grüßen die Templeisen den Weisen.

Ich entbinde dich des ersten Theils deines Gelübdes.

Gelobe an seiner Statt:

Daß du für dein Vaterland gegen andere Staaten muthig und treu bis zum Tode mit der Waffe kämpfen willst; denn nur aus dem Zusammen- und Gegeneinanderwirken der Staaten entsteht der Gang der Menschheit in unserer Zeit.

Weiser. Ich gelobe es.

(Ist er ein Ausländer, so folgt die Einschaltung s. Aufnahme der Templeisen.)

Parzival. So nehme ich dich auf in die Gemeinschaft der Templeisen des Grals.

(Er umarmt ihn, gürtet ihm das Schwert um, nimmt von seinem Halse die silberne Kette und hängt ihm die broncene um.)

3.

Tritt ein Templeise in die Gemeinschaft der Weisen über, so führen die Zeugen (Weise) den Templeisen in seinem Ornate (jedoch mit dem schwarzen Rock der Weisen) vor den Parzival.

Parzival. Es grüßen die Weisen den Templeisen.

Ich entbinde dich des ersten Theiles deines Gelübdes.

Gelobe an seiner Statt:

Daß du dein Vaterland lieben willst mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen und mit

ganzem Gemüthe.

Templeise. Ich gelobe es.

Parzival. So nehme ich dich auf in die Gemeinschaft der Weisen des Grals.

(Er umarmt ihn, gürtet ihm das Schwert ab, nimmt von seinem Halse die broncene Kette und hängt ihm die silberne um.)

3. Austritt.

Tritt ein Templeise oder ein Weiser oder ein Knappe aus, so tritt Jeder im vollen Ornat, geführt von den Zeugen, vor den Parzival.

Parzival. Ich entbinde dich deines Gelübdes, ich löse deinen Schwur.

(Er nimmt ihm das Ornat ab.)

Möge die Erinnerung an dein Leben mit uns dein Leben in der Welt verklären.
ii454 Möge das Bild der Taube dir vorschweben in der Wüste der Welt und dich trösten.
Lebe wohl.

4. Ausstoßung.

Alle sind im Ornat.

Parzival. Du hast dein Gelübde gebrochen.
Du hast nach der Taube gestochen.

(Er nimmt ihm das Ornat ab.)

Möge das Bild der blutenden Taube dich bessern.
Lebe wohl.

VI. Mittel zum Zweck des Ordens.

1.

Die *Templeisen* kämpfen für den idealen Staat *im* heutigen Staat, und *mit* diesem gegen andere Staaten.

2.

Die *Weisen* kämpfen *für* den idealen Staat im heutigen Staate.

3.

Der Kampf der Templeisen *gegen* andere Staaten wird von ihnen als Glieder des nationalen Heeres geführt.

4.

Der Kampf im Staate bezweckt:

1) Beförderung der Humanität auf allen Gebieten;
2) Emancipation des vierten Standes;
3) Emancipation *aller* Stande aus den Banden der Unwissenheit;
4) Pflege der Kunst, der Wissenschaft, des Ackerbaues und der Industrie;
4) Schutz der Thiere.

5.

Zu den Vorträgen der Ordensmitglieder hat Jeder freien Zutritt.

6.

Der Orden prüft die Vorträge, nachdem sie gehalten worden sind und veröffentlicht die besten.

7.

Der Orden entsendet wandernde Volkslehrer.

ii455

8.

Der Orden beschickt sämmtliche humanen und wissenschaftlichen Congresse.

9.

Der Orden stellt Kandidaten für die Volksvertretungen auf. Der Parzival, sein Seneschall, die Loherangrine und ihre Seneschalle können jedoch keine Volksvertreter sein.

Motive.

ii455u

1.

Die vornehmste Aufgabe des Ordens ist die Lösung der socialen Frage, welche er als eine *alle* Schichten der menschlichen Gesellschaft betreffende auffaßt. Sie ist für ihn eine *Bildungsfrage*. Mehr als neun Zehntel der sogenannten Gebildeten ist halbgebildet, d.h. verworrener als die ganz Rohen. Der Schrei, der allüberall ertönt, ist ein Schrei nach Bildung, nach echter *wissenschaftlicher* Bildung, weil diese allein reinigen, verinnerlichen, befriedigen und erlösen kann.

Der Schrei ist ferner ein Schrei der ganzen Menschheit.

2.

Der Orden durfte deshalb Niemand verschlossen sein.

3.

Er durfte nicht den Ausländern verschlossen sein: die Bewegung der Menschheit resultirt aus den Bewegungen der einzelnen Völker, so lange bis die Menschheit vermöge bestimmter Institutionen Ein Volk bilden wird. Die Principien des Ordens sind solche, welche die Völker im Frieden nicht trennen; der Zwiespalt im *Kriege* verwischt gleichfalls nicht die Principien des Ordens; denn seine Mitglieder wissen, daß die Menschheit desto schneller zur Ruhe kommen wird, je kräftiger ihre Krisen sind. Im *Frieden* stehen die Gralskämpfer aller Nationen Hand in Hand; im *Kriege* bekämpfen sie einander und in beiden Fällen werden sie von der Taube, dem Symbole des Erlösungsgedankens, getragen: sie verletzen mithin in keiner Weise das Princip des Ordens.

ii456

4.

Der Orden durfte nicht den Schlechten und Verbrechern verschlossen werden: die Wissenschaft führt die schwersten Verbrechen nur auf ein Uebermaß der rohen Naturkraft zurück, die in allen Menschen lebt. Die heutige Gesellschaft macht den Verbrecher noch schlechter als er ist, wann er aus dem Zuchthause entlassen wird. Der Orden dagegen sucht mild das Feuer des wilden Blutes zu einer wohlthätigen Macht zu gestalten.

5.

Der Orden durfte keinen sklavischen Gehorsam gegen eine Person verlangen. Getragen im Allgemeinen vom Geiste des Zeitalters und im Besonderen vom *deutschen* Volksgeist, der auf der freien Persönlichkeit beruht, konnte er nur einen Gehorsam vor dem klar zu erkennenden göttlichen Gesetze, dem göttlichen Willen verlangen. Durch das Gelübde des Ordens kettet sich Niemand an eine Person, sondern an ein erkanntes klares Princip, dessen concreter Ausdruck das Bild der Taube ist. Weil dieser Gehorsam nicht auf einem *Glauben*, sondern auf einem *Wissen* beruht, kann er keiner Person, sondern nur der Wahrheit geleistet werden.

6.

Deshalb durfte auch der Orden den bürgerlichen Beruf seiner Mitglieder nicht antasten, denn der Beruf gehört zur freien Persönlichkeit.

Der Ertrag der Arbeit mußte dagegen dem Orden zufließen, da jeder Templeise und jeder Weise von der Welt abgelöst ist, mithin auch kein individuelles Eigenthum verlangen kann.

Die Arbeit wurde durch kein Gesetz regulirt, weil Jeder am göttlichen Gesetz einen genügenden Sporn zur Thätigkeit hat. Dem Faulen fehlt die innere Ruhe, das höchste Gut.

Tritt ein Mitglied des Ordens aus, so schuldet ihm der Gral Nichts, auch braucht er dasselbe nicht zu unterstützen, denn es hat seine Arbeitskraft.

Dagegen würde es ungerecht sein, ihm das Vermögen vorzuenthalten, das es in moralischer Begeisterung der Taube opferte. Deshalb mußte die Bestimmung gesetzt werden, daß nur der Tod |
ii457 eine Schenkung perfekt macht und eine Zurücknahme der Gabe bei Lebzeiten jederzeit

gestattet ist.

Der Orden verkennt nicht die Macht, welche ein großer Besitz giebt, aber höher, viel höher schätzt er die Macht des reinen Strebens seiner Glieder und die Macht des göttlichen Athems, der sie belebt.

7.

Der Orden durfte auch die übrigen Bewegungen der Individuen nicht eindämmen. Die Diener des göttlichen Gesetzes zerfallen in zwei Klassen: in solche, welche vorzugsweise in ruhiger Beschaulichkeit und im ruhigen schriftlichen Aussprechen ihrer Ueberzeugung, seltener in ruhiger mündlicher Ermahnung Frieden finden, und in solche, welche noch zu energisch für diese Thätigkeit sind. Ihre Energie verlangt adäquate Bethätigung und findet nur den inneren Frieden, wenn sie das göttliche Gesetz in der Menschheit zu *verwirklichen* mit aller Kraft versuchen darf.

Allen Mitgliedern, besonders aber den Templeisen, *mußte* deshalb der Verkehr mit der Welt offen gehalten werden, obgleich sie nicht mehr zur Menschheit gehören.

Wird herrenlos ein Land,
Das eines Königes begehrt:
Aus der Schaar des Grals wird Der gewährt.
Wohl wird des Volks ein Solcher pflegen,
Denn ihn begleitet Gottes Segen.

Die Templeisen schrecken nicht vor Blut zurück, weil sie wissen, daß die heutige Menschheit noch von Zeit zu Zeit der Bluttaufe bedarf. Die Weisen dagegen wollen kein Blut vergießen: das *trennt* die beiden Hauptzweige des Ordens. Aber *Alle* weihten ihr Leben der Menschheit: das *verbindet* wieder auf's Innigste die beiden Hauptzweige des Ordens.

Der Verkehr mit der Welt hätte übrigens schon deshalb den Mitgliedern frei gehalten werden müssen, da einerseits der Orden principiell keinen äußeren Gottesdienst kennt und andererseits mancher Weise, der Anregungen wegen, den äußeren Gottesdienst nicht entbehren kann; ferner weil viele Mitglieder ihrem Berufe nur auf die gewöhnliche Weise nachgehen können.

ii458

8.

Der Orden durfte den Austritt nicht beschränken; denn er will das Glück, den Herzensfrieden, die volle Unbeweglichkeit, das tiefe Schweigen des inwendigsten Grundes der Seele in seinen Mitgliedern erzeugen, nicht *erzwingen*. Der Stifter wußte wohl, daß nur Menschen von einer bestimmten Kraft sich mit Erfolg so weit selbst binden können, wie der Orden es verlangt, und daß mithin Selbsttäuschungen in der Glut der ersten Begeisterung vorkommen müssen. Weil nun ein Uebermaß roher Naturkraft nicht immer durch ein edles Motiv geschwächt wird, sondern oft nur im Taumel der Weltlust abgetödtet werden kann, so mußte der Rücktritt eines Mitglieds in die Welt absolut frei sein.

9.

Es würde der politischen Philosophie widersprochen haben, den Orden auf anderen Pfeilern als auf der vollsten Gleichberechtigung aller Glieder, auf der beschränktesten Machtbefugniß des Parzivals und auf der Majorität der Ordensmitglieder zu errichten. Unser Gesetz ist das göttliche Gesetz und dieses schließt die Herrschaft eines Menschen, er sei noch so genial, edel und gut, aus.

Die wenigen Vorrechte des Parzivals entsprechen seinen höheren Pflichten und seiner größeren Verantwortlichkeit. Sie bilden nur ein Wächteramt für die Reinheit und das Gedeihen des Ordens. Seine erste Stellung unter Gleichen wird ausgeglichen durch die Befugniß des Loherangrin-Kapitels.

10.

Es würde ferner ein Merkmal nicht nur mangelhafter Urtheilskraft und mangelhaften praktischen Sinnes, sondern auch falscher Weltanschauung gewesen sein, wenn der Stifter die Frauen von den idealen Zielen des Ordens ausgeschlossen hätte. Das Weib will und muß erlöst

werden wie der Mann. Das Weib ist ferner eine Macht und die gebundene Kraft in der Frauenwelt unserer Tage kann gar nicht berechnet werden. Diese eminente gebundene Kraft wie Dornröschen zu erwecken und ihr ein hohes edles Ziel zu geben, betrachtete der Stifter des Ordens als eine Lebensaufgabe.

Der Verleumdung, die noch Jahrhunderte lang mit ihrer schleimigen Zunge alles Edle belecken wird, mußte jedoch dadurch be|gegnet
ii459 werden, daß beide Orden als solche absolut von einander getrennt wurden und nur die gemeinsamen Interessen durch die beiden Vorstehenden gemeinsam erledigt werden.

11.

Der Stifter des Ordens legt in seinem Herzen einem Ceremoniell absolut keinen Werth bei. Er mußte sich aber sagen, daß sich Nichts tiefer in das Menschenherz einprägt, als eine durch die Phantasie gegangene schöne und feierliche Handlung. Deshalb gewährte er eine solche aus praktischen Rücksichten, schränkte aber das Ceremoniell auf diese Handlung ein. Die Erinnerung an die liebevolle Aufnahme, an das Bild der Taube kann in Niemand erlöschen, auch in Dem nicht, welcher den Orden wieder verläßt. Die Taube wird heller in sein Leben strahlen, als wenn er in jenem ergreifenden Moment ihren süßen Leib nicht mit den Händen umspannt hätte.

12.

Eine Ordenstracht würde in unseren Zeiten einfach lächerlich sein.

13.

Die Ketten, Bänder und das einfache Bild der Taube sind nicht im Sinne einer Decoration aufzufassen, welche die Ordensmitglieder vom Standpunkt ihres absoluten Verzichts auf jeden irdischen Tand, ihrer vollkommenen Los lösung von Personen und Sachen, verachten müssen, sondern lediglich als Zeichen des vollzogenen Opfers. Auch tragen die Mitglieder dieselben im gewöhnlichen Leben immer verdeckt, wenn sie dieselben überhaupt tragen. Das todte Metall kann eine große Kraft erlangen und dieser möglichen Wirksamkeit mußte durch das sichtbare Zeichen die Hand geboten werden.

14.

Die Hausordnung hatte auf die immer mehr zur Geltung kommende vernünftige Ernährungsweise (Pflanzenkost) Rücksicht zu nehmen, damit sich kein Mitglied unbehaglich fühle.

Selbstverständlich giebt es im Orden kein bestimmtes Nahrungsquantum. Jeder ißt so lange von der einfachen, aber schmackhaften Kost, bis er gesättigt ist.

Schlußwort.

ii460

Der Orden will den Volksgeist reguliren, nicht dominiren.

Er will ferner die Gesellschaft und ihre Arbeit dadurch regeneriren, daß er auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit Musterbilder schafft.

Schon durch den verschiedenartigen Beruf seiner Mitglieder ist er ein Bild der Gesellschaft im Kleinen.

So wird er allmälig eine Norm für die Wissenschaft, die Kunst, den Landbau und die Industrie werden.

Seine Ziele sind: eine freie Universität, eine freie Kunstschule, ein freies Unterrichtswesen, kurz ein vollendetes Lehramt und die Gestaltung aller Arbeitszweige nach Idealen, welche die Wissenschaft aufstellt.

Der Orden ist die Verwirklichung des Traums des größten deutschen mittelalterlichen Dichters, Wolfram's von Eschenbach.

Der Orden ist eine »öffentliche Standarte des Rechts und der Tugend.« (Kant.)

Er ist die »Herberge der Gerechtigkeit« des neunzehnten Jahrhunderts.

Er ist der Morgenstern des idealen Staats.

Die Taube breite schützend ihre Flügel über ihn und lasse ihn gedeihen zum Wohle der Menschheit.

13. März 1876.

Elfter Essay.
Aehrenlese.

ii461

Wer Vieles bringt,
Wird Manchem etwas bringen.
Goethe.

Eine naturwissenschaftliche Satire.

I. Zur Psychologie.

ii463 Ich glaube, daß der Mißerfolg der Goethe'schen Farbenlehre, welcher ein Schandfleck für die deutsche Wissenschaft ist, hauptsächlich auf §. 52. zurückgeführt werden darf. Was nicht mit dem trockensten Ernst, mit ellenlangem Gesicht und herabhängenden Mundwinkeln vorgetragen wird, das existirt für die deutschen Männer des »wissenschaftlichen Gewerbes« nicht. Zur Strafe für diese Thorheit löscht der Tod ihr Gedächtniß aus, während, wie bei den christlichen Heiligen, der Todestag der großen Männer ihr Geburtstag für die Nachwelt ist.

Hätte Goethe's Farbenlehre kein anderes Verdienst als die Sätze zu enthalten:

> Alles Lebendige strebt zur Farbe, zum Besonderen, zur Specification, zum Effekt, zur Undurchsichtigkeit bis in's Unendlichfeine. Alles Abgelebte zieht sich nach dem Weißen, zur Abstraction, zur Allgemeinheit, zur Verklärung, zur Durchsichtigkeit,
>
> (§ 586.)

und

> Das Geeinte zu entzweien, das Entzweite zu einigen, ist das Leben der Natur; dies ist die ewige Systole und Diastole, die ewige Synkrisis und Diakrisis, das Ein- und Ausathmen der Welt, in der wir leben, weben und sind,
>
> (§ 739.)

so würde das Buch doch von unschätzbarem Werthe sein.

In der Philosophie, d. h. in der redlichen Philosophie, ist nur Küstenschifffahrt möglich: die Erfahrung muß immer sichtbar sein. Wer seinem Schiff nur die Richtung nach dem »uferlosen Ocean« giebt, fertigt schon sein Todesurtheil als Philosoph mit eigener Hand aus.

---

ii464 Der Realismus führt in seiner vollständigen Auswickelung zum Pantheismus, d. h. zum Marionetten-Individuum.

Der Idealismus in seiner vollständigen Auswickelung führt dagegen zum Atheismus, zur Autonomie des Individuums.

Dem mathematischen Raume entspricht auf realem Gebiete das absolute Nichts. Wäre es möglich, einen absoluten, sogenannten leeren Raum in der Welt zu erzeugen, sei er auch nur so groß wie eine Erbse, so würden wir in das absolute Nichts starren: das Ziel der Welt.

Mehrere Astronomen verwerfen die Annahme, daß sich das Weltall um eine Central-Sonne drehe und lehren als Centrum einen mathematischen Punkt, d. h. doch mit anderen Worten: das absolute Nichts. Die Sache hat viel für sich und wäre sie erwiesen, so würde sie die denkbar großartigste Bestätigung meiner Philosophie sein; denn sie würde an die Stelle einer Endursache, der einzigen, welche ich anerkenne, etwas Reales setzen.

II. Zur Physik.

ii464u

Für die innere Erfahrung, die wichtigste, ist der Zustand in der Narkose außerordentlich beachtenswerth. Die Sinne sind völlig erlahmt, aber das Selbstbewußtsein ist der reinste Spiegel. Und was spiegelt es? Ein erhöhtes Dasein. Während ich einmal durch Lustgas betäubt war, dachte ich mit wunderbarer Schnelligkeit über meinen seligen Zustand nach. Ich verwunderte mich über die energische Blutcirculation in meinen Adern, über den Druck an die Wände der Gefäße und pries den Augenblick, in dem ich mich entschlossen hatte, mich betäuben zu lassen. Ich verlor keinen Augenblick aus dem Bewußtsein, daß ich betäubt sei, und mir ein Zahn ausgezogen werden solle, und wünschte von Herzen, daß die Operation recht lange dauere. Als ich einen schmerzlosen Druck im Munde verspürte, dachte ich: Eben wurde der Zahn ausgezogen. Als ich erwachte, setzte ich mein Denken einfach fort, denn ich sagte sofort: Wie Schade, daß sich nun das Bewußtsein anderer Dinge wieder aufdrängt! Viele träumen in der Narkose. Ich sah jedoch kein einziges Bild; ich dachte und fühlte nur.

---

ii465 Den Mineralogen kann man den Photographen der unorganischen Natur nennen, weil er an den Steinen Nichts ändern kann und sie nehmen muß wie sie sind. Der Chemiker dagegen ist ein Künstler. Er idealisirt gleichsam die chemischen Individuen, indem er sie von allem Zufälligen und Unreinen befreit und einen schönen Krystall z. B., der unter seiner sorgsamen Pflege entstand, frohlockend der Natur mit den Worten entgegenhält: Siehst du, das wolltest du, aber das konntest du nicht bilden. Natürlich bleibt er oft wie der Landschaftsmaler hinter der Natur zurück. Vor reinem Kohlenstoff als Diamant fallen dem Chemiker die Arme herab wie der heiligen Cäcilie Raphael's vor dem Gesang der Engel. Die große Allmutter sieht es und lächelt geheimnißvoll.

Der Diamant nimmt einen ganz besonderen Platz im unorganischen Reich ein. Der Mensch kann ihn zwingen, in eine Verbindung einzutreten, aber er kann ihn dann nicht in ursprünglicher Form wiederherstellen. Der Diamant gleicht in dieser Hinsicht einer edlen Seele, die, von der Leidenschaft verwirrt, einmal strauchelte und fiel: sie wird sich nie wieder ganz erheben. Die anderen chemischen Stoffe gleichen dagegen jenen gemeinen Naturen, die ein Verbrechen nicht zu Boden drückt und die weiterleben, als ob Nichts vorgefallen wäre, wenn sie auch aus dem Zuchthaus entlassen werden.

Quarz in seinem reinsten Zustande ist reine Kieselerde. Er krystallisirt gewöhnlich in sechsseitigen Säulen mit sechsseitigen Pyramiden an beiden Enden; oft fällt auch die Säule fort und es zeigt sich eine sechsseitige Doppelpyramide.

Betrachtet man nun Feldspath ($KO.\ Si\,O_3 + Al_2\,O_3.\ 3\ Si\,O_3.$) der ⅔ Kieselerde enthält, so zeigt sich zwar die sechsseitige Säule, aber die Pyramiden sind mannigfach modificirt und fast immer unrein; oder mit anderen Worten, die vorherrschende Kieselerde kann sich nicht rein entfalten, ihr Streben wird gehemmt: es ist das eheliche Verhältniß von Mann und Frau.

Die Krystallisation ist überhaupt aufzufassen als Vorstufe des Organischen. Im Krystall strebt ein homogener chemischer Stoff nach größerer Specialisirung. Es ist ein Hervortreten aus dem Allgemeinen in's Besondere, eine größere Besonderung, Individualisation.

---

ii466 Pseudomorphosen sind zu erklären als Gebilde des Nachahmungstriebs auf der untersten Stufe der Natur. Darf man den unorganischen Stoffen übel nehmen, wenn sie einmal ein ander Gewand anziehen wollen? »Wer sich rein fühlt, der werfe den ersten Stein auf sie!«

> Suchet in euch, so werdet ihr Alles finden und erfreuet euch, wenn da draußen, wie ihr es immer heißen möget, eine Natur liegt, die Ja und Amen zu Allem sagt, was ihr in euch selbst gefunden habt.

Diesen Rath des genialen Dichters und Naturforschers sollte Jeder befolgen, der die Natur ergründen will.

Schon Scotus Erigena, ein lichtvoller Geist und ein großes schönes Herz, hatte den Menschen eine Wiederholung aller Creaturen, auch der Elemente genannt: den Makrokosmus im Mikrokosmus. Ist der Mensch ergründet, so ist auch die ganze Natur ergründet.

Also immer voran auf der rechten Bahn, Philosophen und Naturforscher! Suchet in euch, so werdet ihr Alles finden.

In naiver, aber sehr schöner Weise hat Scotus Erigena sogar das Licht im Menschen nachgewiesen. Er sagte:

> Weiß doch Jeder, daß das Auge ein feuchter Theil des Kopfes ist, wodurch die Sehstrahlen aus der Hornhaut herausgelassen werden, welche ihrerseits vom Herzen, als einem Feuersitze, die Natur des Lichtes empfängt.
>
> (Ü. d. Einth. d. N. I, Cap. 37.)

Wem fallen da nicht die Worte des Dichters ein:

> Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
> Die Sonne könnt' es nie erblicken?

Jedenfalls ist der Grund der Erscheinung des Lichts: Schwingung, Bewegung, und unser Herz ist ganz bestimmt ein »Feuersitz«, der die heftigste Bewegung hat. Die wogende warme Seele schwingt sich aus und zeigt ihr Wesen am deutlichsten im Auge.

Ich wohnte einmal, einige Monate lang, einer Fabrik schräg gegenüber, welche Dampfbetrieb hatte. Mein Zimmer blickte nach Süden und im Winter ging die Sonne genau hinter dem Rohr auf, welches den abgehenden Dampf in compakten Wolken ausstieß. Es war ein entzückendes Spiel. Bald verhüllten die dicken Wolken |
ii467 die Sonne gänzlich, bald zeigte sich die Quelle des intensivsten Lichts in vollkommener Reinheit.

So oft nun die Sonne plötzlich sichtbar wurde, empfand ich am Auge einen heftigen Wellendruck und ebenso spürte ich deutlich das Nachlassen des Drucks, wann sich wieder Wolken vor die Sonne legten.

Das Licht offenbarte sich mir hier ganz deutlich als eine abstoßend wirkende Kraft. Jeder beobachte selbst. Ich glaube jedoch, daß die Wintersonne, welche nicht hoch über dem Horizonte steht, eine *conditio sine qua non* für die Wahrnehmung ist, was an der tieferen Luftschicht liegen mag, durch welche die Lichtstrahlen bei niederem Sonnenstande dringen müssen.

Der Ruhm erweitert die Wirksamkeitssphäre eines Menschen am meisten; die Schande dagegen verengert sie am stärksten.

Bildung erweitert gleichfalls die Individualität, aber auf negative Weise: sie hebt furchtbare Beschränkungen auf.

Dieser bestimmte Geist und dieser bestimmte Wille heißt doch, im Grunde genommen, nur: diese bestimmte Bewegung eines Menschen. Der Eine fällt allemal nach zehn Schritten in eine Pfütze; der Andere schwebt auf Seraphsflügeln.

Schopenhauer nannte die Lust ganz mit Unrecht negativ. Es giebt ganz positive Genüsse der Sensibilität sowohl als der Irritabilität und der Reproductionskraft.

Die Werthlosigkeit des Lebens beruht auf der Erkenntniß, daß die positive Unlust die positive Lust, und der positive Schmerz die positive Wollust überwiegt. Indem man beides, also das Leben, wegwirft, macht man mithin einen unermeßlich großen Gewinn. »Wie sie sanft ruhen, die Todten!« –

Das Blut! das Blut! – Es ist das Geheimnißvollste in der Natur und das echte Unbewußte. »Blut ist ein ganz besond'rer Saft.« (Goethe.)

---

ii468 Vergleicht man das Herz des Menschen mit dem Meere, so kann man die Zustände der vier Temperamente in der Freude und im Zorn, wie folgt, darstellen:

Freude.	Zorn.
1. Melancholiker:	
Große Wogen innerhalb der Individualität. Mächtige Zurückfluthung. Der Himmel ist ganz blau. Wolkenloser Sommertag.	Das Meer wird bis auf dem Grund aufgewühlt. Die dunklen Wolken der Gedanken hängen bis auf die Schaumkronen der Wogen herab. Blitz ohne Donner. Nur ausnahmsweise Action in Wort und That: dann aber furchtbare Entladung. Die Wogen glätten sich erst nach Tagen.
2. Sanguiniker:	
Das Individuum möchte bersten. Es drängt über die Individualität hinaus. Es muß hüpfen, tanzen, umarmen, küssen, Frühlingstag.	Sturm in einem Glas Wasser. Heftiges Gesticuliren. Große Action in Wort und That. Die Wogen glätten sich rasch.
3. Choleriker:	
Stoßweises Auflodern. Drängen über die Individualität hinaus und Zurückziehen in die Individualität. Ueber die besonnte Gegend ziehen dunkle Wolkenschatten. Herbsttag,	Strohfeuer. Werfen, Schlagen, Schimpfen, Aufstampfen. Ruhe durch Erschöpfung.
4. Phlegmatiker:	
Kleine Wellen innerhalb der Individualität. Schwache Zurückfluthung. Sonniger Wintertag.	Langsame Erhitzung. Langsame Erkaltung. Auskochen im Innern. Selten Action, dann furchtbar, aber kurz.

Der Gang des Melancholikers ist bald fest, bald unsicher; der des Sanguinikers hüpfend, der des Cholerikers elastisch, der des Phlegmatikers »schwerwandelnd«.

Der Hauptgrund der »unendlichen« Nüancen innerhalb eines einzigen Temperaments liegt im Geist und Allem, was damit zusammenhängt, wie Erziehung, Bildung u.s.w. Ein genialer Melan|choliker
ii469 giebt ein ganz anderes Bild als ein stupider, ebenso ein aristokratischer Choleriker ein ganz anderes als ein Bauer, und ebenso sind zwei Männer von gleichem Charakter und gleichem Geist, jedoch von verschiedener Bildung, zwei sehr verschiedene Erscheinungen.

Der Melancholiker fühlt am tiefsten. Er ist sowohl der höchsten Begeisterung fähig, die ihn in den siebenten Himmel der Araber trägt, als auch der trostlosesten Verzagtheit, die ihn bis in den zehnten Cirkel der Dante'schen Hölle stößt. Keine andere Individualität kostet sich so erschöpfend im Guten und Schlimmen wie der Melancholiker. Kein anderes Gemüth kann so sehr aufgewühlt werden als das seinige, aber auch kein anderes kann so eben und glatt wie das seinige sein. Wie ruhen dann die Ideale der Menschheit so still und wunderbar hell auf seinem Grunde! Sie sehen aus wie das Bild des Mondes in einem ruhigen Alpensee. Der Uebergang des Melancholikers aus dem größten Ernst in die ausgelassenste Heiterkeit ist dem plötzlichen Wechsel von Tag und Nacht in der Wüste Sahara zu vergleichen. Der Gluthhitze folgt unmittelbar Gefrierkälte und umgekehrt.

Omnes ingeniosos melancholicus esse.

Das berühmte Wort von Laplace: »Ich habe den ganzen Himmel durchsucht und nirgends eine Spur Gottes gefunden«, ist pinselhaft und über alle Maßen bornirt, wenn man den Begriff Gott nicht durch »persönlich« ergänzt. Gerade der Astronom spürt mehr als irgend ein anderer Naturforscher den gewaltigen Athem der Gottheit im innigen Zusammenhang aller Weltkörper

und in der Harmonie ihrer Bewegungen.

Wie sie spielen
Nach den lockenden Zielen.

Ich sehe mich durch den Ausspruch des Astronomen zu einem anderen Wort veranlaßt. Ich sage:

Ich habe den ganzen Himmel durchforscht, ich habe die ganze Oberfläche der Erde und ihr Inneres, so weit es zugänglich, durchsucht, ich habe Alles geprüft, was in der Luft, im Wasser und auf der Erde lebt, webt und ist, und – überall habe ich nur Individuen gefunden, die jedoch im innigsten Zusammenhang stehen.

---

ii470 Die Eine Substanz Spinoza's, überhaupt ein Gott in der Welt, muß jedem Vernünftigen und Besonnenen ein wahrer Gräuel sein.

Es muß indessen zugestanden werden, daß mit Absicht auf eine innerweltliche Einheit die Philosophen sich nur durch die Länge der Periode von einander unterscheiden, in welcher sie, wie die Juden um das goldene Kalb, um eine solche Einheit tanzten. Die Einen sangen ihr Hymnen, so lange sie lebten, die Anderen waren nur während einer kürzeren oder längeren Zeit betäubt.

Die Besonnensten sind einem Manne zu vergleichen, der in einer Herbstmondnacht an einer Wiese vorbeigeht und eine Nebelgestalt erblickt. Er geht zu ihr, mißt sie und prägt sich ihr Bild in die Seele. Am anderen Morgen will er das schöne Bild nochmals betrachten. Er findet jedoch nur Millionen Grashalme mit Millionen blitzender, funkelnder Thautropfen.

Da sieht er ein, daß er geträumt hat und schwört bei den Grashalmen und Thautropfen im hellen Licht des Tages, d. h. er schwört fortan bei der Individualität.

III. Zur Aesthetik.

ii470u

Die Aesthetik kann man erklären als die Lehre vom verklärten Sinnlichen. Warum aber werden die Wohlgerüche nicht in ihr abgehandelt?

Ich halte dies für einen Mangel. Es ist allerdings wahr, daß der Mensch nur dann in die ästhetische Relation zu den Dingen treten kann, wenn er in keiner interessirten Beziehung zu ihnen steht, sein Wille also ruhig ist; aber ich habe auch nachgewiesen, daß es der Wille ist und nicht der Geist, welcher die ästhetische Freude genießt.

Warum soll ein Ton schön sein und der Duft einer Blume nicht?

Das Subjektiv-Schöne des Wohlgeruchs wäre der Wohlgeruch selbst.

Immerhin mag man die Wohlgerüche aus der theoretischen Aesthetik verbannt halten. Um so mehr berücksichtigt sie der praktische Aesthetiker, d. h. Derjenige, welcher sich sein Leben nach den Gesetzen des Schönen einrichtet.

Im praktischen Aesthetiker ist das Subjektiv-Schöne in seiner Gesammtheit: Behaglichkeit, Comfort. Sein Auge will überall in seiner Wohnung auf schöne Gegenstände blicken: auf schöne Bilder, |
ii471 schöne Statuetten, schöne Farben, Farbenharmonie, schöne Möbel, schöne Nippsachen, Blumen, tropische Gewächse, schöne Kleidung; sein Ohr will immer nur angenehm erschüttert sein: Wohlklang der Sprachorgane, fließende Rede, angenehme Musik, angenehme Poesie; kein Geschrei, kein Lärm, kein Getöse, kein Gequieke, kein Geschnarre; seine Nase will immer nur angenehm afficirt sein: Reseda-, Heliotrop-, Veilchen- und Rosenduft, Orangeblüthen, Jasmin- und Rosenöl; seine Geschmacksnerven wollen nur Schmackhaftes berühren: einfaches, aber gut zubereitetes Essen; edle Früchte, Bordeaux, Champagner; seine Gefühlsnerven wollen eine angenehme Temperatur: im Sommer Kühlung, im Winter behagliche Ofenwärme.

Im idealen Staat sollen bekanntlich alle Menschen zu praktischen Aesthetikern ausgebildet werden: es wär'

»ein Ziel, auf's Innigste zu wünschen!«

Man sollte die Eitelkeit nicht *pure* verdammen; denn der Kern aller Eitelkeit ist ein edler: das Subjektiv-Schöne. Das Subjektiv-Schöne ist das Wirksame in der Eitelkeit: ein Weib will gefallen und sie kann nur gefallen, wenn sie ihre Kleidung, ihre Haare, ihre Manieren, ihre Sprache, kurz Alles, was zu ihrer Person gehört, im Element der Schönheit und Grazie untertaucht.

Ich kenne Männer, welche von einer geradezu asketischen Einfachheit in ihrer Kleidung und Lebensweise sind und doch keinen Hofball vorbeigehen lassen, ohne Theil daran zu nehmen. Es ist der Aesthetiker in ihnen, der befriedigt sein will. Giebt es für einen Aesthetiker auch etwas Entzückenderes als die ersten Stunden eines Balles?

Er wird sich wohl hüten, den Augenblick abzuwarten, wo die Schleppen abgetreten, die Blumen verwelkt und entblättert sind, von der Stirne heiß der Schweiß rinnt und das Thier im Menschen seine Höhle verläßt und sich im Auge breit macht.

Fort! Fort!

»Bildschön« ist ein sehr guter Ausdruck und gleichbedeutend mit wunderschön, weil die Natur thatsächlich nicht so schöne Menschen bilden kann wie der bildende Künstler.

---

ii472 Das Wesen des Komischen: die Discrepanz zwischen einem Maßstab und einem Gemessenen – belegt schon der Dialekt. Ein Süddeutscher sagte einmal in einem Berliner Salon: Drachödie, und alle Anwesenden brachen zu gleicher Zeit in Lachen aus, mit Ausnahme des Süddeutschen, der später lachte.

Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas.

Von allen Dichtern des jungen Deutschland hat Keiner so sehr zwischen dem Erhabenen und Lächerlichen geschwankt wie Grabbe. Zieht man den Monolog Gothland's (Herzog von Gothland, Act III, Sc. I.) zusammen, so ergiebt sich folgendes seltsame Gemische:

Nein, nein,
Es ist kein Gott! Zu seiner Ehre
Will ich das glauben.
(Donnerschläge.)
Ei, wie
Die Ohrwürmer rumoren! Still! Der Mensch
Trägt Adler in dem Haupte
Und steckt mit seinen Füßen tief im Koth.
(Donnerschläge.)
Horcht! horcht!
Das sind die Fußtritte des Schicksals! –
— — — — — — —
Die Menschenherzen sind der Staub,
Worauf das Schicksal geht.
(Donnerschläge.)
Hu! wie
Die Nachtigallen zwitschern! ...

Warum wirken die allerliebsten plastischen Spielsachen: ein Kater, der einer Katze, beide in aufrechter Stellung, unter Guitarrenbegleitung ein Liebeslied vorträgt, oder ein Kater, der sich eben anschickt, einer Katze, – beide wieder in aufrechter Stellung, – den ersten feurigen Liebeskuß zu geben, so überaus komisch? Weil wir sie mit Menschen vergleichen und deshalb vor einer ganz gewaltigen Discrepanz stehen.

---

ii473 Das Komische, das im Carneval an sich liegt, ist die im Princip anerkannte Gleichheit Aller und die auf diesen Stramin gestickte Copie der Ungleichheit des realen Lebens. Könige, hohe Würdenträger, stolze Edeldamen, Granden, Pairs etc. Arm in Arm mit Hirten und Bauern, polnischen Juden, Marketenderinnen, Schornsteinfegern, Lumpensammlern etc. Welche Discrepanz mit der Wirklichkeit!

Warum würde es komisch wirken, wenn der Kaiser von Deutschland einen Hottentottenfürsten mit: Mein Bruder, anredete und warum nicht, wenn er den Kaiser von China seinen Bruder nennete? Weil in ersterem Falle an dem Maßstab europäischer mächtiger Fürsten ein wilder Fürst gemessen würde und eine Discrepanz von außerordentlicher Länge sich ergäbe, während dies im letzteren Falle nicht stattfände. In einer großen Discrepanz schwebt aber immer das lachende Komische.

Dagegen würden die Manieren des Kaisers von China, wenn er Deutschland besuchte, komisch wirken, weil wir sie am Maßstab europäischer Hofsitte messen würden und eine große Discrepanz alsdann unausbleiblich wäre. Man denke an den Schah von Persien, als er bei dem Galadiner im königlichen Schlosse Kirschen- und Erdbeerstiele *sans gêne* auf den Fußboden warf, und die Kaiserin mit naiver Vertraulichkeit auf die Schulter tippte, um ihre Aufmerksamkeit im Opernhaus auf Etwas hinzulenken, das ihm kindliches Vergnügen bereitete.

Milton's *Paradise lost* ist eine unvergleichliche Dichtung: sie ist das Produkt germanischer Geistes- und Gemüthstiefe. Hält man Dante's *Divina Commedia* daneben, so erscheint diese schaal und oberflächlich. In der *Commedia* werden Verbrecher bestraft und Gute belohnt, im Verlorenen Paradies wird dagegen die Sünde und die Tugend ergründet.

Milton's Satan ist ein Charakter, der mit dem Urbösen Sympathie in uns erweckt. Im tiefsten Grunde unserer Seele berührt er die für uns wohltönendste Saite: das trotzige Individuum, den Gott aller Germanen.

Dante war ein Italiener, d.h. ein Nachkomme der alten Römer: *c'est tout dire*. Im alten Rom ging das Individuum in der Masse unter; das größte Individuum stand auf den Schultern der Masse. Der große Germane dagegen ist am liebsten allein, mutterseelenallein.

ii474 Man vergleiche Milton's Satan und Byron's Lucifer mit Dante's Satan, wie er ihn im letzten Gesang der Hölle schildert. Welcher himmelweite Unterschied! Dante's Satan nimmt sich neben den beiden anderen Zeichnungen aus wie die Carricatur eines sechsjährigen Knaben neben Bildern von Raphael und Michel Angelo.

Ich irre gewiß nicht, wenn ich sage, daß Dante als Poet nicht den zehnten Theil des Ruhms verdient, den er bei uns hat. Neun Zehntel seines Ruhms beruhen auf dem culturgeschichtlichen Interesse, das seine *Commedia* hat.

Welche Litteratur kann überhaupt neben die germanische gestellt werden? Auf jedem Gebiete des Wissens stehen wir unerreicht da.

Als es sich darum handelte, ob mein Werk: »Die Philosophie der Erlösung« mit lateinischen oder deutschen Lettern gedruckt werden sollte, schrieb ich an meinen Verleger:

> Ich habe eine Vorliebe für deutsche Lettern. In ihnen ist, wie ja alles Aeußere die Erscheinung eines Inneren ist, der deutsche Charakter, seine Schwäche und zugleich seine Stärke, der Individualismus, ausgedrückt, wie in der griechischen Schrift. Aneinander gereihte lateinische Buchstaben sehen aus wie aufmarschirte Legionen: der Einzelne ist durch das Ganze gebunden. Verbundene deutsche Buchstaben dagegen geben das Bild zwangloser Gruppen: der Einzelne geht nicht im Allgemeinen unter. Ich bin mit einem Worte – und stimme hierin mit dem eigensinnigen Schopenhauer überein – entschieden für Erhaltung alles Dessen, was die Deutschen als eine reine unvermischte Nation charakterisirt, also vor Allem ihrer kunstvollen Sprache, ihrer Schrift und Lettern.

Je intensiver eines Menschen Empfinden ist, desto deutlicher und fesselnder zeigt sich sein Uebergang in die ästhetische Contemplation. Es ist, wie wann auf ein Gewitter ein wolkenloser blauer Himmel folgt.

Ich sah einmal eine Dame, deren Gesichtszüge eben noch die Spuren der heftigsten inneren Bewegung trugen, durch eine einfache Tasse urplötzlich in die ästhetische Contemplation versetzt und war über die Veränderung ihres Antlitzes völlig betreten. Sie hatte ein ganz anderes Gesicht: es war ruhevoll, friedevoll, verklärt. Die Tasse war aber auch wunderschön: sie war von feinstem, nahezu durchsichtigem |
ii475 Porzellan mit einem schmalen Goldrand, dessen kunstvolle Ausführung sich vorzüglich von dem perlmuttergleichen Grunde abhob, und ihre überaus anmuthige, sehr niedrige, aber weit ausgeladene Form erinnerte an diejenige einer antiken Schale.

Das Wesen des ästhetischen Mitgefühls ist sehr deutlich darin ausgeprägt, daß die meisten Menschen als Zuhörer bei einer lebhaften Erzählung ganz unbewußt die Lippen mitbewegen, ingleichen nicht selten mit dem Spiele ihrer Mienen, wenn nicht gar mit Gesten, die betreffende Rede begleiten: köstliche unfreiwillige Mimen!

Goethe macht in der Farbenlehre (§. 781.) die feine Bemerkung:

> Wie wir einen angenehmen Gegenstand, der vor uns flieht, gern verfolgen, so sehen wir das Blaue gern an, nicht weil es auf uns dringt, sondern weil es uns nach sich zieht.

Diese mächtige anziehende Kraft des Blauen empfindet jeder Mensch, der Eine mehr, der Andere weniger. Das blaue glatte Meer übte einmal in Sorrento eine solche Anziehung auf mich aus, daß ich willenlos dem Zauber gefolgt und verloren gewesen wäre, wenn mein Gefühl durch den zufälligen Auftritt eines Freundes keine Ablenkung erfahren hätte.

Auf der blauen Farbe allein beruht, daß sich das Himmelreich eben im Himmel befinden soll. Wäre der Himmel gelb, so würde man ganz gewiß nicht von einem Himmelreich sprechen und Himmelreich und Paradies wären nicht Wechselbegriffe.

Die Musik wirkt auf den Menschen wie eine tönende Glocke auf eine neben ihr hängende ruhende: unsere Seele vibrirt leise mit.

Die Stelle im Hamlet:

> Dies über Alles: sei dir selber treu,
> Und daraus folgt, so wie die Nacht dem Tage,
> Du kannst nicht falsch sein gegen irgend wen,

kann kein philosophisch Gebildeter lesen, ohne daß sich seine Haare sträuben, weil das Bild ein durchaus verfehltes ist. Die Nacht folgt nämlich dem Tage, sie erfolgt nicht aus dem Tage. |
ii476 Shakespeare verwechselte hier den Satz vom Grunde des Seins (*principium rationis sufficientis essendi*) mit dem Satz vom Grunde des Werdens (*principium rationis sufficientis fiendi*). Er hätte ein ganz ander Bild wählen müssen, etwa:

> Und daraus folgt, wie aus der Güte Wohlthun,
> Du kannst nicht falsch sein gegen irgend wen.

Man muß aber Shakespeare das Bild verzeihen; denn die Philosophen seines Zeitalters waren sich ja noch nicht einmal klar über den großen Unterschied zwischen Erkenntniß (*principium rationis sufficientis cognoscendi*) und Causalität. Sogar Kant, der Gewaltige, machte noch die Folge zum einzigen Kriterium des Verhältnisses von Ursache und Wirkung. Für einen Dichter unserer Tage wäre aber eine Verwechslung wie die obige geradezu ein Schandfleck; denn, meine Herren Dichter, ein echter Dichter muß auf der Bildungshöhe seines Zeitalters stehen und Schopenhauer ist eine der Stützen unserer Bildungshöhe. Studiren Sie also, ehe Sie den Pegasus besteigen, Schopenhauer's wichtige Schrift: »Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde«, damit Sie nicht mit den gepanzerten Philosophen in einen Streit gerathen, der nothwendigerweise mit einer Niederlage für Sie enden muß.

Christus kann nie Held einer Tragödie sein, denn er handelt versöhnt mit seinem Schicksal *avec parfaite connaissance des choses* von Anbeginn.

Das absolute Nichts ist das wahrhaft Erhabene, das absolut Erhabene, das Erhabene κατ' ἐξοχήν. Man versuche einmal zu denken, daß die ganze Welt untergegangen sei, Nichts, Nichts, kein Sandkorn mehr da sei und man wird sofort erhaben gestimmt werden, d. h. man wird sich furchtbar abgestoßen und gleich wieder von der süßen Heimath angelockt fühlen.

Nur den echten Denker stimmt das absolute Nichts nicht erhaben: es macht ihn nur contemplativ.

Die Aesthetik sollte als Vignette einen See tragen, in dem sich schöne Bäume, der blaue Himmel und das Tagesgestirn spiegeln: verklärt, ruhevoll.

IV. Zur Ethik.

ii477 Spinoza und Fichte waren Beide praktische Philosophen, aber nach zwei ganz verschiedenen Richtungen. Der Eine war ein echter Weiser, der Andere hatte ganz das Zeug zu einem weisen Helden. Ein himmelweiter Unterschied; denn während der Eine sich ganz auf sich zurückzog, schwelgend in seiner gebenedeiten Persönlichkeit, wollte der Andere seine Ideale verwirklichen. Hätte Fichte gekonnt, wie er wollte, so würde die Geschichte von einem Tyrannen erzählen, der alle anderen Tyrannen ohne Ausnahme in Schatten gestellt hätte. Die Mitwelt hätte ihn verflucht wie diese, aber die Nachwelt hätte ihm in jedem Dorf ein Standbild errichtet und hätte diese Standbilder angebetet.

Le style c'est l'homme. Der Stil Spinoza's ist abwehrend, abhaltend, der Stil Fichte's aggressiv. Im letzteren sieht man Schwerter und Streitäxte funkeln und hört den Donner von tausend Batterien, dröhnende Kürassierattaken und entsetzliches Todesröcheln.

Wer kann Stellen wie die folgenden lesen, ohne erhaben gestimmt zu werden?

> Wer hat die rohen Stämme vereinigt, und die widerstrebenden in das Joch der Gesetze und des friedlichen Lebens gezwungen? – – – Welches auch ihre Namen sein mögen: Heroen waren es, große Strecken ihrem Zeitalter vorangeeilt, Riesen unter den Umgebenden an geistiger Kraft. Sie unterwarfen ihrem Begriffe von Dem, was da sein sollte, Geschlechter, von denen sie dafür gehaßt und gefürchtet wurden; schlaflos durchsannen sie, für diese Geschlechter sorgend, die Nächte, rastlos stürzten sie sich von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, entsagend den Genüssen, die sie wohl hätten haben können, immer ihr Leben darbietend, oft verspritzend ihr Blut. Und was suchten sie mit dieser Mühe? – – – Ein Begriff, ein bloßer Begriff von einem durch sie hervorzubringenden Zustande war es, der sie begeisterte.
>
> (Gr. d. g. Z., 46.)

> Rechne man mir nur nicht vor die Tausende, die auf Alexander's Zuge fielen, erwähne man nicht seines eigenen frühzeitig erfolgten Todes: was konnte er denn nun, nach Realisirung der Idee, noch Größeres thun, als sterben?
>
> (*ib*. 48.)

ii478
> Woher der Erste den Muth bekam, dem allgemeinen und geheiligten Schreckbilde, dessen bloßer Gedanke schon lähmte, kühn in die Augen zu sehen, und zu finden, es sei nicht, und statt seiner sei nur Liebe und Seligkeit: das war das Wunder.
>
> (*ib*. 54.)

> Nicht ihrem Witze, sondern lediglich den von ihnen nur nicht geahnten Einflüssen der Tradition, welche sie verlachen, haben es die Spötter zu verdanken, daß sie nicht bis auf diesen Tag ihr Gesicht zerschlagen vor hölzernen Götzen, und ihre Kinder durch's Feuer gehen lassen dem Moloch.
>
> (*ib*. 54.)

Welche Kraft und welche vollendet schöne Diktion!

Nur der Heilige ist kein Heuchler, wenn er den Ruhm verachtet. Spricht Jemand, der Weiber küßt und gern gut tafelt, verächtlich vom Ruhm oder überhaupt von der Meinung Anderer, so lügt er.

Für jeden Weltmann ist die Meinung Anderer von uns und ihre Blüthe, der Ruhm, etwas sehr Wesentliches.

Das bloße Bewußtsein, ein großer Mann zu sein, konnte einem Spinoza genügen, nicht einem Napoleon. Der Weltmann dürstet nach den Gefühlen der Menge: *Ecco il Dante, che fu nell' inferno* (Seht dort den Dante, der in der Hölle gewesen ist). Es ist für ihn die berauschendste Musik. Spinoza dagegen hätte über das: *Ecco lo Spinoza* verächtlich gelächelt, wenn es ihn nicht gar in die Flucht getrieben hätte.

Zwei sehr duftige Blüthen des Christenthums sind die Begriffe: Fremdlingschaft auf Erden und religiöses Heimweh. Wer anfängt, sich als Gast auf Erden zu erkennen und zu fühlen, hat die Bahn der Erlösung betreten und nun wird ihm auch sofort der Lohn für seine Weisheit: er sitzt fortan bis zu seinem Tode in der Welt, wie ein Zuschauer im Theater.

»Zur anderen Natur werden« ist ein sehr guter Ausdruck auf ethischem Gebiete.

---

ii479 Das Wort *Sünde* wird sich auch dann noch erhalten, wann es keine Religion mehr auf Erden giebt: dieser Begriff geht erst mit der Menschheit unter.

Sünde ist von *Schuld* streng zu sondern. Eine Sünde ist immer eine *Schuld*, aber eine Schuld nicht immer eine *Sünde*.

Sünde ist jede Uebertretung des *göttlichen* Gesetzes. Die Schuld dagegen ist Uebertretung des *menschlichen* Gesetzes, das nicht *über*, sondern *unter* dem göttlichen Gesetze steht.

Als die *Vivia Perpetua* über das gebrochene Herz ihres greisen Vaters in die Arme ihres Erlösers sank, handelte sie eminent moralisch, aber auch eminent schuldvoll. In gleicher Weise würde Einer handeln, wenn er sich dem Allgemeinen hingäbe und seine Familie deswegen verhungerte.

Besser *schuldvoll* als ein Sünder.

Das arme Herz muß natürlich immer die Rechnung bezahlen; aber deshalb müssen auch solche Institutionen im Staat errichtet werden, die dem Einzelnen, der es *will*, auch die Möglichkeit geben, sich frei von Herzensbanden zu halten.

Trunksucht und Gefräßigkeit werden nur deshalb von der Ethik verpönt, weil sie leicht zur Sünde veranlassen. An sich widerstreiten sie dem göttlichen Gesetz nicht.

Vom Gesichtspunkte aus, daß durch das Band der Zeugung alle gegenwärtigen Menschen in allen früheren *waren*, darf man behaupten, daß jeder jetzt lebende Mensch ein Mörder, ein Dieb, ein Nothzüchter u.s.w. ist. Im Budhaismus wird dies auch gelehrt. *Budha* bekannte, daß Blut, das er in einem früheren Lebenslauf vergossen habe, an seinen Händen klebe.

Wie mild und tolerant gegen Verbrecher stimmt eine solche Betrachtung!

Der Weise liebt die Tugend nicht um ihrer selbst willen, wie das bekannte Schlagwort lautet, sondern ihrer Folge, des Herzensfriedens wegen. Der Weise sucht, wie der Rohe, *sein* Glück; er definirt nur das Glück anders, als der Rohe.

---

ii480 Darf man sich wundern, daß der Glaube an das Paradies seit beinahe zwei Jahrtausenden schon die christlichen Gemüther beherrscht und jetzt noch die Masse der Muhammedaner begeistert? Das Liebste, was ein Mensch hat, kann er auf den Flügeln des Glaubens in das Paradies retten; zunächst die Hauptsache, sein liebes, theures Ich, und zwar in blendendster Form: verklärt, bedürfnißlos, contemplativ oder schwelgend, berauscht; dann alle Diejenigen, an denen sein Herz hängt: Mutter, Vater, Weib, Kinder.

Plato nannte die Hoffnung den Traum des Wachenden.

Es ist durchaus nebensächlich, ob Einer auf dem Wege zur Erlösung ein Liedchen trällert oder den Kopf hängen läßt: das hängt von der Farbe der Individualität ab, welche erst im Tode verblaßt. Die Hauptsache ist der Gang auf dem Wege zur Erlösung.

Alle Seligkeit, aller Frieden, alles Schöne, alles Herrliche, was die Menschen dem Paradiese angedichtet haben – was war es Anderes als eine Herausstellung dessen, was sie in guten Stunden in sich empfanden?

Darum lerne dich schätzen, o Individuum! Denn auch Alles, was du der Allmacht *Gottes* zusprichst, weil es so hoch und hehr, und so gewaltig in dir lebt, das ist dein durch eigene Kraft gesteigertes *Gefühl*.

»Gefühl ist Alles!« (*Goethe*.)

Nicht Dante ist die poetische Blüthe der romanischen Völker, sondern Calderon. Der Katholicismus Dante's ist frostig, oberflächlich, Lippentheologie; der des großen Spaniers glühend, tief, Gottesdienst mit dem Herzen. Giebt es tiefere Aussprüche als die Stellen im »Standhaften Prinzen«:

So muß in den ird'schen Schranken
Jeder an sich selbst erkranken,
Bis er seinen Tod gewinnt.

Und:

Warte nicht, daß kund dir thu'
Andere Krankheit noch, da du
Deine größte Krankheit bist.

---

ii481 Schopenhauer's Philosophie ist anzusehen als die Brücke, die das Volk aus dem Glauben in die Philosophie hinüberträgt. Sie ist deshalb eine That nicht nur in der Geschichte der Philosophie selbst, sondern in der Geschichte der Menschheit. Die Bausteine zu dieser Brücke sind aber aus seiner Ethik genommen und das Ganze heißt: Individuelle Erlösung durch das Wissen. Hierdurch wird dem Willen des gemeinen Mannes ein zureichendes Motiv und ein Gegenstand gegeben, den er so liebend erfassen kann wie der Budhaist die selige Gewißheit, nicht wiedergeboren zu werden, der Muhammedaner die Hoffnung auf die Freuden des Paradieses, der gläubige Christ die Verheißung des Himmelreichs.

Des Lebens Räthsel ist außerordentlich einfach; und dennoch gehörte die höchste Bildung und die größte Erfahrung dazu, um es zu errathen, so wie auch stets diese Bedingungen erst bei Demjenigen erfüllt sein müssen, der die Lösung für richtig anerkennen soll.

Darum Bildung, gleiche Bildung für Alle und Alle!

Die Lehre von der Verneinung des individuellen Willens zum Leben ist die erste philosophische Wahrheit und auch die einzige, mit welcher wie mit Glaubenssätzen Massen bewegt und entzündet werden können.

Aber eben deswegen darf sie auch nicht der exklusive Besitz nur weniger bevorzugter Einzelner verbleiben, die, in glücklicher Beschaulichkeit und individuellem Genügen hoch über dem Treiben und Getümmel des Lebens stehend, gleichsam auf des Tempels Zinnen die Wacht des Geistes über dem »sicheren Schatze« halten, indeß die große Menge der »Enterbten«, – der thatsächlich und wirklich »Enterbten«! – stumpfen oder vergeblich verlangenden Blickes vor der verschlossenen Pforte eines Unbegriffenen steht, das ein Stein für sie bleibt, auch wenn ein Edelstein, wie der Fund des Diamanten vom verhungernden Hühnchen.

Sie muß allen Mühseligen und Beladenen, die darnach dürsten, mit milder Hand und ohne Unterschied den Trost der Erlösung darreichen; sie muß Allgemeingut werden; sie muß als das Süßeste und Herrlichste, was die »Allerhöchste Kraft« für die Menschheit erringen konnte, aus dem Tempel der Wissenschaft hinausgetragen |
ii482 werden auf die Höhen der Berge: Allen sichtbar, Jedem greifbar und erreichbar, damit an ihrem Lichte sich die Nacht, die »langsam aus den Thälern weicht«, zum hellen Tag entzünde.

In einem Wort: sie darf nicht »Kaviar für's Volk« bleiben, sie muß das Lebensbrod seines hungernden Herzens werden. Und hierzu war ihre Reinigung von allem Transscendenten der erste und nothwendigste Schritt.

Die schönste Bewegung ist die Begeisterung, die Blüthe der Begeisterung die moralische Liebe.

Die Erklärung, das Gewissen sei das Wissen von der wahren Natur unseres Charakters, ist viel zu kurz: sie deckt nicht den zehnten Theil des Gewissens. Das Gewissen ist unser Wissen schlechthin. Der Volksmund sagt sehr treffend:

> Was ich nicht weiß,
> Macht mir nicht heiß.

Einen Juden sticht das Gewissen, wenn er am »Schabbes« raucht, einen Christen nicht; einen Katholiken sticht das Gewissen, wenn er nicht beichtet, einen Protestanten nicht; einen orthodoxen Engländer sticht das Gewissen, wenn er am Sonntag arbeitet, einen liberalen deutschen Protestanten nicht; einen Hindu sticht das Gewissen, wenn er ein Thier tödtet, einen deutschen Jäger nicht u.s.w. Die Ersteren haben in einem bestimmten Glauben ein Wissen, welches die letzteren nicht haben, und so kommt es, daß Jene vom Gewissen wegen der gedachten Handlung belästigt werden, diese nicht.

Es ist ganz undenkbar, daß sich der Mensch durch irgend etwas Anderes als sein Wohl bewegen lassen könne. Schenkt Jemand Millionen an Arme, so geschieht es, im besten Sinne, nur um seinem Herzen den Frieden wiederzugeben, den ihm die Vorstellung des Elends Anderer geraubt hat. Schenkt Jemand überhaupt gerne, so geschieht es nur, weil die Freude am hellsten in ihm lodert, wann Andere beglückt sind, und weil er diese helllodernde Freude in seiner Brust will, deshalb schenkt er. Welchen Fall man auch erdenken mag, immer ist es das eigene Wohl, das offen oder mit tausend Hüllen verdeckt, den Menschen zum Handeln bewegt.

ii483 Der Phrase muß überall entgegengetreten werden; am unerbittlichsten aber auf dem Gebiete der Philosophie, weil sie hier den größten Schaden anrichten kann. Man muß sie verfolgen wie ein wildes Thier: sie ist gemeinschädlich im höchsten Grade.

Die Phrase *par excellence* aber ist: daß die Abwesenheit aller egoistischen Motivation das Kriterium einer moralischen Handlung sei. (Kant, Schopenhauer.)

Der Pessimismus ist eigentlich ganz unverträglich mit dem Schopenhauer'schen Idealismus; denn kann man Schopenhauer's Ausruf:

> Diese Welt beständig bedürftiger Wesen besteht blos dadurch, daß sie einander auffressen, eine Zeitlang bestehen, ihr Dasein unter Angst und Noth durchdringen und oft entsetzliche Qualen erdulden, bis sie endlich dem Tode in die Arme stürzen,
>
> (W. a. W. u. V. II, 399.)

nicht mit den Worten widerlegen: deiner Philosophie gemäß ist das Alles ja nur Spaß? Scheinwesen können nicht leiden, wenn sie einander auffressen; Scheinwesen erdulden keine »entsetzlichen Qualen«.

Ich habe gelehrt, daß die Bewegung des Einzelnen sowohl, als die der ganzen Welt nicht einen Kreis bilde, wie Plato und Herakleitos meinten, sondern eine Spirale.

Die höchste Bestätigung dieser Lehre liegt in der Astronomie. Die Planeten bewegen sich um die Sonne und mit der Sonne bewegen sie sich zugleich um eine andere Sonne und das giebt eine Spirale.

Auch kann man sich die Sache, um die es sich hier handelt, an einem Dampfschiff klar machen. Die Räder bewegen sich um sich selbst, sie gehen also immer im Kreis herum und dennoch geht das ganze Schiff voran.

Die Wirkung eines Motivs auf einen Charakter ist anzusehen wie eine chemische Verbrennung. Es findet ein geistiger Verbrennungsproceß statt unter Licht- und Wärmeentwicklung. Man sagt daher auch treffend: Er ist Feuer und Flamme für seine Sache. Er brennt lichterloh u.s.w.

---

ii484 Die bloße Erkenntniß taugt gar nichts; denn der Geist hat gar keine Kraft. Die Erkenntniß

muß in das Blut übergehen: das Urbild der Kraft. Das Blut fängt Feuer, entzündet und zerbricht, der Geist spiegelt die Flammen und Trümmer.

Ueber Zulässigkeit oder Unzulässigkeit der Päderastie läßt sich gar nicht streiten. Sie ist verurtheilt. Wohl aber läßt sich darüber streiten, was der seltsamen Erscheinung zu Grunde liegt.

Schopenhauer zog das bei ihm in hoher Gunst stehende Phantom, die metaphysische Gattung, an den Haaren herbei, um das Phänomen zu erklären und irrte, wie zu erwarten war. Jede Erscheinung muß auf ihrem individuellen Lebensgrund erklärt werden.

Ich meine, daß die Päderastie unter normalen Verhältnissen nur bei absterbenden Völkern auftreten könne und zwar wäre sie als Ausdruck der unbewußten Todessehnsucht des Individuums zu charakterisiren. Weil das Individuum nicht wiedergeboren werden will, legt es instinktiv seinen Samen an einen Ort, wo er nicht aufgehen kann.

Man lese aufmerksam alle einschlägigen Stellen in den altgriechischen Werken und man wird mir Recht geben. Hie und da beschien sogar das hellste Bewußtsein den dämonischen Trieb und es wurde der Ekel gegen Kindererzeugen offen ausgesprochen.

Lykurg und Solon bestimmten gesetzlich das Verhältniß zwischen dem Liebhaber und dem Geliebten. Das Aufgehen der Individualität in der heroischen Liebe zweier Jünglinge wurde als das Herrlichste gepriesen. Die Frauenliebe galt für gemein und thierisch, die Mannesliebe dagegen für ein Geschenk der keuschen Venus Urania, weshalb auch Solon dies Geschenk den Sklaven nicht gewährte.

Stellt man sich auf den Standpunkt der Griechen, so ist die absolute Keuschheit lediglich ein besseres Mittel als die Päderastie zum selben Zweck. Vom Standpunkt unseres heutigen Wissens dagegen lassen sich beide Mittel gar nicht mit einander vergleichen. Durch die Moral sind sie radical von einander verschieden.

Die Einbalsamirung der ägyptischen Leichen hatte ihren wahren Grund im Abscheu des Individuums, daß der Stoff seines Leibes transmigrire: Abscheu vor Stoffwanderung. Die guten Aegypter konnten natürlich nicht ahnen, daß eine Zeit kommen würde, wo man den kostbaren Stoff ihres Leibes zu technischen Zwecken verwenden werde.

---

ii485 So oft ich Schopenhauer's Abhandlung über den Tod und sein Verhältniß zur Unzerstörbarkeit unseres Wesens las, mußte ich an zwei Dinge denken: erstens an einen Advokaten, der eine völlig hoffnungslose Sache vertheidigt, und dann an einen Menschen, der sich fürchtet, sich aber, zitternd wie Espenlaub, die herrlichsten und kräftigsten Trostesworte sagt.

In Hebbel's Judith kommt folgende merkwürdige Stelle vor:

Holofernes.

Was ist der Tod?

Hauptmann.

Ein Ding, um dessen willen wir das Leben lieben.

Holofernes.

Das ist die beste Antwort, Jawohl, nur weil wir es stündlich verlieren können, halten wir's fest, und pressen's aus, und saugen's ein bis zum Zerplatzen.

Holofernes hatte von seinem Standpunkte aus Recht; er war eben kein Philosoph.

Ich lasse wörtlich die Antwort des Hauptmanns:

Der Tod ist ein Ding, um dessen willen wir das Leben lieben, stehen, gebe ihr aber eine ganz andere Deutung.

Wir lieben das Leben, weil wir den Tod wollen, und den Tod, als Weltkinder, um so schneller erreichen, also desto schneller am gewollten Ziele ankommen, je fester wir das Leben halten, es auspressen, es einsaugen bis »zum Zerplatzen.«

Das Kind des Lichts aber hat ein besseres Mittel zum Zweck als das Leben.

Dieses bessere Mittel giebt die Judith an und Hebbel zeigt dadurch, daß er zu den Dichterfürsten gehört:

Judith.

Du trotzest auf deine Kraft. Ahnst du denn gar nicht, daß sie sich verwandelt hat? daß sie dein Feind geworden ist?

Holofernes.

Ich freue mich etwas Neues zu hören.

Judith.

Du glaubst, sie sei da, um gegen die Welt Sturm zu laufen; wie, wenn sie da wäre, um sich selbst zu beherrschen?

---

ii486 Gerade so wie die ganze objektive Welt, die Welt der Erscheinung, am dünnen Faden des Subjekts hängt, und mit diesem steht und fällt, hängt die ganze Menschheit als Ding an sich am Geschlechtstrieb und steht und fällt mit diesem.

Wie sich Jeder, den ein Strolch erwürgen will, mit aller Kraft gegen den Strick wehrt, so sucht sich auch der Mitleidige mit aller Kraft vom Strick zu befreien, den fremdes Leid um seine Seele schlingt. Seines Leids will er ledig sein: das ist das enthüllte Geheimniß jeder barmherzigen That. Alle Zustände des Menschen, alle seine Thaten müssen auf dem Boden der Individualität erklärt werden – alle anderen Erklärungen sind Possen, Possen.

»Geduld bringt Rosen«, sagt das Sprüchwort. Die Geduld, ein hohes Gut, wird Jedem zu Theil, der sich von dem Gedanken durchleuchten läßt, daß Alles in der Welt mit Nothwendigkeit geschieht. Ist die Zeit für ein Ereigniß gekommen, so tritt es ein, ob auch der Mensch die Unmöglichkeit steif und fest behaupte, weil er um sich herum nur ein geschlossenes Thal, nirgends einen Ausweg erblickt. Und gerade so tritt ein Ereigniß nicht ein, dessen Zeit noch nicht gekommen ist, ob auch der Mensch nur geebnete Wege sähe.

»Bei Gott sind alle Dinge möglich« und

»Im Frühling blühen die Bäume, im Herbst tragen sie Früchte.«

Als Budha gefragt wurde, ob ein Erlöser der Menschheit die Macht habe, seiner Lehre sofortige Wirksamkeit zu geben, antwortete er: Nein. Ob auch ein Landmann täglich das Reisfeld bewässere, dünge und sich überhaupt alle erdenkliche Mühe gebe, um die Ernte zu beschleunigen, so würde diese doch nicht vor der bestimmten Zeit eintreten können; und geradeso verhält es sich mit dem Erfolg eines Erlösers. Der Erfolg tritt zu einer ganz bestimmten Zeit ein, keine Minute früher, keine Minute später; aber zur bestimmten Zeit tritt er auch ganz unfehlbar ein.

Wenn uns Personen irgend ein Verlangen abschlagen, so sollte man ihnen so wenig zürnen, wie einem breiten Bach, einem Felsen u.s.w., welche uns nicht erlauben, den kürzesten Weg einzuschlagen. Sie sind Hindernisse, weil wir sie vor der Welt zu Hindernissen |
ii487 machten, oder faßlicher: das Schicksal will den Umweg, den Zeitverlust, und deshalb müssen die armen Personen hartherzig gegen uns sein. Also: Herr N. N. ein breiter Bach, Herr X. ein Berg, Herr Y. eine Ueberschwemmung u.s.w.

Ein einziges Wort hat oft dieselbe Wirkung, die scharfe Messer und Aexte haben: eine absolut trennende Wirkung. Deshalb zähme Jeder seine Zunge und ihr *alter ego*, die Stahlfeder.

Ich erinnere an die Worte des Apostels Jacobus:

Die Zunge, das unruhige Uebel voll tödtlichen Giftes,

(Kap. 3, 8.)

und an den wunderschönen Spruch des weisen Jesus Sirach:

> Bläsest du in das Fünklein, so wird ein großes Feuer daraus; speiest du aber in das Fünklein, so verlischt es; und beides kann aus deinem Munde kommen.
>
> (Kap. 28, 14.)

Wäre es in unsere Macht gegeben, das Wohl und Wehe aller fühlenden Wesen mit Ausnahme derjenigen Menschen, welche in der Unbeweglichkeit des Herzensfriedens stehen, abzuwägen, so würden wir zu dem überraschenden Resultat kommen, daß sich bei allen diesen Wesen eine und dieselbe Differenz ergiebt.

Der Melancholiker empfindet die höchste Freude, aber auch das entsetzlichste Weh.

Die Juden würden sagen: Wir haben Alle Abraham zum Vater. Warum sollte er das eine Kind mehr geliebt haben als das andere?

Wenn uns die Last unserer Sorgen niederdrücken will, so fasse man sie als Wegweiser auf einem Wege auf, der uns zur Ruhe und zum Frieden führt. Sie verlieren alsdann sofort die Hälfte ihrer Schwere: *Probatum est*.

Die Gleichgültigkeit aller Derjenigen, welche der Welt entsagt haben, gegen Geschichte und Politik hat ihren Grund darin, daß diesen Menschen gar Nichts durch die Menschheitsentwicklung gebracht werden kann, was sie nicht schon besäßen.

Und so ist es bereits vor dreitausend Jahren gewesen.

ii488 Wäre eine individuelle Erlösung nur in und mit der ganzen Menschheit möglich, so würden wir erst kurz vor der universalen Erlösung das Bedürfniß nach Erlösung empfinden. Die Natur ist nicht grausam. Sie ließ mit dem Selbstbewußtsein zugleich die Möglichkeit auftreten, sich von Schmerzen zu erlösen. Was sind thierische Schmerzen neben menschlichen Schmerzen? Und wer brächte es über's Herz, dem Feuer Selbstbewußtsein zu geben, wenn er es vermöchte?

Das ist die größte Wohlthat der asketischen Resignation, daß ihr die intellektuelle folgt und alle speculativen Fragen allen und jeden Reiz verlieren.

Das hypostasirte Schicksal ist Gott. Faßt man nun das Schicksal auf als hinführend zur ersehnten Ruhe, dem Glück der Vernichtung, so ist Gott allgütig; als das widerstrebende Individuum zerbrechend und zerstoßend, und hinstoßend zu diesem Glück, so ist Gott allmächtig; als Continuität der ersten Bewegung, so ist er allweise.

Der Stolz ist etwas ganz Anderes als der Hochmuth. Ersterer ist die Waffe eines adeligen Gemüths; letzterer der Ausfluß einer brutalen Gesinnung. Namentlich der Melancholiker zeigt Stolz, d. h. er wird hart, erstarrt vor unsympathischer Berührung. Wenn es sein muß, läßt er seine Seele nach innen verbluten. Einen edlen Melancholiker hat noch kein Mensch besiegt. Er zieht sich, auf's Aeußerste bedrängt, in den innersten Kern seiner süßen, herrlichen, himmelhochjauchzenden und zum Tode betrübten Individualität zurück: der Mund bleibt stumm, bis das Auge bricht; dann ein Seufzer nur: es war der einz'ge Laut.

Friedrich der Große war von der Vernichtung durch den Tod ganz durchdrungen. Er starb *sans crainte ni espoir*, ruhig, gelassen, friedlich, wie Weise sterben.

Wohl Dem, der sagen kann: Ich fühle mein Leben in Uebereinstimmung mit der Bewegung des Weltalls oder, was dasselbe ist: ich fühle, daß mein Wille in den göttlichen Willen geflossen ist. Es ist der Weisheit letzter Schluß und die Vollendung aller Moral.

V. Zur Politik.

ii489

»Ihr wollt im Ernst den Staat ohne Gott?«

Warum denn nicht? Den Staat ohne Gott, aber mit dem göttlichen Gesetz: Vaterlandsliebe, Gerechtigkeit, Menschenliebe und Keuschheit; mit einem Wort: wir wollen den Willen Gottes, aber nicht seine Person.

»Das ist nicht zu trennen!«

Warum denn nicht? Die Person war vor der Welt, ihr Wille ist in der Welt.

Daß Salomo lehrte: es giebt nichts Neues unter der Sonne, und Geschlechter gehen und kommen, aber die Erde bleibet ewiglich,
– darf nicht erstaunen; denn welchen Ueberblick über Natur und Geschichte hatte Salomo?

Daß Plato und Herakleitos lehrten: der Lauf der Natur ist ein Kreislauf, – darf nicht erstaunen; denn welchen Ueberblick hatten die Griechen über Natur und Geschichte?

Daß aber Schopenhauer nach Völkerwanderung, Reformation, französischer Revolution, und auf Grund der modernen Naturwissenschaften lehrte:

> Durchgängig und überall ist das echte Symbol der Natur der Kreis, weil er das Schema der Wiederkehr ist.
>
> (W. a. W. u. V. II, 543.)

– dafür giebt es keine Entschuldigung.

Neben der physischen Zeugung wandelt die geistige in der Menschheit. Die geistige Blüte eines untergegangenen Volks kann als sein eigentlicher Lebenszweck angesehen werden. Die Budhaisten lehren physische Empfängniß durch die bloße Atmosphäre. Dies kann man auf geistigem Gebiete benutzen. Wer kann sich auch nur ein ganz mattes Bild von diesem Vermengen und Zeugen der Geister machen? Frühling und Herbst durchdringen sich wechselseitig und diese Thatsache ist eine wahre Herzensfreude.

Aus dem Geschlecht der Titanen entsteht durch den geschichtlichen Proceß ein Geschlecht von Denkern.

---

ii490

Kennt ihr das Land so wunderschön
In seiner Eichen grünem Kranz?
Das Land, wo auf den sanften Höh'n
Die Traube reift im Sonnenglanz?
Das schöne Land ist uns bekannt,
Es ist das deutsche Vaterland.

Wächter.

Deutschland wird immer das interessanteste und bedeutendste aller Culturländer sein, weil es von einer Nation gebildet wird, welche sich in ihrer Reinheit erhalten hat.

Weil letzteres der Fall ist, sind die Deutschen auch die einzige Nation, die man mit prägnanter Charakteristik in eine nördliche, mittlere und südliche Bevölkerung eintheilen kann.

Geht man von der Reproductionskraft, der Sensibilität und Irritabilität der Individuen aus, so zeigen in Betreff der erstern Kraft die Norddeutschen im Genuß stilles materielles Behagen, die Süddeutschen glühenden Rausch, die Mitteldeutschen heitere maßvolle Sinnlichkeit.

Bezüglich der Irritabilität sind die Norddeutschen phlegmatisch und schwerfällig, die Süddeutschen leidenschaftlich auflodernd, die Mitteldeutschen von wunderbarer Beweglichkeit. Sie sind die Franzosen Deutschlands, die Norddeutschen seine Engländer, die Süddeutschen seine Italiener.

Die Sensibilität zeigt sich bei den Norddeutschen als außerordentliche Klarheit und Schärfe des Denkens, ohne besondere Tiefe; bei den Süddeutschen Denken von großer Tiefe, als ein Denken des Herzens ohne besondere Klarheit; bei den Mitteldeutschen als ein

harmonisches Denken: die mystischen Gedanken der Süddeutschen werden in die durchsichtige Klarheit der norddeutschen geistigen Kraft erhoben.

Man sieht, in den Stämmen des mittleren Deutschlands: Franken, Thüringern und Sachsen werden die Gegensätze versöhnt, wir haben ein maßvolles, lebenslustiges, bewegliches, tief- und zugleich klardenkendes Volk.

Dies wird bestätigt durch die großen Männer der Deutschen auf den Gebieten der Religion und Dichtkunst. Wie steht Luther zwischen Schleiermacher und Lavater, wie Goethe zwischen Schiller und Lessing!

Auf dem Gebiete der Philosophie, der Hegel'schen dritten und letzten Stufe des Geistes, fehlt der mitteldeutsche Stern erster Classe. |
ii491 Zwischen Kant und Schopenhauer einerseits und Hegel und Schelling andererseits ist eine Lücke, die Fichte, eben weil er kein echter Mitteldeutscher war, nur in Betreff der philosophischen Politik, nicht der ganzen Philosophie ausfüllt. Hier fehlt ein Messias. Fast möchte man sagen, wie einst Leverrier, ehe der Neptun entdeckt war: Hier muß ein Stern erster Größe hervortreten, ein Philosoph, der als Vollender des geistigen Lebens der Nation Glaubensheld, Dichter und Philosoph in Einer Person wäre: er muß ein Franke, oder ein Thüringer, oder ein Sachse sein.

Das Selbstlob und die Selbstverherrlichung sind innerhalb der menschlichen Gesellschaft überall zu verurtheilen, auch beim zurückgezogen lebenden genialen Weisen, denn er hat das volle Gegengewicht für alle schamlosen Angriffe in seiner begnadeten Individualität, im Bewußtsein seiner Größe.

Dagegen sind das Selbstlob und die Selbstverherrlichung dem über der Menschheit schwebenden und für die Menschheit seine ganze Existenz einsetzenden Weisen, also dem weisen Helden, nicht nur erlaubt, sondern sie sind für ihn geradezu nothwendig, weil für seine Aufrechterhaltung im entsetzlichen Kampfe mit Millionen Riesen-Feinden und für den Erfolg seines Kampfes das bloße Bewußtsein seiner Größe nicht ausreichen würde. Er bedarf der Selbstverherrlichung für sich und für Diejenigen, welche er erlösen will. Er muß von seiner erhabenen Mission überzeugt sein, und Jene müssen an seine übermenschliche Kraft und sein Erlöseramt glauben.

Deshalb sehen wir die uns bekannten zwei weisen Helden, Budha und Christus, die denkbar höchste Selbstverherrlichung aussprechen:

> Ich bin ein König.
>
> (Joh. 18, 37.)
>
> Ich bin Gott. Ich bin allmächtig. Es giebt keinen Größeren im Himmel und auf Erden als mich.
>
> (*M. o. B.* 146 u. 361.)

Wer sich der Menschheit ganz hingeben will, darf kein Mensch mehr sein.

---

ii492 Nicht nur der Boden unserer Heimath lebt in unserem Blute, sondern auch seine Atmosphäre im allerweitesten Sinne.

Wäre Schopenhauer z.B. in Frankreich geboren worden, so würde er sehr wahrscheinlich Kant nur dem Namen nach kennen gelernt haben und was dann? Er würde alsdann seine Genialität auf völlig unfruchtbarem Boden verschwendet haben.

Fichte's Wort:

> Das Volk sollte nicht bloß in der Religion, sondern auch über den Staat und seinen Zweck und seine Gesetze Unterricht, und zwar gründlichen und bündigen Unterricht erhalten,
>
> (Gr. d. g. Z., 224.)

harrt noch immer der Erfüllung.

Die Menschheit muß noch viel, sehr viel thun, um für die Erlösung reif zu werden. Wohl Jedem, der von dem Gang der Masse nicht mehr abhängt, sondern »den sichern Schatz im

Busen trägt.«

Wie Kaufleute vom Conto eines bösen Schuldners erst nach langem inneren Kampfe ein Zehntheil der Schuld, dann unter schwerem Seufzen wieder ein Zehntheil abschreiben, bis sie endlich, unter Donner und Blitz in ihrem Innern, das Conto schließen und den bösen Zahler auf das Todtenconto stellen, – so pfuscht das Volk lange an veralteten Einrichtungen herum, bricht hier ein Stück, dort ein Stück ab, und das nennt man Reform. Plötzlich aber wird es wie der Kaufmann wild; es folgt dem Drang nach radicaler Arbeit und zerschmeißt die alten Formen in Millionen Stücke.

Man kann ein Volk in reformirten Institutionen dem Hühnchen vergleichen, das sich mit ganz überflüssigen Resten von Eierschalen abschleppt. Die Schale war einmal nothwendig für das Hühnchen; jetzt ist sie ein realer Pleonasmus.

Der Weise sagt: Gebenedeiet sei der Tag, wo die mittelalterlichen Formen zerbrachen.

Man nennt nicht mit Unrecht das Leben der Bauern gesund. Sie sind schwerfällig, sehr stationär, halten zähe an der Ueberlieferung und wie ihr Gang schwerwandelnd ist, wie der Gang ihres Rindviehs, so ist auch die Bewegung ihres Geistes langsam, plump, schwerfällig.

ii493 Am Leib des Bauernstandes wuchert übrigens das Geschwür der Industrie und auf ihm sitzt der Landjude mit spitzen Sporen an den Stiefeln.

Blickt man dagegen auf die Industriebezirke in Sachsen, in den Rheinlanden, blickt man in die fieberhaft erregten Massen, die in der Sumpfluft der Unsittlichkeit athmen, so fühlt man sich abgestoßen.

Und dennoch muß sich der Weise sagen, daß die bessere Bewegung hier, nicht dort liegt.

Giebt es einen spröderen Stoff in der Welt als die Menschheit? Nein.

In Rußland sträuben sich die Bauern wüthend gegen den Unterricht und die Schul-Inspektoren werden beschimpft, ja geprügelt.

Pauvre humanité!

Reichthum und freie Bewegung sind Wechselbegriffe; ebenso Armuth und gehemmte Bewegung. Der Reiche ist mit dem Vogel in der Luft, der Arme mit der Schnecke zu vergleichen.

Fasten ist ein Bändigungsmittel.

Den Pharaonen, den persischen und indischen Königen war durch ein entsetzliches Ceremoniell alle und jede freie Bewegung genommen. Sie mußten nach Gesehen schlafen, essen, ruhen, trinken, beten, ihre Frauen beschlafen, spazieren gehen. Das alles gehörte in die Kategorie: Bändigungsmittel der Cultur, welche überaus segensreich wirken.

Das Hofcermoniell unserer Tage ist auch ein Bändigungsmittel. Ich möchte kein König sein.

Es ist beachtenswerth, daß die beiden freiesten Völker der Welt: die alten Römer und die Nordamerikaner, von Verbrechern abstammen.

Napoleon's III. Gehirn wog anderthalb Kilo: das Gewicht eines Bauerngehirns. Byron's Gehirn wog drei Kilo.

Es ließe sich ein Buch von mindestens 40 Bogen gr. 8 hierüber schreiben.

---

ii494 Es ist kein gutes Zeichen für den Protestantismus als Religion, daß in Baden sehr wenige Civilehen eingesegnet werden. In Frankreich folgt fast ausnahmslos auf die Civiltrauung die kirchliche.

Ein sehr wichtiges Civilisationsgesetz ist der Particularismus. Er erzeugt durch Eifersucht im Kleinen wie im Großen Wetteifer und dieser eine schnellere Bewegung.

Mit keinen Worten wird in der Politik so grober Unfug wie mit den Worten Gesellschaft und Staat getrieben. Jeder einfältige Tintenklexer glaubt, die pinselhafte Kluft, welche die grausame Manchester-Schule künstlich geschaffen hat, erweitern zu müssen.

Ich kann bei einem Glas Wasser das Wasserglas, die Form, vom Wasser, dem Inhalt, sehr wohl unterscheiden; beim Menschen dagegen steht und fällt *Form* des Menschen mit dem Menschen. Nur im allerkühnsten *Bilde* kann ich von einer *Form* des Menschen, den Contouren, *unabhängig* vom Fleische, sprechen. Und geradeso verhält es sich mit Staat und Gesellschaft: Ohne Gesellschaft giebt es keinen Staat und mit dem Staate ist auch zugleich die Gesellschaft gegeben.

Der pinselhafte Unterschied beruht darauf, daß man den Begriff »*Staat*« auf das Willkürlichste mit der »*Regierung*« im weitesten Sinne, also Oberhaupt, Beamten, Heer u.s.w. identificirte. Diesem schwindsüchtigen »Staat« stellte man dann die »anderen« Menschen, die *Regierten*, als »Gesellschaft« gegenüber.

In einem Staate, wo solche Unterschiede in Form von Lehrmeinungen auftreten dürfen, muß »etwas sehr faul im Staate« sein.

Das Geld wird dämonisch und bewußt geliebt, weil es eine freiere, d. h. schnellere Bewegung vermittelt.

Der Philosoph sieht in allem Schlechten immer einen guten Keim.

Das gemeine Wesen ist ein gemeines Wesen, sagte *Schopenhauer*. Ich glaube, daß er nur sehr ungern und widerstrebend seine Steuern gezahlt hat.

Mit *Freude* dem Staate Steuern zahlen, ist das Merkmal eines besonnenen Politikers.

---

ii495 Oesterreich als Slavo-Germanisches Reich hat so lange eine Culturaufgabe als die Südslaven nicht emancipirt sind. Im Augenblick, wo dieses Ereigniß eintritt, hat Oesterreich seine Existenz-Berechtigung verloren.

Die zukünftige Karte von Europa wird höchst wahrscheinlich nur folgende Staaten aufweisen:

1) Iberien (Portugal und Spanien in Personal-Union);
2) Frankreich;
3) Italien;
4) England;
5) Deutschland (Holland, Dänemark, Ungarn, Schweiz durch Personal-Union an Deutschland geknüpft);
6) Scandinavien;
7) Rußland (mit Groß-Polen in Personal-Union);
8) Balkanien (Bundesstaat der Rumänen, Südslaven, Griechen);

also drei Gruppen:

1) Iberien, Frankreich, Italien;
2) England, Deutschland, Scandinavien;
3) Rußland, Balkanien.

Als *Belcredi* dem unvergeßlichen *Deak* vorstellte, daß die Ungarn über kurz oder lang in dem großen Strom entweder der Deutschen oder der Slaven untergehen müßten, antwortete

Deak:

> Wenn wir zwischen Deutschen und Slaven zu wählen haben, so werden wir ohne Bedenken Deutsche werden. Aber, Excellenz, Sie sind gewiß ein guter Christ und hoffen einmal in den Himmel zu kommen. Und doch beschleunigen Sie Ihre Himmelsreise nicht selbst. Wir auch nicht, Excellenz.

Ich führe die hübsche Antwort nur an, um zu zeigen, wie in allen Kreisen Oesterreichs an eine Vereinigung der deutschen Stämme gedacht wird, und diese Vereinigung ist heutzutage gleichbedeutend mit der Zertrümmerung Oesterreichs.

Die Ungarn brauchen übrigens ihre Nationalität nicht aufzugeben. Sie werden das geliebteste Adoptiv-Kind der großen Germania sein, welche seine Eigenthümlichkeiten pflegen und beschützen wird.

---

ii496 Fichte verlangte, daß in allen Schulen praktische Politik, Staatswissenschaft, Culturgeschichte, Gesetzeskunde etc. gelehrt werde.

Er forderte es vor sechzig Jahren. Heute muß man viel mehr fordern.

An die Stelle der Religion muß philosophische Ethik treten und ferner muß die Aesthetik eingeführt werden.

Auf politischem Gebiete ärgert mich hundertmal mehr das Geschrei der Liberalen gegen das Heer als eine Handlung des despotischsten Absolutismus.

Immer und immer wird der Arbeitsverlust, welchen die Gesellschaft durch die Heeresinstitution erleide, in Zahlen ausgedrückt, in elendem Mammon. Diese erschreckende Zahl soll wie die Keule des Herkules wirken; sie kann aber nur Leute zu Boden schlagen, die so beschränkt wie die Keulenträger sind.

Ist denn die alleinige Aufgabe des Menschen zu arbeiten? Ist denn die körperliche Gewandtheit, die Erziehung zu Ordnung und Pünktlichkeit, zu Reinlichkeit, die Entfaltung des Schönheitssinnes, das Leben in freier Luft Nichts? Sind die Genüsse der Irritabilität, ist das entzückende Spiel der menschlichen Muskelkräfte Nichts?

Für 90 % des Heeres ist der Militärdienst eine Verbesserung der Lage. Arme Maschinen fühlen sich zum ersten Male als Menschen.

Bestreite ich, daß trotzdem 99¾% der Soldaten widerwillig ihren Dienst thun? In keiner Weise. Aber wer kann mich widerlegen und behaupten, daß 99¾% der Soldaten, wenn sie gedient haben, nicht auf ihre Militärzeit wie auf einen schönen Traum zurückblicken?

Ich wiederhole: die Heeresinstitution ist für unsere gegenwärtigen socialen Verhältnisse ein großer Segen.

Und wie wird es sein, wann die gesellschaftlichen Zustände solche sind, daß keine Kriege mehr möglich sind?

Dann wird man eine Institution in's Leben rufen müssen, welche derjenigen des Heeres ähnlich ist.

Der Mensch soll arbeiten und (wie Stifter mit warmem Herzen sagt) »fröhlich spielen im Sonnenstrahl der Güte Gottes.«

Die nächsten Aufgaben der gesetzgebenden Körper werden sein:

1) Versöhnung des Kapitals mit der Arbeit.
2) Radicale Reorganisation des Schulwesens.

---

ii497 Der philosophische Politiker hat alle geistigen Freuden des Staatsmannes ohne seine aufreibende Arbeit. Außerdem hat er noch die besondere Freude, die allemal eine große Fernsicht giebt.

> Es redet trunken die Ferne
> Von künftigem großem Glück.

Als ein sehr wesentliches Moment muß auch betont werden, daß er keine Wandlungen durchzumachen hat, die allemal schmerzlich sind.

Fürst Bismarck mußte das Programm der 1848er Demokraten ausführen, das er so sehr bekämpft hatte.

Glaubt man, daß einem Staatsmann wohl zu Muthe ist, wenn ihn die Muse der Geschichte ironisch anlächelt?

Säße heute Gregor der Siebente oder Innocenz der Dritte auf dem päpstlichen Stuhle, so würde sich das Papstthum an die Spitze der socialen Bewegung stellen.

Und was würde wohl Innocenz dabei denken?

Er würde denken: Da das Papstthum fallen muß, so soll auch das Kaiserthum mit in den Abgrund; denn sein feiner Geist würde erkennen, daß in der neuen Ordnung der Dinge kein Platz für das Papstthum wäre.

Die französische Republik kann nur dann gefährlich für das deutsche Reich werden, wenn sie die Lösung der socialen Frage bewerkstelligt. Das sollten die deutschen Staatsmänner immer vor Augen behalten.

Was war der deutsch-französische Krieg von 1870?

Ein Religionskrieg wie der dreißigjährige Krieg. Auch bezweifle ich sehr, hiermit etwas Neues gesagt zu haben.

Es läßt sich nichts Verkehrteres denken, als der Kirche vorzuwerfen, daß sie unter dem Deckmantel der Religion Politik treibe. Sie ist eine historisch gewordene, politische Macht und zugleich eine Trösterin für Einzelne, d. h. Religion. Als politische Macht hat sie das Recht, Politik zu treiben und zwar Politik jeder Art, große wie kleine.

Aber eben darum gilt auch der Kirche gegenüber die Losung: Macht gegen Macht. Sie muß mit Kanonen und Bataillonen be|kämpft
ii498 werden, nicht mit erbaulichen Betrachtungen über das Wesen der christlichen Liebe, Duldung, Milde und über den Abfall der Kirche vom reinen Christenthum der ersten Jahrhunderte.

Für das innere Leben Deutschlands war und ist noch immer von höchster Wichtigkeit, daß zwei Hauptkirchen vorhanden sind. Der Streit ist der Vater aller Dinge, sagte Herakleitos. Ich füge hinzu: der Streit ist die Quelle aller Cultur. Es kann gar nicht Reibung genug in der Welt sein.

Sobald eine große Lehre in’s Leben tritt, wird sie zerstückt und die Stücke erhalten ein individuelles Gepräge. Auf die ersten Sekten des Christenthums folgte das große Schisma, auf dieses das Schisma innerhalb der katholischen Kirche, auf dieses die Sekten des Protestantismus.

Anstatt über diese Reibung zu klagen, sollte man sich herzlich darüber freuen. Im Innern reiben sich die Parteien auf und den Vernichtungskampf macht von außen der Materialismus erbitterter. Er spritzt Petroleum in den brennenden Tempel. Die Materialisten sind die *communards* auf geistigem Gebiete.

Man kann das Vatikanische Concil einen Selbstmordversuch des Papstthums nennen. Es hat sich damit eine Wunde beigebracht, die tödtlich ist. Sein Tod ist eine einfache Frage der Zeit.

Dem Papstthum werden national-katholische Kirchen folgen, in welchen Formen die Religion austönen wird. Sie werden Zwischenglieder zwischen der Religion und der Philosophie sein.

Eine absterbende Nation ist ehrwürdig. Sie hatte ihre Blüthezeit, ihre vollendete Männlichkeit, jetzt siecht sie im Greisenalter dahin. Die Nation, welche, in die Männlichkeit getreten, die absterbende verächtlich betrachtet und ihr den Fuß auf den Nacken setzt, sollte

bedenken, daß auch sie alt werden muß. Von dieser Wahrheit durchdrungen, blickte Scipio mit trüben Augen in die Flammen Karthago's und sah den Fall Roms voraus, prophezeite Macaulay den kommenden Verfall Englands, blicken denkende Deutsche jetzt auf die romanischen Völker, und sehe ich im Geiste unser starkes männliches Vaterland dereinst überschwemmt von asiatischen Barbaren.

ii499

Antistrophe.

Man hat die Franzosen sehr hübsch praktische Idealisten genannt, im Gegensatz zu den Deutschen, den theoretischen Idealisten. Ihre große Kraft beruht auf dem Zorn, nicht auf der Logik. Da aber ein zorniger Greis wie ein zorniger Knabe, wenn auch nur vorübergehend, so stark ist, wie ein ruhiger Mann und oft im Leben der Völker ein bloßer Impuls so schwer wiegt wie eine fünfzigjährige Periode ruhiger Reform, so ist die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit gegeben, daß die Franzosen noch einmal eine große That für die Menschheit vollbringen.

Ich spreche es noch einmal aus, und möchten es sich doch die deutschen Staatsmänner tief in die Seele prägen: eine Bourgeois-Republik Frankreich ist das reine Nichts. Ein socialdemokratisches Frankreich dagegen ist sofort wieder die Vormacht in Europa, in der Welt.

Ferner: Es geschieht nur immer Aehnliches in der Menschheit, nie Gleiches, und deshalb dürfen aus der alten Geschichte keine allzu apodiktischen Folgerungen gezogen werden. Die Auswanderung, oder besser: der internationale Verkehr überhaupt, ist die Völkerwanderung unserer Tage.

Bei der Abwehr der Slavenfurcht ist aber der Hauptton darauf zu legen, daß eine gesunde Entwicklung der slavischen Elemente Europa's gar nicht möglich ist. Tritt die Masse der slavischen Völker einmal in das volle Licht der Cultur, so wird sie fieberkrank werden.

Der Beweis dafür liegt in den seltsamen Erscheinungen, welche diejenigen Slaven darbieten, welche in den Strudel der Cultur gerissen werden. Die Charakterschilderung Potemkin's Seitens des Grafen Segur paßt auf eine ganze Classe von Slaven:

> Die wandelbare Laune Potemkin's ist kaum zu beschreiben. Er stand z. B. eines Tages mit dem Wunsche auf, Herzog von Curland oder König von Polen zu werden und Abends legte er sich mit dem Entschluß schlafen, in's Kloster zu gehen. Das geringste Gut, das er nicht besitzen konnte, erregte seinen Neid bis zum Wahnsinn und seine unermeßlichen Reichthümer machten ihm Langeweile.

Ferner klagte vor einiger Zeit die St. Petersburger Zeitung, wie folgt, über den in erschreckender Weise um sich greifenden Selbstmord unter der fashionablen Jugend St. Petersburg's:

> Allerorten hat die Zahl der Selbstmorde überhaupt in der modernen Gesellschaft zugenommen, in dem Grade, als das Leben |
> ii500 durch finanzielle und politische Krisen, durch ein unruhiges Wechseln des Aufenthaltsortes, der Berufsarten und der Vermögensverhältnisse, durch Katastrophen des ehelichen und Familienglückes, durch Ueberarbeiten und Uebergenießen bewegter und friedeloser geworden ist. Solchen allgemeinen Einflüssen entzieht sich kein Staat. Aber wenn ein hochgestellter Mann in zerrütteten Gesundheits- und Vermögensverhältnissen sein eigenes Leben antastet, ist es ein Anderes, als wenn die blühende Jugend das Leben von sich wirft, – aus frivolen Ursachen, weil ein Examen nicht bestanden, ein Wunsch nicht erfüllt wurde. Und ohne Leidenschaft, ohne Gram, ohne herzzerreißende Abschiedsworte an die Ihrigen, an einen Freund, an eine Geliebte nehmen sie sich das Leben bei einer Tasse Thee im Restaurant, bei einem Schluck Wein im Hotel, kühl, gleichgültig, zuweilen kindisch, aber immer unnatürlich.

Ein anderer Beweis für die Nichtigkeit der Slavenfurcht ist die russische Litteratur. Jordan nannte sie mit Recht ein exotisches, kein inländisches Gewächs.

Könnten sich die Russen allmälig, ganz abgeschlossen, eigenartig entwickeln, so würden sie eine große kräftige Nation werden. Im Verkehr mit dem übrigen Europa kann dies nicht der Fall sein. Für Rußland ist die Luft Europa's Treibhausluft.

Man kann das romanische Volk einen gesunden, kräftigen, munteren Greis und das germanische einen kräftigen Mann nennen, welche sich normal entwickelt haben. Das slavische Volk dagegen ist ein Kind, das in künstlicher Wärme, in der Stube großgezogen wird

und an Frühreife zu Grunde geht.

Mit einem Wort: Wer die Russen fürchtet, fürchtet Gespenster.

Vom geschichtsphilosophischen Standpunkte aus muß die deutsch-russische Allianz als nothwendiges, rein politisches Gesetz der nächsten Zukunft aufgestellt werden. Es ergiebt sich mit zwingender Kraft wie jedes politische Gesetz aus den realen Verhältnissen. Von Personen ist es ganz unabhängig; stellen sich ihm Minister oder selbst Könige entgegen, so werden sie einfach zermalmt oder bei Seite geschoben.

Hieraus möge man aber ersehen, welcher wichtige Unterschied zwischen philosophischem Politiker und praktischem Staatsmanns zu Gunsten des ersteren besteht. Ersterer leitet das Gesetz in seiner einsamen Studirstube aus den Erscheinungen ab, spricht es offen |
ii501 aus und erfreut sich an den Folgen, die es haben wird; letzterer dagegen hat das Gesetz nur als Programm und zwar auf dem tiefsten Grunde seiner Seele, weil er es nicht aussprechen darf, und muß nun jeden Tag zwischen neuen Klippen sich mühsam durcharbeiten, muß hier lächeln, wo er Arm und Bein zerbrechen möchte, muß dort »nein« sagen und den Eisigen spielen, wo er freudig »ja« sagen und umarmen möchte. Ich möchte kein Minister des Auswärtigen sein, nicht für die Schätze beider Indien möchte ich es sein.

Wilhelm von Humboldt sagte sehr richtig: Man soll Geschichte nicht nach Endursachen schreiben.

Was würde man z. B. dazu sagen, wenn Jemand die Einheit Italiens und die constitutive des Deutschen Reichs mit *actio in distans* begabte und den 59er, 66er und 70er Krieg von denselben herbeiführen ließe? Man würde ihn mit Recht einen Narren nennen.

Diese Ereignisse müssen Schritt für Schritt aus den wirkenden Ursachen, wozu auch der Carbonarismus Napoleon's, die Attentate u.s.w. gehörten, erzeugt werden.

Es ist ja nicht zu leugnen, daß Etwas, was erst kommen sollte, z. B. eben die Einheit Deutschlands und die Einheit Italiens, bestimmend wirkte, aber es wirkte doch nur in Form einer wirkenden Ursache: die Vorstellung eines geeinten Deutschlands, die Vorstellung eines einigen Italiens motivirte in der fortrollenden Gegenwart den Willen der deutschen und italienischen Staatsmänner.

Dagegen darf der philosophische Politiker die Gesetze der Geschichte mit der Endursache der Welt in Verbindung setzen, ja nur auf diese Weise ist eine philosophische Politik zu schreiben. Dies ist jedoch wesentlich dahin zu beschränken, daß der philosophische Politiker dieses Princip lediglich in regulativer Weise anwende, d. h. als ob die Menschheitsbewegung eine Endursache habe.

Er blickt auf die Richtung sämmtlicher Entwicklungsreihen und findet so den Punkt, wo sie zusammenfließen. Diesen Punkt würde man aber weit besser einfach Zielpunkt als Endursache nennen; denn weil der Begriff Endursache die heilloseste Verwirrung auf allen Gebieten des Wissens anrichtet, ist es besser, ihn ganz aus der Wissenschaft zu verbannen. In constitutiver Weise sprechend, darf man nur wirkende Ursachen annehmen und ideale Zielpunkte.

---

ii502 Herr Schulze-Delitzsch stellt in seinem Arbeiter-Katechismus folgende Sätze auf:

> daß außerhalb der Gesellschaft die Bedürfnisse des vereinzelten Menschen seine Kräfte übersteigen und Verkümmerung sein gewisses Loos ist,

dagegen:

> daß innerhalb der Gesellschaft im Austausch der wechselseitigen Arbeitserzeugnisse und Leistungen die Kräfte des Menschen weit über seine Bedürfnisse hinausgehen.

Diese Sätze sind unumstößlich richtig. Da wir nun aber in einer Gesellschaft leben, wo die meisten Einzelnen thatsächlich ein kümmerliches Dasein fristen, so folgt auch aus diesen Sätzen klar der Grund der socialen Frage überhaupt und ihre Lösung.

Der Grund ist: durch die heutigen gesellschaftlichen Einrichtungen fließt Einzelnen hunderttausendfach mehr zu, als sie brauchen: deshalb das sociale Elend.

Die Lösung der Frage ist: Schafft solche Zustände, wo dieses »hunderttausendfach mehr«

nicht möglich ist.

Wie einfach! Warum geschieht es aber dann nicht?

Die Welt soll nicht so schnell zum Ziele, als wir denken und wünschen. (Goethe.)

Lassalle nennt das Eigenthum eine historische Kategorie, was falsch ist.

Das Privat-Eigenthum ist allerdings eine juristische Kategorie und als solche eine vergängliche historische, aber das Eigenthum nicht. Das Eigenthum ist, wie die Individualität, weil es verkörperte Arbeit, Thätigkeit ist und die Menschheit bis zum letzten Athemzug thätig sein wird, etwas Natürliches, Nothwendiges, Etwas, was mit der Menschheit steht und fällt. Eigenthum wird deshalb immer sein, so lange die Menschheit besteht, aber es fragt sich, wie es in der historischen Entwicklung vertheilt werden wird.

Die Vermächtnisse der amerikanischen Millionäre zu Gunsten des Volks lassen sich zwanglos unter das wichtige politische Gesetz der geistigen Ansteckung stellen.

Die Gewalt der Mode belegt gleichfalls das große Gesetz der geistigen Ansteckung.

---

ii503 Wer vor den Idealen der Socialisten: Communismus und freie Liebe zurückschreckt, wohl gar wild wird wie ein Stier in der Arena oder dummkollerig wie ein Truthahn, der sollte, wenn er einmal eine ruhige klare Stunde hat, sich die Frage beantworten: Was würde wohl ein alt-römischer Senator gemacht haben, wenn man ihm gesagt hätte: es wird eine Zeit kommen, wo die Senatoren neben ihren Sklaven sitzen und wohl oder übel den Einfluß auf den Staatswillen mit ihnen theilen müssen?

Beantwortet er sich diese Frage mit Hülfe seiner Phantasie genau, so würde er ein Bild sehen, wie das seinige, wenn jetzt von Communismus und freier Liebe gesprochen wird.

Das Aufbrausen sollte man dem Champagner und dem Sodawasser überlassen.

Was war das treibende Princip in den Plebejern Roms? Die bewußte und unbewußte Sehnsucht nach Bildung. Die Patrizier kannten das ungeschriebene Gesetz allein und konnten deshalb nach Willkür schalten. Da verlangten die Plebejer ein geschriebenes Recht, damit auch sie wußten, was Recht sei.

Die Sehnsucht nach Bildung oder noch allgemeiner ausgedrückt: die Sehnsucht nach Emancipation ist der Baß alles wilden Geschreis der Revolution. Die Noten der Melodie heißen Gewaltthätigkeit, Genußsucht, Sekt, Weiber, Reitpferde, Landgüter und so weiter und so weiter.

Wenn man die Erscheinungen vor und während der Pariser Commune und die Erscheinungen in Spanien unter Castelar prüft (es verschenkten die Cavalleristen ihre Pferde, die Infanteristen ihre Gewehre, die Artilleristen fuhren mit liederlichen Dirnen auf den Kanonen u.s.w.), wenn man überhaupt auf die Schatten blickt, welche die kommenden Zeiten über alle Staaten werfen, – dann wird man so recht inne, daß erst unsere Geschichtsperiode das Zeitalter ist, das Fichte das dritte nannte: Epoche der Gleichgültigkeit gegen alle Wahrheit und der Auflösung. Könnte Fichte den modernen Zersetzungsproceß sehen, so würde er ohnmächtig zusammensinken; denn er hielt sein Zeitalter für die dritte Periode, welche sich neben dem unserigen ausnimmt, wie eine sanfte Taube neben einem Aasgeier.

---

ii504 Die große Zeit, in der wir leben: die Zeit der Auflösung, der Verflüchtigung aller Autorität, der Fäulniß oben, des namenlosen Elends unten, ist ganz und gar die Zeit des römischen Staats, als Christus auftrat: nur die Beleuchtung ist eine andere. Was jetzt Noth thut, ist dasselbe, was damals Noth that: eine einfache Lehre, begründet auf dem Glückseligkeitstrieb der Individuen, denn nur eine solche kann verinnerlichen und begeistern.

So lange noch der gemeine Mann sagt: Ja! wenn ich reich, wenn ich mächtig, wenn ich gebildet wäre, wäre ich glücklich – so lange kann der Unwerth des Lebens nur geglaubt werden. Worauf es ankommt, das ist, daß der Unwerth des Lebens erkannt werde und das ist nur möglich, wann alle Genüsse gekostet werden.

Wie gleichzeitig mit der Reformation die Buchdruckerkunst auftrat, so begleitet die sociale Bewegung die pessimistische Philosophie, und der Erfolg wird derselbe sein.

Das Endziel aller Cultur ist vollständige Emancipation des Individuums. Dazu gehört aber vor Allem: Zerreißung aller Gefühlsbande und deshalb werden auch die Ideale der Socialisten real werden.

Nur wer vollkommen abgelöst ist von Personen und Sachen, kann Großes für Personen und Sachen leisten.

Persönliches Eigenthum und Familie sind retardirende Momente für die Entwicklung der Gesammtheit, dagegen beschleunigende für die Ausbildung der Persönlichkeit. Ist die echte Persönlichkeit das vorherrschende Element geworden, so ist eine Weiterbildung nur noch in der Gesammtheit möglich und dann fallen persönliches Eigenthum und Familie ganz von selbst, wie das Gängelband fällt, wann das Kind laufen kann, wie der Vormund zurücktritt, wann der Mündel großjährig wird.

Auch der Haß, der unbewußte und bewußte Haß der Beschränkten gegen die Genialen ist als ein nothwendiges retardirendes Moment anzusehen. Der Proceß der Menschheit hat eben einen ganz bestimmten Zweck, und dieser Zweck beruht nothwendigerweise auf einer ganz bestimmten Dauer des Processes. |
ii505 Also: weder Ungeduld noch Klage; dagegen redliche Arbeit, Gesinnungstüchtigkeit, Ausdauer, Muth, mit Einem Wort völlige Hingabe an das göttliche Gesetz: ununterbrochener Gottesdienst.

Giebt es ein herrlicheres Bild als einen Philosophen, der aus seiner stillen Studirstube eine zündende Lehre in die Welt schleudert, dann den Säbel umschnallt und den Frieden seines Dach-Salons mit dem Geräusch der Welt vertauscht?

Formons nos bataillons!

O! wie er zurückschaudert vor der trüben schmutzigen Fluth! Aber noch ein Blick auf das strahlende göttliche Gesetz dort oben am Sternenzelt, und entschlossen stürzt er sich in das Volksmeer und taucht unter.

Das Benehmen des weisen Helden gegen Optimisten ist das eines edlen Arbeiters, der mit seiner Arbeit fertig ist, zu Anderen, die noch nicht fertig sind: er steht auf und hilft ihnen.

Die pessimistische Philosophie wird für die anhebende Geschichtsperiode sein, was die pessimistische Religion des Christenthums für die abgelaufene war.

Das Zeichen unserer Fahne ist nicht der gekreuzigte Heiland, sondern der Todesengel mit großen, ruhigen, milden Augen, getragen von der Taube des Erlösungsgedankens: im Grunde genommen dasselbe Zeichen.

Ich muß es noch einmal sagen: Der Zweck der ganzen Weltgeschichte, d.h. aller Schlachten, Religionssysteme, Erfindungen, Entdeckungen, Revolutionen, Sekten, Parteien u.s.w. ist: der Masse Das zu bringen, was Einzelnen seit Beginn der Cultur zu Theil wurde. Es handelt sich nicht darum, ein Geschlecht von Engeln zu erziehen, das dann immerfort, immerfort existire, sondern um Erlösung vom Dasein. Die Verwirklichung der kühnsten

Ideale der Socialisten kann doch nur für Alle einen Zustand der Behaglichkeit schaffen, in dem von jeher Einzelne bereits lebten.

Und was thaten diese Einzelnen, wann sie in diesen Zustand kamen? Sie wandten sich vom Leben ab.

Etwas Anderes war auch nicht möglich.

VI. Zur Metaphysik.

ii506 Die einzige Endursache, die der immanente Philosoph zugeben kann, ist das Nichts; jedoch bestimmt er ausdrücklich, daß diese einzige Endursache nur in regulativer Weise aufgestellt werden könne und gebraucht werden dürfe. Man darf deshalb nicht in constitutiver Weise sagen: Die Welt hat eine Endursache, sondern man muß sagen: die Welt bewegt sich, als ob sie eine Endursache habe.

Das metaphysische X kann Gott genannt werden. Gott ist aber nicht mehr: er ist gewesen, ist todt. Die Welt aber trägt gleichsam seine Einheit als dynamischen Zusammenhang zu Lehen.

Ich muß es immer und immer wieder sagen: Wir Menschen sind dabei gewesen, als diese Welt entstanden ist, ja, ihre Entstehung und ihre Beschaffenheit sind auf unseren Beschluß zurückzuführen. Das ist die echte und wahre Aseität des Willens, nicht die von Schopenhauer behauptete, wunderbare, die sich auf dem Sterbebett offenbaren solle. Im Leben giebt es keine Freiheit. Vor der Welt gab es nur Freiheit.

Es ist sehr merkwürdig, daß die Freiheit nie definirt wurde: der *Essentia* gemäß handeln, während es doch anscheinend die allein richtige Definition gewesen wäre. Denn das Gegentheil der Freiheit: der Zwang, wird sehr richtig definirt: Gegen die *Essentia* handeln müssen. Auch ist es eine eigenthümliche Abstraktion, das Ich mit seinem Wesen, das es doch ist, das es allererst ausmacht, das es vollkommen deckt, wie zwei gleiche Figuren sich decken, in einen Widerspruch zu setzen und das Ich von seiner Natur zu trennen. Nichts wäre also natürlicher gewesen, als alles Das frei zu nennen, was seiner Natur gemäß leben kann. Warum hat man nun die Definition nicht angewandt? Aus dem sehr einfachen Grunde, weil alsdann das Thier in den meisten Fällen frei handeln würde, und es bei dem Menschen doch gerade darauf ankommen soll, gegen sich aus eigener Kraft zu handeln.

Nun ist es ganz recht, die Freiheit in das *liberum arbitrium* zu versetzen; denn darum handelt es sich: ob ich in einem gegebenen Fall irgend Etwas thun oder auch lassen kann.

ii507 Aber man hatte auch sofort einsehen müssen, daß in der Welt eine solche Freiheit nicht möglich sei; denn wo eine bestimmte Natur mit einem zureichenden Motiv zusammentrifft, blitzt die That auf, wie der Funke bei der Berührung von Stein und Eisen.

Die richtige Definition der Freiheit ist also nur auf Gott vor der Welt anwendbar. Er konnte sich zur Welt entlassen oder nicht, trotz seiner *Essentia*, die wir nicht kennen. Und in diesem Sinne ist die Freiheit unerfaßbar; denn in der Welt kennen wir nur die totale Abhängigkeit des Ichs von sich selbst und dem entsprechenden Motiv, also nur Nothwendigkeit. Bei Gott aber müssen wir die Unabhängigkeit von Natur und Motiv postuliren, d. h. die wahre *indifferentia*. Denn als er war, war er ja Alles in Allem und kein Motiv vorhanden; das fällt fort.

Nun ändert sich aber die Sache. Einmal für das Dasein entschlossen, d.i. entschlossen, das Uebersein dem Nichtsein zu opfern, mußte die vorhandene *Essentia* den Beschluß ausführen, und deshalb trat überhaupt die Welt in die Erscheinung; denn es handelt sich in dem Proceß lediglich darum, die *Essentia*, das Hinderniß, aus dem Wege zu räumen, es zu brechen, zu schwächen und endlich zu vernichten.

Nur so lösen sich die Widersprüche, und die Frage, warum Gott, wenn er nicht sein wollte, erst sein mußte und nicht sofort zerfloß, wird beantwortet. Auch ist die Allmacht kein Hinderniß. Denn die einfache Einheit konnte, was sie wollte. Das war ihre Allmacht; nicht aber, daß sie wollte ohne Wesen, was absurd ist. Wo eine Existenz ist, da ist auch eine Essenz, und das ist der einzige Faden, der vom immanenten Gebiet auf das transscendente hinübergeht – alles Andere ist ewig dunkel für uns.

Das Streben nach einer Einheit ist einer gesunden Vernunft würdig. Die besten Geister haben sich ihm gewidmet und nur darin geirrt, daß sie die Einheit in die Gegenwart hinter die Welt setzten, während sie in der Vergangenheit liegt.

Wir nehmen ein Wunder an, ein einziges, weil wir müssen. Und wir dürfen es, weil wir es vor das Naturgesetz legen, nämlich vor die Entstehung der Welt, die dieses Wunder selbst ist.

---

ii508 Der Widerspruch der Welt mit der Allmacht vor der Welt ist nur scheinbar. Was heißt Allmacht? Sie kann nur bedeuten: Bald dieses, bald jenes sein. Das Sein ist also Bedingung. Es handelt sich aber um Nichtsein. Es kann keinem Theologen einfallen zu sagen, Gott habe die »Allmacht«, nicht zu sein.

Ebenso ist die wirkliche Freiheit als *liberum arbitrium indifferentiae* vor der Welt doch nur so zu verstehen, daß Gott im Uebersein bleiben oder sich zum Sein zersplittern konnte. Wenn er auch absolut frei war, dies oder jenes zu thun, so war er doch nicht frei von einem bestimmten Wesen und für dieses bestimmte Wesen war die Zersplitterung zu einer Welt des langsamen Processes, oder was dasselbe: die Schwächung durch den Kampf im Sein, Bedingung, das Nichtsein, die Erlösung zu erreichen. Die Freiheit, nicht zu sein, hatte er nicht, weil er eben eine seiende Natur hatte, ein bestimmtes Wesen, dessen Gesetzen er unterworfen war.

Das ist auch genug. Das Vergangene, über dem der transscendente undurchdringliche Schleier liegt, ist hin. Richtet den Blick in die Zukunft: in ihr liegt alles Heil.

Der Teufelsglaube hat drei starke Wurzeln:

1) die Furcht;
2) das logische Bedenken, daß ein reiner Lichtgott dem Menschen Böses zufügen könne;
3) den Trotz des Individuums.

Das gesunde Individuum sträubt sich nämlich mit furchtbarer Energie gegen einen allmächtigen Gott, während sich das kranke in hellem Wahnsinn in die glühenden Arme des Moloch wirft und sich verbrennen läßt.

Der Gedanke, daß die Macht Gottes keine Allmacht sei, daß sie von der Macht eines bösen Princips beschränkt sei, ließ das gesunde Individuum vor Freude bis in den Kern seines Wesens erzittern.

Ich dich ehren? Wofür?
— — — — — —
Hast du nicht Alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?

Jeder ist Sklave und Herr zugleich, Werkzeug und Meister in Absicht auf das Schicksal.

---

ii509 Der einzige Einwand, den man gegen meine Metaphysik machen kann, ist der: das Endziel der Welt muß nicht das Nichts sein; es kann auch ein Paradies sein. Der Einwand ist aber unhaltbar.

Erstens hatte die vorweltliche Gottheit die Allmacht zu sein, wie sie wollte. Hätte sie demnach eine Menge reiner edler Wesen sein wollen, so würde sie sofort ihren Wunsch haben befriedigen können und ein Proceß wäre unnöthig gewesen.

Zweitens kann man nicht sagen: der Proceß mußte stattfinden, weil die Gottheit keine reine Gottheit war; der Proceß reinigt sie. Denn diese Aussage wird zunächst von der Allmacht Gottes vernichtet, dann dadurch, daß das Wesen Gottes dem menschlichen Geist ganz verhüllt ist. Wer giebt mir also das Recht zu sagen, Gott wäre ein unreiner Gott? Das Alles ist ja blauer Dunst.

Die wahre metaphysische Bedeutung der Welt, das Credo aller Guten und Gerechten, ist die Entwicklung der Welt mit der Menschheit an der Spitze. Die Welt ist Durchgangspunkt, aber nicht zu einem neuen Zustand, sondern zur Vernichtung, die selbstverständlich außerhalb der Welt liegt: sie ist metaphysisch.

Die Milde ist die Blüte der Wahrheit. *Ridete puellae!* Küsset und herzt euch, ihr Jünglinge und Jungfrauen! Schmückt euch mit Rosen, singet und tanzet, windet Kränze, jubelt oder schmachtet an der Quelle! Wir im abgesonderten Haufen blicken nicht verächtlich auf euch herab; wir wissen nur, daß wir das bessere Theil wie die Maria des Evangeliums erwählt, daß wir einen kürzeren Weg haben als ihr. Aber Ein Ziel ist das unserige.

Der Ausspruch: »Das Kindererzeugen ist ein Verbrechen,« geht doch etwas zu weit. Humboldt konnte ihn auch nur in der Täuschung thun, daß das Kind etwas Neues sei. Das Kindererzeugen kann kein Verbrechen sein, da Kind und Vater ja Eines sind. Aber es ist eine riesige Thorheit, die größte Thorheit.

Das Schöne ist der Reflex aus dem vorweltlichen Dasein, das Gute der kühle Schatten, den das nachweltliche Nirwana in den »schwülen Tag« des Lebens vorauswirft.

---

ii510 Die Bewegung des Weltalls ist die Bewegung aus dem Uebersein in das Nichtsein. Die Welt aber ist der Zerfall in die Vielheit, d. h. in egoistische, gegeneinander gerichtete Individualitäten. Nur in diesem Kampf von Wesen, die vorher eine einfache Einheit waren, kann das ursprüngliche Wesen selbst zerstört werden. Der Zerfall war die erste That, der Anfang der gedachten Bewegung, und es bleibt dabei, daß die Welt und ihre Beschaffenheit anzuknüpfen ist an das einzige Ende, das aus dem transscendenten Gebiet auf das immanente herüberragt: die mit einer *Essentia* verbundene Existenz. Diese *Essentia* machte den Proceß nöthig, sonst würde er überflüssig sein.

Die Weltbewegung ist also, in Beziehung auf den ersten Zerfall in die Vielheit, Bewegung aus dem für uns unbegreiflichen Ursein, d. h. relativen Sein, durch das wirkliche Sein in das absolute Nichtsein. Und zwar konnte diese Bewegung keine andere sein. Sie mußte so sein wie sie ist: nicht im Wesen anders, nicht länger, nicht kürzer.

Das Gesetz der Schwächung der Kraft ist Weltall-Gesetz. Für die Menschheit heißt es Gesetz des Leidens.

Man hat zwischen zwei Arten von Pantheismus zu unterscheiden: dem starren spinozistischen und dem Pantheismus mit der Entwicklung. Ersterer ist eigentlich der echte; denn sein Gott ist von Ewigkeit zu Ewigkeit, zeitlos und unveränderlich. Der Entwicklungs-Pantheismus dagegen ist aus einem Compromiß entstanden, das, wie Kladderadatsch sagt, »immer unmännlich« ist. Während die Welt dem Spinoza ein zielloses unendliches Werden ist, ist die Welt dem Herrn von Hartmann ein durch Ziele unterbrochenes, aber doch auch ein unendliches Werden. Denn vor dieser Welt sind zahllose andere gewesen und nach ihr werden wieder zahllose andere sein. Der Wille als Potenz bleibt nach jedem Proceß erinnerungslos und die mathematische Formel, die Hartmann anführt, um zu beweisen, daß die Möglichkeit neuer Weltenbildungen geringer werde, ist eitel Wind.

Hier liegt erstens die Trostlosigkeit alles Pantheismus' klar zu Tage, zweitens die ungenügende Welterklärung. Zu sagen: »Die Welt ist durch einen Urzufall« kommt dem Verzichte gleich, |
ii511 sie zu erklären. Die Frage: warum die Begierde den Willen ergriff, aus dem Uebersein in das Sein zu treten, d. h. die Welt zu erzeugen, bleibt ohne Antwort. Einen Weg der Welt aber ohne Zweck und Ziel und Ende annehmen (die Ruhepunkte in dem »beliebig oft« repetirenden Vorgang fallen außer Betracht, da von dem Ende eines Weltprocesses bis zum Beginn des

nächsten ja keine Zeit ist: der Weltproceß als solcher also eigentlich nie absolut endet) heißt den tiefernsten Charakter, den der ganze Verlauf dieses Processes an sich trägt, zu einem vollendet grausamen verschärfen.

Was hat eine Philosophie, die von solchen Voraussetzungen ausgeht, dem Individuum, das nach Erlösung von der Qual des Daseins schreit, von Trost zu bieten? Sie schmiedet den todesmatten Kämpfer, der dem Weltganzen für immer entfallen will, mit eisernen Händen an das ewig rollende Rad des »unendlichen Werdens«, und träufelt in die brennende Wunde seiner schmerzvollen Erkenntniß: daß Leben und Leiden Ein und dasselbe, statt eines Balsams, nur das ätzende Gift des trostlosen Gedankens, weder durch sich selbst, noch in und mit der Gesammtheit, die volle und ganze Vernichtung seines Wesens je erreichen zu können. Die erschütternd sich von ihm losringende Klage: Wozu dann aber diese Pein *in infinitum* ohne Sinn und Resultat, ohne Trost und ohne Rast? – verhallet ungehört.

Der Atheismus, wie ihn meine Lehre begründet, – zum ersten Male wissenschaftlich begründet hat, – giebt dem großen Problem der Entstehung und Bedeutung der Welt, mit der Lösung zugleich auch die Versöhnung. Er kennt vor dieser Welt keine Welt und keine nach ihr. Sie ist ihm ein einziger großartiger Proceß, der weder eine Wiederholung ist, noch eine Wiederholung haben wird; denn vor ihm liegt das transscendente Uebersein und nach ihm das *nihil negativum*. Und dies ist keine eitle Behauptung. Die Deduction ist durch und durch logisch, und Alles in der Natur unterschreibt das Resultat, vor dem wohl ein schwacher Geist zitternd zusammenbrechen mag, der Weise aber freudig bis in's Innerste seiner Seele erbebt. Nichts mehr wird sein, Nichts, Nichts, Nichts! –

O dieser Blick in die absolute Leere! –

Die Scheidung des immanenten vom transscendenten Gebiete ist meine That und mein Trost im Leben und Sterben.

Eine naturwissenschaftliche Satire.

ii512

> Läßliche Hypothese nenn' ich eine solche, die man gleichsam schalkhaft aufstellt, um sich von der ernsthaften Natur widerlegen zu lassen.
> Goethe.

Eine naturwissenschaftliche Satire! Fürwahr, etwas außerordentlich Seltenes, wenn nicht gar Einziges in unserer reichen deutschen Litteratur. Fast möchte man die Möglichkeit einer solchen Erscheinung bezweifeln, und doch steht sie in der (Verlag von Carl Rümpler, Hannover) von einem Ungenannten publicirten Schrift: »Ueber die Auflösung der Arten durch natürliche Zuchtwahl« leibhaftig vor uns. Sie wäre schon hochinteressant, wenn sie ein schwacher Versuch eines talentvollen Kopfes wäre; sie ist aber eine der geistvollsten Mystificationen, die ich kenne, und verdient die allgemeinste Würdigung.

Allerdings ist die Abhandlung schon im Jahre 1872 erschienen; sie hat aber meines Wissens nicht das geringste Geräusch erregt und ist deshalb so gut wie neu. Andererseits handelt es sich um ein litterarisches Ereigniß, das nicht unbeachtet bleiben darf.

Ehe wir auf ihren Inhalt näher eingehen, wollen wir einen kurzen Blick auf das Wesen der Satire überhaupt werfen.

Eine Satire ist die Darstellung irgend eines Theils des realen Lebens in allen seinen Gestaltungen und Aeußerungen – also auch geistiger Producte – im Gegensatz zu einem Ideal. Das Reale wird am Idealen gemessen, und zu kurz befunden. Die gewonnene Differenz, die Discrepanz, die, wenn sie richtig und echt ist, allemal zum Lachen zwingt, wird nun entweder aufgewiesen, indem der Schalk selbst sie offenbart, oder es wird dem Leser, bezw. Zuhörer, überlassen, sie zu ziehen. Das letztere Ver|fahren
ii513 ist das höhere, aber auch schwierigere für den Satiriker; sowie es andererseits einen sehr urtheilsfähigen Lesers oder Zuhörer) voraussetzt; denn da der Satiriker immer ernst ist, so lange er vergleicht, so liegt für jenen, bei einer feinen Satire, die Gefahr nahe, das Persiflirte für baare Münze zu nehmen und gar nicht zu merken, daß die wahre, echte, ideale Münze, der Maßstab, im Kopfe des Satirikers geblieben ist.

Es erhellt schon aus diesen wenigen Worten, daß das menschliche Leben mit seinen Widersprüchen und Verkehrtheiten der eigentliche Stoff des Satirikers ist. Es ist für einen beobachtenden Denker gar nicht nothwendig, daß er das absolute Ideal des Menschen besitze, um die Mehrzahl der Sterblichen lächerlich und thöricht zu finden. Man kann ein großer Optimist sein und Vieles vortrefflich finden, was Sanct Franciscus unbedingt verworfen haben würde, und doch noch Vieles für würdig halten, mit dem Zeichen des Lächerlichen behaftet zu werden. Der ideale Maßstab hat eben keine absolute Länge. Um z. B. die Einrichtungen eines despotisch regierten Staatswesens geißeln zu können, ist nicht erforderlich, sie an denen eines, in grauer Ferne liegenden idealen Volksstaates zu messen. Man kann schon eine Incongruenz hervorbringen, die zorniges Hohngelächter erweckt, wenn man den Maßstab einer unvollkommenen constitutionellen Monarchie an sie hält.

Verlassen wir aber die Menschen und ihre Lebensformen und treten in das Heiligthum der Natur im engeren Sinne, so werden wir so gut wie gar keinen Stoff für die Satire finden. Die Verkehrtheiten werden, so wie sie nur durch die vergleichende Vernunft zu entdecken sind, auch nur durch eine verkehrte Vernunft (oder mangelhafte Erkenntniß schlechthin) erzeugt. Das Thier nun reflectirt nicht; es giebt sich, wie es von Gnaden der Natur ist. Ebenso die Pflanzen und die anorganischen Stoffe. Die Natur im engeren Sinne will nicht scheinen; sie ist, und ist nach nothwendigen, unabänderlichen Gesetzen. Eine Discrepanz ist hier gar nicht zu erzeugen, und hierdurch wird allem Komischen der Boden unter den Füßen fortgezogen. Erst wenn ich von der Aehnlichkeit des Wesens der höheren Thiere mit dem Wesen des Menschen ausgehe, ihre Bewegungen mit denen des Menschen vergleiche, und den Menschen zum Ideal, zum Maßstab nehme, wird das Thier, resp. seine Bewegung komisch. Man stelle sich nur vor einen |
ii514 Affenkäfig, um sich hiervon zu überzeugen. Allem, was wir hier sehen, legen wir, oft

unbewußt, *Menschliches* unter, und wir lachen herzlich darüber, daß sich Menschliches und Thierisches nicht decken wollen.

Ueber die Natur läßt sich also eine Satire nicht schreiben; dagegen ließe sich, beiläufig bemerkt, die ganze Natur *humoristisch* behandeln, wenn man, wie der Brahmanismus, sie für einen *Fehltritt*, für eine großartige Verirrung des in ihr lebenden und leidenden Wesens hält. Aber welcher Humorist würde dem Weltall gegenüber die Kraft haben, bis zuletzt den furchtbaren Ernst hinter lachendem Munde zu verbergen? Er würde gewiß bald in den ernsten Ton *Schopenhauer's* fallen.

Das Gebiet der Natur schreckt mithin den Satiriker ab. Er flieht es und taucht dafür die Hand in den wirren Knäuel der zappelnden, sich – wie der Dichter sagt – »für ein Leichentuch« abmühenden Menschen. Er ist immer im Voraus versichert, daß an seinen Fingern etwas Belachenswerthes hängen bleiben wird.

Ist nun die Natur eine spröde Schöne für den Satiriker, so sind ihm die Naturforscher und ihre Hypothesen schon eher zu Willen. Jedoch muß diese Behauptung wesentlich eingeschränkt werden. Jeder, der sich mit der Natur beschäftigt, der das Streben hat, einen ihrer vielen Schleier zum Nutzen der Menschheit abzustreifen oder auch nur etwas zu lüften, ist an und für sich ehrwürdig und bietet nur selten einen Haken zur Anheftung eines Witzes dar, wie z. B. Derjenige, welcher sich Geld vom Munde abspart, um seltene Steine dafür zu kaufen, die er stundenlang selig betrachten, drehen und wenden kann. Ebenso wenig eignen sich die Hypothesen zur Verspottung. Zunächst haben die meisten kein großes Publikum; ist ferner eine Hypothese offenbar falsch, so rücken ihr die Gelehrten, wenn sie nicht vorziehen, sie mit stiller Verachtung todtzuschweigen, mit trockener Miene auf den Leib und blasen ihr, ohne den geringsten Gewissensbiß und ohne mit den Wimpern zu zucken, das Lebenslicht aus.

Hieraus schließen wir, daß eine Hypothese, soll sie Stoff für den Satiriker abgeben, erstens einem *großen Publikum* interessant und zweitens *sehr wahrscheinlich* sein müsse; und zwar letzteres in einer Weise, daß die entgegengesetzte Meinung noch *hinreichenden Spielraum* hat. Denn ist ein hypothetisches |
ii515 Urtheil so gut wie apodiktisch, so ist der Raum für den Satiriker so klein, daß seine Bemühungen, sich aufrecht zu erhalten, *ihn selbst* zum guten Stoff für eine Satire machen.

Eine solche mir bekannte Hypothese – vielleicht die erste und auch die letzte – ist der *Darwinismus*.

Zunächst ist er einem sehr großen Publikum bekannt; denn geht es ihm nicht geradeso wie der großartigen religiösen Hypothese über die Wesensgleichheit Gottes und Christi, die, wie Gregor von Nyssa erzählt, selbst das niedrigste Volk, männliche wie weibliche Sklaven, unaufhörlich quälte, so daß man kein Geld wechseln, kein Bad nehmen konnte, ohne zum Disputiren darüber gereizt zu werden? Lebt nicht im Munde des Volkes *Carl Vogt* als *Affen-Vogt*? Wird nicht von den Kanzeln herab die Hypothese bekämpft? Wer zählt die Vorlesungen, die jährlich von Berufenen und Unberufenen für Berufene und Unberufene darüber gehalten werden?

Andererseits ist der Darwinismus *nur sehr wahrscheinlich*: die Gelehrten sind noch nicht einig darüber. Ich nenne von seinen Gegnern nur *Agassiz* und den großen *Schopenhauer*, der den Vater des Darwinismus, den Lamarckismus, in den Staub getreten hat (»Ueber den Willen in der Natur«). Die Hypothese bietet also dem Satiriker noch ein weites Feld, um graziöse Sprünge zu machen.

Und dies hat nun in der That unser Ungenannter in der citirten Schrift gethan: er hat es meisterhaft gethan. Es wäre Schade, wenn die schöne Gelegenheit unbenutzt vorübergegangen wäre; denn es ist wohl keinem Zweifel unterworfen (und hierdurch bestimme ich *meinen* Standpunkt), daß die de *Lamarck-Darwin*'sche Descendenz- und Selections-Theorie in wenigen Jahrzehnten nur noch Widerstand auf der Kanzel und im Beichtstuhl finden wird. In unseren Tagen aber darf man sie noch bekämpfen, ohne sich lächerlich zu machen.

Wir haben jetzt noch die Grundzüge einer echten naturwissenschaftlichen Satire anzugeben.

1) Der Verfasser bekennt sich rückhaltslos zur Hypothese;

2) er zieht (nach seinem Belieben, aber streng logisch) ihre letzten Consequenzen;
3) diese Consequenzen sind absurd, sie widerstreiten dem gesunden Verstand, der hier das Ideal abgiebt, an dem die Hypothese mit ihren Consequenzen gemessen wird.

ii516 Entspricht die Satire des Unbekannten diesen Erfordernissen? Wir wollen sehen.

Der Verfasser beginnt mit der unbedingten Anerkennung der Grundprincipien der Darwin'schen Theorie. Er spricht seine Verachtung über die Scholastik und den Dogmatismus des Mittelalters aus und tadelt Linné und Cuvier, weil sie an das Dogma der unveränderlichen Species geglaubt haben, während er Darwin preist, dessen Werk: »die Entstehung der Arten«, er bahnbrechend und unsterblich nennt. Er erkennt ohne Einschränkung an: die Variabilität durch natürliche Zuchtwahl als das treibende, den Kampf um das Dasein als das regulirende und die Vererbung als das fixirende Princip der in unaufhörlichem, continuirlichem Flusse begriffenen Welt der Organismen. Aber er leugnet, daß diese Bewegung eine fortschreitende sei, daß die Organisation eine immer vollkommenere werde. Er sagt:

> Es geht diese (Darwin'sche) Folgerung von zwei Voraussetzungen aus; zunächst als seien von drei individuellen Abänderungen gerade diejenigen, welche sich von dem ursprünglichen Charakter am weitesten einseitig nach links und rechts entfernen, eben wegen dieser Einseitigkeit im Vortheil vor der mehr die Mitte haltenden dritten Form, – – – während doch unzweifelhaft ein Organismus, welcher vermöge seines mittleren Charakters auch den äußeren Bedingungen mehrseitig angepaßt ist, darum vor anderen einseitig angepaßten Formen im entschiedenen Vortheil sein muß. Ebenso ist die andere Voraussetzung, daß ein höher, d.h. complicirter organisirtes Wesen eben dadurch einen Vortheil im Kampf um's Dasein vor den niedriger, d.h. einfacher organisirten Wesen besitze, unrichtig, indem vielmehr umgekehrt der einfachere Organismus gerade dadurch von den äußeren Einflüssen verhältnißmäßig weniger abhängig, deshalb zu einer gesicherten Existenz und weiteren Verbreitung geeigneter sein muß, als ein Organismus mit möglichst differentiirten Organen und Functionen und mit potenzirten Ansprüchen.
>
> (5. 6.)

Auf Grund dieser gewonnenen Sätze errichtet der Satiriker seine Reductions-Theorie, d.h. die Lehre: daß das organische Reich, von allen Seiten getrieben, auf immer tiefere Stufen herabsteige und die systematischen Unterschiede fallen lasse. Die einzige |
ii517 Concession, die er Darwin macht, ist die: daß die Divergenz das leitende Princip des Anfangs bis zu einem gewissen Zeitpunkt (er schlägt die Gegenwart als allgemeinen Wendepunkt vor) war. Für die Zukunft aber komme ohne Frage das Princip der Convergenz (der Rückbildung) zur Herrschaft,

> wie bei einem emporgeworfenen Stein die treibende Wurfkraft, von der Schwerkraft gehemmt, allmälig abnimmt, bis endlich, nachdem die erstere consumirt ist, die letztere allein die Richtung des herabfallenden Steines bestimmt.
>
> (70.)

Er bietet Darwin die Combination der beiden Theorien im beiderseitigen Interesse an, und stellt so dem großen Naturforscher auf die feinste und zugleich herzloseste Weise eine Falle.

Doch verfolgen wir jetzt die nähere Ausführung der Reductions-Theorie. Ich muß mich jedoch kurz fassen und verweise auf das Schriftchen selbst, das jeder Gebildete besitzen sollte.

Der Verfasser denkt sich zunächst eine Pflanzenspecies, die unter allen erdenklichen Abänderungen im Laufe der Zeit eine erzeugt, welche sich neben den übrigen Individuen durch eine, wenn auch noch so geringe Erweiterung ihrer Temperaturgrenzen auszeichnet und durch die auf diese Weise bedingte größere Unabhängigkeit vom Klima offenbar einen Vortheil vor den concurrirenden Individuen gewinnt. Diese Abänderung wird sich vererben, befestigen und allmälig so sehr steigern, daß die neue Form für die höchsten und niedrigsten Temperaturgrade der Erdoberfläche, soweit sie überhaupt Pflanzen trägt, angepaßt ist. Er denkt sich zweitens eine Wasserpflanze, die in ähnlicher Weise so abgeändert wird, daß sie ebenso gut auf dem Lande wie im Wasser leben kann.

> Ferner kann eine Pflanze durch die natürliche Zuchtwahl allmälig gewöhnt werden, aus jeder Bodenart ihre Nahrung zu ziehen.
>
> (7.)

Wiederum kann eine Pflanzenspecies in der Weise abändern, daß sie sich von der Beschränkung ihrer Befruchtung befreit.

(7.)

Nun können sich aber ohne Zweifel alle diese Abänderungen im Laufe unendlich vieler Generationen in einer einzigen Pflanzenart vereinigen, so daß wir in ihr eine wahre Universalpflanze, einen Kosmopolit im vollen Sinne des Wortes hätten.

(8.)

ii518 Das Bestreben dieser Universalpflanze würde nun sein: die Fortpflanzung mit einer Blüthe, einem Pollenkorn, einem Eichen zu erreichen und das ganze gesparte Material im Interesse ihrer individuellen Erstarkung zu verwenden.

Selbstverständlich würde mit dieser inneren Abänderung auch eine Abänderung der Structur und des äußeren Baues Hand in Hand gehen, und das nächste Ergebniß des Züchtungsprocesses würde eine Ausgleichung aller systematischen Unterschiede sein.

(10.)

Mit diesem Ausgleichungsproceß steht aber im unmittelbaren Zusammenhang eine Abänderung anderer Art, nämlich eine fortschreitende Vereinfachung der äußeren und inneren Organisation.

(11.)

Es werden Organe verkümmern (die Entstehung eines Organs aus der natürlichen Zuchtwahl zu erklären, ist schwierig oder geradezu unmöglich; dagegen das Verschwinden eines Organs zu erklären, sehr einfach und leicht) und der nächste Schritt ist die Beseitigung des Geschlechtsapparats.

In unserem Züchtungsproceß wird die Vermehrung durch Knollen, Ausläufer und weiterhin selbst durch einfache Theilung oder durch bloße Ablösung von Brutzellen, wie bei den Moosen, vollständigen Ersatz für Blüthe und Frucht liefern.

(20.)

Dann wird der Kosmopolit zur Schlingpflanze werden, die Blätter werden sich zu Ranken, die Haare zu Haken umbilden.

Da aber eine übermäßige Längenentwickelung offenbar für das Individuum keinen Nutzen hat, so läßt sich vorhersehen, daß sich der Stengel aller Pflanzen im Laufe der Zeit durch die natürliche Zuchtwahl immer mehr verkürzen wird.

(21. 22.)

Ferner werden nicht nur alle Organe allmälig die Kugel- und Kreisform, mit möglichst glatten Rändern, anzunehmen suchen, sondern es werden auch weiterhin alle Verzweigungen und Blätter eingezogen und die ganze Pflanze auf die reine Kugelform reducirt werden. Hiernach wird sich der Pflanzenstock in eine Colonie von Zellen und endlich in lauter vollkommen isolirte, gleichwerthige vegetative Zellen auflösen.

ii519 Denselben Proceß für das Thierreich zu deduciren, würde natürlich leicht sein. Das ganze Thier- und Pflanzenreich reducirt sich auf unzählige Protoplasmatropfen.

Auf diese Weise würde sich der Kampf um's Dasein in die »reine Harmonie des friedlichen Nebeneinanders« auflösen und das Princip der natürlichen Zuchtwahl hätte sich selbst aufgezehrt,

wie eine Maschine, deren treibende Kraftsumme genau in dem Zeitpunkt, wo der Zweck erfüllt ist, vollständig consumirt ist.

(25.)

Und was hindert dann weiter noch die Elemente: Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, die Bande, in welche sie wider Willen gefesselt sind, zu zerreißen?

(28.)

Als letztes Ziel folgt dann auf die Zersetzung des organischen Reichs in die chemischen Elemente, nach der Theorie der Physiker (Clausius) die Auflösung aller mechanischen und chemischen Kräfte, kurz des ganzen Kosmos in die allgemeine Wärme.

Nun kommt der Verfasser zu seinem eigentlichen Zweck, zum Brennpunkt der ganzen Schrift. Nach seiner Meinung hat der Reductionsproceß im Einzelnen hie und da schon stattgefunden und der Mensch stammt nicht vom Affen, sondern der Affe vom Menschen ab. Der Affe ist der im allgemeinen Umbildungsproceß vorausgeeilte Vetter des Menschen, und die jetzt noch lebenden Menschen verwandeln

sich, nach einer unübersehbaren Reihe von Generationen, in Affen.

Der Verfasser läßt aber dieses überraschende Resultat nicht auf seiner klar entwickelten Theorie allein beruhen, sondern er giebt ihm auf die geistvollste Weise Stützen aus der Natur, aus dem Leben der Völker und aus dem Darwinismus selbst.

Zunächst berührt er den wichtigsten Unterschied zwischen dem Menschen und Affen: die Vernunft, bedingt durch die größere Gehirnmasse des Menschen. Da aber die meisten Menschen in ihrer sehr beschränkten oder einseitigen geistigen Arbeit nur einen unvollkommenen Gebrauch von ihrem Gehirn machen, so wird der überwiegende Theil der Gehirnsubstanz fast gänzlich außer Function sein. Da nun ferner, nach einem Hauptgesetz des Darwinismus, der dauernde Nichtgebrauch eines Organs dessen Verkümmerung herbeiführt, so folgt mit Nothwendigkeit, daß das menschliche Gehirn, im Verfließen zahlreicher Generationen, allmälig |
ii520 auf die Größe und Einfachheit des Affengehirns reducirt werden wird.

Der zweite Charakter des Menschen ist seine Zweihändigkeit gegenüber dem vierhändigen Affen.

(45.)

Die natürliche Zuchtwahl wird aber darauf bedacht sein, den Fuß des Menschen handartig auszubilden, weil Leichtigkeit der Bewegung dem Individuum einen der wichtigsten Vortheile gewährt, und der vernunftlos gewordene Mensch mit seinen zwei, zum aufrechten Gang eingerichteten Füßen mit dem kletternden Affen nicht concurriren könnte. Ebenso wird der Mensch durch natürliche Zuchtwahl die vorhandene Anlage zu einem Schwanze zu einem vollkommen freien Schwanze ausbilden, welcher beim Laufen als Steuerwerkzeug, beim Stehen als Stütze, beim Klettern als Greifwerkzeug gute Dienste leisten kann. Endlich wird sich beim Menschen die Anlage zur Behaarung als allgemeiner Charakter ausbilden, da der unverkennbare Vortheil dieser Eigenschaft für das Individuum, als Ersatz für die mühsam zu beschaffende Bekleidung, sich als wirksames Motiv für die natürliche Zuchtwahl geltend machen muß.

Der Culturgeschichte werden folgende Stützen entlehnt.

Zunächst betont der Satiriker, daß neben dem Gesetz der Verdrängung von Naturvölkern durch Culturvölker die Thatsache stehe, daß nicht selten Culturvölker vom Schauplatz abtreten, ohne daß jedesmal das an die Stelle tretende Volk eine relativ höhere Stufe einnimmt. (Ein sehr feines Sophisma!) Die tiefe Culturstufe unserer Vorfahren in der Steinzeit ist kein Beweis für einen Fortschritt in aufsteigender Linie.

Man kann annehmen, daß dieselben einem Zweige des gemeinschaftlichen Stammbaums angehören, welcher, während der durch uns vertretene Zweig den ursprünglichen Culturzustand festgehalten hat, im Laufe der Zeit verhältnißmäßig schnell auf jene tiefe Stufe hinabgesunken ist, und daß dieselben entweder erloschen oder wohl gar immer weiter herabsinkend, die Stammeltern derjenigen Vierfüßler geworden sind, mit welchen sie schon in der Steinperiode so nahe Berührungspunkte erkennen lassen. –

(49.)

Betrachten wir die specifisch menschlichen Qualitäten: Vernunft, Sprache, Willenskraft und das sittliche Vermögen, – läßt |
ii521 sich hierin ein Fortschritt im Laufe der Jahrtausende nachweisen? Hat gegenüber der Erfindung der Sprache und der Schrift durch unsere Vorfahren unser Geschlecht irgend eine Leistung von ähnlicher Bedeutsamkeit aufzuweisen? –

(50.)

Niemand kann bestreiten, daß die Religiosität, neben der Sprache, den bedeutsamsten Unterschied zwischen Mensch und Thier bildet. Die Religiosität des Menschengeschlechts ist aber im Großen und Ganzen im Abnehmen begriffen. –

(53. 54.)

Es zwingt uns also die Logik mit unwiderstehlicher Consequenz zu der Ansicht, daß das gesetzmäßige Verschwinden des religiösen Bewußtseins, als eines specifisch menschlichen Charakters, auf den entgegengesetzten Entwicklungsgang, vom Menschen zum Thiere hinweist. –

(57.)

Auch die Vernunft nimmt ab. Der Satiriker macht hierüber diese Bemerkungen:

Wenn bisher klares und consequentes Denken immer noch als ein specifischer Vorzug des Menschen gegolten hat, so kann man sich doch nicht gegen die Wahrnehmung verschließen, daß selbst wissenschaftlichen Schriftstellern unserer Tage häufig die Zwangsjacke der Logik lästig zu werden scheint, während in gewissen Kreisen der »Gebildeten« die Ansprüche an logische Correctheit schon längst geradezu als Spitzfindigkeiten perhorrescirt werden. –

Aber auch das moralische Princip, welches als das wahrhaft und in höherem Sinne Menschliche bezeichnet werden kann, nimmt ab. –

(58.)

Das Gesetz, welches wir von Darwin gelernt und unserer ganzen Betrachtung zu Grunde gelegt haben, ist das Gesetz der Erhaltung des bevorzugten Individuums, das Princip der natürlichen Zuchtwahl. Die Erfahrung bestätigt nun, daß diejenigen am sichersten den Kampf um's Dasein bestehen, welche am rücksichtslosesten das eigene Interesse verfolgen und in der Wahl der Mittel am wenigsten wählerisch sind, während die Sonderlinge, welche sich durch Gewissen und Aufopferung Schranken auferlegen, bei Seite geschoben und unter dem Rade der Zeit zermalmt werden. Mit Unrecht bezeichnet man den Trieb der Selbsterhaltung mit dem gehässigen Namen des Egoismus. –

(60. 61.)

Hat man doch mit Recht den Satz aufgestellt, daß die In|teressen
ii522 der Gesammtheit am besten gedeihen werden, wenn der Einzelne am ungestörtesten für sich selbst sorgt.

(61.)

Wenn nun in der Thierwelt durchweg und ausschließlich der Trieb der Selbsterhaltung herrscht, und wenn man zugleich zugiebt, daß in der Geschichte der Menschheit der Fortschritt auf die Beseitigung des edlen, aber thörichten Aufopferungstriebes und auf die Ausbildung des Selbsterhaltungstriebes gerichtet ist, – so folgt hieraus mit logischer Schärfe, daß die Menschheit nach Ausgleichung des ursprünglich zwischen Thier und Mensch vorhandenen ethischen Unterschiedes strebt, – daß sich also auch in diesem Punkt unsere Theorie der Reduction bestätigt.

Mit dem Verschwinden des ethischen Charakters steht eine andere Aeußerung des Ausgleichungsgesetzes im engsten Zusammenhang: die Erfahrung, daß Originale immer seltener werden, dagegen ein gewisser Durchschnittsbetrag an intellectueller und moralischer Bildung am meisten Anerkennung und Erfolg genießt, wie ja bekanntlich das Mittelmäßige im menschlichen Leben am besten fortkommt. –

(63.)

Ganz besonders mächtig erweist sich unser Gesetz der naturgemäßen Auflösung gegebener Formen auf dem socialen und politischen Gebiet. –

(63. 64.)

Und nun kritisirt der Satiriker scharf, sehr scharf, die Gestaltungen des modernen öffentlichen Lebens. Er weist auf den Zusammenbruch aller veralteten mittelalterlichen Formen, auf die Ausgleichung der schroffen Gegensätze der Nationen durch Eisenbahnen und Litteratur und auf den Einsturz der Schranken zwischen den Ständen hin.

Das Zunftwesen ist bereits der Gewerbefreiheit gewichen, und der Freihandel wird den Sieg über das Schutzzollsystem gewinnen. Es drängt Alles dahin, den Unterschied zwischen Arm und Reich durch Aufhebung des Eigenthums zu vernichten. – Der bisherige intellectuelle Unterschied zwischen den Geschlechtern entpuppt sich immer mehr als ein scheinbarer, so daß die Emancipation der Frauen demnächst nicht mehr wie bisher als ein Phantom gelten wird. – Der Uebergang vom Absolutismus zur Theilung der Gewalten in der constitutionellen Monarchie vollzieht sich vor unseren Augen im Verlaufe einer einzigen Generation. –

(65. 66.)

ii523 An die Stelle des ausgelebten Patriarchalismus tritt die gediegene Büreaukratie und der stramme Militarismus. Es entstehen Associationen und das kunstreiche Gefüge des Fabrikbetriebes. –

(67.)

Föderalismus und Kleinstaaterei, so gute Dienste sie der Cultur in vergangenen Zeiten gethan haben mögen, gehen auf in dem unaufhaltsamen Streben unserer Zeit nach der Bildung großer einheitlicher Staaten. –

(67.)

Anstatt des Particularismus und der Individualisation, ist Centralisation die Losung der Zukunft

> und aus dem engherzigen und kurzsichtigen Kirchthurm-Patriotismus haben wir uns zu einem Patriotismus höherer Art emporgeschwungen. Der Kosmopolitismus ist das Ziel, welchem die Menschheit unaufhaltsam zusteuert. –
>
> (68.)
>
> Es ist keine Frage: die sich vor unseren Augen vollziehenden socialen und politischen Veränderungen führen zu der Ansicht, daß das Menschengeschlecht als ein ursprünglich nach Rassen, Völkern, Sprachen, Ständen, Familien reich gegliederter Organismus im Laufe der Zeit nach einem unwiderstehlichen Naturgesetz zu einem gestaltlosen und nur mechanisch gegliederten Aggregat gleichwerthiger Individuen zusammenschmelzen wird. –
>
> (68.)

Damit nun seine Arbeit eine vollkommene sei, erwägt der Satiriker in einem besonderen Capitel die Schwierigkeiten seiner Theorie. Er meint:

> Es wird ohne Zweifel nicht an mancherlei Einwürfen gegen die hier dargelegte Ansicht fehlen. Vor Allem wird man derselben das Bedenken entgegenhalten, daß sich, wenn das organische Reich in einem solchen Reductionsproceß begriffen wäre, doch im Laufe der Zeit eine Veränderung in diesem Sinne direct wahrnehmen lassen müßte. Denselben Einwurf hat man gegen Darwin's Fortschritts-Theorie erhoben; allein wie dieser mit Recht hiergegen erwidert hat, so dürfen auch wir auf die alle Vorstellung übertreffende Langsamkeit, womit sich der Proceß der Abänderung und der Sichtung und Befestigung der Abänderungen vollzieht, hinweisen, um es begreiflich zu machen, daß sich die Veränderung der directen Beobachtung entziehen muß. –
>
> (33.)

ii524 Auch unser Satiriker fußt auf dem Satze: »an Zeit ist kein Mangel«, und ruft sogar die Paläontologie zum Schutze seiner Theorie an. Doch man lese das Nähere nach.

Besonders stützt er sich auf die oben skizzirten Resultate der Culturgeschichte und auf die Thatsache, daß die Organisation des menschlichen Denkvermögens sowohl auf die Ausgleichung, als auf die Reduction hinweise, da aus der regressiven, vom Vielen zum Einen, vom Zusammengesetzten zum Einfachen sich bewegenden Denkthätigkeit auf eine übereinstimmende Richtung in der Entwicklung der ganzen organischen Natur geschlossen werden dürfe.

Er schließt die Satire mit den Worten, die einen beißenden, infernalen Hohn enthalten:

> Mag es nun Darwin gefallen, in diesem Compromiß die dargebotene Hand zu ergreifen, oder nicht, – in jedem Fall stehen wir als Bundesgenossen vereint einem gemeinschaftlichen Gegner gegenüber: jener kleinen, aber zähen Partei feudaler Geister, welche sich mit unbegreiflicher Verblendung eigensinnig gegen das neue Gesetz dieser großen Zeit verschließen, insbesondere gegen die von uns vertretene, wahrhaft lebendige Auffassung der organischen Natur als eines mit vollkommener Leichtflüssigkeit dahin gleitenden Stromes, in welchem das allein maßgebende und gestaltende Princip der Vortheil des Individuums ist. Indem sie sich hinter die »exacte Methode«, »Logik«, »historisches Recht«, »höhere Weltordnung« u. dergl. verschanzen, wähnen sie, wie ein Fels im Strome zu stehen und denselben zu dämmen. Aber der Strom geht unbekümmert über sie hinweg. Dennoch seien wir auf der Hut vor diesem Geschlecht, welches immerhin im Stande ist, den glatten Fortschritt zu stören! Gehen wir auch den Zunftgelehrten unter den Naturforschern und Philosophen aus dem Wege, welche, bewußt oder unbewußt, mit jenen an einem Joche ziehen, und stützen wir uns vielmehr, wie bisher, vor Allem auf die vorurtheilsfreie Menge der Gebildeten, welche von jeher die Träger aller wahrhaft großen und bahnbrechenden Ideen gewesen sind!

---

ii525 Dies ist im Wesentlichen der Inhalt der merkwürdigen Schrift, auf deren Titelblatt sich das räthselhafte Motto: *D. e. s. n. s.* befindet. Die Buchstaben bedeuten: *Difficile est, satiram non scribere*, und erheben meine Ansicht, daß es sich um eine Satire handelt, über allen Zweifel. Die Satire ist, nach meiner Ueberzeugung, vollkommen, da ihre Sophismen und Widersprüche (die übrigens außerordentlich sorgfältig verdeckt sind) nur dann in's Gewicht fallen würden, wenn es sich um eine ernsthafte Hypothese handelte.

Der Verfasser gehört selbstverständlich zu »jener kleinen, aber zähen Partei feudaler Geister«, die sich »hinter die exacte Methode, Logik, historisches Recht, höhere Weltordnung« und, füge ich hinzu, hinter die Unveränderlichkeit der Arten verschanzen. Es

liegt die Vermuthung nahe, daß sich hinter der Schrift ein hoher Würdenträger der Kirche (vielleicht der streitbare Bischof von Mainz?) verbirgt, was ein Beweis dafür wäre, daß aus dem ultramontanen Lager noch nicht aller Geist entwichen ist und man dort, außer den unsäglich plumpen Streitäxten und Kolben, auch feinere Waffen vorfindet. Indessen macht mancherlei diese Ansicht unwahrscheinlich. Man ist auch versucht, auf Riehl, den edlen letzten Ritter und Beschützer der mittelalterlichen Formen, und auf Hartmann, den Verfasser der »Philosophie des Unbewußten« zu schließen. Der Stil der Schrift deutet auf Letzteren; doch wäre Hartmann ihr Urheber, so würde sie ihre Existenz einer übermüthigen Laune desselben verdanken.

Zum Schlusse gestatte man mir eine kurze Betrachtung.

Ob die von unserem »feudalen« Satiriker nicht ernstlich aufgestellte Reductionstheorie, trotz Allem und Allem, wenigstens für das Pflanzen- und Thierreich, Gnade vor den Naturforschern, welche auf Darwin's Seite stehen, finden wird, d. h. ob sie den Darwinismus neu befruchten kann, – das wage ich nicht zu beurtheilen. Männer, wie der verdienstvolle Häckel, der sein ganzes Leben, so zu sagen, dem Darwinismus und Allem, was damit zusammenhängt, gewidmet hat, mögen entscheiden.

Vom Standpunkte der Philosophie aus muß dagegen ausgesprochen werden: daß der Gedanke der Reduction ein bestechendes *aperçu* und berechtigt ist, sich geltend zu machen.

ii526 Ganz allgemein läßt sich sagen, daß die in der Natur verkörperte Kraftsumme (man nenne sie wie man wolle!) den Menschen sofort gebildet, d. h. sofort sich so objektivirt haben würde, daß sie vom Selbstbewußtsein beleuchtet worden wäre, wenn sie diesen kurzen Weg hätte einschlagen können. Die Naturwissenschaft lehrt, daß sie es factisch nicht konnte, daß sie mit allen möglichen Formen rang, sich gleichsam wie ein Fieberkranker ruhelos hin- und herwälzte, unaufhörlich Versuche machte, bald Formen bildete, bald solche zerbrach, wieder neue gestaltete, gelungene weiterbildete, und so, durch Fische, Amphibien, Vögel u.s.w. hindurch, endlich das Selbstbewußtsein errang. Vom Augenblicke an, wo sie diesen großartigen Triumph feierte, können ihr sämmtliche Zwischenstufen gleichgültig geworden sein. Sie würde es genau gemacht haben und noch immer machen wie der Ehrgeizige, der, auf dem Gipfel der Macht angelangt, die Sprossen, welche ihn hinauftrugen, verachtet.

Die Frage ist also immerhin berechtigt: was kann der Natur noch an Schlangen, Löwen, Affen u.s.w. liegen, nachdem sie den Menschen geboren hat? Sie vernachlässigt jetzt diese Gebilde und läßt sie allmälig verkümmern: sie reducirt sie allmälig auf die Grundstoffe.

Jedenfalls liegt ihr (bildlich geredet) offenbar nichts mehr an allen Organismen, mit Ausnahme der Menschen. Sie hat gleichsam beschlossen, das ganze Pflanzen- und Thierreich in die Hand des Menschen zu geben. Die Zeit wird kommen, wo kein Fleckchen der Erde mehr unbebaut, wo Alles dem Menschen unterthan sein wird. Dann gestattet der große Sohn des Prometheus nur noch denjenigen Pflanzen und Thieren das Dasein, welchen er wohl will.

Dagegen beruhen die kühnen und kecken Schlüsse, welche der Satiriker aus der Menschheit und ihrem Entwicklungsgang zieht, ohne Ausnahme auf Sophismen. Zwei derselben, die feinsten, will ich aufdecken.

Der Satiriker billigt den Egoismus als ethisches Princip, d. h. er verwirft ihn. Der arme, arme Egoismus! Wer zählt die Keulenschläge, die er in fast allen Moralsystemen erhalten hat? Jeder, der die Welt mit einer neuen Ethik beglückte, hielt sich für verpflichtet, eine Steinigung, ein *auto da fé* des Egoismus in Scene zu setzen. Es ist geradezu ein Wunder, daß der »geschun|dene
ii527 Raubritter« noch immer lebt und dabei strotzend von unverwüstlicher Gesundheit ist. Ich schlage mich fast immer, ohne lange zu fragen, auf die Seite des Unterdrückten. So habe ich auch nie recht daran glauben wollen, daß der Schelm wirklich so schlecht ist, wie die entrüsteten Philosophen ihn gewöhnlich schildern. Nach langem Nachdenken bin ich auch zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Egoismus, d. h. der individuelle Glückseligkeitstrieb, in der That der Eckstein der Moral ist, über deren Fundament allein bekanntlich gestritten wird, nicht über sie selbst.

Jede Handlung, die niederträchtigste wie die heiligste, beruht auf Egoismus; nur muß

man den natürlichen (rohen) vom geläuterten Egoismus unterscheiden. Jeder Mensch ist eine abgeschlossene Individualität und kann nicht aus seiner Haut heraus. Jede Handlung entspringt immer einem bestimmten Ich, das sein Glück allein im Auge hat. Der Held, welcher für die Menschheit in den Tod geht, sucht doch nur sein Glück, seine Befriedigung, denn wäre er glücklich, wäre er befriedigt, wenn er gegen seine Natur, sein Ich, das die Menschheit glühend liebt, handeln müßte? Es ist grundfalsch, den Egoismus mit dem Selbsterhaltungstrieb zu identificiren, was auch unser Satiriker thut. Es gab und giebt noch immer Menschen, welche, ihr Glück suchend, in den Tod gehen. (Christliche Märtyrer der ersten drei Jahrhunderte; indische Büßer.) Der Egoismus ist identisch mit dem Glückseligkeitstrieb.

Das zweite Sophisma, welches ich aufdecken will, ist die Reduction des menschlichen Gehirns auf die Größe und Einfachheit des Affengehirns. (Uebrigens sei hier bemerkt, daß auch Fichte in seinen »Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters« eine Art Rückbildung in der Menschheit gelehrt hat, da er ein Urgeschlecht reiner, vollkommener Menschen annahm. Im Zusammenhang damit mußte er natürlich die Abstammung des Menschen vom Affen als absurd verwerfen.)

Es findet allerdings in der Menschheit eine Ausgleichung statt, aber in der Weise, daß die genialen Geister durch ihre Lehren allmälig Alle zu sich heraufziehen und nach sich bilden. So wird die Zeit ganz bestimmt kommen, wo alle Menschen, oder doch die meisten, in höchster Bildung auf gleicher Stufe stehen; denn es ist ein Gesetz der Fortschrittstheorie, daß der Geist auf Kosten |
ii528 des Thiers in uns ausgebildet wird, wenn auch zunächst bei den meisten, nur der Potenz nach: die vermehrte Denkkraft bleibt einstweilen latent, vererbt sich aber. Fließt dann, bei geänderten socialen Verhältnissen, der Strom der Bildung auf diese gebundene geistige Kraft, so wird sie frei und wirkt. Das Organ verkümmert nur in Einzelnen; denn Sinne, Verstand, Urtheilskraft, Phantasie und Vernunft werden durch die alltäglichsten Vorfälle der unbedeutendsten Art immer beschäftigt und regsam erhalten.

Siehst Du, *satirical rogue*, wie wunderlich (um mit Plato zu reden) Du bist?

Aber ich habe dem vortrefflichen Satiriker gegenüber, wie ich mit Schreck bemerke, den richtigen Stand verloren. Ich gewinne diesen wieder. Nach Art der höflichen Chinesen, die sich bei Demjenigen, welchen sie besuchen, vor allen Dingen erkundigen, zu welcher Religion er sich bekenne, damit sie ihr Gespräch der Antwort gemäß einrichten können, – erkenne ich den Standpunkt des geistreichen Ungenannten vorübergehend bereitwilligst an. Und so erübrigt mir jetzt nur noch, dem Verfasser nochmals meine Anerkennung für seine brillante Satire darzubringen. Auch Professor Häckel und Darwin werden ihm gewiß verzeihen, daß er ihnen eine Falle gestellt hat. Ich danke ihm ferner von Herzen für die drei köstlichen Stunden, die mir durch seine Schrift geschenkt wurden; denn in unserer Welt *assai più trista che serena* (Ariosto) soll man alle Diejenigen segnen, welche uns auf Augenblicke über das Elend des Daseins erheben und in den lichten Aether reiner Freude tragen.

November, 1875.

Zwölfter Essay.
Kritik
der
Hartmann'schen Philosophie des Unbewußten.

ii529

Das ist doch nur der alte Dreck;
Werdet doch gescheidter!
Tretet nicht immer denselben Fleck,
So geht doch weiter!

Goethe.

Vorwort.

ii531

> Wer den Philosophenmantel anlegt, hat zur Fahne der Wahrheit geschworen, und nun ist, wo es ihren Dienst gilt, jede andere Rücksicht, auf was immer es auch sei, schmählicher Verrath.
>
> Schopenhauer.

Indem ich mich der mühsamen Arbeit unterziehe, den Hartmann'schen Pantheismus gründlich und erschöpfend zu kritisiren, leitet mich der Gedanke, daß ich nicht nur gegen das philosophische System dieses Herrn, sondern auch zugleich gegen verschiedene verderblichen Strömungen auf dem Gebiete der modernen Naturwissenschaften kämpfe, welche Strömungen, wenn sie nicht zum Stillstand gebracht werden, den Geist einer ganzen Generation verdunkeln und desorganisiren können. Gegen Herrn von Hartmann allein würde ich nicht aufgetreten sein. Ihn und sein System auf die Seite zu drängen, hätte ich getrost der Kraft des gesunden Menschenverstandes überlassen können, denn Goethe sagt sehr richtig:

Das Unvernünft'ge zu verbreiten
Bemüht man sich nach allen Seiten;
Es täuschet eine kleine Frist,
Man sieht doch bald, wie schlecht es ist.

Der Pantheismus der alten Brahmanen war nothwendig für die Entwicklung des Menschengeschlechts und kein Vernünftiger möchte ihn in der Geschichte vermissen; ebenso fiel es mir nicht schwer, mich vom geschichtsphilosophischen Standpunkte aus mit dem Pantheismus des Mittelalters (christliche Mystiker, Scotus Erigena, Giordano Bruno, Vanini, Spinoza) zu versöhnen; der Pantheismus des Herrn von Hartmann aber steht in unserer Zeit |
ii532 da, wie ein Kinderschuh in der Garderobe eines Mannes, d.h. in romantischer Weise, wie David Strauß außerordentlich treffend die Verquickung des Alten mit dem Neuen nennt:

> Wir kennen diese Verquickung des Alten und Neuen zum Behuf der Wiederherstellung oder besseren Conservirung, vorzugsweise auf religiösem, doch auch auf anderen Gebieten, aus unserer nächsten Nähe gar wohl, und sind gewohnt, sie Romantik zu nennen. So hat man romantische Dichter jüngst diejenigen genannt, welche die verblichene Märchenwelt des mittelalterlichen Glaubens als tiefste Weisheit poetisch zu erneuern strebten; philosophische Romantiker sind uns jene, welche der kritisch entleerten Philosophie den Inhalt, den sie denkend nicht zu produciren wissen, durch phantastisches Einmengen religiösen Stoffes zu verschaffen suchen; der romantische Theolog müht sich, durch philosophische und ästhetische Zuthaten den abgestandenen theologischen Kohl wieder genießbar und verdaulich zu machen; romantische Politiker sehen in der Wiedererweckung des mittelalterlichen Feudal- und Ständewesens das einzige Hülfsmittel für den modernen Staat; ein romantischer Fürst endlich wäre Der, der, wie Julian der Abtrünnige, in den Vorstellungen und Bestrebungen der Romantik aufgenährt, dieselben durch Regierungsmaßregeln in die Wirklichkeit überzusehen den Versuch machte.

Auf Herrn von Hartmann paßt vollständig die obige geistvolle Charakteristik eines philosophischen Romantikers: Er gab »der kritisch entleerten Philosophie den Inhalt, den er denkend nicht zu produciren wußte, durch phantastisches Einmengen religiösen Stoffs.« Aber zugleich stützte er diesen Stoff, bald in feiner, bald in plumper sophistischer Weise, auf die richtigen und falschen Resultate der Schopenhauer'schen Philosophie und der modernen Naturwissenschaften, und brachte dadurch ein System zu Wege, das ich für eminent gemeinschädlich halte, so gemeinschädlich wie reißende Thiere, und das ich deshalb angreifen muß. Es ist mir selbstverständlich nur um die Sache zu thun. Ich kenne Herrn von Hartmann nicht und er mich nicht; auch hat er von mir noch Nichts gelesen, Nichts von mir beurtheilt, und kann deshalb zwischen uns Beiden keine persönliche Rancüne bestehen; denn während ich Dieses schreibe, befindet sich mein Hauptwerk: »Die Philosophie der Erlösung«, noch unter der Presse.

ii533 Meine Stellung zu Schopenhauer und die dadurch bedingte zu Herrn von Hartmann ergeben sich klar und hell aus folgender Stelle eines Briefes, welchen ich mit meinem

Hauptwerk an meinen Verleger sandte:

»Auf philosophischem Gebiete beherrschen zwei Systeme die Geister unserer Zeit: der Materialismus und der Pantheismus.

Der Materialismus ist ein ganz unhaltbares philosophisches System. Er geht von einer realen unterschiedslosen Materie aus, die noch Niemand gesehen hat und auch Niemand je sehen wird. Er wirft, obgleich es noch keinem Menschen gelungen ist, aus Sauerstoff Wasserstoff, aus Chlor Jod u.s.w. zu machen, alle einfachen chemischen Stoffe in einen Topf und nennt diesen Brei: Materie. Dies ist sein erstes, geradezu mit Gewalt hervorgerufenes Grundgebrechen. Da indessen diese erschlichene Einheit, eben als unterschiedslose Einheit, aus sich selbst keinerlei Veränderung bewirken kann, so ist der Materialismus genöthigt, zum zweiten Male die Erfahrung zu überfliegen und Naturkräfte (metaphysische Wesenheiten) zu postuliren, welche dieser unterschiedslosen, qualitätslosen Materie inhäriren und in ihrem Kampfe miteinander die Qualitäten der Dinge hervorbringen sollen. Dies ist sein zweites Grundgebrechen, und sagte ich deshalb in meinem Werke, daß der Materialismus transscendenter dogmatischer Dualismus sei.

Der Pantheismus ist gleichfalls ein ganz unhaltbares System. Nachdem Kant das Ding an sich für vollständig unerkennbar erklärt und alle Hypostasen aus der Scholastischen Philosophie zerstört hatte, bemächtigte sich aller Derjenigen, welche ein metaphysisches Bedürfniß hatten, für dessen Befriedigung gesorgt werden mußte, das Gefühl einer peinigenden Leere, Da es nun nach Kant's entschiedenem und erfolgreichem Auftreten unmöglich war, noch an ein außerweltliches Wesen zu glauben, so kam Spinoza zu hohen Ehren, und man klammerte sich, um nicht allen Halt zu verlieren, an eine einfache Einheit in der Welt. Alle bedeutenden Nachfolger Kant's: Fichte, Schelling, Hegel und Schopenhauer, kreisten um diese innerweltliche mystische Einheit, die man nur verschiedenartig benannte, wie: absolutes Ich, absolutes Subjekt-Objekt, Idee, Wille. Was überhaupt zu einer solchen Einheit |
ii534 führt, ist der nicht abzuleugnende dynamische Zusammenhang der Dinge und ihre einheitliche Bewegung, welche, wie ich vorläufig bemerken will, nicht aus den empirischen Individuen allein zu erklären sind.

Von den Systemen aller Genannten hat sich nur das Schopenhauer'sche erhalten, aus zwei Gründen: erstens wegen seines vollendet klaren Stils, zweitens – so paradox dies auch klingen mag – wegen seines größten Widerspruchs in sich selbst. Schopenhauer schwankt nämlich unaufhörlich zwischen der mystischen, unerkennbaren, unbegreiflichen Einheit in der Welt und den mit ihr unverträglichen realen Individuen. Auf diese Weise üben seine Werke sowohl auf transscendent (metaphysische), als auch auf immanente (empirische) Geister den größten Zauber aus, indem Jeder aus denselben herausliest, was ihm eben behagt.

Hieraus ergiebt sich, daß die Schopenhauer'sche Philosophie nach zwei Richtungen weiterzubilden ist und, da der Widerspruch nicht bestehen bleiben darf, auch weitergebildet werden muß: einmal nach der Seite der All-Einheit in der Welt, dann nach der Seite der realen Individualität.

Die Weiterbildung in der ersten Richtung hat Herr von Hartmann in seiner »Philosophie des Unbewußten« unternommen. Das Goethe'sche Wort:

> Eine eklektische Philosophie kann es nicht geben, wohl aber eklektische Philosophen,

findet auf ihn und sein Werk volle Anwendung, d.h. Herr von Hartmann ist eklektischer Philosoph und seine Philosophie kann, eben weil sie eine eklektische ist, keinen Bestand haben. Dieser talentvolle, aber compilatorische Geist hat mit der größten Gewaltthätigkeit aus den Lehren Hegel's und Schopenhauer's sich so viel herausgenommen als er brauchte, um Schelling's absolute Identität von Willen und Idee, den Pantheismus des Geistes, zu einem neuen System zurechtzustutzen.

Ich kann mich selbstverständlich in einem Briefe nicht darauf einlassen, die Fehler, die schreienden Widersprüche, die handgreiflichen Absurditäten der Hartmann'schen Philosophie zu beleuchten. Ich werde dies später thun, wenn meine Philo|sophie

ii535 erschienen sein wird; denn obgleich es eine sehr unangenehme Arbeit sein wird, so muß sie doch von mir gethan werden, da Derjenige, welcher zur Fahne der Wahrheit geschworen hat, nicht nur verpflichtet ist, die Wahrheit zu verkündigen, sondern auch die Lüge zu bekämpfen, wo immer und in welcher Form auch sie sich zeigen mag. Nur Das will ich hier bemerken, daß in der Hartmann'schen Philosophie der Pantheismus auf die Spitze getrieben worden ist. Der mystischen transscendenten Einheit, die immer das menschliche Herz kalt lassen wird, werden überschwängliche Hymnen gesungen, während das reale Individuum zur todten Marionette, zum völlig bedeutungslosen Werkzeug oder (der flunkernden Sprache des Herrn von Hartmann gemäß) zum »aufgehobenen Moment«, zur »objektiv (göttlich) gesetzten Erscheinung« gemacht wird.

Der Pantheismus ist halbe Wahrheit, denn ihm widerspricht die Thatsache der inneren und äußeren Erfahrung: die reale Individualität, während es unleugbar ist, daß der einheitliche Entwicklungsgang des Weltalls nur aus einer einfachen Einheit abgeleitet werden kann.

Nach der zweiten Richtung nun, nach der Seite des realen Individuums, ist Schopenhauer's Philosophie seither in ganz oberflächlicher und unhaltbarer Weise weitergebildet worden. Mehrere haben es versucht, aber ohne den geringsten Erfolg: sie brachten nur platte Systeme zu Wege. Indessen, selbst wenn sie mit Geist und Geschicklichkeit die unzerstörbaren Rechte des Individuums vertheidigt hätten, so würden sie doch nichts Ersprießliches geleistet haben, da jede Philosophie, welche auf dem Individuum allein aufgebaut ist, nur halbe Wahrheit wie der Pantheismus sein kann, indem, wie schon bemerkt, mit dem Individuum allein die Welt nicht zu erklären ist. Die ganze Wahrheit kann nur in der Aussöhnung des Individuums mit der Einheit liegen. Diese Aussöhnung habe ich in meinem Werke bewerkstelligt und zwar, nach meiner festen Ueberzeugung, endgültig bewerkstelligt.

Alle Philosophen nämlich scheiterten seither daran, daß sie kein reines immanentes und kein reines transscendentes Gebiet zu schaffen wußten. Beide Gebiete wurden beständig |
ii536 vermengt, und es wurde deshalb die Welt (das immanente Gebiet) verworren, unklar, geheimnißvoll.

Ich habe nun zunächst das menschliche Erkenntnißvermögen sorgfältig untersucht und dabei gefunden, daß der wichtige Schnitt durch das Ideale und Reale, welcher der Trennung des immanenten vom transscendenten Gebiete vorhergehen muß, weder von Kant noch von Schopenhauer gemacht worden ist. Beide zogen die ganze Welt auf die ideale Seite und ließen auf der realen ein unerkennbares x stehen. (Ding an sich; ausdehnungsloser, ewiger Wille.)

Ich habe dann gezeigt, daß Raum und Zeit zwar ideal, aber nicht apriorisch, sondern Verbindungen *a posteriori* der Vernunft auf Grund des apriorischen Punkt-Raums und der apriorischen Gegenwart sind; daß mithin Individualität und Entwicklung real, d.h. unabhängig von einem erkennenden Subjekt sind. Die Materie allein trennt das Ideale vom Realen, denn der Grund der Erscheinung ist, wie ich nachgewiesen habe, nur Kraft.

Hierauf und auf sämmtliche anderen Resultate der Analytik des Erkenntnißvermögens gestützt, zeigte ich ferner, daß wir nie an der Hand der Causalität in die Vergangenheit der Dinge gelangen können, was vor mir alle Philosophen versuchten, sondern nur an der Hand der Zeit. Auf diese Weise fand ich ein transscendentes Gebiet, d.h. eine einfache Einheit: vorweltlich und untergegangen. Die einfache Einheit zerfiel in eine Welt der Vielheit, starb also, als diese geboren wurde.

Hierdurch gewann ich zwei Gebiete, welche auf einander folgten, von denen immer das Eine das Andere ausschließt, und welche deshalb, da sie nicht coexistiren, sich nicht wechselseitig verwirren und verdunkeln können. Ich habe mir nicht das vorweltliche transscendente Gebiet erschlichen, sondern ich habe mit logischer Strenge bewiesen, daß vor der Welt eine für uns unerkennbare Einheit existirte.

Nun erst durfte ich die Philosophie auf dem realen Individuum allein errichten; denn

jetzt war zwar das Individuum das einzig Reale in der Welt, aber sämmtliche Individuen umschlang der Ursprung aus einer einfachen Einheit |
ii537 wie mit einem unzerreißbaren Band; oder mit anderen Worten: der dynamische Zusammenhang und die einheitliche Bewegung des Weltalls waren begründet ohne eine einfache Einheit in oder über der Welt und obgleich es nur Individuen in der Welt giebt.

Wie fruchtbar diese Trennung des immanenten vom transscendenten Gebiete sich erweist, werden Sie aus dem Werke selbst ersehen: die schwersten philosophischen Probleme, von denen ich nur das Zusammenbestehen von Freiheit und Nothwendigkeit, das wahre Wesen des Schicksals und die Autonomie des Individuums nennen will, lösen sich leicht und völlig ungezwungen.

Sie werden auch finden, daß die Philosophie der Erlösung nichts Anderes ist, als die Bestätigung des reinen und echten Christenthums: der Religion der Erlösung. Jene begründet den unzerstörbaren Kern dieser auf dem Wissen, und sagte ich deshalb auch in meinem Werke, daß das reine Wissen nicht der Gegensatz, sondern die Metamorphose des Glaubens sei.« – – –

Meine Stellung Schopenhauer gegenüber ist also die, daß ich mich an den individuellen Willen zum Leben hielt, den er in sich gefunden hatte, aber gegen alle Gesetze der Logik zu einer All-Einheit in der Welt machte; und meine Stellung Herrn von Hartmann gegenüber ist die, daß ich die Weiterbildung dieses All-Einen Willens mit aller geistigen Kraft, die mir zu Gebote steht, bekämpfen werde.

Mein Hauptangriff wird sich ferner gegen eine Abänderung richten, welche Herr von Hartmann am genialen System Schopenhauer's machte, wodurch dessen Grundlage zerstört wurde, Schopenhauer sagt sehr richtig:

> Der Grundzug meiner Lehre, welcher sie zu allen je dagewesenen in Gegensatz stellt, ist die gänzliche Sonderung des Willens von der Erkenntniß, welche beide alle mir vorhergegangenen Philosophen als unzertrennlich, ja, den Willen als durch die Erkenntniß, die der Grundstoff unseres geistigen Wesens sei, bedingt und sogar meistens als eine bloße Funktion derselben ansahen.
>
> (W. i. d. N. 19.)

ii538 Herr von Hartmann hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als diese großartige bedeutende Unterscheidung: Das, was der echten Philosophie einen Felsen aus dem Wege geräumt hatte, zu vernichten und den Willen wieder zu einem psychischen Princip zu machen. Warum? Weil Herr von Hartmann ein romantischer Philosoph ist.

Das einzige Bestechende an der Philosophie des Herrn von Hartmann ist das Unbewußte. Aber hat er dasselbe tiefer als Schopenhauer erfaßt? In keiner Weise. Schopenhauer hat das Unbewußte überall, wo es überhaupt vorgefunden wird: im menschlichen Geiste, in den menschlichen Trieben, im thierischen Instinkt, in den Pflanzen, im unorganischen Reich, theils skizzirt, theils unübertrefflich beleuchtet und geschildert. Herr von Hartmann bemächtigte sich der Schopenhauer'schen Gedanken und kleidete sie in neue Gewänder; diese aber sind Producte wie die eines Flickschneiders. Man kann auch sagen: Das, was Schopenhauer in concentrirtester Lösung gab, verwässerte Herr von Hartmann. Der Vernünftige, welcher das Unbewußte kennen lernen will, möge das fade Zuckerwasser des Herrn von Hartmann ruhig stehen lassen und sich an den köstlichen süßen Tropfen des großen Geistes Schopenhauer's erquicken. Er erspart sich dadurch Zeit und hat einen unvergleichlich intensiveren Genuß.

I. Einleitung.

ii539 Sie beginnen, Herr von Hartmann, Ihr Werk: »Die Philosophie des Unbewußten« (Berlin 1871, 3. Aufl.), mit den Worten Kant's:

> Vorstellungen zu haben und sich ihrer doch nicht bewußt zu sein, darin scheint ein Widerspruch zu liegen; denn wie können wir wissen, daß wir sie haben, wenn wir uns ihrer nicht bewußt sind? – Allein wir können uns doch mittelbar bewußt sein, eine Vorstellung zu haben, ob wir gleich unmittelbar uns ihrer nicht bewußt sind.
>
> (Anthropologie. §. 5.)

Kant spricht hier eine Wahrheit aus, welche nicht zu leugnen ist. Sie ist aber nur eine Wahrheit im Zusammenhang mit dem ganzen §. 5 der Anthropologie. Welche Art unbewußter Vorstellungen hatte Kant im Auge?

> Wenn ich weit von mir auf einer Wiese einen Menschen zu sehen mir bewußt bin, ob ich gleich seine Augen, Nase, Mund u.s.w. zu sehen mir nicht bewußt bin, so schließe ich eigentlich nur, daß dies Ding ein Mensch sei; denn wollte ich darum, weil ich mir nicht bewußt bin, diese Theile des Kopfs (und so auch die übrigen Theile dieses Menschen) wahrzunehmen, die Vorstellung derselben in meiner Anschauung gar nicht zu haben behaupten, so würde ich auch nicht sagen können, daß ich einen Menschen sehe; denn aus diesen Theilvorstellungen ist die ganze (des Kopfs oder des Menschen) zusammengesetzt.
>
> (*ib.*)

Kant nennt solche Vorstellungen undeutliche, dunkle und sagt,

> daß die dunklen Vorstellungen im Menschen (und so auch in Thieren) unermeßlich seien, die klaren dagegen nur unendlich wenige Punkte unserer Sinnenanschauung und Empfindung enthalten, die dem Bewußtsein offen liegen.
>
> (*ib.*)

ii540 War es, Herr von Hartmann, philosophische Redlichkeit, diese Ausführungen Kant's nur oberflächlich zu berühren?

Was ist überhaupt eine »unbewußte Vorstellung«? In der philosophischen Kunstsprache stellen die beiden Wörter eine *contradictio in adjecto* dar; das Volk dagegen würde sagen: eine unbewußte Vorstellung ist dasselbe, was silbernes Gold wäre. Mit Einem Wort: wir stehen vor einem Ausdruck, welcher vielleicht der Schlußstein einer Pyramide sein könnte, aber niemals ihre Grundlage sein darf. Doch Sie scheinen sehr beherzt zu sein. Gestützt auf den herausgerissenen obigen Satz Kant's sagen Sie schon auf der vierten Seite Ihres Buchs:

> Ich bezeichne den unbewußten Willen und die unbewußte Vorstellung in Eins gefaßt mit dem Ausdruck: »das Unbewußte«.

War das philosophische Redlichkeit, Herr von Hartmann? Verstehen Sie mich übrigens, ich bitte sehr darum, nicht falsch. Ich unterscheide philosophische Redlichkeit auf das Schärfste von der bürgerlichen Redlichkeit. Ich bin fest davon überzeugt, daß Sie nicht im Stande wären, einen Ihrer Nebenmenschen weder um eine Mark, noch um eine Million Mark zu benachtheiligen. Ich halte Sie für einen Guten und Gerechten im bürgerlichen Verkehr: schon deshalb, weil Sie ein Pessimist sind, d.h. ein Schüler Zoroaster's, der alten Brahmanen, Budha's, Christi, Salomo's, Schopenhauer's, deren Ethik auf dem Pessimismus beruht; aber auf philosophischem Gebiete liegt eine Binde vor Ihren Augen und Sie können nicht das Redliche vom Unredlichen unterscheiden. Zu Ihrer Entschuldigung will ich annehmen, daß ein »unbewußter Wille« (keine »unbewußte Vorstellung«, welche ich unbedingt verwerfen muß) Ihr Verfahren erzeugt hat, obgleich es mir sehr schwer gefallen ist, dies anzunehmen, denn Christus sagte sehr richtig:

> Wenn ich nicht gekommen wäre und hätte es ihnen gesagt, so hätten sie keine Sünde; nun aber können sie nichts vorwenden, ihre Sünde zu entschuldigen.
>
> (Ev. Joh. 15, 22.)

Was aber Christus für die Juden war, das waren Kant und Schopenhauer für Sie, Herr von Hartmann. Sie kennen die Kritik der reinen Vernunft und haben auch Schopenhauer's Ausdruck gewiß mehrmals gelesen, daß es unredlich sei, ein |
ii541 philosophisches System nicht mit der Untersuchung des Erkenntnißvermögens zu

beginnen. Sie waren also aus verehrungswürdigem Munde *gewarnt*; es waren zwei große Männer vor Sie getreten und hatten Ihnen zugerufen: »Beginnst du dein Werk mit der für *real* genommenen Welt, so bist du ein unredlicher Philosoph, den wir *nicht* in unsere redliche Gemeinschaft aufnehmen können und werden.«

Sie können mithin Nichts vorwenden, Ihre Sünde zu entschuldigen.

Trotzdem will ich, wie gesagt, annehmen, Sie hätten »unbewußt« gesündigt. –

Es ist Ihnen bekannt, daß *Herbart*'s Psychologie (seine beste Schrift) in der Hauptsache die Ausführung des von Ihnen citirten Ausspruchs *Kant*'s ist. *Herbart* theilte gleichsam den menschlichen Geist in ein kleines helles Cabinet und einen großen dunklen Vorsaal ein. Das erleuchtete Cabinet ist das Bewußtsein, der dunkle Vorsaal das Bewußtlose. Unsere Vorstellungen, Gedanken etc. fluthen nun beständig aus dem Cabinet in den Vorsaal und aus diesem in das Cabinet. An der *Schwelle* des Bewußtseins herrscht immer Gedränge und Kampf (*Herbart* hat diesen Kampf sehr hübsch geschildert). Sobald eine Vorstellung die Schwelle übertritt und in's Cabinet fliegt, wird sie eine bewußte, im umgekehrten Falle eine dunkle unsichtbare Vorstellung.

Bei diesem Hinweis auf *Herbart* dürfte ich mich schon beruhigen. Ich will es aber nicht, weil durch *Schopenhauer*'s unbewußten *Willen* das Problem ein viel tieferes geworden ist. Es handelt sich beim jetzigen Stande der kritischen Philosophie nicht mehr um Vorstellungen, welche im *Bewußtsein* erzeugt und dann in die geistige Fluthung aufgenommen wurden, wo sie bald oben, bald unten sind, sondern hauptsächlich um solche Producte der Geistesthätigkeit, welche urplötzlich im Lichte des Bewußtseins stehen, ohne daß man weiß, wie sie entstanden sind: sie sind für das Bewußtsein ganz *neue* Vorstellungen, Gedanken, Gefühle.

Ich werde deshalb eine kleine psychologische Excursion mit Ihnen machen, und zwar von der *Mitte* Ihres Buches ausgehend, wo Sie das Erkenntnißvermögen abgehandelt haben, *nachdem* Sie bereits durch eine Fülle bestechender Resultate der Naturwissenschaften Ihre Leser narkotisirt hatten. Auch Das, Herr von Hartmann, |
ii542 war nicht redlich; doch ich bitte auch hier: Zürnen Sie mir nicht, daß ich, erst auf der vierten Seite Ihres Buches stehend, Sie schon *dreier* »unbewußten« Unredlichkeiten habe zeihen müssen. –

Der *Schopenhauer*'schen Lehre gemäß ist der Mensch eine Verbindung eines metaphysischen *unbewußten* Willens mit einem sekundären *bewußten* Intellekt. Ich habe schon in der Einleitung hervorgehoben, daß die Trennung des Geistes, resp. des Bewußtseins vom Willen, dem Primären, dem Urprincip, eine unsterbliche That *Schopenhauer*'s war, die Sie, Herr von Hartmann, ganz gewiß nicht mit Ihren Sophismen und Verworrenheiten wieder aus der Welt schaffen können. Der Wille ist seit *Schopenhauer kein psychisches Princip mehr*, und für jeden Vernünftigen sind die Acten darüber, ob der Wille eine Function des Geistes sei oder nicht, definitiv geschlossen. Sie haben allerdings den Muth gehabt, zu behaupten:

> *Wille* und Vorstellung sind die alleinigen *psychischen* Grundfunctionen,
>
> (3.)

aber Sie haben auch den traurigen Ruhm, auf gleicher Stufe mit Jenen zu stehen, welche *Copernicus* nicht begriffen haben und nach wie vor zuversichtlich glauben, daß sich die Sonne um die Erde drehe. Wie die kritische Philosophie ein für alle Mal die Welt zu einer Erscheinung, die nicht *identisch* mit dem Grund der Erscheinung ist, gemacht hat, so hat auch die von *Schopenhauer* begonnene echte Ding-an-sich-Philosophie den *Willen* zum *alleinigen* Princip der Welt gemacht, und zwar zu einem *nicht*-psychischen. Es wird Ihnen und einer ganzen Legion Gleichgesinnter niemals gelingen, uns, den echten Schülern des großen Meisters, diese glänzende unschätzbare Errungenschaft auf dem Gebiete des Dinges an sich zu entreißen.

Das menschliche Gehirn ist ein *Organ* dieses Willens, welcher im *Blute allein*, in diesem »*ganz besonderen Saft*«, rein objektivirt ist.

Das Blut actuirt das Gehirn und diese Actuirung bringt das Bewußtsein hervor. Das

Bewußtsein ist lediglich eine Erscheinung, welche die Functionen des Gehirns: Vorstellen, Denken und Empfinden begleitet, und zwar findet immer nur eine derselben zu einer bestimmten Zeit im Mittelpunkte des Bewußtseins statt. Das Bewußtsein ist von jeder dieser Thätigkeiten des Gehirns so wenig |
ii543 zu trennen wie der Duft von der wohlriechenden Blume, die Hitze vom Feuer, und Locke hatte vollkommen Recht, als er sagte:

> Vorstellungen haben und sich etwas bewußt sein, ist dasselbe
>
> (*On human Understanding* II. Cap. I. §. 9.)
>
> Zu sagen: der Mensch denkt immer, aber ist sich dessen nicht immer bewußt, heißt ebenso viel als: sein Körper ist ausgedehnt, hat aber keine Theile; denn es ist ebenso unverständlich zu sagen, ein ausgedehnter Körper hat keine Theile, als ein Wesen denkt, ohne es zu wissen, und ohne zu bemerken, daß es denkt. Man kann dann ebenso gut zur Aufrechthaltung solcher Hypothesen sagen, daß ein Mensch immer hungert, aber dies nicht immer empfindet, obgleich der Hunger gerade so in diesem Gefühle besteht, wie das Denken in dem Bewußtsein, daß man denkt;
>
> (*ib.* §. 19.)

welche durchaus richtigen Aussprüche des großen Denkers Sie auf das Oberflächlichste bemäkeln.

Wie lassen Sie nun, Herr von Hartmann, das Bewußtsein entstehen?

Um diese Frage beantworten zu können, muß ich zuvor einige Grundlagen Ihres Systems an das Licht ziehen.

Wie ich schon oben zeigte, unterscheiden Sie zunächst:

1) einen unbewußten Willen;
2) eine unbewußte Vorstellung.

Hierzu treten selbstverständlich

3) ein bewußter Wille (Willkür);
4) eine bewußte Vorstellung.

Zu diesen Principien gesellt sich

5) der menschliche Leib, d. h. die Materie.

Die Materie lösen Sie gleichfalls in unbewußten Willen und unbewußte Vorstellung auf; sie tritt indessen, als Materie, der Psyche gegenüber selbstständig auf.

Für Sie, Herr von Hartmann, hat Kant nicht gelebt, für Sie hat Schopenhauer nicht gelehrt. Sie kühner Romantiker wollen uns auf den unfruchtbaren Boden der vorkantischen reinen rationalen Psychologie zurückversetzen. Wir danken aber für Ihren »abgestandenen Kohl«. (David Strauß.)

Nachdem Sie nun in unglaublicher Verblendung das Meisterstück fertig gebracht hatten, die Materie wieder in einen Gegensatz |
ii544 zum Geist, zur denkenden Substanz, zur Psyche zu setzen, ließen Sie das Bewußtsein auf folgende geistvolle Weise im Menschen entstehen:

> Wir halten »Wille und Vorstellung« als das unbewußter und bewußter Vorstellung Gemeinschaftliche fest, setzen die Form des Unbewußten als das Ursprüngliche, die des Bewußtseins aber als ein Product des unbewußten Geistes und der materiellen Einwirkung auf denselben.
>
> (402.)
>
> Vorhin hatten wir gefunden, daß das Bewußtsein ein Prädicat sein muß, welches der Wille der Vorstellung ertheilt; jetzt können wir auch den Inhalt dieses Prädicates angeben: es ist die Stupefaction des Willens über die von ihm nicht gewollte und doch empfindlich vorhandene Existenz der Vorstellung.
>
> (404.)
>
> Da greift plötzlich die organisirte Materie in diesen Frieden mit sich selber ein und schafft dem erstaunten Individualist eine Vorstellung, die ihm wie vom Himmel fällt, denn er findet in sich keinen Willen zu dieser Vorstellung; zum ersten Male ist ihm »der Inhalt der Anschauung von Außen gegeben«. Die große Revolution ist geschehen, der erste (??) Schritt zur Welterlösung gethan, die Vorstellung ist von dem Willen losgerissen (!!), um ihm in Zukunft als selbstständige Macht (!!) gegenüber zu treten, um ihn sich zu unterwerfen (!!), dessen Sclave sie bisher war. Dieses Stutzen des Willens über die Auflehnung gegen seine bisher anerkannte Herrschaft, dieses Aufsehen, das der Eindringling von Vorstellung im Unbewußten macht,

dies ist das Bewußtsein.

(404. 405.)

Es ist mir von glaubwürdiger Seite versichert worden, daß Sie, wie Schiller seine »Räuber«, Ihre »Philosophie des Unbewußten« als eine schwere Jugendsünde ansähen. Sie würden vielleicht Ihre rechte Hand, ja beide Hände darum geben, wenn Ihr Werk noch nicht erschienen wäre. Selbstverständlich würden Sie, wenn Sie das Werk jetzt erst zu schreiben hätten, Manches verwenden, was sich in Ihrem Buche befindet: obige drei Stellen würden aber ganz bestimmt nicht darin vorkommen.

Ein sehr großes Verdienst Schopenhauer's ist, daß er den Leib identisch mit dem Willen setzte. Der Leib ist nur der in die |
ii545 subjektiven Anschauungsformen eingegangene Wille. Schopenhauer begründete dies jedoch nicht in ausreichender Weise, weil er die Materie nicht durch und durch ideal (im Kopfe des Menschen allein liegend) zu machen verstand. Seine Erklärung: der Körper sei Erscheinung des Willens, ist mithin ein echtes wahres Urtheil ohne Angabe von Gründen. Ich habe in meinem Hauptwerk die reine Idealität der Materie nachgewiesen, und dadurch allererst den Gegensatz zwischen denkender und ausgedehnter Substanz, welcher in der Zeit vor Kant die Philosophen so furchtbar quälte, aufgehoben und vernichtet.

Wenn ich in dieser Hinsicht den von Kant und Schopenhauer eingeschlagenen richtigen Weg verfolgte und vollständig zurücklegte, so mußte ich dagegen den anderen Weg Schopenhauer's, auf welchem er den Intellekt in einen Gegensatz zum Willen brachte, entschieden verwerfen.

Ich habe bewiesen, daß der Intellekt nie in ein antagonistisches Verhältniß zum individuellen Willen treten kann, welcher der Herr, der Fürst und das Einzige Princip in der Welt ist. Der Intellekt ist Function eines aus dem Willen herausgetretenen Organs, wie die Verdauung Function eines aus dem Willen herausgetretenen Organs ist. Wie der Magen dem Willen nicht feindlich gegenüber treten kann, so kann auch das Gehirn nicht gegen den Willen rebelliren. Hadert der Wille mit dem Intellekt, macht der Intellekt dem Willen Vorwürfe u.s.w., so ist es immer der Wille, der in einem seiner Organe mit sich selbst hadert, sich selbst Vorwürfe macht.

Sie hingegen wanderten getrost auf dem falschen Wege Schopenhauer's fort, weil Sie, als Romantiker, eine *sympathie de cœur* mit allem Metaphysischen, Hyperphysischen, Transscendenten, Uebersinnlichen und Unsinnigen, also auch mit den Fehlern Schopenhauer's haben, während nur eine *sympathie d'épiderme* zwischen dem Immanenten, Rationalen und Natürlichen, also auch den Errungenschaften der Schopenhauer'schen Philosophie und Ihnen besteht. Auf diese Weise sind Sie glücklich auf falscher Bahn an den Abgrund gekommen, sind hineingefallen und Ihr Talent hat die Wirbelsäule gebrochen. Sie sind ein geistiger Invalide geworden. Glauben Sie nicht, daß ich Schadenfreude empfinde. Dieses teuflische Gefühl ist mir überhaupt fremd. Ich sage dies vielmehr |
ii546 mit Wehmuth; denn die Natur hatte Ihnen ein gutes Pfund in die Wiege gelegt, womit Sie Bedeutendes hätten leisten können. Sie sind aber an dem Uebermuth der Jugend zu Grunde gegangen.

Und jetzt will ich Ihnen specieller erklären, wie das Bewußtsein entsteht und will Ihnen zeigen, was unter unbewußter Vorstellung zu verstehen ist und zwar in einer Weise, die ein Kind begreifen kann.

Der menschliche individuelle Wille zum Leben (also nicht die Willkür), der Dämon oder, objektiv ausgedrückt: das Blut, ist unbewußt. Der Geist, die Psyche oder, objektiv ausgedrückt: das Gehirn, ist bewußt. Das Gehirn ist wie der Magen, die Genitalien, die Hände, die Füße u.s.w. Organ dieses unbewußten Dämons. Wie nun der Magensaft eine ganz specifische Beschaffenheit hat, wie das Ergreifen eines Gegenstandes mit der Hand eine ganz bestimmte specifische Art hat, welche Art und Weise vom Ergreifen so wenig zu trennen ist wie die Härte vom Granit, so ist das Bewußtsein auf das Innigste mit den Thätigkeiten des Gehirns verbunden, die wir Denken, Fühlen und Vorstellen nennen.

Das Bewußtsein entsteht, zugleich mit dem Denken, Vorstellen, Fühlen, durch den Contact des Blutes mit dem Gehirn, wie das Verdauen mit der Absonderung des Magensaftes durch den Contact des Blutes mit dem Magen entsteht.

Das Gehirn wird durch das Blut actuirt und mit der Berührung zugleich ist das Bewußtsein gegeben.

Wie der Funke entsteht, wenn man den Stahl auf den Feuerstein schlägt, so entsteht das Bewußtsein, wenn der Dämon den Geist actuirt. Und tritt das Blut mehr oder weniger zurück, d. h. läßt seine Energie nach, so wird auch das Bewußtsein matter, lichtärmer.

Nicht gegen einen Eindringling, wie Sie sagen, gegen die *Materie* lehnt sich das Unbewußte auf, sondern der Dämon *will* erkennen, denken, vorstellen, fühlen, und deshalb hat er seinen »eingeborenen Sohn gesandt«, den Geist, deshalb denkt, stellt vor, fühlt *er* in seinem Organ. Von einem Antagonismus, von einem Kampfe, von einer Befreiung des Intellekts vom Willen, von einem Intellekt als einer selbstständigen Macht kann nur im Tollhaus gesprochen werden, nicht unter vernünftigen Leuten.

ii547 Die Function des Gehirns ist nun keine einheitliche, sondern eine mannigfache. Der Geist denkt, schaut an, fühlt, und zwar ruht das Gehirn als solches *nie*: auch im Schlafe, in Ohnmachten und Betäubungen ist es thätig. *Aber der Mittelpunkt des Bewußtseins ist immer nur Einer*, und der Mensch kann sich immer nur Dessen *klar* bewußt sein, was im Lichte dieses Einen Mittelpunkts steht.

Dieses Verhältniß muß ich jetzt noch schärfer bestimmen.

Das Bewußtsein schlechthin entsteht also durch die Berührung des Blutes mit dem Gehirn. Wir dürfen es uns aber nicht unter dem Bilde eines Punktes vorstellen, sondern müssen es uns von einer gewissen Ausdehnung denken, und zwar vergleicht man es am besten mit der Retina. Wie die Retina, als ausgedehntes Organ, einen ganzen vor mir stehenden Baum z. B. sieht, aber doch nur denjenigen *Theil* des Baumes *deutlich* sieht, welcher ihr *Centrum* trifft, so kann ich zu *gleicher* Zeit vorstellen, denken und fühlen, aber in einem gegebenen Augenblick nur *eine* dieser drei Functionen *deutlich* ausüben. Setzen wir den Fall: Sie blickten auf die Straße, stächen sich gleichzeitig mit einer Nadel in die Hand und dächten auch gleichzeitig an einen Freund. Die Menschen, Häuser, Pferde u.s.w., die Sie *sehen*, der Schmerz, den Sie *fühlen* und Das, was Sie *denken*, sind Producte dreier grundverschiedenen Functionen des Gehirns und Sie haben dieselben *gleichzeitig* im Bewußtsein. Haben Sie aber *alle* diese Producte im *deutlichen* Bewußtsein? In keiner Weise. Wenn Sie einen Versuch machen, so werden Sie finden, daß Ihr Geist diese Producte gleichsam immer durch den Mittelpunkt des Bewußtseins jägt und sich nur Dessen deutlich bewußt ist, was gerade im hellen Mittelpunkt steht.

Dieser Sachverhalt zeigt sich ganz rein, wenn ein Gedanke oder ein Gefühl oder eine Vorstellung sehr mächtig ist: dann *bleibt* ein Gefühl z. B. in diesem Punkte *stehen*, und wir können weder deutlich denken, noch deutlich vorstellen.

Dieser Mittelpunkt des Bewußtseins ist nun das *Ich*, welches im Thiere *gefühltes* Ich, im Menschen *gedachtes* Ich oder *Selbstbewußtsein* ist. Seine Form ist die Gegenwart, eine *apriorische* Form. Das Selbstbewußtsein steht und fällt mit dem *Denken*, das Selbstgefühl des Thieres mit dem *Fühlen* |
ii548 und das Ich ist in diesen Functionen immer nothwendig enthalten, wenn auch zuweilen verhüllt. Deshalb sind auch Fühlen und Denken *unmittelbar* mit dem Bewußtsein gegeben, während dies mit dem Vorstellen nicht der Fall ist. Die Vorstellung an sich ist ein unbewußtes Werk des Geistes und wird uns nur *mittelbar* bewußt, nämlich wenn wir sie mit dem Ich verknüpfen. Da wir aber nur in dieser Verknüpfung überhaupt Das thun, was wir *Vorstellen* nennen, so stehen die drei Functionen des Geistes dennoch auf gleicher Stufe.

Von dem oben erörterten klaren Vorstellen etc. und unklaren Vorstellen etc. ist nun die *unbewußte* Function unseres Geistes grundverschieden.

Sind wir z. B. in der tiefsten ästhetischen Contemplation begriffen, so erfüllt in diesem Augenblick *nur* das angeschaute Bild, die Statue, die Landschaft o. A. m. den Punkt des Bewußtseins. Die *anderen* Thätigkeiten unseres Geistes, welche wir im Lichte des

Bewußtseins Denken und Fühlen nennen, ruhen inzwischen nicht, aber wir dürfen sie nicht unbewußtes Denken und Fühlen nennen, denn Denken, Fühlen und Vorstellen sind untrennbar mit dem Bewußtsein verbunden, wie die Hitze mit dem Feuer. Was diese Functionen an sich, unabhängig vom Bewußtsein sind, Das lasse ich jetzt noch unerörtert. Ich stelle nur fest, daß es sich nicht um eine elende Wortklauberei, nicht um Auseinanderhaltung gleicher Begriffe handelt. Das Problem ist genau dasselbe, wie der Unterschied zwischen Objekt und Ding an sich, Erscheinung und Grund der Erscheinung: beide Probleme decken sich. Ich constatire einstweilen lediglich, daß es nur ein bewußtes Denken, Empfinden und Vorstellen giebt, daß aber auch der Geist ohne Bewußtsein functionirt.

Erwachen wir nun, hört die Contemplation durch irgend eine Störung auf, so können auf einmal Gedanken den Punkt des Bewußtseins erfüllen, welche wir noch nie hatten, d. h. das Product einer unbewußten Function des Gehirns wird uns plötzlich bewußt, weil ja unsere Denkkraft inzwischen nicht gefeiert hat, sondern vom Blute nach wie vor actuirt worden war; aber ihre Producte konnten nicht auf den Punkt des Bewußtseins gerückt werden, wo sie Gedanken geworden wären, weil der Punkt von einer mäch|tigeren
ii549 Vorstellung occupirt war. Ebenso wohl hätten auch uralte Gedanken unser Bewußtsein erfüllen können.

Schon Schopenhauer vermengte die unbewußten Functionen des Gehirns mit den bewußten Functionen (Denken, Fühlen, Vorstellen) und die unbewußten Producte mit den bewußten Producten (Gedanken, Gefühle, Vorstellungen), was auf's Strengste auseinander gehalten werden muß, soll nicht eine heillose Confusion entstehen, wie Ihre ganze Philosophie schlagend beweist. Schopenhauer sagt:

> Vergleichen wir unser Bewußtsein mit einem Wasser von einiger Tiefe, so sind die deutlich bewußten Gedanken bloß die Oberfläche: die Masse hingegen ist das Undeutliche, die Gefühle, die Nachempfindung der Anschauungen und des Erfahrenen überhaupt, versetzt mit der eigenen Stimmung unseres Willens, welcher der Kern unseres Wesens ist. Selten liegt der ganze Proceß unseres Denkens und Beschließens auf der Oberfläche, d. h. besteht in einer Verkettung deutlich gedachter Urtheile; obwohl wir dies anstreben, um uns und Anderen Rechenschaft geben zu können: gewöhnlich aber geschieht in der dunklen Tiefe die Rumination des von außen erhaltenen Stoffes, durch welche er zu Gedanken (?) umgearbeitet wird; und sie geht beinahe so unbewußt vor sich, wie die Umwandlung der Nahrung in die Säfte und Substanz des Leibes.
>
> (W. a. W. u. V, II. 148.)

Im Schlafe, in Ohnmachten, im Rausche, in der Narkose, in der Verzückung ist das Bewußtsein immer vorhanden, weil das Blut ja nur im Tode des Individuums das Gehirn verlassen kann. Das Blut actuirt das Gehirn so lange als der Mensch überhaupt lebt, aber in der Art und Weise der Actuirung sind Unterschiede und das Bewußtsein hat mithin Grade.

In allen angeführten Zuständen des Menschen ist die Sinnesthätigkeit entweder vollständig oder sehr erheblich gelähmt. Die Außenwelt occupirt mithin den Punkt des Bewußtseins nicht, und nun spiegelt sich entweder im Selbstbewußtsein mit außerordentlicher Klarheit und Schärfe der innere Zustand (dies ist namentlich in der Narkose der Fall) oder es erfüllen ihn wandernde Traumgestalten. Der Mensch träumt immer im Schlafe, weil kein Organ des Leibes überhaupt absolut unthätig sein kann (die äußere Bewegung, die Ortsveränderung ist durchaus nebensächlich; wenn auch |
ii550 z. B. die Arme im Schlafe bewegungslos sind, so sind sie doch nicht innerlich bewegungslos). Das Bewußtsein kann im Leben nie, nur im Tode kann es erlöschen. Aber wir sind uns im wachen Zustande nur selten der Thätigkeit des Gehirns im betäubten Zustande bewußt. Daß wir auch im betäubten Zustande Bewußtsein haben, geht schon daraus hervor, daß wir uns vieler Träume erinnern. Könnten wir uns derselben erinnern, wenn wir uns ihrer während ihres Verlaufes nicht bewußt gewesen wären?

Sie sehen, Herr von Hartmann, der Dämon ist und bleibt immer Herr und Fürst, gegen welchen eine Rebellion der Organe gar nicht stattfinden kann. In Krämpfen und in Krankheiten will der Dämon nur sein Recht im eigenen Hause gegen fremde Störungen geltend machen: in seinem Staate giebt es nur absolut gehorsame Sclaven, in denen der

Gedanke an Auflehnung eine bare Unmöglichkeit ist.

Es giebt mithin im Menschen:

1) unbewußte Functionen des Gehirns, welche man nicht unbewußtes Denken, unbewußtes Fühlen, unbewußtes Vorstellen nennen darf;
2) unbewußte Producte dieser Thätigkeiten, welche man nicht unbewußte Gedanken, unbewußte Gefühle, unbewußte Vorstellungen nennen darf;
3) bewußte Functionen des Gehirns, schlechtweg: Vorstellen, Fühlen, Denken genannt;
4) bewußte Producte dieser bewußten Functionen, schlechtweg: Vorstellungen, Gefühle, Gedanken genannt.

Ferner: die bewußten Functionen und ihre Producte stehen und fallen mit dem Gehirn, weil nur mit diesem das Bewußtsein untrennbar verbunden ist. Aber auch die unbewußten Geistesthätigkeiten und ihre Producte stehen und fallen mit dem Gehirn. Nimmt man an, wie Sie es auf die unbesonnenste und verwegenste Weise gethan haben, daß die Ganglien, die Pflanzen, ja selbst die unorganischen Körper Vorstellungen haben, so darf man auch lehren: die Ganglien, die Hände, das Gehirn, die Augen u.s.w. verdauen. Nur das Gehirn zeigte Ihnen die Thätigkeit des Vorstellens , wie Ihnen nur der Magen das Verdauen zeigte. Sie generalisirten aber die Thätigkeit eines einzigen Organs, d.h. Sie lösten das Vorstellen vom Gehirn |
ii551 ab und übertrugen es nicht nur auf alle Organe des Leibes, sondern auch auf die ganze Natur, auch auf Bäume und Backsteine. Ein solches Verfahren brauche ich gewiß nicht zu charakterisiren: es richtet sich selbst.

Das Bewußtsein – ich wiederhole es – ist der Funke im Contact des Dämons mit dem Geiste, des Blutes mit dem Gehirn, des Herzens mit dem Kopfe, wie schon Budha richtig lehrte. Er sagte:

> Das Herz ist der Sitz des Gedankens. Man kann sagen: das Herz fühlt den Gedanken, trägt ihn, stützt ihn, oder auch: es wirft ihn aus, schleudert ihn in die Höhe. Das Herz ist die Ursache von *mano-winyána*, d.h. des Bewußtseins.
>
> (*Spence Hardy, Manual of Budhism*, 402.)

Also vor 2500 Jahren wurde schon gelehrt, was Sie erst jetzt durch mich erfahren. Aber Budha war auch Budha und Sie sind – Herr von Hartmann.

Sie haben das von Schopenhauer zum ersten Mal im Occident ernstlich und wissenschaftlich näher betrachtete Unbewußte nicht nur nicht besser erkannt, als der unsterbliche geniale Meister, sondern haben es zu Etwas gemacht, worunter die Wahrheit nie ihr Siegel drücken wird. Sie haben Das, was Schopenhauer darüber gesagt hat, verwässert und dann den trüben Schaum Ihrer Gedankenlosigkeit darauf geschüttet. Ich will nun, ehe ich diesen trüben Schaum genau untersuche, angeben, in welcher Weise ich das Unbewußte, das Schopenhauer seinen Nachfolgern vermachte, weiter ergründet habe.

Ich habe nachgewiesen, daß dem individuellen Willen, dem Einzigen Princip in der Welt, nicht das Bewußtsein, sondern die Bewegung allein wesentlich ist. Sie ist sein einziges echtes Prädicat. Die erste blinde bewußtlose Bewegung, welche das Individuum hatte, erhielt es im Zerfall einer unergründlichen, vorweltlichen, einfachen Einheit. In seiner Bewegung lag Trieb zum Ziele und Ziel untrennbar verbunden. Von einer Vorstellung des Zieles in den ersten Individuen der Welt kann gar keine Rede sein. Ihr erster Impuls war Alles. Dieser Impuls lebt jetzt noch (jedoch modificirt durch Alles, was inzwischen: vom Anfang der Welt bis zu diesem Augenblick, auf das Individuum eingeflossen ist) im unbewußten Dämon jedes |
ii552 Menschen. Deshalb die Unfehlbarkeit, deshalb die Sicherheit des reinen Dämons, resp. des reinen Instinkts im Thiere, des Pflanzentriebs und des Triebs nach einem idealen Mittelpunkt oder nach allen Seiten im unorganischen Reiche, Mit diesem unfehlbaren blinden Trieb wirkt das Bewußtsein im Menschen zusammen. Der Dämon hat sich überhaupt nur ein Gehirn, ein denkendes, fühlendes, anschauendes Organ, welchem das Bewußtsein eigenthümlich ist, geschaffen, hat es aus sich heraus geboren, weil er eine raschere, bessere Bewegung zum Ziele, das in ihm ohne Vorstellung liegt, haben wollte. Die menschliche Bewegung ist immer und immer, im Einzelnen betrachtet, wie als Lebenslauf aufgefaßt, eine resultirende

und immer die *beste* sowohl für das Individuum, als für das Weltall, ob auch ein Mensch wegen einer seiner Handlungen in's Zuchthaus wandern müsse. Es findet *nie*, Herr von Hartmann – ich bitte Sie, dies wohl zu merken – *nie* zwischen Geist und Willen ein Antagonismus, sondern immer nur *Cooperation* statt, wenn auch oft einem menschlichen Willensact ein Conflict der *Motive* im Geiste vorhergeht.

Diesen Dämon habe ich dann schließlich in der Metaphysik als *Willen zum Tode* enthüllt. *Wille zum Tode* ist im Lichte des Bewußtseins *das Wesen des Unbewußten* und zwar des *individuellen* Unbewußten, nicht Ihres erträumten, erfaselten *All-Einen Unbewußten*. Der unbewußte individuelle Dämon und der bewußte Geist *streben* nach dem absoluten Tode, sie cooperiren in diesem Streben, unterstützen sich, helfen sich und werden auch in jedem Menschen, über kurz oder lang, ihr *Ziel* erreichen. Ich erklärte ferner, warum der Mensch auf der Oberfläche Wille zum *Leben* sei, indem ich zeigte, daß der Wille das Leben als *Mittel* zum Tode will (allmälige Schwächung der Kraft).

Das ist das echte Unbewußte, das ist die echte Harmonie im Weltall, trotz des Kampflärms, des Gejammers und Gewimmers, trotz der Conflicte in einer und derselben Brust, trotz des Lebenshungers und Lebensdurstes, woraus der Kampf um's Dasein entspringt. In der Welt giebt es *nur Individuen*. Diese umschlingt aber der *Ursprung* aus einer *einfachen Einheit* wie ein Band (dynamischer Zusammenhang der Dinge). Diese Einheit *wollte* das Nichtsein und deshalb conspirirt Alles *in* der Welt |
ii553 und im Individuum nach dem Nichtsein. In der Welt herrscht Antagonismus des *allgemeinen* Zieles wegen, weil das Ziel nur durch Kampf, Schwächung der Kraft und Aufreibung zu erlangen ist; *im* Individuum dagegen herrscht kein Antagonismus, sondern harmonische Cooperation.

Und jetzt, nach dieser nothwendig gewesenen Vorerörterung, will ich Ihnen zeigen, Herr von Hartmann, wie dunkel und unvernünftig gewählt die Wege waren, die Sie wandeln mußten, damit Sie und die von Ihnen Verführten die *beste* Bewegung mit Absicht auf das einzelne Individuum, wie mit Absicht auf das Weltganze, erlangen konnten.

Da mir die Eintheilung der Wissenschaften in Psychologie, Physik im weitesten Sinne (welche auch die Aesthetik, Ethik und Politik in sich schließt) und Metaphysik am geläufigsten ist, so erlaube ich mir, Ihren »unbewußten« Gedankenschaum von dem Gesichtspunkte dieser Disciplinen aus und in angegebener Reihenfolge zu beurtheilen.

II. Psychologie.

ii553u

Zwei Ihrer Heldenthaten auf psychologischem Gebiete habe ich bereits beleuchtet: Sie machten den Willen wieder zu einem psychischen Princip und erklärten das Bewußtsein

> für das Stutzen des Willens über die Auflehnung gegen seine bisher anerkannte Herrschaft, für das Aufsehen, das der Eindringling von Vorstellung im Unbewußten macht.
>
> (405.)

Dieser unsterblichen Erklärung setzten Sie die Krone mit der Bemerkung auf:

> Das Bewußtsein als solches ist mithin, seinem Begriffe nach, frei von der bewußten Beziehung auf das Subjekt, indem es an und für sich nur auf das Objekt geht, und wird nur dadurch Selbstbewußtsein, daß ihm zufällig die Vorstellung des Subjekts zum Objekt wird.
>
> (400.)

Auch diese Stelle, Herr von Hartmann, rechne ich zu denjenigen, welche Sie tief, tief bereuen. Es kann auch nicht anders |
ii554 sein. Hätte ich diese Stelle, wie überhaupt Ihre Philosophie des Unbewußten geschrieben, so würde ich über's Meer eilen und mich selbst im menschenleersten Urwald Brasiliens schämen.

Haben Sie denn nicht, einen ganz kurzen Augenblick lang, an einen Menschen gedacht, dessen sämmtliche Sinne todt sind, der also gar keine lebenswarmen Vorstellungen mehr haben könnte, und der dennoch seine inneren und körperlichen Zustände spiegeln, d. h. Selbstbewußtsein haben würde? Er würde Lust und Unlust (Zustände des Dämons), Schmerz und Wollust (Zustände der Organe) empfinden und sich derselben vollständig bewußt sein. Ist denn das Innere des Menschen Objekt für ihn? Im Selbstbewußtsein fällt ja eben Subjekt und Objekt zusammen, und wir erfassen uns unmittelbar im Gefühl; nur im abstrakten Denken wird uns dieses Gefühl gegenständlich, d. h. objektiv.

Herr von Hartmann! Ich hoffe, daß ich mit philosophischer Ruhe diese Kritik beendigen kann. Ich hoffe es. Mit Bestimmtheit kann ich es nicht sagen, und deshalb bitte ich Sie schon hier, mir nicht übel zu nehmen, wenn ich manchmal die Geduld verliere, ja zornig werden sollte.

Wie lassen Sie nun zunächst die Außenwelt in einem erkennenden Subjekt entstehen?

In Ihrer Schrift: »Das Ding an sich«, auf deren Titelblatt ich, als ich sie gelesen hatte, das Goethe'sche Wort:

> »Das Knabenvolk ist Herr der Bahn«

setzte, kommen Sie zu einer transscendenten Causalität, welche identisch sein soll mit der apriorischen Kategorie der Causalität (Seite 77). Sie sagen:

> Das Bewußtsein denkt in seiner subjektiven Kategorie der Ursache dasjenige discursiv nach, was in dem unbewußten ideal-realen Causalprozeß intuitiv vorgedacht ist.
>
> (76.)

In Folge dieser Identificirung behaupten Sie mit anderen Worten: Ohne Subjekt würden die Dinge dieser Welt doch in einem realen Causalnexus stehen.

Auch hier, Herr von Hartmann – das werden Sie gleich sehen, wenn Sie es nicht schon »bewußt« oder »unbewußt« wissen sollten – hier, beim ersten Schritt in die Philosophie, reden Sie, als ob Kant und Schopenhauer noch nicht auf der Welt gewesen |
ii555 wären oder besser: Sie glauben mit einem Hauch aus Ihrem »göttlichen« Munde die wie mit Felsen aufgebauten Gedankensysteme unserer philosophischen Heroen, als seien es Kartenhäuser, umblasen zu können. Es wird Ihnen aber nicht gelingen.

Das apriorische Gesetz der Causalität, d. h. der Uebergang von der Wirkung im Sinnesorgan auf ihre Ursache, ist, wie Schopenhauer mit höchster menschlicher Besonnenheit gefunden hat, die ausschließliche Function des Verstandes.

Als bahnbrechendes Genie durfte er, im Erstaunen über seine herrliche That, die Besonnenheit wieder verlieren. Die Besonnenheit durfte im Jubel über eine wahrhaft große Errungenschaft untergehen, denn Schopenhauer war ein Mensch, kein Gott. So blieb er denn hier stehen; ja, er erklärte: die Ursache der Veränderung im Sinnesorgan sei, wie diese selbst, subjektiv. (Bekanntlich hat er diese absichtliche (?) Vermengung von Wirksamkeit und Ursache später widerrufen.)

Kant hatte die Causalität, d.h. das Verhältniß der Ursache und Wirkung, in welchem alle Objekte, alle Erscheinungen immer in Paaren zu einander stehen – (unterscheiden Sie, bitte, diese Causalität vom Schopenhauer'schen Causalitätsgesetz) – für eine apriorische Kategorie oder Denkform erklärt, und hinzugefügt, daß von dieser idealen Affinität der Erscheinungen die empirische eine bloße Folge sei oder mit anderen Worten: Nimmt man den idealen Causalnexus fort, so stehen die Dinge an sich in gar keiner Affinität zu einander.

Beiden großen Denkern ist also gemeinsam:

1) daß ohne Subjekt von Causalität gar nicht gesprochen werden dürfe, daß ohne Subjekt ein Causalnexus gar nicht existire, daß Ursache und Wirkung Worte sind, welche mit dem Subjekt stehen und fallen;
2) daß die Causalität nicht zum Ding an sich führen könne.

Wie Ihnen bekannt ist, hat Kant sich trotzdem mit der idealen Causalität das Ding an sich erschlossen; wie Ihnen aber gleichfalls bekannt ist, muß man sein Verfahren verurtheilen, und deshalb bleibt es bei Dem, was ich unter 2 gesagt habe.

In Betreff nun der Sätze unter 1, so werden sie niemals umgestoßen werden können; es steht felsenfest, daß mit dem Subjekt die Worte Ursache und Wirkung stehen und fallen. Nur |
ii556 für ein erkennendes Subjekt giebt es einen Causalnexus: unabhängig vom Subjekt ist keine Veränderung in einem Ding an sich die Wirkung einer Ursache.

Ich habe indessen nachgewiesen, daß eben das Schopenhauer'sche apriorische Gesetz der Causalität Anweisung auf eine vom Subjekt unabhängige Kraft giebt, auf eine Wirksamkeit des Dinges an sich, welche auf realem, d.h. vom Subjekt unabhängigen Gebiete lediglich Kraft oder Wirksamkeit, nicht Ursache ist.

Es wird Ihnen klar sein, daß es sich auch hier nicht um eine erbärmliche Wortklauberei oder um die Bezeichnung einer und derselben Sache mit zwei verschiedenen Wörtern, sondern um eine durchaus nothwendige Auseinanderhaltung zweier grundverschiedenen Begriffe in der Philosophie handelt, welche, wenn mit einander vermengt, den Weg zur Wahrheit immer versperren.

Es giebt auf realem Gebiete zunächst ein Verhältniß zwischen zwei Dingen an sich, d.h. die Kraft des einen bringt in der Kraft des anderen eine Veränderung hervor; ferner stehen sämmtliche Dinge der Welt in einer realen Affinität. Das erstere Verhältniß ist aber nicht das Verhältniß der Ursache zur Wirkung und die letztere ist kein Causalnexus. Die reale Affinität ist der dynamische Zusammenhang der Welt, der auch ohne ein erkennendes Subjekt vorhanden wäre, und das reale Verhältniß, in dem zwei Dinge an sich stehen, ist das reale Erfolgen, das gleichfalls ohne ein erkennendes Subjekt vorhanden wäre. Erst wenn das Subjekt an beide Zusammenhänge herantritt, bringt es das reale Erfolgen in das ideale Verhältniß der Ursache zur Wirkung und hängt alle Erscheinungen in einen Causalnexus oder besser: es erkennt mit Hülfe der idealen Causalität ein reales Erfolgen und mit Hülfe der idealen Gemeinschaft (Wechselwirkung) den realen dynamischen Zusammenhang der Dinge.

Es giebt also, Herr von Hartmann, ganz gewiß keine transscendente Causalität, sondern nur eine ideale, im Kopf des Subjekts.

Dem idealen Causalnexus steht vollkommen unabhängig auf realem Gebiete nicht ein »realer Causalproceß« gegenüber, wie Sie sich trotz Kant und Schopenhauer zu sagen erdreisteten, sondern eine verhakte Wirksamkeit der Dinge an sich, welche |
ii557 wir mit Hülfe der rein idealen Causalität und der rein idealen Gemeinschaft buchstabiren und erkennen.

Ich habe ferner in meiner Psychologie (Analytik des Erkenntnißvermögens) gezeigt, daß nur das Schopenhauer'sche Gesetz der Causalität apriorisch ist. Die Kant'schen Kategorien der Relation: Causalität und Wechselwirkung, sind Verbindungen *a posteriori* der Vernunft auf Grund dieses apriorischen Gesetzes. Sie sind mithin keine Urbegriffe, Begriffe *a priori*, Kategorien, wie Kant lehrte, aber sie sind, wie er sehr richtig für alle Zeiten

feststellte: rein subjektiv, rein ideal, sind nur in unserem Kopfe, sind Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung überhaupt und haben nur einen Sinn und eine Bedeutung in ihrer Anwendung auf Erfahrung. An und für sich, ohne den Stoff von außen, sind sie todt und gar Nichts.

Sie aber kommen mit eiserner Stirne in die Welt und sagen barsch: »Kant ist ein einfältiger Träumer gewesen. Es giebt auch ohne ein erkennendes Subjekt Ursache und Wirkung in der Welt.« Ferner haben Sie die Verwegenheit zu sagen: »es giebt keine Wechselwirkung.« Und warum sagen Sie Das? Weil Schopenhauer auf Grund eines Mißverständnisses (wie ich zu seiner Ehre annehme) es gesagt hat. Ich behaupte zuversichtlich, daß das Verhältniß, das Kant mit der Kategorie der Wechselwirkung oder Gemeinschaft, also mit der dritten Analogie der Erfahrung, bezeichnen wollte, die kostbarste Perle seiner transscendentalen Analytik ist. Sie aber erklären die Gemeinschaft für

»eine in sich verfehlte Conception.« (D. a. s. 81.)

Sie geistiger Riese, vor dem sich sogar der große Königsberger beugen muß!

Von den Kant'schen Kategorien lassen Sie, überaus gnädig und herablassend, nur folgende bestehen:

der Quantität	Qualität	Relation	Modalität
Einheit	Realität	Subsistenz	Dasein
Vielheit		Causalität	Nothwendigkeit

d. h. Sie philosophirten wieder, als ob Schopenhauer, dessen Fehler und Irrthümer Sie sich doch mit so viel Geschick angeeignet haben, gar nicht gelebt hätte.

Wie man, nachdem Schopenhauer's fehlerhafte, aber immerhin brillante, großartige Kritik der Kant'schen Philosophie er|schienen
ii558 ist, noch im Ernste von Begriffen *a priori* sprechen kann, ist mir unbegreiflich. Es ist wirklich zu traurig, zu sehen, wie langsam die Wahrheit vorankommt, während die Lüge überall freie Bahn findet.

Sie lassen also die oben angeführten Denkformen bestehen und erklären kaltblütig,

daß dieselben ebensowohl Daseinsformen des an sich Seienden seien, wie Denkformen des Gedachten.

(D. a. s. 89.)

oder mit anderen Worten: Sie vermengen wieder die Formen des Dinges an sich mit den subjektiven Formen, wie bei der Causalität, d. h. Sie

gießen Alles, was seltene Geister wie Locke und Kant mit unglaublichem Aufwand von Scharfsinn und Nachdenken gesondert hatten, nun wieder zusammen in den Brei einer absoluten Identität.

(Schopenhauer, *Parerga*, I. 104.)

Nein, Herr von Hartmann! Die Wahrheit hat noch treue Templeisen, die, wenn es sein muß, ihr Leben für die hehre Göttin lassen, und diese Gralsritter werden nie gestatten, daß unreife Knaben mit den wenigen Errungenschaften der seltensten Geister wie mit Bohnen und Erbsen spielen und sie zerbrechen oder in's Feuer werfen.

Die von Ihnen in der Kant'schen Tafel gelassenen Kategorien sind weder Denkformen, noch Formen des Dinges an sich. Einstweilen haben wir nur – wie Sie sich erinnern werden – zwei ideale Verknüpfungen, die man unter die Kategorien der Relation bringen kann, nämlich:

1) die Causalität, von mir allgemeine Causalität genannt;
2) die Gemeinschaft.

Beide sind aber keine Urbegriffe *a priori*, sondern – wie ich Ihnen nicht oft genug sagen kann – Verknüpfungen *a posteriori* der Vernunft auf Grund des apriorischen Causalitätsgesetzes (Uebergang von der Wirkung im Sinnesorgan auf die Ursache).

Wir wollen jetzt weiter gehen.

Sind Raum und Zeit ideal, nur in unserem Kopf, der Lehre Kant's gemäß, oder sind diese Formen ideal und real?

Sie behaupten das Letztere und sehen vornehm und mit der Miene genialer Ueberlegenheit auf das ebenso geistig kleine wie kör|perlich
ii559 kleine Männchen, das man Kant nannte, herab. Was Kant! Was dieser Hohlkopf

geschrieben hat,

muß endlich einmal mit der gebührenden Nichtachtung behandelt werden.

(D. a. s. 97.)

Sie sagen:

Raum und Zeit sind ebenso gut Formen des Daseins als Denkformen.

(290.)

Das Ding an sich ist seiner Existenz nach zeitlich.

(D. a. s. 90.)

Auf Seite 114 (D. a. s.) sprechen Sie von einem »realen Raum« und auf Seite 602 Ihres Hauptwerkes ist zu lesen:

Nach meiner Auffassung sind Raum und Zeit ebensowohl Formen der äußeren Wirklichkeit als der subjektiven Hirnanschauung.

Wäre Dem so, Herr von Hartmann, so würde Kant allerdings nichts Anderes, als ein naseweises Bürschchen und höchstens ein talentvoller Kopf, aber kein bahnbrechendes Genie gewesen sein; denn wenn man Kant's Philosophie über den menschlichen Intellekt allen Werth abspricht, was bleibt dann wohl noch Werthvolles in seinen Werken übrig? Etwa seine Ethik, welche in einer Moraltheologie endigte? Etwa seine Aesthetik, welche, einzelne gute Gedanken abgerechnet, nichts Positives, sondern nur Kritisch-Negatives enthält? Sein Angriff auf Gott, der mit dem Postulat eines Gottes endigte?

Diese klare Thatsache, Herr von Hartmann, hätte Sie sehr, sehr stutzig machen sollen; denn wer immer auch zum ersten Male, was immer für eine Seite der Kritik der reinen Vernunft liest, hat sofort die Ahnung, daß ein überlegener Geist redet. Dieses dunkle Gefühl verwandelt sich in Dem, welcher Kant studirt, zum klaren Urtheil, daß

Kant vielleicht der originellste Kopf ist, den je die Natur hervorgebracht hat.
(Schopenhauer.)

Auch Sie, Herr von Hartmann, mußten dies spüren, denn Ihr Todfeind müßte Ihnen lassen, daß Sie sehr talentvoll sind. Und dennoch haben Sie es gewagt, Kant auf die Stufe, auf der Sie stehen, herabzuziehen, indem Sie die transscendentale Aesthetik und transscendentale Analytik, die wunderbarsten Blüthen des größten menschlichen Tiefsinns, für müßig ersonnene Märchen erklärten.

ii560 Ach, Herr von Hartmann! Nicht für die Schätze beider Indien, wie man zu sagen pflegt, nicht für die *Cakrawartti*-Krone, d. h. die cäsarische Herrschaft über die ganze Erde, möchte ich Ihr Urtheil über den »Alleszermalmer« gefällt haben. Und hätte ich kein anderes erhebendes Bewußtsein als Das, Kant verstanden zu haben, so würde ich dennoch mit Niemand in der ganzen Welt tauschen. Ich würde mich, wie Hamlet, ein König dünken, ob ich gleich nur in einer Nußschale säße.

Trotzdem kann ich Sie, mit Absicht auf Raum und Zeit, nicht ganz verdammen, und mögen Sie schon hieraus entnehmen, daß ich *sine ira et studio* Ihre Schriften kritisire. Was man mir von Ihnen erzählt hat, namentlich daß Sie bereuen, Ihr Hauptwerk so früh der Oeffentlichkeit übergeben zu haben, ingleichen Ihr Pessimismus, haben sogar, ohne daß ich Sie persönlich kenne, eine gewisse Sympathie für Sie in mir erweckt, so daß ich von der Vernunft gar nicht an Gerechtigkeit und nur Gerechtigkeit gemahnt werden muß. Ich bin bestrebt, Ihren Schriften gute Seiten abzugewinnen und nur, wo Sie das vorhandene Gute in der Philosophie in blauen Dunst hüllen oder den Geist auf alte oder neue Abwege leiten wollen, muß ich, als Streiter für die Wahrheit, der Lüge in Ihren Werken – nicht Ihrer Person – einen Kürassierhieb geben.

Das Problem der wahren Natur des Raumes und der Zeit war ein so außerordentlich schwieriges, daß es von Einem Denker allein gar nicht gelöst werden konnte, Scotus Erigena sprengte ein Stück der Schale der harten Nuß ab; Spinoza biß sich einen Zahn daran aus; Locke nahm seine ganze Denkkraft zusammen, um den Kern zu enthüllen; Berkeley sprengte dann wieder ein Stück Schale ab und Kant schließlich legte den halben Kern bloß. Schopenhauer ist nicht zu nennen, da er ohne Weiteres die Ergebnisse der transscendentalen Aesthetik Kant's seiner »Welt als Vorstellung« einverleibte.

Auch Sie, Herr von Hartmann, haben das Problem recht sorgfältig untersucht und halte ich Ihre Studie: »Das Ding an sich und seine Beschaffenheit« trotz der durch und durch falschen

Resultate derselben für das Beste, was Sie geschrieben haben. Diese Studie und Ihre Abhandlung über das Elend des Daseins werden Ihren Namen auf die Nachwelt bringen, wenn auch nicht |
ii561 auf die ganze Nachwelt, so doch auf mehrere Generationen, und Sie dürfen sich getrost sagen: Ich habe nicht umsonst gelebt, die »Spur von meinen Erdentagen« wird sich nicht so bald verlieren.

In der erwähnten Schrift mühten Sie sich redlich ab, das Problem endgültig zu lösen. Aber was haben Sie erreicht? Sie kamen schließlich dahin, die von Scotus Erigena, Berkeley und Kant abgesprengten Schalstücke zusammenzuleimen und wieder auf den offenen halben Kern zu stülpen. Sie erklärten, wie oben: Raum und Zeit sind subjektive und Ding-an-sich-Formen. Sie gossen wieder alles Errungene, wie Ihr großes Vorbild Schelling, »in den Brei der absoluten Identität.« (Schopenhauer.)

Und Sie waren so nahe an der Wahrheit! – so nahe, daß ich gar nicht begreifen kann, wie es kam, daß Sie keinen Freudeschrei ausstießen und, wie Archimedes, riefen: εὕρηκα!) Ich hab's gefunden! Denn Ihr guter Genius hatte Sie stutzen lassen vor der Polemik Kant's mit dem kleinen Kläffer Eberhard und Sie hatten bereits, wie Kant selbst, genau die Anschauungsform von der reinen Anschauung unterschieden. Da war nur noch ein ganz kleiner Schritt zu machen und die andere halbe Schale wäre vor dem fascinirenden Forscherblick von selbst in tausend Stücke zersprungen.

So überließen Sie mir denn, die letzte Arbeit zu thun, und ich danke Ihnen für diese Ihre »unbewußte« Großmuth.

Ich habe nachgewiesen, daß die apriorische Form der Zeit die Gegenwart, die apriorische Form des Raums der Punkt-Raum ist. Zeit und (mathematischer) Raum sind Verbindungen *a posteriori* der Vernunft, aber trotzdem rein ideal, wie Kant richtig lehrte: sie sind nur nicht apriorisch, was ein großer Unterschied ist. Oder mit anderen Worten: außerhalb des Kopfes giebt es weder einen Raum, noch eine Zeit, so wenig wie es außerhalb des Kopfes eine Causalität und causale Affinität der Dinge giebt.

Was entspricht aber auf realem Gebiete den idealen Formen Raum und Zeit? Dem Punkt der Gegenwart entspricht der reale Punkt der Bewegung; der Zeit die reale Bewegung, der Fluß des Werdens; dem Punkt-Raum die Ausdehnung eines Individuums, seine Kraftsphäre, seine Individualität; und |
ii562 dem mathematischen Raume (der reinen Anschauung *a posteriori*, nicht *a priori*, wie Kant lehrte) das – absolute Nichts.

Alle diese apriorischen und aposteriorischen (aber rein idealen) Formen sind uns bloß gegeben, um die Außenwelt, d. h. die Dinge an sich und ihre Bewegung (Entwicklung) zu erkennen. Der Punkt-Raum verleiht den Objekten nicht die Ausdehnung, so wenig als ihnen die Zeit die Bewegung verleiht, sondern der Punkt-Raum erkennt nur die Ausdehnung, die Zeit erkennt nur die Bewegung, die Entwicklung der Dinge.

Es wird Ihnen vollkommen klar sein, Herr von Hartmann, daß es sich auch hier wieder nicht um kleinliche Silbenstecherei und gewaltsames Auseinanderhalten identischer Begriffe, sondern um grundverschiedene Begriffe handelt. Dem gemeinen Manne, d. h. dem philosophisch Rohen, mag es wohl ganz einerlei lauten, ob ich sage: jedes Ding ist räumlich oder jedes Ding ist ausgedehnt; jedes Ding ist zeitlich oder jedes Ding hat innere Bewegung, ist belebt, entwickelt sich; aber Sie haben über Raum und Zeit nachgedacht, sehr lange und mit Ernst nachgedacht, und Sie wissen ganz genau, welche großartigen Folgen aus dieser nothwendigen Auseinanderhaltung des Idealen und Realen auf philosophischem Gebiete entstehen. Ich werde mich deshalb hier nicht länger aufhalten und lenke nur Ihre Aufmerksamkeit zum Schlusse auf eine einzige Consequenz, welche aus unseren bisherigen Untersuchungen mit logischer Nothwendigkeit fließt:

> Daß die Unendlichkeit nur im Kopfe des Menschen, nicht auf realem Gebiet zu finden ist. Nur den subjektiven Formen kommt das Prädicat »unendlich« zu, weil die synthetische Thätigkeit der Vernunft und ihre idealen Producte, die idealen Formen, nothwendig schrankenlos sein müssen, sollen sie überhaupt zur Erkenntniß tauglich sein. Mithin darf dieses Prädicat »unendlich« nie auf die Kraft selbst, resp. auf eine Composition individueller Kräfte freventlich übertragen werden.

Wollen Sie dies festhalten, Herr von Hartmann? Thun Sie es, so werden sich unsere weiteren Untersuchungen sehr glatt abwickeln.

Raum und Zeit gehören mithin auf der Kant'schen Tafel der Kategorien unter die Kategorien der Quantität, und ich bitte |
ii563 Sie, die von Ihnen stehen gelassenen »Urgedanken *a priori*«, Einheit und Vielheit, gefälligst fortzuwerfen. Zugleich ersuche ich Sie anzumerken, daß aber Raum und Zeit keine Kategorien und auch keine reinen Anschauungen *a priori*, sondern anschauliche Verbindungen *a posteriori* sind.

Da die Kategorien der Modalität, wie Sie sehr wohl wissen, Nichts, gar Nichts zur Erfahrung beitragen (Kk. d. r. Vernunft, 217), so verlangt also nur noch die von Ihnen unter der Rubrik »Qualität« belassene Kategorie der Realität eine Besprechung.

Auch hier, Herr von Hartmann, steh' ich verwundert und kann es gar nicht fassen, daß Sie nicht die Wahrheit erkannt haben. Sie waren ihr auch in dieser Richtung so nahe, daß Sie, um bildlich zu reden, schon den Nagel Ihres Zeigefingers darauf gesetzt hatten. Und auch hier danke ich Ihnen für Ihre »unbewußte« Freundlichkeit, mir überlassen zu haben, eine süße Frucht zu pflücken.

Sie haben sehr genau Das untersucht, was man im gewöhnlichen Leben Stoff nennt und haben wie Locke gefunden, daß Alles, was wir über die Qualitäten eines Gegenstands, also über den Stoff, die Materie, aussagen können, subjektive Empfindung, Reaction in unseren Organen ist: wie Farbe, Glätte, Geschmack, Festigkeit, Temperatur, Härte u.s.w.; kurz, daß sich unsere Bekanntschaft mit der Materie auf die von Locke unter den Begriff »sekundäre Eigenschaften« gebrachten Qualitäten der Objekte beschränkt, welche Qualitäten alle nachweislich in uns, in unserem Kopfe entstehen. Daß es von uns unabhängige Kräfte sind, welche in uns die sekundären Eigenschaften erzeugen, hatte Locke gleichfalls schon nachgewiesen.

Aber wie er, so wußten auch Sie nicht das Ei auf den Tisch zu stellen. Wie er, nahmen auch Sie trotz Allem und Allem neben der Kraft noch eine vom Subjekt unabhängige Materie an.

Es ist wirklich unglaublich, daß so viele Denker schon sich sagen mußten: »Alles, was man von der Materie kennt, ist subjektive Verarbeitung eines vom Subjekt unabhängigen Wirkens einer Kraft«, und dennoch nicht, was so einfach gewesen wäre, zur Schlußfolgerung kamen: »Demnach ist die Kraft allein real und was wir Materie nennen, ist rein ideal.«

Dies habe ich nun gethan. Ich habe bewiesen, daß die Materie durch und durch ideal, die Kraft durch und durch real ist: |
ii564 aus der Vermählung beider in den Sinnen des Subjekts entsteht Das, was wir materielles Objekt, Stoff nennen.

Die wichtigen Folgerungen, welche sich aus der Idealität der Materie, resp. der auf Grund der apriorischen Materie durch Verknüpfung *a posteriori* gewonnenen Substanz, ergeben, werden Ihnen, wie ich hoffe, aus meinem Hauptwerk bekannt sein, weshalb ich die Untersuchung hier abbreche.

Die Resultate aus allem Bisherigen sind die, daß Raum und Zeit keine reinen Anschauungen *a priori* sind, und daß es keine Kant'schen Kategorien giebt. Benutzt man aber die Tafel der Kategorien als einfaches Schema, so haben wir folgende idealen Verbindungen und Verknüpfungen:

Quantität	Qualität	Relation
Raum	Substanz	allgemeine Causalität
Zeit		Wechselwirkung,

mit deren Hülfe wir die ganze Außenwelt erkennen.

Diese Verbindungen sind ein unbewußtes Werk des Geistes, wie der Magen seinen Saft unbewußt für uns absondert. Sie werden uns aber bewußt, wenn wir darüber nachdenken und sie im hellen Punkte des Bewußtseins entstehen lassen, wie der Anatom sich bei einer Vivisection der Functionen der Organe bewußt wird.

Kant, Das werden Sie jetzt einsehen, ist also nicht ein naseweises Bürschchen gewesen,

sondern ist der tiefste Denker der Deutschen: ein bahnbrechendes Genie.

An den Kategorien, wie sie Kant definirte und entwickelte, darf man keinen allzu großen Anstoß nehmen. Die Sache, um die es sich dabei handelte, muß man allein im Auge haben, und thut man dies, so wird man sich demüthig und doch stolz vor dem großen Königsberger beugen: demüthig, weil gerade die eminenten Köpfe genau so vor dem Kant, wie er in seinen Werken lebt, stehen, wie die heilige Cäcilie auf dem Bilde Raphael's vor den musicirenden Engeln steht; stolz, weil alle Diejenigen, welche das Licht seiner Weisheit in sich aufnehmen, Theil an seinem Geiste haben und von ihm auf die erhabene Stelle gezogen werden, die er einnimmt. Kant gehört der Menschheit an, und er ist eine Freude oder wie die Minnesänger gesagt haben würden: eine »süße, klare Augenweide« der Menschheit; aber wir Deutschen werden uns trotz|dem
ii565 immer bis an das Ende unserer Nation sagen, daß er ein Deutscher war, was eine zweite Quelle des Stolzes für Den ist, welcher Kant'sche Weisheit in seinem Blute spürt.

Man darf nicht einem früheren Philosophen vorwerfen, daß er die absolute Wahrheit nicht voll und ganz gefunden habe. Wie Alles in der Welt, hatte und hat noch immer der allgemeine menschliche Geist eine Entwicklung. Der letzte Philosoph wird die Wahrheit allerdings berühren und voll und ganz in die Hand nehmen, aber doch nur deshalb, weil er auf so und so viel aufeinanderstehenden Riesen als letzter steht.

So konnte auch Kant nicht Alles finden. Namentlich ließ er das Ding an sich ganz unbestimmt, ja, er mußte es unbestimmt lassen, da es, seiner Lehre zufolge, noch weniger als *x*: die reine Null ist.

Sämmtlichen oben angeführten idealen Verbindungen und Verknüpfungen stehen, wie ich in meinem Werke gezeigt habe, echte Formen des Dinges an sich gegenüber, aber nicht die von Ihnen aufgestellten identischen, sondern *toto genere* von den idealen verschiedene Formen:

der Zeit – die Bewegung,
der Substanz – das Weltall als Collectiv-Einheit,
der allgemeinen Causalität – das reale Erfolgen,
der Gemeinschaft – der dynamische Zusammenhang der Dinge.

Dem mathematischen Raume steht das leere Nichts, das *nihil negativum*, gegenüber, das allerdings keine Form des Dinges an sich ist, dem aber auch im mathematischen Raume keine Erkenntnißform entspricht, weil der mathematische Raum gar Nichts zur Erkenntniß der Dinge beiträgt: er gehört gar nicht zum formalen Netz, worin wir die Welt erkennen.

Ich will diese Betrachtung nicht schließen, ohne Ihnen noch eine Bemerkung gemacht zu haben.

Indem Sie eine transscendente (!) Causalität, einen realen Raum und eine reale Zeit annahmen, bestehen für Ihre Philosophie noch immer die hier in Betracht kommenden Kant'schen Antinomien in voller Kraft, obgleich Sie dieselben

> mit der gebührenden Nichtachtung behandelt ... und Nachsicht gegen diesen Theil der Kant'schen Philosophie üben gelernt haben.
>
> (D. a. s., 97.)

ii566 Sie mögen sich drehen und wenden wie Sie wollen – immer wird dieser Zopf der Antinomien an Ihnen hängen und wird Sie zu einer unfreiwilligen komischen Figur machen; denn merken Sie wohl, was ich Ihnen sage: der Causalität, dem Raum und der Zeit ist die Unendlichkeit wesentlich, d.h. die Bewegung des Subjekts in diesen Formen ist unbeschränkt.

Sie natürlich, mit großer Dreistigkeit, welche der Unreife ebenso wesentlich ist wie dem Raume die Unendlichkeit, setzen sich über den betäubenden Dunst philosophischen Dünkels und erklären *ex tripode*:

> Ich will nicht unterlassen zu bemerken, daß selbst diese subjektiv-potentielle Unendlichkeit nur von dem subjektiven Vorstellungsraum gilt, wo die Grenzenlosigkeit des räumlichen Fortgangs allerdings durch Nichts als den zu früh eintretenden Tod des Individuums gestört wird. Anders bei dem realen Raum, welcher zwar noch eine potentielle Unendlichkeit als Grenzenlosigkeit möglicher realer Bewegung besitzt, welchen ich aber nicht nach subjektiver Willkür durch Bewegung des Gedankens erweitern kann, und den ich

> genöthigt bin (als transscendentes Correlat, auf das ich meinen subjektiven Vorstellungsraum transscendental beziehe), begrifflich als jederzeit endlich zu supponiren, da er nicht weiter reicht als die materiellen Dinge an sich, deren Daseinsform er ist, und die materielle Welt nothwendig endlich sein muß.
>
> (D. a. s., 114.)

Herr von Hartmann! Haben Sie auch diese Stelle bereut? Gewiß! Ich bedaure Sie von Herzen und leide geradezu mit Ihnen.

Sie sagen sehr richtig, daß die Welt endlich sei, aber haben Sie diese Endlichkeit beweisen können? Die Endlichkeit der Welt läßt sich nur aus der Annahme realer Individuen beweisen, welche von Ihnen geleugnet werden. Gesetzt übrigens, Sie hätten die Endlichkeit der Welt bewiesen, was Sie nicht gethan haben, hätten wir dann nicht, Ihrer Philosophie gemäß,

eine endliche Welt in einem realen unendlichen Raume?

Denn – ich sage es Ihnen noch einmal und Sie werden es nie, nie widerlegen können – dem Raume, gleichviel ob realem oder idealem Raume, ist die Unendlichkeit wesentlich. Fragen Sie den ersten Besten, er sei der Genialste oder der Dümmste – |
ii567 immer wird er Ihnen sagen: »der Raum ist unendlich.« Hier giebt es gar kein Entrinnen: jeder Ausweg ist Ihnen verschlossen. Wollen Sie trotzdem Widerstand leisten, so werden Sie wieder komische Figur und da muß Ihnen doch wohl die kalte Vernunft empfehlen, das kleinere von zwei Uebeln zu wählen, d. h. ruhig Ihre Hände fesseln zu lassen.

III. Physik.

ii567u

A. **Die Erscheinung des Unbewußten in der Leiblichkeit.**

I. Der unbewußte Wille in den selbstständigen Rückenmarks- und Ganglienfunctionen.

Mit der Physik im weitesten Sinne des Worts beginnen Sie Ihr Werk, was ich bereits als unredlich gebrandmarkt habe. Alle Irrthümer Ihrer Physik fließen aus dieser »unredlichen Methode« (Schopenhauer) und hat sich dadurch Ihr Werk selbst gezüchtigt. Es wäre wirklich gar nicht mehr nöthig, daß ich meine Kritik fortsetzte. Das Bisherige genügt jedem Einsichtigen vollständig, um Ihre ganze Philosophie beurtheilen, d. h. verurtheilen zu können, denn alle Ihre anderen Fehler liegen *virtualiter* in den beleuchteten Grundfehlern. Aber ich kritisire, wie schon bemerkt, nicht nur Ihr Werk, sondern in demselben auch Irrwege der modernen Naturwissenschaften, und deshalb muß ich fortfahren, obgleich ich sehr wenig Zeit habe; denn ich sehe in Beziehung auf Das, was ich noch leisten muß und leisten will, nur noch wenige Tage vor mir. –

> Die Hirnprädispositionen sind von höchster Wichtigkeit, da von der Form der ausgelösten Hirnschwingungen der Inhalt der Empfindung abhängt, mit welcher die Seele reagirt, also einerseits das ganze Gedächtniß auf ihnen beruht, und andererseits von der Summe der so erlangten, resp. ererbten Prädispositionen wesentlich der Charakter des Individuums bedingt ist.
>
> (Phil. d. Unb. 3. Aufl., Einleitendes 28.)

Ach, Herr von Hartmann! Wie der arme Sünder, als er an einem Montag zum Galgen geführt wurde, sagte: »Die Woche fängt gut an,« so dürften auch Sie sagen: »Meine Physik fängt gut an.«

ii568 Was ist der Charakter des Menschen? Der Charakter ist die Quintessenz des menschlichen Wesens, sein Urkern, sein Dämon, sein Blut. Das Gehirn, der Geist, ist sekundär, ist Product, Organ dieses Dämons und ganz und gar von diesem abhängig. Und nun soll, wie Sie sagen, der Charakter des Menschen im Gehirn liegen und durch dieses bestimmt werden!

Der Charakter liegt im Blute, Herr von Hartmann, und noch einmal im Blute, Herr von Hartmann, nicht im Gehirn. Ihre Behauptung, er liege, weil der Wille eine psychische Function sei, im Gehirne, ist ja eben Das, was Goethe in dem Motto, das ich dieser Abhandlung vorangesetzt habe, so saftvoll-kernhaft

»den alten Dreck«

nennt. Sie wollen uns auf Cartesius zurückwerfen, was dasselbe ist, als wollte man heutzutage Astronomie ohne Copernicus, Kepler und Newton treiben. Sie sind in der Philosophie, was der Herr Pastor Knaak in der Naturwissenschaft ist: ein Romantiker. Sie klammern sich an den Inhalt längst entschwundener Jahrhunderte und sehen gar nicht, daß eine »unendliche« Entfernung Sie vom echten philosophischen Geiste Ihres Zeitalters trennt. Gehen Sie, Sie philosophischer Julian Apostata!

Kant und Schopenhauer haben sich gewiß im Grabe herumgedreht, als der »unbewußte« Gedanke in Ihnen geboren wurde und Sie ihm die bewußte geistreiche Form gaben. O! wären Sie nie aus der »bewußtlosen Potenzialität« zu einem *actu*-Sein herausgelockt worden! O wären Sie nie aus einem

> wollen-könnenden Willen (*velle et nolle potens*) ein wollen-wollender, aber nicht wollen-könnender, genauer: wollen nicht könnender Wille (*velle volens, sed velle non potens*)
>
> (774.)

geworden! Sie impotenter Wille auf philosophischem Gebiete! –

Auf Seite 62 faseln Sie auch von einer

> »angeborenen Hirndisposition für das Mitleid.«

Das Mitleid liegt im Herzen, wie jeder Zustand des Willens, des Charakters, des Dämons, und wird nur, wie jeder Zustand, im Gehirn gespiegelt. Das Gehirn ist nur das Medium der Motive, wie Schopenhauer treffend sagte, nicht der Sitz des Willens, des Charakters, des Dämons.

ii569

II. Die unbewußte Vorstellung bei Ausführung der willkürlichen Bewegungen.

Jede willkürliche Bewegung setzt die unbewußte Vorstellung der Lage der entsprechenden motorischen Nervenendigungen im Gehirn voraus.

(68.)

Ich habe Ihnen bereits gezeigt, wie gänzlich unstatthaft der Begriff »unbewußte Vorstellung« ist; ich habe Ihnen ferner gezeigt, daß im individuellen unbewußten Willen gar nicht von einer Vorstellung die Rede sein kann, weil sein blinder Trieb Mittel und Zweck schon in der specifischen Art seiner Bewegung enthält. Hierauf beziehe ich mich. Ich füge hinzu:

daß »Vorstellung« kein herrenloser und unbestimmter, sondern ein ganz bestimmter Begriff ist, den Sie nicht nach Laune umgestalten dürfen.

Er ist nicht mit den Nerven schlechthin, sondern mit dem Gehirn allein verknüpft. Die Vorstellung steht und fällt erstens mit dem Bewußtsein, dann mit dem Gehirn, wie das Greifen mit der Hand, das Zeugen mit den Genitalien, das Sehen mit dem Auge, die Verdauung mit dem Magen steht und fällt.

III. Das Unbewußte im Instinkt.

Was weiß nun wohl ein Insect, dessen Leben bei wenigen Arten mehr als ein einmaliges Eierlegen überdauert, von dem Inhalt und dem günstigen Entwicklungsort seiner Eier, was weiß es von der Art der Nahrung, deren die auskriechende Larve bedürfen wird und die von der seinigen ganz verschieden ist, was weiß es von der Menge der Nahrung, die dieselbe verbraucht, was kann es von alledem wissen, d.h. im Bewußtsein haben? Und doch beweist sein Handeln, seine Bemühungen und die hohe Wichtigkeit, welche es diesen Geschäften beimißt, daß das Thier eine Kenntniß der Zukunft hat; sie kann also nur (!) unbewußtes Hellsehen sein.

(93.)

Das Thier, Herr von Hartmann, hat weder eine Erkenntniß der Zukunft, noch kann diese nur »unbewußtes Hellsehen« sein.

Es hat nur einen Trieb, der auf irgend eine Weise in der Gegenwart motivirt wird. Die Motivation, resp. die Einwirkung schlechthin, ist eine *conditio sine qua non* jeder Handlung.

ii570 Damit ist nun allerdings die instinktive Handlung nicht ganz erklärt; aber um sie zu erklären, braucht man nicht die Zuflucht zu einem unbewußten Hellsehen zu nehmen.

Sie geben bis dahin, wo wir eben stehen, den Nerven und dem Blute Hellsehen, Was heißt Dies aber mit anderen Worten? Es heißt: Sie lehren eine Teleologie, wie sie umfassender und zugleich furchtbarer gar nicht gedacht werden kann. Sie nehmen in jeder Minute Millionen und Milliarden Wunder an und wollen uns, Sie grausamer Romantiker, in's finstere Mittelalter zurückwerfen, d.h. uns in die entsetzlichen Fesseln des physico-theologischen Beweises vom Dasein Gottes schmieden. Sie philosophiren, als ob Kant erst noch geboren werden sollte und wir nicht so glücklich wären, den zweiten Theil seiner Kritik der Urtheilskraft zu besitzen. Sie wollen ein ernster Mann der Wissenschaft, ein redlicher Naturforscher sein? Wissen Sie denn nicht, daß die absolute Teleologie das Grab aller Naturwissenschaft ist? O Sie finsterer Romantiker, Sie kleiner Papst!

Auf der anderen Seite ist die Zweckmäßigkeit in der Welt nicht zu leugnen. Wer sie leugnet, handelt in heller Verzweiflung, d.h. er ergreift, gestellt vor das bittere: Entweder eine Zweckmäßigkeit und einen Gott, oder keinen Gott und keine Zweckmäßigkeit das letztere, weil er, als redlicher Naturforscher, es für das kleinere von zwei Uebeln halten muß.

Ich rechne es mir für kein besonderes Verdienst an, daß ich dieses bittere Entweder-Oder vernichtet habe, weil meine Begründung der Zweckmäßigkeit, ohne einen jetzt noch existirenden Gott, oder allgemeiner ausgedrückt: ohne eine mit der Welt coexistirende einfache Einheit, aus den Grundlagen meiner Philosophie von selbst geflossen ist.

Ich habe in meinem Werk ein einziges Wunder: die Entstehung der Welt gelehrt und habe diesem Wunder dann alles Anstößige genommen. Dadurch ist die Welt selbst wunderlos geworden: sie ist durchgängig zweckmäßig geworden, ohne daß eine einfache Einheit hinter ihr oder in ihr säße und alle jene wunderbaren Handlungen hervorbrächte, von

denen Sie uns so gemüthvoll erzählen.

Ich habe mich der Teleologie nur einmal in meinem Werk und zwar ganz im strengen Sinne Kant's bedient, d. h. ich habe |
ii571 einer (nicht mehr existirenden) einfachen Einheit vor der Welt vorübergehend Willen und Geist zugesprochen. Ich habe diese immanenten, durch die Erfahrung uns gebotenen Principien als regulative Principien zur bloßen Beurtheilung der Entstehung der Welt, nicht als constitutive Principien zur Ableitung der göttlichen That benutzt. Ich durfte es; es war mir vom großen Königsberger erlaubt, denn ich habe ja dadurch der vorweltlichen Einheit nicht Willen und Geist als zu ihrem Wesen gehörig zugesprochen, sondern nur, um die That zu beurtheilen, vorübergehend philosophirt, als ob Wille und Geist zum göttlichen Wesen gehört hätten.

Diese vorweltliche Einheit wollte das Nichtsein, konnte es aber, von ihrem Wesen daran gehindert, nicht sofort haben. So entstand die Welt, ein Proceß, der ihr dieses Nichtsein an seinem Ende bringen wird.

In der ersten Bewegung, d. h. im Zerfall der vorweltlichen Einheit in eine Welt der Vielheit, lag schon *virtualiter* die ganze vergangene Geschichte des Weltalls sowohl, als auch seine ganze zukünftige Geschichte, und Alles in der Welt conspirirt nach dem Einen Ziele: Nichtsein. Deshalb ist die Welt durchgängig zweckmäßig veranlagt; sie ist es, weil eine einfache Einheit vor der Welt sie in einem einheitlichen Bewußtsein gedacht hat. Den Plan (ich rede natürlich immer nur bildlich, regulativ, nicht constitutiv) führten und führen in der Welt nur Individuen aus, und zwar theils unbewußt, theils bewußt, immer cooperativ.

Hierin und hierin allein, Herr von Hartmann, liegt das Geheimniß des Unbewußten, das Sie, nachdem Sie es an der Hand Schopenhauer's in Ihrer Brust gefunden hatten, wie er, – nur selbstverständlich noch mehr als er, – zu einem furchtbaren, alle Dinge der Welt umfassenden und belebenden All-Einen Unbewußten gewaltsam machten.

Der menschliche Dämon, ein individuelles Unbewußtes, und der thierische Instinkt, gleichfalls ein individuelles Unbewußtes, handeln mit der Erkenntniß immer zweckmäßig, ob sie auch nicht immer das Bewußtsein des Zwecks haben; denn in ihnen lebt ein Princip, das am Anfang der Welt eine Bewegung erhielt, in welcher Trieb und Ziel, Mittel und Zweck untrennbar vereinigt lagen. Der blinde Trieb (Dämon, Instinkt) enthält |
ii572 genau so das Ziel wie die Kugel eines Schützen, welche das intendirte Schwarze traf, schon in der Richtung ihrer Bewegung das Ziel enthielt. Eine unbewußte Vorstellung in der Welt, welche ungeheuere Last Sie uns aufbürden wollen, ist nicht nöthig, um irgend eine Erscheinung in der Welt zu erklären. Die Welt als solche, das große und einzige Wunder findet seine Erklärung in einer vorweltlich gewollten bewußten Vorstellung des Nichtseins.

Diese bewußte göttliche Vorstellung vor der Welt müssen wir anstaunen und bewundern, nicht aber Das, was aus ihr geflossen ist und fließt: wie Reflexbewegungen, oder dämonische Handlungen des Menschen, oder instinktive der Thiere, oder das Fallen der festen Körper immer genau nach dem Mittelpunkte der Erde. Alles Dieses ist nicht wundervoll, auch nicht unser unbewußter Dämon selbst, sondern lediglich die Entstehung der Welt aus einem bewußten Geist und einem bewußten Willen.

IV. Die Verbindung von Wille und Vorstellung.

> So weit man Willen supponirt, gerade so weit muß man Vorstellung als dessen bestimmenden, ihn von anderen unterscheidenden Inhalt voraussetzen, und überall, wo man sich weigert, den idealen (unbewußten) Vorstellungsinhalt als das das Was und Wie der Action Bestimmende anzuerkennen, da muß man sich folgerichtiger Weise auch weigern, von einem unbewußten Willen als dem inneren Agens der Erscheinung zu reden.
>
> (106.)

Diese haarsträubende Stelle findet ihre Widerlegung im Obigen. Ich erlaube mir, Herr von Hartmann, einen individuellen unbewußten Willen als inneres Agens jeder Erscheinung auch ohne einen von der Gegenwart gegebenen idealen Vorstellungsgehalt als das »das Was und Wie der Action Bestimmende« zu setzen. Ich erkenne nur, mit Absicht auf das Weltganze, einen vorweltlichen idealen Vorstellungsgehalt an, und zwar – ich wiederhole es – in

regulativer, nicht in constitutiver Weise.

> Beim unbewußten Willen wird die Vorstellung des Zieles oder Objektes des Wollens natürlich auch unbewußt sein. Also auch mit jedem wirklich vorhandenen Wollen in untergeordneten Nervencentris muß eine Vorstellung verbunden sein, und zwar je nach der Beschaffenheit des Willens eine relativ auf das Gehirn, |
> ii573 oder absolut unbewußte. Denn wenn der Ganglienwille den Herzmuskel in bestimmter Weise contrahiren will, so muß er zunächst die Vorstellung dieser Contraction als Inhalt besitzen, denn sonst könnte weiß Gott was contrahirt werden, nur nicht der Herzmuskel; diese Vorstellung ist jedenfalls für das Hirn unbewußt, für das Ganglion aber wahrscheinlich bewußt.
>
> (109.)

Ich habe hierzu nichts weiter zu bemerken. Sie verstehen mich jetzt gewiß schon auf halbem Worte, und ich brauche Ihnen wohl gar von nun ab nur noch ein beredtes Zeichen zu geben.

Dagegen bitte ich Sie, bevor wir dieses Capitel IV Ihres Werkes verlassen, noch die beiden folgenden Stellen darin anzustreichen, da ich dieselben später sehr nöthig habe.

> Der Wille, als Potenz des Wollens genommen, ist etwas rein Formales und absolut Leeres, ein allen Wesen gemeinsam zu Gute kommendes Attribut der All-Einen Substanz.
>
> (108.)

> Das Wollen ist eine leere Form, die erst an der Vorstellung den Inhalt findet, an welchem sie sich verwirklicht.
>
> (109.)

V. Das Unbewußte in den Reflexwirkungen.

1) Wir müssen den Charakter der unbewußten Vorstellung im Gegensatz zum discursiven Denken als eine unmittelbare intellektuale Anschauung bezeichnen.

   (125.)

2) Die Instinkte und Reflexwirkungen sind sich auch darin gleich, daß sie bei den Individuen derselben Thierspecies auf gleiche Reize und Motive wesentlich gleiche Reactionen zeigen. Auch hier hat dieser Umstand die Ansicht bestärkt, daß statt unbewußter Geistesthätigkeit und immanenter Zweckmäßigkeit ein todter Mechanismus vorhanden sei.

   (126.)

Ad I. Sie haben, Herr von Hartmann, viele Meister gehabt, aber nur Einer hat sich Ihr Herz erobert und das war der Romantiker Schelling. Von Allen, am meisten aber von Diesem, haben Sie sich mit einer bewunderungswürdigen Virtuosität und zugleich mit einem romantischen, perversen, sicheren, philosophischen Instinkt alles Falsche, Absurde, Unerkennbare, Transscendente angeeignet und Dieses zu einer

»Spottgeburt aus Dreck und Feuer« (Goethe)

im düsteren Laboratium Ihrer Denkkraft gestaltet. So auch die |
ii574 »intellektuale Anschauung« oder das Hellsehen, was ja wohl im Grunde identisch ist. Sie werden Das ganz genau wissen; ich dagegen habe von allem Dem weder Begriff, noch Vorstellung. Sie denken sicherlich bei diesem offenen Geständniß: »Die arme, bemitleidenswerthe Seele!« – aber glauben Sie mir, Herr von Hartmann, ich tauschte meinen empirischen Geist nicht gegen Ihr Traumorgan, meine Individualität nicht gegen die Ihrige aus.

Ad II. In dieser Stelle schießen Sie – wie Hegel gesagt haben würde – ein ganz unberechtigtes Entweder-Oder aus der Pistole. Sie treten barsch vor uns hin und sagen vornehm kurz:

> Ihr habt nur die Wahl zwischen Materialismus und Spiritualismus: *non datur tertium*. Wählt! Entweder sinkt ihr in meine Arme, an meine warme Brust, oder – ich verstoße euch in die Wüste Moleschott's und Büchner's.

Sie herzloser Romantiker! Sie lassen dem armen Menschen nur die Wahl zwischen dem Eis der Materialisten und der verzehrenden Gluth der Mystiker. Glücklicherweise giebt es aber ein Drittes: ein behagliches Plätzchen voll Veilchen- und Rosendufts im milden Frühlingssonnenschein; eine Welt realer Individuen, spuk- und gespensterfrei, welche der göttliche Athem einer vorweltlichen Einheit durchweht: das echte Christenthum, die Religion

der Erlösung oder, was im Grund dasselbe ist, meine Philosophie der Erlösung.

VI. Das Unbewußte in der Naturheilkraft.

> Es muß also jedes Bruchstück des Thieres (eines zerschnittenen Wurmes) die unbewußte Vorstellung vom Gattungstypus (!!) haben, nach welchem es die Regeneration vornimmt.
>
> (128.)

Diese Stelle haben Sie schon längst bereut. Ich will in Ihre offene Wunde nichts Schmerzenvermehrendes träufeln.

> Es wird die Annahme einer todten Causalität, eines materiellen Mechanismus ohne ideelles Moment zu einer baaren Unmöglichkeit.
>
> (129.)

Schon wieder das fürchterliche Gespenst der Alternative: Entweder Materialismus oder Spiritualismus. Ach! wenn Sie Gewalt über den Sternenhimmel hätten, wie Sie Gewalt über Ihre fürchterliche Feder haben, so würden Sie ganz bestimmt die Sonne im Westen aufgehen lassen, wenn Sie dieselbe nicht gar, wie Josua, stillstehen hießen.

ii575

VII. Der indirecte Einfluß bewußter Seelenthätigkeit auf organische Functionen.

> Der ganze Apparat des motorischen Nervensystems muß doch wohl zu dem Zweck in den Organismus eingeschaltet sein, daß dem Willen dadurch ermöglicht werde, die nöthigen mechanischen Leistungen durch die möglichst kleinste mechanische Kraftanstrengung hervorzubringen.
>
> (151.)

Wie außerordentlich plump stellen Sie sich doch das entzückende Spiel der Kräfte in einem menschlichen Organismus vor: wie unsäglich plump! Sie reden von einer Einschaltung, wie ein Uhrmacher ein Rädchen einschaltet, während es sich doch um ein Herauswachsen aus dem Blut, ein Erzeugen, ein organisches Bilden handelt. Natürlich ist Ihnen der Leib nur eine materielle Maschine, die ein psychisches Princip belebt. Da hat nun vor allen Dingen der psychische Wille mit dem Körper zu kämpfen, ihn zu überwinden.

Sie wunderlicher Romantiker wollen uns sogar in die Zeit des göttlichen Plato zurückversetzen, wo die immaterielle reine Psyche mit einem unreinen materiellen Körper immer kämpfte und fast immer unterlag. Wir werden Ihnen aber nicht folgen. Die Griechen sind in der Kunst unsere Meister, die wir anerkennen, in der Philosophie aber nicht. Unser Fuß geht in keinen Kinderschuh mehr; auch geben wir Ihnen unser Gehirn: ein Gehirn des 19ten Jahrhunderts nach Christus, ganz bestimmt nicht in die Dressur. Wir lassen es nicht von der blauen Wolke Ihrer Gedanken erst narkotisiren, dann, wie eine Blume, mit den 800 Seiten Ihrer »Philosophie des Unbewußten« so lange pressen, bis es für die enge Kappe der Platonischen Psychologie passend ist.

You this way, we that way! (Shakespeare.)

VIII. Das Unbewußte im organischen Bilden.

> Das Kind hat Lungen, ehe es athmet, Augen, ehe es sieht, und kann doch auf keine Weise anders (!) als durch Hellsehen von den zukünftigen Zuständen Kenntniß haben, während es die Organe bildet.
>
> (170.)

Wirklich? – Auf keine andere Weise? – Was Sie sagen!

ii576 Auf Seite 177 vergleichen Sie den Organismus wieder mit einer Maschine. Sollten Sie, sollten Sie – – – – ? Aber nein! Ich darf nicht zu hart sein.

B. **Das Unbewußte im menschlichen Geist.**

I. Der Instinkt im menschlichen Geist.

> Das Mitleid ist der bedeutungsvollste Trieb für die Erzeugung solcher Handlungen, welche das Bewußtsein für sittlich gute oder schöne, für mehr als bloß pflichtmäßige erklärt; es ist das Hauptmoment, welches demjenigen Gebiet der Ethik, welches man als das der Liebespflichten bezeichnet, eine Wirklichkeit verleiht, von der erst nachmals der Begriff abstrahirt wurde.

(189.)

Ich bemerke hier lediglich: Im Verkehrten, Absurden einerseits, oder im Halbwahren andererseits sind Sie immer der Nachtreter Schopenhauer's. Vom Guten hingegen, den Pessimismus ausgenommen, hielt Sie stets Ihr perverser »unbewußter« Instinkt, Ihr mystisches Traumorgan zurück.

II. Das Unbewußte in der geschlechtlichen Liebe.

> Der Mensch, dem so mannigfache Mittel zu Gebote stehen, den physischen Trieb zu befriedigen, die ihm alle dasselbe leisten, wie die Begattung, – –

(198.)

Was soll ich hierzu sagen? Erlauben Sie mir, Ihnen zunächst ein kräftiges Pfui! zuzurufen.

Dann frage ich: Mannigfache Mittel? Nur das Mittel der Onanie können Sie anführen; denn die Entleerung der Genitalien im Schlafe steht dem Menschen nicht »zu Gebote«, während Päderastie und Bestialität in die Kategorie der Begattung gehören, obgleich sie widernatürlich sind. Hatten Sie aber Onanie und Päderastie und Sodomie im Auge, so darf ich wohl fragen: Wie konnten Sie diese Ausschweifungen neben die natürliche geschlechtliche Begattung stellen?

Sie nennen im Fortgang des Abschnitts (der eine stümperhafte Copie der herrlichen genialen Abhandlung Schopenhauer's: »Metaphysik der Geschlechtsliebe« ist) das Geschäft der Begattung ekelhaft und schamlos; so daß ich wohl, auf Grund Ihrer obigen Unterscheidung, zu schließen berechtigt wäre, daß Sie die angeführten |
ii577 widernatürlichen Laster nicht für ekelhaft und schamlos halten. Ich meine aber, daß Derjenige, welcher aus den Bordellen gar nicht mehr herauskommt, himmelhoch höher zu stellen ist als der blöde stumpfe Unglückliche, der in den Krallen der einsamen Wollust liegt.

Sie hätten, als guter Pessimist, jede bewußte Entleerung der Genitalien verabscheuen sollen. Die Natur unterstützt ja den Enthaltsamen freundlichst, und schließlich weicht auch von ihm die düstere Melancholie, welche der unbefriedigte Geschlechtstrieb im Gefolge hat.

Ich setze obige Stelle auf das Conto der von Ihnen bitter bereuten Sätze und lasse damit den ekelhaften Gegenstand fallen. –

> Das bloße Fleisch wird allemal zum Aas.

(203.)

> Die Natur kennt keine höheren Interessen als die der Gattung; denn die Gattung verhält sich zum Individuum, wie ein Unendliches (!) zum Endlichen.

(210.)

Sie machen ferner auf Seite 199 einen Unterschied zwischen einem physischen Geschlechtstrieb, der mit der Organisation der Genitalien verknüpft ist, und einem metaphysischen, einem Instinkt.

Ich nehme an, Herr von Hartmann, daß Sie die Anekdote vom alten Fritz und dem Grenadier, der eine nackte Statue repräsentiren sollte, kennen. Die Antwort des Grenadiers: »Majestät, Der hat seinen eigenen Kopf«, drückt auf populäre Weise das ganze Problem des Unbewußten aus; denn im Geschlechtstrieb ist der unbewußte individuelle Wille geradezu concentrirt.

Wie kommen Sie nun dazu, den Geschlechtstrieb in zwei Triebe zu spalten: in einen mit der Organisation der Genitalien verknüpften und in einen metaphysischen Instinkt? Soll ich Ihnen sagen, auf welchem fetten Boden Ihrer Philosophie diese Giftblüthe, dieses Unkraut der philosophischen Lüge gewachsen ist? Wieder auf dem von Ihnen aufgefrischten Gegensatz der ausgedehnten zur denkenden Substanz, der Materie zum Geist, des Leibes zur Seele.

O, Sie eingefleischter Cartesianer!

Der Leib, Herr von Hartmann – merken Sie sich Das gefälligst für den ganzen Rest Ihres Lebens, – ist der durch die subjektiven Formen gegangene Wille. Der Leib ist Objekt; der Wille Ding an sich; beide eine Sache, die nur von zwei verschiedenen Seiten aufgefaßt wird: einmal im innersten Selbstbewußtsein, dann von außen, vermittelst des Bewußtseins anderer Dinge.

ii578 Die Genitalien sind also nichts Anderes als der angeschaute Wille zu zeugen.

Sie sind ja ein ganz rasender Principienmultiplicator. Auch haben Sie es glücklich so weit gebracht, daß Ihr Talent in der Fülle Ihrer Principien erstickt ist.

Soll ich Ihnen ferner in Betreff der ersten Stelle einen Monolog des Franz Moor in Schiller's Räubern citiren? Sie werden wissen, welchen ich meine. In der bewußten Befriedigung des Geschlechtstriebs, gleichviel ob sie im Bordell oder im Ehebette stattfindet, denkt jeder Mensch nur an sich. Sein Fleisch kann gar nicht hierbei zum »Aas« werden (203), denn es ist ja, als Ding an sich, nichts Anderes als glühender, lodernder, auf Leben, Leben, Leben gerichteter unbewußter Dämon.

Der Mensch kann auch in der Begattung gar nicht anders als an sich allein denken, und der Philosoph muß ihm Recht geben. Die Energie, welche der Mensch in jedem Zeugungsgeschäfte, auch in einem solchen, wo ein mißleiteter, verirrter Dämon demselben vorsteht, entfaltet, ist nur die verzehrende glühende Sehnsucht nach einem Weiterleben nach dem Tode. Die Gattung kann bei der Begattung gar nicht mitspielen, weil es überhaupt keine metaphysische Gattung giebt, und verweise ich Sie wegen des Näheren auf Seite 533 meiner Philosophie der Erlösung. Es giebt nur Individuen in der Welt und speciell die menschlichen können sich nur durch Begattung im Leben erhalten. Deshalb ihr Ernst, ihre verzehnfachte Kraft, ihre gluthvolle Energie, ihre furchtbare dämonische Wildheit und Aufregung, wann sie in der Zeugungsstunde mit dem Tode ringen.

> Die Gattung verhält sich zum Individuum wie ein Unendliches zum Endlichen.
>
> (210.)

Ich erinnere Sie an unsere obigen Untersuchungen der Unendlichkeit. Wir haben gefunden, daß Unendlichkeit ein Begriff ist, der mit den subjektiven Erkenntnißfähigkeiten, resp. Formen steht und fällt, und ich habe Sie gebeten, sich zu merken, daß »Unendlichkeit« deshalb nur freventlich auf das reale Gebiet, auf ein Ding an sich oder auf die Totalität der Dinge an sich (das Weltall) übertragen werden könne. In diesem Spiegel sehen Sie jetzt Ihr unklares Denken: das Bild des blühendsten Unsinns.

ii579 Das Geheimnißvolle, das Dämonische in der Geschlechtsliebe, ist durchaus individuell, obgleich die vorweltliche Gottheit durch den bestimmenden Impuls, den sie allen Individuen bei ihrem Zerfall ertheilte, in alles Gegenwärtige, mithin auch in die Geschlechtsliebe hereinragt. Der bestimmte Dämon eines Mannes will unbewußt mit größter Sicherheit nur die Begattung mit diesem bestimmten Weibe. Er weiß sich über dieses ausschließliche Wollen keine Rechenschaft zu geben und oft geht er zu Grunde, wenn er dasselbe nicht befriedigen kann. Warum? Weil das erzeugte dritte Individuum, resp. im letzteren Falle die unglückliche Liebe, die versagte Befriedigung, ein Glied in der Kette der Bedingungen ist, durch welche allein er erlöst werden kann. Auf der Erlösung des Einzelnen beruht aber die Erlösung des Weltalls, welches ja nur die Collectiv-Einheit aller Einzelnen ist. Da nun das Weltall einen einheitlichen Ursprung hat, so dient auch in jeder Zeugung das Individuum unmittelbar sich selbst und mittelbar dem Weltall. Dieses Weltall ist jedoch nicht die »objektiv gesetzte Erscheinung« einer noch lebenden Einheit, noch schweben hinter den Individuen gespensterhafte unsichtbare Objektivationen (Gattungen) dieser erträumten Einheit.

Was Sie hiernach von Ihrer sinnlosen Phrase

> Der Proceß der Liebe bleibt für das Bewußtsein des Einzelnen mit einem inneren Widerspruch gegen seinen Egoismus behaftet
>
> (211.)

zu halten haben, werden Sie sich jetzt selbst sagen können.

III. Das Unbewußte im Gefühl.

> Schmerzen können sich erstens durch den Grad, d.i. die intensive Quantität unterscheiden und zweitens durch die Qualität; denn bei gleicher Stärke kann der Schmerz continuirlich oder intermittirend, brennend, kältend, drückend, klopfend, stechend, beißend, schneidend, ziehend, zuckend, kitzelnd sein.
>
> (218.)

In diesem Satze, Herr von Hartmann, ist Ihr Geist deutlicher gespiegelt als in irgend einem

anderen: das Bild zeigt mir einen ganz confusen Geist.

Der Grad ist immer Qualität oder Intensität. Von einer Quantität kann überhaupt beim Gefühl schlechterdings nicht |
ii580 geredet werden, weil es nur im Punkte des Bewußtseins empfunden wird. Will man geistreich spielen, so kann man etwa sagen: der Grad sei qualitative Quantität oder auch quantitative Qualität; dann darf man aber auch von keiner anderen Quantität mehr sprechen.

Ein stechender Schmerz z. B. ist seiner specifischen Qualität nach stechend; er kann ferner stark oder schwach sein, was wiederum als Intensität mit der Qualität zusammenfällt. Sage ich also: »ein starker stechender Schmerz«, so bezeichne ich immer nur die Qualität; ich trete damit auf keine Weise aus der Begriffssphäre »Qualität« heraus.

Kant's Abhandlung über die Kategorien der Qualität hätte Sie doch vor solchem Unsinn bewahren sollen! Aber ich weiß schon längst, daß Sie mit einer Oberflächlichkeit ohne Gleichen, mit dem verwerflichsten Dilettantismus die Werke der großen Philosophen gelesen haben, und wundere mich bei Ihnen über gar Nichts mehr. Kant hat den Grad definirt als intensive Größe, im Gegensatz zur extensiven Größe, und eine andere Erklärung ist auch gar nicht möglich.

O Sie rasender Apollopriester auf dem Dreifuß! –

> Die Wahrnehmung ist die Ursache des Schmerzes.
>
> (219.)

Nehmen wir an, daß Sie sich mit einer Nadel stechen. Sie empfinden einen Schmerz. Ist die Wahrnehmung des Schmerzes die Ursache des Schmerzes, oder ist es die Nadel?

Ach, Herr von Hartmann! Ich versichere Sie, daß ich als dreijähriges Kind solchen Unsinn nicht geschwatzt habe.

> Wenn man sich nun fragt, was man denn mit dem klar gewordenen Theil (des Gefühls) gethan habe, während man ihn mit vollem Bewußtsein erfaßte, so wird man sich sagen müssen, daß man ihn in Gedanken (!!), d. h. bewußte Vorstellungen (!!) übersetzt habe, und nur (!) so weit das Gefühl sich in Gedanken übersetzen läßt, nur so weit ist es klar bewußt geworden. Daß sich aber das Gefühl, und wenn auch nur theilweise, hat in bewußte Vorstellungen umgießen lassen, das beweist (!) doch wohl, daß es diese Vorstellungen schon unbewußt enthielt, denn sonst würden ja die Gedanken in der That nicht dasselbe (!) sein können, was das Gefühl war.
>
> (231.)

ii581 Herr von Hartmann! Besinnen Sie sich einen Augenblick und – ich wette Millionen gegen Eins, daß Sie sich dann schamroth abwenden.

Die Grundfunctionen des Gehirns sind Vorstellen, Fühlen und Denken: drei ganz verschiedene Functionen, obgleich alle auf dem Geiste beruhen. Das finden Sie auf der ersten Seite jeder Psychologie. Denken ist nicht Vorstellen und nicht Fühlen, Fühlen ist nicht Denken und nicht Vorstellen, Vorstellen ist nicht Fühlen und nicht Denken. Gemeinsam ist allen das Bewußtsein, d. h. nur im Bewußtsein fühlen wir, denken wir, stellen wir vor.

Soll ich Ihnen das Geheimniß obiger Gewaltthätigkeit klarlegen? – Wohlan! Sie hatten schon eine solche Fülle von Principien, daß Sie es doch für bedenklich halten mußten, neben die unbewußte Vorstellung noch zu stellen:

1) bewußtes Fühlen
2) unbewußtes Fühlen
3) bewußtes Denken
4) unbewußtes Denken.

Das hätte ja mit:

5) unbewußtem Vorstellen
6) bewußtem Vorstellen
7) unbewußtem Willen
8) bewußtem Willen
9) Leib
10) unbewußtem All-Einen Willen
11) unbewußter All-Einer Vorstellung

12) unbewußtem All-Einen Denken
13) unbewußtem All-Einen Fühlen
14) unbewußtem All-Einen Geist

ein logisches Wespennest oder besser einen logischen Rattenkönig gegeben. Da beschlossen Sie denn, Sie blutdürstiger Romantiker, den alten Prokrustes nachzuahmen. Sie legten den Geist in Ihr logisches Bett, oder besser mit Ihren Worten: in Ihr alogisches, noch besser: antilogisches Bett, und als Sie bemerkten, daß die beiden Beine des armen Schelms: Fühlen und Denken, über dem Fußgestell des Bettes herabhingen, hieben Sie dieselben kurzerhand ab und sagten lächelnd: Fühlen, Denken und Vorstellen ist Eines und dasselbe.

ii582 Denken Sie einen Schmerz oder fühlen Sie ihn unmittelbar? Sie fühlen ihn unmittelbar und wenn Sie darüber denken, so denken Sie etwa: »Ach! wäre ich ihn los!« oder Sie sinnen auf ein Mittel, das Sie davon befreien könnte. Aber den Schmerz selbst denken, das wird Ihnen nimmermehr gelingen, obgleich Sie ein ganz wunderbar organisirtes Wesen zu sein scheinen,

O Sie großer, großer Philosoph! –

Schon auf Seite 3 hatten Sie gesagt:

> Das Gefühl läßt sich in Willen und Vorstellung auflösen.

Sie großer logischer Chemiker! Sie mußten dem Willen gegenüber nur Ein Princip haben, und deshalb mußte die Vorstellung Gefühl und Denken unter sich begreifen. O Sie philosophischer Bosco und Bellachini!

IV. Das Unbewußte in Charakter und Sittlichkeit.

> Der Wille des Individuums verhält sich wie ein potentielles Sein, wie eine latente Kraft, und sein Uebergang in die Kraftäußerung, in das bestimmte Wollen, erfordert als zureichenden Grund ein Motiv, welches allemal (!!) die Form der Vorstellung hat.
>
> (233.)

Das Motiv muß also »allemal« die Form der Vorstellung haben! –

Sie werden einsehen, Herr von Hartmann, daß die Kritik Ihrer Philosophie eine sehr ermüdende Arbeit für mich und dabei keineswegs ergötzlich, wie etwa die Jagd, ist. Der Jäger verfolgt unverdrossen das Wild, und seine Jagdlust betäubt die Empfindung der Müdigkeit. Ich aber muß, ohne die allergeringste Jagdfreude zu haben, Sie bis in Ihre verborgensten Schlupfwinkel verfolgen, ja, ich werde immer bald von Wehmuth, bald von Mitleid, bald von Aerger, bald von Ungeduld und Unwillen bewegt, kurz, ich komme gar nicht mehr aus den Gefühlen der Unlust heraus. Ich habe, als ich als Kürassier diente, bequem hundert und mehr Rechts- und Links- und Schwadronshiebe gehauen, – dann aber wurde der Arm plötzlich lahm. Was damals die physische Ermattung bewirkte, das bewirkt jetzt der geistige Ueberdruß. Die Luft Ihrer Philosophie ist erdrückend schwül, namentlich für Einen, der gewohnt ist, im reinen Aether der Wahrheit zu athmen.

ii583 Sie werden mir deshalb nicht übel nehmen, wenn ich wieder einmal unseren gemeinsamen Meister Schopenhauer auf die Mensur schicke. Er hat, wie Ihnen bekannt ist, Hegel brillant »abgeführt«; er wird auch mit Ihnen kurzen Proceß machen.

> »Wenn Dunkelgrau stellenweise durch alle Nüancen in Weiß übergeht, so ist allemal die Ursache das Licht, welches Erhabenheiten und Vertiefungen ungleich trifft: *ergo* –.«
>
> »Wenn Geld in meiner Kasse fehlt, so ist die Ursache allemal, daß mein Bedienter einen Nachschlüssel hat: *ergo* –.«
>
> Auf einen solchen Schluß aus einem, oft nur fälschlich generalisirten, hypothetischen, aus der Annahme eines Grundes zur Folge entsprungenen Obersatz muß jeder Irrthum zurückzuführen sein (ausgenommen Rechnungsfehler).
>
> (W. a. W. u. V. I. 95.)

Muß mich »allemal« eine Vorstellung motiviren? –

Ist ein Gefühl oder ein Gedanke, welche ganz bestimmt keine Vorstellungen sind, wenn man nicht der Sprache und ihren Begriffen die denkbar größte Gewalt anthun will, nicht in tausend und abertausend Fällen zureichendes Motiv für eine menschliche Handlung? z. B. Hitze, Kälte, Zahnschmerz u.s.w.? –

Seite 236 sagen Sie:

> Ist die Erkenntniß erst im Klaren, so ist es sofort auch der Wille.

Auf Seite 237 dagegen sagen Sie:

> Die Grundlage des Charakters kann wohl durch Uebung und Gewohnheit (vermöge absichtlicher oder zufälliger Einseitigkeit der vor das Bewußtsein tretenden Motive) modificirt werden, aber nie durch Lehre; denn die schönste Kenntniß der Sittenlehre ist todtes Wissen, wenn Sie auf den Willen nicht als Motiv wirkt, und ob sie das thut, hängt allein von der Natur des individuellen Willens selbst, d.h. vom Charakter ab.

Hier habe ich Sie zu fragen:

1) Ist eine Lehre kein »vermöge absichtlicher oder zufälliger Einseitigkeit vor das Bewußtsein tretendes Motiv«?
2) Kann die Erkenntniß nicht in's Klare über eine Lehre kommen?
3) Muß dann aber nicht auch sofort der Wille im Klaren darüber sein und hungrig ergreifen, was ihm die edle |
ii584 Vorstellung gegeben hat? Denn der Wille ist Ihrer Lehre nach, doch nur eine absolut leere Form, die allemal nur wollen kann, was ihr die Vorstellung giebt.

Sie fahren fort:

> Darum sehen wir ferner, daß alle Religionen, wie beschaffen ihre Sittenlehre auch sein mag, gleich viel oder gleich wenig Einwirkung auf die Moralität ihrer Bekenner üben.
>
> (238.)

> Das Resultat ist: Das ethische Moment des Menschen, d.h. dasjenige, was den Charakter der Gesinnungen und Handlungen bedingt, liegt in der tiefsten Nacht des Unbewußten.
>
> (*ib.*)

Im Schlechten, Herr von Hartmann, Das habe ich Ihnen bereits gesagt, sind Sie allemal der Nachtreter Schopenhauer's, ein Schüler, welcher die Fehler des Meisters maßlos vergrößert. Was wären wir ohne die fast zweitausendjährige Einwirkung des Christenthums? frage ich Sie. In Betreff der zweiten Stelle aber verweise ich Sie auf meine Ethik, woselbst ich nachgewiesen habe, daß das ethische Moment im hellsten Licht des Bewußtseins liegt, das die »tiefste Nacht« des Unbewußten erhellt, läutert und vernichtet.

V. Das Unbewußte im ästhetischen Urtheil und in der künstlerischen Production.

> Hieraus folgt, daß das ästhetische Urtheil nichts Apriorisches ist, sondern etwas Aposteriorisches oder Empirisches.
>
> (245.)

> Das Resultat ist: daß das ästhetische Urtheil ein empirisch begründetes Urtheil ist, seine Begründung aber in der ästhetischen Empfindung hat, deren Entstehungsproceß durchaus in's Unbewußte fällt.
>
> (246.)

Noch Niemand, Herr von Hartmann, hat so seicht und leichtfertig wie Sie über Aesthetik und Kunst geschrieben.

Zur ersten Stelle bemerke ich: daß ein Urtheil allemal das Product einer Vermählung apriorischer Regeln mit einem bestimmten Erfahrungsstoff ist. Deshalb hat auch das ästhetische Urtheil einen unerschütterlichen idealen Grund im Kopfe des Menschen, und zwar gewöhnlich einen unbewußten (Schönheitssinn), der sich aber, wie alle idealen Formen, in das Licht des Bewußtseins rücken läßt, wo man denselben alsdann bis in seinen Kern erleuchtet sieht.

ii585 Weil Schopenhauer das Formal-Schöne nicht kannte und Sie, als Talent, immer nur an den Rockschößen der Genialen hängen, so kennen auch Sie keine apriorischen Schönheitsregeln und hüllen sich (Stelle Nr. 2) in die Nacht des Unbewußten, wo man so bequem philosophiren und seine Unwissenheit verbergen kann; denn bei Nacht, wie Ihnen bekannt ist, sind alle Ochsen schwarz.

VI. Das Unbewußte in der Entstehung der Sprache.

Sie beantworten die Frage Steinthal's:

> Welcher Geist im Menschen, d. h. welche Thätigkeitsform des menschlichen Geistes hat Sprache erzeugt?

mit den Worten:

> Welche andere Antwort ist hierauf denkbar, als die der unbewußten Geistesthätigkeit, welche mit intuitiver Zweckmäßigkeit sich hier in den Naturinstinkten, dort in den intellektuellen (!) Instinkten, hier in individuellen, dort in cooperativen Masseninstinkten auswirkt, und überall mit fehlloser hellsehender Sicherheit dem Maaße des sich darbietenden Bedürfnisses entspricht?
>
> (267.)

Verstehen Sie spanisch, Herr von Hartmann? Wenn nicht, so werden Sie wohl ein spanisches Wörterbuch zur Hand nehmen und das Wort »Oel« darin aufsuchen können. Thun Sie es, so werden Sie »*aceite*« finden.

Aceite aber ist das lateinische *acetum, aciditas* das italienische *aceto, acidume, acidità*, das französische *acide*, zu deutsch: Essig oder Säure. Ein ganzes romanisches Volk hat also, in Widerspruch mit seinen sämmtlichen romanischen Brüdern, eine Verwechselung eintreten lassen und für Oel (lateinisch: *oleum*, italienisch: *olio*, französisch: *huile*) Das gesetzt, was für Essig stehen sollte. Ein schöner »cooperativer Masseninstinkt!« Ein schönes »fehlloses Hellsehen!«

Die Sprache ist entstanden durch cooperative Thätigkeit des Dämons und des Geistes, und die Naturlaute und ersten Begriffe sind im Geiste Einzelner weitergebildet worden. Erfinden Sie heute eine neue Sprache und lassen sämmtliche Kinder auf der Erde diese Sprache erlernen, so wird in siebenzig Jahren die ganze Menschheit nur eine einzige Sprache sprechen, welche kein Mensch |
ii586 auf dämonischen Antrieb umzubilden Lust haben würde. Ein bewußtes Bedürfniß würde alsdann allein entscheiden.

Glauben Sie wirklich heute noch, als Mann, an einen Masseninstinkt, der etwas Anderes wäre als ein resultirender aus Einzel-Instinkten? Gewiß nicht; denn die Männlichkeit bringt andere Gedanken als das Jünglingsalter. Glauben Sie ferner, daß eine Revolution durch einen solchen idealen Masseninstinkt allein je herbeigeführt worden ist? Gewiß nicht. Jede Revolution hatte ihre Führer, deren Kraft durch die Kraftsumme vieler Einzelnen, welche als bloße Werkzeuge hinter ihnen standen, vertausendfacht wurde. Hätten wir in Deutschland eine so starke sociale Strömung wie die gegenwärtige ohne den einzigen Lassalle?

VII. Das Unbewußte im Denken.

> Daß aber wirklich der eigentliche Proceß in jedem, auch dem kleinsten Schritte des Denkens intuitiv und unbewußt (!) ist, darüber kann wohl nach dem bisher Gesagten kein Zweifel obwalten.
>
> (283.)

Ich beziehe mich hier auf das Vorhergegangene. Das Gehirn denkt nicht immer, sondern es functionirt nur immer: bald bewußt, und dann denkt es; bald unbewußt, und dann denkt es nicht, sondern ist nur unbewußt thätig. Ihre Behauptung: das Denken sei allemal, im kleinsten Schritte, intuitiv und unbewußt, ist dreist, keck, bornirt.

> So sieht der geniale Feldherr den Punkt für die Demonstration oder den entscheidenden Angriff, auch ohne Ueberlegung.
>
> (283.)

Genialität ist vor Allem eine Gehirnerscheinung, die mit dem Gehirne steht und fällt. Sie wird erhöht durch eine energische Blutactuirung. Im genialen Feldherrn wirkt der unbewußte Dämon und die bewußte Genialität immer zusammen: eine blinde Biene könnte keine Zelle bauen; ein blinder Fischadler müßte, trotz seines unfehlbaren Instinkts, verhungern; und sähe der Feldherr nicht die Stellung des Feindes, wäre er sich derselben nicht klar bewußt, so würde er auch den entscheidenden Angriff nicht machen können. Sein Befehl zum Angreifen ist ein aus der Tiefe seines Blutes aufsteigender Impuls, aber dieser blinde Impuls ist durch eine bewußte Geistesthätigkeit bedingt.

ii587

VIII. Das Unbewußte in der Entstehung der sinnlichen Wahrnehmung.

Ich habe diesen Gegenstand bereits mit Ihnen besprochen, und werden Sie sich erinnern, daß ich Ihr Verfahren, diesen Abschnitt nicht an die Spitze Ihres Buches gestellt zu haben, *unredlich* nennen mußte.

IX. Das Unbewußte in der Mystik.

Die Mystik war Ihre fette Weide, und Sie geberdeten sich darauf wie ein junges ausgelassenes Füllen. Ich werde nicht viele Worte machen; denn es kann kein Zweifel für mich sein, daß sich bei Ihnen schon längst der Katzenjammer eingestellt hat, d. h. daß Sie Ihre wahnsinnigen Jugendsprünge bitter bereuen.

> Das Wesen des Mystischen ist zu begreifen als Erfüllung des Bewußtseins mit einem Inhalte (Gefühl, Gedanke, Begehrung) *durch unwillkürliches Auftauchen desselben aus dem Unbewußten.*
>
> (323.)

Diese Erklärung des Mystischen ist, wie alle Ihre Erklärungen, zu kurz. Es handelt sich beim Menschen immer um einen *Zustand* des Willens, des Dämons, also um Freude, Trauer, Zorn, Ruhe, Angst, Frieden, Verzweiflung u.s.w. Alle diese Zustände als solche setzen den *Spiegel des Bewußtseins* und die *Erkenntniß* überhaupt voraus. Nehmen wir z. B. einen verzückten Heiligen. Hätte er je die intellektuelle Wonne empfinden können, wenn er sich vorher nicht mit Christus, Gott, dem Himmelreich u.s.w. beschäftigt hätte? Wir haben es also immer mit *Cooperation* des Willens mit dem Geiste, des *unbewußten* Dämons mit dem *bewußten* Intellekt zu thun, d. h. im Grunde *nur* mit dem unbewußten individuellen Dämon, der durch eines seiner Organe seiner selbst bewußt wird; denn ich kann es Ihnen gar nicht oft genug wiederholen, daß es nur ein Einziges Princip in der Welt giebt: den *individuellen Willen*, welchem das Bewußtsein nicht wesentlich ist, der dagegen mit der *Bewegung* steht und fällt. Auch ist der Geist nur ein *Bewegungsfactor*, die Function eines *Organs.*

> Das Streben, das Individuum im Absoluten aufgehen zu lassen .. ist widersinnig und nutzlos; es enthält den großen |
> ii588 Irrthum, als ob, wenn das Ziel der Vernichtung des Bewußtseins erreicht wäre, das Individuum noch bestände.
>
> (326.)

Wie grundfalsch! Will der Verzückte schlechtweg Bewußtlosigkeit? Das gerade Gegentheil: er will das denkbar hellste Bewußtsein, die klarste Spiegelung des seligsten Zustandes im reinsten Spiegel des Selbstbewußtseins.

> Von Mystikern gingen die religiösen Offenbarungen aus, von Mystikern die Philosophie.
>
> (327.)

Das ist wiederum ein ganz oberflächliches Urtheil. Ich habe noch keine intellektuelle Wonne empfunden und kann deshalb über diesen gewiß ganz bestimmten Zustand nicht urtheilen. Einem Verzückten soll nämlich die Außenwelt ganz verschwinden, trotzdem seine Augen offen bleiben, und er soll irgend ein glänzendes Bild sehen, das in ihm den seligsten Zustand hervorruft. *Er ist sich sowohl des Zustandes, als auch des Bildes vollkommen bewußt.* Dagegen bin ich einmal narkotisirt gewesen (von den Narkosen, die mir Ihr Buch bereitet hat, sehe ich ab) und habe schon sehr oft gewöhnliche (physische) und moralische Begeisterung empfunden. Denke ich über diese Zustände jetzt nach, so finde ich immer, daß ein *bestimmter* Gedanke oder eine Vorstellung von einem *bestimmten* Zustande in mir getragen wurde, der mich in ein Meer des Entzückens tauchte. In jedem einzelnen Falle vermählte sich gleichsam meine bewußte Erkenntniß mit meinem unbewußten Dämon und das Erzeugte stand im hellen Punkte des Bewußtseins. Ich gebe ferner zu, daß ich nicht alle hervorstechenden Gedanken meiner Philosophie als Schlußglieder bewußter Gedankenreihen gefunden habe. Ich habe vielmehr oft plötzlich auf einen Satz gestarrt, der, wie man zu sagen pflegt, wie vom Himmel gefallen vor mir stand, so daß ich mir manchmal an den Kopf gegriffen habe, weil ich glaubte, eine fremde Hand habe die meinige geführt. Aber beweist Das irgendwie ein *ganz unvermitteltes* Auftauchen aus der Nacht des unbewußten Dämons im Menschen? Beweist es ferner, daß wir unbewußt *denken*? In keiner

Weise. Es beweist nur, was ich Ihnen gleich am Anfang dieser Kritik zugestanden habe, daß der Wille, der Dämon, (objektiv: das Blut) wie schon Schopenhauer gelehrt hat, unbewußt ist und mit dem bewußten Geist cooperirt; ferner: daß das ganze Gehirn |
ii589 immer thätig ist, bald schwach, bald stark, und obgleich immer nur eine seiner drei Functionen zu einer bestimmten Zeit vom hellsten Lichte des Bewußtseins bestrahlt wird.

Ich bestreite durchaus nicht, daß der Geist immer functionirt; aber ich bestreite im Namen der Wahrheit, daß es einen unbewußten Gedanken, eine unbewußte Vorstellung, ein unbewußtes Gefühl giebt, weil jeder Gedanke als solcher, jede Vorstellung als solche, jedes Gefühl als solches bewußt sein muß. Nur ein bewußter Gedanke ist Gedanke schlechthin, nur eine bewußte Vorstellung ist Vorstellung schlechthin, nur ein bewußtes Gefühl ist Gefühl schlechthin. Was die unbewußte Thätigkeit des Gehirns sei, die ich ausdrücklich, wie gesagt, anerkenne – das können wir nur nach dem einzigen Prädicat des Willens: der Bewegung bestimmen. Die unbewußte Thätigkeit des Gehirns ist einfach Gehirnschwingung. Erst wenn diese Gehirnschwingungen in das Bewußtsein münden, werden sie, je nach ihrer specifischen Natur, Gedanken, Vorstellungen, Gefühle, und sind deshalb die Begriffe: bewußte Vorstellung, bewußter Gedanke, bewußtes Gefühl Tautologien.

Wollen Sie diese wesentlichen, außerordentlich wichtigen Unterschiede nicht machen, so dürfen Sie auch consequenter Weise das Ding an sich nicht vom Objekt unterscheiden; denn wie das Ding an sich erst zum Objekt wird, wenn es sich mit dem erkennenden Subjekt vermählt, und wie ohne Subjekt von einem Objekt gar nicht geredet werden kann, so wird die Gehirnschwingung erst zu Gedanken, Vorstellungen, Gefühlen, wenn sie sich mit dem Bewußtsein vermählt, und von Vorstellungen, Gedanken und Gefühlen ohne Bewußtsein kann nicht geredet werden. Halten Sie Das ja recht fest, Herr von Hartmann: Sie müssen es zugeben, wenn Sie sich das Problem klar gemacht haben, und Sie können es sich klar machen, weil Sie ein großes Talent sind. Locke, Kant und Schopenhauer haben für solche wesentlichen Unterscheidungen, deren Wichtigkeit nur ein philosophisch Roher verkennen kann, ihr ganzes Leben lang gekämpft und geblutet, und Sie sehen an Ihrem Werk selbst, welches Unheil der »Identitätsbrei« im Gefolge hat. Nimmt man eine unbewußte Vorstellung an, so erklärt man mit anderen Worten: Locke, Berkeley, Hume, Kant und Schopenhauer, kurz, die |
ii590 allerseltensten Geister, zu deren Hervorbringung die Natur Jahrhunderte nöthig hatte, sind einfältige Querköpfe, Silbenstecher, Wortklauber, Pedanten, Don Quixote's gewesen und die ganze kritische Philosophie ist eine Chicane, eine Spiegelfechterei, eine Wortklauberei, eine Narrethei: Erklärungen, welche Sie ganz bestimmt, trotz Allem und Allem, nie abgeben werden.*[1]

Sie spielen aber durchgehends in Ihrem Werke mit der Negation »unbewußte Vorstellung«, oder vielmehr Sie machen diese Negation zum Eckstein Ihrer Philosophie, und nun zeigt sie auch überall das Gepräge eines solchen unsinnigen Gebahrens: sie ist durchweg sophistisch, verworren, unklar, vieldeutig, unbestimmt.

Es handelt sich also bei denjenigen menschlichen Handlungen, welche Sie in die viel zu enge Form des Mystischen stopfen, durchaus nicht um ein reines unvermitteltes Unbewußtes, sondern um eine Erhebung des Unbewußten in das Licht des Bewußtseins. Dies ist aber gar nichts Seltsames, Neues, Ungewöhnliches. Die meisten menschlichen Thätigkeiten sind eine solche Erhebung oder besser eine Cooperation des Dämons mit dem Geiste. Im genialen Denken, Anschauen und Fühlen ist diese Cooperation nur eine energischere, gluthvollere und mithin eine hellere, bewußtere; denn je energischer das Gehirn vom Blute, der Geist vom Dämon actuirt wird, desto kräftiger functionirt auch das Gehirn, der Geist, die Psyche, weshalb auch Schopenhauer mit Recht einen energischen Blutlauf, kurzen Hals u.s.w. zu Bedingungen für das Genie gemacht hat. –

Und so kommt es, daß die verschiedenen philosophischen Systeme, so Vielen sie auch imponiren, doch nur für den Verfasser und für einige Wenige volle Beweiskraft haben, welche im Stande sind, |
ii591 die zu Grunde liegenden Voraussetzungen (z.B. Spinoza's Substanz, Fichte's Ich, Schelling's Subjekt-Objekt, Schopenhauer's Wille) mystisch in sich zu reproduciren, und daß diejenigen

philosophischen Systeme, welche sich der meisten Anhänger erfreuen, gerade die allerärmsten und unphilosophischsten sind (z. B. der Materialismus und der rationalistische Theismus).

(330.)

Ich will Ihnen den richtigen Grund sagen, warum diese Systeme nie viele Anhänger gefunden haben: eine einfache Einheit in der Welt, in deren Hand das sich so real fühlende Individuum eine bloße Marionette sein soll, wird niemals Fuß in unserem Gemüth fassen können; erstens, weil wir sie nur fürchten können, zweitens, weil unser Bewußtsein immer nur der Spiegel unserer individuellen Zustände ist; denn was spiegelt sich in einem Menschen, dem es gelungen sein sollte, z. B. Spinoza's Substanz, »mystisch in sich zu reproduciren«? Lediglich die Rückwirkung dieser All-Einheit auf seinen individuellen Dämon.

Warum führten Sie nicht den Budhaismus auf, der die meisten Bekenner zählt? warum nicht das Christenthum schlechthin, das Gott durch die Natur der Individuen (Erbsünde) beschränkt sein läßt? Sie haben geflissentlich über diese großen Lehren geschwiegen. Eine allmächtige All-Einheit in oder außerhalb der Welt, selbst wenn sie existirte, würde niemals das menschliche Herz erwärmen können, und deshalb wird auch Ihre Philosophie spurlos an der überwiegenden Mehrzahl der Menschen vorbeigehen, wie die Lehren Spinoza's, Fichte's, Schelling's und Hegel's. Eine Philosophie, welche die Menschen packen will, sie bessern will, sie erlösen will, muß, wie die angeführten beiden großen ethischen Religionen, das Individuum da ergreifen, wo es verwundbar ist: am Glückseligkeitstrieb. Das Alles kennen Sie aber nicht, weil Sie ein bloßes Talent, d. h. ein Nachtreter, ein Handlanger des freien Genies sind. Was vor Ihnen Niemand gesagt hat, das können Sie selbstverständlich, als Talent, nicht finden. Was aber die Genialen vor Ihnen gesagt haben, das ist Material für Sie. Nun können Sie bauen. Aber wie bauen Sie? Sie verwerfen die Ecksteine der Wahrheit und ergreifen die Lehmknollen, d. h. die Fehler Ihrer Vorgänger, weil Sie mit einem romantischen Organ geboren wurden, welches |
ii592 unempfänglich für die Wahrheit, aber empfänglich für »abgestandenen Kohl« ist. –

Der vollständige rationelle Beweis für die mystischen Resultate kann erst am Schlusse der Geschichte der Philosophie fertig sein, denn letztere besteht ganz und gar in dem Suchen dieses Beweises.

(331.)

Sie hätten ganz Recht, Herr von Hartmann, wenn man Ihren Weg weiterginge; doch würde alsdann auch die Philosophie nie einen Abschluß finden. Denn seien Sie davon fest überzeugt: die einfache Einheit in der Welt wird nie gefunden werden, sollte auch die Menschheit noch Milliarden Jahre leben müssen. Warum? Weil es überhaupt keine einfache Einheit mehr giebt. Der Name für diese Einheit ist, wie Sie recht gut wissen, ganz gleichgültig: ob Materie, oder Substanz, oder Ich, oder Subjekt-Objekt, oder Idee, oder Absolutum, oder Wille, oder All-Eines Unbewußtes, oder Gott in der Welt, oder Jehovah.

X. Das Unbewußte in der Geschichte.

Es handelt sich nicht um Entwicklung des Menschen, sondern der Menschheit.

(335.)

Was haben Sie sich hier unter Menschheit gedacht? Gewiß dasselbe, was sich Schopenhauer dachte, d. h. eine hinter dem Individuum schwebende unsichtbare Gattung.

Ich habe in meinem Hauptwerk den Unfug gerügt, welcher in der Wissenschaft mit dem Wort Gattung getrieben wird, und verweise Sie darauf. Die Gattung ist für den echten Denker ein Begriff wie Stecknadel, Tisch, Stuhl. Wer die Gattung in einem anderen Sinne gebraucht, glaubt auch ganz bestimmt an eine einfache Einheit in oder über der Welt; denn eine solche Gattung ist das Verbindungsglied der Welt mit einer erträumten Einheit in oder über ihr.

Ich sage Ihnen: auf die Entwicklung des einzelnen Menschen kommt es ganz allein an; denn die Einwirkung des Einzelnen auf das Ganze ist ganz unberechenbar groß, und die Menschheit ist nur durch die Einzelnen in den Einzelnen. Im Augenblick, wo alle Menschen sterben würden, stürbe auch die Menschheit. Jeder Mensch handelt seinem individuellen

Wohle gemäß. Er kann sich selbstverständlich hierbei irren; aber im Moment der Handlung |
ii593 glaubt er immer, daß er seinem Wohle gemäß handelt, welches Wohl natürlich auch dann gewahrt bleibt, wann von zwei Uebeln das kleinere gewählt wird. –

> Welches die unbewußte treibende Culturidee in einem bestimmten Zeitabschnitt sein solle, kann nur durch das Unbewußte selbst in Beziehung auf die gerade dann ideell erforderliche Entwicklungsphase bestimmt werden.
>
> (338.)

> Diese so zu sagen prästabilirte Harmonie zwischen historischen Aufgaben und Individuen mit der Specialbefähigung, dieselben zu lösen, geht so weit, daß selbst technische Erfindungen (in praktisch verwendbarer Gestalt) immer erst dann, aber dann auch stets gemacht werden, wenn die Vorbedingungen zu einer für die Cultur fruchtbaren Ausnutzung derselben, sowie das Bedürfniß nach derartigen Culturhülfsmitteln gegeben sind.
>
> (340.)

In diesen Sätzen lehren Sie unverhüllt eine göttliche Vorsehung, d.h. Sie wollen uns in die Arme des jüdischen Theismus zurückwerfen. Sie werden im Fortgang Ihres Werks immer retrograder: zuerst warfen Sie uns an die Brust des Cartesius, dann an die Plato's und nun an die Jehovah's. Sie Erzromantiker!

Wie fruchtbar, wie segensreich erweist sich hier meine Philosophie! Was Sie sagen, hat seine volle Richtigkeit; aber es beruht nicht auf einer soliden Grundlage, sondern auf einem Hirngespinnst. Die Entwicklung der Menschheit ist vor der Welt von einer gestorbenen Einheit bestimmt worden und wird deshalb in der Welt nur von Individuen bewerkstelligt, welche lediglich nach ihrem Glückseligkeitstrieb handeln. So haben wir denn eine gottlose und doch göttliche Welt, d.h. eine allein existirende Welt, aber durchweht vom göttlichen Athem einer vorweltlichen Einheit. Deshalb auch ist die Resultirende aus allem individuellen, particulären Wollen doch immer nur ein einiger Weltlauf, als ob er die Bewegung einer einfachen Einheit wäre. –

Der socialen Frage gegenüber nehmen Sie selbstverständlich den denkbar engherzigsten Bourgeois-Standpunkt ein, wie Schopenhauer, Ihr Vorbild in allem Schlechten.

Sie entwickeln schülerhaft das große Ricardo'sche Gesetz und sagen dann, daß die wichtigste sociale Aufgabe der Gegenwart darin bestünde: »die Erziehung der Masse durch Schulze-Delitz'sche |
ii594 Vereine, bessere Schulbildung, Arbeiterbildungsvereine u.s.w. zu üben.« (351.)

Aber hier will ich sehr, sehr nachsichtig mit Ihnen sein; denn Sie sind ein Talent, und von Ihnen fordern zu wollen, daß Sie ein Genialer, oder gar ein weiser Held, der am Kreuze für die Menschheit verblutet, sein sollen, wäre unvernünftig. Die sociale Frage, Herr von Hartmann, verlangt für ihre Lösung einen ganz neuen Geist in allen Volksschichten, und dieser Geist kann sich in den Scherben der zersprungenen Formen des Mittelalters nur schwach entwickeln. Es wird Ein Tag sein, wo Ihre Philosophie, Alt-Katholicismus, Neu-Katholicismus, Alt- und Neu-Protestantismus, altes und Reform-Judenthum, Zwei-Kammersystem, liberale und conservative Parteien, sociale Kasten, Schulze-Delitz'sche Vereine, Arbeiterbildungsvereine und die Productionsweise von Gütern unter der Herrschaft des Kapitals zusammen zerbrechen: ein einziger Tag! ob er auch erst in hundert Jahren anbreche. Aber wann er kommt, dann hält sich auch keine der Institutionen mehr, welche entweder aus der alten Zeit in den immer rasender werdenden Strom der Menschheitsentwicklung hereinragen, oder als Palliativ-Mittel gegen das sociale Elend ersonnen worden sind. Es wird ein Zusammensturz ohne Trümmer sein, wie eine Luftspiegelung plötzlich verschwindet: da war sie noch, und auf einmal ist keine Spur mehr von ihr zu entdecken,

XI. Das Unbewußte und das Bewußtsein in ihrem Werth für das menschliche Leben.

In diesem Abschnitt geben Sie eine Veränderung des Charakters durch das Bewußtsein zu, was Sie auf Seite 237 so energisch in Abrede stellten, welchen Widerspruch ich einfach

constatire.

Sie warnen ferner vor zu viel Bewußtsein,
damit die Menschheit nicht in ein vorzeitiges Greisenalter eintrete.

(370.)

Im Abschnitt: »Das Unbewußte in der Geschichte«, haben Sie auf einer falschen Grundlage (existirende einfache Einheit in der Welt, Vorsehung) im Ganzen genommen recht gesunde und richtige Ansichten bezüglich eines einheitlichen nothwendigen Entwicklungsgangs der Menschheit ausgesprochen. Aus einem solchen nothwendigen, unabänderlichen Verlauf fließt aber ganz von selbst, daß |
ii595 Nichts geschieht, was nicht geschehen soll, daß also auch die Menschheit nicht früher und nicht später in das Greisenalter eintreten kann als beschlossen ist, ob sich auch Millionen Prophetinnen wie Cassandra oder Millionen Philosophen Ihrer Prägung der Menschheit entgegenwürfen und sie beschwüren, einzuhalten oder umzukehren. Ihre Warnung widerspricht also der von Ihnen gelehrten All-Weisheit des Unbewußten, was ich ebenfalls constatire.

*[1] Im Grunde genommen dürfte man auch nicht von einem unbewußten Willen sprechen, weil nur ein bewußter Wille Wille schlechthin ist. Man sollte deshalb, getragen vom Geiste der kritischen Philosophie, immer für unbewußten Willen schlechthin das Unbewußte oder besser das individuelle Unbewußte setzen, das im Menschen mit Dämon, im Thiere mit Instinkt zu bezeichnen ist. Dieses individuelle Unbewußte ist ferner, im Lichte des Bewußtseins, Wille zum Tode. – Die Pietät gegen Schopenhauer verlangt jedoch, daß man diese einzige Ausnahme mache, d.h. auch von einem unbewußten Willen spreche. Es wäre ein Ausdruck, der neben anderen unrichtigen, jedoch vom Sprachgebrauch geheiligten, wie »schöne Seele«, »erhabenes Objekt« u.s.w. stände, welche sämmtlich harmlos sind, wenn man den wahren Sachverhalt nicht aus den Augen verliert.

IV. Metaphysik.

ii595u

C. **Metaphysik des Unbewußten.**

I. Die Unterschiede von bewußter und unbewußter Geistesthätigkeit und die Einheit von Wille und Vorstellung im Unbewußten.

Diese Ueberschrift kritisirt sich von selbst und füge ich nur hinzu, daß der individuelle unbewußte Wille (Dämon) und die bewußte Geistesthätigkeit zwei getrennte Principien sind, – obgleich die letztere sekundär und abhängig ist, – welche nur cooperiren und nicht identisch sind. Der Geist ist Function eines Organs des Dämons, ein Bewegungsfactor – nichts weiter. Sie sind ein Identitäts-Confusionarius – nichts weiter, und Schelling erscheint neben Ihnen wie ein Zwerg neben einem Riesen. Sie gießen Alles, das Heterogenste und Homogenste, »in Einen Brei« (Schopenhauer), werfen Alles in die Nacht des Unbewußten, was selbstverständlich das bequemste Philosophiren ist. Aber ungestraft können Sie es nicht thun. Zu Ihren Gewissensbissen, zu Ihrer brennenden Reue muß die Scham über das Brandmal treten: »Unredliche Methode«, welches die redlichen Wahrheitsfreunde Ihrer Philosophie aufdrücken mußten.

1. Grundsatz des Abschnitts.

Das Unbewußte erkrankt nicht, aber die bewußte Geistesthätigkeit kann erkranken.

(373.)

Das Unbewußte, wovon Sie hier sprechen, muß auf den Dämon eingeschränkt werden.

2. Grundsatz.

Das Unbewußte ermüdet nicht, aber jede bewußte Geistesthätigkeit ermüdet.

(*ib.*)

ii596 Hier muß dieselbe Einschränkung stattfinden; ferner darf unter Ermüdung der Geistesthätigkeit nicht Aufhören der bewußten Geistesthätigkeit verstanden werden: der Geist functionirt immer, so lange der Mensch lebt und zwar immer bewußt; aber bald schwächer, bald stärker, bald im wachen, bald im betäubten Zustande, wie ich oben auseinandergesetzt habe.

3. Grundsatz.

Alle bewußte Vorstellung hat die Form der Sinnlichkeit, das unbewußte Denken kann nur von unsinnlicher Art sein.

(374.)

An diesen Grundsatz knüpfen Sie folgende Erklärung:

> Da das Bewußtsein schlechterdings gar nichts vorstellen kann, es sei denn in Form der Sinnlichkeit, so folgt, daß das Bewußtsein nun und nimmermehr sich eine direkte Vorstellung machen kann von der Art und Weise, wie die unbewußte Vorstellung vorgestellt wird; es kann nur negativ wissen, daß jene auf keine Weise vorgestellt wird, von der es sich eine Vorstellung machen kann. Höchstens kann man noch die sehr wahrscheinliche Vermuthung äußern, daß in der unbewußten Vorstellung die Dinge vorgestellt werden, wie sie an sich sind.

(375.)

Herr von Hartmann! Mit dieser Stelle, die Sie dem geduldigen Papier aufbürdeten, haben Sie dem Philosophen in Ihnen das Todesurtheil gefällt. Das Unbewußte in Ihnen muß doch außerordentlich unbewußt sein, sonst hätte es Sie in einer mystischen Aufwallung vom Abgrund zurückreißen müssen.

Welche Dreistigkeit und zugleich welche Schmach! Nachdem alle bisherigen Capitel Ihres Werks auf dem Grunde der Vorstellung, welche doch ein ganz bestimmter Begriff ist, aufgebaut worden sind, erklären Sie mit einem Male: die unbewußte Vorstellung sei *toto genere* von der bewußten verschieden! Aber dadurch werden ja sämmtliche Resultate der vorhergehenden Capitel hinfällig. Sehen Sie denn Dieses nicht ein? Es ist so klar wie Sonnenlicht. Es ist dasselbe, als ob ich die herrlichsten Gebäude, Brücken mit weiten Bogen u.s.w. auf der Tragkraft des Eisens berechnete, auch Jeden von der Ausführbarkeit auf Grund des Eisens überzeugte, und dann mit einem Male sagte: Ja, Eisen |

ii597 werde ich aber nicht verwenden, sondern – Etwas, was in der ganzen Natur nicht vorkommt, was aber doch wie Eisen trägt.

Was soll man zu einer solchen philosophischen Taschenspielerkunst, zu einer solchen Narrethei sagen? Das Mildeste wäre: Ihnen zu rathen, Locke's »Untersuchung über den menschlichen Verstand« fünf Jahre lang unausgesetzt, Wort für Wort, zu studieren, damit Sie endlich einsähen, daß man einen bestimmten Begriff nur dann in einem anderen als dem gewöhnlichen Sinne gebrauchen darf, wenn man seinem neuen Inhalt eine ganz präcise, klare Fassung gegeben hat.

Weder ist ein Gedanke, noch ein Gefühl eine Vorstellung. Eine Vorstellung ist im Munde des Volks ein realer Gegenstand, ein Objekt, das Bild eines Dinges an sich. In philosophischer Sprache ist eine Vorstellung: ein Ding an sich, welches in die subjektiven Formen Raum und Materie (Substanz) eingegangen ist.

Eine unbewußte Vorstellung ist und bleibt eine *contradictio in adjecto*: silbernes Gold.

Hier ernten Sie den Wind, den Sie in der Erkenntnißtheorie gesäet haben, als Sturm. Eine Vorstellung ist ohne Bewußtsein gar Nichts. Was einer Vorstellung, einem Objekt, zu Grunde liegt, d. h. das vom Subjekt Unabhängige in ihr, ist eben das Ding an sich. Diesem Ding an sich entspricht überall der Wille, und zwar der individuelle Wille, dessen einziges Prädicat die Bewegung ist. Diese ist auch vorhanden ohne ein erkennendes Subjekt.

Wollen wir uns faßlich machen, was unsere Gedanken, Gefühle, Vorstellungen ohne das Bewußtsein wären, so müssen wir gleichfalls zu diesem einzigen Prädicat unsere Zuflucht nehmen. Sie sind Bewegungen des Gehirns. Man kann also nur von unbewußten Bewegungen des Gehirns, nie darf man von unbewußten Vorstellungen, Gedanken, Gefühlen sprechen. Eine bewußte Vorstellung ist, wie ich Ihnen sattsam bewiesen habe, eine Tautologie. Jede Vorstellung ist *eo ipso* eine bewußte Vorstellung. Ist sie nicht bewußt, so büßt sie den Charakter einer Vorstellung vollständig ein, wie ein Objekt ohne ein Subjekt den Charakter eines Objekts einbüßt, und es verbleibt nur Das, was dem Ding an sich wesentlich ist: innere Vibration, innere Schwingung, Entwicklung, Bewegung.

ii598 Sie dagegen werfen Alles in Einen Topf: Objektives, Subjektives, Ding-an-sich-Eigenthümliches. Aber, wie ich schon sagte, Ihre Philosophie trägt eben deshalb auch durchweg das Gepräge der Vieldeutigkeit, Oberflächlichkeit, Verworrenheit, Unbestimmtheit: sie ist ein »Brei«, ein Kauderwälsch; sie ist nebelhaft, verschwommen, das reine Chaos in der Nacht des Unbewußten. Sie sind auf dem Gebiete der Philosophie ein Taschenspieler, ein Gaukler, ein Jongleur, eine männliche Louise Lateau, eine männliche Madame de Guion.

Ich hatte oben noch für möglich gehalten, daß ich mich, im Fortgang der Kritik Ihres trüben Gedankenschaums, ärgern und zornig werden könnte; dies ist aber nicht mehr möglich. Das Wort Schopenhauer's ist mir vor wenigen Minuten eingefallen:

> Wenn die Absurditäten eines Gesprächs, welches wir anzuhören im Falle sind, anfangen uns zu ärgern, müssen wir uns denken, es wäre eine Komödienscene zwischen zwei Narren, *Probatum est*.
> (*Parerga* I. 493.)

So denke ich denn von jetzt ab *mutatis mutandis*: Sie recitirten auf einer Bühne (Scene: Zimmer in einem Tollhause) geistreiche Monologe und ich säße mutterseelenallein im Parquet.

Ich bitte Sie, Herr von Hartmann, weiter zu declamiren.

4. Grundsatz.

> Das Unbewußte schwankt und zweifelt nicht ... Das Denken des Unbewußten ist zeitlos.
> (375. 376.)

»Das Denken des Unbewußten ist zeitlos!« –

Sie reden hier von Etwas,

> von dessen Dasein man erwiesenstermaßen keine Kenntniß und von dessen Wesen man gar keinen Begriff hat.

wie Schopenhauer sagt (*Parerga* I. 202). Er fügt hinzu: es lasse sich nichts Unphilosophischeres denken als ein solches Verfahren. Ich halte Ihnen diesen Spiegel

unseres Meisters vor, und vor dem Bilde, das Sie darin erblicken, werden Sie zurückschrecken.

5. Grundsatz.

Das Unbewußte irrt nicht.

Die vermeintlichen (!) Irrthümer des Instinkts lassen sich auf folgende vier Fälle zurückführen:

ii599 *a*) Wo gar kein besonderer Instinkt existirt, sondern bloß eine Organisation, welche durch eine besondere Stärke gewisser Muskeln den allgemeinen Bewegungstrieb vorzugsweise auf diese Muskeln hinlenkt. So z.B. das unzweckmäßige Stoßen junger Rinder, die noch keine Hörner haben.

b) Wo der Instinkt durch naturwidrige Gewohnheit ertödtet ist, ein Fall, der vielfach beim Menschen und seinen Hausthieren eintritt.

c) Wo der Instinkt aus zufälligen (!!) Gründen nicht functionirt, z.B. wenn ein Thier seinen natürlichen Feind nicht scheut und ihm dadurch zum Opfer fällt.

d) Wo der Instinkt zwar auf die bewußte Vorstellung, auf welche er functioniren soll, richtig functionirt, aber diese bewußte Vorstellung einen Irrthum enthält; wenn z.B. eine Henne auf einem untergelegten eirunden Stück Kreide brütet.

(377. 378.)

Sie nannten den Instinkt ein unfehlbares Hellsehen. Sehen Sie denn nicht, daß die von Ihnen angeführten vermeintlichen (!) Irrthümer Ihre ganze Theorie des Instinkts vernichten? Entweder ist der Instinkt ein unfehlbares Hellsehen oder er ist einfacher Faktor einer cooperativen Thätigkeit: *non datur tertium*. Im letzteren Falle sind die von Ihnen angeführten Irrthümer ganz natürliche und sehr leicht erklärliche Vorfälle, im ersteren Falle dagegen wird die von Ihnen aufgestellte Regel durch die massenhaften Ausnahmen einfach erwürgt.

6. Grundsatz.

Das Bewußtsein erhält seinen Werth erst durch das Gedächtniß .... Dem Unbewußten dagegen können wir kein Gedächtniß zuschreiben.

(379.)

Das Unbewußte ist hier gleichfalls auf den unbewußten Dämon, resp. auf den Instinkt der Thiere einzuschränken.

7. Grundsatz.

Im Unbewußten ist Wille und Vorstellung in untrennbarer Einheit verbunden, es kann Nichts gewollt werden, was nicht vorgestellt wird, und Nichts vorgestellt werden, was nicht gewollt wird. Im Bewußtsein da|gegen
ii600 kann zwar auch Nichts gewollt werden, was nicht vorgestellt wird, aber es kann Etwas vorgestellt werden, ohne daß es gewollt würde: das Bewußtsein ist die Möglichkeit der Emancipation des Intellektes vom Willen.

(380.)

Diesen Unsinn habe ich bereits oben kritisirt.

II. Gehirn und Ganglien als Bedingung des thierischen Bewußtseins.

Das Gehirn hat für die organischen Functionen des körperlichen Lebens keine unmittelbare Bedeutung.

(389.)

Was soll ich hierzu sagen? Wissen Sie wirklich nicht, daß die Athmung vom Gehirn abhängt? So lesen Sie doch Bichat's unsterbliches Buch: *Sur la vie et la mort*, das nie veralten wird.

III. Die Entstehung des Bewußtseins.

Ich bitte Sie, sich zu erinnern, daß wir dieses Capitel bereits abgehandelt haben. Ich habe durchaus kein Verlangen darnach, Ihre deßbezügliche Weisheit nochmals anzuhören.

Sie wollen meine Bitte nicht beachten? Sie wollen doch reden? Nun denn, es sei!

> Der Wille selbst kann niemals bewußt werden.
>
> (410.)

Si tacuisses ... O hätten Sie geschwiegen! Merken Sie sich meine Entgegnung: der Wille ist im wachen Zustand immer in einem seiner Organe (Gehirn) bewußt; er ist es auch im betäubten Zustande, aber das Gedächtniß ist alsdann zu schwach, um die Continuität des Bewußtseins fest zu halten.

> Da der Wille an und für sich unter allen Umständen unbewußt ist, so ist nunmehr auch begreiflich, daß zu dem Bewußtwerden der Lust oder Unlust sich der Wille selbst ganz gleich verhält, sei es nun, daß er mit einer bewußten oder einer unbewußten Vorstellung verbunden ist.
>
> (416.)

Risum teneatis amici! – Lacht nicht, Freunde.

Ich bin nicht grausam, Herr von Hartmann; aber ich wünsche von Herzen, daß Ihnen ein Mandarine aus dem himmlischen Reiche einmal eine tüchtige Bastonnade auf irgend einen Theil Ihres Körpers (Ihren bedeutenden Kopf ausgenommen) verabreichen ließe und daß ich sehen könnte, wie sich Ihr unbewußter Wille schon nach dem ersten Streich geberdete.

ii601 Der Wille, welcher in seinem Wesen der Vorstellung völlig heterogen ist.

> (417.)

Ihr alter Irrthum, Herr von Hartmann. Er ist auch einer der großen Irrthümer Schopenhauer's, der indessen, wie Ihnen bekannt ist, seine Ansicht widerrief und lehrte: das Gehirn sei der Wille zu erkennen, wie die Genitalien der Wille zu zeugen u.s.w. *Magna est vis veritatis et praevalebit*.

> Je klarer bei demselben Individuum das gegenständliche Bewußtsein wird, desto mehr verschwindet das Selbstbewußtsein.
>
> (422.)

Ein palpablerer Irrthum ist nicht möglich. Die Klarheit des Selbstbewußtseins steigt in geradem Verhältniß mit der Klarheit des gegenständlichen Bewußtseins. Auch hier sind Sie Nachtreter des irrenden Schopenhauer, der in seiner Aesthetik die mystische Identificirung des contemplativen Subjekts mit dem deutlich, seiner Idee nach, erkannten Objekt lehrte. Gehen Sie, Sie Nachtreterchen im Schlimmen!

> Das Bewußtsein läßt seinen Inhalt ganz unbestimmt, es verlangt nur einen Inhalt überhaupt, wenn es zur Erscheinung, zur Wirklichkeit kommen soll; seinem Begriffe nach aber ist es bloße Form.
>
> (423.)

Hier bitte ich Sie nur, zu merken, daß also Ihrer Lehre gemäß auch das Bewußtsein eine absolut leere Form ist. Wir haben mithin bereits zwei absolut leere Formen:

1) den Willen
2) das Bewußtsein.

Ich werde später hierauf zurückkommen.

IV. Das Unbewußte und das Bewußtsein im Pflanzenreich.

> Wir müssen hier auf das schon mehrfach zurückgewiesene Vorurtheil zurückkommen, als ob die Nerven die *conditio sine qua non* der Empfindung wären.
>
> (456.)

Zur Bekräftigung dieser Zurückweisung führen Sie schmerzhaftes junges Fleisch an, das doch keine Nerven habe. Ganz mit Unrecht. Der Zustand des jungen Fleisches beruht auf seinem inneren Leben, also auf Schwingungen, auf Bewegung. Diese Schwingungen theilen sich den umliegenden Nerven mit, und diese schwingen dann in einer Weise, welche wir als Schmerz empfinden. |

ii602 Ohne diese Nerven hätten wir keinen Schmerz. Die Nerven sind und bleiben *conditio sine qua non* der Empfindung.

> Es wird nach dem Vorhergehenden nicht mehr befremden, wenn wir den Pflanzen eine Empfindung (und selbstverständlich (!) bewußte (!!) Empfindung) von den Reizen beilegen, auf welche sie, sei es nun reflectorisch oder instinktiv, reagiren.
>
> (460.)

Ich erlaube mir, trotz Ihrer geistvollen Auseinandersetzung, sehr, sehr erstaunt und befremdet zu sein. Die Pflanzen haben lediglich Bewegung, inneren Trieb, blinden Trieb,

sind reiner unbewußter Wille zum Tode, der auf äußere Reize reagirt. Das, was wir »Empfindung« nennen, ist ihnen unter allen Umständen abzusprechen.

V. Die Materie als Wille und Vorstellung.

Ich habe Ihnen schon oben nachgewiesen, daß Sie ein Cartesianer, ein Leibnizianer u.s.w., d. h. ein Romantiker sind. Sie verehren Spinoza's Philosophie so sehr und preisen dieselbe unablässig; warum ließen Sie sich aber nicht von ihr belehren, daß

mens et corpus una eademque res sit, quae jam sub cogitationis, jam sub extensionis attributo concipitur?

Die Antwort hierauf ist: Weil Sie eben nur für das Falsche Ihrer großen Vorbilder einen unfehlbaren unbewußten Instinkt haben.

Ich habe Ihnen ferner gezeigt, daß die Materie nicht nur ideal, sondern sogar apriorisch sei und zum Wesen des Dinges an sich gar nicht gehöre: sie ist *toto genere* von demselben verschieden. Ich könnte mithin den Gegenstand fallen lassen; aber der falsche Weg der modernen Naturwissenschaften zwingt mich, ausführlicher zu sein.

Ich fordere also zunächst an diesem Ort mit geradezu feierlichem Ernste alle redlichen Naturforscher auf: endlich von der frevelhaften Uebertragung idealer Erkenntnißformen und ihres Wesens auf das Ding an sich abzulassen. Eine Ergründung der Natur ist nur möglich, wenn man mit dem Zauberstabe des individuellen, sich bewegenden Willens, den jeder Mensch in seiner Brust als unmittelbar Gegebenes findet, an die Natur herantritt. Man darf weder die Unendlichkeit subjektiver Functionen und Formen, noch die unendliche Theilbarkeit |

ii603 des Raumes und der Zeit, noch das dieser unendlichen Theilbarkeit widersprechende Atom, noch die unterschiedslose Einheit der idealen Substanz, kurz, Nichts, was aus der Natur idealer Formen fließt, auf das Ding an sich übertragen, das *toto genere* von allem Subjektiven verschieden ist. Das Ding an sich ist lediglich Trieb und zwar von einer ganz bestimmten Intensität: Nichts Anderes giebt es auf dem Gebiete des Dinges an sich.

Ferner: die physikalischen Naturkräfte, wie Schwere, Undurchdringlichkeit, Elasticität, Wärme, Licht, Electricität, Magnetismus u.s.w. sind keine unabhängig von den Dingen existirenden metaphysischen Wesenheiten, sondern lediglich Erscheinungen des individuellen Willens: entweder gehören sie zum Individuum an sich, oder sie sind Modificationen eines normalen Zustandes des Individuums.

> Wenn man einen chemisch homogenen Körper, z. B. kohlensauren Kalk, sich fortgesetzt getheilt denkt, so kommt man an Theile von gewisser Größe, die sich nicht mehr theilen lassen, wenn sie kohlensaurer Kalk bleiben sollen; gelingt es, sie zu spalten, so erhält man als Trennstücke einen Theil Kohlensäure und einen Theil Kalk. Diese kleinsten Theile eines Körpers nennt man Molecüle.
>
> (465.)

Ganz abgesehen davon, daß der kohlensaure Kalk durch und durch kohlensaurer Kalk ist, also in der Theilung nie, nie die Kohlensäure vom Kalk getrennt werden könnte, so ist die Stelle schon deshalb ganz widersinnig, weil man fragen kann: Warum theilen Sie die einzelnen Trennstücke nicht weiter? also das Trennstück Kohlensäure und das Trennstück Kalk? Wer giebt Ihnen das Recht, die Theilung plötzlich zu unterbrechen?

Redliche Naturforscher! Nehmen Sie sich ein warnendes Beispiel an Herrn von Hartmann! Er überträgt zunächst freventlich die unendliche Theilbarkeit der subjektiven, idealen Form Raum auf das Ding an sich, und dann macht er, trotz der unendlichen Theilbarkeit, plötzlich Halt und postulirt das Molecül.

> Die einfachen Zahlenverhältnisse der Atomgewichte lassen darauf schließen, daß alle diese Theilstücke der Materie letzten Endes nur verschiedene Lagerungsformen einer verschiedenen Anzahl gleichartiger Grundelemente oder Uratome sind .... Diese gleichartigen Uratome, die ich hinfort schlechtweg Körper-Atome nennen werde, müssen nach allen Richtungen mit gleicher Kraft wirken, |
>
> ii604 können also, wenn sie stofflich gedacht werden sollen, nur kugelförmig gedacht werden.
>
> (466.)

Redliche Naturforscher! Nehmen Sie sich ein warnendes Beispiel an Herrn von Hartmann.

Außer diesen Körper-Atomen giebt es noch Aether-Atome, welche sowohl in jedem Körper zwischen den Körpermolecülen, als auch (!) zwischen den Himmelskörpern vertheilt sind.

(466.)

Redliche Naturforscher! Nehmen Sie sich ein warnendes Beispiel an Herrn von Hartmann.

Körper und Körper-Atome ziehen sich an, und zwar im umgekehrt quadratischen Verhältnisse der Entfernung.

(466.)

Aether und Aether-Atome stoßen sich ab, und zwar im umgekehrten Verhältnisse einer höheren, als der zweiten Potenz der Entfernung, mindestens der dritten.

(467.)

Zwei Aether-Atome können nie zusammenstoßen, weil ihre Abstoßung auf unendlich (!!) kleine Entfernungen unendlich (!!) groß wird.

(*ib.*)

Redliche Naturforscher! Nehmen Sie sich ein warnendes Beispiel an Herrn von Hartmann.

Körper- und Aether-Atome stoßen sich ab.

(467.)

Wie man also auch die Sache betrachten mag, in jeder Beziehung empfiehlt sich die einfachste Annahme am meisten, daß das Körper-Atom nur Anziehungskraft, das Aether-Atom nur Abstoßungskraft hat, die sich gegen beide Gattungen von Atomen gleichmäßig äußert.

(470.)

Redliche Naturforscher! Nehmen Sie sich ein warnendes Beispiel an Herrn von Hartmann.

Dächte man sich je ein Körper-Atom und je ein Aether-Atom verschmolzen, so würde plötzlich alle Kraft aus der Welt verschwinden, denn die Gegensätze hätten sich neutralisirt. So sehen wir hier das Auseinandergehen in einen polarischen Dualismus als das die materielle Welt erzeugende Princip.

(471.)

Wir haben die Masse eines Dings nunmehr zu definiren als die Anzahl seiner Atome.

(472.)

Unsere Auffassung der Materie hebt die beiden bisher getrennten Parteien der Atomisten und Dynamisten in sich auf.

(481.)

ii605 Die Materie ist also ein System von atomistischen Kräften in einem gewissen (!) Gleichgewichtszustande. Aus diesen Atomkräften in den verschiedenartigsten Combinationen und Reactionen entstehen alle sogenannten Kräfte der Materie, wie Gravitation, Schwere, Expansion, Elasticität u.s.w.

(484.)

Redliche Naturforscher! Nehmen Sie sich ein warnendes Beispiel an Herrn von Hartmann.

–

Und nun wieder zu Ihnen, Erzromantiker.

Die Aeußerungen der Atomkräfte sind also individuelle Willensacte, deren Inhalt in unbewußter Vorstellung des zu Leistenden besteht. So ist die Materie in der That in Wille und Vorstellung aufgelöst.

(486.)

Die unorganischen Individuen, einfache homogene Kräfte, wie Kohlenstoff, Gold, Phosphorsäure, salpetersaures Kupferoxyd u.s.w., welche, wie die sogenannte organisirte Materie, Wille sind – angeschauter, objectiver Wille – haben lediglich blinden Trieb von einer bestimmten Intensität. Die festen Körper streben nach einem idealen, außerhalb ihrer Sphäre gelegenen Punkt; die Flüssigkeiten haben dasselbe Streben und zugleich das Streben horizontal nach allen Richtungen auseinanderzufließen; die Gase dagegen streben nach allen Seiten aus idealen Punkten heraus. Diese Triebe sind auch nicht resultirende aus verschiedenen Kräften, sondern einheitliche Triebe.

Merken Sie sich Das recht genau, Herr von Hartmann.

Das, was der Wille erst schafft, kann nicht vor vollendetem Wollen schon vorhanden sein, der Wille als solcher kann also nicht realräumlich sein.

(488.)

Kurz und gut (!), Wille und Vorstellung sind beide unräumlicher Natur, da erst die Vorstellung den idealen Raum, erst der Wille durch Realisation der Vorstellung den realen Raum schafft.

(*ib.*)

»Kurz und gut!« – So ist's Recht. Dieses »Kurz und gut« ist außerordentlich charakteristisch für Sie und die Blüthe Ihres Geistes: die Philosophie des Unbewußten.

Im Weiteren ergiebt sich dann, daß die Kraft an sich unräumlich und nur ihre Aeußerungen realräumlich sein sollen. Die Aeußerungen sollen nie den gemeinschaftlichen Durchschnittspunkt erreichen, der ideal bleibt und der Sitz der Kraft wird.

ii606 Sie unbesonnener Nachtreter im Schlimmen! Sie trennen, wie Schopenhauer, die Kraft von der Aeußerung der Kraft, den Sitz der Kraft vom Sitz ihrer Wirksamkeit; oder mit anderen Worten: Sie lehren unverschleiert *actio in distans*. Soll ich dieses »dogmatische Gewäsche« (Kant) kritisiren? Ach nein! Ich will mich nicht unnützer Weise wiederholen und verweise Sie auf meine Kritik der Schopenhauer'schen Philosophie.

Ich will nur noch sagen, daß alle Irrthümer aller Philosophen und aller Naturforscher in Ihrer Philosophie des Unbewußten sich ein Stelldichein gegeben haben und Saturnalien feiern, die in unserem Zeitalter unerhört sind: es ist der reine Hexensabbath.

> In unorganischen Körpern können höchstens die Atome jedes für sich ein Bewußtsein (!) haben. Natürlich würde dieses Atombewußtsein an Armuth des Inhalts die denkbarst letzte Stufe einnehmen.
>
> (490.)

So hätten Sie denn glücklich festgestellt, daß Ihre Philosophie des Unbewußten, als gedrucktes Buch, Bewußtsein habe, daß die Steine, aus denen Ihr Haus gebaut ist, bewußt sind!

Wer lacht da? – Ich lache nicht, Herr von Hartmann, Das dürfen Sie mir glauben. Wehmuth hat mich ergriffen und tiefe Trauer über die Verirrung eines Talents, das auf einem praktischeren Gebiete als dem der Philosophie vielleicht sehr Bedeutendes geleistet hätte. Können Sie nicht noch umsatteln? Sollte es wirklich schon zu spät sein? Befolgen Sie meinen Rath und Sie werden bestimmt Das finden, was Ihnen jetzt absolut fehlen muß: den inneren Frieden.

VI. Der Begriff der Individualität.

> Das Individuum ist ein Ding, welches alle fünf möglichen Arten von Einheiten in sich verbindet:
> 1) räumliche Einheit (der Gestalt);
> 2) zeitliche Einheit (Continuität des Wirkens);
> 3) Einheit der (inneren) Ursache;
> 4) Einheit des Zweckes;
> 5) Einheit der Wechselwirkung der Theile untereinander (sofern welche vorhanden sind).
>
> (494.)

Sie vermehren die Merkmale ohne Nothwendigkeit, mit offenbarer Gewalt; ja, die Individualität ist überall in der ganzen Natur so augenfällig, daß sie gar kein Merkmal braucht und man mit |
ii607 apodiktischer Gewißheit sagen kann: die Individualität und ihr Merkmal sind Eines und dasselbe. Die räumliche Einheit oder, wie gesagt, besser: die individuelle Kraftsphäre, die Individualität schlechthin, schließt alle anderen von Ihnen aufgeführten Einheiten in sich: die Continuität des Wirkens, weil sich kein Wille mit intermittirender Thätigkeit denken läßt; die Einheit der inneren Ursache, weil jede Individualität *eo ipso* die einheitliche Quelle ihrer Thaten ist; die Einheit des Zwecks, weil jede Individualität immer strebt; die Einheit der Wechselwirkung der Theile, weil jede Individualität einen einheitlichen Lebensgrund hat.

> Ganz falsch wäre es und völlig unhaltbar, wenn man räumliche Besonderung und Abschließung als Bedingung der Individualität behaupten wollte, denn dann würden die nur äußerlich an irgend einer Hautstelle verwachsenen Zwillingsgeburten (man denke an die jetzt über 60 Jahre alten Siamesen) stets als nur Ein Individuum zu betrachten sein; was doch gar zu widersinnig wäre.
>
> (498. 499.)

Ich behaupte, wie ich bereits andeutete, gerade Das, was Sie verpönen. Die räumliche Besonderung ist das einzige äußere Merkmal des Individuums; da aber jedes Objekt (in Raum und Materie eingegangene Ding an sich) auch Ding an sich ist, so ist überall da, wo das äußere Merkmal nicht ausreicht, um das Individuum zu bestimmen, das innere Merkmal, die

Kraftsphäre, von innen erfaßt, heranzuziehen. Ich wiederhole jedoch, daß es sich immer nur um Ein Merkmal: die Individualität selbst, handelt, welche sowohl von innen, als von außen erfaßt werden kann.

Die siamesischen Zwillinge sind, mit Absicht auf Das, was gemeinsamer Lebensgrund für sie war, wie zwei Pflanzen anzusehen, welche auf Einem Lande wachsen. Es wird Niemand behaupten, daß eine Eiche und eine Buche, welche nebeneinander stehen, deshalb ein einziges Individuum seien, weil sie einen gemeinschaftlichen Boden haben. Ebenso ist jeder einzelne Polyp eines Polypenstocks ein Individuum. Der Umstand, daß sie einen gemeinsamen Magen haben, fällt gar nicht in's Gewicht, so wenig wie die Erde bei der Buche und Eiche, wie angeführt, in's Gewicht fällt. Gehört die Erde, welche an einem entwurzelten Baume hängt, zu seiner Individualität? Hätte der Polyp Selbstbewußtsein, so würde er sich etwa fühlen wie ein Mann, welcher an eine Wand gekettet ist. |
ii608 Warum sollte man sich die einzelnen Polype nicht gerade so denken können, wie die Fische im gemeinsamen Wasser, die Bäume in der gemeinsamen Erde und Luft, die Menschen in der gemeinsamen Luft? Obgleich wir überall ein Continuum von Kräften haben, so fällt es doch Niemanden ein, die Individualität nicht räumlich zu bestimmen.

Auch kann man die Sache, um die es sich handelt, recht klar an den Schmarotzern machen. Rechnet ein Vernünftiger den Pilz, der auf der Wurzel einer Buche sitzt, oder das Moos auf ihrem Stamm zur Individualität der Buche? Jeder wird Pilz und Buche, Moos und Buche als zwei Individualitäten streng gesondert halten, obgleich der Schmarotzer in die Buche hineingewachsen ist.

Alles in der Welt hängt zusammen. Die Ausdehnung, d.h. die abgeschlossene Sphäre, ist das einzige äußere Merkmal der Individualität. Reicht es, wie gesagt, bei fest zusammenhängenden Objekten nicht aus, so ist es durch die Einheit des gedachten Lebensgrundes zu ergänzen, d.h. die äußere Individualität ist durch die innere abzugrenzen. Wie ich mir ganz gut denken kann, daß der Schmarotzer in der Buche eine Sphäre hat, welche nicht zur Individualität der Buche gehört, ebenso kann ich mir denken, daß der einzelne Polyp eine Sphäre im gemeinschaftlichen Magen hat, die nur zu seiner Individualität gehört; und ebenso gut kann ich mir denken, daß Jeder der siamesischen Zwillinge im Knorpel, der sie vereinigte, eine begrenzte, ganz bestimmte, nur zu seiner Individualität gehörige Sphäre hatte.

Sie führen Herrn Virchow in's Treffen, um Ihren Hirngespinnsten Credit zu verschaffen. Verlorene Mühe. Vor dem Empiriker Virchow, noch mehr vor dem gesinnungstüchtigen Politiker und edlen Menschenfreunde Virchow muß man sich beugen, nicht aber vor dem Philosophen Virchow, wenn es überhaupt einen solchen gäbe; denn Herr Virchow ist viel zu gescheidt, als daß er Philosoph (im theoretischen Sinne) scheinen möchte. Auch sind die von Ihnen citirten Stellen aus Herrn Virchow's Werken nicht geeignet, Sie kräftig zu unterstützen. Herr Virchow sagt:

> Was ist der Organismus? Eine Gesellschaft lebender Zellen, ein kleiner Staat, wohl eingerichtet mit allem Zubehör von Ober- und Unterbeamten, von Dienern und Herren, großen und kleinen.
> (Vier Reden, 55.)

ii609 Das ist eine empirische Wahrheit, die Niemand leugnen wird. Der Philosoph erhebt sie aber zu einer philosophischen dadurch, daß er alle diese Ober- und Unterbeamten, Diener und Herren, große und kleine, einem Tyrannen unterordnet, ohne welchen sie gar nicht Leben äußern, functioniren, kurz, gar nicht existiren könnten. Dieser Tyrann ist im Menschen das Blut oder vom Ding-an-sich-Standpunkt aus: der bewußtlose Dämon.

Die Zelle schlechthin ist der Fetisch der Physiologen, wie das Atom der Fetisch der Physiker ist. Aber ich darf getrost sein und mit mir die Wahrheit: über kurz oder lang wird in den Naturwissenschaften ein ganz gewaltiger Bildersturm ausbrechen, viel gewaltiger als Der, welcher in der Kirche stattfand. Es werden die naturwissenschaftlichen Götzen: reale Materie, Atom, Zelle (als individueller Lebensgrund) selbstständige Naturkräfte, wie Elektricität, Wärme, Licht u.s.w., Wirkung in die Ferne, Attractions- und Fliehkraft (im Sinne Newton's), Newton'sche Farbenlehre, einfache Einheit hinter oder über der Welt,

unendliches Weltall, Gattung (metaphysische Wesenheit) u.s.w. mit Hohn und Verachtung gestürzt werden.

Wenn man die unendliche Theilbarkeit der subjektiven, idealen Formen, wie Raum, Zeit, Substanz, auf das Ding an sich überträgt, so ist eben ein Stillstehen in der Theilung gar nicht möglich. Es ist ein Act der Verzweiflung, wenn man urplötzlich das letzte Theilstück fallen läßt und das Atom postulirt.

In ähnlicher Weise wird mit der Zelle gespielt. Spricht man von der Zelle schlechthin, ohne Unterschiede zu machen, als selbstständigem Lebensprincip, so muß man irren. Ein Weizenkorn ist eine selbstständige Zelle, aber eine Zelle des Halms ist nicht selbstständig. Schneidet man eine solche aus dem Halm, so hat man doch gewiß kein individuelles selbstständiges Lebensprincip in der Hand.

Wird berichtet, daß die alte Linde zu Zürich bei dem Tiefenhof jedes Jahr etwa zehn Billionen neuer lebender Zellen bilde, oder daß im Blute eines erwachsenen Mannes in jedem Augenblicke sechzig Billionen kleinster Zellkörper kreisen, so hebt dies doch nicht die einheitliche Individualität der Linde und die einheitliche Individualität des Menschen auf. Hauet der Linde die Wurzeln ab, so wird keine Zelle des Stamms oder der Aeste auf die Dauer |
ii610 leben können, und stecht dem Menschen einen Dolch in's Herz, so wird keiner der sechzig Billionen Zellkörper des Blutes weiter existiren können. Warum? Weil die Linde und der Mensch einen einheitlichen Lebensgrund haben, der jede Zelle und jeden Zellkörper trägt, belebt, erhält, mit dem Leben belehnt. –

> Außer den Atomen kann es im Unorganischen keine Individuen geben.
>
> (512.)

Ich erlaube mir, Ihnen zu wiederholen, Herr von Hartmann, daß im unorganischen Reich jede homogene Kraft ein Individuum ist, und zwar ist sowohl die ganze Kraft, als jeder reale Theil derselben ein Individuum, also: alles Kupfer und jedes Stück Kupfer, aller Salmiak und jedes beliebige Quantum Salmiak u.s.w. Warum? Weil die Bewegung einer jeden homogenen Kraft eine einheitliche ist. Ist es je einem Chemiker gelungen, aus einem Stückchen Gold Silber, aus einem Quantum Wasserstoff Sauerstoff zu machen? So lange dies aber nicht gelingt, sind Sauerstoff, Wasserstoff, Gold und Silber Individuen, und Sie werden an dieser Wahrheit Nichts ändern, ob Sie auch zehn Jahre lang mit allen Waffen aus Ihrer romantischen düsteren Rüstkammer dagegen kämpften.

Hierauf gehen Sie in Ihrer himmelschreienden, in den keuschen Hallen der Philosophie noch nicht vorgekommenen Raserei so weit, daß Sie einen Himmelskörper einen Organismus nennen. Ja, Sie behaupten sogar:

> Die Einheit der Welt kann wieder von einer metaphysischen Einheit verschiedener, uns unerkennbarer coordinirter Welten überragt sein.
>
> (495.)

Herr von Hartmann! Eben war ich im Begriff, zu vergessen, daß Sie auf der Bühne das herrliche Gedicht: »Gedanken eines Wahnsinnigen« recitiren und ich nur Zuhörer bin. Ich wollte mich wirklich ärgern, – ich gestehe es Ihnen offen, – und wären Sie in diesem Moment in meinem Philosophen-Salon gewesen, so hätte ich mich wühl zum Aeußersten, dessen ich fähig bin, hinreißen lassen, d. h. ich hätte Sie gebeten, meine gastliche Schwelle schleunigst »nach außen« zu übertreten. So aber will ich gegen Sie nur den härtesten Ausdruck Budha's gebrauchen: ich nenne Sie *mogha purisa* (eitler Mann).

ii611

VII. Die All-Einheit des Unbewußten.

> Niemand kennt das unbewußte Subjekt seines eigenen Bewußtseins direkt, Jeder kennt es nur als die an sich unbekannte physische Ursache (!) seines Bewußtseins; welchen Grund könnte er zu der Behauptung haben, daß diese unbekannte Ursache seines Bewußtseins eine andere, als die seines Nächsten sei, welcher deren Ansicht ebenso wenig kennt? Mit einem Worte, die unmittelbare innere oder äußere Erfahrung giebt uns gar keinen Anhaltspunkt zur Entscheidung dieser wichtigen Alternative, die mithin vorläufig völlig offene Frage ist.
>
> (520.)

Die Frage ist, seit der erste Mensch in die Erscheinung trat, keine offene mehr, Herr von Hartmann: nur noch im Tollhaus kann sie eine offene sein. Die Thatsache der inneren und äußeren Erfahrung ist das individuelle Ich. Jeder Mensch erkennt sich und fühlt sich unmittelbar. In der burschikosen Sprache haben Sie mit obiger Stelle einen sogenannten »Sauhieb« gegen die Individualität und das menschliche Selbstbewußtsein ausgeführt, der Ihr Talent schändet.

> Nur deshalb, weil der eine Theil meines Hirnes mit dem anderen leitend verbunden ist, ist das Bewußtsein beider Theile geeint, und könnte man die Gehirne zweier Menschen durch eine den Gehirnfasern gleichkommende Leitung verbinden, so würden die beiden nicht mehr zwei, sondern ein Bewußtsein haben.
>
> (520.)

Welches erbärmliche Sophisma! Das müßte ja ein ganz herrliches Bewußtsein sein. Der Dämon des Einen liebt, der Dämon des Anderen haßt, der Dämon des Einen will die Kunigunde, der Dämon des Anderen die Adelheid, der Eine hat Zahnschmerzen, der Andere eine Wollustempfindung u.s.w. und das Alles würde nun in Einem Bewußtsein gespiegelt!

Liegt denn der innerste Kern des Menschen im Gehirn? O Sie eingefleischter Cartesianer! Sie Verräther der Wahrheit wider besseres Wissen und Gewissen; denn auch Sie haben zu Füßen Schopenhauer's gesessen, auch Sie haben von ihm gehört, daß der Wille kein psychisches Princip, daß der Geist und sein Bewußtsein nur Spiegel dieses nicht-psychischen Princips sind.

> ii612 Wenn es der unbewußten Seele eines Thieres möglich ist, in allen Organen und Zellen des Thieres gleichzeitig anwesend und zweckthätig wirksam zu sein, warum soll nicht eine unbewußte Weltseele in allen Organismen und Atomen zugleich anwesend und zweckthätig wirksam sein können, da doch die eine wie die andere unräumlich gedacht werden muß (!)?
>
> (522.)

So wären wir denn glücklich in das Allerheiligste Ihrer Philosophie gelangt: ich befinde mich vor der blauen Dunstwolke, in der Ihr All-Eines Unbewußtes, wie das Brahm der Inder, das absolute Ich Fichte's, das Subjekt-Objekt Schelling's, die Idee Hegel's, der All-Eine Wille Schopenhauer's, die Substanz Spinoza's, die Materie der Materialisten, verhüllt liegen soll. Ich stehe mit einem Worte vor dem Pantheismus der Brahmanen im Costüm des Deutschen Michels, d.h. in der Hausknechtsschürze und der Schlafmütze.

Ich bekenne Ihnen offen, Herr von Hartmann, daß ich, in Ihrer gothischen dunklen Capelle vor der blauen Wolke über dem Altar und vor Ihnen, dem mystisch-verzückten Hohenpriester des All-Einigen Unbewußten stehend, ein sehr bedrückendes Gefühl empfinde. Mein individuelles »Unbewußtes« schreit nach dem Sonnenschein draußen, dem Gesang der Vögelein im grünen Walde, nach dem Plätschern der Bäche, nach dem blauen Duft der Ferne – und ich muß in der romantischen düsteren Gruft weilen, wo Sie die scheintodte Wahrheit beisetzen wollen. Ich verzage. Aber haben eben nicht liebliche Worte mein Ohr getroffen? Schon wieder! Ja, es ist keine Täuschung: meine linke Hand hat Budha, meine rechte Christus erfaßt, die treuen Beschützer des Individuums, und sprechen mir Muth zu.

Und so rufe ich Ihnen mit dem entschlossensten Ernste zu: Fassen Sie das Individuum nicht an, das Sie tödten und in die glühenden Arme Ihres Götzen Moloch, des Bildes Ihrer erträumten, erfaselten All-Einheit legen wollen! Zurück! –

Sie wollen den Kampf? –

Wohlan! – Einer von uns muß bleiben.

Sie sagen:

> Der mit dem Pantheismus gleichbedeutende Monismus.
>
> (529.)

ii613 Wie Sie immer von »unbewußter Vorstellung«, d.h. von silbernem Gold sprachen, so wagten Sie auch, den Monismus mit dem Pantheismus zu identificiren. Ein Quartaner würde Bedenken gehabt haben, eine solche heroische logische That zu vollbringen.

Monistisch ist jede Philosophie, welche auf Einem Princip beruht. Monistisch ist demnach allerdings der Pantheismus, aber auch der Budhaismus, das gerade Gegentheil des

Pantheismus ist es; monistisch sind ferner das echte Christenthum, wie meine Philosophie Sie belehrt haben wird, und eben deshalb auch meine Philosophie, welche nur den individuellen Willen als einziges Princip in der Welt anerkennt.

Wenn Sie also sagen: der Monismus ist Pantheismus, so ist es dasselbe, als ob Sie sagten: der Deutsche ist der Hesse, der Europäer ist der Russe. Sie stellen den weiteren Begriff unter den engeren: eine reine Narrethei. –

> Hier will ich nur so viel sagen, daß die Selbstentzweiung nur dann unbegreiflich sein würde, wenn das Eine seine Einheit (und mit ihr ein Stück seiner Wesenheit) aufgäbe; daß hingegen eine Selbstentzweiung zu einer sekundären (weil phänomenalen) Vielheit, bei welcher die Einheit in der Vielheit gewahrt bleibt, gerade erst die Mannigfaltigkeit in die abstrakte Einheit bringt; oder genauer ausgedrückt, daß ein Auseinandergehen des Einen zur Vielheit nichts Anstößiges haben kann, wenn damit nur nicht Zersplitterung der Einen Substanz in viele isolirte Substanzen, sondern Manifestation des Eins seienden und bleibenden Wesens in einer Vielheit von Functionen gemeint ist.
>
> (523.)

Sie fahren fort:

> Es ist also ganz derselbe Proceß, der sich im Bewußtsein des Individuums als Kampf zwischen verschiedenen Strebungen, Begehrungen und Affekten vollzieht; so gut hier ein Streit möglich ist, unbeschadet der Einheit der Seele, deren Functionen die sich kreuzenden Begehrungen sind, ebenso gut auch im All-Einen Unbewußten.
>
> (524.)

Sie sind groß! Sie sind wirklich groß, Herr von Hartmann. Sie vergleichen den Menschen mit Ihrem Jehovah und entdecken, daß in Beiden derselbe Proceß stattfindet. Wie konnten Sie so Etwas schreiben! Im Menschen kann in jedem gegebenen Augenblick immer nur eine Bestrebung zu einem Willensact werden. Alle |
ii614 Momente eines vorhergegangenen Conflicts von Bestrebungen sind diesem Einen Willensact gegenüber ideal, oder besser: sie sind, als ob sie gar nicht stattgefunden hätten. Bei der von Ihnen gelehrten Weltseele wird aber jeder Conflict sofort real oder mit anderen Worten: Ihre Weltseele will Etwas und das Gegentheil davon zu gleicher Zeit und verwirklicht Beides. Und nun sagen Sie gelassen: *una eademque res est*.

Wer an eine Seelenwanderung glaubt, darf getrost behaupten, daß in Ihrem Körper die Seele des Sophisten Gorgias lebt. *Mogha purisa*! –

> Stellt man hingegen die Frage so: »Warum müssen die vielen Functionen des Einen Wesens so beschaffen sein, daß sie miteinander collidiren, anstatt ungestört neben einander herzulaufen?« so ist die Antwort: »Ohne Collision verschiedener Willensacte kein Bewußtsein«, – und das Bewußtsein ist es, worauf es ankommt.
>
> (524.)

Herr von Hartmann! Besinnen Sie sich. Erwachen Sie um Gotteswillen, träumen Sie nicht so fieberhaft!

Vor dem Entstehen eines Bewußtseins soll der ganze Weltproceß gar keine Bedeutung gehabt haben? War da die Welt todt, oder wälzte sie sich resultatlos so fieberhaft hin und her, wie Sie sich auf dem Bett der philosophischen Lüge wälzen?

Ich wiederhole Ihnen, daß das Gehirn ein Bewegungsfactor ist, daß das Gehirn aus dem Willen heraus geboren ist, der ihm nur verleiht was er längst vorher schon besaß, womit er steht und fällt: die Bewegung. Auch ohne bewußte Wesen käme die Welt zum Ziele, aber nicht so rasch wie mit bewußten Individuen. Doch ich habe ganz vergessen, daß Sie auch den Steinen Bewußtsein gegeben haben. Ich bitte um Entschuldigung.

> Das Unbewußte ist unräumlich, denn es setzt erst den Raum. Das Unbewußte ist also weder groß noch klein, weder hier noch dort, weder im Endlichen noch im Unendlichen, weder in der Gestalt noch im Punkte, weder irgendwo noch nirgends.
>
> (524.)

Wie Schelling und Hegel »räusperten und spuckten«, Das haben Sie denselben »glücklich abgeguckt.« *Proh pudor!*

> Gesetzt den Fall, daß die phänomenale Getrenntheit der Individuen nicht bloß auf einer Vielheit der Functionen des ihnen zu Grunde liegenden Wesens, sondern auf einer Nicht-Identität |

ii615 des Wesens, auf einer Vielheit seiender Substanzen beruhte, so wären unter den Individuen keine realen Relationen möglich, wie sie doch thatsächlich bestehen.

(526.)

> Der Einfluß des Absoluten auf die Vielen wird nur dann begreiflich, wenn das sogenannte Absolute aus einer thatsächlich durch die Vielen beschränkten Substanz zu einer unbeschränkten, wahrhaft allumfassenden wird, welche also die Vielen als integrirende Theile ihrer selbst enthält. Dann sind aber in Wahrheit die Vielen ihrer Selbstständigkeit und Substantialität entkleidet und zu aufgehobenen Momenten des Einen Absoluten herabgesetzt.

(527.)

Zurück! rufe ich Ihnen noch einmal zu. Den Dolch weg vom Individuum, Sie Rasender! Das Individuum soll ein »aufgehobenes Moment des Einen Absoluten« sein? Das heißt: Sie wollen das einzig Reale in der Welt ermorden!

Aber warum ereifere ich mich? Sie haben ja inzwischen gewiß die echte Versöhnung des Pantheismus mit dem Pluralismus, von mir über dem Kopfe des allein realen Individuums bewerkstelligt, kennen gelernt, und beziehe ich mich darauf.

In der Welt giebt es nur reale Individuen, vor der Welt gab es nur eine einfache Einheit. Die Entstehung aller Individuen aus dieser gestorbenen Einheit schlingt um dieselben das Band, welches allein von jeher denkende Köpfe zu einer Einheit in oder über der Welt, immer coexistirend mit der Welt, geführt hat. Die Versöhnung ist eine totale, radicale, und sie kann auch nicht mehr, von wem es auch sei, gebrochen werden. Ein neuer Tag hebt an. –

> Wo wir uns auch umblicken unter den genialen philosophischen oder religiösen Systemen ersten Ranges, überall begegnen wir dem Streben nach Monismus, und es sind nur Sterne zweiten und dritten Ranges, die in einem äußerlichen Dualismus oder noch größerer Zersplitterung Befriedigung finden.

(528.)

Sie verstehen natürlich hier unter Monismus nur Pantheismus. Ich sage deshalb: Wie fein! Sie nennen diese Sterne ersten Ranges nicht, damit der fehlende Budhaismus nicht stutzig machen soll. Dagegen nennen Sie gleich darauf das Christenthum und sagen:

> Aber ich meine, die Zeit ist nahe, wo das Christenthum monistisch werden oder untergehen muß.

(529.)

ii616 Das Christenthum, Herr von Hartmann, ist Monismus, dem wissenschaftlichen Sinne des Worts nach, es muß nicht erst Monismus werden: es ist auf der Oberfläche, als jüdischer, theoretischer Theismus, Monismus (Jehovah und die Welt bilden keinen Dualismus) und ist in der Tiefe Monismus: denn in seinem esoterischen Theil ist das Individuum allein real. Sie meinen aber, es müsse Pantheismus werden. Hierauf erwiedere ich Ihnen: Armer Romantiker!

Sie betippen gleichsam mit dem Nagel Ihres Zeigefingers unabsehbar tiefe Gewässer und urtheilen dann über deren Tiefe: das Wesen des echten Christenthums ist Ihnen total verhüllt. –

> Es ist eine Sinnestäuschung im weiteren Sinne, wenn wir an der Welt, an dem Nicht-Ich etwas unmittelbar Reales zu haben glauben; es ist eine Täuschung des egoistischen Instinktes, wenn wir an uns selber, an dem lieben Ich etwas unmittelbar Reales zu haben glauben; die Welt besteht nur in einer Summe von Thätigkeiten oder Willensacten des Unbewußten, und das Ich besteht in einer anderen Summe von Thätigkeiten oder Willensacten des Unbewußten.

(534.)

Diese zwischen Ihre Einheit hinter der Welt und das denkende Ich gesetzte ideal-reale Erscheinungswelt ist eben die Hausknechtsschürze und die Schlafmütze, welche Sie, wie ich vorhin sagte, dem Pantheismus der Brahmanen angezogen haben. Ein Kundiger erkennt sofort die unwürdige Maskerade.

Um einen Gott hinter der Welt zu retten, lassen Sie zunächst das unmittelbar gegebene einzige Reale in der Welt, Ihr erkanntes und gefühltes Ich, dann die Objekte der Außenwelt fallen. Und das nennen Sie Philosophie! Als Strafe dafür hat die Wahrheit Sie für vogelfrei erklärt.

> Das Unbewußte höre auf, die Welt zu wollen, und dieses Spiel sich kreuzender Thätigkeiten des Unbewußten hört auf zu sein.

(534.)

Das Unbewußte ändere die Combination von Thätigkeiten oder Willensacten, welche mich ausmacht, und ich bin ein Anderer geworden; das Unbewußte lasse diese Thätigkeiten aufhören, und ich habe aufgehört zu sein. Ich bin eine Erscheinung wie der Regenbogen in der Wolke; … was an mir Wesen ist, bin ich nicht … Nur die Sonne strahlt ewig, die auch in |
ii617 dieser Wolke spielt, nur das Unbewußte waltet ewig, das auch in meinem Hirn sich bricht.

(535.)

Wollen Sie wissen, was ich denke? Ich denke, daß sich wirklich Ihr All-Einiges Unbewußtes, aller Pantheismus überhaupt, in Ihrem Hirn den Hals gebrochen hat.

Im Absoluten existirt in der That eine Intelligenz, welche wir bei unserer Unfähigkeit, die Art ihrer Anschauungsweise positiv zu erfassen, nur durch das negative Merkmal der Unbewußtheit zu charakterisiren vermögen, von der wir aber wissen (!), daß ihre nichts weniger als blinde, sondern vielmehr sehende und sogar hellsehende Weisheit der jedes möglichen Bewußtseins überlegen (überbewußt) ist.

(537.)

»Erbärmliches dogmatisches Gewäsche!« (Kant.)

Nachdem Sie nun glücklich Ihre lebende All-Einheit in oder hinter der Welt erträumt haben und an dieselbe glauben oder, wie Sie die Dreistigkeit haben zu sagen: nachdem Sie die All-Einheit des Unbewußten erwiesen haben (527), versuchen Sie auf die ergötzlichste Weise die den furchtbarsten Widerstand allüberall in der Natur leistenden »aufgehobenen Momente« (Individuen) gewaltsam mit dieser Einheit zu versöhnen. Es gelingt Ihnen aber nicht; immer wann Sie das Individuum knebeln wollen, entschlüpft Ihnen das Herrliche, und dasselbe bedarf in der That meines Schutzes nicht mehr. So ziehe ich mich denn wieder auf meinen Sessel im Zuschauerraum zurück. Zu einer Abschlachtung kann es gar nicht kommen. Das Individuum trägt eine Hornhaut wie Siegfried, und zwar eine durchaus hornichte Haut: als es sich in der Wahrheit badete, fiel kein Lindenblatt auf seine Schulter.

Wollen Sie, edler Mime, daher Ihre Recitation immerhin fortsetzen.

VIII. Das Wesen der Zeugung vom Standpunkte der All-Einheit des Unbewußten.

Die Seele sowohl jedes der Eltern, als auch des Kindes, ist nur (!) die Summe der auf den betreffenden Organismus gerichteten Thätigkeiten des Einen Unbewußten.

(547.)

Wir Menschen sind also todte Marionetten, leere Formen. Herr von Hartmann, was haben Sie gethan?!

ii618 Daraus nun, daß ein Organismus, so lange er gefroren ist, weder des Lebens, noch einer Seele theilhaftig ist, folgt, daß wenn nach einer gewissen Zeit Leben und Seele in ihn zurückkehrt, diese Seele nicht mehr als ein und dieselbe mit der vor dem Uebergange in den gefrorenen Zustand ihm einwohnenden betrachtet werden kann, da zur Dieselbigkeit zweier zeitlich getrennter Seelen die zeitliche Continuität der Thätigkeiten der ersteren mit den Thätigkeiten der letzteren erforderlich ist.

(554. 555.)

Horribile dictu! Herr von Hartmann, besinnen Sie sich nur während eines Augenblicks. Ist es möglich, daß ein solcher gefrorener Organismus je wieder aufleben könnte, wenn das letzte Fünkchen Leben in ihm verlöscht worden wäre? Sie lehren unverblümt das Wunder in einem wissenschaftlich sein sollenden Werke. O, es ist unerhört!

IX. Die aufsteigende Entwicklung des organischen Lebens auf der Erde.

Da das Unbewußte stets der dispositionell vorgezeichneten Entwickelungsrichtung, als der im Allgemeinen seinen vorgesetzten Zwecken entsprechenden und die geringsten Realisationswiderstände (!) darbietenden Richtung folgt, wenn es keinen besonderen Grund hat, für bestimmte Zwecke eine Abweichung vorzunehmen, und da ein solcher Grund für die gewöhnliche Zeugung, wo es nur auf die Erhaltung der Art ankommt, fehlt, so schlägt es … den leichtesten Weg ein, d.h. das Erzeugte gleicht den Erzeugern, und diese Erscheinung nennt man die »Vererbung oder Erblichkeit der Eigenschaften.«

> Da nun die Schwierigkeiten schon groß genug sind (!), welche durch das Hinausgehen über die alte Art und das Hinzufügen neuer Charaktere entstehen, so wird das Unbewußte suchen, … die neue höhere Art aus solchen Arten hervorzubilden, bei denen nur neue Charaktere hinzuzufügen, aber möglichst wenig oder gar keine bestehenden positiven Charaktere zu vernichten sind.
>
> (568.)

Was soll man zu einer solchen geschraubten gewaltsamen Anbequemung Ihrer Cartesianischen Philosophie an den siegreichen Darwinismus sagen? Gesetzt, Sie hätten Recht, das psychische |
ii619 Unbewußte fände in seinem organischen Bilden einen Widerstand an der Materie, so müßte doch dieser Widerstand für das All-Eine Unbewußte gar kein Widerstand sein; denn das All-Eine Unbewußte ist durch Nichts beschränkt, es ist wie jede einfache Einheit allmächtig. Sie gehen zwar der Allmacht des Unbewußten aus guten Gründen, wo Sie es können, aus dem Wege, aber einmal wenigstens mußten Sie ihr begegnen. Auf Seite 538 geben Sie Ihrem Moloch Allmacht. Und trotzdem reden Sie, einer Allmacht gegenüber, von Schwierigkeiten. Unverzeihlich!

> Ein Sprung bleibt freilich immer bestehen, denn sonst müßten von einer Art zur nächsten unendlich (!) viele Zeugungen hinüberführen, was bei der endlichen Entwicklungszeit der Organisation auf der Erde unmöglich ist.
>
> (573.)

In diesem Satz ernten Sie wieder einmal den in der Erkenntnißtheorie gesäten Wind als vollen Sturm; denn Sie werden sich erinnern, daß »unendlich« ein Prädicat ist, das dem Ding an sich nicht zukommt.

Goethe sagte:

> Du Kräftiger, sei nicht so still,
> Wenn auch sich Andere scheuen.
> Wer den Teufel erschrecken will,
> Der muß laut schreien.

So will ich denn recht laut schreien: *Mogha purisa!* und mögen Sie, in richtiger Selbsterkenntniß, einen passenderen Ausruf an die Stelle des meinigen setzen.

> Sehen wir doch Fälle eintreten, wo das Unbewußte lieber Mißgeburten zur Welt schickt, als daß es sich bis zur Ueberwindung der vorliegenden materiellen Schwierigkeiten anstrengte.
>
> (576.)

Ach! was für ein hektischer, auszehrender, schwacher oder besser: fauler Gott doch Ihr All-Eines Unbewußtes ist! Ich glaube, daß sich einen solchen trägen, faulen Fetisch selbst die Hottentotten nicht gefallen ließen, und Sie wollen ihn einer Nation aufbinden, welche Kant und Schopenhauer zu den ihrigen zählt!

Das »Eingreifen« Ihres Unbewußten in die reale Welt der Individuen ist eine widerliche, barbarisch rohe Lehre. Sie lassen beständig die Nothwendigkeit der empirischen Vorgänge von unzähligen Wundern durchbrechen. Nicht einmal in einer Versammlung von Tollen sollte man Sie zu Wort kommen lassen, geschweige unter Gelehrten.

ii620

X. Die Individuation.

1. Möglichkeit und Vermittlung der Individuation.

Endlich finde ich einen Tropfen Wasser in der Wüste! Sie bekennen Seite 597:

> Wer nie das Bedürfniß gehabt und die Schwierigkeit gefühlt hat, vom Standpunkte des Monismus (soll heißen: Pantheismus) aus die Individuation zu begreifen ….

Das wenigstens ist doch redlich und ehrlich.

> Die Wahrheit des Herbart'schen Pluralismus liegt in der Behauptung, daß das Recht der Vielheit und Individualität gerade so weit reicht wie die Realität des Daseins überhaupt, seine Unwahrheit liegt in dem Verkennen der Phänomenalität aller Realität und alles Daseins.
>
> (597. 598.)

Warum sagten Sie nicht lieber gleich: Idealität aller Realität? Denn Sie werden doch nicht im Ernst behaupten wollen, daß Ihre phänomenale Welt etwas Anderes sei, als die ideale Welt Kant's? Eine Welt, welche Manifestation einer noch lebenden Einheit ist, muß nothwendigerweise Schein sein, wegen der »aufgehobenen Momente«, der Marionetten-

Individuen. Ihre »objektiv (göttlich) gesetzte Erscheinungswelt« ist, wie die Welt der alten Brahmanen, ein Trugbild der Maja. Es ist auch, wie gesagt, gar nicht anders möglich. Aller consequente Pantheismus *muß* crasser empirischer Idealismus oder besser: *reiner Illusionismus* sein.

> Hat man das Daseiende oder Existirende als *objektive, d.h. vom auffassenden Bewußtseinssubjekt unabhängige* (!) Erscheinung oder Manifestation des Ueberseienden oder Subsistirenden erkannt, dann sind Realität und (objektive) Phänomenalität als Wechselbegriffe erkannt, dann weiß man aber auch, daß die Vielheit, deren Recht so weit geht, wie die Realität der existirenden Welt, ebenso wie diese nur eine phänomenale, keine transscendent-metaphysische Geltung hat.
>
> (598.)

Wie konnten Sie solchen schreienden, auf die »Niaiserie der deutschen Halbgebildeten« (*Schopenhauer*) berechneten Unsinn schreiben? Alles *Objekt* ist durch das *Subjekt* bedingt: dies ist ein Satz, der gar nicht angefochten werden kann. Sie aber machen eine *objektive* Welt vom *Subjekt unabhängig*.

ii621 Dem *Objekt* liegt, ohne blindes Zwischenglied, unmittelbar das *Ding an sich*, also von Ihrem Standpunkte aus der All-Eine unbewußte Geist zu Grunde. Sie dürfen sich drehen und wenden wie Sie wollen – immer wird das Individuum in Ihrer Philosophie eine todte Marionette, ja noch weniger als eine Luftspiegelung: es wird immer die *reine Null* sein.

> Die Philosophie des Unbewußten ist also die wahre Versöhnung von Monismus (soll heißen: *Pantheismus*) und pluralistischem Individualismus .... indem sie *beide* (?) *als aufgehobene Momente in sich vereinigt.*
>
> (599.)

Doch nicht, Herr von »Kurz und gut«! Es ist ganz gewiß keine Versöhnung zwischen Pantheismus und Pluralismus, wenn der erstere den letzteren einfach erwürgt, und das geschieht in Ihrer Philosophie des Unbewußten. Eine Versöhnung hat nur in meiner Philosophie durch eine gewesene, untergegangene, jetzt todte einfache Einheit stattgefunden; aber wie Vieles setzte dieses Resultat voraus, wovon Sie keine Ahnung hatten!

> Die Individuen sind objektiv (!) gesetzte Erscheinungen, es sind gewollte Gedanken des Unbewußten oder bestimmte Willensacte desselben; die Einheit des Wesens bleibt unberührt durch die Vielheit der Individuen, welche nur *Thätigkeiten* (oder Combinationen von gewissen Thätigkeiten) des Einen Wesens sind.
>
> (599.)

Das nennen Sie nun *Versöhnung* des Pantheismus mit dem pluralistischen Individualismus. Welche Dreistigkeit! Ich wiederhole es: *Ihr Pantheismus erwürgt einfach die Individuen*, – natürlich nur auf dem Papier.

> Die Vielheit liegt nur in der *Action* und ist reale Vielheit nur insofern zugleich ein Aufeinandertreffen der Willensacte stattfindet. (Ein Atom wäre kein Atom). Hiermit ist aber zugleich gesagt, daß die Vielheit und Individuation (also auch die Realität, das Dasein und die Existenz) nur in der *Aeußerung* der metaphysischen Kraft, nur in der Action der Substanz, nur in der *Manifestation* des verborgenen Grundes, nur in der *Objektivation* des Willens, nur in der *Erscheinung* des Einen Wesens liegen.
>
> (602. 603.)

Ich bedauere Sie von Herzen. Haben Sie jemals eine Kraft getrennt von ihrer *Aeußerung*, ihrer *Action*, wahrgenommen? |
ii622 In der Welt noch nie. Also können Sie ein solches Wunder nur in einer intellektualen mystischen Anschauung gesehen haben. Sie werden aber begreifen, daß in der redlichen Naturwissenschaft kein Platz für den *Spiritismus* ist. Noch einmal: ich bedauere Sie von Herzen.

> Nur die *objektive* Erscheinung ist die wahre und unmittelbare Erscheinung des Wesens, die *subjektive* Erscheinung aber ist ein subjektiv gefärbtes und verzerrtes Abbild der objektiven Erscheinung.
>
> (603.)

Sie lehren mithin:

1) Eine All-Einheit hinter der Welt

2) Eine phänomenale (objektive) Welt
3) Eine subjektive Welt;

was zu kritisiren ich unter meiner Würde halte. Ich wiederhole nur: »Kein Objekt ohne Subjekt« und constatire neuerdings Ihre Romantik. Sie wollen uns, trotz Kant's siegreichem Kampf gegen Leibniz, auf eine »verworrene, unklare, mangelhafte« Vorstellungswelt, welche Letzterer (wie schon Plato) lehrte, zurückwerfen. O Sie Erzromantiker!

2. Der Individual-Charakter.

> Wenn dieser Mensch nun aber Kinder zeugt, so wissen wir, daß nach dem Gesetze der Vererbung die von dem typischen Menschenhirne abweichenden eigenthümlichen Dispositionen seines Hirnes wahrscheinlich auf einige seiner Kinder mehr oder weniger vollständig übergehen.
>
> (610.)

Der Charakter, d.h. der unbewußte Dämon, liegt also, Ihrer Philosophie gemäß, im Gehirn, was ich bereits beleuchtet habe. Ich habe Ihnen auch schon das Fehlerhafte dieser Cartesianischen Reminiscenz nachgewiesen, worauf ich Bezug nehme.

> Ich füge nur noch hinzu, daß, während der Charakter im engeren Sinne (!) sich durch Kreuzung immer wieder ausgleicht, und im Wesentlichen für das Menschengeschlecht ziemlich auf derselben Stufe bleibt, … die geistigen Anlagen und Fähigkeiten im Menschengeschlechte in einer fortwährenden Steigerung begriffen sind.
>
> (613.)

Mit einem Wort: es fehlt Ihnen alle und jede tiefere Auffassung der Weltgeschichte. In demselben Maße als der Geist des |
ii623 Menschen in der fortschreitenden Cultur wächst, wird sein Wille geschwächt. Es findet eine Umbildung der Bewegungsfactoren statt. Mit der steigenden Sensibilität steigert sich auch die Irritabilität (Leidenschaftlichkeit) und der ganze Wille verliert dadurch an Solidität, dämonischer Sicherheit, an Ruhe und Kraft. Der Docht des menschlichen Wesens wird immer höher geschraubt, und dadurch wird die Lebensflamme immer intensiver, aber auf Kosten des Lebensöls.

Sie hingegen sagen: der Wille bleibt immer derselbe, d.h. Sie übersehen total das Hauptresultat der Bewegung der Menschheit.

XI. Die Allweisheit des Unbewußten und die Bestmöglichkeit der Welt.

> Das Unbewußte kann niemals irren, ja nicht einmal zweifeln oder schwanken, sondern wo der Eintritt einer unbewußten Vorstellung gebraucht wird, erfolgt derselbe momentan, den im Bewußtsein sich zeitlich auseinanderzerrenden Reflexionsproceß *implicite* in den Einen Moment des Eintrittes zusammenschließend, und zweifellos richtig.
>
> (618.)

Wer giebt Ihnen das Recht, von der Beschaffenheit eines Denkens zu sprechen, das nicht menschliches Denken ist? Wo haben Sie ein solches anderartiges Denken beobachtet? – Im Mond? In der Sonne? – *Mogha purisa!*

> Die unausgesetzten Eingriffe der Vorsehung sind selbst natürlich, d.h. nicht willkürlich, sondern gesetzmäßig, nämlich durch den ein für alle Mal feststehenden Endzweck und die augenblicklich vorliegenden Verhältnisse, in welche eingegriffen wird, mit logischer Nothwendigkeit bestimmt.
>
> (619.)
>
> Wir müssen die Weisheit des Unbewußten weit mehr noch da bewundern, wo dasselbe sich einen Theil seiner Eingriffe durch eigens dazu hergestellte Mechanismen oder auch durch geschickt benutzte schon vorhandene äußere Verhältnisse erspart, als da, wo dasselbe die vorhandenen Aufgaben durch fortwährendes (!) direktes Eingreifen in vortrefflichster Weise löst.
>
> (*ib.*)
>
> Solcher Art sind z.B. die Eingriffe des Unbewußten in menschlichen Gehirnen, welche den Verlauf der Geschichte auf allen Gebieten der Culturentwicklung im Sinne des vom Unbewußten beabsichtigten Zieles bestimmen und leiten.
>
> (620.)

ii624 Welcher fruchtlose Kampf mit der Wahrheit! Wie einfach ist doch die Lösung des

wichtigen Problems der einheitlichen Culturentwicklung, welche ich in meiner Philosophie gegeben habe! Was Sie wunderbare Vorsehung einer in der Welt steckenden Einheit nennen, resultirt einfach aus der Bewegung aller Individuen, welche vor der Welt in einer einfachen Einheit lagen und im Zerfall dieser Einheit einen ganz bestimmten Impuls erhielten. Ich darf wohl sagen, daß allererst durch mich die Naturforscher einen soliden, rein immanenten, spukfreien Boden erhalten haben. Nun bauet ruhig weiter, ihr Tapferen!

> Die Kette der Finalität kann ihrer Natur nach nicht unendlich gedacht werden wie die der Causalität.
>
> (621.)

Warum denn nicht, Herr von Hartmann? Allerdings liegt im Begriff Finalität ein Ende, ein Abschluß; aber warum nennen Sie den zukünftigen Theil der Causalität Finalität? Eine Welt, die nie zu einem Ziele kommt, sondern immer wieder aus alten Wesen neue erzeugt, ist sehr wohl denkbar. Ein endloses Werden enthält gar keinen logischen Widerspruch.

Das Ende des Weltprocesses erfordert viel tiefere Untersuchungen, als Sie anzustellen die geistige Kraft hatten, weshalb auch, wie ich Ihnen zeigen werde, das von Ihnen gelehrte Ende der Welt auf einem dreisten Machtspruch, nicht auf einem Beweise beruht.

> Wir dürfen uns wohl mit Recht dem Vertrauen hingeben, daß die Welt so weise und trefflich, als nur irgend möglich ist, eingerichtet und geleitet werde, daß, wenn in dem allwissenden Unbewußten unter allen möglichen Vorstellungen die einer besseren Welt gelegen hätte, gewiß diese bessere statt der jetzt bestehenden zur Ausführung gekommen wäre.
>
> (621.)

> Wohl aber war es uns möglich, im Unbewußten die Existenz derjenigen Eigenschaften nachzuweisen, denen zufolge es die möglichen Welten gleichsam mit einem Blicke überschauen, und von diesen möglichen Welten diejenige realisiren mußte, welche den vernünftigsten Endzweck auf die zweckmäßigste Weise erreicht.
>
> (*ib.*)

Indem ich dem Weiteren vorgreife, fasse ich kurz Ihre Lehre, in Betreff der Entstehung und des Endes der Welt, in Folgendem zusammen:

ii625 Vor der Welt existirte das All-Eine Unbewußte als eine untrennbare Verbindung des All-Einen Willens mit der Allweisen Idee. Der Wille war ruhender, *potentia*-Wille (*velle et nolle potens*); die Idee indifferent, d. h. überseiend, aber gleichgültig gegen Sein oder Nichtsein. Der Wille wurde plötzlich wollend (*velle volens sed velle non potens*) d. h. weil er eine absolut leere Form ist, so konnte er nur wollen, was ihm die Idee als Inhalt darreichte. Der Wille wollte lediglich aus seinem Uebersein in das Sein schlechthin eintreten, und so entstand die Welt.

Der Proceß des Weltlaufs ist nun, wie Sie lehren, die allmälige Rückkehr des Willens in die vorweltliche bewußtlose Potenzialität.

Sie sagen ferner, daß die Welt ein Irrthum, daß der Wille in der Welt unglücklich sei, daß er aber allmälig durch die Allweise Idee von dieser unglücklichen Existenz befreit und in seinen früheren leidlosen Zustand zurückgeführt werde.

Sie selbst, Herr von Hartmann, werfen auf Seite 542 die Frage auf: Warum hat Gott nicht den blind begangenen Fehler im ersten Moment, wo er sehend wurde, wieder gut gemacht und seinen Willen gegen sich selbst gekehrt?

Sie beantworten diese Frage dahin, daß die Idee unfrei und abhängig vom Willen sei, weshalb sie wohl das »Was«, das Ziel und den Inhalt des Willens, aber nicht sein »Daß und Ob« bestimmen könne.

Das »Ob« ist ganz willkürlich, in heller Verzweiflung von Ihnen gesetzt worden, denn der Wille ist, Ihrer Lehre nach, doch nur eine absolut leere Form, die realisiren muß, was ihr die Idee giebt.

Um obige Frage handelt es sich übrigens im Grunde gar nicht. Man muß vielmehr diese Frage stellen: Warum hat die Allweise Idee, als sie dem leeren Wollen des Willens gegenüberstand, nicht diesem sofort denjenigen Inhalt gegeben, welcher den Willen gleich wieder in die bewußtlose Potenzialität zurückgeführt hätte?

Diese Frage beantworten Sie mit dem Hinweis auf das schwache, armselige menschliche

Bewußtsein, ohne welches die Erlösung nicht möglich sei, d.h. Sie überspringen die von Ihnen gelehrte gewaltige hellsehende Weisheit der Idee und heben das trübe Lichtlein des menschlichen Bewußtseins auf den Thron.

ii626 Was gäben Sie wohl darum, Herr von Hartmann, wenn Sie diesen Hinweis des unreifen Jünglings nicht auf Ihrem Mannesgewissen hätten?

Aber schon hieraus werden Sie ersehen, daß der Wille mehr als bloße Form, mehr als eine absolut leere Form sein muß, wenn die Welt im Sinne Ihrer Philosophie erklärt werden soll.

Es ergiebt sich ferner auch schon hieraus, daß die Welt gar kein blind begangener Fehler sein kann, sondern daß Etwas von einer vorweltlichen Einheit gewollt wurde, was sie nicht sofort, sondern erst durch einen Proceß erlangen konnte.

Hier sind anscheinend zwei Lösungen möglich. Entweder wollte Gott (die einfache Einheit) durch den Proceß der Welt Das, was das christliche Paradies ist, d.h. Gott wollte eine Pluralität reiner Wesen sein, oder er wollte das Nichtsein, d.h. – verstehen Sie mich erschöpfend – vollständige absolute Vernichtung, totale Befreiung von seinem Wesen.

Im ersteren Falle hätte Gott nur ein anderes Dasein als vorher gewollt; im letzteren dagegen wollte er absolutes Nichtsein.

Es ist aber klar, daß ein allmächtiger Gott das Erstere ohne Proceß, d.h. sofort hätte haben können.

Es bleibt also nur das Letztere, und dieses Letztere habe ich gelehrt, jedoch – worauf ich Sie wiederholt aufmerksam mache – nicht constitutiv, d.h. Bestimmtes über das Wesen Gottes aussagend, sondern bloß regulativ, zur bloßen Beurtheilung der Entstehung der Welt, ihres Verlaufs und ihres Endes.

Zu dieser Lehre könnten alle meine Vorgänger nicht gelangen, weil sie an die Sempiternität der Substanz glaubten. Diese Sempiternität der Substanz habe ich aber siegreich vernichtet, indem ich zunächst nachwies, daß die Substanz eine ideale Form sei (was schon Kant lehrte) und daß das Ding an sich reine Kraft sei, über welche *a priori* gar Nichts ausgesagt werden könne. Die Erfahrung aber lehrt im ganzen Weltall Schwächung der Kraft, allmälige Aufreibung, mithin auch totale Annihilation derselben am Ende des Weltprocesses. Die Welt ist eine endliche Kraftsumme und jeder Verlust an Kraft ist durch Nichts zu ersetzen, denn woher sollte ein Ersatz genommen werden?

ii627 Ohne Egoismus keine Individuation; mit Egoismus nothwendig sofort Verletzung des Anderen behufs des eigenen Vortheils, d.h. Unrecht, Böses, Unsittlichkeit u.s.f. Dies Alles ist also ein nothwendiges, um der Individuation willen unvermeidliches Uebel.

(624.)

Da nun aber das All-Eine letzten Endes nur insoweit an der Welt interessirt sein kann, als es mit seinem Wesen an ihr betheiligt ist, in ihr drin steckt, und da die Form der Erscheinung wohl wichtiger Durchgangspunkt, aber, abgesehen von ihrer Rückwirkung auf das Wesen selbst, unmöglich letzter Zweck sein kann, so werden auch Sittlichkeit und Gerechtigkeit als formelle Ideen in Bezug auf ihren teleologischen Werth für das Unbewußte nur nach einem solchen Maßstabe gemessen werden können, der ausschließlich ihre Wirkung auf dessen Wesen berücksichtigt.

Diesen giebt aber allein die durch Sittlichkeit und Unsittlichkeit, durch Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit in sämmtlichen Betheiligten, handelnden wie leidenden Individuen, erzeugte Summe von Lust und Schmerz, denn diese erst sind etwas ganz Reales, nicht wie Sittlichkeit und Gerechtigkeit bloße Bewußtseinsideen.

(625.)

Wie wirbelt hier das Reife Anderer mit dem Unreifen Ihres Gepräges, Wahres und Falsches, Helles und Dunkles durcheinander! Es ist der reine Hexensabbath: es ist Alles unverdaute Masse, unreife Frucht, oder, wie Fichte sagte:

»halbe Philosophie und ganze Verworrenheit«.

Ich will Ihnen sagen, was die Wahrheit ist. Die Welt hat einen Verlauf – nichts weiter. Er ist weder gut, noch böse, weder moralisch, noch unmoralisch; er ist einfach ein nothwendiger unabänderlicher Proceß.

Der Richtung dieses Verlaufs gegenüber, d.h. dem göttlichen Gesetze: Vaterlandsliebe, Gerechtigkeit, Menschenliebe und Keuschheit gegenüber ist aber jede menschliche Handlung

entweder eine moralische oder eine unmoralische.

Ferner: der Egoismus ist gar kein Hinderniß der Moralität. In Betreff aller dieser schweren, nunmehr von mir gelösten philosophischen Probleme verweise ich Sie auf meine Ethik und Politik. –

ii628 Das Unbewußte ist das gemeinschaftliche Subjekt, welches sie (Lust und Schmerz) in allen (!) den verschiedenen Bewußtseinen fühlt (!!).

(625.)

Kein anderes Subjekt ist zum Fühlen (!!) des Schmerzes und der Lust da, als das All-Einige Unbewußte.

(626.)

Ach, Herr von Hartmann! »Der Menschheit ganzer Jammer« faßt mich bei dieser Stelle an. Wie war es möglich, frage ich mich händeringend, daß Sie so etwas schreiben konnten? Das Absolut-Unbewußte soll fühlen, soll Alles fühlen: die einzelnen Schmerzen und Freuden der Individuen also alle zugleich! – Welch ein Durcheinander von Lust und Schmerz! Sie müssen ferner, – wenn der Satz: »Kein anderes Subjekt ist zum Fühlen (!!) des Schmerzes und der Lust da, als das All-Einige Unbewußte« aus dem Wunderborn Ihrer eigenen Erfahrung geschöpft ist – ein Mensch von Eisen und Marmor sein und müssen noch nie einen hohlen Zahn, nie einen wunden Finger gehabt haben. Sie schmerzenloser Engel, Sie! – Sie gewaltiger Zauberer! –

Sollte sich ergeben, daß diese Welt ihrem Nichtsein vorzuziehen oder nachzustellen sei, so werden wir uns der Consequenz nicht verschließen, daß die Existenz der Welt einem unvernünftigen Act ihre Entstehung verdanke, werden aber nicht annehmen, daß die Vernunft selbst in diesem einen Punkte plötzlich unvernünftig geworden sei, sondern daß derselbe nur deshalb ohne Vernunft vollzogen sei, weil die Vernunft nicht bei ihm betheiligt war. Dies wird uns dadurch möglich, weil wir zwei Thätigkeiten im Unbewußten kennen, von denen die eine, der Wille, eben die an sich unlogische (nicht antilogische, sondern alogische) vernunftlose ist. Da wir nun rückwärts schon längst wissen, daß alle reale Existenz dem Willen ihre Entstehung verdankt, so wäre schon *a priori* nur Das zu bewundern, wenn diese Existenz als solche nicht unvernünftig wäre.

(628.)

Es ist immer so gewesen, seit Menschengedenken, Herr von Hartmann, daß der Mensch ein in sich gefundenes Princip so lange aufgeblasen hat, bis er es nicht mehr erkannte: dann nannte er es Gott. So auch Sie. Sie fanden einen bewußten Willen in sich (Willkür) und einen bestimmten Geist (ich überlasse Ihnen, letzterem ein genaueres Prädicat zu geben); Sie fanden ferner einen unbewußten Willen in sich und Gedanken, Vorstellungen, Gefühle, |
ii629 deren Entstehung Ihnen unbekannt war, die Sie als etwas Fertiges plötzlich im Lichte des Bewußtseins bemerkten – und flugs schwärmten Sie von einem All-Einen unbewußten Willen und einem Allweisen hellsehenden Geist, welche beide wie der Wille und der Geist in Ihnen, in Einer Person vereinigt sein sollen.

Das ist doch nur der alte Dreck;
Werdet doch gescheidter!
Tretet nicht immer denselben Fleck,
So geht doch weiter!

Dieses Goethe'sche Wort ist aber leicht zu sagen, schwer auszuführen. Wo soll denn ein Talent hingehen, wenn ihm kein Genialer eine Bahn gebrochen hat?

II. Die Unvernunft des Wollens und das Elend des Daseins.

Mit den Capiteln dieses Abschnitts bin ich, wie ich Ihnen schon früher gesagt habe, im Ganzen sehr zufrieden. Ich spende Ihnen reichen Beifall und erkenne rückhaltlos Ihr großes Verdienst an, in Kreisen, welche dem schroffen unbeugsamen Schopenhauer verschlossen waren, einen energischen und tüchtigen Weckeruf aus der Posaune des Pessimismus gedonnert zu haben. Für diesen Weckeruf, mit dem Sie in die Reihe Derer getreten, deren Namen nicht vergessen werden darf, widme ich Ihnen einen Lorbeerkranz, und seien Sie versichert, daß derselbe Ihr Leben zieren und auf Ihrem Grabe noch lange frisch und grün bleiben wird. Auch werde ich da, wo Ihr Pessimismus allein berührt wird, immer Ihr wärmster Vertheidiger sein,

getragen vom Geiste unseres gemeinsamen großen Meisters *Schopenhauer*.

Was ich aber im Allgemeinen nicht anerkennen kann, das ist, daß Sie in diesem Abschnitt von den Illusionen sprechen, als ob dieselben gar Nichts bewirkten, oder höchstens Unheil anrichteten, oder mit einem Wort: ich stehe wieder vor dem von Ihnen gelehrten »*Fehltritt*« Gottes (die alte immer offene Wunde alles Pantheismus'). Die Illusionen sind so nothwendig wie die Enttäuschungen. Dieselben gehen Hand in Hand und führen die Menschen zur Erlösung, d.h. sie *schwächen*, meiner Lehre gemäß, den Willen und erhöhen die Intelligenz und Irritabilität.

Und jetzt will ich einiges Specielle rügen.

ii630

Erstes Stadium der Illusion.

Das Glück wird als ein auf der jetzigen Entwicklungsstufe der Welt erreichtes, also dem heutigen Individuum im irdischen Leben erreichbares gedacht.

Sie führen die Genüsse der Kunst und Wissenschaft als Illusionen auf, was ich entschieden tadeln muß. Dieselben sind so rein und schön, daß, könnte der Mensch *immer* in ihnen verbleiben, das Leben das höchste Gut wäre.

Zweites Stadium der Illusion.

Das Glück wird als ein dem Individuum in einem transscendenten Leben nach dem Tode erreichbares gedacht.

Dieses ganze zweite Stadium der Illusion erkenne ich nicht an. Es ist überflüssig; denn was diese Illusion *bewirkt*, ist das denkbar Beste. Die Hoffnung des echten Christen auf ein jenseitiges Leben der Ruhe, Seligkeit und des Friedens ist doch nur das Symptom, daß *diese* Welt bereits überwunden, daß jede Illusion in dieser Welt zerstört ist. Mehr aber kann ein Pessimist der *Schopenhauer*'schen Schule nicht verlangen. Daß *diese* Welt überwunden werde: das allein ist Hauptsache.

Auch behaupten Sie in diesem Capitel, daß in allen großen Systemen der neuesten Philosophie von einer *individuellen* Fortdauer nicht die Rede sei, womit Sie die Oberflächlichkeit Ihrer Studien sehr prägnant zum Ausdruck brachten. Ich muß, allem Vorhergehenden nach, annehmen, daß Sie *Fichte*'s System zu den großen rechnen. Was sagte aber *Fichte*? Er sagte mit dem ihm eigenthümlichen, energischen litterarischen Despotismus:

> Die Spaltung (des Einen freien Ich in Iche oder Individuen) ist ein Theil aus der zu mehreren Malen sattsam beschriebenen Spaltung der objektiven Welt in der Form der Unendlichkeit; gehört somit zur absoluten, *durch die Gottheit selbst nicht aufzuhebenden* Grundform des Daseins: wie in ihr ursprünglich das Sein sich brach, so bleibt es gebrochen in alle Ewigkeit; es kann daher kein durch diese Spaltung gesetztes, d.h. *kein wirklich gewordenes Individuum jemals untergehen*; welches nur im Vorbeigehen erinnert wird gegen Die|jenigen
> ii631 unter unseren Zeitgenossen, welche, *bei halber Philosophie und ganzer Verworrenheit*, sich für aufgeklärt halten, *wenn sie die Fortdauer der hier wirklichen Individuen in höheren Sphären leugnen*.
>
> (Werke V. 530.)

Sie sehen, Herr von Hartmann, daß Sie Ihre Vorgänger mit einer Leichtfertigkeit studirt haben, die ich nicht charakterisiren will, weil es nicht meine Absicht sein kann, so grausam wie Apollo (der Gott des Dreifußes, den Sie oft besteigen) zu sein, der bekanntlich am armen Marsyas nicht das kleinste Fetzchen Haut ließ.

> Bald wird das Christenthum nur noch ein Schatten seiner mittelalterlichen Größe sein, wird wieder sein, was es im Entstehen ausschließlich war, der letzte Trost für die Armen und und Elenden.
>
> (714.)

Sie haben, Herr von Hartmann, – das werden Sie inzwischen ganz bestimmt aus der Philosophie der Erlösung geschöpft haben, – die große und tiefe Lehre des genialen Heilands nicht zum tausendsten Theil begriffen. Sie war Ihnen, was der Katze der heiße Brei ist. Das Christenthum, d.h. sein Geist, sein Fundament, sein esoterischer Theil, geht erst mit der Menschheit unter. Glauben Sie es mir: *ein Wissender* giebt Ihnen die Versicherung.

Drittes Stadium der Illusion.

Das Glück wird als in der Zukunft des Weltprocesses liegend gedacht.

Wäre Stirner an die direkte philosophische Untersuchung der Idee des Ich herangetreten, so würde er gesehen haben, daß diese Idee ein ebenso wesenloser, im Gehirne entstehender Schein ist, wie etwa die Idee der Ehre oder des Rechts (!) und daß das einzige Wesen, welches der Idee der inneren Ursache (!) meiner Thätigkeit entspricht, etwas Nicht-Individuelles, das All-Einige Unbewußte ist, welches also ebenso gut der Idee des Peter von seinem Ich, als der Idee des Paul von seinem Ich entspricht. Auf diesem allertiefsten Grunde ruht nur die esoterische buddhistische Ethik, nicht die christliche.

(718.)

Sie sprechen hier die naseweiseste »unbewußte« Dummheit aus, welche je in einem menschlichen Gehirn ausgebrütet worden ist.

ii632 So weit Ihr wesentlich beschränkter Geist das Christenthum ergründen konnte, so weit ergründete er auch den exoterischen Theil des Budhaismus. Ich betone das Wort exoterisch, weil Ihnen, ohne Führer, der esoterische Theil immer gänzlich verschlossen sein wird.

Die exoterische Ethik Budha's beruht auf der bestimmten Natur des Einzelwesens und ihrer Modification in einem realen Lebenslauf; eine esoterische budhaistische Ethik giebt es aber gar nicht; denn das vom esoterischen Budhaismus gelehrte einzige reale individuelle Ich hat nur einen nothwendigen Verlauf, wie ich Ihnen oben schon in Bezug auf die ganze Welt zeigte. Der esoterische Theil des Budhaismus ist nämlich Ding-an-sich-Idealismus oder Solipsismus.

Bei allem Quietismus liegt der epikuräische Grundzug auf der Hand: die Sucht, das Leben auf die der individuellen Constitution behaglichste Weise mit einem Minimum von Anstrengung und Unlust hinzubringen, unbekümmert um die dadurch verletzten Pflichten (!) gegen die Mitmenschen und gegen die Gesellschaft (!).

(719.)

In dem Selbstmörder und in dem Asketiker ist so wenig bewundernswürdige Selbstverleugnung wie in dem Kranken, der, um der Aussicht eines endlosen Zahnschmerzes zu entfliehen, sich vernünftiger Weise zu dem schmerzhaften Ausziehen des Zahnes entschließt.

(*ib.*)

Diesen Irrthum verzeihe ich Ihnen, denn nur ein Schelm kann mehr geben als er hat, wie das Sprüchwort sagt. Man darf nicht zu streng über Sie urtheilen.

Schon das allein würde den Quietismus zu einer Todsünde machen, daß ein allgemeineres Umsichgreifen desselben alle Errungenschaften der Cultur, welche die Menschheit sich so mühsam in Jahrtausenden erkämpft hat, wieder in Frage stellen und binnen Kurzem in stetig wachsenden Rückschritt verwandeln würde.

(720.)

Wie naiv! Wie paßt denn dies zu dem auch von Ihnen gelehrten, nothwendigen allweisen Entwicklungsgang der Welt? *Et tu, Brute?*

Wie der Egoismus im Ganzen, so werden auch diejenigen Triebe vom Bewußtsein restituirt, welche, wie Mitleid, Billigkeitsgefühl, |
ii633 einen Werth für das Ganze, oder, wie Liebe und Ehre, einen Werth für die Zukunft haben; sie werden nunmehr mit dem Bewußtsein des individuellen Opfers freiwillig um des Ganzen und des Processes willen übernommen.

(720.)

Der Wille, der Wille ist es, Herr von Hartmann, welcher, wie Schopenhauer unübertrefflich schön ausführte, das Urtheil fälscht. Sind Sie verheirathet? Ich weiß es nicht. Jedenfalls aber wollten Sie heirathen, als Sie obige Stelle kunstvoll drechselten. Da mußte das Humboldt'sche »Verbrechen der Kindererzeugung« beschönigt werden. Die Wahrheit verhüllte ihr Antlitz, als Sie die schmachvolle Stelle schrieben.

Ferner: Ist der Beischlaf ein Opfer, das das Individuum bringt? Sie müssen – ich wiederhole es – ein ganz sonderbar organisirtes Wesen sein.

Je weiter die Welt kommt, desto drohender wird das Gespenst der Massenarmuth, desto furchtbarer bemächtigt sich jener Elenden das ganze Bewußtsein ihres Elends.

(722.)

Ihre Kenntniß der National-Ökonomie, wie überhaupt Ihre Geschichts-Philosophie, liegt vollständig im Argen. Herr Schulze-Delitzsch ist Ihr Götze auf socialem Gebiete. Schlafen Sie auf dem Ruhebette der Schulze'schen Weisheit ruhig weiter. Ich will Ihre süßen Träume nicht stören. Das wird einst Donner und Blitz für mich besorgen. –

Die Philosophie ist hart, kalt und fühllos wie Stein.

(736.)

Ihre Philosophie, Herr von Hartmann, die dem Individuum die Erlösung abspricht, ist hart, kalt und fühllos wie Stein: hierin stimme ich Ihnen zu. Die echte Philosophie aber, von der Sie keine Ahnung haben, ist eine göttliche Trösterin: sie ist mild, weich, warm. O Sie kleiner philosophischer Nero! Sie kleiner metaphysischer Caligula! Sie kleiner transscendenter Marat!

XIII. Das Ziel des Weltprocesses und die Bedeutung des Bewußtseins.

Es läßt sich also ein tief eingreifender Antagonismus zwischen dem nach absoluter Befriedigung und Glückseligkeit strebenden Willen und der durch das Bewußtsein vom Triebe mehr und mehr sich emancipirenden Intelligenz nicht verkennen; je |
ii634 höher und vollkommener das Bewußtsein im Verlaufe des Weltprocesses sich entwickelt, desto mehr emancipirt es sich von der blinden Vasallenschaft, mit welcher es anfänglich dem unvernünftigen Wollen folgte, desto mehr durchschaut es die zur Bemäntelung dieser Unvernunft vom Triebe in ihm (!) erweckten Illusionen, desto mehr nimmt es gegenüber dem nach positivem Glück ringenden Willen eine feindselige Stellung ein, in welcher es ihn im historischen Verlauf Schritt für Schritt bekämpft, die Wälle der Illusionen, hinter denen er sich verschanzt, einen nach dem andern durchbricht, und nicht eher seine letzte Consequenz gezogen haben wird, bis es ihn völlig vernichtet hat.

(740.)

Diese haarsträubende Stelle will ich nicht beleuchten. Ich verweise Sie auf den Anfang dieser Kritik, Sie machen die Welt vor dem Auftreten des Bewußtseins fieberkrank und zweckwidrig. Das war sie aber nicht, so wenig als sie es im Jagen nach den Illusionen ist. Handlungen mit und ohne Vernunft, mit und ohne Bewußtsein, mit und ohne Illusion – alle Handlungen greifen in einander und drängen die Welt zur Erlösung. Ein Antagonismus zwischen Bewußtsein und Wille ist nicht möglich: es handelt sich nur um die Qual der Wahl zwischen verschiedenen Mitteln zum Einen Zweck.

Das Wesen des Bewußtseins ist Emancipation des Intellekts vom Willen, während im Unbewußten die Vorstellung nur als Dienerin des Willens auftritt, weil Nichts als der Wille da ist, dem sie ihre Entstehung verdanken kann, welche sie selber sich nicht zu geben vermag.

(741.)

Nachtreter im Schlimmen!

Im Reiche der Vorstellung waltet das Logische, Vernünftige … woraus zu schließen ist, daß, wenn die Vorstellung erst den nöthigen Grad von Selbstständigkeit erlangt hat, sie allem Widervernünftigen (Antilogischen), was sie etwa in dem unvernünftigen (alogischen) Willen vorfindet, den Stab brechen und es zu vernichten suchen wird.

(741.)

Diese Stelle ist eine echte Giftblüthe auf dem Leichnam der Schelling'schen romantischen Philosophie.

Die Vorstellung ist, Ihrer Lehre gemäß, absolut passiv; der Wille absolut leere Form; das Bewußtsein nur Form. Und nun soll die Vorstellung, die Idee, plötzlich activ werden, soll Anti|pathie
ii635 empfinden, soll wollen! Sie machen einfach die Vorstellung zu Willen. O, Sie Tausendkünstler!

Wir haben gesehen, daß in der bestehenden Welt Alles auf das Weiseste und Beste eingerichtet ist, und daß sie als die beste von allen möglichen angesehen werden darf, daß sie aber trotzdem durchweg elend, und schlechter als gar keine sei. Dies war nur so zu begreifen, daß, wenn auch das »Was und Wie« in der Welt (ihre Essenz) von einer allweisen Vernunft bestimmt würde, doch das »Daß« der Welt (ihre Existenz) von etwas schlechthin Unvernünftigem gesetzt sein müsse, und dies konnte nur der Wille sein.

(742.)

Ganz unbegreiflich, Herr von Hartmann! Wenn der Wille nur das »Daß« setzt, die Vorstellung aber gar nichts Anderes als Vernunft kennt, hat und ist, so kann auch die Welt jederzeit nichts Anderes als realisirtes Vernünftiges, Gutes, Schönes, Wahres, Herrliches, Glückliches, Liebliches, Köstliches, Bezauberndes, Himmlisches u.s.w. sein.

Hier sehen Sie wieder, daß der Wille mehr als absolut leere Form und unabhängig von der Vorstellung sein muß, d.h. er muß furchtbare blinde Energie, muß eine Kraft sein, die Etwas will, die aber dieses Gewollte, eben durch sich selbst gehindert, nicht sofort erreichen kann; und dieses eine Einzige ist der absolute Tod. Alles Andere könnte die Kraft sofort erlangen, nur nicht die Vernichtung ihrer selbst.

Deshalb muß diese Kraft durch den Weltproceß abgetödtet werden. Diese Energie, d.h. die ihr Ziel in sich, ohne Vorstellung, tragende Kraft (Richtung der Wirksamkeit), dieser Wille zum Tode kommt seinem Ziele immer näher, je mehr er sich schwächt.

Sehen Sie, nun ist auf einmal Sinn in der Welt; aber in Ihrem Buche kann kein Sinn, sondern nur ein ohnmächtiges Herumwürgen mit der Wahrheit liegen, weil Sie den Willen zu einer absolut leeren Form machten, die ohne die Vorstellung Nichts vermag. Deshalb mußten Sie auch eine Welt construiren, in welcher die Pflanzen erkennen und fühlen, und die Pflastersteine denken. Was mögen wohl die »hellsehenden« Berliner Trottoir-Platten von Ihnen denken, wenn Sie – großer Denker! – sich über sie hinbewegen? O Sie sind groß! Sie sind sehr groß!

ii636 Die unbewußte Vorstellung hat zunächst und als solche keine Macht über den Willen, weil sie keine Selbstständigkeit gegen ihn hat; darum muß sie sich eines Kunstgriffes bedienen, die Blindheit des Willens benutzen und ihm an ihr einen solchen Inhalt geben, daß er durch eigenthümliche Umbiegung in sich selbst in der Individuation in einen Conflict mit sich selbst geräth, dessen Resultat das Bewußtsein, d.h. die Schaffung einer dem Willen gegenüber selbstständigen (!) Macht ist, in welcher sie nun den Kampf (!) mit dem Willen beginnen kann.

(743.)

Dieser blühende Unsinn bedarf keiner Verurtheilung: er richtet sich selbst.

Der All-Einige Wille fährt nach wie vor fort, das Leben zu packen, wo er dasselbe findet und packen kann.

(745.)

Darum ist das Streben nach individueller Willensverneinung eben so thöricht und nutzlos, ja noch thörichter als der Selbstmord, weil es langsamer und qualvoller doch nur dasselbe erreicht: Aufhebung dieser Erscheinung ohne das Wesen zu alteriren. Hiermit ist alle Askese und alles Streben nach individueller Willensverneinung als Verirrung erkannt und bewiesen (!), freilich als eine Verirrung nur im Wege, nicht im Ziele.

(*ib.*)

Was hälfe es z.B., wenn die Menschheit durch geschlechtliche Enthaltsamkeit ausstürbe? Die arme Welt bestände weiter, ja sogar das Unbewußte würde die nächste Gelegenheit benutzen müssen, einen neuen Menschen oder einen ähnlichen Typus zu schaffen, und der ganze Jammer ginge von vorne an.

(*ib.*)

Welche oberflächliche Naturbetrachtung! Welche »halbe Philosophie und ganze Verworrenheit«!

Ich habe in meinem Werke mit Recht constatirt, daß das Phänomen der Heiligkeit das allerbedeutsamste empirische Factum sei, an dem nur ein Rasender verächtlich vorbeisausen könne.

Ich habe ferner mit Recht constatirt, daß die herrlichste und schönste Erscheinung in der Menschheit der weise Held sei. Durch was unterscheidet er sich aber vom Heiligen? Nur durch den Wiedereintritt in die Welt, welcher er jedoch keine einzige Concession macht. Im Übrigen ist er ein Heiliger, d.h. er übt die Tugenden der Menschenliebe und Keuschheit in absoluter Weise aus.

ii637 Ich habe endlich nachgewiesen, daß die Verneinung des Willens zum Leben nicht der Gegensatz der Bejahung, sondern nur ein besseres Mittel zum Zwecke aller Wesen sei.

Thun Sie Buße, Herr von Hartmann. Ihre philosophische Sündenlast ist Schrecken und

Mitleid erregend. –

> Die Erlösung, die Umwandlung des Wollens in's Nichtwollen ist auch nur als All-Einiger Act, nicht als individuelle, sondern nur als kosmisch-universale Willensverneinung zu denken.
>
> (746.)

> Die praktische Philosophie und das Leben brauchen einen positiven Standpunkt und dies ist die volle Hingabe der Persönlichkeit an den Weltproceß um seines Zieles, der allgemeinen Welterlösung willen.
>
> (748.)

> Der Instinkt wird noch weit kräftiger als im dritten Stadium der Illusion durch die bloße Aufhebung des Egoismus wieder in seine Rechte eingesetzt und die Bejahung des Willens zum Leben als das vorläufig allein Richtige proclamirt; denn nur in der vollen Hingabe an das Leben und seine Schmerzen, nicht in feiger persönlicher Entsagung und Zurückziehung ist etwas für den Weltproceß zu leisten.
>
> (748.)

Und wie denken Sie sich diese Hingabe an das Allgemeine? Sie denken sich dieselbe, wie Sie schon oben unverblümt angedeutet haben, in folgender Weise: Wähle irgend einen Beruf, lerne irgend ein Handwerk, erwirb Geld, Gut, Ruhm, Macht, Ehre u.s.w., heirathe und zeuge Kinder; oder mit anderen Worten: Sie zerstören mit eigener Hand das einzige Verdienstvolle in Ihrem Werke: die Zergliederung der Illusion. Sie rathen urplötzlich Dem, der alle Illusion durchschaut hat: »Jage nach Illusionen«, als ob eine durchschaute Illusion noch eine Illusion sei und wirken könne. Der große geniale Herakleitos hatte ausgerufen: »Wehe euch Unglücklichen, die ihr nach dem Magen und den Schamtheilen messet das Glück!« und Sie sagen: Überwinde deinen Ekel, begatte dich, zeuge Kinder um der allgemeinen Welterlösung willen; miß »nach dem Magen und den Schamtheilen« dein Opfer für die Welterlösung.

Herr von Hartmann! Schon wieder erfaßt mich die Wehmuth.

Die von Ihnen geforderte Hingabe an das Allgemeine, welche man als den edelsten Kern Ihrer Philosophie gepriesen hat, ist |
ii638 also durchaus nicht edel: sie ist die Concession eines Talents an den Geist seines Zeitalters, nicht die kühne, freie, muthige Wahrheit, welche ein Genialer, sich als Bürger der Zukunft fühlend, allen seinen Zeitgenossen als Gesetz entgegenwirft. Die edle Hingabe an das Allgemeine ist die vom düsteren Herakleitos und von mir gelehrte, d. h. der entsagende Mensch tritt aus seinem äußeren Frieden (aus dem inneren kann er nicht gedrängt werden) heraus und blutet für die Menschheit, läßt sich von den Blinden, die er sowohl in den höchsten, als auch in den tiefsten gesellschaftlichen Schichten erlösen will, treten, schlagen, bespeien und an's Kreuz schlagen.

Sie dagegen meinen, daß jeder Schuster und Schneider, der sich eine Familie gründet, jeder Börsenjobber, der um das goldene Kalb herumtanzt, kurz, Jeder, welcher lebt wie die allermeisten Menschen jetzt leben, ein weiser Held sei, ein weiser Held, der sich dem Weltproceß hingiebt. Sie setzen gleichsam eine Prämie auf Kindererzeugung und Unmoralität; denn Derjenige muß doch, nach Ihrer Lehre, der Verdienstvollste sein, welcher den Kampf und Streit in der Welt vermehrt.

> Das Unvernünft'ge zu verbreiten,
> Bemüht man sich nach allen Seiten;
> Es täuschet eine kleine Frist,
> Man sieht doch bald, wie schlecht es ist.
>
> (Goethe.)

> Die erste Bedingung zum Gelingen des Werkes (der Welterlösung) ist die, daß der bei Weitem größte Theil des in der bestehenden Welt sich manifestirenden Geistes in der Menschheit befindlich sei; denn nur dann kann die menschheitliche Willensverneinung den gesammten actuellen Weltwillen ohne Rest vernichten.
>
> (750.)

> Die zweite Bedingung für die Möglichkeit des Sieges ist, daß das Bewußtsein der Menschheit von der Thorheit des Wollens und dem Elend alles Daseins durchdrungen sei.
>
> (751.)

> Wir können diese zweite Bedingung noch dahin modificiren, daß nicht die ganze Menschheit,

sondern nur ein so großer Theil derselben von diesem (pessimistischen) Bewußtsein durchdrungen zu sein braucht, daß der in ihr wirksame Geist die größere Hälfte des in der ganzen Welt thätigen Geistes ist.

(753.)

ii639 O glückseliges constitutionelles Zeitalter! Eine Majorität muß die Welt erlösen!

Aber haben Sie denn nicht bedacht, als Sie diese herrliche Phrase dichteten, daß Ihrer eigenen Lehre gemäß, der Wille sofort die Minorität »packen« (S. 745) und sie wahrscheinlich schon in einer einzigen Generation wieder zur Majorität machen mußte? Denn was sind die Individuen der ersten Majorität Anderes, als »aufgehobene Momente« des All-Einen Unbewußten?

Herr von Hartmann! Werden Sie mir übel nehmen, wenn ich Ihnen erkläre, daß mein Sessel im Zuschauerraume anfängt, für mich unbehaglich zu werden? Darf ich mich entfernen?

Sie bitten mich, noch einen Augenblick zu bleiben; Sie seien gleich mit Ihrem Gedicht fertig; es komme zum Schlusse eine prachtvolle Götterdämmerung, dann bengalische Weltbeleuchtung und ein kosmisches Feuerwerk.

Ich stamme von der Eva ab und bin deshalb – neugierig. So will ich denn bleiben. Fahren Sie gefälligst fort.

Es gehört mit zu der Signatur des Alterns der Menschheit, daß dem Wachsthum an intellektueller Klarheit nicht ein Wachsthum, sondern eine Verminderung der Energie des Gefühls und der Leidenschaft gegenüber steht.

(753.)

Ach, Herr von Hartmann, wie Sie die Welt und die Geschichte schlecht kennen!

Was hat Griechenland und Rom zu Fall gebracht? Die mit der gewachsenen Intelligenz auch gewachsene Leidenschaftlichkeit. Was vermehrt sich mit der Sensibilität? Die Irritabilität und das Leiden. Was ist mit jedem Genialen verbunden? Hochgradige Leidenschaftlichkeit.

Nur der ganze Wille, die Lebenskraft des Dämons, wird im Lauf der Menschheit schwächer; aber Sie haben ja nicht vom Dämon, sondern vom Gefühl und der Leidenschaft gesprochen.

Die dritte Bedingung ist eine genügende Communication unter der Erdbevölkerung, um einen gleichzeitigen gemeinsamen Entschluß derselben zu gestatten.

(753.)

Ein gleichzeitiger Majoritätsbeschluß! Ich wiederhole: O glückseliges constitutionelles Zeitalter, worin Alles durch Majoritäten geschlichtet und gerichtet wird!

ii640 So lange der vom Bewußtsein motivirte Oppositionswille noch nicht die Stärke des aufzuhebenden Weltwillens erreicht hat, so lange wird der stetig vernichtete Theil sich stetig wieder erneuen, gestützt auf den übrig bleibenden Theil, welcher die positive Richtung des Willens auch fernerhin sichert; sobald aber ersterer die gleiche Stärke wie letzterer erlangt hat, so ist kein Grund abzusehen, warum nicht beide sich vollständig paralysiren und auf Null reduciren, d.h. ohne Rest vernichten sollten.

(755.)

In Ihrem ganzen Werk haben Sie den Einzelwillen, wo Sie es konnten, maltraitirt, ja, Sie haben tausendmal in rasender Tollheit den Dolch auf ihn gezückt; der Dolch ist aber immer an der Hornhaut des Individuums abgeprallt. Endlich, als Sie sahen, daß Sie dem Individuum nicht beikommen konnten, wurden Sie zornig und erklärten es mit einem furchtbaren Wortschwall für ein »aufgehobenes Moment« im All-Einen Unbewußten. Jetzt auf einmal soll eine Majorität aufgehobener Momente, eine Masse von Nullen die Kraft haben, das allmächtige All-Eine Unbewußte zu zwingen, sich in sein »Überall und Nirgends« zurückzuziehen! –

Wie denken Sie sich die Götterdämmerung? –

Sie schweigen? – Gut, da bleibt mir nichts Anderes übrig, als mir dieselbe auszumalen.

Nachdem aus allen Erdtheilen in Berlin telegraphische Meldungen eingelaufen sind, worin die Anzahl Derjenigen, welche die Welt vernichten wollen, angegeben ist, addiren Sie die Willensverneiner und finden, daß die Majorität etwa 10,000 Menschen beträgt. Sie stoßen einen Freudeschrei aus und eilen alsbald in die Französische Straße, wo Sie, sagen wir 10,000

Depeschen aufgeben des Inhalts:

Morgen Mittag um zwölf Uhr präcise findet Welterlösung statt.
Alle haben sich gleichzeitig zu tödten.
Mordinstrument nach Belieben.

Der Mittag kommt und nun ermorden sich *x* Millionen Menschen. (Ich sage *x* Millionen, weil ich nicht wissen kann, wie groß die Menschheit sein muß, in welcher »der größte Theil des in der Welt sich manifestirenden Geistes« sich befinden soll. Sie werden |
ii641 dies schon längst auf Grund einer Wahrscheinlichkeitsberechnung gefunden haben; denn wie die in Ihrem Werke befindlichen Probabilitätsberechnungen beweisen, sind Sie ein ganz bedeutender Mathematiker. Vielleicht giebt uns Ihre nächste Schrift eine bestimmte Zahl an.)

Sofort beginnt die Götterdämmerung,

Der Mond nähert sich mehr und mehr der Erde. –

Die Minorität der Menschheit wird durch Feuer, das aus der berstenden Erde dringt, getödtet. –

Endlich stürzt der Mond auf die Erde. –

Beide Weltkörper zerbrechen in Milliarden Stücke. –

Diese Stücke tanzen dann der Sonne entgegen, welcher sich inzwischen die anderen Planeten genähert haben. –

Unser ganzes Sonnensystem ist schließlich ein ungeheures Flammenmeer, welches sich nach der Centralsonne bewegt, u.s.w., u.s.w., bis endlich Ruhe wird. Der All-Eine Wille und die Idee sind wieder überseiend geworden.

Wie schön! Wie erhaben, wie göttlich gedacht!

Wissen Sie, was die beste Illustration zum Entwicklungs-Pantheismus ist? Schwind's Bildercyclus: die schöne Melusine.

Das erste und das letzte Bild zeigen die schöne Wasserfee im unbewegten Frieden ihres Nixenseins: still, ruhig, traurig aus ihrer Felsengrotte herausblickend. Zwischen diesen beiden Bildern liegt Freude und Trauer, Liebe und Leid, Glück und Unglück, Weh und Wonne, Schmerz und Wollust, Qual und Seligkeit: kurz, das seltsame Gemisch, das man Leben nennt und woran unser Herz so fest hängt.

Aber *omne simile claudicat*. In Schwind's lieblicher Kunstschöpfung ist wenigstens Ein Mensch erlöst worden: der reuige Gemahl der schönen Nixe, der Ritter von Lusignan, dessen leidensvolle Pilgerfahrt an dem Herzen des geliebten Weibes, das er durch eigene Schuld verlor, ihren versöhnenden Abschluß durch den Tod findet. Und insofern ist allerdings Etwas durch den Proceß erreicht worden. In Ihrem Weltgemälde aber ist der Proceß ganz sinn- und resultatlos.

Ich wiederhole: Nicht für die cäsarische Macht über die ganze Erde möchte ich Ihre Philosophie des Unbewußten auf meinem Gewissen haben.

ii642

XIV. Die letzten Principien.

> Wir sind in unseren bisherigen Untersuchungen immer wieder zwei Principien, Wille und Vorstellung, begegnet, ohne deren Annahme überhaupt Nichts zu erklären ist, und welche eben darum Principien, d.h. ursprüngliche Elemente sind, weil uns jeder Versuch, sie in einfachere Elemente zu zerlegen, von vornherein als ein aussichtsloser erscheint.
>
> (757.)

Erinnern Sie sich gefälligst, Herr von Hartmann, daß es nur Ein Princip in der Welt giebt, und das ist der individuelle Wille, die Thatsache der inneren und äußeren Erfahrung. Sein alleiniges Prädicat ist die Bewegung, in welcher die menschlichen Functionen des Gehirns mit eingeschlossen sind.

Ihre Philosophie ist natürlicher Dualismus, der schließlich mit offenbarer Gewalt zu Monismus gemacht wird. Doch was sage ich? Ihre Philosophie ist nicht Dualismus, sondern Principien-Pluralismus, wie ich Ihnen schon oben zeigte. Eigentlich haben Sie nicht weniger als vierzehn, sage vierzehn Principien aufgestellt, welche ich doch noch einmal aufzählen will:

1) Unbewußter Wille

2) Bewußter Wille
3) Unbewußte Vorstellung
4) Bewußte Vorstellung
5) Unbewußtes Denken
6) Bewußtes Denken
7) Unbewußtes Gefühl
8) Bewußtes Gefühl
9) Leib
10) All-Einer unbewußter Wille
11) All-Eine unbewußte Vorstellung
12) All-Eines unbewußtes Denken
13) All-Eines unbewußtes Gefühl
14) All-Einer Geist.

> Wir setzten dieselben zunächst in der Weise voraus, wie der natürliche, am Gängelbande der deutschen Sprache gebildete Menschenverstand sie faßt, und veränderten, erweiterten und beschränkten dieselben dann nach Maßgabe, wie |
> ii643 es das wissenschaftliche Erklärungsbedürfniß der Thatsachen forderte.
>
> (757.)

Köstliches, naives, unbezahlbares Geständniß! Dieses offene Geständniß versöhnt mich vollkommen mit Ihnen.

> Und darum will auch ich nicht müde werden, zur besseren Feststellung der letzten metaphysischen Principien mein Scherflein beizutragen, hoffend, daß recht bald ein Anderer komme, der es weiter bringt als ich.
>
> (758.)

Ich glaube, daß dieser »Andere« schneller gekommen ist, als Sie erwarteten und Ihnen lieb ist.

Doch Dem sei wie ihm wolle, Sie sind nothwendig im Entwicklungsgang der Philosophie gewesen. Ihr mit Ernst festgehaltener pessimistischer Standpunkt sichert Ihnen, wie ich schon oben sagte, einen Ehrenplatz in der deutschen Nation. Ihr Pessimismus ist viel tiefer in's Volk eingedrungen, als derjenige Schopenhauer's, weil Sie sich dem Geist Ihres Zeitalters anbequemten, was Schopenhauer, als ein gesetzgebender Genialer, nicht thun konnte. Auch Ihre Schwäche, Ihr romantisches Traumorgan, mit dessen sophistischen Waffen Sie für die verlorenste Sache in der Welt, den Pantheismus kämpften, ist für die Wissenschaft nothwendig gewesen; denn ohne die mächtige Action nicht die mächtige Reaction: der Umschlag in den echten wissenschaftlichen Atheismus.

1. Rückblick auf frühere Philosophen.

Schelling's Romantik hat in Ihnen ihre Auferstehung gefeiert. Es ist mir unbegreiflich, daß Ihnen Ihr guter Geist keine Warnung zugeflüstert hat, als Sie den falschen Weg betraten. Sie mußten sich sagen, daß Sie, wenn Sie dem großen Romantiker nachfolgen, das gleiche Schicksal wie ihn treffen wird. Wer spricht heutzutage noch von Schelling? Sie, ich und einige Gelehrten. Was ist von seiner Lehre als Ferment in die Massen gedrungen? Nichts. O, hätte Ihnen das Schicksal erst die Werke Schelling's in die Hand gelegt, wann Sie gegen die Sirenentöne derselben gefeit gewesen wären! So aber desorganisirte Schelling Ihr junges Gehirn und Sie »rasten mit Vernunft«. Auf Ihrer Philosophie des Unbewußten sollte sich die verzückte Pythia auf dem Dreifuße, als bildliches Motto, befinden.

ii644

2. Der Wille.

> Die Realität des Processes schließt die Endlichkeit desselben nach rückwärts, d.h. seinen Anfang vor einer von jetzt ab gerechneten endlichen Zeit ein. Der Anfangspunkt des Processes (mit und durch welchen erst die Zeit (!) anfängt) ist also der Grenzpunkt zwischen Zeit und zeitloser Ewigkeit.
>
> (772.)

In dieser Stelle rächt sich wieder die in Ihrer Psychologie verleugnete Wahrheit. Nicht die Zeit hat mit der Welt angefangen, sondern die Bewegung. Die Zeit setzt ein

denkendes Subjekt voraus; sie ist der subjektive Maßstab der Bewegung. Es muß demnach heißen:

Der Anfangspunkt des Processes ist also der Grenzpunkt zwischen Bewegung und absoluter Ruhe (Ewigkeit).

Die Zeit begann erst mit dem ersten denkenden Menschen.

Die Vorstellung kann von sich selbst nicht existentiell werden, nicht aus dem Nichtsein in's Sein übergehen, denn sonst wäre sie ja Potenz oder Wille.

(773.)

Sie wollten offenbar sagen: »weltlich-existentiell« und »aus dem Übersein in das Sein«, was ich im Vorbeigehen bemerke.

Hier sind wir aber in einem Zirkel: das Wollen soll erst durch die Vorstellung existentiell werden, und die Vorstellung erst durch das Wollen.

(773.)

Es bleibt also nur die Annahme übrig, daß der Wille in einem zwischen reiner Potenz und wahrem Actus gleichsam in der Mitte stehendem Zustande auf die Vorstellung wirkt, in welchem er zwar bereits aus der latenten Ruhe der reinen Potenzialität herausgetreten ist, also dieser gegenüber sich schon actuell zu verhalten scheint, aber doch noch nicht zur realen Existenz, zur gesättigten Actualität gelangt ist, also von dieser aus betrachtet noch zur Potenzialität gehört. Nicht als ob dieser Zwischenzustand sich als zeitliches Intervall zwischen die vorweltliche Ruhe und den realen Weltproceß einschaltete, sondern er repräsentirt nur den Moment der Initiative .... Für diesen Zustand des Willens in der Initiative sagen wir: »leeres Wollen«.

(773. 774.)

Natürlich! »Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.«

(Goethe.)

ii645 Das leere Wollen ist noch nicht, denn es liegt noch vor jener Actualität und Realität, welche wir allein unter dem Prädicat Sein zu befassen gewohnt sind; es weset aber auch nicht mehr bloß, wie der Wille an sich, als reine Potenz, denn es ist ja schon Folge von dieser, und verhält sich mithin zu ihr als Actus. Wenn wir das richtige Prädicat anwenden wollen, so können wir nur sagen: das leere Wollen wird, – das Werden in jenem eminenten Sinne gebraucht, wo es nicht Übergang aus einer Form in eine andere, sondern aus dem absoluten Nichtsein (!) (reinem Wesen [!]) in's Sein bedeutet.

(774.)

Wenn der Wille an sich der wollen könnende (folglich auch nicht-wollen könnende oder *velle et nolle potens*) Wille ist, so ist das leere Wollen der Wille, der sich zum Wollen entschieden hat, (also nicht mehr nichtwollen kann), der wollen wollende, nun aber nicht wollen könnende, genauer: wollen nichtkönnende (*velle volens, sed velle non potens*) Wille, bis die Vorstellung hinzukommt, welche er wollen kann.

(774.)

Als leere Form kann es (das leere Wollen) erst wirklich existentiell werden, wenn es seine Erfüllung erlangt hat, diese Erfüllung kann es aber an sich selbst nicht finden, weil es eben nur Form und nichts weiter ist.

(775.)

Alle diese erhabenen Stellen richten sich selbst.

Der Zustand des leeren Wollens ist also ein ewiges Schmachten nach einer Erfüllung . . . d.h. es ist absolute Unseligkeit (?) Qual ohne Lust, selbst ohne Pause.

Auch ohne – – Nerven, Herr Doctor? (601)

Insoweit das leere Wollen nur momentaner Impuls ist, der sogleich die (mit ihm wesensidentische [!] also sich ihm gar nicht entziehen könnende) Idee als Inhalt ergreift, insoweit kommt es nicht zu einer solchen vorweltlichen Unseligkeit. Wohl aber kommt es zu einer außerweltlichen (!) Unseligkeit leeren Wollens neben dem erfüllten Weltwillen. Denn der Wille ist potentiell unendlich (!), und in demselben Sinne ist seine Initiative, das leere Wollen unendlich (!); die Idee aber ist endlich (!) ihrem Begriff nach (wenn schon unendlicher [!] Durchbildung in sich fähig), so daß auch nur ein endlicher Theil des leeren Wollens von ihr erfüllt werden kann (und nur eine endliche Welt entstehen kann).

(775. 776.)

ii646 Das ist nun Ihr Beweis für die Endlichkeit der Welt. Was soll ich aber gar zu Ihrem

Durcheinander von »unendlich« und »endlich« auf dem Gebiete des Dinges an sich sagen? Ich sage:

»Redliche Naturforscher! Nehmen Sie sich ein warnendes Beispiel an Herrn von Hartmann.«

Und wieder faßt mich »der Menschheit ganzer Jammer an.« Man höre die folgende Stelle:

> Es bleibt also ein unendlicher (!) Überschuß des hungrigen leeren Wollens neben und außer dem erfüllten Weltwillen bestehen, welcher nun in der That bis zur Rückkehr des gesammten Willens zur reinen Potenzialität rettungslos der Unseligkeit verfällt.
>
> (776.)

Großer Herr von Hartmann! Das haben Sie wohl Alles in mystischer Verzückung gesehen? Möge Schopenhauer wieder einmal für mich reden:

> Es läßt sich nichts Unphilosophischeres denken, als immerfort von Etwas zu reden, von dessen Dasein man erwiesenstermaßen keine Kenntniß und von dessen Wesen man gar keinen Begriff hat.
>
> (Parerga I. 202.)

Doch fahren Sie fort.

> Die Idee liegt dem Willen gleichsam vor der Nase.
>
> (777.)

Wer hat Ihnen den Philosophenmantel gegeben? Glauben Sie wirklich im Ernste, daß auch nur Einer der großen Philosophen: Zoroaster, Budha, Salomo, Christus, Pluto, Herakleitos, Spinoza, Locke, Berkeley, Hume, Kant, Schopenhauer, Ihnen erlaubt haben würde, sein Schleppträger zu sein? Mit namenloser Verachtung würden sie Ihnen einen Wink gegeben haben, zu verschwinden. In so leichtfertiger plumper Weise wie Sie hat noch kein Philosoph über göttliche Dinge geschrieben. Genau so wie Sie philosophirte Bruder Mièricke, der bekannte Glückseligkeitsapostel, der vor einigen Jahren mit seinen burlesken Stegreifpredigten das Publikum der Berliner Restaurants allabendlich zur stürmischsten Heiterkeit hinriß. Auch er sagte:

»Lieben Brüder! Das Glück liegt vor eurer Nase. Greifet nur in die Fülle, so werdet Ihr selig werden, lieben Brüder.«

ii647 Aus dieser Umarmung der beiden überseienden Principe, des zum Sein entschiedenen Seinkönnenden und des Reinseienden, wird also das Sein gezeugt; wie wir schon wissen, hat es vom Vater sein »Daß«, von der Mutter sein »Was und Wie.«

> (777.)

Also: Ein einziges Wesen umarmt sich und zeugt! Großer Herr von Hartmann!

> Wird also das existentielle Wollen plötzlich durch ein existentielles nichtwollen-Wollen zu Nichte, … so hört selbstverständlich auch das leere wollen-Wollen (und wollen-Nichtkönnen) auf, und die Rückkehr in die reine an sich seiende Potenz ist vollzogen, der Wille ist wieder, was er vor allem Wollen war: wollen und nichtwollen könnender Wille; – denn das Wollen-Können freilich ist ihm auf keine Weise zu nehmen.
>
> (778.)

Wie oben: Schwind's Melusine.

> Es giebt nämlich im Unbewußten weder eine Erfahrung, noch eine Erinnerung … Ist dem aber so, und muß bei der Unmöglichkeit, eine Erinnerung im Unbewußten zu statuiren, die einschmeichelnde Illusion der Hoffnung auf endgültigen, wohl gar seine Endgültigkeit genießenden Frieden nach Schluß des Weltprocesses als frommer Wahn beseitigt werden, so bleibt unzweifelhaft die Möglichkeit offen, daß die Potenz des Willens noch einmal und von Neuem sich zum Wollen entscheidet, woraus dann sofort die Möglichkeit folgt, daß der Weltproceß sich schon beliebig oft (!) in derselben Weise abgespielt haben kann.
>
> (779.)

Ja, Sie haben Recht, Herr von Hartmann: Ihre Philosophie ist »hart, kalt und fühllos wie Stein.« Ihr barer Unsinn kann auch keine Bekenner finden.

3. Die Vorstellung oder Idee.

> So ist also die Idee als das rein Seiende *primo loco* ein bloßes Formalprincip (!), das formal Logische, und erst die angewandte Welt-Logik, nämlich die Anwendung auf das vorgefundene Antilogische erfüllt vermittelst dieser Bethätigung des Formalprincips behufs Aufhebung des in

sich Widerspruchsvollen (?), die Idee mit dem Inhalt des Zwecks, und damit *implicite* zugleich mit dem ganzen idealen Apparat der Mittel zu |
ii648 diesem Zweck (d.h. dem idealen Inhalt der Welt in allen Stadien ihres Processes).

(783.)

Nun hätte ich endlich den klaren Gipfel Ihrer Philosophie erreicht. Also:

1) Der All-Eine Wille ist ein reines Formalprincip.
2) Das Bewußtsein ist ein reines Formalprincip.
3) Die Idee ist ein reines Formalprincip.

Und aus diesen drei absolut leeren Formen lassen Sie die Welt entstehen! – *Mogha purisa!*

Es ergiebt sich *a posteriori* aus dem Erklärungsbedürfniß (!) der Zweckthätigkeit des Unbewußten die Nothwendigkeit der Annahme eines vorweltlichen Bewußtseins.

(786.)

Also doch! Das All-Eine Unbewußte war vor der Welt bewußt. Ein bewußtes Unbewußtes! In der That, es wird immer schöner und interessanter, und ich bereue schon längst nicht mehr, meinen Widerwillen überwunden zu haben und auf meinem Sessel im Zuschauerraum sitzen geblieben zu sein.

Die unbewußte Finalität bildet die wahre philosophische Mitte zwischen dem Theismus und Persönlichkeits-Pantheismus einerseits und den Systemen einer blinden und zwecklosen Nothwendigkeit andererseits (Spinozismus und Materialismus), indem sie die Wahrheit beider Seiten in sich aufhebt, und beider Irrthümer enthüllt.

(786.)

Sie bewunderungswürdiger Vermittler, Versöhner und – Achselträger! Wer glaubt aber Ihren Judasworten und Judasküssen? Der Pferdefuß und Fuchsschwanz sind deutlich unter Ihrem lichten Friedenstalar zu sehen.

Dies ist der radicale Unterschied zwischen beiden (Principien): der Wille setzt sich selbst aus sich heraus, die Idee wird vom Willen aus sich (als einer im Zustande des Nichtseins [!] Befindlichen) herausgesetzt in's Sein.

(787.)

Wenn die Idee nun weder wirkliches Sein, noch Potenz des Seins, noch auch schlechthin Nichts sein soll, was bleibt dann übrig? Nichts als das rein Seiende, *purus actus* ohne vorhergegangene Potenz, der eben darum nicht wirkliches Sein ist, weil er aus keiner Potenz hervorgegangen ist. Es |
ii649 fehlt der Sprache zur Bezeichnung dieses Begriffes jedes geeignete Wort.

(787.)

Wie kommt es, frage ich hier, daß der »hellsehende« sprachbildende Masseninstinkt (585) für diesen wichtigen Begriff kein geeignetes Wort gefunden hat?

Sie sehen mich zornig und zugleich geringschätzig an und schweigen.

So will ich antworten. Der sprachbildende Genius hat für Alles, was im Leben vorkommt oder sich denken läßt, z.B. für Ochse, Windbeutel, Charlatan, Wahnsinniger, auch für Unbewußtes, Gott u.s.w. immer ein Wort gefunden; aber was in einer möglichen Erfahrung nicht vorkommen kann oder was sich nicht denken läßt, dafür konnte er auch kein Wort finden.

Diese Antwort mag Ihnen sehr ungenial und hausbacken vorkommen; vielleicht dürfte sie Ihnen aber doch zu denken geben, ohne daß gerade dieses Denken eine intellektuale Anschauung sein müßte.

Übrigens haben Sie diesen *purus actus* sicherlich schon längst bereut, und da verbietet mir mein Zartgefühl, noch eine Randglosse zu machen.

Ist nun der Gesammtinhalt der Weltidee in jedem Moment durch und durch logisch bestimmt (nämlich einerseits durch den stabilen Endzweck, andererseits durch die im letzten Moment erreichte Entwicklungsstufe des Processes), und ist jeder einzelne Theil durch das Ganze bestimmt, so ist eben auch jedes einzelne Dasein und Geschehen in jedem Moment logisch bestimmt und bedingt.

(789.)

Das kann ich gelten lassen; aber, Herr von Hartmann, wohlverstanden: *cum grano salis*,

d. h. der Mensch darf auf regulative Weise sich denken: der Weltlauf sei durch eine All-Weisheit bestimmt worden. Er muß sich dabei stets bewußt bleiben, daß thatsächlich der Weltlauf nicht durch eine hypostasirte menschliche Vernunft festgestellt worden ist; denn über die wahre Entstehung der Welt oder über die Factoren, welche die vorweltliche Gottheit berühren, darf Nichts in constitutiver Weise bestimmt werden.

4. Die identische Substanz beider Attribute.

Wären Wille und Vorstellung getrennte Substanzen, so wäre die Möglichkeit eines Einflusses derselben auf einander ebenso |
ii650 wenig abzusehen, wie die Möglichkeit eines realen Aufeinanderwirkens von getrennten Individuen nach den Principien eines consequenten Pluralismus denkbar ist.

(793.)

Dasselbe, was das Eine ist, ist auch das Andere. Das Wollende ist das Vorstellende und das Vorstellende ist das Wollende, – nur das Wollen und das Vorstellen ist verschieden, nicht das Wollende und das Vorstellende.

(*ib.*)

Man könnte diese in Wille und Vorstellung identische Substanz, dieses individuelle Einzelwesen, welches erst jene abstracten Allgemeinheiten trägt, »das absolute Subjekt« nennen …

Dahingegen, wenn man berechtigt ist, irgend etwas Ursprüngliches (!) den absoluten Geist (!!) zu nennen, so ist es gewiß diese Einheit von Wille und Vorstellung, diese Eine Substanz, die überall sowohl will als vorstellt.

(794.)

»Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn.« Sie Romantiker wollen uns jetzt sogar in's Säuglingsalter der Menschheit zurückwerfen!

Tout comme chez l'homme. Weil im Menschen Geist und Wille in Einem Leibe sind, muß auch Gott Geist und Willen in Einer Person haben.

Wie konnten Sie es wagen, gescheidten Männern, welche Sie neben Dummköpfen in der deutschen Nation voraussetzen mußten, so Etwas zu bieten? Ich versichere Sie: selbst Hottentotten würden Ihre Märchen nicht glauben.

5. Die Möglichkeit metaphysischer Erkenntniß.

Das Reale unterscheidet sich vom Idealen durch Das, was dem Idealen Realität verleiht, durch den Willen.

(800.)

Das ist grundfalsch. Das Reale unterscheidet sich vom Idealen durch die Materie.

Das Ideale dagegen, das Sie im Auge haben, liegt *virtualiter* schon im Realen: Zweck und Mittel sind in diesem bereits verbunden, und die Welt ist deshalb Entwicklung aus sich heraus, nicht Bewegung nach einer Endursache. Die Welt als Gesammtheit der Individuen ist was jedes Individuum ist: Wille zum Tode.

Schlußwort.

ii651 Wenn man alle Ihre Irrthümer nicht nur vergäße, sondern sogar als Wahrheiten bestehen ließe, so würde Ihre Philosophie dennoch an folgendem Raisonnement, auf Grund Ihrer Principien, total Schiffbruch leiden:

Wenn der Wille nur und immer das »Daß« der Dinge bestimmt, die Idee dagegen nur und immer das »Was und Wie«, wenn ferner die Idee rein und gut ist, so müßte die Welt immer nur das realisirte Gute und Reine sein. Sie ist aber das realisirte Schlechte und Verächtliche, oder wie Christus sie definirte: das Werk des Teufels. –

Die positiven Hauptresultate dieser Kritik sind:

1) daß es ein Unbewußtes in allen Individuen der Welt giebt, nämlich einen unbewußten individuellen Willen;
2) daß diesem individuellen Willen nur die Bewegung wesentlich ist;
3) daß er Wille zum Tode ist;
4) daß dieser Wille zum Tode kein psychisches Princip ist;
5) daß der Geist lediglich Function eines Organs dieses Willens ist, wie die Verdauung die Function eines anderen Organs;
6) daß das Bewußtsein entsteht, indem der Dämon (das Primäre) eines seiner Organe, das Gehirn (das Sekundäre, die Psyche) actuirt;
7) daß der Geist wie jedes Organ immer functionirt, daß aber seine unbewußten Functionen nicht unbewußtes Denken, unbewußtes Vorstellen, unbewußtes Fühlen genannt werden dürfen, so wenig wie die unbewußten Producte dieser Functionen |
ii652 unbewußte Gedanken, unbewußte Vorstellungen, unbewußte Gefühle;
8) daß zwischen Willen und Geist nie Antagonismus herrschen kann;
9) daß es weder einen All-Einen unbewußten Willen, noch eine Allweise Idee, noch ein Ineinander Beider, einen absoluten Geist giebt;
10) daß es vor der Welt eine einfache Einheit gab, der man aber in constitutiver Weise weder einen Willen, noch einen Geist zusprechen darf;
11) daß es in der Welt nur Individuen giebt, welche jedoch, wegen ihres Ursprungs aus einer Einheit, in dynamischem Zusammenhang stehen.

Sie haben mit einem in Ihrer Brust gefundenen dunkeln Princip gemacht, was der Frosch in der Fabel mit sich selber machte, als er ein Elephant werden wollte: Sie bliesen es so lange auf, bis es zerplatzte und die Welt in einen dicken mittelalterlichen, ja altorientalischen Nebel hüllte. Aber schon sinken die Nebel. –

Man hat mir gesagt, Herr von Hartmann, daß Sie früher Soldat gewesen sind. Auch ich habe, wie ich Ihnen bereits kund gegeben habe, mit der Waffe gedient. So darf ich Ihnen wohl zum Schlusse eine Erscheinung in's Gedächtniß rufen, welche man als Civilist selten zu sehen bekommt und dann noch seltener beachtet, während sie dem scharfen Auge des Soldaten nicht entgeht. Das Treiben in den Bivouaks ist Ihnen gewiß, was es für mich ist: eine poesievolle, zauberreiche Erinnerung. Haben Sie da nicht einmal gesehen, wann es gegen fünf Uhr Morgens zu tagen begann, wie sich das voraneilende Licht des noch unsichtbaren Tagesgestirns mit dem Licht des von den Kameraden unterhaltenen Lagerfeuers vermengte? Kam es Ihnen da nicht vor, als ob die erbleichende Flamme wesensgleich mit dem Schimmer des Morgens sei? Ich nehme an, daß Sie diese Beobachtung gemacht haben. Dann werden Sie aber auch nach kurzer Zeit erkannt haben, daß es eine Täuschung war. Mit einem Male flammte der Osten, der Himmel wurde wunderbar klar, der herrliche Sonnengott hob sich in voller Majestät auf den Schwingen der Morgenröthe über den Horizont und – – das Lagerfeuer war nur noch verglimmende Kohle: kein Licht mehr.

ii653 Wie das Lagerfeuer im Schimmer des anbrechenden Morgens, so lag Ihre Philosophie seither im Reflex des von Schopenhauer zum ersten Male wissenschaftlich behandelten Unbewußten. Man verwechselte Ihre Philosophie mit dem Lichte der

aufgehenden Sonne. Aber nun ist der Tag ganz angebrochen und es zeigt sich klar der Irrthum.

Was einst die dunkle Nacht der Menschheit als hochflammendes Feuer erhellte: der indische und europäische Pantheismus, ist jetzt nur noch verglimmende Kohle: kein Licht mehr.

Leben Sie wohl! –

11. Februar, 1876.

Berichtigungen und Zusätze.

ii654

3. Essay: **Der Idealismus.**
S. 53, Z. 11 v. o. ist nach »Daselbst« einzufügen: (S. 439).
„ 53, „ 12 v. o. ist statt »der« zu lesen: aller.
„ 64, „ 15 v. o. ist nach »welche« einzufügen: beiläufig bemerkt.

4. Essay: **Der Budhaismus.**
S. 113, Z. 3 v. u. ist statt »Grundlage« zu lesen: Grundbewegung.
„ 126, „ 10 v. o. „ „ »Winde« „ „ Lüfte.
„ 138, „ 4 v. o. „ „ »sie« „ „ diese.
„ 143, „ 9 v. u. ist nach dem Wort »wieder« ein Stern zu setzen, und hiernach die zu dieser Stelle gehörige, aber irrthümlicherweise zwei Blätter weiter auf die Seiten 146 und 147 gekommene größere Anmerkung (Beschreibung der äußeren Erscheinung Budha's) in gleicher Weise unter Strich am Fuß der Seiten 143 und 144 anzubringen.
„ 153, „ 8 v. u. ist statt »-hunger« zu lesen: Lebenshunger.

6. Essay: **Die Philosophie der Erlösung.**
S. 235, Z. 14 v. o. ist statt »Mal« zu lesen: Male.
„ 235, „ 11 v. u. „ „ „ „ „ „
„ 236, „ 18 v. o. „ „ »jeglicher« zu lesen: jedweder.
„ 242, „ 15 v. o. ist zwischen die beiden Sätze »Erhaltung der Kraft;« und »Lehre von der metaphysischen Gattung;« der Satz einzufügen: Uebertragung des Wesens der idealen Formen auf die Kraft.
„ 242, „ 16 v. o. sind die Worte »und den Naturkräften« zu streichen.
„ 242, „ 16 u. 17 v. o. ist statt »Uebertragung des Wesens der idealen« etc. zu lesen: freventliche Uebertragung der Natur subjektiver Formen auf das Ding an sich (Unendlichkeit des Weltalls).
„ 242, „ 12 v. u. ist die Klammer vor »Pflichtenlehre« zu streichen.

7. Essay: **Das wahre Vertrauen.**
S. 262, Z. 4 v. u. ist statt »kalte Winter« zu lesen: kalte dunkle Winter.
„ 262, „ 3 v. u. „ „ »sonnigen« „ „ sonnenhellen.

8. Essay: **Der theoretische Socialismus.**
S. 282, Z. 8 v. u. ist statt »seines« zu lesen: seine.
„ 282, „ 7 v. u. „ „ »Leibes Nothdurft« „ „ Lebensnothdurft.
„ 282, „ 5 v. u. „ „ »seines L. N.« „ „ seine Lebensnothdurft.
„ 289, „ 10 v. u. „ „ »von des« „ „ der.
„ 289, „ 9 v. u. „ „ »Leibes Nothdurft« „ „ Lebensnothdurft.

ii655

S. 289, Z. 8 v. u. ist statt »von des L. N.« zu lesen: der Lebensnothdurft.
„ 290, „ 3 v. o. „ „ »auf des Leibes« „ „ auf Lebensnothdurft.
„ 290, „ 13 v. o. „ „ »Nothdurft« „ „ Lebensnothdurft.
„ 291, „ 6 v. o. „ „ »über des L. N.« „ „ über Lebensnothdurft.
„ 299, „ 1 u. 2 v. o. »von seines L. N.« „ „ seiner Lebensnothdurft.
„ 317, „ 7 v. o. ist zwischen diese und die folgende Zeile 8 einzufügen: Als der Leviathan! –
„ 318, „ 6 v. u. ist nach »alt« einzufügen: (er kniet).
„ 320, „ 2 v. o. ist statt »Heide« zu lesen: Haide.
„ 320, „ 12 v. o. „ „ »mein« „ „ ein.
„ 333, „ 10 v. u. „ „ »von des Lebens Nothdurft« zu lesen: der Lebensnothdurft.
„ 334, „ 1 v. u. „ „ »Act« zu lesen: Aufz.
„ 335, „ 7 v. o. ist durch ein Versehen beim Drucke das zum vorhergehenden Satze ganz unentbehrliche Citat aus König Lear: O du zertrümmert Meisterstück der Schöpfung! – So nutzt das große Weltall einst sich ab Zu Nichts. (Aufz. IV. Sc. VI.) ausgefallen und demnach dort einzufügen.

12. Essay: **Kritik der Hartmann'schen Philosophie des Unbewußten.**
S. 532, Z. 13, 14 u. 15 v. u. ist der aus dem vorangestellten Citat von David Strauß benutzte Satz in derselben Wortfolge wie dort wiederzugeben und lautet demnach:
Er gab »der kritisch entleerten Philosophie den Inhalt, den er denkend nicht zu produciren wußte, durch phantastisches Einmengen religiösen Stoffs.«
S. 536, Z. 9 v. o. ist statt »X« zu lesen: *x*.

„ 539, „ 2 v. o. ist nach »Philosophie des Unbewußten« einzufügen: (Berlin 1871, 3. Aufl.)
„ 540, „ 13 u. 14 v. o. sind die Worte: »das Unbewußte« unter » « zu stellen.
„ 544, „ 15 u. 16 v. o. ist »des Unbewußten« zu streichen.
„ 544, „ 17 v. o. ist nach »Himmel fällt« einzufügen: denn er findet in sich keinen Willen zu dieser Vorstellung.
„ 544, „ 18 v. o. ist statt »Mal« zu lesen: Male.
„ 544, „ 11 v. u. „ „ »405« „ „ (404. 405.)
„ 565, „ 13 v. u. „ „ »X« „ „ *x*.
„ 572, „ 4 v. u. ist das Wort »des« zu streichen.
„ 573, „ 11 u. 12 v. o. ist der Satz in folgender Weise zu ergänzen: Dagegen bitte ich Sie, bevor wir dieses Capitel IV Ihres Werkes verlassen, noch die beiden folgenden Stellen darin anzustreichen, da ich dieselben u.s.w.
„ 573, „ 12 v. u. ist statt »bestätigt« zu lesen: bestärkt.
„ 574, „ 15 v. u. „ „ »Heilkraft« „ „ Naturheilkraft.
„ 576, „ 14 v. o. „ „ »Hingegen vom Guten« zu lesen: Vom Guten hingegen.

Philipp Mainländer

Die letzten Hohenstaufen

Ein dramatisches Gedicht in drei Theilen:
Enzo-Manfred-Conradino.

(1876)

Neuausgabe:
InfoSoftWare - Berlin 2011

[TITELEI]

Die
Letzten Hohenstaufen

iii-I

Ein dramatisches Gedicht

in drei Theilen:

Enzo — Manfred — Conradino

von

P. M. Mainländer.

Leipzig
Heinrich Schmidt & Carl Günther.
.

[Motto]

iii-II

Wie der einzelne Mensch von hinnen geht, wenn er seine Sendung erfüllt hat, so treten auch die Geschlechter und Familien ab, wenn das Maaß ihres Wirkens voll ist. Das stolzeste Haus, dem zahlreiche, Sprößlinge noch eine vielhundertjährige Dauer zu verheißen scheinen, erlischt oft plötzlich.

Riehl.

Das ausschließliche Recht, die Erlaubniß zur öffentlichen Aufführung dieses Wertes zu ertheilen, sowie das Recht, der Uebersetzung desselben will der unterzeichnete Urheber sich und seinen Erben oder sonstigen Rechtsnachfolgern hiermit vorbehalten.

P. M. Mainländer.

Inhalt.

iii-III

König Enzo.

iii-V

Drama
in
fünf Aufzügen.

»Ahi lasso!
Quanti dolci pensier, quanto desio
Menò costoro al doloroso passo!«
Dante. Inferno. Canto V.

Personen.

iii-VII

König Enzo, Sohn Kaiser Friedrich's II., in bolognesischer Gefangenschaft.
Rovera, Podestà von Bologna.
Pietro de' Foscherari, sein Neffe } Edelleute.
Johannes Pepoli . . . . . } Edelleute.
Blankflos von Hohenstaufen, Enzo's Schwester, in ärmlicher Verkleidung.
Cornelia, Tochter Rovera's.
Franz, Römer . . . } Söldner im Dienst Bologna's.
Humbert, Bologneser } Söldner im Dienst Bologna's.
Hans, Deutscher . . } Söldner im Dienst Bologna's.

Edeldamen, Edelleute, Senatoren, Geistliche, Söldner, Diener.

Ort der Handlung: Bologna.

Zeit: December 1250.

Erster Act.

iii1 Wachtsaal vor Enzo's Zimmern im Palast des Podestà. Rechts ein Kamin mit Feuer, an welchem sich Humbert wärmt. In der Mitte ein Tisch mit Weinkrügen und Bechern. Franz steht mit einem vollen Becher davor. Im Hintergrund Gruppen würfelnder Söldner. Hellebarden, Blechhauben und Schwerter stehen an den Wänden.

Erster Auftritt.

Franz.
(Trinkt einen vollen Becher aus; schenkt sich dann frisch ein
und trinkt in kurzen Absätzen.)

Vortrefflich – ganz vorzüglich! – Wie das wonnig
G'rad auf das Herz fällt! – 's ist 'ne Freude.– Humbert!
Humbert! –

Humbert (mürrisch).

Was willst?

Franz.

Herkommen sollst Du, sollst
Vergnüglich mit mir zechen.

Humbert.

Trink den Wein
Allein. Ich mag ihn nicht. Er brennte mir
Die Seele durch.

Franz.

Du bist ein Narr, ein Schwachkopf!
Wein bleibet Wein. Er wird nicht besser, wenn
iii2 Der Papst ihn giebt, und schlechter nicht, wenn er
Vom Kaiser kommt. Nur Thoren tragen bis
Zum Becher Hader und Zerwürfniß. Denk,
Des Kaisersohns Geburtstag wär' nicht heut'
Und dies kein Wein von ihm. Komm, frommer Mann –
Stoß an: Papst Innocenz leb' hoch. Das treibt
Den Teufel wieder aus dem Feuersaft
Des Königs.

Humbert.

Hätt' ihn heut' der Tod getroffen
Und alle Fremden, die das Land bedrücken.
Fluch ihnen, Fluch! (Er stößt mit Franz an.)

Zweiter Auftritt.

Hans
(tritt ein, legt Hellebarde und Haube ab und geht an den Tisch).

Der Wind bläst bitter kalt
Vom Apennin und dunkel ist die Nacht,
Wie Pech. Gebt mir 'nen Labetrunk. – Gott sei
Geklagt die Noth und Plage all 'nes Deutschen
In wälschem Dienst!

Humbert.

Stopft Dir der gnäd'ge Kaiser
Die Haub' mit Wolle aus? Die Rüstung wiegt
Wohl dort, wie hier.

Hans.

Doch anders ist das Leben

Im Lager dort: Gesang und Spiel und Lust
Und Heiterkeit; und dann der Krieg. Da flammt
Der Mannesmuth und lebt die wack're Führung.
Indessen hier, in trüber Halle, ich
Den tapf'ren Sohn des Kaisers hüten muß –
iii3 Den Enzo, der mein Feldherr war, den ich
Geseh'n, als er allein zu Hunderten
Die Schlüsselbuben trieb. Und erst die Seeschlacht,
Die prächt'ge von Meloria! Ihr wißt
Doch, als aus aller Welt, aus Süd und Nord,
Prälaten sich in Genua trafen, um
Von da nach Rom zu fahr'n und mit dem Papst
Der kaiserlichen Macht die kräft'gen Flügel
Zu stutzen. – Aber Enzo war nicht faul.
Er kühlte ihren tollen Feuereifer
Mit salz'gem Wasser, und von dem Concil
War keine Rede mehr. – (gähnend) Wär' ich nicht gar
Zu müd' –, ich thät die Schlacht genau beschreiben.

Humbert.

Thust wohl daran zu schweigen, alte Eule.
Man hört zuletzt nur noch vom Kaiser sprechen
Und seiner Schlangenbrut, den holden Söhnen.

Franz.

Schweig, Brummbart. Soll der Wein dem Lanzknecht schmecken,
Muß er ein Liedchen singen oder muß
Man ihm ein Stückchen aus dem Krieg erzählen.
D'rum lustig, Hans! Erzähl' uns von Meloria
Und sei ein guter Kamerad.

Hans.

Der war
Ich immer, und ich werd' es bleiben. – Hört.
(Hans setzt sich. Die meisten Söldner umstehen ihn im Halbkreis.)
Elf Tage schon, die Kreuz und Quer, bald auf,
Bald ab, durchfuhr die kaiserliche Flotte,
Vereint mit der Pisaner schönsten Schiffen,
Das weite Meer, das zwischen Corsica
Und Genua liegt, und immer, immer war
Von dem Geschwader der Prälaten Nichts
iii4 Zu sehen. Ungeduld ergriff die Mannschaft;
Besonders uns im Hauptschiff, als die Bess'ren.
Dem wackeren Ansaldus selbst – des Kaisers
Erprobtem Admiral – verging die Lust
Am Scherz. Nur König Enzo blieb sich gleich.
Für Jeden hatte er ein gutes Wort;
Und ließ er nur sich bei den Rud'rern seh'n,
Die, todtmüd, kaum das Meer berührten – gleich
Flog die Galeere hin, als schwebe sie,
Und über's Schiff weg spritzte weiß der Schaum
Der Fluth. – Da endlich an dem zwölften Tag –
Wir lagen g'rade vor Livorno's Hafen
In glüh'nder Mittagszeit – erscholl weithin
Vom Wachtschiff der Pisaner ein gewalt'ges
Hurrah! Ein dicker Punkt am Horizont

Verrieth den Feind. Und Hurrah tönt' es fort
Von Schiff zu Schiff, daß es ein groß Geschrei ward.
Jetzt war des Lebens auch kein Ende mehr.
Die Segel wurden aufgezogen, flugs
Die Rud'rer commandirt und wir Soldaten,
Dicht Mann an Mann, auf's Schnabeldeck gestellt.
So zogen wir in guter Reih' und Ordnung
Und muth'gen Herzens auf die Genueser.
Die hatten uns bemerkt und hielten Rath.
Inzwischen blies aus voller Brust der Südwind
Und blähte uns're Segel, daß sie schier
Zerreißen wollten, unser Schiff mit Enzo,
Als Capitanus, stets voran. Heisa,
Das war ein Tanz: die Schiffe flogen sausend.
Als wir nun an die Insel, die Meloria
Genannt wird, kamen, war vom Feinde auch
Der Kampf beschlossen worden. Jetzt ward Alles
Auf uns'ren Schiffen still. Ein Jeder sah
Nach seinem Führer und umfaßte fest
Die Streitaxt. Enzo's Augen funkelten
iii5 Wie Kohlen. »Muth ihr Braven«, sprach er, »ich
Will's wagen. Legt euch Alle auf den Boden,
Umschlingt euch, wie verkettet. – So. – Ihr an
Der Brüstung haltet fest die Eisenhaken.
Die Segel strammer – strammer noch. Hurrah!«
Und 's war verwegen; denn wie rasend fuhr
Die starke Brise in die ob're Leinwand:
Die aufgewühlten Wellen fast das Deck
Verschlangen. Doch, was wäre ihm mißlungen?
So ging's noch eine kurze Weile fort –
Dann hatten wir die Genueser dicht
Vor Augen. Ruhig lagen ihre Schiffe
Fest beieinander und in einem Halbkreis,
Der sich nach Süden bog. G'rad auf die Mitte
Des Bogens lenkte Enzo unser Schiff;
Und was jetzt vorging – Humbert – Franz – nie werd'
Ich es vergessen, sollt' ich hundert Jahr'
Alt werden. Denn auf einmal kam ein Ruck,
Der uns wohl drei Fuß aufhob, unser Schiff
Zurückwarf in die Fluth, daß es zur Hälft'
Verschwand und krachte wie von tausend Teufeln
Zerbrochen. Aber unversehrt erschien
Es wieder oben auf, derweil der Bug
Und auch die Flanke einer feindlichen
Galeere, von dem eh'rnen Widderkopf
Am Schnabel eingestoßen, üb'rall Wasser sogen.
In wenig Augenblicken war sie drunten,
Und was darauf war, Mann und Maus, ersoff.
Der erste Schlag entschied. Die Gasse war
Gebahnt und bleicher Schreck sah auf dem Feind.
Inzwischen hatten, die Pisaner vorn,
Die And'ren uns erreicht und brachen wild
Von allen Seiten ein. Das Entern ging

Wie nie. Noch seh' ich Enzo, wie er selbst
iii6 Die Brücke werfen hilft, ein Beil ergreift
Und wie ein Löwe in den Eisenknäuel
Des Feindes dringt. Was half da Widerstand?
Was nicht der Axt erlag, ward in das Meer
Geschmissen. Voll're Schüsseln hatten nie
Die Fische und auch fett're nicht, Kam'raden;
Denn mit den Söldnern sank manch' feister Pfaffe.
Nun war der Sieg erkämpft. An zwanzig Schiffe,
Und d'rüber noch, ergaben sich, dazu
Fünftausend Mann Besatzung und mehr als
Zwei Dutzend Cardinäle, Erzbischöfe
Und hohe Aebte. – – Einem alten Krieger
Thut's wahrhaft wohl, denkt er an solche Tage.

Humbert.

Es ständ' Dir besser, nicht an solche Tage
Zu denken und von Siegen zu berichten,
Die unter Lambertazzi Du erlebtest.
Hast Du kein Wort für die Fossalter Schlacht?
Nicht wahr, der Name sticht Dir in die Ohren?
Doch kümmert mich das wenig. Ja gerad'
Deßwegen soll der Grünling da, der nicht
Genug das große Maul zu sperren wußte,
Als Du den Enzo lobtest, jetzt erfahren,
Wie dort gefochten wurde. – König Enzo –
Das will ich ihm nicht nehmen – focht für zwanzig
Und brach sich Bahn, selbst durch die Auserwählten.
So kam er zu dem Lambertazzi – doch
Da war auch seine Kunst zu Ende. Herr
Du meines Lebens, wie ihn der empfing!
Stich – und sein Pferd war hin; Schlag – und der Helm
Flog ihm vom Kopfe, daß es pfiff und gellte.
Und dies, mein Freund, so schnell wie man die Hand
Umdreht. Ja, ja, das Herz lacht mir im Leibe,
iii7 Denk' ich, wie dann Bologna's Held den noch
Vom Schlag Betäubten rasch an beiden Händen
Ergriff und rief: »Herr König, mit Verlaub,
Ihr seid gefangen.« – Half ihm auch kein Herrgott.
Er war's und ist's und wird es bleiben. Sieh,
Wenn ich Dich werfe und ein Andrer mich,
So ist der Andre doch von uns der Stärkste –
G'rad so ist Lambertazzi größer noch
Als Enzo, und dazu – bemerk' es wohl –
Schirmt er sein Vaterland vor fremden Krallen.

Hans.

Du sprichst, wie Du's verstehst. Italiens König
Ist Friedrich, und wenn er als Herr nicht zuläßt,
Daß ihr, jahraus jahrein, euch balgt und schindet,
Gebührt ihm Dank. – Die fremde Kralle sitzt
Wo anders, Freund. Die sitzt in Rom und lebt
Von Fäulniß und Gestank.

Humbert.

Den Papst laß nur

In Frieden.

Hans.

Werd’ Dich fragen.

Humbert.

Und ich leid’s
Nicht, Ghibelline.

Hans (ruhig).

Wessen Brod ich esse,
Dem dien’ ich bis zum Tode, Italiener.
Die Stadt Bologna hat mich angeworben,
Und jeder Tropfen Blut in mir gehört
Den Bolognesern. Wollte Gott! ich könnte
Noch Ghibelline sein. Doch Kaiser Friedrich
Hat mich verwundet, wo mein Leben sitzt. –
iii8 Wein her! Ich will hinunterschwemmen all’
Mein Leid! Wein her! Es leb’ Bologna!

Alle (anstoßend).

Hoch!

(Man hört die Klänge einer Mandoline.)

Franz.

Still! Eine Mandoline.

(Gesang hinter der Scene.)

Wer reitet so schmuck aus dem Schlosse dort
Und nicket der schönen Fraue?
Es ist der gewaltge Graf Meran,
Das Herz voll Muth und Vertrauen.
Schlumm’re mein Kindelein.
Wo wird dein Vater sein?

Sein Harnisch erglänzet von eitel Gold,
Und von dem Helme wallen
Zwei große Federn, weiß wie Schnee,
Und eine roth, wie Purpur.
Schlumm’re mein Kindelein.
Wo wird dein Vater sein?

Franz.

Ist’s nicht schön?

Humbert.

Die Stimme einer Frau.

Franz.

Um diese Zeit!

(Gesang hinter der Scene.)

Und als er kommt an des Waldes Saum,
Da setzt ein schwarzer Falke
Sich trotzig auf des Ritters Arm
Und hackt ihm nach den Augen.
Schlumm’re mein Kindelein.
Wo wird dein Vater sein?

iii9 Wer lieget dort todt vor Jerusalem,
Mit blutbesudelter Rüstung?
Es ist der gewaltige Graf Meran,
Und ihn zerhacken die Geier. –

Schlafe mein Kindelein.
Wo wird dein Vater sein?

Franz.

Das war ja schön, bei Gott!

(Lärm hinter der Scene.)

Doch hört – Tumult.

(Bewegung unter den Söldnern.)

Humbert.

Was giebt's?

Stimme hinter der Scene.

Hollah! Die Wache. Schnell.

(Humbert und vier andere Söldner eilig ab.)

Erste Stimme hinter der Scene.

Stoßt sie
Zusammen!

Zweite Stimme hinter der Scene.

Nieder mit der Ghibellinin!

Erste Stimme hinter der Scene.

Pfui!

Blankflos hinter der Scene.

Hülfe! Hülfe!

Humbert hinter der Scene.

Schreie bis du berstest.

Dritter Auftritt.

(Humbert und die Andern zerren Blankflos herein, sie fest bei den Armen haltend.)

Humbert.

Es hilft Nichts.

Blankflos (will sich frei machen.)

Laßt mich los.

Hans (hinzutretend).

Was giebt's?

Ein Söldner.

Sie sang
Hinauf zu Enzo, und er hatte schon
Das Fenster aufgemacht.

Franz.

Verrath!

Humbert.

Die Natter!

Blankflos (ringend).

Ihr irrt Euch. Laßt mich los.

Ein Söldner (untersucht ihre Kleider).

Trägst wohl ein Brieflein
Vom Kaiser bei Dir und den jungen Katzen?
Mit feinen Sägen?

Blankflos (nachdem es ihr gelungen ist, sich frei zu machen).

Endlich! O Verweg'ne!
Von ungefähr ging ich vorbei, und wenn

Auch nicht, euch schuld' ich keine Rechenschaft.
Wo ist der Hauptmann?

Humbert.

Sachte, schmucke Dirne.
Stolz hilft bei Löwen, nicht bei Füchsen … (mustert sie)
Doch
Auch so bist Du nicht häßlich. 's scheint, daß noch
Die Römer Fleisch an Dir gelassen. – Traun,
Ein süßes Stündchen möcht' ich schon mit Dir
Verscherzen.

iii11

Blankflos (greift rasch in ihren Busen, besinnt sich aber und spricht für sich):

Nein! Das würde mich nicht retten.
Hinweg von mir! (Sie stößt den Zudringlichen von sich).

Humbert.

Nun – nur nicht gleich so wüthig.

Blankflos.

Wo ist der Hauptmann?

Franz.

Sachte, hübsche Säng'rin.
Die Wache hier hat keinen Hauptmann. Ihr
Befiehlt der Podestà, Herr dieses Hauses.

Blankflos.

So führt mich zu ihm.

Humbert.

Hat wohl Zeit. Warum
So eilig? Leer' vorher 'nen Becher mit uns.
Sei lustig.

Blankflos.

Hört mich an. Ich will mit euch
Nicht rechten, denn euch liegt Gerechtigkeit
Zu fern. Ihr wollt mich nicht zum Hauptmann führen:
Wohlan, ich werde warten bis ihr's thut.
Doch wehe Dem, der mir zu nahe tritt,
Indeß ich warte. Ich ertrüg' es nicht
Und wagte Alles.

Franz.

Bindet sie, den Trotzkopf.
(Mehrere nähern sich ihr, laut lachend.)

Hans (dazwischentretend).

Laßt sie in Frieden. Hart genug wird sie
Die Strafe treffen; (zu Blankflos) denn viel Federlesens
Wird in Bologna nicht gemacht, mein Kind.
iii12 Der König Enzo ist ein kostbar Kleinod
Für diese Stadt; wer nur von fern die Finger
Nach ihm bewegt, der kriegt darauf geklopft,
Viel eh'r zu streng, als mild. – Du thust mir leid,
Fürwahr! Komm, setze Dich auf diese Bank
Und warte bis der Morgen graut; denn längst
Zu Bette ist der Podestà.
(Blankflos setzt sich auf die vorderste Bank. Hans und

Andere legen sich im Hintergrund auf die Erde. Franz, Humbert und zwei weitere Söldner stellen sich ganz vorn hin.)

Blankflos (für sich).

Ich Thörin!
Verblendet durch die Eile, grub ich mir
Die eigne Falle … Wie entgeh' ich ihr?

Franz.

Das Weib scheint ehrbar.

Humbert.

Dummkopf! Eine Säng'rin
Auf Straß' und Märkten ehrbar – lasse Dich
Begraben.

Franz.

Und sie ist es!

Humbert.

Ei, wie feurig!
Was gilt die Wette, daß sie mit mir trinkt?

Franz.

Zwei Maaß vom Rothen, und sie sind gewonnen.

Humbert.

Es gilt. Heraus das Geld. Doch stellt euch schlafend.
(Er nähert sich Blankflos, leise:)
Willst Du befreit sein, Dirne?

Blankflos (sieht in erstaunt an).

Warum fragst Du?

iii13

Humbert.

Weil Du mich dauerst.

Blankflos.

Wasser in der Wüste
Quillt reichlicher als Söldner Mitleid. – Doch
Ich will Dir glauben, daß Du mich bedauerst,
Und sage: Ja, ich sehn' mich fort von hier.

Humbert.

Nur muß ich wissen, daß du schuldlos bist.

Blankflos.

Ich bin's.

Humbert.

Dies reicht nicht aus. Nimm hier den Becher
Und leere ihn auf einen Zug. Es gilt
Ein edles Wohl. Ich sprech' es vor und sprichst
Du's nach, so halt' ich Dich für eine Guelfin.

Blankflos.

Und dann?

Humbert.

Dann bist Du frei.

Blankflos (auf die Söldner deutend).

Du bist nicht Herr
Von Diesen.

Humbert.

Dafür werd' ich sorgen.

Blankflos.

Geh,
Ich trau' Dir nicht.

Humbert.

So bleib' gefangen. (Er will gehen.)

Blankflos.

Warte …
Ich bin bereit. (Humbert füllt einen Becher und reicht ihn ihr).

iii14

Humbert.

Es lebe Innocenz,
Der weise Fürst auf Petri Stuhl. Fluch Allen,
Die gegen ihn ruchlos die Hand erheben.
Verachtung, Schmach und Schande über Alle,
Die Hohenstaufen unterstützen. – Tod
Dem Kaiser Friedrich – dem verdammten Hunde.

Blankflos.

Elender … (sie läßt zitternd vor Entrüstung den Becher fallen).

Humbert (auffahrend).

Was?

Blankflos (sich fassend).

Elender Ketzer Jeder,
Der dieses Wohl nicht trinken mag. Schenk' mir
Den Becher voll. – Es lebe Innocenz (stockend)
Und Tod dem Kaiser … (immer mühsamer) dem verdammten Hunde.
(Humbert hustet laut. Die Söldner sehen Blankflos austrinken.)

Blankflos (erschöpft auf die Bank sinkend).

Laß mich jetzt gehn.

Humbert (zu Franz).

Nun, alter Esel – nun?

Franz.

Die schlechte Dirne! – Aber das Verlor'ne
Will ich auf andre Weise mir ersetzen.
Komm' Liebchen, trinke auch mit mir.

Blankflos.

Zurück!

Franz.

Herunter mit der Mask'; wir wollen nur,
Was Du an Tausende schon gabst.

Humbert (höhnend).

Dann bist
Du frei!

iii15

Blankflos (flüchtet entsetzt auf die andere Seite).

O Gott!

Humbert.

Mach' kein Geschrei … es hilft Nichts.
(Sie dringen auf sie ein. Blankflos sieht sich verzweifelnd um, entdeckt eine Hellebarde, ergreift sie und streckt sie ihnen entgegen.)

Blankflos.

Ihr Rasenden! Wagt jetzt mich anzurühren!

(Humbert umschleicht sie unbemerkt, ergreift sie von hinten und entwindet ihr die Waffe. Die Andern stürmen auf sie ein. Sie ringt mit allen Kräften, aber umsonst. Da schreit sie wild:)

Hülfe! … Hülfe! …

Vierter Auftritt.

Cornelia (tritt hastig ein).

Was geht hier vor?

Franz.

Die Tochter
Des Podestà.

(Alle treten zurück. Blankflos fällt wie todt auf die Erde. Cornelia eilt auf sie zu und hebt sie auf.)

Cornelia.

Was hat dies Weib gethan?

Humbert.

Sie sang zu später Stund' vor Enzo's Fenstern.
Er sprach mit ihr.

Hans.

Nein! Sag' die Wahrheit, Humbert.
Er öffnete das Fenster nur.

iii16

Cornelia.

Und dies
Ist Alles?

Blankflos.

Gnäd'ges Fräulein, hört' ich recht,
Seid Ihr die Tochter von Bologna's Ob'ren?

(Cornelia bejaht mit dem Kopfe.)

O führt mich schnell zu ihm. Ihr habt gehört,
Was man zur Last mir legt; ich werde mich
Vor Eu'rem hohen Vater schlicht vertheid'gen.
Er soll mich richten. Seid Ihr dies zu thun
Nicht fähig, o! so legt mir Ketten an,
Werft mich in Eu'ren tiefsten Kerker … aber,
Um uns'res Heilands Jesu Willen, bringt
Mich weg aus dieser Menschen ekler Nähe.

(Sie ringt die Hände.)

Cornelia.

Steh' auf. Ich führe Dich zu meinem Vater. –
Dies Weib geht mit mir. Ich verbürge mich
Für die Gefang'ne.

(Die Söldner stehen beschämt. Blankflos und Cornelia ab.)

Fünfter Auftritt.

(Ein Zimmer in der Wohnung Rovera's.)

Rovera.

Wo bleibt Cornelia? Bald ist's Mitternacht,
Und fast bin ich besorgt. (Man hört klopfen.)
Wer da?

iii17

Ein Diener (tritt auf).

Ein Bote
Von Mailand, Herr, kam eben an. Er brachte
Von Guido della Torre diesen Brief.

Rovera.

Von Guido della Torre? Wack'rer Mann!
Was mag er wollen? - Doch da ist Cornelia.

(Diener ab).

Sechster Auftritt.

Cornelia und Blankflos treten ein.

Rovera (Cornelia umarmend).

Mein Kind, wo weiltest Du? Sag' an. Schon gab
Ich der Besorgniß um dich Raum.

Cornelia.

Verzeih'.
Du kennst das Herz, die mütterliche Liebe
Zu mir der Muhme Lambertazzi. Länger,
Als ich es wollte, hielt sie mich zurück,
Die heit're Laune ihres Fest's zu theilen.
Im eig'nen Hause hemmte dann die Schritte
Ein wild Geschrei, das aus dem Wachtsaal drang.
Dazwischen klang ein Frauen-Ruf nach Hülfe.
Ich eil' herbei, stoß auf die Thür' und finde
Inmitten eines Knäu'ls von Söldnern, fast
Erdrückt, dies Weib. Mein Anblick bändigt sie,
Und auf die Frage, wer die Fremde sei,
Wird mir die Antwort: »eine Ghibellinin,
Die vor den Fenstern Enzo's sang und spielte.«
iii18 Des Weibes Wünsche sind ein Urtheil.

(Leise.)

Vater,
Schenk' ihr die Freiheit wieder, mir zu Liebe.

Rovera.

Wer bist du und woher des Weges?

Blankflos (wirft sich ihm zu Füßen).

Herr –
Die Sinne sind mir wie verwildert – Herr,
Erbarmen .. Schützet mich vor neuer Rohheit
Und Schimpf.

Rovera.

Steh' auf. Beruh'ge Dich. Steh' auf.
Du bist beim Ob'ren von Bologna, Weib. –
Wohlan?

Blankflos (nach kurzer Pause).

Palermo ist der Ort, wo ich
Geboren wurde. Noch ein Kind, verlor
Ich meine Eltern durch den Tod. Allein
Und hülflos, eine Waise, mußte früh
Den Kampf ich mit der Welt besteh'n. Die Kunst
Der Hände und der Stimme Wohllaut, schnell
Geweckt durch bitt're Noth, war'n meine Rettung.

Die Mandoline hier ist all mein Gut;
Von Stadt zu Stadt begleitet sie mich treu,
Und kümmerlich nährt mich mein armes Spiel
Und mein Gesang. Mein Loos ist eine ew'ge,
Peinvolle Irrfahrt. – Ach, in dieser Zeiten
Gewalt'gem Drängen, wo der Vater nicht
Dem Sohne traut, der Argwohn Freunde fern
Hält und Geschwister scheidet, habe ich
Den Kelch des Leids gekostet bis zur Neige.
In langer Haft hab' ich in Mantua
iii19 Geschmachtet, weil in eines Guelfen Haus
Die Frauen milde mich gespeiset hatten.
Man hielt mich für die Trägerin geheimer,
Gefährl'cher Botschaft. Als sie endlich mich
Entließen, ward mir der Bescheid: es sei
Ein Irrthum nur gewesen. In Florenz
War's eines Ghibellinen Gunst, die mich
Zur Folter brachte – O! Das Elend all,
Wie künd' ich es? – – Von hundert Thüren barsch
Gewiesen, wo ein Plätzchen in der Asche
Ich nur erflehte, eilt' ich heute durch
Bologna's Gassen noch zu später Stunde.
Da seh' ich diesen fürstlichen Palast.
Schnell greif' ich in die Saiten, mit vor Kälte
Erstarrten Fingern, hoffend, daß das Spiel
Mir Ruhe bringe; aber statt der milden,
Der güt'gen Hand, ergreift mich roh die Faust
Des Söldners. – O, ich schaud're, Herr, denk' ich
An die vergang'ne Stunde!

(Sie wirft sich nochmals vor Rovera.)

Gnäd'ger Herr!
Erbarmen – (gegen Cornelia) Hülfe, edles Fräulein! Laßt
Mich nicht zu Schanden werden an mir selbst;
Denn die Verzweiflung liegt auf meiner Seele.
Ich sehne mich aus diesem Treiben fort,
Ich möchte dienen, keine Arbeit scheu' ich,
Dem Niedrigsten will ich mich unterzieh'n
Und schaffen, Herr, daß meine Nägel bluten –
Wenn ich beschützt nur bin und sicher.

Cornelia.

Vater,
iii20 Dies Weib ist schuldlos. – Fleiß'ge Hände kann
Dein Haushalt immer brauchen.

Rovera.

Und dein Name?

Blankflos.

Maria Ferri. Dieses Blatt bekundet
Die Wahrheit meiner Worte.

Rovera (das Blatt lesend).

Ausgefertigt
Vom Erzbischof Palermo's. (Nach kurzem Nachdenken.)
Du bist frei.

Cornelia (rasch).

Und darf ich Sorge tragen?

Rovera.

Ja, mein Kind.

Blankflos (mit ausbrechender Freude).

O Gott! Ist’s möglich? Herr, mein volles Herz
Erstickt die Rede … Dank! .. o Dank! .. der Himmel
Belohn’ es Euch an Eu’ren Kindern!

Rovera.

Geht! –
Cornelia, ich erwarte Dich. (Cornelia und Blankflos ab.)

Siebenter Auftritt.

Rovera (allein).

Das Weib
Hat mich gerührt. Sie scheint nicht, was sie ist.
In Gold und Seide wär’ sie eine Fürstin. –
Ich weiß nicht, wie mir der Gedanke kam. –
Doch jetzt zum Brief des edlen Guido.

iii21 (Er setzt sich und liest:)

»Mein wack’rer Freund! Von Neuem muß ich Dir
»Von Ezzelino sprechen. Dieser blut’ge
»Tyrann hat durch die letzten Gräu’l das Maaß
»Der sanftesten Geduld erschöpft. Der Ruf
»Nach Rache aus Ferrara, Modena,
»Und hier, ist tief und furchtbar, und gewiß
»Ist in Bologna auch die Klage laut
»Geworden über Söhne, die er grausam foltern
»Und tödten, über Töchter, die er schänden ließ.

(Er wendet den Blick vom Briefe ab und nickt bejahend mit dem Kopf.)

(Weiterlesend)
»Ein weiser Fürst hört auf des Volkes Stimme;
»Auch um den künft’gen Uebeln vorzubeugen,
»Und in Betracht, daß Ezzelin allein
»Des Kaisers Macht noch hält in uns’ren Marken,
»Sein Untergang somit vom höchsten Nutzen
»Für die gemeine Sache wär’ – schlug ich
»Im Namen uns’res enger’n Raths den gut
»Gesinnten Städten und Gebietern vor,
»In einen festen Bund zu treten. Brescia,
»Ferrara, Alessandria und Azzo
»Von Este stimmten uns schon bei mit Freude.
»Bologna fehlt, um uns den Sieg zu sichern.
»Ich bitte Dich deshalb, mein alter Freund,
»Das beigegeb’ne Schreiben an den Rath
»Mit aller Kraft zu unterstützen, hell
»Den Vortheil mit bewährter Kunst der Rede
»Zu zeigen. Blind und ohne Tugend wär’
»Bologna, wenn auch dieses Mal es schwiege. –
»Noch meld’ ich Dir, daß hier Gerüchte sagen,
»Der Kaiser wäre todt. Soviel ist sicher,
»Daß schwer erkrankt er liegt.« (Er steht auf.)

Wie oft war schon
iii22 Im Mund des Volkes Kaiser Friedrich todt!
(Bitter) Die Hölle sehnt sich nicht nach ihren Kindern,
Am wenigsten nach Solchen, die vermöchten,
Mit Satanas um's finst're Reich zu ringen. – –
Wie Alles, was der edle Guido denkt
Und thut, voll Kraft und Ueberlegung, – aber
Ich fürchte, daß sein Plan im Rath nicht anklingt.
»Wir haben Enzo gegen Kaiser Friedrich
Und unser Heer, – und Mauern steil und dick
Und Gräben gegen Ezzelino«, ist
Die steh'nde Antwort, und ich muß verstummen.
Die Sache ist indeß so schwer und wichtig,
So offenbar ergibt sich aus dem Bruch
Von Ezzelino's Macht für uns're Städte
Ein Segen, der Jahrzehnte dauern mag,
Daß ich noch einen Anlauf nehmen will,
Und gebe Gott, daß sie mich diesmal hören!

Achter Auftritt.

Cornelia (eintretend).

Hier bin ich, Vater, noch die Hände naß
Von Freudenthränen, die die Arme weinte.

Rovera.

Mein liebes Kind, ich wollte Dir nur sagen,
Daß morgen König Enzo Tafel hält.
Wir sind geladen und ich bin bereit,
Mit Dir zu gehen. Richte Alles her,
Und schmücke Dich mit Deinen besten Kleidern,
Wie es sich ziemt, wenn man zu Fürsten geht.

Cornelia (mit schlecht verhehlter Freude).

Es soll gescheh'n.

Rovera.

Und dann kommt morgen Pietro.

iii23

Cornelia.

Der treue Vetter? O! wie ich mich freue!

Rovera.

Ja, Kind. Ein Bote aus Florenz gab mir
Die Nachricht heute Abend. – Aber jetzt –
Ade, Cornelia.

Cornelia (küßt ihm die Hand).

Gute Nacht, mein Vater! (ab).

Neunter Auftritt.

Rovera (allein)
(nachdem er ihr liebevoll nachgesehen hat, bis sie verschwunden ist).

Die heilige Madonna sei mit Dir
Und schütze Dich, Du liebes, gutes Kind!
Ach! wenn ich Dich nicht hätte, wie verödet
Wär' mir das Leben! Könntest Du doch bei
Mir bleiben, bis auch ich gerufen werde.
Allein kein Tag vergeht, an dem die Reichsten,

Die Besten von Bologna Dich von mir
Nicht forderten. Ich widerstand bis heute,
Doch auf die Dauer darf ich nicht. .. Und dann? …
Dann steh' ich einsam da. – –
(Innig) Sie ist so schön
Wie ihre Mutter! – – –
(Mit einem Blick zum Himmel) Herr! Erhalt' sie mir!

Zweiter Act.

iii24 Großes Zimmer in Enzo's Wohnung. Man sieht durch eine offene Thür im Hintergrund in ein Vorzimmer. Rechts eine offene Thüre, aus welcher zuweilen, während Blankflos spricht, der Zusammenklang von Bechern dringt.

Erster Auftritt.

Blankflos (allein).
(Sie blickt lange nachdenklich in das Nebenzimmer. Neben ihr stehen auf der Erde zwei große Weinkrüge mit Handhaben.)

Er liebt! – Ich sah's am Druck der Hand, am heißen
Verlangen seiner sehnsuchtsvollen Blicke,
Im Klang der Worte lag es deutlich. – Ja,
Er liebt die Guelfin, und ich irre nicht,
Sie glüht für ihn in gleicher Leidenschaft.
(Pause.)
Wie wunderbar muß Enzo's Lieben sein!
Als sich dem innigsten Gefühl sein Herz
Zum ersten Mal erschloß, wie übervoll,
Berauschend mag es da geredet haben!
In seiner seligen Entfaltung spinnt
Es gold'ne Fäden um die ganze Welt.
(Nach einer Pause, wehmuthsvoll.)
Und diesen süßen Traum muß ich zerstören!
Kalt muß ich legen meine Hand auf all'
iii25 Dein Glück, muß eisig auf die Blüthe hauchen,
Daß sie verwelkt. –
(bleibt in tiefes Sinnen verloren stehen. Nach einer Weile, sich aufraffend, mit Entschlossenheit:)
Ich muß, ich kann nicht anders. –
Und wenn Du zögerst, wenn der Ruf der Pflicht
Die Herrschaft über Dich verlor – wenn Dich
Die Trauerkunde nicht bestimmt, die wilder,
Die schrecklicher Dein Ohr zerreißen wird,
Als der Posaunenruf am letzten Tag
Der Welt den schuldbelad'nen Geist des Sünders – –
So ziehe ich Dich zu mir mit Gewalt;
Du mußt, Du mußt mir folgen und Dein Haus
Beschützen.
(Stimmen aus dem Nebenzimmer:)
Hoch! Und nochmals Hoch der König!
Hoch König Enzo! (Blankflos erfaßt schnell die Krüge und geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Enzo kommt eilig mit Cornelia aus dem Nebenzimmer. Er führt sie an der Hand.

Cornelia (sich ängstlich umsehend).
Meines Vaters Blicke
Verfolgen uns – ich fürchte, er erräth' uns –
Vorsicht, nur Gotteswillen – Klugheit, Enzo!

Enzo
(küßt ihre Hände und sieht ihr schwärmerisch in die Augen).
O Du mein süßes Lieb! Laß wieder Dir
Und wieder sagen, daß ich über Alles,
Was werth mir ist, Dich stelle – daß ich Dich

Anbete – Du unsagbar schöne Jungfrau!

iii26

Dritter Auftritt.

(Rovera und die Gäste mit Damen am Arme, auch einige Geistliche, treten ein. Man stellt verschiedene Armstühle. Cornelia geht zu ihrem Vater.)

Enzo.

Ihr ed'len Gäste, die Ihr mein Gefängniß
Durch Eure Gegenwart zu einem Tempel
Der reinen Freude eingeweihet habt –
Empfangt den wärmsten Dank aus voller Brust.
Ein seltsames Geschick warf mich hierher.
An meiner Wiege ward mir nicht gesungen,
Daß meiner Thaten Lauf so früh sich ende,
Und wenn auf Erden Etwas werth der Thränen,
So schien's mein Loos, als ich Gefang'ner wurde.
Allein Ihr nahm't so gut den Fremdling auf,
So schnell habt Ihr den Feind in mir vergessen,
So ehrlich boten mir Bologna's Söhne
Die Hand zum Bund, und seine Töchter blickten
So mild auf mich, daß, wenn ich's recht im Geist
Erwäge, ich die Schickung nicht verdamme:
Ich bin versöhnt mit ihr; denn wäre mir
Das Glück, von Euch geliebt zu sein und Euch
Zu lieben, ohne diese Schickung je
Erblüht? Ich aber schätze Eure Liebe
Noch höher als den Ruhmeskranz, den ich
Erwarb, und dringend bitt' ich Euch: Bewah'rt
Mir die Gesinnung, bleibt mir treue Freunde. –
He! Diener! füllt die Becher bis zum Rand:
Ich bring' ein Wohl dem würd'gen Greise aus,
Der weise diese Stadt regiert. Es lebe
Der Bürgertugend reinster Träger, hoch
Der Podestà!

iii27

Alle.

Rovera hoch!

Rovera.

Herr König,
Ich danke Euch. Mög' Euch der Geist verbleiben,
Der heit're, nie getrübte, der Euch ziert.
Er nimmt jedwedem Mißgeschick den Stachel
Und schafft sich eine neue schön're Welt.

Eine Dame.

Herr König, darf ich eine Bitte wagen?
Schenkt uns ein Lied zum Heimweg – Euch fällt's leicht.
Die Lieder quellen nur von Euren Lippen,
Denn von Euch will die Muse nimmer weichen.

Enzo.

Ihr denkt zu hoch von mir, vieledle Fraue.
Im Haus der Poesie bin ich kein sehr
Geschätzter Gast. Ich sammle nur die Krumen,
Die von den schwerbelad'nen Tischen fallen.

Erste Dame.

Bescheidenheit!

Zweite Dame.

Ich stimme Julien bei.

Dritte Dame.

Auch ich.

Vierte Dame.

Und ich.

Enzo (zu Cornelia).

Und Ihr, reizvolle Jungfrau?

Cornelia.

Des Vaters Wille ist der mein’ge.

Rovera.

Ja!

iii28 Herr König, so es Euch gefällt, wird uns
Ein Lied von Euch gar sehr ergötzen.

Enzo.

Gern.

Erste Dame.

Von Minne!

Enzo (lächelnd).

Gut, von Minne! (Nach kurzem Besinnen:)

Klein Vögelein, wo fliegst Du hin?
Bleib’ hier, ich will Dein warten.
»O Steuermann! ich kann es nicht,
Ich muß zu meinem Liebchen.«

Wenn Du zu Deinem Liebchen mußt,
So will ich Dich nicht halten.
Doch sage mir, wo weilt es denn?
»Es flog vor mir nach Süden.«

Wenn es vor Dir nach Süden flog,
So wirst Du es nicht finden.
»O Steuermann! ich find’ es schon,
Mein Herz glüht ganz von Minne.«

Und wenn Du es auch finden kannst,
So wirst Du d’rob verderben.
Es stehen bei Sorrento viel,
Viel tausend Vogelnetze.

Sie sind noch höher als ein Haus,
Und was darüber flieget,
Das fällt in And’re grad’ so hoch,
Die bei Amalfi stehen.

»Ich danke Dir, Freund Steuermann –
Doch kann Dein Rath nicht nützen.
Die Minne zieht mich mächtig fort,
Und sollt’ ich auch verderben.« – –

iii29

Alle.

Bravo! Bravo!

Erste Dame.

Dank! Dank!

Enzo.

Ist nicht der Rede werth.
(Gegen das Ende des Liedes tritt ein Diener ein und spricht leise mit Rovera.)

Rovera.

Herr König,
Soeben ist der edle Foscherari
Zurückgekehrt. Gleich wird er bei mir sein.
Erlaubt, daß ich den langentbehrten Neffen
In meine Arme schließe.

Enzo.

Herr, es freut
Mich diese Kunde herzlich. Pietro steht
Mir nah'. Sein großes, reiches Herz hat mich
Gefesselt. Bietet ihm den schönsten Gruß
Von mir und mein Verlangen, ihn zu seh'n.
Lebt wohl! (Er reicht ihm die Hand.)

Rovera.

Lebt wohl!

Enzo (Cornelia's Hand küssend).

Auf Wiedersehn, mein Fräulein.
(leise) In San Martino, wann?

Cornelia (leise).

Um neun Uhr morgen.
(Rovera und Cornelia ab.)

Mehrere Gäste.

Wir gehen mit.

Enzo.

Noch einen Trunk.
(Er läßt wieder einschenken und stößt mit Allen an.)
iii30 Lebt wohl!

Mehrere Gäste.

Lebt wohl!

Enzo (zu einem Jüngling).

Mit Gott, Giovanni! Grüßt den Vater –
(zu einem Geistlichen)
Ehrwürd'ger Pater, Euren Segen.

Geistlicher.

Sei
Gesegnet, Enzo.
(Alle ab.)

Vierter Auftritt.

Enzo (allein).

O meine Seele, juble, juble laut!
Ist dies ein Kerker? Nein! Ich tauscht' ihn nicht
Für alle Pfalzen Deutsch- und Welschlands, nicht
Für Paradieseshallen aus. – Cornelia!
Schwarzaug'ges, süßes Kind – mein trautes Lieb!
Von Dir geliebt zu sein, o Seligkeit!

Fünfter Auftritt.

Blankflos erscheint in der Thür des Hintergrunds.

Enzo (sich heftig umdrehend).

Was willst Du, Schaffnerin?

Blankflos (mit ihm zugewandtem Rücken).

Die Zimmer rein'gen,
Die Tafel räumen! (Sie singt mit halblauter Stimme:)
iii31 Wer lieget dort todt vor Jerusalem,
Mit blutbesudelter Rüstung?
Es ist der gewaltige Graf Meran
Und ihn zerhacken die Geier. –
Schlumm're mein Kindelein.
Wo wird dein Vater sein?

Enzo
(welcher am Anfang des Gesangs erstaunt aufgehorcht hat):

Träum' ich? Das Wiegenlied der theu'ren Mutter –
Der Stimme Klang von gestern Abend – – –
(er eilt in der größten Aufregung auf Blankflos zu.)
Weib,
Wer bist Du?

Blankflos
(wendet sich rasch um und wirft sich mit ausgebreiteten Armen an Enzo's Brust).

Enzo! Enzo!

Enzo (in tiefster Bewegung).

Blankflos – – Schwester – –
Ist's möglich?! (Er küßt sie mehrmals.)
O! Die Thränen halt' ich nicht –
Du hier? – Wie lebt der Vater – Manfred – wie
Die edlen Lancia? – Großer Gott! Mir schwindelt;
Ich glaub' nicht, daß ich wache.

Blankflos
(macht sich sanft los, horcht nach der Thüre. Bewegt).

Fass' Dich, Enzo!
Unwiederbringlich eilen die Minuten,
Ich darf sie nicht vergeuden. Schenke mir
Ruhig Gehör.

Enzo.

Ich bin noch ganz verwirrt –
Weiß denn der Rath? … Doch dieses nied're Kleid …
Was führte Dich hierher?

iii32

Blankflos.

Du fragst? – Zerbrechen
Will ich die Ketten, die Dich binden, will
Die gold'ne Freiheit Dir zurückerobern.
Der Heerde will ich einen Hüter geben
Und vor die Wölfe einen Namen werfen,
Daß mürb' ihr Muth wird, eh' sie kämpfen.

Enzo
(erschrocken am Anfang, lächelnd am Schluß).

Schwester,
Die Heerde hat der Führer Beßten … Noch
In Händen fest wie Stahl, hält unser Vater
Der Kaiser Zepter, und wie seine Feinde

Auch geifern, wüthend beißen in die Stange –
Er weicht nicht einen Zoll: straff liegt der Zügel.

Blankflos.

Doch unerreichbar steht er nicht dem Schicksal,
Es kann ihn fassen – heut' – vielleicht indem
Ich spreche … ach!

Enzo.

Unnütze Furcht läßt Dich
Gespenster seh'n. Fort mit dem dunk'len Bilde.
Komm, setz' Dich neben mich; umschlinge mich
Wie sonst, in erster Kindheit Friedenstagen,
Und drücke Deine Wange fest an meine.

(Er zieht sie an sich.)

Blankflos (sich losmachend, ernst).

Ermanne Dich, mein Bruder. Denk' an die
Gefahr, in der ich schwebe. – Diese Mauern
Steh'n in Bologna – ich bin Friedrich's Tochter.
Mit Klugheit nur zerbrechen wir die Ketten.

Enzo (träumerisch).

O Schwester! Diese Ketten sind von Rosen.
Laß mir *die* Ketten!

iii33

Blankflos (für sich).

Herr! – Herr! Gieb mir Kraft
(laut) Wohlan, ich will von and'ren Dingen reden.
Ich will verkünden, wie der Vater lebt,
Was Manfred und die ed'len Lancia wirken.

(Sie setzt sich zu Enzo und erfaßt seine Hand, nachdem sie vorher an die Thüre gegangen ist und einige Zeit gelauscht hat. Sie traut während der ganzen Scene der Umgebung nicht; steht mehrmals auf und lauscht nach allen Seiten. Vieles spricht sie von der Thüre aus.)

Fünf Tage war'n vergangen, seit die Schlacht,
Die blut'ge, unglücksschwere, bei Fossalta,
Die Dich in diesen düst'ren Zwinger warf,
Von einem Boten uns gemeldet worden.
Der Kaiser hatte sie in stummem Schmerz
Verlebt. Er aß und trank Nichts. Sein Palast,
Der Dichter Tempel und des Frohsinns Stätte,
Glich einem Todtenhaus voll bleicher Schatten.
Umsonst versuchte ich mit milden Worten
Den Bann zu brechen, der ihn starr umschloß:
Ich konnte nur die Thränen ihm verwischen,
Die sich verstohlen aus den Augen drängten.
Da, an dem sechsten Tag, brach seine Kraft.
In wilden Phantasieen drohte er
Den Bolognesern, ihre ganze Stadt
Der Erde gleich zu machen, wenn sie Dich
Noch länger hielten – dann sank seine Stimme
Zur leisen Klage: »Ach, mein Enzo, mein
Geliebter Sohn, wie mußt Du leiden. Du,
So frei einst, wie der Adler in der Luft,
Und ungebund'ner als der Sturm, schaust jetzt

Vergeblich nach der Sonne Licht! Mein Sohn,
Mein armer Sohn! Gott tröste Dich!«
(Enzo ist sehr bewegt.)

Der Kanzler

iii34 Pier delle Vigne, der zu Friedrichs Herz
Die Schlüssel immer trug, wich nicht vom Lager.
Oft bot er ihm der Heilkunst beste Säfte;
Doch wollte sie der Kranke nie berühren.
Erst als die Fiebergluth vorbei und klar
Sein Blick auf Allen wieder ruhte, ließ
Er sich die Schale reichen. – Sei's nun Fügung,
Sei's die natürliche Ermattung seines
Gequälten Körpers nur gewesen – jäh
Entfiel die Schale seiner Hand, eh' sie
Den Mund berührte, und vergoß den Inhalt
Zur Hälfte auf des Bodens Teppich. Dort,
In steter Wacht, lag uns'res Vaters Hund,
Der alte Rollo. Gierig leckte er
Den Saft; doch gleich darauf fing er zu zucken
Und jammervoll zu winseln an und blieb
Im Krampf. Wir standen sprachlos, wie erstarrt.
Wir konnten das Entsetzliche nicht glauben,
Wir wollten's nicht von Piero glauben. Aber
Die Zweifel mußten endlich weichen. Vater –
Ich seh' ihn noch und schaud're – hob sich bleich
Von seinem Lager, düst'res wildes Feuer
Im großen Auge, und die Schale schnell
Ergreifend, reicht' er sie dem Kanzler hin.

Enzo (gespannt).

Und dieser?

Blankflos.

Stieß sie von sich.

Enzo (zornig aufspringend).

O die schwarze,
Verruchte Seele!

Blankflos.

Es war Gift! Gift seinem
Erhab'nen Kaiser, der ihn liebte, wie
iii35 Die eig'nen Kinder, der ihn ehrte, wie
Kein Fürst je Diener ehrte, der ihn auf
Den Händen trug als seinen treusten Freund.

Enzo.

O schnöder Undank, schwärzer als die Nacht!

Blankflos.

Und von dem Bischof Rom's mit Lug erkauft.
Denn das Gewissen Piero's war nicht rein
Und mahnend stand der Tod in nächster Nähe.
Was wieget eine Frevelthat, und wär's
Ein Kaisermord, genüber der Verheißung
Von ew'gen Freuden in dem Schooße Gottes?
Der schlaue Priester drückte ab und traf.

Enzo.

(mit geballten Händen vor Blankflos stehen bleibend.)
O! was giebt's Schlechteres als den Verräther!
Stößt Dir ein Feind meuchlings die Klinge tief
In's Herz – er ist ein Engel gegen den
Verruchten Buben, der Dein Herz erst küßt
Und dann es mordet. Seine Seele ist
Zwiefach gebrandmarkt. Wehe über Alle! –
Mein armer Vater! Wie ertrug er's?

Blankflos.

Ach!
Des Alters Schnee deckt seitdem seinen Scheitel,
Gebrochen ist sein Muth. Vom großen Kaiser
Wallt nur ein Schatten noch auf dieser Erde;
Des Krieges Mißgunst in den letzten Jahren,
Dein Loos und der Verrath des theu'ren Freundes,
Erschufen in ihm einen Wurm, der nagt
Und nagt und ihm die Grube öffnet vor
Der Zeit. (Enzo verhüllt sein Gesicht.)
»Den Freunden darf ich nicht mehr trau'n
iii36 Und meiner Söhne Beßter darbt in Fesseln.
O wär' er noch mein rechter Arm im Feld,
Wär' er noch hier, es wäre Vieles anders!«
So hörte ich ihn häufig bitter klagen.
Die tiefe Klage traf wie glühend Erz
Mein Ohr. Ich sann ihr nach. Sie folgte mir
Bis in der Träume Reich. Da rang sich eisern
Aus meiner Seele ein Entschluß. Ich trat
Vor uns'ren Vater. »Vater«, sagt' ich, »länger
Ertrag' ich nicht, was Dich und uns verzehrt.
Gieb Deinen Segen; ich befreie Enzo.
Es muß gelingen.« Ueber seine Züge
Flog wie ein Sonnenstrahl ein mildes Lächeln,
Sanft zog er mich an seine Brust, hielt mich
Umschlungen lange und erwiederte:
»Zieh' hin mit Gott. Sag' meinem Sohne Enzo,
Wie all mein Hoffen ich auf ihn nur setze,
Daß seine Rettung ich ersehne, wie
Mein ew'ges Heil'.« – Ich schied. Bis vor den Wald,
Der südlich von Bologna liegt, trug mich
Des Vaters beßtes Pferd. Zwei treue Ritter,
Zum Schutze mir gegeben, schieden dort
Von mir, nachdem ich mich verkleidet hatte,
Wie Du mich siehst. Zu Fuß legt ich den Weg
Hierher zurück, und ungehindert trat
Ich gestern Abend in die mir verhaßte,
Verworf'ne Stadt. Auch ihre Stund' wird kommen.
Das Glück scheint mir geneigt, denn was ich nie
Gehofft, ist mir aus einem Unfall schön
Erwachsen. Meine Ankunft Dir zu melden,
Sang ich vergang'ne Nacht vor Deinen Fenstern
Das Wiegenlied der Mutter. Da – o Bruder!
Ergreifen mich die Wächter, höhnen mich
Und wollen mit Gewalt … ich will's verschweigen.

Ich kämpfe, schreie, doch es ist vergebens.
iii37 Da tritt ein Friedensbote unter sie.
Cornelia …

Enzo (auffahrend).

Wer?

Blankflos.

Rovera's Kind. Sie bringt mich
Zu ihrem Vater. Dieser hält ein Mährchen,
Das schnell ich dichte, für die laut're Wahrheit,
Und auf mein Flehen nimmt er mich in Dienst.
Der Hauptschlag ist gescheh'n. Ich habe Dich
Gesprochen. Heute noch besuche ich
Hans Pepoli, um zu berathen, wie
Die Flucht geleitet werde. (Sie ergreift seine Hände.)
(Vorwurfsvoll) Enzo! Bruder!
Du freust Dich nicht, Du …

Enzo (schmerzlich).

Schwester, ach! Ich darf
Nicht folgen …

Blankflos.

Darfst nicht? Muß des Vaters Worte
Ich wiederholen: »Sag' ihm, daß ich all
Mein Hoffen nur auf ihn noch« …

Enzo (unterbricht sie rasch).

Hundert stehen
Bei dem Erhabenen, die besser sind
Als ich. Er prüfe sie, sie werden's ihm
Beweisen … Blankflos, ich beschwöre Dich
Bei uns'rer sel'gen Mutter – o! laß ab
Das Herz mir tiefer zu zerfleischen. Schon
Aus tausend Wunden quillt ein Blutstrom … denn
Ich liebe, liebe Deine Retterin
Cornelia … Gott, der in die Seelen blickt,
Sieht meine Qual, daß ich nicht folgen kann,
iii38 Daß Dein hochherzig Unternehmen scheitert –
Allein, ich kann Cornelia nicht verlassen.

Blankflos.

Hör' ich den Held der Cortenover Schlacht?
Den Sieger bei Meloria und vor Mailand?
(sie ergreift zornig seinen Arm und schüttelt ihn.)
Hör' ich den Gatten Adelasia's,
Den Vater ihrer Kinder? Bist Du Friedrich's,
Des Kaisers Sohn? – – (mit bitt'rem Hohne)
Du warst's! Der Enzo starb
Mit seiner Ehre … Fluch den schönen Augen,
Die Himmelszeichen wurden falscher Bahn –
Ihr Licht verlösche wie der Sterne Licht
Am Tag …

Enzo (heftig auffahrend).

Halt' ein! Du fluchst der Unschuld – Wehe!
Rühr' mir mein Lieb nicht an ……..
(ruhiger) Sie hat in mir

Ein neues Leben zauberhaft erweckt.
So, denk' ich mir, erwacht im Lenz die Erde
Nach starrem, langem Winterschlaf. Ich bin
Mit ihr und sie mit mir auf ewig fest
Verschmolzen – eine Trennung bräche mich
Und sie Italiens schönste Rosenknospe.
(Die Erinnerung an Cornelia kommt mächtig über ihn.)
Ich kann … ich kann Cornelia nicht verlassen.

Blankflos.

Und Nichts in Dir ruft laut: Verrath?! Verrath
An Deinem Kaiser, Deinem glänzenden
Geschlecht, an Deinem Land, an Millionen
Die Du beglücken kannst?

Enzo (verlegen, ohne sie anzusehen).

Nichts … Friedrich lebt noch.

iii39

Blankflos (mit leidenschaftlicher Kraft).

So fahre hin, ohnmächt'ge blöde Schonung,
Die nicht des Geistes Aug' entsiegeln kann.
Ich habe Dir das Schrecklichste verschwiegen:
Der Kaiser, unser Herr …… ist todt!

Enzo
(schrickt zusammen; dann geht er auf seine Schwester zu und blickt ihr scharf ins Auge).

Das lügst
Du, Blankflos, um mich zu erschüttern!

Blankflos (mit stolzer Ruhe).

Ich
Verzeihe Dir das rasche Wort voll Schmach.
In Manfred's und in meinen Armen starb
Der Kaiser, diese Hände drückten ihm
Die Augen zu, – so wahr, als über mir
Ein Richter wohnt, der mich jetzt hört.

Enzo (in fassungslosem Schmerze).

Todt … Todt!
Der Kaiser todt … O Gott! Das Ungeheu're
Begreif' ich nicht .. ich kann es nicht erfassen.

Blankflos.

Mit Deinem Namen auf den Lippen hauchte
Er aus die große Seele. Er vermied,
Da ungewiß es war, ob uns die Flucht
Gelinge, Dich im Testament zu nennen.
Doch bist Du frei, so gilt dies Blatt. (Sie zieht ein Papier aus dem Busen.)
Darin
Bestimmt der letzte Wille uns'res Vaters
Dein großes Erbtheil. Deine Brüder werden
Sich beugen vor der Weisheit ihres Kaisers. –
Du warft sein liebster Sohn ….
iii40 (innig) Ein tiefes Mitleid
Mit Dir, mein theu'rer Bruder, füllt mich an.
Ich würdige den Kampf in Deiner Brust:
Er muß, er wird sich nach dem Rechten wenden.
Dem Todten mußt Du ohne Zögern geben,

Was Du dem Lebenden versagen durftest.
Hier ist kein Ausweg … Still! Ich höre Schritte .
(sie sieht sich ängstlich um. Im Gehen:)
Sei stark, sei stark! Der Geist des Vaters schwebe
Um Dich! (ab.)

Sechster Auftritt.

Enzo (allein).

In meiner Brust ist Nacht … wo leuchtet
Der Stern, der mich zum Heile führt? …..
Der Kaiser,
Mein Vater todt! .. Stürzt nicht der Himmel ein?
Hältst Du noch, Erde, in den Fugen? …. O
Italien! Schwarzes Roß mit schnee'ger Mähne,
Voll Tück' und Arglist, aber schön! wer wird
Nach ihm Dich zügeln, wer Dich schützen können? …
Er war der Weisheit Born, die Güte selbst.
Nie schlug ein Herz wie seines unter'm Purpur,
Nie trug die Krone würdiger ein Held.
Und was sein Geist eroberte, war Licht,
Weithin in komm'nde Zeiten wird es strahlen ..
Und dies Gebild der Hoheit .. ausgelöscht ..
Jetzt Staub! – – Wer ihn in seinem Wirken sah,
Der hielt ihn stehend über dem Natur-
Gesetz .. (bitter) Doch Nichts ist heilig dem Zerstörer –
Er haucht, und ausgebrannt ist jeder Docht
Des Lebens. – – –
Mählig fasse ich, was ich
iii41 In ihm verlor .. Er war mir mehr als Vater,
Er war mein Freund ……
(abwehrend) O süße Maid Cornelia,
Dräng' Dich nicht vor .. Zurück! … mir springt die Brust ..
Zum ersten Male schweigt mein Urtheil ganz;
Im Sold der Leidenschaft steh'n die Gedanken ..
(mit einem Blick nach oben.)
O sende einen Lichtstrahl Deiner Gnade
Auf mich .. zeig' mir den rechten Weg .. ich find'
Ihn nicht allein.

Siebenter Auftritt.

Zimmer bei Rovera.

Rovera, Cornelia und Pietro.

Rovera (reicht seinem Neffen die Hand).

Sei nochmals herzlich hier willkommen, Neffe! –
Wie ich zu meiner Freude sehe, hat
Die Reise sehr zu Deinem Vortheil Dich
Verändert. – Ja! hinaus in's Freie muß
Der Jüngling. Wer den engen Kreis der Heimath
Nie überschritten hat, gleicht trübem Wasser.
Im Kampfe mit der Welt klärt sich die Fluth.
Der Blick wird scharf und weit sein Horizont.

Pietro.

So ist's. Man lernt entsagen, sich beschränken,

Man tobt sich aus, und einfach wird der Sinn.

Rovera.

Nun sage, Pietro, wie hält man's am Arno?

Pietro.

O meine Lieben, welch' ein Land! Die Anmuth
Der schönen Ufer ist unsagbar groß.
Du wirst nicht hingerissen, nicht bezaubert,
iii42 Nicht große Linien füllen Dich mit Andacht;
Doch spricht's voll Lockung in Dir: »Hier ruh' aus,
Hier baue eine stille Hütte.« Selten
Ist trüb' der Himmel und so mild die Luft,
Als wäre sie gezeugt von grimmer Kälte
Mit Asiens Hitze. Ein bescheid'nes Volk
Zahlt seinen Dank hierfür mit Fleiß und Sitte.
Es blühen die Gewerbe und der Handel,
Und den Geschmack durchweht ein neuer Geist.
Der Genius der Kunst hebt wieder frei
Die Schwingen, und ein Gotteshaus am ander'n
Entspringt, in nie geseh'ner edler Bildung,
Der Liebe zu dem wahrhaft Schönen.

Rovera.

Pietro,
Ich wollte Dich nicht unterbrechen; aber
Nicht diese Auskunft wünschte ich zu haben.
Man möge Tempel bauen oder keine;
Mir liegt dies fern. In uns'rer Zeit herrscht Krieg.
Ich meinte, wie in Tuscien man denkt
Und wie die Waage steht der streitenden
Parteien?

Pietro.

Uebel für die Ghibellinen –
Nach Allem, was man ungefragt mir sagte.
Denn Oheim, mir liegt dieses fern, wie Dir
Die Kunst. Was kümmert's mich, wer Sieger ist,
Der Kaiser, oder Papst. Sie mögen kämpfen
So lange, als sie wollen. Ruhig will ich
Den süßen Becher meiner Jugend leeren,
Den mir die Freude reich mit Rosen schmückt.

Rovera (ernst).

Das Wohl des Vaterlands wiegt schwerer als
Das eigne.

iii43

Pietro.

In der Jugend liegt das Glück,
Ist sie versäumt, suchst Du das Glück vergebens.

Rovera (hitzig).

Das wahre Glück liegt im Bewußtsein, nie
Der Pflicht gefehlt zu haben.

Pietro.

Anders denkt
Der Jüngling, als der Greis.
(treuherzig) Mein lieber Oheim,

Ich bin kein Guelfe, aber auch kein Freund
Des Kaisers. Gegen eine Wahl sträubt sich
Mein ganzes Wesen; denn sie bringt Verdruß,
Nach welcher Seite sie auch falle. Bin
Ich Guelfe, lebe ich in bitt'rem Streit
Mit meinen Vettern, mit gar vielen Männern,
Die ich verehre, und ich wagte nicht
Dem herrl'chen Kaisersohn die Hand zu drücken.
Und bin ich Ghibelline, scheidet mich
Von Dir, Oheim, von meinem Haus' und wied'rum
Von vielen Männern, die ich hoch verehre,
Ein eisernes Gesetz. Das sei mir ferne!
Nicht wahr, mein schönes Bäschen?

Cornelia.

Unrecht hast
Du nicht. Uns Frauen räth' das Herz, und dies
Verdammt den ew'gen Zank, den blut'gen Hader.

Rovera (aufstehend).

Schon war ich im Begriff mich zu erzürnen.
Ich freue mich, daß ich's nicht that. Ihr seid
Wie kleine Kinder, und mit Kindern hilft
Allein Geduld. Sprecht immer wie ihr wollt.
Ich weiß doch, daß Cornelia nicht das Herz
iii44 Des Vaters brechen wird durch sünd'ge Neigung
Zu einem Ghibellinen, und daß Pietro
Sein Leben willig in die Schanze schlägt,
Bedroht der Feind die Mauern seiner Heimath. –
Ich muß auf's Rathhaus, Neffe. Mach Dir's leicht.
Cornelia, ich empfehle Dir den Gast.

(Pietro begleitet ihn bis zur Thüre)

Achter Auftritt.

Pietro (ihm nachsehend).

Ja! willig schlage ich mein Leben in
Die Schanze – aber nicht für euren Streit,
Den kleinen, eifersücht'gen, nied'ren Streit.
Des Kaisers und des Papstes Namen sind
Deckmäntel nur für euer schnöd' Gelüsten,
Die schwächer'n Städte euch zu unterjochen.
Ihr wechselt schamlos eure Farbe, wenn's
Der Vortheil will, und Bruderblut ist euch
Genuß. Mein Vaterland ist größer, als
Bologna, größer als die enge Stadt:
Die heil'ge Erde von Italien ist's,
Und für sie lass' ich alle Adern bluten.

(Er wendet sich zu Cornelia und findet sie in Thränen)

Cornelia, Du bist traurig, willst gar weinen?
Was fehlt Dir, Mädchen?

Cornelia (ausweichend).

Pietro … Nichts … gewiß Nichts

Pietro.

In Deinen Blicken les' ich and're Worte.
Vertrau' dem Freund, mit dem Du aufgewachsen,

Und kann ich helfen, soll's an mir nicht fehlen.

Cornelia (schmiegt sich an ihn).

O Pietro, Du bist gut. – Du findest nicht
iii45 In mir Dieselbe wieder, ach! die Du
Verlassen hast. Ich kenn' mich selbst nicht mehr.
Mein Busen heget bang' ein süß Geheimniß.

Pietro.

Du liebst, Cornelia?

Cornelia.

Ja.

Pietro.

Und wen?

Cornelia (nach einigem Zögern).

Den König.

Pietro (erschreckend).

Den König? .... und er weiß es?

Cornelia.

Ja, und liebt
Mich wieder. – O wie wohl ist mir, daß ich
Es einmal sagen kann! O dürfte ich's
In alle Welt mit lauter Stimme rufen.

Pietro (bedeutungsvoll und ernst).

Daß Du's nicht *darfst*, das richtet Deine Liebe.
(bewegt) Mein armes Kind! Du blickst nicht in die Ferne.

Cornelia.

Die Ferne deckt der grausame Beschluß
Bologna's, König Enzo *nie* zu lösen.

Pietro (rasch).

Und wenn Bologna sich dazu verstände?

Cornelia.

Still! Pietro, still! Ich denke nicht, ich will
Nicht an die Zukunft denken. All mein Glück
Liegt in der Gegenwart holdsel'gem Zauber.
iii46 Zerstör' es nicht. Er liebt mich – o! und wie!
Wenn ich ihn höre, wähn' ich mich im Himmel.
Die Augen schließ' ich und ich lausche mit
Gefalt'nen Händen. – Oft, in solchen Stunden
War mir's, als sei mein Glück zu groß und rein,
Als müßt' ich sterben – – Pietro, Du bist ernst
Geworden?

Pietro.

Du zerschneidest meine Seele!
Mir ist, als hätte mich der Blitz getroffen.
Cornelia, lebe wohl. Ich muß ihn seh'n.

Cornelia.

Den König?

Pietro.

Ihn.

Cornelia (ängstlich).

Warum so schnell?

(Sie klammert sich an ihn.) Willst Du
Ihn von mir reißen?

Pietro.

Sei vernünftig, Mädchen.
Wenn ich auch wollte, würde er sich fügen?
Was gäbe mir die Herrschaft über ihn?
Und warum sollte ich Euch trennen wollen,
Das schönste Paar, das je die Erde trug?

Cornelia.

Ach! Pietro, Du beschwörest nicht die Angst
In mir. Bleib' hier!

Pietro (macht sich los).

Du thöricht Täubchen! Gleich
Bin ich zurück. (ab.)

iii47

Neunter Auftritt.

Cornelia (allein.)

Ja! Er hat Recht. Ich bin
Ein thöricht Mädchen. –
(begeistert) Eher löschen all'
Die Sterne aus, als meines Enzo's Liebe. – –
Und doch, ich werd' ein bang Gefühl nicht los.
Wie schwüle Luft liegt etwas schwer auf mir
Und quält mich … Er allein kann mich beruh'gen.
O! wäre schon der andere Tag erwacht:
Läg' ich in San Martin' an seiner Brust. (ab.)

Dritter Act.

iii48

Zimmer in Enzo's Wohnung.

Erster Auftritt.

Pietro (allein).

(Er geht in großer Aufregung mehrmals durch das Zimmer.)

Was mußt' ich hören? Enzo liebt Cornelia!
Er wird um keinen Preis sie lassen wollen,
Und sie darf ihm nicht folgen. Welche Fügung!
O Genius meines Landes, steh' zu mir
In dieser wicht'gen Stunde, stärke mich,
Erleuchte meine Rede, daß sie wirke.

Zweiter Auftritt.

Enzo (kommt durch eine Seitenthür).

Sei mir willkommen, Pietro, wack'rer Freund.

(Er will Pietro umarmen, dieser aber läßt sich auf ein Knie nieder.)

Pietro.

Mein König! Lasset mich der Erste sein,
Der Euch den laut'ren Eid der Treue schwört
iii49 Als seinem rechten Herrn und ird'schen Richter.

(Enzo tritt erstaunt zurück.)

Ich will Euch dienen, helfen, für Euch kämpfen
Mit ganzer Kraft, mit allem Gut und Blut,
So wie mir Gott von meinen Sünden helfe.

Enzo.

Auch Du? Ich hoffte einen Freund zu seh'n,
Dem an die Brust mein müdes Haupt sich legt,
Und finde –

Pietro (schnell).

Den Gesandten der getreuen
Und tapf'ren Ghibellinen von Florenz. –
Der Kaiser Friedrich, ach! liegt schwer erkrankt –

Enzo. (dumpf).

Ist todt!

Pietro (erschrocken).

Wer brachte Euch die Trauerkunde?
Geheimniß war das Unglück noch und sollt'
Es bleiben .. Wär' es schon dem Rath bekannt?

Enzo.

Beruh'ge Dich, mein Freund. Noch ist das Unglück
Geheimniß. Eine theu're Hand, die ich
Nicht nennen kann, gab mir den schweren Schlag.
Sie hat mir auch des Vaters letzten Willen
Geschrieben übermittelt .. Noch steh' ich
Betäubt, und wie verloren ist mein Denken.

Pietro.

Herr! Eu'ren Schmerz wird halb Italien fühlen,
Wenn laut durch's Volk die Trauerkunde geht.
Doch von der Bahre des geliebten Kaisers
Sieht's dann mit thränenschwerem Blick auf Euch. –

Der König Konrad, Euer gnäd'ger Bruder,
Steht hart bedrängt in Deutschland, ohne Macht.
iii50 Es schwankt die Herzogskrone selbst von Schwaben
Auf seinem strenggebannten Haupt. Eh'r wird
Er nicht die Hand uns hülfreich reichen können,
Als bis er frei den Rücken hat von Feinden,
Und wird er je zu diesem Ziel gelangen?
Uns aber rettet nur ein schneller Beistand.
Der Jüngling Manfred ist ein Greis an Klugheit
Und selt'ner Muth durchströmt ihm jede Ader;
Doch ihn verlangt das sicilian'sche Reich,
Auch wäre er im Norden nicht der Menschen,
Des Lands nicht kundig.
(Mit Wärme.) Herr! Ihr bleibet uns
Allein; auf Euch ruht unser Aug' mit Spannung,
Und während ich hier rede, beten innig
Für Euer Heil des Landes beste Männer.
(Enzo steht in tiefe Gedanken versunken. Nachdem Pietro vergebens auf eine Antwort gewartet hat, fährt er fort:)
Wem noch ein Funke Lieb' im Herzen glüht
Für dies Italien, meiner Väter Land,
Dem schwillt die Zornesader hoch, sieht er,
Wohin es seine eig'nen Kinder brachten.
Die Lombardei ist wie gestrichen aus
Der Welt. Am Hungertuche nagt der Hör'ge;
Denn er bestellt das Feld nicht mehr, weil seit
Zehn Jahren schon die sau're Arbeit ihm
Zertreten und verbrannt wird. – Ueberall
Trifft man zerstörte Dörfer, unbegrab'ne
Gebeine an. Verödet sind die sonst
So blühenden Gefilde: scheu nur zieht
Ein Vogel hie und da darüber weg.
Nicht anders ist's bei Modena und Parma.
Der Landmann Tusciens leidet wen'ger; dafür
Ist in den meisten Städten ew'ge Fehde.
(mit gesteigertem Ausdruck.)
Des Bürgers off'nes Haus ist eine Burg
iii51 Geworden. Wer sich selbst nicht schützen kann,
Dem wird nie Recht. Die Willkür herrscht und das
Gesetz ist mitten durch gerissen: Herr,
Die wilden Thiere leben friedlicher
Beisammen! (Enzo steht in sichtlichem Kampf.)
Und was trägt die Schuld an all
Dem Uebel, all der Noth? Es fehlt ein Herr,
Der dieses Land bewohnt und nie verläßt;
Ein strenger Herr, dem in die rechte Hand
Die Geißel festgewachsen ist, – der Linken
Wird dann der Oelbaum schon von selbst entsprießen.
(nach kurzem Schweigen gelassener:)
Mein König Enzo! Röm'scher Kaiser ist
Der deutsche König, ihm gehört Italien.
Allein in Wirklichkeit hat er's noch nie
Besessen. Kaum war er in Deutschland wieder,
War jeder Richterspruch umsonst gesprochen,

War jeder Eid umsonst geschworen worden.
Die selt'ne Weisheit Eu'res großen Vaters
Hat wohl zuerst versucht, das große Uebel
Zu heben: er verließ Italien nicht.
Beständig schreckte er den bösen Sinn,
Und wie der Stein, der in das Wasser fällt,
Die Ringe wirft bis zu des Ufers Rand, –
So merkte man des Kaisers Gegenwart
Am Cap von Spartivent so gut, wie in
Der Nordmark, in dem stolzen, prächt'gen Mailand.
Die Gutgesinnten hofften endlich Frieden.
Unsel'ges Schicksal ließ die Hoffnung scheitern.
Verrath, Unglück und tausendfache Kränkung
Verzehrten Friedrich's Lebenskraft. Er starb!
(mit Bedeutung.)
Er hinterläßt ein unvollendet Werk.
Glorreich ist es begonnen, – keine Hand,
Die zittert, kann den Schluß ihm geben; – deshalb
iii52 Hat Euch der Kaiser ausgewählt. Ihr lebt
Im Mund des Volkes als der erste Held.
Man liebt Euch mehr als Eu'ren Vater selbst,
Und wenn Ihr frei seid, wenn die Wahl bekannt ist,
Wird Euch die beßte Jugend von Italien
Begeistert flugs zur Seite steh'n. Denn nicht
Vergebens hat Arnold von Brescia
Gelebt. Sie konnten ihn verbrennen, schnöd'
Die Zunge, die nur Wahrheit predigte,
Dem gottgeweihten Mund entreißen, – aber
In uns'ren Herzen lebt das Echo weiter
Der scharfen Hiebe auf das eitle Rom.
(Blankflos erscheint in der Thüre mit einem Bret voll Früchte.)
Dem Cäsar gebt, was ihm gebührt, und Gott,
Was Gottes ist. In reiner Demuth wandle
Der Stellvertreter Christi, nie besud'le
Er seine Priesterhände mit Besitzthum,
In Armuth leb' er und in heil'ger Tugend.
O Herr! Verwirklicht diese Lehre, leih't
Uns Eu'ren Arm und macht uns frei. – Ich weiß,
Was Eu're Seele schwankend macht; doch führt
Der Weg auch über ein gebroch'nes Herz,
Betretet ihn und macht uns frei.

Blankflos (für sich).

Was hör' ich?
Cornelia's Vetter!

Enzo.

(Wird Blankflos gewahr. Auf sie zueilend:)
Blankflos!
(Blankflos will forteilen, er hält sie aber zurück.)

Blankflos (leise).

Unbesonn'ner!
(Laut) Herr König, Ihr vergeßt Euch.
iii53

Enzo.

Du hast Nichts
Zu fürchten, Blankflos. Dieser Mann ist Pietro
De' Foscherari und ein Ghibelline.
Er bringt gewicht'ge Botschaft aus Florenz.
(Zu Pietro) Blankflos von Hohenstaufen meine Schwester.

Pietro.

(Läßt sich verwirrt auf ein Knie vor ihr nieder.)
Erlauchte Fürstin – – hört' ich recht?

Blankflos.

Herr Ritter,
Durch Enzo's Unvorsicht ist mir die Maske
Herabgezogen. Dies zu leugnen wär'
Zu spät. Ihr seid ein Bologneser, Eure
Familie ward als guelfisch mir genannt, –
Wer bürgt mir, daß Ihr's redlich meint?

Pietro.

Gerecht
Ist Euer Zweifel, Hoheit. Viel steht auf
Dem Spiel. Ich billige die größte Strenge.
So hört. Ich bin von guelf'scher Abkunft. Mit
Der Muttermilch sog ich den Haß ein gegen
Die Fremden. Die Erziehung bildete
Ihn aus. Mit dreiundzwanzig Jahren focht
Ich bei Fossalta, und ich freute mich
Des Sieg's der Uns'ren. – And're Zeiten kamen.
Ich lernte König Enzo näher kennen.
Ich ward sein Freund, und dadurch starb in mir
Der Guelfe ab. Doch Ghibelline ward
Ich nicht. Zu mächt'ge Bande hielten mich
Noch fest. Es mußte erst ein bitteres
Gefühl die Vorurtheile all' versengen
Und mir die Augen für das Rechte öffnen.
Ich reiste von Bologna ab und sah – –
iii54 Italien …… (er hält schmerzlich bewegt ein.)
Blut'ge Thränen habe ich
Geweint, wohin ich kam ….
(mit Leidenschaft.) O Gott der Gnade,
Warum hast Du das schöne Land so ganz
Verlassen?
(sich fassend) Fürstin, haltet mir zu gut
Die Wehmuth, die mich neu beschleicht. Ich kann
An das Geseh'ne ohne wilden Schmerz
Nicht denken. Alles faß' ich in das Bild
Der Brüder, die sich gegenseitig morden,
Weil Jeder mächt'ger sein will als der And're,
Und weil der Vater fehlt, der sie zurückhält.
Indessen legt sich breit das Elend auf
Den Pfühl, wo früher hell der Wohlstand thronte. –
Wie Schuppen fiel es von den Augen. Ich
Erkannte klar, wo uns're Hülfe wohnt.
Ich eile nach Florenz und werfe mich,
Ein and'rer Mensch, in Farinata's Arme.
Er löst die letzten Zweifel und seitdem

Hab’ ich mich ganz des Kaisers Dienst geweiht.

Blankflos (zurückhaltend).

Entschuldigt, Ritter .. ich verlange mehr.

Pietro.

Drei Tage sind’s, da kam zu Farinata
Vom Schlosse Firentino ein Gesandter.
Er brachte einen Brief vom Fürsten Manfred,
(Blankflos horcht auf.)
Worin die Trauerkunde stand vom Tod
Des Kaisers. Weiter lautete das Schreiben:
»Es wird ein Fluchtversuch für König Enzo
»Sofort begonnen. Möge er gelingen.
»Ein letzter ernster Wunsch des Kaisers war,
»Bis dahin seinen Tod geheim zu halten,
iii55 »Damit der Muth der Guelfen sich nicht steig’re,
»Die Ghibellinen nicht entmuthigt würden.
»Ist Alles wohl beendigt, eilet Enzo
»Nach Tuscien, wo in wenig Wochen Feldherr
»Marin von Eboli mit tausend Reitern
»Sich stellen wird. Du huldigst meinem Bruder,
»Als Deinem Herrn und König; denn er ist
»Letztwillig eingesetzt zum Stellvertreter
»Auf Lebenszeit in Nord-Italien.
»Mach’ hiervon sinnigen Gebrauch; mit Vorsicht
»Verkündige den Plan. Einstweilen sei
»Auf Deiner Hut. Vertraue nur den scharf
»Erprobten, wie Romena, Amid*é*i.
»Und solltest Du auf irgend eine Art
»Das Unternehmen unterstützen können,
»So wiß’, daß im Palaste Pepoli’s
»Die Treue wohnt, die Treue wacht und schafft.
Erlauchte Fürstin, g’nügt Euch dieser Titel?

Blankflos (zögernd).

Verrath dringt durch die dicksten Mauern –

Enzo (vorwurfsvoll).

Blankflos!

Pietro.

Jetzt steh’ ich wehrlos. – Farinata läßt
Sogleich die treusten, stärksten Ghibellinen
Der Stadt in seinem Hause sich versammeln.
Ich tage mit. Einmüthig wird beschlossen,
Dem König Enzo Gut und Blut zu weih’n ..
Und weil ich Bologneser und Rovera’s
Verwandter bin, somit wie Keiner sonst
In unbeschränkter Freiheit wirken könne,
So fällt mir der ersehnte Auftrag zu,
Alsbald hierher zu reisen, König Enzo
Den Huld’gungseid für Tuscien zu schwören
iii56 Und in Johannes’ Haus dem Auserwählten
Zu dienen, der die Flucht zu leiten kam. .
Das Erste that ich, – (zu Enzo) Herr, bezeugt es mir –
Das Zweite hindert Ihr mich jetzt zu thun.

Blankflos (reicht ihm die Hand).

Ihr seid ein edler Mann. Wohlan, mir ward,
Wenn Ihr's noch nicht errathen habt, das Amt,
Die Fesseln meines Bruders zu zersprengen.
Ich riß mich von der theu'ren Leiche los,
Nachdem ich von den blassen Lippen glühend
In mich den letzten Wunsch gesogen hatte.
Ich nehme Eu'ren Beistand dankbar an.

(zu Enzo mit hohem Ernste:)

Mein Bruder, schwankst Du noch? Ich bringe Dir
Ein heiliges Vermächtniß zu vollzieh'n
Und dies Vermächtniß ist zugleich der Wille
Des Volks, – des Volks, das Dich erwartet, wie
Jerusalem den gottgesandten König
Erwartet hat: voll Inbrunst und Verzweiflung.

(Sie wartet vergeblich auf Antwort.)

Hoch ob dem Treiben dieser rauhen Welt
Steht die Geschichte. In die eh'rnen Tafeln
Gräbt sie die Namen Aller ein, die, machtvoll,
Der Menschheit Lauf bestimm'n durch Thun und Lassen.
Sie wird Dich richten, – o bedenk' es wohl.
Noch bist Du ohne Schuld. Du kannst es bleiben.
Das Schicksal legt zwei Loose vor Dich hin;
Die Wahl ist Dein. So wähl'! Je nach der Wahl,
Wird über Dich die späte Nachwelt, wann
Erloschen sein wird unser edles Haus,
Wie das der sächsischen und fränk'schen Kaiser,
Ein strenges Urtheil fäll'n. Das Eine lautet:
Es lebte einst ein glorreiches Geschlecht,
Der zärt'ste Sproß ein Held: die Hohenstaufen.
iii57 Ihr Mantel deckte die bewohnte Erde,
Ihr Haupt stand in den Wolken und berieth
Mit Gott. Sie warteten der höchsten Aemter
Mit selt'ner Reinheit, Tugend und Gewalt.
Und Einer über Allen; denn er hat
Sich selbst besiegt. Das Theuerste auf Erden,
Ein herrlich Lieb, gab er freiwillig hin
Für seines Hauses Glanz, für seine Ehre,
Für das Bedürfniß eines großen Volks.
Sein Name ist ein heil'ger Name: Enzo.

(kurze Pause.)

Das And're lautet:
Es lebte einst ein glorreiches Geschlecht,
Der zärt'ste Sproß ein Held: die Hohenstaufen.
Ihr Mantel deckte die bewohnte Erde,
Ihr Haupt stand in den Wolken und berieth
Mit Gott. Sie warteten der höchsten Aemter
Mit selt'ner Tugend, Reinheit und Gewalt. –
Nur Einer irrte von dem Wege ab.

(Enzo erbebt; sie tritt dicht an ihn heran)
(mit erhobener Stimme:)

Ruhmvoll begann er seine Laufbahn, fast
Ein Kind noch schmückte ihn ein Kranz von Lorbeer'n;
Doch der Verführung süßen Tönen konnte

Sein schwaches Herz nicht widersteh'n. Auf üpp'gem,
Wollüst'gem Lager träumte er die Zeit
Hinweg. Umsonst war seines Volkes Ruf,
Umsonst der Freunde ernste Mahnung, – ja,
Des Vaters Stimme von dem Sterbebett
Glitt von ihm ab, wie eines Knechtes Stimme.
Er hörte sie und wandte sich zurück
Zu kußbegier'gen Weiber-Lippen. Tiefer
Und tiefer sank er in ohnmächt'ge Feigheit,
Indeß durch seine Schuld Millionen litten.
iii58 Nur Einem gleicht er ganz: Judas Ischarioth
Reicht seine Hände dem – – –

(sie ergreift Enzo's Arm und flüstert ihm voll Verachtung zu:)

Verräther Enzo.

Enzo.

(der die ganze Zeit mit der heftigsten Bewegung gerungen,
ruft bei diesen Worten verzweifelt aus:)

Nein! – Schwester – nein! – – Du hast gesiegt .. o Gott!
Um welchen Preis! (Blankflosens Miene wird hell)
Ich folge Dir wohin
Und wann Du willst .. (er sinkt auf einen Stuhl)
Hilf, Gott .. Hilf, Jesus!

Blankflos.

(Legt ihre rechte Hand auf sein Haupt und indem sie den linken
Arm zum Himmel aufhebt, spricht sie feierlichst:)

Vater –
Du siehst uns – – – stärk' uns – – rette uns!

Vierter Act.

iii59

Eine Seitenkapelle in der Kirche San Martino.

Erster Auftritt.

Cornelia (allein).

Die Stunde naht. – O, wie das Herz so freudig
An meinen Busen klopft: Ich werd' ihn wieder
Und ohne läst'ge Zeugen seh'n! – Wer kommt?
Er ist's .. er ist's!

(Enzo kommt das Seitenschiff der Kirche herauf, in welches die Kapelle mündet. Zwei Söldner folgen ihm zuerst, entfernen sich jedoch, sobald er in die Kapelle getreten ist.)

Zweiter Auftritt.

Enzo.

Cornelia!

Cornelia.

Enzo!

(Sie halten sich lange umschlungen.)

Cornelia (ihn ansehend).

Wie
Du bleich bist! (besorgt) Bist Du krank?

Enzo.

Nein, trautes Lieb;
Doch müde ist mein Geist und wie zerrissen.

iii60

Cornelia.

Was ist geschehen? Enzo .. Gott! Du zitterst …

Enzo.

Es wird vorbeigeh'n .. O Cornelia .. auf
Der Zunge liegen Worte, Worte; doch
Sie sträuben sich, die Lippen zu berühren.

Cornelia.

Du spannst mich auf die Folter .. Ich vergehe ..
O rede!

Enzo.

Muth! Hab' Muth das Härteste
Zu hören .. aber was auch kommen mag,
Verzweifle nicht an meiner Liebe. Nein!
Nur dies nicht – nein! Versprich es mir, Cornelia.

Cornelia.

Was willst Du sagen?

Enzo.

Ich … ich muß Bologna
Verlassen.

Cornelia.

Heil'ge Jungfrau, hilf! .. Du willst
Entflieh'n?

Enzo.

Ich muß.

Cornelia.

Grausamer, harter Mann!
Und ich? – – Was bin ich ohne Dich?

Enzo.

Ich habe
Mit meiner Seele ganzer Kraft gekämpft;
Doch meine Gegner hatten Waffen, denen
Ein Feigling nur zu widersteh'n vermag.
iii61 (Er erfaßt Cornelia's beide Hände)
Cornelia höre mich .. Du sollst mich richten.
Der Kaiser Friederich ist todt. (Cornelia erschrickt)
Die Magd
Maria, die der Rohheit nied'rer Söldner
Erlegen wäre ohne Dich, ist Blankflos
Von Hohenstaufen, meine rechte Schwester.
Der Vater sandte sie. Die letzte Botschaft
Des großen Kaisers hat sie mir gebracht.
Es waren tiefe weisheitsvolle Worte,
Die Frucht von vierzig Jahren höchster Macht.
Schon lag in Meeresstille sein Gemüth,
Da zog noch einmal an dem Geist vorbei,
Costanzens, seiner Mutter, süße Heimath:
Das Land Italien. Mehr als Deutschland, mehr
Als seiner Augen Sterne hatte er's
Geliebt. Er sah's von Bürgerblute triefen
Und hörte seinen wilden Schrei nach Ordnung.
Und g'rad, als läg es flehend ihm zu Füßen,
Beugt' er sich tief herab und flüsterte:
»Was jammerst Du? Was fürchtest Du? Lebt nicht
Mein Enzo? Dieser wird Dich retten. Nicht
Wahr, Enzo, Du beschützest treu die Wittwe?«
Und sanft entschlafen sank er in die Arme
Der Tochter. – Mit dem letzen Wunsch des Kaisers
Verbindet sich der Ghibellinen Ruf
Aus allen Theilen. Pietro Foscherari,
Dein lieber Vetter, huldigt mir im Namen
Der edlen Florentiner Patrioten.
Es knüpft sich ferner d'ran das Wohl des Volkes,
Und darf Der feiern, der die Last, die schwere,
Ihm leichtern kann? Und endlich braucht mein Haus,
Erschüttert durch den herben, wucht'gen Schlag,
Die Stützen alle, alle seine Männer,
Das heil'ge Feuer seiner Macht zu hüten.
iii62 Ein jeder dieser Gründe hat die Kraft,
Aus tiefstem Schlaf die Seele aufzugeißeln;
Und dennoch habe ich gekämpft, gerungen.
Ich bin entschlossen jetzt; doch meine Wunden
Heilt keine Kunst auf dieser Erde.

Cornelia (überwältigt von Schmerz).

Enzo!
Geliebter Mann .. ich kann Dir nicht entsagen.

Enzo (rasch).

So folge mir: es winkt ein sel'ges Leben!
Du stehst mir an der Seite als mein Weib.

Ich breche das verhaßte Band, womit
Mich schnöde Staatskunst an den eis'gen Busen
Der Adelasia schmiedete, und hold
Ziehst Du in meines Hauses Hallen ein.
Du gürtest mir das Schwert um, wann ich für
Die Wohlfahrt ganz Italiens kämpfe;
Du kühlest meine heiße Stirne nach
Der Schlacht und hüllest mich in Deiner Augen
Geheimnißvollen, dunk'len Schein.
(schwärmerisch begeistert) Siehst Du
Das Meer im klaren Mondlicht ruhig glänzen?
Schwach athmet es und mit ihm flüstern leise
Die dunk'len Bäume an des Ufers Rand.
Die Barke naht. Komm', Liebchen, laß uns träumen!
Die Ruderschläge tönen durch die Nacht:
Wir sind allein auf weiter Strahlenbahn.
Du drückst an meine Lippen stumm die Deinen,
Ich schlinge fester meinen Arm um Dich –
(er umarmt sie leidenschaftlich)
Und heller leuchtet auf das Heer der Sterne:
Es freut sich uns'rer Liebe.

Cornelia (willenlos).

Enzo .. Enzo ...

iii63

Enzo (dringend).

O folge mir – es winkt ein sel'ges Leben!

Cornelia (sich von ihm losreißend).

Ihr Heiligen des Paradieses steht
Mir bei! .. Hör' auf! Mein armer, alter Vater!
Nein .. Nein! Ich darf nicht folgen .. Du gehorchst
Der strengen Pflicht .. mich ruft die heilige
Der Kindesliebe .... Lebe wohl .. O Enzo!
Vergiß mich nicht .. (sie will gehen)

Enzo (außer sich).

Cornelia!

Cornelia
(wendet sich um und fällt ihm nochmals in die Arme).

Enzo .. ach!
Du theu'rer Mann .. Du heiß geliebter Mann!

Enzo.
(mit geballter Faust gen Himmel)

Und Du erbarmst Dich nicht? Du siehst uns, Herr,
Und hilfst uns nicht? Was habe ich gethan,
Um so zu leiden?

Cornelia (legt die Hand auf seinen Mund).

Enzo .. still ..

Enzo (unbeirrt).

Du legst
Die Last auf mich und zählst nicht meine Kräfte
Vorher?

Cornelia
(mit thränenvoller Stimme).

O Enzo, Du versündigst Dich;
Im Haus des Herren diese Sprache ..

Enzo.

O,
iii64 Cornelia!

Cornelia (reißt sich von ihm).

Lebe wohl! (sie eilt fort)

Enzo (am Altar hinsinkend).

Ach! Welches Herzeleid!

Dritter Auftritt.

Zimmer bei Hans Pepoli.

Johannes (allein).

Die Fürstin läßt sich heut' erwarten. San
Petronio! Welch' ein Weib! Wie streng und ernst,
Und wie gewaltig fest im Willen. (Es klopft)
Wer da?

Blankflos (von außen).

Sankt Paul und Rom!

Johannes.

Sie ist es. (er geht zu öffnen.)

Vierter Auftritt.

Blankflos (eintretend).

Grüß' Euch Gott,
Johannes!

Johannes.

Lange lebe meine Fürstin!

Blankflos.

Ist Pietro da?

Johannes.

Noch nicht. Er wußte nicht
Bestimmt, ob er die angegeb'ne Zeit
Einhalten könne.

iii65

Blankflos.

Gut. Sagt mir indeß
Wie's Euch ergangen ist.

Johannes.

Vollständiger
Erfolg.

Blankflos.

Wär's möglich!

Johannes.

Ja, und ohne Mühe.
Die Thore San Felice und Galliera
Sind wegen Ezzelino doppelt stark
Besetzt, und außerdem schweift jede Nacht
Ein starkes Fähnlein um die dort'gen Mauern.
Ich wandte mich deshalb nach Süden hin,
Zum Thor des heil'gen Stephan, und entdeckte

Im Schließer einen früh'ren Diener uns'rer
Familie, Guido Niccolò mit Namen.
Ich setzte ihm gelassen auseinander,
Wie, wegen eines Todtschlags in der Wuth,
Ein treuer Freund das Weite suchen müsse.
Sein Leben sei verwirkt. Schon ahne man,
Daß er in meinem Hause sich verberge
Und mit der größten Vorsicht nur, bei Nacht,
Sei glücklich ein Entkommen zu erzielen.
Noch Manches sprach ich von dem Freund: wie er
Mir theuer wäre, wie sein Loos mich ängst'ge.
Dem alten Manne schwebte das Vergang'ne
Zur guten Stunde vor. Er sah mich wieder
Als Kind auf seinen Armen ruh'n, und Thränen
Entquollen seinen Augen. Ich benutzte
Den Augenblick, und ein gefüllter Beutel,
Mit frischgeprägten Byzantinern, warf
Ihn ganz in meinen Willen. Dicht bei'm Thor
iii66 Besitzt der Schließer einen kleinen Garten,
So hoch gelegen, daß mit leichtem Sprung
Man auf der Mauer steht. Hier ist der Schlüssel.
Zwei Haken hab' ich in den Mauerfries
Bereits getrieben, und die Leiter, stark
Aus Seidenwerg gedreht, liegt hier verborgen.
Zugleich hab' ich mit Guido für den Fall
Gesorgt, daß Euch der g'rade Weg durch's Thor
Der bess're scheine. Nur die Zeit der Flucht
Muß ich ihm dann genau bestimm'n, sowie
Ihr, gnäd'ge Herrin, Euch in Männerkleider
Zu werfen hättet. Wie Ihr wählen mög't,
Ich steh' mit stinken Rossen vor dem Thor.

Blankflos (drückt seine Hand).

Wie bin ich Euch verpflichtet, edler Graf!
Der Weg durch's Thor ist ein gefährl'cher Weg.
Ich zieh' den and'ren durch den Garten vor.
Doch sagt, Johannes, seid Ihr auch gewiß ....
(sich unterbrechend.) Man klopft.

Johannes (geht an die Thür).

Wer da?

Pietro (von außen).

Sankt Paul und Rom. Mach' auf.

Johannes.

Es ist die Stimme Pietro's. (Er macht auf.)

Fünfter Auftritt.

Pietro tritt ein.

Johannes.

Wak'rer Freund,
Sei mir gegrüßt! (Sie reichen sich die Hände.)

iii67

Pietro (küßt Blankflosens Hand).

Erlaubt, erhab'ne Fürstin.

Blankflos.

Ich sehe Schatten über Eurer Stirne.
Verbirgt sie einen finsteren Gedanken?

Pietro.

Beachtet's nicht. Ich sah des Königs Leid,
Und tief ergriffen fühlt die Seele mit.
Auch komme ich mit leeren Händen, Hoheit,
Die Wache wird vor übermorgen nicht
Gewechselt; diese aber ist von strengster
Denkart.

Blankflos.

Wie so?

Pietro.

Ich forschte jeden Mann aus.
Umsonst. O, zäh're Wölfe hat die Stadt
Nicht aufzuweisen.

Blankflos.

Das betrüb' Euch nicht,
Herr Ritter! –

Pietro.

Immerhin war' uns die Gunst
Von Einem nur von großem Werth gewesen.

Blankflos.

Nein, nein! Glaubt mir, uns rettet nur die List.
Und heut' noch muß gehandelt werden. Schon
Zu Viele wiss'n des Kaisers Tod, sind's auch
Nur Wen'ge. Leicht ist eines Mannes Zunge
Gelöst im wilden Rausch des Weins, und wird
Die Todesnachricht in Bologna laut,
Ist jedem Fluchtversuch der Weg versperrt.
iii68 Auch konnt' von Manfred lange nicht das Unglück
Verschwiegen werden, und mein Vorsprung läßt
Mir keinen allzugroßen Spielraum, Freunde.
Ein zweiter Grund drängt mich zur Eile.
Nur Einen Ausgang haben Enzo's Zimmer:
Sie münden in den großen Wachtsaal. Dort,
In später Nacht, wird Mancher schlafen; doch
Wacht Einer nur, ist schon die Flucht vereitelt.
Was soll Gewalt in diesem Falle nützen?
Ein schwerer Sturz, ein kurzer Schrei, bringt schnell
Die And'ren zu den Waffen. Doch heut' Abend,
Kommt uns das Glück auf halbem Weg entgegen.
Die Wache feiert auf des Staates Kosten,
Wie alle Bürger, Sankt Sylvester's Nacht.
Zwar wird nur knapp der Wein ihr zugemessen,
Doch werde ich den tück'schen Saft vermehren
Und ihn bereiten, daß um Mitternacht
Der Schlaf wie Blei auf ihnen liegen soll.
Ich selber nehm' die Krüge in die Hand
Und munt're auf und scherze mit den Rohen.

Johannes.

Ihr wolltet, Hoheit ..?

Blankflos.

Ohne Zweifel. Alles
Setz' ich daran, den Bruder zu erretten,
Und sollte mich der Ekel überholen.
Um ein Uhr in der Nacht bricht Enzo auf.
Was dann noch hindernd steht, das allerdings
Muß fallen.

Pietro.

Hoheit, Euer Plan ist gut.
Nur eine Vorsicht möcht' ich noch empfehlen:
Laßt mich das Fest mit König Enzo feiern.

iii69

Blankflos.

Warum?

Pietro.

Wacht zur bestimmten Zeit noch Einer,
Und möglich ist es trotz des Schlaftrunks, – kann
Ich mit dem König Kleider wechseln. Ich
Begleit' ihn dann als König Enzo. Niemand
Wird bei dem düst'ren Licht die Täuschung merken.

Blankflos.

Und Ihr?

Pietro.

An mir ist Nichts gelegen, aber
Am König hängt das Wohl Italiens. . Dann
Auch hind're ich unsel'ges Blutvergießen.

Johannes.

Blut fließt auf jeden Fall. Es muß die Wache
Am Thor doch fallen?

Blankflos.

Nein. Wir binden sie
Und tödten nur, wenn sie uns widerstrebt.
(Zu Pietro.) Herr Ritter, Euer Anerbieten nehm'
Ich an. Ihr seid ein edler Freund der Staufen.
Doch hoffe ich, mein Schlaftrunk wirkt auf Alle.

Johannes.

Das wolle Gott!

Blankflos (zu Pietro).

Dies noch zu Eurer Kenntniß:
Johannes hat die Thore all' geprüft
Und fand am Thor des heil'gen Stephan Hülfe.
Wir flüchten durch des Thorwarts Garten. – Sagt,
Johannes, wißt Ihr sicher, daß kein Posten
Nah' bei des Gartens Mauer steht?

iii70

Johannes.

Ja, Fürstin.

Blankflos.

Und haben wir den Mond zu fürchten?

Johannes

Nein.
Die Sterne nur erglänzen an dem Himmel.

Blankflos.

Wohlan, Ihr Freunde, haltet Euch bereit.
Und unser Heiland schenk' uns seine Gnade. (Alle ab.)

Sechster Auftritt.

Zimmer bei Rovera.

Cornelia

(kommt aus dem Hintergrund mit einer Pergamentrolle in der Hand und spricht wie im Traume).

»Siehst Du das Meer im Mondlicht ruhig glänzen?
Schwach athmet es und mit ihm flüstern leise
Die dunk'len Bäume an des Ufers Rand. –
Die Barke naht. Komm' Liebchen laß uns träumen!«

(Sie macht mit der Hand eine abwehrende Bewegung.)

(hingebend.) »O folge mir! Es winkt ein sel'ges Leben!« –
(zu sich kommend.) Barmherz'ger Gott! Willst Du mich ganz verlassen?
Erstick' die Stimme, die verrätherische,
Die gleißnerische Stimme in mir, die mich
Vom rechten Wege locken will – – zur Schmach!

(Sie setzt sich, öffnet die Rolle und liest:)

Wehe der Jungfrau,
Die gegen den Willen
Der Eltern den Mann wählt.
Ihr naget die Reue,
Die bitt're, im Busen –
Sie schleppet ein Dasein
iii71 Voll Dornen zum Grabe.
Wehe der Jungfrau,
Die gegen den Willen
Der Eltern den Mann wählt.

(sie läßt die Rolle sinken.)
(nach einer Pause liest sie weiter:)

Fluch aber der Jungfrau,
Die heimlich der Wohnung
Der Eltern entflieht,
Um dem Feinde zu folgen.
Sie liegt in der Wüste
Auf brennendem Sande
Und lechzet vergeblich
Nach kühlender Labung.
Die Lüfte durchschwirren
Die heiseren Geier,
Erwarten voll Blutgier
Den Tod der Verlass'nen.
Sie sieht sie und krümmt sich,
In Angst und Verzweiflung. –
Verflucht ist die Jungfrau,
Die heimlich der Wohnung
Der Eltern entflieht,
Um dem Feinde zu folgen.

Verflucht? .. Und bin ich's nicht schon, weil ich schweige?
Ist Enzo fort, gießt sich Bologna's Rache
Und Wuth allein auf meines armen Vaters
Ehrwürd'ge Locken aus. (in steigender Angst.) Sie werden ihn

In dumpfen Kerker werfen, seine Glieder
In schwere Ketten zwängen, ja vielleicht
Sein theu’res, greises Haupt zur Sühne nehmen!
Und ich .. ich, seine Tochter, die er stets
Auf Händen trug, sein einz’ges Kind, sein Stolz,
Sein Alles .. kann mit Einem Wort ihn retten –
(verzweifelnd.) Und stumm, stumm ist mein Mund, ich darf Nichts sagen. – – –
O Enzo! … Enzo! … Warum drückst
Du diesen Pfeil in meine junge Brust,
Die selig Dir entgegenglühte? Warum
iii72 Zerschmetterst Du, was Du geweckt, was Du
Genährt hast? – – – Und ich werd’ nicht schamroth,
Daß ich dies denken konnte? Mir zu Liebe
Soll er in Knechtschaft dulden? – soll sein Volk
Verlassen? . Wahnsinn’ge Selbstsucht! – Flieh’,
Flieh’, Theu’rer, in Dein Element, die Freiheit,
Schnell .. schnell – – – – –
O bleibe! … ach! Ich arme Maid.
Wie ich auch handeln mag, ich sünd’ge schwer.
Schweig’ ich, muß es der Vater büßen; – sprech’ ich,
Verwirk’ ich Enzo’s Leben; – flieh’ ich mit ihm,
Dem Theu’ren, breche ich des Vaters Herz …
Und wie wird man mich nennen? Ach! und bleib’ ich,
Was wird aus mir? Was bin ich ohne ihn?
Und handeln muß ich – Herr! – mein Gott! was ist
Die kleinste Sünde?

Siebenter Auftritt.

Blankflos tritt aus einer Nebenthüre.

Blankflos (für sich).

Der Bethörte hat
Sich ihr entdeckt. – In eines Mädchens Hand
Sind wir gegeben! – O! sein Leichtsinn ist
Empörend. Rathlos martert sich mein Geist.

(Sie geht vor. Cornelia wendet sich um, erblickt sie und steht einen Moment unsicher; dann geht sie auf Blankflos zu und bleibt, halb verwirrt, in ehrfurchtsvoller Stellung vor ihr stehen.)

Cornelia.

Fürstin – (Blankflos zieht sie sanft zu sich.)

Blankflos (nach einer Pause).

Es giebt der Herr; – es nimmt der Herr; –
Sein heil’ger Name sei gelobt. –
iii73

Cornelia.

Wenn zwei
Gesetze Gottes, die mit gleicher Liebe
Er in das Menschenherz geschrieben hat,
Sich wild bekämpfen in der engen Brust, –
Da wird es Nacht in uns und wir verzweifeln.

Blankflos.

Und weh’ dem Freunde, der Partei ergreift.
Des Mitleids Thräne nur fall’ in die Flammen. – –

(Abspringend, mit forschender Spannung.)

In Eure Hand sind wir gegeben …

Cornelia (unterbricht sie).

Hoheit!
Ihr fürchtet? – O, es werden diese Augen
So lange wachen, bis der Herrliche
Entfloh'n ist: denn im Traum' nur könnt' ich reden.

(aus Blankflosens Zügen bricht die Freude.)

Blankflos.

Vergebt ihm.

Cornelia.

Nicht Vergebung, – ach! nur Dank
Gebührt ihm für die gold'ne Minnezeit.
Es ist das Loos der Blume, daß sie nach
Der seligsten Entfaltung stirbt. Hätt' sie
Nicht blühen sollen, weil sie welken mußte?

Blankflos (bewegt).

Er hat gefehlt. Verzeiht ihm, – und – auch mir,
Daß ich mit Schmerzen Eure Güte lohnte!

Cornelia (in Thränen).

Hoheit, – mir bricht das Herz! –

Blankflos (drückt sie inniger an sich).

Der Kampf wird enden.
iii74 Dann lagert sich der höchste Friede auf
Die wunde Seele: denn sein Ausgang war
Ein Gottesurtheil.

(Sie küßt Cornelia auf die Stirne und verläßt langsam das Zimmer.)

Achter Auftritt.

Cornelia (allein).
(Sie öffnet wieder die Rolle.)

Fluch aber der Jungfrau,
Die heimlich der Wohnung
Der Eltern entflieht,
Um dem Feinde zu folgen.
Sie liegt in der Wüste
Auf brennendem Sande
Und lechzet vergeblich
Nach kühlender Labung.
Die Lüfte durchschwirren
Die heiseren Geier,
Erwarten voll Blutgier
Den Tod der Verlass'nen.
Sie sieht sie und krümmt sich
In Angst und Verzweiflung!
Die Thörin! Die Arme!
Die Einsame, Schlechte!

(Läßt die Rolle sinken und bleibt in tiefes schmerzliches Sinnen verloren.)

Neunter Auftritt.

Pietro tritt auf. An der Thüre bleibt er stehen und betrachtet traurig Cornelia.

Pietro (halblaut).

Armes, armes Kind!
(nähertretend) Cornelia, sind wir ohne Zeugen?
iii75

Cornelia.
(ist erschrocken aufgefahren).
Ja,
Was bringst Du mir?

Pietro.
Ich komm' vom König Enzo.
Heut' Nacht wird er entfliehen.

Cornelia.
Mutter Gottes!

Pietro.
Er sendet Dir, wenn unumstößlich Dein
Entschluß ist, hier zu bleiben, diesen Brief.

Cornelia.
(nimmt zitternd das Blatt und liest mit brechender Stimme:)
»Du bist mein Weib vor Gott, mein eh'lich Weib,
»Und bis zum Grabe wahr' ich Dir die Treue.
»Ich sage mich von Adelasia los:
»Frei ist die linke Seite meines Throns
»Und nur für Dich bestimmt, das schwör' ich hoch.
»Ich küßte dieses Blatt viel' tausend Mal'.
»Mein Herz ist schwer von Leid; – leb' wohl – leb' wohl.«
Hier liegen Thränen, Thränen des Geliebten!
(sie küßt die Stellen leidenschaftlich.)
Du sagtest, Pietro, diese Nacht .. die Stunde?

Pietro.
Ein Uhr nach Mitternacht.

Cornelia.
Ist Alles .. wohl …
Bereitet? ..

Pietro.
Ja! schon schwelgen die Soldaten.
Johannes harrt mit Pferden vor Sankt Stephan.
iii76

Cornelia.
So tritt das Banggefürchtete an mich
Heran. – Noch wen'ge Stunden, und verloren,
Verloren hab' ich ihn auf immer! Nie mehr
Werd' ich in seine lieben Augen seh'n,
Nie mehr an seiner Brust den Himmel fühlen. –
Der Bräutigam ist fort, – löscht aus die Lampen! –
Wie schnell war dieser Traum geträumt!
(Sie blickt starr und bewegungslos zur Erde. Pietro nimmt sie sanft in den Arm. Sie legt nach einer Weile schluchzend ihren Kopf an seine Brust.)
Ach! Pietro! – – –
(plötzlich auffahrend.) Nein! Ich ertrag' es nicht. Ich bin zu schwach –
In mir mahnt keine Stimme mehr zur Pflicht,
Nur allgewaltig wogt die ew'ge Liebe.
Sie überströmt mich; – Pietro! – Pietro! –

Ich kann nicht bleiben!

Pietro.

Sprichst Du wahr? Du wolltest? …

Cornelia.

Unwiderstehlich fühl' ich mich getrieben;
Und sollt' ich auch der Hölle Qual erdulden, –
Ich kann, ich kann nicht bleiben! – Eile zu ihm, –
Im Corridor, auf den der Wachtsaal mündet,
Erwart' ich ihn! (Pietro eilt fort).

Cornelia (in die Kniee sinkend).

Es ist gescheh'n. Gott sei
Mir gnädig!

Fünfter Act.

iii77

Zimmer bei Enzo.

Erster Auftritt.

Enzo und Pietro.

Enzo.

Ich kann Dir nicht erklären, was ich fühle,
Seitdem ich weiß, daß uns Cornelia folgt.
Was ich so sehnsuchtsvoll gewünscht, – jetzt da
Es mir gewährt wird, weckt es schwere Sorge
Und wehmuthsvoller Trauer stätig Nagen.
(Er geht unruhig auf und ab.)
Wie bang mein Herze schlägt. Vor keiner Schlacht,
Und wenn des Vaters Macht am Ausgang hing,
In keinem Strauß des Lebens, – nie war ich
In solcher Stimmung. Ich bekenn' es frei:
Zum ersten Mal empfind' ich Angst und all'
Die Furien, die an ihrer Ferse hängen.
Umsonst beschwichtigt die Vernunft, – sie fragt, –
Doch in der Seele Tiefen lebet fort
Die wilde Wallung, – ja, sie steigt und steigt
Und deutet auf ein nahes Unglück.

iii78

Zweiter Auftritt.

Blankflos (eintretend).

Enzo,
Sei frohen Muths. Rovera liegt schon lang'
Zu Bett. Soeben ward der Doppelposten
Am Thore abgelöst. Die Söldner gingen
Mit schwankem Schritte hin. Gewiß, sie halten
Nicht zwei Minuten mehr die Augen auf.
Kein Blut wird fließen. – Alles schläft im Saale.
Nur die vom Posten Abgelösten sind
Noch wach. Doch tranken sie mit großer Gier
Den Rest des Weins, und ihre Zunge lallt schon.
Es wird gelingen, muß gelingen! Bruder,
Die neue Sonne sieht uns auf dem Weg
Nach Tuscien.

Enzo.

Blankflos, mäß'ge Deine Freude.
Noch sind wir in Bologna und mir ahnt
Nichts Gutes.

Blankflos.

Und mir sagt das Herz, daß wir
Uns retten. (zu Pietro leise.)
Habet ihr Cornelia
Gesehen?

Pietro.

Fürstin, sie begleitet uns.

Blankflos (betreten).

Ist's möglich, Ritter? Habt Ihr sie dazu
Bestimmt?

Pietro.

Nein, sie erklärte sich von selbst.

iii79

Blankflos (verstimmt).

Die Kunde giebt mir neue Sorge. Lieber
Hätt' ich geseh'n, wenn sie geblieben wäre.
Ich will das Beßte hoffen.

Pietro.

Bannt die Furcht.
Sie ist verständig, und die inn'ge Liebe
Zum edlen Enzo leih't ihr höchste Vorsicht

(Die Glocke schlägt.)

Blankflos.

Horcht! eben schlägt die Uhr das dritte Viertel.
Macht Euch bereit. Ich warte vor der Thür.

(Alle ab).

Dritter Auftritt.

Ein dunkler Corridor. An der Wand im Hintergrund hängt ein Heiligenbild, vor dem ein brennendes Oellämpchen. Cornelia, in einen Mantel gehüllt, kommt hastig von der linken Seite. Sie geht auf die rechte und hält das Ohr an die dortige Thüre.

Cornelia.

Er schläft. – – Es ist der letzte Schlaf, der ihn
Erquickt. Wenn morgen er erwacht und nach
Mir ruft, – o Gott! – sein einzig Kind ist fort, –
Fort mit dem Feinde. (sie ringt die Hände.)
Doch es muß so sein. –

(Sie verläßt die Thüre, bleibt aber wieder stehen.)

O Vater – Vater! Nein, nicht so –
Noch einmal muß ich Deine Hände küssen.

(Sie öffnet die Thüre, tritt ein und kommt bald schwankend zurück.)

Lebt wohl, ihr heil'gen Räume, wo ich ihn
iii80 Zuerst geseh'n. Leb' wohl, geliebter Boden,
Du, süße Heimath, lebe wohl.

(Sie kniet nieder, berührt mit beiden Händen die Erde und küßt dann die Hände.)

Mich treibt
In unbekannte Fernen das Geschick, –
In Deiner Erde wird mein Leib nicht ruh'n.

(Sie steht auf und wankt weiter. Sie sieht das Heiligenbild, erschrickt und kniet davor hin.)

O Mutter! Mutter in dem Paradies,
Erfleh' Vergebung für mich an dem Thron
Des Herrn. Mein Schritt ist voll von Schuld, – doch ich
Verschmachtete nach Enzo. (Sie läßt den Kopf auf die Hände sinken und betet leise weiter.)

Vierter Auftritt.

Rovera
(kommt mit einer Nachtlampe aus seinem Zimmer).

War mir's doch,
Als küsste mich ein heißer Mund, und Thränen –
Ja, naß ist meine Stirne, – und die Thür'

Des Vorgemachs ist offen. – Sonderbar, –
Ich schloß sie doch mit meiner eig'nen Hand.
Und dann mein Traum! – Ein unbestimmt Gefühl
Treibt mich zu sehen, ob des Königs Wache
Der Pflicht obliegt.

Cornelia
(noch immer betend, mit aufgehobenen Armen).

Erbarmen! Gnade! Gott!

Rovera (aufhorchend.)

Was war das? Hört' ich nicht die Stimme …

Cornelia.

Amen!

iii81

(Sie erhebt sich. Rovera tritt näher. Sie bemerkt ihn und schreit laut auf.)

Rovera.

Cornelia .. Du? Was führt Dich her?
(sie lehnt sich zitternd an die Wand.) Du schweigst? ..
Und dieser Anzug .. rede!

Cornelia.

Vater .. nichts ..
O frage nicht .. (Sie sieht sich scheu um.)
Komm' fort – fort – fort von hier ..
Laß uns zurück .. in uns're Wohnung … ich
Bin krank. Das Fieber jagte mich hierher.

Rovera.

Cornelia .. Kind, was ist Dir? Du sprichst irre.

Cornelia.

Ja, ja! .. Nur fort von hier! (Es schlägt 1 Uhr.)
Barmherziger Gott!
Er wird jetzt nahen .. fort!
(Sie will ihren Vater mit Gewalt fortziehen.)

Rovera (aufmerksam).

Wer wird jetzt nah'n?
O! Der Gedanke ist entsetzlich .. wenn
Der König …

(Er reißt sich von Cornelia los und will zur Sturmglocke laufen. Sie wirft sich ihm jedoch in den Weg, und umklammert seine Kniee.)

Cornelia.

Vater! Halte ein! – Hinweg!
Er muß entflieh'n. Du darfst ihn nicht verhindern.

Rovera.

Jetzt ist mir Alles klar. Du willst mit Enzo
Entfliehen .. Deine Heimath, Deinen Vater
Willst Du verlassen, um des Ghibellinen
Erkaufte, feile Dirn' zu sein? .. O! Daß
iii82 Die Erde Dich noch trägt!

Cornelia.

O Vater! Vater!

Rovera.

Ich habe keine Tochter mehr .. Zurück!

Dich hat ein falscher Tropfen meines Bluts
Gezeugt .. Seist Du ver…

(Cornelia will in der größten Angst mit ihrer Hand das Wort auf seinen Lippen erdrücken.)

Cornelia.

Vater!

Rovera (schleudert sie weg).

Sei verflucht!

Cornelia.

Jesus! – Maria! (sie stürzt bewußtlos zusammen.)

Rovera
(läßt die Lampe fallen, welche verlöscht).

Gott! Was habe ich
Gethan! (Er bleibt wie betäubt stehen.)

Fünfter Auftritt.

Blankflos, Enzo und Pietro
(kommen vorsichtig den Gang herauf. Pietro der voran geht, trägt eine Blendlaterne unter dem Mantel).

Enzo (leise).

Ich seh' Cornelia nicht. Hätt' sie gewankt?

(Alle bleiben stehen und lauschen gespannt.)

Rovera
(der sie nicht bemerkt, auf der andern Seite).

Bin ich bei Sinnen? ..

Blankflos.

Still! Ich höre sprechen.

(Sie zieht Enzo zurück und greift nach einem Dolche, den sie im Kleide verborgen.)

iii83

Pietro.

Es ist nicht möglich –

Rovera.

Oder träumt' ich nur
(mehr und mehr zu sich kommend.)
War nicht Cornelia hier? .. O schreckliche.
Gewißheit … Enzo …
(laut rufend.) Hollah! Auf, ihr Wachen!

Blankflos (bestürzt).

Sankt Paul! Der Alte!

(Sie zieht den Dolch und zückt ihn gegen Rovera. Cornelia, welche zu sich gekommen ist, sieht voll Schrecken die Bewegung und wirft sich zwischen Blankflos und ihren Vater. Sie empfängt den Stoß und bricht zusammen. Rovera sieht es, taumelt wie vom Tode getroffen, eilt aber fort und zieht die Glocke. Im Hause wird es lebendig. Die Söldner eilen herbei und erhellen mit Fackeln die Scene. Blankflos läßt entsetzt den Dolch zur Erde fallen. Enzo ergreift ihn und zückt ihn nach seiner Schwester.)

Blankflos.

Stoß zu! Der Tod ist nur erwünscht. – Stoß zu.

(Enzo läßt die Hand sinken. Es hört auf zu läuten.)

Rovera
(zurückkehrend, zu einem Söldner).

Läut' fort, Du Hund! Weck' ganz Bologna auf.

(Söldner ab. Neues Läuten, welches bis zum Ende des Actes dauert.)

Enzo

(unbekümmert um Alles, nimmt Cornelia in seine Arme).

Cornelia! – Cornelia! Hörst Du mich?
Ach! nur noch einmal sieh' mich an .. erwache.

Cornelia

(schlägt die Augen auf).

Wo ist mein Vater?

iii84

Rovera

(kniet neben ihr nieder und schluchzt laut).

Kind! mein einz'ges Kind!

Cornelia

(in gebrochnen Lauten).

Es war recht gut, daß ich getroffen wurde.
Der Stoß hat Alles, Alles sanft gelöst! –
Ich gehe in ein schön'res Leben ein …

(Aengstlich zu ihrem Vater:)

Nimm Deinen Fluch zurück; er hindert mir
Den Weg zum Himmel. – Vater! wende Dich
Nicht ab .. verzeihe mir, daß ich den König,
Den Ghibellinen, liebte. Noch erfüllt
Er meine Seele ganz .. er ist mein eigen
In Ewigkeit .. O sag', daß Du vergiebst?

Rovera.

Cornelia .. sei gesegnet.

Cornelia

(seine Hand küssend).

Du bist gut.
(zu Enzo.) Wir sollten hier nicht glücklich sein …

(Sie nimmt seinen Kopf zwischen ihre Hände, sieht ihn lange liebevoll an und sinkt dann schwer athmend zurück.)

Leb' wohl –

(delirirend.)

Siehst Du das Meer? – – im Sonnenlicht, das blaue?– –
Die Barke naht – – – es winkt ein selig Leben.– –
Halt' fest die Hand – – ich zieh' Dich mit mir – – Enzo! (sie stirbt.)

Enzo

(springt auf und sucht den Dolch, welchen Pietro vorher aufgehoben hat).

Wo ist der Dolch? Gebt ihn heraus … Barbaren!

(sinkt über die Leiche und bleibt dort liegen bis zum Ende.)

O meine Braut!

iii85

Sechster Auftritt.

Senatoren treten eilig ein. Hinter ihnen Volk.

Ein Senator.

Was ist gescheh'n? Warum
Ertönt die Senatorenglocke?

(Er sieht die Leiche.)

O!
Entsetzlich! .. Greiser Podestà – Dein Kind!?
Ermordet .. wer beging die Frevelchat?

Blankflos (tritt vor. Mit Hoheit):

Ich,
Blankflos von Schwaben, Kaiser Friedrich's Tochter,
Der einging in das Reich der Seligen.

(Rovera fährt wild auf. Alle treten erstaunt zurück.)

Ein Senator.

O unerhörte Mähr!

Rovera
(auf Blankflos und Pietro deutend).

Nehmt Diese hier
Gefangen. In vollzähl'ger Sitzung werde
Dem Rathe ich das Vorgefall'ne melden.

Ein Senator (drohend zu Enzo).

Weh' Dir, Wortbrüch'ger! Nimmer soll ein Lichtstrahl
Dein Auge treffen und Du sollst verzweifeln.

Pietro
(sich abwendend und sein Antlitz verhüllend).

O mein Italien! Deine letzte Hoffnung
Sinkt in den Staub. Wann wirst Du Frieden haben?

(Der Vorhang fällt).

König Manfred

iii87

Trauerspiel
in
fünf Acten

Io mi volsi ver lui e guardail fiso:
Biondo era e bello e di gentile aspetto:
Ma l'un de' cigli un colpo avea diviso.
Quand' i' mi fui umilmente disdetto
D'averlo visto mai, ei disse: Or vedi:
E mostrommi una piaga a sommo il petto.
Poi disse sorridendo: I' son Manfredi
Nipote di Gostanza imperadrice;
– – – – – – – – – –
Orribil furon li peccati miei!
Dante, Purgatorio. Canto III.

Personen.

iii89 Manfred, König von Neapel und Sicilien, Sohn Kaiser Friedrich's II. von Hohenstaufen.
Helena von Epirus, seine zweite Gattin.
Beatrice
Friedrich } seine Kinder.
Heinrich
Violante, Gräfin von Caserta, seine Schwester.
Richard, Graf von Caserta, sein Schwager.
Jordanus Lancia
Galvan Lancia } seine Oheime.
Theobald d'Annibale, ein römischer Edelmann, sein Freund.
Gottfried, Bischof von Sorrento, sein Erzieher, blind.
Conrad von Caserta, Adoptivsohn Richard's.
Conrad Capece
Graf Anglano
Johann von Procida
Anselmo Cerra
Conrad Montecorvo } Neapolitanische Edelleute.
Carl Montefusco
Simon San Vito
Simon Altamura
Pandolfo Fasanella
Conrad Benincasa, Commandant von San Germano.
Sidi Ali, Emir der Saracenen.
Sidi Adel, dessen Nachfolger.
Bischof von Salerno.
Rudolf von Habsburg.
iii90 Maratta
de Silvio
Tremoli } Minnesänger.
Barretta
Graf Vanni, geheimer Bevollmächtigter Carl's von Anjou, verkleidet als Minnesänger.
Rudolf, Knappe Manfred's.
Hermann, Knappe Richard's.
Carl, Diener Gottfried's.
Carl von Anjou.
Giles le Brun.
Ein Bote.
Ein Hauptmann.
Edelleute, Hofdamen, Saracenen, deutsche Söldner etc.

Ort der Handlung im 1. und 2. Act: Neapel.
„ 3. „ 4. „ San Germano.
„ 5. „ Benevent.

Zeit: Vom 12. Januar bis 26. Februar 1266.

Erster Act.

iii91

Erster Auftritt.

Ein Thurmgemach im Castello Capuano in Neapel.

In einem Sessel sitzt der blinde Gottfried. Ein Priesterkäppchen bedeckt seine langen, weißen Haare. Seine Kleidung ist schwarz. In einer Ecke ist der Diener Carl beschäftigt. Auf der Thurmuhr schlägt es 11 Uhr.

Gottfried.

Carl, zünde jetzt die Lampe an. Dann nimm
Das Rosenöl aus der metall'nen Flasche –
Hörst Du? aus der metall'nen Flasche, nicht
Aus der von Milchglas, und verspritz' es dann
Mit leichten Händen in das ganze Zimmer.

Carl
(nach einiger Zeit).

Es ist gescheh'n.

Gottfried.

Jetzt hole aus dem Schrein
Ein weißes Linnen und die Purpurdecke.
Das Linnen breitest Du auf diesen Tisch,
Die Purpurdecke auf den Armstuhl aus,
Den Du mir dicht zur Seite stellst. Hast Du's
Gethan, so leg' in saub'ren Schüsseln Brod
iii92 Und Birnen und die schönsten Trauben – wähl'
Mit Sorgfalt! – auf den Tisch. Daneben stell'
Den gold'nen Becher mit dem schweren Deckel
Und die Caraffe Malvasierwein.
Ist Alles, wie ich es gesagt, bereitet,
So läß'st Du mich allein.

Carl.

Herr, ich gehorche.
(Er macht alle Anordnungen und entfernt sich dann.)

Zweiter Auftritt.

Gottfried (allein).

Gleichwie der Hirsch nach frischem Wasser schreit,
So schreiet meine Seele, Gott! nach Dir. –
Nach Dir, o Gott! o Du lebend'ger Gott,
Verlangt mein Herz; es dürstet Herr nach Dir. –
Wann werde ich Dein Angesicht erblicken?
Die Wangen baden sich in Thränen, Thränen
Sind meine Speise Tag und Nacht; denn ich
Bin arm und elend, aber Du bist mein
Erretter. O, mein Gott verziehe nicht.
Amen! – –

Dritter Auftritt.

Eine etwas erhöht liegende Seitenthür öffnet sich und Manfred erscheint am Eingang.

Gottfried (halblaut).

Ging nicht die Thür?
(Er erhebt sich und macht einige unsichere Schritte.)
(laut.) Bist Du es, Manfred?

iii93

Manfred
(eilt schnell herab und umarmt ihn).

Mein Gottfried!

Gottfried.

O! Gott segne Dich und Weib
Und Kind.

Manfred
(geleitet ihn vorsichtig zum Sessel zurück).

Wohl Dem, der flüchten kann, wann trüb'
Der Himmel Wolken treibt, an eine warme,
Getreue Brust.

Gottfried.

Mein lieber Sohn, hab' Dank
Für diese Worte. Komm und setz' Dich nieder. –
Laß Dir's behaglich bei dem Greise sein.
Wie lange hielt ich Deine liebe Hand nicht!
Sag', Manfred? hattest Du den alten Mann
Vergessen? – O, wie ich mich innig freue,
Daß ich Dich fühl'! – In meiner Blindheit Nacht,
Die dunkle, kalte Nacht, fällt wie der klarste
Sonnreichste Mittag Deine Gegenwart,
Und hätte ich zu wählen zwischen ihr
Und einem hellen Blick von gleicher Dauer
Auf's Land und Meer Neapel's – ach! wie tief
Ersehnt! – ich wändte mich zu Dir und lauschte
Des lieben Sohnes zaubervoller Stimme!

Manfred.

Mein guter Freund!

Gottfried.

Doch sage, was bedrängt Dich?

Manfred (erstaunt).

Du fragst? – – O ich vergaß, daß seit dem Kampf,
Den Deine Liebe zu den Hohenstaufen
Im Blut des Herzens stritt mit dem Gehorsam,
iii94 Dem unbedingten, gegen uns're Kirche,
Und welcher für die Liebe siegreich schloß, –
Du, von dem Ird'schen abgewandt, allein
Der Seele Heil obliegst; daß ich nur hie
Und da Dir spärl'che Kunde von der Welt
Getriebe bringe. – Ja, so weißt Du nicht,
Was in den letzten Monden sich begab. –
Ich fass' es kurz und sage: Was der Papst,
Mein Widersacher, stets gewünscht, das scheint
Auf ein Mal nahe; denn bedroht bin ich
An meines Reiches Grenzen.

Gottfried (erschrocken).

Ist es möglich?
Versöhnte Dein geordnet Land, sein Friede,
Der Wohlstand überall – Nichts seinen Haß?

Manfred.

Die Thaten, die mein guter Geist bewirkte,
Vermehrten nur das böse, grimme Feuer

Im Busen Dessen, der sich Diener nennt
Des milden Heilands. Doch er mußt' so handeln:
Als Erbe eines Papstthums, das schon längst
Den reinen Boden seines göttlichen
Berufs verlassen hat und auf der breiten,
Sündhaften Straße weltlichen Verkehrs
Die Hände ausstreckt nach Besitz und Gold –
Mußt' er so handeln. Nimmer wird und kann
Ein solcher Papst ein Freund des Kaisers sein –
Nie kann er dulden, daß die beiden Reiche
Sicilien und Neapel ein Allod
Des deutschen Königs sind. Daß Kaiser Friedrich
In diesem Punkt nicht nachgab, sondern fest
Und ernst sein Recht verfocht, war, wie Du weißt,
Der wahre Grund des nie gelösten Banns.
Hätt' ich nun, als ich mich zum Herrn Apuliens
iii95 Emporschwang, nicht den kühnen Geist jenseit
Der Grenzen schweifen lassen, – o gewiß!
So hätte jeder Papst im Lauf der Zeit
Vergessen, daß ich Hohenstaufe bin.
Denn war die Trennung jetzt, die langersehnte,
Nicht endlich schön vollbracht? Mußt' ich nicht stets
Vom Augenblicke an, wo ich die Krone
Vom Altar in Palermo nahm, ein Feind
Des deutschen Königs sein, selbst dann es sein,
Wenn er ein Hohenstaufe war? Allein,
Gerufen von den guten Bürgern ganz
Italiens, führte ich den Jugendplan
Zur gold'nen Reife, und ich ward der Herr
Von ganz Italien. Mehr noch als durch Friedrich,
Verlor an irdischer Gewalt das Papstthum. –
Entsetzt erkannten seine Träger meine Macht,
Und Jeder sann seitdem, wie er mich stürze. –
Dir ist bekannt, wie lange man vergeblich,
Nachdem man mich der schönen, blüh'nden Lande
Verlustig und entsetzt erklärt und mit
Verweg'ner Stirne meinen Thron als frei
Verkündet hatte, – einen Fürsten suchte,
Der mit dem Abgesetzten kämpfen könne.
Da endlich, als schon alle Hoffnung schwand,
Erschien ein kühner Mann, und bot sich an:
Des edlen Ludewigs von Frankreich Bruder,
Carl von Provence will das Schwere thun.
Die Schwierigkeiten am französ'schen Hof,
So groß sie waren, wurden schnell beseitigt;
Carl fügt sich jeder Forderung des Papsts
Und landet – nein! das Meer Italiens speit
Ihn grollend an der Küste Latiums aus
Im letzten Mai. Sein Heer, geführt von Guido,
Dem tapfren Montfort, folgte ihm im Juni.

iii96

Gottfried.

Und kam es bis nach Rom? Wie hielten sich
Die Ghibellinen Tusciens, wie der Markgraf

Pelavicino?

Manfred.

Hier, zum ersten Mal,
Fiel auf die Strahlen meines Sterns ein Schatten.
Verrath spann hinterlistig feine Netze:
Mög' er der einz'ge bleiben!

Gottfried.

O, mein Sohn!
Wer wagte es?

Manfred.

Duera. – Glücklich kam
Das Heer nach Piemont. Des Landes Grafen
Verstärkten es sofort; die Städte auch;
Nur Genua nicht. In Mailand stritten die
Parteien über Thorschluß oder Oeffnung.
Doch flüchtig in des Schicksals feste Kette
Den Faden schießend, eilt Montfort dahin.
Verblüfft ob solcher Raschheit, macht die Stadt
Ergeb'ne Miene und beherbergt Alle.
Inzwischen sammelt bei Soncino mein
Getreuer Held Pelavicino mit
Duera seine Mannschaft. Links bedeckte
Cremona ihn, rechts Brescia's starke Festung.
Den Provençalen war's unmöglich, ganz
Ihn zu umgehen; denn nach Osten führte
Ihr Weg, weil Tuscien sie vermeiden mußten.
Indessen so der Markgraf für mich handelt,
Erhebt Azzo von Este kühn sein Haupt.
Er mahnt die Guelfen an die Wichtigkeit
Der Sache, sammelt sie und führt sie schnell
Nach Mantua vor. Von dort bedroht er ernstlich
iii97 Pelavicino. Dieser überläßt
Die wicht'ge Stellung dem Duera, bindet
Ihm auf die Seele, Tag und Nacht zu wachen
Und, käm' es zum Gefecht, den letzten Mann
Zu opfern. Aber während er mit Azzo
Sich siegreich mißt, läßt Montfort vor Duera's
Erstaunten Blicken gold'ne Schätze funkeln:
Die gier'ge Seele schlingt die Haufen in sich
Und unterliegt. Frei überging der Feind
Den Fluß und kam vor wenig Wochen, am
Geburtsfest uns'res Herrn, nach Rom.

Gottfried.

Und dann?

Manfred.

Clemens empfängt die Räuber, segnet sie,
Schmückt ihre schlechte Brust mit Christi Kreuz,
Sagt ihnen, ihre Sache wäre besser
Und heil'ger als ein Krieg mit Saracenen,
Und läßt von sechs fluchwürd'gen Cardinälen
Carl von Provence feierlichst zum König
Siciliens und Neapels krönen, – meines

Errung'nen Reichs, – des Reiches meiner Kinder!

Gottfried.

O, laß sie toben, laß sie wüthen, Manfred.
Dein Thron ruht auf gewalt'gen Säulen.

Manfred.

Eine
Ist schon gesprungen und sehr nah' dem Einsturz.
Die Edlen meines Landes sind mir zwar
Nach Worten und Geberden treue Diener,
Doch eine sich're Stimme spricht in mir:
Beim ersten Strahl des Glücks für Anjou fallen
Sie ab, wie Blätter von dem Baum im Herbst.
Was sie bewegen mag, ich weiß es nicht.
iii98 Ist's ihr Character, der dem Neuen stets
Entgegenfliegt und an die nächste Stunde
Sorglos nicht denkt; – ist es Verleitung nur
Von Wen'gen, die ich ohne Wissen schwer
Beleidigt habe; – ist es blinde Rachsucht,
Weil ich in ihre Rechte greifen mußte,
Damit das Ganze königlich erstarke; –
Ist's endlich Ueberdruß am Glück, womit
Ich gnädig sie gefüllt bis oben habe; –
Verlangt – unfaßlich für die menschliche
Vernunft – ihr Inn'res Sühnung für das Heer
Von Sünden, die das Glück erzeugt, und will
In die Scorpionenarme Carl's, – ich kann
Es nicht ergründen.

Gottfried.

Manfred, lieber Sohn,
Vertrau' auf Den, der Alles lenkt, der sich
Nicht irrt, den keine Leidenschaft bewegt.

(Manfred geht gedankenvoll an das Fenster und öffnet es. Gottfried verfolgt, lauschend, seine Schritte.)

Manfred
(nach einer Pause, seltsam erregt).

O, Land der Wonne! Glänzendster Demant
Im Diademe der Natur – o, mein
Geliebtes Land! – – Mir scheint, als hätte nie
Der Mond so inniglich das stille Meer
Geküßt, als hätt' er nie so wunderbar
Erhellt die sel'ge Küste von Sorrent. – –
Wie weich wird mir zu Muthe und wie wohl!

(Er betrachtet noch einige Zeit träumerisch die Gegend, dann geht er rasch auf Gottfried zu.)

Du führst ein heilig Leben, Gottfried; o!
Es muß das größte Glück sein, wann die Seele,
Ganz in Vergessenheit und Frieden
Und in die ew'ge Liebe eingetaucht,
Nicht mehr Behältniß ist von Leidenschaften,
iii99 Die ruhlos toben, sondern frei, frei, frei! – –
Eh' ich dem Feind, der mich vernichten will,
Mich stellen kann, muß hell und klar mein Geist,
Mein Herz erleichtert sein – die Last muß fort? –

(Er sinkt vor Gottfried in die Kniee und erfaßt seine Hände.)

Gottfried (erschrocken).

Mein Sohn, was hast Du vor? Du kniest .. Steh' auf ..
Steh' auf ....

Manfred.

Ein schwer Verbrechen aus der Zeit der Jugend
Liegt wie ein Fels, seitdem ich es beging,
Auf meinem Fühlen, meinem Denken immer.
Es dunkelte die Sonne meines Glücks
Mit seinem Schatten, es verzerrte mich
In meines Mundes seligster Berührung,
Es zaubert deutlich auf den dunk'len Grund
Der Nacht ein bleiches, düstres Haupt, mit starrem,
Mit unversöhntem Blicke ... o! ... o, die
Durchwachten, fürchterlichen Nächte meines
Qualvollen Lebens .....

Gottfried (feierlich).

»Kommt her zu mir Alle,
Die ihr mühselig und beladen seid,
Ich will euch trösten,« spricht der Heiland. – – –

Manfred.

Mein
Begriff von Gott ist dunkel und verworren –
In dieses Lebens Schlingen liegt noch ganz
Mein Geist. Ich hoffe Nichts – ich fürchte Nichts –
Mich treibt es nur, ein qualvoll Schweigen endlich
Zu brechen, das zwölf Jahre mir die Brust
Zu sprengen drohte. Lange sucht' ich, Gottfried,
Für meine Sünde ein Gefäß. Vor Jahren
Schon fiel auf Dich mein müdes Auge, aber
iii100 Der Stolz schloß meine Lippen wieder zu ...
Die letzten drohenden Ereignisse
Zerschmelzten mild das Eis. Ich ford're nicht
Von Dir Vergebung, denn Du kannst sie mir
Nicht geben, und, wenn auch, nie wird die Stimme,
Die Mahnerstimme des Gewissens schweigen!
Doch bitt' ich auch: verdamm' mich nicht. Hör' mich
Nur an, mein heil'ger Freund! – –
An meines Vaters,
Des großen Kaisers Sterbebett, stand ich
Allein von seinen Söhnen. Schaudernd maß
Ich des Verlusts furchtbaren Abgrund. Schon
Fühlt' ich, wie ihm der Tod zum Herzen drang,
Da blickte er noch einmal fest mich an
Und sprach: »Ich konnte meine Arbeit nicht
Vollenden. Meinen Söhnen hinterlass'
Ich die Vollendung als ein Erbe. Du
Bist jung; doch habe ich in Dir erkannt
Den zäh'sten Willen und den schlausten Geist.
Dir gleicht am meisten Enzo. Durch das Alter,
Noch mehr durch euere Geburt, seid ihr
Verhindert, Deutschlands Krone einst zu tragen,
Und Deutschlands König muß auch König
Von Welschland sein. Indeß, das ist ja g'rad

Die hohe Gunst des Schicksals, daß drei Brüder,
Wenn einer auch nur herrscht, zusammen wirken
Und nie geseh'ne Macht erlangen können.
Wie Dir bekannt, will uns're Blankflos Enzo
Befreien und ich glaub' an ein Gelingen.
Ihm fällt, ist er befreiet, Nord-Italien,
Der Süden Dir, mein Sohn, zur Leitung zu.«
Hierauf schloß Blankflos ihm die theu'ren Augen. –
Mit selt'nem Ernst für meine Jahre ging ich
Die heil'ge Sendung zu erfüll'n. Neapel
War durch den Tod des Kaisers arg verwirrt.
iii101 Man wußte nicht, wem man gehorchen sollte,
Und Einer nach dem And'ren fiel vom Haus
Der Hohenstaufen ab. Ich sammelte
Die wenigen Getreuen. Muthig ging
Mit ihnen ich voran, stets liebevolles
Gewinnend Lächeln auf den Lippen, stets mit
Demüth'ger Miene zu begeisternden,
Zu warmen Worten. Schritt für Schritt, wohin
Ich kam, eroberte ich die Gemüther,
Und als ich stark mich fühlte, warf ich kühn
Zu Boden Alle, die mir trotzen wollten.
Ich wurde Herr – – ich fühlte mich als Herr. –
Da kam nach einem Jahre schwerster Arbeit,
Mein Bruder Konrad, Deutschlands König. Mild
Empfing er mich. Mit gnäd'gem Blick betrat
Er den von mir geklärten Weg; – dann gab
Es viel zu mäkeln und zuletzt schob er
Mich ganz zur Seite. Ohne mich zu fragen,
Entsetzte er des Amtes alle Fäh'gen,
Die ich, der Land's- und Leute-kund'ge Fürst,
Nach reifer Prüfung eingesetzt, und hob
In die geleerten Stellen nied're Schmeichler.
Ja, selbst des Vaters Testament zerriß er,
Indem er nicht bestätigte, was ich geschenkt,
Was ich genommen hatte, und sogar
Mein eig'nes Erbe Tàranto mir stahl.
Bis dahin blieb ich ruhig. Doch als er meine
Geliebten Blutsverwandten, beide Lancias,
Die greisen Räthe meiner dorn'gen Jugend
Verdächtigte, sie fesseln ließ und dann
Sie aus dem Vaterland verbannte, – nicht
Zufrieden mit der Schmach, die er auf mich
Gegossen hatte, daß mich nied're, Knechte
Zu höhnen wagten – mich, der ihm das Reich
Erkämpft, erhalten hatte, – – da verlor
iii102 Ich meine ganze Fassung, wild entbrannte
In mir ein dunkler Kampf. Mein guter Engel
Rief alle Saiten wach, den Sturm in Schlaf
Zu lullen; doch mein Dämon sprach zu laut:
»Mißachteter entehrter Freund, wärst Du
Allein – (der Fluchtversuch von Enzo war
Mißlungen) – stände Conrad hindernd nicht

Im Weg, Du wärst der Mann, Italien, Dein
So heiß geliebtes, ach! so tief gespalt'nes,
Dein herrl'ches Vaterland zu retten. Manfred!
Denk' an die Folgen, wenn Du ewig duldest.
Du bist gebor'n zum Herrschen und du willst
Ein Sclave bleiben? Fluch Dir, eitler Feigling.« –
Die Spuren dieses Kampfes gruben sich
In meine Stirne, – Jeder wußte, was
Mich drückte, auch in lauten Träumen mag ich
Des Herzens schwarzen Wunsch verrathen haben.
Mein Kämm'rer Jussuf fühlte, meine Qual
Und handelte für mich, ohn' daß ich's wußte.
(Er hält ein. Nach einer Pause mühsam:)
Im Sommerhans von Capua war das Mahl
Des Königs abgetragen, das als Gast
Getheilt ich hatte – und der Wein warf an
Die gold'nen Becherwände rothe Lichter.
Der König, freudig angeregt, bog sich
Zu mir, hob seinen Becher auf und sprach
Mir zu: »Herr Bruder, auf das Wohl des Hauses!«
Ich nehm' den mein'gen und erwied're: »Heil!
Gott segne Schwaben, Heil!« – Da flüstert mir
Mein Diener, den ich eben erst erkenne,
Ganz leise auf arabisch zu: »Ihr seid
Befreit, o Herr! Dem König gab ich Gift« ….
Noch hatte Conrad nicht den Wein berührt ….
Ich fühle, wie mein Blut zu Eis erstarrt …
Ich will den Becher aus der Hand ihm schlagen –
iii103 Der rechte Arm fährt rasch nach vorn, – da setzt
Der König seinen Becher ab und fragt
Erstaunt: »Was fehlt Dir, Manfred? Wie Du bleich bist!«,
Ich stammle: »Nichts« und hebe den Pokal.
In meinem Kopfe kreuzen sich Millionen
Gedanken – in dem Herzen jauchzen hell
Und klagen wieder Stimmen – wild starr' ich
Den König an – seh', wie er ruhig ansetzt –
Jetzt endlich will ich in der Angst der Seele
Laut rufen: »Haltet ein, mein Herr und König,
Der Wein ist tödtlich« – – da – – da hatte er
Getrunken …

Gottfried (tonlos).

Brudermörder! – – – –

Manfred (nach längerer Pause).

Als er todt war
Und Rechenschaft das rastlos nagende
Gewissen von mir wollte für mein Thun,
Zerwühlt' ich mein Gehirn nach Gründen. »Ihn
Zu retten, war die Zeit zu kurz,« sagt' ich
Zuerst, »und war ich's denn, der ihm das Gift
Gegeben hat?« Doch gleich zertheilte ich
Den Augenblick, der zwischen dem Erheben
Des Bechers und dem Trinken lag, in tausend,
In Millionen Theile, und die Stimme

Im Innern schrie mir donnernd zu: »Ein Jeder
Von diesen Theilen reichte hin, Conrad
Zu retten.« – Dann erwägte ich den Undank,
Womit er meine Müh'n belohnt, und dachte
An die zerdrückten Blüthen meines Herzens. –
Allein die Stimme rief: »Er war Dein Bruder!
Er war Dein König und Dein Herr!«– Da endlich
Ward's hell in mir. Ich dachte an Italien.
Wenn König Conrad nicht gestorben wäre,
iii104 War's möglich dem zerriss'nen Land zu helfen?
Der Trost war gut und wurde mir zum Stachel.
Was gilt das Leben eines einz'gen Menschen,
Und sei's das Leben eines Kaisers, wenn
Ein ganzes Volk durch dessen Tod erstarkt?
Frei hob ich meine Stirne, und ich trat
Allein vor ries'ge Massen. Alle hab'
Ich aus dem Weg geräumt. Neapel hab'
Ich an Sicilien fest gekittet, Tuscien
Mir treu gemacht und Nord-Italien
In Zaum gelegt. Dem Traum des Vaters gab
Ich Fleisch und Blut. – Ich armer Thor! Als ich
Nun fertig war und in der Hand die Frucht lag, –
Da war die Stimme noch so laut wie eh'. –
Ich habe Augenblicke, wo die Sehnsucht
Nach Ruhe nur noch in mir spricht: trotz Weib
Und Kind – – –

Gottfried (milde).

Mein lieber Sohn, – verbüßt ist Alles
In solcher Reue.

Manfred.

Daß die Reue nicht
Verbüßt, sagt das beständige Gefühl
Der Schuld. Den Mahner wirft der Mensch erst ab,
Wann frei er von dem Wesen ist, das ihn
Bewegt. Wenn heut' – doch besser ist, ich schweige. –

Gottfried (aufwärts deutend).

Manfred!
Die Zeit wird kommen, wann Er Dich berührt.
O, daß ich schon an seinen Throne kniete
Und ohne Worte für Dich beten könnte! – – – –

Manfred.

Ich geh' erleichtert von Dir, theurer Freund!
Als ich die dunkle That enthüllte, flohst
iii105 Du nicht von mir, und Deine Hände zogst
Du nicht zurück. – Ich danke Dir. –
(er umarmt ihn bewegt.) Leb' wohl –
In den erlosch'nen Sternen Thränen? – O,
Das ist zu viel. (Er küßt ihm die Hände.)

Gottfried.

Gott segne, schütze Dich!

Vierter Auftritt.

Prachtvoller Saal im Schlosse. Man hört aus der Ferne Musik. Im Hintergrund bewegen sich Schaaren

von Gästen. Links stehen zwei Thronsessel. Im Vordergrund bilden einige Gäste Gruppen.

Ein Edelmann.

Wo bleibt der König? Mitternacht ist schon
Vorbei.

Ein Zweiter.

Er wird die Zeit vergessen
Am Busen einer schönen Frau! –

Maratta.

Ihr irrt,
Herr Graf. Man sieht, Ihr lebtet lange fern
Vom Hof. Der König diente früher oft
Und wechselnd stets der unerlaubten Minne;
Doch seit die ed'le Helena um ihn
Die schnee'gen Arme schlingt, hält er den Schwur
So treu wie ein apul'scher Bauer.

Erster Edelmann.

Ach!
Er bringt kein Opfer, wenn er Andre flieht.

Ein Dritter.

Es laufen übrigens die Zeiten viel
Zu ernst für Schäferstunden.

iii106

Ein Vierter.

Ja, gewiß.
Verteufelt ernst. Wie eine drückende
Gewitterluft liegt Etwas auf dem sonst
So freudevollen Hof: es blickt wie Furcht.

Maratta.

So weit sind wir, dem Himmel Dank! noch nicht.
Der König wird bedroht – den Ausgang kennt
Man nicht – der Zufall herrscht. Dies Alles macht
Die Stirne ehrl'cher Diener ernst; doch nicht
Die Furcht.

Dritter Edelmann.

Ich geb' euch Recht.

Vierter Edelmann.

Bedenklich bleibt
Die Lage immer. Selt'nes Glück hat bis
Nach Rom den Anjou und sein Heer geführt.
Fortuna hält ihn sicher.

Maratta.

Weil sie blind
Ist. Säh' sie das olivengrüne Antlitz
Des finst'ren Grafen, sie entsetzte sich
Und ließ' ihn fallen.

Erster Edelmann.

Ist es wahr, man sagt,
Er sei gekrönt?

Maratta.

Man hat euch recht berichtet.
Ich war dabei, als ihn sechs Cardinäle

Zum König salbten. Alle Glocken Rom's
Ertönten, jubelnd drängte sich das Volk
Der Kirche zu und rief dem neuen König
iii107 Heil! Heil! und glückliches Vollbringen nach.

Vierter Edelmann.

Man sagte auch, ein Theil der Truppen Carl's
Sei auf dem Wege schon nach hier –

Maratta.

Still! Still!
Die Kön'gin naht.

(Alle stellen sich in eine Reihe und verneigen sich tief vor Helena, welche mit Violante und mehreren Damen aus dem Hintergrund kommt.)

Helena.

Seid mir gegrüßt, Ihr Edlen.
(Sie bemerkt Maratta.) Darf ich den Augen trauen? Du, Maratta,
Von Rom zurück? Wir glaubten schon, Du wärst
In provençal'schen Dienst getreten.

Maratta
(küßt die dargebotene Hand.)

Herrin!
Zu Euren Füßen liegt mein Herz. Es giebt
Für sein Gedeihen keine andre Heimath.

Helena.

So hast Du ihn geseh'n, den Fürchterlichen?

Maratta.

Ja, hohe Frau. – O Jammer, meine Herrin!
Ein Teufelsbild, in welchem jeder Zug
Der Welt verkündet eine Gottesgeißel.
Es denke meine Kön'gin sich ganz kurz
Gehalt'nes Haupthaar, eine Stirn wie Erz,
Fischaugen stechend schwarz, unheimlich lauernd,
Die Nase krümmer als des Adlers Schnabel,
Fast keine Lippen und ein breites Kinn.
Zu diesem Allem eine welke Haut –
iii108 Olivengrün, bei allen hehren Musen!
Im Geiste sah ich immer neben ihm
Der Züge hohen Adel uns'res Königs,
Die Schönheit seines Wuchses,
Der blonden Locken üpp'ge Fülle, seine
Herzlieben blauen Augen. O, Gebiet'rin,
Der Körper und die Seele sind so eng
Verwachsen, daß der Weise Ibn Vasel
Behauptet, unser Körper läge ganz so
Auf uns'rer Seele wie ein nasses Kleid:
O welche schwarze Seele muß demnach
Im Anjou leben!

Helena (lächelnd).

Und die Gräfin?

Maratta.

Traun,
Sie ist so sehr von meiner Königin,
Wie Carl von meinem Herrn verschieden. Gier

Nach Herrschaft grub gar scharfe, strenge Linien
Um ihren, Mund, den Gott zum Küssen nicht
Geformt. Wann Carl erschlaffen will, steht sie
Bereit und bohrt den Stachel tief in die
Erschreckten Lebensgeister. Man erzählt,
Daß sie es war, die Carl bestimmte, gegen
Den Rath des Bruders und die eig'ne Einsicht,
Die dargebot'ne Krone, anzunehmen;
Und zwar hab' nimmerrastend sie gehandelt
Seit einem Feste in Paris, wo sie,
Nicht ebenbürtig ihren Schwestern, drei
Erlauchten Königinnen, unter diese
Auf einen tief'ren Platz sich setzen mußte.

Violante (Zu den Umstehenden).

Nehmt's Euch zu Herzen, würdige Barone.
(zu Maratta.)
iii109 Doch sagt, mein Freund, wie sind des Grafen Sitten?

Maratta.

Huldvolle Gräfin! Ohne Anmuth ist
Sein Wesen. Rauhe Art beherrscht ihn. Er
Haßt jedes müß'ge Wort und leiht sein Ohr
Nie tiefer Gottesoffenbarung in
Musik und schöner Dichtkunst. Seine Thaten
Wird nie das Lied des Troubadours besingen;
Die Nachwelt wird sein Grab mit Erz bedecken,
Das eine Inschrift voll Verachtung trägt.

Violante.

Genug vom Grafen jetzt! Erhebt den Geist!
Auf, Minnesänger! Laßt in Tönen uns
Der Hoffnung leben, öffnet uns den Himmel,
Erfreut die Seele uns'rer Königin.

(Helena und Violante setzen sich. Die Sänger treten vor und bilden einen Halbkreis. Sie haben Alle kleine Harfen, auf welchen sie jedoch nur präludiren.)

Maratta.

Wie dem Wandrer, der die lange
Nacht im dunklen Walde irrte
Und nun plötzlich durch die Säume
Flammen sieht die Morgenröthe, –
Also war es mir zu Muthe,
Als ich in dem Abendstrahle
Wiedersah das Staufenbanner
Auf dem Hause meines Königs.

Soll ich mich der Rührung schämen?
Nein! Ich will es offen künden:
Als ich durch die lieben Freunde
Mich zum Saal gewunden hatte,
Wo die Schönste aller Frauen
Mild vertheilte ihre Gnade, –
Drängten sich mir in die Augen
Aus dem Herzen reiche Thränen.

iii110 O, auf dieser weiten Erde
Giebt es keine Königswohnung,
Wo so wohlig ist dem Sänger,
Wo so gut er wird verstanden!

Und was frommt dem besten Sänger
Seiner Lieder zarte Fülle,
Wenn ihm nicht entgegenjubelt
Eine Brust, die mit ihm fühlet?

O, auf dieser weiten Erde
Giebt es keine Königswohnung,
Wo so wohlig ist dem Sänger,
Wo so gut, er wird verstanden;
Wo so holde Frauen wohnen,
Wo so tapf're Männer walten,
Wo so viele Troubadoure
An dem Edlen sich begeistern!

Manfred's Wohnung ist die Insel
Der Sirenen für den Sänger.
Wer von ferne nur sich nahet,
Wird voll Sehnsucht hingezogen. –
Wer nur einmal hat genossen
Von dem Tische dieses Herrl'chen,
Ist gebannt und will nicht weiter,
Will dort leben, will dort sterben.

Heil dem König, uns'rem Herren!
Dem gewalt'gen Hohenstaufen!
Dem Beschützer alles Schönen –
Selbst der Troubadoure Bester!
Heil der Kön'gin, uns'rer Herrin!
Uns'rer lichten, süßen Fraue,
Die so mild die Huld uns reichet,
In der Augen schönstem Paare.

(Er tritt zurück. Die Königin verneigt sich dankend.)

de Silvio.

Wie haben es die Vögelein
Im Walde doch so gut.
iii111 Sie säen nicht und ernten nicht
Und sind doch wohlgemuth.
Eh' noch der Tag den Himmel stürmt,
Erwacht die ganze Schaar
Und bringt in lautem Jubelchor
Dank ihrem Vater dar.

Dann nippen sie vom grünen Blatt
Den frischen Morgenthau
Und mit den klugen Aeugelein
Vollziehn sie Federnschau.
Dann schwingen sie sich durch die Luft
Und suchen für den Tag
Die wen'ge Kost, die unser Aug'
Fast nicht zu seh'n vermag.

Und ist gestillt der kleine Trieb,
So rufen sie sich zu,
Und Eines setzt zum Andern sich
In sel'ger Waldesruh'.
Sie schnäbeln sich und minnen sich,
Daß es kein Ende nimmt –
Wie hat mich dieser Minnedienst
So traurig stets gestimmt.

Denn ohne Sold bleibt all mein Thun.
Es rührt die Herrin nicht,

Daß Tag und Nacht ich an sie denk’,
Daß mir das Herze bricht.
Sie hört mich nicht und rechnet’s klein,
Daß zehnmal an der Wehr
Ich siegreich ihre Farbe trug
In Tjosten heiß und schwer.

O, Königin der Minne hör’
Mein Fleh’n aus Herzensgrund!
Berühre ihren harten Sinn
Und ihren Rosenmund;
Daß sie ein Wort der Liebe spricht,
iii112 Ein herzerquickend Wort. –
Mehr such’ ich nicht, mehr will ich nicht,
Du, aller Treuen Hort!

Tremoli.

Minnesold wird nie erworben
Durch ergebnen Dienst allein;
Denn er läßt sich nicht erzwingen
Von der sitt’gen Fraue rein,
Wenn aus ihrem Herzen nicht
Flammenlodernd Minne bricht.

Große Thaten scheinen kleine
Dem, der ohne Herz erwägt –
Kleine Thaten scheinen große,
Dem, der Lieb’ im Herzen trägt.
Denn die Liebe ist ein Drang,
Und sie duldet keinen Zwang.

Baretta.

Und sie läßt sich doch erzwingen.
Denn die sprödeste Gestalt
Folget willenlos dem Zauber
Der dämonischen Gewalt,
Die im festen Willen ruht
Eines Manns von Kraft und Muth.

Tremoli (spöttisch).

Vergißmeinnicht!
Es träumt das Blümchen eine Eiche hoch zu sein;
Doch wenn’s erwachet und sich prüft, ist’s klein und schlicht.

Baretta (verletzt).

Hyacinthe!
Außen schillern Viele schön in Farben,
Doch es zeigt den Wurm die offne Rinde.

Tremoli.

Rittersporn!
An den Thaten sollt ihr sie erkennen,
Nicht an glatter Rede seichtem Born!

iii113

Baretta.

Nachtviole!
Nicht im Schein des hellen Tages
Eilt zum Lieb des Ritters Sohle.

Tremoli.

Off’ne Rose!
Was den Schein des Tags muß fürchten,
Das ist unerlaubt und lose.

Baretta (verächtlich).

Glöckchen im Schnee!
Wahrlich nur die Gimpel sagen
Alle Herzensfreude, alles Weh.

Tremoli (aufwallend).

Schlanke Ceder!
Als ich jung war, bogen mich die Förster.
Lehr'n vom Epheu wiegen leicht wie eine Feder.

Baretta
(greift zornig an das Schwert).

Tanne im Walde!
Wer sich hoch dünkt, sehe zu,
Daß der Blitzstrahl ihn nicht spalte.

Violante
(erhebt sich und streckt den Arm zwischen Beide).

Myrthenblüthe!
Zwischen eure spitz'gen Reden
Werf' ich meinen Mahnruf: Friede!

Tremoli (sich tief verneigend).

Rose ohne Dorn!

Baretta (das Knie beugend).

Schönstes Wirken hoher Frauen:
Auszulöschen Manneszorn!

(Sie reichen sich die Hände zur Versöhnung.)

(Bei »Off'ne Rose« erscheint Manfred im Hintergrund und bleibt dort stehen. Indem er zuhört, drückt ihm eine vermummte Gestalt ein Papier in die Hand und entfernt sich |
iii114 rasch. Manfred öffnet die Rolle, liest sie und steckt sie ruhig in den Gürtel. Bei »Manneszorn« tritt er vor. Alle geben ehrfurchtsvoll Raum und verneigen sich. Helena erhebt sich und geht auf ihn zu. Er küßt sie auf die Stirne.)

de Silvio.

Mächtige Eiche!
Heil Dir, und Ruhm und Preis und Ehre!
Du Ritter der gewalt'gen Streiche!

Manfred (ernst).

Blume des Todes, Rosmarin!
Am schönsten blühen die Rosen auf Gräbern. –
Was ist Ruhm und Ehre? – Trüb ist mein Sinn!

(Die Anwesenden sehen sich betroffen an. Manfred wirft strenge Blicke auf den Kreis der Barone, von denen Viele zur Erde blicken. Er ergreift Maratta's Saitenspiel und spricht nach einigen traurigen Akkorden:)

Zwölf Sommer zurück in dem Laufe der Zeit
Durchirrte, gebannt und verfluchet,
Ein Fürst die Berge des eigenen Land's,
Wo der Mensch den Menschen nicht suchet.
Wo der Adler nur horstet auf wildem Gestein,
Das schwarze Wälder bedecken,
Wo die Flüsse entspring'n, die mit wuchtigem Fall
Weitschallendes Echo erwecken.

Verlassen von Allen! – –
(auf die Barone deutend.) Vom glänzenden Hof,
Von den Vielen, die einst er ernähret,
Von den Vielen, denen er jeden Wunsch
Mit seltener Güte gewähret –
Kein Einz'ger! – »Verlassen von Rittern und Troß!«
So rief er mit donnernder Stimme
Hinab in die Tiefe und ballte die Faust

Nach dem Himmel, in bebendem Grimme!

Da hört er Worte von unten herauf
In zornigem Ton und erbittert. –
»Die Häscher«, denkt er, »sind Dir genaht.
iii115 Sie haben die Fährte gewittert.«
Er tritt hinter Felsen; doch ist es zu spät.
Man hat ihn von ferne erblicket;
Zwei Männer kommen in fliegender Hast
Auf ihn zu, die Schwerter gezücket.

Er greifet zum Dolch. ,,Beim allmächtigen Gott!
Ich verkaufe mein Leben nur theuer.
Zurück!« So ruft er den Nahenden zu
Aus schwellender Brust voll Feuer.
»Doch träum' ich,« fragt er sich gleich darauf,
»Was seh' ich? Ihr knieet? O saget!
Was wollt, ihr?« »»Euch schlitzen, geliebtester Herr,
Und theilen das Leid, das ihr traget.««

»»Wir gelobten Euch einstens Vasallentreu
Und Euerem Hause mit Schwüren.
Wir halten sie heilig. Auf! folget uns nach.
Es ist keine Zeit zu verlieren.««
Der Fürst steht betroffen. Er spricht kein Wort
Und folgt den edlen Vasallen.
Die bringen ihn treu auf ihr eigenes Schloß
Und öffnen die schönste der Hallen.

Und rufen: »Ihr lieben Frauen herbei!
Das Beste aus Küche und Keller.
Dann kommt und theilt unser fröhliches Mahl
Beim feurigen Muscateller.«
Den Fürsten beschleicht ein seltsam Gefühl;
Es droht ihm die Brust zu zersprengen;
Der Seele entströmt ein innig Gebet,
Dem tiefe Seufzer sich mengen.

Und als er gestärkt nach Ruhe verlangt,
Wacht Einer vor der Halle,
Der Andre nimmt die Mannen all'
Und wachet auf dem Walle.
So sicher schlief der Fürst noch nie,
Selbst nicht, als ganze Schaaren
Von Rittern vor seinem Schlafgemach
Die starken Hüter waren.

iii116 Am Morgen führten Beide ihn
Auf sicheren Waidmannswegen
Zu Städten, die ihm ergeben war'n,
Jenseit der Berge gelegen.
Er war gerettet, und bald darauf
Ward wieder hold ihm das Glücke:
Er drängte den Feind aus dem ganzen Land
Weit über die Grenzen zurücke. – – –

So lange sich noch das Menschengeschlecht
Am Schatz der entschwundenen Jahre
Den Muth erhöht, die Tugend stärkt
Und erglüht für das Heil'ge, das Wahre:
So lange wird man bewund'rungsvoll
Von der Treu' der Capece erzählen;
Denn sie sind die Ritter und ich bin der Fürst –

Ich will nicht die Namen verhehlen.

O Treue! Du himmlisches, herrliches Band,
Das die Menschen umschlingt so helle.
Du einziger Trost, wann das Unglück stürmt,
Aus lauterer, kühlender Quelle.
Wer die Treue bricht, der sei verflucht!
Ihm fehle auf immer der Friede.
Verflucht sei sein Name, sein Leib, sein Haus,
Sein Stamm bis zum letzten Gliede.

(Er greift heftig in die Saiten, von denen einige zerspringen. Conrad Capece eilt auf ihn zu und kniet vor ihm nieder. Manfred umarmt ihn. Die Barone stehen unschlüssig, welche Haltung sie annehmen sollen. Da ruft aus der dichten Menge im Hintergrund eine Stimme:)

O Barone Apuliens!
Glückselige Schwalben!
Warum flieht Ihr das Schloß,
Das die Nester Euch schützet
Vor Winden und Stürmen,
Vor brechenden Wolken,
Vor der stechenden Sonne?

Warum eilt Ihr, Bethörte!
Und baut an die Ufer
iii117 Des trügenden Meeres?
Die erste Welle
Ertränkt Eure Jungen
Und wirft Euch in's Elend.

(Großes Erstaunen. Alle sehen sich unentschlossen an.)

Fasanella
(tritt, die Hand am Schwerte, vor).

Man greife den Verläumder, der es wagt,
Uns bei dem König zu verdächtigen.

(Allgemeine Bewegung.)

Die Stimme aus der Ferne:

O Pandolfo Fasanella!
Leidsuchende Schwalbe!

Fasanella (außer sich).

Bei allen Heil'gen! stehe Feigling, zeig'
Mir offen Dein Gesicht, – schamloser Lügner!

Manfred
(an Fasanella herantretend).

Herr Graf! – (Fasanella hört nicht).
(befehlend.) Herr Graf?

Fasanella (gesammelt).

Mein König?

Manfred.

Leset uns
Mit lauter Stimme diesen Brief.

Fasanella (liest):

»Manfred!
»Indeß der Feind Dein festes Hans bestürmt,
»Will man in seine Hallen Feuer werfen.
»Nach diesem Feste wird man sich berathen
»Im Hans des Bischofs von Salerno fängst
»Du, wie in einem Netze, die Verräther.
»Rebellen sind: (er hält ein.)

iii118

Manfred.

Ihr werdet bleich, Herr Graf,
Und Eure Stimme stockt?

Fasanella.

Nein, Herr! das könnt
Ihr nicht verlangen, daß ich dieses Machwerk
Nichtswürd'ger Lüge je beendige.

Manfred.

Die Leiche schreckt den Mörder! – Gebt das Blatt.
(Er liest weiter.)
Pandolfo Fasanella – Simon von Sanvito,
Carlo Montefusco – Simon Altamura
Anselmo Cerra – Conrad Montecorvo.
(Die Genannten ziehen die Schwerter und knieen vor Manfred.)

Montecorvo.

Herr König –

Sanvito.

Gnäd'ger Fürst –

Montecorvo.

Wir sind verläumdet – –

Manfred (kalt und streng).

Steckt Eure Schwerter ein. – Ich fürcht' Euch nicht.
Thät' ich's, ich wär' gewiß ein Thor gewesen,
Euch diesen Brief zu zeigen. – Ihr bleibt frei! –
Ich sag' Euch, meine würdigen Barone,
Wie aufgeschlagen lieget Eure Seele
Schon lange vor mir. Nicht dies Blatt
(er zerreißt es.) gab mir
Gewißheit; denn mein Geist steigt tief hinab
Und holt sich Rath aus einer reichen Quelle,
Die Wen'ge nur in ihrem Busen tragen! –
Ich warne Euch! nicht mir zum Nutzen – Euch
Zum Frommen; denn weh' Euch, wann ich gestürzt
iii119 Von einer Macht, die Eure Hand als Werkzeug
Verschmäh'n wird, fallen sollte und Euch nicht
In Eurem Leid der einz'ge Trost verbleibt,
Daß Ihr Euch sagen könnt: »wir war'n ihm treu.«
Denn wenn ich falle, wird die Stunde kommen,
Wo Ihr als Bettler vor den Burgen steht,
Die Euer waren unter meiner Herrschaft,
Die dann der Fremde nahm für seine Arbeit; –
Wo Ihr das Haar mit Asche Euch belegt
Und nach mir jammert, leidvoll und verlassen! – –
Das Fest ist aufgehoben, werthe Gäste. –
(zu Jordanus.) Mein lieber Oheim und Graf Richard –
(sich umblickend.) wo
Ist Richard von Caserta, liebe Schwester?

Violante.

Die alte Wunde peinigt ihn, mein Bruder.

Manfred.

So bitt' ich, Violante, ihm zu sagen,

Daß ich ihn morgen, wann der Tag erwacht,
Zu sehen wünsche. –
(zu Jordanus.) Oheim, und auch Euch.
(Die königliche Familie entfernt sich. Alle Anderen folgen.)

Fünfter Auftritt.

Platz vor dem Schlosse.

Graf Vanni und Anselmo Cerra treten aus dem Schlosse,
gehen nach dem Vordergrund und bleiben hier stehen.

Vanni (kleinlaut).

Was nun?

Cerra.

Was nun? Nichts ist verlor'n, Graf Vanni,
Nichts, gar Nichts! Hätte Manfred kühn, anstatt
iii120 Mit hoher Miene zu begnadigen,
All' jene, die der Brief genannt, zermalmt,
Es stände Eure Sache doch noch grad'
So gut, wie vorher. Hörtet Ihr den Namen:
Graf Richard von Caserta?

Vanni.

Nein.

Cerra.

Da liegt's.
So lange er noch Manfred's rechte Hand ist,
So lange dürfen wir der Hoffnung leben.

Vanni.

Wie meint Ihr dies, Herr Graf?

Cerra.

Hört. Die Versammlung
Ist jetzt vereitelt. Gegen meinen Willen
Ward sie vom Bischof Heinrich angesagt;
Denn besten Falls konnt' ich von ihr, wie ich
Mir auch den Kopf zerbrach, nichts Gutes hoffen;
Indeß Geheimnisse, die Viele wissen,
Es selten bleiben. Die Erfahrung hat
Dies Wort heut' frisch belegt. Ihr werdet mir
Nicht Unrecht geben. Was hat die Versammlung
Beschließen sollen? Die Franzosen sind
Jetzt noch in Rom. In wen'gen Tagen brechen
Sie auf. Sie werden, wie Ihr mir gesagt habt,
Den Weg von Frosinone nach Ceprano
Und nach dem Flusse Garigliano nehmen.
Dort ist der Engpaß, der im Munde ganz
Italiens lebt als völlig unbezwinglich.
Mit Recht! Manfred hat ihn besonders gut
Besetzen lassen, und, wie ich vernahm,
Will er noch andre Truppen hinbeordern.
Dort müssen die Franzosen durch. Gelingt
iii121 Es ihnen – und es ist fast nicht zu denken –
So kommen sie nach San Germano. Ist
Das blinde Glück auch dort auf ihrer Seite,
Bleibt immer Capua noch, und hier, Herr Graf,

Wird ihre Macht bestimmt sich brechen, wenn
Sie nicht zur Eb’ne eilen und in einer
Entscheidungsschlacht ihr Heil versuchen. Aber,
Wie steht es denn mit einer Schlacht? Manfred
Kann zögern. Zögert er, so geht Carl’s Heer
Dem sich’ren Untergang entgegen; denn
Die Städte sind fast alle auf der Seite
Des Hohenstaufen. Schleunigst werden sie
Die Thore schließen, und der Hunger wird
Für Manfred besser kämpfen, als ein Heer
Von bösen Geistern. Läßt dagegen Manfred
Auf eine Schlacht sich ein, so bitt’ ich Euch:
Erwägt die Elemente seines Heers,
Die nie bestochen werden können: hier
Die deutschen Söldner, dort die Saracenen;
Die Einen mit dem wilden Löwenmuth,
Die Andren mit der zähen Treue. Alle
Sind für des Kaisers mächt’gen Sohn begeistert.
Sie lassen, sich für ihn in Stücke hauen. –
Und nun erwägt die Truppen Eures Herrn.
Aus Habsucht nach den Gütern, dieses Landes,
Und nicht aus Treue, kämpfen sie für ihn.
Des Grafen Sache steht sehr schlecht – sehr schlecht.
Denn sollte schließlich, jeder menschlichen
Berechnung spottend, Manfred unterliegen,
So wär’ er doch noch lange nicht verlor’n,
Weil ihm, gedrängt selbst zu des Festlands Grenze,
Sicilien bliebe – mehr will ich nicht sagen.
Wohin ich taste, find’ ich keinen Boden.
Der Zufall kann nur für euch streiten, Manfred’s
Ureigener Charakter und der Haß,
iii122 Der in Graf Richard lodert. Hoffnung liegt nur
In dieser Mächte Beistand. – Was, Herr Graf,
Hat demnach die Versammlung nützen sollen?
(verächtlich.) Kein Einz’ger der Gelad’nen hat Bedeutung.
Bedenk’ ich die Gefahr’n, die Euch bedroh’n,
Erwäg’ ich von den angeführten Eine –
Nur eine einz’ge – seh’ ich Euch verloren.
Da ist kein Ausweg, keine Hülfe – nirgends.
Doch sag’ ich mir: Graf Richard von Caserta,
Der beste Freund Manfred’s, – glaubt mir, der König
Schwört höher nicht als bei Graf Richard’s Treue –
Verläßt ihn, rächt sich – da, da sehe ich
In Rosen Alles und in hellen Farben.
Und jubelnd ruf’ ich aus: »Gewonnen! Sieg!«
Ihr lächelt – glaubt Ihr meinen Worten nicht?

Vanni.

O Gott! Ich klamm’re mich an Eure Worte,
Wie Sturmverschlagene nach Blättern greifen.
Ja, eine wunderbare Gotteshülfe
Ist die Verwandlung Richard’s.

Cerra.

Hätte ich

Nur mehr Gewißheit, daß Ihr Euch nicht irrt.
Der Zweifel wird so lange an mir nagen,
Bis ich die Gründe der Verwandlung weiß.
Wer das Verhältniß dieser Beiden kennt,
Muß einen Bruch für ganz unmöglich halten.
Nennt mir die Quelle wenigstens, woraus
Ihr schöpftet, Graf.

Vanni.

Ihr Name ist das Einz'ge,
Was ich verschwiegen habe; denn das Näh're
Ist mir so unbekannt, wie Euch. Wohlan!
Der Bischof selbst gab mir die frohe Kunde.
iii123 Ein Beichtgeheimniß liege vor, das Licht
Auf eine Jugendsünde Manfred's warf.

Cerra (nachdenklich).

Ein Beichtgeheimniß? – Eine Jugendsünde
Des Königs? – Gott! Wär's möglich? – Nein –
Und dennoch! –

Vanni (rasch).

Ihr wißt? O, sprecht!

Cerra.

Caserta's erste Frau
War eine edle Dame von Palermo.
Den Namen kann ich jetzt nicht finden. Nie
Hat die Natur zu einem süßeren
Geschöpf die Form gebildet. Keusch und hold,
Wie eine Blume, war die schöne Jungfrau.
Caserta führte sie sich zu, ein Jahr
Nach Manfred's Königskrönung. Unser Hof
Stand damals in der vollsten Blüthentfaltung.
Wohin Ihr blicktet, saht Ihr fröhliche
Gesichter. Minnesänger girrten Tag
Und Nacht auf allen Wegen: ja, selbst müde,
Weißhaar'ge Männer wurden angesteckt
Und flöteten so zart wie Nachtigallen.
In diesen Freudetaumel führte stolz
Caserta sein geliebtes Weib. Er wußte,
Daß sie die Krone aller Frauen sei,
Und wollte, sich in der Bewundrung sonnen,
Die Alle zeigen mußten. – Manfred sah sie –
Und sie sah Manfred. Manfred war, Herr Graf,
Was er noch immer ist: der schönste Mann
In unsrem Land; die Frauen lieben sehr
Die schönen Männer, ganz besonders wenn
Die schönen Männer Kön'ge sind, und kurz,
iii124 Herr Graf, ich war zu kalt, um Nichts zu seh'n.
Indessen ward Cäcilien – ja, so hieß sie –
Zu sehr von Allen offenbar gehuldigt,
Als daß des Königs höfisches Benehmen
Die Brust des Freundes hätte schrecken können.
So ging es wohl ein halbes Jahr. Da starb
Cäcilie plötzlich. Im Geheimen klagte

Man Richard an, er habe sie ermordet.
Man, flüsterte sich ferner zu, er habe
Das schöne Weib auf off'nem Ehebruch
Ertappt; doch sei's ihm nicht, gelungen,
Den frechen Buhlen zu erkennen, Seht,
In jene Nacht muß nun ein heller Strahl
Gefallen sein, der Manfred als Verführer
Der Gräfin zeigte.

Vanni.

Ja, so muß es sein.
Höchst wunderbar, daß grade jetzt der Schleier
Von jenem Vorfall fiel, jetzt, wo die Krone
Auf Manfred's Stirne schwankt. Erkennt Ihr nicht
Hierin von Neuem einen Fingerzeig
Des Herrn?

Cerra.

Ich denke nicht so weit, Herr Graf.
Laßt, Richard jetzt gewähren. Er wird Alles
Zu einem guten Ende führ'n. Natürlich
Darf man in seine Rache sich nicht mischen:
Ihr Weg ist einsam.

Vanni.

Gut; das gilt für ihn.
Die and'ren Grafen und Barone aber,
Die satt der Herrschaft dieses Manfred's sind
Und nach Veränd'rung lechzen, muß man führ'n.
iii125 Entschuldigt; Eure Ansicht über eine
Versammlung lass' ich gelten; dennoch darf
In unsrer Lage sie nicht unterbleiben.
Manfred ist nur durch Schläge auf sein Herz
Muthlos zu machen. Graf Caserta mag
Den ersten, schwersten, ohne Leitung führen;
Schnell aber müssen diesem ersten Schlag
Noch and're folgen. Einzeln ausgeführt,
Wär' ihre Wirkung ohne Kraft, ja schädlich.
Sie müssen massenweise auf ihn fallen.
Der König muß, durch Richard's That noch tief
Erschüttert, plötzlich hören, daß das Land
In Aufruhr ist, daß seine treusten Diener
In Schaaren überlaufen, daß das fest
Geträumte Haus zum Brechen wankt und Flammen
Aus allen Ecken schlagen. Um dies aber
In's Werk zu setzen, muß in unsrem Handeln
Kunstvoller Einklang sein, und dieser kann
Nur durch Verabredung gewonnen werden
Ihr unterschätzt die Hülfe der Barone.
Ihr setzet alle Hoffnung auf Graf Richard, hängt
An Einen Faden unsre ganze Zukunft.
Ist auch der Faden stark – er kann doch reißen.
Dann klagen wir und wollen schier vergeh'n,
Daß wir bei Zeiten nicht ein Nothseil machten,
Das unsre Sache, als sie stürzte, auffing.
Gewiß! wir werden's nicht bereuen, drehten

Wir's auch umsonst. Grad' weil die Macht des Gegners
So groß ist, dürfen wir die kleinste Hülfe
Nicht überseh'n, Anselmo.

Cerra.

Gut. Ich will
Mich fügen. Möge Alles glücklich enden!
Doch Eins muß ich für Euer Heil verlangen:
iii126 Nicht Viele dürfen diesmal komm'n. Ich wähl'
Nur ganz bestimmte Feinde Manfred's aus.
Zur größ'ren Vorsicht sag' ich diesen Nichts
Vorher und nehm' sie Alle mit mir fort.

Vanni.

Und wo und wann soll die Versammlung sein?

Cerra.

Heut' Abend noch; (lächelnd.) denn seht, Herr Graf, schon tagt's.
Zwei Stund' nach Sonnenuntergang, im Kloster
Der Franziskaner in der *rua pia*.

Vanni (seine Hand drückend).

Wohl meinem Herrn, daß Ihr ihn unterstützt.
(leise.) Fünf Beutel Gold steh'n wieder bei dem Bischof.

Cerra (als habe er es überhört).

Wie still die Hofburg ist! Ob Manfred schläft?
Ich sage Euch, Herr Graf, in meiner Stellung
Bin ich ein schwacher Mann; allein kein Zweiter
Im ganzen Königreich ist so gefährlich,
Wie ich. Der schöne Hohenstaufe, hätte
Mich nicht verachten sollen! – Und noch Eins.
Verschweigt selbst Eurem besten Freund, was Ihr
Von Richard wißt. Die Wände haben Ohren,
Und Manfred ist ein schlauer, feiner Kopf.
Aus einem einz'gen Wort erräth er flugs
Geheimsten Herzenswunsch.

Vanni.

Seid ohne Sorge.

(Sie schütteln sich die Hände und gehen nach verschiedenen Seiten ab.)

Zweiter Act.

iii127

Erster Auftritt.

Ein Zimmer im Castello Capuano. Jordanus Lancia sitzt vor einem mit Papieren bedeckten Tisch und liest. Richard v. Caserta lehnt an einer Säule, finster zur Erde blickend. Eine Florentiner Capuze bedeckt seinen Kopf. – Manfred tritt von der Seite ein. Lancia erhebt sich ehrerbietig. Richard zuckt zusammen.

Manfred.

Vielliebe Herr'n, ich wünsch' Euch einen guten
Und heit'ren Tag.

Lancia.

Gott schenk' Dir langes Leben!

Richard (zerstreut).

Ein frohes, sich'res Leben.

Manfred.

Setzt euch, Freunde.
Der Sturm, der lange in der Ferne grollte,
Zeigt sich durch heft'gen Wellenschlag als nah'
Jetzt an. Ich bin bedroht. Carl ist ein Mann,
Der klar sein Ziel im Auge hat, nicht wankt
Und weicht, der ein verweg'nes Heer besitzt
Und den die Kirche schützt. Es wäre thöricht,
Wollt' ich, auf meine Stärke mich verlassend,
iii128 Ruh'g meinem Feind entgegenseh'n. Ich nehme
In meine Rechnung jede mögliche
Gefahr als Größe auf und schaffe so
Mir einen klaren Blick in meine Lage. –
Ihr, meine Räthe, wißt, was ich erstrebte
Von früher Jugend an und auch wie weit
Ich kam. Ich wollte Herr sein über ein
Vom Kaiserreich getrenntes Land Italien.
Es war ein hohes, gutes, ernstes Streben! –
Daß Deutschland im Zerwürfniß lag, indeß
Ich rastlos schaffte Tag und Nacht und keine
Gewalt'ge Kaiserhand mir in die Arbeit,
Die dornenvolle, greifen konnte – hielt
Ich für ein Zeichen, daß der Tag gekommen,
Wo alle Italiener sich als Brüder,
Als Kinder Einer Mutter fühlen sollten.
Und dieser Tag brach an – wir lebten schon
In seiner ersten schönen Morgenstunde
Und ahnten, wie der Mittag herrlich werde.
Doch der ersehnte Mittag ward zur Nacht.
Der Bischof Rom's, der nie ital'sche Lande
Zu Einem Reich verschmelzen lassen wird,
Zerbrach mein Werk. Weh ihm, daß er die Hand
Mir band; denn an ihr hing nicht bloß mein Glück,
Es war die Hand, die auszutilgen kam
Den Hader der Partei'n, dem täglich noch
Die besten Opfer schaarenweise fallen,
Ach! Opfer, die dasselbe Land bewohnen
Und in derselben Sprache sich beschimpfen.
Ich suchte ihn, Ihr wißt es, meine Freunde,

Zu vielen Malen zu versöhnen; stets
Umsonst. Er haßt mein Werk; doch mehr noch mich.
So steh' ich, ohne Schuld, an einem Abgrund.
Vergeblich war die Arbeit von zehn Jahren;
iii129 Was mühsam ich erbaute, stürzte rasch
Des Papstes Glück in wen'gen Wochen ein.
In die apul'schen Grenzen seh' ich mich
Zurückgedrängt, und diese zu durchbrechen
Ist jetzt der Feind bereit. – Was war zu thun?
Weil es noch schlimmer kommen kann, hab' ich
Auf Euren Rath so weit mich selbst verleugnet,
Daß ich den Feind um guten Frieden bat.
Hier ist die Antwort. (er reicht Lancia ein Schreiben hin.)

Lancia

(nachdem er es gelesen und an Richard weitergegeben hat.)

Gott! das ist abscheulich!

Richard (liest).

»Ich will keinen Frieden. Entweder
»schicke ich den Sultan von Nocera in
»die Hölle oder er mich zum Himmel.«
Carl, König von Neapel und Sicilien.

Manfred.

Ihr seht, es ist ein Kampf auf Tod und Leben.
Jetzt gilt's zu handeln. – (zu Richard.) Dich, mein lieber Schwager,
Betrau' ich mit dem schwersten Amt: Du wirst
Den Feind verhindern, in mein Reich zu dringen.

(Richard horcht in sichtlicher Ueberraschung auf.)

Hiervon hängt Vieles ab, wenn auch nicht Alles.
Denn ist der Graf im Land, so habe ich
Die festen Plätze noch – ich hab' mein Heer.
Doch sollte Carl den Einzug sich erzwingen,
So fallen alle Jene von mir ab,
Die ihren Haß jetzt nicht zu zeigen wagen.
Ich fürchte ihre Macht an Truppen nicht,
Doch ihre giftgetränkten, scharfen Worte,
Womit sie Aufruhr in die Städte bringen.
Seit Jahren ruht das Interdikt auf diesen.
iii130 In den gewaltsam aufgeschloss'nen Tempeln
Konnt' nie der Bürger arg befang'ner Geist
Das Herz zum off'nen Himmel aufwärts tragen.
Sie würden, aufgeregt von meinen Feinden,
Gewiß in einem ersten Siege Carl's
Den Finger Gottes seh'n und seinen Willen.
Das muß ich zu verhüten trachten. – Richard!
Dein starker Arm wird mich davor bewahren.

Richard (sichtlich verwirrt).

Ich – – (er stockt.)

Lancia.

Bist Du sicher, Manfred, daß der Graf
Nicht über Vicovaro kommt?

Manfred.

Hier, Oheim,

Lies diesen Brief von Theobald. Anjou
Hat sich den graden Weg erwählt. Trotzdem
Hab' ich die and'ren Plätze so besetzt,
Als hätt' er sich noch nicht entschieden. – Richard!
Du eilst noch heut' nach Capua, nimmst zweitausend
Apulier dort, führst sie nach San Germano,
Vereinigst sie mit Diephold's wack'ren Deutschen
Und stellst Dich bei Ceprano auf. Ich selbst
Begebe mich nach San German', um dort
Entstand'ne Lücken eiligst auszufüllen.
Du, lieber Oheim, schreibst sofort nach Bari
Und nach Messina und befiehlst die Truppen
Nach Benevent. Aufford'rung schickst Du ferner
Dem Flottenhauptmann Chinardino, längs
Der ganzen Küste bis Gaëta scharf
Zu kreuzen. An den Emir Ali ist
Schon gestern Abend der Befehl ergangen,
Mit seiner ganzen Macht in San Germano
Zu mir zu stoßen.
iii131 (gehoben.) Meine lieben Freunde
Ich fühle eine wunderbare Kraft
In mir. Mit muth'ger Seele werde
Ich diesen Kampf besteh'n, den mir der Haß
Der Kirche aus der Hölle Nacht herauf
Beschwor. Weh' diesem Clemens, wenn ich siege!
Kein Papst soll in Italien mehr sein Haus
Errichten können. (Er erhebt sich.) Lebet wohl.
(zu Richard.) Mein Freund,
Sei wachsam, schlau und klug.

Richard (hastig).
Leb' wohl. Leb' wohl.
(ab.)

Zweiter Auftritt.

Manfred. Lancia.

Lancia.
Er geht – o Manfred! halte ihn zurück!
Nimm den Befehl zurück.

Manfred (betreten).
Oheim, was soll das?

Lancia.
O Manfred, höre mich: laß ihn nicht geh'n.
Sahst Du nicht seiner Augen wildes Feuer?
Barmherz'ger Gott! er brütet über argen,
Verruchten Dingen. Unerklärl'che Angst
Beschleicht mich – rufe ihn zurück.

Manfred. (lächelnd).
Oheim,
Dein Herz betrügt Dich. Ist nicht Richard groß
Mit mir geworden? Ist er nicht mein Freund,
Mein bester Freund? Hab' ich ihn nicht mit Macht
Und Gold und Ehren überhäuft? Steht nicht
iii132 An seiner Seite meine edle Schwester,

Die Gräfin Violante? – Diese Furcht
Gab Dir die Hölle ein, damit ich ihn,
Den Besten, soll verlieren, jetzt, wo ich
Nur Wenigen vertrauen kann. Warum
Soll Richard mich verrathen? O, er ist
Nicht feil für Gold.

Lancia.

Ich täusch' mich nicht. Die Art
Des Grafen heute war höchst sonderbar.

Manfred.

Er spricht nie viel – das ist so seine Weise.

Lancia.

Willst Du ihm den Befehl nicht nehmen, gut;
Doch laß mich mit ihm gehen.

Manfred.

Nein! Ich brauch'
Dich hier.

Lancia (dringend).

O Gott! Um Deiner Mutter willen,
Der Seligen, gewähre mir die Bitte.

Manfred (nach einer Pause).

Du rufst ein gar geliebtes, reines Bild
Vor meine Seele. Halt' ich Deine Furcht
Auch ohne Grund, um dieses Bildes willen
Sei Dir der Wunsch erfüllt.

(Er schreibt einige Worte.)

Gieb dies Blatt
Dem Grafen. (scherzend.) Aber, Oheim, er behält
Die ob're Leitung – das kann ich nicht ändern.

Lancia.

Schon recht. Wenn ich ihn nur im Aug' behalte,
Das Andre findet sich von selbst. Bewahr'
Mir Deine Gnade, Manfred.

iii133

Manfred.

Lebe wohl.
Doch erst die Briefe.

Lancia.

Ja, mein lieber Herr. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Manfred (allein).

Wie leicht ist mir zu Muth. Ich weiß jetzt Alles
In sich'ren Händen. Provençal'scher Auswurf,
Jetzt magst Du kommen! –

(Indem er sich umwendet, sieht er Helena mit den drei Kindern zur Thüre hereintreten. Er eilt freudig auf sie zu.)

Vierter Auftritt.

Manfred. Helena. Die Kinder.

Manfred.

O, vielsel'ge Fraue!

Mein süßes Weib! (Er küßt Helena auf die Stirne.)
zu den Kindern.) Und Ihr – Ihr meine lichte,
Gebenedeite Augenweide. Euch
Schickt mir der Himmel, und so frag' ich nicht:
Warum zu dieser frühen Stunde? (Er führt sie zu Sitzen.)

Helena
(seinen Hals umschlingend).

Manfred!
Die Sorge um Dein Wohl treibt mich zu Dir.
Du hast Dich in der letzten Zeit so sehr
Verändert, brütest viel, und wann die Freude
Im Auge lebt, beschattet sie ein Kummer.
Schwer muß die Last sein, die Dich drückt, mein Gatte.
O sage, wankt der Boden wirklich, wo
Du stehst?

iii134

Manfred.

Mein liebes Weib! So schien's. Ich hab's
Seither geglaubt; deshalb mein Schmerz. Was ferne,
Als nebelhaftes, düft'res Bild gestanden,
Als drohendes Gespenst – kam nah' in Fleisch
Und Blut und will das Königreich mir rauben.
Das fabelhafte Glück des finst'ren Grafen
Hat mich erschreckt. Ich mußte weiteren
Erfolg als möglich denken, und ich bebte
Für Dich, für meine lieben, theuren Kinder.
Sehr viele Ritter meines Landes sind
Mir nicht getreu. Ich habe ihre Rechte
Verkürzen müssen; denn wo Viele walten
Und herrschen wollen, ist viel Zank und Streit
Und keine Macht. Das tragen sie mir nach.
Doch meine Bangigkeit ist jetzt vorüber. –
Die wahrhaft großen, mächtigen Barone
Steh'n unverführbar mir zur Seite; stark
Sind meine Burgen; meine nächsten Bluts-
Verwandten wachen an des Landes Pässen;
Voll Feuers, steht mein, schönes, tapf'res Heer,
Und mich durchflammt der Muth der ersten Jugend.
Laß ihn jetzt kommen, wann er will. Ich habe
In meinen Stern ein siegendes Vertrauen.
Ich leite ihn, er mich und, glaube mir,
Er bringt mir neu das Glück, das uns so lange
Mit holdem Scheine zugelächelt hat.
Mein Herz ist leicht. Froh werde auch das Dein'ge. –
Wie arten uns're Kleinen, Helena?
(Er nimmt den kleinen Heinrich auf den Schooß.)

Helena.

Sie sind der Mutter und den Lehrern folgsam
Und guten Herzens.

iii135

Manfred.

Auch der kleine Schelm
Da?

Helena.

Ja! auch er; obgleich er wilder ist
Als ein befreiter Falke. Beatrice
Und Friedrich haben viel von ihm zu leiden;
Doch können sie dem lieben Kind nicht zürnen.

Manfred.

Er ist ein Prachtbub. (Er küßt ihn mehrmals.)
Sieh nur seine Augen!
In ihnen sieht ein kund'ger Geist schon jetzt
Das Feuer, das im großen Friedrich glühte:
Ganz jener blaue Blick mit dunklen Schatten.
Hurrah, mein Enzel.
(Er schwingt ihn hoch empor und nimmt ihn wieder auf seine Kniee.)
(zu Friedrich.) Nun, mein stolzer Friedrich,
Bist ja so still?

Helena.

(fährt mit liebkosender Hand über die Haare des Knaben).
Er ist ein Träumer, Manfred.
Er sieht oft stundenlang den Wolken zu,
Wie sie am Himmel hinzieh'n und im Zug
Die Formen wechseln.

Manfred.

Ei! das laß der Bice.
Ein rechter Junge springt und ringt und neckt.
Die Träumer steckt man in ein Kloster.

Helena.

Schelte
Den Kleinen nicht. Er giebt sich, wie ihn Gott
Begabt hat. Den Character können wir
Nicht ändern, Manfred. Uns bleibt nur die Sorge
Fürs rechte Licht, den rechten Thau, des Wesens
iii136 Harmonische Entfaltung. Friedrich wird
Dir Freude machen, Manfred; denn, was jetzt
Im Knaben Träumerei ist, wird im Jüngling
Zu regem Geistesschaffen in dem Glanz
Der Phantasie, und was den Muth betrifft,
Den unerschrock'nen Sinn, so ist der Friedrich,
Wie Enzel, meines starken Manfred's Sohn.

Manfred.

Ja! Ja! Du überzeugst. Wohl uns, daß wir
Gesegnet sind mit diesen prächt'gen Kleinen.
An Beatrice's Zukunft denke ich
Schon jetzt. Sie wird einst Conradino's Weib;
Und Diesem helf' ich, wann ich mächtiger
Als je aus meinem Kampfe wiederkehre,
Die Krone Deutschlands zu erwerben. Sehr
Im Argen lieget dieses Reiches Wohlfahrt,
Und Viele sehnen sich nach neuer Ordnung.
Natürlich fällt ihr Blick auf Conradino,
Den die erlauchten Allverwandten, Baierns
Herzöge, treu beschützen. Während sie
Für meinen Neffen wirken, halte ich
Den Papst im Zaume und es muß gelingen.

Ich fürchte Nichts dabei für mich; denn wachsend
Durchzieht die deutschen Gauen die Erkenntniß,
Daß Deutschland sich von Welschland trennen müsse,
Damit es endlich mit der ganzen Kraft
Den innern Ausbau glorreich fördern könne.
Ein treues Bündniß der getrennten Reiche
Wird an des Kaiserthumes Stelle treten. – –
Wie die Minuten fliehen, Helena.
Es ist der Uebel kleinstes nicht, die Carl
Auf mich gebracht hat, daß ich nicht, wie früher,
Gebieter meiner Zeit mehr bin. Sehr wicht'ge
Geschäfte rufen mich, vielliebes Weib. Doch
iii137 Fast hätt' ich es vergessen. Morgen, eh'
Die Sonne aufgeht, brech' ich mit dem Hofe
Nach San Germano auf. Des Krieges Schauplatz
Ist keine Stätte für die Kinder, noch
Für Dich. Und da Neapel mir nicht sicher
Für Euch erscheint, so habe ich beschlossen,
Euch, von Johann von Procida geleitet,
Nach Benevent, in Oheim Galvan's Schutz
Zu geben.

Friedrich (rasch).

Vater, nein! wir gehen mit Dir.

Helena.

Das Kind hat aus der Seele mir gesprochen.
An Deiner Seite ist mein Platz, in Glück
Und Leid. Von Dir entfernt sein, wenn vielleicht
Dich Wunden quälen, – wär' mein Tod. Ich kann
Nicht bleiben.

Manfred (nach einigem Nachdenken).

Wohl! mein gutes Weib! Es sei. (er umarmt sie gerührt.)

Fünfter Auftritt.

Ein Saal im Palast Richard's von Caserta. Caserta tritt
mit dem Knappen Hermann ein.

Richard.

Hermann! Halt' Alles jetzt bereit: das Hemd
Von glatten Ringen, meinen Helm, der oben
Den goldnen Löwen trägt, mein breites Schwert
Und meinen Streithengst Roland. Wann die Stunde
Sich aushängt, reiten wir nach Capua.

Hermann.

Ja, Herr!

Caserta.

Geh'. (Knappe ab.)

iii138

Sechster Auftritt.

Caserta (allein).

(er geht in heftiger Bewegung einige Zeit auf und ab, dann sinkt er ermattet auf einen Stuhl.)

Ja! Es bleibt bei dem Entschluß. Er liegt
In meiner Hand: er mag verderben! – – – Fort
Alls meinem Herzen, weib'sches Mitleid! –

Fort! – hatte er Mitleid mit mir, als er
Sich, wie ein Wolf in die sorglose Heerde,
In meine Ehe schlich und all' mein Glück
Zerriß? Als er – –
(in höchster Wuth.) o Gott! Warum stoß' ich
Ihm nicht ein Messer in die glatte Kehle,
Die, mit verfluchter, höll'scher Kunst, ein Netz
Treuherz'ger Worte um mich warf und dabei
Log?

(Er macht eine rasche Bewegung nach der Thür hin, hält aber wieder ein.)

Nein! Das wär' zu kurz. Erst will ich Deine
Verruchte Seele martern und vergiften
Und dann Dich tödten. – – (Pause.)
O! O Manfred! Warum
Hast Du mir das gethan!? –

(Er läßt seinen Kopf auf die Arme fallen.)

Siebenter Auftritt.

Violante kommt sachte herein und legt ihre Hand auf seine Schulter, Richard springt erschreckt auf.

Richard (aufgebracht).

Du hier? – Wen suchst Du? –
Was willst Du?

Violante.

(sieht ihn in sprachlosem Staunen an, dann wirft sie sich an seine Brust.)

(angstvoll.) Richard! Richard! Was ist Dir
iii139 Begegnet? – Deine Haare sind ergraut.
O heil'ge Jungfrau! laß es Trug sein.

(Sie ergreift eine Kerze und beleuchtet ihn. Indem sie die Kerze fallen läßt, tonlos:)

Grau
Ganz grau! – – – –

Richard (düster).

Sind sie schon grau geworden, Gräfin?
Ich wußt' es nicht.

(wendet sich ab und bedeckt sein Gesicht mit den Händen.)

Violante.

(nimmt seine, Hände weg und hält sie fest).

O starr' mich nicht so an;
Ich bin ja Violante, bin Dein Weib,
Herzlieber Mann! – Komm', Richard! gieb die Hälfte
Der schweren Sorge mir! – Komm', komm'!

(Sie zieht ihn willenlos auf einen Sitz, neben dem sie selbst Platz nimmt.)

(fest.) Was ist
Geschehen?

Richard (wild auffahrend).

Deine Frage ist mir lästig.
Verlaß mich, Unglücksel'ge. – Hätt' ich nie
Um Deine Hand geworben! –

Violante.

Deine Rede

Ist hart. Was hab' ich Dir gethan? O Herr
Und Freund, was hab' ich Dir gethan?
(Richard wendet sich ab.) Nein! Richard,
Das kam vom Herzen nicht, – das kam von außen.
War ich nicht immer Dein getreues Weib?
Hab' ich nicht stets in reiner Minne Dir
Gedient? Hast Du mein Lager nicht getheilt
iii140 Und mich erhoben über alle Frauen?
Bin ich nicht Manfred's Schwester? –

Richard
(schleudert sie von sich).
Spottest Du?
Wahnsinn'ge, wen hast Du genannt!

Violante (mit edlem Stolze).
Wen? Meinen
Geliebten Bruder Manfred, meines Hauses
Und seines Ruhms gewalt'ge Stütze, Deinen
Erhab'nen König, uns'ren gnäd'gen Herrn.
Seit wann zerreißt sein Name denn Dein Ohr?
Was hat der König Dir gethan? (in Angst.) Weß klagst
Du meinen Bruder an?

Richard.
Fort! Rühre mich
Nicht an. Siehst Du das Blut nicht auf den Händen? –
(In Erinnerung versunken.)
Sie war so gut und mild und schön – –
(auffahrend.) Verlaß mich.

Violante.
O Richard! Ich versteh' Dich nicht! – – Und dennoch
Versteh' ich Dich: es liegt jetzt greifbar vor mir.
Man will den besten, stärksten Freund ihm rauben.
O glaube nicht den Feigen, den Ehrlosen,
Die mit Dir spielen.

Richard.
Schweig'! Ich glaube nicht,
Den Feigen, aber wohl dem alten Kurt,
Dem Sterbenden.

Violante (erschrocken).
Wem? – Kurt? Das ist nicht möglich.
iii141 Zu treu war diese Seele, um zu lügen ....
(Richard lächelt bitter.)
Und doch .. man konnte ihn bestochen haben ..

Richard (verächtlich).
Mit was kann man den Menschen noch bestechen,
Wann mit dem Tod er ringt? Mit Gold? Mit Ehren?

Violante (rasch).
Mit Drohungen und mit Verheißungen
(nach oben deutend.) Für jenes Leben. . O, die Elenden!

Richard (kalt).
Ein Sünder ging zur Beichte – das ist Alles!
Der Priester schwieg, – der Sünder sprach. Und hätte
Der Sünder nur entfernt geahnt, daß ich

Ihn hörte, lieber wäre er zur Hölle
Gefahr'n, als daß sein Mund geredet hätte. – –
Schon
Zu weit bin ich gegangen, wie ich sehe.
Wohlan! Ich werd' Dir Alles sagen.
(Pause.)
Früh
Dem Elternhaus entfremdet, wo Unfrieden
Und Zank nur herrschten, hatt' ich keine Jugend
Im Sinne heit'ren, sorgenlosen Treibens.
Mir schlang kein Vater um die Hüften sein
Gebrauchtes Schwert – nie habe ich das Glück
Gehabt, an einer Mutter Brust zu ruh'n. –
Ich fühlte mich recht einsam und verlassen. –
Da sah ich bei der Krönungsfeier Manfred's
Cäcilie Spina. – Ach! wie mir das Glück
So warm auf einmal in die Seele drang.
Vergessen war die lange trübe Zeit,
Und jauchzend feierte mein schlafend Herz
Sein Frühlingsfest. Ich minnte sie; sie ward
Mein Weib. Freiwillig war sie mir gefolgt,
iii142 Und deutlich stand in ihrem feuchten Aug':
»Dein, dein auf ewig.« – – Meine Seligkeit
War bald verwelkt. – An einem Abend trat
Der alte Kurt rasch vor mich hin. »Herr,« sprach er,
»Nicht länger darf ich schweigen. Straft mich, wenn
Ihr wollt; doch reden muß ich: Eure Ehe
Wird schon zum zweiten Mal besudelt. »Tod
Und Teufel,« ruf' ich wild, »das lügst Du, Bube!«
»Herr, sehet selbst,« war seine Antwort. – Und
(mühsam.) Ich sah. – –
Aus ihrem Fenster hing ein Seil,
Und eben ließ ein Mann daran sich nieder.
»Tödt' ihn,« stöhn' ich, gelähmt zu Boden fallend.
Er eilt ihm nach. Ein geller Schrei durchdringt
Die stille Nacht. Das giebt mir wieder Kraft.
Er ist getroffen, denk' ich und eil' hin.
Doch find' ich bleich und ohne Sprache nur
Den Alten. »Wo, wo liegt er?« »»Herr, ich kam
Zu spät,«« rang's mühsam sich aus seiner Brust.
»»Er ist entfloh'n«« »Wer war es?« »»Herr, er floh
Zu rasch. Ich konnt' ihn nicht erkennen««. – – Furchtbar
Hab' ich Gerechtigkeit geübt an ihr,
Der schuldbelad'nen Gattin, als sie mir
Des Schurken Name nicht entdecken wollte.
Doch meine Leiden fingen jetzt erst an.
In Jedem sah ich den Verführer,
Und konnt' doch Niemand strafen. Drückte mir
Ein Freund die Hand, gleich fragt' ich mich: »war' er's?«
Und, wie vor einem Schlangenbiß, schreckt' ich
Zurück. Kein Mittel ließ ich unversucht,
Nur eine Spur zu finden; aber Alles
War eiteles Bemühen. – Einmal dachte

Ich an den König – aber, wie ein Blitz
iii143 Im Schooß der dunklen Nacht, so schnell erlosch
In meinem ehrl'chen Herzen der Gedanke.
Ich liebte diesen Manfred mehr als Gott,
Und er – er nannte Freund mich, Bruder ..
O, Violante! (er verhüllt sein Gesicht.)

Violante (matt).

Rede aus!

Richard.

Drei Tage
Sind's heut', da ließ mich Kurt an's Lager rufen.
Es nahe ihm der Tod, und eh' er sterbe,
Möcht' er noch einmal seinen lieben Herrn seh'n.
Er ahnte nicht, daß ich im Hofe stand
Und seine Bitte gleich erfüllen konnte.
Er glaubte, das ich später zu ihm käme.
Ich trete an die Thür' – sie schloß nicht ganz.
Schon will ich in die Kammer geh'n – da hör'
Ich meinen und der ersten Gattin Namen.
Ich bleibe wie gebannt und lausche.
Ich höre bebend diese leisen Worte:
»Ich eil' dem Flieh'nden nach. Schon halt' ich fest
Den Mantel; mit ihm fällt die Maske ab –
Da seh' ich, starr vor Schreck, des Königs Antlitz.« –
Laut schreit der Sterbende jetzt auf. Ich war
An's Bett gestürzt und hielt ihn fest umklammert.
Ich hätte ihn erwürgt, hätt' ihn der Priester
Nicht rasch befreit … Es wollten mir die Sinne
Vergehen und ich sinke hin. »O, Gott!«
Hör' ich den Armen jammern, »warum ließest
Du das gescheh'n? Erbarmen, o Erbarmen!«
Des Knechts Verzweiflung war entsetzlich – stumm
Saß ich vor ihm – ich sah Nichts und ich hörte
Nichts mehr. Als die Betäubung mich verließ,
War ich allein mit einer Leiche. – – –
iii144

Violante.

Richard,
Es ist nicht möglich.

Richard (herbe).

Du erinnerst mich
Bei Zeit, daß Du jetzt mein Geheimniß theilst.

Violante.

Hab' keine Furcht; ich bin Dein Weib.

Richard.

Du trügst
Mich nicht. Ich kenn' die Brut der Hohenstaufen.
Was ist denn von dem ganzen, einst so großen,
Machtvollen Kaiserhaus noch übrig? Manfred, –
Das Knäblein Conradin im fernen Deutschland,
Ein armes, schwaches Kind, und dann noch – Frauen!
(mit Hohn.) Fast sagenhafte, minnesüße Weiber,
Walkyren – aber stolze, harte,

Ehrgeiz'ge Weiber, die mit kalter Hand
Und ruh'gem Blick das heiligste Gefühl
Aus ihrem Busen reißen können, wenn
Der Vortheil des Geschlechts es will. Du weißt,
Daß ich den letzten mächt'gen Hohenstaufen
Zermalmen will, und ich soll kindlich glauben,
Daß Du mich trotzdem liebst?
(bitter lachend.) Nein! Ich durchschau' Dich.
Unschädlich mach' ich Dich; denn Du begleitest
Mich auf dem Gange zum Verrath.

Violante.

O, handle
Nicht übereilt. Betrüg' den lieben Freund
Nicht auf die bloße Angab' eines Knechts hin.
Bedenke, wie Dich Manfred schon als Jüngling
Hochschätzte, wie er, vom Gefühl getrieben
iii145 Und nicht vom Vortheil, Dich aus Hunderten
Erwählte und mit Ehr'n Dich überhäufte,
Eh' Du Cäcilie Spina noch geseh'n.
Wie hätte er Dein Glück zerstören sollen,
Er, der die Leidenschaften stets im Zügel
Des überwiegenden Verstandes hält?
Richard! Du willst die Unschuld schnöd' verrathen.
Denk' an die Reue, wann's zu spät ist –
(sie wirft sich ihm zu Füßen.) Richard!
O mache Dich und ihn und mich, die wir
So eng vereint sind, wegen eines Schattens
Von Eh'bruch nicht, so unaussprechlich elend.
Kurt war ein alter Mann – es konnt' gescheh'n,
Daß ihn, beim zweifelhaften Licht der Nacht,
Das blöde Aug' betrog.

Richard.

Wie fein! Wie fein!
Du denkst nicht an des Bruders selt'ne Schönheit.
Auch stand am klaren Firmamente hell
Die Mondessichel.
(mit steigender Wuth.) Manfred ohne Schuld?
Ihr All' seid schuldig. Fluch auf ihn – auf Dich –
Fluch auf die Todten, auf die Lebenden –
Fluch auf die Frucht –
(Violante fährt empor, ergreift seinen Arm und blickt ihn mit drohender Geberde an.)
die Staufentöchter – Ah –
(Er bricht wie ohnmächtig zusammen. Violante blickt ihn seltsam lächelnd an und eilt zur Thüre.)

Richard.
(sich erholend und ihr nacheilend).

Halt' ein! Wo willst Du hin?

Violante (wendet sich zurück).

Die Diener wollt'
iii146 Ich rufen …
(mit Fassung.) Richard, es bedarf des Zwangs nicht.
Ich folge Dir freiwillig.

Richard.

Hermann!

Hermann (eintretend).

Herr?

Richard.

Den Rappen für die Gräfin schnell gesattelt.

Hermann.

Herr, ich gehorche. (Ab.)

Richard (zu Violante).

Komm.'

(Er bietet ihr die Hand, die sie jedoch zurückweist. Beide ab.)

Achter Auftritt.

Ein Gemach im Kloster der Franziskaner.

Bischof von Salerno. Graf Vanni.

Bischof.

Ich mahne Euch, Herr Graf, bleibt klug und kalt
Und überhört ein Wort selbst gegen Carl.
Ihr werdet manchem harten Kopf begegnen
Und üb'rall raschem Blut. Ein kalter Ernst
Schafft Euch allein den Sieg.

Vanni.

Seid unbesorgt. – –

(Die Thüre wird von außen halb geöffnet.)

Ich höre Schritte. (eilt zum Eingang.)
Ja, sie sind's. Willkommen!

Neunter Auftritt.

(Cerra, Fasanella, San Vito, Altamura, Montefusco, Montecorvo und einige Andere treten ein.)

Cerra.

Ehrwürd'ger Vater, uns'ren Gruß.

iii147

Bischof.

Seid mir
Willkommen, liebe Söhne.

Vanni.

Können wir
Beginnen, Cerra, oder werden And're
Noch kommen?

Cerra.

Nein! Ihr könnt' beginnen, Graf.

Vanni.

So setzt Euch, werthe Herr'n, wenn's Euch beliebt.

(Alle setzen sich.)

Cerra.

Da ich mit kurzer Rede: »Folgt mir schnell,
Das Weit're später,« uns're Freunde hierher
Geleitet habe, so gestattet mir,
Herr Graf, daß ich zunächst den Schritt erkläre.

Vanni.

Ihr habt das Wort.

Cerra.

Nur Einer der Gelad'nen
Hat gestern uns verrathen können, Freunde.
Für uns're heutige Versammlung war
Demnach die größte Vorsicht streng geboten;
Und so hab' ich aus allen Feinden Manfred's,
Die sich'ren nur erwählt und auch die stärksten.
Wenngleich auf diese Weise Wen'gen nur
Die Absicht Carl's von Anjou und des Papstes
Erhab'ner Sinn bekannt wird, so war doch
Der eingeschlag'ne Weg der einzig gute.
Ein zweites Mal dürft' Manfred nicht verzeihen.
Ihr könnt ja später, was Ihr hier vernehmt,
Den Uebrigen verkünd'gen, und es wird
iii148 Alsdann, obgleich auf einem kleinen Umweg,
Erreicht, was uns ein falscher Freund verlegte.

Vanni.

Ja, werthe Ritter, mein erlauchter Herr,
Wünscht dringend Euren Beistand zu erwerben
Und scheut hierzu kein Opfer. Er entbietet
Euch seinen königlichen Gruß und Handschlag
Und offenbaret Euch durch mich, wie er
Neapels Lande zu regier'n gewillt ist.

Fasanella.

Ich bitt' um Eure Vollmacht.

Vanni.

(zieht ein Papier aus der Brust.)

Hier.

Fasanella

(nachdem er das Blatt aufmerksam gelesen hat).

Die Form
Ist ohne Tadel. Fahrt denn fort.

Vanni.

Der König
Vertraut, mit Gottes Beistand dieses Reich
Dem Ketzer Manfred zu entreißen. Hat
Er es erobert, so verspricht er, Alle,
Die Manfred ohne Hülfe ließen, neu
Mit ihren Gütern zu belehnen; alle
Barone aber, welche gegen Manfred
Die Waffen hoben, mit Erlaß auf immer
Von allen Lasten und Erweiterung
Der Lehen, nach Vermögen, zu belohnen.
Einhundert gold'ne Mark verspricht er ferner
Noch Jedem, der die Arbeit ihm erleichert
Durch einen wesentlichen Dienst. Und endlich
Verzichtet er so sehr auf seine Macht,
Daß ohne Hülfe der Barone kein
Gesetz erlassen wird, das sie betrifft.

iii149

Fasanella.

So weit ist Alles gut; doch wer verbürgt
Uns die Vollführung, Graf?

Cerra.
Des Königs Ehre.
Fasanella (achselzuckend.)
Die Bürgschaft ist mir leider nicht genügend.
Vanni.
So setzt Ihr Zweifel in des Königs Wort?
Fasanella.
Verständ'gen wir uns recht. Wir hassen Manfred.
Uns ist, deß seid versichert, Jeder recht,
Der Manfred stürzen kann, wenn wir nur wissen,
Daß wir nicht schlimmer fahren als seither.
Die tausend Ritter Eures Herrn sind ihm
Aus reiner Liebe nicht gefolgt. Er wird
Für ihre Mühen sie belohnen müssen,
Und glaubt Ihr, daß der Preis ein and'rer sein kann,
Als unser Boden? – (Vanni will sprechen.)
Unterbrecht mich nicht.
Die Worte Manfred's gestern Nacht sind tief
In viele Herzen eingedrungen; Mancher
Hält wieder fest zu ihm. Wir müssen,
Wenn wir mit Gut und Blut für Euren Herrn
Uns schlagen sollen, eine Bürgschaft haben,
Daß uns die neue Herrschaft nicht betrügt.
Der König mag vom besten Willen sein,
Jedoch er kann die Ritter, die ihm folgten,
Nicht ohne Weit'res auf die Seite schieben.
Montecorvo (aufbrausend).
Wir sind der Ansicht Fasanella's. Ohne
Vollgült'ge Bürgschaft helfen wir Euch nicht.
iii150
Bischof.
Ihr malt die Sache Euch zu düster aus.
Die mächt'gen Grafen in dem Heer des Königs
Verlangen keinen fremden Grundbesitz.
Sie folgten ihm zum Ruhme uns'res Heilands.
Für alle And'ren aber g'nügt vollauf
Manfred's Allod und seiner Freunde Güter.
Fasanella.
Ehrwürd'ger Vater, unser Lebensglück
Steht auf dem Spiel. Ihr könnt uns nicht verargen,
Daß wir ein sich'res Fundament verlangen.
Bischof.
Und welche Bürgschaft wollt Ihr?
Fasanella.
Die des Papstes.
Ein Zweifler könnte sagen: Euer Wunsch
Ist eitel; denn wenn Carl von Anjou euch
Vernichten will, kann euch der Papst nicht schützen.
Ich denke anders, und ich habe Recht.
In meinem langen Leben habe ich
Nicht ein Mal, hundert Mal geseh'n, wie schwach
Die Fürsten sind und wie sie elend end'gen,

Die gegen sich die heil'ge Kirche haben.
Was der Gesandte König Carl's soeben
Uns mündlich zugestanden hat, das muß,
Verbrieft, vom Papste uns gegeben werden.
So lang' die Urkund' fehlt, genüget uns
Ein Document mit Einer und Graf Vanni's
Gefäll'ger Unterschrift.

Bischof
(nachdem er sich leise mit Vanni berathen hat).
Die Ford'rung geh'n
Wir ein. Und Ihr, vorsicht'ger Fasanella,
iii151 Sollt das Papier verwahren. – Seid Ihr jetzt
Zufrieden?

Fasanella.
Ja gewiß, ehrwürd'ger Vater.
Seid überzeugt, es soll den König nicht
Gereuen. Unser Arm gehört ihm jetzt.
So lange werden wir im Stillen wirken, –
Vorausgesetzt, daß Ihr nicht anders denkt, –
Bis König Carl im Lande ist. Laßt Euch
Nicht täuschen, wenn wir uns um Manfred schaaren.
Zu einem Treffen muß es ja bald kommen
Und um so früher wohl, je stärker sich
Der Hohenstaufe wähnt. Doch wenn die Schlacht
Beginnt, verlassen wir den Wüstling schnell
Und greifen ihn als Feinde an. Das muß
Den Sieg entscheiden. Wohl muß ich vorher
Den Eindruck des Verrätherbriefs vernichten,
Allein die Rolle will ich trefflich spielen
Und sein Vertrauen wieder ganz erwerben.

Montefusceo.
Wie Fasanella denkt, so sind auch wir
Gesinnt.

Vanni.
Wär' nicht ein früh'rer Abfall besser?

Fasanella.
Wer Manfred kennt, wird mit mir sagen: Nein!
Wenn ringsum Alles wankt, dann ist ihm wohl,
Da schafft sein Geist mit unerreichter Kraft.
Leicht könnte er den Hieb parir'n, zumal
Fast alle Städte ihm ergeben sind;
Doch im Gewühl der Schlacht kommt unser Abfall
So plötzlich, daß ihn keine Kunst mehr bricht.
Indessen, bei Gelegenheit, soll Jeder,
Der kann, dem Könige zu schaden suchen.
iii152

Vanni.
Es sei. – Noch Eins. Ihr habt Bürgschaft verlangt
Für das Versprechen meines hohen Herrn.
Wir wollen auch auf sich'rem Boden steh'n.
Schwört in die Hände, uns'res treuen Hirten
Den Huld'gungseid für König Carl.

Fasanella.

Sprecht vor.

(Alle erheben sich und halten den rechten Arm empor.)

Bischof.

Gott sei uns Zeuge, daß wir Carl von Anjou
Allein als uns'ren wahren rechten Herrn
Und König anerkennen, daß wir ihm
Auf jede Weise helfen, ihn beschützen,
Ihn ehren, ihm gehorchen wollen, – bei
Verlust des Heiles unsrer Seele, bei
Der Strafe ewiger Verdammniß.

Fasanella (für Alle).

Bei
Verlust des Heiles uns'rer Seele, bei
Der Strafe ewiger Verdammniß.

Bischof.

Mit
Vergnügen sehe ich, daß der Vertrag,
Ein schönes Werk, so schnell zu Stande kam.
O! welch ein Jubel wird das Land erfüllen,
Wann üb'rall wieder alle Glocken läuten,
Das gläub'ge Herz die langverhalt'ne Andacht,
Im off'nen Tempel seinem Gott darf opfern.
D'rum laßt uns jetzt zum Höchsten flehen, Freunde.

(Die Hände faltend, während alle Anwesenden die Häupter entblößen, feierlich:)

Beschirme uns und segne unser Werk,
Erleuchte Deinen Knecht, den König Carl,
iii153 Und laß in seiner Sache Deine Sache,
O höchster Gott der Gnade, siegen! Amen. –

Vanni (zu Fasanella).

Wie Ihr gesagt, so bleibt es also.

Fasanella.

Ja,
Herr! Kommt der König nicht in's Land, – was Gott
Nicht wollen wird – so können wir nichts nützen.
Doch ist er da, so warten wir geduldig
Das erste Treffen ab und lassen dann
Die Maske fallen.

Bischof.

Gott beschütz' Euch Alle.

Dritter Act.

iii154

Erster Auftritt.

Ein Saal im Schloß von San Germano.

Manfred sitzt an einem Tisch, den Kopf auf den Arm gestützt. Der Knappe Rudolf tritt ein.

Rudolf.

Der Ritter Theobald d'Annibale.

Manfred (angenehm überrascht).

Er trete ein. (Knappe ab)

Zweiter Auftritt.

Theobald eilt herein. Manfred reicht ihm freudig die Hand.

Manfred.

Mein lieber, edler Freund.

Theobald
(läßt sich auf ein Knie nieder, bewegt):

Mein gnäd'ger Herr und König. – Schirm' Euch Gott!
Ich konnte Euch in Rom nicht ferner nützen
Und hab' mein Leben Eurem Dienste, doch
Geweiht. So komm' ich jetzt mit Euch zu siegen,
Wenn's überhaupt zum Kampfe, kommt. (erhebt sich.)

iii155

Manfred
(blickt ihn einige Augenblicke mit Innigkeit an, dann drückt er ihm nochmals die Hand).

Du bist
Für was mein Herz Dich immer hielt und schätzte:
Der einz'ge Römer, welcher unvermischt
Das Blut der großen Ahnen erbte. Lieber
Freund Theobald – ein kleines Häuflein nur
Von Deinem körn'gen Schlag an meiner Seite
Und neu wollt' ich die ganze Welt gestalten,
Trotz Bann und Interdict und allen Felsen,
Die frevelhaft der Papst in meine Bahn warf.
Gleicht er nicht dem Kometen, der letzthin
Des Sternenhimmels sich'ren Gang und Frieden
In maaßlos toller Wuth zerstören wollte?
Hat er gesiegt? Er mußte flieh'n, und ruhig
Geh'n auf und nieder, nach wie vor, die Sterne. –
Du meinst, ich hätte leichtes Spiel mit Carl?
Ich denke anders, Freund. Ich drücke Dir
Die Hand und freue mich, daß ich nur eine
Werthvolle Stütze reicher bin, als vorher.

Theobald.

Ich sah das Heer, das Euch vernichten soll,
So lange es in Rom war, täglich, Herr.
Ich drängte mich in alle seine Schichten
Und forschte nach dem Geist, der es belebt.
Zuchtlose Rotten fand ich, keine Macht.
Das Eure steht, weil es Euch liebt und ehrt
Und die Erinnerung an Euren Vater,
Den großen Kaiser, flammend in ihm wohnt,
So herrlich wie aus Einem Gusse da.

Die Mannen Carl’s hingegen stellen sich
Nicht liebend um ihn, sie umschlingt kein Band
Gemeinsam ausgeführter großer Thaten.
Die Einen lenkt die Hoffnung großer Beute,
iii156 Die And’ren handeln in der groben Täuschung,
Daß jeder Schwertschlag gegen Euch, ein Blatt
Vernichte in dem Buche ihrer Sünden.
Die Thoren! – O seid frohen Muthes, mein
Geliebter Herr und König. In Ceprano
Wird Carl von Anjou’s Teufelswerk zerschellen,
Wie ein Gebild von Thon an einem Felsen.
Vielleicht, indeß wir sprechen, trägt bereits
Von Clemens pomphaft angezogen, reich
Mit seinem Segen ausgestattet, todt
Zum stillen Meer. –

Manfred (ernst).

Ich fürchte diesen Carl;
Ich fürcht’ ihn sehr. Umsonst bemüht sich mein
Verstand und zählt mir meine Mittel auf:
Das dunkele Gefühl verspottet ihn
Und wirft ihn aus der Schanze.

Theobald.

Gnäd’ger Herr!
Wenn ich den Zwiespalt deuten darf, so seh’
Ich nur in ihm die Ungeduld, die Euch
Vor jedem wicht’gen Kampf verzehrt.

Manfred.

O daß Dein Trost mich überzeugen
Und stärken könnte. – Aber seit ich hier
In San Germano bin, hör’ ich im Wachen
Und in dem Reich der Träume stets den Ruf:
»Komm’ mit«, und die Ereignisse in einem
Gar wilden Jahre meiner Jugend stören
Mein ganzes Denken und verwirren mich.
Wem ich in jenem Jahr begegnet bin,
Seh’ ich, zum Greifen deutlich, vor mir steh’n,
Und ihrer Viele ruh’n schon längst im Grabe.
iii157 Wie gier’ge Wölfe hinter einem Reiter
Auf weiter Haide, jagen schwarze, Bilder
Mir nach. Ich flieh’ und flieh’; doch schneller als
Die Windsbraut sausen sie herbei. Ich such’
Verzweiflungsvoll nach einem Schutz – doch ach!
Sie haben mich erreicht und fallen über
Mich her – und hülflos liege ich am Boden
Und werd’ zerrissen. –

(Man hört einen heftigen Wortwechsel aus der Ferne.)

Manfred.

Was soll der Lärm? He, Rudolf! Was geht vor?

(Knappe tritt ein.)

Rudolf.

Der Emir und der Graf Anglano eilen
In Wuth herbei. Der Emir flucht. Da sind

Sie schon.

Ali (hinter der Scene).

Beim Barte des Propheten!

(Sidi Ali und Anglano dringen hastig in das Zimmer ein.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Sidi Ali. Anglano.

Ali.

Manfred!

Sohn Friedrich's – –

Anglano.

Gnäd'ger Herr! hört mich – –

(Beide verstummen, als sie Manfreds zürnende Haltung sehen.)

Manfred (nach einer Pause strenge):

Wie wagt

Ihr, meine Einsamkeit zu stören? Habt
Ihr so die Ehrfurcht schon vor Eurem König
Vergessen, daß Ihr vor ihn tretet, eh'
Er's Euch erlaubt? – Was ist gescheh'n, Anglano?

iii158

Ali.

Sohn Friedrich's –

Manfred.

Emir – hab' ich Dich genannt?

Anglano.

Beim Mahle saß der Emir mir zur Seite.
Wir sprachen von dem nahen Krieg. Er meinte,
Es sei doch Thorheit, Carl von Anjou nicht
In's Land zu lassen. Bei Ceprano könnt'
Er höchstens unnütz aufgehalten werden.
Unwürdig Euer seien feste Plätze;
Man müsse rasch den ganzen Feind vernichten,
Und Dies sei nur in einer Schlacht zu thun. –
Ich sagte d'rauf, so führe man vielleicht
Den Krieg in Afrika; doch hier zu Lande
Besetze man zunächst des Reiches Grenzen
Und halte sie, so lang' es möglich sei.
Des Königs Kriegsplan sei, wie Alles, was
Er denke, weise und entziehe sich
Durchaus dem Urtheil eines Saracenen.
Ich war gereizt und hätte wohl, ich geb'
Es gerne zu, den Unterschied in Stamm
Und Religion nicht so betonen sollen.
Er wurde wild und rief: »Der Kaisersohn
Wird schon erfahren, wer ihm treu ist. Wir,
Die Saracenen sind in seinem Heer
Die Einzigen, die mit ihm sterben werden,
Wenn's sein muß, während Ihr den Rücken zeigt,
Sobald die Sonne seiner Bahn sich neigt.
Fluchwürd'ge Memmen und der erste Feigling
Du.« Ich, wie schon gesagt, war schwer gereizt.
Das eil'ge Wort, voll Hohns auf meine Ehre,
Entflammte mich zu vollem Zorn, und kaum

War's von der Lippe fort, lag meine Hand
iii159 Auf seinem frechen Mund. Als es gescheh'n war,
Beschlich die Reue mir das Herz. Ich bat
Den Emir, mir die Handlung zu vergeben;
Es war zu spät. Rasch zog er seine Klinge,
Drang auf mich ein und nur mit Noth entging
Ich seinem Hieb. Jetzt legten sich die Freunde,
Die gegenwärtig waren, rasch in's Mittel
Und trennten uns. Sie boten Alles auf,
Den Emir zu versöhnen, doch umsonst.
Ich bot ihm willig an, den schlimmen Streit
In jedem guten Zweikampf, den er wünsche,
Zu schlichten; doch auch Dies wies er zurück.
»Sein Blut, sein Blut,« so schrie er immerwährend.
Mit Müh' bestimmte, man ihn endlich, Alles
Vor Euren Thron zu tragen, daß Ihr, Herr,
Den Streit entscheiden möget. Dies der Hergang.

Manfred.

Ist Etwas, Sidi Ali, im Bericht,
Das Du als unwahr mir bezeichnen mußt?

Emir.

Nein, Sohn des Kaisers.

Manfred.

Sidi Ali, Du
Hast Deinen König schwer beleidigt. –

(In diesem Augenblick erscheint Violante mit verstörten Zügen in der Thür. Ihre Kleider sind über und über mit Staub bedeckt und in Unordnung.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Violante.

Violante (voreilend).

Wo ist der König?

(Als sie ihn sieht, wirft sie sich halb ohnmächtig in seine Arme.)

Manfred!

iii160

Manfred (in größtem Erstaunen).

Schwester, Du?

Violante

(rafft sich gewaltsam auf).

Entlasse Alle! – Schnell! Ich muß mit Dir
Allein sein.

Manfred.

Sidi Ali – Graf Anglano –
Die Fehde ruht, bis ich Euch rufen lasse. (Beide ab.)
Freund Theobald, sei nochmals mir willkommen.

(Er reicht ihm freundlich die Hand, Theobald küßt dieselbe und verläßt das Zimmer.)

Fünfter Auftritt.

Manfred. Violante.

Violante.

(nachdem sie mit Ungeduld den Ritter hat abgehen sehen, in hastiger Rede:)

Ich komme von Ceprano, Bruder. – Richard
Will Dich verrathen. – Sende Bot' auf Boten;
Entreiße seiner Hand die große Macht,
Die Dich vernichten soll.
(als Manfred sprechen will, dringend:)
O frag' mich Nichts!
Um Gottes willen frag' mich Nichts – die Zeit
Rinnt ohne Unterlaß – indeß Du zögerst,
Entflieht der Augenblick, der Dir noch Hülfe
Und Rettung bringen kann; zumal ich, ach!
Kostbare Stunden schon verlor, weil ich,
Um der Verfolgung Richard's zu entgeh'n,
Umwege nahm.

Manfred.

Ich bin erstaunt, Viola.
Was wär' Dein Gatte? Richard ein Verräther!?
Beim Blute meiner Ahnen, das ist unwahr!

iii161

Violante.

O Herr des Himmels, sei uns Allen gnädig! – –
Erinnerst Du Dich Richard's erster Gattin?
Sie hat die Treue ihm gebrochen – Du
Hast sie verführt.

Manfred (unsicher).

Was soll Das, Violante?

Violante.

Der Knecht, der Dich verfolgte, hatte Dich
Erkannt. – Kurt war's, der treue Diener Richard's. –
Er starb vor Kurzen: – und durch bösen Zufall
Ward Richard Zeuge seiner letzten Beichte.
(ängstlich und ungeduldig.)
Doch wir verlieren Zeit – erlaß mir Weit'res.
Genug, Graf Richard kennt jetzt den Verführer
Und wird sich maaßlos rächen, wenn Du zögerst.
O Manfred, eile – eile –

Manfred
(wie aus einem Traum gerissen).

Ja! Geschwind!
(er ruft in die Scene.) He! Rudolf!
(zu dem eintretenden Knappen.) Theobald d'Annibale
Conrad Capece, Procida und wer
Noch sonst im unt'ren Saale ist, entbiete
Sofort zur Stelle. (Rudolf eiligst ab.)

Violante (drängend).

Reite selbst. Gutwillig
Legt er gewiß sein Amt nicht nieder.

Sechster Auftritt.

Theobald, Capece, Procida und die Anderen treten ein.

Theobald.

Herr!
Wir harren der Befehle.

iii162

Manfred.

Folgt mir, Freunde.
Wir reiten, wie wir sind, zum Garigliano.

Procida

(welcher sich einem Fenster inzwischen genähert hat.)

Herr König. Eben wird Euch eil'ge Botschaft. –
Des Boten Pferd sinkt todt zusammen. Herr,
Das muß ein scharfer Ritt gewesen sein.

Violante.

O Gott! mir ahnt nichts Gutes.

Manfred.

Laßt uns warten.

Siebenter Auftritt.

Ein Bote tritt hastig in den Saal, eilt auf den König zu und kniet vor ihm nieder.

Bote (athemlos).

Mein gnäd'ger Herr und König, Gott sei Zeuge – –

(Er kann nicht vollenden und sinkt ohnmächtig hin.)

Violante.

Er ist besinnungslos –

Manfred.

(Hebt ihn auf und trägt ihn auf ein Ruhebett.)

Bringt Wein herbei
Und kaltes Wasser. (Theobald ab.)

Bote (schwach).

Herr

Manfred (liebevoll).

Bleib ruh'g, mein Sohn.
Erhole Dich zuerst. Was Du auch bringst,
Sei's Unglück, sei es Glück, ich halt' Dich werth.

iii163 (Er streicht ihm die Haare aus dem Gesicht und giebt ihm Wein zu trinken, den der zurückkehrende Theobald gebracht hat. Peinliche Pause. Alle hängen an dem Mund des Boten.)

Bote.

Mich schickt der Graf Jordanus Lancia – Ach!
Die Kunde schnürt mir fast die Kehle zu …
Ihr seid verrathen, Herr … Der Feind, von Richard
Caserta unterstützt, passirte mühlos
Den Garigliano, – Arce ist genommen, –
Die Mannen Carl's sind auf dem Weg hierher.

(Violante schreit laut auf.)

Theobald (mit geballten Händen).

O Schmach und Schande!

Procida.

Gott! Es ist nicht möglich!

Violante (fassungslos).

O! – Wehe, wehe über mich. O Richard!
Richard!

Manfred

(geht mit verstörtem Gesicht in den Vordergrund).

Dein Gang ist sicher, ewige
Gerechtigkeit. – – Du greifst den Schuld'gen noch,

Wann er schon längst die Schuld vergaß; denn Dein
Gedächtniß löscht erst das Verbrechen aus,
Wann es gesühnt. – Was half es mir, daß ich,
Als reifer Mann, der Jugend Thorheit tief
Beklagte, daß ich gern die rechte Hand
Gegeben hätte, ungescheh'n die That
Zu machen – ach! der strenge Richter kennt
Die Reue nicht: er straft. Die Reue kann
Der Strafe wilde Pein nur lindern. – –
(nach einer Weile.) Muth!
(Er geht rasch und gefaßt auf den Boten zu.)
iii164 Mein edler Jüngling, willst Du mir berichten,
Wie Richard von Caserta mich verrieth?

Bote.

O König Manfred, dürft' ich schweigen, oder,
Hätt' doch der Graf Jordanus einen And'ren
Für mich gesandt!

Manfred (gerührt).

Du bist ein wack'rer Jüngling.
Erzähle.

Bote.

Als die Nachricht zu uns drang,
Daß noch im Lauf des Tags die Mannen Carl's
Den Fluß erreichen würden, suchte Graf
Caserta meinen Herrn auf und begann:
»Sehr würd'ger Graf Jordanus,
»In letzter Nacht sah ich im Traum das Heer
»Des Provençalen, in geschloss'nen Reih'n,
»Jenseit der Brücke. Carl von Anjou, leicht
»Erkennbar an dem gold'nen Kronenhelm, –
»Stand vor dem Heer, umringt von vielen Rittern.
»Er hob die Hand und deutete nach uns
»Und sprach: »»Ihr seid wohl nicht der Meinung, Freunde,
»»Daß wir die Brücke stürmen und dem Feind,
»»Der stark verschanzt und reich an Zahl dort wartet,
»»Mit toller Kühnheit in den Rachen laufen.
»»Ihr denkt vielmehr mit mir, daß wir den Feind
»»Umgehen, längs des Flusses aufwärts zieh'n,
»»An einer seichten Stelle rasch den Fluß
»»Durchwaten und dann fröhlich weiter wandern
»»Im Land des Ketzers, ohne Opfer, ohne
»»Verlust von einem einz'gen Mann.«« »Mir lief
»Ein eis'ger Schauer durch die Glieder, Graf,
»Bei diesen Worten. Herr des Himmels! dacht' ich,
»Was ist zu thun? – Noch sann ich hin und her
iii165 »Da brachte eine weise Taube mir
»Ein Blatt. Ich rollt' es auf und las: »»Wenn Du
»»Den König, Deinen Herrn, recht liebst und ihn
»»Bewahren willst vor einem großen Unglück,
»»So ziehe morgen von der Brücke Dich
»»Zurück und theil' Dein Heer. Die Einen stellst Du
»»Nicht weit davon zur Linken und die And'ren
»»Zur rechten Seite auf und so versteckt,

»»Daß unbewacht die Brücke scheint. Wenn dann
»»Der Feind sich naht und, Niemand sehend, halb
»»Auf's andre Ufer vorgedrungen ist,
»»Brecht Ihr hervor. Ihr schneidet diese Mannen
»»Von Denen, die noch jenseits stehen, ab,
»»Nehmt sie in Eure Mitte und zermalmt sie.
»»Was dann noch auf der Brücke steht und jenseits,
»»Ist ohne Macht, kopflos, so gut wie todt.««
»Als ich gelesen hatte, wacht' ich auf.
»Was haltet Ihr von diesem Traum, Herr Graf?«
Mein guter Herr hat ernst den Kopf geschüttelt
Und ihm erwiedert, daß der König deutlich
Befohlen habe: nicht den Feind in's Land
Zu lassen. Ungehorsam bringe Unglück.
Das wollte Graf Caserta nicht bestät'gen.
»Der König,« sprach er, »hat sein voll Vertrau'n
In mich gesetzt. Mich bindet kein Befehl.
Der König weiß, daß man im Krieg an Ort
Und Stelle nur Entscheidung treffen kann,
Und hat mit Klugheit mich durch Nichts gebunden.«
Dann suchte er mit großer Kunst der Rede
Von Neuem seinen Schlachtplan zu vertheid'gen;
Doch mein geliebter Herr blieb dabei steh'n,
Daß sehr gewagt das Unternehmen sei
Und unglückselig seine Folge, wenn
Es uns mißlingen sollte. Da sprach kühl
Der Graf Caserta: »Würd'ger Herr, ich wollte
iii166 Den Ruhm des schönen Siegs Euch theilen lassen.
Ihr weist das Anerbieten ab. Ich werd'
Allein jetzt handeln. Ich befehle Euch,
Sogleich mit Euren Deutschen aufzubrechen
Und Stellung in dem Wald, östlich der Brück'
Zu nehmen. Seht Ihr mich im Kampf, so greift
Ihr an. Lebt wohl.« Von Schmerz erfüllt, blieb Graf
Jordan im Zelt zurück. Ich hört' ihn schluchzen.
Doch brach er mit den Deutschen auf, da er
Nicht anders handeln durfte. Angekommen,
Gab' er die, nöthigen Befehle aus
Und harrte dann des Feinds.
                                        Carl kam. – Er fand
Die Stelle unbewacht und staunte lang.
Dann schickte er ein kleines Häuflein über
Die Brücke. Als die Mannen ungehindert
Des Weges weiter zogen, schickte er
Die ganze Vorhut nach und folgte selbst,
Begleitet von dem Kern der Truppen. Graf
Jordanus spähte, zitternd vor Erwartung,
Nach einem Zeichen Richard's von Caserta.
Umsonst! Dagegen sah er, wie die Nachhut
Jetzt auch den Fluß passirte. Ach! mein König,
Das ganze Heer des Provençalen stand
In Eurem Reiche, ohne Einen Schwertstreich.
Was war zu machen? Mit der kleinen Zahl

Der Deutschen Carl von Anjou's Heer zu trotzen,
Wär' doch nur sich'rer Untergang gewesen,
Und Herr, Ihr braucht jetzt alle Eure Kräfte.
Mein guter Herr war außer sich. „O Gott!«
Hat er gejammert, »warum wollte mir
Der König keinen Glauben schenken. Wehe!
O Undank! schwarzer, schändlicher Verrath.«

Manfred.

Wo ist mein Oheim eben?

iii167

Bote.

Herr, er zog
Sich nach Isernia hin.

Manfred.

Wenn Du gestärkt bist,
So reite zu ihm und ersuche ihn,
Mit seinen Mannen sich nach Benevent
Zu schlagen.
(Zu den Anderen:) Meine lieben Freunde! Schwer
Ist mir der Kopf; ich sehne mich nach Ruhe.
Verlaßt mich jetzt.

Theobald (feurig).

Herr! Wollte Gott, daß wir
Euch uns're glühn'de Liebe zeigen können.

Manfred (sieht sie fest an).

Ja! Ihr seid mir getreu. Das spür' ich in mir.
Lebt wohl. (Alle ab, außer Violante.)

Achter Auftritt.

Violante. Manfred.

(Beide stehen einige Zeit in Gedanken; dann geht Manfred
langsam auf Violante zu und ergreift ihre Hände.)

Manfred.

Du bist zu spät gekommen, Schwester! – –
Ich habe einen treuen Gatten Dir
Geraubt und mir den Freund. – Die Schuld ist groß!
(Sie schluchzet laut. Er küßt sie auf die Stirne.)
Laß von der Klage, traute Schwester – Trost
Kann ich nicht geben; denn mir blutet selbst
Das Herz aus tiefer Wunde.– Geh' zur Kön'gin.
(Er führt sie bis zur Thüre. Sie tritt mit verhülltem Gesicht über die Schwelle.)

iii168

Neunter Auftritt.

Manfred (allein).

Wer kennt den inneren Zusammenhang
Der Dinge? Wer? – Der Mensch mit seinem schwachen
Und endlichen Verstand kann zwar zerstören –
Doch aus den Trümmerhaufen kann er Nichts
Erbau'n, auch auf der leeren Stelle nicht
Ein neues Haus begründen. – – Hat ein Gott
Mich streng gerichtet – zornig – und vollstreckt,
Wer es auch sei, das harte Urtheil, oder
Vollende ich ein Schicksal, das ich frei

Erwählet, eh' mir diese Hülle ward?
(Er geht aufgeregt auf und ab.)
Merkwürdig! Was bedeutet denn
Der Einzug Carl's in meine schönen Lande,
Was der Verrath von einem einz'gen Mann?
War ich nicht mehrmals schon von feindlicher
Gewalt gedrängt bis an die letzte Klippe
Des Königreichs und habe doch gesiegt? –
Steh'n Hundert für den Einen mir nicht treu
Zur Seite? und – und doch! ich bin gelähmt
Und wie zerbrochen fühl' ich meine Krone.
(Er setzt sich an den Tisch und stützt müde den Kopf auf den Arm. Nach einer Pause:)
Und deshalb hätt' ich nur gekämpft, gerungen?
Wenn Dies das Ende eines großen Lebens
Sein soll, warum hast Du, Natur, den Keim
An's Licht des Tags gelockt, warum verblieb
Ich nicht in ew'ger Ruhe, ew'ger Nacht!
(Er läßt seinen Kopf sinken und verfällt nach kurzer Zeit in einen Halbschlaf.)
(im Traume.) O meine herzig-lieben Kinder! – Wie
Sie hold im Schlafe lächeln, – eng verschlung'n
Die Aermchen, – Ihr unschuld'gen Lämmlein. – – –
iii169 O!
Erhalt' sie mir, allmächt'ger Geist im Weltall. – – –
Der gold'ne Reif gefällt Dir, Beatrice? – –
Du sollst ihn tragen, süße Braut des Kaisers – – –
Dann heilet auch die alte Wunde meiner
Herrschaft. – – –
(voll zornigen Entsetzens, plötzlich:)
Wer legt die Hand auf meine Kinder? –
Wahnwitziger, zurück! – Siehst Du es nicht?
Ihr Vater wacht und schützet ihren Schlaf. –
(Er krümmt sich krampfhaft; mit erstickter Stimme:)
Du bist gewaltig – – Du bezwingst mich – ah!
Wer bist Du? – Schlage Dein Visir zurück! – –
Ich bin verloren!
(verzweifelt.) Gnade! Gnade für
Die Kleinen!
(bestürzt.) Herr des Himmels, Carl von Anjou!
Nein! Nein! und doch – die Züge ändern sich – –
Du, Conrad? – o! – o! – o! – – – –
Was willst Du mit
Dem Becher? (Schaudernd.) Fort! –
Ich war's ja nicht – es war
Der Saracene – fort! – Ich will nicht trinken –
Ich muß? – Wer kann mich zwingen? – –
(stöhnend). Gift .. Gift ...
(in steigender Angst und Wuth.) Carl
Von Anjou, zerre meine Kinder nicht – –
O Conrad, halt' mich nicht . . nein! halt' mich nicht ....
Er schleift sie an den Haaren ... meine Kinder!
Los – laß mich los – – los – –
Tod und Teufel, er

Erwürgt sie – Conrad! – Conrad! – – –
(Mit einem gellenden Schrei wacht er auf und erhebt sich taumelnd.)
(langsam zu sich kommend.) Es – war nur –
Ein Traum! – Im Wachen ahne ich den Tod,
Im Traume sehe ich mich todt. Im Wachen
Befällt mich Zittern für mein Hans, im Traum
Bricht es zusamm'n. Oft überspringen Träume
Die Zeit … Giebt's keine Rettung? … Muß ich fallen? –
(Er steht eine Weile in düstres Nachdenken versunken. Plötzlich richtet er sich in kraftvoller Haltung wieder auf. Mit stolzer Energie:)
Nein! Lod're hell zur Flamme auf, Du Funke
Glücksel'ger Thatkraft! – Eine Brust, die will,
Ist fast allmächtig! – Ja, noch helfen wir
Das Schicksal zu gestalten, und wir sind
Nicht seine Sclaven! – –

Vierter Act.

iii171

Erster Auftritt.

Dasselbe Zimmer wie im 3. Act.

Manfred. Benincasa.

Manfred.

Mein lieber Benincasa, an den Mauern
Des starken San Germano muß die Macht
Des Feindes brechen, der, durch schändlichen
Verrath die feste Grenze meines Reichs
Bewält'gen konnte. Mit Besonnenheit
Und gutem Muth wär' es nicht schwer gewesen,
Ihn dort schon zu vernichten: Gott hat's nicht
Gewollt. Ich beuge mich vor ihm, ich muß.
Ich nehme das Commando in der Festung
Jetzt an mich; doch führt mich ein Ausfall fort,
Bist Du in diesem Hause wieder Herr.
Ich lege es in Deine treuen Hände,
Und mit ihm auch das Theuerste, was ich
Besitze. Unbeständig ist das Glück
Des Kriegs. Ich weiß, daß Du mich liebst.
Wenn sich der Himmel gegen mich verschwört,
Wirst Du die Gattin und die Kinder retten?

iii172

Benincasa.

Herr! großen Dank für das Vertrauen. Ruhig
Könnt Ihr dem Feind entgegengeh'n.

Manfred.

So laß
Den unterird'schen Gang schon jetzt erhellen
Und flinke Pferde an den Ausgang bringen.

Benincasa.

Ja Herr!

Manfred.

Und jetzt noch eine Frage. Sind
Der Festung Thore alle scharf bewacht,
Die Mauerthürme wohl bemannet?

Benincasa.

Wie
Ihr es befohlen habt, steht Alles da.
Indessen muß ich Euch mit Ehrfurcht melden,
Daß der bedauerliche Streit des Emirs
Mit Graf Anglano sich verbreitet hat.
Die Truppen sind sehr aufgeregt. Schon gestern
Bedrohten Saracenen und Apulier
Einander, höhnten ohne Maaß und schimpften
Gewaltig. Graf Anglano sucht die Sein'gen
Mit lobenswerthem Eifer zu beruh'gen,
Den Brand zu dämpfen – aber Sidi Ali
Läßt sich nicht sehen und die helle Wuth
Der Saracenen raset ohne Zügel.

Manfred (betroffen).

Ich hatte diesen Streit vergessen. Schnell
Schaff' mir den Emir her, – ich muß ihn sprechen
Und ihn besänft'gen.

Benincasa.

Herr, ich eile! – (ab).

iii173

Zweiter Auftritt.

Manfred allein.
Man hört einen schallenden Trompetenstoß.

Manfred (erstaunt).

Was
War Das? – (Das Signal wird noch zweimal wiederholt.)
Wär' Carl schon da? (Er öffnet ein Fenster.)

Rudolf (eintretend).

Der Wächter auf
Des Thurmes Söller sieht die Feinde, Herr.

Manfred.

Ruf' schnell den Hauptmann meiner Wache. (Knappe ab.)

Manfred (allein).

Endlich! – –
Seid mir gewogen, gute Geister!

Ein Hauptmann (eintretend).

Herr?

Manfred.

Mach' eine Runde durch die Stadt und schärf'
Den Mannen an den Thor'n und auf den Wällen
Die größte Vorsicht ein. Der Feind ist da.
Ich komme selbst in wen'gen Augenblicken. (Hauptmann ab.)

Rudolf (anmeldend).

Der Emir Sidi Ali, gnäd'ger Herr. (Ab).

Dritter Auftritt.

Sidi Ali tritt gesenkten Hauptes, langsam ein.
Manfred wendet sich um und blickt ihn strenge an.

Ali.

Was will der große König von dem Todten?

iii174

Manfred.

Dem Todten? – Hat die Wuth Dich toll gemacht?

Ali.

O! daß Du Wahrheit sprächest, daß der Faden,
Der uns mit der Vergangenheit verknüpft,
Zerrissen wär'. O! daß die Schmach, die mich
Bedeckt, nicht mehr die Seele wild zerreiße!
Ich bin lebendig todt. Ich bin, trotz vollem
Pulsschlag, gestrichen aus dem Buch des Lebens. –
Was willst Du, Manfred, von dem todten Emir?

Manfred.

Wenn Du ein Todter bist, weil Deine Ehre
Beflecket ist, so wasche ich sie rein
Und wecke Dich zu neuem Leben.

Ali.

Sohn
Des Kaisers! Blut ist meinem Wund entquollen –
Nur Blut kann meine Ehre rein'gen.

Manfred.

Ich
Erkläre Dich für rein und rein stehst Du
Vor Deinem Herrn und König.

Ali. (traurig).

Sohn des Kaisers!
Das nimmt kein Theilchen von der Schande fort,
Die mich bedeckt.

Manfred (ungeduldig).

Und was verlangst Du, Emir?

Ali.

Den Kopf des Grafen!

Manfred.

Sidi Ali, wer
Hat Euren Streit begonnen?

iii175

Ali.

Er hat mich
Zuerst geschmäht und Deine treusten Knechte.

Manfred.

Nein! Du hast ihn begonnen. Mich hast Du
Zuerst geschmäht. – Ich stehe viel zu hoch,
Als daß der ekle Schmutz aus Deinem Munde
Mich treffen könnte – aber ihn, den Grafen,
Hat er getroffen und er mußte Dir
Vergelten! – Eh' der Graf Dich schlug, hast Du
Mit frecher Zunge feige ihn genannt,
Ihn, der in hundert Treffen seine Brust
Dem Tod für mich geboten hat, indeß
Auf Deiner ich umsonst nach Narben suche,
Die einst als Wunden bluteten für mich.
Glaubst Du, Du könntest ohne Strafe schmäh'n?
Wenn Dich Anglano feig' gescholten hätte,
Was hättest Du gethan? – –
Du schweigst? – –
Elender!
Ich habe Dich aus Africa, wo Du
Mit wilden Thieren in der Wüste lebtest,
Mit gnäd'gem Sinne in mein Reich gerufen.
Mit meinem Mantel hab' ich Dich bedeckt;
Ich habe Dich gelabt mit Speis' und Trank;
Ich habe Dir, dem ruhlos Wandernden,
Dem Heimathlosen, eine Heimath
Gegründet und zum Fürsten Dich erhoben.
Du bist die Ursach' dieses Krieg's, der mich
Auf meinem Thron erschüttert, weil ich Dich
Nicht wieder in die Wüste stoßen wollte,
Wie es der Bischof Rom's von mir verlangte.

Und Du Verworfener vor Allah, wagst
Zu sagen, Du gehörtest mir nicht ganz?
(Er faßt ihn am Arme und schüttelt ihn heftig).
iii176 Wenn ich Dich peitschen lasse, bis auf’s Blut
Und dann Dich rein erkläre in der Ehre,
So bist Du rein; denn ich, Dein Herr und König,
Bin Herr und König über Deine Ehre,
Die Ehre eines Sclaven. –
(Der Emir steht wie vernichtet, indeß Manfred aufgeregt auf- und abgeht. In versöhnterem Tone:)
Es liebt Allah’s Prophet, den Sinn der Starken
Auf Augenblicke ganz in Nacht zu hüllen,
Auf falsche Fährte ihren Fuß zu lenken.
Dann nimmt er die Verblendung weg, und traurig
Gewahren sie, wie schwach der Mensch sei, wie
Bedürftig, und wie mächtig der Prophet.
Er führet Dich durch mich zurück. –
Der Feind
Steht vor den Thoren. Auf! Die Stunde schlägt,
Wo Du mir danken darfst für meine Milde.
Und wenn der Himmel wieder heiter ist
Und noch Dein Herz nach Sühnung schreit, so geh’
Ich selbst den Kampfplatz ab und Allah mög’
Den Streit entscheiden. – Deine Saracenen
Bedrohen die Apulier – ihre Wuth
Wallt ohne Maaß – auf! Sidi Ali! eil’
Zu ihnen –

Rudolf.
(erschrocken hereinstürzend).
Herr, o Herr! Der Feind ist in
Der inner’n Stadt. Die Saracenen haben
Vom röm’schen Thore sich zurückgezogen.
Der Feind hat es geseh’n und hat das Thor
Gesprengt.

Ali.
(Den Knappen entsetzt anstarrend).
Beim Sarge des Propheten!
(Er stürzt verzweiflungsvoll hinaus.)

iii177

Manfred (zum Knappen).
Schnell!
Gieb mir den Schild, den Helm.
(mit dem Fuße stampfend.) Geschwind!
(indem er den Helm festbindet.) Es ist
Nicht möglich, daß an *solchen* Wunden ich
Verbluten soll. –
(furchtbar.) Weh euch! – Weh euch! Mit Ruthen
Will ich euch zücht’gen, daß ihr euch verwünscht
Und eurer Mutter Leib verflucht. – Die Geißel
Des harten Zwingherrn kann allein euch bänd’gen.
Ich Thor! Ich wollte euch mit Milde zähmen:
Nun ernte ich die Früchte meiner Güte.
(Manfred und Rudolf ab.)
(Die Sturmglocke fängt an zu läuten.)

Vierter Auftritt.

Helena, auf Violante gestützt, tritt mit den Kindern ein.

Helena.

O Violante! welche Trauerkunde!
Die Stadt vom Feind besetzt! Wie konnte Das
Gescheh'n? O edles Haus der Hohenstaufen,
Dein Stern erbleicht und sinkt in's Meer.

Violante.

Faß Muth.
Es lebt ein Gott, und was Er Großes, Hehres
In's Dasein rief, um zu dem höchsten Ziel
Die träge Menschheit treu zu führen, löscht
Des Zufalls Athem nicht in zwei Secunden.
Das Haus der Hohenstaufen ist noch nicht
Mit seiner Aussaat für die Zukunft fertig;
D'rum läßt es Gottes Hand nicht sinken, Schwester!

iii178

Helena.

Zu schwer ist meine Last. (Sie sinkt auf das Ruhebett.)
O Manfred!

(Die Kinder drängen sich ängstlich um sie. Violante tritt an ein Fenster und blickt aufmerksam hinaus.)

Helena
(nach einer Weile).

Was siehst Du?

Violante.

Nichts. Die Straß' ist leer und todt
Doch eben kommen eilig flieh'nde Schaaren
Von unten her.

Helena (gespannt).

Franzosen?

Violante
(mit versagender Stimme.)

Nein, Apulier.

Helena.

O Gott!

Violante.

Ein Ritter tritt in ihren Weg –
Sie halten ein – er spricht mit ihnen heftig –
Sie kehren um und eilen muthig vorwärts –
Die Straße ist von Neuem leer. – –
Jetzt dringt
Von oben eine große Masse her.
Ein dicker Knäu'l von Fliehenden wälzt sich
Nach dem Palast.

Helena.

Es sind?

Violante (freudig).

Franzosen.

iii179

Helena

(mit einem Blick zum Himmel).
Dank!

Violante.

Sie kommen näher – und jetzt seh' ich auch
Die Uns'ren. – Wen'ge Ritter nur und – Manfred
Auf seinem Rappen. – – O berauschend Bild! –
Der Helm ist ihm vom Kopf gefallen – wild
Schlägt er mit seinem Schwerte in die Menge –
(in ausbrechendem Entzücken) Du herrl'cher Bruder! –
Wie Du schön bist – schön
Im Blut der Feinde! – Welche Hiebe! – Bei
Der heil'gen Jungfrau, wie der Hörige
Das Gras, so mähet er die Provençalen.
O wär' ich bei Dir, könnt' Dir helfen, Du
Mein Stolz und meine klare Augenweide. –
Wie schön Du bist! – –
(Sie hält plötzlich ein.)
(bestürzt.) Gott! hätte ich zu früh
Frohlockt? – Die Feinde machen Halt – sie werfen
Sich Alle auf den König – Da – er fällt –
Ich sehe Nichts mehr, das Gemenge ist
Zu schrecklich. – –
(Sie verhüllt ihr Gesicht und wendet sich einen Augenblick ab.)

Helena
(sinkt auf die Kniee).

(betend.) Vater in dem Himmel – sieh'
Mich an – erhör' mein Fleh'n! Errette Manfred!

Violante
(die von Neuem an das Fenster getreten ist, aufjubelnd.)

Ha! Die Franzosen fliehen wieder. – Kaum
Ein Häuflein noch. Die Meisten sind erschlagen.
Manfred verfolgt sie – eben kommen sie
Vorüber –
iii180 (laut rufend.) Manfred! – Bruder! – O, er hört
Mich nicht – des Herzens Hochfluth macht ihn taub.
Er stürmt vorbei. – –
Die Straß' ist wieder leer.
(Die Sturmglocke hört auf zu läuten.)

Fünfter Auftritt.

Benincasa
(tritt ein und eilt auf die Königin zu).

Vieledle,
Erlauchte Königin. Ich komm', um Euch
Zu melden, daß das Glück uns wieder lächelt.
Erbittert durch den Streit des tapf'ren Emirs
Mit Graf Anglano und im Glauben, Euer
Gemahl hätt' Sidi Ali fesseln lassen,
Entschlossen sich die Saracenen, nicht
Zu kämpfen und verließen ihre Posten.
Philipp von Montfort nahte sich dem Thor
Und fand es unbesetzt. Schnell sprengte er
Es auf und stürzte sich mit seinen Mannen

In die erschreckte Stadt. Der Graf Anglano,
Stets wach, wann sein Gebieter in Gefahr steht,
Trat ihnen in den Weg und schlug sich durch,
Um neuer Feinde Andrang zu verhindern.
Es glückt' ihm auch, das Thor zu schließen.
Die Eingedrung'nen waren abgeschnitten.
Indem sie vorwärts eilten, kam der Emir
Wuthschnaubend, wie auf Sturmes Schwingen, an,
Und seine Saracenen grüßten sie
Mit einer ganzen Wolke gift'ger Pfeile.
Sie fielen wie die Mücken bei dem ersten
Frost. Wer noch übrig blieb, schlug sich hierher,
Und unser tapf'rer König fällte Alle.
(Die Sturmglocke fängt wieder an zu läuten.)

iii181 Helena.

Laßt uns dem Himmel danken.

Violante.

Benincasa,
Hört Ihr die Glocke wieder läuten? Das
Bedeutet neuen Sturm. – O geht, geht, Ritter,
Und seht, was vorgefallen ist.
(Sie tritt an das Fenster zurück.)
(Benincasa ab.)

Sechster Auftritt.

Helena
(führt die Kinder vor ein Muttergottesbild an der Wand).

Kommt Kinder!
Wir stehen in der Hand des ewigen Vaters.
Er kann uns fallen lassen, wie das Laub
Vom Baum – er kann uns sicher halten, wie
Die gold'nen Sterne. – Bice, Friedrich, Enzel –
Er hört der Kinder leises Flehen gern.
Laßt' uns zusammen für den Vater beten.
(Sie knieen Alle nieder.)

Violante.

Um meine Augen ziehet sich ein Flor
Und in mir woget ein chaotisch Treiben.
Todtwund, todtmüde bin ich. –
(auf Helena und dann zum Himmel blickend.) Hör' ihr Fleh'n:
Ich kann nicht beten. – –
(Pause.)

Siebenter Auftritt.

Benincasa kehrt mit verstörten Zügen, schwankend, zurück.

Violante
(rasch auf ihn zugehend).

Still! O stört sie nicht.
iii182 Ihr bringt verhängnißvolle Nachricht. Schont sie.
(Während Benincasa spricht, dringt verworrener Lärm immer näher.)

Benincasa.

Vieledle Fraue – Alles ist verloren!
Ein muth'ger Provençale von den Ersten,

Die eingedrungen war'n, entkam dem Blutbad
Und pflanzte keck auf einen Mauerthurm
Die Fahne Carl's von Anjou auf. Der Feind,
Im Wahne, Montfort hätt' gesiegt, griff mit
Der ganzen Macht die Stadt im Süden an
Und drang, trotz allem Widerstand der Uns'ren,
Siegreich in San Germano's Mauern ein.
Todt sind der Graf Anglano, Sidi Ali, – –
(überwältigt von Schmerz)
Todt ist mein eig'ner Sohn Camillo, – todt
Fast alle Deutschen und die Saracenen.

Violante.

Wo ist mein Bruder?

Benincasa (zögernd).

Gräfin –

Violante (erschreckt).

Großer Gott!
Was wißt Ihr?

Benincasa.

Nichts. Er war verschwunden.

Violante (händeringend).

Herr
Der Gnade! er ist todt.

Benincasa.

Nein – Gräfin nein!
Den König schützt der Himmel.

iii183

Violante
(nach der Thür blickend).

Ihr habt Recht,
Da ist er.

Achter Auftritt.

Manfred tritt ohne Helm und schwankenden Schrittes ein.
Sein Haar hängt wirr über die Stirne und seine Kleider
sind mit Blut bespritzt.

Violante
(eilt ihm entgegen).

Manfred, welcher Tag des Jammers!

Manfred
(geht auf Helena zu und zieht sie empor).

Steh' auf – Er hört Dich nicht – Er ist ein Gott
Des Zorns, kein Gott der Gnade.

Helena
(sinkt an seine Brust).

O, mein Gatte,
Er führt uns dunk'le Wege, aber immer
Ist er barmherzig und von großer Güte.

Manfred (hastig).

Geschwind – wir müssen fliehen – Alles ist
Verloren – Tausende von meinen Tapf'ren
Sind todt – wir sind der Ueberzahl erlegen –

Uns rettet nur die Flucht. Die Feinde folgen
Mir auf der Ferse nach –
(Man hört Waffengeklirr.) Hört ihr? Sie wollen
Den stolzen Hohenstaufen und sein Weib
In Ketten hinter Carl von Anjou seh'n.
iii184 Geschwind durch den geheimen Gang in's Freie
Und dann nach Benevent.

(Er hebt Beatrice und Heinrich auf seine Arme.)

Helft mir, Herr Ritter!

(Benincasa nimmt Friedrich.)

Violante (im Abgehen.)

Es bleibt die Schlacht. – Noch sind wir nicht vernichtet!

Fünfter Act.

iii185

Erster Auftritt.

Ein Saal im Schlosse von Benevent.

Manfred sitzt, über einen Haufen Papier gebeugt, an einem Tisch und liest eifrig. Violante steht an einem offnen Fenster.

Violante
(geht auf Manfred zu und legt ihre Hand auf seinen Kopf).

Gönn' Dir jetzt einen Augenblick der Ruhe.
Zwei Nächte schon hat Dich kein Schlaf erquickt,
Und deine Augen liegen hohl und matt.
Der Morgen graut; wer weiß, was uns der Tag
Heut' bringt. Er finde Dich gestärkt und munter.

Manfred.

Ich flieh' den Schlaf nicht, er flieht mich. Kann ich
Ihn zwingen, Schwester? – Außen mag ich wohl
Verstört und müde scheinen, aber hier
(er deutet auf seine Brust.)
Im Innern, sind entfesselt alle Kräfte.
Mir ist, als harre auf ein Fest die Seele.
Ich fühle Dinge von mir abgestreift,
An die ich schon als Kind gekettet war,
Und and're nahmen ihre Stelle ein,
Die ich als thöricht stets verlachte. Wahrlich,
An einem Strahl des Unglücks reift die Frucht
iii186 Des Lebens schneller als am vollen Schein
Des Glücks. Wenn ich mich mühsam nicht bezwänge,
Ich würde weinen wie ein Kind. Es ist
Höchst sonderbar.

Violante (unruhig).

Mein Bruder, Du erschreckst mich.

Manfred.

Ich hatte einen Traum in letzter Nacht,
Der mich verfolgt. Erst war er hell, dann trübe.
Ich stand im Hof der Staufenburg in Schwaben.
Mit innigem Behagen, herzensfroh,
Besah' ich ihre stolze Pracht und dachte:
»Heil Dir, Du Wiege einer neuen Zeit!«
Ich sah mich wieder spielen auf dem Wehrplatz
Und ringen mit den beiden Junkern Rechberg.
Dann hört' ich uns'res Vaters herzlich Lachen,
Als ich mit List den ält'ren Rechberg hinwarf,
Und sein gemüthlich Wort: »Laßt ab von Dem!
Ihn hat die Sonne Welschlands ausgebrütet –
Er steckt euch Alle in die Küraßtasche.«
So ward die ganze Kindheit wieder wach. –
Da stürzte plötzlich von dem Thurm das Banner
Jäh vor mich hin – erschreckt prall' ich
Zurück. Indessen kommt der Söller nach –
Ihm folgt der Thurm – dem Thurm die ganze Burg.
Kein Stein blieb auf dem and'ren und inmitten
Des ungeheuren Trümmerhaufens stand
Ich zitternd. Doch nicht lange, denn der Boden

Brach ein und riß mich nach, und über mir
Vereinten sich zu einem Berg die Steine.

Violante (tief ergriffen).

O Bruder – Bruder!

(Sie umarmt ihn leidenschaftlich. Er macht sich sanft los
und geht an das Fenster, von dem er sich sofort, mit einem
Ausruf freudigen Erstaunens, wieder in das Zimmer zurückwendet.)

iii187

Manfred.

(lebhaft.) Endlich wird mir Kunde
Von Carl und seinem Heer.

(Indem er rasch auf die Thüre zugeht, tritt durch diese schon der Knappe ein.)

Rudolf.

Ein Bote.

Manfred.

Laß
Ihn vor. (Knappe ab.)

(Der Bote tritt herein.)

Bote.

Vom Commandanten Capua's, Herr!

(Er überreicht dem König einen Brief.)

Manfred.

Schon gut. (Bote ab.)

Manfred (liest laut).

»Der Feind hat Capua vermieden
Und ziehet in die Eb'ne Benevent's.«

(Er faltet das Papier nachdenklich zusammen und wendet
sich dann zu Violante.)

Hast Du's gehört, Viola? Carl von Anjou
Ist auf dem Weg hierher. Ich bitt' Dich, führ'
Die Gattin und die Kinder jetzt zu mir. (Violante ab.)

Zweiter Auftritt.

Manfred.

(geht an die Thüre und winkt dem Knappen).

Wo sind die Capitäne meines Heers?

Rudolf.

Sie harren der Befehle Eurer Hoheit
Im Kaisersaal.

iii188

Manfred.

Sie sollen zu mir kommen. (Knappe ab.)

Manfred (allein).

Willkomm'ne Botschaft! – Denn es sehnet sich
Mein Herz mit aller Macht nach einem Ende,
Sei's gut, sei's schlimm. Das Schicksal ruft mich, ruft
Mich laut – Wohlan! Ich bin bereit zu folgen,
Ob auch die Vorsicht warnt und anders räth.

Dritter Auftritt.

Jordanus und Galvan Lancia, Capece, d'Annibale,
Procida, Sidi Adel, Conrad Caserta und mehrere
andere Barone treten ein. Sie begrüßen den König ehrerbietig
und stellen sich dann im Halbkreis vor ihm auf.

Manfred
(nachdem er leuchtende Blicke über sie hin geworfen hat,
mit erhobener Stimme:)

Wer jetzt noch zu mir hält, nachdem der Feind
Siegreich in's Herz des Reichs gedrungen ist
Und, allem Anschein nach, ein finsteres
Geschick mein Ende will – Der ist mir treu! –
Bei meines Vaters Blut! Für einen König,
Dem offenbar der Himmel zürnet, wahrlich!
Noch eine schöne Menschenhülfe. – Glaubt mir:
Die Krone Alemanniens wär' mir nicht
So werth, wie Einer von Euch Herrlichen.
Bei meinem großen Vater! – –
(Conrad Caserta bemerkend, hart:)
Was sucht Ihr hier, Graf Conrad von Caserta?

Conrad.
(tritt vor und läßt sich auf ein Knie nieder.)

Mein gnäd'ger Herr. Laßt nicht den Sohn entgelten,
Was Schimpfliches der Vater that. Gebt mir
iii189 Vielmehr Gelegenheit, mit meinem Blut
Den Flecken auszutilgen, den er, ach!
Auf uns'res Hauses reines Wappen brachte.

Manfred.

Wie soll ich Dir vertrauen, frag' ich Dich?
Dein Vater sprach noch traute liebe Worte,
Als er schon längst beschlossen hatte, mich
Zu täuschen.

Conrad (erhebt sich).

Herr! Ich will den Vater nicht
Entschuld'gen. Schmachvoll, wie ich sagte, war
Sein Thun und ein Verbrechen – aber, Herr,
Was zwischen Euch und meinem Vater lag –
Liegt zwischen Euch und mir nicht; und Ihr wißt,
Wie innig schon, als Kind, ich an Euch hing.
Und solltet Ihr in Eurem schweren Zorn
Unschuldige und Schuldige vermengen,
So werde ich Euch aus der Ferne folgen
Und Euch bewachen wie ein treuer Hund.

Manfred (reicht ihm die Hand).

Du hast mich überzeugt. Sei mir willkommen. – –
Vielliebe und erlauchte Herrn des Reichs!
Das kühne Unternehmen Carl's von Anjou,
Vor wen'gen Wochen noch verlacht, verhöhnt,
Scheint, wie durch Zauberei, auf gradem Weg
Zum vollen Sieg. Wie Einer, der sein Haus
Aus Felsen baute, es mit Allem klug
Umgab, was es vor Wind und bösem Wetter,
Vor frechem Einbruch und der Luft Verpestung
Beschützte und es dennoch fallen sieht
Durch tückische Gewalten in den Schooß
Der Erde, die der Mensch nicht binden kann –
Wild hebt er seine Faust zum Himmel auf,
Im schmerzlichen Bewußtsein seiner Ohnmacht –

iii190 So mußt' ich seh'n, wie mein durchdachtes Werk
An Zufäll'n nied'rer Art wie Glas zerbrach. –
Doch steigt der Muth der Starken ebenmäßig
Mit wachsender Gefahr. Des Unglücks Schläge
Erhöhen seine Thatkraft, geben ihm
Den klaren Blick und heben seine Seele.
Und überdieß, was habe ich bis jetzt
Verloren? Wenn mein Reich, wie viele and're,
Im Norden kein natürlich furchtbar Bollwerk
Und keine feste Stadt bis hierher hätte,
Stänď ich dann nicht, wo ich jetzt stehe, Freunde?
Vergang'nes Unglück wollen wir vergessen.
Bereiten wir uns vor, in ernster Schlacht
Die freche Räuberbande zu vernichten.
Der Provençale zieht nach Benevent –
In wen'gen Stundeil muß er hier sein – auf denn!
Er finde uns als einen Wall von Eisen.

(Die Barone ziehen begeistert die Schwerter.)

Jordanus Lancia (vortretend).

Geliebter Herr! Von Jugend auf hast Du's
Gehalten, daß in jeder wicht'gen Frage
Um Dein und Deines Landes Wohl, Du Dich
Mit uns berathen hast. Aus dieser Sitte
Nehm' ich den Muth, auch jetzt zu Dir zu sprechen,
Dich flehentlich zu bitten, einen Kampf
Mit Carl von Anjou zu verschieben, bis
Die Truppen aus Sicilien und Apulien
Zu uns gestoßen sind. In San Germano
Sind über fünfzehnhundert Mann gefallen,
Darunter uns're besten, stärksten Züge.
Deshalb ist gegen Carl's verwegne Schaar
Jetzt unser Heer zu schwach. Bedenke, Herr,
Daß diese Schlacht Entscheidung bringen muß.
Sie ist ein einz'ger Wurf auf Tod und Leben.
iii191 Wenn ich das Bild des Zweikampfs wähle, kämpfst
Du nicht, wie Du es willst, der Rüstung bar
Mit einem Gegner tadellos gepanzert?
Kann da ein guter Ausgang möglich sein?
Bedenke ferner, daß der Feind, wenn Du
Ihm ausweichst, elendlich verderben muß.
Wie uns Berichte melden, stieg die Noth
Des Hungers schon so hoch, daß ekles Fleisch
Verfaulter Thiere man begierig ißt,
Und schwere Seuchen ungehindert wüthen.

Theobald.

Erlaubt mir, würd'ger Herr. Das Glück des Grafen
Hat ihm die blöde Menge zugewendet,
Die, nur um Hab und Gut mit Ernst besorgt,
Dem Manne schnell sich unterwirft, der ihr
Den größ'ren Schutz gewähren kann. Wo Carl
Sich zeigt, drängt sie sich zu ihm und erkennt
Ihn an. Wenn wir uns nun zurückzieh'n, wird
Der Anhang Carl's von Stund' zu Stunde größer,

Sein Fuß wird immer fest'ren Boden finden,
Und, kehr'n wir auch mit einem stärk'ren Heer
Zurück, sind wir doch schlimmer d'ran, als jetzt.
Auch theil' ich Eure günst'ge Meinung nicht
Vom Heer des Grafen, noch die schlimme
Vom uns'ren. Uns're Truppen sind vielmehr
Im Vortheil. Frisch und aufgeweckt und muthig,
Umschaaren sie die Fahnen ihres Königs,
Indeß die Provençalen, wie Ihr selbst
Gesagt habt, ausgehungert, krank und schwach sind.
Ich denk': ein frisches, kräft'ges Hundert wiegt
Im Kriege mehr als ein ermattet Tausend.
D'rum bin ich für die schnellste Schlacht, die möglich.

Ein Ritter.

Ein langer Krieg verheeret auch zu sehr
Das Land, das kaum des Friedens Frucht genossen.

iii192

Manfred.

Ich danke, Oheim, Dir für Deinen Rath,
Doch folge ich der Stimme, die mich ruft.

Jordanus (dringend).

O Manfred, denke an Ceprano. Hör'
Auf mich. Du wagst zu viel.

Manfred (ungeduldig).

Mein ganzes Wesen
Sehnt sich nach einem Ende dieses Kampfs.
Kein Wort mehr, Oheim. Mächtig treibt's mich vorwärts,
Und keine Kraft des Himmels und der Erde
Kann mich noch halten.

(Knappe tritt auf.)

Rudolf.

Herr! Ein fremder Ritter
Verlangt, mit Euch zu sprechen.

Manfred.

Laß ihn ein. (Knappe ab.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen.

(Rudolf von Habsburg tritt ein. Sowie Manfred ihn erblickt, geht er raschen Schrittes auf ihn zu.)

Manfred.

Rudolf von Habsburg! – Ihr in Benevent?

Rudolf von Habsburg.

Wenn Ihr, mein güt'ger Herr und tapf'rer König,
Den Arm gebrauchen könnt, der einst im Dienst
Des Kaisers, Eures hohen Vaters, stand,
So ist er Euer.

Manfred
(ihm bewegt die Hand drückend).

O! – Das sieht Euch gleich!
iii193 Seid herzlich mir willkommen. Großen Dank,
Daß Ihr an mich gedacht habt. Ihr kommt grade

Zur rechten Zeit, denn heut' noch soll mein Feind
Vernichtet werden, so uns Gott beschützt.

Rudolf von Habsburg.

Das Recht wird siegen, Herr, die gute Sache.

Ein Knappe tritt auf.

Knappe (anmeldend).

Graf Fasanella.

(Allgemeines Erstaunen.)

(Knappe ab.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Fasanella.

Fasanella

(geht auf den König zu und kniet vor ihm nieder).

König Manfred.

Ein Lügner wagte einst, bei Eurer Hoheit
Mich zu verdächt'gen. Damals konnt' ich nur
Die Unschuld warm betheuern; heute kann
Ich sie bethät'gen. Meinem regen Fleiß
Ist es gelungen, in Calabrien
Zweitausend Mann zu sammeln, die ich Euch,
Mit Führern aus den edelsten Geschlechtern,
Jetzt bringe. Draußen harren sie, für Euch
Zu sterben.

Manfred (nach einer Pause).

Du beschämst mich, Fasanella.
Zum Lohne werde Dir, daß Du, als Hauptmann,
Vor'm Feinde sie befehl'gen sollst.

Fasanella.

Habt Dank,
Herr König. (tritt zur Seite.)

iii194

Manfred.

Meine Freunde, merkt jetzt, wie
Ich Euch vertheile.
(zu Galvan Lancia.) Ihr, mein Oheim, bildet
Den linken Flügel mit den deutschen Reitern.
Graf Rudolf wird Euch unterstützen.
Die Reiter aus der Lombardei und Tuscien,
Von Euch, Oheim Jordanus, angeführt,
Sind rechter Flügel. –
Fasanella lehnt
An diesen Flügel seine Calabreser,
Der Emir Adel seine Bogenschützen
An Galvan's deutsche Reiter an. –
Ich bilde
Mit saracen'schen Reitern und Apuliern
Den Kern, und Theobald, Conrad Capece
Und Conrad von Caserta stehen mir
Zur Seite. –
Den Franzosen lassen wir
Den Angriff. – Gott beschütze uns.

Theobald.

Es lebe
Der König! –

Alle (begeistert einstimmend).

Gut und Blut für König Manfred!

(Alle ab, bis auf Procida, dem Manfred ein Zeichen zum Bleiben gegeben hat.)

Sechster Auftritt.

Manfred. Procida.

Manfred.

Johann, die Zeit ist da, von der ich Dir
Gesprochen habe. Mache Dich bereit.
Werd' ich besiegt, was gleichbedeutend ist
iii195 Mit meinem Tod, und kannst Du nicht verhindern,
Daß der verruchte Fremdling – – meine Kinder
Und meine lichte Kön'gin grausam mordet, –
So räche uns.

Procida (feierlich schwörend).

Ich schwöre es bei Gott,
Dem Sohn und heil'gen Geist.

Manfred
(drückt ihm beide Hände).

Sie nah'n. – Komm' bald
Zurück. (Procida ab.)

Siebenter Auftritt.

Helena und Violante kommen mit den Kindern.

Manfred
(legt den Arm um Helena).

Mein treues Weib. –
(Er küßt sie wiederholt.) Die Stunde naht,
Wo eine höh're Macht das Urtheil fällt,
Wem dieses Reich gehören soll. Ich kann
Verlieren – ich kann siegen – kann auch sterben,
Ob Sieger, ob besiegt. – Es ist ein Vorrecht
Des Menschen, daß er künftige Gefahr'n
Bedenken darf und vorbau'n kann. Du mußt
Nach Manfredonia und von dort zum Vater,
Wenn Dir ein Bote Unheil meldet.

Helena
(schlingt ihre Arme fest um seinen Hals).

Theurer!
O laß mich bei Dir, wie in San Germano.

Manfred.

Es geht nicht – nein! es geht nicht. Damals gab
Ich Deiner Bitte nach, weil ich des Zufalls
iii196 Entsetzlich Spiel nicht kannte – und Dich sicher
In San Germano hielt. Doch heute fürcht'
Ich dieses Spiel, und wenn ich seinen Kreis
Berühr'n muß, treff' es mich allein. – Es geht nicht. –

Helena.

O mein Geliebter, mußt' es dazu kommen!

Manfred.

Was hilft es, edle Helena, auf Gräbern
Vergang'ner Tage schmerzvoll zu verweilen?
Ein weißes Blatt liegt vor mir. Wahrlich, ich
Beschreibe es mit fester Hand, und was
Es auch enthalten mag, die Nachwelt soll
Es mit Bewund'rung und mit Achtung lesen.
Sei frohen Muths, mein liebes, trautes Weib.
Nach menschlicher Berechnung neigt die Waage
Sich zu mir. Noch bin ich des Landes König
Und sich're Truppen wollen für mich sterben.
Carl's Heer ist matt und halb verhungert. Warum
Willst Du im Voraus klagen?

Helena (laut schluchzend.)

Ach! mein Gatte!
Wir seh'n uns niemals, niemals wieder!

Manfred
(mit Mühe seine Fassung erkämpfend).

In banger Abschiedsstunde trügen oft
Die Stimmen in der Brust. – Wir seh'n uns wieder.–
(Er deutet auf das einbrechende Tageslicht.)
Die Sonn' durchbricht die Wolken und ihr Licht
Fällt mild auf uns. – Nimm es, wie ich, für ein
Verheißungsvolles Zeichen. – Hoff' auf Gott! – –
Indessen sollt' ich bleiben – – so verzeih' –
Mir jedes harte Wort, das ich gesprochen,
Und jede Kränkung, die ich ohne Wissen
iii197 Und wissentlich Dir zugefügt – o meine
Gattin! (Er drückt sie innig an sich.)
Wir lebten glücklich, Helena. –
Ich liebte Dich so wahr– so rein und innig
Aus meiner tiefsten Seele! – Dein Gedächtniß,
Du süße, lichte Mutter meiner Kinder, –
Zerdrückt mit meinem letzten Hauche erst
Der Tod. – Johann von Procida weiß Alles,
Was ich erfüllet wünsche, wenn ich falle.
(mit unsicherer Stimme.)
Sei meinen Kindern eine königliche
Und treue Mutter. – – Halte sie im Glauben – –
Erziehe sie in Deinem reinen Wandel
Und mit den höchsten Zielen. – – Nähre in
Den Knaben stets das feurige Bewußtsein,
Daß sie von Kaisern stammen, Königssöhne
Und Hohenstaufen sind.
(Er küßt sie mehrmals auf Stirne und Haare.)

Helena
(im höchsten Schmerz).

O Manfred – Manfred!

Manfred
(macht sich sanft los).

Sei standhaft! –

(Sie sinkt kraftlos auf einen Sitz.)
(Manfred geht zu den Kindern, hebt Jedes zu sich empor und herzt es.)

Heinrich – Enzel – Beatrice! –
Ehrt eure Mutter – liebet sie – gedenkt
Oft eures Vaters- – lebet wohl – – lebt wohl.
(leise zu Violante.) Wenn ich den Tag nicht überlebe – sei
Den Schwachen eine Stütze. Führ' sie fort.
Leb' wohl.

(Sie halten sich in langer Umarmung umschlungen. Dann führt Violante in gebrochener Haltung die Kinder hinweg.)

iii198

Achter Auftritt.

Procida nähert sich langsam. Manfred bemerkt ihn und wendet sich zu Helena zurück.

Manfred
(mit erzwungenem Lächeln).

Was ich gesprochen habe, sprach
Ich nur aus Vorsicht. Hoffe, glaube: über
Ein Weilchen halt' ich Dich an meiner Brust
Und keine Wolke mehr trübt uns'ren Frieden.

Helena.

Ich kann Dich nicht verlassen! … Gott … o Gott!

(Sie sinkt ohnmächtig an seine Brust. Er küßt sie noch einmal und legt sie dann in die Arme Procida's, welcher sie fortträgt.)

Neunter Auftritt.

Manfred (allein.)

Es ist vollbracht! Brich ab, Du armes Herz! –
Sie ahnte recht .. wir seh'n uns niemals wieder. –
Der Tod! – das Ende eines ew'gen Kampfs.
Reif ist die Frucht – ich seh' die Geisterhand,
Die nach mir greift – sie bricht mich ab. –
Wie anders
Schaut sich das Leben an von dieser Warte,
Als aus dem weiten Blumenfeld des Glücks.
Ob es die richt'ge Ansicht? Ach! Wer trüge
Das Leben, wenn es endlos wäre! – – – –
Wann
Die milde Hand sich leise auf mein Herz
Herabsenkt und die Flammen all', die wilden,
Die mich zum Himmel hoben und hinunter
Zur Hölle stürzten, auslöscht – wann dann große,
Die größte Stille auf mich fällt, ein ganzes,
Ein seliges Vergessen meiner Sünden –
iii199 Wohl mir, wohl mir! – –
Und doch . . o Helena! –
O meine Kinder! … froh mit Euch zu leben …
Der alte Muth erwacht .. Flamm' auf, mein Stern, …
Und laß mich siegen. (Er geht schnell ab.)

Zehnter Auftritt.

Die Scene stellt im Hintergrund eine von Bergen abgeschlossene Ebene dar. Manfred, umgeben von Caserta, Capece und mehreren Rittern, steht auf einer Anhöhe zur Rechten, und es wird gedacht, daß die Schlacht hinter den Coulissen zur Linken stattfindet. Manfred und Alle blicken scharf nach

dieser Richtung. Man hört Trompetenschall und Schlachtenlärm.

Capece.

Da kommt Graf Theobald.

(Theobald tritt erhitzt auf.)

Manfred.

Wie steht die Schlacht?

Theobald.

Wir sind im Vortheil, Herr. Die Saracenen,
Von provençal'schem Fußvolk angegriffen,
Erlegten mit geschickt gezielten Pfeilen
Nicht nur fast alle Gegner, sondern drangen
Auch herzhaft vor und schlugen in den Kern
Des Feinds gefährl'che Lücken. Zwar gelang's
Dem rechten Reiterflügel Carl's, sie wieder
Zurück zu drängen; aber Euer Oheim,
Graf Galvan Lancia, brauste mit den Deutschen
Herbei und warf die Feinde in die Flucht.
Als ich hierher ritt, Euch den Stand zu melden,
Sah' ich gerad', wie Carl den Sein'gen schnell
Zu Hülfe eilte.

iii200 Manfred.

Ja, ich merk', der Kampf
Wird hart – die ganzen feindlichen Colonnen
Entfalten sich jetzt gegen uns. – Geschwind,
Caserta, reite zu Jordanus hin,
Befiehl den Angriff auf den linken Flügel.
Ich selber dringe mit dem Kerne vor. (Caserta ab.)

(Manfred läßt zum Angriff blasen und zieht dann an der Spitze zahlreicher Truppen ab. Man hört den Schlachtlärm immer näher toben. Haufen von Apuliern stürzen nach kurzer Zeit, von Franzosen verfolgt, fliehend über den Plan. Dann dringen von der anderen Seite wieder Truppen Manfred's vor, Franzosen verfolgend.)

Elfter Auftritt.

Manfred auf Theobald gestützt, kommt verwundet. Capece und mehrere Soldaten folgen ihnen.

Manfred.

Es ist Nichts – sei nur ruhig. Bringt mir Wasser.
Der Hieb hat nur die Stirn verletzt, und in
Die Augen fließt das Blut. Ich fühl' mich wohl
Und stark. (Ein Söldner geht ab und bringt dann Wasser.)

Theobald.

Ruht Euch hier aus.

(Er führt Manfred nach dem Vordergrund, wo sich Dieser auf einem Steine niederläßt.)

Die Uns'ren kämpfen
Wie wilde Thiere und die Feinde auch.
Die Schlacht wogt hin und her und Niemand ist
Im Vortheil.

(Ein Bote tritt auf.)

Bote.

Herr! Graf Galvan Lancia läßt

Euch melden, daß er sich nicht halten könne.
iii201 Der Feind erstäche gegen jeden Brauch
Die Pferde, und die Deutschen fingen an,
Zu weichen.

Manfred.

Conrad, heiß' den Fasanella
Mit seinen Calabresern vorwärts stürmen.

Theobald
(der die ganze Zeit mit gespanntem Blick in die Ferne gespäht hat, schmerzlich:)

O lieber Herr, was seh' ich!

Manfred (erschreckt aufspringend).

Nun? Was giebt's?

Theobald.

Der Fasanella geht mit seinen Mannen
Dort zu dem Feinde über.

Capece.

Heil'ge Jungfrau!
Das ist nicht möglich.

Manfred.

O bei'm Herzen Gottes!
Der Elende verräth mich auch! – o Schmach!
Die Mein'gen fliehen.

(Soldaten Manfred's stürzen in wilder Flucht über die Bühne. Manfred wirft sich ihnen entgegen.)

Manfred (gebieterisch).

Steht – folgt mir! Ich führ'
Euch an – – –

(in zorniger Verzweiflung mit dem Fuße aufstampfend.)

Sie hör'n mich nicht – ihr Geist ist todt. – –
(zu anderen Truppen.) Kennt Ihr mich nicht mehr? – Steht! –

Ein Anführer.

Wir suchten Euch,
O Herr – wir decken Euch.

iii202

Manfred.

Vorwärts …

(Er reißt einem nahestehenden Krieger die Fahne aus der Hand und stürmt fort.)

Mir nach,
Wer mit mir siegen, oder sterben will! – (Alle ab.)

(Während einiger Zeit sieht man noch fliehende Haufen über den Plan laufen. Dann verliert sich das Getöse mehr und mehr, bis es ganz verstummt.)

Zwölfter Auftritt.

Ein anderer Theil des Schlachtfeldes.
Im Vordergrund liegen Manfred und Theobald erschlagen. Manfred hält Theobald's Hand. Die untergehende Sonne wirft ihre Strahlen über sie. Nicht weit von ihnen liegt die Leiche Richard's von Caserta.
Carl von Anjou tritt mit Giles le Brun und großem Gefolge auf.

Carl.

Sucht man die Leiche Manfred's noch vergeblich?

Le Brun.

Ja, Herr.

Carl.

Verflucht. Wär' ihm die Flucht gelungen?
Doch halt, wer liegt hier? –
Heil'ge Jungfrau
Der deutsche Adler auf dem Helm – das muß
Der Ketzer sein.

Le Brun.

Herr, jubelt nicht zu früh.
Man sagt, ein Ritter habe Manfred's Helm
Getragen.

Carl.

Führet die Gefang'nen her.

iii203

Ein Zug Neapolitanischer Gefangener wird herbeigeführt. Ganz am Ende gehen tiefgebeugt die Grafen Lancia.

Carl (zu dem Ersten).

War Dieser hier im Leben Euer König?

Gefangener (ängstlich).

Ja, Herr!

Carl.

Wo sind die Grafen Lancia?

Le Brun.

Hier.

(Er führt sie Beide an die Leiche Manfred's.)

Carl.

War dieser Mann im Leben Euer König?

Jordanus
(wirft sich im höchsten Schmerz über den Todten).

O Gott! – Mein Herr! – Mein Herr und König!

Galvan.

Wehe!
O Jammer! –

Carl (mit erhellter Miene).

Und wer ist der And're hier?

Ein Gefangener.

Der Römer Theobald d'Annibale. – – –

Carl
(Richard's Leiche erblickend.)

Da liegt auch Richard von Caserta. Gott
Sei seiner Seele ein barmherz'ger Richter!

Le Brun.

Ihr könnt jetzt ruh'g die Krone tragen, Herr.
Der ritterliche Manfred ist ja todt.
Im Leben war er Euer Feind. Der Tod
iii204 Söhnt Alles aus. Ich bitte für die Leiche,
Herr, um ein königlich Begräbniß.

Carl
(nach einigem Nachdenken).

Ihr
Vergeßt, daß Manfred noch im Banne liegt.
Ich kann Euch leider nicht willfahr'n. He! Knechte!
Schafft diese beiden Leichen fort. Legt sie
Am Ufer des Calore in ein Grab.

Le Brun.

Häuft einen Berg von großen Steinen d'rauf,
Damit die Treue und die Liebe wisse,
Wo Manfred ruht. Ich will's euch reichlich lohnen.

Herzog Conradino.

iii205

Trauerspiel
in
fünf Acten.

Non fu la sposa di Cristo allevata
Del sangue mio, di Lin, di quel di Cleto –
Per essere ad acquisto d'oro usata;
Ma per acquisto d'esto viver lieto
E Sisto e Pio e Calisto ed Urbano
Sparser lo sangue dopo molto fleto.
Non fu nostra intenzion ch'a destra mano
De'nostri successor parte sedesse,
Parte dall'altra del popol cristiano;
Nè che le chiavi che mi fur concesse,
Divenisser segnacolo in vessillo
Che contra i battezzati combattesse;
Né ch'io fossi figura di sigillo
A privilegi venduti e mendaci
Ond'io sovente arrosso e disfavillo.
Dante, Paradiso. Canto 27.

Personen.

iii207 Conradino, Sohn König Conrad's IV., Herzog von Schwaben und Erbe der Krone von Neapel und Sicilien.
Friedrich von Baden, sein Freund.
Heinrich von Waldburg, Truchseß.
Heinrich von Castilien, Senator von Rom,
Galvan Lancia,
Gerhard Donoratico, } Anhänger Conradino's.
Ruffini, Secretär und Vertrauter Heinrich's von Castilien.
Johannes Frangipane, Herr von Astura.
Galiane, seine Tochter.
Carl von Anjou, König von Neapel und Sicilien.
Erard von Valéry,
Heinrich von Cousance, } französische Ritter.
Guido von Suzara,
Philipp von Salerno, } Richter.
Robert von Bari, Kronrichter.
Robert, Knappe Conradin's.
Ursula Florio, Amme des Johannes.
Anna, Zofe Galianens.
Filiberto, Stadtschreiber.
Rudolf, Schmiedemeister.
Carl, Schiffspatron.
Pasquale
Carluccio } Fischer von Astura
Ein Rathsherr aus Aquila.
Ein Capitän Carl's v. Anjou.
iii208 Ein deutscher Ritter.
Ein Bote aus Lucera.
Ein Wasserverkäufer.
Ein Greis.
Eine Wahrsagerin.
Edelleute, deutsche und französische Ritter
Römisches Volk, Festjungfrauen, Söldner, Richter, Fischer, Fischerinnen, u.s.w.

Ort der Handlung: im 1. und 2. Act: Rom.
„ 3. Act: die Palentin'sche Ebene.
„ 4. „ Astura.
„ 5. „ Neapel.

Zeit der Handlung: vom 24. Juli bis 29. October 1268.

Erster Act.

iii209 Die Scene zeigt den Platz vor der Capitolstreppe und im Hintergrund das Gebäude des Capitols. Ueber den Platz und die Capitolstreppe sind Laubgewinde gespannt, von welchen Blumenkronen herabhängen. Die Paläste der nächsten Umgebung sind mit kostbaren Teppichen und hohenstaufischen Fahnen geschmückt. Einige Gruppen von Bürgern sind auf der Bühne vertheilt. Ganz vorn, rechts, an der Ecke einer Straße, steht Meister Rudolf mit drei Gesellen.

Erster Auftritt.

Filiberto und ein Bürger kommen von links.

Filiberto.

Jetzt bin ich's müd', Gevatter, hin und her
Zu irren. Laßt uns hier ein Plätzchen suchen,
Wo wir den Zug erwarten können.

Bürger.

's ist
Ein Wunder! Wie vergessen scheint der Ort
Und ist der Beste doch von Allen.

Filiberto.

Wird
Nicht lang' so bleiben und wir handeln klug,
Wenn wir schon jetzt wie angewurzelt steh'n.
Seht nur dort hin: ein Haufe kommt bereits,
Dem's vor San Marco nicht behagte. (Sie gehen weiter.)

iii210

Rudolf.

He da!
Don Filiberto!

Filiberto.

Ah! Der Meister Rudolf!
(geht auf ihn zu und schüttelt ihm herzlich die Hand.)
So hat's Euch auch zu Hause keine Ruh'
Gelassen?

Rudolf.

Bei dem heil'gen Sohne Gottes!
Nennt mir den Römer, welchem nicht die Beine
Und alle Glieder an dem Leibe zucken,
Wenn's heißt: der Kaiser kommt nach Rom.

Filiberto.

Gemach,
Gemach, Freund Rudolf! Conradino sitzt
So wenig auf dem Kaiserthron, als ich
Auf Petri Stuhl. Herzog von Schwaben ist
Er nur und ach! auch diesen Titel macht
Der Papst ihm streitig.

Rudolf.

Nun – schon recht – so ist
Er doch des sel'gen Kaisers Conrad Sohn –

Filiberto.

Des Königs – ja! und auf dem besten Weg
Zur Krone Deutschlands, allerdings.

Rudolf.

O Herr!
Ihr würdet eine rechte Freundschaft mir
Erweisen, wenn Ihr mir begreiflich machtet,
Wie's mit dem jungen Herzog steht. Man wird
So dumm im Kopf von all dem Auf und Ab,
Dem Hin und Her, das uns der ew'ge Zank
iii211 Der Päpste mit den Kaisern bringt – wozu
Das wen'ge Wissen kommt, das unser Einer
In sich herumträgt – daß Ihr das Begehr'n
Entschuld'gen werdet.

Filiberto.

Gern, mein wack'rer Freund.
Und will ich denn, wie man zu sagen pflegt,
Vom Ei an, Euch die Sache demonstriren. –
Der zweite Friedrich, Deutschlands König
Und richt'ger röm'scher Kaiser, hatte
Von seiner Mutter, der Constanze,
Neapel und Sicilien geerbt.
Die schönen Länder war'n sein Eigenthum,
G'rad' wie in Deutschland Schwaben, und so lang'
Er mit dem Papst auf gutem Fuße stand,
Fiel's in der ganzen Welt auch Niemand ein,
Sein gut Besitzrecht anzuzweifeln. – Doch
Das wurde anders, als er's mit dem Papst
Verdarb, als er das Kaiserthum, nicht weil
Er just sein Träger war – (ich glaub' ein Mann
Wie Friedrich hätt' als schlichter Ritter bis
Zum letzten Tropfen Blut den Papst bekämpft) –
Als Friedrich, – sage ich –, das Kaiserthum
In volle Unabhängigkeit von Papst
Und Kirche stellen wollte. Da war Alles
Wie umgekehrt. Der Papst gab sich als Lehnsherr
Neapels und Siciliens aus und brach
Mit einem Mal dem Kaiser die Belehnung.
Friedrich indeß belachte diesen Eifer
Und blieb der Länder König nach wie vor.
Nach seinem Tode trat sein ält'ster Sohn,
Der König Conrad, in das Erbe ein
Und als Der plötzlich starb – man sagt, er sei
Vergiftet worden – riß sein Bruder Manfred
iii212 Die Länder an sich; – erst versichernd, er
Gedenke nur sie zu verwalten bis
Zur Mündigkeit des Conradino, Conrad's
Kaum dritthalb Jahre alten, einz'gen Sohn, –
Dann aber sich erklärend als ihr König.
Der Papst natürlich, der in allen Söhnen
Friedrich's dieselbe Thatkraft und denselben
Gefährl'chen Sinn des Vaters fürchtete,
Wies stets die Hand, die Manfred zur Versöhnung
Ihm bot, zurück und suchte einen Fürsten,
Dem er die Krone von Neapel und
Sicilien geben könne. (Rudolf nickt mit dem Kopfe.)
Doch das wißt Ihr. –

Ihr wißt auch, daß er endlich Carl von Anjou
Willfährig fand, den starken König Manfred
Vom Thron zu stürzen, und wie Dieser, durch
Verrath und Unglücksfälle aller Art –
Zwei Jahre sind es jetzt – sein Land verlor
Und in der heißen Schlacht von Benevent
Getödtet wurde. Jetzt schien Alles schön
Geordnet; denn vom einst so vielverzweigten,
Gewalt'gen Stamm der Hohenstaufen war
Nur Enzo noch und Conradino übrig:
Der Eine in Bologna's strenger Haft,
Der And're fern in Schwaben, ein ohnmächt'ger
Verlass'ner Knabe. »Was« – so dachten sie –
»Bedeuten diese Beiden?« Doch – der Mensch denkt
Und Gott lenkt, (mit Wärme.) Dieser Knabe Conradino
Ist früh ein Mann geworden. Noch ein Jüngling,
Hält seine Hand von Stahl ein glücklich Schwert,
Durchflammt sein Herz ein zäher, kühner Wille,
Im Dienste eines Geistes reich und klar. –
Ein kleines Bächlein nur am Fuß der Alpen,
Rauscht er ein breiter Strom jetzt durch Italien
Und fordert laut sein Erbe von den Räubern.
iii213 Mit bangem Herzen sieht der Papst sein Wachsthum
Und Carl von Anjou fühlt, voll Schrecks, die Krone
Auf seinem Haupte wanken.
(Rudolfs Hand erfassend.) Wo das Recht steht,
Freund Rudolf, soll des guten Bürgers Platz sein.

(Zu den Bürgern gewandt, die sich nach und nach um ihn versammelt haben:)

So laßt uns denn dem Helden Conradino,
Der heute siegesfroh die ew'ge Stadt
Besucht, aus voller Brust entgegenjubeln.
Hoch! Conradino hoch!

Alle

(schwenken die Mützen und wiederholen stürmisch):

Hoch! – Hoch! –

(Platz und Straßenmündung sind jetzt dicht mit Volk besetzt. Feierliches, gedämpftes Glockengeläute beginnt, welches bis zum Ende der Scene dauert.)

Zweiter Auftritt.

Ein Trupp Söldner mit seinem Anführer zieht auf.

Anführer

(die Menge nach beiden Seiten theilend).

Platz da,
Ihr guten Leutchen! Platz!

Ein zerlumpter Junge

(nachäffend).

Platz! Platz, ihr Leutchen!

Anführer.

Fort aus dem Weg.

Junge

(bringt durch Blasen auf die Hand einen schmetternden

Ton hervor).
Uidà – Uidà. (geht durch.)

iii214

Anführer.

Wart', Strolch,
Ich krieg' Dich.

(Er stellt seine Leute so auf, daß eine freie Straße auf dem Platze gebildet wird.)

Rudolf (zum Anführer).

Wird der Herzog nicht bald kommen?

Anführer.

Er trat soeben in die Stadt.

Erster Bürger
(sich den Schweiß von der Stirn wischend).

Herr Gott!
Mir ist, als sollte ich ersticken!

Zweiter Bürger.

's ist
Zu heiß. Die Sonne brennt uns g'rade auf
Den Scheitel.

Erster Bürger.

Habt Ihr Nichts zum Trinken, Nachbar?

Dritter Bürger.

Nein! Thut mir Leid. Auch ich vergeh' vor Durst
Und weiß nicht wie mir helfen.

(Eine Stimme aus der Menge der andern Straßenseite.)

Wasser! Wasser!
Mit Saft der göttlichen Citrone.

Erster Bürger.

Hier!
Komm' hierher, Junge!

(Ein Junge, an einem Bande um den Hals ein Fäßchen tragend und in der Hand ein Glas, zwängt sich in die freie Gasse.)

Junge.

Wasser, edle Bürger,
Mit Saft der göttlichen Citrone!

iii215

Ein Söldner (ihn zurückdrängend).

Willst
Du machen, daß Du fort kommst?

Erster Bürger.

Laßt ihn, Freund.
Wir sterben fast vor Durst.

Söldner.

Ich darf es nicht
Erlauben.

Junge
(mit kläglicher Miene und Stimme).

Edler Herr! Seid nicht so grausam.
Ich hab' zu Haus ein Weib mit sieben Kindern.
Sie schrei'n nach Brod und ach! ich habe Nichts
Zum Geben. (Schallendes Gelächter der Umstehenden.)

Gönnt mir den Verdienst!
(Der Söldner läßt ihn durch. Er schenkt Wasser aus.)
Mög' Euch
Der Trunk erquicken!

Erster Bürger.

Danke! (Mehrere trinken.)

Junge (im Fortgehen).

Wasser, Wasser,
Ihr edlen Bürger Rom's, mit frischem Saft
Der göttlichen Citrone!
(Am Ende der Straße entsteht eine Bewegung.)

Filiberto
(an dessen Seite mittlerweile Anna Platz gefaßt hat).

Meister Rudolf,
Jetzt kommt was. Reckt den Kopf.

Rudolf
(in die Straße hinuntersehend).

Es sind die Jungfrau'n,
Die Conradino auf dem Capitol
Empfangen sollen.

iii216

Filiberto.

Sind es Viele?

Rudolf.

Dreizehn,
Gewählet aus den edelsten Geschlechtern.

Filiberto.

Wer führt den Zug?

Rudolf.

Galiane Frangipane,
Die wunderschöne Tochter von Johannes,
Dem Herrn Astura's.

Filiberto
(sich auf die Fußspitzen stellend).

Ach! ich bin geblendet.

Rudolf.

Man sagt, sie sähe in die fernste Zukunft
Und offen vor ihr läg' das Menschenherz.

Filiberto.

Mag
Schon sein. Sie ist von wunderbarer Schönheit!
Doch sagt, wie kommt sie in den Zug, mein Freund?
Ihr Vater schloß ja mit dem Papste Frieden.

Rudolf.

Auch mir ist's unerklärlich.

Anna (vortretend).

Kann Euch dienen.
Ich bin des Fräuleins Zofe. Unser Herr
Ist nicht in Rom und der Senator kam
In eigener Person zur gnäd'gen Frau,
Um sich die schönste Röm'rin auszubitten.

Die gnäd'ge Frau saß wie auf glüh'nden Kohlen.
Sie wollt' es mit Prinz Heinrich nicht verderben
Und drohend sah sie in der Fern' den Papst.
iii217 Da gab sie meinem Fräulein die Entscheidung,
Ganz sicher, Dieses schlüg' die Ehre aus.
Doch weit gefehlt! – Das Fräulein sagte zu.
Die gnäd'ge Frau mußt' ihren Zorn verbeißen.
Doch ritt, noch in derselben Nacht, ein Bote
Zum heil'gen Vater, um – doch ihr versteht mich.

(Filiberto lächelt.)

Filiberto.

Wer sind die Ander'n?

Anna.

Jene mit dem Kranz
Von Rosen ist Olympia Colonna;
Die hinter ihr Scholastica vom Haus'
Der Cenci – doch mein Fräulein könnt' mich seh'n.

(Sie tritt schnell hinter Filiberto zurück.)

Filiberto. (bewundernd).

Ein Zug von wahrhaft himmlischen Gestalten!

Dritter Auftritt.

Die Festjungfrauen treten auf, alle in weißen Kleidern. Galiane Frangipane geht voran, in den Händen einen Lorbeerkranz haltend.

Rudolf.

Den Jungfrau'n Rom's ein donnernd Hoch!

Alle.

Hoch! Hoch!

Rudolf.

Die schönste Römerin Liane hoch! –

Alle.

Hoch!

(Die Jungfrauen verneigen sich dankend, indem sie vorübergehen.)

iii218

Ein Bürger.

Vivat der Herzog Conradino!

Alle.

Vivat!

Vierter Auftritt.

Ein Greis, auf einen langen Stab gestützt, tritt in den Vordergrund.

Greis (zu einem Bürger.)

Hört' ich Dich nicht – kaum sind es jetzt zwei Jahre –
Aus voller Kehle rufen: »Vivat Carl
Von Anjou?«

Bürger (aufbrausend).

Kerl, ich haue Dich in Stücke.
Als Carl von Anjou seinen Einzug hielt,
War ich in Frosinone.

Greis (zu einem Andern.)

So warst Du's?

Zweiter Bürger.

Ich habe Carl von Anjou nie geseh'n.

Greis (zu Rudolf).

Bei uns'rer lieben Frau! Jetzt irr' ich nicht, –
Dich habe ich gehört – Du hast gerufen.

Rudolf.

Ich spei' Dir in die Fratze, alte Eule.
Ich war von jeher kaiserlich gesinnt
Und haßte jeden Guelfen.

Dritter Bürger.

Reißt ihm doch
Den langen Bart aus.

iii219

Vierter Bürger.

Steckt ihm einen Strohwisch
In's Lügenmaul.

Fünfter Bürger (vortretend).

Den will ich seh'n, der den
Gelehrten anrührt.

Vierter Bürger.

Was? Einen Guelfen unter
Uns?

Fünfter Bürger.

Ach was! Guelfe! Dien' so gut, wie Du,
Des Schwaben Sache. Aber dieser Mann
Ist ein gewalt'ger Herr – ist ein Prophete.

Vierter Bürger.

Ein Narr willst Du wohl sagen. Guck' nur hin,
Wie er die Arme in die Höhe wirft
Und stöhnt.

Greis.

O Rom! Rom! Rom! Du einst so keusche,
So reine und verschämte Magd – jetzt eine
Gesunk'ne Dirne mit verlosch'ner Ehre.
Auf hoher Sohle könntest Du den Völkern
Vorwandeln nach der Tugend lichtem Tempel,
Gebenedeit von Gott und von den Menschen;
Doch ach! Du buhlst mit Jedem, der sich naht,
Wollust im Auge und mit frecher Stirne.

(Man hört aus der Ferne gedämpften Jubel und einzelne Musikklänge.)

Fünfter Auftritt.

Ein Herold
(auftretend schiebt er den Greis in die Menge).

Marsch!
Schnell auf die Seit' – der Herzog kommt. (eilt ab.)

iii220

(Große Bewegung. Alle recken die Köpfe und wollen vordrängen. Die Hellebardiere haben die größte Mühe, die Straße freizuhalten und müssen derbe Stöße austheilen. Viele heben ihre Kinder auf die Schultern empor. Die Musik und das brausende Gewoge jauchzender Volksmassen kommt immer näher.)

Rudolf.

Seht ihn
Genau an, Kinder! Denn in diesem Alter
Hat Keiner noch geleistet, was er spielend
Vollbrachte.

Erster Bürger.

Prägt in eure Seele tief
Sein Bildniß, Römerknaben! daß es euch
Vorleuchte auf der steilen Bahn des Ruhms.

Zweiter Bürger.

Drängt nicht so sehr. Ich kann nicht weiter vor.
Ihr drückt mich ja zu Brei!

Dritter Bürger.

Zurück! Zurück!

Sechster Auftritt.

Eine Schaar zerlumpter Knaben, grüne Zweige in den Händen schwingend, treten freudig erregt auf und nehmen den Weg zum Capitol. Die Musik, die einen rauschenden Festmarsch spielt, ist jetzt ganz vernehmlich.

Knabe (im Vorbeiziehen).

Hoch unser künft'ger Kaiser Conradino!

Alle.

Hoch! Hoch! Hoch!

Knabe.

Tod dem Carl von Anjou, dem
Tyrannen!

Alle.

Tod! Tod!

iii221

Knabe.

Nieder mit den Guelfen,
Den gift'gen Schlangen!

Alle.

Nieder, nieder, die
Verräther!

Siebenter Auftritt.

Der Festzug erscheint. Zuerst drei Herolde mit Stäben. Nach ihnen ein Trupp Söldner. Dann sechs Knappen. Hinter Diesen eine Abtheilung Ritter in prächtigen Rüstungen. Hierauf die Musiker, welche sich an der Capitolstreppe aufstellen. Dann Conradino in goldenem Harnisch. Sein goldener Helm trägt einen silbernen Adler. Ihm zur Rechten geht Heinrich von Castilien, zur Linken Friedrich von Baden. Die Begeisterung der Menge ist aus ihrem Höhepunkt. Das Volk durchbricht die Reihen, um Conradin's Kleider zu berühren. Von den Balconen regnet es Blumen und Kränze auf ihn herab. Er dankt freundlich nach allen Seiten. Unter beständigem Händeklatschen ruft die Menge:

Hoch dem Enkel Kaiser Friedrich's!
Hoch uns'rem künft'gen Kaiser Conradino!
Hoch! Hoch! Hoch!

Knabe.

(vom Capitolsplatz herunter:)

Tod dem Carl von Anjou, dem
Tyrannen!

Alle.

Tod! Tod!

Knabe.

Nieder mit den Guelfen,
Den Nattern.

Alle.

Nieder! Nieder!

iii222

Achter Auftritt.

Ein altes Weib (sich vordrängend).

Ruhe, Römer!

Erster Bürger.

Was will die Hexe?

Zweiter Bürger.

Still! Es ist die Alte
Vom Aventinerberg. Sie hat den Tod
In ihrem Blick. Reizt sie nicht auf.

(Alle weichen ihr aus, so daß sie frei vor Conradino steht. Die Musik verstummt.)

Altes Weib.

Halt' ein,
Sohn Conrad's! Halte ein! Kehr' wieder um
Zu Deines Schwabens sonn'gen Gauen.

(Murren der Menge.)

Opf're
Den finst'ren Mächten die errung'nen Kränze –
Verlass' die gold'ne Straße, denn sie führt
Zur Schlachtbank.

Ein Bürger (zornig).

Tretet sie zusammen!

Zweiter Bürger.

Dreht
Dem heis'ren Unglücksvogel gleich den Hals um.

(Man entfernt die Alte gewaltsam.)

Rudolf.

Ihr Bürger Rom's! Wollt ihr, daß unser Herr
Zu Fuß das Capitol erreiche? Bürger!
Auf uns'ren Schultern werd' er hingetragen.

(Allgemeiner Beifall. Zwei starke Bürger heben Conradin auf ihre Schultern empor und tragen ihn langsam die Capitolstreppe hinauf. Der weitere Zug, bestehend aus Gerhard Donoratico, Guido Montefeltro, Conrad von Antiochien, Galvan Lancia und vielen anderen Rittern und Edelleuten, folgt unter lautem Zuruf des Volks:)

iii223 Es lebe unser künft'ger Kaiser – Hoch!
Hoch Conradino! Heil dem edlen Herzog!

Erster Bürger.

Es lebe unser trefflicher Senator!

Alle.

Hoch Heinrich von Castilien, hoch! hoch! hoch!

(Die Musik spielt einen feurigen Marsch. Den Zug schließt eine Abtheilung Söldner. Nachdem er vorüber ist, geht die Menge langsam auseinander. Es bleiben nur Filiberto,

Rudolf und des Ersteren Freund zurück.)

Filiberto.

Jetzt ist für uns das Fest vorüber, Meister.
Doch habe ich genug geseh'n und ewig
Wird vor der Seele dieser Augenblick
Mir steh'n. Ganz wie sein Vater Conrad ist er.
In diesem jungen Antlitz liegt ein Ernst,
Der mich erstaunen läßt.

Rudolf.

Ein, schöner Herr!
Ein rechter Herr der ganzen Christenheit!

Filiberto.

Gott schütze nur sein junges Leben, Meister.

Rudolf.

Ah bah! Don Filiberto! Ist ein Glückskind, –
Dem thäten hundert Löwen Nichts, fiel er
In ihren Zwinger.

Filiberto.

Herr Du meines Lebens!
Was wird der Papst den Mund verziehen, wenn
Er hört, wie wir den Herzog in der Stadt
Empfingen.

iii224

Rudolf.

Möchte nicht in seinen Schuh'n
Und Kleidern stecken.

Filiberto (reicht ihm die Hand).

Lebet wohl, Freund Rudolf.
Grüßt Eure Gattin.

Rudolf.

Schönen Dank. Bewahrt
Mir Eure Gunst! ich bitte.

Neunter Auftritt.

Prachtvoll geschmückter Saal im Palast des Capitols. Zur Linken steht ein Thron mit dem deutschen Wappen. Zur Rechten stehen die Festjungfrauen und die Hauptvertreter der Ghibellinen Rom's.

Conradin tritt mit Gefolge ein.

Galiane (auf ihn zuschreitend).

Gott schütte seiner Gnade reichen Segen
Auf Euch, Herr, und gewähr' Euch langes Leben. –
Das röm'sche Volk hat Euch sein Herz gezeigt –
Der Adel Rom's heißt Euch durch uns willkommen.

(Sie ergreift Conradin's Hand und geleitet ihn zum Thron. Dann tritt sie zurück. Das Gefolge stellt sich zu beiden Seiten des Thrones auf. Die Jungfrauen bilden in der Mitte des Saals einen Halbkreis. Galiane steht frei vor ihnen, dem Herzog gerade gegenüber.)

Galiane
(begeistert, mit emporgehobenen Armen).

O lichter, holder Genius der Menschheit,
Ihr treuer Führer durch die Nacht
Der hingeschwundenen Jahrtausende

Und der Jahrtausende, die kommen werden,
Zum hohen Ziele der Vollendung – leih'
Mir gute Worte, kräft'ge die Gedanken
iii225 Erhebe meinen Geist, Du lichter Genius!
(zu Conradino gewendet.)
Italien spricht durch meinen schwachen Mund
Zuerst, in dieser feierlichen Stunde,
Zu Eurer Hoheit. –
An dem Grabe, wo
Gemordet ihre besten Söhne schlummern,
Saß sie in brütender Verzweiflung, eine
Weit über ihre Kraft mit Gram und Schmerz
Belad'ne Wittwe, als der Herold kam
Und rief: »Frohlocke Kön'gin! Friede wird
In Deinem Hause wieder strahlend wohnen –
Es naht der Retter!« – »»Friede? – – Was bedeutet
Das Wort? Muß ich nicht fragen wie ein Kind,
Als hörte ich das Wort zum ersten Mal
Und forschte nach dem Sinn? – O! Schlachtenlärm
Und Todesröcheln der verirrten Söhne,
Die sich wie wilde Thiere roh zerfleischen,
Hör' ich nur seit Jahrzehnten! – Was ist Friede?«« – –
Da reißt der dichte Schleier mitten durch
Und in die düstre Nacht fällt Licht. Es tagt,
Und sie durchlebt vergang'ne, schöne Zeiten.
Froh sieht sie, bei dem ersten Strahl der Sonne,
Inmitten stolzer Kinder ihren Gatten.
Er segnet sie und hebt zu Gott die Arme,
Ihn dankbar preisend für die edlen Gaben.
Die Söhne gehen auseinander, legen
Die starken Hände an Millionen Werke:
Es sucht das Herz Befried'gung, die es findet.
Die Künste blüh'n – Einöden werden Felder
Mit saft'gem Grün und alle Felder werden
Zu Einem großen, fruchtbeladenen Garten.
Ein frischer Geist durchwehet die Gewerke:
Der Geist der Schönheit, und das Auge bildet
Sich an den Kleinigkeiten täglichen
iii226 Bedarfs. – Inzwischen waltet in dem Hause
Die Gattin und erzieht zu reinem Wandel
Die Schaar der lieblich aufgewachs'nen Töchter. –
Bei reicher Tafel finden alle Kinder
Sich wieder, Frohsinn herrscht und heit're Lust,
Des Sängers Brust entquellen zarte Lieder.
Dann, bei dem letzten Strahl der Sonne sieht
Sie, Hand in Hand, die Brüder mit den Schwestern
Hinwandeln zu des Abends wohl'gen Freuden. –
Ja! Das war Friede – das war sel'ger Friede! –
Sie will die Bilder, die jetzt folgen wollen,
Gewaltsam wieder in das Dunkel drängen –
Sie kann es nicht. Sie muß sie alle sehen:
Den ersten Streit, das Wachsen der Gefahr –
Wie endlich aus den wilden Herzen hoch

Des Hasses Flamme bricht und in Parteien
Die Kinder theilt – wie sie sich morden – wie
Der Dolch sogar den Gatten treffen soll
Und Dieser vor der Zeit hinsinkt zum Grabe – – –
O Gott! o Gott! Die Sinne wollen schwinden
Und neu in Leid getaucht, sinkt sie am Grab
Der Söhne hin. – – – Da tönt's, wie Glockenton
So lieblich, wieder an ihr Ohr: »Frohlocke!
Die Trauer ist vorüber! Friede wird
In Deinem Hause wieder strahlend wohnen:
Der Retter steht auf Deines Hauses Schwelle.«
Jetzt füllt die Seele gläub'ges Hoffen ganz.
Die schweren Thränen weichen aus den Augen
Und seliges Vertrauen glänzt und lacht
Im hellen Blick. Froh springt sie auf. Sie legt
Den Wittwenschleier ab und hüllt in Gold
Und Purpur ihren minnesüßen Leib. –
So steht sie vor Euch, Herr, die hehre Kön'gin
Und ruft Euch zu:
(mit erhöhter Innigkeit.) »Sei mein, Du Herrlicher,
iii227 Mit ganzer Seele so, wie ich Dein eigen.«

(Sie breitet, wie in trunkenem Selbstvergessen, die Arme nach Conradino aus, faßt sich aber sogleich wieder und fährt fort:)

Nimm meinen ganzen Reichthum hin, sei Herr
In meinem Haus und ordne es gerecht,
Mit weiser Strenge. Knüpfe wieder fest
Das langgelöste Band; belohn' die Guten,
Die Treuen; schütze die Bedrängten; führ'
Verblendete zum rechten Weg zurück
Und beuge tief die Widerstrebenden.
Die Bären und die Wölfe aber stürze
In die verdiente, dunkle Nacht des Tods,
Und dankend will ich Dir die Hände küssen,
Du starker Held, Du kühner Mann der That.–

(Sie hält einen Augenblick ein.)

Die wahren Christen sprechen dann, durch mich,
Zu Eurer Hoheit. Wer nach reinem Wasser
Verlangen trägt, geht nicht, zum Schlamm der Flüsse:
Er steiget zu den Quellen, auf die Berge.
»Mein Reich ist nicht von dieser Welt,« hat Gott
In menschlicher Gestalt gepredigt. Liebe
War all sein Thun, war all sein Lassen. Liebe
Bot er den Feinden. Nie hob er die Hand
Zu strafen – nein! Er hielt die linke Wange
Dem hin, der ihm die rechte schlug. Ein Kleid
Hat er besessen und in größter Armuth
Ist er gewandelt bis zum Tod am Kreuze! –
Doch waren alle seine Hohepriester
Des reinen Meisters makellose Schüler?
War Innocenz sein Jünger, ist es Clemens?
Wo ist die Liebe, wo die Anmuth, wo
Die Duldsamkeit? – Das Papstthum ist ein Reich
Von dieser Welt. Es ragt in uns're Zeit,
Die lichtgetränkte Hohenstaufenzeit,

Als eine Zwingburg finstrer Tyrannei!
iii228 Zwiefach entsetzlich, weil es knechten will
An Leib und Geist die armen Kinder Adam's.
Und weil die Guten alle in Euch seh'n
Den künft'gen röm'schen Kaiser, Dieser aber
Als mächt'ger Herr der Welt berufen ist,
Der Bürger Freiheit üb'rall zu vertheid'gen –
So rufen wir Euch zu: »Glückauf zum Kampf –
Ermüdet nicht – Gott wird Euch nicht verlassen!«
Und weihen Euch schon jetzt den vollen Kranz
Von Lorbeern, eingedenk, daß in der Blüthe
Die Frucht schon lebet. Legt den Kranz dereinst,
Wenn Ihr am Ziele seid, zu Euren Kronen. – –

(Sie legt den Kranz an den Stufen des Thrones nieder.
Conradino hebt ihn auf und drückt ihn in tiefer Bewegung an
die Lippen.)

Bedürftig sind wir Alle der Erlösung.
Es greif' sich Jeder in die Brust und sag'
Dann: »Nein!« Wohl uns, daß uns der Weg gezeigt ist.
Doch ach! es ist kein ebner Weg – wir straucheln.
»Wo bist Du, Petrus?« jammern wir in Aengsten.
Das ist Dein Amt, Statthalter Christi, daß
Du treu die Heerde führst und sie, ermahnst –
Nicht schwelgest und den Lüsten fröhnst, die uns
Erdrücken und verwirren. Weh' Dir, Heuchler!
Du bist es, der anstatt die Leidenschaften
Der Menschen zu besänft'gen, Liebe fromm
Zu pred'gen – selbst Partei ergreift und zornvoll
Die Funken anfacht zum verheer'nden Brande.
Du bist's, der mit der Schwere seines Mantels
Das Gute, wo es keimen will, erstickt –
Du bist es, welchem offen dürstet nach
Dem Blute dieses Heldenjünglings –

(Während der letzten Worte hat sie sich Conradin mehr und mehr genähert, mit einem Male starrt sie ihn entsetzt an – und fährt, die Hände vor's Gesicht schlagend, mit einem unter|drückten
iii229 Aufschrei zurück. Sie schwankt. Conradino springt rasch auf sie zu und fängt sie in seinen Armen auf. Allgemeine Bestürzung.)

Conradino.

O Gott! Was fehlt Dir, süße Maid? –

Galiane (sich mühsam fassend).

Nichts – Herr –
Verzeiht – die schwüle – heiße Luft – – –

(Sie richtet sich mit Gewalt auf und tritt auf ihren Platz zurück. Den Rest der Rede spricht sie mit eigenthümlicher Hast und Beklommenheit:)

Rom spricht

Zu Euch jetzt, Herr, das alte Rom. Die Trümmer
Der Marmorstadt, die einst die Welt beherrschte,
Erhalten Zungen – weithin öffnen sich
Die Columbarien und es tönt vernehmlich:
Des Menschen Leben ist ein Nichts – es ist
Ein Ton, der einem Saitenspiel entflieht
Und in der Luft verhallt. Unsterblich Leben
Hat Der allein, den seiner edlen Thaten

Lichtvolle Kraft in dem Gedächtniß aller
Zukünftigen Geschlechter aufersteh'n läßt.
Frei von gemeiner Todesfurcht des Fleisches
Muß in den schweren Kampf der Reine treten,
Der neue Form der Menschheit geben will.
Er muß die Blüthen gerne aus der Brust
Sich reißen können, wenn sein Ziel es fordert –
Er muß sich für das Wohl des Ganzen opfern,
Die kalte Hand des Tods erfassen können,
So friedvoll im Gemüthe und so heiter,
Als führe er die Braut zum Tisch des Herrn. – –
Ich heiße nochmals Euch in Rom willkommen;
Mög' Euch die Stadt gefallen und ihr Volk!

(Sie tritt zurück. Freudiger Beifall.)

iii230

Conradino.

Vieledle Römer, liebe Herren und
Getreuen! Habet Dank für diesen Tag,
Für diesen herzlichen Empfang. In nie
Gekanntem Glücke ruhet meine Seele. –
Hab' Dank, Du herrl'che Jungfrau, für die Worte,
Die wie Musik die Sinne mir berauschten.
Der Sache meiner Ahnen hab' ich mich
Geweiht. Ihr Geist wohnt in mir und durchflammt mich.
Wenn ich mit dieser Arme Kraft mein Erbe
Erobert habe, heb' ich Dich, Italien,
Du wunderbare Kön'gin, aus dem Staube
Und hülle Dich in nie geseh'nen Glanz.

(Er hebt den rechten Arm zum Himmel auf.)

Das schwöre ich bei dem allmächt'gen Gott
Der Gnade!

Alle

(begeistert mit den Schwertern aufstoßend).

Heil! Heil uns'rem Kaiser Conrad!

Conradino.

Ich führ' den Kampf der Väter mit dem Papstthum,
Das uns'res Heilands frohe Botschaft fälschte,
Entschlossen fort und hoff' ein gutes Ende.

(Heinrich v. Castilien lächelt spöttisch vor sich hin.)

Und sollte nur für einen Augenblick
Der Arm erlahmen woll'n, so treffe mich
Der Fluch des Menschen und die Strafe Gottes.

Alle.

Heil! Heil! Heil uns'rem edlen Kaiser Conrad!

Conradino.

Vieledle Römer, liebe Herren und
Getreuen! Habet nochmals warmen Dank
Für diesen herrlichen Empfang. Lebt wohl!

iii231 (Er steigt vom Thron herab und entläßt die Mehrzahl der Versammelten mit freundlichem Händedruck. Die Uebrigen verneigen sich ehrerbietig vor ihm und entfernen sich dann in der Ordnung ihres Ranges. Friedrich von Baden reicht Galianen den Arm und geleitet sie zum Ausgang. Die Jungfrauen folgen. Nur Prinz Heinrich bleibt bei Conradino zurück.)

Zehnter Auftritt.

Ein Page.

Mein edler Herr! Ein greiser Ritter
Aus Deutschland wünscht sehr dringend, Euch
Zu sprechen.

Conradino.

Er soll kommen. (Page ab.)
(zu Heinrich.) Werther Vetter,
Ein frohes Mahl wird uns im Tage doch
Vereinen?

Heinrich.

Alles steht bereit. Seit gestern
Zählt Anna von Castilien die Secunden
Bis unser hoher Gast erscheinen wird.

(Sie schütteln sich die Hände. Conradino begleitet ihn bis zur Thüre.)

Elfter Auftritt.

Conradino (in die Scene rufend).

Robert!

Robert (eintretend).

Herr Herzog?

Conradin.

Schnall' die Rüstung ab
Und bringe ein Barett.

(Robert entledigt ihn seiner Rüstung, trägt dieselbe fort und kommt dann mit einem Barett zurück. Inzwischen steht Conradino in Träumerei versunken an einem Fenster. Sobald er den Diener bemerkt, wendet er sich rasch zu ihm.)

iii232 (in fröhlicher Hast.) Jetzt, raschen Laufs,
Zu dem Palast der Frangipane – laß
Dich zu Lianen von Astura führen
Und kündige ihr an, daß ich alsbald
Dir folge, um mit ihr zu sprechen.

Robert.

Herr,
Ich eile. (Rasch ab.)

Zwölfter Auftritt.

Heinrich von Waldburg. Conradino.

Conradino
(Heinrich erkennend und freudig auf ihn zueilend).

Heinrich! Ihr?! Grüß Gott! Grüß Gott!
(Er umarmt ihn herzlich.)
Euch hätt' ich nicht vermuthet! um so größer
Ist meine Freude, Euch zu seh'n, zumal
An diesem Tag! – O sagt, wie lebt die Mutter?
Ich täusch' mich nicht – sie hat Euch hergesandt.

Heinrich.

Herr Herzog – ja! Die hohe Frau hat mich
Mit einer Botschaft an den Sohn huldvoll
Betraut.

Conradino.

Gewiß ist sie jetzt ausgesöhnt

Mit meinem Zug nach Welschland und versagt ihm –
Nachdem der Himmel sich für mich erklärt hat –
Nicht mehr die Billigung, die so beharrlich
In Hohenschwangau sie verweigerte.

Heinrich (ernst).

Ihr irrt, Herr Herzog. Meine Botschaft ruht
Auf and'rer Ansicht.

iii233

Conradino (lächelt ungläubig).

O Ihr scherzet, Truchseß.

Heinrich.

Die Kunde Eurer glänzenden Erfolge
Am Fuß der Alpen und in Tuscien hat
Die Königin mit Wehmuth, nicht mit Jubel
Erfüllt. Sie hoffte immer, ihren Sohn
Bald wieder an das Mutterherz zu drücken.
So leidenschaftlich hoffte sie, daß sie
Von Gott, dem Herrn, nichts Anderes erflehte,
Als Schutz für Euch auf Eurer Heimfahrt über
Die schneebedeckten, sturmdurchsausten Alpen.
Seit sie von Eurem Glücke weiß – ach! – legt
Sie Trauerkleider nur noch an. Gewaltsam
Muß Herzog Ludewig von Baiern oftmals
Sie von den kalten Stufen des Altars
Entfernen, wo sie einsam weint und kniet
Und Gott bestimmen will, von Euren Augen
Den Zauberschleier wegzuthun, der Euch
Nur Rosen zeigt, anstatt der Hölle Schlünde.
Ging's ihrer Neigung nach, so nähme sie
Nicht Trank noch Speise zu sich; denn erstorben
Scheint jeder Trieb in ihr, als hätt' sie Euch
Bereits verloren. Wilde Träume ängst'gen
Sie qualvoll. Jede Nacht ringt sie um Euch,
Herr Herzog, mit dem Tode, der den Arm
Verlangend nach Euch ausstreckt. – Und so ist
Denn meine Botschaft, Euch, o lieber Herr,
An Eurer Mutter Statt noch einmal innig
Zu bitten, dieses Zauberland zu flieh'n,
Das Euren großen Ahnen selten Glück,
Fast immer Kummer in das Leben goß
Und an dem Marke ihrer Jugend zehrte,
Wie schleichend Gift. Mein lieber Herr, kehrt um

iii234

Conradino
(ausweichend, mißmuthig).

Die traute Mutter sieht die Dinge nicht
Mit kaltem Blute an. Um ihre Augen
Webt sich ein Schleier, der Gespenster
Und Truggestalten zeiget, ohne Wesen.

Heinrich.

O Herr! Daß ihre große Angst nicht wurzelt
Im Geiste, sondern unerklärlich wogt
Und dränget im Gemüth, – Das sollte Euch

Bestimmen ihr zu folgen. Niemals trügt
Die Ahnung einer Mutter, Herr; sie kann
Nicht irren; denn sie fließet aus der Liebe,
Dem Göttlichen in uns, dem Schrankenlosen.
Ihr habt auch Pflichten gegen Eure Mutter! –

Conradino (feurig).

Ich habe Pflichten gegen meine Mutter –.
Ja, Truchseß! Aber höher, Freund, als diese
Sind meine Pflichten gegen dieses Land.
Mir fiel von Gott ein Name zu, an den
Sich ganze Völker klammern, Rettung suchend
Aus Tyrannei und sterneloser Nacht.
Mit diesem Pfunde muß ich wuchern, soll
Ich nicht in Schande sinken und das höchste
Kleinod des Manns: Selbstachtung, schnöd' verlieren,
Das mir die Mutter nie ersetzen könnte.
Mit diesem Pfunde muß ich wuchern, will
Ich nicht den Geist des theuren Vaters wecken,
Daß er in der Verleumder Ohren flüstre;
»Ich hab' ihn nicht gezeugt, den Räudigen;
Elisabeth hat ihren Schwur gebrochen« –
Nein! Nein! Bei Gott! Laßt ab von Euren Bitten.

(Er geht in starker innerer Erregung auf und ab.)

(ruhiger.) Was fürchtet meine Mutter? Meinen Tod!
iii235 Ich soll an ihrer Seite ruhvoll träumen;
Mir soll, wie dem gefang'nen Falken, Sehnsucht
Nach Licht und freiem Raum das Herz verzehren.
Ihr kanntet meine Vorfahr'n, Heinrich Waldburg. –
Sagt, war ihr Lebenszweck, im schönen Schwaben
Zur Jagd zu geh'n und einige Turniere
Im Jahre zu beziehen? (heftig.) War'n sie Kaiser,
Herr Truchseß, oder waren sie Vasallen?
Soll ich, nachdem einhundertdreißig Jahr'
Der Kaiserthron in uns'rem Hause stand,
Der Erste sein, der wieder And'ren dient?
Soll Deutschlands Chronik nach den großen Siegen,
Den Heldenthaten eines Rothbart, Heinrich,
Friedrich und Conrad, blanke, weiße Blätter
Bei meinem Namen Conradino lassen,
Auf die die Nachwelt mit Verachtung blickt?
Soll ich im schönsten Siegeslauf einhalten,
Weil meine Mutter Truggestalten sah?
Kann ich nicht sterben auf der Jagd, steht nicht
Im stillsten Leben stets der Todesengel
Bei mir?

Heinrich (mit Wärme).

Vasalle? Nein! Ihr seid berufen,
Die Krone Deutschlands einst zu tragen. Mächtig
Ist Euer Anhang und man wird Euch wählen.
Doch dieses Welschland, dieses Land des Trugs
Und Scheins – –

Conradino (unterbricht ihn).

Ist mit der Krone Deutschlands eng

Verknüpft und fordert Recht von seinem Kaiser.
Und glaubt Ihr, – wenn ich nur nach Herrschaft strebte,
Nicht fragend nach dem Wohle meiner Völker –
Die Großen Deutschlands würden mich erwählen,
Wenn ich nicht zeige, daß ich mächtig bin?
iii236 Die Macht der Hohenstaufen ist gesunken, –
Nicht durch die Schuld des Vaters, sondern weil
Ich noch ein Kind war, als er starb. Glaubt Ihr,
Die Fürsten Deutschlands würden einen armen,
Ruhmlosen Jüngling je erhöh'n? (bitter.) O brecht
Mir nicht den Mund auf; denn ich kenn' die Stolzen.

Heinrich (flehend).

O Herzog! Tödtet Eure Mutter nicht.
Wenn Ihr das kühne Spiel gewinnen solltet,
Wenn Alles Ihr besitzt, was Ihr gewünscht,
Und Eure Mutter fehlt – – –
O Gott! Was giebt's
Auf dieser weiten Erde Treueres
Als eine Mutter! – – –
Herr! o Herr! Ihr seid
Ihr einzig, einzig Kind! – –
Kehrt zu ihr heim!

Conradino
(tief erschüttert, ergreift nach kurzer Pause beide Hände Waldburg's).

Glaubt nicht, Freund Heinrich, daß ich unempfindlich
Für Eure Worte sei. Gott weiß, daß ich
Die Mitter liebe wie der beste Sohn –
Und doch – kein Wort mehr, Freund, von schmähl'chem Rückzug!
Wenn ihr das Herz in Trauerahnung pocht,
So rufen alle Stimmen in dem mein'gen:
»Glückauf! Glückauf! Der Sieg ist dein!« – Kehrt heim
Zur Königin und sagt der theuren Fraue:
Bald wär' ich bei ihr, aber nicht als Feigling,
Der Kehrt gemacht auf halbem Weg aus Furcht
Des Tods. Nein! als ein Mächtiger – ein Sieger,
iii237 Um alle Kränze meines Ruhmes ihr
Zu weih'n.

Heinrich.

O Herr! Bedenket wohl die Macht –

Conradino (stolz und ungeduldig).

Herr Truchseß! Ihr vergeßt Euch. – Lebet wohl.

Heinrich.

Mein guter Herr, – so hört ein letztes Wort.
Erlaubt, daß ich in Eurer Nähe bleibe.
Ich bin ein alter Mann, ergraut im Dienst
Der Hohenstaufen – für den Letzten will
Ich sterben.

Conradino (schnell besänftigt).

Wackrer Mann! Seid mir willkommen!
(lächelnd.) Doch hoffe ich, daß Ihr noch lange lebet
Und daß ich nicht der letzte Staufen bin.

Heinrich (verlegen).

Das Wort ist mir entfloh'n – ich weiß nicht wie.

Conradino (aufgeräumt).

Laßt gut sein, Freund. Mein Haus hat ew'ge Dauer!

(Er ergreift Heinrich's Arm und geht mit ihm ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Zimmer im Palast Frangipane.
(Galiane, noch im Festgewand, kommt langsam, in Gedanken verloren, durch eine offene Thür im Hintergrunde.)

Galiane (allein).

Jetzt eine Brust, an die ich traulich sinken
Und der ich sagen könnte, was das Herz
Beschwert. O! wie es schwillt, und schwellend mir
iii238 Den Athem raubt! O könnt' ich es erleichtern! –
Vergeblich Wünschen! – – Trag' die Last, Liane,
Und seufze nicht. Du hast es so gewollt.
Dein Weg war nicht der Weg der and'ren Menschen,
So lang' die Liebe Deinen Busen floh –
Jetzt, da Du einlenkst in die Straße Aller,
Drückt Dir kein Freund die Hand – stehst Du allein! –
O Conradino! –

Vierzehnter Auftritt.

Anna tritt ein.

Galiane (sie bemerkend).

Tritt näher, Anna.
Wie geht es meiner Mutter? Kann ich zu ihr?

Anna.

Die gnäd'ge Frau ist schwer erzürnt, daß Ihr
Dem Einzugsfest nicht fern geblieben sind.
Sie fiebert, und ihr Zimmer ist für Euch
Verschlossen.

Galiane (für sich).

Auch nach dieser Richtung, ach!
Starrt mich nur eis'ge Kälte an.
O öde Einsamkeit!
(zu Anna.) Glaubst Du es – oder –

Anna.

Ich bitte um Verzeihung, gnäd'ges Fräulein,
Wie dürft' ich's wagen! – Die gestrenge Herrin
Hat den gemessensten Befehl erlassen.

Galiane (schmerzlich).

O Gott!

Anna (ablenkend).

Wie herrlich, gnäd'ges Fräulein, war
Doch dieser Tag! Ich habe mich mit List
iii239 Hier weg gestohlen und den Einzug ganz
Geseh'n. – Das war ein Jubel! Rom hat seit
Der Krönung Kaiser Friedrich's keinen solchen
Erlebt. Das Volk hat wohl gefühlt, daß ihm
Ein Retter nahe.

Galiane (lächelnd).

Wie Du fließend nachsprichst!

Anna.

Ich stand in einem Knäu'l von braven Leuten.
Da hättet Ihr die Reden hören sollen!
Da war nur Eine Stimme der Bewund'rung.
Man konnte sich nicht satt seh'n an der Schönheit,
Dem ritterlichen Wuchs des Deutschen Herzogs.
Und auch von Euch hat man gar viel gesprochen.

Galiane.

Nichts Böses will ich hoffen.

Anna.

Ei, bewahre!
(verlegen.) Das heißt – doch nein! wie sollte man –
(schelmisch.) Nur Eines
Hat mir – fast Furcht vor Euch gemacht – ja, ja!
So sagte man – Ihr sähet in die Zukunft –
Ihr wäret eine Hochbegnadigte
Von Gott – Ihr wäret –

Galiane (ernst).

Eine Sünderin
Wie Alle, Anna, welche Gnade sucht,
Nicht Gnade hat. – O Welt! wie richtest Du
Nach Schein.

Anna (lauschend).

Ging nicht die Thür?

Galiane.

Sieh nach, wer's ist.
(Anna ab.)

iii240

Fünfzehnter Auftritt.

Anna kehrt mit Robert zurück.

Anna.

Des deutschen Herzogs Knappe.

Galiane (freudig erschrocken).

Conradino's?!
(für sich.) Was mag er wollen?

Robert (nähertretend).

Grüß Euch Gott, vieledle,
Erlauchte Fraue: War vielleicht mein Herr,
Der Herzog Conradino schon bei Euch?

Galiane.

Nein, Knappe! Doch was soll die Frage?

Robert (erfreut).

Gott!
Jetzt fällt mir eine Centnerlast vom Herzen.
Ich ward von Seiner Hoheit hergesandt,
Um Euch zu melden, daß er auf dem Fuß
Mir folge, Euch zu sprechen. – Unbekannt
In Rom, hab' ich mich auf dem Weg hierher
Verirrt, – so daß ich glaubte –
(er hält ein, indem er den eben eintretenden Conradino in

der Thüre gewahr wird.)

Gott! Da ist
Er schon – Das war getroffen!

Galiane.

Steht mir bei,
Ihr Heil'gen Alle! (Anna und Knappe ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Conradino tritt näher. Galiane will ihm entgegengehen, bleibt aber, wie gebannt, halbwegs wieder stehen.

Conradino.

Hohe, edle Jungfrau!
iii241 Ich les' auf Eurem schönen Antlitz groß
Erstaunen über meine Kühnheit –

Galiane (unsicher).

Herr –
Die Ehre – die Ihr gnädig uns'rem Haus
Erweist …

Conradino.

Vergebet mir. Aus der Erinn'rung
An unser flüchtiges Begegnen in
Verona und aus Euren Worten heute,
Die meine Seele so mit Macht erfaßten,
Daß sie vor Freude bebte – schöpfte ich
Unwiderstehl'che Sehnsucht Euch zu sprechen.

Galiane.

Der Ausdruck fehlt mir, Königliche Hoheit …

Conradino (treuherzig).

Laßt alle, alle Schranken zwischen uns
Ein Spinngewebe sein – Vertrauen reiß'
Auch dieses nieder. Wie zwei treue Freunde,
Die sich nach langer Trennung wiedersehen,
So wollen wir uns froh die Hände reichen.

(Er erfaßt ihre Hand.)

Blickt mir in's Auge: Kann ich lügen?

Galiane (in holder Verwirrung).

Ist's nur ein Traum?

Conradino.

Ihr wacht, und seid gewiß:
Wir segnen diese Stunde.

Galiane.

Willenlos
Folg' ich dem Zauber Eurer Worte, Herr.

Conradino.

Ihr dürft es: ihre Wahrheit ist ihr Zauber.

(Sie führt ihn zu einem Sitze hin und läßt sich neben ihm nieder.)

Conradino.

Noch bin ich keinen halben Tag in Rom
Und wie verwandelt schon ist all mein Denken.
An diesem Grabmal eines großen Reichs,
Trägt jeder Stein den Namen eines Helden

Und redet von der alten Römer Thaten,
Als wär’n sie Theile einer Göttersage.
Wie muß ein Geist wie Eurer hier empfinden.
Wie preis’ ich Euch in dieser einzigen
Umgebung glücklich.

Galiane.

Euch mag sie begeistern;
Mich füllt sie stets mit Wehmuth an und Trauer.
Steh’n wir nicht, wie Ihr eben sagtet,
Am Grabe eines großen Reichs? Warum
Ist es nicht mehr? Den Muthigen wird Rom’s
Geschichte stets entflammen und erheben –
Dem Denker schlägt sie Wunden in die Seele.
Denn Jener blättert sie vom Anfang bis
Zur Mitte durch – doch Dieser liest sie ernst
Vom Anfang bis zum letzten Wort des Endes.
Am Ende aber öffnet sich ein Abgrund,
Aus dessen Tiefe sich der Blick verwirrt
Zurückzieht. Wehe Dem, der dann die Hand
Des Glaubens nicht ergreift, des Glaubens,
Daß ziellos nicht die Menschheit sich bewegt,
Wenn sie auch, wie der Stein des Sisyphus,
Oft von der Freiheit Höhe wieder sinkt
In Sinnenschlamm und in den Schlaf der Feigheit.

Conradino
(der ihr mit Spannung gefolgt ist).

Und dieses Ziel, wie denkt Ihr’s Euch?

Galiane (mit ernster Milde).

Es lehrt
iii243 Die Religion das Ende aller Dinge
Und Rückkehr in die ew’ge Ruhe Gottes.

Conradino
(nach einigem Nachdenken).

Mein ganzes Streben scheint in diesem Lichte
Mir schaal und eitel.

Galiane (rasch).

Ihr versteht mich falsch,
Und diese Stunde müßte ich verfluchen,
Wenn sie mit gift’gem Hauche Euch berührte.
Denn wie ich glaube an die sel’ge Rückkehr
In Gott, so bin ich überzeugt, daß nur
Die Tugend sie uns bringen kann, die Frucht
Des Geists. – Des Geistes Nahrung aber ist
Die Freiheit. Euer Leben ist voll Ruhms,
Wenn Ihr für sie gekämpft habt. Wer, wer zählt
Die Jahre, bis sie kommen wird und Jeder
Sich in ihr sonnt und Keiner sie verwünscht?

Conradino
(in ihren Anblick verloren).

An Eurem Munde möcht’ ich ewig hängen.
(Er küßt ihre Hände. Kleine Pause.)
Erlaubt mir eine Frage. Was entzog

Euch Eure Sinne auf dem Capitol?

Galiane (schreckt zusammen).

O fragt mich nicht! – – –
(ruhiger, aber zögernd.) Von Zeit zu Zeit erlahmt,
Obgleich ich völlig wach bin, meine Sehkraft.
Dann quellen aus dem dunk'len Grund Gestalten,
Als seien sie von Fleisch und Blut. Gewöhnlich
Seh' ich dann später Menschen mit derselben
Geberde, mit derselben Stellung, auch
Im Leben wieder; hie und da auch nicht! –
Das Volk, stets rasch im Urtheil, schreibt mir zu,
iii244 Ich sähe im Zusammenhang den Inhalt
Der komm'nden Tage – aber Das ist falsch.
Ich sehe nur Gestalten – allerdings
In einer Weise oft, die mir genug
Erzählt – viel mehr, als ich zu wissen wünsche.

Conradino (nachdenklich).

Höchst sonderbar! – Und so stand heut'?

Galiane (abwehrend).

O dringt
Nicht weiter in mich, lieber Herr.

Conradino (bittend).

Thut mir
Die Liebe!

Galiane (nach neuem Zögern).

Wenn ich's recht bedenke – kann
Ich's sagen, – denn wie sollte Euch ein solch
Entsetzlich Schicksal treffen! –
(sie kämpft sichtlich mit den Worten.)
Euer Haupt –
Dies liebe Haupt, sah ich getrennt vom Rumpfe
Und Tropfen dunklen Blutes aus ihm quellen.

Conradino (bewegt).

Gewiß ein düst'res Bild!

Galiane.

Doch war'n die Züge
So mild und klar wie eines Engels Antlitz. –
Ich sah ein Trugbild, Herr. Ich hatt' es schon
Vergessen, – und – Das ist das beste Zeichen,
Daß es nur Täuschung war. Sehr aufgeregt
Und überreizt, – von dem Verlangen sprechend,
Das Eure Feinde tragen, – Euch vor mir, – –
War es natürlich, daß die Phantasie
Der inn'ren Angst die äuß'ren Formen gab.
iii245

Conradino (erleichtert).

Ihr habt ganz Recht. Es war ein eitel Trugbild. – –
(Abspringend.) Ihr lebt wohl vorzugsweise hier in Rom?

Galiane.

Nein, gnäd'ger Herr! Nach Rom komm ich nur selten.
Astura sieht mich fast das ganze Jahr.

Conradino.

Astura? – Wo ist dieses Schloß gelegen?

Galiane.

Nicht weit entfernt von Eurer Landesgrenze,
Am Meere. Hoheit.

Conradino.

Und Ihr liebt den Ort?

Galiane.

O unaussprechlich! Wer am Meer gebor'n
Ist, fühlt sich nur am Meere wohl. Aus all
Dem sinnverwirr'nden Zander röm'scher Feste
Sehnt' ich mich immer nach der stillen Burg
Zurück. Halb ist sie in das Meer und halb
Auf's Land gebaut. So weit das Auge reicht
Seht ihr kein Werk von Menschenhand. Ein Urwald,
Unwirthlich und die nie gestörte Heimath
Von ungezählten Schwärmen wilder Tauben,
Schließt sie vom Lande gleichsam ab und vor
Euch lacht die blaue, sonn'ge Meeresweite. –
Wann ich dort weile, leb' ich wie ein Kind.
Ich wand're in dem dichten Wald – ich such'
Am Strande Muscheln – stundenlang lieg' ich
Allein im Kahn, weit draußen auf dem Meere,
Und Abends sitz' ich auf des Schlosses Söller
Und seh' die Sonne selig untertauchen
In dunkler Fluth.
(In Gedanken verloren.) Dann geh'n die Sterne auf
Und grüßen meiner Seele tiefen Frieden.
iii246 (traurig) Sie grüßten ihn – sie grüßen ihn nicht wieder.

Conradino (innig).

Wie darf ich Das versteh'n?

Galiane.

(ergreift, überwältigt vom Gefühl, seine Hand und neigt sich über sie hin – aber dann fährt sie erschrocken auf und wendet sich von ihm ab.)

(halblaut, mit fast erstickter Stimme.) Verlaß mich nicht
Gebenedeite Mutter Gottes!

Conradino
(in aufwallender Seligkeit).

O!
Du süße, süße Maid – – (er zieht sie in seine Arme.)
So trog mich nicht
Mein Herz? – Du liebst mich?

Galiane (vor ihm hinsinkend).

Conradino!

Conradino
(hebt sie auf und küßt sie leidenschaftlich).

O!
Du meine heißgeliebte, holde Braut!

Zweiter Act.

iii247

Erster Auftritt.

Ein Saal im Palast des Capitols. Conradino und Friedrich von Baden sitzen an einem Tisch sich gegenüber. Friedrich hat mehrere Documente vor sich.

Conradino.

Laß hören, lieber Freund, was man uns schreibt.

Friedrich.

Zuerst kam diese Botschaft aus Viterbo.
Es meldet Dir der Cardinal Ursini,
Daß Dich der heil'ge Vater, an dem Tag
Der Himmelfahrt Mariae, wiederholt
Mit seinem Bann belegt und Dich auf immer
Von Christi Leib geschieden habe.

Conradino (nach kurzer Pause).

Wohl
Kann er die Hostie mir verweigern – aber
Des Himmels Pforten sind beständig offen:
Der Allerbarmer zieht mich an sein Herz
Und haucht den Bann von meinem Haupte weg.
(Mit Laune) Fürwahr! mein Friedrich, hast du je gelesen,
Daß unser Heiland in Jerusalem
Den ganzen Erdkreis und die Völker alle
iii248 Mit mächt'gen Worten segnete und dann
Vom Wirbel bis zur Zehe Einen Sünder
Verfluchte? – O! die Wölfe in dem Pelz
Des Lamms. – Brich eine and're Botschaft auf.

Friedrich.

Es sendet Diese Conrad von Caserta.

Conradino.

Sie lautet?

Friedrich.

»Lange leb' mein gnäd'ger König,
»Der Herzog Conradino! – In Lucera,
»Wo bei der Kunde, daß Ihr auf dem Weg
»Nach Nord-Italien wär't, die Saracenen
»Die Fahnen Anjou's von den Thürmen rissen
»Und hohenstauf'sche Banner froh erhöhten –
»Indeß die Christen nicht zu handeln wagten –
»Hält jetzt die ganze, Bürgerschaft zu Euch.
»Fast ganz Apulien folgte diesem Beispiel
»Und wo man hinblickt, weh'n die Farben Eures
»Ruhmvollen Hauses, Jedermann zur Freude.
»Die Söldner Carl's hat man vertrieben, seine
»Beamten ihnen nachgesandt mit Hohn.
»Der Jubel in dem Land ist unbeschreiblich.
»Das Volk dringt in die Kirchen, Gott zu danken,
»Als wäre Carl schon in den Tod gestürzt
»Und Ihr befestigt auf dem Thron der Väter.
»O kommt, geliebter Herr, und stoßt ihn wirklich
»Von dem erhab'nen Sitz herab, den er
»Euch stahl und schnöd' zu einem Henkerstuhl

»Entweihte. Kommt – und siegt und gebet uns
»Die gold'nen Tage Kaiser Friederich's
»Und Manfred's wieder. –«
(freudig erregt.) Das ist frohe Nachricht,
Mein Conradin.

iii249

Zweiter Auftritt.

Heinrich von Castilien und Ruffini treten ein.

Conradino (auf sie zugehend).

Genug der Festgelage,
Der Ruh' im unvergleichlich schönen Rom,
Mein lieber Vetter! Leset diese Botschaft,
Die gute aus Apulien.

Heinrich.

Beß're noch
Glaub' ich zu bringen aus Sicilien.
Die Flotte Carl's ist bis auf's letzte Schiff
Vernichtet und Sicilien wie erobert.
Mein Bruder Friedrich sandte mir die Kunde.
Hier ist für Euch, Herr Vetter, der Bericht.

Conradino.

O Tag der Freude!
(Er erbricht das Document und liest.)
Ausgefertigt vom
Pisaner Capitän Gherardo.
»Meinem
»Erlauchten König Conradino Heil!
»Die Flotten Carl's von Anjou und der Stadt
»Messina sind nicht mehr! – Das treue Pisa
»Dankt dem Allmächt'gen, daß es seinem Herrn
»Von Neuem inn'ge Liebe zeigen konnte. – –
»Mit zwanzig Schiffen, gut gebaut und stark
»Bemannt, stach ich am ersten dieses Monds
»In See. Mit günst'gem Winde fuhr ich längs
»Der Küste hin, bis vor Neapel's Golf.
»Nach allen Seiten ließ ich ihn durchsuchen,
»Und als ich nirgends eine Spur vom Feind
»Entdeckte, eilte ich mit vollen Segeln
»Zu den Gewässern vor der goldnen Muschel.
iii250 »Allein auch hier war Alles ruh'g, das Meer
»Ganz frei. Ich steuerte hierauf nach Osten,
»Bis vor den kleinen Hafen von Milazzo.
»Hier endlich kam der Feind in klare Sicht.
»Er fuhr nach Westen. Eilig theilte ich
»In zwei Geschwader meine Macht. Das Eine
»Ließ ich nach Norden fahren, während ich
»Das And're ruhig warten ließ. Der Feind
»Ward uns sofort gewahr und als er uns're
»Bewegung merkte, theilte er sich auch.
»Er war viel stärker. Meinem linken Flügel
»Zog er mit zweiundzwanzig flotten Schiffen
»Entgegen und dem rechten stellte er
»Zehn Messineser treffliche Galeer'n

»Genüber. Das war Ueberzahl, die mich
»Fast fürchten ließ. Der Kampf brach los. Zuerst
»Kam's nördliche Geschwader in's Gefecht.
»Ich sah mit großer Freude es den Platz
»Behaupten; – aber kurz nur durfte ich's
»Im Aug' behalten, denn bald rasten prall
»In mein Geschwader die Galeer'n Messina's.
»Ich mußte List gebrauchen, wollt' ich nicht
»Verderben. Hurtig gab ich den Befehl
»Zur Umkehr und gewann in voller Ordnung
»Die hohe See. Die Messineser, glaubend,
»Mir säße Furcht im Herzen, folgten mir
»Mit Siegsgeschrei. Mit jedem Windstoß löste
»Sich ihre Ordnung immer mehr, bis endlich
»Der letzte Rest davon geschwunden war.
»Nun galt's zu handeln. Plötzlich jagten wir
»In festen Reih'n zurück und griffen die
»Vereinzelten mit solchem Ungestüm,
»Mit solchem Feuer an, daß sie erlagen.
»Was nicht in Grund gebohret, oder flugs
»Geentert wurde, floh besinnungslos.
iii251 »So kamen wir zur Stelle, wo inzwischen
»Mein erst' Geschwader mit, den Provençalen
»Sich maß. Noch hielt es Stand, wenn auch die Hoffnung
»Auf Sieg schon längst geschwunden war. Ich kam
»Zur guten Zeit. In einem Halbkreis fuhr
»Ich um die Kämpfenden und fiel den Feind
»Von neben an, indeß mit neuer Kraft
»Die Ander'n ihn von vorn ergriffen. Da
»War Widerstand vergebens. – Nur zwei Schiffe,
»Das Admiralsschiff und ein and'res, konnten
»Entflieh'n. Der Rest fiel in Gefangenschaft,
»Und die Bemannung stürzten wir in's Meer.
»Jetzt zogen wir, des Feindes Schiffe
»In unsrer Mitte, vor Messina's Hafen.
»Hier lagen die entwischten Stadt – Galeer'n.
»Gleich ließ ich eine provençal'sche Barke
»Mit Pech und Werg anfüllen, steckte sie
»In Brand und überließ sie dann dem Wind,
»Der mächtig nach dem Land zu blies. Er trieb
»Die Barke in den Hafen und sie brannte
»Die letzte Planke in ihm weg. – –
Und Dies
»Geschah am elften dieses Monats, durch
»Die Gnade Gottes. Ihm sei Ehr' und Preis
»In Ewigkeit. –«

Conradino
(mit einem Blick nach oben).

In Ewigkeit!

Alle.

Amen!

Conradino.

In Treuen, liebe, gute Herren! das

Sind frohe Mähren. Anjou's Macht zur See
Vernichtet und mithin die ganzen Truppen
iii252 Siciliens von dem Festland abgeschnitten,
Das heißt verloren, wenn die Landmacht uns'rer
Getreuen sie jetzt angreift – und die Bürger
Apuliens offne Freunde – – was bleibt da
Noch übrig!?

Friedrich (rasch).

Eine Schlacht, die Carl vernichtet.

Conradino.

Du hast's gesagt. Ich brenne vor Begierde,
Den letzten Schlag zu führen.

Heinrich.

Alles ist
Seit Wochen schon bereitet, und wir warten
Nur auf des Aufbruchs Zeichen. Gebt es, Herr,
Und noch in dieser Stunde gehen wir.

Conradino.

Wohlan! – ich gebe es für heute Nacht.
Und welche Straße däucht Euch, Prinz, die beste?

Heinrich.

Zwei Wege giebt's von hier in Euer Land.
Der Eine führet über Frosinone
Zum Garigliano und der And're, kürzer,
Jedoch weit mühesamer, über Tibur
Zur palentin'schen Eb'ne. Carl von Anjou
Erwählte, als er gegen Manfred zog,
Den ersteren. Doch dürfte ich entscheiden,
So gäbe ich dem letzteren den Vorzug.
Es leiten mich hierbei verschiedne Gründe.
Zunächst glaubt Carl von Anjou, daß wir über
Ceprano kommen. Seine besten Mannen
Hat er deshalb am Engpaß aufgestellt.
Die Position ist uneinnehmbar, Herr,
Wenn uns Verrath nicht unterstützt. Noch mehr.
iii253 Nach diesem Engpaß kommen San German
Und Capua, Städte, die so fest und stark sind,
Als hätten die Cyclopen sie erbaut:
So daß wir, glücklich aus dem Paß heraus,
Kein offnes Schlachtfeld fänden, sondern nur
Belagern könnten. Ferner könnten nicht
Auf diesem Wege uns die Saracenen
Verstärken, die durch ihre Treu' für Euch
Fast bess're Truppen als die Deutschen sind. –
Wie anders nun gestalten sich die Dinge
Beim Wege in die palentin'sche Eb'ne!
Dort ist kein Engpaß, dort steht nicht Ein Mann
Des Feindes, dort sind keine festen Städte,
Und ohne große Mühe können sich
Die Saracenen, wenn wir uns beeilen,
Mit uns verbinden. Eh's zu einer Schlacht kommt,
Habt Ihr schon festen Fuß in Eurem Land

Gefaßt und in der Gegner Herzen wird
Sich die Entmuth'gung fester krallen. –
Doch Ihr habt zu entscheiden, Herzog.

Conradino.

Wahrlich,
Ich müßt' ein Thor sein, wollte ich, voll Starrsinns,
Dem kundigen und weisen Freund nicht folgen.
Ich danke Gott vielmehr, daß Er Euch mir
Zur Seite stellte und zum Führer gab.
Es bleibt jetzt ohne Weiteres beim Weg,
Den Ihr erwähltet, und die Zeit des Aufbruchs
Ist Mitternacht.

Heinrich.

Je früher, desto besser.
Ich lasse gleich die Führer herberufen.
Das Forum sei der Ort, wo wir uns sammeln.

iii254

Conradino
(ergreift Heinrich's Hand).

Bei meinem königlichen Wort, Herr Vetter –
Ich werde Eu're Dienste nie vergessen.

Heinrich.

Mein lieber Herr! Ich such', wie Ihr, mein Recht.
Wir haben Einen und denselben Feind.
Liegt er zerschmettert, eine Leiche, vor mir,
Sind meine Wünsche all' erfüllt.

Conradino.

Gehabt
Euch wohl. (geht mit Friedrich ab.)

Dritter Auftritt.

Heinrich und Ruffini.

Ruffini.

Nehmt meine Worte ja nicht übel, Heinrich –
Doch rath' ich Euch – trotz allen günstigen
Berichten aus Apulien – macht mit diesem
Tollkühnen Jüngling nicht gemeine Sache.
Ihr wagt zu viel. Ihr unterschätz't die Macht
Der Kirche. Auf die Dauer unterliegt
Nie, nie der Papst.

Heinrich.

Nichts wag' ich, guter Alter. –
Man nennt mich einen klugen Mann: bei Gott!
Nie war ich klüger, als in jener Stunde,
Wo ich Partei für Conradin ergriff. –
Klug nenn' ich Jeden, Freund, der danach strebt,
Was ihm die inn're Ruhe giebt. Klug ist
Für mich der Mann, der Mönch wird, wann die Welt
Mit Ekel ihn erfüllt und quält – klug ist
iii255 Für mich der Mann, der über tausend Leichen
Zum Throne eilt, den er begehrt. Denn sag':
Was hülfe die Befried'gung aller Triebe
Des Herzens, wenn dem mächtigsten allein

Die Stillung schonungslos verweigert würde?
Ich aber kenne eben nur den Haß;
Und diese Gluth, die mich verzehrt, muß fort
Aus meiner Brust. –
Entweder siege ich
Mit Conradino, oder sterbe ich.
Wie auch der Würfel fallen mag – ich finde
Die Ruhe, die ich suche.

Ruffini.

Ist es möglich!
Kann der Verlust von Gold, von vierzigtausend
Dublonen –

Heinrich (zornig.)

Vierzigtausend? sechzigtausend
Dublonen sind's, die ich dem Schurken lieh,
Und die er mir nicht wiedergeben will.
Mein Blut klebt an dem Gelde! Aber laß
Das sein! Es ist nur wenig gegen sein
Fluchwürdiges Benehmen, als der Papst
Sardinien als ein Leh'n mir geben wollte.
Die Habgier dieses Schurken, dieses Diebes,
Ist so gewaltig, daß der grüne Neid
Selbst dann ihn peinigt, wann er And're im
Besitz von Dingen sieht, die niemals er
Besitzen könnt' und dürfte. –
(mit geballten Fäusten.) O! bei Gott!
Den Buben stürz' ich in die Hölle.

Ruffini.

Aber
Bedenkt, wenn Conradin verlieren sollte –

iii256

Heinrich.

Ich wiederhole Dir, was hülfe mir
Die Herrschaft über die bewohnte Erde,
Wenn ungestillt der Haß die Seele quälte? –
Es wäre überdieß zur Rückkehr schon
Zu spät!

Ruffini (schnell).

Der Papst und Carl von Anjou würden
Mit Euch pactiren, wie mit einem Sieger.
Seid deß gewiß.

Heinrich.

Genug, mein Freund! Du kennst
Die Menschen schlecht.

Ruffini.

Wenn ich in Eurem Sinn
Das Wörtchen klug gebrauche, handelt Ihr
Wohl klug, doch schwerlich weise. – Denn der Mensch,
Der so im Sold der Leidenschaften steht,
Wie Ihr, muß in Gefahren enden.

Heinrich.

Weise? –

O Gott! Ich bin ein reifer Mann und habe
In einem vielbewegten Leben viel
Gesehen und gedacht, – doch fand ich Weisheit
Nur bei den Heiligen. Wir Menschen geh'n
Die Bahn, die der Character zeigt, und was
Wir Weisheit nennen, ist fast immer Schwäche,
Verdeckte Feigheit, die nicht handeln kann.

Ruffini (lächelnd).

Fast scheint es mir, als wolltet Ihr den Worten
Ganz neuen Sinn und Deutung geben – traun!–
Ich spüre keine Lust, deshalb zu streiten.
Doch dient man seinen Leidenschaften besser
Mit Ueberlegung als mit blinden Schlägen.
iii257

Heinrich.

Wer sagt Dir, daß die Ueberlegung nicht
Mit meinem Hasse Hand in Hand geht? – Hör'
Mich an. Ich streb' nach Macht. Ist's doch dies Streben
Allein, das meinen grimmen Haß erzeugt hat.
Kann mir die Herrschaft über diese Stadt
Genügen? Nein! Ich such' ein weites Land,
Das ich nach meinem Sinn gestalten kann.
Durch meines Vetters gute Dienste ging
Sardinien mir verlor'n. Nie kann ich mir,
So lange Anjou in Neapel herrscht,
Zwei Fuß breit Erde in Italien nehmen.

Ruffini.

Doch wen'ger noch, wenn Conradin dort herrscht.

Heinrich.

Nur scheinbar richtig ist Dein Schluß. Es zehrt
An Conradin der Ehrgeiz wie an mir –
Ja, mehr noch, weil er größ're, höh're Ziele
Verfolgen darf. Ich kenne diesen Jüngling!
Ist er am Ziele seiner heißen Wünsche,
In Welschland, ist ihm dieses Reich zu klein.
Er greift schon jetzt nach Deutschlands Königskrone,
Die er, in jugendlichem Uebermuthe,
Mit größ'rem Glanz als seine Ahnen selbst
Zu tragen hofft. Wen wird er nun erwählen,
Dies Land zu leiten, wenn er wieder über
Die Alpen ziehen muß? Giebt's einen Ander'n
Als den erprobten, treuen Vetter Heinrich?
Und bin ich nur erst im Besitz, das Weit're
Wird sich schon später finden. – Siehst Du, Freund,
Ich diene meinem Haß und meinem Ehrgeiz
Mit Ueberlegung. Schlösse ich mich nicht
Dem Hohenstaufen an, – ich bliebe, was
Ich bin; doch lieber möchte ich den Tod,
iii258 Als bleiben, was ich bin und ungerächt
An Carl das Unrecht lassen, das er mir
In kalter Bosheit angethan. –
Komm, – laß
Uns geh'n. Ich muß den Truppenführern jetzt

Den Aufbruch melden.

Ruffini

(unüberzeugt mit drohendem Zeigefinger).

Heinrich! Heinrich!

Heinrich

(ergreift seinen Arm, scherzhaft).

O!

Bewahr' mich Gott vor allzu hohem Alter!

Vierter Auftritt.

Der mondbeglänzte Garten des Palastes Frangipane. Gruppen hoher Bäume überschatten den Weg, auf dem Conradino mit Galianen am Arme wandelt. Im Hintergrunde eine Mauer, die den Garten von der Straße scheidet.

Conradino.

Vergeblich greife ich, mein süßes Leben,
Von Sehnsucht trunken, in der Sprache Reichthum:
Ich finde keine Worte für mein Glück.
Und nähme ich ein Saitenspiel und wollte
In Tönen zu Dir sprechen – ach! – es würden
Die Saiten brechen von der Töne Andrang.

Galiane.

Du Trauter, Lieber!

Conradino.

O! das Herz durchdringt
Die fernste Zeit. Wohl zog es mich, die Macht
Der Hohenstaufen wieder aufzurichten
iii259 In welschen Landen, daß sie eine Eiche
Des Schutzes werde für die guten Bürger –
Und eh'r nicht ruhe ich, bis es vollbracht –
Doch für dies Streben nur war nach Italien
Die Sehnsucht viel zu groß. Jetzt, da ich Dich
Gefunden habe, ist sie ganz erklärt.
Die Christenheit hat für den Kampf um's Licht
Mit einem Lorbeerkranz im Voraus mich
Geschmückt – Italien gab Dich mir zum Lohn
Für Thaten, die erst kommen sollen. Das
Ist Großmuth, die für alle Zeiten bindet.

Galiane.

Ich aber habe Dich als ein Geschenk
Von Gottes Hand, so unverdient, so ganz
Als Gnade.

(Conradino zieht wiederholt ihre Hand an seine Lippen. Sie setzen sich auf eine Rasenbank im Vordergrund. Er schlingt seinen Arm um sie.)

Conradino

(nach einer kurzer Pause).

Sel'ge Nacht! Ihr Zauber ist
Der Wiederschein von uns'rer treuen Minne.
Fürwahr, so muß die Nacht im Paradies
Gewesen sein, als in den ersten Menschen
Der Liebe Knospe glühend sich erschloß, –
So eine Nacht muß Die gewesen sein,
In der, wie unser Meister Gottfried singt,

Die Magd Isoldens sich vergriff und Tristan
Den Minnesaft, statt Weins, erbebend trank.

Galiane.

O könnten wir so ewig ruh'n und träumen!

Conradino.

Die Zeit wird kommen, süße, lichte Jungfrau!
iii260 Palermo's Kaisergärten grüßen uns
Von fern. Beim Schlag der Nachtigallen werden
Wir uns erfreu'n am Glanz des weiten Meers,
Und selig ruh'n. Dann lassen wir die Stunden
Der Nacht an uns vorüberfließen, – alle –
Uns fest umschlungen haltend, o mein Lieb!
Denn dann schlägt keine Abschiedsstunde.

Galiane.

Ach!
Du mahnst mich, daß wir scheiden müssen.

Conradino (erhebt sich).

Ja,
Liane, und ich darf nicht länger zögern.
Es neigt sich schon der Mond zum Untergange,
Und wann die Sonne aufgeht, muß sie mich
Nicht fern von Tibur seh'n.

Galiane.

Wohlan, Geliebter,
Zieh' hin! Das wäre nicht die heil'ge Minne,
Was mich durchzittert, wollt' ich Deine Sinne
In Selbstvergessen tauchen und in Schlaf.
Das wäre keine Braut für Conradino,
Die nicht ein Lächeln auf die Lippen zwänge,
Wann der Geliebte in die Schlacht, vielleicht
Zum Tode in die Schlacht stürmt. – –
Ob das Herz
Auch brechen will: – kein Schmerzenslaut, kein Weh
Und Ach, entringe sich dem bangen Busen,
Und keine Thräne glänz' im Auge.
(Sie küßt ihn.) Zieh'
Mit Gott!– Er schütze Dein geliebtes Leben
Und schenke Dir den Sieg, den Sieg des Rechts.

iii261

Conradino.

Der Sieg ist mein. Schon fühl' ich in der Hand
Die stolze, reiche Krone von Apulien.
Der Reif ist todtes Gold, die Macht ist Alles –
Und meine Macht erhebt Dich jetzt zum Thron.
O meine edle Kön'gin, lebe wohl!
Dir lasse ich zuerst den Sieg verkünden;
Vom Schlachtfeld aus soll Dir die Kunde werden,
Damit ich bald an Deinem Herzen ruhe.

Galiane.

Hab' Dank, Geliebter. Nach Astura send'
Den Boten; denn ich habe Ruhe nöthig,
Die nur die Heimath mütterlich mir bietet.

(Man hört aus der Ferne den langgezognen Ton eines Horns.)

Conradino (aufhorchend).

Hast Du den Klang gehört? Er weckt die Tapf'ren,
Die mit mir streiten werden.

(Der Ton wird wiederholt.)

Horch! schon wieder!

(Er umarmt sie feurig und küßt sie mehrmals.)

Leb' wohl – leb' wohl.

Galiane.

Mein Conradino!

(Conradino umarmt sie nochmals, dann schwingt er sich rasch über die Mauer.)

Galiane

(sich über die Brüstung neigend.)

Freund!

Leb' wohl.

Conradino (von unten).

Ade – Ade — Du blühend Röslein –
Ade – mein herzig Liebchen!

iii262

Galiane.

Lebe wohl.

(Sie winkt mit ihrem Schleier.)

(Pause.)

Conradino

(schon aus ziemlicher Entfernung).

Leb' wohl – Leb' wohl. –

(Galiane sinkt, als kein Laut mehr zu ihr dringt, auf die Kniee nieder, und richtet, betend, die Augen zum Himmel.)

Dritter Act.

iii263

Erster Auftritt.

Gebirgsgegend. Der Vordergrund ist der Scheitel der Bergwand über Tagliacozzo.

Eine Stimme. (hinter der Scene).

Frisch auf!

Zweite Stimme
(tiefer unten und schwächer).

Frisch auf!

Dritte Stimme (sehr nahe).

Nur noch zwei kleine Sprünge;
Dann ist die Höh' erreicht.

Vierte Stimme
(schwächer wiederholend).

Frisch auf! Gleich ist
Die Höh' erreicht.

(Conradino taucht im Hintergrund auf und eilt nach vorn. Hier, wo ein freier Blick in die Ebene gedacht wird, bleibt er wie festgewurzelt stehen. Pause.)

Conradino
(mit gefaltenen Händen, seligen Blickes in die Aussicht vertieft).

O Land! – – Land meiner Väter! – –
Mein Land! – –

iii264

Zweiter Auftritt.

Friedrich von Baden tritt auf und stellt sich dicht hinter Conradino. Dann kommen: Prinz Heinrich, Lancia, Donoratico der Truchseß, und andere Ritter, bis die Bühne gedrängt voll ist.

Conradino
(wendet sich um und erblickt Friedrich. Er wirft sich in stürmischem Entzücken in dessen ausgebreitete Arme).

O Friedrich! bester Freund! – Sieh dort
Mein Land!

Friedrich.

Mein Conradin, – ich fühle ganz
Dein Glück.

Conradino
(sieht unverwandt in die Gegend hinab, ohne Friedrich's Hand loszulassen).

Was waren alle sel'gen Träume
Von meines Stammguts Herrlichkeit und Schönheit,
Was war'n sie gegen diesen Anblick. – Strömt,
Ihr Thränen, nur herab! Ihr schändet nicht.
Belohnt ist alle Mühe, aller Schweiß
Und ausgeglichen jeder bange Zweifel!
O gold'ne Pracht Apuliens!

Heinrich Waldburg
(nähert sich und berührt Conradino's Arm).

Lieber Herr –
Die gold'ne Pracht bedeckt – –

Conradino
(ihm launig in's Wort fallend).

Der Hölle Schlünde,
Und Lucifer's Gesellen untergraben

Den Boden. Nicht wahr, Truchseß? – O ich wußte
Was Ihr mir sagen wolltet. –
iii265 Doch, ich zürn'
Euch nicht, daß Ihr aus diesem Traume mich
Gerissen habt. Noch lebt der freche Dieb,
Der dieses Land mir stahl, und praßt verwegen
Mit meinem Eigenthum.
(zu den Soldaten gewandt.) Auf! meine Freunde!
Laßt uns hinunter in die Eb'ne steigen
Und ansruh'n von den Mühen uns'res Zugs.
(Alle ab.)

Dritter Auftritt.

Ein Theil der Palentin'schen Ebene.

Bewaffnete Jünglinge kommen mit drei greisen Rathsherren von der linken Seite.

Ein Rathsherr.

Hier wollen wir den lieben Herrn und König
Erwarten. Unser Aug', so lange fest
Und sehnsuchtsvoll auf dieser Berge Höh'n
Gerichtet, sah nun endlich seiner Mannen
Gewalt'ge Schwerter in der Sonne funkeln.
(Sie stellen sich, Conradin erwartend, in angemessener Ordnung auf.)

Ein Jüngling (mit Lebhaftigkeit).

Er kommt.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen.

Conradino, umgeben von den Rittern seines Gefolges, erscheint an der Spitze seiner Truppen, welche den Hintergrund ausfüllen.

Die Jünglinge.

Heil! uns'rem König Conradino!

iii266

Conradino.

Wer seid Ihr, werthe Männer – Ihr, die Ersten,
Die auf apul'schem Boden mich begrüßen?

Rathsherr
(nimmt einem Knaben ein Kissen mit zwei Schlüsseln ab und tritt damit, in der Mitte seiner Collegen, vor Conradino).

Die Edlen Aquila's erwählten uns
Aus ihrer Mitte, um in ihrem Namen
Und in dem Namen der Gemeinde, Euch
Zu huldigen als dieses Landes König
Und angestammtem Herrn. –
Wir legen freudig
Als Zeichen des Gehorsams vor Euch hin
Die Schlüssel uns'rer Stadt, und als ein Zeichen
Der opfermuth'gen Treue ihrer Bürger
Weih'n diese Jünglinge sich Eurer Sache.

Conradino
(zu den Jünglingen).

O seid mir hoch willkommen, edle Herren.
(zu den Rathsherren.)
Ihr aber gehet hin nach Aquila

Und bringet Denen, die Euch sandten, Dank
Für ihre Huldigung, die um so lieber
Mir sei, als sie mir freundlich wurde, eh'
Der Waage Zünglein stille stand. Sagt ihnen,
Daß diesen Muth ich hoch belohnen würde,
Sobald ich säße in der Väter Hallen.

(Die Rathsherrn gehen, sich tiefverneigend, ab.)

Die Jünglinge
(in die Reihen des Heeres tretend).

Heil uns'rem hohen Kriegsherrn Conradino!

Conradino
(zu seiner Umgebung).

Hier laßt uns halten und Berathung pflegen.

iii267 (Hornsignale. Die Truppen treten zurück. Der Hintergrund wird alsdann durch einen Zeltvorhang von der vorderen Scene geschieden, auf welcher nur Conradino, Heinrich von Castilien, Lancia, Donoratico Friedrich und der Truchseß bleiben.)

Lancia.

So wären wir denn glücklich in dem Lande.

Conradino.

Ich denke eine Rast von wen'gen Stunden
Wird uns die Kraft zu neuer Arbeit geben.

Heinrich.

Je kürzer wir verweilen, desto besser.
Den Freunden Anjou's in der ew'gen Stadt
Blieb uns'res Zuges Richtung kein Geheimniß.
Sie sorgten – dessen seid gewiß – daß er
So schnell als möglich unsern Weg erfuhr.
Ist uns auch unbekannt, wo Carl jetzt weilt,
So steht doch fest, daß er nach dieser Gegend
Sich wandte. Leicht mag so geschehen, wenn
Wir uns nicht eilen, daß er seine Macht
Keilartig zwischen uns und Eure Treuen,
Die Saracenen von Lucera, drängt.
Das wär' ein Uebel. Deshalb: kein Verzug
Von allzulanger Dauer. Ist das Heer
Nothdürftig nur gestärkt, so gebt Befehl
Zum Weitermarsch. Ich kenn' die Straße gut.
Wir ziehen am Celaner See vorbei
Und schlagen uns gen Morgen nach Sulmona.
In wen'gen Tagen sind wir in Lucera.

Friedrich.

Ich bin erstaunt, daß keine Saracenen
Uns hier erwartet haben. Gebe Gott,
Daß ihre Macht noch zu uns stoßen kann.

iii268

Heinrich.

Ich finde ihr Verbleiben wohl erklärt.
Wir haben sie nicht wissen lassen, wann
Und wie wir kämen.

Ein Knappe (tritt auf).

Herr – ein Bote aus
Lucera kam soeben in das Lager.

Conradino.

Führ' ihn geschwind hierher. (Knappe ab.)

Heinrich.

Der kommt zur Zeit.
Jetzt werden wir ja Näh'res hören, Freunde.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Bote tritt auf.

Conradino.

Was bringst Du uns?

Bote.

Heil meinem Herrn und König! –
Es sendet, mich der Podestà Lucera's.
Zwölf Tage sind es jetzt, da zog ein Heer
Von Provençalen, von dem Anjou selbst
Geführt, vor uns're Stadt und forderte
Den Einlaß. Als wir frei erklärten, unser
Gebieter sei der König Conradino,
Belagerte uns Carl von allen Seiten
Und drohte, keinen Bürger zu verschonen.
Da plötzlich hob er die Belag'rung auf,
Und zog in größter Eile nach dem Norden.
Ein starkes Fähnlein, uns zu bänd'gen, blieb
In sich'rer Stellung vor der Stadt zurück.
Sofort berief der Podestà den Rath
iii269 Der Aeltesten. Man stimmte überein,
Daß Ihr durch die Sabiner Berge kämet,
Und daß Euch Carl entgegenziehe. Man
Beschloß, von dieser Wendung schleun'ge Kunde
Euch, Herr, zu geben und erwählte mich
Als Ueberbringer. Meine Weisung war,
Da man den Weg nicht kannte, den Ihr wähltet,
Nach Norden vorzudringen; müßt' es sein,
Bis in die röm'schen Lande. Glücklich hab'
Ich Euch schon hier gefunden. Lange mußt'
Ich einen Umweg nehmen durch's Gebirge
Und erst bei Sora fand ich eb'nen Boden.
Viel Zeit hab' ich dadurch verlor'n, so daß,
Von einem Hügel am Celaner See,
Ich auch bereits den Feind gewahrte. Kaum
Hab' ich den Vorsprung einer Viertelstunde
Vor Carl von Anjou. Von der Höhe muß
Man ihn schon sehen.

Conradino.

Habe Dank, mein Freund,
Für diese Nachricht. – O! wie mir das Herz schlägt. –
So ist sie da, die tiefersehnte Stunde! –
Graf Lancia, bringt die Kunde in das Heer
Und sorgt, das Jeder sich zum Kampf bereite. (Lancia ab.)

Heinrich (zum Boten).

Wie hoch wohl schätzt man dieses Anjou's Macht?

Bote.

Nicht über siebentausend Mann.

Heinrich.

Das hör'
Ich gern. Da können wir die Saracenen
Entbehren, denn wir haben Ueberzahl.

iii270

Conradino
(zu einem Knappen).

Trag' Sorge um den Boten.

(Knappe mit dem Boten ab.)

Heinrich.

Diese Nachricht
Vereitelt völlig uns'ren Plan. Doch eh'
Wir einen Schlachtplan bilden, müssen wir
Die Ankunft und die Stellung uns'res Feinds
Abwarten.

Ein Knappe (eintretend)

Herr! Des Feindes erste Schaar'n
Sind sichtbar. (Bote ab.)

Heinrich (aufspringend).

Mit Verlaub, Herr Vetter. Laßt
Mich sehen, wo er Halt macht, und des Bodens
Beschaffenheit auch näher untersuchen.

Conradino.

So sei's. Ich will den Feind erst sehen, wann
Er ganz entfaltet vor den Blicken liegt. (Heinrich ab.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen ohne Heinrich.

Conradino.

Nun, theurer Friedrich?

Friedrich.

Prüfe Deine Waffen!
An einem schlechten Schwert hängt oft der Tod.

Conradino (sein Schwert ziehend).

Dies Schwert gab mein geliebter Vater, sterbend,
Dem Markgraf Bertold für mich arme Waise.
iii271 Die Mutter hielt es streng verborgen, bis
Sie sah, daß keine Macht mich halten könne.
Dann hat sie es mit ihren treuen Händen
Um mich gegürtet, und das schätze ich
Für einen Zauber, der mich besser schirmt,
Als eine Haut von Horn.

Friedrich
(Conradino's Panzer aufmerksam mit den Händen prüfend).

Den Panzer laß
Ich gelten – aber dieser Helm muß fort.

Conradino.

Wie ich hier steh', so tret' ich in die Schlacht.

Friedrich.

Das thust Du Deinem Freunde nicht zu Leide.
In Treuen! Jeder nied're Knecht würd' Dich

Erkennen und Dich tödten wollen. – Nein!
Das wäre geradezu, – vergieb, – vermessen.

Conradino.

Mein lieber Freund. Die Staufen ließen stets
Den hellen Adler ihrem Heer vorschweben –
Ich will das lichte Zeichen meinen Deutschen,
Den löwenmuthigen, nicht nehmen.

(Als Friedrich erwiedern will, drückt er ihm die Hand auf den Mund.)

Still!
Du kennst den Starrkopf – Zeige mir vielmehr
Dein Schwert und Deine Rüstung.

(Er prüft Alles genau.)

Tadellos.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen.
Heinrich von Castilien kehrt mit Lancia zurück.

Conradino.

So schnell zurück?

iii272

Heinrich (lebhaft).

Wenn's Euch beliebt, Herr Vetter,
So wollen wir sogleich Berathung pflegen;
Denn wie es scheint, will Anjou keine Zeit
Verlieren.

Conradino
(zu Donoratico und den Anderen, welche sich seither lebhaft
im Hintergrund unterhalten haben).

Werthe Herren! tretet näher.

Heinrich.

Wir brauchen uns're Stellung nicht zu ändern,
Wenn wir dem Feind den ersten Angriff lassen.
Der Stand ist günstig. Steile Berge decken
Den Rücken uns'res Heeres ganz vortrefflich.
Ein breites Bächlein, aber seicht, fließt vor uns
Und scheidet uns vom Heer des Provençalen.
Er hat sich unterhalb des hohen Alba
So aufgestellt, daß er den engen Weg
Nach Aquila versperrt, dann einen Hügel
Und einen Theil der Eb'ne einnimmt.
Er steht in g'rader Linie uns genüber
Und läßt nicht rasten.

Conradino.

Gut. – Doch lassen wir
Dem Feind den Angriff nicht. Wir geh'n voran.
Und Eure Billigung vorausgesetzt,
Mach' ich zwei Körper aus dem Heer. Der Eine,
Geführt von Eurer sicher'n Hand, Prinz Heinrich,
Umfaßt die Spanier, Tuscier und Lombarden
Und bildet uns'ren linken Flügel. Ihr,
Getreuer Donoratico und Graf
Galvano Lancia, unterstützt den Prinzen.
Die Deutschen bilden uns're rechte Seite

iii273 Und ich mit Friedrich führe sie zur Schlacht.
Ihr setzt, Herr Vetter, durch den Bach und greift
Den rechten Flügel Anjou's an. Ich folge,
Mit meinen Deutschen, wenn der erste Anprall
Des Feindes Ordnung jäh gebrochen hat.

Heinrich.

Ihr sprecht mir aus der Seele.

Lancia.

Wahrlich, Herr,
Der Plan ist gut.

Conradino.

Wohlan! an's Werk.

Heinrich.

Sieg oder
Den Tod!

Friedrich.

Gott schütze uns're heil'ge Sache.

(Alle ab.)

Achter Auftritt.

Ein anderer Theil der Palentin'schen Ebene. Zur Rechten eine kleine Anhöhe mit einem Kastanienbaum.

Conradino und Friedrich stehen auf dem Hügel.

(Vorbeimarsch der Truppen unter feuriger Musik. Sie stellen sich so auf, daß die Spanier mit Prinz Heinrich an ihrer Spitze den Vordergrund, die Deutschen aber den Hintergrund anfüllen. Die Musik hört auf.)

Conradino.

Vieledle Herr'n und Ritter, werthe Mannen.
Der Tag der blut'gen Sühne ist gekommen,
Die Gott, der ew'ge, für den frechen Diebstahl
An meinem Gut und Namen mir vergönnt hat.
iii274 Sichtlich hat Gott bis hierher mich beschützt.
Er hat durch meine Widersacher mich,
Wie einst die Kinder Jacob's durch das Meer,
Geführt. Er hat mir Sieg auf Sieg verlieh'n
Und meiner Völker Herz berührt, daß sie,
Nicht achtend die Gefahr, dem blutigen
Tyrannen den Gehorsam kündigen,
Eh' ihm die Macht genommen ist. Er hat
Den grellen Bannstrahl milde aufgefangen,
Den Christi Stellvertreter nach mir warf;

(seine Arme hochhaltend.)

Denn ohne Schuld sind diese meine Hände
Und keinen Vorwurf trag' ich in der Brust.
Ich ford're nur, ein Jüngling jetzt geworden,
Das Recht, das man dem vaterlosen Kinde
In seiner Wiege stahl, und seid gewiß,
Gott schützt mich auch in diesem letzten Kampf
Und schüttet seinen Segen auf uns Alle.

(Begeisterte Bewegung unter den Truppen. Die Deutschen strecken die Arme nach ihm aus: »Heil Dir, Heil Dir!« rufend und die Ritter schlagen mit den Schwerten auf die Schilde.)

Conradino

(nachdem wieder Ruhe eingetreten ist).

Vieledle Herr'n und Ritter, werthe Mannen!
In wenig Augenblicken wird das Horn
Zum Angriff blasen. – Dort, dort stehen sie:
Der Räuber ohne Scham und seine Knechte.
Auf dann, ihr Muthigen, und werfet sie,
Die halb besieget von der Furcht schon sind,
Dem Satan, ihrem Meister, in die Arme.
Wir kämpfen – und dies stähle uns're Sehnen –
Für eine heil'ge Sache, für das Recht
Und für die Freiheit – *sie* für Schmach und Schande!
Der Guten und der Edlen ernste Wünsche
iii275 Für unser Glück begleiten *uns* zur Schlacht,
Wie eine Schaar von Engeln – *sie* verfolgt
Und drückt zur Erde hin, der Fluch von Waisen,
Von Eltern, Brüdern, Schwestern und der Fluch
Der Jungfrau'n, die geschändet wurden mit
Gewalt und Hohn. – Mit Gott denn! – Blast zum Angriff!
Friedrich und Schwaben! sei das Feldgeschrei!

Alle.

Heil! Heil! Heil! uns'rem König Conradino!

(Die Hörner geben die Signale und die vorderen Truppen
ziehen jubelnd ab. Conradino legt seinen Arm um Friedrich's Hals.)

Conradino (nach einer Weile).

Wie wir jetzt steh'n und athemlos dem Lauf
Der Freunde nach des Bächleins Ufern folgen,
So stand mein Oheim Manfred wohl – zwei Jahr'
Sind's jetzt – mit Theobald, dem treuen Römer,
Am Tag von Benevent. Wie Galvan Lancia
Mir jüngst erzählte, war er ernst und traurig
Und ganz im Vorgefühle seines Todes.
Wie anders stehe ich dem grimmen Anjou,
Dem selben Feind, genüber. Freudig wallt
Mein Blut und in mir trage ich des Siegs
Gewißheit.

Friedrich.

Als man, nach der heißen Schlacht,
Die Leiche des Gewalt'gen suchte, fand
Man ihn und Theobald dicht bei einander
Und ihre Hände war'n so fest verschlungen,
Daß sie gewaltsam nur zu lösen waren.

Conradino.

Es muß ein schöner Tod gewesen sein!

iii276

Friedrich.

Wenn mir beschieden ist, schon heut' zu fallen,
So lasse Gott an Deiner Brust mich sterben.

Conradino
(blickt scharf in die Ferne).

Der Feind rückt vor – – –
und seh' ich recht, steht schon
Ein Theil der Uns'ren auf dem and'ren Ufer –

Friedrich.

Bei Gott! So ist’s!

Conradino.

Sie stoßen auf einander –
Ich halte mich nicht länger.

Friedrich (seinen Arm ergreifend).

Conradin,
Geduld! Wart’ ab, bis sich die Lage klärt.

Conradino
(nach kurzer Pause aufjubelnd).

Die Lage ist geklärt. Die Räuber flieh’n
In wilder Hast. Sieh hin – Prinz Heinrich mit
Den span’schen Reitern zeichnet ihre Rücken –
Sie rasen wie der Sturm.

(heruntereilend, zu den Deutschen).

Auf, meine Deutschen!
Der rechte Flügel Carl’s ist aufgelöst
Und halb vernichtet – jetzt kommt uns’re Arbeit.
Den Kaiser Friedrich, meinen Ahn’, und Conrad,
Den Vater, haben Tausende von Euch
Gekannt – Wohlan! jetzt zeiget, meine Freunde,
Daß deutsche Hiebe doch die besten sind.
Mir nach! Dem Enkel und dem Sohn. –

Friedrich

Und Schwaben!

iii277 (Er stürmt mit Friedrich voran. Die Deutschen mit fliegenden Fahnen und gezogenen Schwerten, unter lautem Geblase, ihnen nach.)

Deutsche (im Abgehen).

Friedrich und Schwaben!
Tod dem Carl von Anjou!

Neunter Auftritt.

Ein anderer Theil der Palentin’schen Ebene. Schlachtenlärm hinter der Scene. Ein Trupp provençal’scher Fußsöldner dringt, in wilder Flucht, auf die Bühne.

Ein Führer
(wirft sich ihnen entgegen).

Seid ihr von Sinnen? Haltet ein, ihr Memmen!

(Einige bleiben stehen.)

Seid ihr Dieselben, die vor Benevent
Den Ketzer Manfred schlugen? – Haltet ein!

Ein Söldner.

Entmenscht sind uns’res Feindes Mannen. Niemand
Kann Diesen widersteh’n.

Führer (zornig).

Ich straf’ Dich, Schurke,
Daß Dir das Fleisch verfaulen soll – bei Christus!
Der Papst hat uns gesegnet und ihr fürchtet
Zu unterliegen? Auf – und stecht zusammen
Die Hunde. Werfet euch auf jene Haufen –
Anjou und Frankreich!

(Er führt sie in die Schlacht zurück.)

iii278

Zehnter Auftritt.

Dieselben Truppen kehren in voller Auflösung wieder zurück, verfolgt von Deutschen. Zu gleicher Zeit

kommen andre Deutschen, unter Friedrich's Leitung, von der entgegengesetzten Seite. Große Verwirrung.

Führer.

Wehrt Euch!

Mehrere
(sich auf die Kniee werfend, flehend:)

Gnade!

Friedrich.

Haut
Sie all' zusammen!

Söldner.

Flieh' wer kann!
(Viele werden niedergemacht, Andre entkommen.)

Friedrich.

Vorwärts!
Friedrich und Schwaben! (ab).

Elfter Auftritt.

Von der anderen Seite kommt Marschall von Cousance, in Carl von Anjou's Mantel und Kronenhelm, verfolgt von Conradino.

Conradino (hitzig).

Feigling – Räuber – steh' mir.

Cousance (anhaltend).

Ich stehe Dir und send' Dich in die Hölle.
(Sie kämpfen. Bei einem heftigen falschen Schlag Conradino's bricht sein Schwert am Griff ab. Er deckt sich mit dem Schild und weicht zurück.)

Conradino

Verflucht! –

iii279

Cousance (auf ihn eindringend).

Gieb Dich gefangen und ich schon'
Dein Leben, schwacher Jüngling!

Conradino.

Dieses Wort
Sollst Du bereuen, blutiger Tyrann!
(Er nähert sich einer Leiche und entreißt ihr die Streitaxt. Er wirft den Schild weg, erfaßt die Axt mit beiden Händen und dringt vor.)
Bitt' Gott um Ablaß Deiner Sünden, Bube.
Du bist verloren!
(Durch eine geschickte Wendung läßt er den Gegner sich verhauen und spaltet mit der Axt den Schädel des Marschalls.)

Cousance (zusammensinkend).

Ach! ich bin getroffen! ..
Doch .. freu' .. Dich .. nicht .. ich .. bin ...
(er stirbt.)

Conradino
(beugt sich über ihn).

Du bist – ein Todter!
(aufspringend.) Gerächt ist Manfred und Apulien frei! – –

Zwölfter Auftritt.

Deutsche Truppen kommen von allen Seiten und rufen:
Victoria! – Victoria!

Friedrich
(auf Conradino zueilend und ihn umarmend).

O Tag
Des Heils, mein Conradino! Welcher Sieg!
Der Feind ist bis auf Wenige zermalmt,
Und Carl von Anjou nur mit knapper Noth
Entfloh'n.

Conradino (freudig).

Du irrst. (Er führt ihn zu der Leiche Cousance's.)
Hier liegt er, eine Leiche. –

Friedrich.

Gelobt sei Jesus Christus!
(er wirft sich nochmals in die Arme Conradino's.)
»Freund! Jetzt bist
Du König von Neapel und Sicilien.

(Sie halten sich fest umschlungen. Inzwischen bringen die Söldner goldene Gefäße, Waffen, Decken, Augustalen, Fahnen etc. und legen Alles vor Conradino hin.)

Ein Führer.

Hier ist die Beute, Herr!

Conradino.

Ich ford're Nichts!
(auf Cousance deutend.) Hier ist mein Antheil.
Macht zwei gleiche Haufen.
Den Einen gebt ihr den Verbündeten,
Sobald sie in das Lager wiederkehr'n;
Den anderen vertheilt ihr unter Euch,
Und Jeder habe gleichen Antheil; denn
Ein Jeder hat gestritten wie ein Löwe.
Zieht eure Rüstung aus, ergötzet euch
Und feiert mit Gelag' den großen Sieg.
Ich komme selbst nachher, ein Fröhlicher,
Zu euch. Einstweilen bringt uns Wein vom Besten,
In goldnen Bechern – richtet auch geschwind
Zwei gute Sitze her.

(Alle ab. Einige Söldner bringen Bänke und bedecken sie mit Teppichen. Andere tragen die Erschlagenen fort.)

Conradino (zu Friedrich).

Mach' es Dir leicht.
Ich bin ermattet, Freund, und sehn' mich fast
Nach Ruhe.– O der Strauß war hart, doch schön!

iii281

(Er legt den Helm ab. Friedrich hilft ihm, sich der Rüstung zu entledigen.)

Und Du?

Friedrich.

Ich fühle meine Rüstung kaum
Und trag' sie gern.

(Ein Knappe bringt Becher und Weinkannen. Friedrich schenkt ein und reicht Conradino den Becher hin.)

Conradino (trinkt).

O wie das stärkt und weckend
Durch alle Adern läuft ....
Wie wird Prinz Heinrich
Erstaunen, wenn er seinen Vetter todt
Zu seinen Füßen sieht! So lange bleib'
Die Leiche hier – dann aber wollen wir
Sie königlich in Aquila bestatten,
Nicht eingedenk, wie Carl einst meines Oheims
Gebeine roh beschimpfte – sondern fromm
Den Worten uns'res Heilands folgend. –
Und jetzt noch die Erfüllung einer Pflicht.
Es schlägt ein Herz gar bang um mich . . Du weißt –
Ein Bote tauche es in Glück.
(Er geht nach dem Hintergrund und spricht mit einem Knappen, welcher schnell abgeht.)
(zurückkehrend.) Der Mutter
Schreib' ich die frohe Kunde in Neapel.

Ein Söldner (meldend.)
Prinz Heinrich von Castilien kehrt zurück. (ab.)

Conradino.
Willkomm'ne Botschaft. Gieb die Kanne, Freund.
Den frischen Saft trink' er auf's Wohl Italiens.
(Man hört Lärm hinter der Scene.)

iii282

Friedrich
(blickt, indem er nach der Kanne greift, nach der Richtung zur Rechten und weicht entsetzt zurück).
Halt ein! – O Conradin! . was muß ich seh'n! ..
(er eilt nach hinten.)

Conradino
(erschrocken aufspringend).
Was ist?

Friedrich.
Der Söldner brachte falsche Kunde,
Wohl selbst getäuscht. Nicht Heinrich von Castilien
Kehrt heim – der Feind stürmt unser Lager.

Conradino.
O!
Wie wär' Das möglich? Er ist ganz vernichtet?

Friedrich
(schnallt sich eilig das Schwert um).
Ich weiß es nicht zu deuten – uns're Leute
Sind ohne Waffen – – –

Conradino (in höchster Aufregung).
Meine Rüstung, hurtig.

Friedrich.
Es ist zu spät. Man dringt schon auf uns ein –
Schnell! – Fort von hier ...

Conradino (entschlossen).
Ich weiche nicht – ich muß
Zu meinen Schaar'n. Sie müssen mich vernehmen,
Mich sehen .. Noch ist Rettung möglich, halten

Wir uns so lang' nur, bis die Spanier
Zurückkehr'n.

iii283

Dreizehnter Auftritt.

Provençalen dringen auf die Bühne.

Führer.

Ha! Da ist er. Greift ihn, Freunde!

(Sie stürzen auf Conradino zu.)

Friedrich

(springt vor, deckt Conradino und schlägt so gewaltig mit seinem Schwerte um sich, daß sie zurückweichen).

Zurück!
(zu Conradino.) Flieh' Conradin! Denk' nicht an mich.–
Zurück! wenn euch das Leben lieb ist, Knechte.

(Die Provençalen dringen von Neuem auf ihn ein, so daß
er zurückweichen muß. Er deckt beständig Conradino.
Dieser ergreift eine Axt und dringt ohne Rüstung vor.)

Friedrich (verzweifelnd).

Um Gottes Willen, flieh!

Conradino
(mit donnernder Stimme).

Friedrich und Schwaben!

(Er streckt mit der Axt einen Provençalen zu Boden.)

Deutsche eilen herbei und befreien ihren Herrn.
Ein Theil bleibt bei Conradino, die Anderen verfolgen die Provençalen, rufend:

Friedrich und Schwaben!

Conradino.

Dank für die Befreiung,
Ihr Tapf'ren. Doch das wäre übel, wollt'
Ich sie zur Flucht benutzen. Auf den Feind
Mit aller Macht. Gott kann es ja nicht wollen,
Daß ich verliere! (Er will mit den Deutschen fort eilen.)

Ein Ritter (tritt hastig auf).

Herr! o rettet Euch.
iii284 Sie morden die vom Wein berauschten, ach!
Der Rüstung baren Mannen ohne Gnade.
Nichts ist verloren, wenn Ihr frei bleibt – Alles,
Wenn sie Euch fangen.

Conradino
(mit geballten Fäusten).

Nein! Ich kann's nicht glauben,
Daß sie uns werfen, sind wir auch im Nachtheil.
Liegt Carl von Anjou hier nicht todt, ihr Führer?

Ritter
(nähert sich der Leiche Cousance's).

Ihr irrt, o Herr! . . Carl lebt. Ich kenne ihn
Und sah ihn selbst. Das wird ein Ritter sein,
Der seines Königs Kleider trug zum Schein.

(Conradino wankt.)

Friedrich
(ergreift seine Hand).

Muth Conradin – verzweifle nicht!

Ein zweiter Ritter
(atemlos herbeistürzend).
Flieht Herr!
Versäumt nicht einen Augenblick. Die Wen'gen,
Die Euch noch decken, fangen an zu wanken.
Die Uebermacht ist zu gewaltig.
(Conradino blickt in stummer Verzweiflung zur Erde.)

Friedrich (bittend).
Freund! – –
Mein lieber Freund!

Conradino (auffahrend).
O hab' Erbarmen, Friedrich!
Zerschmett're mein Gehirn .. ich kann die Schmach
Nicht überleben.

Friedrich
(faßt ihn entschlossen am Arme und zieht ihn gewaltsam fort).
Freund! Vergieb das Wort:
Du mußt mir folgen.
iii285 (zu den Söldnern.) Auf, ihr Mannen! Deckt
Den König! – –
Conradin, denk' an Sicilien! –
Und jetzt nach Rom zurück. (Alle ab).

Vierzehnter Auftritt.

Carl von Anjou kommt mit Erard von Valéry
und zahlreichem Gefolge französischer Ritter und Soldaten.

Carl.
Setzt dem Gebannten nach! Einhundert Unzen
Von rothem Gold Dem, der ihn lebend bringt.
(Mehrere Söldner ab.)
O Ritter Valéry! Ich finde nicht
Die Worte, Euch zu danken. Hätt' ich, wie
Ich anfangs wollte, Euren Rath verschmäht
Und wäre aus dem Hinterhalt hervor
Gebrochen, als mein linker Flügel auch
In scheuer Angst das Weite suchte – ach!
Was wär' ich jetzt? Ein König ohne Land,
Ein Bettler, wenn nicht gar ein todter Mann.
Wohl mir, daß ich Euch folgte! Mit Bewund'rung
Verehr' ich Euren seltenen Verstand.
Was Ihr voraus gesagt, hat Alles sich
Erfüllt. Die deutschen Söldner, siegestrunken
Und weit're Feinde nicht vermuthend, legten
Die Waffen ab und tranken viel. Fürwahr,
Ihr Zustand war ein solcher, daß die Hälfte
Von uns'ren Reitern sie zertreten hätte.
(zu den Soldaten.)
Genießet jetzt, ihr Tapf'ren, euren Sieg.

Valéry.
Noch nicht, wenn ich befehlen darf. Noch ist
Prinz Heinrich von Castilien nicht zurück.
Soll er uns überraschen, wie wir eben
Den Jüngling Conradin?

iii286

Carl.

Ihr habt ganz Recht.

Ein Ritter (meldend).

Die Feinde nahen, Herr! (ab.)

Valéry.

O Glück, daß sie
Nicht früher kamen!
(zu den Soldaten.) Legt euch auf die Erde;
Und nieder mit den Fahnen. Spielt die Freunde.

(Kurze Pause)

(spähend.) Sie kommen sorglos näher. –

(Neue Pause.)

Jetzt. – Jetzt ist
Es Zeit. – Blast in die Hörner! Auf! Anjou
Und Frankreich!

(Beim Schall der Trompeten erheben sich Alle und eilen fort.)

Fünfzehnter Auftritt.

Ein anderer Theil der Palentin'schen Ebene.

Heinrich von Castilien mit spanischen Söldnern.

Heinrich.

Bei dem Herzen Gottes! .. 's ist
Nicht möglich! Conradino's Sieg zerschlagen
Und wir in eine Falle schlau gelockt.
Ich komm' von Sinnen! …
Vorwärts Spanier! Rettet
Den Tag und euer Ruhm wird ewig sein.
Verlaßt mich nicht. Siegt oder sterbet mit mir!

Die Spanier (begeistert).

Hurrah! Hurrah!

(Alle ab. Anhaltender Schlachtlärm hinter der Scene. Nach einiger Zeit kommen fliehende Spanier, Tuscier und Lombarden auf die Bühne, verfolgt von Provençalen. Hier und da ein kurzer Widerstand. Großes Getümmel. Die Bühne bedeckt sich mehr und mehr mit Gefallenen.)

iii287

Sechzehnter Auftritt.

Carl von Anjou mit Gefolge. Erard von Valéry.

Valéry.

Die Schlacht ist aus. Jetzt gönnt
Den Mannen Ruhe und Genuß.

Carl (zu Valéry).

Ihr setzet
Die in den Staub gefall'ne Krone wieder
Mir auf; darf ich mit ihren schönsten Perlen,
Sorrento und Amalfi Euch belohnen?

Valéry (stolz.)

Viel Dank, Herr König! Was ich that, that ich
Aus Lieb' zu Eurem Bruder, meinem Herrn.
Behaltet Eure Perlen; heute noch
Kehr' ich zurück nach Frankreich.

Carl.

Ihr betrübt mich.

Mehrere Ritter treten auf.

Carl.

Ist Conradin entkommen?

Ein Ritter.

Ja. – Umsonst
War die Verfolgung.

Carl
(mit dem Fuße stampfend).

O verflucht! So lang'
Er lebt, wankt unter mir der Thron. – –
Ergötzt
Euch, ihr Getreuen, ohne mich. Wie Blei
iii288 Liegt große Müdigkeit in meinem Marke.
Es zittern meine Kniee … ich will ruh'n

(Alle ab.)

(Längere Pause.)

Ein deutscher Ritter
(richtet sich nach einer Weile auf dem verlassenen Schlachtfelde mühsam auf).

O! wie die Wunden brennen! Aber mehr
Noch brennt das Leid der Seele. – O, du Tag
Des Jammers und des Zornes! – Wehe! Wehe!
Wohl mir, daß ich mich sterbend fühle; denn
Ich trüge dieses Leid nicht aus … Was hat
Mein edler, reiner Herr gethan, o Gott!
Daß Du so mächtig Unheil auf ihn wirfst?
Was hat mein lieber Herre denn gethan,
Daß Du das Unrecht krönest – und das Recht, –
Das Recht – verwirfst? – – –
»O Jammer! – Jammer! – Jammer! –

(Er fällt zurück und stirbt.)

Vierter Act.

iii289

Erster Auftritt.

Ein Thurmgemach im Schloß Astura.

Ursula, eine steinalte Greisin, spinnt mit loser Kunkel und freier Spindel. Galiane sitzt nicht weit von ihr, in einen Brief vertieft.

Ursula.

Was brachte Dir dies Pergament, mein Kind?
Du küssest seine Lettern, seufzest schwer
Und weinst. Was ist Dir Lia, mein Augapfel?

Galiane (ausweichend).

Mir starb ein Freund! Er fiel im Kampf, ein Held.
Peppin Colonna – –

Ursula.

Ruh'n noch nicht die Fehden
Ital'scher Bürger?

Galiane.

Ach! in einer Schlacht
Des Lichtes mit der Finsterniß hat er
Den Geist verhaucht.

Ursula.

Wer hat gesiegt, mein Kind?

Galiane.

Ein blutiger Tyrann.

iii290

Ursula.

»Wer war'n die Streiter?

Galiane.

Die Creatur des Papstes, – Carl von Anjou
Und – Conradin von Hohenstaufen.

Ursula (erstaunt).

Wie?
War Manfred nicht der Letzte dieses Hauses?

Galiane (ungeduldig).

Was fragst Du? Weißt Du nicht so gut wie ich,
Daß einen Sohn der König Conrad hatte?

Ursula
(sich langsam besinnend).

Der König Conrad? – – König Conrad? – –
Hab'
Geduld, Liane. Mein Gedächtniß hat
Sehr abgenommen. – Neunzig Jahre lasten
Auf meinen Schultern – Hab' Geduld, mein Kind!
War dieser Conrad nicht der Sohn des sechsten
Heinrich's?

Galiane.

Sein Enkel.

Ursula.

Conradino also,
Ein Sohn des Königs Conrad, hat mit Carl
Von Anjou um Siciliens Thron gerungen

Und hat verloren?

Galiane.

Hat verloren! (leise) O,
Du mein Geliebter, welches Schicksal!
(lauter.) Ach!
Welch unverdientes Schicksal!

iii291

Ursula
(legt das Spinnzeug weg, nähert sich Galianen, und berührt ihre Schulter).

(feierlich.) Lobe Gott,
Den Herrn vielmehr! Frohlocke, daß es eine
Gerechtigkeit dort oben giebt, die über
Der Zeit schwebt und vernichtend in den Inhalt
Der Zeit die Hand streckt.

Galiane
(fährt erschrocken empor).

Ursula! Gott –

Ursula
(mit furchtbarem Ernst).

Ist
Nicht Conradino Fleisch und Blut Heinrich's
Des Sechsten? und sagt der Allmächt'ge nicht:
»Der Väter Missethaten will ich rächen
Bis in das dritte und das vierte Glied?«
Er rächt noch weiter, Kind. Er rächet bis
Zum allerletzten Glied! Denn wie das Wasser
Zum Himmel steigt und wieder fällt zur Erde –
So steigt vergoss'nes Blut zu Gott und fällt
Als Strafe wieder nieder.

Galiane
(unter dem Eindruck ihrer Worte, fast ängstlich).

Ursula!
Was haben denn die Staufen Dir gethan?

Ursula.

Als Du ein Kind noch warst und ungestüm
Mich batest: »Ursula, geschwind ein Lied,
Ein Mährchen, einen Schwank,« hab' ich von Tancred's
Seeheld Margariton' Dir oft erzählt.
Von seiner Liebe zu dem Vaterland
Von seines Armes Stärke, seinem Muth. –
Der war mein Bräutigam und Heinrich ließ
iii292 Ihn morden. –

(Galiane bedeckt das Gesicht mit den Händen.)

Durch der Schergen Reih'n, die den
Tyrann bewachten, als er zu Gericht saß,
Hab' ich mir Bahn gebrochen – bis vor ihn
Bin ich gedrungen. Finster war sein Antlitz:
Durch seine Augen sah ich in die Hölle.
Ich habe seine Füße wild umklammert
Und in des Herzens Angst geschrieen: »Herr
Und Kaiser! laßt Margaritone's Blut
Nicht in die Schale fall'n, die leer der gold'nen
Wucht Eu'rer Tugenden genüber hängt.

Denn dieses Blut, mein gnäd'ger Kaiser, könnte
Die Wucht, als sei sie federleicht, aufschnellen.«
Er hatte keine Gnade für mich Arme:
Stumm blieb sein Mund. Er ließ Margariton
Erst blenden, dann verbrennen. Mit ihm fielen
Siciliens beste Bürger. – – –
Damals stieß
Ich Worte gegen ihn und sein Geschlecht aus,
Die mein Verstand nicht denken konnt': sie zuckten,
Wie grelle Blitze aus der Wolken Nacht,
Aus meinem dunk'len Busen. – – Glaube mir,
Ein einz'ger Fluch, wie meiner, reichte hin,
Ihn zu zerbrechen, und es fielen damals
Unzähl'ge solcher Flüche auf sein Haupt.
Sie ruh'n nicht eh'r, als bis die Hohenstaufen
Getilgt sind aus dem großen Buch des Daseins.

Galiane.

Entsetzlich! – halte ein! – Du weißt nicht, was
Du sagst – – –

Ursula (erschrocken).

Was fehlt Dir Kind? Du zitterst stark.
Du wankst … ich will dir Stärkung holen.
(ab.)

iii293

Galiane
(rafft sich auf und geht schwankend zur Thüre).

Fort
In's Freie! – ich ersticke! (ab.)

Zweiter Auftritt.

Im Hintergrunde die Rampe Astura's, ein Theil des Schlosses und sonniges blaues Meer. Auf der Brüstung der Rampe sitzen Fischer und Fischerinnen, welche Netze stricken. Carluccio greift auf einer Mandoline Akkorde. Pasquale steht neben ihm. Schiffsherr Carl kommt von der linken Seite.

Pasquale.
(geht ihm entgegen).

Patrone, wann geht's ab?

Carl.

Genau um Mittag.

Pasquale.

Ihr habt recht günst'gen Wind – er bläst vom Lande.
Wo fahrt ihr hin?

Carl.

Wir werden's diesmal wagen
Und an der Berberei die Netze werfen.
Siciliens Küste ist verarmt. Es kann
Uns sauer wohl zu stehen kommen – doch
Das Schiff ist groß. Ich wählte doppelte
Bemannung und die besten Waffen. Können
Schon einen Stoß vertragen.

Pasquale.

Wünsch' viel Glück
Und rosenrothe Aeste – faustdick.

Carl (lächelnd).

’s ist
Dafür gesorgt, daß wir nicht Ritter werden.

(er tritt näher zu der Gruppe heran.)

Carluccio nun? warum nur klimpern? Sing’
iii294 Uns Eins. Dir wohnt ja ein Singvögelein
Im Halse.

Pasquale
(in die Hände klatschend).

Immer lustig! Niemals traurig!

Carluccio
(greift einige kräftige Akkorde und singt):

Selig neigt sich
Der Mond zu den Wellen,
Möchte das Meer bis
Zum Grunde erhellen.
Kaum flüstern die Winde,
Sie schwelgen so sehr;
Sie flüstern nur leise:
»O kommt auf das Meer.«
Gott segne Dich ewig,
Astura!

Jahre warb ich
Um’s Lieb auf dem Lande,
Aber vergeblich –
Sie haßte die Bande.
Da glückt’ es mir endlich,
Die Jungfrau so traut
Auf die Wellen zu locken –
Da wurde sie Braut.
Gott segne Dich ewig
Astura.

O wie verwandelt
War da ihr Treiben! –
Küssend beschwor sie,
Stets bei mir zu bleiben.
Es neigte so selig
Der Mond sich zum Meer;
Es priesen so selig
Die Winde das Meer.
Gott segne Dich ewig
Astura!

(Alle applaudiren.)

iii295

Carl.

Bravo! Das flog zugleich in Hals und Finger.
Gieb mir die Mandoline. – Auf!
Ihr Mädchen! tanzt die Tarantella.

(Zwei Mädchen legen die Netze weg und stellen sich mit zwei Fischern zum Tanze auf. In diesem Augenblicke kommt Galiane aus dem Schlosse und geht an ihnen vorüber. Alle erheben sich und grüßen ehrerbietig. Sie geht, zerstreut dankend, nach dem Vordergrund und läßt sich dort auf eine Steinbank, unter einem Crucifix nieder. Während Carl singt und eine Fischerin das Tambourin schlägt, wird die Tarantella ausgeführt.)

Carl.

Nenella! Nenella!
Du süßes fein’s Liebchen.

Erwache! erwache!
Es dämmert der Morgen.
Schon blähen die Winde
Die schimmernden Segel
Und lustig hüpfet
Die rüstige Barke.
Nenella! Nenella!
Nenella! fein's Liebchen.

Nenella! Nenella!
Was soll ich Dir bringen,
Das Herz zu erfreuen,
Von Africa's Küste?
Thun's Schnüre von Perlen?
Thun's güldene Spangen?
Thun's bunte Tücher
Von glänzender Seide?
Nenella! Nenella!
Nenella! fein's Liebchen.

Galiane
(ganz in ihren Schmerz versunken).

Geschlagen! – ach! gehetzet wie ein Wild! – –
(Sich aufrichtend.) Ich muß nach Rom! ich muß ihn sehen!

iii296

Carl.

Nenella! Nenella!
Sie will mich nicht hören.
Sie lebt noch im Grolle.
So wend' ich an Dich mich,
O heil'ge Madonna,
Und flehe mit Inbrunst,
Dir Kerzen gelobend,
So dick wie zwei Arme:
Erhalte mir treuvoll
Nenella, mein Kleinod.

(Neuer Applaus.)

Ein Fischer
(nach dem Lande deutend).

Blickt
Dort hin! Ein Trupp von Rittern sprengt hierher –

Ein Zweiter.

Was wollen Die?

Erster Fischer.

Sie eilen wie der Wind –
O, wie die Helme blitzen! –

Zweiter Fischer.

Seht, nun sind
Sie da – sie halten an und steigen ab.
Kommt, laßt uns hören was sie wollen.

(Alle eilen nach dem Vordergrund und stellen sich so auf,
daß sie Galianen den Rücken kehren, die, den Kopf in die Hände
gestützt, nicht die geringste Aufmerksamkeit für ihre Umgebung hat.)

Dritter Auftritt.

Conradino, Friedrich, Donoratico und drei andere Ritter treten erhitzt auf.

Donoratico (hastig).

Freunde,
Könnt ihr uns eine Galiote geben?
Wir zahlen gut.
iii297
Carl.
Es liegen in der Bucht
Nur zwei. Die Eine ist dem Herrn des Schlosses,
Die and're mir – und beide sind nicht feil.
Donoratico.
Warum nicht Eu're?
Carl.
Weil ich in zwei Stunden
Die Anker zum Corallenfange lichte.
Donoratico.
Wohlan, wenn Ihr das Boot nicht geben könnt,
So nehmt uns auf und setzt uns an der Küste
Siciliens aus.
Carl.
Das wär' zu machen –
Donoratico.
Hier
Ist Gold – und dreimal mehr geb' ich Euch nach
Der Fahrt.
Conradino (vortretend).
Sagt, Freund, wo liegt Astura? Liegt es
Viel weiter noch nach Süden?
Carl (erstaunt).
Herr, hier ist
Astura.
Conradino (aufjubelnd).
Hier Astura!? (zu Friedrich.) Himmel! – hier
Weilt ja die sel'ge Jungfrau, die ich minne.
(Er eilt vorwärts und steht plötzlich vor Galiane,
welche beim Ton seiner Stimme aufgesprungen ist. Sie fällt in
seine ausgebreiteten Arme.)
Conradino.
Liane! o Liane! (Die Fischer treten zurück.)
iii298
Galiane (heftig zitternd).
Ach! Geliebter!
Welch schmerzlich Wiederseh'n.
Conradino.
(ihre Hände an seine Brust drückend).
Nicht schmerzlich – wonnig –
Ganz eingetaucht in Wonne! (Er herzt sie wiederholt.)
Galiane.
Ach! die Schlacht!
Conradino.
Noch strahlt im alten Glanze meine Sonne.
Ein schwarzes Wölkchen zog an ihr vorüber
Und nahm mir für Minuten ihren Schein.
Mein treues Inselreich erwartet mich.

Ich halt' es für ein gutes, gutes Zeichen,
Daß ich, auf's Gradewohl zum Meere eilend,
Astura und des Herzens Kön'gin finde.

Galiane.

Und wie erreichst Du jetzt Sicilien?

Conradino.

Alles
Ist schon geordnet – dort der Schiffspatrone
Fahrt in zwei Stunden ab und nimmt uns mit.

Galiane
(mit ängstlicher Hast).

Wie ungern trenn' ich mich von dieser Brust.
Doch Du mußt fort – sogleich.

Conradino.

Warum so eilig?
Was fürchtest Du?

Galiane.

Mein Vater weilet hier.
Er zog schon früh am Morgen auf die Jagd
Und jeden Augenblick kann er zurück sein.

iii299

Conradino.

Und ist dein Vater nicht ein Ghibelline?

Galiane
(wendet sich schmerzlich ab).

Ach! ford're keine Rechenschaft –
(sie winkt Carl herbei.) Patrone.

Carl (kommt eilig).

Sehr gnäd'ge Herrin?

Galiane.

Zieht die Anker ein
Und stecht sofort in See. Die Herren sind
Dem Hause Frangipane werthe Freunde.
D'rum sorgt, daß sie zufrieden mit Euch sind.

Carl.

Ich eile zu gehorchen! (ab.)

Galiane.

Conradino!
Es widerstrebt dem Kinde, die Gebrechen
Des Vaters zu enthüllen. Nur dies Eine
Will ich Dir sagen: willenlos liegt er
Seit Jahren in den Fesseln meiner Mutter,
Die eine Guelfin ist von ganzem Herzen,
Wie Dir bekannt; war dies ja doch der Grund,
Daß wir in Rom geheim verkehren mußten.
Das Schlimmste müßt' ich fürchten, sähe Dich
Der Vater. Lange noch halt' Gott ihn ferne.

Carl (zurückkehrend).

Die Galiote ist bereit.

Galiane
(indem sie Conradino innig umarmt).

Geschwind –
Leb' wohl.

Conradino.

Leb' wohl.

iii300

Friedrich
(ihr die Hand küssend).

Bewahrt uns Eu're Gnade,
Erlauchte Jungfrau.

(Conradino und sein Gefolge entfernen sich.)

Conradino.
(wendet sich noch einmal zurück).

Lebe wohl!

Galiane
(mit schmerzerstickter Stimme).

Ade!

(zu den Fischern.)

Was ihr geseh'n, müßt ihr vergessen, Freunde.
Mein Wohl erfordert euer tiefstes Schweigen.

(Sie kniet vor dem Kreuze nieder und betet. Kurze Pause.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen.

Johannes Frangipane mit Jagdgefolge.

Johannes.

Pasquale, He!

(Galiane erschrickt heftig und erhebt sich zitternd.)

Pasquale (herbeieilend).

Gestrenger Herr?

Johannes.

Wer fährt
Dort mit Patrone Carl? Täusch' ich mich nicht –
Sind's Ritter.

Pasquale (zögernd).

Fremde Herren kamen, – wen'ge
Minuten sind's – hierher gesprengt und fragten
Nach einer Barke. Carl versprach den Fremden,
Sie an Siciliens Küste auszusetzen.

iii301

Johannes.

Wie sah'n sie aus?

Pasquale.

Sehr stolz und edel.

Johannes.

Bei
Sankt Paul! Das klingt verdächtig – sollte – –

Galiane
(tritt lächelnd auf ihn zu).

Vater,
Ich habe mit den Herr'n gesprochen. Laß
Sie ziehen. Troubadoure sind es, arme
Gebannte Freunde Conradin's. Als Sänger,
Die, wenn ein Wölkchen nur am Himmel schwebt,

Die Nacht gleich sehen – hielten sie in Rom
Sich für verlor'n. Sie hofften, hier ein Schiff
Für Pisa zu erlangen, um von dort
Die sich're Heimath zu gewinnen. Als
Sie hörten, daß kein freies da sei, fuhren
Sie lieber nach Sicilien mit, als daß
Sie hier im Lande blieben. Laß sie ziehen.

Johannes

Du überzeugst mich nicht – Sie haben Dich
Vielleicht getäuscht und Conradino selbst –

Galiane.

Mein Vater, muß ich Dich daran erinnern,
Daß ich den Herzog auf dem Capitol
Begrüßte? – Wer vergäße dieses Antlitz!

Johannes
(blickt sie mißtrauisch von der Seite an).

Mag sein – Anhänger Conradin's sind sie
In jedem Falle – kurz – ich muß sie seh'n.
Find' ich sie ohne Arg, so hab' ich nur
iii302 Um kurze Zeit die eil'ge Fahrt verzögert. –
Pasquale, schnell! Fahr' mit den Jägern rasch
Zur Galiote hin und ford're Carl
In meinem Namen auf, zurückzukehren.
Wenn ihn die Ritter d'ran verhindern wollen,
Schlagt ihr sie ohne Weiteres zu Boden.
Und hurtig an die Ruder. (Pasquale und die Jäger ab.)
(Galiane geht langsam nach dem Schlosse.)

Johannes.

Wo gehst Du hin?

Galiane
(zuckt die Achseln, ohne sich nach ihm umzuwenden).

Was soll ich hier noch thun? (Ab.)

Johannes (kopfschüttelnd).

Höchst sonderbar!

Ein Edelmann
(von der Rampe aus).

Die Knechte rudern gut.
Sie haben fast das Schiff erreicht.
(Johannes tritt zu ihm und blickt aufmerksam in die Ferne.)

Der Edelmann.

Carl zieht
Die Segel ein!

Johannes.

Das gleicht dem braven Burschen.

Der Edelmann
(nach einer Weile).

Jetzt liegen sie bei'nander – und – sie kehr'n
Zusammen um.

Johannes.

Geht an den Strand hinab
Und grüßt die Fremden höflich. Führt sie dann,

Nachdem Ihr sie entwaffnet habt, in's Schloß
Zu mir. Ich werd' sie dort erwarten. (Alle ab.)

iii303

Fünfter Auftritt.

Ein Saal im Schloß Astura.

Galiane tritt ein. Sie geht zum Fenster, von dem sie jedoch, heftig zusammenfahrend, alsbald wieder zurücktritt. Sie setzt sich hierauf ganz vorn hin, so daß sie, während der folgenden Scene die Bühne im Rücken hat. Gleich darauf kommt Johannes Frangipane, wirft einen finsteren Blick auf Galiane und setzt sich an einen Tisch zur Rechten, das Auge unverwandt auf die Mittelthüre gerichtet. Nach einer Weile treten durch dieselbe Conradino und Friedrich mit Donoratico und den drei anderen Rittern ein, Alle ohne Waffen.

Johannes
(erhebt sich und geht ihnen entgegen).

Seid in Astura, sehr geehrte Herr'n,
Mir hoch willkomm'n.
(Er faßt sie, während er spricht, scharf ins Auge.)
Verzeiht, daß ich die Reise,
Die eil'ge, Euch unliebsam stören mußte.
In dieser Zeiten aufgeregtem Lauf
Bin ich für Alles, was in meinen Leh'n
Geschieht, dem heil'gen Stuhl verantwortlich.

Friedrich.

Ihr tragt die Leh'n vom Kaiser, nicht vom Papst.

Johannes.

Ich trage Leh'n vom Kaiser und vom Papst,
Mein schöner Ritter. Doch, das fördert nicht.
Darf ich um Eu're Namen bitten?
(Als er keine Antwort empfängt, tritt Johannes auf Conradino zu.)
(spöttisch.) G'rad'
Wie Eu're, fielen Manfred's Locken auf
Die Schultern – traun, mir ist, als säh' ich König
Conrad. Seid Ihr –

iii304

Conradino.

Verstellung wäre nutzlos.
Ich bin der Hohenstaufe Conradin. (Galiane erbebt.)

Johannes (rasch).

So seid Ihr, Herzog, mein Gefang'ner.

Friedrich (aufbrausend).

Herr!
Wie könnt' Ihr Euch erdreisten?
(Er tritt drohend vor Johannes. Conradino zieht ihn zurück.)

Johannes (kalt).

Keine Drohung!
Es stehen meine Mannen vor dem Saale.
Ein Ruf und Ketten binden Eure Arme. –
(zu Conradino gewandt.)
Ein Ghibelline seit der früh'sten Jugend,
Lag ich in ew'gem Hader mit den Päpsten.
So lang' die Sonne Manfred's uns noch schien,
Verlachte ich die Bullen Rom's. Doch nach
Dem Falle dieses starken Fürsten ward
Die Macht der Guelfen überwält'gend, Herr.

Ich fühlte, meine Tage sei'n gezählt.
Da warf sich meine Gattin vor den Papst
Und flehte inniglich um Schutz und Gnade.
Der milde Clemens gab sie mir und mehr:
Er gab mir große Länderei'n und Städte
In schönster Lage und voll Wohlstands frei
Zu Leh'n. – So ward mir Frieden, den ich bald
Zu schätzen lernte. Und jetzt sollte ich,
Ergraut und müde, Schwabens Fahne wieder
Ergreifen? – Sollte gar noch – –

Donoratico.

Ich falle Euch
In's Wort. Verzeiht. Ich bin nicht Euer Richter,
Sonst würde ich bei Euerer Erklärung
iii305 Verweilen, daß die Fahne Ihr verließt,
Der Ihr den Eid der Treue bis in's Grab
Geschwor'n, – (verächtlich.) weil's Euch um Euer Leben bangte.
Ich sag' nur Dies: Ergreift Ihr denn die Fahne
Der Hohenstaufen, wenn Ihr uns're Flucht
Begünstigt? O, sagt selbst, – kann dies Begegnen
Nicht ein Geheimniß bleiben? Und den Fall
Gesetzt, der Papst erführe es, steh'n Euch
Nicht hundert Wege offen, ihn zu täuschen?

Johannes.

Es liegt auf meiner Zunge gute Antwort,
Herr Ritter, – doch ich gebe eine bess're.
Das Alter bringt nicht immer, aber oft
Die Weisheit, und so habe ich erkannt,
Daß nie und nimmermehr ein Papst in Welschland
Das Hohenstauf'sche Banner dulden kann.
Des sechsten Heinrich's Zeiten sind vorüber!
Was wäre nun die Folge, ließe ich
Euch frei? – Ein neuer Bürgerkrieg, von langer,
Von unberechenbarer Dauer. Das
Sei fern! In meinen Händen liegt das Feuer,
Das meines Vaterlands geborst'nes Haus
Bis auf den Grund einäschern kann. Ich kann
Es in die Hallen schleudern und ich kann's
Unschädlich machen in der erz'nen Pfanne.
Hab' ich auch eine Wahl – so darf ich doch
Nicht wählen.

Donoratico
(für sich, mit geballter Hand).

Schelm!

Conradino (vortretend).

Johannes Frangipane!
Ihr handelt als ein kluger Mann. Der Zufall
iii306 Trieb ein gar selt'nes Wild in Eure Marken.
Ihr haltet es so lange, bis Ihr denkt:
Mehr ist's nicht Werth. –
Wohlan! Ich biet' für Diese
Und mich ein Lösegeld so reich und schwer,
Wie es noch nie geboten worden ist.

Ich gebe Euch das Fürstenthum Tarent,
Die Erbschaft Manfred's, doch in weit'ren Grenzen.
Und sollte sonst ein Wunsch noch in Euch wohnen,
Den ich erfüllen kann, so ist er schon
Gewährt.

Johannes
(nach einiger Ueberlegung).

Ihr irrt Euch, gnäd'ger Herr. Mein Sinn
Steht nicht nach Gut – ich sprach aus Ueberzeugung.

Conradino (bestürzt).

So habt Ihr wirklich vor, mich fest zu halten?

Johannes.

Ja, Herr!

Donoratico.

Der Stolz drängt meinem Herrn in's Herz
Zurück, was auf den Lippen Aller schwebt.
Ich sprech' es aus. –
Johannes Frangipane!
Erinnert Euch, mit welcher Huld und Gnade
Der Kaiser Friedrich Euer Haus bedachte.
All Euer Gut jenseit des Garigliano
Ist ein Geschenk von seiner güt'gen Hand.
Zwei Mal erstand der Kaiser Eure Güter
Mit hohen Summen, um sie Euch umsonst
Zurückzugeben. Eueren Palast
In Rom, zertrümmert von des Volkes Zorn,
iii307 Ließ er Euch neu erbau'n von seinem Gold
Und endlich gab er Euch den Ritterschlag.
Und dieses Kaisers Enkel wollt Ihr schnöd'
Verrathen? Ist er nicht Apuliens
Rechtmäß'ger König? O, das Recht muß siegen,
Selbst über einen Gegner wie die Kirche!
Schaart Euch nur um den Hohenstaufen, steht
Wie Ein Mann für ihn ein, so ist er nicht
Zu fäll'n. Ihr rühmtet Euch ein guter Bürger
Zu sein – kann Der es sein, der den Tyrann
Vertheidigt und das Recht verhöhnt?

Johannes.

Der Kaiser –
Ich leugne's nicht – war mir ein gnäd'ger Herr.
Er hat indessen mich für treue Dienste nur
Belohnt. Ich habe viel für ihn gelitten
Und wahrlich! meine Schulden sind schon längst
Getilgt. Dem Enkel steh' ich frei genüber.

Galiane
(erhebt sich und geht langsam auf die Gefangenen zu).

Laßt mich, ihr edlen Herr'n, mit meinem Vater
Zwei Augenblicke nur allein.

(Sie öffnet, indem sie durch eine Handbewegung zum Eintritt auffordert, eine Seitenthüre.)

Johannes (barsch).

Warum?

Was willst Du, Kind?

Galiane.

Ich bitte Dich, mein Vater.
Du weißt, das Zimmer hat nur diese Thür'
Und seine Fenster sind bestabt mit Eisen.
Was wäre da zu fürchten?

(Conradino mit seinen Begleitern durch die Thüre ab.)

iii308

Sechster Auftritt.

Johannes und Galiane.

(Er blickt sie mit finsterer Miene erwartungsvoll an. Sie geht ruhig auf ihn zu, legt ihre Hand auf seinen Arm und sieht ihm fest in die Augen.)

Galiane.

Meisterhaft
Hast Du die Schelmenhaut getragen, hast
Die Habsucht in der Tugend Schein gehüllt:
Ich sehe in Dein Herz und Schauder fällt
Mich an. Läg' Dir ein andres Opfer als
Der Hohenstaufe zuckend in den Händen –
Ich wüßte mich zu fügen in Dein Handeln.
Doch Deine Tochter ist verloren, wenn
Du Conradin verräthst.

Johannes (befremdet).

Was soll mir das?

Galiane.

Ich liebe ihn!

Johannes (bestürzt).

Du liebst ihn? .. – Ihn? ..
(spöttisch.) Das ist
Erfunden!

Galiane (mit Leidenschaft).

Nein! – – Und eher könnt' ich sterben
Als von ihm lassen! – (flehend.) Vater! schirm' Dein Kind!

Johannes.

O Schande! Eine Buhl'rin?

Galiane (auffahrend).

Buhl'rin? – – –
(ruhig, mit einem Blick nach oben.) Gott!
Du siehst die reine Flamme uns'rer Minne.

iii309

Johannes (rauh).

Genug, mein Kind! Das kann mich nicht verfangen!
Ich habe einen Grund jetzt mehr, ihn fest
Zu halten.

Galiane
(beinahe drohend).

Und Du kennst mich doch so gut!

Johannes.

Ich fürchte keine Weiberlaunen!

(Er geht mehrmals aufgeregt auf und ab.)

Galiane
(ihm den Weg vertretend).

Hast
Du auch bedacht, was Du beginnen willst?
Gebunden willst Du ihn, den Herrlichen,
Dem Schlächter überweisen. – Wehe Dir! –
Sein, Blut fällt nicht, auf seinen Mörder – über
Dich, den Verräther, kommt es ungetheilt. –
Man wird Dich meiden wie ein faulend Aas
Und mit *Dir* wird die Schande nicht ersterben.
Man wird auf Deinen fernsten Enkel noch
Mit Fingern deuten, – ach! und links und rechts
Aus seinem Weg geh'n, daß er einsam zieht.
Dann wird man Dem, der ihn nicht kannte, sagen:
Es war ein – Frangipane –
(mit thränenerstickter Stimme.) und der Fremde
Nickt mit dem Kopf und spricht: Ah so! – von dem –
Johannes – wohl – ein – Enkel – –
(Sie wirft sich zu seinen Füßen nieder, umklammert seine Kniee, laut aufschluchzend:)
Vater! – Vater! – –

Johannes
(zieht sie empor, kalt).

Du schwärmst, Liane – – König Carl ermordet
Den Herzog nicht. – Indessen will ich prüfen,
iii310 Ob ich nicht klüger handle, wenn ich ihn
Des Papstes Händen übergebe.

Galiane (tonlos).

Willst
Du meine Stimme nicht beachten, willst Du
Den Hohenstaufen *und* die Tochter tödten?
(Man hört aus der Ferne ein Hornsignal. Johannes horcht auf.)
Ich wiederhole Dir, Du schwärmst, Liane.
Genug der müß'gen Rede! (Er will an ihr vorübergehen.)

Galiane (eisig).

Gut, mein Vater –
(Sie tritt mit unheimlichem Ernste dicht an ihn heran.)
So zieh' ich Dich vom Abgrund mit *Gewalt* –
(Sie zieht mit rascher Bewegung sein Schwert aus der Scheide und springt zurück – zugleich ertönt vom Söller die Antwort auf das Signal.)
Erst *Du* – dann *ich* – so rett' ich uns vor Schande.
(Johannes weicht in sprachlosem Schrecken zurück. Galiane ergreift das Schwert mit beiden Händen und stürzt auf ihn zu.)

Johannes
(mit vorgehaltenem Arme, laut aufschreiend).

Liane! –
(Sie wankt, erzittert heftig und läßt die Arme sinken.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen.

Ein Diener (eintretend).

Gestrenger Herr – von allen Seiten nah'n
Bewaffnete der Burg; auch sieht man Schiffe,
In raschen Lauf g'rad auf uns zu gerichtet.
(Galiane läßt das Schwert fallen. Johannes giebt dem Diener ein Zeichen, sich zu entfernen.

Diener ab. Johannes lehnt sich betäubt an die Wand.)

iii311

Galiane
(wirft sich nochmals vor ihn hin).

Verbirg ihn! – Vater! o verbirg ihn! – –
(Johannes starrt sie wie irre an. Endlich stößt er sie von sich und eilt nach der Thüre.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen.

Ein Hauptmann Carl's von Anjou kommt herein.

Hauptmann.

Im Namen
Des Königs Carl –

Johannes (unsicher).

Ihr kommt zur Zeit. Ich wollt'
Soeben einen Boten nach Neapel
Zu Eu'rem Herrn entsenden. Conradin
Von Hohenstaufen ward von mir gefangen.

Hauptmann.

Um Eu'ren Lohn für diese große That
Beneid' ich Euch und um des Papstes Segen.
(Er reicht ihm die Hand. – Galiane liegt wie todt am Boden.)

____

Fünfter Act.

iii312

Der freie Platz vor dem Castello Capuano in Neapel

Erster Auftritt.

Galiane, in Trauerkleidern, kommt mit ihrer Zofe Anna langsam von der Seite.

Galiane.

Wir sind am Ziel.

(Sie läßt sich müde auf eine Steinbank niedersinken.)

Anna.

Fühlt Ihr Euch schwach?

Galiane.

Nein, Anna.

Noch einmal will ich die Gedanken sammeln.

(Pause, während welcher sie unverwandt nach dem Schloß blickt.)

Das also ist das Schloß, wo der Geliebte
In Banden schmachtet! –
Ach! es ist das Haus,
Wo alle Hohenstaufen freudig lebten,
Wo unter Friederich und Manfred süßer
Gesang erschallte, wo die Kunst erblühte. –
Und jetzt! – Und jetzt! – –
(Sie erhebt sich seufzend.) Ich bin bereit. – Es ist
Das letzte, letzte Mittel und die Hoffnung
Glimmt nur mit diesem Fünkchen. Schlägt es fehl –
O Gott! dann – – –

iii313

Anna.

Kann der Herzog nicht entfliehen?

Galiane.

Das Raubthier hält die Beute fest. – – O Gott!
Gott! Höre mein Gebet. Nimm mich als Opfer –
Ich will ihm gern entsagen, will Dir dienen
Bis meine Augen brechen – gieb ihm Freiheit! –
(zu Anna.) Komm', laß uns gehen.

Zweiter Auftritt.

Philipp von Salerno, Guido von Suzara und andere Richter im vollen Amtsornate kommen aus dem Schloß. Galiane hält in ihrem Wege an und hört die folgenden Worte.

Philipp (zu Guido).

Glaubst Du, daß ihn Carl
Hinrichten läßt, obgleich wir ohne Schuld
Den edlen Jüngling fanden?

Guido.

Nein! Wie dürft'
Er's wagen? Unerhört wär' solch ein Mord!

(Die Richter ab. Galiane tritt rasch in das Schloß ein.)

Dritter Auftritt.

Ein Saal im Castello Capuano.

Carl von Anjou, in voller Rüstung, tritt mit Robert von Bari und Gefolge ein. Das Gefolge bleibt im Hintergrund, während Carl mit Robert nach vorn geht.

Carl.

Wer konnte Das erwarten! Und wie fein,
Glaubt' ich die heikle Sache eingefädelt.
Wie konnt' ich denken, daß sie wagen würden,
Für Conradin zu sprechen; während doch
Ein Todesurtheil, von so vielen Richtern
iii314 Verfaßt, den Mund geschlossen hätte jeder
Verläumdung!

Robert.

Herr, was ist zu machen?

Carl.

Was
Zu machen? Ei! Du glaubst vielleicht, ich bände
Mich an den Urtheilsspruch? In meinen Augen
Ist er ein Rathschlag nur. Ich richte selbst.
(Er geht an einen Tisch und unterschreibt ein Blatt.)
Hier! an dem Ende dieses Pergaments
Steht Anjou's Name. Fülle es geschickt
Mit Deiner Anklag' aus und mit dem Urtheil
Zum Tod durch Henkershände und durch's Beil.
Und merke, Robert: mit dem Hohenstaufen
Stirbt auch sein Busenfreund, der Schelm von Baden.

Ein Knappe (meldend).

Durchlaucht'ger Herr! Es bittet eine Jungfrau,
Des Names Frangipane, um Gehör.

Carl (erstaunt).

Wie sagst Du, Knappe? Frangipane?

Knappe.

Ja, Herr.

Carl (verächtlich).

Sie wird die Tochter des Johannes sein
Und an den Judaslohn mich mahnen wollen.
Führ' sie herein. (Knappe ab.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen.

Galiane tritt ein und bleibt an der Thüre stehen.

Carl (zu Robert).

Hast Du verstanden, Robert? und noch heute
Vollstreck' das Urtheil. (Galiane erbebt.)

iii315

Robert (sich tief verneigend).

Ich gehorche gern,
Mein gnädiger Herr und König. (ab.)
(Galiane weicht ihm mit Ekel aus.)

Carl
(nachdem er Galiane eine Weile betrachtet hat).

Tretet näher! –
Seid ihr die Tochter von Johann, dem Herrn
Astura's?

Galiane.

Ja – er ist mein Vater.

Carl.

Schickt
Er Euch –

Galiane
(ihn rasch unterbrechend, schmerzlich.)

O Herr! – –
Es lieget eine Kluft
Unüberbrückbar zwischen ihm und mir! –
Aus eig'nem Antrieb wag' ich Euch zu nah'n.
Ach! Herr! Ich bin Euch nur dem Namen nach
Bekannt – durch ein Verbrechen meines Vaters –

Carl.

Eu'r Vater ist ein tapf'rer, edler Ritter.
Ich kannt' ihn, eh' er mir und ganz Italien
Den großen Dienst erwies. – Führt Euch ein Wunsch
Zu mir, so sagt ihn nur im Namen eben
Des Vaters und der That, die Ihr – ich bin
Darob verwundert – ein Verbrechen nennt,
Und seid gewiß, daß ich Erfüllung gebe,
Wenn ich sie geben kann.

Galiane (deutet nach oben).

Im Namen Gottes
Kann ich nur zu Euch sprechen.– – –
iii316 Herr! Die Zeit
Ist kaum vorbei, da stand so unerreicht
In ird'schem Glanz das Haus der Hohenstaufen,
Daß sich Millionen um es schaarten, ja
Ein Jeder selbst des Himmels sel'gen Freuden
Vorzog ein gnadenreiches Lächeln eines
Der mächt'gen Söhne. – Es ist anders worden!
Verlassen, – einsam, liegt der letzte Sproß
In Eu'rer starken Hand. – Die Hand hat schon
Entschieden – auf der finster'n Stirn' des Mannes,
Der Euch mit einem Pergament verließ,
Hab' ich's gelesen: Ihr habt Conradin
Zum Tod verurtheilt. – – – –
Clemens schweigt – es schweigen
Italiens Fürsten – schweigsam starrt das Volk –
Nur ein Mund spricht – der Mund der Liebe, Herr –
(sie wirft sich ihm zu Füßen.)
Erbarmen! Gnade für den Hohenstaufen!

Carl
(zwischen Staunen und Verlegenheit.)

Steht auf! – Ihr wünscht Unmögliches – steht auf!
Ihr seid die Einz'ge allerdings, die's wagt,
Für ihn zu bitten. Dieser Freimuth ringt
Mir Achtung ab. So will ich Euch erklär'n,
Warum Unmögliches Ihr wünscht. – –
Die Erde
Ist nicht das Himmelreich, mein Kind. Wir leben
In einer Welt, die einem Schiffswrack ich
Vergleiche auf dem Meer der Noth. Wir Menschen
Sind die Schiffbrüchigen. Nur Wen'ge nahm
Ein sich'res Fahrzeug auf – nicht Viele konnten

An einen Mast, an eine Planke schwimmen,
Woran sie sich mit allen Kräften klammern –
Die Meisten treiben auf dem Meer umher.
Und wenn sie eine Planke nicht erlangen,
iii317 Sind sie verlor'n. Wend' ich dies Bild nun an,
So warfen mich zuerst die Wellen hin
Und her. Dann glückt' es mir an einen Mast
Zu kommen. Ein gewalt'ger Hieb und Manfred
Sank in die Fluth. Der Platz war mein. Da naht
Der Herzog Conradin. Sein Leben ist
Mein Tod – sein Tod mein Leben. –Schnell beginnt
Der Kampf. Ich sieg' – ich halt' ihn fest. Laß ich
Ihn los, beginnt der harte Kampf von Neuem.
Wer weiß, ob ich dann siege. Schöne Jungfrau,
Man darf nicht freveln.

Galiane (rasch).

Herr! Seid unbesorgt.
In and're Bahnen lenk' ich den Geliebten.

Carl.

Ihr seid sehr jung! Ihr glaubt, die Liebe sei
Allmächtig und Ihr irrt. Des Mannes Herz
Gehört nicht *einem* Dämon. *Viele* schlagen
Sich unaufhörlich um die volle Herrschaft;
Der Sieger thront nie lange.

Galiane.

Herr! es läuft
Die Mähr', die Richter hätten keine Schuld
An ihm gefunden – mordet nicht die Unschuld!

Carl (ausweichend).

Ich folge nur dem Trieb der Selbsterhaltung,
Wenn ich den Herzog und die anderen
Gefang'nen tödte. Soll ich ihn gefangen
Bis an das Ende seiner Tage halten?
Ich hätte keinen ruh'gen Schlaf, und schwerlich,
Hätt' *er* die Wahl, würd' er den Kerker wählen.

iii318

Galiane (drohend).

Blickt über diese Zeitlichkeit hinaus –
Es wohnt ein Richter über uns, der Euch
Dereinst – die Stund' wird kommen – fragen wird: Wo
Ist Conradin? Und Niemand nimmt alsdann
Die Schuld von Euch.

Carl (zurücktretend, kalt).

Ihr seid entlassen.

Galiane (außer sich).

Herr!
Herr, stoßet mich nicht von Euch weg .. Erbarmen!
Erbarmen!

Carl (winkt seinem Gefolge).

Führt sie ab.

Galiane.

(sie ringt wie mit dem Tode. Dann wird sie plötzlich ruhig

und geht mit festem Schritte auf Carl zu.)

O Gott! - O Gott!
Herr! So gewährt mir diese Bitte: Laßt
Mich ihn noch einmal seh'n.

Carl
(nach kurzem Nachdenken).

Sie ist gewährt.
(leise, zu einem Ritter.)
Begleitet diese Dame an den Kerker,
Und wann sie ihn verläßt, seht Ihr genau,
Ob kein Betrug uns treffen soll.

(Der Ritter mit Galiane ab.)

Fünfter Auftritt.

Ein großes Gefängniß.

Conradino und Friedrich spielen Schach.

Friedrich (zieht.)

Schach! (nachdem Conradin gezogen, zieht er wieder.)
Schach! und – matt!

iii319

Conradino.

Matt! (sie stehen auf.)

Friedrich.
(legt den Arm um Conradino's Hals.)

Aber nur im Spiel!
Sonst frisch und munter?

Conradino (lächelnd).

Ja, mein trauter Freund.
Was bis hierher ein stärk'rer Wille als
Der mein'ge über mich beschloß, hat meine
Erkenntniß nur gereinigt, nicht den Muth
Gebrochen. Freudig blickt mein freier Geist
Nach and'ren Zielen.

Friedrich.

Nach dem Vaterland?

Conradino

Ja, Friedrich. Meinen Lieben in der Heimath
Hab' ich nicht glauben wollen, daß Italien
Das Unglück meines Hauses war. Ein Mann,
Wie ich, wird nimmer klug durch bloße Lehren.
Ich muß erfahren, was ich meiden soll.
Fort alle Römerzüge – fort auf immer!

Friedrich.

O ständen wir schon auf den Alpen, läg'
Weit hinter uns dies tück'sche Land. Allein
Ich fürchte – –

Conradino.

Was soll Carl mir thun? Bis jetzt
Hab' ich ein Recht verfochten, das als Recht
Aus jeder Frage steht. Was kann er mehr
Verlang'n, als daß ich feierlich mich binde
Und diesem Recht für mich und meine Erben

Entsage? Bringt ihm Dies nicht größ'ren Vortheil,
iii320 Als wenn er mich vernichtet? And're würden
Mein Recht ergreifen und es geltend machen!
Ich habe mich zu diesem Schritt entschlossen
Und bitte Carl um eine Unterredung
Noch heute. Auch der heil'ge Vater soll
Ihn wissen.

Sechster Auftritt.

Die Thüre wird geöffnet. Der Begleiter Galianens erscheint in derselben.

Ritter
(zu Galiane, indem er zur Seite tritt).

Tretet ein.
(Er läßt sie an sich vorübergehen und entfernt sich dann.)

Conradino.

Wer kommt?
(Er erkennt Galiane und eilt mit einem Aufschrei der Freude
auf sie zu. Sie kann nicht von der Stelle.)

Conradino.

Liane!?
O welch' ein unverhofftes Glück!
(sie halten sich lange sprachlos umschlungen.)

Conradino.

Wie hab'
Ich mich nach Dir gesehnt! Wie gerne hätt'
Ich Dir gesagt: fort mit dem Grame über
Des Vaters Handlung – segne ihn vielmehr
Dafür; denn siehst Du, seine Handlung hat
Die Schuppen mir vom Aug' genommen, hat mich
Von eines Abgrunds steilem Rand gezogen.
Der Himmel hat es so gewollt. Er hat
Mich für das eng're Vaterland bestimmt
Und schickte mich, damit ich nützen könne,
iii321 Erst in der Leiden Schule, die uns bessert
Und klärt und stählt.

Galiane
(mit bebender Stimme).

Mein Conradin!

Conradino.

Du weinst,
Liane? Bist so bleich – was ist Dir, Kind?

Galiane.

Du hängst am Leben?

Conradino.
(nach einigem Nachdenken).

Mit vier schweren Ketten!
Sie sind: das Vaterland, der Freund, die Braut,
Und eine Mutter fern von hier, die für
Mich betet.

Galiane
(nach Fassung ringend).

(für sich.) Gott – o Gott! verleih' mir Kraft! –

(zu Conradino.) Ich hatte einen sonderbaren Traum
In dieser Nacht – ich will ihn Dir erzählen.

(Sie reicht Friedrich die Hand, und wendet sich dann zu Conradino zurück, der sie auf seine Kniee niederzieht. Sie hält, so lange sie spricht, Conradino's Rechte fest zwischen beiden Händen.)

Auf einer weiten, weiten Eb'ne lag,
Wie ohne Seele oder tief in Schlaf,
Von jeder Art im Reich der Schöpfung ein
Geschöpf. Vom kleinsten Wurme bis zum Menschen
Sah ich die Werke Gottes. Dicht beim Tiger
Lag die Gazelle, dicht beim Wolf das Lamm,
Dicht bei dem Fink die Fliege, bei dem Adler
Die Taube, bei der leichtbeschwingten Möve
Die Barbe – neben Menschen lagen Menschen. –
Und ich erstaunte ob des großen Friedens. –
Da hört' ich plötzlich lauten Ruf: »Wacht auf.«
Und die Geschöpfe wachten auf. – Sie sah'n
iii322 Sich einen Augenblick nur an und dann – –
Dann packten sie sich und zerfleischten sich. –
Und in der Mitte stand der Tod und mähte
Mit seiner Sense unerbittlich Alle,
Die rasch entfliehen, oder sich des Siegs
Erfreuen wollten – Alle – Alle.
Und immer blut'ger ward der weite Plan
Und immer lauter wurde das Gestöhn'
Und Jammern, denn aus den Getödteten
Erwuchsen immer wieder neue Wesen.
Ich schloß die Augen, schaudernd vor den Gräu'ln
Der Schöpfung. – –
Endlich ward es Nacht. Da ging
Am Himmel wunderbar ein Licht, wie ein
Zusammenfluß von tausend Sonnen auf.
Und aus dem Glanze sprach ein milder Mund:
Wohl Dem, der gern die trübe Scholle unten
Verläßt und sich das Paradies errang.
Hier ist kein Werden, hier ist kein Vergeh'n,
Hier ist kein Kampf und kein Getrenntsein – hier
Ist ew'ger Friede – Ruhe – ew'ge Liebe. – –

Conradino (gedankenvoll).

Du träumtest schwer.

Galiane (mit Bedeutung).

Doch wahr! – –
Mein Conradin! – –

(Sie kämpft sichtlich einen schweren Kampf mit sich. Er blickt sie erstaunt und bekümmert an. Sie fällt ihm, in Thränen ausbrechend, um den Hals.)

Laß jede Hoffnung auf das Leben schwinden!
Es hat der Blutmensch Dich – zum Tod verurtheilt.

Conradino
(fährt erschrocken auf).

Liane!

Friedrich (bestürzt).

Gnäd'ge Herrin! 's ist nicht möglich!

iii323 Galiane
(mit Anstrengung.)

Ich hab's aus seinem eig'nen Mund. Ich dachte,
Ich müßte ihn erweichen können – ach!
Zu seinen Füßen lag ich: Er blieb hart
Wie Stein. Die Richter fanden keine Schuld
An Dir; doch er zerriß das muth'ge Urtheil
Und schrieb ein eig'nes.
(sie ergreift Friedrich's Hand.) Herzog Friedrich,
Es trifft auch Euch und die Getreuen alle.

(Friedrich drückt in stummem Schmerze Conradino's Hand.)
(Kurze Pause.)

Galiane (feierlich).

Als der Tyrann mich von sich stieß und ich
Verzweifeln wollte, legten sich die Wellen
Des stürm'schen Herzens plötzlich. –
Trauter! – Lieber!
Ich kann Dir nicht beschreiben, wie mir wurde –
Wie mir noch ist. – Es ist mir Alles d'ran
Gelegen, daß Du gerne, nicht bloß muthig
Dein junges edles Leben giebst. Der Tod
Soll Dir kein Uebel, – nein! – Erlösung sein.
Du theurer, herrlicher Mann meiner Seele –

(Sie zieht unbemerkt einen Dolch und stößt ihn sich ins Herz.)

Ich gehe Dir voran. (Sie bricht zusammen.)

Conradino
(fängt sie verzweiflungsvoll in seinen Armen auf).

Liane! – – – O!
Mein edel Lieb!

(Er trägt sie zu einem Sitze und kniet vor ihr nieder.)

Galiane
(mit brechender Stimme).

Die Stimme – sprach: – Wohl Dem,
Der wohnt – im Glanz –
Dort sehen wir – uns wieder –
Wo ew'ger Friede – ew'ge Liebe ist! – (Sie stirbt)

iii324 Conradino (im höchsten Schmerze).

Gebrochen meine stolze Rose! –
(Er legt sein Ohr an ihre Brust, dumpf.) Todt! – –
Wie hätte ich gewirkt an Deiner Seite!
Denn Deine Augen blickten ungeblendet
In's Licht der Sonne, Deiner Seele Schwingen
Erlahmten niemals, glüh'nde Röm'rin! –
Weh diesem Elend! – Alles stürzt zusammen:
Glück, Thatkraft, Krone, Reich und frohe Hoffnung! –
Gebrochen meine stolze Rose – todt!

Friedrich
(der sprachlos vor Entsetzen bei dem ganzen Vorfall gestanden, kniet neben Conradino nieder und betet mit thränenerstickter Stimme:)

Unser Vater in dem Himmel.

Dein Name werde geheiliget.
Dein Reich komme.
Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.
Unser tägliches Brod gieb uns immerdar.
Und vergieb uns uns're Schulden,
Wie wir vergeben uns'ren Schuldigern,
Und führe uns nicht in Versuchung,
Sondern erlöse uns von dem Uebel.
Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die
Herrlichkeit in Ewigkeit, Amen.

(Er bleibt knieend. Längere Pause. – Es ertönt eine Glocke, deren Läuten bis zum Ende des Acts anhält.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen.

Robert von Bari, der Ritter, welcher Galiane ins Gefängniß geleitet hat, und Söldner treten auf.

Robert

(sich erstaunt nähernd).

Was ist gescheh'n? – Ein Mord?

(Friedrich tritt ihm entgegen.)

iii325

Ritter.

Gab sie sich selbst
Den Tod?

Friedrich

(zu Robert, abwehrend).

Stört diese Beiden nicht. Wir wissen,
Was Ihr uns bringt. Laßt alle Formen fallen.

Robert (hart).

Unmöglich. Dem Gesetz muß ich genügen.

(Friedrich zuckt verächtlich die Achseln und beugt sich über Conradin.)

Robert

(öffnet eine Pergamentrolle und liest):

»Wir, Carl der Erste, König von Neapel
»Und von Sicilien, haben, nach Berathung
»Mit den gelehrten Räthen uns'rer Krone,
»Dich, Conradin von Hohenstaufen, für
»Des Hochverraths an unserer Person
»Und uns'rem Land mit Trauer überwiesen
»Erachten müssen und verdammen Dich –
»Da uns'res Reiches Wohlfahrt Gnade nicht
»Erlaubt, zum Tod durch's Beil. – Die gleiche Strafe
»Erkennen wir auch Dir, Friedrich von Baden,
»Als dem Verführer Conradino's zu. –
»Das Urtheil wird sofort vollstreckt.«

(Er faltet das Papier zusammen.)

Conrad

Von Hohenstaufen, machet Euch bereit.

(Conradin verharrt unbeweglich. Er hält, völlig achtlos für Alles, was um ihn her vorgeht, die Leiche Galianen's fest an seine Brust gedrückt.)

Conradino.

(berührt seine Schulter).

Mein Freund – – mein lieber Freund!

iii326

Conradino.

(aus seiner Erstarrung auffahrend, läßt, die Leiche los und springt empor.).

(in aufflammender Verzückung.) Ihr rufet mich? –
Du erster Held der Hohenstaufen streckst
Die Arme aus dem off'nen Himmel nach mir,
Dem Letzten aus? und Conrad, Rothbart, Heinrich,
Philipp und Friedrich und der Vater blicken
Auf mich herab und lächeln mild mir zu!
Und über Allen schwebet der Geliebten
Verklärter, lichter Geist– Ich komme!

(Er kommt zu sich und blickt erstaunt seine Umgebung an. Dann kniet er noch einmal an der Leiche nieder und küßt sie mehrmals. Er erhebt sich und umarmt Friedrich.)

Conradino.

Freund!
Mein Friedrich! – Komm' zum Tode, wie im Leben
Wir wandelten!

(Sie legen verschränkt die Arme über die Schultern.)

Friedrich (im Abgehen).

Dank Dir, Du feiger Anjou,
Daß Du uns nicht getrennt hast.

(Sie gehen, von den Söldnern umringt, nach der Thüre.)
(Auf einen Wink Robert's wird Galiane fortgetragen.)

Verwandlung.

Die ganze hintere Wand fällt und man blickt auf den Mercato Neapels. Im Hintergrunde liegt der Golf mit der Küste Sorrent's, im Vordergrund erhebt sich das schwarzbehangene Blutgerüste, worauf der Scharfrichter steht. Conradino und Friedrich gehen mit festem Schritt die Treppe hinauf; ihnen folgt Robert von Bari. Hierauf umfluthet das Volk, worunter sich der tiefgebeugte Truchseß, Heinrich von Waldburg, befindet, das Schaffot.

Robert.

Versammelte Napolitaner! Dieser
Verweg'ne Jüngling hat versuchet, uns'ren
Erhab'nen König, den der heil'ge Vater,
iii327 Von Gott erleuchtet, über uns gesetzt hat,
Vom Thron zu stürzen, um uns dann, ihr Bürger,
Nach Weise aller seiner stolzen Ahnen
Zu pein'gen. Aber Gott hat über uns
Gewacht. Jetzt trifft den großen Missethäter
Und seinen schlechten Freund gerechte Strafe.

(Lautes Murren der Umstehenden.)

Conradino.

Mein theures Volk! Ich wollte Dich befreien
Dein Herz wird fühlen, wer der Schuld'ge ist.

(Große Bewegung im Volk. Conradino erkennt den Truchseß und verliert für einen Augenblick die Fassung.)

O meine Mutter! – – –

(Er bedeckt sein Gesicht mit den Händen.)

(gefaßt.) Truchseß! diesen Handschuh
Bringt meinem Vetter, Pier von Arragonien.

(Er wirft ihm den Handschuh zu.)

Er ist der nächste Erbe meines Rechts

Auf dieses schöne Land. – Die Mutter sucht
Zu trösten. Sagt ihr, daß sie mir in Liebe
Das schwere Herzeleid vergeben möge,
Das ich ihr zugefügt. Ich sterbe gern.

(Er umarmt zum letzten Male Friedrich, kniet vor dem Block nieder und betet, indem er sein Haupt darauf niederlegt:)

In Deine treuen Hände, mein Erlöser,
Befehl' ich meinen Geist.

(Ehe der Scharfrichter schlägt, fällt der Vorhang. Man hört Friedrich laut aufschreien und das Volk wild toben. –)

Philipp Mainländer

»Die Macht der Motive«

Literarischer Nachlaß 1857-1875
Herausgegeben von
Winfried H. Müller-Seyfarth
und Joachim Hoell

(1999[e] – Georg Olms Verlag – Hildesheim · Zürich · New York)
Neuausgabe:
InfoSoftWare - Berlin 2011

Inhalt

iv-III

[Titelseite]

iv1

Angefangen den 25. Dec. 1857
Geendigt den 25. Jan. 1858

TARIK

Drama in 5 Acten

von:

G. Duld

Meiner innig geliebten Freundin
Emma

in Liebe gewidmet
vom
Verfasser

Personen

iv2

Welid I   Kalif von Damascus
Suleiman   sein Bruder, später Kalif
Musa   Oberbefehlshaber aller mohammedanischen Truppen
Assad
Haschim   seine Söhne
Tarik   Unterfeldherr
Hassan   sein Freund
Mansur   sein Diener
Großvezir
Achmet   Bevollmächtigter Suleimans
Derwisch
Roderich   König der Westgothen
Wamba   sein Diener
Anführer der Juden
Anführer der Berber
Graf Julian   Commandant der Festung Ceuta
1. Mörder
2. Mörder
Rakidschah   Tarik's Frau
Selma   ihre Dienerin
Goswintha   Roderich's Frau
Jugundis   ihre Dienerin
Ein Herold. Hauptleute Tarik's. Hauptleute Roderich's.
Diener und Boten. Gefolge des Kalifen.

Scene abwechselnd in Damascus, Kairawan und Toledo.

1. Act

iv3

1. Scene

Ein Thronsaal in Damascus.
Musa. Assad.

MUSA Mein Sohn, was hast Du, was bekümmert dich?
Seit langer Zeit schon seh' dein Aug' ich trübe
Und sinne hin und wieder, was der Grund
Von dieser Traurigkeit wohl sei. Red' frisch
Heraus. Laß deinen Vater Alles wissen.
Dann werd' ich sehen, ob ich dir helfen kann.
Nur immer zu!
ASSAD Gern will ich dir den Grund
Von meinem Elend, meinem Unglück sagen,
Wenn Du ihn zu vernichten mir versprichst,
Wenn du in Allem mich willst unterstützen,
Was ich zur Rache mir hab' ausgedacht.
MUSA Ich trage dir zu helfen kein Bedenken,
Wenn nur der Grund ein trift'ger ist. Dann will
Die Sach' ich schon zum Guten leiten, sowohl
Mit Kraft als auch mit List.
ASSAD Ich bau' auf dich
Und will somit dir alles kurz erzählen,
Wie es von Anfang sich ereignet hat.
Du kennst Rakidschah, Hakem's schönes Kind
Du kennst sie (denn wer sollt' es nicht) und weißt,
Wie sie die reinste Tugend mit der größten
Und wunderbarsten Schönheit stets verband.
Schon früh hat sie mein Herz sich auserwählt
Und der Gedanke einst mit ihr zu leben
War meiner Jugend schönster Traum. Er ist
Nun hin, und dem, der ihn zerstörte, wird
Sie heut' zur Hochzeit in das Haus gebracht.
Mein Schmerz ist namenlos.
MUSA Noch weiß ich nicht
Wer dieser Freche ist. Doch sei gewiß,
Daß wär's mein bester Freund, er deinem Schmerz
Zum Opfer fallen soll. Wer Assad kränkt
Soll schon den alten Musa fühlen. Wer ist's
Mein Sohn?
ASSAD Ein Mann, der hoch in Staate steht
Und sich der Gunst des großen Sultans stets
Erfreut.
MUSA Und wär's der Sultan selbst, so soll
iv4 Er doch so hoch nicht stehn, daß meine Wuth
Ihn nicht erreiche.
ASSAD Nun denn, so räche dich
An Tarik!
MUSA Tarik! Oh! du träumst, das hat
Unmöglich Tarik dir gethan. Beim Barte
Des Propheten, das that er nicht! Nein! Nein!
ASSAD Spräch' ich die reine Wahrheit nicht, so glaubt'
Ich's selber kaum. Er hat schon lang gewußt

Daß ich Rakidschah liebe und verehr'
Und um das Gute all dir zu belohnen,
Was du seit Jahren ihm erwies'st, raubt er
Dir jetzt den Sohn. Denn sie in Tarik's Armen
Zu sehn, ist mehr, als ich ertragen kann.

MUSA *aus tiefem Nachdenken erwachend, geht auf Assad zu und faßt ihn bei den Händen, fürchterlich*
Thut Tarik das, was du mir sagst, so ist
Sein Ende da. Ich fand die Mittel ihn
Zu heben, ich hab' auch die ihn wieder klein
Zu machen. Diesen Schimpf will ich im Blut
Des Undankbaren tilgen. Muth! mein Assad.
Kann er sich auch Rakidschah's Herzen rühmen,
So soll er doch die Freud' nicht lang genießen. –
Welid hat einen Krieg im Westen vor
Und irr' ich nicht, hat er sein Aug' nach Spanien
Gelenkt, um des Propheten Religion,
Auch hier mit Kraft und Nachdruck auszubreiten.
Wie ich gehört, hat er zum Feldherrn mich
Ernannt und will mir's jetzt im Rath verkünden.
Er wird mir dann den Stellvertreter nennen
Oder mich ihn wohl selbst erwählen lassen.
Ich bitt' nun Tarik und hab' ihn so
Von ihr getrennt, mit der er schöne Stunden
Der Freude hinzubringen schon geträumt.

ASSAD *freudig* Das war ein Wort zu seiner Zeit gesagt.
Die Rach' ist süß. Ich fühl' wie kühler Balsam
Die Wunden meiner kranken Seele heilt,
Wie ich Rakidschah selbst vergessen kann,
Wenn ich an Tarik's Wuth und Täuschung denke.
Die alte Kraft erfüllt von Neuem mich,
Die ich verlor, als ich an deiner Hülf'
Gezweifelt. Muth bläht jedes Segel wieder
Des halbzerstörten Lebensschiffes auf.
Man hört einen arabischen Marsch.
iv5 Doch still! Da kommt der Kalif mit Gefolg.

MUSA Vertrau' auf mich, ich will schon wirken mit Erfolg.

2. Scene

Welid I mit Gefolg. Tarik und Vorige.

WELID Abul Rasim Ben Al Jallah,
Der Prophet des großen Allah –
Muhammed sei mit Euch Allen.
Durch das Verdienst der treuen Feldherrn des
Propheten, Muhammed und Al Kuteiba
Sind Turkestan und Persien unser eigen.
Und seit der tapfere Musa unsern Arm
Regiert, bespült des großen Westmeeres Wasser
Den Strand des neuen mächt'gen Reichs des Islam.
Die Gnade Allah's und sein Heil über ihn!
Durch dieses Glück im Krieg ermuthigt und
Bestärkt durch die Berichte seiner Schwäche,
Sind wir entschlossen uns nach Spanien
Zu wenden, wo der Hof in Weichlichkeit

Versunken und das Volk dem Frieden ganz
Ergeben ist. Der Gothen Ende ist
Genaht. Die Zeit der Gnade Allah's ist
Vorbei. Im Traume hat Muhammed sich uns
Gezeigt und uns den Zug befohlen, den mit
Erfolg zu krönen er versprach. Deshalb
Sind wir gewillt ein großes Heer,
Den edlen Musa an der Spitze, in
Das Gothenland zu senden. Möge sein Haupt,
Mit Ruhm gekrönt, sich unserm Throne nah'n,
Das wir uns dankbar seiner That bezeigen.
Den Stellvertreter wähl' er selbst sich aus,
Damit er keinen Grund hat uns zu sagen!
»Ihr habet mir ein Hinderniß bereitet,
Was mich vom Siege abgehalten hat.«
Sprich Musa, wen hast du gewählt.

MUSA *verbeugt sich tief mit über der Brust gekreuzten Armen.*
Großmächtiger
Erhabener Kalif und Herr! Mit Demuth
Leg' ich den Dank für deine Güte dir zu
Füßen und wähle Tarik mir zum Offizier,
Da deine Weisheit freie Wahl mir ließ.
Seit langer Zeit schon bat er mich, einmal
Der Tapferkeit und Treu' des heißen Bluts,
iv6 Gelegenheit zu geben, sich hervorzuthun.
Sie ist nun da und wohl erinner' ich
Der Bitte mich und hoffe, daß diese Wahl
Die Zustimmung des großen Welids hat.
Ich schweig und höre sein Gebot.

WELID Mit Freuden
Sind wir dazu bereit.
Er winkt Tarik zu ihm heranzutreten.
Im Namen Allahs
Und Muhammeds ernennen wir dich jetzt
Zum Unterfeldherrn und Vertreter Musa's.
Ist dieser nicht im Stand', in's Feld zu zieh'n
So tritt an seine Stell', mit seiner Macht
Und wahre wo du kannst den Vortheil und
Den Nutzen deines Staats. Laß Weißheit
Und Gerechtigkeit dein Thun in gleichen Maaß',
Im Krieg, als sonst im Frieden leiten und
Vergiß in allen Thaten Musa nicht.
Sein Rath ist Geldes werth und hat zu Eltern
Erfahrung und Verstand.

TARIK Erhabener Kalif!
Von je hab' deiner Gunst ich mich erfreut
Und dieses neue Zeichen ihres Seins
Umfaß mit desto größrer Freude ich
Als es den Grad von meiner Dankbarkeit
Dir zeigen wird, durch den Erfolg.
Zu Musa mit verhalt'nem Grimm aber mit Würde
Dir Musa
Den schuld'gen Dank für deine Liebe.

MUSA *boshaft* Sie kam

Von ganzem Herzen.
WELID Geht in Frieden denn
Und kehrt mit Glück zurück.
Die Sitzung ist vorbei. *Zu Musa*
Wir werden noch
Die nöthigen Verordnungen mit dir
Besprechen.
Alle bis auf Musa und Assad ab.
MUSA Hast du gesehn wie Tarik sich
Benahm, wie ihm die Wuth das Herz fast abgedrückt?
Wie er sich fassen mußte, eh’ er sprach,
Als ihn das unverhoffte Unglück traf?
Das Gift fängt schon zu wirken an. Der Löwe,
Dem man gefesselt seine Jungen raubt,
iv7 Kann wüthender den Thäter nicht betrachten
Als Tarik es im Augenblicke that.
Doch nur Geduld! das ist der Anfang erst.
Bist du einmal in Spanien
Dem Gift des Klimas und den unzähligen
Beschwerden der Belag’rung ausgesetzt
Und trittst du noch zuletzt, trotz aller Müh’,
Mit leeren Händen vor den Kalif hin
Und wendet der Erfolg die Dornenkrone dir,
Anstatt des Lorbeerkranzes um die Schläfe –
Dann kommt das Ende erst, dann mußt du fallen. –
Mein Sohn du wirst gerächt wie Niemand noch auf Erden.
Du wirst gerächt und sollt’ ich Bettler werden. *Ab.*

3. Scene

Ein Zimmer in Tariks Wohnung.
TARIK *kommt erhitzt herein.*
Was ist’s was meinen Körper kalt durchläuft
Und gleich darauf mit Höllengluth mich sengt,
Was die verschiedensten Gefühle, zugleich
In mir entstehen und vergehen läßt? –
Was hilft mir’s, daß Rakidschah ich erworben
Daß sie mich ehrt, daß ich sie lieb, wenn ihr
Besitz, so gut als wie versagt mir ist? –
Mein Herz hat sich nach langen, schweren Kämpfen
Nach Ruhe und nach Frieden jetzt gesehnt
Und in diesem Augenblick, wo ich am Ziel
Der schönsten Wünsche mich gewähnt, scheint es
Noch weiter, als vorher hinausgerückt zu sein.
O! Welt der Täuschung und des Wahns! Nur dessen
Können wir in Wahrheit uns erfreu’n, was man
Mit beiden Händen fest umklammert hält,
Was weder Neid noch Mißgunst Andrer weckt
Und dessen inn’rer Werth uns unberührt
Und kalt uns läßt. Das ist der Grund der Mißgunst,
Der Unzufriedenheit der Meisten Menschen,
Daß sie ihr Unglück nach dem Glücke Andrer messen.
Und im V e r g l e i c h die Armuth erst empfinden.
Man hört Musik. Tarik geht an’s Fenster.

Doch sieh'! Da wird die Braut mir schon in's Haus
Gebracht und froher Lärm verkündet mir
Mein Glück. Hinweg denn trüber Sinn, entflieh'
Auf leichten Wellen der Musik. Ja! Ja!
iv8 Die Freude hat mich *freudig* ich bin Tarik wieder
Rakidschah erscheint tief verschleiert, unter Musik. Gefolge mit kostbaren Geschenken. Selma u. Andere.

TARIK *stürzt auf sie zu, entschleiert und küßt sie.*
Rakidschah! o! du holdes Kind, du Engel
Du meiner Seeligkeit. In diesen schwarzen
Berauschenden Augen sein Bildniß zu schauen,
Ist echter Vorgeschmack reinster Lust und Wonne.

RAKIDSCHAH Ich bin jetzt dein, ja dein auf ewig. Du
Verläßt mich nicht mein Tarik! Assad folgt mir
Auf Schritt und Tritt; ich fürchte mich so sehr *ängstlich*
Doch was verfinstert so dein Aug', was nimmt
Ihm seinen Glanz und macht es matt und trübe?
Sprich! Tarik, sprich! Vielleicht daß ich dir helfen kann.
Es wär' so schön, wenn ich beim Eintritt in
Dein Haus, auch gleich als Tröst'rin dir erschien.

TARIK Nur denn, es sei! Weil ich dein Herz erwarb
Und Assad's Liebe du verschmähst, tobt er
Vor Wuth und führt vereint mit seinem Vater,
Der Rachepläne tausend gegen mich
Im Schild. Den schrecklichsten von Allen hat er
Bereits in Ausführung gebracht. Welid
Mein mächtiger Gebieter, ließ freies Spiel
Dem Musa in der Wahl des Stellvertreters
(da neue Kriege er im Westen führt)
Und dieser hat nun mich, weil ich einmal
Vor langer, langer Zeit, als mich noch nicht
Der Liebe mächt'ge Bande fesselten, zu ihm
Von meinem Drang nach Ruhme sprach.
Er gab mir danach das Versprechen, mich
Beim nächsten Krieg gewißlich zu bedenken.
Der nächste kam, doch Musa dachte nicht
An mich. So that er es auch später mehrmals noch.
Und jetzt auf einmal, da er weiß, daß ich
Dich eh'lich heut' umfang', legt er ganz fromm
Die Bitte, mich ihm beizuordnen, nun
Dem Kalif hin. Und Welid, sehr erfreut
Von Neuem seine Gunst beweisen mir
Zu können, nimmt sie gern und willig an. –
So muß ich morgen denn, du treues Kind
Dich schon verlassen! – Weine nicht Rakidschah.
Das Böse ist so weit und massenhaft
Auf dieser Welt verbreitet, daß, trifft es uns
Einmal, wir es als was Natürliches
iv9 Nehmen müssen. Drum Hoffnung. Trau Rakidschah
Auf Allah und auf Muhammed, sie schützen
Dich.

RAKIDSCHAH Ach! Mir ahnt nichts Gut's! Mir ist als säh'
Ich dich zum letztenmale heut'. – Verlaß
Mich nicht.

TARIK Beruh'ge dich! Bin ich nur erst
Vom Kriege heimgekehrt, dann bin ich dein.
Denn eine Stimm' in mir verspricht mir Ruhm
Und Sieg. Spricht sie nur wahr, so zieh' ich nach
Vollbrachter That vom Streite mich zurück
Und lebe einzig meiner Lieb' und dir.
RAKIDSCHAH Das gebe Muhammed, Allahs Prophet.
TARIK *küßt sie*
So geh' zur Ruhe denn, gleich komm' ich nach.
Er faßt sie bei der Hand und führt sie zur Thür.

4. Scene

Tarik, dann Hassan.
EIN DIENER Dein Freund, der edle Hassan will zu dir.
TARIK Er ist willkommen! Laß ihn vor. *Diener ab.*
HASSAN *tritt auf* Sieh da!
Mein Freund! Ich komm' den schönsten Glückwunsch dir
Am heut'gen Tage darzubringen.
TARIK Sage lieber
Zu meinem Unglück mir zu gratulieren.
HASSAN *erstaunt* Unglück? Unglück!?
Du scherzest wohl. Wär' mir ein solcher Schatz
Zu Theil geworden, als wie Dir, ich wüßte
Wahrhaftig nicht, was ich vor Glück und Freude
Wohl machen sollt'. – Ein rechtes Beispiel wieder,
Wohin den Mensch die Grillen führen. Sprich!
Habt ihr euch schon gezankt? Hast du die Hefe
Des Eh'stands schon geschmeckt?
TARIK O! nein! Rakidschah ist
Ein klarer Bach, der Andre ihres Schmutzes
Und ihrer Fehler wohl beraubt, Nichts aber
Mit seinem reinen Wasser je betrübt.
HASSAN Ha! ha!
Welch' himmlischer Vergleich. Das alte Wort,
Daß Liebe nur poetisch macht, bewährt an dir
Mit aller seiner Kraft und Stärke sich. –
Wenn's aber ehelicher Zwist nicht ist
Was dann? um Allahs willen. Tarik! Tarik!
Vertrau' dem Freund dich. Schütt' ihm dein Herz aus;
Es wird dich leichter machen. Ich fange an
In meinen alten Fehler zu verfallen
Und Ungeduld bemeistert schon mein Ich.
TARIK In zwei, drei Worten läßt sich Alles schildern. –
Der Kalif und sein Feldherr Musa haben
Soeben zum Feldherrn mich ernannt,
Im Augenblick, wo ich der Ruhe pflegen wollte.
Er lacht bitter.
Und kannst du's denken, wer die Schlange ist,
Die so verräterrisch in unser Nest
Gestochen?
HASSAN Ja! Das fällt nicht schwer, wenn dem
Verstand nur Schärfe und Gesundheit nicht gebricht.
Du hast dem Sohn die Taube weggeschnappt

Und da sie schon verzehrt, muß Musa nun
An dich sich halten. Sieh' zu, daß du nicht fällst.
Der erste Schritt ist schon gethan. Und da
Wie man so sagt, verliebter Thoren Sinn,
Zu sehr vom tollen Herz regieret werden,
Will ich als liebeloser weiser Mensch
Dem Freund in's Labyrinth der Ferne folgen,
Und jeden Schritt des Freundes genau erspäh'n.
Ich folg' nach Spanien dir.

TARIK Hab' ich es doch
Gedacht. Du treuer Freund. Im Unglück lernt
Man erst die ächte Freundschaft kennen.

HASSAN Schon gut. Ich werde Alles thun um dich
Vor Musa's Zorn zu retten. Leb' wohl
Auf Wiedersehen denn Morgen früh.

TARIK *umarmt ihn* Leb' wohl!
Allein, nachdem er ihm freudig nachgesehen hat, bis er verschwunden ist.
Es geht der edle Freund und läßt getrost
Und heiter mich zurück. O! welch ein Schatz
Ist so ein Freund. Lacht er auch über Alles,
Zieht er auch Alles in den Staub hinab,
So birgt die eis'ge Hülle doch ein Herz
So warm, daß jede Stelle die das Leben
Mit seiner kalten Hand berührt, daran
Sich wärmen und erholen kann.
Es schlägt. Es schlägt.
Wohlan! Noch einmal senk' ich mich in Erdenlust,
iv11 Eh' ich entsagend biet' dem Feind die offene Brust. *Ab.*

5. Scene

Ein Zimmer in Musa's Wohnung.

MUSA *tritt mit einem Diener auf*
So wurde Alles wohl in Stand gesetzt?

DIENER Ja! gnäd'ger Herr.

MUSA Die Waffen blank und pack.

DIENER Ja! gnäd'ger Herr.

MUSA Geh' jetzt zur Ruh'.
nach einigem Besinnen
Doch halt. Ruf meine beiden Söhne her
Zu mir.
Diener ab.

MUSA *allein*
So stand ich, wie schon oft zuvor
In meinem vielbewegten Kriegerleben,
Am Vortag eines großen Unternehmens
Wieder. Die längstvergang'nen Thaten und
Gefechte tauchen frisch und wunderbar
Vor meiner Seele wieder auf und zeigen
Den Unterschied mir jetzt recht deutlich nur.
Schon wollt' ich, um die Sache wieder gut
Zu machen, flehentlich den Kalifen bitten
An Tarik's Stelle einen Anderen
Zu setzen. Doch, was hielte Welid dann
Von mir? Mißtrauisch wie er ist, würd' er

Sogleich mein Thun durchschau’n und mein Verdienst
Um ihn und seinen Staat, könnte mich nicht
Vor seiner Willkür schützen. Ja, so ist’s.
Hat man den Weg des Bösen einmal betreten,
So ist die Rückkehr uns wie abgesperrt
Und immer treibt’s uns weiter, bis schließlich wir
Am Ende angekommen sind und fallen.
Assad und Haschim kommen.
Ah! meine Söhne! Seid gegrüßt.

HASCHIM Ich bin
Begierig, was du mir mitzutheilen hast.

MUSA Nur eine Kleinigkeit. Mach’ dich bereit
Nach Spanien mit mir zu geh’n.

HASCHIM Was, ich? Nimmermehr!

MUSA Ja, du. *furchtbar* Kreuz’ meine Pläne nicht.
Beim Barte des Propheten wag’ es nicht. Ich sag’ du gehst.

HASCHIM Ich füge willig dem Befehle mich.

iv12 MUSA Das hoff’ ich auch. Du warst ja stets gehorsam
Und unterwarfst dich blindlings meinem Wort.
Ich werde groß und reich dich machen.

HASCHIM Wie das?

MUSA Jetzt nicht, doch bald sollst du’s erfahren. –
Und du mein Assad bleibe hier. Sei ruh’g
Und hoff’ auf Haschim und auf deinen Vater.
Er, oder wir, ein drittes giebt es nicht.

ASSAD Ich wußte stets, daß du mein Vater warst.

MUSA *zu Haschim*
So mache denn zum Kriege dich bereit,
Der morgen seinen Anfang nehmen soll.
Gieb mir die Hand. Schwör’ beim Propheten, daß
Du stets gemeinsam mit mir handeln und dich
In Allem meinem Willen fügen willst.

HASCHIM Ich schwör’s.

MUSA Nun Tarik sei auf deiner Hut
Sollt’ ich auch sterben, fließen muß dein Blut.

2. Act

iv13

1. Scene

Ein Platz vor Kairawan.
Musa. Haschim.

MUSA Es ist doch eine schöne Stadt, mein Kairawan,
So groß und auch so günstig sonst gelegen.
Ich fühle mich so heimisch hier. Ist's der
Gedanke an vergangene Thaten, an
Die Zeiten, wo ich Tausende von Berbern
Zu Sclaven machte, Andre in die Wildniß
Verjagte, ganze Stämme ausrottete.
Und ich zum ersten Mal als großer Sieger
In diese Stadt den Einzug hielt? oder ist's
Die dunkle Ahnung, das Gefühl, daß mir
Einst Kairawan mehr sein und näher stehen wird
Als jetzt? Das letztere scheint eh'r der Fall
Zu sein. Genug, es ist mir werth und theuer. –
Mein Haschim hör', was ich dir sagen will.
Als wir noch in Damascus uns befanden,
Da gab ich dir mein Wort dich groß und reich
Zu machen, dich vor Allen auszuzeichnen.
Als du nun damals wissen wolltest, wodurch
Und wie? da schwieg ich wie du weißt, weil die
Gehör'ge Zeit noch nicht herbeigekommen wär.
Und ist sie's zwar auch jetzt noch nicht, so kann
Ich's länger doch nicht auf dem Herzen tragen.
Es muß heraus! Der Mensch gefällt gewiß
Am meisten sich, wenn er von der Idee,
Die ihn erfüllt mit Andern sprechen kann.
Die Hauptgefühle, die mich stets beherrschten,
Die mich zum Mörder, ja zum Thiere selbst
Erniedrigen und reizen können, sind
Der Ehrgeiz und die Vaterliebe. Wie sehr
Ich meine Kinder stets geliebt, das kann
Man überall von jedem Gläub'gen hören
Und daß mein Ehrgeiz eine Folge nur
Von dieser Vaterliebe ist, das kann
Ich ohne Lüge auf den Koran schwören.
Euch einst in ungestörter Macht zu sehn
Und meine Jugend noch einmal in euch
Und eurem jungen Glücke zu durchleben,
War meines langen Lebens einz'ges Ziel.
Schon ist es bis zum Greifen nahe mir gerückt,
iv14 Nur fühle ich die Hand noch zittern und
Nicht stark genug. Mir geht's wie Menschen schon
Vor mir. Wie oft nimmt man sich etwas vor, zu thun
Und ist gewiß, daß nur in dem Vollbringen
Gewünschte Ruh' und Seeligkeit uns wird.
Und doch, soll handeln man, was man gewünscht, so fängt
Das Herz zu zittern und die Glieder all'
Zu beben an. Verschwunden ist in einem Nu
Das was vorher das Herz gestählt, die kühnsten

Gedanken reif in uns gemacht. Man knickt
Zusammen und wird matt.
HASCHIM Doch scheint es mir
Daß kräft'ge Seelen dann, nach kurzem Zagen
Durch einen Schritt die That vollbringen, ohne
Die Folgen zu erspähn.
MUSA Ganz recht mein Sohn! –
Doch jetzt zur Sache. Kairawan und sein
Gebiet muß mein und unabhängig von
Dem Sultan sein.
HASCHIM Um Allah's Willen welcher Plan!
MUSA Ja! schaudre nur vor ihm. Erst that ich's auch.
Doch jetzt hab' ich mich dran gewöhnt und dran
Zu denken, ist Bedürfniß mir geworden.
Er deutet auf Kairawan.
Der Stadt Besitz und Tarik's Ende sind
Den Wäldern zu vergleichen, wo der Mensch
Am liebsten weilt und an der Kühlung sich
Ergötzt. Mein Geist flieht hin, ist er erhitzt
Und müd'. Dort liegt er ganze Stunden dann
Und schwelt und trinkt das wunderbar erfrischende
Getränk, aus Rache und Ehrgeiz gut gebraut.
In diesen Wäldern, wo von jedem Zweig
Es ruft: »Räch' Assad«, wo durch manche Öffnung in
Den hohen Wipfeln ich dein Bild als Sultan sah', –
Da war's, wo ich Enschlüsse faßte, die
Dein Blut zu Eis erstarren können.
Doch eh' ich dich zum Sultan hoch erhöhe,
Will ich erst halten, was ich fest versprochen
Und den, der meines Sohnes Glück zerstörte,
Die alte Hand von Eisen fühlen lassen.
Da kommt er g'rad.
Tarik. Hassan kommen.
Gieb Acht wie ich in Honig
Das Gift ihm reich', wie einst, die Juden,
Dem großen Muhammed.
herzlich Mein guter Tarik
Die Gnade Allah's und sein Heil über dich!
Bist du noch müde von dem langen Zug?
TARIK Doch nicht verehrter Musa. Im Gegentheil.
Schon früh hat mich die reine, schöne Luft
Aus meinem engen Zelt herausgelockt
Und eine Gegend, wie die um Kairawan,
Sah nirgends ich vorher in meinem Leben.
Hier möcht' ich immer weilen *zu sich*
Mit Rakidschah!
MUSA So thut mir's wirklich herzlich leid, daß den
Genuß ich länger dir nicht gönnen kann.
Nach Welid's, unsers großen Sultan's Wort
Soll gleich, nach kurzer Rast das ganze Heer
Vor Ceuta zieh'n. Es ist ein schwierig Werk!
Doch der Gewinn der wicht'gen Stadt, ist viel
Zu groß, als daß, wie feige Memmen wir
Ihn schnöd' bei Seite liegen ließen. Wie man

Mir mitgetheilt, wird sie von Graf Julian
Auf’s tapferste verteidigt und einem Mann,
Von frischem Muth und Thatkraft nur, kann es
Gelingen Ceuta zu erobern. Drum hab’
Ich dich hierzu erkor’n, weil Welid mir
Beim Abschied auf die Seele band, dir überall
Gelegenheit zu Ruhm und Ehr’ zu geben.
Und giebt es eine bessre Erstlingsthat,
Als eine Festung, gut und stark vertheidigt
Und für uns alle von der höchsten Wichtigkeit,
Der großen Perlenschnur des Islams ein
Zu reihn? Ich glaube kaum. So geh’ mit Allah
Denn. An Gebeten für dein Heil, soll es
Von meiner Seit’ nicht fehlen. Leb’ wohl!
Tarik blickt finster.
Doch wie ich seh’, ist dir’s vielleicht nicht recht?
Ist dies der Fall, so sag es frei heraus.
Mein Haschim hat soeben mich darum
Gebeten und daß ich’s ihm verweigerte,
War meine Liebe nur zu dir. Willst du
Die Stelle nicht, so sag’ es mir, dann geb’
Ich sie dem Haschim, dem nichts bessres heut’
Begegnen kann. Soll ich es thun?

TARIK *schnell* Nein! Nein!
Du hast den ersten Blick von mir mißdeutet,
iv16 Wie es mir scheint. Ich habe schon im Geist
Vor Ceuta mich gesehn, das einzunehmen mir
Unmöglich schien. Das war’s, was meinen Blick
Verfinsterte. Dem ungeachtet glaub’
Ich fest an den Erfolg.

MUSA Das gebe Allah.

TARIK Ich glaub’ an ihn! Ein Sohn kann mehr gewiß
Für seinen Vater nicht empfinden, als ich
Es für dich thu’, da du so sehr mit deiner
Liebe mich erfreust.

MUSA Das hab’ ich auch um dich verdient.
Auf Wiedersehn. *Er umarmt ihn.*
Geht mit Haschim ab.

2. Scene

Tarik. Hassan.

TARIK *traurig* Wie sehr bereu’ ich doch
Die Stund’, wo an ihm ich zweifeln konnte!

HASSAN Nur nicht so schnell, mein Freund.
Du siehst den Wald
Einmal vor Bäumen wieder nicht. Als Du
Mit Musa sprachst, sahst du den Sohn, den Haschim nicht.
Ich aber warf verstohl’ne Blicke, von Zeit
Zu Zeit ihm zu. Erst konnt ich nichts in seinen
Verrätherischen Zügen lesen. Doch als
Du plötzlich sprachst, daß Ceuta einzunehmen,
Unmöglich dir fast schien, da hättest du sein
Gesicht, sein teuflisches Auge sehen sollen.

Mit einemmal schien Alles Feuer, Leben.
Und diese Änderung, so bald sie auch
Verging, hat mir das Herz geweckt, das schon
Vom süßen Schlummerlied des Musa, ein
Geschläfert worden war. Den Kopf zum Pfand,
Daß Musa's Liebe Heuchelei. Nimm Dich
In Acht. Dem großen Allah Dank, daß er
Mich mit Dir gehen ließ. Sonst wärst du sicherlich
Verloren.

TARIK *schmerzlich* Ich kanns nicht glauben, ich kann
An solche Heuchelei nicht glauben. Nein!

HASSAN Ich wollt', du hättest Recht. Doch laß nun an
Den Krieg jetzt denken. Tarik, uneingeschränkter
Gebieter von zwölftausend Mann. Gedenke der
Verpflichtung, die du hast. Denk' an die Schmach,
iv17 Wenn der Versuch mißlingt. Des Sultan's Schwur
Ist ein gar böses Ding und Musas Hohn
Ein saurer Trank. Zeig' jetzt den hohen Muth,
Den großen Geist, den ich von je an Dir
Bewundern mußte.

TARIK *entschlossen* Es ist wahr! Ich will
Es thun! Dein Glanz Rakidschah hat mich blind
Gemacht. Seit ich dich kenne, glaub' ich alle so
Wie du! Mein Hassan, du hast Recht! Er kann
Mir nie verzeih'n, daß Assad ich gekränkt.
Die wahre Liebe aber kennt nichts als
Sich selbst. Rakidschah ist jetzt mein! Man komme!
Man reiße sie von mir! Man martre mich!
Noch flößt sie Kraft genug mir ein, der Welt
Zu widersteh'n. Ich fühle mich zu Allem
Befähigt. Hassan, bald soll man Großes
Von mir hören! Nach Ceuta denn! Es muß
Mir weichen, oder mir zum Grab gereichen! *Sie gehen ab.*

3. Scene

Ein Zimmer in Tarik's Wohnung in Damascus.
Rakidschah. Selma.

RAKIDSCHAH Ich kann nicht schlafen Selma. Unruh'ge Träume
Beängstigen und foltern mich. Gar oft
Seh' Tarik ich umringt von Feinden und
Bedrängt von allen Seiten. Heftig wie
Ein Löwe ficht er dann. Aber schon will
Sein Muth und seine Tapferkeit der Mehrzahl
Unterliegen. Da seh' ich plötzlich mich,
Wie durch 'ne höhre Hand, ganz in die Mitte
Des furchtbaren Gewühls gezaubert.
Der Kampf beginnt von Neuem, Tarik durch mich
Gestärkt hebt mächtig hoch sein Schwert und schlägt
Der Feinde tausend in die Flucht. Doch das,
Was ihn befreit, liegt blutend jetzt vor ihm
Und mit der Schmerzen schreckhaft schöner Sprache
Drückt er mich krampfhaft an die Brust.
Dann stöhn' ich noch einmal und dieser Laut

Hat eine solche wunderbare Kraft,
Daß ich erschreckt erwach' und noch mein Röcheln
Zu hören mein'. Und heute an dem Tag',
Wo ich zuerst die Welt betrat, wo ich
Noch nichts von ihm geahnt, was ich jetzt leide,
iv18 Da hatt' ich einen grauenhaften Traum.
Mir war's, als lag' an einer kühlen Quelle ich,
Die rings von hohen, steilen, nackten Felsen
Umgeben war. Nur spärl'ches Moos bedeckte sie.
Das tiefe Blau des reinen Abendhimmels
Sah lauter sich im klaren Wasser wieder,
Begierig sog das Grün der Bäum' und Gräser
Den frischen Thau des Abends ein und überall
War Leben, reine Freude. Und wie ich so in
Das stille Walten dieser Einsamkeit
Versunken, auf der Oberfläche
Des plätschernden Baches dahin sah und
Der Mond jetzt durch das Blätterdach vereinzelte
Und bleiche Strahlen auf ihn fallen ließ, –
Da bildeten sich zarte Nebel an
Dem Rand der Quelle. Lange mochte ich dem
Geheimnißvollen Treiben zugesehen
Haben – als sich – die Nebel plötzlich zu
Verdichten – schienen. – – –
Während sie diese letzten Worte sprach, blickte sie immer starrer vor sich hin.

Selma *ängstlich* Rakidschah! Rakidschah!

Rakidschah *erschreckt, wie aus Träumen auffahrend.*
Was Selma was! Ist er schon todt? Hat seine
Geliebte Leiche man schon her gebracht?
Um Allahs Willen sag' was ist gescheh'n?

Selma Ich weiß nicht, was ich sagen soll! Nichts ist
Geschehn. Du fielst mir plötzlich um und mir
Ward Angst, daß du wohl krank geworden wärst.

Rakidschah Ja! Ja! So wars. Ich bin so elend jetzt.
Oh! Selma! Nie mehr werd' ich Ruhe finden.
Sie lehnt sich auf Selma und weint.

Selma Doch fand bis jetzt noch nichts im Traume ich,
Was bös' zu deuten wär. Was ist das Ende denn?

Rakidschah Ach so! Wo blieb ich steh'n?

Selma Da wo die Nebel plötzlich sich
Zu ändern schienen.

Rakidschah Ganz recht! – Ich sah jetzt nah' und sah zuerst
Zwei große mächt'ge Perlen, aus dem Dunst
Entstehn, die immer mehr und mehr sich theilten, bis
Zuletzt der Bach mit Perlen ganz bedeckt war.
Doch fing das Wasser jetzt zu wüthen an.
Die stillen Wellen, die vorher so ruhig sich
Gekräuselt hatten, wurden immer wilder,
iv19 Bis sie zuletzt wie das vom starken Sturm
Gepeitschte Meer, den weißen Gicht zum Himmel
Warfen und wieder ohnmächtig zurückfielen
Es wurde immer wild und wilder.
Ich fühlte, wie ich immer schwerer athmete,
Wie sich mein Herz krampfhaft in der Brust

Zusammenzog und als das Perlenheer
Sich plötzlich auf mich warf, da hielt ich's nicht
Mehr länger aus. Mit einem furchtbar'n Angstschrei
Erwachte ich. Verschwunden war die wilde
Naturscene und eiskalt grinsten mich
Die hohlen Wände an. Perlen im Traum
Sind Thränen stets gewesen.

SELMA *besorgt* Dir ist nicht wohl, Rakidschah.
Nimm frische Luft.
Ich will das Fenster öffnen.

Sie öffnet das Fenster. Rakidschah tritt daran, stürzt aber zugleich mit einem lauten Schrei zurück an Selma's Brust.

RAKIDSCHAH Um Allah's Willen hol' den Derwisch her,
Den Tarik mir zum Schutz im Hause ließ.
Wir sind nicht sicher mehr. Dort drüben, an
Des Nachbarn Thür, hab' ich, wie ein Gespenst
Den tollen Assad jetzt gesehn. Mit stierem Blick
Und wildem Haar starrt unverwandt auf's Fenster er.
Hol' mir den Derwisch her um Allah's willen.

Selma geht ab und kommt gleich mit dem Derwisch zurück.

RAKIDSCHAH O! guter Vater gieb mir Trost. Mir ist
So schaurig weh. Tröst' erst mein Herz und dann
Beschütze mich vor Ehebruch, der mir
Das Schrecklichste auf Erden dünkt.

DERWISCH Du sprichst
Wohl irr mein Kind. Vor Ehebruch? Nenn mir
Den Frechen doch, der sich an dir, an Tarik
Und der Gesellschaft so versünd'gen könnte.

RAKIDSCHAH Nicht nennen will ich ihn. Doch schwöre mir,
Daß du mich so lang schützen willst, als Tarik
Dieses zu thun verhindert ist.

DERWISCH Nicht brauch'
Ich dir's zu schwören. Ich gab mein Wort
Und was ich einmal hab gesagt, das halt
Ich auch.

RAKIDSCHAH Ich glaub' dir gern. Doch jetzt gieb mir
Den Trost der Religion. Seit kurzer Zeit
iv20 Ich möchte sagen, seit dem Abschied Tariks
Beschäftigt mich der Tod, das Leben nach
Dem Tod, in einem fort. Bemüh' dich nicht
Mir diese dunkle Ahnung auszureden,
Die mir beständig folgt. Es wäre unnütz nur.
Kein Muslim kann das Fatum ändern und wär's
Auch nur um den Gedanken eines Haars.
Der Tag, an dem mein Tod erfolgen soll, kann
Durch keinen ird'schen Willen, selbst durch das
Zusammenwirken aller Menschenkräfte nicht,
Um eine kurze Zeit verlängert werden.
Darum guter Vater schenke mir das Paradies,
In Wort und Geist.

DERWISCH Ja! Ja! das Paradies!
Da hat ein jeder Lust danach und keiner
Thut einen Schritt hinein zu kommen. Doch gut!
Gern will ich dir's beschreiben frommes Kind. –

Wenn sich die Seele von dem Körper trennt,
Der Tod des Blutes Lauf auf einmal hemmt,
Dann fliegt der Geist auf leichten Schwingen
Der Engel, die ihn stets begleitet haben
Im Leben hier, hin zu der Brücke »Shirath«
Die so geschärft und glatt und eben ist
Daß jeder Sünder sich darauf nicht halten kann –
Er stürzt in der Hölle ew'ges Feuer.
Des Guten aber nimmt sich Allah an
Und läßt an des Propheten Hand, ihn fest
Und sicher nach des Paradieses üppigen
Gefilden leiten. Dchennet Germet ist
Seit Ewigkeit geschaffen und der Inbegriff
Von allem dem, was Schönes, Herrliches
Und Gutes nur der Mensch sich wünschen kann.
Der gläubige und fromme Mensch kommt nun,
Nachdem mit Glück die Brücke er passiert,
Hin zu der ersten Seeligkeit. Sie ist
Ein großer Teich, des Ende man nicht sehen kann.
Er ist mit Wasser, weißer noch als Milch
Gefüllt und sein Geruch ist besser, als
Der Rosen ros'ger Duft. Rings um den Teich
Sind Schalen ohne Zahl gesetzt. Die Seeligen
Ergreifen sie
Und trinken aus dem Brunnen des Vergessens
Jede Erinnerung an ird'sche Leiden weg.
Sind sie dann ganz befreit, von jeder Sorge
iv21 Und Angst, so gehen sie ins eigentliche
Paradies der Auferstand'nen ein.
Hier ruhen sie auf golddurchwirkten Kissen
Und von unsterblichen Jünglingen und Mädchen
Bedient, die ewig jung und reizend sind,
Leben der Liebe, jeder Lust sie nur.
Sie wohnen ohne Sünden unter kühlen
Und köstlich duftenden Bäumen und an
Kristall'nen Wassern und ihr Ohr wird von dem
Gesang der Engel und den reizenden Tönen,
Der in den Bäumen hängenden Glocken
Entzückt. Der Boden ist mit Diamanten
Und Perlen belegt, die Häuser sind
Mit Gold und Silber geziert und die Bäume
Aus reinem Gold gefertigt. Über Alles
Ragt aber Tuba, der Baum der
Glückseeligkeit hervor. Sein Stamm steht im
Palast des großen Muhammed und herrliche
Verzweigungen gehen in die Wohnung jedes
Gläubigen. Datteln, Trauben und Granaten
Sind seine Frucht und Alles was der Mensch
Nur wünscht, hängt an den grünen Ästen. Aus
Den Wurzeln fließen Ströme, alle Ströme
Des Paradieses, Ströme voll Leben, Friede
Und Glück. – – –

RAKIDSCHAH *träumend* Das also wär' das Paradies. –

O! guter Derwisch eine Frage noch.
Man lebt mit denen doch zusamm'n, die uns
Auf dieser Welt am liebsten hatten.
DERWISCH Gewiß
Mein gutes Kind. Und nie wird man getrennt.
RAKIDSCHAH *freudig* O dann gieb dich zufrieden Herz.
Was ist mir diese Welt noch werth, wenn ich dort oben
Mit meinem Tarik, meine Liebe nicht,
Wie hier nach Stunden, nein! nach Jahren zählen kann.
Ich seh' mich schon mit ihm vereint, von keinem
Zweifel gequält. Allein mit ihm, mit ihm
Den mir die Welt nicht gönnen wollte.
O Tarik! Wohl war ich die Liebe werth,
Die du mir gabst. Alles, Alles war ja dein.
Mit Freuden hätt' ich mich für dich geopfert
Wenn es dein Heil verlangt. *zum Derwisch*
Dank, Weiser dir,
Ich geh' getröstet von dir weg. Du gabst
iv22 Das Paradies in Worten und im Geiste mir.
Halt' jetzt auch das was du zu thun mir
Versprachst. Du giebst, wenn auch die Leiche nur
Dem Tarik mich so rein und schuldlos
Wieder, als wie er mich verließ. Ich bin
Gewiß du thust's.
DERWISCH Ich thu's. Friede mit dir. *ab*
RAKIDSCHAH Des Himmels Trost schleicht in mein
Herz sich ein
Flieh' Leben jetzt, ich werde vorbereitet sein.
Sie gehen ab.

4. Scene

Gegend bei Ceuta.
Tarik. Hassan.
TARIK Die Stadt ist uneinnehmbar, wie mir scheint.
Ich hätte nie geglaubt, was doch der Geist
Von Einem nur vermag. Er dringt durch Alles,
Belebt die dumme blöde Masse und
Macht das, was ohne ihn kein Leben hätte,
Unwiderstehlich fest. Gieb' mir 'nen Rath.
Ich weiß nicht, was ich machen soll. Das Heer
Oft beinah' aufgerieben und der Rest
Wird noch der Pest zum Opfer fallen. Ich bin
Verloren. Schon seh' ich Musa triumphirn,
Rakidschah seiner Rache preisgegeben.
Vielleicht, indem ich zaud're hier, wird sie
Der Schmach geweiht. Ihr güt'gen Engel helfet mir!
HASSAN Verlier' die Hoffnung nicht so gleich! Nur Muth!
Der Sultan liebt dich sehr. Vielleicht, daß er
Dir Gnade übt. Doch eh' wir dieses letzte Mittel
Ergreifen, wollen wir zuerst
Noch einen kräft'gen Angriff wagen. Mir scheint
Als müßt' es doch noch unser werden. Doch halt!
Da kommt ein Bothe her. Was kann er wollen.

Laßt uns sehen. *Herold kommt.*
HEROLD Bist Tarik du, der Feldherr dieses Heeres?
TARIK Jawohl. Was führt dich zu mir?
HEROLD Graf Julian
Mein tapfrer Herr schickt mich zu dir, um dich
Zu fragen, ob er sicher in dein Lager
Treten kann. Er will mit dir was ganz
Besonders Wicht'ges sprechen.
iv23 TARIK Er ist
Willkommen. Ungefährdet soll er ein
Und ausgelassen werden.
HEROLD Ich geh'
Und komme gleich mit ihm zurück. *Ab.*
HASSAN Das kam
Zu seiner Zeit. Schon gab ich alle Hoffnung auf!
Und birgt nur der Vergleich nicht gar zu großen
Nachtheil für den Sultan und den Staat,
So sind gerettet wir und frei! – Da kommt
Er schon.
Graf Julian mit Gefolge.
JULIAN Ich grüße edler Tarik dich
Und hoffe, daß die erste Unterredung
Von Nutzen jedem sei.
TARIK Das hoff' auch ich,
Und gebe deinen Gruß mit Wärme dir
Zurück.
JULIAN Wie du vielleicht erfahren hast,
Ist Spanien jetzt von wilden Bürgerkriegen
Heimgesucht und der Thron mit einem Bösewicht
Besetzt. Die alte, echte Dynastie
Hat er gestürzt und sich zum König frech
Erhöht. Nur für Wiliza, den gestürzten König,
Hielt Ceuta ich, nicht für den Usurpator
Roderich. Einem hergelaufenen Bettler
Die Kraft zu leihn und mir den ehrenwerthen
Beinamen einer Wetterfahne zu
Erwerben, liegt weit vom Wege meines
Gerechten, geraden Sinnes ab. Ich hasse ihn
Und gerne geb' ich Ceuta, Alles hin.
Wenn ich ihn stürzen und dem Recht das Recht
Beweisen kann. Ich biete dir mit Freuden drum
Die Festung an, wenn du mit deinem ganzen
Gefolg, den Roderich zu stürzen mir versprichst.
TARIK Ein Mann, ein Wort! Ich thu's.
JULIAN Hier ist der Schlüssel dann.
TARIK Der Preis und der Gewinn sind beide groß. –
He, Mansur he! *Mansur kommt.*
Reit' jetzt so schnell du kannst
Nach Kairawan zu Musa hin und sag'
Daß Ceuta uns, wenn wir den Usurpator
Roderich vom Thron zu stoßen, willens sind.
Ist er's zufrieden, weile keinen Augenblick
iv24 Und bring' mir bald die gute Zeitung her

Und frage ja, ob ich das Heer befehl'gen soll.
MANSUR Ich geh' und kehr' so schnell als wie der Wind
Zurück. *Ab.*
TARIK *zu Julian* Ich warte nur die Antwort Musa's ab
Um gleich, nachdem ich meinen Einzug hielt
Nach Spanien zu eilen.
zu Hassan Ich bin befreit
Und trag' dazu des ersten Ruhmes Kleid.

3. Act

iv25

1. Scene

Kairawan. Ein Zimmer in Musa's Wohnung.
Musa. Ein Bote.

MUSA Und bist du dessen ganz gewiß?
BOTE Ganz gewiß!
Die Sonne stand schon hoch am Firmament,
Aber Tarik, wie's so seine Art, allein
Und träumerisch spazieren ging. Er blieb
Auch manchmal steh'n und hob verzweiflungsvoll
Die Hand zum Himmel auf, um gleich darauf,
Mit Traurigkeit den Kopf der Brust zu nähern.
Ich folgte ihm auf ziemlicher Entfernung
Gerade so, wie du's befahlst. Auf einmal
Schien er ganz besinnungslos vor sich hin
Zu starren und der Außenwelt entrückt
Zu sein. Ein Trupp von Christen kam herbei,
Umringte ihn und eh' er noch zum Säbel
Greifen konnte, lag todt und kalt er zu
Der Feinde Füßen. Kaum hatte ich gesehn,
Wie siegreich sie den Kopf vom Rumpfe trennten
Und rasch sich aus dem Staube machten,
Als ich das Gleiche that. So bin ich hier.
MUSA Du hast es gut gemacht. Du sollst belohnt
Werden wie Niemand einen Diener je
Vorher. Doch eh' ich's thu' will doppelten
Verdienst ich bei dir Wett zu machen haben.
Drum eil' so schnell, als wie zu mir zu Assad
Nach Damascus hin und bringe ihm die Mähr'
Von Tariks Tod.
BOTE So schnell, als wie vorher. *Ab.*
MUSA *allein* Ihn morden wollt' ich nie. So viel schien mir
Das Ding nicht werth; doch ihn durch Gram zuerst
Und dann vom Sultan über fehlgeschlag'ne
Unternehmungen morden zu lassen –
Das war's was ich erzielen wollte. Gewiß
Die Ursache von seinem Untergang
Zu sein und ohne daß man sagen kann
»Du bist's«, das war verlockend schön. –
Er ist nun hin. Durch Feinde zwar, doch nur
Durch mich. War ich's denn nicht, der ihn nach Ceuta,
Der ihn dem sichren Tod entgegenschickte?
Die Nachricht war voraus zu sehen. – O! Assad
iv26 Meine Liebe zu dir mußte dich rächen!
Mein theurer Sohn; dein Geist ist jetzt zerstört –
Du bist für mich und für die Welt dahin!
Dein erster Ausruf, daß du der alte Assad
Wieder wärst, daß die Lebensflamme nicht
Verlöscht, daß sie wie jede andere wieder
Brennt, er hat sich schlecht bewährt. Du bist
Dahin! Ein Kind, ein einz'ges theures Kind
Ist nur noch mein. *wild* oh lodre nicht du alte

Flamme, von Neuem hell und heftig auf.
Er ist ja todt, der mir es that. *prophetisch* Schon seh
Ich ihn die Zerreißprobe nicht bestehen *er beugt sich vor*
Er stürzt – er sinkt *teuflisch* ha! ha!
Man schleift durch Pech,
Durch Feuerstürme sein verdammtes Haupt. –
Man reicht ihm Teufelsköpfe von dem Hakum hin –
Sein Leib wird hell – sie reißen ihm die Eingeweide
Heraus – zerfleischen und zerfetzen sie –
Die Flammen fassen überall sein Kleid – Doch sieh!
Schon braten sie sein teuflisch Aug. Hu! Hu!
er schüttelt sich Ha! Ha!
Hat Tarik einen weißen Bart? Bin ich
Verrückt? Darf ich dem Auge traun? Das ist
Um Allah's willen – o! o! o! mein – – – – –
Nachdem er die letzten Worte mit steigernder Spannung gesprochen, findet sie plötzlich in den folgenden Worten ihre Lösung.
Was giebt's? *Ein Bote kommt.*
MANSUR Ich bringe dir vom Sieger Tarik
Vergnügte Zeitung mit, er – – –
MUSA Tarik lebt?
MANSUR Und Ceuta ist von jetzt an uns!
MUSA *fürchterlich* Er lebt!
O! wärst du heiler Seher, der mir das Gegentheil
Verkündet hat, noch einmal hier. Du hättest
Am längsten deines Lebens dich erfreut!
Er lebt! O! daß die Pest ihn treffen möge.
Schon hielt ich meinen Sohn genug gerächt,
Schon ebbte sich mein aufgeregtes Herz
schmerzlich Und so getäuscht, getäuscht zu sein!
Er rafft sich gewaltsam zusammen. Wie ward
Denn Ceuta uns?
MANSUR O! leicht, ganz leicht! Schon lange
Lag Tarik und sein Heer vor Ceuta
iv27 Doch Nichts, Nichts konnte es in unsre Hände
Bringen. Die große Tapferkeit, der hohe Muth
Des edlen Tarik, Alles scheiterte
An Julian's wunderbarer Kraft und Kunst.
Doch als Wiliza, dem zur Lieb er's hielt
Vom Thron gestoßen ward, da glaubt' er Ceuta
Für einen Usurpator länger noch
Zu halten, eine frevelhafte Schande.
Er bot es Tarik an, wenn dieser ihm
Versprechen wollte Spaniens Unterdrücker
Roderich zu stürzen. Tarik war gern bereit,
Wenn du damit zufrieden wärst.
So kam ich her und hoffe, daß du's bist.
MUSA *nach schweren Träumen schnell*
Gewiß bin ich's zufrieden. Ja! Sehr gern!
MANSUR Auch fragt er dich ob du, ob er das Heer
Nach Spanien führen soll?
MUSA Ich nicht! Nicht ich
Ich fühle mich zu krank, zu schwach dazu.
Entbiete Tarik meinen Gruß und sage ihm,

Ich hätte gegen seine Führung nichts!
Doch sollte er Sevilla bei dem besten
Erfolg nicht überschreiten.
MANSUR Sehr wohl, ich werd' es ihm berichten. *Geht ab.*
MUSA He! He! *Mansur kommt zurück.* Hat Tarik man nicht
Todt gesagt?
MANSUR Tarik todt?
O ja. Ganz recht. Doch war es Tarik nicht.
Sein Diener ein Phantast zog seine Kleider an
Und ward getödtet.
MUSA Schon gut. *Mansur ab.*
MUSA *allein* Allmächt'ger Allah! gieb mir Kraft! Ich trag
Es nicht. O du verhängnißvolles Schicksal,
Wer gegen dich zu kämpfen wagt, stößt sich
In's größte Elend tief hinab. – Doch geb'
Ich Alles noch nicht auf. Ich konnte die
Bedingung nicht verwerfen, da der Gewinn
Zu groß und wichtig war. Es ist der reinste den
Wir je gemacht. – Daß ich nach Spanien ihn
Gehen ließ, ist das letzte, aber beste Gift.
Der König Roderich wird seine Macht
In Festungen zusammenzieh'n und dann
O Tarik, wehe deinem Kopf. Ich stelle krank
Und immer krank von Neuem mich. Du bist
iv28 Allein, die ganze Schuld fällt auf dein Haupt
Und wenn dein Blut dann fließt, dann stirbt erst
Meine Rache. Entfliehst du auch dem Klima,
So fällst du doch zum Opfer dem fehl
Geschlagenen Unternehmen. Nur Blut, Blut
Von deiner wärmsten Stell' dämpft meine Wuth. *Ab.*

2. Scene

Damascus. Ein Zimmer bei Tarik.
Derwisch. Selma.
DERWISCH Ich gebe alle Hoffnung auf. Sie ist
So schwach, daß jedes starke Mittel sie
Verschlimmern, ja selbst tödten könnte.
Sie phantasiert in einem fort. Wenn das
Nicht wär, wenn sie sich ruhig und still verhielt
Dann ging's vielleicht noch gut. Doch leider thut
Sie's nicht. Das bisgen Kraft wird von dem all
Verzehrt, bis endlich nichts mehr übrig bleibt.
SELMA Und giebts denn gar kein Mittel sie zu retten.
DERWISCH Keines! Noch einen heft'gen Schlag und Alles ist
Vorbei. Dann geht in's Paradies sie ein.
O! wenn nicht! Sie war zu gut, zu rein
Für diese Welt. Der Himmel geizt mit seinen
Kindern. Gab ein's einmal er her, so nimmt
Er's bald, recht bald zurück.
Man hört Rakidschah rufen. Her! Selma her!
Sie ruft. Geh' schnell hinein. *Selma ab.*
Was mag sie wollen.
Rakidschah auf Selma gestützt.

RAKIDSCHAH Ich halt es länger nicht im Bette aus.
DERWISCH Doch gutes Kind, das ist nicht recht. Wenn man
So tödtlich krank, spaßt man nicht so mit sich.
RAKIDSCHAH Der Tod! ja, ja der Tod. Ich habe ihn
So lieb. Wenn er nur immer näher kommt,
So merkt man auch, wie immer mehr das Weh
Abnimmt, wo jede Fessel, die uns an
Die Erde band, an dieses Thal des Jammers und
Des Leids, sich löst. Man fühlt sich dann befreit,
Man athmet frisch und dieser Erde fast
Entrückt, kommt uns der Wechsel viel zu schön,
Zu reizend vor, als daß wir murren könnten.
Nur eins noch ließ mich wünschen Mensch zu bleiben,
Das Wiedersehen mit Tarik. Wär' dies gescheh'n
iv29 So hätt' ich ganz vergnügt und froh
Euch all verlassen. Doch man wollt' es nicht.
Und Allah's Wille ist mein Heil. –
Ich stehe
Als eine Waise in der Welt. Der einzige,
Den ich mein eigen nannte, weilt weit
Weit weg von hier, im fremden Land, vielleicht
Ein Raub des Kriegs, des Klima's. Doch nein, er lebt!
Denn als ich am vergangenen Rhabaud,
Zwei Schiffchen auf das Wasser setzte, so fiel
Das kleine um, die Lampe löschte aus
Und ging im Wasser unter, die von Tarik
Schwamm lustig fort und schien so lange, bis
Das Öl verbrannt. Das machte mich gewiß
fest daß Tarik lebt.
SELMA Er lebt! und du wirst's auch.
Er kommt nun bald zurück und dann lebt ihr
Zusammen, ungestört wie nie zuvor.
RAKIDSCHAH Nein! Nein! Sei still.
Wer sich dem Tode nahe
Fühlt, der ist es nur, der wissen kann, ob Tod
Ihn hören wird, ob nicht. Der nur allein.
Die Ander'n Alle nicht.
Assad kommt verstört herein. Rakidschah flüchtet sich in des Derwisch Arm mit einem lauten Schrei.
Derwisch, Deine Pflicht!
ASSAD *halb singend* Mein Freund ist todt
Ist nicht mehr roth.
Die Wang' ist weiß,
Das Aug' ganz fahl
Den Geiern ein Mahl
Das Blut nicht heiß
Mein Freund ist todt
Tarik! ist todt!
RAKIDSCHAH Tarik todt?! O Mudammed das ist zu viel
Sie sinkt in Selma's Armen.
ASSAD Er war allein
Im Mondenschein
Ein Haufe kam
Zu ihm gesprengt

Er wurde zahm,
Und still gehängt.
Er war allein
Im Mondenschein.
iv30 DERWISCH O! armer Mensch!
ASSAD Du schönes Kind
Komm mit geschwind
In's Bette mein
Als schöne Braut
Will Bräut'gam sein
Mein Liebchen traut.
Komm mit geschwind
Du schönes Kind
Er nimmt einen Stuhl und läuft fort.
RAKIDSCHAH *erwachend*
So bindet mich nichts mehr an diese Welt,
Er ging von mir, ich folg' ihm nach *prophetisch*
Schon seh' ich dich verklärt im Paradiese steh'n
Und lieblich mir mit deinem Lichte weh'n.
Die Erde gönnte nicht dich mir, mich dir
Der Himmel nur ist unser Glück nicht hier.
Lebt' wohl! ich folge ihm zu lichten Höhen,
Ich kann ihn schon zur Rechten Allah's seh'n.
Nur dir allein war meine Liebe stets geweiht,
Ich geh' zum Himmel ein, er liegt nicht weit.
Sie stirbt.
DERWISCH *neigt sich in der Richtung nach Mekka*
Muhammed, du großer Mann,
Nimm die Seele gnädig an.
Stets war gut und fromm sie hier
Keine Sünde kannte sie
Für ihr Heil nur bitten wir
Ach! sie starb so jung, so früh!
Muhammed, du großer Mann
Nimm die Seele gnädig an.

3. Scene

Das arabische Lager bei Ceres de la Frontera.
Hassan. Tarik.
HASSAN Welch' grosses Glück! Anstatt in feste Städte
Sich einzuschliessen, zieht der kühne König
Roderich hierher! Allah, Dank sei Dir.
Wir schlagen ihn in offener Schlacht ganz leicht,
Denn wer könnt' unserm Heere widersteh'n?
TARIK Noch bin ich unseres Sieges nicht so ganz
Gewiss. Wir haben viele Streiter, aber
Der gute Feldherr fehlt.
iv31 HASSAN *ungeduldig* Schon wieder Etwas!
Was fehlt dir denn?
TARIK Ich weiß es selber nicht. Nur denk'
Ich jetzt so häufig an Rakidschah, sie
Verlässt mich nicht. Sie folgt mir überall
Und gestern glaubte ich sie hier zu seh'n.
Ich saß allein im Zelt, als plötzlich sich

Ein weisser Glanz durch's Zimmer goß und ich
Rakidschah's Züge deutlich sehen konnte.
Das scheint mir sehr bedenklich fast zu sein!
HASSAN Ach! Ach! Du hast zu dickes Blut. Du lagst
Im Traum. Nur frischen Muth. Hier jetzt werd' mir
Nicht schwach jetzt wo du so von Nöthen bist.
TARIK *entschlossen* Ich werde Alles thun was ich nur kann
Und gleich zum Heere sprechen
zu einem Diener Rufe
Die Obersten des Heeres hierher.
DIENER Sie sind
Schon lange da!
TARIK Laß sie herein!
Es kommen die arabischen Feldherren.
Ihr tapferen Brüder, Krieger und Genossen.
Wir steh'n vor einem schweren Tag, ein Tag,
An dem die Ehre und der Ruhm Arabiens hängt.
Der Feind ist fünfmal uns an Zahl wohl überlegen,
Aber sein Heer ist feig und an den Krieg
So gut wie nicht gewöhnt. Wir sind zwar Wen'ge nur,
Doch sind wir muthig, stark und tapfer.
Sie dienen nur im Sold, wir nur uns selbst.
Sind sie besiegt, so ist das herrl'che Land
Der Gothen uns. Ein jeder giebt ein reicher,
Ein mäch'ger Mann. *Begeistert* Seht ihr die blauen Berge
Dort sich hoch erheben, mit ew'gen Schnee
Am Fuße dort das Land mit ew'gem Grün
Bedeckt? Seht ihr die Thürme von Sevilla
Im Morgensonnenschein funkeln und
Den Guadalquibirs Wasser blitzen? Es
Ist euch, euch Allen, was ihr seht, wenn ihr
Mich kräftig unterstützen wollt.
ALLE *begeistert* Wir wollen's
Mit unsrer ganzen Kraft.
TARIK So hab' ich Euch
Gewollt, ihr tapferen Wüstensöhne. Bedenkt
Daß eure Wunden all gezählt. Ob in
iv32 Der Schlacht dem Feinde ihr die offene Brust
Bietet, ob ihr im Zimmer still und sicher
Sitzt, überall ereilt der Tod euch alle,
Wenn eure Zeit gekommen ist. Drum wer
Sich feige heute schlägt und er soll sterben
Stirbt und wer sich muthig schlägt, stirbt nicht,
Wenn er nicht soll. Der fällt im tiefsten Schlacht-
Getümmel nicht, den Allah nicht dazu erwählt.
Drum kämpft, weicht nicht zurück. Ihr kämpft für Muhammed
Für eure Religion.
ALLE Heil Muhammed!
Heil Tarik dir.
TARIK So kämpft mit Allah denn. *Alle ab.*
zu Hassan Wir wollen jetzt die Reihen ordnen gehn
Und dann die Schwäche unsres Feinds erspähn. *Ab.*

4. Scene

Lager des Roderich.
Roderich. Wamba.

WAMBA Laß Roderich dich warnen. Wag' keine
Gefährl'ge Schlacht. Sie wird zum Grab dir dienen.
RODERICH Halt's Maul verdammter Hund! Du dummer Narr!
Wer heißt es dich zu öffnen? Schweig, ich will's.
Ich will doch seh'n, ob ich die Hand voll Leute
Mit meinem großen Heer nicht schlagen kann.
Die feigen Wichte, da sie wußten, daß ich
Im Norden mich befand, da kamen sie
Und rückten bis hierher schon vor. Doch wartet nur!
Ich will euch zeigen, daß ich Roderich bin.
Die Frechheit in Mein Land gekommen zu sein
Sollt' schwer und hart ihr büßen. Wamba hol' mir
Die Hauptleut' meines Heeres her. *Wamba ab.*
Er trinkt Wein. Ha! Ha!
Das soll ein Spaß mit diesen Hunden geben.
Zu Paaren will ich sie in's Meer verjagen
Wamba kommt mit den Hauptleuten zurück.
Da seid ihr nun ihr faulen Knechte, ihr
Verruchtes Volk. Macht euch zum Kampf bereit
Gleich geht es los. – Ihr zittert, ihr blickt stumm?
Was soll das heißen? Beißt die Feigheit euch?
Ihr habt zu thun, was ich euch heiß'. Ein Diener
Fragt nicht den Herrn warum er dies und jenes
iv33 Thun soll; er thut's, ob gut, ob bös. Drum habt
Ihr zu gehorchen. Geht! und ordnet gleich
Das Heer und laßt zum Angriff blasen. Geht
Ihr feigen Memmen. Fort ihr Sclaven!

5. Scene

Ein Teil des Schlachtfeld's von Xeres de la Frontera.
Kriegslärm und Musik.
Es treten kämpfende Scharen von beiden Heeren auf und gehen wieder ab; endlich Mansur. Wamba.

MANSUR Steh! Fremdling steh! Schon lange hab' ich dich
Verfolgt und immer bist du mir entflohn.
Jetzt stehe Rede mir und mache dich
Zum Kampf bereit. Wer bist du? Edel scheint
Dein Gang, dein ganzes Wesen mir zu sein.
Der König bist du nicht, der ist zu alt.
Doch schwör' ich, das vom Adel dieses Landes
Du bist. Wie heißt du? Sprich!
WAMBA Dein Aug' ist gut
Das einen hohen Mann in mir erspäht.
Ich bin ein Königssohn, bin Roderich's Sohn.
Doch sage du mir auch jetzt deinen Stand.
MANSUR Auch ich bin nicht von minder edlem Rang.
Des grossen Welid's Bruder nenn' ich mich
Und daß ich's bin, will ich dir jetzt beweisen.
Greif zu den Waffen edler Sprößling eines
Hohen Hauses. Du kämpfst mit einem Fürst
Dem Ebenbürtigsten im ganzen Heer.

WAMBA Ich glaub' es gern und darum zieh! Ich bin
Bereit. *Sie kämpfen. Wamba fällt.*
O! Gott! Steh' deinem Knechte bei.
Er stirbt.
MANSUR Da liegt er stumm des tapfern Roderichs Sohn
Gefällt von einem niedern Sclaven,
Der als ein Bruder Welid's ihm erschien.
Ein Fürst von einem Diener! Jeder stirbt
Auf dieser Welt und Mancher auf ganz
Wunderbare Weise. Der Vater durch
Den Sohn, der König durch den Bettler,
Der Freund durch Freundes Hand, die Liebste von
Dem Bräut'gam selbst. Doch ach! Was hilft mir alle
Philosophie, wenn mir das Geld im Beutel fehlt.
Ich trag' die Leich' zu Tarik hin und lasse mir
iv34 Für diesen guten Fang, für diesen Königssohn
Die Taschen füllen. Ja! das ist doch ein
Vernünftiger Gedanke. *Ab mit der Leiche.*
Hassan stürzt über die Bühne indem er mehrere Christen mit gezücktem Schwert verfolgt. Zuletzt: Tarik. Roderich.
TARIK Nun endlich find' ich dich, den ich so lang
Gesucht. Endlich! endlich! Jetzt steh' ich dir
Im Zweikampf gegenüber und einer
Von uns muß fallen! – Doch wir wollen wie
Zwei Männer handeln und stirbt der eine, soll
Der andre seinen Leib nicht schänden, sondern
Vielmehr dem Heere seinen Feldherrn geben.
Bist du zufrieden?
RODERICH *wild* Ha, feiger Knecht. Du hast
Schon Furcht? Ich thu' es nicht. Bin ich erst todt,
Dann macht man mit mir, was man da will,
Was kümmert's mich? Bist du's, so schänd' ich deinen Leib
Auf solche Weis', daß Niemand dich in dir
Erkennen soll! Nur immer zu. Ich will
In dir den Christen zeigen, wie man mit
Läugnern Christi handeln muß. Heraus
Dein Schwert, ungläu'ger Hund! Ich mord' dich sonst.
TARIK So fecht' ich denn mit keinem König, einem
Thiere nur. *Sie fechten lange. Roderich wird verwundet. Er fällt.*
RODERICH O Gott! Das glaubt' ich nicht.
Komm, *mit Anstrengung* Tarik komm gieb mir die Hand! Vergieb
Was ich gesagt *er seufzt* und – Höre meine Bitte an,
Die du mir sicherlich erfüllen wirst. –
in Absätzen
Toledo, Spaniens schönste Stadt
Birgt einen Schatz, dem nie zuvor den rechten Werth
Ich gab. Es ist Goswintha, meine Frau! Ach! Ach!
Ich war zu roh, als daß ich sie im Leben
Lieben konnte. – Doch jetzt, da ich dem Tod
Ins Auge seh', da fühl' ich erst, was ich
An ihr gethan! – Im Krieg, da geht es wild
Und grausam her und hin (O Tarik thu's)
Zu Schützen vor der Wut der Muslimin
Und ihr zu sagen, daß ich jetzt erkannt,

Was ich verübt und daß ich's tief bereu'
Und sie durch dich jetzt um Verzeihung bitte, –
Das ist's, was du mir jetzt versprechen mußt.
iv35 TARIK Ich will's! Bei Allah und bei Muhammed
Ich schwör' es dir.
RODERICH *mit furchtbarer Anstrengung*
Ich danke dir. – O! Gott!
Ich war der größte Sünder auf der Welt,
Nimm mich um Christi Willen, deinen Sohn,
In Gnaden auf! *Er stirbt.*
TARIK Durch seinen Tod ist diese Schlacht entschieden
Ich danke Allah dir. Ich bin zufrieden!
HASSAN *kommt freudig*
Die Gothen flieh'n, als wenn sie Feuer an
Den Fersen hätten. Spanien ist uns!
O Tarik ich begreif' die Freude die
Aus deinen Augen blitzt. Du bist vergnügt
Ich kenn den Grund.
TARIK Was wird Rakidschah sagen,
Wenn sie mit Ruhm bedeckt mich sieht. Ich freue mich
So sehr sie bald zu seh'n.
HASSAN Ha! Ha! Da kommen
Ganze Scharen von Berbern her. Und Juden vom
Gewinn gelockt dicht hinterdrein.
Eine Wache kommt.
WACHE Die Juden
Und Berber möchten Tarik sehn.
TARIK Laß erst
Die Berber vor. *Wache ab. Berber kommen.*
ANFÜHRER Großmächt'ger Tarik!
Du Schwert, du Schild, du Hort des ganzen Reichs
Des Islam, Gnade über dich! Wir nahen
Schüchtern und furchtsam uns, um die Erlaubniß zu
Erflehn, in dieses Land zu ziehn.
Wir wollen es verteidigen, es schützen
Und dem ergieb'gen Boden, Alles ab
Zu locken suchen, ihn lieben und schützen
Und nie vergessen, nie, daß du es warst
Der ihn uns gab! O! Tarik gieb ihn uns.
Lass dich erfleh'n.
TARIK *lächelnd* Ich geb' ihn euch gern!
ALLE O! Tarik Heil! Heil diesem Heldensohn.
TARIK Schon gut! Geht jetzt und laßt die Juden vor.
Die Juden kommen.
ÄLTESTER *gedrückt* Du Abglanz des Propheten Muhammed,
Du sieggekrönter Tarik, Gott mit dir! –
Das Herz der Christen ist so hart und kalt
iv36 Wie Stein, es warf und stieß uns fort und ließ
Im fremden Land uns darben und verhungern.
Doch jetzt ist ein neue Sonn erschienen.
Der Stern des Islams scheint mit wunderbarem Licht,
Indem er Wärm' und Liebe überall
Verbreitet. Hilf uns jetzt. Laß uns nach Spanien
Dem Vaterland zurück. Laß uns! Die wir

Das süße Wort des Vaterlandes so lang'
Entbehrt. Seit langer Zeit schon wandern wir
Umher, ein überall verstoß'nes Volk.
Ein jeder speit uns in's Gesicht, verhöhnt
Verlacht und geißelt uns. Und dies warum?
Weil uns're Väter eine Sünd' gethan!
O! Tarik gieb uns unser Recht, ein Recht
Das jeder hat! Gieb uns das vielgelobte Land,
Das Vaterland, wo wir gebor'n, wo wir
Geliebt, gelitten und gesündigt haben
Wieder! Du bist ja nicht ein Thier, ein Stein!
Du bist ein Mensch, wie wir, ein Mensch aus Fleisch
Und Blut, der menschlich fühlt und menschlich lebt.
Du der du jetzt dein Heimatland entbehrst,
Ist der Gedanke an die Heimkehr nicht
Der schönste der dein Herz bewegt.
Tarik wendet sich ab. Ich seh'
Du bist gerührt. Du fühlst wie schwer gebeugt,
Wie unglücklich wir sind. Ersticke deine
Regung nicht in dir! Laß! o! laß dein Herz
Dich leiten.

TARIK *sanft* Wohl fühl' ich tief, was euch gebricht
Und Niemand soll mich zeihen können, daß ich
Mich einen Bruder jener Rohen nenne,
Die euch ihr armen Juden höhnen, quälen.
Kehrt heim! Zieht in das lang entbehrte Land
Der Väter ein.

ÄLTESTER Jehova! Schütze ihn!

ALLE Jehova schütze ihn! *ab*

HASSAN Giebt es ein Volk, das so gelitten und doch
So standhaft ist? Gewißlich nicht. *Mansur kommt.*

MANSUR He, Tarik he
Sieh hier das Werk von meinen tapfern Händen.
Er zeigt ihm einen Dolch.
Kennst du dies Schwert?

TARIK *erstaunt* Nein!

MANSUR Du kennst es nicht?
iv37 Das ist das Schwert des tapfern Sohn's des Roderich
Und sicher hoff' ich, daß du zum Lohn
Für seinen Tod mir diesen Beutel füllst.

HASSAN *der ihn betrachtet hat*
Du irrst dich wohl. Der König Roderich
Hat nie ein Kind gehabt und dieser Dolch
Ist wie ich ganz genau es weiß, ein Zeichen
Der Diener Roderichs. *Er lacht.*
Den du erschlugest
War niemand anders als ein solcher Knecht.

MANSUR *stammelnd* Ein Diener Roderichs?

TARIK Ganz recht!

MANSUR Das ist doch wirklich stark. Es war es also
Der mich zuerst betrog. Ich dummer Kerl!
Ich weiß nicht was ich denken soll. Sein Muth
War eigentlich doch königlich.

TARIK *lächelnd* Damit
Du aber nicht so ganz leer ausgeh'n sollst
Nimm das was du erwartest hast, wenn es
Ein Königssohn gewesen wär'. Nimm hin.
MANSUR O, Tausend Dank! *Ab.*
Julian kommt.
JULIAN Ich seh' soeben sein
Erbärmlich Haupt und komme dir zu sagen,
Daß dein Versprechen glänzend du gelöst.
Ich danke dir!
TARIK O, edler Mann, erbitte was
Du willst von mir. Ich geb es dir.
JULIAN Du hast den Mann vertilgt, der meinen König
Wiliza und die zarten Kinder tödtete.
Das ist genug. – Ich bin in Spanien
Nicht sicher mehr. Ich ziehe mich nach Frankenland
Zurück. Leb' wohl!
TARIK u*marmt ihn* Leb' wohl! *Julian ab.*
TARIK zu *Hassan, freudig*
Mein Hassan du bist Zeuge meines Glücks gewesen
Laß in Toledo uns zusammen auch die Früchte lesen.
Die Freundschaft, wie die Liebe kennt ja keinen Rang
Ist sie nur ächt und wahr fällt jeder Zwang.
Zusammen wollen wir das Gute all genießen
Aus einem Born soll unsre Freude fließen. *Ab.*

iv38

6. Scene

Toledo. Ein Zimmer im Palast Roderichs.
Goswintha. Jugundis.
JUGUNDIS Goswintha tröste dich! Nenn' mir den Mensch
Der ohne Unglück diese Welt verließ?
Laß keine Thrän' den Glanz des schönen Aug's
Verdunkeln. Sieh! Vielleicht ist er, der dir
Die Welt zum Ekel machte schon todt.
GOSWINTHA *schnell* Todt?
Das wäre gut! Gern gäb' ich Alles, Alles hin
Wenn er es wär. Was hab' ich denn mit ihm
Auf dieser Welt? Der rohe Mensch kennt er
Der liebe schönes Land, der edleren
Gefühle mächt'ge Zauberkraft? Er ist
Kein Mann für mich. Von Jugend auf für's Hohe stets
Erfüllt, von seinem Lichte gleichsam nur
Genährt, war es ein Frevel mich dem Gleichen nicht
Zu paaren, mich am Rohen fest zu halten.
O wär die Zeit, die kurze Zeit des Lebens
Hinter mir. Warum wagt sich der Tod nicht an
Den schwer gelittnen Leib? Warum reißt er
Des Glückes schöne Werke nur entzwei,
Die nie ein rauher Wind berührt?
Ein Diener stürzt herein.
DIENER Erhabene hohe Frau flieh vor dem Feind,
Der deinen König in der Schlacht erschlug und Alles
Verheerend nach Toledo kommt. Flieht, flieht!
Noch ist er bis zum Thore nicht gelangt,

Es ist fest zu und eh' die Araber sich
Nah'n, kannst du mit mir noch ins Gebirge fliehn.
Goswintha schüttelt den Kopf.

JUGUNDIS Laß dich erfleh'n.

GOSWINTHA Nein! Nein! *zum Diener* Entferne dich
Diener ab.
Er ist nun todt und ich jetzt frei, um ganz
Frei auch zu sein. Der Feind, er morde mich.
Im Grab' nur find' ich Ruhe, Ruhe. –
Sei still und rede Nichts. Laß mich allein.
Entfliehe du, die noch das Unglück nicht
Berührt. Ich sterbe hier.

JUGUNDIS Ich fliehe nicht.
Erst über meine Leiche, dann zu dir.
Sie kommen schon. *Man hört Lärm.*
Laut klirren ihre Säbel.
iv39 Ich thu' was ich gesagt.
Es dringen von allen Seiten Araber ein. Jugundis wirft sich ihnen entgegen und wird beinahe getödtet, als man Tarik plötzlich rufen hört. Goswintha bleibt während des ganzen Vorganges kalt und unentschlossen.

TARIK *hinter der Scene* Halt ein! Halt ein! *Er kommt.*
Was soll das heißen? Ist das euer Muth?
Steht Menschlichkeit als Laster im Koran?
Zwölf Muslimen an dieser edlen Frau!
Pfui schämt euch! Noch eine solche That
Und euer feiger Leib wird Staub! Beim Barte des
Propheten ich halt' Wort. Ihr wißt, ich thu's.
Geht fort und schändet unsere Namen nie
Durch solche Feigheit mehr! Laßt mich allein.
Sie schleichen erschrocken fort.
Er sieht Goswintha und erstaunt.
Bei Muhammed. Das ist ein herrlich Weib!

GOSWINTHA *zu sich*
Wie wird mir plötzlich wohl! Das Leben fängt
Von Neuem theuer mir zu werden an.
Sie sieht zu Tarik und wendet sich immer wieder ab.
Der hohe Wuchs – ich fühle mich gestärkt –
Das schöne Aug' – ich kenne mich nicht mehr –
Der Ausdruck des Gesichts – bin ich verrückt?
Mit steigender Leidenschaft.
Mein Herz was klopfest du, was schlägst du mir
Die Brust entzwei, mein Kopf was schmerzt du mich?
Mein Aug', welch' unerhörter Drang lenkt dich
In einem fort zu ihm. O Erde! Das
Ist kein gewöhnliches Gefühl, das ist
Der Liebe mächt'ger Zauberbann.
Sie lehnt sich erschöpft an Jugundis.

TARIK Entschuld'ge, hohe Frau, daß dieses freche Volk
Durch mein Vorgehn dich o erschreckt. Es ist
Nur meine Schuld. Du bist so blaß. Verzeih'
Den groben Fehler mir.

GOSWINTHA *rafft sich zusammen*
Ich habe Nichts –
Dir zu – verzeihen.

TARIK Wenn auch nicht dies, so doch
Etwas, was nie, von dir entschuldigt, nie
Verziehen werden kann.
GOSWINTHA Ich weiß es schon. –
Ich danke dir dafür.
iv40 TARIK *erstaunt* Du weißt es schon
Und dafür dankst du mir?
GOSWINTHA Ja! Ja!
TARIK Das glaub'
Ich nicht! – Als er dem Tode nahe sich
Gefühlt, da nahm er meine Hand, nachdem
Er schwer durch Worte mich vorher beleidigt hatte,
Und bat mich flehentlich ihm zu vergeben
Und seinen letzten Willen zu vollführ'n.
Das that ich auch und er hat mich hierher
Gebracht. Du warst's die sterbend er erwähnt,
Die um Verzeihung ich zu bitten ihm
Versprechen mußte.
GOSWINTHA Das hätte er gethan?
TARIK Ich sagt's.
GOSWINTHA So thu' ich's gern. Doch dies hält mich
Nicht ab, für seinen Tod dir Dank zu sagen.
Wer du auch sei'st, ich öffne dir mein Herz.
Seit ich den ersten Blick auf dich
Beim Eintritt warf, da wußt ich schon, daß ich
Dir unbedingt vertrauen kann. – Es sei!
Sie setzen sich.
Wilizia hatte Roderichs Vater
Blenden lassen und in dem jungen Sohn
War früh der glüh'ndste Haß entbrannt. Als nun
Wilizia in dem Lauf der Zeit, sich auch
Den Erzbischof Toledo's, meinen Vater
Zum Feind gemacht, indem er seine Macht
Beschränkt', so wurde Roderich meines Vaters
Bester Freund und früh schon wurde ausgemacht,
Daß ich dereinst die Krone mit ihm theilen
Sollte. Doch von der ersten Jugend an
Für's Edle und für's Gute nur empfänglich,
Konnt' ich am Rohen und Gemeinen nie
Geschmack und Freude finden. Und Roderich war
Beides.
Sie hält inne und fährt nach einer Pause wieder fort.
Er stürzte bald den Mörder seines
Vaters und ich – ward ihm vermählt. Mein Fleh'n
Es nicht zu thun, hätt' einen Stein erweicht *schmerzlich*
Für meinen Vater aber galt es Nichts!
Ich ward sein Weib in meiner schönsten Zeit –
Zur Zeit, wo in der Liebe schönes Netz
Ich tief verstricket lag. Man riß mich aus
iv41 Des liebsten Armen um mich dem, den ich
Aus vollstem Herzen haßte anzutrau'n.
Man tödtete, was mir das Theuerste
Auf Erden war und überließ mich meinem Schmerz. –
Da war's in stiller Einsamkeit, wo ich

Zuerst an Gott, an seiner Güte zweifelte.
Da war’s, wo ich in ew’gen Hader mit
Ihm lag und schwarz wie ein Dämon stieg vor
Mir auf des Zweifels furchtbares Gespenst.
Ich wälzte stöhnend mich die ganze Nacht
Und hätte danach man mich freigemacht,
Ich wäre nicht, was ich jetzt bin geworden.
Ich zwang mich Roderich’s Bestes abzulauschen
Mich ihm gefällig zu erweisen und stets
Für ihn ein freundliches Gesicht bereit
Zu haben. Ach! je mehr ich mich’s bestrebt
Je weniger konnt’s ich thun. Und that ich’s nicht
So wurde mir zum Lohn, das was ich dir
Zu sagen schaud’re. Endlich ward ich Mutter.
Die Freude ließ mich Alles, was gescheh’n
Vergessen und das theure Kind dem Vater
Gebend war meiner Ehe schönste Stunde.
Er schien bewegt und küßte es. Doch plötzlich,
Wie von einem bösen Geist geplagt,
Befahl dem Neugeborenen Kind er barsch
Ihn freundlich anzuseh’n. Das kleine Wesen,
Das seine Rede nicht verstand, blickt’ ernst
Und er erzürnt, ob dieses Ungehorsams,
Schlug es und warf es ungestüm mir zu.
Er that sich heftig weh und Roderich ließ
Das arme Kind mit mir allein. Ich drückt’
Es an die Brust, ich wärmte, herzte, küßte es
Doch Nichts, Nichts, gab ihm Ruh! *schrecklich*
Da wollt’ ich beten,
Doch ich konnt’s nicht. Da wollt ich Gottes Hülf’
Erfleh’n – ich konnt’ es nicht; Verzweiflung faßte mich.
Ich konnte mich an den nicht wenden, der
Mich so gebeugt. Dem inner’n Seelenkampf
Erlag der schwache Leib. Ich stürzte kalt
Am Todtenbett des Kindes hin *Sie hält inne.*
O! Wär
Ich damals nicht erwacht, o! hätt’ der Tod
Der mir so nah’, sich meines Unglück’s doch
Erbarmt! Ich wachte auf, um wie vorher
iv42 Der Wuth, der Rohheit Roderichs ausgesetzt
Zu sein. Des Kindes Tod bewegt’ ihn nicht,
Es schien ihn wilder nur gemacht zu haben.
Da wurde was vorher nur Zweifel war,
Gewißheit in der öden Brust. Ich blieb
Von dieser Zeit so stumm wie todter Stein.
Ich floh in wüste Einsamkeit, indem
Im Nichts ich eine Spur von Gott erblickte.
Ich dachte über mich und über diese Welt
Mit Eifer nach. Und schwach im Busen tönte es,
Glaub an den ein’gen Gott, der Erd und Himmel schuf’
Glaub an der Kirche heil’ge Religion.
Und hoch aus Lüften rief es laut, glaub an
Dich selbst und nimm dich selbst, als Schöpfer von

Dir selber an. Die Erde kann sich ebenso
Gut selbst erschaffen haben, als Gott
Sich einst erschuf. Nenn' Gott, was hier
In dieser Welt aus Leben macht, nenn' es
Die Kraft, die Alles auf der Erd' belebt,
Die Kraft, von der du selbst ein Theil. Das letzte
Siegte und seit der Zeit von keinem Zweifel mehr
Geplagt, war immer ruh'ger mein Gemüth
Das Unglück treibt den Mensch zu Dingen hin,
Die Andre, die es nie gefühlt auch nie
Begreifen können. Mit Sehnsucht, sehe ich auf
Den Tod,
Als Löser aller meiner Leiden hin.
Er war mir jetzt so nah und ohne Gnade
Hast du ihn mir verwehrt. Du schenktest mir
Das Leben, um es von Neuem widrig mir
Zu machen. Doch ich weiß nicht, was mich so
Bewegt. Entschuld'ge, daß ich dich geplagt
Mit solchem unersprießlichem Geschwätz
Und denke manchmal an ein schwer, so schwer
Geprüftes Weib zurück. Leb' Fremdling wohl!
TARIK Verehrte Königin. –
GOSWINTHA Nenn mich nicht so,
Ich hab es aufgehört zu sein.
TARIK Nun denn
Gelieb – geehrte Frau, ich konnte zwar
Dich nicht versteh'n, doch hoff' ich daß im Lauf
Der Zeit mit deiner gnädigen Erlaubniß,
Ich nicht mehr deine Rede nur bewundern,
Nein!, Nein! begreifen lernen kann.
iv43 GOSWINTHA So oft ihr kommt,
Seid ihr willkommen. Doch! was sag' ich denn.
Die Sclavin hört, der Herr, er spricht.
TARIK Nicht doch!
Gnäd'ge Frau. So lang ich lebe, bleibt
Die erste Christin ihr in diesem Land.
GOSWINTHA Auf Wiedersehn!
TARIK Auf Wiedersehn! *Goswintha ab.*
Welch ein Geschöpf! So hoch, so schön, dabei
So edel, stolz im tiefsten Unglück. Sie ist
So tief gebeugt, so hart geprüft! und standhaft
In allen Wechselfällen des Lebens zu
Bleiben ist mehr als man von einem Weib
Verlangen kann. – Ich weiß nicht wie mir war,
Als sie von ihrem Glauben sprach. Ich fühlte
Etwas in mir, was Recht ihr gab und doch
Ich konnt' es nicht. Ich konnt' es nicht? warum?
Vielleicht das fromme Bild Rakidschah's, das
In diesem Augenblick so schwerer Prüfung
Beständig mich umgab. Ja! ja! das war's.
Als mich der Sinnestaumel so berauscht,
Daß ich von Liebe trunken schon zu ihren
Füßen stürzen wollte. – Da hielt mich ein

Gewisses Etwas – ein Etwas, was ich nicht
Erklären kann, was ich noch nie vorher
Verspürt, mit Schicksalsstärke davon ab
Und drängte wie ein unübersteigliches
Hinderniß sich zwischen mich und sie.
Und faß' ich die Momente all zusammen,
So find' ich in dem so geformten Wesen
Das Bild Rakidschah's, meines Engels wieder.
Rakidschah! ach! so lang du lebst, so lang
Dein Bildniß noch mein ganzes Herz erfüllt,
So lange soll auch kein andres eingelassen
Werden. Ich fühl', daß mir Goswintha mehr
In dieser Stund geworden ist, als eine
Bloße Freundin, eine Königin und
Dennoch entsag ich ihr, reiß ich den Speer
Mir aus der Brust, nur wegen Dir, ja Dir!
O! Herz erliege nicht! Laß mich nicht mehr
Versprechen, als ich halten kann
im heftigsten Seelenkampf Nur jetzt!
Um Allahs willen, nur jetzt nicht. Vielleicht
Bin ich zu schwach, um es zu thun?
iv44 *schmerzlich* Es scheint
Nur zu wahr mir zu sein. Vergieb! Vergieb!
Ich kann nicht hemmen meines Herzens Trieb!

4. Act

iv45

1. Scene

Kairawan. Ein Zimmer bei Musa.
MUSA *allein. Er schreibt.*
Noch immer ist kein Bote Tariks angelangt
Und schlimm für ihn und gut für meine Rache
Scheint Alles, wie ich es vorhergesagt
Zu stehn. War ihm Fortuna zwar bis Ceuta hold,
So birgt ihr fades Lächeln, ihr Liebesblick
(Wie dies bei jedem niedern Weib der Fall)
Die reinste Gunst und Liebe immer nicht.
Sie liebt die Abwechslung. Das Alter scheint
Nun wieder jung und vorn, die Jugend alt,
Am Hinterrad zu sein, wie's bei den Metzen
Alter Brauch und Sitte. Wer's Meiste giebt,
Hat auch das Beste stets. Es richtet nach
Der Ware sich der Preis. Und zögert sie
Auch noch, so ist, was ich geboten doch
Zu viel (denn gab ich Ehre, Ruhm nicht Alles hin?)
Als daß sie mir nicht wieder freundlich blicken sollte.
Lächerlich! ganz lächerlich!
HASCHIM *stürzt herein* Mein Vater, Vater!
MUSA *schnell* Was giebt's, was bringst du Neues mir?
HASCHIM Bist du
Auf Alles vorbereitet, stark genug das Schlimmste Anzuhören?
MUSA *mit verstellter Ruhe* Ich bin's mein Sohn.
HASCHIM Nun denn! –
Ein Bote kam im Augenblick hier an
Und meldete von Tarik mir, daß Spanien sein,
Der König Roderich todt! Die ganze Menge,
Die er angehört, rief laut Heil, Tarik Heil!
Und jeder wünscht dem Andern Glück, daß solche
Söhne Arabien hervorgebracht.
Ich mußte gute Mien' zum bösen Spiele
Machen, so sehr sich Alles auch in mir
Dagegen sträubte.
MUSA *verzweifelt* Nur einen Augenblick o! Fatum laß
Mich deinen Schleier lüften, nur so lang, als
Ich Tarik's Ende sehen kann. O! Zukunft
Verbirg in deinem dunkeln Grab nicht das,
Was mich das Schicksal meines Assad's theilen läßt.
Denn sieht der Mensch fast alle seine Pläne
iv46 Scheitern, so ist zum Äußersten er auch,
Bereit. Allmächt'ger Allah gieb mir Rath!
Laß einen einzigen Gedanken jetzt
Mein dunkles Gehirn erleuchten, der
Für alle Täuschung mich belohnt und mich
Zum Ende endlich führt.
HASCHIM Gefällt es dir
Mich anzuhör'n, so kann ich dir vielleicht
Mit meinem schwachen Witz das liefern, was
Umsonst du sicherlich von Allah hätt'st

Erfleht.
MUSA Was meinst du?
HASCHIM Ich sage, daß
Ich dir vielleicht so einen Plan mittheilen
Könnte.
MUSA O! sage an. Gern hör’ ich ihn!
Ich greife, wie ein Mann, der am Ertrinken ist
Auch nach dem schwächsten Federkiel, um mich
Zu retten.
HASCHIM Da Alles, was du gegen Tarik
Unternommen hast, mißlungen ist,
So rath’ ich dir nach Spanien zu eilen
Und Tarik, dem du wie du mir gesagt
Verboten hast über Sevilla weiter
Nach Norden vorzudringen, zu fassen
Und ihn für sein Vergeh’n zu züchtigen.
Dies ist das letzte Mittel, dich zu rächen.
Der Kalif hat beim Abschied strenge ihm
Befohlen, in allen Fällen stets dein Wort
Zu hören und daß er’s jetzt nicht that, ist ein
Vergehn an Welid selbst.
MUSA *freudig* Das ist, vergieb,
Kein Federkiel, nein eine feste Stange.
Ich danke dir mein Sohn. D i e Rache
I s t gewiß. Nur fort, sogleich nach Spanien.
Wir nehmen ihn gefangen, fesslen ihn,
Ist er auch noch so muthig, noch so kühn! *Ab.*

2. Scene

Toledo. Ein Zimmer bei Goswintha.
Goswintha, Jugundis.
GOSWINTHA Was schlägt mein Herz Jugundis beim Gedanken,
Daß er jetzt gleich erscheinen wird. Ich kenne mich
iv47 Nicht mehr, seitdem ich Tarik sah. Ich liebe ihn
Ich bin’s gewiß, denn Alles, Alles sagt
Es mir. Wenn das was ich beständig denke,
Gestalt annehmen, fleischlich werden könnte,
So würde auch an jedem Tag zu jeder Stunde
Tarik vor mir stehn. Ich bin
Ein andrer Mensch geworden. Mein Gemüth
Hat seine Bitterkeit verloren und ein
Lieblicher Friede hat sich eingeschlichen.
Siehe hier Jugundis sieh! Die Freude hat
Mich so vergnügt gemacht, daß ich, nun rath
Einmal? – gedichtet habe. Lache nur!
Ich werde dir’s nicht wehren, denn so Schlechtes
Verrücktes Zeug hat Niemand je gemacht
Doch hör:
Sachte schleicht durch mein Seele
Wunderbares Leid
Ist es Freude, ist es Liebe
Vorher Traurigkeit?
Es ist Liebe reine Liebe,

Liebe, die gemischt mit Schmerz
Wenn er mich nicht wieder liebet
Dann O! brich', getäuschtes Herz.
Nun, nun. Was hältst du denn davon?
JUGUNDIS Wirklich wunderschön. So recht aus dem Herzen
Heraus.
GOSWINTHA Geh! Schmeichlerin! Hör' weiter.
Nacht umschwebet meine Stimme
Und mein Herz ist krank und wund.
Sag' o sage mir im Traume
Sage mir davon den Grund.

Und auf einmal senket nieder
Holder Schlaf die Augen mir
Tarik kommt.
Und zeigte mir den. *Goswintha deutet auf Tarik.*
TARIK Heil Fürstin dir. Wie ich
Versprochen, komm ich jetzt.
GOSWINTHA Wie ich versprochen
Bist du willkommen Tarik!
TARIK Doch du kennst
Den Grund, warum ich kam?
GOSWINTHA *erstaunt* Den Grund? nein!
TARIK Nicht?
iv48 Das nimmt mich wunder in der That. Ich kam ...
Um über Religion mit dir zu sprechen!
Es schien mir Manches wahr, was du gesagt
Ja selbst
Die Lösung einer dunkeln Ahnung fast
Zu sein, die mir ein längst verklung'nes Lied,
Das ich gehört, und im Gehirn spukt,
Von dem wir einz'le Töne wohl erfaßt,
Das Ganze aber nicht mehr singen können.
So schien mir deine Ansicht – ein Sonnenstrahl
Der an dem schönen Frühlingstag
Mit seinem Licht die Rosenknospe küßt,
Die dann die klangverhaltne Gluth, der kalten Welt
Erschließt. *traurig* Es ist so Alles dunkel um
Uns her auf ihr.
GOSWINTHA O! Glaube mir, daß das, was ich
Gesagt, das Licht, das sie erhalten wird
Nicht ist. Das Unglück hat zwar viel erzeugt,
Was nie im Glück geschehn, doch kann Nichts! nichts!
Auf dieser Welt, nicht Glück, nicht Noth, als Schlüssel
Zu diesem ewigen Geheimniß dienen.
Ja wenn die Leiche sprechen könnte, wohin
Der Geist sich nach dem Tode richtet, oder ob
Der Tod mit Allem schließt,
Dann ja, dann könnte wohl das Feld,
Was zu beleuchten alle Menschenlichter
Von dieser Welt nicht fähig waren, klar
Und sonnig unsern Blicken werden.
Doch dieses kann und wird auch niemals sein,

Die Wahrheit kann im Leben nimmer unser
Werden, der Tod nur bringt sie und darum glaubt'
Ein jeder, was als Wahrheit er erkannt
Zu haben und Niemand lache über ihn;
Denn wer verbürgt dem Spötter, daß sein Glaube
Richtig, wahrhaftig sei? Die Menschen, die
In äußrer Bildung auch in Nichts, in Nichts,
Verschieden sind (denn hat ein jeder nicht
Zwei Hände einen Kopf zwei Augen, einen Mund)
Wie weichen sie im Ausdruck des Gesichts,
Den das gemeine Volk mit Worten zum
Begriff geformt als Schönheit, Häßlichkeit, von
Einander ab, wie wenden wir uns gleich
Von einem Auge weg, das die Natur
Mit wen'ger Glanz und Größe hat begabt
iv49 Und doch sieht er die Gegenstände wie
Ein andres, was nach unsrer Meinung schön.
Die Schönheit, die Gebrauch als solche erst
Geadelt hat, warum ist die nicht Häßlichkeit?
Ich kenne Nichts was so bezüglich wär.
Und ebenso ist's mit der Religion
Der Glaube, der von Jugend auf uns nur
Als einzig richtiger bezeichnet ward,
Den halten wir auch nur für den, der diese
Eigenschaft besitzt. Wir thun es, weil es
Nun einmal Brauch, weil's unsere Väter thaten.
Und wer kann uns des Irrthum's zeihen? Nur der
Der seine Religion vertauscht, weil er
In einer anderen, die nicht besser, als
Die Erst're, Seeligkeit zu finden glaubt,
Verdient des Irrthum's angeklagt zu werden.
Denn gab er nicht 'nen Kirschkern für 'nen Kirschkern hin,
Sprang ins Wasser nicht, der die Welt betrat,
Als frommer Geist, Jud, Araber, wie ist
Nach kurzer Zeit er stets zurückgekehrt?
Der eine, den beständig Glück umgab,
Stieß Ewigkeit und Glaube von sich weg; dem andern,
Der nie den Überfluß gekannt, der mit
Dem Mangel und der Noth verzweiflungsvoll
In einem fort gekämpft, ist Gott ein Gräu'l
An ihn zu glauben, ein Verbrechen ohne Gnade.
Und umgekehrt. Der Äußre Einfluß wirkt
Beim Glauben Alles. Sieh mich nur an.
Als ich vor kurzer Zeit dir vieles sagte
Da war ich bitter, ungerecht und weit
Entfernt zu widerrufen, was ich danach
Glaubte, so muß ich dennoch eingestehn,
Daß durch – ein mir bis jetzt noch unbekanntes
Gefühl, die Consequenzen meiner Grund-
Idee für mich nicht mehr so ganz befried'gend sind.
Ich fange an die Menschen mehr zu glauben an.
Der Funke, der aus meiner ersten Zeit
Der Liebe übrig blieb und der seither,

Mit Asche hoch bedeckt war, er bricht
Sich wieder Bahn und läßt 'nen Lichtstrahl in
Den öden Busen fallen.

TARIK *gedankenvoll* Ein jeder glaube – was als Wahrheit er
Erkannt zu haben glaubt! *Er steht auf.*
Das nur allein
iv50 Kann uns vor Irrthum schützen! O! Fürstin
Wir wissen nicht, wie weit ein Glaube von
Der unentdeckten Wahrheit liegt, doch scheint
Es mir der deine schweift am Nächsten ihr.
Ich weiß genug und jetzt laß ich auch alle
Schranken fallen
leidenschaftlich Seit ich zum ersten Mal
Dich sah, da drängte sich dein Bild mit Höllenmacht
Durch jedes Hinderniß zu meinem Herzen.
Nur Etwas dämpfte meine Gluth und Freude:
Der Umstand, daß du Christin, ich Araber sei.
Doch als ich nach und nach ersah, daß sich
Dein Glaube wie mein Herz an keine Formen
Bindet und alle Namen haßt *Goswintha will sprechen.*
Da dankt'
Ich meinem Schöpfer, daß er dich erschuf,
Dem Fatum, daß er mich hierher gesandt.
Erhab'ne Frau und Königin ich lie...
Rakidschah's Geist ganz weiß mit aufgelösten Haaren zieht plötzlich durch den Saal. Tarik ist zuerst sprachlos. Rakidschah ist traurig und hat den Finger auf dem Mund.

TARIK Ihr güt'gen Engel schützt mich!
Er läuft Rakidschah nach.
Rakidschah!
Nur einen Augenblick. Um Allah's Willen.
Nur einen Augenblick! *Rakidschah verschwindet. Tarik sinkt zusammen.*

TARIK *mit den Tränen der größten Verzweiflung richtet sich auf.* Fort! fort, ganz fort.
Und ich allein, ganz, ganz allein – War es
Ein Traum? – Ist es Wirklichkeit? Ach! Ach!
Es ist kein Traum, es ist die Wirklichkeit!
Das war ihr Geist, ihr Geist, der Geist meiner
Ersten Liebe, so kurz, so schön, so frisch
Wie Morgenthau. O! Als wir uns trennten,
Da nahmst du mir's vom Herzen gleichsam weg,
Daß wir uns niemals wiedersehen würden. –
Du bist nun hin, hin! Kalte Erde deckt
Die schöne Hülle und du liegst so ganz
Allein *ganz schwach* Rakidschah hörst du mich? Ich bin
Dir nah, ich trenne mich nicht mehr von dir.
Warum so still, so stumm?
Mit dem Ausdruck der größten Schmerzen.
O! Weh! Weh! dem Mensch,
iv51 Der keine Thräne fließen, sein Herzleid nicht
Gestalten kann. Um Allah's willen, mir drängt
Sich Alles nach dem Herzen hin. Luft! Luft!
Ich ersticke Hilfe! Hilfe! Rakidschah, Engel,
Mein todtes Heil! – *erleichtert* Es ist vorbei, Alles
Vorbei. – Ich kann weinen.
Er sinkt erschöpft hin und weint.

HASSAN *stürzt herein* Tarik! endlich find'
Ich dich. Entflieh, so schnell du kannst, denn Musa
Mit eines Tiger's Muth, von Ungehorsam mit
Der altersschwachen Zunge lallend, sucht er
Dich überall und schwört und flucht und schimpft
Und ist jetzt auf dem Weg hierher. *erstaunt* Was doch?
Du weinst, du hörst mich nicht. Tarik wach auf!
Er ist verrückt! O, hohe Frau, was ist
Geschehn. Ihr blickt traurig und verstört. Ich
Beschwör' euch sprecht. Warum ist Tarik taub.
JUGUNDIS *Goswintha ist unbeweglich.*
Nun edler Herr, da fragt ihr sie zu viel.
Grad' in dem Augenblick, wo er ihr seine Lieb'
Gestehen wollte, schreit plötzlich wild er auf
Und schien mit einem Geiste sich
Zu unterhalten. Mehr weiß ich wirklich nicht.
HASSAN Ich danke euch! Das ist sehr sonderbar.
zu Tarik
Tarik ich beschwöre dich, bei Allem was
Dir theuer ist, erkläre mir dein Thun.
Um des Propheten willen sprich! wach auf!
TARIK *fährt auf* Du hier! – O, Hassan tröste mich.
HASSAN Warum?
TARIK Rakidschah ist todt.
HASSAN Rakidschah todt? Du träumst.
Wer hat dir das gesagt?
TARIK Hör' an! Als wir
In einer trauten Runde beisammen saßen,
Da sprachen wir von uns'rer künf'gen Ehe Glück,
Wie wir uns dann gegenseitig leben
Freuen, lieben, nie trennen wollten.
Auf einmal faßte sie mich bei der Hand
Und sprach: Versprich' o! Tarik mir, daß wer
Von uns zuerst den Tod berührt, erfaßt,
Dem Anderen erscheinen muß. Ich that's
Und kurz, kurz, eh' du kamst floh ach! ihr Geist
An mir vorbei und sah mich stumm und traurig an.
iv52 Sie ist dahin, für mich nun hin.
HASSAN *sanft* Tarik
Sei ruh'g ich bitte dich.
GOSWINTHA *ergreift seine Hand*
O edler Tarik! Zwar kenne ich das Wesen nicht,
Was kalter Todt dir nahm, doch ahne ich
Was sie dir war. O glaube mir ich fühl'
Mit dir. Ich fühl mit dir, ich, die ich weiß
Wie tief die Wunden sind, die er uns schlägt.
Auch ich stand einst so da wie du, vielleicht
Mit größerem Schmerz noch in der Brust, und doch
Leb ich noch jetzt obgleich mir damals »leben«
Entsetzlich schien. Die Erde nahm mein Kind.
Die Zeit, das beste Grab, das je gegraben ward',
Den Schmerz. Er wurde immer bleicher, starb
Und schwand. Sei ...

HASSAN *bestürzt* Da ist Musa! Du bist
Verloren.
Musa tritt auf mit Haschim und Gefolge.
MUSA Ha! Ha! So find' ich endlich dich,
Der seinen Kalif so in mir geehrt
So mein Gebot zu übertreten wagt.
Hat dir dein Bote nicht gesagt, daß nach
Toledo du nicht dringen sollst, eh' ich
Es dir noch einmal melden ließ? Und dennoch hast
Du es gethan? Das ist Verrat. – Ich hab'
Dich stets geliebt und dir zum Ruhme stets
Verholfen, doch ein solcher Ungehorsam
Zeigt viel zu wenig Lieb zu mir, als daß
Ich länger sie an dich verschwenden sollte.
Tarik bleibt kalt, steht unbeweglich
Und statt sich freundlich mir zu nah'n, blickt er
Mich stolz und wüthend sogar an. Das fehlte noch.
Zu lange übte ich Geduld. Herbei!
Legt Hand an ihn.
GOSWINTHA *stürzt sich zu Musa's Füßen*
Um Gottes willen, Herr
Verschont ihn. Legt seine Wuth und Kälte
Anders als sie gemeint nicht aus. Sein Weib
Sein tiefgeliebtes Weib ist todt! Sein Schmerz
Ist grenzenlos. O! fügt ihm nicht noch andern zu.
Das stärkste Seil zerreißt zuletzt. Habt' Mitleid
Erbarmen.
MUSA *zu sich* Rakidschah todt und er dasselbe fast?
iv53 Jetzt Herz jetzt hast du Ruh! *laut*
Tarik! Dir war
Befohl'n Sevilla nicht zu überschreiten.
Du thatest es, trotz des Verbots und bist
Hierdurch der Straf, dem Tod anheim gefallen.
Einstweilen sei Gefang'ner bloß, bis ich
den Todtbefehl erhalten habe.
GOSWINTHA Erhört, erhört
Mein Fleh'n, übt Gnade. Nehmt Alles
Was ich hab', nehmt mein Leben, nur laßt
Ihn frei.
TARIK *hebt sie auf* Goswintha laß, laß ab. Kann man
Dem Wolf das Lamm entreißen, dem Löwen die
Gazelle? Unnütze Müh! Leb wohl. Eh' mich
Der Tod gewaltsam greift, besuche mich
Einmal. Du weißt was du mir bist. Leb' wohl.
GOSWINTHA O! Laßt ihn frei!
MUSA Herbei! Ergreifet ihn und führt ihn ab.
TARIK *küßt Goswintha* Leb' wohl!
Goswintha sieht ihm mit einem triumphierenden Blick nach.
Alle ab.

3. Scene

Goswintha. Jugundis.
GOSWINTHA Jetzt zeige dir, daß du ihn liebst,
Da ohne ihn die Erde kalt und leer

Dir ist. Jetzt heißt es Muth, Entschlossenheit.
Doch wie ihn zu retten, wie befrein? – Halt! Halt.
Da fällt mir Etwas ein. Jugundis komm herbei.
Jugundis kommt. Du weißt wie Tarik mich, wie ich
Ihn lieb', du weißt, was jetzt gescheh'n und daß
Zum Tode er verurtheilt ist. Nur schnelles
Handeln kann uns zum Ziele führen. Drum
Bin ich bereit nach Asien zu eilen,
Mich vor den Kalif hinzuwerfen und ihn
Um Gnad' zu bitten.
JUGUNDIS *erschrocken* Gnäd'ge Frau!
GOSWINTHA Nur ruh'g. Es ist das einz'ge
Mittel ihn zu retten. – Wie Musa sagte
Wird er zum Tode erst geführt, wenn der
Befehl gekommen ist. Sind wir
Nur schnell, so überreiten wir den Boten
Und treffen noch zur rechten Zeit hier ein.
iv54 JUGUNDIS Bedenkt die Gefahr, in die ihr euch
Begebt. Gedenkt der Müh'n die ihr zu
Erleiden habt.
GOSWINTHA Still, still! und hör' mich an.
Noch heute mach' ich mich zur Reise fertig
Und frage dich, ob du mich jetzt begleiten willst.
Willst du es nicht, so geh' ich ganz allein. Der
Gedanke um die Noth, in der er schwebt
Giebt Kraft genug, das Schwerste auch zu tragen.
Nun willst du oder nicht?
JUGUNDIS Wie kannst du glauben, daß
Ich bleiben werde.
GOSWINTHA Nun denn, so laß uns geh'n.
JUGUNDIS Allmächt'ger Gott,
Der du wohnst im Himmel und auf Erden
Laß uns nicht untergeh'n, zu Schanden werden.

4. Scene

Ein Zimmer bei Musa in Toledo.
Musa. Haschim.
MUSA Nun endlich ist dein Bruder Assad, der
Geliebte Sohn gerächt, nun endlich bin
Ich des Versprechens ledig, was fester mich
Noch durch sein Sterben band. O! Muhammed
Ich danke dir. Du gabst ihn zu mir in die
Gewalt, ich werde gut sie zu benützen
Trachten.
HASCHIM Erlaub mir eine Frage. Warum
Läßt du den Tarik nicht sogleich ermorden
Und wartest erst das Urteil Welids ab?
MUSA Mein Sohn, du redest wie der Blinde von
Der Harfe jetzt. Wie kannst du glauben, daß
Ich meine Hand mit Tarik's Blut beflecken werd',
Das unauslöschlich ist. Bedenke doch
Daß ich ein Gläub'ger bin, ein Muslim.
Noch bin ich nicht mein eig'ner Herr.

Haschim Vielleicht wird er
Begnadigt?
Musa Sei ruh'g mein Sohn.
Hier irrst du schwerlich. Der gute Welid,
Der nicht umsonst von seinem Volk gerecht
Genannt, läßt eine solche Übertretung des
Gesetzes, ungestraft nicht hin. Im übrigen
iv55 Hab' ich zum Boten einen Mann gewählt,
Der ihm noch Manches sagen wird, wo von
Ihr Alle euch Nichts träumen laßt. Du weißt
Doch, wo er sich befand, als wir auf einmal ihn
Entdeckten? Bei einer Christin, Roderich's Frau.
Und gleich hab' diesen Umstand ich
Benützt, um ihm den Makel anzuhängen,
Daß er die Absicht habe, Christ zu werden.
Übt Welid (was ich aber gar nicht glaube)
Vielleicht mit seinem Ungehorsam Gnade,
So kann er dies, als Stellvertreter Muhammeds
Unmöglich ihm verzeihen. Es ist so gut
Als wie gewiß, daß er jetzt sterben muß.
Und drum mein lieber Sohn beruh'ge dich.
Haschim Noch kann ich's mich nicht ganz. – Wie jeder weiß
Hat Tarik manchen Freund, der für ihn gern
Die schwier'ge Reise nach Damascus wagt.
Musa Auch dafür hab ich schon gesorgt. Hassan
Sein Freund und Andre, die mir verdächtig
Schienen, sind alle eingesperrt, so daß
Wo sie jetzt liegen, Niemand Lust bekommt
An Tariks Rettung viel zu denken.
Es ist um ihn gescheh'n und wie er richtig hat
Bemerkt, laß ich mir die Gazelle nicht
Entreißen. – Doch! zu Etwas Anderm jetzt.
An Tarik hab' ich glücklich mich gerächt
Und widme meine ganze Kraft nun Dir,
Mein Sohn, um dich zum Herrscher eines
Unabhäng'gen Reichs zu machen. Sobald
Von Welid ich erfahren hab, daß er
Mit Tarik's Tod zufrieden ist, so reiß
Ich mich von seiner Herrschaft los, denn jetzt
Noch brauch' ich ihn zu meines Feindes Ende.
Ist dies vorbei so bist du Kalif, frei.
Haschim Vater! Wie soll ich all die Güte dir
Vergelten?
Musa Das hast du schon zum Theil gethan.
Wer gab mir denn das kurze Mittel zur
Vollendung meines Planes ein.
Haschim O! Vater
Was ist das im Vergleich zu deiner That.
Musa Still! Still! Ich muß Toledo mir jetzt erst
Besichtigen und dann kannst du mir sagen was
Du willst. Ich will geduldig Alles hören
iv56 Und Niemand soll denn uns're Ruhe stören. *Ab.*

5. Scene

Gegend bei Damascus. Ein Wald.
1. Mörder sitzt an einem Baum. Der Andre kommt herbei gelaufen.

1. MÖRDER Nun! Nun. Was läufst du denn so schnell.
Giebt es wohl einen guten Fang? He!
Dummkopf wie?
2. MÖRDER Das gerade nicht, doch so was ungefähr. Als
Ich mich eben unter einem Baum ausruh'n
Wollte, weil die Hitze heute wirklich
Unerträglich ist, da hörte ich plötzlich nicht
Weit von mir etwas stöhnen und immer
Näher kommen. Gleich sprang ich auf und
Stellte mich hinter dichtes Blattwerk, um
Ungestört von hier Alles beobachten zu
Können, was um mich herum vorging. Und
Siehe da, zwei kleine dünne und zierliche
Männerchen kamen keuchend und
Triefend vor Schweiß dahergewankt
Und fielen ganz erschöpft am Saume des
Waldes nieder. Das Eine rief, das eine
Um das andre Mal: »Du gnäd'ger Gott
Im Himmel steh' uns um Jesu Christi
Willen bei.« Das Andre, was etwas
Männlicher und gefaßter aussah,
War ganz still und sprach kein Wort.
Doch plötzlich brach's das Stillschweigen
Und nun erfuhr ich zu meiner
Grenzenlosen Bewunderung, daß
Diese arabische Männerchen weiter
Nichts, als christliche Frauen sind. Ich
Machte mich gleich aus dem Staub und
Hatte gerade noch Zeit genug, um
Edelsteine und Perlen blinken zu
Sehn. So bin ich nun hier und gleich
Müssen sie vorbeikommen. Das
Giebt einen guten Fang. Es ist
Aber auch wahrhaftig lange Nichts
Dagewesen.
1. RÄUBER Das ist nur deine Schuld. Übrigens
Kann ich nicht umhin dich zu loben.
iv57 Woher erfuhrst du aber, daß sie
Frauen seien.
2. RÄUBER Je nun. Sie sprachen gothisch und
Da, als ich noch in guten Verhältnissen
Lebte, mein Vater einen christlichen Sclaven
Hatte, der gothisch sprach, so lernte ich die
Sprache, wie es gerad als Kind so geht.
Doch als ich immer mehr in die Geheim-
nisse des schönen Handwerks eindrang,
Das ich jetzt betreibe, da verlernte ich's
Wieder und dunkel blieben nur noch
Einzelne Worte und Sätze zurück.
Besonders behielt ich sehr gut gothische

Mädchennamen, da, was du vielleicht
Von mir schon erfahren hast, ich als
Knabe von 6 Jahren schon eine ungemeine
Vorliebe für das schöne Geschlecht hegte.
Im 7. Jahr hatte ich bereits 2 Mädchen
Sitzen lassen und mich in drei sterblich
Verliebt, im achten Jahr potenzierte
Ich die Zahl der Sitzengebliebenen
Und der in Gunst stehenden und so
Ging es immer im Quadrat und
Manches Jahr auch im Cubus fort.
Sie liebten mich alle unaussprechlich.
Einige sind wegen mir verrückt,
Wahnsinnig, ja sogar mondsüchtig
Geworden. So wurde mir einmal
Erzählt, daß ein wunderbar schönes Mädchen,
Dem es nicht besser, wie allen Andern von
Meiner Seite gegangen war, sich Alles
Vom Munde abgespart hätte, nur um sich
Eine Harfe kaufen zu können. Nachdem
Es ihr nun gelungen wäre, das nöthige
Geld zu erlangen, sei sie jede Nacht
Aufgestanden, habe ihre Harfe ergriffen
Und sei träumend in den Garten ge-
treten, um hier mit dem Monde
Zu liebäugeln und um ihn zu be-
neiden, da er jetzt mit seinem
Keuschen Strahlen mich auf meinem
Lager erblicken könnte.

1. Mörder Um Allah's willen halt's Maul und
Red' vernünftiges Zeug. Ich erfuhr
iv58 Aus all dem langen Gewäsch nichts
Weiter, als daß dein Vater einen gothi-
schen Sclaven gehabt hat.

2. Mörder Ganz recht. Dieser gothische Sclave
Lernte mich viel' gothische Mädchennamen,
Und als ich heute die Beiden sprechen hörte,
Nannten sie sich gerade Jugundis und
Goswintha. Doch halt da kommen sie.
Wir wollen uns zuerst verstecken und
Sie dann überfallen. *Ab.*

6. Scene

Jugundis und Goswintha kommen.

Goswintha Jugundis trockne deine Thränen. Bald sind
Am Ende unsrer Wanderung wir angelangt
Und jede Müh' die wir gehabt wird dann
Die Ruhe schöner Lathastrom ersticken.

Jugundis Es war nicht Recht von dir, Dich, Alles so
Dem Spiel des Zufalls Preis zu geben. Für Nichts!

Goswintha Für Nichts? Um Gottes Willen wiederhol'
Mir dieses Wort nicht mehr. Du sagst für Nichts?
Du thörigt Kind! Ist Liebe, Treue Nichts?

O! schweig! ich bitte dich. Wenn ich mir nur
Für einen Augenblick, die Unruh', das
Gefühl der Einsamkeit, die Qual und Marter
Denke, in welchen Opfer Musa's lebt,
So möcht ich jedes Glied an mir verfluchen,
Was eine Spur von Müdigkeit mir zeigt –
Kannst du nicht weiter fort, so lege Dich
Auf meinen Arm, i c h werde nicht ermüden.

JUGUNDIS O, scherze nicht mit mir.

GOSWINTHA Es ist mein Ernst,
Mein völl'ger Ernst. Ich kann es thun, ich fühl'
Die Kraft in mir. Geschwind! komm her!

JUGUNDIS O, Gott!
Ich kann doch gehn.

GOSWINTHA Nun vorwärts denn. Die Zeit
Ist Geldes Werth und der Secunde kurzes Sein,
Ist jetzt für uns, was es für Niemand ist.
Komm stütze dich auf mich.
Sie wollen abgehen. Die Räuber dringen plötzlich hervor.

1. RÄUBER He! nicht so schnell
Wer seid ihr und wo wollt' ihr hin.

iv59 2. RÄUBER *packt Jugundis am Kinn* Jugundis
Wie geht es dir?

JUGUNDIS *schreit laut auf* Entdeckt!
Sie wirft sich auf die Knie. Gnade! Gnade!

GOSWINTHA *mit Adel und Würde*
Jugundis hör' mich an. Steh auf, sogleich!
Knie nicht vor den Gefallnen dieses Handwerks
Nieder. Steh auf!
Jugundis steht auf. Goswintha zieht ihr Schwert.
Und euch sag' ich hinweg!
Wollt ihr nicht Mord, so laßt uns ziehn.
Ihr habt es zwar mit einem Weib zu thun,
Doch dieses Weib, kennt nicht die schwachen Grenzen,
Die ihre Natur gesetzt hat. Hinweg!
Ich wehre mich bis ich dem Tod verfallen.

2. RÄUBER Noch drohen willst du uns, du Milchgesicht?
Mit Drohungen kommst du bei Männern unsres Schlags
Nicht durch. Gieb deine Perlen, deine Steine uns
Nur frei und ledig her. Sonst, sonst, sag' dieser Welt
Ein Lebewohl.

GOSWINTHA Ich habe meine Perlen
Meine Steine nöthig; denn ohne sie
Kann das ich nicht erlang'n, weshalb ich diesen Weg
Gemacht. Laßt mich in Frieden oder ich
Verkaufe sie so theuer, als ich kann.

2. RÄUBER Du willst nicht anders. Gut es sei.
Sie stürzen auf Goswintha. Jugundis läuft nach Hilfe schreiend fort.

GOSWINTHA Zurück
Ich tödte dich.
Sie ersticht den ersten Mörder. Der andre dringt gerade auf sie ein, als man Zweige brechen hört und Suleiman mit Gefolge erscheint.

SULEIMAN Was geht hier vor? Wer bist du Fremdling und
Wie kamst du her.

GOSWINTHA Entschuldigt edler Herr. Ich kann es dir
Unmöglich sagen. Zu schwach, erschöpft fühl' ich
Mich jetzt.
Sie fällt in Jugundis Arm, die mit Suleiman zurückgekommen ist.
SULEIMAN Kommt Freunde her. Nehmt diesen Mörder hier
Gefangen, der zu lange schon gelebt
Und unsre Gegend nicht mehr sicher machte.
Den Andern hat der Muth des zarten Jünglings hier
iv60 Erlegt und uns dadurch die Müh' erspart,
Ihm den gerechten Lohn zu zahlen.
Er geht teilnehmend zu Goswintha.
Wie geht es dir. Hast du vom Schrecken dich
Erholt?
GOSWINTHA Ich danke dir.
Es geht mir wieder gut.
SULEIMAN Doch sage an
Wer bist du denn. Dein Muth und auch die Sprache
Kommt mir nicht heimisch vor. Bist du ein Fremder, wie
Ich sehe.
GOSWINTHA Vor allen Dingen eh' den Mund
Ich öffnen werd', muß ich erst wissen, ob
Ein Mann du bist, dem ich vertrauen kann.
O! zürne nicht, daß ich dies gefragt;
Denn wüßtest du, was mich hierher geführt
Und welche Pflicht mir jetzt die Zunge bindet,
So würde Zorn unmöglich deine Stirn
In Falten zieh'n.
SULEIMAN Sei ganz gewiß, daß das
Was du mir sagst, wenn es dir nicht von Nutzen ist,
Nie meines Mundes Schwelle überschreiten wird.
Und daß du fester meinen Worten glaubst
Schwör' ich dir's zu bei Allah und bei Muhammed.
GOSWINTHA So thu' ich' s gern! Hör an.
Vielleicht hast du von Tarik schon gehört
Und von den Thaten, die in Spanien er
Vollbracht. Die Araber sind stolz auf ihn,
Und dies mit Recht. Er schlug in einer großen Schlacht
Den König Roderich von Westgothland
Und als er diesen da, wo das Gewühl
Am größten war, mit sich'rem Tode traf,
So floh' entsetzt der Gothen Heer und frei
Und ungehindert konnte Tarik jetzt
In's unbesetzte Spanien seine Scharen
Lassen. Der Feldherr Musa, der einstweilen sich
In Kairawan befand, gab Tarik den
Befehl, eh' dieser Africa verließ,
Sevilla nicht zu überschreiten, sei der
Erfolg auch noch so groß. Als aber Tarik sah,
Daß sich die Gothen oberhalb Sevilla's
Von Neuem sammelten und daß, wenn er
Sie nicht von hier vertrieb, das Land nicht sein,
Die Schlacht umsonst gewonnen wär, so hielt
iv61 Er es für seine Pflicht, es nicht zu thun,
Und weiter noch nach Norden vorzudringen.

Der Gothen letzter Rest zog immer weiter sich
Zurück und Tarik konnte siegreich nach
Toledo ziehn und seinen Einzug halten.
Hier war es nun, wo er sich einer Pflicht
Entled'gen mußte, die der König Roderich
Im Sterben streng ihm übertrug: er sollte
Goswintha, Rodrichs Frau der Wuth der Muslimen
Entziehn. *begeistert* Schon stürzten ganze Horden auf
Mich ein, als plötzlich Tarik's Stimme laut
Erscholl, die mir mit einem Schlag den Arm,
Die Wildheit der Soldaten lähmte.
Er war mein Retter und ward mein Freund.
Doch Freundschaft war's den Andern nur, indeß
Die Liebe eifrig, einer Spinne gleich
Die zarten Bande um uns schlang.

SULEIMAN *erstaunt* So bist du
Eine Frau!?

GOSWINTHA Ja, Fremdling, eine Frau! Das Weib
Des todten Rodrichs, eine Königin.
Du staunst wohl, daß ich jetzt hier, daß gleich
Nach meines Königs Tod, ich einen andern
Lieben konnte. Der Grund des erstern wirst
Du bald erfahr'n, daß ich Roderich nie
Geliebt, daß er mich stets gehaßt, daß es
Die schrecklichste der Ehen war, die je
Geschlossen ward. Mein Herz starb allen Freuden ab. –
Doch als ich Tarik's Stimm' vernahm, die so
Verschieden war von der, die ich vorher
Von Roderich gehört, da schwoll mein Herz,
Da blühte eine Blume, die verwelkt
Noch einmal auf. Ich liebte ihn, er mich
Und ward auch unsre Liebe noch
So hoffnungslos, so wär'n wir doch vergnügt,
Beglückt in ihr. Doch einem rauhen Winde
Aus Norden gleich, zog plötzlich Musa schnell
Von Neid geplagt herbei und riß ihn kalt
Von meiner Brust. Er ließ den Mann, der sich
Um Spaniens Erob'rung so verdient gemacht
Um ein Vergehen fesseln, was
Wenn's nicht geschehen wär', die schlimmsten Folgen
Gewiß mit sich geführt hätte und
Einem gemeinem Sclaven gleich ihn in's
iv62 Gefängniß werfen. Kaum erfuhr ich, was
Gescheh'n, so reifte der Entschluß auch gleich
In mir nach Asien zu eilen und
Zu Welids Füßen Gnade zu erfleh'n.
Mit einer einz'gen Dienerin fing ich
Die schwierige Reise an. Es wäre unnütz und
Umsonst, die Mühen alle zu erwähnen,
Die wie ein Nebel immer dichter sich
Ums helle Ziel des Unternehmens
Thürmten und es zuletzt fast ganz dem Aug'
Entschwinden ließen. Oft wenn mir der Sand

Der Wüste fast die zarten Füße ganz
Verbrennen wollte – wenn die Sonne hoch
Am Himmel senkrecht auf mein unbedecktes Haupt
Den glüh'nden Strahl mit Schadenfreude warf –
Wenn mir der Durst die Kehle fast zerschnitt –
Wenn hoch in Lüften ich die schwarze Schar
Der Geier schon erblickte, die des Todts
Des müden Leibs mit Höllensehnsucht warteten – –
Da ward' mir manchmal weh, da klagte ich
Mich an, daß ich im Anflug des Gefühls
Der Liebe was gethan, dessen Erfolg
So ungewiß, so schwimmend ist. Doch wenn
Die Nacht herangedämmert kam, wenn glühend heiß
Der ungeheure Sonnenball mit Hast
Und sehnsuchtsvoll dem kühlen Meer sich in
Die Arme warf und erst vereinzelt und dann
Immer mehr, der Sterne prächtig Chor
Den dunkeln Himmel golden stickte und
Der sanfte Mond, als Hüter dieser
Stillen Garde, sich bleich erhob und auf
Die Hitze herrl'che Kühlung folgte – da
Verschwand das Fieber, das des Tages über mein
Gehirn und Alles streng beherrscht
Und meine Liebe durch das keusche Licht
Der Nacht geweckt, gestärkt, erwarb sich bald
Das alte Recht der Herrschaft wieder. Dann
Gedachte Tarik's seiner Leiden ich
Und Thränen, Thränen tiefen Mitleids, warm
Und weich geweint, erleichterten mein schwer
Belad'nes Herz. Mir wurde wohl und erst
Ganz schwach, doch immer stärker dann rief's laut in mir
Und mit den Tönen tröstender Gewißheit!
»Dein Thun ist nicht umsonst, die Liebe will
iv63 Belohnt sein«!

SULEIMAN Dein Thun soll nicht umsonst
Die Liebe soll belohnt werden. He! hierher.
Bereitet eine Bahre schnell und hurtig
Und tragt diese edle Frau, so sanft
Ihr könnt, in den Palast- – Und wisse du,
Daß ich der Kalif bin und Tarik's Freund.
Ich bin dem theuren Bruder nachgefolgt
Und dein Gesuch wird gleich von mir erhört.
Schon lange seh' dem Treiben Musa's ich
Mit Mißbehagen zu und die Befreiung
Tarik's, von der du selbst die Überbringerin
Sein sollst, wird auch mit der Zurückberufung
Musa's verbunden sein.

GOSWINTHA Du der Kalif!
O tausend Dank.

SULEIMAN Steh' auf und hör' mich an!
Ich weiß, was Liebe für den Menschen ist
Ich weiß, was sie besonders Frauen gilt.
Die Liebe kennt nur Wahrheit, keine List

Sie ist dazu zu reizend, rein und mild.
Die Liebe muß belohnt werden,
Sonst giebt es keine Reize mehr auf Erden.

5. Act

iv64

1. Scene

Toledo. Tarik gefesselt in einem dumpfen elenden Gefängniß.

TARIK Allein! ganz allein! Niemand nirgends Jemand!
Allah! du hast mich schwer gestraft! Warum
Rakidschah kommt dein scheuer Geist nicht jetzt,
Jetzt, wo Verzweiflung mich mit ehrnen Krallen
Und allen ihren Schrecken faßt? Warum,
Kommt sie, Goswintha nicht, sie, die ich so
Geliebt und die mich oft zu trösten fest
Versprochen hat? Warum hast du mir dies
Gethan!? Doch recht, ganz recht, wie konnt' es anders sein.
Es war nur Alles Schein an ihr
Und Dank, viel Tausend Dank Rakidschah dir,
Daß du mir in der Stunde eitlen Wahn's,
Den Schleier von den Augen zogst und das
Mich zu versprechen hindertest, was fest
Zu halten sichrer Tod gewesen wär'.
Und doch, wie war
Sie so bemüht mit Balsam wahren Trost's
Mein Herz, das von Rakidschah's Tod so ganz
Zerrissen war zu heilen, aufzurichten.
Wie warf sie sich zu Musa's Füßen, ganz
Ihr Leben lassen wollend, wenn ich
Dadurch gerettet wär. Allein ihr Aug'
Blieb thränenlos; ein solcher heitrer Schein
Beleuchtete auf einmal ihre Züge,
Als ich ergriffen ward, den nur die Freud'
Imstande ist, mit kurzem Überrest
Geschwund'ner Seeligkeit, dem Aug' zu leih'n.
Ja! Ja! O! gräßliche Gewißheit. Das
War Alles Schein und Heuchelei bei ihr.
Rakidschah dieser Engel, der mich allein
Geliebt, ist todt; Goswintha, die mich nie
Geliebt, schwelgt jetzt vielleicht in eines Andern Arm,
Derweil ich hier vor Kummer sterben möchte.
Himmel und Erde! Allah und Muhammed steht
Mir bei. Das Leben ist ein Überdruß.
Zum Ekel ward mir irdischer Genuß.
O! löset bald, was mich auf Erden bindet.
Es ist ja Alles hier vergänglich, schwindet.
Vergebt Goswintha, schenkt Rakidschah mir
O! löset mich – vereinigt mich mit ihr. *Er bricht zusammen.*

iv65 GOSWINTHA *hinter der Scene*
Tarik! Tarik!

TARIK *erhebt sich mit ahnungsvoller Spannung*
Um Allah's willen diese Stimme kenn ich.
schmerzlich Es ist Goswintha, die an meiner Qual
Sich jetzt ergötzen will. Das trag' ich nicht.

GOSWINTHA *hinter der Scene*
He! Schliesser, nun geschwind! Geschwind mach auf,
Daß meinen Tarik ich umarmen kann.

TARIK Mein Tarik!? Was bedeutet das? Meinen
Tarik? Ist's möglich, ist's kein Traum?
GOSWINTHA *hinter der Scene*
Um Gottes willen schnell! Schnell auf, auf, auf!
Ich muß ihn seh'n, nach dieser langen Trennung an
Mein Herz ihn drücken können. Auf!
SCHLIESSER *hinter der Scene*
Nur, nur Geduld.
GOSWINTHA *hinter der Scene* Geduld? Wer spricht hier von
Geduld, der nicht ein ausgemachtes Steinherz wär'?
Zurück! gebt mir den Schlüssel her! Ihr seid
Zu langsam, kennt nicht das Gefühl was jetzt
Das kleinste Theilchen hoch sich heben läßt
Zu mir. So! so! Jetzt ist es auf.
Sie stürzt herein. Tarik!
TARIK Goswintha!
O! Gott, wie löhnt mich dieser Augenblick
Für Alles was ich leiden, dulden mußte.
Sie schließt ihm die Ketten auf.
GOSWINTHA Du bist ganz frei.
Vergieb, daß ich's nicht früher dir
Gesagt. Die Freude ließ mich Alles ganz vergessen.
Suleiman, der seinen Bruder
Welid, in der Regierung folgte, hat
Durch einen Zufall bei Damascus mich –
TARIK Du in Damascus!? Was heißt das? Sprich!
GOSWINTHA Nichts! Nichts! Ich machte eine kleine Reise
Nur aus Vergnügen gen Damascus hin.
Hier traf ich Suleiman und ohne ihn
Zu kennen, schüttete mein ganzes Herz
Ich vor ihm aus. Er zeigte später sich
Als Sultan mir und so bin ich nun hier.
TARIK Goswintha! nur zu gut sieht hinter diesen
Wirren Worten der Wahrheit schreckliche
Gestalt heraus. O! himmlisch Weib, wie soll
iv66 Ich dir vergelten, was du für mich gethan?
Versuche nicht durch Worte sorgenlosen
Inhalts, Gefahren zu bedecken, die
Als Araber am Besten ich ergründen kann.
Mit allen Elementen hattest du
Zu kämpfen und entkamst dem einen glücklich du,
Fielst du dem Andern schreckhaft in die Arme.
Die Hoffnung war es also, die dich ohne
Thränen ließ und die in furchtbarer Verblendung ich
Für Heuchelei und Schein nur hielt. Kannst du
Vergeben? O! Ich will es nicht! Zu stark
Hab' ich an dir, an meiner Liebe mich
Versündiget. O! Herz, wie klage bitter ich
Dich an, daß du nicht einmal mit dem Laut,
Der ächter Lieb' nur eigen ist, mich die
Gefahren ahnen ließ'st, in der sie so
Geschwebt, daß du mich nicht von dem zurück
Gehalten hast, was nie sie mir vergeben kann.

GOSWINTHA *tröstend*
Komm Tarik zu dir selbst und freue dich
Daß wir uns so und nicht viel anders wieder
Finden. Das Unrecht war von mir geschehn.
Ich hätt' dir eh' ich ging mein Thun verkünden
Sollen. Allein die Freude, unerwartet
Die frohe Mähr' der Freiheit dir zu bringen,
Zog eisenfest vom rechten Weg mich ab.
TARIK O! ich vergebe nimmer mir!
GOSWINTHA Du wirst jetzt ungerecht. Verbittre mir
Das Wiedersehn auf diese Weise nicht.
Ich g'rade so wie du, hab' Unrecht jetzt
Gehabt, drum sei es jedem von dem Anderen
Verzieh'n.
TARIK Ich habe Nichts dir zu verzeihn! Vergieb
Goswintha mir.
GOSWINTHA Ich thu's von Herzen gern.
TARIK Jetzt ist es mir erst leicht zu Muth, jetzt küß'
Ich dich mit freier Brust erst frei. Ach! ach!
Wie konnt' ich dich verkennen.
GOSWINTHA Tarik! Ich bitte dich.
Sei ruh'g hiervon und höre mich jetzt an.
Nachdem ich glücklich bis Damascus schon
Gekommen war, da sperrten vor der Stadt
Zwei Räuber plötzlich hindernd mir den Weg
Und wollten edle Steine von mir haben, die
iv67 Ich mitgenommen hatte, um damit
Den Großvezir für meinen Plan geneigt
Zu machen. Ich sah nur im Verlust der sonst
Für mich wertlosen Perlen grauenhaft
Das Scheitern deiner Rettung und lieber
Mein Leben lassend, als deine Freiheit nicht
Mit mir nach Spanien zu bringen, zog ich mein Schwert
Und wartete den Angriff ruhig ab.
Die Räuber nahten sich und schwer ließ ich
Den Einen seine Frechheit büßen. Er fiel
Von meiner Hand. Der Andre stürmte schon
Mit aller Macht auf mich herein und sicherlich
Würd' ich dem blut'gen Streich gefallen sein,
Wenn in diesem Augenblick Suleiman nicht
Erschienen wär und aus des Wüterich's Arm
Mich schnell gerissen hätte.
Ich kannt' ihn nicht und weil ich's meinem Retter
Schuldig war und er den Grund von meiner Reis'
Auch wissen wollte, so erzählte ich
Ihm kurz, was mit dir vorgefallen wär
Und wie ich von dem Kalif Gnade hoffte.
Er hörte lange aufmerksam mir zu
Auf einmal sprang er auf und mit den Worten
»Die Liebe will belohnt sein« gab er als
Kalif sich zu erkennen.
Er ließ mich nach Damascus zu sich bringen,
Behandelte als Königin von Spanien mich

Und ließ von einer tapfern Schar mich her
Begleiten. Freiheit dir, dem Musa Tod.
Denn während ich dich jetzt befreie, wird
Der freche Musa in's Gefängniß fort
Geführt.

TARIK Musa gefangen! Großer Allah
Er ist ein alter Mann o! schütze ihn.
Und dir Goswintha, dir geliebten Retterin
Bin ich den größten Dank auf ewig schuldig.
Ich weiß nicht, wie ich's dir vergeben soll.

GOSWINTHA
Ich that nur das, was ich zu thun dir schuldig war.
Du rettetest mich vor dem sichren Tod,
Der im Gefolg der Muslimin stets ist –
Ich that dasselbe dir.
Ich that, was ich als Christ zu thun verpflichtet war.

TARIK *schmerzlich* Und Nichts, sonst Nichts, trieb dich dazu?

iv68 GOSWINTHA Ein anderes
Gesteh' ich mir nicht zu, so sehr es auch
Zum Widerruf mich drängt. O! Tarik sei
Nicht grausam gegen mich. Verlange das
Mit Worten nicht, was sich mir fühlen läßt.

TARIK Goswintha! tiefgeliebte Frau! So ist
Es also wahr, was ich als Wahn nur hielt,
So reift mein schönster Wunsch dem Ziel entgegen? O!
Ich fühle wie von Neuem mich gebor'n.
Rakidschah, die mein Herz so sehr geliebt
Und die vom Himmel nicht vergönnt mir war,
Sie die zuerst sich zwischen mich und dich
Mit ihrem Geiste drang, sie hat jetzt Ruh'.
Sie weiß, daß mir mein Heil in dir und daß
Du mir allein auf dieser Erde sie
Ersetzen, du allein mich wahrhaft hier
Beglücken kannst. In ihrer Liebe Übermaß, gönnte
Sie Niemand mir, der's nicht verdient, der nicht
Durch eine harte Probe es bewiesen hat.
Du thatst, was mir die reinste Lieb' zu thun
Im Stande ist. – Doch ach ein Hinderniß,
Dein Hinderniß von furchtbarer Natur,
Gähnt wie ein Abgrund mir entgegen
Und Schwindel faßt mich taumelnd an, wenn ich
An seine Tiefe denk. O! Goswintha
Bedenke, daß du Christin bist.

GOSWINTHA Tarik!
Du weißt, was ich von jeder Religion,
Von je gedacht, wie mir der Glaube gleich,
Heiß Christen, Judenthum auch Islam er
Den ich zum Mantel der eigenen
Erkenntniß brauche, hinter dem ich still
Und ungestört der Wahrheit huld'ge, die
Das Leben, die Erfahrung mir als solche
Eingegeben hat. Doch, den Glauben meines
Vaters ändern, so sehr die Liebe auch

Mein Herz umstrickt, das werd' ich nie
Und nimmer thun, das darf ich nie
Und nimmer thun. O! Tarik glaube nicht,
Daß meine Liebe minder sie, sie hat
Als wahrer ächter Quell zu gut sich nur
Bewährt. *schmerzlich* Tarik vergesse mich! Tarik
Entsage mir! O mache schnell,
Entscheide dich. Was ich verliere ist
iv69 So groß, weshalb ich es verliere ist
So klein, so ungewiß, daß der Verlust –
Den kurzen Schritt, der uns aus dem Bereiche der
Vernunft in's nahe Land des Wahnsinns führt,
Zu leicht mir macht. Vergiß, verlasse mich.

Tarik Goswintha, du hast recht. Ich könnt' es auch
Nicht thun. Doch dich zu lassen, ohne dich
Zu leben, kann ich nicht. Mag kommen was
Da will, ich muß ich kann nicht anders. *wie erleichtert*
Ja! Ja! Es dämmert plötzlich hell der Tag
In mir herauf und füllt mit neuer Kraft
Mein Leben an, als wie den armen Wanderer,
Der in der stürmischen Nacht herumirrt und
Vergebens Rettung sucht, ein kleines Licht,
Das weit entfernt am andern Ufer eines
Flusses blinkt. Er weiß zwar nicht, was ihn
Hinüberbringt, doch, daß ist es geschehen,
Der gräßlichen Gefahr das Ende naht.
So auch mit mir. Den sichern Rettungsstrahl
Seh' ich im Osten glänzen, doch es hält
Mich Vieles ab, noch weiß ich nicht, was mich
An's andre Ufer bringt. – Suleiman Heil!
Goswintha nur der Kalif kann uns einen.
Sei ruh'g um unserer Liebe willen, laß das Weinen.

Goswintha *freudig*
Ja! Ja! er muß des Herzen's Bitten weichen
Er will die Liebe ja belohnt sehn,
Will er dem Stellvertreter Allah's gleichen
Kann er unmöglich unsrer Liebe wiedersteh'n.

Tarik *umarmt sie* So laß uns nach Damascus eilen
Nur hindern kann ein längeres Verweilen. *Ab.*

2. Scene

Toledo.

Musa *allein in einem Zimmer.*
Schreibtisch mit verschiedenen Briefen u.s.w.
Alles ist jetzt bereit und harret nur
Noch eines Wortes aus meinem Mund, um sich
Mit einemmale zu entzünden.
So hätte denn der Plan, der mich nicht ruhen ließ,
Der überall auf Weg und Steg beständig mich
Verfolgt, mein Schatten so zu sagen war,
Sein Ende in der Reife jetzt gefunden,
iv70 Und zieh' ich in Betracht, was er mir bringt,
So denk' ich gerne an die Qual zurück,

Die er so oft in diesem Leben mir
Bereitet hat. Mein Sohn ist schon in Kairawan.
Ich warte nur den Boten ab, der mir
Das Urtheil Tarik's bringt, um gleich das Land
In offener Empörung mein zu machen.
Wo er nur bleibt? Er wollte lange schon
Damascus in dem Rücken haben und
Hier angekommen sein. Es wird ihm doch
Kein Unglück zugestoßen sein? Das würde nur
Mich ungeduldig machen. Nun! Er wird
Schon kommen. – Diese Briefe können ihre
Wirkung nicht verfehlen. Sie muntern die
Parteien nur noch auf, die längst sich frei
Zu machen trachteten. Wenn sie nur erst
Zum Siege mir verholfen haben, dann
Dann werf' ich sie in Doppelsclaverei
Mit Kraft zurück. Es ist ein alter Brauch
Den die Gewohnheit längst geheiligt hat,
Daß man die Mittel, die zu unsrer Größe uns
Gedient, nachher vergißt und fallen läßt.
Warum soll ich der Regel Ausnah'm sein?
Man hört einen arabischen Marsch. Musa tritt ans Fenster.
Nun endlich kommt er an. Das ist Musik
Der Pilger, die von Asien kommen.
Die näh'ren sich meinem Haus. Dank tausend Dank
So wär' denn Alles jetzt vollbracht.
Ein Diener kommt bestürzt herein.

DIENER Musa
Mein theurer Herr, flieht so schnell ihr könnt.
Das ganze Haus wird von Soldaten eng
Umstellt und kämen sie in böser Absicht nicht
So thäten sie dies sicher nicht.

MUSA O! daß
Ein Messer dir im Hals, am Sprechen dich
Gehindert hätte! Du lügst!
Verfluchter Narr, ich würge dich. *Er stürzt auf den Diener.*

DIENER Hülfe, Hülfe
Er erdrosselt mich.
Achmet erscheint mit Soldaten und trennt sie.

ACHMET Musa halt ein,
Und höre was der Kalif Dir verkünd'gen läßt.
Weil du an Tarik dich vergessen hast,
iv71 Der Suleimans, des jetzigen Kalifen bester Freund
Seit frühester Jugend war und sonst dich auch
In diesem Krieg unthätig ganz bewiesen hast
So soll ich laut Befehl, den ich erhielt
Dich schleunigst nach Damascus bringen und
In deinem Haus auf's strengste Alles
Untersuchen lassen. Dein Bote der
Nachdem er ange – – –

MUSA Suleiman Kalif,
Tarik frei und ich gefangen? O! halte fest
Daß du nicht brichst du armes Herz! O, daß
Die Hölle ihren Schwefelpfuhl auf sie

Mit fürchterlicher Gluth ausspie' und nur
Noch Asche übrig ließ! Das ist
Zu viel. Zurück Verräther. Halt, du lügst!
Wer giebt das Recht, dir niedern Hund mich zu
Verhaften, wer erlaubt dir meine Briefe zu
Entsiegeln *Er reißt sie ihm aus der Hand.*
Zurück ich warne dich. Ist dir
Dein Leben lieb, so weiche, sonst beim Barte des
Propheten, kalt mach ich dich, wie dein Schwert.

ACHMET O! spare deine Worte Musa
Laß ab mit Drohungen, die Allah sei Dank
Die Macht dir auszuführen fehlt.

MUSA Die Macht
Mir auszuführen fehlt? Ha! Pfeift der Wind
Aus diesem Loch? So kommt doch her, versucht's,
Dem Tiger, dem man Alles nimmt euch zahm
Zu machen.

ACHMET Im Namen Allahs, Muhammeds
Verhaft' ich dich! Legt Hand an ihn. Gebraucht
Gewalt, wenn er nicht güthlich will.

MUSA *fürchterlich* O niedrige
Verruchte Sclaven, waget es. Herbei
Herbei! Ich gebe jeden Tropfen Bluts
Nur für ein Menschenleben hin. Verrath!
Engel des Himmels bringt von hier mich fort.
Ich kann nicht tragen, was des Schicksals Hand
Mir vorgeschrieben hat. Zu viel! Zu viel! –
Wohin ich gehe stoß ich an, wohin
Ich meinen Blick nur wenden mag, sieht nichts
Als Hindernisse gräßlicher Natur mein Aug'
Verloren! Alles hin, hin. Helft, Helft *bittend*
Werft mich doch nicht so hin und her. Ich bin
iv72 Ein alter Mann mit weissem Bart. Lehrt euch
Der Koran nicht, daß man das Alter ehren muß?
O! laßt mir Ruh! Versündiget – – – ha!ha! ha! ha!
Er schreit wild auf.
Wo bin ich denn? wer bin ich denn? Ich bin
Ja noch mein eigner Herr! Zurück, fort, fort.
Ich sterbe – Hülfe – Hülfe. *Er sinkt bewußtlos zusammen.*

ACHMET Dem Himmel Dank, daß wir in Ruhe ihn
Jetzt fassen können. Ja! ich kenne ihn
Zu gut, als daß ich seine Wuth, die Kraft
Die in ihm wohnt, den Eigensinn von ihm
Nicht fürchten sollt! Bemächtiget eh' er
Erwacht, des scheinbar todten Körpers euch.
Bindet und bringt ihn bald zur Karawane hin. –
Die Briefe, die ich fand sind wie mir scheint
Von größter Wichtigkeit. O! Musa, ich
Bedaure dich. Du thust mir leid. *Alle ab.*

3.Scene

Damascus. Thronsaal.
Suleiman, Goswintha, Tarik, Hassan, Großvezir und Andere mehr.

SULEIMAN Abul Hassin Ben Abdallah
Der Prophet des großen Allah
Muhammed sei mit euch Allen.
Mit Allahs Gnade steh'n wir hier vor euch,
Zum ersten Mal mit Siegelring und Stab
Des großen Muhammeds belehnt; und mit
Der reinsten Freude seh'n den Antritt der
Regierung wir, durch den Gewinn von Spanien
Verherrlichet. Dies hohe Glück ward nur
Durch das Verdienst und die Bemühungen
Des treuesten Unterthans und Feldherrn dieses Reichs
Des tapfern Tarik nur zu Theil und ihm
Zu danken, sei die erste Pflicht, die wir
Im Rahte jetzt erfüll'n. Die zweite, der
Zunächst, sei Lob und Dank dem Himmel, daß
Er Tarik uns erhielt, den beinah' durch
Den Neid des treugeglaubten Musa wir,
Als Leiche nur noch ehren könnten.
Auch hat derselbe unserm Reich gedroht
Und selbst zum Kalif sich erhöhen wollen.
Ich frage drum was dieser Mann verdient
iv73 Den hohen Rath?
GROSSVEZIR Den Todt!
ALLE Den Todt!
SULEIMAN Es sei! der Todt! Bringt den
Verräther her.
Musa wird hereingeführt; er ist ganz bleich, abgezehrt; nur hat sein Auge das alte Feuer. Beim Anblick Tarik's erschrickt er .
SULEIMAN O! rolle deine Augen nicht
Mit diesem Grimm und schleudre nicht umsonst
Die niedern Blicke schnöden Hasses so
Dem Tarik zu. Er ist in Sicherheit
Und deine Rache hat sich gegen dich
Nun selbst gekehrt.
MUSA Ich bitte dich komm zu
Der Sache selbst und sage mir warum
In dieser Lage ich hier bin.
SULEIMAN *wütend* O! Heuchler der
Des Beispiels ganz entbehrt, du kannst noch fragen?
Glaubst du mit solchen Worten uns zu täuschen?
Zu Welids Zeiten schon sah'n wir dein Treiben durch;
Oft ließen wir der Worte manche fallen,
Allein man war bethört, die Wahrheit sah man nicht
Und taub blieb ihrer Sprache man.
Und jetzt ist alles offenbar und schwer
Wirst du geächtet werden. – Großvezir
Lies' ihm die Gründe vor warum er hier.
GROSSVEZIR Es giebt keinen Gott als Allah und
Muhammed ist sein Prophet.
Der Feldherr Musa, der sich zuerst
Dem Reich des Islam treu und tapfer erwies,
Fiel in dem Lauf der Zeit dem Bösen
In die Hände und ward ein Raub

Seines Ehrgeizes. Ein unerklärlicher
Haß gegen Tarik veranlaßte ihn,
Bezug auf ein Gebot zu nehmen, was
Tarik nicht befolgte, weil er uns
Sonst um Spanien gebracht hätte
Und ihn um dieser Überraschung
Willen in ein Gefängniß werfen
Zu lassen. Durch die Aufopferung der
Hohen weiland Königin von Spanien
Erfuhren wir das Schicksal Tariks und
Den nicht'gen Grund der bösen That.
iv74 Inzwischen war ein Bote Musa's
Angekommen, der das Todesurtheil
Tariks von uns verlangen
Sollte. Wir nahmen ihn fest, drangen
In ihn und als wir ihm mit dem Tode
Drohten, gestand er Musa's Plan ein
Sich zum Sultan von Spanien und
Kairawan zu machen. Sogleich
Reiste die hohe weiland Königin von
Spanien zurück, um Tarik aus
Dem Kerker zu befrei'n und Musa
Festnehmen zu lassen. Achmet,
Unser Bevollmächtigter unter-
suchte Musa's Haus und fand
Briefe vor, die an verschied'ne Häupter
Der Verschwörung lauteten und
Nur zu gut uns bestätigten,
Was wir zuerst nicht glauben
Wollten. Er ist durch diese Papiere
Als ein Hochverräther bezeichnet
Und muß, als solcher betrachtet werden. *Ab.*

SULEIMAN Nicht wahr du schweigst. Die Briefe machen lahm
Die heuchlerische Zunge. Verteid'ge dich
Wenn du es kannst.

MUSA *trotzig* Ich will es nicht.

SULEIMAN Nun gut
Ihr habt gehört, was er gesagt. Man les'
Ihm drum sein Urtheil vor.

GROSSVEZIR Weil du erkannt,
Was du begangen hast, so trifft der Todt
Dein pflichtvergess'nes Haupt. Der hohe Rath,
Der dies bestimmt ist Allah's Wort. Ihm muß
Gehorchet werden. *Ab.*

TARIK *stürzt sich vor Suleiman* Gnade! Gnade für
Sein altes Haupt. Fühlst du die kleinste Lieb'
Für mich, so laß ihn leben! O! erhöre mich.
Laß meine Bitte nicht zu Schanden werden.

SULEIMAN *gütig*
Tarik! ich kann es diesem hohen Rath,
Dem ganzen Volk nicht anders gegenüber thun.
Steh' auf und greife deinem Kalif nicht,
In seinen weisen Plänen vor. – Er stirbt!

MUSA Dies war mir längst bekannt
Seitdem mein Bein ein freier Kopf nicht mehr regiert,
iv75 Gelassen drum seh' ich dem Todt in's Augenlicht.
Leb' Leben wohl! Ich geh' in Frieden fort;
Es lebe ja einer noch, ein treuer Sohn,
Der sich als Rächer Deinem Thron einst nahen wird.
Dann wenn du vor ihm stehst, wie ich jetzt hier
Dann denk', wie wandelbar das Ird'sche ist
Dann denk' an Musa, an sein Wort zurück.
SULEIMAN Du alter Sünder wagst mir noch zu droh'n?
Herbei denn mit dem Haupte dessen, der
Ihn rächen soll.
Man bringt Haschim's blut'ges Haupt. Suleiman ergreift es an den Haaren und hält es vor Musa.
Hier ist der treue Sohn,
Der mich die Unbeständigkeit des Ird'schen
Lehren soll. Kennst du das Haupt?
MUSA *reißt ihm das Haupt aus den Händen. Mit den gräßlichsten Schmerzenstönen.* Mein Sohn
Mein theurer Sohn. Auch du? O, o, warum
Verschlingst du mich nicht Erde; ach! warum
Trägst du mich noch? O! Allah, Muhammed!
Mein Sohn, mein guter Haschim, leb' erwach!
Werd wieder mein! Ich hatte dich ja nur
Noch ganz allein auf dieser Welt. Erwach!
Steh' auf! Um Allahs willen, steh' auf.
Mein Haschim! – Todt, todt, ganz todt!
Pause. Plötzlich ergreift er das Haupt, das er früher mit beiden Händen umschlungen hatte, nur bei den Haaren, erhebt es mächtig mit der Hand und ruft fürchterlich:
Fluch! Fluch!!
Dem geilen Thäter, diesem Unthier fluch! *zu Suleiman*
Du ausgespie'ner Bodensatz der Hölle,
Du Abschaum dessen, was der Teufel aus
Des Bösen Bösesten Abscheul'ches nur
Gebraut. Du niederträcht'ger Hund! der du
Nicht weißt, was Vaterliebe ist, nie nie
Empfinde sie. Wenn du ein liebes Kind
Jemals berühren sollst, so fasse nur
Sein blut'ges Haupt, geschloss'ne Augen an.
Wenn's dir als Jüngling naht, so werde blaß
Dein bübisches Gesicht, so stürze kalt
Und leblos zusammen. Alles was
Du liebst, verwandle sich in Stein und was
Du haßt, vermehre sechsfach sich an Zahl.
Wenn du – – –
iv76 SULEIMAN Hinaus, fort, fort, mit ihm. *Man führt Musa ab.*
Genug
Des eitlen Gesprächs, genug des Fluchs,
Den ein Verräther spricht. Es fällt doch auf
Sein eignes Haupt zurück; denn Allah kann
Den nicht erhör'n, der sich an mir, an dem
Vertreter Muhammeds auf Erden hier,
So sehr vergangen hat. Er ist bestraft!
Der Himmel sei der armen Seele gnädig.
ALLE Er sei ihr gnädig.

SULEIMAN *zu Tarik*
Und jetzt zu dir, zu deiner Angelegenheit
Mein Tarik, mein geliebter Freund und Bruder.
Ich habe eure Bitten lang' erwägt
Und endlich folgenden Beschluß gefaßt:
Lebt glücklich und vereint in einer Eh'
Zusamm'n, in der ein jeder sein kann, was
Er ist. Zuerst laßt euch im Islam hier
Und dann in Spanien auf Christen Weise trau'n.
Ich selbst will bei der Hochzeit gegenwärtig
Und bei der ersten Taufe Pathe sein.
Nimm edle Christin den Araber an
Aus meiner Hand, als ein Geschenk, was dir
Nur würdig ist. In deine Heimat kehr'
Mit ihm zurück, die ich als Land dir schenke.
Regiere es mit ihm, du Königin
Als eine Perle in des Islam's Krone,
Und denke oft an mich zurück. Vergiß
Mich nicht.
GOSWINTHA O! edler Suleiman, wie soll ich dir
Vergelten, danken?
SULEIMAN Ich that nur was dem Muth
Des Tarik, deiner Lieb' gebührt. Wie du
Ja selbst gesagt, will Liebe stets belohnt sein.
TARIK So oft du mich gebrauchst, so rufe mich.
Dann will ich dir von Neuem zeigen, was du
Mir bist.
SULEIMAN Allahs Segen über euch. *Ab mit Gefolge.*
TARIK *stürzt an Goswintha's Herz*
Goswintha! Abgott meiner Seele
Du holdes Wesen, schönes Kind;
Dank sei dem Schicksal das so lieblich
An uns're Liebe Glückesfäden spinnt.
Nie möge Unglück unsre Stunden trüben,
iv77 Der Liebe Glück im Staub zerstieben!
Bin ich auch Araber, du Christ
Das bloße Wort ja nicht der Glaube ist.
Gott, Allah, wie man ihn auch nennt
Am Besten Jeder selbst erkennt.

DIE MACHT DER MOTIVE

iv79 Lustspiel

in

fünf Acten

Le but de la haute comédie est de *corriger*
les hommes en les *divertissant*.
Molière

Personen

iv80

Graf Freiberg, Privatgelehrter, reicher Großgrundbesitzer.
Malwine, Freifräulein von Geiersheim
Serena vom Strahl seine Nichten im zweiten Grad.
Benno von Echtermann, Dr. Jur.
Waldemar, Freiherr von Hilderstrom, seine Neffen im zweiten Grad
Husaren-Oberleutnant,
Seib, Pastor, sein Freund.
Horn, Pächter
Wilhelm, Gutsintendant
Martin, Kammerdiener im Dienst des Grafen
Joseph, Pförtner, ein junger Invalide
Brigitte, Wirthschafterin
Brand, Wirth des Gasthauses »Zum rothen Löwen« im Dorfe Fernheim
Konrad, Hausknecht bei Brand
Maria, Kellnerin
Ein Droschkenkutscher.

Ort der Handlung: Dorf und Schloß Fernheim in Franken.

Zeit: Spätherbst 1867.

Erster Act

iv81 *Ein einfach möblirtes Zimmer auf Schloß Fernheim. Im Hintergrunde eine Thüre und eine andere auf der rechten Seite. Links zwei Fenster.*

Erster Auftritt

Joseph, ein Invalide ohne rechten Arm und mit etwas verkürztem, linken Bein spricht im Hintergrund mit Martin. Brigitte steht am Tische, auf welchem sich ein großer Radonkuchen befindet und beschäftigt sich mit einem Blumenstrauß. Horn und Wilhelm im Vordergrund.

WILHELM Ich wiederhol' Euch, Horn, seid außer Sorge!
Der Graf schlägt sicher Eu're Bitt' nicht ab.
Ein bess'res, weich'res Herz als seines, giebt's
Auf Gottes weiter Erde nicht. Wir Alle,
Von mir herab zum Gänsehirt des Schloßguts,
Wir Alle könnten Euch davon erzählen.
Ich wäre gern bereit für Euch zu sprechen,
Weil Euch, – ganz ohne jeden guten Grund –
Der Schritt so schwer wird, wüßt' ich erstens nicht
Daß seine Gnaden jeden Mittler haßt
Und daß ihm zweitens Eu're Noth bereits
Bekannt ist. *Horn bleibt niedergeschlagen.*
Nun? Kann gar Nichts Eu'ren Muth
Erheben? Gar Nichts Eu're Last erleichtern?

HORN *aufseufzend*
Wie schwer sie wäre, hätt' ich keine Hoffnung,
Vermag ich nicht zu sagen; kann auch gar nicht
D'ran denken. Aber trotz der besten Hoffnung,
Die Sie so freundlich in mir rege machen,
Drückt ihr Gewicht mein Herz bald ab. –- Ich bin
Ein ehrl'cher Mann, Herr Intendant, hab' immer
Für Frau und Kind gesorgt mit allen Kräften
Und niemals hat mich Gott im Stich gelassen,
Doch diesen Gang – im Gange nur liegt Alles,
Was auf mir lastet. Betteln müssen –

WILHELM Betteln? Nein lieber Horn, Ihr peinigt Euch zu stark.
Nach Euch ist jede Bitte ein Gebettel.
Wo kämen wir mit dieser Ansicht hin? –
Doch, seh' ich, Euch kann nur Graf Freiberg helfen.
Und daß er hilft und auch in einer Weise,
Die nicht verletzen wird, – ich könnt's beschwören.

iv82 *Brigitte hat inzwischen den Strauß in die Öffnung des Kuchens gesteckt, diesen ergriffen und ist ganz nach vorn gegangen. Dort hat sie einen Knix vor dem Publikum gemacht und murmelt eben ein Verslein zwischen den Zähnen, von welchem man hie und da ein Wort versteht* .

JOSEPH *den Arm Wilhelms berührend*
Herr Intendant, betrachten Sie Brigitte.

BRIGITTE *macht einen letzten Knix, wendet sich um und sieht Joseph lachen.*
Ich glaub', Du lachst mich aus, Du Lufticus?
Sie setzt den Kuchen auf den Tisch.

JOSEPH Ihr lacht ja selbst!

BRIGITTE Ich lach'? Hast Du gelacht,
Als letztes Jahr die Preußen g'kommen sind
Und – – – Doch ich will Dich nit betrüben. – Aber,
Wie's damals Dir um's Herz 'rum g'wesen ist,
So ist mir's eben g'rad zu Muth. Du bist

An Allem schuld. Du hast mich ohn' Erbarm'
Weit in ein tief Gewässer 'rein geschmissen
Und stehst im Trockenen jetzt und rufst mir zu:
»Schau' zu, wie ... d'raus kommst!« Aber – aber – wenn's
Nit geh'n will und Du hilfst mit – dann gut' Nacht
Freund Seppel. –
Schau'n S', Herr Horn, die Sach' ist so:
Seit vierzig Jahren sag' ich am Geburtstag
Des gnädigen Herrn – wenn seine Gnaden mit
Auf Reisen sind – was schon sehr oft der Fall war;
Denn seh'n S', Herr Horn, als zwanzigjährig Mädel
Bin ich bei seiner Gnaden sel'gen Eltern
In Salzburg in den guten Dienst getreten.
Der Junker hatte ausstudirt und fort,
Fort ging es in die große Welt. Fünf Jahr'
Ist er uns fern geblieben. Als er kam,
War längst sein Haus veröd't; doch brachte er
Ein aufgeblühtes Röslein mit, so schön
Wie's alle hundert Jahr nur Ein Mal blüht.
O' hätten Sie die gnäd'ge Frau gekannt!
Sie war so zart, daß man hat 'glaubt der Wind
Müßt' sie wegblasen wie ein Blatt – so zart,
Daß in der größten Sonnenhitz' man gern
Ein dickes Tuch hätt' um sie wickeln mögen.
Und immer heiter, heiter wie 'ne Grasmück'.
Der Graf war ganz verdreht. Ist nimmer von ihr
Gewich'n, – hat immer nach dem Köpfchen g'schaut,
iv83 Das kaum die Last von langem, schwarzen Haar
Hat tragen können – in die großen Augen.
Mit diesen Augen war's was Wunderbares.
Glaub' gern, daß kein Mann 'neinseh'n konnt', ohn' daß
Er schwindlig wurd': Da war kein Grund zu finden.
Das rechte Leben aber fing erst an,
Als unser Herr das große Gut hier kaufte.
Mit seinem Geld allein hätt' er es niemals
Thun können; aber d' schöne, gnäd'ge Frau
War'n ausgestorb'nes Kind: ihr Geld ward gar
Nit g'zählt, Das ist mit Simmern g'messen worden.
Ja, schau'n S', Herr Horn, hier ging der Tanz erst recht los.
Da hab'n die Beiden g'spielt wie Kinder drunten
Im Park; da sind's sich nachgelauf'n; da hat er
Sie aufgehob'n, wie man 'ne Feder aufhebt,
Und ist mit ihr fortg'laufen; und sie hat
Geschrien, aber er hat auf ihr'n Mund
Sein Mund gedrückt und sie konnt' nimmer schrei'n.
Da haben's g'sungen und schön musiciret
Zusammen, daß Ei'm's Herz gebebt hat – ach!
Er hat sie nit bloß g'liebt, Herr Horn, er hat
Sie angebet't, wie man den lieben Gott
Anbeten thut. Nur weiße Kleider durft'
Sie tragen, duft'gen Moll und glänzenden
Battist und um ihr schönes Leibchen schlang
Er jeden Tag ein anderfarbig Band

Von Seide – so breit
sie deutet die Breite mit den Händen an
’s war ein saub’rer Staat.
Sonst litt er keine Zierd’ und nur in’s Haar
Kam eine dunkelrothe Blum’, die sie
Sich wählen konnt’. –--
Auf einmal aber ist
Der helle Tag zur dunklen Nacht geworden;
Denn aus dem rothen Röslein ist ein blasses,
Ganz blasses g’worden. Kann auch g’wiß nit sagen
Wie es so ’kommen ist. Wie ein frühzeitig
Schneeflöckchen war das junge Blut weg’gangen:
Da ist’s noch – und da ist’s auf einmal fort.
Sie trocknet sich mit dem Schurzzipfel die Augen ab.
Der gnäd’ge Herr hat nit geweinet, auch
Nit angestellt; doch ist er von der Leich’
Nit g’wichen, Tag und Nacht nit. Nimmer hat
Er ihre Hand gelass’n und immerfort
iv84 Ihr off’nes Haar geküßt, das um sie ’rum
Lag wie ein schwarzer Mantel bis auf’s Knie.
So war’n schon zwei Tag v’rüber und kein Mensch
Hatt’ sich getraut ihn anzured’n. Da hab’
Ich mir ein Herz gefaßt und hab’ gesagt:
»So geht’s nit länger, euer Gnaden, Sie
Verhungern«. Aber Gott! da hat er mich
Starr angeseh’n und bums! ist mir der Stimmenstock
Gefallen, – hab’ kein Wort mehr finden können.
Und wär’ Herr Seib, Hochwürden, nit gekommen
Noch Heut’ wär’ nit die gnäd’ge Frau begraben
Und Heut’ noch säß’ der gnäd’ge Herr am Sarg.
Ist’s nit so, Martin?
Martin bejaht mit dem Kopfe.
Aber wo bin ich
Denn hingeraten? Hab’ so ganz dusment
Mich im Gestrüpp verloren – Kann auch nimmer
Allein den Weg zurücke finden. Helft
Mir Kinder, fix!

HORN *lächelnd* Wir sprachen vom Geburtstag
Des Grafen und von seinen Reisen.

BRIGITTE Richtig!
Nun seh’n S’, Herr Horn, kaum war die gnäd’ge Frau
Beerdigt, ging der Herr gleich wieder fort.
Zehn Jahr’ ist er dann weggeblieben – ach!
Und hat am Anfang gar nit g’schrieben. Hab’
Mir fast die Augen aus’greint. Endlich ist
Ein Brief gekommen, von der Insel – *suchend*
J-ewa.
Und jedes Jahr dann einer. Bis an’s End’
Der Welt muß unser Herr gekommen sein;
Denn Sachen hat er mit’bracht, wie sie dort
Nur wachsen können! Schmetterlinge, größer
Als meine Hand und ganz blau, – Schlangen, – Fische
Mit Sägen an der Nas’ und langen Flügeln.

JOSEPH Brigitte. Ihr verirrt Euch wieder.

BRIGITTE Ja,
Da könnt' man tagelang erzählen, ohne
Ein End' zu finden. Nun, das wollt' ich sagen!
Seit vierzig Jahren, wenn der Herr zu Haus ist,
Wünsch' ich ihm langes Leben am Geburtstag
Und Hab' mich immer hübsch aus der Affär'
Gezog'n. Nun habens mich beschwatzt, der Martin
Und Hier der Sepp, ein Verslein vorzutrag'n
iv85 Und hab'n sich hingesetzt und hab'n ein Verslein
Gebaut und mir zum Lernen geb'n. Doch das
Will gar nit in dem alten Kasten bleiben.
Ich hab' gewußt, es giebt ein Unglück – aber
Die Fratzen hab'n mich schändlich überlistet
Und in ein Schnürleib mein frei's Wort gezwängt.
»S' ist mir ganz heiß. Wenn's nur vorüber wär«! –
Sie bindet ihre Haube auf.

Zweiter Auftritt

Graf Freiberg aus der Nebenthüre kommend. Die Vorigen.
JOSEPH Der Graf!
BRIGITTE O Jemine!
Sie ergreift den Kuchen und versteckt sich hinter Martin.
GRAF *für sich* Ich hab's mir's doch
Gedacht! *Er nickt allen leutselig zu.*
WILHELM *vortretend*
Empfangen Euer Gnaden freundlichst,
Aus warmem Herzen meine ehrfurchtsvollen
Glückwünsche. Mögen Sie noch lange denen
Erhalten bleiben, die das schöne Loos
Getroffen hat, in Ihrem Dienst zu steh'n.
ihm herzlich die Hand schüttelnd
GRAF Ich danke Ihnen Wilhelm. Ihre Liebe
Zu mir ist mir bekannt und thut mir wohl.
MARTIN Noch hundert Jahre, Ecksellens.
Er will dem Grafen die Hand küssen; dieser verhindert ihn daran.
GRAF *lächelnd* Ei, Ei!
Was sind das für napolitan'sche Sitten?
Spukt immer noch das schöne Land in Dir,
Wo man die Excellenz so billig wie
Den Handkuß kauft und Beides für zwei Pfenn'ge?
Wann wird Dein Graukopf endlich weise werden?
BRIGITTE *zu Joseph*
G'schwind hinter mich und aufgepaßt.
Sie tritt vor und macht zwei Knixe.
Schönen guten Morgen, Herr Graf!
So viel aus diesem schlechten Kuchen –
Sich Stücke schneiden lassen thun – –
Sich Stücke schneiden lassen thun – – –
JOSEPH *soufflirend* Nicht dicker als ein Messerrücken –
BRIGITTE *hastig* Nicht dicker als ein Messerrücken – –
iv86 *sehr verlegen*
Nicht dicker als ein Messerrücken – – –
JOSEPH So viele Jahr' –
BRIGITTE So viele Jahr' –

JOSEPH So viele Jahr' noch möge ruh'n –
BRIGITTE So viele Jahr' noch möge ruh'n,
In Glück, Gesundheit, ohne Schaden,
Euer Eksellenz, Euer Gnaden.
GRAF *nimmt ihr den Kuchen ab und giebt ihn Martin;*
dann erfaßt er ihre beiden Hände.
Das hast Du gut gemacht, Brigitte.
BRIGITTE Nein,
Herr Graf, das hab' ich nit gut g'macht. Und's geschieht
Mir ganz recht, weil ich mich von so'nem Fratz
Wie dieser Seppl ist, hab' fangen lassen.
Ich hätt' mei'm G'fühl nit mißtrau'n soll'n, das gleich
In lichten Flammen g'standen hat, als ich
Den guten Kuchen dort 'nen schlechten Kuchen
Hab' tituliren sollen. Was, hab' ich
Gesagt, giebt man 'nen schlechten Kuchen zum
Geschenk und ist mein Backwerk schlecht je g'wesen?
Ihr Sappermenter, hab' ich g'sagt, ihr wollt
Mich 'utzen. Aber seh'n S', da sind sie über
Mich her g'fallen, als ob ich g'stohlen hätt'
Und hab'n gesagt: Das sei so Lebensart
Und wie man nur so dumm sein könnt' – ja denken S'
Herr, – wie man nur so dumm sein könnt' und der da,
Der alte Heuchler –
auf Martin deutend ist ganz munter g'worden
Und hat am Lautesten g'schrien. Nun ist's gescheh'n
Und bei der Schanden liegt der Spott als Zugab'.
Doch bin ich g'scheiter als ihr glaubt. – Herr Graf,
Ich gratuliere Ihnen frank und frei,
Wie mir der Schnabel g'wachsen ist. Gott nehm'
Sie lange Jahre noch in seine Obhut
Und wann die letzte Stund' halt kommt, da mög'
Er mich vorher abrufen, daß ich Ihnen
Ein gut Quartier Dort oben machen kann.
GRAF So sei's, Du treue Alte. –
wendet sich zu Joseph, dem er gleichfalls die Hand giebt,
heiter Joseph, Du
Verdienst von mir gestraft zu werden –
BRIGITTE Lassen's
Nur gut sein, gnäd'ger Herr. Den kann ich halt
iv87 Am Besten strafen und ich will's schon machen.
GRAF Ei, Horn! Ihr auch Hier?
HORN Gnädigster Herr Graf!
Erlauben Sie auch mir, an diesem Tag
Aus vollem Herzen Ihnen Glück zu wünschen,
Ich kam aus einem and'ren Grund zwar her,
Doch froh erfass' ich die Gelegenheit.
GRAF Ich dank' Euch. Und womit kann ich Euch dienen?
HORN Sie sind zu gütig, Herr. Ich bitte um
Zwei Worte, wenn es Ihre Zeit erlaubt,
Allein mit Ihnen.
GRAF Gerne.
zu den Anderen Nun, ihr Kinder

Ich sag' auch Allen nochmals schönen Dank.
Das Weit're wird sich finden. –
Jetzt Brigitte,
Zum guten Kuchen einen guten Kaffee.
BRIGITTE *forteilend* Gleich – gleich!
Alle außer dem Grafen und Horn ab.

Dritter Auftritt

Graf. Horn.
GRAF Ihr habt nicht gut geerntet, Horn,
In diesem Jahr?
HORN Ich hatte gnäd'ger Herr,
In Korn totalen Mißwachs. Alle Müh'
Und alle sau're Arbeit sind umsonst
Gewesen. Euer Gnaden sehen mich
Deßhalb auch hier. Schon seit Martini will
Ich Tag für Tag zum Schloß und immer wieder
Bin ich auf halbem Wege umgekehrt.
Heut' endlich ist der sau're Gang gelungen.
Ich komme ohne Geld – – ich kann – ich kann
Vor nächster Ernte Euer Gnaden nicht
Befried'gen. Aber, keinen Heller, sicher,
Herr Graf, – Sie sollen keinen rothen Heller
An mir verlieren. Wäre letztes Jahr
Die Frucht, die gar nicht übel stand, von uns'ren
Soldaten und den fremden Truppen nicht
Zum Theil zu Lagerstroh verwendet, theils
Von ihren Pferden eingestampfet worden, –
Wozu die schwere Einquartierung kam –
Gewiß, ich könnt' den Ausfall heuer decken.
iv88 Doch eine doppeljähr'ge Mißernt' bin
Ich nicht im Stand zu tragen. Und, wie selten
Ein Unglücksschlag allein uns trifft, so ist
Mein Haus den lieben langen Sommer durch
Ein Lazareth gewesen. Erst ergriff
Das Nervenfieber meine Frau und dann
Die beiden jüngsten Kinder. Nicht, wie ich's
Gewohnt bin, konnte ich den Tagelöhnern,
Den Knecht' und Mägden nachgeh'n, ihre Arbeit,
Wie sich's gebührt, mit Sorgfalt überwachen.
Dadurch ist großer Schaden mir erwachsen;
Denn wo die Aufsicht fehlt, da folgt der Diener
Gleich willig seinem großen Hang zur Trägheit,
Weil er vom Wohl des Herrn das sein'ge trennt.
Drum wollen Euer Gnaden nicht erzürnt sein,
Daß ich von Ihnen eine Zahlungsfrist
Erbitten muß. Durch Faulheit nicht, – nicht durch
Verschwendung kam der Notstand in mein Haus.
Gott weiß es und wird auch weiter helfen.
Zwar brauchen Sie nach allem Diesen nicht
Zu fragen und Sie wär'n in vollem Recht,
Schiff und Geschirr zu pfänden; – aber Herr,
Sie wollen nicht das Elend Ihres Nächsten.
Sie haben mir durch bill'gen Zins und tausend

Erleichterungen Ihren edlen Sinn
So klar gezeigt, daß ich gewiß umsonst
Mich pein'ge, – ja! ein Unrecht thu', an ihm
Zu zweifeln! –

GRAF Lieber Horn, Ihr tut mir leid. –
Doch sagt: Ihr hattet viele gute Jahre;
Die Pacht ist niedrig, wie Ihr selber zugebt,
Wenn Ihr recht sparsam Haus gehalten habt,
So könnt Ihr schwerlich ohne Mittel sein?

HORN Gewiß, Herr Graf, wär' ich ein reicher Mann,
Hätt' ich, wie's meine guten Eltern hielten,
Den jährl'chen Überfluß in blanken Gulden
Und Kronenthalern in die Truh' gelegt,
Und meine Kinder Steine brechen lassen,
Als ich hinaustrat in die Welt, enthielt
Mein Sack ein schweres Sümmchen allerdings,
Doch war mein Kopf so leicht wie Spatzenspreu
Und in ihm war stockfinst're, kalte Nacht.
In jedes Räubers Hand lag meine Zukunft
Und ein nur wenig stärk'rer Arm als meiner,
iv89 Hätt' mich vom reichen Bauerssohn zum Knecht
Auf Lebensdauer machen können. Bitter
Empfand ich mein geringes Wissen. Keine
Demüth'gung wurde mir erspart als ich
Nach Höh'rem strebte und ich lernte einseh'n
Daß Bildung nur die Stände wirksam ausgleicht
Und uns veredlen kann zu guten Menschen.
Ich habe nachgeholt so viel ich konnte;
Doch ist die Jugend nur die Zeit zum Lernen
Und hundertmal hab' ich geschworen, wenn
Mein Kopf beim besten Trieb Nichts fassen wollte,
Daß meine Kinder Alles lernen sollten.
So hab' ich's auch gehalten. Sehen Sie,
Herr Graf, an ihnen hängen meine Gulden
Und blanken Kronenthaler und schwer werden
Mir gute Zinsen eingezahlt. Ruh'g kann
Ich jede Stund' die Augen schließen. Denn
Die Kinder tragen einen Schatz in sich,
Der sie zu freien Menschen macht und den
Kein Räuber ihnen nehmen kann.

GRAF Gebt mir
Die Hand, mein lieber Horn. Wenn alle dächten
Wie Ihr, es stünde besser um die Menschheit.
Ihr habt ganz recht vermuthet, daß ich Euch
Nicht hätte stecken lassen; aber jetzt
Muß ich viel weiter geh'n. So will's mein Herz.
Die Pacht für dieses Jahr ist Euch erlassen.

HORN O gnäd'ger Herr! Sie scherzen – tausend Thaler?!

GRAF Kein Wort des Danks! Das schuld' ich Euch und mehr
Gehört mein Geld denn wirklich mir allein? [noch. –
Ist nicht der Schweiß von Tausenden darin
Enthalten? Und die Vielen, die es mehrten
Und stets noch mehren helfen, sollen Die

In Armuth darben, während ich behaglich
Die Frucht genieße? Glaubt mir, Horn, einmal
Zum Wenigsten, entsteht im reichen Mann –
Und wär sein Herz so hart wie Stein und Eisen –
Die Frage: Welches Recht hast Du an Deinem
Besitz und einmal wenigstens, wird er
Bedenklich werden. Ein'ge aber werden
Von dieser Frage an bedenklich bleiben.
So ging's auch mir. Und wer dann sein Gewissen
Befried'gen will, wird zwar das Capital
Nicht mit dem Nächsten theilen, aber den
iv90 Ertrag.

HORN *welcher mit dem größten Erstaunen zugehört hat, er faßt des Grafen Hände und ruft*
Gott segne Sie! Gott segne Sie! *Eilig ab.*

Vierter Auftritt

Graf allein. Er sieht Horn's Hut liegen und geht zur Thüre.

GRAF Ihr habt ja Eu'ren Hut Vergessen, Horn! –
So hört doch, Horn! – – –
zurückkehrend Der Mann ist wohl verrückt
Geworden! – – –
nach einer Pause
Weit noch ist Dein Weg, noch weit
Zum Ziele, arme Menschheit! –
Er geht ans Fenster; überrascht.
Ah! Sieh da!
Der erste Schnee! – – – – –
Nun kommt Erinn'rung mächtig
Und freundlich über mich. Den Schwarzwald seh' ich –
Die von der Schneelast tief gebeugten Zweige
Der dunklen Riesentannen – dort die Lichtung –
Den schönen Weg zum Schloß – das Schweizerhäuschen –
Den Park – Schloß Windeck – Dich – – Dich schönes Kind,
Mein süßes Weib! – –
Er zieht ein Bild hervor, betrachtet es lange innig und küßt es.
Mein treues gutes Clärchen!
Ein Jahr bloß fiel Dein helles Augenlicht
Auf meine Bahn und dieses Jahr schien mir
So kurz, wie eine Juninacht – doch gäb'
Ich den vergangenen Traum nicht für die größten
Zukünft'gen Freuden hin. –--
Und wieder ist
Ein Jahr entfloh'n und kürzer um ein Jahr
Ward wieder uns're Trennungszeit. – In Nacht
Gehüllt, die nie ein Licht erhellen wird,
Liegst Du, o Welt jenseits des Grabes! Der Geist
Des Menschen, unermüdlich thätig, forschend,
Und unablässig rüttelnd an dem Thor,
Das Dich verschließt, bevölkert Dich mit Bildern
Des Wahnes oder leugnet kalt Dein Dasein.
»Die Menschenseele ist der ganze Mensch
Und nur die Seele lebet fort, die sich
iv91 In neuen Menschenkörpern froh verjüngte.« –
So spricht die strenge ernste Wissenschaft.

Und eine Religion im fernen Osten,
Die mehr Bekenner zählt als Christi Lehre,
Verheißt sogar die völlige Vernichtung
Dem heil'gen Büßenden als Siegerkrone;
Dem Bösen bleibt als Strafe dieses Leben. –
Das Herz, indessen läßt nicht von der Hoffnung,
Der süßen eines frohen Wiederseh'ns
Und ahnt ein Weiterleben mit den Lieben,
Die uns auf dieser Erde nahe standen.
Wer gäbe dieser Hoffnung ungern Raume?
Es wird stark angeklopft.
Herein!

Fünfter Auftritt

Pastor Seib macht die Thüre auf und bleibt in derselben stehen.
GRAF *kopfschüttelnd auf ihn zugehend* Ei! Ei! Ei!
SEIB *mit emporgehobenen Armen* Na! Na! Na! Man wird
Doch Euerer Gestrengen ohne Strafe
Wohl gratuliren dürfen?
Sie umarmen sich herzlich.
GRAF Sag' es nur
Heraus: Noch hundert Jahre! Hast Du wirklich
Den Muth, ein läng'res Leben mir zu wünschen?
SEIB Ich wünsch' es Dir, wie man fast Alles wünscht:
Aus Selbstsucht. Wenn ich todt bin, kannst Du geh'n
Wann's Dir gefällt; allein, so lang' ich lebe
Verlang' ich die Gesellschaft Deiner Gnaden.
Was thät' ich denn, mein alter Freund, allein
Auf diesem »Hühneraug' des Weltgeists«? – Wahrlich
Es gäb' ein Unglück, wenn ich nicht sofort
Aus Langeweile stürbe.
GRAF Egoist!
SEIB Wer ist es nicht? Der Egoismus hält
Die Welt zusammen, weil er trennend wirkt.
GRAF Wie paradox!
SEIB Wie wahr! Denn ohne ihn
Was wär' das Weltall anders als ein Punkt,
Ein mathematischer dazu – ein Nichts,
Rein gar Nichts. Oder – wenn man will – ein Ding
Von unbegrenzter Größe, aber ohne
Gestalt und Leben. –
iv92 Deutlicher beweise
Ich diese klare Wahrheit so: Hört heute
Der Egoismus auf, kommt morgen, Freund,
Das Himmelreich, das heißt der Untergang
Der Welt. Verstanden?

Sechster Auftritt

Brigitte bringt ein Kaffeeservice und stellt es auf den Tisch. Die Vorigen.
GRAF Wie gerufen kommst Du,
Brigitte. Unser Seelenhirt sprach eben
Vom Untergang der Welt und ohne Dich –
BRIGITTE *entsetzt den Arm des Pastors ergreifend*
Hochwürden, geht sie wirklich unter? Ach,

Wo flüchtet man am Beßten hin, Hochwürden?
Seib Beruh’ge Dich, Brigittchen. Dem Prophet
Im Wochenblättchen ist was Menschliches
Passirt. Er hat in seiner Rechnung sich
Um hunderttausend Jahr’ geirrt. So alt
Willst Du doch schwerlich werden?
Brigitte *aufathmend* O! Sie nehmen
Mir einen Mühlstein von dem Herzen ab.
Graf Den Schreck hast Du verdient, weil Du, recht vorlaut,
Mich unterbrochen hast. Ich wollte sagen,
Daß ohne Dich, Hochwürden mich gefesselt
Und ich – die Gäste ganz vergessen hätte.
Seib *in höchstem Erstaunen*
Du – Gäste? – Gäste? –
Fällt der Himmel ein?
Graf *mit feinem Lächeln*
Für Egoisten eine fest’re Burg.
Seib Dein Geld?
Graf Du hast’s errathen.
Seib Rede!
Graf Warte!
Seib Tyrann! Despot!
Graf Erst eine Tasse Kaffee
Und von Brigittens köstlichem Gebäck
Ein derbes Stück.
Brigitte *geschmeichelt* Zu große Güte, Herr!
Sie präsentirt die Tassen.
Ich wünsche allseits guten Appetit.
Seib Ich danke Dir, Brigittchen.
iv93 Graf Danke, Danke. *Brigitte ab.*

Siebenter Auftritt

Die Vorigen ohne Brigitte.
Seib Ich denke, leichter fließt die Rede während dem Trank –
Graf Das ist verkappte Neugier. –
launig Ach,
Hochwürden, leichter ist es Tugend lehren,
Als Tugend üben! –
Seib *mit komischer Entrüstung* O, Du irrst! Du irrst!
Graf Ich fühle Mitleid mit Dir Ärmsten. Nun
So höre. –
Vierzehn Tage sind es heute –
Ich saß genau an diesem Platz und las
In Deinem schönen Briefe aus Meran
Da wurde mir auf einmal sonderbar
Zu Muthe. Vor die Augen legte sich
Ein dichter schwarzer Schleier und indem
Ich deutlich fühlte, wie zum Sitz des Lebens
Die Kräfte alle aus dem Körper flossen,
Schwand mein Bewußtsein völlig hin. Zwei Stunden
Beherrschte mich die tiefe Ohnmacht. Nur
Mit Mühe weckten Martin und Brigitte,
Mit kräftigen Essenzen meine Sinne.
Es schien, als ob mit Widerwill’n zum Licht

Des Tags mein Lebensgeist zurück sich wende.
Der Vorfall war, mein guter, alter Freund,
Die erste Mahnung aus dem Reich des Tod's.
Seib Ach! Thorheit!
Graf Fünfundsechzig Jahre lasten
Auf meinen Schultern. Alterchen, was hülfe
Die Täuschung? Sagen wir es frei heraus:
Nur wen'ge Tropfen noch hat unser Docht
Zu saugen. Trüb schon flackert unser Flämmchen!
Seib *mit seinem Stock kräftig aufstoßend*
Hollah! Ich spür' noch Nichts davon. Ich nehm's
Mit Jedem auf, der zwanzig Sommer zählt.
Graf Auf einmal aber ist's gescheh'n. –
Hör weiter.
Die Schwäche, die der Ohnmacht folgte, zwang
Mich ohne Gnade auf ein Dornenlager.
Seit zwei Dezennien fand kein einz'ges Mal
Die Sonne mich im Bett und nun mußt' ich
iv94 Es hüten, während draußen Wald und Flur
Im schönsten Farbenschmuck des Herbstes prangten.
Den Zorn verdrängte rasch die größte Wehmuth
Und Fatalist vom Wirbel bis zur Zehe,
Das heißt durchdrungen von der ew'gen Wahrheit,
Daß Alles mit Nothwendigkeit geschieht,
Befahl ich meinem Geist, des Übels Zweck
Zu suchen. – Und er fand' ihn bald. – Ich ward
Zu vierundzwanzig Stunden Haft verurteilt,
Damit ich, – was zu thun ich sonst gewiß
Verabsäumt hätt', – zu einem Testament
Gerechten Sinnes den Inhalt sammeln könne.
Seib *schalkhaft*
Ich hoffe, Freund, zur guten Stunde schwebte
Mein Bild vor Deinem güt'gen Aug'!?
Graf *schüttelt lächelnd den Kopf* Du Thor!
Ein kluger Mann –
Seib Still! Still! Ich weiß schon was
Du sagen willst. Fahr' fort, o kluger Mann!
Graf Es war ein saures Stückchen Arbeit, Freund,
Bis sich aus einem Wirrwar ohne Gleichen,
Ein allgemeiner Umriß klar erhob.
Mein Reichthum machte mir zum ersten Mal
Zu schaffen und nach Alexander rief
Ich aus: Wär' ich kein Millionär, möcht' ich
Ein Bettler sein. – Sternschnuppenähnlich flogen
In jedem Augenblicke and're Namen
Und and're Zahlen durch mein Hirn, so rasch
Verschwanden sie, die kaum entstanden waren.
Das Ende war, daß ich in gleiche Hälften
Die drei Millionen, die ich habe, theilte.
Die eine Hälfte mach' ich auf die Schlösser
Und Güter fest und den Ertrag erhalten
Zu gleichen Theilen Armuth oder Unglück.
Die andre Hälfte erbt, nach Abzug von

Legaten für die Dienerschaft, Jemand – –
Den ich noch suche.
Seib Ah! Schon wieder naht
Sich Satan meinem Herzen.
Graf Tret' ihm auf
Den Pferdefuß. –
Daß meine einz'ge Schwester
Im Frühling ihres Lebens starb, ist Dir
Bekannt. Du weißt auch, daß mein liebes Weib
iv95 Der einz'ge Sprößling ihrer Eltern war
Und daß sie ohne Leibesfrucht verwelkte.
Directe Erben hab' ich demnach keine.
Dagegen würden sich, nach meinem Tode,
Der Indirecten eine Anzahl stellen.
Mein Vater hatte eine Schwester, Emma,
Vermählt mit dem Baron von Hilderstrom,
Ein Wiener Cavalier vom reinsten Wasser.
Sechs Kinder war'n die Früchte dieser Ehe.
Vier Söhne: Emil, Hugo, Adolf, Carl –
Zwei Töchter: Anna und Louise. – Emil –
Entsinnst Du Dich des flotten Burschen?
Seib Ei Gewiß! Wie kannst Du fragen, altes Haus?
Die ganze Heidelberger Zeit wird wach!
Graf Er trat in seines Landes Dienst und wie
Ich in der Zeitung kürzlich las, verwaltet
Er rühmlich das ihm anvertraute Amt.
An ihn nun wandt' ich mich, um über seine
Geschwister Näh'res zu erfahr'n. Ich bat
Ihn, mein fast vierzigjährig Schweigen gütigst
Mir zu vergeben, es, so gut ich konnte
Mit meinen Reisen, meiner Gattin Tod
Und dem daraus entstand'nen Überdruß
Am Leben motivirend. – Eine Antwort,
Die Überfluß von liebenden Gefühlen,
Belehrte mich, daß Carl, ein Thunichtgut,
Nach Algier ging und dort verschollen ist; –
Daß Adolf und der wack're Hugo bei
Hagenta fielen, – beide led'gen Standes; –
Daß Anna in der Stadt Hannover wohne,
Als Frau von Geiersheim mit sieben Kindern; –
Marie-Louise eine Witwe sei,
Von Echtermann, die sehr zurückgezogen
Mit einem einz'gen Sohn in Darmstadt lebe; –
Und schließlich, daß er selbst zwei Söhne habe. –
Zwei Basen und ein Vetter können also
An mein Besitzthum einen Anspruch machen: –
Jetzt zu der and'ren Seite. –
Meiner Frau
Verwandtschaft war nicht groß. Sie hatte eine
Cousine. Diese ward, zugleich mit uns,
Mit einem württembergischen Major,
Dem Herrn vom Strahl vermählt. Auf's Gradewohl
Schrieb ich an seine Excellenz, den Herrn

iv96 Gen'ral von Strahl, rief mich in sein Gedächtniß
Zurück, und bat ihn, weil ich im Begriff sei
Ein Testament zu machen, mir zu sagen,
Ob Gott mit Kindern ihn gesegnet habe.
Und siehe da! ein ungeknickter Bogen
In riesigem Couverte brachte mir
Die Antwort. Martin überreichte mir
Den Brief auf einer großen Tortenschüssel:
So hatte in erregter, stürm'scher Sitzung,
Der hohe Küchenrath beschlossen. – Ritter
Von irgend einem Orden bist Du
Geworden, dacht' ich, brech' das Siegel auf,
Seh' nach der Unterschrift und les': Serena
Vom Strahl.
Er geht an ein Bureau.
Hier ist der Brief. Betracht' ihn Dir
Genau. Hat je ein solches Musterstück
In deiner Hand gelegen? Sind es nicht Lettern,
Wie die von Liebenden in Buchenrinden
Geschnitt'nen? Diese strahlende Serena
Muß, ihrer Schrift nach, eine Brunhild oder
Kriemhilde sein! – – –
Der General, ihr Vater,
Und ihre liebe Mutter sind nun auch
Nicht mehr! Was thun wir eigentlich noch hier?

SEIB *das Schreiben entfaltend und prüfend vor sich hinhaltend*
In Schrift und Styl liegt viel Character. Fraun!
Ich liebe diese dicken, großen Striche.

GRAF Jetzt kommt das Ende. Im Besitz der Briefe
Von Emil und Serena, sandte ich
Sofort nach Darmstadt, Wien, Hannover und
Dem Strahl – er muß ein alter Burgrest sein –
Ein Schreiben dieses Inhalts:
Geehrter Vetter, respective Base!
Die Modificationen in dem Brief
An's Strahlenfräulein wirst Du denken können.

Vor vielen Jahren verfaßte ich, in trüber Stimmung, ein Testament, worin ich mein ganzes Vermögen an milde Stiftungen vermachte. Eine Krankheit, die mich in diesem Sommer traf, weckte mein Gewissen in so ferne, als ich Mir sagen mußte, daß sich unter meinen Verwandten Jemand befinden könne, welcher das Vermögen verdient. Ich beschloß demnach, von meinen Basen und Vettern – da ich alt und gebrechlich bin und nicht reisen kann – je ein Kind zu |
iv97 mir zu laden, Alle zu prüfen und wenn sich Eines Unter ihnen befindet, welches mir gefällt, dasselbe zu Meinem Erben einzusetzen. Ich ersuche Sie deshalb, mir Eines Ihrer Kinder auf acht Tage zu überlassen.

Der Tag, an welchem ich die Geladenen – sie sind Hoffentlich nicht unter zwanzig Jahre alt – erwarte, ist der Achtzehnte dieses Monats. Wer später kommt, wird nicht Berücksichtigt werden. – Schloß Fernheim liegt eine Stunde von Sternburg, Eisenbahnstation.

Vier Gäste werden demnach heute so
Gewiß erscheinen, wie dies Stück Papier
Zur Erde fallen muß, lass' ich es los.

SEIB Und wie gedenkst Du sie zu prüfen, Freund?

GRAF Fast hätt' ich die Hauptsach' ganz vergessen.
Mein Brief ist farblos. Höchstens kann man wähnen
Daß ich ein Sonderling voll Grillen sei,
Nur flüchtig hab' ich in der Jugend meine
Verwandten – unsern Emil ausgenommen –
Geseh'n. In ihrem Sinne haftet die
Erinnerung an mich bestimmt nicht mehr;
Und was den Vetter Emil anbelangt,
So wird mein Bild so wenig klar in ihm
Noch leben, wie in mir das sein'ge. Ferner
Wird er als Weltmann sich schon sagen müssen,
Daß sehr gewagt ein Schluß vom Jüngling auf
Den Greis – bei aller Angeborenheit
Der Eigenschaften – ist. Mit einem Wort,
Ich hege die Gewißheit, daß kein Vetter
Und keine Base wagen wird, mein Herz
Zu schildern – ich mithin für meine Gäste
Ein Buch mit sieben Siegeln, – ganz besonders
Für's harte Fräulein auf dem Strahl – sein werde.
Es steht mir also frei mich zu verstellen.
Soll ich zu diesem Mittel greifen, oder
Soll ich mich geben wie ich bin? Die Wahl
Hat meinen Geist gar sehr beschäftigt. Schließlich
Entschied' ich für die Maske. Meine Gründe
Sind diese: Zeig' ich offen meine Liebe
Zum gold'nen Licht der Freiheit, sei's im Staate,
Sei's in der Kirche – meine Weltanschauung,
Gegründet auf die Herrschaft der Vernunft –
Mein Herz, das sich von aller nied'ren Gier
Nach Gold und thierischem Genuß befreite
Und das die Thräne eines Kindes rührt, –
iv98 Kurz, wie ich denke, wie ich wirklich fühle, –
So öffne ich der Heuchelei mein Haus.
Wer um das Erbe wirbt und dessen Herz
Im Argen, dessen Geist in Knechtschaft liegt,
Wird sich bemüh'n mir ähnlich im Character
Und in der Denkungsart zu scheinen, denn
Wer wüßte nicht, daß auf die Dauer nur
Das Gleiche uns erfreuen kann? Dem Zufall
Wär' ohne Zweifel völlig überlassen
Die Wahrheit an den Tag zu bringen. –
Freilich
Läßt sich die angeborene Natur
Nicht immer mit Erfolg verleugnen; aber
Die Macht des Geistes über uns'ren Willen
Ist stärker als die meisten Menschen glauben.
Man hat von Selbstbeherrschung Fälle, welche
An's Wunderbare streifen; wo Personen,
Um irgend einen Vortheil zu erlangen,
Durch volle Jahre eine Maske trugen
Und sie selbst dann nicht niederlegten, wann
Sie unbewacht sich wußten.
Wie nun könnt' ich

Das echte Gold vom falschen unterscheiden?
Du siehst, ich bin zur Larve condemnirt.
Sie nur gestaltet volle Überraschung,
Das einz'ge Mittel Heuchler zu entlarven.
Die Frage, wann ich sie am Beßten trüge,
Am Anfang oder in der Mitt' der Prüfung,
Ist auch erledigt. Ich entschied mich für
Den Anfang.

SEIB O, bestimmt! Auf diese Weise
Erkennst Du von den starkversuchten Sündern
Den Beßten gleich – wenn, was ich sehr bezweifle,
Ein Viertelsguter unter ihnen ist.
Ich bin vielmehr der Ansicht, daß sie Alle
Dir nach dem Munde reden werden, Freund.
Und welche Menschengattung willst Du spielen?

GRAF Den Geizhals und den Freiheitsfeind auf allen
Gebieten.

SEIB Freundchen! Freundchen! Hast Du auch
Bedacht, ob Du die Rolle bis zu Ende
Wirst führen können?

GRAF Trage keine Sorge.
Die Sache macht mir einen großen Spaß
iv99 Und das Motiv der ganzen Mummerei
Wird in gefährl'cher Stunde mich beschützen.

SEIB Wenn nur Dein Ruf im Dorf – die Dienerschaft, –
Brigitte vorzugsweise, – keinen Strich
Durch Deine Rechnung macht.

GRAF Da kann man helfen.
Ich führe eine Art Hausordnung ein,
Die einen Ring um meine Gäste legt.
Und sollte Einer auf dem Weg Hierher
Mich loben hören und dann später mich
Nicht lobenswürdig finden, würd' er eh'r
An des Berichterstatters Worten, als
An meinen zweifeln. Denn ein Schloßherr hat
Zu viel Gewalt, als daß die Bauern ihn –
Ist er auch ein Tyrann – zu schmähen wagten.
Für Martin dann und Joseph steh' ich ein.
Brigitte allerdings – allein auch sie
Wird mich nicht stören, wenn sie weiß, wie viel
Von ihrer Klugheit abhängt.

SEIB Welchen Plan
Wirst Du befolgen?

GRAF Keinen, lieber Heinrich!
Ich weiß, er würde mir sofort durchkreuzt.
Ich folg' dem Sprichwort: kommt der Tag, so bringt
Der Tag. Ich bleibe trotzdem Herr der Lagen,
Weil ich zu jeder Zeit verschwinden kann.

SEIB *nach einigem Nachdenken*
Bei aller Anerkennung Deiner Klugheit,
Eracht' ich ein gerechtes Urtheil kaum
Für möglich. Deine Millionen sind
Ein Abgrund, der den tugendreichsten Menschen

Verwirren würde. Deine Gäste werden
Wie über Einen Kamm der Heuchelei
Geschoren sein und fällt die Hülle von Dir,
Ist der gewiß am wenigsten erstaunt,
Der sich am Beßten zu verstellen wußte:
Er hat gesiegt.

GRAF Wer allzu viel bedenkt,
Der wird erfolglos wirken immerdar.
Ich habe eine Ahnung, daß das Spiel
Mir glückt.

SEIB Und ich ein Vorgefühl, daß Du's
Verlierst. – Ein inn'ges Mitleid mit den Armen,
Die Dein Sirenenlied hierher verlockte,
Erfüllt mich ganz. Ein edles Fünkchen lebt
Vielleicht in Einem oder in dem Andern:
Der Anblick Deines Golds wird es ersticken
Und dafür hundert Teufel in ihm wecken,
Die er in seinem ganzen Leben nicht mehr
Einschläfern kann. – Bedenke Freund, die Macht
Des Geldes. Jeglichen Genuß stellt's vor
Und unser Wesen ist im inn'ren Kern
Genußsucht. Selbst der reinste Mensch verleugnet
Nicht den Character ganz der Gattung. Thiere
Sind wir und zwar die wildesten, weil wir
Zuletzt entstanden sind. Die schlimmsten, weil
In unserer Vernunft Giftblasen, Krallen,
Stoßzähne, Hörner, Schnäbel und so weiter
Vereinigt sind.

GRAF *mit scherzhafter Verbeugung*
Mein theures Nashorn, meine
Geliebte Klapperschlange, schönen Dank
Für Deine Predigt.

SEIB Halte Dich nur nicht
Für einen Tugendspiegel. Richte mild
Die Splitter in den Augen Deiner Neffen
Und Nichten; insbesondere trage Rechnung
Dem alten Wort: Gelegenheit macht Diebe.

GRAF Ich bin ein Schüler von Spinoza und
Vom Königsberger. – Ist das nicht genug
Bürgschaft für unbedingte Toleranz
Und für die größte Nachsicht? – – Übrigens
Verbiet' ich Dir acht Tag' lang meine Thür,
Wenn Du nicht fest versprichst, aus meinem Spiel
Die Hand zu lassen.

SEIB *giebt ihm die Hand* Hier – auf Ehrenwort
Erkenn' ich die Neutralisierung an. –
Und jetzt noch Eines. – Geh' ich wirklich ganz
Leer aus?

GRAF Still! still! Bist du nicht Junggeselle
Und Fernheim's reichdotirter Pastor: Beides
Durch meine gütige Verwendung?

SEIB Ich
Bin starr! Durch Deine Güte – ich – ein – Jung-

Geselle?
Graf Auf Pistolen! Auf Pistolen!
Seib Ich rette mich. Adieu!
sie schütteln sich die Hände Ich sprech' vielleicht
iv101 Schon morgen vor. Inzwischen: gutes Glück!
Graf Adieu! *Pastor Seib ab.*
Graf Freiberg schellt, worauf Martin erscheint.

Achter Auftritt

Graf. Martin.
Graf Ruf Joseph und Brigitte zu mir
Und komme mit.
Martin Soeben, gnäd'ger Herr,
Fuhr eine leere Droschke in den Hof.
Der Kutscher brachte einen kleinen Koffer,
'Nen Reisesack und – einen Geigenkasten.
Ein Fräulein, sagt' er, habe ihn voraus
Geschickt. Auf halbem Wege sei sie trotz
Der Kälte ausgestiegen, habe sich
Auf einen kleinen Stuhl vor eine Eiche
Gesetzt und, wie es schien, sie abgezeichnet.
Da sei ein Herr gekommen; Dieser habe
Sich neben's Fräulein hingestellt und endlich
Hab' ihn das Fräulein fortzufahr'n geheißen.
Graf Geschwind! geschwind! *Martin ab.*
allein Des Fräuleins Eile mich
Zu sehen ist nicht groß. Es hält bestimmt
Unwiderstehlich seiner Jugend Reize
Und fühlt den Siegerkranz schon in den Locken!

Neunter Auftritt

Graf. Martin. Brigitte. Joseph.
Graf Brigitte, sind die Zimmer für die Gäste
In Ordnung?
Brigitte Ganz in Ordnung, gnäd'ger Herr.
Kein Stäubchen ist darin und blüthenweiß
Sind alle Betten.
Graf Schön. Nun hört mich an.
Ihr könnt euch denken, daß ein wicht'ger Zweck,
Den ich erreichen will, erreichen muß, –
Allein aus meiner stillen Lebensweise,
Aus meiner lieben trauten Einsamkeit
Mich reißen konnte. – Soll ich ihn erreichen,
So muß ich anders scheinen als ich bin,
So muß ich in den Augen meiner Gäste
Ein geiz'ger Mann sein, der in seiner Brust
iv102 Ein Herz von Stein trägt, keinen Funken Liebe
Für seinen Nächsten hat. Von euch besonders
Hängt der Erfolg nun ab. Mit einem Wort,
Mit rascher unbedachter Rede könnt
Ihr leicht zerreißen, was ich mühsam spinnen
Und weben werde. Deßhalb muß in Allem,
Was ihr von jetzt ab denkt und saget, immer
Die größte Vorsicht und Beherrschung walten.

Mit Fragen wird man Euch bestürmen, wird
Wie man zu sagen pflegt, die Zungen euch
Mit mancherlei Versuchen ziehen wollen.
Ertheilt die Antwort knapp und bündig – stets
Im Aug' behaltend, daß ihr einem Knauser
Und Hungerleider dient. In solchem Dienst
Fühlt man sich nie behaglich, singt und lacht
Man nicht und murrt beständig hinter'm Rücken
Des Herrn. Man bleibt darin aus Noth und steht
Fortwährend auf dem Sprung um durchzugeh'n,
Sobald man kann. Ihr dient mir auch deßhalb
Seit kurzer Zeit. Bei schwier'gen Fragen stellt
Euch dumm und sagt: »Da weiß ich nicht Bescheid.«
Auch könnt ihr zu den Ohr'n die Schultern zieh'n
Und heimlich flüstern: »Ja, dürft' man nur reden!«
Dann trollt ihr, aber eilig ab und holt
Euch Rath bei mir. – Der ganze ob're Stock,
Brigitte, wo die guten Zimmer sind,
Bleibt fest verschlossen. Dieses Zimmer ist
Das Beste, keine Stube wird geheizt
Und unser Essen heut' besteht aus Suppe
Mit Linsen und fünf kleinen Knoblauchswürstchen.
Vor jeden Platz stell' eine Flasche Wasser;
Auf jeden Teller leg' ein kleines Brötchen.
Von Wein und weit'rem Brod ist keine Rede.

BRIGITTE O Gott! Bin ich denn wach? Bin ich bei Sinnen?

GRAF *ernst* Brigitte, ich begreife wohl, daß Du
Im Mond zu leben glaubst, allein ich muß
In allem Ernst Dich bitten, in das neue
Gewand zu schlüpfen und es mit Geschick
Zu tragen.

BRIGITTE *herausplatzend*
Gnäd'ger Herr! 's ist mir zu eng!

GRAF *bestimmt* So schick ich Dich auf Reisen.

BRIGITTE *erschrocken* Meine Küche
In fremde Hände geben? – Nein! ach nein,
iv103 Das geht nit; lieber bind' ich mir den Mund
Mit zwanzig Tüchern zu.

GRAF Das wär' das Beste! –
Ein prächt'ger Einfall war das! Spiel' die Stumme.
Das größte Opfer eines Weibes bringst
Du zwar, doch wirst Du Deinem Herrn zu Liebe
Den Schmerz –

BRIGITTE O Euer Gnaden! Alles Ihnen
Zu Liebe!
Man hört stark an der Thorglocke läuten.

GRAF Ah, das Fräulein kommt. Jetzt schnell
Auf euren Posten. Martin, mache auf,
Doch ziehe vorher diesen guten Rock aus
Und werf' Dich in den ält'sten den Du hast.
Martin ab.
Du Joseph, gehst auf Deine Stube, wo
Du bleibst bis ich Dich rufen lasse. Denn
Ich hab' was ganz Besondres mit Dir vor.

Den Pförtnerdienst versieht inzwischen Martin.
Joseph und Brigitte ab.

Zehnter Auftritt

GRAF *allein. Er geht gedankenvoll im Zimmer auf und ab.*
Nach einer Weile.
Nun kommen doch Bedenken! – – –
Er geht von Neuem unruhig hin und her und bleibt dann plötzlich vor einem Bücherbrette stehen, das er aufmerksam betrachtet.
kopfschüttelnd O! man kann
Nicht aufmerksam genug sein! Diese Bücher,
Wie hätten sie mich gleich verrathen! –
Die Glocke draußen wird wieder heftig gezogen. Der Graf nimmt eilig die ausgesonderten Bücher unter den Arm, mustert noch einmal das ganze Zimmer und geht schnell durch die Seitenthüre ab.

iv104

Elfter Auftritt

Serena. Martin. Benno.
SERENA *Die Mittelthüre öffnend, zu Martin, welcher noch hinter der Scene ist.* Ist's
Erlaubt, hier einzutreten?
MARTIN *hinter der Scene, mürrisch*
Ja.
Serena tritt ein, von Martin gefolgt, welcher in schäbigster Kleidung steckt und das Gepäck Benno's trägt. Benno, mit einem Malerstuhl in der Hand, schließt sich ihnen an.
SERENA *zu Martin* So; legen
Sie diese Sachen in mein Zimmer.
Sie nimmt Benno den Malerstuhl ab und reicht diesen nebst einer Zeichnungsmappe Martin hin.
zu Benno Wenn
Es Ihnen recht ist, Herr von Echtermann,
Benutzen wir die kurze Friedenszeit
Und plaudern fort vom schönen, sonn'gen Süden!
BENNO Ganz wie Sie wünschen, gnäd'ges Fräulein. Aber
Der Graf erwartet uns vielleicht?
SERENA Ein jeder Krieg kommt stets zu früh. Sobald
Der Graf erscheint, beginnt ja uns're Fehde.
lächelnd
Krieg bis auf's Messer lautet dann die Losung.
BENNO Ihr heit'rer Sinn erfreut wie Vogelsang.
MARTIN *grob* Ich muß Sie melden.
SERENA Müssen Sie? Wohlan,
Mein Name ist vom Strahl, Herr Haushofmeister.
Und sollten Sie den Namen unterwegs
Verlier'n, so sehen Sie auf diese Karte.
Sie reicht ihm eine Visitenkarte hin.
BENNO *die seinige gleichfalls gebend*
Hier auch die mein'ge.
Martin ab.
SERENA Welcher Sauertopf!
Sein Herr ist hoffentlich ein and'rer Mann. –
Jetzt lassen Sie uns wieder in das Schifflein
Der Phantasie einsteigen. Bitte, zaubern
Sie mich in Latiums milde Luft zurück.
BENNO Ihr Enthusiasmus für die ew'ge Stadt
Ist ungewöhnlich.
SERENA Ohne Grenzen ist er.

Mein Herz verzehrt sich fast in wilder Sehnsucht
Nach Rom, dem ganzen Wunderland Italien.
iv105 Das bloße Wort erschüttert meine Seele
Und hätte ich die süße Hoffnung nicht,
Daß ich die herrlichen Gefilde einst
Durchwandern kann, von ihren Alpen bis
Zur Stelle in Sicilien, wo das Aug'
Die Küste Africa's, im glühn'den Duft
Der Ferne selig sucht – ich ging zu Grunde.
Das Werk von Gregorovius: ›Reisen in
Italien‹ – kennen Sie's?
Benno Wer kennt es nicht!
Es ist Gesang vom Anfang bis zum Ende.
Im großen Goethe selbst, hat sich das Land
So rein nicht wie in diesem Mann gespiegelt.
Es ist nicht möglich, lieblicher zu dichten.
Wohl ihm, der einen solchen Geist besitzt!
Serena Ich konnt' es nicht zu Ende bringen. Lachen
Sie nur! Mein Herz schwoll mir zum Hals. Ich hab'
Geweint wie ein im Wald verirrtes Kind.
Es liegt versiegelt jetzt im Bücherschrank.
Ich rühr' es nicht mehr an. Es wär' mir Gift. –
Wie lange waren Sie in Rom?
Benno Sehr kurz.
Nur einen einz'gen Monat und ich muß
Mich glücklich schätzen, daß ich diese Zeit
Errang. Zu lange hielt Neapel mich
Gefangen. O! Es lebt an seinen Küsten,
Den vielbesung'nen, sich so wundervoll!
Auch dringt die Sprache der Natur viel tiefer
In meine Seele ein, als die der Kunst,
Und eine schönere Natur als die
Campaniens, ist unmöglich – wenigstens
Für mich zu denken.
Serena Ach! Ich seh' sie vor mir:
Das blaue Meer – die hingehauchten Küsten, –
Die Inseln auf der weiten, weiten Fluth –
Luft – Sonne – Licht – der Erde reine Linien!
Ich sehe Alles, und – es wär' kein Wunder –
Vielleicht viel schöner, als es ist!
Benno O nein!
Nein! nein! Das ist nicht möglich, gnäd'ges Fräulein!
Betracht' ich Sie: Ihr glüh'ndes Wesen, das
Auch zornig werden kann – zuweilen – nicht wahr?
So ist es mir, als sollte ich Ihr Schicksal,
Das Ihnen jene Welt bis jetzt verschloß,
iv106 Mit warmen Herzen preisen. – Dort kann nicht
Der Stoff geläutert werden, nicht verklärt:
Dort ist ein ganzes, volles Ideal,
Die Wirklichkeit. Der Künstler kann nur treu
Copiren wollen, und kann er dies Wen'ge?
Ihr Pinsel würde Ihrer Hand entfallen;
Vielleicht verlören Sie den Muth – und mehr! –

Er hält einen Augenblick unentschlossen, ob er weiterfahren solle, ein. Aber Serena's Blick, der voll Spannung an seinem Munde hängt, zieht ihn mit Unwiderstehlichkeit weiter.

Es war ein Sommertag voll Sonnenschein. – –
Die Nacht vorher hatt' wachend ich verträumt,
Nachdem ich an der steilen Küste von
Sorrent, im mondbeglänzten Meer
Gebadet hatte. – –
Nun war sie vorbei,
Die holde Lust in diesen keuschen Buchten! –
Noch einmal warf ich einen Abschiedsblick
Auf Berg und Thal – und fort, – – fort ging es auf
Der schönsten Straße dieser Erde: von
Sorrent nach Vico! –
Welches Paradies! –
Wie ich so hinfuhr: rechts die hohen Berge
Im Schmuck der golddurchglühten Bäume, –
Des schwerbelad'nen Weinstocks und der Villen, –
Der weißen Häuschen, ganz versteckt im Grünen; –
Und links das weite, blaue, sonn'ge Meer –
Beschlich mich eine Wehmuth, die mein Herz
Zerriß. – Nichts hatte mich betrübt. – Nichts hatte
Ich zu bereu'n: so rein, wie über mir
Der Himmel, war der Spiegel meiner Seele.
Und doch – ein namenloser Schmerz durchwogte
Mich unaufhörlich: eine Sehnsucht nach
Verzehrung meines Leibes schlug,
Wie heiße Lohe, über mir zusammen.
'Zerbrich die Form; mach frei den Geist, der zu
Dem Vater wieder will, Du armer Tropfen
Auf glüh'dem Sand!' – so rief's in mir! – es hing
An einem Fädchen, dünn und schwach, mein Leben.
Ich wiederhole, daß mich Nichts beschwerte:
Kein Wunsch berührte mich, und ruh'g war Alles. –
Sie sehen, die Gefahr'n des Südens sind
Nicht klein. – Ich warne Sie! –

iv107 SERENA Und reizen mich
Dadurch noch mehr. Ja oder Nein: War nicht
Ihr Aufenthalt Im Süden reines Glück?

BENNO O! jene Zeit ist meines Lebens Sonne;
Und dennoch wünsche ich, ich hätte Rom
Und ganz Italien nie geseh'n! –

SERENA Wie klingt
Das ernst! *als sie sein bekümmertes Gesicht sieht, voll Teilnahme* Sie haben einen Kummer, Herr
Von Echtermann?

BENNO Wer wäre ohne Sorgen!?

SERENA Weil der sich Sorgen macht, der keine hat.

BENNO Sie haben recht. Ich übertreibe Alles. –
Erlauben Sie, daß ich mich jetzt entferne?
Ich habe meiner Mutter fest versprochen,
Sofort von Fernheim aus zu schreiben.

SERENA Jede
Minute, die ich ihnen weiter raubte
Wär' ein Vergehen an der Mutterliebe.

Er küßt ihre Hand und entfernt sich.

Zwölfter Auftritt

SERENA *allein. Benno nachblickend, nach einer Weile.*

Er ist der erste Mann, der mir gefällt! – –
O! welcher Aufruhr in der sonst so klaren,
So ruhigen Seele! – – –
Wäre dies Gefühl – – –?
O eitle Täuschung! –
Wie er schön ist! – Wie
Er hinzureißen weiß mit mächt'gen Worten!
Und seine lieben Augen – welche Augen! – –
Du Thörin! Willst Du Ketten tragen? – Frei
Wie Niemand in der Welt, lebst Du allein.
Denk' an den Strahl ... Den wolltest Du verlassen?
An seiner sich'ren Höhe wolltest Du
Hinunter in die falsche Nied'rung steigen? –
Nein! Nein! – Fort aus den Sinnen, schöner Mann!
Fort aus dem Herzen, warm Gefühl! Ich bleib'
Verlobt mit meiner Kunst, der ewig treuen. – – –
Pause
Wie sagte er?: 'Und dennoch wünsche ich,
Ich hätte Rom und ganz Italien nie
Geseh'n.' – Seine Miene war voll Trauer
iv108 Bei diesen Worten – –
Liebt er schon? – –
Sie fährt nach neuem Sinnen in plötzlichem Erschrecken auf. Gott! Ich
Erkenne mich nicht mehr! – Was soll das geben!?

Zweiter Act

iv109 *Die Gaststube des ›Rothen Löwen‹ im Dorfe Fernheim. Im Hintergrund und rechts eine Thüre. Links ein Fenster.*

Erster Auftritt

Wirth Brand am Fenster stehend. Konrad am Ofen sitzend.

BRAND Was geht denn droben auf dem Schlosse vor?
Ich glaube gar, der alte Herr will sich
Zum zweiten Mal vermählen. Vor drei Stunden
Ging eine wunderschöne Dame hier
Vorbei und dort fährt eben eine andre
In's Dorf. Ich seh' es an den vielen Schachteln
Und Päckchen. Diese will gewiß zu mir nicht
Und also fährt sie weiter auf das Schloß
Und also hält der alte Herr heut' Brautschau.
Ich habe Nichts dagegen, wirklich nicht.
Da käme auch ein bißchen mehr Verkehr
In' Ort. – – –
Doch halt! Was ist das? Hierher fährt
Der Kutscher, g'rad auf unser Haus zu. – Na,
Geschwind hinunter, Konrad!
Konrad reckt und streckt sich gähnend, ehe er abgeht.

BRAND *allein* Aber Gott! –
Was ist denn da passiret? Das Madamchen
Ist kirschroth im Gesicht und scheint zu schelten.
Potz Wetter, Hagelschlag! Da geht's ja hoch her!

Zweiter Auftritt

Malwine mit zerrissenem und beschmutztem Kleide, gefolgt von einem Droschkenkutscher. Brand. Später Konrad mit dem Gepäck.

MALWINE *in größter Aufregung*
Wo ist der Wirth?

BRAND *tritt vor* Hier, meine Gnädige.

MALWINE Ich bitte Sie sofort – o Gott! Die Wuth
Erstickt mich –

BRAND Wünschen Sie ein Brausepulver?

MALWINE Sofort die Polizei zu rufen.
auf den Kutscher deutend Dieser
Betrunkne Lümmel warf den Wagen um.
Nur durch ein Wunder Gottes brach ich nicht
Den Hals. Dagegen ist mein theures Kleid
Für alle Zeit verdorben. Fünfzig Thaler
iv110 Beträgt der Schaden.

KUTSCHER Aber nehmen S' doch
Vernunft an.

MALWINE Schweige Unverschämter oder – –
Sie macht eine drohende Bewegung.

KUTSCHER *trotzig aufbegehrend*
Ich brauche nicht zu schweigen. Sie befahlen
Mir schnell zu fahr'n und immer schneller, schneller.
Ich sagte Ihnen, daß die Straß' hierher
Voll Steine liege, – aber Sie versprachen
Mir einen guten Lohn, wenn ich in dreißig
Minuten auf dem Schlosse wär! – Sie thaten

So grausam eilig, daß ich glaubte Kaiser
Und Reich wär'n in Gefahr. Aus Mitleid –

MALWINE *außer sich* Schweige,
Impertinenter Bauer, oder ich
Vergesse mich und reiße Dich in Stücke!

BRAND *drängt den Kutscher fort, leise*
Mach', daß Du fortkommst – Die ist Alles fähig.
Kutscher ab.
zu Malwinen Ich bitte Gnädige. Sie haben recht,
Sie haben ganz recht – doch auf diese Weise
Erlangen Sie Ihr Lebtag Nichts. Die Nummer –
Des Kutschers ist – *er geht ans Fenster* –
Ist vierundzwanzig. Lassen
Sie ihn jetzt geh'n und reichen Sie, auf Grund
Der Nummer eine Klage ein – –

MALWINE *voll Ungeduld ihn unterbrechend* Ich muß
Vor Allem jetzt den Anzug wechseln. Geben
Sie mir ein Zimmer.

BRAND *öffnet die Seitenthüre*
Treten Sie hier ein.
He, Konrad! schnell! Der Dame Koffer!

KONRAD *träge den Koffer vor sich herschiebend*
Gleich! *Malwine und Konrad ab.*

Dritter Auftritt

Brand allein. Später Konrad.

BRAND *geht wieder an das Fenster*
Bei allen Heiligen im Himmel droben!
Schon wieder eine Droschke – und, weiß Gott!
Sie fährt auf's Haus zu. Eben hält sie an –
Ein Offizier springt 'raus – he Konrad!

iv111 KONRAD *hinter der Scene* Hier!

BRAND *zu dem Eintretenden*
Lauf' hurtig an das Thor. Ein neuer Gast!

KONRAD *mürrisch*
Das ist ja heute eine Jagd zum Brechen!

BRAND Setz' Dich auf's Stühlchen hinter'n Ofen, Faulpelz!
Konrad ab.
Der geht nun auch bestimmt auf's Schloß. Es ist
Doch curios! – Was wollen nur die vielen
Und jungen Menschen bei dem alten Herrn?
Ich muß den Martin morgen fragen. Gäb'
Doch gleich den Armen einen Gulden, wenn
Ich's jetzt schon wüßte.

Vierter Auftritt

Waldemar. Brand. Später Konrad.

WALDEMAR *noch hinter der Scene*
Wirtschaft! Wirtschaft!
Brand eilt an die Thüre, sie weit öffnend.

WALDEMAR *eintretend* Hu!
Ist das eine Kälte!

BRAND *einen tiefen Bückling machend*
Guten Morgen, Herr Major!

WALDEMAR Ei, guten Morgen. Endlich, endlich
Im Warmen. Hol' der Satan alles Reisen!
Ein Gläschen Rum, Herr Wirth.
BRAND *eilt fort* Sogleich, sogleich!
WALDEMAR *allein. Er setzt sich.*
O Euphrosyne! Liebliche Sylphide!
Um diese selbe Stunde schlangst Du gestern
Um meinen Hals die vollen Rosenarme
Und heute – heute –
BRAND *kehrt mit dem Rum zurück, schenkt ein und präsentirt das gefüllte Glas dem Baron.*
Wohl bekomm's dem Herrn Major.
WALDEMAR Ich danke.
Er trinkt und nickt dann wohlgefällig.
Hätte nie geglaubt
Daß man so guten Rum in Baiern fände,
Zumal auf einem Nest wie dieses Fernheim.
BRAND Befehl'n der Herr Major ein Zimmer?
WALDEMAR Nein.
Ich werde auf dem Schlosse droben wohnen.
iv112 BRAND *für sich* Wie ich mir dachte!
WALDEMAR Wächst in dieser Gegend Wein?
BRAND O gewiß! Das hiesige Gewächs
Ist besser noch als Rheinwein.
WALDEMAR Was Sie sagen!
So bringen Sie mir ein Fläschchen Guten.
BRAND Vom Allerbesten. *Ab.*
WALDEMAR *allein* O mein süßes Täubchen!
Er sieht auf seine Uhr.
Jetzt fängt die Probe an. Du schwebst als hätt'st
Du Flügel an den zierl'chen Beinchen – Ach!
Vielleicht liebäugelst Du mit Gustav Rheineck –
Und ich sitz' hier, in einem fränk'schen Neste –
tief aufseufzend O Euphrosyne!
BRAND *den Wein bringend* Wohl bekomm's dem Herrn
Major.
WALDEMAR Ich danke. – Wohnen Sie schon lange
In Fernheim?
BRAND Seit ich lebe, Herr Major.
WALDEMAR Der Graf ist reich – wohl sehr ein reicher Mann?
BRAND O Gott! Sein Geld ist nicht zu zählen.
WALDEMAR Wirklich?
Ich glaub's nicht – pah!
BRAND Auf meine Ehre, Herr
Major. Das eine Gut allein, das zu
Dem Schloß gehört, hält an fünftausend Tagwerk.
Jetzt haben wir noch Kerndorf, Ueberlingen,
Den Rosenhof, die Knappenhöfe, Wehlen
Und drei der schönsten klein'ren Bauerngüter.
Nun kommt das Geld, das Gold und Silber, die
Papiere. Jesus und Maria! Wer
Den zehnten Teil davon nur hätte, wär'
Ein Millionär.
KONRAD *den Kopf zur Thüre hereinsteckend*
Herr Brand, 'nen Augenblick!

BRAND *zu Waldemar*
Ich bitte um Entschuld'gung, Herr Major.
WALDEMAR Schon recht.
Brand ab.

iv113

Fünfter Auftritt

WALDEMAR *allein, in frohem Staunen.*
Ein Millionär! – Ein Millionär! –
Herbei, ihr Instructionen meines Vaters.
Es ist die höchste Zeit euch zu studiren!
Er holt ein Papier aus der Tasche und legt es vor sich hin. Dann kostet er den Wein.
Ein göttlicher Tropfen!
Er zündet sich eine Zigarre an und bläst behaglich einige Wölkchen in die Luft.
Köstliche Zigarren!
Nun erst entfaltet er das Papier und liest
Instructionen für meinen leicht – *er hält ein*
fortfahrend für meinen leichtsinnigen Sohn Waldemar. –
zur Seite Ich danke Dir, Papa! – –
weiterlesend
a. Vorbetrachtung.
Zum ersten Mal in Deinem Leben sollst Du eine ernste Angelegenheit selbstständig, ohne Beihülfe Deines Vaters behandeln. Von Deinem Benehmen, Deiner Besonnenheit hängt ein günstiger Erfolg ab. Bedenke wie eingreifend in Deine Verhältnisse – –
Etcaetera, etcaetera! – Das hat
Er mir in Wien schon hundertmal gesagt.
Das kenn ich. Weiter, weiter!
b. Allgemeine Vorschriften.
Sei gegen Deine Cousinen oder Vettern, welche mit Dir um den hohen Preis concurriren, artig, aber zurückhaltend. Wäge, ehe Du sprichst, jedes Wort, das Du sprechen willst, ab. Bei Deinen mangelhaften Kenntnissen *Er läßt das Papier sinken.*
Das wird ja immer schöner!
Er zieht mächtige Wolken aus seiner Zigarre.
Bei Deinen mangelhaften Kenntnissen halte mit jedem selbstständigen Urtheil zurück. Überhaupt sprich nie eine ganz bestimmte Meinung aus. Es ist vielmehr empfehlenswerth, daß Du in Nachsätzen theilweise wieder aufhebst, was Du in Vordersätzen ausgedrückt hast. Nur darf dieser Widerspruch nicht plump zu Tage treten, sondern muß wie mit einem Schleier verhüllt sein. Du öffnest Dir auf diese Weise eine Hinterthüre, was in allen Lagen des Lebens von unschätzbarem Vortheil ist. Denn Bedenke, mein Sohn, Du concurrirst, d. h. Du hast Gegner, Welche Deine Blößen er|forschen
iv114 und entweder direct Ausbeuten oder sie Deinem Oheim hinterbringen werden.
Rufe in Dein Gedächtnis zurück, daß Schiller und Goethe die größten deutschen Dichter, Mozart und Beethoven die größten deutschen Componisten waren. Leider Sind Dir andere Namen geläufiger! –
c. Besondere Vorschriften.
Graf Freiberg war in seiner Jugend in jeder Beziehung ein liberaler Mann. Die Zeit aber, lieber Sohn, zerstört Vieles und läßt viel Neues entstehen. Es ist nicht unmöglich, daß er in das gerade Gegentheil umgeschlagen wurde. Erforsche deshalb mit Tact die Ansichten Deines Oheims, ehe Du Dich liebenswürdig zu machen bemühst. Wer dem Grafen gefallen will, muß seine Ansichten theilen, muß mit ihm hassen, mit ihm lieben. Das beherzige wohl. Ich kann es Dir nicht fest genug auf die Seele binden.
d. Schlußbemerkung.
Höflichkeit, Bescheidenheit, Mäßigkeit, Züchtigkeit sind Tugenden, die allen älteren Leuten, – sie mögen nun von diesem oder jenem Character sein, – an der Jugend gefallen.

Zeige Dich in ihrem Lichte. O! daß ich Dir
unsichtbar nahe sein, Dir rathen und helfen könnte.
Er faltet das Papier nachdenklich zusammen.
Der Wunsch, ein Millionär zu werden, macht
Für Deinen guthen Rath mich sehr empfänglich.
Du hast vollkommen recht, Papa. – Mein Oheim
Sei wie er wolle – niemals werd' ich ihm,
So wie ich bin, gefallen. Schmerzt der Zaum
Auch noch so sehr, ich leg' ihm meinen Leichtsinn,
Ich leg' ihn meiner Tollheit an. – Ich werde
So lang' ich hier bin, an mein fernes Sinchen
Nicht denken; ja, ich werde wegseh'n, wenn
Ein Mädchen mir begegnet, sei sie schlanker
Und schöner noch als meine kleine Göttin.
Ich steck' in meinem guten Vorsatz wie
In einem Panzerhemd.
herausfordernd Kommt All', ihr Holden
Des anderen Geschlechts! Umtanzt mich, buhlt
Um mich, ihr werdet mich nicht rühren können.
Er klopft energisch mit dem Säbel auf den Tisch.
Ich werde eure Gluth mit meiner Kälte
Verlöschen, werde deutlich euch beweisen,
Daß Waldemar von Hilderstrom ein Mann ist,
Der kraftvoll – – –

iv115

Sechster Auftritt

Marie. Waldemar. Später Brand.

Marie Was befiehlt der gnäd'ge Herr?

Waldemar *wendet sich um und springt, sowie er die hübsche Kellnerin gewahr wird, mit allen Zeichen eines angenehmen Erstaunens auf.*
Ah! – – –
Das nenn' ich eine frohe Überraschung! – – –
Wie heißt Du, hübsches Kind?

Marie *verschämt* Maria.

Waldemar *faßt sie unter dem Kinn* Sieh
Mich einmal an, Mariechen? – – –
Reizend! reizend!
Du bist ja wie mit Blut begossen. Schau'
Mir doch mal in die Augen –

Marie *ganz verwirrt* Gnäd'ger Herr –

Waldemar Du sollst mir in die Augen schauen, Schatzerl!
Da ist etwas für Dich hineingeschrieben.

Marie Ich hab' nit lesen g'lernt.

Waldemar So will ich Dir's
Vorlesen: Deine Lippen sind zwei rothe
Herzkirschen und ich will an ihnen wie
Ein Sperling – –
Er faßt sie um die Taille und küßt sie herzhaft.
picken.

Marie *sich loswindend* Au!

Waldemar Wie hat das gut
Geschmeckt! Die Kirschen halt' ich im Gedächtniß.
Bemerkt den eintretenden Brand.
Was bin ich schuldig?

BRAND Einen Gulden, Herr
Major.
WALDEMAR Ich zahl' der Jungfer. – Hier
leise zu Marien Der Rest
Ist Dein. Ich komme morgen wieder, Schatzerl,
Und lese Dir ein anderes Capitel
Aus meinen Augen vor.
MARIE *schmollend* Ich will's nit hören. *Ab.*
WALDEMAR *zu Brand*
Sie haben sehr 'nen guten Wein. So oft
Ich kann, komm' ich zu Ihnen her, um mehr
Davon zu trinken.
BRAND Zu viel Güte, Herr
Major. Ich weiß' die große Ehr' zu schätzen.
iv116 WALDEMAR Adieu einstweilen.
BRAND Ihr ergebenster Diener. *Beide ab.*

Siebenter Auftritt

Malwine kommt aus ihrem Zimmer von der anderen Seite, in großer Toilette. Gleich darauf Brand.
MALWINE *allein*
Verwünschter Vorfall! Unglücksel'ger Anfang!
Anstatt die Erste, bin ich nun die Letzte.
Den Vorsprung hätte ich so klug benutzt.
Sie ballt die Hände.
O! hätt ich die Gewalt! Ich ließ' bis auf
Die Knochen die Canaille peitschen. – Racker! –
Spitzbube! – Räuber! *Brand kommt.*
MALWINE *an dem Wirth vorüberrauschend, hochmüthig*
Lassen Sie sofort
Mir meine Sachen auf das Schloß nachtragen,
Und geben Sie die Rechnung mit.
BRAND *sich tief verneigend* Ihr Diener. *Malwine ab.*
allein
Die Neugier bringt mich um! Was wollen all
Die Menschen bei dem alten Herrn? 's ist zu
Curjos! – 's ist zu curjos! – Käm' doch der Martin!
kopfschüttelnd ab.

Achter Auftritt

Schloß Fernheim. Zimmer des ersten Acts. Benno mit einem Brief in der Hand, den er mit sorgenvoller Miene erbricht.
BENNO *liest* Mein lieber Sohn!
Noch fühlte ich Deinen Händedruck und allen Sonnenschein Deiner lieben Gegenwart, als Du am Abend von mir geschieden warst: – Da trat Weinheim in das Zimmer und riß mich mit harter Hand aus allen Träumen, mit welchen ich – zum Tode betrübt und doch so froher Hoffnung voll! – Deinen Weg nach Fernheim im Geiste geleitete!
O Gott! Gott! Was habe ich verbrochen, daß Deine Hand so schwer auf mir liegt!? Weinheim geht auf Nichts ein. – Er brachte mir die Antwort auf Deinen Brief mündlich. Nicht einmal Deine Rückkehr will er mehr abwarten: Nächsten Montag findet die Subhastation des Hauses statt. – Ich beschwor ihn bei Allem, was dem harten Gläubiger werth sein kann, nur noch vierzehn |
iv117 Tage zu warten; ich erniedrigte mich so tief, als sich in solchem Fall nur zu erniedrigen ist: ich suchte mein letztes Silber, meine letzten Schmucksachen –
Benno läßt den Brief sinken und schlägt sich mit der Faust vor die Stirne. Nach einer Weile liest er weiter.

- – – meine letzten Schmucksachen zusammen und legte sie vor ihn: er ging ungerührt fort und sagte im Fortgehen: »Das wäre nur ein neuer Zeitverlust ohne Frucht. Wie viele 'vierzehn Tage' soll ich Ihnen noch geben? Ich habe schon mehr getan als meine Pflicht war.« –

Es ist Alles aus. Benno! Benno! Ich mache Dir keine Vorwürfe. Du hast gethan, was Du nicht lassen konntest. Du bleibst mir ja und ist dies nicht genug?- Aber die Schande, die Schande vor den Menschen! Und das Häuschen verlassen zu müssen, wo jeder Stein mir von Deinem Vater, Deiner Kindheit, von meiner glücklichen Zeit erzählt – der Garten, wo Dein Vater jedes Bäumchen selbst gepflanzt hat – wie hart! wie hart! – – –

O Benno! Wenn Du die Gunst Deines Oheims erlangst, sind wir gerettet. – Ich strecke die Hände flehend nach Dir aus, Thue Nichts, was Dir zuwider ist – aber Benno! – Benno mein Kind! – – nicht wahr, Du verstehst mich? –

Er sinkt kraftlos auf einen Stuhl; tonlos.

Ja! ich verstehe Dich! – Mit glühenden
Buchstaben sehe ich den Satz vollendet:
Im Nothfall soll ich ... heucheln! – – –
Mutter! – Mutter! –

Er bedeckt mit den Händen sein Gesicht.

Neunter Auftritt

Serena mit einem Skizzenbuch. Benno.

SERENA Schon wieder in gedrückter Stimmung, Herr
Von Echtermann?

BENNO *faßt sich und lächelt gezwungen*
Ich bin ein Hypochonder,
Ein melancholischer Geselle: lache,
Wann Andre traurig sind und bin betrübt,
Wann Andre lachen. Kluge Menschen geh'n
An mir vorüber.

SERENA *heiter* Soll das etwa heißen:
Du störst mich, mache daß Du fortkommst?

BENNO Nein!
Melancholie steckt an. Ich wollte Sie
iv118 Davor bewahren, gnäd'ges Fräulein.

SERENA Wirklich?
Auf die Gefahr hin will ich bleiben; denn
Ich bin so froh gelaunt, daß Niemand mich
Aus meiner Laune werfen kann. – Indeß
Sie Ihrer Pflicht genügten, schweifte ich
Im Park des Schlosses bis an's End' herum.
So schöne Bäume habe ich noch nie
Geseh'n. Mein Bleistift war in ewiger
Bewegung. Wären wir im Sommer, würd'
Ich nicht vor Sonnenuntergang zurück
Gekommen sein. Des Schlosses Lage dann
Ist ganz bezaubernd. Fast so schön wie die
Des Strahls in Schwaben, meines Hauses Stammburg.
Ich kann nicht höher loben! – Meine Skizzen
Zu einer Winterlandschaft sind so gut
Wie fertig. O! sie giebt mein bestes Werk!

BENNO *Er streckt die Hand nach ihrem Buche aus.*
Darf ich es wagen?

SERENA O warum denn nicht?

BENNO *blickt überrascht von dem ersten Blatte auf.*

Wie reizend! Ist dies eine schwäb'sche Gegend?
SERENA Es ist der Strahl. Nicht wahr ich wohne schön?
BENNO Beneidenswerth.
SERENA Der Boden ist verknüpft
Mit unseres Vaterlands ruhmreichster Zeit.
Die Hohenstaufen waren meiner Väter
Gewalt'ge Nachbarn. Kahl und öde steht
Der Staufenberg jetzt da. Die stolze Wiege
Von Deutschlands größten Kaisern ist verschwunden:
Wie das Geschlecht, ward sie vertilgt auf ewig.
Doch wer zu schauen weiß, der sieht im Licht
Des Monds die hehre Burg wie früher liegen,
Der sieht die Treuen all', von Friedrich bis
Zu Conradin, mit güld'ner Krone theils
Und Purpurmantel, theils in voller Rüstung,
Auf ihren Mauern stolz und edel wandeln.
Die Thorglocke ertönt.
BENNO Bewohnen Sie den Strahl das ganze Jahr?
SERENA Seit meines Vaters Tode erst. Vorher
Verbrachten wir den Winter stets in Stuttgart.
Aus Neigung mehr, als aus Nothwendigkeit,
Veränderte ich meine Lebensweise.
Nicht für den herrlichsten Palast der Erde
iv119 Würd' ich mein süßes, stilles Heim, vertauschen:
So nah' der Sonne und so fern der Eb'ne! –
Ein alter Diener meines Vaters, Rudolf, –
Die alte Köchin Anna, – Pascha, ein
Araberpferd vom reinsten Blut, Geschenk
Des sel'gen Königs und ein Leonberger
Prachthund: er geht mir bis zum Gürtel fast!
Das sind die einz'gen Wesen, die das Schloß
Mit mir bewohnen, – meine treuergeb'nen
Vasallen. – Bin ich nicht 'ne große Herrin?
BENNO Es thut mir wohl, daß ich Sie glücklich sehe.
So selten findet man ein Herz zufrieden!
SERENA Ganz glücklich bin ich nicht. Mein Herz hat Wünsche.
Nicht viele, aber dafür desto größ're.
Ich will nur einen nennen, den Sie kennen:
Italien zu bereisen mit – Behagen,
Die Thorglocke ertönt wieder, sehr heftig gezogen.
An keinen Ort, an keine Zeit gebunden. –
Der Wunsch ist kühn, sehr kühn. Ich könnt' ihn mir
Aus eig'nen Mitteln erst nach Jahr'n erfüllen.
Dann aber wäre ich zu alt zum Lernen
Und könnte frisch und innig Nichts mehr anschau'n.
Ich habe lang' geschwankt, ob ich dem Ruf
Des unbekannten Oheims folgen sollte.
Mein ganzes Wesen sträubte sich, mit Andern
Um Geld zu ringen. Mir war grad' zu Muthe,
Als sollte ich in Schmutz die Hände tauchen.
Doch mächt'ger als mein Widerwille, war
Die Sehnsucht nach Italien und ich ging.
Hab' ich das Glück dem Oheim zu gefallen,
So bitt' ich ihn, wie Conradino einst

Die Herzög' Baierns seine Ohme bat,
Um Geld genug für einen Römerzug;
Sonst aber nehm' ich keinen Heller an,
Es sei denn, daß er Alle erben lasse.

BENNO *eigenthümlich bewegt ihr die Hand drückend*
Sie sind ein edles Mädchen!
Er geht sinnend ans Fenster.

iv120

Zehnter Auftritt

Die Vorigen. – Martin öffnet die Thüre, um Waldemar einzulassen. In diesem Augenblick kommt Malwine und drängt sich, mit sichtlicher Hast, an Waldemar vorbei und vor.

WALDEMAR *mit höflichem Gruß zurücktretend*
Bitte! bitte!
Martin entfernt sich, dabei die Thüre nur anlehnend. Man begrüßt sich gegenseitig sehr steif und förmlich.
Peinliches Stillschweigen.

SERENA *leise zu Benno*
Der Kampf beginnt. Sind Ihre Waffen, Herr
Von Echtermann, in gutem Zustand? Lad't's
Gewehr – legt an – Feu'r – *Benno lächelt*

MALWINE *beide scharf beobachtend, für sich*
Diese Beiden scheinen
Auf sehr vertrautem Fuße schon zu steh'n.
Es ist gewiß der Sohn des Demokraten!

SERENA *für sich*
Ich fühle mich unendlich unbehaglich.
Ich komme mir wie in der Menagerie
Von Kreuzberg vor. O Gott! Wie tief bereu'
Ich diese Reise! –
laut zu Benno Herr von Echtermann,
Ich bitt' Sie, bringen Sie ä bißle Leben
In die Gesellschaft.

BENNO Gerne, gnäd'ges Fräulein.
vortretend Wir stehen uns wildfremd gegenüber
Und sind ganz zweifellos sehr nah' verwandt.
Ich heiße Benno Echtermann.

WALDEMAR *mit offenen Armen auf ihn zueilend*
Laß Dich
Umarmen, liebes Bruderherz! – Ich bin
Der Waldemar von Wilderstrom. Wie geht's
Zu Hause? Alles wohl? O, das ist schön!

MALWINE *zu Benno*
Sie haben mit dem Grafen schon gesprochen?

BENNO Ich habe ihn noch nicht geseh'n, mein Fräulein.
Waldemar nähert sich Serena, von ihrer Schönheit angezogen. Als er sie anreden will, hört man, vom Corridor her, die Stimme des Grafen. Alle horchen auf. Die Stellung ist so, daß Waldemar und Malwine sich zunächst an der Thüre des Hintergrunds befinden.

iv121 GRAF *noch hinter der Scene, mit weinerlicher, nicht erhobener Stimme*
Das Geld ist nicht mehr aufzutreiben, das
Der Haushalt kostet –

MARTIN *gleichfalls hinter der Scene*
Aber gnäd'ger Herr –

GRAF Ihr wollt mich ruinieren, wollt aus Haus
Und Hof mich essen. Ach! ich armer Mann!

Ich sehe mich als Bettler schon von Thür'
Zu Thüre schleichen. – Nein! ich duld's nicht länger!
MARTIN Wir essen ja fast nur noch trocknes Brod.
GRAF Schweig! Ihr seid Alle üppige Verschwender.
Ihr geht um neun Uhr erst zu Bett – verbrennt
Mein Öl, mein Öl, um über mich zu schimpfen.
Ruf' mir Brigitte; es muß anders werden.
Ich leid' nicht länger diesen üpp'gen Haushalt.
Ich schicke euch noch heute fort, wenn ihr
Nicht sparen lernt in solchen Zeiten.
BENNO *für sich* Ein Geizhals!
MALWINE *sich rasch hinter Benno stellend, für sich*
Gott was hör' ich? O Mama!
Wie hast Du Dich geirrt! Was fang ich an!?
Sie streift hastig ihre goldene Uhrkette ab und steckt sie in die Tasche. Sie will auch ihren Haarturm etwas niederdrücken und einigen Schmuck daraus entfernen, bringt ihre Frisur dadurch aber nur in Unordnung. Sie eilt auf ihren alten Platz, nahe der Thüre, zurück.
WALDEMAR *für sich* Ein Filz! Ein Knicker!
SERENA *zur Seite* Es geschieht mir recht!

Elfter Auftritt

Graf Freiberg erscheint in der Thüre. Er trägt eine Perücke von weißen Haaren, stützt sich auf einen Stock, geht sehr gebeugt und schleppend. – Schäbigste Kleidung. Wie er voran geht, eilen Malwine von der rechten, Waldemar von der linken Seite auf ihn zu. Benno macht wenige Schritte vorwärts. Serena bleibt unbeweglich stehen.
MALWINE Mein guter theurer Oheim! Lassen Sie
Mich Ihre lieben Hände küssen.
WALDEMAR *ergreift die andre Hand des Grafen*
O!
Wie glücklich bin ich Sie zu sehen, Oheim.
iv122 GRAF *sich ärgerlich losmachend*
Ich bitt' Euch Kinder! Welches stürm'sche Wesen!
Um Jesu-Christiwillen habt Erbarmen
Mit meinen Nerven. Ich erschrecke wann
Ein Blatt vom Baum fällt und ihr packt mich g'rad'
Wie Räuber an. Mir wird ganz elend; gebt
Mir einen Stuhl.
WALDEMAR *holt eilig einen Stuhl; kleinlaut*
Ich bitte um Entschuld'gung.
MALWINE *demütig*
Vergeben Sie mir Onkelchen; mein Herz
Quoll über.
GRAF 's ist schon gut. – O, liebe Kinder,
Bewahrt nur Herz vor Leidenschaft,
Sobald die Schlange in Euch rege wird
Und zischelt, setzt den Fuß auf ihren Kopf;
Denn aller Sünden eitle Herberg' ist
Ein wildes Herz, das keinen Zügel hat:
Es ist dem ew'gen Gott ein großer Gräu'l.
Nun setzt euch um mich her. Ihr, gute Mädchen,
Dicht neben mich, daß ich euch sehen kann.
Benno trägt Serenen, Waldemar Malwinen einen Stuhl hin. Benno will sich neben Serena setzen, aber Waldemar kommt ihm zuvor. Der Graf betrachtet Alle aufmerksam.
Wie krank und matt ist euer armer Oheim.

Ich welke, wie gemähtes Gras so schnell,
Dem Grab entgegen. –
MALWINE Bitte Oheim! Ach
Mein Herz vergeht –
GRAF Der Tod ist unerbittlich.
Ihn rührt kein Weinen und kein Haarzerraufen.
Wie heißt Du, gutes Kind?
MALWINE Ich bin Malwine
Von Geiersheim.
GRAF Ah! eine Geiersheim.
Malwine! – *Er greift nach ihrem Kleide und befühlt sehr genau dessen Stoff.*
Aber Kind! in Seide?! – in Seide?!
MALWINE Mein Oheim –
GRAF Üb'rall Spitzen! Großer Gott!
Ich kaufe diesen Anzug nicht für neunzig,
Noch nicht für hundert Gulden!
MALWINE *sehr verlegen* Theurer Oheim –
iv123 GRAF *immer mißbilligender*
Und dieser Haarwust! Diese tausend Löckchen!
Wenn nicht ganz echt, was mag erst dieser kosten?!
vorwurfsvoll
Du kennst den Werth des Geldes nicht; Du kennst
Den Werth des Geldes nicht.
Er wiegt bedenklich den Kopf hin und her.
MALWINE *hat sich inzwischen gefaßt*
Verzeihung, Oheim.
Der schlichten Einfachheit bin ich ergeben.
Ich hasse diesen Flitter, diesen Tand.
Die Stellung meiner Eltern aber – leider! –
Zwingt mich ihn anzulegen und zu tragen.
Die Stellung meiner Eltern zwingt mich, ach!
Zu And'rem noch, das schlimmer, schlimmer ist,
Als Putz. Nicht eine jener Reunionen,
Wo man den Götzen dieser Erde huldigt
Mit sehnsuchtsvollen Blicken, süßen Liedern,
Mit Tanz und Spiel, frivolem Treiben oder
Mit sinnlichen Gelagen – wird mir gnädig
Erlassen. Alle, alle muß ich bis
Zu Ende kosten. Meine Seele blutet;
Denn ihr Verlangen ist auf's ew'ge Heil,
Mit unabläss'gem, strengen Sinn gerichtet.
Sie blutet, – aber sie verirrt sich nicht.
Der Schein ist wider mich, das Sein ist rein
Und wird's auch bleiben.
GRAF Armes, armes Mädchen!
zu Serena
Dich brauch ich nicht zu fragen, wer Du bist,
Du bist das Spiegelbild von Deiner Mutter.
Serena heißt Du? *er ergreift ihre Hand*
SERENA Ja.
GRAF Nun lasse mir
Nur Deine Hand. Ich thu' Dir nichts, mein Kind.
Ist das nicht Gold, was Du am Halse trägst?

SERENA *spöttisch*
Ganz echtes Gold. An meiner goldnen Kette
Ein goldnes Medaillon.
GRAF Ach! zieh' es aus.
Ich kann den Anblick nicht ertragen, Kind.
SERENA *kalt*
Ich bin untröstlich, Ihre Bitte nicht
Erfüll'n zu können. Diese Kette hat
iv124 Kein Schloß. Sie wurde mir am Hals vernietet.
GRAF Laß' seh'n, ob Du –
SERENA *entrüstet* Herr Graf, ich lüge nicht.
GRAF O rasche Jugend! Tolles, wildes Blut!
SERENA Mein Blut ist weder wild, noch ist es toll.
Beim Vorwurf einer Lüge allerdings,
Wallt's auf und kocht. Ich glaube nicht, daß dies
Ein Fehler ist. Doch wär's ein Fehler, wollt'
Ich lieber seine Schande, als den Ruhm
Der Tugend tragen, Alles zu erdulden.
GRAF *ärgerlich*
Schon recht! Schon recht!
zu Waldemar Ein Hilderstrom?
WALDEMAR *lebhaft* Zu dienen.
Ich heiße Waldemar von Hilderstrom,
Und bringe viele Grüße von zu Hause.
Mein Vater sagte: Himmlisch fröhl'che Stunden
Verlebte ich mit meinem trauten Vetter.
Der Graf macht eine heftig abwehrende Bewegung.
Erinn're ihn an diese Zeit – es wird
Ihm wohl thun.
GRAF *schmerzlich* O, mein Sohn! –
WALDEMAR *den Ausruf mißdeutend, mit Eifer weiterfahrend*
In Heidelberg – –
GRAF *mit emporgehobenen Händen*
O still! Du weckst die bösen Geister auf,
Die ich mit harter Buße mühsam bannte.
Sie stürmen auf mich ein und pein'gen mich.
Dein Vater hat nicht wohlgethan, Dir diesen
Empfehlungsbrief zu geben.
strenge O! ich fürchte,
Weil Du ihn mir so unbefangen reichtest,
Daß Du den Lüsten fröhnst in eitler Thorheit.
WALDEMAR *eifrig*
Mein Oheim, nein! Gewiß nicht! Nein, ich bitte ...
GRAF Das hör ich gern. Bewahr' Dir Deine Unschuld.
zu Benno
Und jetzt zu Dir, mein Sohn. Dein Name?
BENNO Benno
Von Echtermann.
GRAF *sinnend* Von Echtermann?! – So hieß
Ein Volkstribun in jenen trüben Jahren,
Wo Gott die Geißel schwang für unsre Sünden.
Als ich den Brief an Deine Mutter sandte,
iv125 Fiel mir der Schreihals wieder ein.
Benno erbebt. Gehört

Er zur Familie Deines sel'gen Vaters?
BENNO Er war mein Vater selbst.
GRAF *auffahrend* Was sagest Du? –
Dein Vater?
BENNO *mühsam* Aber – Herr – sein Sohn bekennt
In Allem sich zu anderen Prinzipien.
GRAF Du scheinst verwirrt?
BENNO Und sollt' ich heiter sein,
Wenn ich im Geist die Thränen meiner Mutter
Und ihr vom Gram entstelltes Antlitz sehe?
Voll Ingrimm und Verzweiflung ist die Brust.
Und überwält'gend meiner Seele Schmerz.
Serena erschrickt heftig.
GRAF Ein heil'ger Zorn erfüllt Dich, wie ich sehe,
Ein Zorn, der wohlgefällt dem Gott der Christen;
Denn die Verführer und Verführten damals,
Was war'n sie anders als des Antichrists
Getreue, der des Höchsten Ordnung haßt
Und seinen Frieden. Gieb mir Deine Hand.
Es steht mir ferne, für des Vaters Abfall
Vom Geiste seiner Ahnen und der Gottheit
Geoffenbarten Willen Dich zu hassen.
Ich liebe Dich vielmehr, weil Du das Gift,
Das süße Gift, das Dir ein Vater reichte,
Entrüstet von Dir stießest, edler Streiter.
MALWINE *die auf Benno zugeht, um ihm die Hand zu geben, aber nicht von ihm beachtet wird*
Wie dankbar bin ich Ihnen, theurer Vetter,
Daß Sie die Schranke endlich niederreißen,
Die zwischen uns und Ihre arme Mutter
Ihr ehrvergess'ner Vater Benno schamlos baute.
ballt krampfhaft die Hände
Durch meine Freude strömt sympath'sche Neigung
Zu Ihnen. Seien Sie auch mir gewogen!
Sie kehrt zu ihrem Sitz zurück.
GRAF *mit Salbung*
Dankt Alle eurem Gott, daß ihr noch Kinder
Zur Zeit der schändlichen Empörung wart! –
Aus allen Winkeln Deutschlands krochen Häslein,
Mit ries'gen Ohren, aber – winz'gen Herzen.
Sie blähten sich zu muth'gen Löwen auf
Und declamirten allerorts vor Knaben
iv126 Und hergelaufenem Gesindel über
Des Volkes Rechte. – Die Verworfenen! –
Als ob das Volk als solches Rechte habe! –
Den ew'gen Dom der Legitimität
Der Herrscher wollten sie, die armen Zwerge,
Mit einem Heidenlärm zusammenreißen
Und faselten von einem Urvertrag.
Sie kläfften Deutschlands Adel an, die Hunde,
Und decretirten ihn für abgeschafft. –
Ja! über diese Welt hinaus griff ihre
Verweg'ne Hand und heftete an's Thor
Des Himmels die gemeine Lästerung:

»Die Wissenschaft ist frei und ihre Lehre« –
Das heißt der Irrthum, Frevel und die Sünde. –
Nun denket euch den Jubel dieses Pöbels
Von Kesselflickern, Besenbindern, Juden,
Verdorb'nen Advokaten, als ein Mann
Von Adel vor sie hintrat, seine Hände
In ihre schwiel'gen, schmutz'gen Tatzen legte
Und sagte: »Vor'm Gesetz sind Alle gleich.«
Aus ihren Branntweinkehlen drang Ein Schrei
Der Freude und sie küßten den Verräther.
Du armer Benno! – Welcher Rabenvater!

WALDEMAR *lebhaft zustimmend*
Man hätt' ihn rächen sollen!

BENNO *dumpf vor sich hin*
Mutter! Mutter!

SERENA *zu Benno*
Sie dulden wirklich die Beleid'gung? Man
Beschimpft Ihren Vater und Sie schweigen?
Er zuckt wie unter einem empfangenen Schlage zusammen.

BENNO *tonlos*
Man richtet den Verstorb'nen und verdammt ihn.
Ich kann nichts And'res in den Worten finden.

SERENA *aufstehend*
So tret' ich für den Todten ein. – Wenn er
Der Patrioten Einer war, die nicht
Den Umsturz der Gesellschaft, sondern sie
Im Gegentheil auf eine breitere,
Gesund're Unterlage stellen wollten –
Und daß er Einer war, beweist Ihr Hohn –
So ist sein Name mir ein heil'ger Name. –
Die Häslein jener Zeit, wie Sie, Herr Graf,
Die Männer nennen, welche Weib und Kind
iv127 Verließen für das Wohl des Vaterlands
Und Ihre Brust dem Tod freiwillig weihten –
Sämänner waren sie der neuen Zeit.
Die Aussaat ward gedüngt und wie gedüngt;
Sie sind verdorben, sind gestorben! – – Aber
Die Saat ging auf, sie wuchs, sie blühte, reifte.
Die genial verweg'nen Schnitter im
Verfloss'nen Jahre hab'n kein' Theil an ihr.
Daß sie die Frucht zur richt'gen Zeit einheimsten,
Das ist ihr einz'ger Ruhm; ein hoher Ruhm,
Ein ew'ger Ruhm, gewiß! Ich will ihn nicht
Verkleinern; aber läg' ein Lorbeerkranz
In meiner Hand und dürft' ich ihn vergeben
Nach eigenem Belieben und Ermessen:
So würde er die Säleut' zieren, nicht – – –
Die Schnitter! – – –

MALWINE Unerhört verruchte Rede!

GRAF O Jugend, Jugend! Rasches Blut! – Du haust
Und stichst ins Wasser, mit unnöth'gem Eifer.
Wer billigt denn die neue Zeit, mein Kind?
Die Säleut' und die Schnitter, gleich verächtlich

Erscheinen sie in meinen Augen. Noch
Ist nicht des Tages Abend da. Hältst Du
Die Frucht, – im Sinne Deines Bilds, – so gut
Geborgen, daß kein Blitzstrahl sie vernichten,
Kein Sturm sie auseinanderstreuen kann?
Wer ist denn stärker, Satan oder Gott?
Die Langmuth Gottes ist zwar groß, doch endlich.
Wir leben in der Zeit der Langmuth. Wehe
Den Sündern, wann das Maaß gefüllt ist; wehe
Den Götzendienern, wann der zorn'ge Gott
Die Spreu vom Weizen sondern wird!
als Serena antworten will Genug!
Du hast mir einen hellen Tag getrübt.
Er soll sich völlig nicht durch Dich verdunkeln, – –
Nun hab' ich euch geseh'n und kenne euch. –
So lang ihr bei mir wohnt, ist Jedem streng
Verboten, in das Dorf zu geh'n. Das Schloß
Mit seinem Parke muß euch voll genügen.
Ach! wär' ich dies Besitzthum los. Es kostet
So viel und trägt so wenig ein. Seit Jahren
Schon ist mir's feil; allein es fehlt ein Käufer.
Der Zinsverlust treibt mir die Haar' zu Berge.
Mit Thränen seh' ich in die Zukunft. – Komm',
iv128 Mein lieber Benno, führe mich zurück
Und bleibe bei mir bis zur Mittagszeit.
Ich will versuchen, Dich zu trösten, Ärmster.
Ab mit Benno.

WALDEMAR *Malwine den Arm bietend*
Wir wollen uns das Schloß besehen, Base.
Beide gehen, verächtlich auf Serena blickend, ab.

Zwölfter Auftritt

SERENA allein.
Sie sitzt wie leblos da. Endlich fließen reichliche Thränen an ihren Wangen herab.
Wie hab' ich mich in ihm getäuscht! – Ein Sohn
Des Lichts erschien er mir – er küßte machtvoll
Die Knospen aller meiner Seele auf
Und tauchte sie in Frühlingspracht und Wonne –
Da plötzlich fällt das Kleid und vor den Augen
Steht häßlich ein Gebild der Nacht. Schmerzvoll
Erstarr'n die Blüthen all' und fallen ab.
Dahin! – Dahin! – – –
Pause.
O blut'ge Thränen möcht'
Ich weinen! Ist's denn möglich, daß ein Mann
In seinen Jahren kein Gefühl für Freiheit
Und für des Volkes Recht hat? – Ist es möglich,
Daß eines Menschen Geist so fein gebildet,
Sein Herz dagegen so verstockt und roh
Sein kann?
händeringend Ich finde keine Antwort. – – Oder
Verstellt er sich? –
trostlos O schlimmer, schlimmer noch! –
Was hält mich denn in diesem Schloß zurück?

Warum bin ich noch hier? Warum nicht längst
Schon, wie ich geh' und steh', entflohen? Fort,
O fort! Mir ist, als wollten über mich
Die Wände stürzen, wollten mich lebendig
Begraben. – – Wehe! meine Füße sind
So schwer wie Blei! – – Ach! wie verlassen fühl'
Ich mich! – –
Pause.
Nein! Nein! Ich bleibe nicht – ich will
Nicht bleiben! – – Ich verliere den Verstand! – –
Und doch, – warum die Eile? Heute Abend
iv129 Geht erst der Schnellzug ab. Zehn volle Stunden
Müßt' ich im Bahnhof Sternburgs warten. Nein,
Das hielte ich nicht aus. Und dann, wie traurig,
Wie unbequem ist eine längere Fahrt
Bei Nacht! Am Beßten reis' ich morgen mit
Dem ersten Zuge ab. – Warum auch nicht?
Mit Allen habe ich vorhin gebrochen.
Ich kämpfe dennoch länger nicht um Geld,
Und Jeder muß sich sagen, daß ich hier
Verweile, um mich an dem Spiele zu
Ergötzen, – nicht um weiter mitzuspielen. –
Ich will sie Alle necken – will mit Nadeln
Sie stechen, wann und wo ich kann; besonders
Ihn, den verlor'nen Sohn. – Bedenk' ich's recht,
Muß ich schon bleiben, um dem Ehrvergess'nen
Zu sagen, daß ich ihn verachte, – o! –
Ganz grenzenlos! – und um durch seinen Anblick
Mich völlig von dem Gift zu rein'gen, das
Ein böser Geist in meine Seele trug. *Ab.*

Dreizehnter Auftritt

Brigitte kommt mit einem Arm voll Büchern. Malwine eilig hinter ihr drein.

Malwine Pst! Pst!

Brigitte *thut als hörte sie nicht und stellt die Bücher auf das Brett. Dann öffnet sie ein Fenster.*

Malwine So höre doch! *sie berührt Brigittens Arm*
Wie heißt Du?

Brigitte *hält das Ohr hin*

Malwine *laut*
Dein Name?

Brigitte *deutet auf ihren Mund*

Malwine Stumm?

Brigitte *bejaht mit dem Kopfe*

Malwine Willst Du mir einen Dienst
Erweisen? Sie drückt ihr ein Geldstück in die Hand.

Brigitte *betrachtet es mit strahlendem Gesicht und hält wieder das Ohr hin.*

Malwine *lauter* Einen kleinen Dienst?

Brigitte *bejaht eifrig mit dem Kopfe*

Malwine *für sich* Ich müßte
Laut reden und das geht nicht an. – Was mach ich?
Der Alte wäre besser – *laut* Willst Du mir
iv130 Den alten Diener rufen?

Brigitte *hält wieder das Ohr hin*

Malwine *lauter, und mit eindringlicher Langsamkeit jede*

einzelne Silbe betonend. Ob Du mir –
Den alten Diener rufen willst? – Hierher? –
BRIGITTE *nickt mit dem Kopfe und geht. An der Thüre streckt sie hinter Malwines Rücken die Zunge heraus.*

Vierzehnter Auftritt

MALWINE *allein. Sie macht das Fenster zu; spöttisch.*
Besehe Dir das Schloß allein, mein Vetter.
Mich rufen ernstere Geschäfte. – Herr
Von Echtermann – wer hätte es geglaubt –
Hat einen Vorsprung vor uns Allen. Möglich,
Daß ich ihn überhole; aber wie
Die Sachen eben liegen, muß ich ihn
Als Sieger denken. –
Sieger! Sieger! – Was
Beginne ich, um einen Antheil an
Der Beute zu erlangen? – Wie es hämmert
In meinem Kopf! Was fang' ich an? Was fang'
Ich an? *Sie geht unruhig umher.*
Er ist ein Heuchler, ohne Frage.
Ich sah es deutlich an dem schweren Kampfe,
Der sich in seinen Zügen spiegelte.
Der Graf ist leider ein verwelkter Greis.
Mit seinen blöden Augen konnte er
Die schlecht gestellte Falle nicht gewahr'n
Und ging hinein. – Ich darf nicht wagen, Benno
Des falschen Spieles anzuklagen, ohne
Hierfür Beweise zu besitzen. Wie
Verschaff' ich mir Beweise? Wie? – – Ich kenne
In Darmstadt Niemand und selbst wenn ich dort
Bekannte hätte, wär' die Zeit zu kurz,
Um was ich wünsche zu erlangen. – Dann
Noch bliebe fraglich, ob der Graf auch die
Beweise anerkennte. – Überhaupt
In welchem Lichte würde ich erscheinen
Wenn ich dem Grafen Benno's Spiel enthüllte?
In ganz verdächt'gem Licht. Die Habgier läge
So klar zu Tage, daß ich mir mehr schaden
Als nützen würde. – Gut, so lasse ich
Die Anklag' fallen; aber immerhin
iv131 Sind die Beweise nöthig, um den Vetter
In meine Hand zu bringen. – – Könnt' ich ihn
Nicht an mich fesseln? Aber wie? Durch Liebe?
Der Weg ist zu gewunden und das Ziel
Nicht sicher. Trotzdem will ich ihn betreten,
Wenn alle Stränge reißen. – – –
Nach einigem Nachdenken, plötzlich freudig.
Ein Gedanke!
Vielleicht ist mir das Glück gewogen –
sie reibt sich vergnügt die Hände Herrlich! –

Fünfzehnter Auftritt

Malwine. Martin.
MARTIN *unwirsch* Was wollen Sie?

MALWINE Ein wenig mit Euch plaudern.
MARTIN Ich habe keine Zeit dazu.
MALWINE Wie unfein!
MARTIN Fein oder grob, das ist mir einerlei.
Er wendet sich zum Gehen.
MALWINE *hält ihn zurück und drückt ihm Geld in die Hand*
Auch jetzt noch?
MARTIN *das Geld besehend*
Nein, jetzt hab' ich Zeit.
MALWINE Ihr seid
In einem guten Dienst?
Martin weicht einen Schritt zurück.
MARTIN Was sagen Sie?
Ich möchte lieber auf dem Bocksberg sein
Als hier.
MALWINE Warum nicht gar!
MARTIN Warum nicht gar? –
Solch ein Herr Graf wie dieser Graf ist noch
Nicht dagewesen. – Alles ist verschlossen,
Nur nicht der Brunnen in dem Hofe drunten.
Der karge Lohn reicht gerade aus, um sich
Im Dorfe satt zu ess'n. Seh'n Sie mich an.
Sechs Monat' dien' ich jetzt im Schloß und Tag
Für Tag hab' ich den Rock am Leib. Ein Dutzend
Bediente trugen ihn vor mir und noch
Ein Dutzend werden ihn nach mir tragen. – Wüßt'
Ich einen bess'ren Dienst, ich ging' gleich auf
Der Stelle fort. Ich hab' an meinen Bruder
Nach Cöln geschrieben. Jede Stunde kann
iv132 Die Antwort kommen und adje dann Fernheim!
Hier hab' ich Jesum Christ erkennen lernen.
Der Knicker schneidet jedes Stückchen Brod
Mit eig'nen Händen vor, bläst uns das Licht
Um acht Uhr eben aus und jagt uns mit
Der Morgendämm'rung aus dem Bett.
Im Sommer hat er Um drei Uhr mich geweckt!
Dann heißt es Wasser Schleppen, Holz kleinmachen,
Stuben und Treppen Kehren; Kleider, Stiefel putzen,
Die alten Schindmähr'n füttern, ihren Stall ausmisten, –
Kurz den Kammerdiener, Kutscher, Stallknecht,
Laufburschen und die Hausmagd Spielen.
Der Lohn dafür ist Zuchthauskost und acht
Armsel'ge Gulden jeden Monat. Kreuz
Granaten! *Er ballt die Hand.*
MALWINE Das ist hart. Ich will für Euch
Besorgt sein.
MARTIN *ungläubig* Ach, Sie machen Spaß!
MALWINE Gewiß nicht.
Mein Vater führt ein großes Haus. Da kann
Man immer einen tücht'gen Diener brauchen.
MARTIN O gnäd'ges Fräulein! Gott vergelt' es Ihnen!
MALWINE Wollt ihr in Etwas mir behilflich sein?
MARTIN O, heißen S' mich ins Wasser springen, heißen S'
Mich durch ein Feuer für Sie laufen, Gnäd'ge:

Ich thu's.
MALWINE Ich danke Euch für Euren Eifer.
Was ich verlange, ist ganz wenig. Führt
Mich in das Zimmer meines Vetters, nicht
Des Offiziers –
MARTIN Gut.
MALWINE Und bewacht den Vorplatz
So lange ich drin bin.
MARTIN Weiter Nichts?
MALWINE Nein, guter Alter; aber rasch an's Werk!
Sie geht voran. Martin, indem er ihr folgt, macht, unbemerkt von ihr, eine Bewegung, wie wenn man sich vor Frost schüttelt, vergnüglich dabei in sich hinein lachend.

Dritter Act

iv133 *Schloß Fernheim: Zimmer des ersten Acts.*

Erster Auftritt

Martin kommt lachend mit einem leeren Suppennapf aus dem Nebenzimmer. Zugleich tritt Joseph durch die Thüre des Hintergrunds ein.

MARTIN Ach! Joseph! – Joseph! –
Er stellt den Napf ab und hält sich unter neuem Lachausbruch die Seiten.
JOSEPH Ei! Was giebt's denn? Du
Erstickst ja!
MARTIN *fast athemlos* Joseph! –
JOSEPH *mitlachend* Alter Narr! So fass'
Dich doch! – Nun muß ich selber lachen.
MARTIN *etwas ruhiger* Gott!
Was geht da drinnen vor! So was hat noch
Kein Tag geseh'n. Ich kann es nicht erzählen.
Es läßt sich g'wiß nicht wiedergeben, Joseph.
Ich hab' geglaubt, ich säß im Schauspielhaus. –
Zuerst die Linsensuppe: Heißes Wasser
Mit harten Linsen. Wie die Geier fuhren
Sie in die Brühe. Aber, alle Wetter!
Als wär'n die Löffel roth geglüht gewesen,
So schnell auch setzten sie sie wieder ab
Vom Munde. Unser Herr dagegen aß
Mit wahrer Wollust, schmatzte, daß es schnallte.
»Wie gut, wie gut! Das heiß' ich Festtagssuppe!
Wie schmeckt's Euch, Kinder?« schwatzte er dazwischen –
»O köstlich!« sagte gleich das ält're Fräulein
Und aß begierig, ob sie gleich die Suppe
Viel lieber ausgespieen hätte. – »Sehr gut!«
Rief dann der Oberleutnant – »ausgezeichnet!
Ich möcht' Ihr Gast mein ganzes Leben sein.«
Der and're Herr blieb stumm. Er scheint an sehr
Viel bess're Kost nicht grad' gewöhnt; denn er
Erschrak beim ersten Schluck am wenigsten
Von allen Vier'n. – Das junge Fräulein aber,
Das schöne Dirnel, war voller Übermuth.
»Die Fleischbrüh' ist zu stark, Herr Graf,« sagt' sie
So ernst, als ob sie in der Kirchen wär'.
»Sie geht so rasch in's Blut und macht es üppig.
Ich trinke lieber reines, gutes Wasser.
Sie müssen ihrer Köchin besser auf
iv134 Die Finger seh'n. Sie werden sonst zum Bettler.«
Der Graf that sehr empfindlich für den Stich
Und seufzte über Ehrfurchtslosigkeit
Vor'm Alter und so weiter und so weiter.
Das ält're Fräulein hielt die Zeit jetzt 'kommen,
Um sich ein rothes Röcklein zu verdienen.
Und schalt das Mädchen schnippisch – ja auch gottlos.
Sie werde sich nach dieser Suppe noch
'Mal sehnen. Aber nun kam Schlag auf Schlag
Vom jungen Fräulein, bis die Fromme dasaß
Wie ein begoss'nes Huhn. In ihrem Innern

Da kochte es jedoch. Man sah's ihr an
Der Nase an, die leichenblaß und spitz
Wie eine Nadel wurde. – »Meine Nerven!
Ach meine Nerven!« wimmerte der Graf
Und hielt sich fest die Ohren zu. Hierauf
Befragte er den Offizier: »Trinkst Du
Gern Wein?« – Der Arme sagte: »Nein.« – »Ich lieb'
Ihn sehr«, sprach unser Herr. – »Ich habe mich
Versprochen«, sagte schnell der Offizier.
»Ich lieb' ihn auch und trinke oft davon.«
»Du trinkst oft davon, mein Sohn?« sprach jetzt
Der Graf. Der Offizier ward dunkelroth
Und stotterte etwas von Wein, der ihn
»Nichts kosten thät.« – Das jüng're Fräulein lachte
Hell auf und sprach von einem g'wissen Hamlet
Und einer – Appelone. – Alle Wetter! –
Wer kann den Kram behalt'n! Von einer Wolke
Die erst ein Wissel war, dann ein Kameel –
Ich hab' sie nicht verstehen können; aber
Die And'ren haben sie recht gut verstanden.
Denn als der Graf das Lachen nimmer halten
Konnt', sind sie All' in reine Krämpf' gefallen.
Jetzt sprechen sie von Religion und essen
Die Knoblauchwürstchen von den Suppentellern,
Was Allen ganz gewiß noch nicht passirt ist.
'S ist rein zum Auseinanderplatzen, Sepp!

JOSEPH Was mag der Alte nur von ihnen wollen?

MARTIN Nenn' mich 'nen Schafskopf, wenn's nicht deshalb ist.
Er macht mit den Fingern die Bewegung des Geldzählens.

JOSEPH Sie sollen erben?

MARTIN *nickt bedeutsam*
Ja! – Doch halt! Der Grund
Warum ich Dich hab' rufen lassen, Sepp.
iv135 Den hätt' ich ja, weiß Gott! beinah' vergessen.
Der Graf befiehlt Dir, Deine Uniform
Gleich anzuzieh'n. Geh' dann hinüber in
Die Bibliothek und warte auf den Herrn.
Verliere keine Zeit. Geschwind in die
Montur und dann die Ohren fein gespitzt! *Beide ab.*

Zweiter Auftritt

Graf Freiberg, auf Benno gestützt; Malwine in einfachem Wollkleid und das Haar schlicht gescheitelt, geht auf der anderen Seite. Serena und Waldemar folgen.

GRAF Ich sag' Dir, lieber Benno, Wasser ist
Das beste Element und Mäßigkeit
Die Mutter aller Tugenden. Der Körper,
Von Speise überfüllt und von dem Dunst
Vergähr'nden Weins betäubt, ist recht die Stätte,
Wo es dem Teufel wohlgefällt, der – trotz
Den Einfaltspinseln, die voll Hochmuth mit
Dem Talglichtlein Vernunft das Weltall bis
Zum fernsten Stern erleuchten wollen – lebt
Und lebt und lebt; so wahr als Gott kein Urgrund,
Kein Urgrund, keine Weltenseele, sondern

Persönlich ist, wie er sich hundertmal
Den tugendreich'ren Vätern offenbarte
Und außerhalb der Welt in Ruhe thront. –
Hält man durch Mäßigkeit den Körper nun
In strenger Zucht, das Fleisch in Nüchternheit,
Damit die Seele für das Himmelreich
Sich vorbereiten könne ohne Störung –
Gleich schimpfen uns die Thoren knick'rig, geizig.
Fürwahr, sie thun nicht wohl daran – sie lästern.
Es ist bequemer allerdings, – den Weg
Des Lasters hinzutändeln, als den Fels
Der Tugend zu erklimmen, – aber in
Die Hölle führt, nach kurzer Fleischeslust,
Der breite Weg, da wo ist Zähneklappern
Und Heulen.

Serena *zu Waldemar, welchen die im Zimmer herrschende Kälte schüttelt.*
Klappern Sie doch nicht so sehr
Mit Ihren Zähnen, Herr Baron. Man könnt'
Sonst dieses Schloß für Satan's Wohnung halten.

iv136 Graf *zu Waldemar*
Nichts schadet der Gesundheit mehr, mein Sohn,
Als Ofenwärme. Nicht des Holzes wegen
Ist im Kamin kein Feuer, sondern eurer
Gesundheit wegen.

Waldemar *dessen Stimme deutlich das unterdrückte Frösteln*
verräth O, ich bitte Oheim.
Ich bin ein großer, – warmer Freund von Kälte.
Das Zimmer dürfte noch viel kälter sein.

Serena *auf das Fenster zugehend*
Soll ich ein Fenster öffnen?

Waldemar *hastig* Werthes Fräulein,
Das gäbe Zug. Ich bitte nein.
Serena tritt zurück Sie sind
Sehr gütig.

Graf Rauchst Du, Benno?

Benno Nein, Herr Graf.

Graf Und Du, mein Waldemar?

Waldemar Ich rauchen? Nein!
Ich hasse den Tabak in jeder Form.
bei Seite, verzweifelnd
O, wär' ich doch am End' der Welt!

Graf Das hör'
Ich gern. Das Rauchen ist gar kein Vergnügen;
Dabei von großem Schaden für den Körper
Und kostet schweres Geld. Die Raucher sind
Baalpriester. Wären sie nicht hirnverbrannt,
So würden sie den Götzen niederwerfen
Und den Gewinn *seufzend* den Armen schenken.

Serena Oder
Ihn zum Vermögen schlagen und auf Zinsen
Verleihen.

Graf Dir ist Nichts heilig, Kind.
Wann wird die Blindheit von den Augen fallen?

SERENA Wann sich gewiße Leute selbst erkennen. –
Herr Graf! Ein off'nes Wort ist es erlaubt?
GRAF Wenn Du nicht lästern willst, so sag' es nur.
SERENA Ihr Mittagessen hat mich nicht gesättigt.
Darf ich ein Stückchen Brod mir schneiden lassen?
GRAF *verlegen*
Ich schneide immer selbst das Brod –
nach einigem Bedenken Ich will
Den Wunsch erfüllen. – Gönnt mir jetzt –
iv137 *Waldemar möchte sichtlich gerne denselben Wunsch wie Serena äußern und berührt schon des Grafen Arm, besinnt sich aber im selben Moment und tritt zurück.*
GRAF Was willst
Du, Waldemar?
WALDEMAR Nichts! Nichts!
GRAF Ich werde jetzt
Ein Schläfchen halten, kurz, sehr kurz nur; denn
Man darf dem Fleische nicht zu Willen sein.
Inzwischen unterhaltet Euch mit Ruhe
Und lasset Eure Reden, wie die Schrift sagt,
Gewürzet sein.
MALWINE *sich an ihn schmiegend*
Darf ich Sie unterstützen?
GRAF Ich danke Dir, ich danke Dir, Malwinchen.
Bleib' ganz in Ruhe. *Ab.*

Dritter Auftritt

Die Vorigen ohne den Grafen. Malwine geht an das Büchergestell, nimmt dort ein Erbauungsbuch heraus und setzt sich, eifrig lesend, in eine Ecke. Benno lehnt in einer Fensternische.

SERENA *zu Waldemar*
Herr Baron entschuld'gen –
Ist denn das Wiener Leben wirklich so
Entzückend wie es alle Leute schildern,
Die es zu kosten läng're Muße hatten?
Die alte Kaiserstadt soll ohne Frage
Die lustigste der ganzen Erde sein.
Mein sel'ger Vater konnte anders nie
Als mit Begeist'rung von ihr sprechen. War
Er über irgend etwas ärgerlich,
So braucht' ich nur zu sagen: Hör, Papa,
Was heut' die Zeitung uns aus Wien berichtet.
Und gleich fing er ein Lied zu trällern an.
WALDEMAR *zu sich, seufzend*
O Euphrosyne!
laut zu Serena
Gnäd'ges Fräulein, ja.
Es giebt halt nur Ein Wien. 'S ist mir an's Herz
Gewachsen.
SERENA Garst'ge Mädchen sollen dort
So rar, wie anderorts die schönen sein,
Und selbst das häßlichste Gesicht soll Frohsinn
iv138 Begehrenswerth und liebenswürdig machen.
WALDEMAR *in größter Verlegenheit*
Ich muß gesteh'n – ich hoffe ohne Schande –
Daß ich das weibliche Geschlecht nur selten – –

Vierter Auftritt

Martin kommt mit dem Brode für Serena. Die Vorigen.
WALDEMAR *plötzlich abfallend.*
Man bringt Ihr Brod.
SERENA *schalkhaft mit dem Finger drohend*
Sie kommen so nicht los.
WALDEMAR Ich wünsche wohl zu speisen.
MARTIN *leise zu Serena, indem er das Brod betrachtet*
Gnäd'ges Fräulein –
SERENA *das Brod nehmend*
Was ist?
MARTIN Ich leide den gebrannten Hunger
In diesem Hause – halten mir zu Gnaden –
Wenn Sie die Hälfte –
SERENA Armer Mann! Nimm nur
Das Ganze!
Sie giebt ihm das Brod zurück und greift in die Tasche.
Und mit dieser Kleinigkeit
Verschaffe Dir ein warmes Mittagessen.
MARTIN Der liebe Gott vergelt' es Ihnen hundert
Und tausend Mal!
SERENA *für sich* O wär ich wieder auf
Dem Strahl! Abscheul'cher Geizhals! Aber warte!
Den Hunger dieses Manns sollst Du mir büßen!
Zunächst will ich das Zimmer etwas räuchern.
laut. Es ist entsetzlich kalt. Ich muß ein Tuch
Mir holen, soll ich nicht zu Eis erstarren.
Ich bitte um Entschuldigung. *Ab.*

Fünfter Auftritt

Die Vorigen ohne Serena.
MALWINE O Vettern
An diesem Mädchen sieht man recht, wohin
Die mißverstandne Freiheit führt. Nichts, wie
Der Onkel richtig sagte, ist ihr heilig.
Die wahre Weiblichkeit, voll sel'gem Glauben,
Voll Sanftmuth, Treu' und Unterwürfigkeit –
iv139 Dies reine Kleid hat mit dem Flitterstaat
Der halben Männlichkeit sie ausgetauscht.
Weh' dem, der sein Geschick an's ihr'ge fesselt.
Er ist verlor'n, dem Unglück preisgegeben. –
Indessen, Gott ist gütig und barmherzig
Und streckt die Arme aus nach jedem Sünder.
Daß er ihr thöricht und verstockt Gemüth
Berühre, soll mein inniges Gebet
Jetzt sein.
Sie neigt sich tief über das Gebetbuch hin.
WALDEMAR Sie fromme Seele! Schließen Sie
Auch mich in Ihre edle Andacht ein.

Sechster Auftritt

Serena. Die Vorigen.
SERENA *die Hände auf dem Rücken*
Da bin ich wieder, lieber Herr Baron,

Und rathen Sie, was ich gefunden habe.
sie zeigt die Hände
Ein Schinkenbrod und ein Sardellenbrödchen.
Ich kaufte sie in Stuttgart, eh' ich abfuhr
Und hatte sie in meiner Tasche ganz
Vergessen. O, wie werden sie mir trefflich
Jetzt munden. Wollen Sie die Mahlzeit mit
Mir halten?
Sie präsentirt ihm die Brödchen.

WALDEMAR *nähert sich voll Verlangen, bezwingt sich aber*
Danke! Danke!

SERENA Bitte, Herr
Baron, die Frage kam von Herzen.
Sie öffnet die Brödchen. Seh'n
Sie nur, welch prachtvoll rosarother Schinken!

WALDEMAR *sich verzweifelt abwendend*
Ich danke, danke –

SERENA *unbarmherzig weiterfahrend*
Welche herrlichen Sardellen!

WALDEMAR *greift danach, bezwingt sich aber nochmals*
Schöne Waare; aber wirklich
Ich bin vollkommen satt.

SERENA Sie scherzen, Herr
Baron. Wie kann ein Mann mit einem Würstchen
Gesättigt sein? Sie zieren sich gewiß.

WALDEMAR Nein, nein! Auf Ehr'.

SERENA *sehr ernst* Das ist was anders. Nun,
So muß ich es eben sola essen.

WALDEMAR Wünsche
Recht guten Appetit.

SERENA Viel Dank! Viel Dank!
Sie stellt das Sardellenbrödchen dicht neben Malwine. Während sie den Schinken ißt geht sie auf und ab, immer direkt an Waldemar vorbei, der vergehen möchte.
Wie delicat! – vorzüglich –! köstlich! – hm! –
als sie fertig ist
Ich hab' genug. – Dies Brod ist herrenlos.
zu Allen
Wer Neigung dazu hat, der greife zu.
zu Waldemar Sie rauchen wirklich nicht?

WALDEMAR Nein, gnäd'ges Fräulein.

SERENA *zieht ein Cigarettenetui aus der Tasche, nimmt eine Cigarette daraus und zündet sie an.*
Ich habe echte Cuba-Cigarritos
Und hätte mich so sehr gefreut, wenn Sie
Den köstlichen Tabak gekostet hätten.
Ich rauche leidenschaftlich gern. Wär' ich
Ein Zimmerdämchen, würd' ich mich bestimmt
Der Angewohnheit schämen; aber mein
Beruf als Malerin zwang sie mir auf.
Oft muß ich stundenlang an Sümpfen, Seen
Und Flüssen und in Wäldern zeichnend sitzen,
Dem Lieblingsaufenthalt von Mücken, Schnaken
Und ähnlichem Gethier. Im Kampfe gegen
Die läst'gen, tückischen Gesellen, ist
Cigarrendampf der beste Bund'sgenosse –

Ja, ohne ihn, wär' keines Augenblicks
Man froh. So überwand Nothwendigkeit
Den Abscheu und ich rauchte, wann ich mußte.
Durch Zufall aber fand ich später, daß
Es sich unendlich lieblich träumen läßt –
Wann Pinsel und Palette müßig liegen –
Indem man zarte blaue Ringelwölkchen,
Mechanisch in die weiten Lüfte wirbelt.
Seitdem ward aus dem Kriegsgefährten ein
Geliebter Freund. – Wenn Sie dem Rauchen nicht
Ergeben sind, – was wirklich sonderbar
Aus eines Kriegers Munde klingt, – so machen
Sie eine Probe doch einmal?
Sie hält ihm das Etui hin.

iv141 WALDEMAR Ich hab's
Bereits probiert; allein mir wurde übel.
für sich Ich möchte aus der Haut fahr'n.

SERENA Nun, so will ich
Nicht weiter in Sie dringen. Aber dieser
Tabak wär' Ihnen ganz gewiß nicht schlecht
Bekommen.

WALDEMAR O, Sie sind zu freundlich.

MALWINE *scharf* Fräulein
Vom Strahl, ich finde Ihr Benehmen, – milde
Gesagt! – beklagenswerth. Ich will nicht über
Ihr Rauchen selbst ein Urtheil fällen; – möglich
Daß Ihre Meisterwerke ohne Tabak,
Nie Ihrer Phantasie entsprungen wären! –
Allein die rohsten Männer fragen, eh'
Sie rauchen, die Gesellschaft, ob sie auch
Den Tabaksqualm vertragen kann.

SERENA *betroffen* Ich bin
Für Ihren Tadel nicht empfindungslos.
Sie haben recht. Ich war recht unbesonnen.
Ich bitte allerseits um güt'ge Nachsicht.
Sie wirft die Zigarette in den Kamin.

Siebenter Auftritt

Die Vorigen. Graf Freiberg tritt ein, wird aber nur von Malwinen bemerkt, die sofort auf Serena zueilt.

MALWINE O, werthes Fräulein, wir bedürfen Alle
Der Nachsicht. Sollt' ich Sie vorhin bei Tische,
Gekränkt auf irgend eine Weise haben,
So bitt' ich reuvoll um Vergebung.

SERENA Fräulein,
Ich hab' noch Niemand' Etwas nachgetragen.
Mein Grundsatz lautet: Stich um Stich, dann Friede.
Sie haben übrigens mich nicht verletzt.
Ihr hohes Zartgefühl darf sich beruh'gen.

GRAF *vortretend*
O welcher Duft! Wer hat denn hier geraucht?

SERENA Ich war so frei.

GRAF Du rauchst? – Ein Mädchen? – Du?

SERENA Ja, ich.

GRAF *zu Benno* Mein Sohn, erklär' ihr doch, wie thöricht

Nach allen Seiten hin das Rauchen ist.
Ich bin dem kleinen Trotzkopf nicht gewachsen.
iv142 BENNO *abwehrend*
Noch wen'ger ich. Erlassen Sie mir, Oheim,
Ich bitte Sie recht sehr darum, den Kampf.
MALWINE Goldonkelchen, ich will die Lanze brechen.
GRAF Nein! Benno soll mein Herz erfreu'n. Ich habe,
So kurze Zeit wir auch beisammen sind,
In ihm verjüngt mein eig'nes Selbst gefunden.
Er wird, was ich, vom Alter schwer gebeugt,
Nur stammeln könnte ohne Form und Biegung,
In eine gluthdurchströmte Rede fassen
Und diesen Trotzkopf zu bekehren wissen.
SERENA *zu Benno*
Sie werden also zu mir reden, Herr
Von Echtermann; selbst wenn ich hoch erklärte,
Daß mir zuwider ist Ihr ganzes Wesen
Und ich vom Grund der Seele Sie verachte:
Denn keinen eig'nen Willen hat der Sclave
Und was sein Herr befiehlt, muß er vollbringen.
Mich aber bindet Nichts und will ich mich
Vor Ihrem Gift beschützen, hab' ich nur
Dies Zimmer zu verlassen. Doch ich trage
Nach Ihrem Gift ein peinliches Verlangen.
Was ich bei Tisch von Ihnen hören mußte,
Gab mir Gewißheit, daß ein Pietist
Mit Haut und Haaren endlich vor mir steht.
mit herbem Spotte
Mein Herz pocht grad' so laut, wie das der Kinder,
Wenn sie zum ersten Mal vor einem Wolf steh'n,
Den sie so oft auf Bilderbögen sahen,
Von dem so oft die Wärterin erzählte.
Nach einem mündlichen Tractätchen peinigt
Mich grimmer Durst. Das Rauchen ist kein Thema
Für einen Zionswächter Ihrer Kraft.
Ich weise Sie auf eine höh're Bahn:
Erretten Sie vom Abgrund eine Seele,
Die Gott verehrt, wo frei sein Athem weht.
GRAF Auf Benno! Schlag' dem bösen Feind die Krallen
Und Hörner ab. Vielleicht gelingt die Rettung.
BENNO Die Rettung ruht in einer höh'ren Hand.
Doch ist es gut, die Wahrheit überall
Zu pred'gen. – Wenn Sie einen Pietisten
Den nennen, welcher streng und innig glaubt,
So nehme ich das Wort mit Freuden an.
Wohl denen, die ihr Selbst verlierend, Gott,
iv143 Deß Athem diese Welt durchwehet finden.
Muß man ihn sehn? – Sein Athem ist genug
Für uns: mehr könnte uns're Kraft nicht tragen.
Ach, Kunst und Wissenschaft! Was jene giebt,
Ist nur ein kurzer Vorschmack seiner Ruhe;
Und wer die Höhe aller Wissenschaft
Erreichte, sank er nicht demüthig vor

Den Vater hin und suchte zu vergessen
Das eitle Stückwerk, das man Wissen nennt?
GRAF Sehr gut.
BENNO Der Seelenfriede ist vom Glauben
Nie, nie zu trennen; und was giebt es Höh'res
Als Frieden mit der Welt und mit sich selbst?
GRAF *aufstehend*
Ich muß Dich unterbrechen, theurer Neffe.
Ich kann den Drang des Herzens nicht beschwören.
Laß Dich umarmen, lieber, lieber Benno! *Er küßt ihn.*
Ganz wie Du sagtest denk' ich. Keine Freiheit,
Nein keine, keine, keine dulden wir
Im Evangelium. Wie's ist, so ist es.
Der Tüpfel über'm I muß stehen bleiben
Und sollte man – –
Es wird stark an der Thüre gepocht.
WALDEMAR Es klopft.
GRAF Wer klopft? Herein!

Achter Auftritt

Joseph in der Uniform eines baierischen Artilleristen.
Die Vorigen.
GRAF *mit barscher Heftigkeit*
Wie kommst Du hier herein? Was suchst Du hier?
Wer hat Dich eingelassen?
JOSEPH Gnäd'ger Herr –
GRAF *mit seinem Stock aufstoßend*
Wie kamst Du in mein Haus?
JOSEPH Das Thor war offen –
GRAF He? Was? Das Thor war offen? He? Du lügst,
Halunke! Eingebrochen bist Du! Dieb!
Was hast Du mir gestohlen? Gieb's heraus!
Ich will ein Aug' zudrücken; aber wenn
Du leugnest – Kerl! Ich lass' Dich arretiren.
JOSEPH *erschrocken*
Um Gotteswillen, Herr, ich bin kein Dieb.
iv144 Schon zehnmal in den letzten Wochen bat
Ich flehentlich um Einlaß; aber Martin,
Der harte Mann, ließ niemals sich erweichen,
Und stieß mich fort. Zum letzten Male wollt'
Ich heut' mein Glück versuchen und im Nothfall
Den Weg zu Euer Gnaden mit Gewalt
Mir bahnen. Da – als wollte Gott mir helfen,
Wie ich zum Schlosse komme, ist das Thor
Nur bei. Ich trete ein; ich finde Niemand.
Ich gehe weiter, hör' hier laute Stimmen
Und klopfe an. So bin ich hier jetzt, Herr.
Der Graf läßt sich, einigermaßen beruhigt, wieder nieder.
Sie wissen, daß ich immer treu und redlich
Für Sie geschafft hab', eh' ich in den Krieg
Hab' ziehen müssen. Wie Sie sehen, hat
Man mich zum Krüppel 'schossen; nimmer kann ich
Als Knecht mein Brod verdienen. Und so wollt' ich
Recht unterthänigst Euer Gnaden bitten,

Mit einer güt'gen Unterstützung –
GRAF Bist
Du toll? Da könnte Jeder zu mir kommen,
Der keine Lust zur Arbeit hat. Faulenzen
Und Dich von Andern füttern lassen willst Du.
Hast Du nicht Glieder, die noch kräftig sind?
JOSEPH Wie gerne thät' ich sie gebrauchen, Herr,
Um fremden Leuten nicht zur Last zu fallen,
Wenn's menschenmöglich wär'! Ich kann, weiß Gott!
Kaum aufrecht steh'n und eine einz'le Hand
Was kann die thun? Ich hab' kein Handwerk 'lernt
Und großen B'scheid nie mit der Feder 'wußt.
Zu was bin ich noch nutz? Wollt' Gott die Kugel
Hätt' mir den Kopf wegg'nommen statt den Arm.
WALDEMAR *zu Joseph herantretend*
Wo wurdest Du verwundet?
JOSEPH *sich in militärischer Stellung aufrichtend*
Zu Befehl,
Herr Oberleutnant – auf der Festung droben
In Würzburg, Nachmittags um halb drei Uhr',
Am sieb'nundzwanzigsten des Monats Juli.
Den schweren Tag werd' ich mein Lebtag nicht
Vergessen. Schon um zehn Uhr Morgens fingen
Die Preußen an, vom Hexenbruch aus grausam
Die Festung zu beschießen. Aber doppelt
Und dreifach zahlten wir die Kugeln heim.
iv145 Nicht weniger als dreimal mußt' der Feind
Die Stellung ändern: bis nach Höchberg drängten
Wir ihn zurück. Es war ein mörd'risch Feuer,
Herr Oberleutnant: links und rechts, da fielen
Die stärksten Männer wie gemähte Gräser.
Um zwei Uhr steckte eine Bomb' das Dach
Vom Zeughaus an. Im Nu stand's lichterloh
In Flamm'n und machte glühendheiß die Luft
Um uns herum. Wir konnten nicht d'ran denken
Das Feuer auszulöschen und so zogen
Wir uns're Röck' aus, rissen's Hemd weit auf
Und dienten uns'rem König redlich fort.
Die Preußen haben uns're Schmerzen 'büßt.
Im Lazareth hab' ich 'nen Feuerwerker
Von ihnen 'sprochen, der bei Höchberg stand.
Er hat gesagt, sie hätten Hör'n und Seh'n
Verlor'n und 'meint, wir wär'n die blanken Teufel.
Und jetzt kam auch die Reih' an mich. Ich hatte
G'rad' eine Kugel aufgehoben, um
Zu laden, als ein feindliches Geschoß
Einschlug, zerplatzte und 'nen mächt'gen Splitter
In meinen rechten Arm einkeilte. Ich
Verlor die Kräfte, ließ die Kugel fallen
Und sie zerschlug im Fall mein linkes Bein.
Man trug mich fort – ich weiß nicht wie. Ich war
Ohnmächtig 'worden. Als ich zu mir kam,
Stand unser Doctor vor mir und er sagte:

»Dein Arm muß ’runter und trag’ Dein Schicksal mit
Geduld.« Und – nun was soll ich denn noch sagen?
Sie hab’n geschnitten und gesägt und als
Sie fertig war’n, war ich ein armer Krüppel,
Der in der Welt steht ohne Stütz’ und Hülf’,
Der aber Weib und Kinder stützen soll.
zum Grafen
Um Jesu und der heil’gen Jungfrau willen,
Herr Graf, erbarmen Sie sich meiner Noth!

GRAF Ich habe selbst kein Geld. Was denkst Du, Mann?
Mein bißchen Geld steckt all in Feld und Wald
Und wer hat Mittel eben, was zu kaufen?
Du kannst nicht wollen, daß ich Dir zu Liebe
Mein Eigenthum mit einer Hypothek
Belaste. – Überdem – ich irre nicht –
Bist Du ein Katholik!

SERENA *ballt die Hände* O Gott! O Gott!

iv146 GRAF Und dann, sorgt etwa nicht der Staat für Dich?

JOSEPH Was er mir giebt, o Herr, das reicht nicht aus.

GRAF Das reicht nicht aus? Was?
Willst Du Braten essen?
Und ständiger Gast der Branntweinschenken werden?
Du bist ein Taugenichts und warst es immer,
Ein Schlemmer und Vergeuder!

JOSEPH Gnäd’ger Herr,
Sie müssen mich für einen And’ren halten.
Ich bin ja Waidmann’s Joseph!

GRAF Geh’ zum König
Von Preussen! Geh’ zum Grafen Bismarck, der
Den ganzen Krieg auf dem Gewissen hat
Und bettle dort! Dort ist Dein Platz, nicht hier,
Du Vagabund, Du –

SERENA *mit flammenden Augen vortretend*
Keine Silbe mehr!
Genug gelästert haben Sie das Elend.
Gott möge Ihnen jedes Wort vergeben!

JOSEPH *flehentlich*
Herr Graf –

GRAF *aufspringend*
Fort aus den Augen oder ich –

JOSEPH *sich an die Andren wendend*
So haben Sie Erbarmen mit dem Krüppel.
Ich will nach München eine Schrift absenden;
Vielleicht erhöht man meinen Sold. Doch bis
Die Antwort kommt, vergehen bange Tage.
O! stillen Sie den Hunger meiner Kinder.

GRAF Ich hoffe, daß Ihr einem Taugenichts
Nicht Geld zum Schnapsen gebt.

MALWINE Gewiß nicht, Oheim.
Das hieße ja das Laster unterstützen.
Joseph wendet sich zu Waldemar.

WALDEMAR *verlegen mit unterdrückter Stimme*
Ich habe, guter Mann, kein kleines Geld
Bei mir.

Joseph kommt zu Benno, dieser giebt ihm, abgewandten Gesichts, einen Wink zu gehen.

SERENA *dicht an Benno herantretend*

Auch Sie verschließen Ihre Hand? Sie,
Der fromme Mann, der glaubensstarke Held?
Wohl deshalb nur, weil dieser Invalide
Ein Katholik ist und kein Protestant? –
iv147 Nicht weil Sie strenge glauben, sagte ich
Sie sei'n ein Pietist – o – nein! Der ist's,
Der stets die Lehre Christi auf den Lippen,
Die Selbstsucht aber in dem Busen trägt.
»Der Tüpfel auf dem I muß stehen bleiben,«
So spricht der Mund, indeß das Herz die ganze
Bergpredigt aus den heil'gen Schriften reißt.
Die Pharisäer sind nicht ausgestorben;
Und wenn der Göttliche jetzt zu uns träte
Mit seinem »Friede sei mit euch«, er würde
Sie nicht als seinen Jünger anerkennen.

GRAF *zu Joseph*

Dir schuld' ich dies Zerwürfniß. Dir verdank' ich,
Daß mein geliebter Sohn, aus Mißverständniß,
Mit einer Fluth von Schmähung überströmt wird.
Elender Bube! Glaubst Du, weil ich alt
Und schwach bin, meine Hand hätt' keine Kraft mehr?
Canaille! Du hast Dich geirrt! –
Er erhebt den Stock und geht auf Joseph zu.

JOSEPH *zurückweichend, ängstlich*

O Gott! – – Herr! – –

SERENA *fällt mit blitzschneller Bewegung dem Grafen in den Arm*

Wagen Sie's! – Ja! wenn Sie's wagen dürften!
Sie reißt ihm den Stock aus der Hand und schleudert ihn weit weg in das Zimmer hinein. Sich vor Joseph stellend.
Ich bin ein Mädchen nur, doch wehe Dem,
Der diesen Krüppel anrührt! – – –
Alle stehen betroffen. Stille von einigen Minuten.
Ach! was ist
Das Herz doch ein armselig Ding! Ich möchte
In heller Wuth steh'n und nun ist es dick
Von Thränen!
Sie schluchzt laut auf; faßt sich aber zugleich.
zu Joseph Komme mit mir, tapf'rer, deutscher
Soldat! Gott wolle, daß vergang'nes Jahr
Zum letzten Mal auf Deutsche Deutsche schossen,
Nie mehr sich Brüder solche Wunden schlagen!
Was ich entbehr'n kann, sollst Du gerne haben
Und aus der Heimath schick' ich morgen mehr!
Es brennt der Boden unter meinen Füßen.
Sie will fortgehen.

GRAF – BENNO *zu gleicher Zeit*

Serena!! – – –

iv148 SERENA *wendet sich zurück*

Wer hat mich gerufen?
niemand antwortet Wer
Es auch gewesen sei, ihm sei gesagt,
Daß zwischen ihm und mir ein jedes Band

Zerrissen ist, sei es der Freundschaft, sei's
Des Blutes. – In die Wüste, zu Hyänen
Und Tigern geh' er! Dort sind seine Schwestern
Und seine Brüder. Dort ist seine Heimath. *Ab mit Joseph.*

Neunter Auftritt

Die Vorigen ohne Serena und Joseph.
MALWINE Ward eine solche Frechheit je erlebt?
GRAF *erhebt sich, mit den Händen vor sich tastend*
Mir flimmert's vor den Augen. Gott, was ist das?
Fort! – Führ' mich auf mein Zimmer, Waldemar.
Malwinchen, schicke Martin gleich mir nach.
MALWINE Ich fliege, theu'rer Oheim!
Alle ab außer Benno.

Zehnter Auftritt

BENNO *allein.*
nach einer Pause Ist das Dasein
Denn wirklich all' die Schmerzen werth, die ich
An jedem Tage stumm erdulden muß? – –
Schon wieder stelle ich die finst're Frage
Und kenne doch so gut die richt'ge Antwort. –
Wohin verirr' ich mich? O Gott! mir schaudert! –
Aus meinen Augen, du verlockend Meer
Der ew'gen Ruhe und Vergessenheit
Und ihr, verworf'ne Wünsche, Ungeheuer
Mit fratzenhaft verzerrten Zügen – fort! –
Die Bürde muß getragen werden, bis
Der Gram mit seiner Arbeit fertig ist.
Es kann ja nicht mehr lange dauern! – – O,
O meine Mutter! – – –
Er erblickt in der Thüre Malwine, welche, bevor sie eintritt, erst nach allen Seiten hin vorsichtig in den Vorplatz hinausspäht.
Auf! Auf, fauler Heuchler!
Meinst Du die Feuerglocke hätte schon
Geschlagen? Spanne Dich in's Joch, Elender!

iv149

Elfter Auftritt

Malwine. Benno.
BENNO *ihr entgegengehend.*
Wie gehts dem Grafen?
MALWINE *nachdem sie das Nebenzimmer geöffnet und auch dort hinein gesehen hat* O, der alte hart
Gesott'ne Sünder hat ein zähes Leben!
Es flimmert ihm nicht mehr vor seinen Augen.
Im Gegentheil! der heftige Erguß
Von Galle weckte seine Lebensgeister
Und jugendliche Röthe färbt die Wangen.
BENNO *auf's höchste erstaunt*
Mein Fräulein! Welche Sprache?
MALWINE Sie erstaunen,
Daß ich die Maske fallen lasse? – Benno,
Hat Ihnen nie Ihr Herz gesagt, daß ich
Die Pietistin spiele, sie nicht bin?
BENNO Mein Fräulein –

Malwine *zärtlich* O mein Herz hat gleich gefühlt,
Daß Ihre Seele Fesseln trägt. Wer Sie
Dazu, was Sie dazu gezwungen, weiß
Ich nicht. Ich ahne nur, daß Sie ein Schicksal –
Benno *sie kalt unterbrechend*
Ich danke Ihnen, daß Sie sich so sehr
Mit mir beschäftigt haben; leider aber
Hat das Gefühl, wie es so oft geschieht,
Das Wahre nicht getroffen. Meine Seele
Trägt keine Fesseln, keine Maske mein
Gesicht. Mein Schein ist echtes Spiegelbild
Des Wesens.
Malwine Harter Mann! Grausamer Mann!
Sie denken wohl, ich wolle Sie versuchen?
Ich hätte eine Falle kühn gestellt?
Benno Ich denk' nichts And'res als das Wen'ge,
Daß wir zu viel schon miteinander sprachen.
Er will gehen.
Malwine *hält ihn zurück*
O könnten Sie in meinem Inn'ren lesen.
Sie würden mich nicht von sich stoßen, würden
Vielmehr mich anhör'n, wenn auch bloß aus Mitleid.
Benno Sie geben mir ein Räthsel zu errathen.
Malwine *bei Seite*
Ich könnt' ihn peitschen seh'n, den eitlen Gecken!
laut Ein Räthsel, Benno? – – –
iv150 *Sie faßt sich an die Stirne.*
verwirrt Gott! o Gott! Wo ist
Mein Schamgefühl? – Die Macht uralter Sitte
Erstirbt im Andrang meiner Leidenschaft –
O Benno –
zögernd theurer Mann – – – ich liebe Sie!
Sie verhüllt ihr Gesicht.
Benno Sie sind von Sinnen!
Malwine Ja, Sie haben recht
Ein dichter Schleier liegt auf meinem Geist.
Ich handle ohne Leitung der Vernunft.
Verzeihung, daß ich Sie zu lieben wage;
Verzeihung auch, daß ich die Ehr' verspielte,
Daß ich aus Liebesraserei – das Wort
Schnürt mir den Hals zu, – –
zur Verbrech'rin wurde.
Benno *aufhorchend* Verbrech'rin?
Malwine Hören Sie mich an. – Wer mißt
Die Tiefen des Gemüths – wer kennt die Kräfte,
Die in ihm wirken – wer nur die Gesetze,
Wonach es wirkt. Oft bringt ein Augenblick
In ihm zur Reife, was durch volle Jahre
Nicht reifen wollte – oft verdorrt die Frucht,
Die reif schon war – oft fallen Blüthen ab
Und oft kommt Blüth' und Frucht beinah'
Zur gleichen Zeit. –
kokett Sie sehen und Sie lieben
War ein's! – Ich wußte nicht worüber mehr

Ich staunen sollte: über die blitzschnelle
Entzündung, oder über die Entzündung
An sich, – so eisig war die erste Jugend
An mir vorbeigezogen. O, ich hätte
Sofort an Ihre Brust mich werfen mögen
Und rufen: Nimm mich hin; ich will Dir dienen
Wie eine Magd, nur laß mich bei Dir sein.
Ich näherte mich Ihnen, doch Ihr Blick
Wies kalt mich ab. Sie schlugen selbst die Hand aus,
Die nur verlangte zwei Secunden in
Der Ihrigen zu liegen. Denn was ist
Ein Händedruck? Man schenkt ihn Jedem gern,
Dem Feinde gar aus guter Höflichkeit.
Mir blutete das Herz. Ich fragte mich:
»Was schreckt ihn denn so von mir ab? Der Eifer,
Womit ich meines Oheims Gunst erlangen,
iv151 Mir seine Lieb' erringen will?« – O Benno!
Ich will des Grafen Geld besitzen, um
Es Ihnen in den Schoß zu schütten. – »Sah
Er die Verachtung, die ich seinem Vater,
Ganz gegen meinen Willen kundgab, ungern?« –
Benno! Ich beschimpfte Ihren Vater,
Weil ich durch Lob Sie zu erzürnen glaubte. –
Da fiel mir plötzlich ein, o Gott!: »Sein Herz
Ist nicht mehr frei vielleicht?« – Und ich erlitt
Die ganze Qual der Eifersucht. Ich mußte
Dem Zustand, sollte die Verzweiflung mich
Nicht tödten, end'gen, mußte mir Gewißheit,
Ob mein Verdacht begründet sei, ob nicht, –
Verschaffen. Aber wie? Ich dachte hin
Und her und fand, daß ein verliebter Mann
Ein Bild der Braut des Herzens oder Briefe,
Gedächtnisblätter oder sonst dergleichen –
Stets bei sich führt!
Benno erschrickt heftig.
Noch war mit diesem Fund
Mein Geist beschäftigt und schon war ich auf
Dem Weg nach Ihrem Zimmer. – –
Benno! Gnade!
O sehen Sie mich nicht so schrecklich an!
Die Liebe reißt den Zaum aus unsrem Mund
Und wirft uns wieder zu den Thier'n zurück...
Erbarmen, Benno!

BENNO *tonlos* Kommen Sie – zu Ende.

MALWINE *die Sätze hastig hervorstoßend*
Ich bebe als ich vor der Thüre stehe;
Doch fass' ich Muth und öffne sie. Ich trete
In's Zimmer ein. Ein Reisesack stand vor
Dem Tisch und auf ihm eine Tasche. – Schnell
Knöpf' ich die Tasche auf. Sie führt mich nicht
Zum Ziele. – Jetzt den Reisesack. – Er war
Verschlossen; aber einer meiner Schlüssel
Paßt in das Schloß. – Ich öffne ihn und schütte

Den Inhalt aus. Mit Fieberhast durchwühl'
Ich Alles; doch ich finde Nichts, was den
Verdacht begründen konnte ... Aber Benno –
Dagegen fand ich Briefe aus Italien,
Von Garibaldi, Crispi und Carioli ...
Ich bin des Italienischen nicht mächtig;
Doch deutlich redeten die Unterschriften
iv152 Und völlige Klarheit gab das Manuskript:
Italiens Neugeburt. – –
Jetzt wußte ich,
Warum ich Ihnen nicht gefallen konnte.
Ich hielt den Schein für echt, sprach für den Schein
Und mußte Sie natürlich tief verletzen. –
Nun ist der Stein vom Herzen. Machen Sie
Mit mir, was Ihnen wohlgefällt. Erbarmen
Sie sich der Tiefgefall'nen, wenn Sie können –
Ermorden Sie die Sünd'rin, wenn Sie wollen.
Sie sind mein Richter, fällen Sie das Urtheil.
Entweder hauch' ich unter Ihrer Hand
Das Leben mit den Worten aus: »O Theurer!
Ich lieb' Dich dennoch«, oder – Sie erhöh'n mich
Zu Ihrem – – – Weib!

BENNO Und machen heute noch
Die Hochzeit! –
Nein! mein Fräulein! Nie! – Nie! – Nie!
Nun möcht' ich mich gern gebärden wie
Ein Pulcinella, – toben, Sie beschimpfen, –
Der menschlichen Natur gemäß, die Allen,
Den Höchsten wie den Niedrigsten zu Grund liegt –
Allein ich hab' die Kraft mich zu bemeistern.
Warum auch? Steh' ich nicht vor einer That,
Wie jede Sonne sie im Tausend sieht?:
Vor einer That der Selbstsucht? Und wenn ich
Auch nicht auf Selbstsucht heuchelte, bin ich
Ein reiner Richter? Nein! Kein Wort vermehre
Die Last, die Sie an Ihrem eig'nen Selbst
Hinschleppen; denn »des Narren Strafe ist
Die Narrheit!« – – –
mit hervorbrechender Heftigkeit
Aber ich will wieder frei sein,
Will wieder thun und lassen können, was
Ich will. Vor Ihnen schüttle ich mit Wollust
Die Kette und die Zwangsjack' ab. – –
Und jetzt
Vernehmen Sie, was ich, kein Sclave mehr,
Befehle. Viel zu gut kenn' ich die Menschen,
Um in dem Wahne mich zu wiegen, daß
Sie die Papiere, die Sie fanden, nur
Gelesen und sie dann an ihre Stelle
Zurückgetragen hätten. Sie besitzen
Die Briefe und das Manuskript: Sie haben
iv153 Sie mir gestohlen, um sie zu verwerthen.
Sie holen sie sofort herbei. Dann geh'n

Wir miteinander zu dem Grafen hin.
Ich werd' mich selbst entlarven und wenn ich
Zu Ende bin, – das Manuscript somit
Von keinem Werth mehr für Sie sein kann, – werden
Sie mir sogleich es geben. – Geh'n Sie jetzt!

MALWINE *mit mühsam behaupteter Fassung*
O Benno, ich verdiene Ihre Härte;
Doch Ihren Zweifel an der Wahrheit meines
Gefühls für Sie verdien' ich nicht. – Was ruf'
Ich an – –

BENNO Es spricht aus Ihnen ein so scharfer
Verstand, in Ihrem Thun ist so viel Klugheit, –
Daß ich nicht fassen kann, wie Sie noch weiter
Das unfruchtbare Werk betreiben, mir
Von Liebe vorzuplappern. Kann denn je
Ein Lichtlein einen Eisberg schmelzen? Meinen
Sie denn, die Sprache, die Sie mit mir führten,
Hätt' einen einzigen Accent von Liebe,
Von wahrer Lieb' enthalten? Keinen einz'gen!
Deßhalb war sie ein Lichtlein, keine Flamme,
Und zwischen mir und Ihnen liegen mehr
Als hundert Berge. – Gehen Sie, ich bitte.

MALWINE So hören Sie dies letzte Wort.
spöttisch Sie sind
Ein tugendhafter Mensch, – ein Mann so edel,
Daß all die Mächte, die uns and're schwache,
Hinfäll'ge Staubgebor'nen streng beherrschen,
Gewalt nicht haben über Ihre Seele.
Und dennoch wollten Sie den Graf beerben
Und zwängten Ihren Geist in's enge Kleid
Der Lüge? – Ein Motiv von selt'ner Kraft nur
Kann Sie dazu gezwungen haben – – ein
Motiv, das immer noch in Wirkung steh'n muß.
Ich kenn' es nicht –
bedeutungsvoll doch mahn' ich Sie daran.

BENNO *zusammenbrechend*
O Gott! –

MALWINE *triumphirend, für sich*
Der Pfeil hat ihn in's Herz getroffen!
laut Ich sehe ein, daß wollte ich darauf
Besteh'n Ihr Weib zu werden, das Motiv,
So groß auch seine Kraft sei, kraftlos werden
iv154 Und keine Macht mehr auf Sie üben würde.
Wohlan mein Herr! Ich werbe länger nicht
Um Ihre Hand. Für einen and'ren Werth
Bin ich jetzt gern bereit, das Manuscript,
Die Briefe – und mein Schweigen zu verkaufen.
Und zwar – es klingt fürwahr recht pöbelhaft –
Für Geld. – Die Jungfrau hier und da die Mitgift –
Die Briefe hier, – und einen Schuldschein über
Einhunderttausend Thaler da. – Ihr Vortheil
Und meiner gehen Hand in Hand. Versteh'
Ich meinen recht, bin ich sogar gezwungen,

Bei der Bewerbung um die schöne Erbschaft
Mit allen Mitteln Sie zu unterstützen. –
Ich gebe Ihnen, Vetter, zwei Minuten
Bedenkzeit. Siegt ein And'rer – nun, so geh'n
Wir eben Beide leer aus. Doch, was sag' ich!
Man müßte blind sein, säh' man nicht, daß Sie
Der Graf zu seinem Erben schon bestimmt hat.

BENNO *nach schwerem Kampfe*
Es sei! Wo ist Papier und Tinte?

MALWINE Hier
Ist Tinte – *suchend* – und Papier?
Sie bemerkt auf dem Tische das Album Serena's.
O schön! Da liegt
Ein Album –

BENNO *hastig* Lassen Sie es unberührt –

MALWINE Ich habe schon ein Blatt herausgerissen.
Sie reicht Benno das Blatt hin, welches dieser hastig mit der verlangten Verschreibung ausfüllt und dann Malwinen zurückgiebt.

MALWINE *bedächtig lesend*
Ich verpflichte mich für den Fall, daß ich von dem Grafen Freiberg auf Schloß Fernheim zum Erben eingesetzt werden sollte, an Freifräulein Malwine von Geiersheim die Summe von 100 000 Thalern, in Worten: Einhunderttausend Thaler zu zahlen.
Benno von Echtermann.
Es fehlt das Datum und der Ort, ich bitte.
Sie giebt Benno den Schein zurück. Benno schreibt das Fehlende daran, während sie langsam die Papiere Benno's aus ihrer Tasche hervorzieht und vor ihn hinlegt.

MALWINE Hier sind die Briefe und das Manuskript:
Die Allianz ist abgeschlossen.
iv155 *Benno wendet sich ab. Sie faltet mit unverhohlenem Triumphe das vorher nochmals genau geprüfte Dokument zusammen und steckt es zu sich.*
Leben Sie wohl!
Da Benno unbeweglich verharrt, macht sie hinter seinem Rücken eine tiefe spöttische Verneigung und entfernt sich dann durch die Mittelthüre, – diese weit offen stehen lassend; wodurch, während der folgenden Scene, der Blick auf den Vorplatz und die erste Thüre der gegenüberliegenden Zimmerreihe freigegeben ist.

Zwölfter Auftritt

Benno allein.

BENNO Mich überströmt ein Ekel vor
Mir selbst. –
O Gott! Wie tief bin ich gefallen!
Giebt's keine and're Rettung aus der Noth?
Muß ich den Becher leeren bis zur Neige? – –
Er will fortstürzen: aber ein Geigenspiel Serena's, das in diesem Augenblick aus dem Zimmer gegenüber an sein Ohr dringt, führt ihn wieder zur Stelle zurück. Er bleibt, gespannt lauschend, stehen. Wie leises, verhaltenes Schluchzen klingen zuerst die Töne; aber allmählich schwellen sie zu gewaltigem Sturm an. Die schmerzliche Spannung, welche Serena's Seele gefangen hält, löst sich in dem wiederkehrenden Gefühle ihrer alten Energie und Kraft und sie ruft gleichsam nach Strafe und Vergeltung für das ganze ungeheure Weh, das man ihr angethan hat. –

BENNO *tief ergriffen* Serena! – –
Das Spiel wird allmählich ruhiger und geht zu einem schmelzenden Adagio über. Die Liebe zu Benno erwacht wieder in ihr. Sie giebt sich ihr willenlos hin und träumt von einem seligen Leben an seiner Seite. – – –
Aber sie kommt zur Besinnung. Entsetzt erinnert sie sich an das Betragen Benno's. – In einem angsterfüllten Staccato reißt sie sich von dem Unwürdigen los und entflieht klagend und weinend. – Sie endigt mit einer sanftgetragenen Weise, in welcher sie schmerzerfüllt dem – kaum gefunden,

wieder verlorenen! – Geliebten entsagt. –

BENNO *nach einer längeren Pause, vernichtet*

Gefunden hatte ich die Braut des Herzens, –
Doch in demselben Augenblick verlor
Ich sie – ach! mit der schrecklichen Gewißheit,
iv156 Daß ich sie nicht mehr finden kann. – –
von einem plötzlichen Gedanken getroffen,
wieder auflebend Dies ist
Die Strafe für mein schulderfülltes Thun.
Ich nehm' sie an; sie rettet mich und zieht
Mich aus dem Schlamme eitler Vorurtheile.
Die Schuppen fallen von den Augen ab
Und freudig sehe ich in's weite Reich
Der ehrl'chen Arbeit, – sehe schwiel'ge Hände, –
Seh' sonnenverbrannte und mit Schweiß getränkte
Gesichter, – große Müh'n und trocknes Brod – –
Allein daneben vorwurfsfreie, reine
Gewissen und beglückte Feierstunden, –
Serena! Gott vergelte Dir, was Du
An mir gethan hast! –
Leb wohl! – Leb wohl! –
Er eilt fort, bleibt aber plötzlich stehen.
Doch darf ich Dich verlassen, eh' Du weißt
Weßhalb ich strauchelte und fiel und daß
Du's warst, die mich erhob und rettete?
Nein! Nein! Ich muß Dich seh'n –
Du mußt mich hören! – –

Vierter Act

iv157 *Ein behaglich eingerichtetes Bibliothekszimmer im Schlosse Fernheim.*

Erster Auftritt

Graf Freiberg sitzt in einem Sessel vor einem Schreibtisch.
Später Martin.

Graf *allein*
O, welche Perle, welch' unschätzbar Kleinod
Ist dieses Schwabenkind! – –
Du off'nes, treues
Serenchen – Du holdsel'ge süße Maid! –
Als sie so herrlich zürnend vor mir stand,
Da hätt' ich sie umarmen, an das Herz
Mir legen und – auch weinen, weinen mögen:
Denn selten ist ein wahrhaft guter Mensch
Und wo er athmet, weckt er gute Strömung. –
Was ich besitze, ist Dein eigen – Alles
Gehört Dir jetzt schon zu. Ich will so lang'
Ich lebe, andres Nichts, als einen Sitz
Im Haus, das Du regierst, das Du belebst
Und wo ich jeden Tag, bis an mein Ende,
In Deine klaren Äuglein schauen kann.
Martin kommt.
Nun Martin, was hat sie gesagt?

Martin Sie reist
Noch heute Abend mit dem Schnellzug ab.
Die Luft in diesem Hause sei erstickend
Und mache sie ganz wirr im Kopf und krank.
Sie gab mir Geld, um in dem Dorfe drunten
Zwei Weck' mit etwas kaltem Fleisch zu kaufen;
Zugleich soll ich für einen Wagen sorgen,
Der sie zur Eisenbahn nach Sternburg fährt.

Graf Das Eine und das And're unterbleibt.

Martin Schon recht. – Als ich vom Fräulein kam, stand in
Dem Hausgang Herr von Echtermann, so weiß
Wie Kalk. Er bat mich zu dem Fräulein gleich
Zu geh'n und sie zu fragen, ob er nur
Zwei kurze Worte mit ihr sprechen dürfe.
Ich ging zurück und brachte ihr die Botschaft.
Sie sagte kurzweg: nein! und drehte zweimal
Den Schlüssel hinter mir im Schloß herum. –
Und jetzt noch etwas, gnäd'ger Herr. –
Brand's Marie
iv158 Hat wie gewöhnlich, das Journal vorhin
Gebracht. Sie geht sonst immer hurtig fort.
Doch diesmal drückte sie sich in der Küch'
Herum, wie um den heißen Brei die Katze.
Die hat was auf dem Herzen, denkt Brigitte
Und fragt sie: Ei, Mariechen, sag' einmal,
Was ist Dir denn passirt? Du bist ja ganz
Curjos heut'? Und jetzt war der Stopfen 'raus:
Das Brünnlein sprudelte, daß es 'ne Lust war.
Der Offizier, Herr Waldemar, war in

Dem Löwen eingekehrt, eh' er auf's Schloß ging.
Mariechen sollte ihm die Zeche machen;
Doch kaum gewahrte sie Herr Waldemar,
So kniff er sie in Kinn und Wangen, sagte
Sie sei ein bildhübsch Mädel, küßte sie
Und herzte sie – mit einem Wort, Herr Graf,
Dem Dirnel ward der Kopf verrückt. Sie wollte
Durchaus den Offizier 'mal seh'n und bat
Ganz flehentlich Brigitte, ihn herbei
Zu holen. Aber nun war Alles aus.
Brigitte band die Haub' bald auf, bald zu,
Ein sich'res Zeichen, daß es in ihr kocht.
Und dann mit einem Male kam der Ausbruch.
Erst wollt' ich lachen; aber, Euer Gnaden,
Brigitte ist nicht auf den Kopf gefallen.
Sie hat so schön die Sache von den Mannsleut'
Und von den Weibsleut' vorgebracht, – so schön
Von Zucht und Scham und Ehrbarkeit gesproch'n,
Daß ich ganz ernst geworden bin. Die Marie
Stand wie vom Blitz getroff'n und wagte nicht
Die Augen von dem Boden aufzuheben.
Erst als Brigitte ihre Hand ergriff
Und sie versprechen sollte, nimmer schön
Mit »großen Herrn« zu thun, ist wieder Leben
In sie gekommen, und sie hat's versprochen.
Ich bin noch nicht zu End'. Im Fortgeh'n fragt'
Sie uns: Was macht die zorn'ge stolze Dame?
»Die zorn'ge stolze Dame?« riefen wir
Aus einem Mund. »Wer ist denn das?« Ei, meinte
Die Kleine, stellt euch nicht so dumm. Sie hat
Gewiß das Schloß schon um und um gedreht.
Ich spreche von dem Fräulein mit den Löckchen
Und in dem prächt'gen Seidenkleid. – Aha!
Jetzt kannte ich, wen sie im Sinne hatte.
iv159 »Woher kennst Du das Fräulein?« fragt' ich sie.
O, sagte sie, das Fräulein war ja auch
Im Löwen drunten. Unterwegs hat sie
Der Kutscher umgeworfen und sie mußte
Sich zu uns flüchten, um sich umzuzieh'n.
Ihr gutes Kleid war voller Schmutz und vorn
Und hinten ganz zerrissen. Als der Kutscher
Ihr folgte, um den Fahrlohn zu verlangen,
Hat sie kein gutes Haar an ihm gelassen.
Und wenn Herr Brand ihn nicht zur Thür' hinaus
Geschoben hätte, wär' er blind geworden.
Der Konrad sagte mir, sie sei ganz blau
Und roth vor Wuth gewesen, wie ein Truthahn.
Der Kutscher war nicht schuld am Unfall; denn
Er wollte fahren wie er' s immer thut.
Allein das Fräulein hatte grimm'ge Eile
Und bat ihm hohen Lohn für schnelle Fahrt.
Geschäh' ein Unglück, sei's auf ihre Rechnung.

GRAF Was Du nur sagst! Ja! ja! So ist die Welt! –

Jetzt Martin, geh' zum Pastor Seib und bitt'
Ihn freundlich, Dir sogleich zu mir zu folgen.
Ich hätt' ihm wicht'ge Dinge mitzutheilen,
Die keinen Aufschub litten.
Martin ab.

Graf *allein* Alter Freund!
Was wirst Du große Augen machen, wann
Du hörst, wie bald ich an dem Ziele war. –
Was wollte Benno bei Serena thun?
Gewiß sich rächen für die Züchtigung,
Die derbe, die er wohl verdiente. Denn
Die Finsterlinge sind ganz rohe Burschen. –
Und doch, ich werd' mir über ihn nicht klar.
Ich muß an seinen Vater immer denken,
Mir immer sagen, daß der Apfel nicht
So weit vom Stamme fällt. – Warum mir aber
Den Kopf zerbrechen? – Hab' ich an Serena
Nicht pures echtes Gold? – Fort mit den Andern! –
So schnell? – Nein, Nein! Erst sollen Sie noch zappeln.
Es glaubt sich Benno fest in meiner Gunst:
Er soll der Erste sein, den ich enttäusche.
Die taubenfromme Tig'rin folgt ihm nach,
Nachdem auch sie der schöne, süße Traum
Umfangen hat. Den Schluß macht Waldemar,
Der weltliche Asket. Und seid ihr All'
Gestraft, dann gieß' ich Öl in eure Wunden,
Das heißt, ich stelle einen Geldsack drauf;
Das ist ja doch das Einz'ge, was ihr wollt. *Ab.*

Zweiter Auftritt

Zimmer des ersten Acts. Serena tritt durch die Mittelthüre ein und sieht sich nach allen Seiten hin, suchend um.

Serena *indem sie das Skizzenbuch auf dem Tische bemerkt*
Da ist's! – Ich wußte doch, daß ich es nicht
Genommen hätte.
Sie ergreift das Buch und will sich damit ebenso eilig, wie sie gekommen, auch wieder entfernen, findet sich jedoch Benno gegenüber, welcher soeben durch die Thüre eintritt. Sie fährt zurück.

Dritter Auftritt

Benno. Serena.

Benno Gnäd'ges Fräulein –

Serena Herr
Von Echtermann, Sie sind kein Mann von Tact!
Sonst würden Sie, anstatt zu wegelagern,
Um eine Unterredung zu erzwingen,
So fern als möglich von mir sein.

Benno Ich fühle
Die ganze Schwere Ihres Vorwurfs; aber
Ich konnt' nicht anders handeln.

Serena Und ich kann
Nicht bleiben.
Sie will an ihm vorüber, aber er verhindert es, indem er sich in die Thüre stellt.
gebieterisch Treten Sie aus meinem Weg!

Benno Ich muß Sie sprechen und Sie müssen mir –

Serena Ich müssen? Und Sie wollen mir befehlen?

O, Herr von Echtermann, Sie irren sich
Ich bin nicht Ihre Magd und fürchte Niemand.
BENNO *flehentlich*
Mein Fräulein, hören Sie mich zwei Minuten
Nur an – dann wollen wir für ewig scheiden.
SERENA Nicht zwei Secunden!
Er will ihre Hand ergreifen, sie prellt zurück.
Rühr'n Sie mich nicht an!
Ich ließe lieber mich von einer Schlange
iv161 Verwunden. – O! Sie ahnen nicht, wie sehr
Ich Sie verachte!
BENNO Mehr als ich mich selbst –
Gewiß nicht; denn ich habe mich verstellt
Und meine Überzeugungen verleumdet –
SERENA Um schnödes Gold! Pfui!
Sie will ihn auf die Seite drängen. Er ergreift ihre beiden Hände und blickt sie fest an.
Lassen Sie mich los! –
Ich ruf' um Hülfe!
BENNO *sie festhaltend* Nicht um Gold – aus Noth!
SERENA *betroffen* Aus Noth? – – –
gefaßt Ein edler Mensch verhungert eh'r
Als daß er lügt.
BENNO Sie haben recht. Doch nicht
Um meine Noth zu lindern ward ich schlecht.
Ich habe meine Mutter, welche darbt
Und darbt – durch mich.
Er läßt ihre Hände los. Sie geht in das Zimmer zurück.
Mein Fräulein! Wohl erkenn' ich
Daß unausfüllbar zwischen mir und Ihnen
Noch jetzt ein Abgrund liegt. Allein es ist
Mir alles d'ran gelegen, daß mein Bild –
Wenn die Erinn'rung an den trüben Tag,
Den Sie in diesem Schloß verlebten, Sie
Beläst'gen sollte – Ihre Seele nicht
Mit Abscheu füllt und daß Sie sagen können:
Er hat gefehlt – gewiß! er hat gefehlt;
Doch er verdient die Stein'gung nicht, er ist
Beklagenswerth.
Serena setzt sich.
Mein Vater, wie Sie heute
Erfahren haben, stellte sich, als durch
Die Gauen Deutschlands laut der Ruf nach Freiheit
Erschallte auf des Volkes Seite. O!
Sein Sinn war rein und lauter als das Licht
Der Sonne! – Schwärm'rischer und stürmischer
Als er hat mancher – treuer keiner damals
Das Vaterland geliebt. Er kämpfte muthig,
Mit Wort und That für dessen Neugeburt,
Für dessen Auferstehung aus dem Grab
Unwürdiger Zerrissenheit und Knechtung.
Kein Opfer war dem theuren Mann zu groß,
Was er der heil'gen Sache bringen mußte
iv162 Und als sie schließlich unterlag, war er
Der letzten Einer, die die Fahne senkten.

Unglücklich, arm geächtet, floh er in
Die Schweiz. Ein Leben, reich an Elend, an
Entbehrung fing jetzt an. Er trug es still
Und ohne Murren. Keine Arbeit schlug
Er aus und nach Verlauf von Jahren trat
Der Wohlstand neu an seinen Herd. Jedoch
Nicht lange sollt' er ihn genießen. Heimweh,
Der Schmerz, der tiefe, über Deutschlands Schmach
Und Überarbeitung, zerstörten seine
Gesundheit und – er starb. – In fremder Erde
Begrub man ihn. – Ich war ein Knabe damals
Von fünfzehn Jahren. – Mir ist viel, mein Fräulein,
Mit ihm begraben worden – – doch vorbei!
Vorbei! – – –
Die Mutter sehnte sich nach Deutschland
Zurück. Wir reisten ab und kamen wieder
Nach Darmstadt, uns're eng're Heimath. Aus
Der Hinterlassenschaft des Vaters kauften
Wir unser altes Haus zurück, das traute!
Ich wurde Gymnasiast und dann Student
Der Rechte. Zweiundzwanzig Jahre alt,
erwarb ich mir die Doctorwürde. Bis
Zu dieser Zeit war mir das Leben wie
Den meisten Menschen hingeflossen. Reichlich
Ward ich im Haus mit Geld bedacht. Nie schrieb
Mir meine Mutter, niemals fragt' ich sie,
Woher sie's nehme. Sorglos, fröhlich, gerne
Erfaßte ich die Jugend und berauschte
Mich aus dem Becher, den sie lächelnd füllt.
An Idealen reich, an Thaten arm;
Den Kopf nicht leer und warm und leicht das Herz.
So kam ich heim, um mit der Welt zu kämpfen.
Den Staatsdienst haßte ich. Ich trat deshalb
In's Bureau eines Advokaten ein,
Der meinen sel'gen Vater hoch verehrte. – –
Da drang in unser eis'ges Deutschland, wie
Ein Thauwind die gewalt'ge Kunde, daß
Italien sich erhoben hatte, daß
Beschirmt von einem hohen Königshaus,
Der edle Garibaldi in Sicilien
Gelandet war. Der Geist des Vaters senkte
Sich feurig auf mich. Ich erkannte, daß
iv163 Wo immer auch man für die Freiheit kämpft,
Man für die Freiheit kämpft des eig'nen Lands.
Das Ideal verlor an Umfang, aber
Es wurde klar und greifbar. Schnell entschloß
Ich mich und reiste ohne Abschied ab.
In Genua ward ich angeworben, noch
Am selben Tage eingeschifft und jubelnd
Betrat ich die schon freie »goldn'e Muschel«.
Nur kurze Ruhezeit ward uns vergönnt.
Man dirigierte uns nach Cefalù,
Und hier zum ersten Male sah ich ihn,

Den großen Volksheld und den treuen Mann. –
Es kam der Tag, der schöne von Milazzo.
Ich weiß nicht wie ich focht, ob gut, ob schlecht;
Bestimmt nicht besser als die And'ren Alle,
Denn die Begeist'rung lag auf Jedermann.
Doch muß ich mehr gesehen worden sein.
Genug, ich wurde, auf den Vorschlag Biscio's,
Von Garibaldi, auf dem Schlachtfeld noch,
Zum Offizier ernannt. – Als solcher machte
Ich dann die Wand'rung durch Calabrien.
Den Einzug in Neapel und die Schlacht
Von Capua mit. Hier wurde ich verwundet.
Als ich genesen war, war längst der Krieg
Zu Ende. – Garibaldi hatte in
Die Hand Victor Emanuels die Frucht
Der schweren Arbeit treu gelegt, der König
Von Piemont war König von Italien
Geworden. Meiner Pflicht hatt' ich genügt,
Ich durfte an die Heimkehr denken. Wie
Sie wissen, hielt der Golf Neapels mich
Noch ein'ge Zeit zurück. Ich ging hierauf
Nach Rom, von dort zu Garibaldi nach
Caprera und am Weihnachtsabend ein-
Und sechzig hing ich lachend, weinend, jauchzend
Am Halse meiner Mutter. – – –
Aber Fräulein,
Dem frohen Wiedersehen folgten rauhe
Und harte Tage ohne Unterbrechung.
Die Mutter konnte länger nicht verbergen,
Daß ich nicht von den Zinsen uns'rer Erbschaft,
Daß ich vom Capitale selbst gezehrt,
Gelernt und – mich vergnügt hatte. O
Sie wollte, daß um meine Jugendzeit
iv164 Ein immer blauer Himmel sich des Glücks
Und des Behagens wölbe – wollte es
Und wußte, daß ich ihr das Brod für's Alter,
Die sorgenfreie Zukunft nehme. Sie
Bereute nicht, was sie gethan und ich
Verstummte vor der blinden Mutterliebe.
Zuerst war alles flüss'ge Geld, – dann Geld,
Das sie auf's Häuschen borgte, weggegangen. –
Als ich zurückkam, waren wir so gut
Wie arm. Nicht nur was wir zum Leben brauchten,
Nein! auch die Zinsen der gemachten Schulden
Sollt' ich erwerben. Wieder trat ich in
Das Bureau uns'res Freundes ein. Allein
Was ich verdiente war zu wenig, um
das Leben und die Zinsen zu bestreiten.
Die Noth, die Angst, die Sorge zogen bei
Uns ein. – Mit leichten flüssigen Versen hatt'
Ich als Student, gar Manchen sehr erfreut
Und würd'ge Leute hatten mir gesagt,
Daß ich ein seltenes Talent besäße,

Des Tages formlos – breiten, flüchtigen Inhalt
In Bildern und Crystallen fest zu halten.
Aus Scherz ward Ernst. – Ich schrieb ein Trauerspiel
Und stand das Elend auch mit seiner Peitsche
Dicht hinter mir, – ich habe nur daran
Geschrieben, wann Begeisterung rief. Ich schickte
Mein Kind zum Gelderwerb auf Reisen. Lassen
Sie mich verschweigen, wie es ihm erging.
Geschwister folgten ihm, allein auch sie
Erwarben Nichts. Warum? Ich weiß es nicht.
Sie haben Hochgebildete, die leider
Die Kraft nicht hatten, mir zu helfen, mächtig
Erschüttert und zu ehrl'chem Beifall hin
Gerissen – nicht der Stimme zu gedenken,
Die aus den Tiefen meiner Seele sprach:
Du bist ein Dichter! – –
bitter Hätt' ich Holz gehackt,
So lange ich als süßen Umgang mit
Der Muse pflog – o! – o! ich hätte Geld,
Viel Geld verdient. – Vorbei! Vorbei! – – Inzwischen
War immer größer uns're Noth geworden. –
Nun könnten Sie mich fragen, warum gaben
Sie keinen Unterricht in Sprachen, warum
Verdiente Ihre Mutter Nichts durch Hand-
iv165 Arbeiten – ja! Sie könnten fragen, warum
Verkauften Sie Ihr Häuschen nicht und zogen
In irgendeinem vierten Stock in Miethe? –
Sie werden mich verstehen, wenn ich sage,
Daß mir mein Stand gewisse Grenzen zog.
Ich wünschte, daß man mich zum Advocaten
Ernenne – konnt' ich, durft' ich betteln geh'n?
Und anders hätt' man nicht mein Thun benannt.
Die Jahre flogen hin und endlich kam
Die Zeit, wo ich auf mein Patent durft' hoffen.
Ich wurde – – übergangen. Schrecklich klar
Erkannte ich den Grund: Ich war markiert
An höchster Stelle als ein Umsturzmann,
Ein staatsgefährliches Subject, weil ich –
In Welschland für das Licht gefochten hatte.
Zugleich erhielten wir von uns'rem Gläubiger
Die Künd'gung aller Hypotheken. – Die
Verzweiflung krallte sich an meine Fersen.
Es wanke Alles und ich konnt' Nichts stützen.
Da fiel in unsre Nacht ein Hoffnungsstrahl –
Des Grafen Brief. – – –
Ich bin zu Ende, Fräulein.
Was ich noch sagen könnte, müßte – steht
In diesem Schreiben meiner armen Mutter.
Er reicht Serena den Brief seiner Mutter hin. Sie liest ihn und giebt ihn mit sichtlicher Bewegung in seine Hand zurück.
Der trübe Inhalt dieses Schreibens ach!
Betäubte meine Urtheilskraft. Ich ward
Ein geistig Blinder, ein verirrter Mann.
Ich bin's nicht mehr: Sie haben mich gerettet.

Ich danke ihnen, gnäd'ges Fräulein. – –
Leben Sie wohl! Noch heute eile ich zur Heimath
Ich werd meine Mutter trösten, wie
Ich kann. Ich werde ihre Tränen trocknen,
Wann wir das Haus, worin so gerne sie
Gestorben wäre – ach! verlassen müssen, –
So gut – so gut ich kann. Ich werde sie
Auf meine Arme nehmen und sie tragen
Durch Nacht und Nebel dahin, wo ich mich
Der ärmsten Arbeit nicht zu schämen brauche ...
Gott kann und wird mich nicht verlassen! –
Er ergreift Serenas Hand und küßt sie innig,
unsicher. Leben
iv166 Sie wohl! – Ich fühle, daß Sie mich bedauern
Und daß Sie mir vergeben haben. – – – Das
Verhängnis drückt mit eiserner Gewalt
Die Worte todt, die sich, wie Duft aus Blumen,
Aus meinem Herzen selig ringen möchten. – – –
O, gnäd'ges Fräulein, meine Last ist viel
Zu groß für meine Kräfte! – – –

Vierter Auftritt

Waldemar. Die Vorigen.
WALDEMAR Lieber Benno –
Benno reißt sich von Serena los und eilt zur Thüre.
Was ist Dir? Bleibe doch und höre mich – – *Benno ab.*
sich ganz verdutzt zu Serena wendend Schönes –
Ich wollte sagen gnäd'ges Fräulein – –
SERENA *wie aus einem Traum erwachend* Benno! –
Was soll ich thun? – – Ihm folgen ist das Beste! –
WALDEMAR Mein gnäd'ges Fräulein –
Serena eilt ohne ihn zu beachten fort.
Schwere Noth! Was geht
Hier vor? Sind Alle denn behext? – – Wo nur
Der Alte stecken mag? Ich will noch einmal
An seiner Thüre klopfen und sie öffnen,
Wenn er nicht Antwort giebt. Vielleicht hat ihn
Der Schlag gerührt? Das wäre schlimm, sehr schlimm. *Ab.*

Fünfter Auftritt

MALWINE *kommt langsam von der Seite*
sinnend Einhunderttausend Thaler tragen, in
Americanern angelegt, beinahe
Achttausend Thaler Zinsen. Wie das rein klingt
Und hell! – Indessen soll man Alles nicht
An einen einz'gen Nagel hängen. Die
Verhaßte Republik steht zwar recht gut,
Doch Bankier Jäger sagt: »America
Ist weit und in Europa nicht gelegen« –
Und – – Wuch'rer haben feine Sinne. – Doch
Die Hälfte, fünfzigtausend Thaler, will
Ich wagen. Für die and're Hälfte werd'
Ich kaufen – – Italiener? – Faule Firma! –
Anlehensloose! Oesterreicher, Baiern

Und auch Badenser; denn sie tragen Zinsen
iv167 Und lassen auf liebliche Gewinne hoffen.
Wie wird mir wohl sein, wenn ich in der Zeitung
Erst die gezog'nen Serien, dann die Nummern
Durchfliegen und die mein'gen suchen kann.
Und wenn der höchste Treffer auf mich fällt – –
Still! still! Mir wird ganz aschgrau vor den Augen
Ein Treffer von zweihunderttausend Gulden –
O Stille! – Und warum? Wo Tauben sind,
Da fliegen Tauben zu – –
sie setzt sich Hätt' ich das Geld
Nur schon. Der Schein ist gut –
Sie zieht ihn hervor und betrachtet ihn überglücklich.
Wie schön ist er
Geschrieben und wie klar, correct sein Inhalt.
Ich könnt' ihn stundenlang betrachten und
Nicht müde werden. – Wie viele Jahre darf
Man noch dem Alten geben? Mehr als zwei
Gewiß nicht; denn er hustet gar zu oft
Und seine Augen sind schon halb erloschen.
So lange muß ich also höchstens warten,
Weil Benno vorher nicht bezahlen kann.
Was sind zwei Jahre? – Eine kurze Zeit!
Sie vertieft sich in dem Schein.

Sechster Auftritt

Graf Freiberg, auf Waldemar gestützt, tritt ein. Malwine springt erschrocken auf und verbirgt das Papier in ihrer Tasche.

MALWINE *auf den Grafen zufliegend*
Wie geht es Ihnen, theurer Oheim?
GRAF Danke Malwinchen, nicht zum Besten.
Hier, – hier auf
Der Brust liegt eine Zentnerlast und macht
Das Athmen mir zur wahren Pein.
MALWINE O könnt'
Ich Ihnen eine Lunge geben! Mit
Vergnügen wäre ich dazu bereit.
GRAF *sie liebkosend* Du gutes Mädchen! – –
plötzlich Ha! Was ist das wieder? –
Gebt mir 'nen Stuhl – ich kann ... nicht ... o! ... ich sterbe! –
Er sinkt wie leblos auf den Stuhl.

MALWINE *heftig erschrocken* Barmherz'ger Himmel!
Sie kniet vor ihm hin. Onkelchen! – Nein! Nein!
iv168 Du kannst – Du sollst – Du darfst nicht sterben.

WALDEMAR *zur Seite* Bis Du mich zur Erbin eingesetzt hast.
MALWINE *aufspringend* Herr Von Wilderstrom,
Sie steh'n ja wie ein Steinbock
Da! – Holen Sie die Dienerschaft herbei –
Befehlen Sie, daß man zum Doctor laufe –
O geh'n Sie selbst in's Dorf, sonst stirbt der Graf
Hier unter meinen Händen –
Da er zögert, drängt sie ihn vorwärts.
Eilen Sie –
Um Jesu-Christiwillen eilen Sie! –

Sie schiebt ihn zur Thüre hinaus.

Siebenter Auftritt

Die Vorigen ohne Waldemar.

MALWINE *kehrt zum Grafen zurück*

Goldonkelchen! – Goldonkelchen! – erwache!
Sie nimmt seine Hand, befühlt seinen Puls, seine Stirne; aber er bleibt ohne jedes Zeichen des Lebens.
Mir wird so bang – *sie schüttelt ihn heftig*
Erwache doch! – O Gott! –
Kein Leben mehr! – Vorbei ist alle Hoffnung!
Sein ganzes Geld, die Güter, dieses Schloß,
Verschlucken ach! die milden Stiftungen.
Sie ballt die Hände.
Es kann nicht sein! Es darf nicht sein! – – –
Wo bleibt
Der Kammerdiener?
Sie geht an die Thüre und ruft laut.
Martin! – Martin! – Hülfe! – –
Barmherz'ger Gott! es regt sich Nichts – – –
Was ist
Zu thun? – Hätt' ich ein Tröpfchen Essig nur – –
Ha! welches Glück! Ich habe kölnisch Wasser
Bei mir! Geschwind! – –
Sie reißt ihr Taschentuch heraus. Der Schuldschein fällt dabei zur Erde, ohne daß sie es bemerkt. Sie ergreift dann das Flacon, sprengt einen Theil seines Inhalts dem Grafen in's Gesicht, schüttet das Übrige auf das Taschentuch und reibt ihn damit Stirn und Schläfe ein.
freudig Hat er sich eben nicht
Gerührt? *Sie beobachtet ihn ängstlich.*
hoffnungslos Ach nein! – –
iv169 *Sie schüttelt ihn wieder und betastet ihn.*
in höchster Verzweiflung Sein Leben ist dahin!
Vorbei ist Alles! – Alles, Alles aus!
Sie sinkt selbst ohnmächtig vor dem Grafen nieder und bedeckt ihr Gesicht mit den Händen.
aufschnellend Ich möchte Hand an's eig'ne Leben legen,
Mich selbst beschimpfen und mit Lust verhöhnen.
Mein ganzes Spiel umsonst! – Umsonst das Opfer
Des Kostbar'n neuen Kleid's; umsonst, umsonst
Das theure Reisegeld – ich werde toll!
Sie zerreißt in ohnmächtiger Wut ihr Taschentuch und fängt an krampfhaft zu schluchzen.

GRAF *ganz leise* Malwine!

MALWINE *zusammenfahrend, athemlos*

Was ... war das? Träumte ich?

GRAF *lauter*

Malwine! *er schlägt langsam die Augen auf*

MALWINE *außer sich, vor ihm niederfallend*

Onkelchen! Sie leben!? – O! –
O frohe Kunde! – Welches Glück! – O Gott,
Der schnelle Übergang vom größten Schmerz
Zu dieser Freude raubt mir das Bewußtsein.
ihn liebkosend Mein Onkelchen! Mein gutes Onkelchen!

GRAF *mit schwacher Stimme*

Gieb mir ein wenig Wasser.

MALWINE Sprechen Sie
Jetzt nicht! Erholen Sie sich völlig.

Sie holt ein Glas Wasser herbei.

GRAF *nachdem er sich erholt hat* Wo
Ist Benno? – War er hier? – Ach er war hier!
Ich seh' Dir's an, verschweig es nicht. Er hielt mich
Für todt und hat mich schnöde, ach! verlassen.
Du aber bist geblieben, treue Seele,
Hast Dich des alten Mannes erbarmt, obgleich
Mein Testament noch nicht geändert ist.

MALWINE *zur Seite*
Was hör' ich? – Welche Aussicht öffnet sich
Vor mir!? – *laut* Mein guter Oheim, Ihre Ahnung
Ist wohlbegründet. Doch ich hätte nie
Gewagt, den Vorfall Ihnen zu entdecken,
Aus Furcht, in falschem Lichte zu erscheinen
Und Sie zu kränken. – Benno kam ins Zimmer,
Hielt Sie für todt, verfluchte sich
Und Sie, der gottvergess'ne Mann und ging
Im höchsten Zorne weg. Doch bitte, bitte,
Verrathen Sie mich nicht. Er würde mich,
Wenn er erführe, daß sie wieder leben
Und daß ich sein Benehmen nicht verschwieg,
Erdrosseln; denn er ist voll Leidenschaft
Und böser Hitze.

GRAF Ach! er schien so offen,
So fromm und gut. Ich will Dir nicht verschweigen,
Malwinchen, daß ich ihm das Wen'ge, was
Ich habe, in Gedanken schon als Erbschaft
Verschrieben hatte. Gott sei Dank! daß ich
Im Krampfe nicht geblieben bin und daß
Ich das Verdienst belohnen kann. Befürchte
Von meiner Zunge Nichts.

MALWINE *seine Hand küssend* Gott segne Sie!

Achter Auftritt

Waldemar. Die Vorigen.

WALDEMAR *hastig eintretend*
Da bin ich wieder, liebe Base –
Er hält plötzlich ein, da er den Grafen wieder hergestellt sieht; *zu dem Grafen* Ah!
Wie freu' ich mich, daß ich Sie lebend finde.
Ich traf den Kammerdiener –

MALWINE *ihn rasch auf die Seite ziehend, leise*
Bitte, sprechen
Sie leiser, Herr von Hilderstrom. Der Graf
Ist ganz erschöpft. Am Besten wäre, wenn
Sie schwiegen.
Sie wendet sich zum Grafen zurück und läßt ihn an dem Flacon riechen. Waldemar nimmt den Schein auf der Erde wahr, hebt ihn auf, liest ihn und steckt ihn schnell zu sich.

GRAF *zu Malwinen*
Danke, danke, liebes Kind
Für Deine Sorge um mein Wohl. – Ich hoffe
Daß Du nach einem Arzte nicht geschickt hast.
Ach! Diese Klasse Menschen läßt sich für
Verschwindend kleine Mühen schweres Geld

Bezahlen. Hier zu Lande ist die Taxe
Von einem halben Gulden für den Gang
Gebräuchlich. Wenn die Herr'n so lang' nur kämen,
Als man sie braucht, so würde man die Kosten
Verschmerzen können; aber Herr des Lebens!
iv171 Sind Sie einmal im Hause, bringt man sie
Nicht wieder fort. Sie sind schamloser noch als
Weinreisende. – – –
Er steht auf.
Es geht mir besser jetzt.
Malwinchen, ich vergess' Dir nicht, was Du
An mir gethan hast. Heute noch wird der
Notar gerufen und dann – – freue Dich!
MALWINE Unwürdig bin ich Ihrer großen Güte!
Ich habe mir so manche Sünde zu
Bekennen!
GRAF Mein Entschluß steht fest. – Ich werde
Jetzt eine Tasse heißes Wasser trinken.
Dann komm' ich wieder. Willst Du mich, Malwinchen,
Bis an mein Zimmer bringen?
MALWINE Welche Frage!
Von Herzen gern. *Graf mit Malwine ab.*

Neunter Auftritt

WALDEMAR *allein.*
sich an die Stirne fassend Ich steh' noch ganz betäubt!
Malwine soll die Erbin werden!? Himmel
Und Erde! Ich soll mit leeren Händen
Nach Wien zurück!? O nimmermehr! – Und doch,
Was könnt' ich denn dagegen thun? – Vielleicht
Hilft mir dies Blatt, das ich soeben fand.
Er zieht den von Malwinen verlornen Schein heraus und durchliest ihn mit sichtlichem Erstaunen.
Darin verpflichtet sich der Vetter Benno,
Einhunderttausend Thaler an Malwine
Zu zahlen, wenn Graf Freiberg ihn zum Erben
Ernenne! –
kopfschüttelnd
Wie hängt dies zusammen? Was
Hat Benno angestellt, daß ihn Malwine
Zu diesem Schuldschein zwingen konnte? Denn
Aus freien Stücken schenkt man so viele Knöpfe
Nicht weg! – – –
Das ist ein Räthsel, das ich nie
Ergründen werde. – – Aber so viel sagt
Mir mein Verstand, daß dieser Schein, dem Grafen
Gezeigt, Malwinen und auch Benno sehr
Viel schaden muß. Was ist zu thun?
iv172 *sich vor die Stirne schlagend* Wie handle
Ich jetzt am klügsten? – Gehe ich zum Grafen
Und gebe ihm den Schuldschein, – oder geb'
Ich ihn Malwinen, – oder geb' ich ihn
Dem Benno? – –
Wenn die Zeit nicht drängte, würde
Ich an Papa am Besten schreiben; denn

Der könnte gleich den richt'gen Weg angeben. –
Mir wird ganz dumm im Kopf. Ich will in's Freie!
Vielleicht giebt mir die frische Luft 'nen Rath. *ab.*

Zehnter Auftritt

Malwine in der größten Aufregung hereinstürzend.

MALWINE O Gott! Wo ist der Schuldschein Benno's? ...
Auf dem Hausflur liegt er nicht ... ich muß ihn hier
Verloren haben! –
Sie sucht in allen Ecken und wendet mehrmals ihre Tasche um;
verzweifelnd O! ich Unglückliche!
Er ist nicht da! – – Wer hat ihn? – –
Sie stampft heftig mit dem Fuße auf.
Wer? – Der Graf? –
Das ist nicht möglich! – Waldemar? – O Jesus!
Doch kann auch Benno hier gewesen sein
Und ihn gefunden haben. – Wehe! – Wehe! –
händeringend Wen frage ich zuerst? – –
Wie muß ich fragen?

Fünfter Act

iv173 *Schloß Fernheim: Zimmer des ersten Acts.*

Erster Auftritt

Waldemar sitzt, den Kopf in beide Hände gestützt, an einem Tische vorn. Während er spricht, tritt unbemerkt von ihm, Malwine ein und bleibt unschlüssig nahe der Thüre stehen.

WALDEMAR Lag mir vorhin ein zolldick Brett vor'm Kopfe,
So ist jetzt mein Gehirn fest eingefroren;
Der richtige Gedanke will nicht kommen.
Was soll ich thun? – – –
MALWINE *näher in's Zimmer hereinkommend,*
für sich Was soll ich thun? –
WALDEMAR *sie gewahrend, gleichfalls für sich*
Malwine! –
Sie sieht mich an – –
MALWINE *für sich* Er schielt nach mir und ist
Befangen.
WALDEMAR *für sich* Sie begegnet mir zuerst
Das ist ein Fingerzeig des Schicksals.
Er steht auf und nähert sich ihr etwas, ohne jedoch nach ihr hinzublicken.
MALWINE *gleichfalls ein Stückchen vorwärtsgehend, dann aber wieder einhaltend*
für sich Soll
Ich die inn're Stimme hören?
WALDEMAR *für sich* Ein
Soldat muß sich an rasches Handeln früh
Gewöhnen! Vorwärts!
Er geht weiter vor.
MALWINE *macht ebenfalls wieder einige zögernde Schritte*
nach ihm hin.
für sich Frisch gewagt ist halb
Gewonnen!
sie sind jetzt dicht beieinander
laut Lieber Vetter –
WALDEMAR *dreht sich um als bemerke er sie erst jetzt*
Theure Base!
MALWINE War Benno hier gewesen, während ich
Den Grafen auf sein Zimmer brachte?
WALDEMAR Benno?
So lange ich verweilte, nein!
MALWINE *für sich* Warum
Noch länger zweifeln?
iv174 *laut* Lieber Vetter, haben
Sie einen – Schein gefunden?
WALDEMAR Liebe Base,
Ich habe einen Schein gefunden.
MALWINE *erleichtert aufathmend* Ah!
Ich habe ihn verloren –
WALDEMAR O, ich weiß es.
MALWINE Und zögern, mir mein Eigenthum zu geben?
WALDEMAR Ich zögere, weil mich noch die Frage peinigt,
Für wen der Schein den größten Werth wohl habe,
Für Sie, – den Grafen, – oder Benno.
MALWINE *ungeduldig* Aber,

Ich wiederhol', er ist mein Eigenthum.
WALDEMAR Dem Inhalt nach ein – unrecht Gut.
MALWINE *aufbrausend* Herr Vetter!
WALDEMAR *dreist*
Ereifern Sie sich nicht, ich bitte sehr.
für sich Ich spür', wie mein Gehirn allmälig aufthaut.
laut Sie werden zugestehen müssen, Gnäd'ge,
Daß ich in einer sonderbaren Lage mich
Befinde. – Dieser Schein ist Ihnen, – ganz
Gewiß! Indessen, wenn ich beispielsweise
Zehntausend Gulden finde, die aus Schreck
Ein überraschter Räuber fallen ließ,
Wem habe ich die Pflicht, das Geld zu geben?
Dem Räuber oder dem Beraubten?
MALWINE Herr
Baron, Sie reden wie ein kleines Kind.
Trägt denn der Schein nicht Benno's Unterschrift?
WALDEMAR Sie haben Sie ertrotzt!
MALWINE Sie häufen, Herr
Baron, Beleid'gung auf Beleid'gung,
Mißhandeln eine Dame ohne Grund.
Hierdurch beflecken Sie den ganzen Stand,
In dessen Listen sie verzeichnet sind.
Ich finde Ihr Benehmen bubenhaft
Und wenn Sie es sofort nicht ändern, werde
Ich Mittel finden, Sie dafür zu zücht'gen.
Wie können Sie sich untersteh'n zu sagen,
Daß Benno's Unterschrift erzwungen sei?
War'n Sie zugegen als er unterschrieb?
Ich kenne Benno erst seit heute. Hätten
Sie nur so viel Verstand ... wie eine Wespe,
So hätten Sie sich sagen müssen, daß ich
iv175 In einer solchen Zeit kaum sehen konnte,
Ob seine Augen blau, ob bräunlich seien.
Nur einmal hab' ich ihn allein gesprochen
Und diese fünf Minuten sollen mir
Die große Macht gegeben haben, ihn,
Den freien Mann zu unterjochen? –
O!
Sie sind ein Tropf! Ein frecher Einfaltspinsel!
Obgleich ich es nicht nöthig hätte, will
Ich Ihnen doch erklären, wie der Schein
Entstanden ist; damit ich bald von Ihnen
Befreit bin. –
Benno ist ein guter Christ;
Ein solcher, welcher gern sein Leben gäbe,
Um eine Heidenseele von der ew'gen
Verdammniß zu erretten. Und auch ich –
Sie schlägt die Augen fromm gen Himmel auf.
Bestrebe mich die höchste Gnade zu
Erwerben. Seit zwei Jahren bin ich Mitglied
Der Baseler Missionsgesellschaft. Als
Nun Benno mich allein hier traf, erzählte

Ich ihm von den Erfolgen der Gesellschaft.
Ich bat ihn, da ja außer Zweifel sei,
Daß ihm der Graf zu seinem Erbe wähle,
Das große, schöne Werk zu unterstützen.
Er glühte auf in heil'gem Eifer, Herr
Baron und sagte: »Theures Fräulein, wir
Sind schwache Menschen, ohne Halt, voll Sünde.
Leicht könnte ich, vom Teufel heimgesucht,
Ein Opfer später nicht mehr bringen wollen.
D'rum ist es gut wenn ich mich völlig binde
Und meine Schiffe hinter mir verbrenne.« –
Gesagt gethan. – So wurde ich Besitz'rin
Des Schuldscheins. –
weniger barsch Schämen Sie sich, Waldemar!
Fürwahr, wer gleich das Schlechte denkt bei Andern,
Der muß im Bunde mit dem Schlechten steh'n.

WALDEMAR *kleinlaut* Ich bitte um Verzeihung.

MALWINE *eifrig* Geben Sie
Den Schein und Alles soll vergessen sein.

WALDEMAR *wieder stutzig werdend*
Verzeihung nochmals, gnäd'ges Fräulein – aber
Ich möchte ihn doch erst dem Vetter zeigen.

MALWINE *unbefangen* Ich habe Nichts dagegen einzuwenden.
iv176 Wir wollen zu ihm gehen.

WALDEMAR *enttäuscht* Wirklich?

MALWINE Ei!
Warum denn nicht? *sie ergreift seinen Arm*
Geschwind! Ich bin sogar
Zu mehr bereit. Zerreißen Sie den Schein
Und suchen Sie dann Benno auf. Ich will
Nicht ein Wort sprechen und sie werden seh'n,
Daß er sogleich ein neues Document
Ausfertigt.

WALDEMAR *für sich, in gelinder Verzweiflung*
Vater! Vater! Warum reistest
Du mir nicht nach? Was soll ich thun!? Was soll
Ich thun?

MALWINE Nun Waldemar?

WALDEMAR Ich weiß nicht, was
Ich sagen soll. Ich bin ganz rathlos, Fräulein.
Man sollte meinen, daß nach Ihren Worten
Ein Zweifel nicht mehr möglich sei. Ich habe
Auch wirklich keinen Zweifel mehr und dennoch
Vermag ich Ihnen nicht den Schein zu geben. –
Ein alter Mann hat immer viel Erfahrung!
Ich will zum Grafen geh'n und einen Rath
Erbitten.

MALWINE Gehen Sie in Gottes Namen.
Ich hab' ein rein Gewissen.
Waldemar bleibt unentschlossen stehen, während Malwine langsam nach vorne geht.
für sich Wenn ich wüßte,
Das Benno nach Erledigung der Sache
Des Grafen Sinnesänd'rung erst erführe,

So würd' ich diesen Schritt nicht fürchten; aber
Der Graf ist zu entzückt von mir, – o Freude!
Als daß er schweigen könnte und wenn Benno
Nichts mehr zu hoffen hat, was soll ihn hindern,
Den Schleier von dem wahren Sachverhalt
Zu zieh'n? – – –
Schon wieder mach' ich die Erfahrung
Daß bei den Dummen der Instinkt den Mangel
An Urtheilskraft vollkommen ausgleicht. Welches
Verhängniß! – –
Wenn sich Benno kaufen ließe? –
Ich gönnte Ihm das Geld doch mehr als Diesem.
Ich glaub' es und ich glaub' es nicht; – es drängt
iv177 Die Zeit – Gewißheit fehlt mir – ich muß handeln –
sich umdrehend und die Erstaunte spielend
laut Sie sind noch nicht beim Grafen, Waldemar?
WALDEMAR Ich – – gehe gleich ...
MALWINE Sie haben wohl Bedenken?
WALDEMAR Ich würde lügen, sagt' ich: nein! Ich hoffte
Für meinen Fund – belohnt zu werden –
MALWINE Müssen
Sich aber sagen, daß der Schein Nichts werth ist
Und daß, selbst wenn er etwas werth sei, Sie
Der Graf – aus Gründe, die wir kennen, nicht
Belohnen würde. –
vertraulich Hören Sie mich an.
Der Schein entstand durch eine edle Regung
Des Herzens. Hierfür müßte mich und Benno
Der Oheim reichlich loben. Aber, Vetter,
Mit welchem Gelde wollten wir die Heiden
Bekehren helfen? – Mit des Oheims Geld,
Das weder mir noch Benno schon gehörte.
Das ist ein wunder Fleck in uns'rem Werk.
Und hierfür würde uns der Graf nicht loben.
Ich traute mir zwar zu, des Mißmuth's Wolken
Von seiner Stirn' zu verscheuchen, aber
Wenn ich die Mühe mir ersparen kann,
So seh' ich nicht auf ein'ge Tausend Thaler.
Ich biet' sie Ihnen jetzt.
WALDEMAR Wie viele Tausend?
MALWINE Drei, vier, auch fünf –
WALDEMAR *rasch und bestimmt*
Zehntausend, liebe Base.
MALWINE Das ist zu viel! – So viel wär' meine Müh'
Nicht werth.
WALDEMAR *unbeirrt*
Zehntausend, meine liebe Base!
MALWINE Nein, Vetter! Nein! –
WALDEMAR Doch, Bäschen! Ja! – Nicht anders!
MALWINE Es geht nicht.
WALDEMAR O, es geht schon, wenn Sie wollen. –
Der ganz große, ungeheure Reichtum
Des Oheims ist für Sie bestimmt. Ich hörte

Es ihn ja sagen – ach! mit schwerem Herzen.
Ich habe seine Gunst nicht finden können;
Die zehn Millionen sind für mich verloren.

iv178 Malwine *aufs höchste überrascht*
Was sagen Sie? Der Graf – hat – zehn – Millionen? –
Waldemar *kläglich* Ach ja! Das eine Gut allein, das zu
Dem Schloß gehört, hält an fünfzigtausend Tagwerk.
Jetzt haben wir noch Kerndorf, Ueberlingen,
Den Rosenhof, die Knappenhöfe, Wehlen
Und drei der schönsten klein'ren Bauerngüter.
Nun kommt das Geld, das Gold und Silber, die
Papiere – –
Liebe Base, ich vergehe! –
Ein Wirth im Dorf hat mich unterrichtet.
Malwine *mit freudebebender Stimme*
Allmächt'ger Gott! Zehn – Zehn – Millionen!
Sie läßt sich, wie von einer plötzlichen Schwäche ergriffen, auf einen Stuhl niedersinken.
Waldemar *seinen Vortheil begreifend, vorwurfsvoll* Und
Sie wollen mir zehn lump'ge tausend Thaler
Nicht gönnen?
Malwine *rasch* Sie sind Ihnen.
Waldemar O, Sie könnten
Mir gut und gerne fünfzigtausend geben.
Malwine Warum nicht gleich die vollen zehn Millionen?
Kein Wort mehr, – oder Sie bekommen gar Nichts.
Und jetzt zur Sache! Geben Sie mir den Schein
Ich stelle Ihnen einen Andern über
Zehntausend Thaler aus.
Waldemar Halt, gnäd'ges Fräulein!
Ich habe nicht studirt; doch habe ich
So jung ich bin, schon zwei Prozesse führen
Und – – auch bezahlen müssen. Hierdurch wurden
Mir ein'ge Rechtsbegriffe eingetrichtert.
Das eine Mal lieh' ich an eine – –
er hält kurz ein; sehr verlegen eine –
Malwine *lächelnd*
Schon gut ... schon gut! An eine Jungfrau –
Waldemar Richtig!
An eine Jungfrau siebenhundert Gulden.
Sie unterschrieb mir einen Schuldschein, aber –
Bezahlte nicht. Ich mußte sie verklagen
Und ich verlor, weil sie nicht mündig war –
Die kleine blonde Hexe! – den Prozeß.
zögernd Mein gnäd'ges Fräulein ... bitte ... bitte halten
Sie mich für keinen Bauer – denn Sie werden
Begreiflich finden – liebes, gutes Fräulein –
iv179 Daß ein gebranntes Kind das Feuer scheut.
Wie alt ... das heißt: wie viele Lenze zogen
Schon über ...
Malwine Meinen Dank, Herr Waldemar,
Für Ihre zarte Schmeichelei. Doch bitte,
Ich hasse wie den Tod Mathematik.

Nur keine Zahlen! – Aber dafür die
Versicherung auf Ehre, daß ich mündig,
Dem Geiste und – den Jahr'n nach, bin.
WALDEMAR O schön.
So schreiben Sie ... Ich ...

Zweiter Auftritt

Graf Freiberg und Pastor Seib treten Arm in Arm ein. Die Vorigen. Später Martin.
MALWINE *auf den Grafen zueilend* Lieber Oheim, sind
Sie wieder völlig hergestellt?
GRAF Ja, gutes
Malwinchen, Gott sei Dank!
verstellend Malwine, Fräulein
Von Geiersheim. Herr Pastor Seib, Hochwürden –
Mein Neffe, Waldemar von Hilderstrom. –
Ist Benno immer noch nicht hier gewesen?
MALWINE *erschrocken, für sich*
Was fällt mir ein! Ich habe ganz vergessen
Mit ihm zu sprechen! –
laut Nein, mein lieber Oheim!
GRAF Sehr sonderbar! Wie hab' ich mich in ihm
Getäuscht!
Es schellt.
Er glaubt, ich sei gestorben, Pastor,
Und folglich bin ich ohne jeden Werth
Für seine Habsucht. O! wie wird er zittern,
Wenn er jetzt hört, daß ich noch lebe.
MALWINE *hastig* Oheim,
Er weiß es schon. Ich hab' es ihm geschrieben
Und das Billet ihm schweigend übergeben.
Ich hätte nicht für alles Gold der Welt
Mit diesem Unmensch reden können.
Waldemar sieht sie mit dem größten Erstaunen an.
GRAF *zu dem eintretenden Martin* Martin,
Begebe Dich zum and'ren Fräulein. Bitte
Sie nochmals dringend, Dir zu folgen. Sage,
iv180 Mein Herz verlange Sie zu sprechen, eh'
Sie scheide und sie möge einem Greise
Die kleine Bitte unerfüllt nicht lassen.
Martin ab.
den Pastor beiseite führend
Wenn jetzt Serena kommt, nehm' ich sie auf
Die Seite und erklär' ihr Alles: Denn
Sie hält uns sonst nicht ruhig Stand. Inzwischen
Ruft Martin Benno, welcher die verweg'nen
Erfindungen und Ränke der Malwine
Als Lügenwerk zu Tage stellen wird. – –
Und Schlag auf Schlag folgt dann auch für die And'ren.
Entlarvung ihrer eigensten Gestalt. –
Den rechten Augenblick, wann meine Maske
Vor den erstaunten Blicken fallen soll,
Will ich dem Zufall zu bestimmen lassen.
SEIB Schon recht. Doch wiederhol' ich meine Mahnung:
Richt' nicht zu strenge!

GRAF *lächelnd* Keine Furcht! Nur dreißig
Minuten soll auch Waldemar sich noch
Im süßen Wahne wiegen, daß von Allen
Der auserkorne Sohn und Erbe – – er!: –
Darnach erklär' ich laut Serena für
Mein Kind und schenke den drei Ander'n je
Zehntausend Gulden für den Zeitverlust
Und sonstige gehabte Müh' und Täuschung.

Dritter Auftritt

Serena. Die Vorigen.
SERENA *auf den Grafen zugehend*
Was wollen Sie von mir, Herr Graf?
GRAF O, Kind!
Hast Du denn wirklich ohne Abschied mich
Verlassen wollen? – Sage nein!
SERENA Ich kann
Es nicht.
GRAF Was hab' ich Dir gethan, daß Du
Den Schimpf mir anthun wolltest?
SERENA Schenken Sie mir
Die Antwort, Herr, auf diese Frage, – brechen
Sie nicht die kaum geheilte Wund auf! –
Ich bin gekommen, weil durch ein Ereigniß,
Ein Geist der Milde und der Versöhnlichkeit
iv181 In meine Seele zog. Ich will vergessen
Die Schmerzen all', die ich in diesem Haus
Erdulden mußte; ihre Schatten sollen
Die sonnbeglänzte Zukunft nicht verdüstern.
Ich scheide ohne Bitterkeit, Herr Graf.
Hier meine Hand. – Adieu! Adieu!
GRAF *sie zurückhaltend, kaum Herr seiner Gefühle*
Mein Kind!

Vierter Auftritt

Die Vorigen. Benno mit Hut und umgehängter Reisetasche, tritt ein. Alle sehen ihn erstaunt an. Nur Serena ist sichtlich erfreut.
SERENA *für sich*
O endlich find' ich ihn! Jetzt muthig vorwärts!
BENNO Herr Graf! Ich wollte anfangs, wann die Nacht
Hereinbricht, dieses unglücksel'ge Schloß
Verlassen, – Niemand sehend und geseh'n
Von Niemand – doch ich fand, daß ich's zu leicht
Mir mache, daß es heilsam wäre für
Mein ganzes Leben, wenn ich mich, wie ich's
Verdiene, an den Pranger stelle, meine
Schamröthe in das Licht des Tages bringe
Und bis zur Hefe das Gefäß freiwill'ger
Demüth'gung leere. –
Ich bekenne Ihnen,
Daß ich Ihr Geld erschwindeln wollte durch
Ein hinterlistiges Gespinst von Lüge. –
Ich habe Sie belogen, als ich gegen
Die Freiheit sprach, – ich habe Sie belogen,

Als ich den orthodoxen Christen spielte –
Ich habe Sie belogen, als ich kalt
Und schweigend auf den armen Krüppel blickte.
Ein ehrl'ches Mutterherz, das mir ein Leitstern
Auf allen Lebenswegen war, sank aus
Den klaren Höh'n herab und wurde ach!
Ein Irrlicht vor dem rothgeweinten Aug'.
Doch mein Vergehen will ich nicht beschön'gen.
Auch täuschte ich mein eignes Inn're nicht.
Mir ist als hätt' ich einen Meuchelmord
Verübt, – als hätte ich mich selbst verstümmelt
Und Schaden, ewigen, an meiner Seele
Genommen. Abgerissen ward ihr Schmuck,
Den ich in Kämpfen für das höchste Gut
iv182 Erwarb und vor die Füße mir zerstückt
Geworfen. Eine gold'ne Jugend, von
Der heiligsten Begeist'rung hell durchglüht,
Ward ausgelöscht und mir auf Stirn und Wangen
Das Brandmal des Verräthers eingedrückt.
durch den Anblick Serena's schmerzvoll bewegt
O, wenn die Scham mich machtvoll nicht bezwänge,
Ich würde weinen wie ein kleines Kind;
Denn alle Blüthen meiner Brust sind ab
Gestorben – niemals, – niemals finde ich
Die Achtung wieder vor mir selbst! –

Serena *mit offenen Armen auf ihn zueilend*
Du wirst
Sie wiederfinden, theurer, lieber Mann!
Wie eine Wolke über blauem Himmel,
So zog der Irrthum über Deine Seele
Sie wurde nicht von ihm berührt. –
Im Sturm
Ergreif' ich Dich und halt' Dich fest und drücke
Dich an mein Herz, das seine Seligkeit
Nicht länger fassen kann!
Sie nimmt seinen Kopf zwischen ihre Hände und küßt ihn schelmisch. Willst Du mich haben?

Benno O Gott! ... Serena! –
Ach! mein Herz verzagt!

Serena Ich fürchte keinen neuen dummen Streich.
Der Strahl hat zwanzig unbewohnte Säle
Und Kemenaten. Bin ich auch nicht reich,
So brauch' ich doch nicht ganz die jährl'che Rente.
Bei ein'ger Sparsamkeit ernährt sie völlig
Die neuen Freunde und den alten Hofstaat.
Und was die Hauptsach' ist, ich bin ..., ich bin ...
Doch – kein zu böses Mädchen! –

Benno Serena!
Er umarmt sie leidenschaftlich und küßt sie.

Graf *für sich* Ei! Das kommt ganz anders ja
Als ich mir dachte!

Benno *sich plötzlich besinnend und von Serena losreißend*
Aber nein! Es geht nicht.
Ich darf die süße Frucht nicht brechen.

SERENA *hält ihm den Mund zu* Stille!
Ich dulde keine Ziererei. Mein Glück!
Mein Stolz! Mein edler Bräutigam!
GRAF Halt Leutchen!
iv183 Vergeßt mich nicht. An meine Brust geschwind!
Waldemar sieht ihn erstaunt an, Malwine erschrickt.
SERENA Die ist zu kalt.
GRAF O, sie ist warm und treu.
Serena! Benno! Meine, meine Kinder!
Errathet ihr denn nicht, daß ich zum Schein
Ein harter Geizhals war und knecht'scher Frömmler?
Es war, um Euch zu prüfen?
Er reißt die Perücke ab, wirft den Stock weg und richtet sich zu seiner vollen Höhe auf. Malwine schreit laut auf und will umsinken. Waldemar stützt sie.
WALDEMAR Arme Base!
GRAF Du goldenes Serenchen! Endlich, endlich
Kann ich dem Zug des Herzens folgen, darf
Die Hand Dir schütteln und – –
SERENA Mich küssen, nicht wahr?
Ich sehne mich nach einer innigen
Umarmung schwächer nicht, als Sie gewiß!
Sie halten sich umschlungen.
SEIB *die Hand Serenas ergreifend*
Sie sind mir schon durch Ihre Schrift bekannt,
Als ein kreuzbraves, tücht'ges, liebes Mägdlein.
Graf Freiberg schellt.
MALWINE *die sich inzwischen erholt hat, zu Waldemar keuchend*
Den Schein! – Den Schein! –
WALDEMAR Den Schein?
MALWINE Ja, ja! Den Schein.
Geschwind! – besinnen Sie sich nicht.
WALDEMAR Ich soll
Den Schuldschein geben?
MALWINE Waldemar!
WALDEMAR Ist's wahr,
Daß sie das Geld nach Basel schicken wollen?
MALWINE *verlegen*
Sie foltern mich ... die Heiden ... großer Gott!
WALDEMAR Ja oder Nein?
MALWINE Nein denn! Den Schein ...
WALDEMAR Umsonst?
MALWINE *ängstlich* Was wollen Sie von mir?
WALDEMAR Ein – Eheversprechen.
MALWINE *betrachtet ihn von oben bis unten,*
dann lächelt sie kokett Sie Böser! – – –
Sie hängt sich in seinen Arm.
iv184 WALDEMAR *mit ihr zu den Andern tretend*
Werthe, liebe Anverwandten!
Hochwürdiger Herr Pastor! Ich beehr' mich,
In dieser Dame Ihnen meine Braut
Zu präsentiren *zu Benno* und erlaube mir
Zu gleicher Zeit, in ihrem Namen, Dir,
Mein lieber Benno, diesen Schein zur Zahlung
Zu übergeben.

MALWINE *leise zu Waldemar* Gieb ihn nicht – er reißt
Ihn sonst in Stücke.
WALDEMAR *gleichfalls mit unterdrückter Stimme*
Fürchte Nichts. Bedenk'
Die vielen Zeugen.
BENNO *der bei Überreichung auf's Heftigste erschrocken ist, zu Serena* Gnäd'ges Fräulein, leben
Sie wohl. – Lebt Alle wohl. Ich kann nicht länger
In Eurer Mitte bleiben. Eure Güte
Drückt mich zu Boden. – Ich verdiene nicht
Die Liebe, die ihr mir entgegentragt.
SERENA *ihm bestürzt den Weg vertretend*
Was soll das heißen?
GRAF Was bedeutet denn
Der Schein? – Laß sehen, Benno.
BENNO *voll Scham und Schmerz* Stammt er auch
Aus meiner trüben Zeit, – ich bin deßwegen
Nicht wen'ger schuldig.
GRAF Wie ist er entstanden?
MALWINE Ich fand im Zimmer meines Vetters Briefe
Der größten italien'schen Volksverführer,
An ihn gerichtet – und von seiner Hand
Ein Manuscript: Italiens Neugeburt.
GRAF Ah! ich erinn're mich. Mein Diener Martin
Hielt an der Thüre Wacht, indeß Sie – – stahlen.
MALWINE *zuckt zusammen, faßt sich jedoch schnell; kalt*
Mein Schweigen kaufte Herr von Echtermann
Mit diesem Schein. Ich bitte um die Summe.

iv185

Fünfter Auftritt

Martin. Brigitte. Joseph in civil. Die Vorigen.
GRAF *giebt den Schein ruhig an Malwine zurück.*
Der Schein ist ohne jeden Werth, weil Fräulein
Vom Strahl die Erbin meiner Güter ist,
Nicht Benno.
Malwine taumelt zurück. Serena will sprechen, wird aber vom Grafen bedeutet, sich stille zu verhalten.
sich von Malwinen zurückziehend, mit förmlicher Verbeugung
Fräulein, ich verzichte auf
Die Süße Ihrer Gesellschaft.
MARTIN *tritt auf einen Wink des Grafen vor*
Hier ist
Das Geld, womit Sie mich erkauften. Nehmen
Sie's schnell, es brennt wie glüh'nde Kohlen.
BRIGITTE *gleichfalls vor Malwinen tretend*
Haben S'
Geglaubt, ich sei auf beiden Ohren taub
Und ohne Zungen? I bewahre Gott!
Ich hör' die Kirchenuhr'n in Sternberg schlagen
Und was die Zungen anbelangt, so fragen S'
Den gnäd'gen Herrn und Seppel und den Martin.
Hier, meine Gnäd'ge, – *sie zwingt ihr das Geld auf*
schönsten Dank. Ich brauch'
Nit Ihre Batzen.

Malwine *halblaut* Alle flieh'n mich – Alle
Verlassen mich! – – –
Bin ich denn wirklich so
Verworfen? Wirklich ein so schlechtes Wesen?
Seib *leise zum Grafen*
Jetzt trete zwischen Ihre Seele und
Den bösen Dämon, wenn Du stiften willst
Ein gutes Werk.
Graf Ich thu's gern.
Er ergreift Waldemar's Hand und führt ihn zu Malwine.
mit gutmüthigem Spott Malwine!
Was sich so herzlich liebt, das soll der Mensch
Nicht trennen.
Er legt beider Hände zusammen.
Ich verein'ge Euch von Neuem.
Des Einen Fehler mild're die des Andern
Und wechselseitig werdet Euch Motiv
Zu einem ehrbar tugendhaften Wandel.
Ich löse Benno's Schuldschein ein und gebe
Das Geld mit meinem Vatersegen, euch
Als Hochzeitssteuer. – Und damit ihr stets
Siegreich den Kampf mit der Versuchung führt,
Bestimme ich als Stütze für die guten
Vorsätze, daß das schöne Capital
Erst euren Kindern zufällt und ihr nur
Die Zinsen zu verleben habt. Und ferner,
Daß ihr die Zinsen nur erhaltet, wenn
iv186 Am Ende eines jeden Jahrs ein Freund
Mir schreibt, daß ihr in gutem Frieden lebt,
Und keinen Anlaß gabt zu thörichtem
Scandal.
Malwine *seine Hand küssend*
O, welche Gnade!
Waldemar *mit sauersüßem Gesicht*
Welche Großmuth!
Graf Und jetzt ein letztes Wort für euch und Alle. –
Geheimniß ist's und streng verhüllt, warum
Der Eine diesen und der And're jenen
Character hat; warum der Eine voll
Von Haß und Bosheit, Neid und Selbstsucht ist,
Der And're voll von Güte. Milde, Sanftmuth.
Nur etwas lüftet sich der Schleier, wenn
Man annimmt, daß mit unserer Geburt
Der Seele Leben nicht beginnt und daß
Das Kind der Eltern Wesen, das es erbte,
Entwickelt, weiterbildet. – Doch genug
Hiervon. Ein's aber liegt offen vor uns,
Es ist, daß der vorhandene Character,
Er sei beschaffen wie er wolle, auf
Motive hin nur handelt, handeln kann.
Zumeist bewegt er sich auf solche, die
Gemäß sind seiner innersten Natur;
Doch, wie wir heut' an uns gesehen haben,

Läßt er sich auch zu Thaten zwingen, die
Naturgemäß nicht sind und ihm zuwider,
Wenn ein Motiv von großer Stärke ihn
Beherrscht. – – –
Was ziehen wir hieraus für Lehren?
Die Eine große, daß sich der Character
Zwar niemals ändert, aber daß ihn, wenn
Er voll von Hang zum Bösen ist, ein kraftvoll
Motiv zu guten Thaten zwingen kann. – –
Wie heißt nun das Motiv, das so viel Macht
iv187 Besäße? – – O! ihr kennt es Alle längst;
Es heißet: Liebe Deinen Nächsten, wie
Dich selbst —- Denn wer dies herrliche Gebot
Von allen Menschen streng befolgt sich denkt,
Vor dessen Aug' entstehet eine Welt,
So rein und schön, so voll von Sonnenschein,
Daß es zum einzigen Motiv ihm wird,
Das ihn bewegen kann. Es wird so stark,
Daß alle anderen Motive siegreich
Von ihm bekämpfet werden. –
Wir aber werden unter seiner Herrschaft
Die glücklichsten Geschöpfe, die es giebt,
Und wären alle Sterne voll von Wesen! –

SEIB *dem Grafen die Hand drückend*
›Ein Wort, geredet zu seiner Zeit,
Ist wie goldene Äpfel auf silbernen Schalen.‹

Aus dem Tagebuch eines Dichters

iv189

Herausgegeben von ***

Italien 1858 – 1863

Hör ich am Meer, am wilden bewegten Meer,
Der nah'nden Wellen brausendes tiefes Fleh'n
Und dann am Fels das brechende Brechen
Daß zu den Wolken der Schaum emporspritzt –

Versinke ich in wohlige Träumerei
Und die Gedanken fliehen befreit weit fort.
Weit fort nach meiner trauten Heimat,
Waldesbeschattet und sterndurchschnitten.

Dann ist es mir als säße ich, noch ein Kind,
Die Arme um die Schwester geschlungen eng
An uns'res Hauses Linde in Sonntags-
Ruhe im Herzen und gold'nem Frieden.

1858

iv190

1. Auf dem Vesuv

Sonnenuntergang

Lange erträgt das Auge die Felder des Todes nicht,
Welche den zitternden Crater schwarz umgürten,
Stech der Feuergeburten Werden,
Unten im Schoß der Erde –

Statt der Verödung suchet es hellere Bilder,
Schweifet dem Meere entlang, nach Quissisana,
Wo der Angelo tief in Wolken
Taucht die gewaltige Stirne.

Hin nach Sorrent und über das Cap der Minave
Über das wellenunterspülte wilde Capri
An Miseno vorbei, dem Prächt'gen
Hoch auf die Berge Jochia's.

Eben berührt die Sonne die zackigen Gipfel
Und die geglättete Fluth, der Himmel, Alles
Harrt begierig gespannt des letzten
Kußes der Holden Kön'gin.

Endlich mit Wollust giebt sie ihn glühend. –- O Bild! Als
Wären zusammen unzähl'ge Rosenknospen
Plötzlich leuchtend erwacht, so strahlt die
Küste in lichtem Purpur.

Während ein tief'res Blau das lebende Meer färbt,
Aber ein Bote der Nacht verscheucht den Zauber.
Tapfre Veilchen entstehen üb'rall
Greifen die [...]

Sterben die stolzen Blumen verblutend und immer
Dunklere Schatten verbreitend, naht auf
Adlerschwingen die Nacht selbst, in den
Haaren die gold'ne Sichel.

Wanderer aus kaltem Norden! O laß der Bewund'rung
Die Dir dein Rufen erfüllt, ein freies Weltend
Keiner, schöner als sie giebt's
Wonne auf dieser Erde.

iv191

2. Camaldoli

In Worte fass ich sie nicht
Gedanken decken sie nicht
Die Freude in meiner Brust.
Zu gross für solche Formen
Durchströmt sie gewaltig
Die bebende Seele. Hätte
Ein Gott mir gnädig verlieh'n
Die Kraft des Gesangs, ich fände
Für diese Freude vielleicht
Den Ausdruck in himmlischen Tönen.

Mir bleiben nur die Thränen:
Gestaltet Weh, gestaltet Wohl!

3.

O früher Morgen in Sorrento's Bergen,
Du süsser Gruss aus einem schöneren Leben
Wie hast du mich erquickt, wie hast du zur Freude
Wieder zurück mich geführt!

O früher Morgen in Sorrento's Bergen
Wenn noch die Sonne hinter Felsen verweilet
Und die Natur aus ihren nächtlichen Träumen
Staunend in Thränen erwacht.

O früher Morgen in Sorrento's Bergen
Wenn sich der Golf Neapel's purpurn umschäumet
Und aus dem glatten Meer der Himmel hervorlachet,
Ferne ein Segel sich zeigt.

O früher Morgen in Sorrento's Bergen
Wenn aus dem Laub der herrlichen Bäume
Die golddurchglüht die höchsten Gipfel erklimmen,
Schmettert der Vögel Gesang.

O früher Morgen in Sorrento's Bergen
Du süsser Gruss aus einem hellen Leben,
Wie hast du mich erquickt, wie hast du zur Freude
Wieder zurück mich geführt!

iv192

4.

Bleibe rein, o Lied des Südens
Bändige dein wildes Blut –
Sonst möcht' Deine Keuschheit schmelzen
In des Herzens heisser Gluth.

Könnt ich schweben wie ein Adler,
Weit gespannt das Flügelpaar,
Schützend über deiner Unschuld,
Über deiner Wünsche Schaar.
(*In das Fremdenbuch der Rosa Mayer in Sorrent, für Carmotta Fiorentino*)

5.

O singen möcht' ich Tag und Nacht
Ob auch die Wunde brennt
Von deiner Paradiesespracht,
Du herrliches Sorrent!
Der Tag ist hin, der Mond ging auf,
In seinem Lichte' ruht
Der hohen Küste steile Wand,
Des Meeres weite Fluth.
Das ist die Zeit für sel'gen Traum
Es athmet kaum die Luft,
Orangenblüten strömen aus
Den sinnesverwirr'nden Duft.

6. Barmarole

Germaro
Gindretta, mein Schätzchen, dort oben klar,
O komme herunter zum Mernar!
Schon blinken die Sterne, es waltet die Nacht,
Komme herab,
Niemand giebt Acht.

Gindretta
Schon leuchtet der Fischer bestrickender Mond,
Es glänzt der Spiess in der mordenden Hand:
Sie stechen die Fischlein durch und durch –
Bin nicht so dumm,
Halt' meine Burg.

iv193
Germaro
Es glitzern die Wellen, es strahlet der Mond,
Im Herzen tiefinnigste Liebe mir wohnt,
Wir rudern hinaus auf die helle Fluth.
Bin dir so gut
Bin dir so gut!

Gindretta
Der Mond hat geworfen ein leuchtendes Netz
Für sorglose Herzen. Genug süss Geschwätz!
Ich habe Verstand und fünf Sinne fein –,
Fahr' du allein,
Fahr' du allein!

Germaro
Ich habe gefischt heut' den ganzen Tag,
In einem Fischlein ein Ringlein lag.
O komme herab, ich steck's an die Hand,
Ewige Treu!
Sei es ein Pfand.

Gindretta
Ich lasse am Fenster ein Fädlein hinab
Dran binde den Ring, den das Fischlein dir gab.
Ich habe Verstand und fünf Sinne klar,
Traue dir nicht
Marinar!

Germaro
Ich fasste den Faden und binde daran
Den Ring und drei Rosen: nun ist es gethan.
O wär' ich der Strauss! – Sei gebenedeit,
Süsse Maid
Süsse Maid!

Gindretta
Viel Dank! Du geliebter, du herrlicher Mann!
Das Ringlein steck' ich mir eben an,
Jetzt zier'n auch die Rosen sprechende Brust –
Welche Lust

Welche Lust!

iv194 Und kommst du Morgen zur selbigen Stund'
So darfst du mir küssen den keuschen Mund,
So darfst du mir zeigen des Meeres Pracht' –
Gute Nacht!

Germaro
Gute Nacht!

7. Capri

Oft wenn ich im geräuschvollen Treiben der grossen Stadt
Dich erblicke: starr und bewegungslos, wellenumspült
Und eisern – sehnte sich mein Herz zuspruchslos mild
Nach dem Frieden deiner Thäler, nach der Ruhe
Deiner steilen Felsen.
Ich stehe jetzt auf dir und sonderbar! Ich weine.
Was presst mir die Thränen hervor?
Ist es die Ahnung, dass du mir ein treuer wahrer
Freund sein wirst und fliessen die Thränen so unwillkürlich
Wie die des Jünglings, welcher nach Jahren zum ersten
Mal wieder die Mutter an's Herz drückt?

Es sei. So will ich dich nehmen: Du bist
Ein Freund, der mir wohl will. Deine möwenumflatternden
Nackten Felsen sollen mich dem Himmel näher bringen,
Dein Meer soll mir Schlummerlieder singen, deine
Grotten sollen mir Märchen erzählen und ich will
Lauschen und vergessen.

8.

Wage nicht o Fremder! Nachts muthig die Barke in die Azur-Grotte Capri's zu lenken; denn die Frauen der Insel erzählen, wenn das Fischerfeuer auf der Düne lodert, dunkle Geschichten und die Männer widerlegen sie nicht. Höre diese eine:

Als vor vielen Jahren Cimberge Cesare in stolzen Marmorpalästen auf Capri weilte, lebte am Meer die schönste Christin: Auge und Haar schwarz wie Cimbergo's Seele, roth die Lippen wie die Korallen an den Felsen Capri's, blühend die Wangen gleich der Rose des Eilands, die einsam aus dem verborgenen Felsen zum Licht strebt.

Der wilde Kaiser sah die schöne Fischerin, und der wilde Kaiser wollte die schöne Fischerin. –

Trauert; ihr Mädchen von Capri! –

iv195 Er bat sie flehend – sie wies ihn ab; er bat sie drohend, sie stiess ihn von sich; er bat sie zitternd – da floh sie. –

Vom Felsen, der über die Grotte sich neigt, sprang sie ins Meer, die schönste Fischerin von Capri! Auge und Haar schwarz wie Cimbergo's Seele, roth die Lippen gleich den Korallen an den Felsen Capri's, blühend die Wangen wie die Rose der Insel, die aus dunklen Spalten zur Sonne strebt.

Der wilde Kaiser sah sie spurlos verschwinden und er weinte die ersten Thränen.

Weinet auch ihr, Mädchen von Capri!

Seitdem rauschen Nachts um die Grotte gar lang die Wogen und verloren der Mann, der dann den Nachen muthig hineinlenkt: nie mehr grüssen ihn Capri's blühende Frauen, nie mehr entzückt die Schönheit des Golfs sein sinnendes Auge.

9.

Come bella rosa sullo stilo fragile cina il capo die pien di fressa raggiata – cosi la bella tua testa inchini piena di pensieri giocondi e vaghi... E come il raggio di sole nella goccia scintilla, cosi la gioia nei beat, tuoi ochi brilla!

Wie die Rose auf schwebendem Stiele früh Morgens das Haupt voll frischen Thaus neigt, – so beugst du das Köpfchen unter der Last süsser und froher Gedanken. Und wie der Sonnenstrahl im Thautropfen sich bricht, so blitzt aus deinen schönen Augen die Freude!

10. Amalfi

Wohl entsank dem duftenden Haar das reiche
Diadem, wohl raubte die Zeit die schnöd' das
Purpurkleid, das glänzende Gold des Reichthums
Drückte die stolze

Edle Stirne tief in den Staub hinab – doch
Bliebst du schön, wirst's ewiglich sein, Amalfi!
Denn dich trägt und prägt die Natur, sie liebt dich
Perle des Südens.

iv196 Deine grünen Thäler bethreut der Himmel
Kühler, Deine Berge bescheint die Sonne
Heller und der Mond, wenn er lieblich aufgeht,
Spiegelt in Deiner

Dunkelblauen Gestalt sich reiner.
Eine Nacht, verträumt an Deinen Busen
Wird durch alle kommenden Tage meine
Seele erquicken.

Einsam auf Karello's berühmter Loge
Sass ich und versenkte in duftige Fernen
Meinen Blick. Da – während in holdem Frieden
Ruhte die Seele –

Seh ich wie der Dämm'rung die Mondscheibe
Plötzlich langsam golden entschwebte, sah die
Breite Strahlenbahn auf der Meeresfläche.
Dann das geheime

Weben in den Bergen, vom Gipfel zu der
Sohle, aus der Klüfte verborg'nem Dunkel,
Sehnsuchtsvoll lichttrunken hinaus in's Freie.
Herrlicher Anblick!

Und die Seele träumte und schwelgte. Stunden
Kamen, Stunden gingen, es schwanden viele
Sterne; doch ich merkte den Lauf der Zeit nicht.
Ohne Bewegung

Konnt' ich nicht den Blick von dem Monde wenden.
Seiner sanften goldnen Scheibe, seiner
Breiten Strahlenbahn auf der Meeresfläche.
Nicht vom geheimen

Weben in den Bergen, vom Gipfel zu der
Sohle, aus der Klüfte verborg'nem Dunkel.

Sehnsuchtsvoll lichttrunken hinaus in's Freie.
Seelige Stunden!

Fegt als Purpurwölkchen im lichten Osten
[...], frohe Boten der Kön'gin Sonne
Schreckt' ich auf: da war sie verglimmt die Nacht, im
Süden die Mondnacht.

iv197 *11.*

Gleitet das Mondlicht in Amalfi durch des
Aethers schimmernde Dämm'rung auf des Meeres
Spiegel nieder, wallet ein leises Flüstern
Auch aus der Tiefe.

Fröhlich ergreift's die Luft und trägt es lauter
Durch die Stille der Nacht zum Land hinüber,
Wo die dunk'len Bäume es weiterrauschen
Bis in die Berge.

Plötzlich belebt sich alles. Aus den Felsen
Steigen Häuser empor mit zierl'chen Säulen-
Gängen in der maurischen Doppelreihe,
Bogen erhebt Euch.

Bogen die schlanken Glieder, bis vollendet
Aus dem Grabe die stolze Stadt ersteht, die
Üpp'ge Handelskön'gin von Süd-Italien.
Wunderlich Treiben!

Bärtige Männer in dem langen Kaftan,
Frauen, Kinder und Greise, frohe Jugend,
Alle eilen hin zu dem Hafen. – Schiffe
Kommen und gehen.

Flüchtige Segler, stolz wie Königsschwäne,
Steuern kräftig die Fluth zertheilend, nach der
Küste Aherna's, um die reiche Fülle
Indischer Waren

Nordischer Arbeit einzutauschen. Andre
Kehren freudig zur Heimath wieder, werfen
Anker und des Orients gehäufte Schätze
Blenden die Augen.

Ernst und verschlossen blickt der Schatten Ilario
Gioja's über das Meer zum Horizonte
Und die muntre Seele des Masaniello
Rudert im Kahne.

iv198 Wunderlich Treiben aus vergang'nem Dunkel!
Nur die Sprache erstarb, sonst ist's das Gleiche
Und die stummen Geister erfüll'n ihr Tagwerk
Jetzt wie vor Zeiten.

Duftiges Treiben! – Nach und nach wird wieder
Leer der Hafen, die Schiffe schwinden hin, die
Prachtpaläste stürzen: denn rothe Wölkchen

Künd'gen den Tag an.

12. Meeresleuchten

Freund im Norden! Wärst Du hier, Du solltest
Frohe Stunden, Stunden der reinsten Freude
Leben; denn es gleichet das Herz in diesen
Gegenden einem

Becher Schaumweines: Feuerdurchglüht schäumt über
Sein Gefühl und Thränen erfüll'n die Augen. –
Nach dem tief'ren Süden entfloh der Sommer.
Schaaren von Vöglein

Zeih'n ihm nach. Vorbei ist die Zeit, wo ich die
Glieder kräftig strecke und wahrhaft schwelgten
In den klaren Wogen des Meeres; bald am
Felsen von Capri,

Bald an Jochia's schattigsten Stellen, bald bei
Vico, an der Küste Sorrento's, bald in
Stillen Buchten dicht bei Amalfi. – Schön ist
Prächtig das Baden.

In des Tages Hitze, wenn duftig ruh'n im
Glüh'nden Schmelz die Ufer – allein am Abend
In des Vollmonds Glanz ist es schöner, bei dem
Leuchten des Meeres; denn

Tauchst Du dann nur leise die Hand ins Meer ein,
Hebt sich bald ein weisslicher, bald ein blauer,
Grüner, bald in sämtlicher Farben Gluth ein
Feuriger Aufschaum

iv199 Aus der Nacht der Tiefe mit eig'nem Knistern.
Male Dir nur selber den eig'nen Anblick
Wenn der ganze Körper, beim Schwimm'n, die sprüh'nde
Woge bewegt im

Manigfalt'gen Wechsel der Sagen! Staunend
Sieht der Geist die feindlichen Elemente
Brüderlich vereinigt und preisst Neapel's
Seltene Schönheit.

Hierzu aus dem Kahn in weiter Ferne
Der Gesang der Mädchen, der melodiereich
Über das erleuchtete Meer tönt und die
Seele entzücket!

1859

iv200 *13.*

Verwundet ist das markige Lebensband
Aus dem ich Ruhe, Freud und Begeist'rung sog,
Und in die Brust ist mir ein bitt'rer
Same geworfen: ich bin verloren.

Dich wie die Fluren mag ich nicht sterben, die
Mit stumpfem Zahn und trübe der Herbst bewegt
An denen mancher Tag die Farbe
Bleicht, bis die Halme verdorrt, die Blätter

Am Fuss des kahlen Baumes verstreut sind.
Nein! Wie der Sturmwind will ich zum Tod, der wild
Von Nord gen Süden braust – nein! wie die
Spaltenden Blitze, so will ich enden.

Nicht giebt die Windsbraut Gnade: die Blume bricht
Die duft'ge auf der Heide sie – weit hinaus
Auf's Meer trägt sie den Schmetterling, zum
Sicheren Grabe in kühlen Fluthen.

14.

Sind Thränen, die der Mensch am Sarge seiner Hoffnung weint
Thau für die Blüthe des Jünglings? Sind sie Segen
Für die Wurzeln des Mannes? Oder sind sie Safttropfen
Die dem Baum entquellen, wenn sein Mark tödlich
Verwundet ist?
Wie sturmgepeitschte Wolken in der Herbstnacht, so jagen
Todesgedanken durch meine Seele.
Ich trotze dir Schmerz, aber du wirst sagen: ich fühl' es.

15.

Gleich wie im Herbst vom Baum der grüne Schmuck der
Blätter fällt und der Pflanze reiches Leben
Nach der Wurzel fliesst und dort sich sammelt –
Also verlor ich

iv201 Jugend und Frohsinn und nach innen ist mein
Ganzes Leben gekehrt mit allen Kräften.
Doch mich ruft kein Frühling zu neuer Jugend
Nimmer erwachet

Wieder der Frohsinn. Denn in meiner Brust wohnt
Qualvoll grimmiger Zorn und mit dem besten
Blut des Herzens näh'r ich des wilden Feuers
Zehrende Flamme.

16. Postici

Sel'ges Vergnügen: eine Nacht am weiten
Golf Neapel's in Ruhe zu verträumen,
Einsam in Erinn'rung an Deine Schönheit,

Süsse Geliebte!

Über die Stadt, am Fuss des tück'schen Bergs voll
Gluth spannt silbern der Mond ein Strahlennetz und
Wie bewegt von sinn'gen Träumen flüstern
Postici's Gäste.

Alles so klar und doch so sanft verschwommen,
Nicht in Nebel gehüllt und doch so duftig,
Alles still und doch wie ein Geisterleben
Rings auf dem Meere.

Leichter erhebt mein Geist die Schwingen, sieht er
Dieses Leben der zaubervollsten Landschaft –
Und es ruht der nagende Wurm im besten
Blute des Herzens.

17. Am Grabe Virgil's

Soll ich an deiner Asche dich loben, dich preisen
Ziemt es dem Manne, den barsch das Unglück von der
Bunten Tafel des Lebens forttrieb
Dass auch am Grabe er lobt?

Sicher und fest zwar steht noch dein Ruhm wie das Steinwerk
Welches die Hütte umwölbt und fast zweitausend
Jahre kommen und gehen, und
Immer noch steht wie es war, –

iv202
Zwar von der silberflüssigen Muse getragen
Hoch ob den Wolken der Zeiten lief zur Bucht er
Ein, wo Menschen den Grössten ihres
Stammes den Altar erbau'n

Doch ist er deshalb ewig? O greife die tiefsten
Töne der Laute, du trüber Geist in meiner
Brust und langsam beweg' die Hand sich
Über die Seiten: es ist

Besser der Zeit zu denken, wenn bleiern Vorgestern
Nieder sich senkt auch auf dich, Virgil! Nicht lauter
Lärm, Posaunengetön ist Andacht,
Wehre im Reiche des Todes.

Ströme der Zeit, Jahrtausende träge verfliessend,
Sind sie im Leben der Menschheit nicht, was kurze
Tage, flüchtige Stunden in dem
Leben der Einzelnen sind?

Eilig entschwebt, todtbleich ins Vergang'ne jede
Stunde mit ihren Geburten, ihrer Welt. Stets
Dringt die letzte die Schaar der früh'ren
Weiter zurück bis in die Nacht

Endlich die Fernsten decket. Vereinzelte Sterne
Flimmern, die Führer des Zugs! – nur durch das Dunkel
Bis auch ihre Gestalt bleicht: keine
Ruhe bekommt die Natur.

Kommen, ja kommen wird so die Stunde, wo auch dein
Ruhm, o Virgil, in den letzten Tönen ausschwingt
Wie ein liebliches Harfenspiel als
Chor im Felsen erstirbt.

Aber das Angebor'ne in dir es verblieb, es
Lebet. Denn löst der Tod die Banden, endet
Müder Sterblichen Tagwerk nicht und
Während der irdische Leib

Ringt mit dem Tode, hebet der Geist schon die Hände
Auf zu dem schön'ren Bündniss. – Ahnung sagt mir's
Und betrachte ich lang die Fernen
Klingenden Söhne der Nacht.

iv203

Meine ich oft beim Fallen des Thaus von den Blumen
Duftenden Blättern, als flüst're eine Stimme
Leis: Traue den Worten, die dein
Pochendes Inn're dir sagt.

Und ich erkenn' nicht, aber ich *fühle* ein and'res
Leben in Allem und Allem anders als dies
Bange Treiben voll Sorge, Qual und
Rasender Eile.

18. Charfreitag (nach der Missa: »Le tre ore d'agonia del signore« in der Kirche San Petro a Majella)

Längst schon ist die tobende blinde Menge
Froh vom Kreuze Christi zurückgefluhtet
Längst schon jede Schmähung, schon die heil'ge
Bitte verklungen:

»Vater! o mein Vater! vergieb den Sündern!« –
Stille ist's auf Golgatha's Höh'n geworden
Und es nahen die Stunden des Kampfs: Christus
Ringt mit dem Tode.

Schwarze Wolken thürmen sich über Zion's
Mauern, lautlos wird die Natur, des Jordans
Wellen schleichen träge nach Süden: Christus
Bebet am Kreuze.

Kalter Angstschweiss rinnt von der schönen Stirne
Die des Geistes Flammen verklärt und hellwach
Seine Augen schliessen sich müde und er
Ringt nach Athem.

Doch er schweigt. Kein Wörtchen des Murrens flüchtet
Aus dem bangen Herzen zur Lippe. Zögernd
Flieht die erste Stunde und schleichend naht die
Zweite und schwerste.

Keine Engel sendet der ew'ge Vater
Der dem Sohne kühlt die heissen Wunden,
Keine Stimme dringt von dem Himmel nieder
Die ihn erquicke,

iv204

Kräft'ge, – kein Entschlafen der Sinne dämpft
Schmerzen, nein! allmählig gewaltsam soll die
Seele sich dem Körper entreissen, soll erst
Straucheln im Unglück.

Dunkler wird der flatternde Wolkenschleier.
Grellende Blitze zucken aus seinen Falten,
Sie erhellen flüchtig das bleiche Antlitz,
Zitternd und kämpfend.

Jenen Mund, der immer nur Liebe lehrte,
Jene reinen Züge des besten Menschen.
Ach! das Herz wird schwankend, es flieht der Glaube,
Ängstlich ertönt es:

»Vater, Vater! – Hast Du mich ganz verlassen?« –
Hoch auf Zion hallet es wieder und am
Boden Jordan murmeln's die trägen Wellen:
Vater! Erbarmen!

Da entflieht die zweite und schwerste Stunde,
Freundlich naht die dritte des süssen Sterbens.
Wunderbar! Es rauschen die Lüfte – Schaaren
Singender Engel

Schweben unsichtbar um den frommen Dulder,
Trocknen ab den Schweiss von der blut'gen Stirn,
Laben seine Zunge mit frischem Thau und
Gaben ihm Kühlung.

Schmerzlos, friedvoll leuchtet der milde Heiland.
Seine Augen richten sich auf gen Himmel,
Seine Brust dehnt glühend Verlangen, leise
Betet der Herrl'che:

»Gott! in Deine Hände befehl' ich meine
Seele.« – Langsam sinkt das Haupt zur Brust und
Frei schwingt sich der sel'ge Geist in's Reich des
Ewigen Friedens. –

iv205

19. Jochia Auf dem Epomer

I
Als neige sich der Himmel zu mir herab
Und fühle meine Seele mit meiner Lust:
So milde Stimmung ziehet lindernd
Über die Wunde, die heisse Wunde

In mir. In Nacht gehüllt und verödet kalt
Ist meines Lebens Morgen, – allein Du bringst
Ihm seine gold'ne Sonne wieder,
Wenn auch nicht auf Lange, o süsse Insel!

20.

II

Auf dem blauen Spiegel des Meeres ruh'n der

Sonne Strahlen, während vom Rebenblatt noch
Auf die reife Traube der Thau des Morgens
Leise herabtropft.

Wie die Felseninsel inmitten wilder Wogen
Trotzig steht und ohne zu wanken Stand hält,
Während sturmgepeitscht die Kronen ihrer
Bäume sich wiegen –

So steht meine Liebe zu ihr, ob meinen
Geist auch peitschte der Sturm des tiefen
Liebeswehs und seine Gedanken unruhig
Wogen und wallen.

21. Herbstnacht

Rud're langsam Schiffer! o rud're langsam
Dass der Zauber dieser gestirnten Nacht die
Müde Seele lange erquicke, lange
Tauche in Freude! –

Auf der weiten Fläche der dunklen Fluthen
Sitzen, unruhig harrend, des Meeres Töchter.
Ihre Schleier flattern im Hauch des Winds, es
Wellen die Haare.

iv206

Mutter, liebe Mutter, wo bleiben uns're
Buhlen? Uns're Herzen vergeh'n vor Sehnsucht!
Flüstern sie und ringen die weissen duft'gen
Arme. Verlangend

Seh'n sie in die Ferne, die endlos weite.
Ach! wie pochen stürmisch die zarten Herzen!
Endlich hebt sich über die Berge hell der
Leuchtende Mond und

In die offnen Arme der süssen Bräute
Werfen sich die Söhne des Lichts, die gold'nen.
Welche duft'ge Helle beherrscht das Meer jetzt,
Welches Entzücken! –-

Rud're langsam Schiffer! o rud're langsam
Dass der Zauber dieser geweihten Nacht die
Müde Seele lange erquicke, lange
Tauche in Wohlsein! –

1860

iv207

Drei Lieder vom Ruderclub

I Vereinslied *(von Fritz Eberling in Musik gesetzt)*

Ich bin ein braves Seemannsblut,
Ein freier Mann mit gutem Muth.
Das Meer ist meine schmucke Braut,
Die ich im Sturme mir getraut.
Ich bin vom deutschen Ruderclub
Heihi! Heiho!

Mein Seemannshemd ist weiss und rein:
So rein soll auch mein Leben sein.
Der Gurt am Leib ist blutig roth:
Ich fürchte nicht Gefahr und Tod.
Ich bin vom deutschen Ruderclub
Heihi! Heiho!

Ich habe Freunde acht an Zahl,
Ihr Herz ist weich, ihr Arm ist Stahl.
Nie schnitt ein Kiel die Meeresfluth
Wie unser Boot, so schnell, so gut.
Ich bin vom deutschen Ruderclub
Heihi! Heiho!

Am Sterne weht im Winde hold,
Die Deutsche Flagge schwarz-roth-gold.
Sie lächelt uns ins Herz hinein
Und macht es hell wie Sonnenschein.
Ich bin vom deutschen Ruderclub
Heihi! Heiho!

Und ruft uns einst das Vaterland
So nehmen wir mit kecker Hand
Vom Sterne weg die Flagge rein
Und stehen für die Freiheit ein.
Hoch leb' der deutsche Ruderclub
Heihi! Heiho!

iv208

II *Drei Dinge thun dem Jüngling noth*

Drei Dinge thun dem Jüngling noth
Der rudern will in uns'rem Boot.

Das erste ist ein trockner Schlund
An jedem Ort, zu jeder Stund;

Die stete Lust den vollen Krug
Zu leer'n auf einen Seemannszug.

Das zweite ist ein heit'rer Sinn
Sei voll die Börs', sei wenig d'rin;

So einen Sinn, der jederzeit
Ein Lied im Halse hält bereit.

Das dritte endlich ist ein Herz

Ein treues biedres *deutsches* Herz.

Ein Herz, darinnen wohnt der Muth,
Für deutsche Schande heil'ge Wuth;

Ein Herz das offen hat bekannt:
Schön ist der Tod fürs Vaterland.

Wer nicht besitzt dies Lilienblatt fein
Der kann nicht unser Bruder sein.

III *Wenn es auf dieser werten Erde*

Wenn es auf dieser werten Erde
Was Schönes giebt, so ist's ein Bund
Den junge Deutsche bieder schlossen
In fremdem Land mit wahrem Mund.
Er leuchtet wie in dunkler Nacht
Ein heller Stern voll Glanz und Pracht!

Wenn wir in stillen Mondesnächten
Frisch ruderten hinaus auf's Meer,
Wenn wir mit reiner Kehle sangen
Der Heimat Lieder süss und hehr,
Und lustig scherzten frohgemuth
Mit offener Seele warmen Blut.

iv209

Sagt, habt ihr da nicht All' empfunden
Dass es fürwahr nichts Schön'res giebt
Als so ein Bund von deutschen Jungen
Wo jeder treu die And'ren liebt.
Wo jeder steht für Alle ein
Sollt auch der Feind der Teufel sein?

Noch lange hatte Gott die Neune
In Glück und Unglück fest vereint;
Reisst einst das Band, bleibt die Erinn'rung
An unser Glück, – ein Thor, der weint!
Hoch lebe die »Elisa«*[1] hoch!
Und wied'rum hoch! Und nochmals hoch!

22.

Tief im Westen sinket die Sonne und ich
Ziehe wied'rum fröhlich in Deine anmuth-
Reichen Gärten, schönes Sorrento! Wie ein
        Kind nach des Faustkampfes

Üblen Ausgang, bitter verhöhnt vom Gegner,
Leichten Herzens rasch zu der Mutter eilet,
Um von ihrem Halse die Schmerzen alle
        Still zu verweinen –

Also eil' zu Dir ich, geliebte Flur, wann
Allzu schwer die Bürde des Daseins aufliegt.
Wie die trübe Quelle des Lebens ruh'g fliesst
        Während der Geist schwelgt!

Hell im Mondglanz schlummert Sorrento jetzt. Kein
Lüftchen regt sich. Hoch von dem Kamm der Berge
Bis zum Thale, über den Wäldern dunkler
Bäume des Südens

Lagert Friede; leise nur athmet unter’m
Fuss des Mondlichts wohlig das Meer und weithin
Sprühen gold’ne Funken hinauf, wo glänzend
Wohnen die Sterne.

iv210 Wie die trübe Quelle des Lebens ruh’g fliesst!
Jede Stunde deuchet ein Pendelrückschlag.
Eben glüht der Rauch des Vesuvs, ein langer
Streif in dem Frühlicht!

23. Meeresfahrt

Es wohnt ein reiner Mensch in meiner Seele
Doch seinem Drange nach ist er Begierde.
Dem wollt’ ich dienen jahrelang als Sclave
Der diesen Wunsch hin zur Befried’gung führte.

Ich möchte, wenn aus reinem Himmel strahlend
Die Sonne lacht, an einem frühen Morgen
Mit Dir in eine leichte Barke steigen –
Am Ufer liessen wir die Last der Sorgen.

Zwar wäre einem Dritten nicht gestattet
Uns zu begleiten. Doch ich wollt’ geloben
Selbst Deines Kleides Saum nicht zu berühren
Bei Gott! des Meineids zorn’gem Rächer droben.

Ich sässe vorn, ganz vorn und du am Sterne;
Stumm wär’ ich gerne auf der ganzen Reise
Wenn nur auf Deinem Antlitz ruhen dürfte
Mein seelig Aug’ in unverwandter Weise.

So wollt’ ich Dich entlang der herrl’chen Küste
Von Mota bis zum Cap Minova fahren,
Ganz langsam durch des Meeres blauen Spiegel
So klar, dass Du den Boden kannst gewahren.

Zuweilen auch liess’ ich die Ruder sinken
Damit du sehen könntest auf dem Grunde
Die wunderbaren grossen Seegewächse
Der Fische fröhlich Treiben in der Runde.

Und immer weiter würde ich Dich rudern
An den Sireneninseln dicht vorüber.
Es lockt das wilde Capri in die Nähe
Doch zögen wir vorbei nach Süden lieber.

iv211 So können wir nach Vuseitano’s Häusern
Sie liegen ganz versteckt in dunklen Bäumen,
Und unablässig flüstern hier die Winde –
Es ist ein Ort zum Lieben und zum Träumen.

Dort steht ein Thurm von jenen Vielen einer

Die sich von Reggio bis nach Nizza dehnen.
Im Mittelalter von den fleiss'gen Bürgern
Erbaut zum Schutze gegen Sarazenen.

An diesem Thurm bänd' ich fest die Barke.
Nicht böt' ich Dir die Hand, gewiss ich würde
Dich nicht berühren! – »Trage kein Gelüste
Nach Deines Nächsten Weib« – ich kenn die Bürde! –

Du stiegst vorauf, ich folgte Dir von fern,
So kämen wir auf meines Thurmes Zinnen.
Ich setzte mich Dir wieder gegenüber
In Deine Schönheit ganz verlor'n mein Sinnen.

So würden wir den Rest des Tages verbringen,
Du frei, ganz frei, ich an den Schwur gebunden.
Nur sehen möchte wie dieser Gegend
Gewalt'ge Einsamkeit durch viele Stunden

In Deinem Geiste sich, dem klaren, spiegelt.
Allein geniessen ist ein schal Vergnügen
Doch hätt' ich Deine Freude hier gesehen
Ich liesse mir für Jahre d'von genügen.

Und neigte sich die Sonn' zum Untergang
Bänd ich die Barke los und wie wir kamen
So führen wir zurück: mein Auge immer
Auf Deinem Antlitz, das sie ach! mir nehmen.

Denn in Sorrento's kleinem Hafen wieder
Wär' auch mein Wunsch erfüllt: Du zögst nach Westen
Und ich nach Osten; und selbst dann erleicht're
Kein Druck der Hand, kein Wort mein schwer Gebrechen.

iv212

24.

Wieviel Rosen des Frühlings, leuchtende Töchter Persiens
müssten sterben, soll ein Tropfen Oels geboren werden;
wieviel schöne Gedanken müssten über die Seele
ziehen, eh' ein echtes Lied wird.

Aber wie der Tropfen die Düfte vieler Gärten des Orients
ausströmt, also umspielen tausend Gedanken
Deinen Geist, hörst Du ein echtes Lied.

25.

Alles was der heisse Tag verletzte
Nahm die stille Nacht in ihre Arme
und es werden selbst die tiefsten Wunden
Schmerzlos an der Brust der sanften Tröst'rin.

Durch den lichterfüllten Aether zieht der
Clare Mond. Er drückt die goldnen Lippen
Auf das spiegelglatte Meer und weckt mit
Seinem Licht in den geliebten Pflanzen

Süssen Traum von einem frei'ren Leben.

Aus Zitronen- und Orangengärten
Blicken hell Sorrento's weisse Häuschen
Wie zerstreute Lämmer auf der Weide.

Dichte Schwärme von Johanniswürmchen
Ziehen leuchtend durch das Laub der Bäume
Und vom Himmel stürzen viele Sterne
Flugs erlöschend in dem klaren Aether.

Heil'ge Nacht in dieser sel'gen Zone!
Mit verbund'nen Augen führst du mich zum
Allerzeuger und du legest meine
Hände auf sein Herz: ich fühl sein Leben.

iv213

26.

Willst du den wahren Frieden fühlen
Der höher ist als alle Vernunft,
Der alles Leid und alle Qual
In dir erstickt mit milden Händen:
So blicke auf das Paradies Sorrent
Wenn durch die stille Luft
Die Abendglocke im Gebirg erschallt.
Es streckt sich wohlig auf
Der Bäume dunkles Laub
Der blaue Meeresspiegel schmiegt
Sich inn'ger an des Ufers Rand
Und durch die Luft verhallt
Ein leiser Ton
Gleich wie das Amen eines Liedes
Das über Sternen Engel sangen. –
Von meinem Geiste füllt
Des trüben Denkens schwere Last
Von meiner Brust das schwere Leid.
Und sehe ich
Die Hirten vom Gebirge steigen
Die Mädchen an den Brunnen kommen,
Zu meiner Heimath alle zieh'n:
So schweigt in mir die Sehnsucht selbst
Nach einem stillen Heerd, wo mich
Ein treues Weib erwartet, mich
Umarmt und heiss mich küsst!

27.

Ich steh auf weiter Loggia
Und vor mir spinnt ein Weib
Es decken Trauerkleider
Den abgehärmten Leib.

Von ihrem Scheitel fliessen
Die Haare wirr und grau
Ihr Geist ist halb erloschen
Du arme junge Frau! –

Das Meer hat ihr getödtet

Den Gatten und den Sohn
Seitdem deckt ihr Gedächtniss
Des Wahnsinns süsser Mohn.

iv214
Sie dreht die lose Spindel
In ungeduld'ger Hast
Und spult die feinen Fäden
Lustlos und ohne Hast.

»Ich will die Fernen Lieben
Bei ihrer Wiederkehr
Mit vielem Garn erfreuen.« –
So spricht sie hoffnungsschwer.

Von der Sorrenter Witwe
Wend' ich den Blick auf's Meer.
Es bäumen sich die Wogen
Der Sturm rast hinterher.

Mit lautem Krachen bricht sich
An steiler Felsenwand
Die Fluth und übergiesst uns
Mit Wasserstaub und Sand.

Da fängt es an zu tagen
In ihrer Geistesnacht,
Sie spricht mit leiser Stimme:
»Mein Bruder habe Acht!« –

Sie zieht mich von der Brüstung
Mit grossem Ungestüm –
»Willst Du zum Opfer fallen
Dem kalten Ungetüm?« –

Und heller wird's im Geiste
Angstvoll starrt sie hinab
Und jammert in Verzweiflung:
»O! meiner Theuren Grab!« –

Doch kurz ist ihre Wehmuth
Sie ruft in heller Wuth:
»Gieb mir die Todten; Mörder!
Sie sind mein Fleisch und Blut.

Ich will sie küssen lange
Und drücken an die Brust
Sie werden auferstehen
Mit neuer Lebenslust!« –

iv215
Es heult der Sturm – die Wolken
Zieh'n pfeilschnell über's Meer
Es brüllen dumpf die Wogen –
Sie tragen niemand her.

Da hebt sie hoch die Arme
Und beugt sich weit zurück
Sie flucht dem grauen Scheusal
Das jäh zerbrach ihr Glück.

Sie übertönt die Wogen
Mit ihrem lauten Fluch
Sie flucht mit seltnen Worten:
Es ist ein grauser Fluch! –

Ich suche sie zu trösten
»Sie ruh'n jetzt sanft und süss
Mehr als auf Erden glücklich
Sind sie im Paradies.« –

Und wieder kehrt der Wahnsinn
Sie hebt ihr Spinnzeug auf
Und lässt die Spindel wirbeln
Den raschen eil'gen Lauf.

»Ich will die Fernen Lieben
Bei ihrer Wiederkehr
Mit vielem Garn erfreuen« –
spricht sie von Hoffnung schwer.

28. Capri

Eigenthümliches Leben der Insel, der Natur, die sich selbst überlassen, schon Jahrtausende so steht: Durch die erhabne Stille hör' ich nur den Pulsschlag, ich hör nur den Athem der grossen Mutter.

O! wer sich verlassen und einsam fühlt und das müde Haupt schwer von Gedanken hat, wie fällt ihm die Eisrinde von der Brust, tritt er allein in dieses Heiligthum.

Verdorrt von der brennenden Sonne neigt die Aloe die alten Blätter, aber darüber wuchert üppig der jugendvolle Keim breit sich entfaltend, bewegungslos.

iv216 Behutsam sonnt sich daneben an des Felsens glühender Wange die Eidechs, blickt klug mit den Äuglein um sich und husch! – verschwunden ist sie raschelnd im dürren Laub.

Und wo die seltene Blume duftreich aus den Spalten hervorleuchtet – o Rosen von Capri! da schwebt auch die Biene, der bunte Schmetterling.

Endlos dehnt sich, tief unten, glänzend das Meer und oben in dem klaren Aether wiegt sich der Adler in engen Kreisen.

Sonnige Wildnis Capris, ich grüsse Dich – ich liebe Dich!

Wie fällt die Eisrinde von der Brust, trete ich andachtsvoll in Dein Heiligthum.

29.

Wohl der Einz'ge auf der weiten Insel
Bin ich, der noch wachet auf der Klippe,
Die vom finst'rem Cäsar trägt den Namen.
Lasst' ich in die ernsten Räthselzuge eures
Seins, o Sterne ohne Rast und Ruhe
Die Gedanken sich vertiefen.

Kommen sie auch stets mit leeren Händen
Und gesenkten Hauptes wieder, die so
Freudig auch des Lichtes Strahlen, mit so
Kühner Hoffnung zu euch flogen – wird mir
Doch in diesem Suchen, Ahnen, ach! mein
Herz so weit und offen, dass ich Nichts dem
Zauber dieser Stunden kann vergleichen.

In des Tages schwüler Hitze
Sehn' ich mich nach eurem Frieden,
Und ihr reicht ihn mir stets frisch und
Labend in dem Silberbecher
Eurer Klarheit.

iv217

30.

Hör ich am Meer, am wilden bewegten Meer,
Der nah'nden Wellen brausenden tiefes Fleh'n
Und dann vom Fels das krachende Brechen
Dass zu den Wolken der Schaum emporspritzt – –

Versinke ich in wohlige Träumerei
Und die Gedanken befreit weit fort
Weit fort nach meiner trauten Heimath
Waldesbeschattet und sterndurchschnitten.

Dann ist es mir als sänge ich noch ein Lied
Die Arme um die Schwester geschlungen eng
An unsres Hauses Linde: Sonntags.
Ruhe im Herzen und gold'nen Frieden.

---

*[1] der Name des Vereinsbootes.

1861

iv218

31. Sankt Paul

Von Nisita der grünen Insel,
Seh'n auf das sonn'ge blaue Meer
Zwei Männer in der Züchtlingsjacke
Wie wiegen ihre Ketten schwer!

Sie sind geschmiedet aneinander
Der Mörder und der Patriot,*[1]
Jetzt ruh'n sie in des Abends Stille
Es ist vorbei des Tages Noth.

Und in die strahlend gold'ne Ferne
Vertieft der Held den müden Blick.
Er denkt an die verlass'nen Lieben
An Weib und Kind, sein Jugendglück.

Wie er so denkt und denkt und träumet
Da zaubert sein erregter Sinn
Die Gattin und die holden Kinder
Zwei Frauen knieten vor ihm hin.

Neun Jahr' hat er sie nicht gesehen,
Neun Jahr! – O ew'ger gütiger Gott!
Laut schreit er auf und breitet hastig
Die Arme aus – doch harter Spott:

Es mahnen ihn des Fensters Stäbe
Dass er in einem Traume lag –
Und lange stürzen heisse Thränen
Dem holden süssen Trugbild nach.

Es war ein Traum! – Das Herz wird bitter
Und auf des Mörders Schulter legt
Er seine Hand und spricht in Tönen
Von Zorn und glüh'ndem Hasse bewegt:

iv219

Siehst Du die Häuser Pozynoli's?
Siehst Du des Hafens breiten Damm?
Dort trat auf die Ital'sche Erde
Zum ersten mal Sankt Paul, das Lamm.

In *diesem* Land ist er gewandelt
In *diesem* Land hat er gebracht
Die hohe Lehre von der Liebe
Die aus den Menschen Brüder macht.

Ist der Tyrann, der blut'ge rohe,
Dem dieses Land jetzt eigen ist
Ist er trotz Fasten und trotz Beten
Trotz Papstes Lob, ist er ein Christ?

Fluch Dir auf Deinem gold'nen Throne,
Fluch dem Bonabonischen Geschlecht,
Lebendig mögest Du verfaulen
Weil Du zerbrachest des Volkes Recht!

Unsäglich milde blickt der Mörder
den Zorn’gen an. Sein weisses Haar
Liegt in der Sonne letzten Strahlen
Die Züge sind so frei und klar.

Er strafte einst an seinem Weibe
Und ihrem Buhlen schwere Schuld
Und fand nicht Gnade und Erbarmen
Weil er verscherzt des Königs Huld.

»Du hast Sankt Paul nicht verstanden« –
Hebt er jetzt sanft zu reden an.
»Sprichst Du von Liebe und verfluchest
Den Feind, der Dir ein Leid gethan?«

Die Liebe ist voll Sanft- und Langemuth
Die Liebe sucht das Ihre nicht,
Sie erobert nicht und duldet Alles
Sie hört nicht auf wann alles bricht.

Sie ist die reife Frucht des Geistes,
Der ohne Ruh’ den Frieden sucht.
Das Herz kann nur mit Selbstsucht lieben:
Paul’s Liebe ist des *Geistes* Frucht.

iv220
Des Geistes, der erkennen musste,
Dass wertlos dieses Lebens sei,
Dass wir nur, wenn das Fleisch getödtet
Erlöset sind und frei und frei.

Nur *diese* Liebe segnet Feinde,
Nur *diese* Liebe bringt Gewinn,
Sie schenkt dem wolkenlosen Himmel
Den ewig ungetrübten Sinn!

Der Held legt an die Brust des Mörders
Die heisse Stirn. – Wie dort das Meer
So glatt ist seiner Seele Spiegel –
Er fluchet seinem Feind nicht mehr.

Der Wert des Daseins – Zwiegespräch

Motto I: Das *Herz* kann nur mit Selbstsucht lieben
Paul’s Liebe ist des *Geistes* Frucht. (P.M. 31)
Motto II: Auch nicht zwei Nächte hintereinander sollst
Du unter Einem und demselben Baume schlafen,
Damit du die Stelle nicht liebgewonnen.
(Aus den Vorschriften des Jo. für den Saniahai)

32. I *Erste Stimme – Kind der Welt*

O wie glücklich der Mann, der des Lebens Tage
Unabhängig verbringt, als treuer Gatte
Hold umwogt vom Spiele
Fröhlicher Kinderschaar

Oder stolz und allein: nur auf eignem Heerde
Brennt hochflammend sein Gut. Denn es ist ein sauer

Brod, das Brod des Erwerbs wenn
Schimmernd die Truhe nicht schon

Steht auf goldenem Rost, den gewalt'gen Schmerz des
Mannes der, Sclave der Noth, in die falsche Bahn muß
Während süsser Gesang der
Tochter des Himmels ihn lockt.

iv221
Wer, wer fühlt ihn nicht mit? für das Kind des Reichthums.
Welch' Feld Gutes zu thun! und umsonst nicht giebt es:
Von geweihter Lippe
Tönet ein Hymnus des Danks!

33. II *Zweite Stimme – Kind des Lichts*

Ach wie eitel, ach! wie betrübend ist der
Kampf um's Daseyn. Lerne, o Mensch, als ersten
Satz der Weisheit, dass um ein [...] Gut Du
Hangest und Bangest.

Werfe von Dir gerne die eitlen Sorgen.
Trinke helles Wasser aus hohler Hand und
Stille Deinen Hunger mit karger Kost, mit
Magerer Nahrung.

Rein'ge Deinen Geist von empör'nden Lehr'n und
Zier' ihn mit den Perlen, die aus den Tiefen
Dir entgegenschleudert das sturmgepeitschte
Meer der Verneinung:

Lerne mit dem Geiste zu lieben, tödte
Ab des Herzens Liebe und jede Stunde,
Die Dich näher führet dem Grabe, segne,
Segne mit Freude!

---

*[1] Pörio, der berühmte politische Märtyrer unter Ferdinand II. von Neapel.

1862

iv222 *34.*

Es ist ein weiter unermesslich tiefer Himmel
uns're Seele. Was Himmelsreinheit ist in uns
Gedankenruhe. Gedankenruh' ist Seelenfriede.

Gedanken gleichen den Wolken, die bald
als leichte rosige Flocken die Luft durchsegeln,
bald als dunkle Massen das Licht ertödten,
bald als lange Streifen bewegungslos am
Horizonte schweben.

Wehe dem, in dessen Geist bewegungslos
ein einziger Gedanke steht; er geht auf steiler
schmaler Strasse und dicht daneben blickt lauernd
herauf ein Abgrund.

35.

Über den schwarzen Blumen des Todes schwebt
mein Geist, wie die Biene über Frühlings-
blumen und keine versagt ihm das süsse
Gift ihres Kelches.

36. Castellamare

Und wieder ist ein glühender Tag entfloh'n,
Und wieder naht der Abend, die kühle Nacht,
Und wieder steh ich stumm am Meere,
Sehe der Sonne erhab'nen Abschied.

Die schönen Jugendtage sind wild zerstört
Die bitt're Thräne beugt das Schicksal nicht.
Sie sind zerstört! O lass das Weinen,
Nimmer verschwindet der dunkle Schatten.

Ach! todt ist Alles: Liebe und Lebenslust
Gestreift vom Schmetterlinge der bunte Staub –
Zerstört sind Deine Jugendtage
Armer verlorener Mensch! – zerstört.

iv223 *37.*

In den Armen eines starren eisigen Gedankens,
Wie am Munde eines Weibs von kaltem Stein, lieg' ich
zitternd – breitet aus die Sonne ihre gold'nen Haare,
leuchten durch die Nacht des Himmels Blumen.

Immer gier'ger küsst ich seine Lippen,
immer öder wird's in mir und der Docht des Lebens
glimmt im letzten Funken.

38.

Müde zieh'n die Hirten heimwärts
Und ein jedes Geschöpf sucht süsse Ruhe,

Holden Schlaf mit Bildern durchworkt vom Traumgott
Selige Stunden.

Selige Stunden meines Herzensfriedens!
Kehret wieder, o kommet! Füllt von Neuem
Diese Brust, sehnsüchtig nach eurem Felsen,
Eurer Erquickung!

39.

Durch das Dunkel meiner trüben Seele,
Zuckt wie Wetterleuchten am schwülen Abend der
Erinnerung heller Schein und füllt mit Bangen
meine Brust.

Meine traute stille Heimath in des Waldes
schöner Wildniss, an des Mühlbachs schattigen Ufern,
ich sehe Dich, ich höre das leise Flehen der gebannten
Geister in Deinen Bäumen und ich sehne mich
nach Dir.

Ich sehne mich nach dem, was mir die Fremde
nie geben konnte und jetzt nicht geben kann: nach
euren Schlummerliedern, eurem Grabgesang: hohe Eichen
meiner treuen stillen Heimath.

iv224

40. Auf dem Cap Mison

Es streicht wie Tauluft über meine Brust
Und füllt sie an mit mildem weichen Leben.
Dies Leben weckt den längst begrab'nen Frieden
Wie aus der Erde Nacht den grünen Keim
Des Frühlings erste süsse Vögelein. –
Und was so Schweres spielend konnte thun
Das ist ein Blick auf die Sorrenter Küste,
Auf Capri, Ischia und das blaue Meer.
Vergessen ist das alte Leid –
In meinem Frieden mischt kein Ton
Des trüben Lebens sich: mir ist
Als träumte ich am Busen meiner Mutter,
Meiner fernen treuen Mutter.

41. Sorrento

Von Mittag bis Sonnenuntergang

Auf den blauen Wellen des Meeres tanzen
froh des Lichtes Geister; aus ihren Silber –
Sohlen sprüh'n langlebende flamm'ne und prachtvoll
Blitzende Funken.

Alle Seiten meines erfreuten Herzens
Tönen hell. Ich greife Dich, Genius der
Ring'nden Menschheit, herrliche Kraft, Dich, hohe
Heil'ge Vernunft. Du

Hast der ersten menschlichen Thiere Wildheit,

Ihre Klarheit kräftig gebrochen; denn sie
Auf die Bahn gestossen, die nach dem Land führt
Wahrer Befreiung.

Langsam steigt die Masse empor. Es klebt ihr
Sinn voll Rohheit, nied'rer Lust an Staub und
Asche. Wie in Nebel gehüllt, so ferne
Liegen die Letzten

Stufen: Nächstenliebe in jedes Menschen
Brust und allgemeine freiwill'ge Keuschheit.
Aber Du verlässt uns nicht, Du treue
Freundin der Vernunft! Du

iv225
Wirst uns führen, Alle, zum Land der hehren
Freiheit, hin zum Tode der Gattung. Dann schwingt
Sich die süsse Säng'rin, die Nachtigall des
Friedens auf unser

Grab und singt das herrliche Hohelied der
Rückkehr in die selige stille Nacht: Gott!
Breite glatte Wellen umarmen froh, wie
Kinder das Ufer,

Küssen es und tragen ihm zu das Bild der
Untergeh'nden Sonne in tausend Kugeln,
Während jetzt die Geister des Lichts der Bäume
Wipfel vergolden.

1863

iv226 *42. Rom*

Wie die Nacht, die lautlos dunkle,
Über der Campagne Feld,
Liegt auf meiner Seele Trauer
Du erdrückst mich bange Welt.

Mit dem Schein der Abendröthe
Senkt des Todes stilles Land
Seine Strahlen in das Dunkel
Sei gegrüsst, o sel'ger Strand.

Bebend seh' ich in der Nähe
Voll von Geistern einen Kahn,
Die vom Schmerz befreiten Schatten
Blicken mich so ruhvoll an.

Und sie winken mit den Armen
Während sie von dannen zieh'n –
O wie seh'n ich mich hinüber
Wie gewaltig zieht's mich hin!

43. Herbst

Über die entlaubte Gegend
Ziehen Wolken, trübe schwere,
Sehnsuchtsvoll sich niederneigend
Zu der Erde, zu der Erde.

Aber wüthend ruft ihr Treiber:
»Fort! ihr Narren, ihr Bethörte!«
»Ach! lass uns zu unsrer Erde« –
Flehen sie und klagen leise.

»Ach! hier oben sind wir Fremde,
Sind gezwung'ne müde Wand'rer
Aber drunten, o wie selig
Wollten wir die Mutter küssen!«

iv227 Doch der Hüter braucht's zorn'ger
Und er schlägt mit seiner Peitsche
In die schwermuthsvollen Wand'rer
Dass sie jammern, dass sie wimmern.

Dass sie drängen und sich schieben,
Jeder will am weit'sten fliehen
Von des Sturmwinds harter Peitsche
Seinen harten wilden Worten.

Wie sie eilen wie sie rasen
Über die entlaubte Gegend
Und es fallen dicke Thränen
Auf die unbesonnte Gegend.

Immer toller schreit der Sturmwind
Und er treibet immer heft'ger –

Selbst getrieben, selbst gepeitschet,
Armer Sturmwind, arme Wolken!

Arme Menschheit, – armes Weltall!
Immer vorwärts muss das Ganze
Und im Herzen wohnt noch Frieden,
Wohnt noch Ruhe tiefste Sehnsucht.

Unbefriedigt Wünschen, Sehnen:
Allgemeines Weltallschicksal –
Neues Leben schwebt aus Gräbern
Wann wird alles, Alles ruhen?

44.

Wie wen'ge Meilenzeiger über weiten
Strecken, wie spärliche Ruhende auf des
Pilgers Weg nach Rom, – so theilen
ab des Glückes selige Momente die
leidentsponnene leiderfüllte Lebenskette.
Der Zwischenraum wie gross – das Glück
wie selten! –

Und fühlen müssten wie der Strom
so langsam schleicht, – o welche Qual, durch-
zieht Dein Geist auf derben Schwingen
Adlerbahnen.

iv228 Durch das dunkle Menschenleben
glüht nur Eins, das haschenswerth, des
Strebens, und das Eine ist, gestehen
wir es frei – *das Grab.*

24. Januar †

Quest' nomo si porto' intatto
nel sepolcro il fiore della sua verginitá.
(Ranieri, Notiza intorno allo vita di Giacomo Leopardi)

An ihrem Busen hab ich nie geruht,
auch nie geküsst
Der keuschen Lippen schwellende Schönheit,
Unbündig sonst
Und ungezügelt in der Rede
Werd ich ein Lamm und stumm in ihrer Nähe
Und nur ein Aug'
Als hätt' dorthin
Die tiefe Leidenschaft sich hingeflüchtet –
Lag auf der Sehnsucht weitgespannten Flügeln
Meine Liebe. Mldo.

45. Winter

I

Im rothen Abendlichte strahlt der Hügel
Auf dem in dunklen unglücksschweren Zeiten,

Die Wohnung stand der römischen Cäsaren
Es waren Tage unerhörter Leiden.

Mir ist als trügen her die kalten Lüfte
Von Caravallo's Thermen wilde Klagen,
Als sähe ich des Corcus' weite Ebene
Von Männern voll, die man zur Lust erschlagen.

Ein brennend Weh durchzuckt meine Seele. –
Als wär die Stunde meines Tods gekommen
So kämpfen Muth und Angst in meinem Herzen,
Das ohne Ruh ist und schwer beklommen.

iv229 Wohlan! es sei! Sei's dass mein Tag sich neiget,
Und wie die Menschen, die in Pfaffenketten
Noch schmachten, in der letzten bangen Stunde,
Den Priester rufen um die Seel' zu retten!

So ruf' ich Dich, Geliebte aus der Ferne,
Damit ich reden kann vom Paradiese.
Der inn'gen Bitte folgt Dein Geist behende
Wohl mir! dass ich in meinen Arm Dich schliesse.

II

Nun ist die Nacht gekommen, liebe Freundin.
Im Mondlicht liegen die Albaner,
Das Forum, Colosseum und Sankt Peter
Das alte Rom, sowie das Rom der Zwerge.

Wie dank ich meinem Schicksal, dass ich drücke
Nur ein Phantom an mich, kein wirklich Wesen!
Denn hätt' ich Dich, Du süsses Weib errungen
Wär' ich vom ird'schen Drange nicht genesen.

Doch so streicht aus dem grossen Buch des Lebens
Mein Tod für immer meiner Seele Wesen!
Denn wer in Kindern nicht verjüngt die Seele
Verliert im Tod der Seele ganzes Wesen.

Von dieser frohen herrlichen Gewissheit
Ist ganz erfüllt die wohlig off'ne Seele
Und ist mir gleich, ob ich in Nichts zerfliesse
Ob mit der Gottheit Ruh' ich mich vermähle.

Die Kohlen im Kamin sind am verglühn –
Die Lunge hat das letzte Oel gesogen.
Und auch Dein Geist zerrinnt im Mondenlichte:
Wohlan! Komm süsser Tod! sei mir gewogen.

RUPERTINE DEL FINO

iv231

Novelle

von

Philipp Mainländer

Rupertine del Fino

Sie war ungestüm in ihrem
Schmerz und zu leiden unfähig.
Tacitus.

violenta luctu et
mescia tolerandi.
Tacit. annual III, 1. (Ser)

[1-10]

iv232

1

An dem Ende eines Städtchens der Bergstraße – wie die westlichen Ausläufer des Odenwaldes genannt werden – liegt eine kleine, einstöckige, fast ganz im Grünen verborgene Villa. Der tiefe Vorgarten, den ein eiserner Stacketenzaun von der Straße abschließt, bildet im Sommer ein Gewölbe, wie das Innere eines gothischen Doms, und gewährt, wie dieses die köstlichste Kühlung. In anmuthiger Abwechselung verstricken sich die Zweige uralter Kastanienbäume mit denen von Platanen, Acazien und Linden, und das dichte Blätterwerk läßt nur hier und da einen glänzenden, tanzenden Lichtstrahl auf den saftig grünen Rasenteppich fallen. Geheimnißvoll lugt das weiße einfache Häuschen aus dem Hintergrund hervor und stellt sich in seiner Abgeschlossenheit von der Welt und tiefen Ruhe als ein Räthsel dar, das jeder phantasievolle Geist auflösen möchte. In der That läßt es nur im Winter den Vorübergehenden gleichgültig, in der schönen Jahreszeit, vom Erwachen der Natur an bis in die Tage, wo klagend durch die absterbenden, in den Farben des Herbstes prangenden Blätter der Wind zieht, fesselt es Jeden, der es erblickt. Kein Fuß ist dann so eilig, daß er nicht einen Augenblick verweile und der Tourist wie der Bauer betrachten wohlgefällig das stille Heim eines Glücklichen. Ja, eines *Glücklichen*: das ist das Wort, das Allen entschlüpft. Wer hier wohnt, wer dieses schöne Fleckchen, dieses anheimelnde, behagliche Häuschen sein Eigen nennen darf, der ist glücklich zu nennen. Und Viele gehen noch weiter in ihrer eudämonistischen Logik und sagen: der *muß* glücklich sein. – Armes begehrliches Menschenherz! Wenn du es hättest, würdest du befriedigt sein? – – –

Noch hatte sich die heiße Junisonne nicht über die waldbedeckten Höhen, an deren Fuß das Häuschen liegt, erhoben, als ein Mann von ungefähr 30 Jahren, in Trauerkleidung, eine lebhafte junge Fuchsstute führend, den Garten durchschritt. Auf der Straße angekommen, schwang er sich leicht auf das ungeduldige Pferd, beruhigte es mit einem leichten Strich über die helle Mähne und ritt dann im Schritt auf der Landstraße, die nach Heidelberg führt, weiter.

Es war ein herrlicher Sommermorgen: thaufrisch und wolkenlos. Das Auge des Reiters ruhte in tiefer friedvollster Contemplation auf der Gegend, die auch Alles in sich barg, was ein sinniges Gemüth rasch in den von Epicurus geschilderten, schmerzlosen Zustand der Götter versetzen kann. – So merkte er nicht, daß er gerufen wurde. Erst als eine geschickte Faust die |
iv233 Stute zum Stehen gebracht hatte, erwachte er und blickte freudig überrascht in die offenen schönen Züge eines Jünglings, der ihm die Hand entgegenstreckte und zurief:

»Guten Morgen, Wolfgang. Glückseliger Träumer! Wenn ich nicht wüßte, daß nur die Liebe zur Menschheit dein großes Herz durchglüht, so würde ich sagen: du seist verliebt. Ich habe geschrieen wie ein am Bratspieß steckender Kriegsgefangener des blutdürstigen Königs von Dahomê und gesticulirt wie ein napolitanischer Zeichentelegraph seligen Angedenkens – aber du sahst und hörtest Nichts.»

»Ich bitte um Entschuldigung, Otto«, erwiderte der Angeredete, indem er die dargebotene Hand herzhaft schüttelte. »Indessen«, fuhr er lächelnd fort, »ist das Träumen mit offenen Augen ein sicheres Symptom des Verliebten? Du bist verliebt, und dennoch schweifst du sehr aufmerksam schon am frühesten Morgen durch Wälder und Hain. Frage: Wie soll sich das reimen?«

Otto nahm den Hut ab und fuhr etwas verlegen mit der feinen, wohlgepflegten Hand durch das kurzgehaltene blonde Lockenhaar. Ein dunkler Schatten in den großen blauen Augen spiegelte eine tiefe, innere Erregtheit.

»Die Schwierigkeit ist bald gelöst, lieber Freund. Ich stehe eben nicht mehr in der ersten Zeit der Liebe. Das Trauerspiel – doch was sage ich«, unterbrach er sich hastig, – »des Schauspiels zweiter Act hat bereits begonnen ... Du hast keine Ahnung davon, wie launenhaft Rupertine ist.«

»Rupertine?« fragte Wolf erstaunt.

»Vielleicht«, entgegnete Otto rasch, »ist launenhaft nicht der richtige Ausdruck. Es wäre besser, unser beiderseitiges Verhältniß, nicht ihr Benehmen allein, so zu nennen. Sie will mich

ganz besitzen; sie will alles in mir binden: nur meine Liebe zu ihr soll frei sein. Ihre Leidenschaft ist verzehrend, tyrannisch, dämonisch wild. Hiergegen lehnt sich der Mann in mir mit seiner ganzen Kraft auf. Ich *lasse* mich nicht vollständig binden. Ich *muß* eine ganz bestimmte Vision von Freiheit haben, soll ich nicht die Lust am Leben verlieren, am Leben, woran ich mit tausend durstigen Lippen hänge« ... »doch«, fuhr er nach einer kleinen Pause fort, während welcher Wolfgang ihn besorgt angesehen hatte, »das ist alles viel zu ernst. Steig' ab und laß uns ein wenig nebeneinander gehen ... Rupertine ist, trotz Allem und Allem, das holdseligste Geschöpf auf der Erde:

›Gott schuf sie und zerbrach die Form!‹

»Das ist mein, mein, mein!« rief er jubelnd aus, als Wolf, seinen Arm ergriffen hatte, und schwenkte dabei den Hut in |
iv234 ausgelassenster Fröhlichkeit. »Glücklich allein ist die Seele die liebt.«

Wolfgang betrachtete ihn wieder lächelnd. »Wußte ich doch«, sagte er herzlich, »daß die Sorge um meine Cousine und dich übel angebracht sei. Was so für einander gebildet ist, wie ihr Beide, trennt keine innere, keine äußere Macht. Jedes Zuviel wird sich abschleifen, und dann verhindert Nichts eine glückliche Ehe.«

»Ganz recht«, meinte Otto launig. »Ihr Philosophen wisset alles einzurichten. Ein einfacher Widerspruch löst sich in einer höheren Einheit auf, diese wieder mit ihrem Gegensatz in einer höheren und so weiter mit Grazie in infinitum. O könnte ich dich kalten Hagestolzen nur ein einziges Mal aus deinem behaglichen Sessel im Zuschauerraum auf die Bühne schleifen und mitten in die Gluthen und das Eis ringender Menschenherzen stellen. Wie vergnüglich wollte ich mir die Hände reiben.«

»Wer weiß?« entgegnete Wolfgang heiter. »Eines ist aber gewiß: ich verlasse so bald nicht meinen bequemen Sessel. Ich fühle mich darin außerordentlich wohl. Und daß ich dir es nur unumwunden sage: die Neidlosigkeit, womit ich auf dein Verhältniß zu meiner Cousine blicke, ist mir eine sichere Bürgschaft dafür, daß ich immer frei durch das Leben bis zu unser aller Ziel wandern werde; denn auch ich sage:

›Gott schuf sie und zerbrach die Form.‹

Ich bereue nicht, aber ich empfinde schmerzlich, daß ich meiner Mutter die Erfüllung eines heißen Wunsches versagen mußte. Sie würde ganz befriedigt gestorben sein, wenn sie Rupertine mit mir verbunden gewußt hätte. Aber ich muß frei sein, vollkommen frei, wenn ich die Ziele erreichen will, die ich mir gesteckt habe. Außerdem will ich nicht einen kurzen flüchtigen Wunsch oder, besser gesagt, die Freuden und Annehmlichkeiten des ehelichen Lebens mit der Angst und den Leiden von armen Wesen erkaufen, die ich in's Daseyn rufe. Ich nehme in dieser Hinsicht aus voller Überzeugung einen ganz bestimmten Standpunkt ein, den die neuere deutsche Philosophie aus den Trümmern der Religion aufgerichtet hat, und von dem ich mich durch Nichts werde verdrängen lassen.«

Während er die letzteren Worte sprach, hatte sein edles, geistvolles, aber nicht schönes Gesicht einen ernsten, fast feierlichen, Ausdruck angenommen. Otto's bewegliches Wesen fühlte sich gehemmt, und so konnte er nicht unterlassen, auszurufen: »Du bist ein Egoist, ein großer Egoist und verdeckst nur deine Blößen mit kunstvoll arrangirten schimmernden Hüllen. Wehe über diese Richtung unserer Zeit! Wehe über euch Über|studirten!
iv235 Das Schönste auf dieser Erde lasset ihr euch durch unsere vermeintliche Weisheit aus der Hand winden: die Seligkeit eines Kusses von frischen Mädchenlippen.«

Dann sang er mit heller wohlklingender Stimme:

Ich hab' meine Sach' auf Nichts gestellt.
Juchha!
Drum ist' s so wohl mir in der Welt.
Juchha!
Und mir gehört die ganze Welt
Juchha!

Wolfgang blickte mit fast väterlicher Zärtlichkeit auf den Sänger, obgleich dieser um

wenige Jahre jünger war als er. Er drückte in einer spontanen Aufwallung dessen Arm fester an sich und sagte, als ihn Otto fragend ansah:

»Kein Wunder, daß dich Rupertine so fest als möglich zu binden sucht, schöner Schmetterling. Ein kostbares Besitzthum fürchtet auch der kühlste Verstandesmensch zu verlieren. Habt ihr den Tag eurer Hochzeit schon festgesetzt?«

»Nein! Wir haben ja noch nicht einmal unsere Verlobung angezeigt. Doch dieses Alles muß wohl geschehen; auch bald geschehen. Rupertine schaudert vor dem Augenblick zurück, wo sie ihren alten Vater wieder in die ödeste Einsamkeit versetzten muß, und *ich* möchte, daß der Tag nie käme, wo ein Priester die Kette um mich legt. Aber es ist nicht zu vermeiden. Ich werde mein Schicksal mit Würde tragen!« setzte er hinzu, Wolf schalkhaft anlächelnd; doch zuckten seine Lippen schmerzlich dabei.

»Und nun sage mir, Freund«, fuhr er fort, »warum wohl habe ich dich gerufen? Erräthst du den Grund?«

»Du wolltest mit mir plaudern.«

»Das hätte ich mit weniger Anstrengung haben können. Nein, ich wollte dir Lebewohl für einige Tage sagen.«

»Du willst uns verlassen?«

»Nur für drei Tage. Ich habe mir mit einem Freunde [ein] Stelldichein in Baden-Baden gegeben. Ich reise in einer Stunde ab und wollte dich vorher noch einmal gesehen haben. Ich wohne im Englischen Hof, für den Fall einer dringenden Mittheilung. Adieu, Wolf.«

Die Freunde umarmten sich. Wolf stieg auf und ritt weiter, während Otto, ein Liedchen trällernd, nach dem Städtchen zurückging. Otto von Dühsfeld stammte aus einer altadeligen, aber armen rheinischen Familie, deren einziger Sprößling er |
iv236 jetzt war. Seine Eltern, seine beiden Schwestern, waren todt. Er war ein bedeutender Künstler und erregte ebenso sehr als Bildhauer wie als Maler Aufsehen. Die meisten seiner Werke wurden von Allen bewundert, von Wenigen aber unbedingt gelobt. Der Tadel bezog sich auf ein offenbares Haschen nach Effect: seine Muse war keine keusche Muse. Dagegen fanden seine Landschaftsbilder, welche die Natur des Südens in wunderbarer Verklärung zeigten, ungetheilten Beifall.

Er hatte Wolfgang Karenner in Berlin kennen gelernt, wo dieser seine naturwissenschaftlichen Studien beendigte und zugleich seiner Militärpflicht als Ulan genügte. Otto, von zierlicherem Wuchse und schwächerer Constitution, diente als Dragoner, und bald umschlang die beiden Einjährigen, von denen der eine durch seine kräftige hohe Gestalt, der andere durch seine feinen Bewegungen und den classisch geformten Kopf auffiel, ein inniges und festes Freundschaftsband.

Während eines Sommeraufenthalts im Hause des Freundes, hatte Otto die Bekanntschaft Rupertines gemacht, die mit ihrem Vater, einem tüchtigen, aber menschenscheuen und etwas wunderlichen, Philologen seit einer Reihe von Jahren in demselben Städtchen zurückgezogen lebte. Sie hatte früh ihre Mutter verloren und war unter fremder sorgsamer Pflege zu einer Jungfrau herangereift, die alle in ihren Kreis Tretenden bezauberte. Ihr Vater, dessen einziges Kind sie war, hing mit abgöttischer Zärtlichkeit an ihr und gewährte ihr Alles, was sie wünschte. Sie hatte volle Freiheit zu thun und zu lassen, was sie wollte, und das begabte, schöne, aber leidenschaftliche, Wesen nahm in dieser Ungebundenheit eine weitere Entwicklung, die alle ihre Anlagen, gute und gefährliche, zu voller Entfaltung brachten.

Seit einem halben Jahr hatte auch Otto sich fest im Städtchen niedergelassen und dort sein Atelier aufgeschlagen.

Die ersten Blicke, welche er und Rupertine wechselten, entschieden das Los Beider. Sie gehörten sich seit dieser ersten Begegnung für alle Zeiten an. Sie wußten, daß sie miteinander leben und sterben, oder miteinander verderben mußten. Bis in das Innerste der Seelen erzitternd, legten sie die Hände ineinander, und Eines riß das Andere fort auf jene verhängnißvolle Bahn, deren Tag der hellste, deren Nacht aber auch die dunkelste und sternenloseste ist.

iv237

Einige Tage waren seit dieser Begegnung der Freunde vergangen. Auf den Strahlen der untergehenden Sonne spielten unzählige Geister des Lichts im Laub der alten Bäume des Vorgartens und versuchten in die schattige Halle zu dringen, wo Wolfgang gedankenvoll auf und abging. Plötzlich wurde das Thor geöffnet und ein junges Mädchen eilte auf ihn zu, schlang ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn.

»Wolfgang«, rief sie dabei vorwurfsvoll aus, »lieber, guter Vetter Wolfgang, warum lässt du dich gar nicht mehr bei uns sehn? Als Mahomet wahrnahm, daß der Berg nicht zu ihm kommen wollte, ging er zum Berg. Du Böser! Nun mußte ich große Toilette machen – deinetwegen! Aber als Strafe dafür mußt du mir auch noch einen Kuß geben.«

Und wieder umarmte sie ihn und küßte ihn. Wolf ließ sie freundlich gewähren und duldete auch, daß sie ihn bei den Haaren zauste und in beide Ohren kniff.

Sie war eine Erscheinung von seltener Schönheit und Anmuth. Goldblondes Lockenhaar, in dichtester Fülle, bedeckte einen prachtvoll gerundeten Schädel von außerordentlichem Umfang. Die Stirn war hoch und ein Ausdruck bedeutender geistiger Kraft. Den seltsamsten Contrast zur Haut, die wie Alabaster war, und zum blonden Haar bildeten die großen schwarzen Augen: ‘schwüle’ Augen. Die Nase war sehr fein geformt; die schmollenden Lippen verlangten nach vollem Leben, nach berauschender Lust.

Die schlanke Gestalt umhüllte ein weißes Battistkleid, an welchem hinten eine breite und lange blauseidene Schärpe befestigt war. Von dem Haar hing ein blauseidenes Band mit einem großen mattgoldenen Medaillon. Die kleinen Kinderhändchen waren ohne Ringe.

»Ich war verhindert, Rupa«, antwortete Wolfgang entschuldigend. »Streng genommen war übrigens an dir die Reihe, zu besuchen.«

»Und da bin ich«, fiel sie rasch ein. »Aber nur auf zwei Augenblicke. Ich habe eine Frage an dich zu richten in wahrer Seelenangst.«

Wolfgang sah sie an und erschrak über die Pein, die deutlich aus ihrem Gesichte sprach.

»Wo ist Otto?«

»Er ist verreist und muß heute, längstens morgen, wiederkommen. Er besuchte in Baden-Baden einen Freund. Doch das Alles mußt du ja wissen.«

iv238 »Ich weiß Nichts, Wolf.« Ihre Stimme klang zornig und wehmüthig zugleich, als sie hinzusetzte: »Er hat keinen Abschied von mir genommen.«

Sie schmiegte sich eng an Wolfgang an; ihr Arm zitterte merklich.

»Hattet ihr vielleicht einen Streit?«

»Wir gingen am Abend, wo ich ihn zuletzt sah, nicht als die besten Freunde auseinander«, erwiderte sie; die Lider wie müde senkend und starr in die Ferne blickend. »Er will mich unterjochen und das *dulde* ich nicht.«

Wolf mußte lächeln. Er dachte an die selbe Klage Otto’s über Rupertine.

»Du kannst ganz ruhig sein, Rupa«, sagte er und drückte ihre Hand. »Ich habe Otto am Morgen seiner Abreise gesehen; er sprach von dir mit grenzenlosem Entzücken. Du hältst ihn fest.«

»Aber er hat keinen Abschied von mir genommen«, warf sie zürnend ein und ballte die Händchen krampfhaft.

»Das kann tausend Gründe ohne Arg haben.«

»So hätte er mir wenigstens eine Karte schicken sollen mit zwei erklärenden Worten.«

»Das hätte er thun können ... Aber ängstige dich nicht, liebes Kind. Ich wiederhole dir: er jubelte: ‘sie ist mein, mein, mein.’ Auch von eurer Hochzeit sprach er; sie werde bald stattfinden.«

Eine tiefe Röthe färbte Rupertines Wangen. In holder Verlegenheit brachte sie nur hervor: »Mein armer guter Vater.«

»Warum bedauerst du ihn? Ihr denkt doch nicht daran, uns zu verlassen?«

»Das gerade ist es, was mich mit Otto kämpfen ließ. Er will dauernden Aufenthalt in Sorrento nehmen. Er müsse wieder den Golf von Neapel sehen, vulkanischen Boden unter sich haben. Dort habe die Bäuerin mehr Grazie als deutsche Prinzessinnen, das Auge stumpfe sich hier ab, dort reagiere es unaufhörlich auf eine ununterbrochene Kette idealer Gestalten,

bestrickender Anmuth, harmonischer Bewegungen, entzückender Farben. Hier: ein ödes Grab, Moderluft, Gespenster. Als ob er mich nicht hätte ... *mich* ...«

»Ohne Zweifel machtest du ihn hierauf aufmerksam?« fragte Wolfgang schalkhaft.

»Natürlich!«

»Und?«

»Er warf sich mir zu Füßen und rief begeistert aus: »Du *und* Italien! So will ich Großes schaffen.« Ich verhehlte ihm aber nicht, daß ich von allem dem nicht die Nothwendigkeit einsähe. In *mein* Glück fiele dagegen, wie ein düsterer Schatten, der |
iv239 Gedanke an meinen fernen, verlassenen Vater. Er wurde wild; ich grollte, ich schmollte und war unbändig« ... »Ich hätte es nicht sein sollen«, sagte sie nach einer Weile kleinlaut: »Mir liegt ein Stein auf dem Herzen und ich sehe eine Wolke, die immer näher kommt und größer wird.«

»Deine Phantasie ist das größte Geschenk, das dir die Natur gegeben hat«, erwiderte Wolf begütigend, »aber auch das grausamste. Wo ein nüchterner Mensch nichts Anderes sehen kann, als eine harmlose Verkettung sehr einfacher Vorfälle, Umstände und Zustände, siehst du das Himmelsgewölbe in Flammen und Blitze in die berstende Erde schlagen.«

»Wolf, ich bin namenlos unglücklich;« rief sie auf einmal aus. Sie verlor alle Fassung, Thränen entquollen ihren Augen und laut schluchzend legte sie ihr Köpfchen an seine Brust. Er zog sie sanft auf eine Bank nieder und lachte sie dann herzlich aus.

»Rupa, bist du nicht wie ein kleines Kind?«

Aber sie konnte sich nicht beruhigen. Ihr Schluchzen nahm an Heftigkeit zu. Wolf wurde ernst. Fast streng sagte er: »Sei vernünftig, Rupa: Wie willst du dich gebärden, wenn du einmal vor einem wirklichen, keinem vermeintlichen Unglück stehst? Glaube mir: auf deinem und Otto's Weg werden die Dämonen nicht fehlen und ihre heilsamen, aber furchtbaren Geschenke. In deiner Fassungslosigkeit dem kleinsten Übel gegenüber, sehe ich ein wahres Unglück, und Trauer erfüllt mich; denn du bist, wie Tacitus von der älteren Agrippina sagte: ungestüm in deinem Schmerz *und zu leiden unfähig*. Was soll das geben? Ich habe oft mit meiner Mutter, die dich innig liebte, über diesen Characterfehler gesprochen, den die besonderen Verhältnisse deines Lebens, anstatt zu dämpfen, nur hervorstechender machten, und mit mir sah sie in ihm eine ernstliche Gefahr für dich. Ich mußte ihr auf dem Sterbebette versprechen, dich zu hüten und über dir zu wachen bis zur letzten Minute, und ich werde mein Wort halten bis zur letzten Stunde. Du hast keinen treueren Freund in dieser Welt als mich. Aber dafür mußt du auch manchmal auf mich hören. Also sei vernünftig, Rupa.«

Die Worte Wolf's brachten eine wunderbare Wirkung auf Rupertine hervor: sie wurde vollständig ruhig. Sie hob die Augen zu ihm auf und lächelte durch ihre Thränen. Ihr Blick aber barg eine große Angst.

»Ach Wolfgang«, seufzte sie, »ich will hoffen und gefaßt sein. Ich danke dir.«

»Wir werden jetzt, Rupa, bis morgen Abend ganz ruhig und fest, und ohne einfältige Ahnungen und Visionen warten. Dann |
iv240 kommt Otto zurück, und ich bitte schon jetzt um die Erlaubniß, dich auslachen zu dürfen.«

Sie duldete nicht, daß er sie weiter als zum Thore begleite und das reizende Wesen verschwand dem lange ihr folgenden Auge Wolfgang's in der Dämmerung.

3

Aber der andere Tag verging, ohne daß Otto kam. Es verging noch ein Tag und und wieder einer und wieder einer; so verging eine Woche, und Otto fehlte noch immer.

Karenner hatte inzwischen nach Baden-Baden geschrieben. Sein Brief kam mit dem Vermerk zurück, daß ihr Adressat bereits abgereist sei. Er erbat hierauf sofort vom Wirthe des Englischen Hofs Auskunft darüber, nach welcher Richtung Otto gefahren sei, und erhielt die Antwort: nach Stuttgart. Er war auf das Äußerste bestürzt, als nach Verlauf einer zweiten Woche noch immer keine Nachricht von Otto eingelaufen war.

Er that Alles, was in seinen Kräften stand, um Rupertine zu beruhigen. Aber seinen Worten war es nicht zuzuschreiben, daß auf eine maßlose Aufregung, auf einen erschütternden Zustand, wo verzehrende Angst mit ohnmächtigem Zorn und völliger Verzweiflung

abwechselte, tiefe Stille in ihrem Gemüthe gefolgt war.

Am Abend eines Tags, der Gewitter auf Gewitter mit schwerer Entladung gebracht hatte, trat sie wieder vor ihn hin. Er stand am offenen Fenster seiner Bibliothek und erfrischte sich an der würzigen, abgekühlten Luft. Er sah leidend und bekümmert aus. Den kräftigen Mann hatten seltsame Gedankenreihen voll Gifts, Mitleid mit Rupertine, die Besorgniß um seinen Freund an's Herz, da wo sein Leben saß, gefaßt und es verletzt. Er sah Rupertine in den hinteren Garten treten und eilte ihr entgegen. Sie versuchte zu lächeln, aber es mißlang. Kein Zug in ihrem Gesicht verrieth Besorgniß. Es zeigte eine erschreckende Ruhe, wie eine Todtenmaske.

Sie legte ihre Hand in seinen Arm und sagte mit fester Stimme; »Entschuldigung, lieber Vetter, daß ich schon wieder störe; aber du bist gut, bist mein edler Freund. Du vergiebst mir, – ich weiß es, – diesen Raub an deiner kostbaren Zeit und einen größeren, den ich jetzt von dir erstehen will. Es ist das letzte, was ich von dir, was ich überhaupt von Menschen erbitten werde. Verschaffe mir Gewißheit über Otto.«

»Ich hatte bereits entschlossen, es zu thun, ehe du kamst.«

iv241 »Keinen Dank«, sagte er abwehrend, als sie ihm beide Hände entgegenstreckte und sprechen wollte. »Ich erweise *mir* einen größeren Dienst als dir. Ich werde ihn finden.«

»Und du versprichst mir, mir Nichts zu verschweigen?«

»Nichts. Ich verspreche es.«

Er nahm Hut und Stock und begleitete sie nach Hause, wo er Abschied von ihrem Vater und ihr nahm. Als er sie küßte, verließ die Fassung sie für einen Moment. Aber sie bezwang sich und sagte fest: »Wenn er todt ist, bringst du die Leiche hierher. Nicht wahr?«

Er küßte sie mehrmals stumm und verließ sie.

4

Nur eine Woche dauerte die Abwesenheit Karenner's. Er kam spät in der Nacht an; trotzdem ging er sogleich zu Rupertine. Als er in den Salon trat, wo sie noch mit Lesen beschäftigt war, erschrak sie heftig und konnte sich nicht vom Sessel erheben; aber ihre Augen hatten sich an die seinigen angehängt. Ehe er ein Wort gesprochen hatte, mußte sie sehen, was er brachte. Mit einem herzzerreißenden Aufschrei sank sie zurück und bedeckte mit den Händen das Gesicht.

Er setzte sich vor sie, nahm ihre Hände sanft vom Gesicht fort, behielt sie in den seinigen und sagte mit gepreßter Stimme: »Ich habe versprochen, Rupa, dir Nichts zu verschweigen. Die Hauptsache weißt du schon, – ich sehe es. Otto kann nicht mehr leben. Es erübrigt mir nur noch, dir mitzutheilen, wie ich diese Gewißheit erhalten habe.

Ich reiste zunächst nach Baden-Baden, wo ich erfuhr, daß der Freund, mit dem Otto verkehrt hatte, ein Stuttgarter Maler Namens Köhler ist. Ich suchte diesen auf. Er sagte mir, Otto sei mit ihm nach Stuttgart gereist, einen Tag bei ihm geblieben und dann nach Luzern gefahren, wo er einige Tage zu verbringen gedachte. Dort erfuhr ich nichts Bestimmtes, erhielt aber Angaben, die fast keinen Zweifel über das Schicksal Otto's zulassen: am selben Tage, wo, der Berechnung nach, Otto in Luzern angekommen sein mußte, fuhr ein junger Mann mit leichtem Gepäck auf einem Boote nach Mäggis. Unterwegs überfiel einer jener bekannten plötzlichen Stürme des tückischen Sees das Boot und verschlang es mit seinen Insassen. Der entsetzliche Vorfall hat die Runde durch alle Zeitungen gemacht; ich las ihn noch hier, aber wie konnte ich denken, daß Otto einer der Verunglückten sei? Alle Beschreibungen des Wirths vom Schweizerhof stimmen auf Otto; außerdem wurde ein Hut gefunden, |
iv242 den ich als den des Freundes recognosiren mußte. Allerdings ist das kleine Strohhütchen mit breitem schwarzen Rand ein Modehit: Tausende tragen fast den selben; aber mir ist, als ob es Otto's Hut sei. Man hat ihn mir bereitwilligst gegeben. Hier ist er.«

Rupertine starrte eine Weile auf den Hut; dann schloß sie wieder müde die Augen.

Es war todtenstill im Zimmer geworden. Wolfgang blickte in tiefer Trauer auf das gebrochene Mädchen. Die Erinnerung an den todten Freund kam dabei so mächtig über ihn, daß er die Thränen nicht länger unterdrücken konnte. Der starke Mann weinte und meinte das Herz solle ihm brechen. Und doch hatten seine Lippen die bittere Hefe des Kelches noch nicht

berührt.

Rupertine brach zuerst das Schweigen. Indem sie mit der Hand über Wolfgang's Haar strich, sagte sie fast hart: »Weine nicht. Otto ist *nicht* todt.«

Wolf sah erstaunt auf; aber sein Erstaunen verwandelte sich in Entsetzen, als er Rupertine in's Gesicht blickte. Sie hatte sich erhoben; ihre Lippen waren fahl; alles Leben schien nach dem Herzen zurückgewichen und nur die 'schwülen' dunklen Augen glühten im marmorblassen Antlitz, das in die Leere gerichtet war.

»Siehst du ihn nicht? ... Dort steht er ... Er hat mich verlassen und ich muß sterben ...«

Wolf fing die Erregte, deren Kräfte schwanden, auf und rief aus zerrissener Seele: »Rupertine – Rupa, um Gotteswillen sei standhaft.«

Aber schon hatte sie sich wieder erholt. Sie machte sich sanft los und setzte sich. Dann bat sie ihn, sie nur für einen Augenblick ihren Gedanken zu überlassen. »Ich habe dir etwas zu sagen.«

Wolfgang trat an's offene Fenster und starrte finster in den Garten, der im vollen Zauber einer mondbeglänzten Sommernacht ruhte. Wie friedlich war die Natur, und hinter ihm rang ihre schönste Blume mit dem Tode.

Er trat zurück und blickte auf Rupertine. Sie hatte seine Bewegung bemerkt und winkte ihm, näher zu treten. Sie zog ihn an ihre Seite und begann: »Otto lebt.« Als Wolf sie unterbrechen wollte, legte sie ihre Hand auf seinen Mund und fuhr fort: »Rede nicht. Er lebt. Was du auch sagen magst, er lebt. Ich täusche mich nicht. Du kennst nicht das Frauenherz und seine hellsehende, das Verborgene enthüllende Kraft. Er hat mich verlassen, und keine Macht im Himmel und auf Erden hält die Hand des Tods auf, die nach mir greift. – Und siehst du, Wolf|gang,
iv243 diese Erkenntniß, die ich in den letzten Tagen vergeblich von allen Seiten angriff, im Wahne, ich fände eine schadhafte Stille, durch die ich entschlüpfen könnte, diese Sicherheit des Untergangs, dieses unabänderliche Verhängniß hat mich über mich selbst erhoben in einen Äther der Ewigkeit von durchsichtigster Klarheit, wo ich auf das, was ich *war* und *that* zurückblicken kann, wie auf ein *fremdes* Wesen und sein Thun. Der Tod hat sein Siegel auf meine Stirn gedrückt, – ihm bin ich geweiht, – das hat mich rein gemacht. Schon gehör' ich dieser Welt nicht mehr an.«

»In dieser Verwandlung werde ich dir, unbefangen und stolz, ein Bekenntniß ablegen, das noch gestern auf dem Weg zu den Lippen mich erstickt hätte in aufflammender Scham ... Hättest du mir seine Leiche gebracht, hätte ich am Sarge meines Bräutigams zusammenbrechen können, – dann würde mein Geheimnis mit mir begraben worden sein. Nun aber ist Alles anders. Ich *muß* reden, damit ich in Deinen Augen nicht als ein launisches, herzloses, verworfenes Kind erscheine, das seinen Vater in die trostloseste Verlassenheit stoßen konnte, weil ihm nicht Alles glatt nach Willen ging, – und wohl mir, daß mir die Rede leicht wird.«

Sie hielt ein und gab Wolf ein beredtes Zeichen, daß er kein Wort sagen möge. Sie hatte die Hände gefaltet und sah bald auf diese, bald versenkte sie den Blick in unbegrenzte Weiten. Kraftlos zurückgelehnt in den Sessel, machte sie auf Wolf den Eindruck, als sei alles Leben schon aus ihrer holden Lieblichkeit entwichen und halte nur noch eine kurze letzte Rast in den Augen.

Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort: »Es ist sonderbar, wie mich die Hölle, in der ich in diesen letzten wenigen Wochen lag, gereift hat. Ich bin noch so jung, fast noch ein Kind, und komme mir doch, wenn ich auf das zurücksehe, was hinter mir liegt, wie eine alte Matrone vor, die ihren Enkeln Geschichtchen erzählt. Das macht: der feste Blick in ein *sicheres* Grab.«

»Ich habe ein geistiges Leben geführt, wie es herrlicher noch nie in die Erscheinung getreten ist. Nicht ein umfangreiches Wissen, keine Gelehrsamkeit, die alles, was von Menschen gedacht worden ist, kennt, war mein eigen. Ich haßte die Vielwisserin und das mühsame, mumienartige Herumkriechen in Maden vergangener Jahrhunderte und zwischen Details. Mein geistiges Leben war ein feiner Genuß, die volle Bethätigung eines gesunden mächtigen Organs, das selige Bewußtseyn meiner geistigen Kaft. Ob ich nur Blumen

betrachtete, oder in stillen Sommernächten einen einsamen Spaziergang durch den |
iv244 funkelnden Sternenhimmel machte, – immer hatte ich das Gefühl müheloser Bewältigung, Erntelust ohne Saatmühe. War mir der Inhalt eines Briefes je verschlossen? Ehe ich es aufschlug, hatte ich die Gewißheit, daß meine Schwingen so stark seien wie die des Autors. Ich verkehrte mit den Genialen aller Zeiten als mit meines Gleichen. In keinem Fluge mit ihnen bin ich erlahmt.«

»Aber wäre dieses geistige Leben möglich gewesen, ohne ein heißes Blutleben voll Sturms und Drangs? Schon in den Anlagen war das eine durch das andere bedingt; in der Entwicklung *wuchs* das eine mit dem anderen. Und *ungezügelt* wallte mein Blut, weil ich volle Freiheit hatte. Mir fehlt der tägliche, stündliche Umgang mit einer Mutter, der sich einschmeichelnde Zwang eines gebildeten, treuen, zartfühlenden Frauenherzens.«

Sie hielt einen Augenblick ein, dann fuhr sie in der selben, ruhigen, matten Weise, wie sie seither gesprochen hatte, fort: »So kam die Stunde, wo ich 'ganz bebend auf den Mund geküßt wurde' von *ihm*.« –

Und wieder hielt sie ein, dann sagte sie fest: »Ich *hatte* ein Brandmal, ich habe es nicht mehr.«

Und die Augen auf Wolfgang richtend, der in athemloser Beklommenheit ihren Worten folgte, sagte sie:

»*An diesem Tage lasen wir nicht weiter*. Ich bin gefallen; aber ich habe mich aufgerichtet, und kein Stäubchen hängt mehr an meinem Feiertagskleide: der Wind, der von dort herüberweht, ›wo keine Angst und kein Geschrei‹ mehr ist, hat es gereinigt. Lebe wohl, Wolfgang; wir sehen uns nicht wieder.«

Karenner konnte kein Wort hervorbringen. Er fühlte sich wie gelähmt und ohne einen einzigen klaren Gedanken. Ein dumpfes Stöhnen, ein Todesröcheln, entrang sich seiner Brust. Aber die Betäubung konnte bei diesem characterfesten und besonnenen Manne nicht lange anhalten. Er entzog das Ereigniß mit starker Hand seinem Gefühlsleben und machte es sich rein objectiv. Er sann nur noch auf Hülfe in der großen Noth. Er erhob sich rasch und beide Hände Rupertines ergreifend, sagte er: »Keine Übereilung, Rupertine. Das ist einstweilen Alles, was ich von dir erflehe.«

Sie lächelte schwach und antwortete: »Nein, Wolfgang. Es *muß* sein. Störe meine Cirkel nicht. Und frage auch nicht mehr. Es *muß* sein.«

Und wie um Zeit zu gewinnen, sagte sie noch einmal, mechanisch und langsam: »Siehst du, Wolfgang, es *muß* sein.«

Dann fuhr sie fort: »Ich verachte alle kleinen armseligen Mittelchen. Ich habe großartig gelebt. Alle durstigen Organe, |
iv245 die den Menschen erst zum Menschen machen, habe ich an Quellen genährt, die übersprudelten vor Fülle. Meine Liebe erglühte in *einer* Nacht und lebte *eine* Nacht, wie jene Cactusblüthen voll Farbenpracht und sinnenverwirrenden Duftes. Ich will diesem Leben keinen kleinlichen Abschluß geben. Könnte ich nicht in ein Kloster gehen? Ich verlange noch andere Sühnung meiner Schuld, und glaube mir, Wolf, der Strom dieser Sehnsucht ist nicht mehr zu hemmen.«

»Hast du mich lieb, Rupa?« fragte Wolf mit halbersticker Stimme.

Sie sah ihn mild an und antwortete ruhig: »Du bist mein edler Freund, den ich verehre, wie nichts anderes auf Erden.«

»So wirst du mir eine letzte Bitte nicht abschlagen. Wir sehen uns noch einmal?«

Nach einigem Nachdenken sagte sie: »Aber es muß *bald* sein.«

Er küßte hierauf ihre bleichen Lippen und ging.

5

Als Karenner nach Hause gekommen war, sank er kraftlos zusammen. Seine Glieder schüttelte Fieberfrost, während sein Gehirn in rasender Hast arbeitete. So seltsam kam ihm Alles wieder vor, so unglaublich, so aus Rand und Band fluthend, daß er sich für traumbefangen hielt und aus tiefster Seele wünschte, der Traum möge vergehen.

Allmälig wurde er ruhiger. Als er klar erkannt hatte, daß es pulsirende Wirklichkeit sei, die

ihn bewegte, daß das tiefe Weh in seiner Brust von unabänderlichen Thatsachen herrühre, gewann die Vernunft wieder die Oberhand und verknüpfte regelrecht. Schmerzlich das Glück und den Sonnenschein in seinem und seiner Familie Leben, vor wenigen Wochen noch, und dann die Trümmer erwägend, die ein kurzer Sturm zurückgelassen hatte, rief immer eine kräftige Stimme in ihm dazwischen: »Hilf; besinne dich; es *muß* Hülfe möglich sein; streng' dich an; du *mußt* eingreifen können in diese Verwirrung; das Entsetzliche *darf* nicht geschehen: Rupertine darf nicht sterben.«

In diesem rastlosen inneren Kampfe kam ihm plötzlich ein Gedanke. Aber als ob dieser den Kern seines Wesens verwundet habe, so zuckte er zusammen, so trüb wurden seine Augen, so schmerzlich verzogen sich seine Lippen.

Aber der Gedanke hatte ihn erfaßt und ließ ihn nicht mehr los.

iv246 Er sprang auf, öffnete das Fenster und ließ lange die kühle Nachtluft über seinen heißen Kopf streichen. Dann trat er vor das Bild seiner Mutter und betrachtete die greise Frau mit fragenden Augen. Sie muß ihm wohl deutlich geantwortet haben; denn nachdem er noch einen langen Blick auf die über ihr hängende Copie des Schweißtuches der Veronica von Correggio geworfen hatte, murmelten seine Lippen: »So will ich's denn thun«, während zwei schwere Thränen über die bleichen Wangen liefen.

6

Karenner erhob sich am anderen Morgen, wunderbar gestärkt durch einen tiefen Schlaf. Er verknüpfte rasch die Hälften des durch die Nacht getheilten Bewußtseyns, und seine Augen blieben dabei klar. In ihm lebte wieder das alte, milde, ruhige Licht.

Als er gefrühstückt hatte, sah er auf die Uhr: es war 9 Uhr. Er nahm Stock und Hut und verließ langsam das Haus. Am Gartenthor angelangt, drehte er sich unwillkürlich noch einmal um und warf einen fast zärtlichen Blick auf sein friedliches, im Grün verstecktes Heim; dabei zuckte es wehmüthig um seine Lippen. Aber er blieb stark und schwankte nicht.

Er ging in Rupertines Wohnung.

Dort fand er, wie er berechnet hatte, den alten del Fino und seine Tochter beim Frühstück.

Der Alte – ein kleines, dünnes, bartloses Männchen mit dichten und langen schneeweißen Haaren – bewillkommnete Wolf auf's Herzlichste. »Sieh da, sieh da, unseren Physiker, unseren Philosophen!« sagte er, ihm kräftig die Hand schüttelnd, nachdem er bedächtig eine Prise genommen hatte. »Wie geht es dir Wolfgang?«

»Ich danke dir, Oheim, es geht mir sehr gut.«

»Immer das Selbe, immer das Selbe«, sagte del Fino, indem er wohlgefällig die kräftige Gestalt seines Neffen musterte und dabei vergnügt auf den Deckel seiner Dose tippte. »Immer den selben frohen Gleichmuth, die köstlichste Frucht der Philosophie. Wie sagt Horaz?

Aequam memento rebus in arduis
Servare mentem, non secus in bonis
Ab insolente temperatam
Laetitia.

iv247 Waren es nicht kräftige Burschen, diese alten Stoiker?«

»Du hast doch eine zu gute Meinung von mir, Oheim«, sagte Wolf, »wenn du mir einen vollkommenen Gleichmuth zuschreibst. Ich muß wirklich lächeln, wenn ich dabei an die Veranlassung denke, die mich zu dir führt.«

»Was gibt's denn, Wolfgang?« frage der Alte erstaunt. Verbindlich setzte er hinzu: »Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich dir einen Dienst erweisen könnte. Es wäre das *erste*, und ich schulde dir viel. Mit der alten etrurischen Vase – ein unicum, – ich versichere dich, ein unschätzbares unicum – hast du mir nicht Stunden, sondern Tage, Wochen, Monate voll Freude bereitet. Noch brüte ich über der Bedeutung der Figuren und ihrem richtigen Zusammenhang. Die Vase ist eine harte Nuß, an der sich die archäologische Weisheit die besten Zähne erfolglos abstumpfen kann. Aber es wird mir gelingen, – es wird mir gelingen ... und ich sage dir, Wolfgang, die Auflösung wird ein Ereigniß sein, sie wird Epoche machen.« Er rieb sich vergnügt die Hände und schnupfte dann mit Behagen.

Wolf sah auf Rupertine. Ihre Blicke begegneten sich. Der seinige deutete auf ihren Vater, und sie verstand, was er meinte. Sie schloß müde die Augen.

»Ja, lieber Oheim«, sagte Wolf sich zu dem Gelehrten wendend, »es ist in der That eine große Gunst, um die ich dich bitte. Du sollst mir dein werthvollstes Kleinod geben; ich halte bei dir um die Hand Rupertines an.«

Diesen Worten folgte eine lautlose Stille. Del Fino starrte Wolf an, als ob er eine alte Inschrift entdeckt habe, deren Sinn er noch nicht erfassen könne; Rupertine dagegen wollte sich erheben, sank aber mit einem unterdrückten Aufschrei in den Sessel zurück.

Karenner eilte zu ihr und, sie fest umschlingend, flüsterte er zu ihr: »Ich habe dir den Weg zum Grabe verrannt, ohne ein Opfer zu bringen. Hörst du? Ohne ein Opfer zu bringen. *Du* bringst das Opfer; du mußt jetzt deines Vaters wegen leben ... Kein Wort! Keinen Widerstand! Du *mußt*, Rupa.« Und treuherzig setzte er hinzu: »Wir werden uns vertragen.«

Jetzt nahte auch der Alte. »Aber Kinder«, sagte er, »ist es denn möglich? Ihr Schelme, ihr Verräther! Solch feine Fäden werden also hinter dem Rücken des sorg- und arglosen Vaters gesponnen? Aber da fällt mir ja der Otto von Dühsfeld ein ... War's mir doch immer, Rupa, als ob dir der liebliche Adonis, der schöne Antinous ... Wolfgang, hat er nicht den selben Kopf wie der Liebling Hadrian's? Bei Jupiter und Apollo! er *hat* den Kopf des Antinous! Doch was wollte ich sagen? Ja, ja war's |
iv248 mir doch immer, als ob dir dieser Dühsfeld nicht gleichgültig sei ... Weiberlaunen! Weiberlaunen! ... Und du Wolf? Der Philosoph? Der Weiberfeind!? Was soll ich sagen? Da helfen mir wieder freundlich die Alten:

Tu, deorum hominumque tyranne, Amor!«

»Ja«, sagte Wolf launig, »es ist so. Ich muß dir nachsprechen:

Tu deorum hominumque tyranne, Amor! Der lose Knabe Cupido hat es Rupertine und mir angethan. Er hat mir geholfen, Freund Otto aus dem Feld zu schlagen. Gib deinen Segen Vater.«

»Da habt ihr ihn, Verräther. Ich preise die Stunde, wo mir ein solches Glück widerfahren ist. Nun wirst du mir ja nicht geraubt, Rupa, und in die Ferne von einem modernen Jason entführt. Nun kann ich dich täglich sehen, Rupa, mein Augapfel, meine duftige Rose, meine kostbare Perle! O, Wolfgang, daß deine Mutter nicht diesen Tag erlebt hat! Ich sage dir, Wolfgang, sie hat nach dieser Verbindung gelechzt ... ja, das ist das richtige Wort – sie hat danach gelechzt, wie ein Hirsch nach frischem Wasser.«

Wolf beugte sich wieder zu Rupertine herab und flüsterte ihr besorgt zu: »Muth, Rupa, es soll so sein.

Muth verloren, alles verloren
Da wäre besser nicht geboren.«

»Aber«, sagte der Alte besorgt, »was hast du denn, Rupa? du weinst ja? ... Kleines Kindsköpfchen, was soll das heißen? Doch so ist sie immer; so war auch ihre Mutter: in tristitia hilaris, in hilaritate tristis. Fort die Thränen! und hier an mein Herz!«

»Cuas ego!« schloß er, mit den Füßen scharrend und mit dem schalkhaftesten Lächeln auf seinen feinen Lippen.

Rupertine erhob sich und vergrub ihr todtenbleiches Antlitz, laut schluchzend, an der Brust des Vaters.

»Laß sie«, sagte Karenner zu del Fino, als derselbe wieder anfangen wollte, zu poltern, »laß sie, liebster Vater. Der Schritt zur Ehe ist für jedes Mädchen schwer und erschütternd. Aber auf Regen folgt Sonnenschein. Adieu, guter Oheim. Adieu, Rupa.«

Er küßte ihre leblos herabhängende Hand und verließ auf den Fußspitzen das Zimmer. Draußen verlor er für einen Augenblick die Kraft. Er mußte sich am Treppengeländer halten, und schloß die Augen. Aber eine leise Stimme sprach in ihm:

iv249

Auf solche Opfer streu'n
Die Götter selbst den Weihrauch.

Sie richtete seinen sinkenden Muth wieder auf. – –

7

Die Nachmittagssonne hatte auf die hohe, aus einen steil aus dem Meere sich erhebenden Felsen gelegene, Terrasse des Hotels Rispoli in Sorrento den größten Theil der Fremden gelockt. Es war dort so warm und mild wie im nordischen Mai, obgleich reichlicher Januarschnee die Kuppe des Vesuvs bedeckte und in den schattigen Einschnitten der Sorrentiner Berge noch immer der Reif der vergangenen Nacht lag. Der Himmel war vollkommen rein, und keine Welle kräuselte das blaue spiegelglatte Meer.

Ganz dicht am Geländer der Terrasse saß, in einem bequemen Sessel, Rupertine. Sie sah sehr bleich und leidend aus. Ihre Haut war ganz durchsichtig geworden und zeigte deutlich das Aderngeflecht der Schläfen. Ein schwarzes Kleid von mattem Stoffe umhüllte ihre plastischen Formen; ein schwarzer Spitzenschleier bedeckte den Hinterkopf und schlang sich, als ein Tuch, um den schwachathmenden Busen. Sie sah träumerisch nach Neapel hinüber und nur manchmal, wenn sie das Marktschiff in der Ferne entdeckt zu haben glaubte, loderte das Feuer ihrer Augen auf.

Die Fremden hatten ehrfurchtsvoll einen weiten Raum um sie gelassen: sie bedauerten aufrichtig in ihr eine trauernde Mutter und wollten sie nicht stören. Sie hatte am Morgen, ohne Thränen, aber mit einem milden Aufschrei, ihren Gatten mit dem Särglein, das ihr erstes Kind barg, auf dem Marktschiff fortfahren sehen. Es sollte auf dem protestantischen Kirchhof Neapels beigesetzt werden. Nun erwartete sie Karenner's Heimkehr.

Nach einer Weile trat der Wirth an sie heran und übergab ihr zwei Briefe. Sie nahm sie mechanisch ab, legte sie in ihren Schoß und träumte weiter. Aber es währte nicht lange, so zuckte sie zusammen und eine brennende Röthe färbte ihre Wangen: ihr Blick hatte zufällig die Briefe gestreift und etwas Entsetzliches, die Schriftzüge Otto's, wahrgenommen. Ihre Gedanken verirrten sich und sie verlor die Besinnung.

Als sie sich erholt hatte, ergriff sie den Brief Otto's und steckte ihn rasch in die Tasche. Dann erbrach sie den anderen. Er war von ihrem Vater und enthielt, in wunderlichster Verbin|dung,
iv250 Nichts als Klagen des Gelehrten über die lange Abwesenheit seiner theuren Kinder. Er beschwor Rupertine mit einer Reihe classischer Citata, umgehend der Richtung der Magnetnadel zu folgen und zu ihm zu eilen, »denn«, so schloß er die Epistel, »zu dem Weh der Seele trat seit einigen Tagen körperliches Leiden, das mich befürchten läßt, meine brillante Abhandlung über den endlich gefundenen Zusammenhang des Bilderkranzes auf Wolfgang's etruskischer Vase nicht abschließen zu können.«

Rupertine erschrak heftig und ließ das Blatt fallen. Wolf, der inzwischen gelandet und eben an ihre Seite getreten war, hob es auf. Als Rupertine ihn gewahrte, umschlang sie heftig seinen Hals und die seit Monaten versiechten Thränen quollen, unter der wuchtig auf sie einstürmenden Erinnerung an ihren Vater, an Otto, an das verlorene Kind, reichlich hervor.

Wolf drückte sie freundlich an seine Brust und las den Brief del Fino's. Dann sagte er: »Wenn es dir paßt, Rupa, so wollen wir schon morgen die Heimfahrt antreten. Dein Vater scheint leidend zu sein, aber zu ernstlicher Besorgniß ist wohl kein Grund vorhanden. Du kennst ihn ja noch besser als ich und weißt, wie unerfahren und hülflos er in Allem ist, was nicht in Beziehung zu seinem gelehrten Kram steht. Er wird sich erkältet haben: das wird Alles sein. Beruhige dich, Rupa. Rom müssen wir leider! aufgeben. Ich hätte dich so gern an dieses schönste aller Gräber geführt und seine klare Spiegelung in deinem Geist bewirkt. Dieser Reflex würde die beste Grundlage für das Leben abgegeben haben, das ich mit dir in der Heimath zu führen gedenke. Es soll nicht sein! Beruhige dich, Rupa.«

Er küßte ihre Stirne und strich die Locken ihres prachtvollen Haars zurück, die sich verwirrt hatten.

»Herzliebster Mann«, flüsterte sie, »können wir nicht schon heute abend reisen? Ich werde das bange Gefühl nicht los, daß ich ihn nicht mehr sehe, wenn wir nicht rastlos eilen. Und nimm keine Rücksicht auf mich; ich flehe darum. Wir wollen Tag und Nacht fahren.«

»Beruhige dich nur, Rupa«, antwortete er mild. »Ich bin fest überzeugt, daß dir deine Phantasie wieder einen bösen Streich spielt. Indessen, wir wollen uns Nichts vorzuwerfen

haben. Richte Alles her; ich werde den Wagen auf 6 Uhr bestellen.«

Sie drückte fest seine Hand und eilte fort.

Karenner folgte ihr mit trüben Blicken. Dann setzte er sich auf einen Sessel und stützte müde den Kopf mit der Hand. Er war auffällig gealtert. Das Haupthaar durchzogen überall silberne Fäden; an den Schläfen war es völlig ergraut. Und auch |
iv251 sein langer dichter Vollbart zeigte hier und da den Schein der Sorge.

Nach kurzer Ruhe stand er auf und traf die nöthigen Vorbereitungen zur Abreise.

8

Als Rupertine auf ihrem Zimmer angekommen war, erbrach sie mit zitternder Hand den Brief Otto's und las:

»Ich werde keine Klage in diesem Brief laut werden lassen: dies wäre meiner unwürdig; *auch belebt mich die Hoffnung*. Aber wie muß ich vor dir erscheinen. Meinen Antheil an dem entsetzlichen Unglück, das vernichtend, mit eisernen Händen, in unser Leben gegriffen hat, werde ich schonungslos bloßlegen: er wird verschwinden vor der grausamen Wirksamkeit der uns feindselig gestimmten, von unser Macht unabhängigen, höchsten Gewalt.

Die in den letzten Tagen unseres Verkehrs hervorgetretenen großen Meinungsverschiedenheiten und die an ihnen sich offenbarende wilde Heftigkeit unserer Character stimmten mich besorgt. Sie *ergänzten* meine Erkenntniß deines Wesens, und diese vollständige Erkenntniß, verbunden mit der klaren, schon längst gewonnenen *Selbst*erkenntniß, zeigte mir eine gewitterschwüle Zukunft. Ich übertrieb, wie ich jetzt deutlich einsehe. Damals aber durchwachte ich ruhlos die Nächte und irrte betäubt umher. Verstärkt durch die Sorgen und den unausrottbaren Trieb nach Freiheit in mir. Die Freiheit gehört zu meiner Existenz, sie ist eine Lebensbedingung für mich. Aber nie, nie, Rupa, ich schwöre es bei dem für mich Heiligsten: bei meiner Liebe zu Dir, *nie* dachte ich auch nur für einen Augenblick an einen Bruch unseres Verhältnisses. Ich habe viele Fehler; ich bin oft ungerecht; aber ich bin ehrlich.

Mein fieberhafter Zustand verlangte gebieterisch eine Herabstimmung. Das einzige Mittel dafür war ein kurzer Wechsel der Atmosphäre. Der Brief eines Freundes, worin ich um eine Zusammenkunft in Baden-Baden gebeten wurde, ließ mich schnell zu einem Entschluß kommen. Ich reiste ab. Ich habe mir hier vorzuwerfen und werde mir immer und immer vorwerfen: daß ich Dir nicht geschrieben habe. Ich folgte dem verführerischen Wahne, die abschiedslose Entfernung würde Dich meinem Character gefügiger machen. Du siehst: ich bin sehr offen. Keine Falte meines Herzens soll Dir verheimlicht werden. Ich verweilte mit Köhler zwei Tage in Baden-Baden. Dann ging ich mit ihm nach Stuttgart und hierauf allein nach Luzern. Ich hatte |
iv252 mir vorgenommen, im Ganzen höchstens 8 bis 10 Tage abwesend zu bleiben. In Luzern wurde ich unschlüssig, wohin ich die Schritte lenken sollte. Ich entschied mich für Tyrol.

Auf dem Wege von Bregenz nach Feldkirch lockte mich eine seltene Alpenblume. Ich wollte sie für dich brechen, und der kindische Gedanke, daß die mit dem Abpflücken verbundene Gefahr, der Blume einen hohen Werth in Deinen Augen geben würde, bestimmte mich, am steilen Abhang vorsichtig hinab zu klettern. Aber noch hatte ich die Blume nicht erreicht als ich ausglitt und trotz übermenschlicher Anstrengung und instinktiver, also sicherster Benutzung alles dessen, was mich hätte aufhalten können, über den Abhang rutschte und dann in rasender Geschwindigkeit einen sehr steilen, fast senkrechten, Felsrand entlang, hinabstürzte. –

Was ich jetzt erzählen werde, das hat man mir erst erzählen müssen. Ein Jäger hob mich auf, nachdem ich eine ganze Nacht und einen ganzen Tag im Thal gelegen hatte. Er trug mich nach Hohenems und übergab mich seiner Familie. Man fand in meinen Reisetaschen und in meinen Kleidern Nichts, was über meine Person nähere Auskunft hätte geben können; denn was sollte man aus meinen Visitenkarten entnehmen? Dagegen fand man ungefähr 2000 Thaler in meiner Brieftasche – (Du weißt, daß ich liebe, viel Geld stets bei mir zu tragen) – und diese Summe sicherte mir die sorgsamste Pflege bei den grundehrlichen, aber ihren Vortheil nie aus den Augen verlierenden Menschen. Der Doctor des Fleckens berief sofort

telegraphisch aus Lindau und St. Gallen ein Colleg von Ärzten, und ihren sicheren Händen gelangen schwierige Operationen. Mein Schädel hatte mehrere Fracturen, die Kopfhaut war entzündet und das Gehirn lebensgefährlich erschüttert. Außerdem war mein linker Arm gebrochen. Ich lag vier Monate ohne Bewußtseyn in einem theils fieberhaften, theils vollkommen lethargischen Zustande.

Als ich mich zum ersten Mal wieder auf mich selbst besinnen konnte, schwirrte Alles chaotisch in meinem Gehirn durcheinander. Nur allmälig gelangte ich zu einem zusammenhängenderen Denken. Aber es ist zu merkwürdig: in meinem Gedächtnisse waren ganze Perioden meines Lebens wie spurlos ausgewischt. Ich fühlte nur, wie etwas in mir ängstlich, aber vergeblich, nach der Erhebung in's helle Licht des Bewußtseyns rang. Erst als der Weihnachtsbaum angezündet wurde, gelangte wieder die ganze Vergangenheit in meinen Besitz. Die Erinnerung an die letzte, mit dir verbrachte köstliche Weihnacht muß, ähnlich einer electrischen Vereinigung, die seither umsonst erstrebte Verbindung von Herz und Kopf bewerkstel|ligt
iv253 haben: da standst du greifbar vor mir in Deiner herrlichen, wunderbaren Schönheit. Das Bild machte mich ohnmächtig.

Aber nun begann in der geheimen Werkstatt des Leibes das rührigste Leben. Wie ein Ruf des Meisters die Hände der Gesellen befeuert, so hatte Dein Bild alle heilenden Kräfte in mir zu verdoppelter Thätigkeit angespornt. Nach 8 Tagen trat ich die Heimreise an. Wohl beschwor mich der Arzt, noch zu bleiben: ich frevelte, in der strengen Jahreszeit zu reisen; aber mich konnte Nichts halten. Förmlich in Wolle verpackt, fuhr ich ab.

Es stiegen zwar während der Fahrt hier und da dunkle Pünktchen von mir auf; aber die Grundstimmung meiner Seele war Heiterkeit, Hoffnung, Vorgefühl eines fröhlichen Wiedersehens: in diesem lichtvollen Äther verschwand alles Trübe und Ängstliche.

In Weinheim trat plötzlich Oehlmann in das Coupé. Als er mich gewahrte, wurde er blaß, als habe er ein Gespenst gesehen. Ich werde nie den komischen Eindruck vergessen, den sein Entsetzen auf mich hervorbrachte. Endlich fand er die Sprache wieder. Ich übergehe den Anfang unserer Conversation, der unwesentlich ist, und verweile bei seiner vernichtenden Antwort auf meine Frage nach Dir, daß Du die Frau Wolfgang's seist und in Italien lebtest. –

Was in mir vorging, spottet jeder Beschreibung. Ich wollte die Thüre öffnen und mich auf die Schienen werfen; aber ich war jeder Bewegung unfähig.

Da belebte mich die Hoffnung. In raschem Denken combinirte ich aus dem Stegreif die Vorgänge meiner Abwesenheit, und ich *hoffte*. Ich habe seitdem oft versucht, die Vorgänge anders zu verketten und zu montiren, aber immer kam ich wieder auf die erste Combination zurück, und immer wieder schwelgte ich in der köstlichen Labung, die sie meinem nach Dir durstigen Herzen giebt.

Ich bat Otto Oehlmann, mir ein Billet nach Frankfurt zu kaufen und mein Gepäck zu besorgen. Wie hätte ich in X aussteigen können? So kam ich nach Frankfurt, wo ich noch in der Familie meiner Cousine verweile: leidend und sehr schwach.

O, Rupa! Was soll ich noch sagen? Lege diesen Brief Wolf vor: er mag entscheiden!

Ich zähle die Augenblicke bis zum Eintreffen Eurer Antwort. Habt Erbarmen mit mir.«

Rupertine las den Brief noch einmal. Als sie zu Ende war, faltete sie ihn sorgfältig zusammen und steckte ihn zu sich. Kein Zug in ihrem Gesicht verrieth irgend eine Aufregung; nur ein flüchtiges mattes Lächeln belebte einen Moment ihre Lip|pen.
iv254 Sie fuhr mehrmals mit der Hand über die blasse Stirn und murmelte: »Du warst mir also treu, Otto.«

Sie trat zu ihren Sachen und machte sich ruhig reisefertig.

9

Wolfgang und Rupertine eilten in die Heimath, ohne sich unterwegs mehr als die unbedingt nothwendige Erholung zu gönnen. Sie kamen nach 5 Tagen an und fanden den Vater im besten Wohlseyn. Wie Wolf richtig vermuthet hatte, war das Leiden nur ein Schnupfen gewesen. Das körperliche Mißbehagen hatte, unter dem Einflusse der Sehnsucht nach seinen Kindern, Todesahnungen in ihm erzeugt, die sich als reiner Trug erwiesen. –

Rupertine hielt tiefbefriedigt ihren Einzug in Karenner's freundliche Häuslichkeit.

Und noch am Abend desselben Tages schrieb sie an Otto:

»Du hast Recht Otto: Dein Antheil an unserem Verhängniß ist verschwindend vor dem des Schicksals. Ich habe Dir nichts zu verzeihen. Auch werde ich, wie Du, *nicht klagen*.

Ein unaussprechliches Glück hat mir Dein Brief gegeben: Die Gewißheit, daß Du mir treu warst und mich liebst. (Daß Du lebtest, ahnte ich, wußte ich). Ein Stachel ist mir dadurch aus dem Herzen gezogen worden, der es unaufhörlich bluten ließ. Für diese Veränderung preise ich Gott. Das ist aber auch die einzige Veränderung, die Dein Brief hervorbringen konnte: *Meine Verbindung mit Wolf ist unauflöslich.*

Er hat mich vom Tode errettet, und seine treue feste Hand lasse ich nicht mehr los. Meine Ehe muß in makelloser Reinheit verlaufen.

Doch würdest Du irren, wenn Du deßwegen meintest: ich liebte ihn und liebte Dich nicht mehr. Was ich für ihn empfinde und was für Dich, sind so grundverschiedene Gefühle, daß sie niemals miteinander verwechselt werden können: *Es ist Alles so geblieben, wie vor unserer Ehe;* nur die Scenerie ist eine andere geworden. Doch ist dies nicht ganz richtig. Meine Freundschaft für Wolf hat eine Steigerung erfahren, so zwar, daß ich vor dem edlen Manne knieen möchte; und meine Liebe zu Dir ist eine andere geworden, weil der Boden, in dem sie wurzelt, ein anderer geworden ist. Es ist etwas in mir gebunden worden, woraus ich keine Nahrung mehr ziehen kann: dies hat die Farbe ihrer Blüthe verändert. Aber sie ist noch Liebe: für Zeit und Ewigkeit die Seelen vereinende Liebe.

iv255 Dies Alles hat Mauern zwischen uns aufgerichtet, die nicht einzureißen, nicht zu übersteigen sind. Wie ich schon sagte: die Scenerie hat sich total geändert, und wir tragen Ketten des Zartgefühls, die nicht zu zerbrechen sind. Aber diese Ketten drücken mich nicht; auch hoffe ich, daß sie mich nie drücken werden: Gott wird barmherzig sein.

Und damit ich nach allen Seiten die Verhältnisse beleuchte: wäre in mir kein Hinderniß, wäre in Wolf keines, so würde doch das *äußere* Hinderniß, das mein Vater in unsere Bahn wirft, jede Verschiebung der Culissen unmöglich machen. Ich habe einmal lügen *müssen;* ich *kann* nicht mehr lügen.

Ich lege Deinen Brief erst mit diesem Schreiben Wolf vor. Ich werde ihn jedoch nicht eher meinen Brief lesen lassen, als bis *er,* Deinem Wunsche gemäß, entschieden hat. Doch wird diese formale Behandlung der Angelegenheit die Entscheidung, die ich im voraus kenne, nicht beeinflußen.«

Als sie geendigt hatte, ging sie in die Küche, wo Wolfgang's Haushälterin, die schon 30 Jahre in der Familie diente, sie freudestrahlend empfing. Sie drückte der Alten herzlich die Hand und sagte: »Gute Hanne, wir wollen es unserem Wolf recht behaglich machen. Natürlich brauchst *Du* zu diesem Zwecke nur deine gewissenhafte Thätigkeit fortzusetzen; auch werde ich dich in keiner Weise beschränken. Ich beabsichtige nur, dir eine kleine Last abzunehmen, damit ich nicht ein reines Prinzessinnenleben führe, wozu mich Wolfgang verurtheilen will. Ich werde von heute an den Tisch decken.«

»Ach, gnädige Frau«, antwortete Hanne, helle Thränen mit der Schürze abwischend, »wie ich mich freue, daß Sie zu uns gekommen sind. Ich kann es Ihnen gar nicht sagen. Das einsame Leben taugte Nichts für den jungen Herrn; ich hab' es dem jungen Herrn tausendmal gesagt, aber er lachte mich immer aus. Ach, gnädige Frau, das muß ja Alles jetzt herrlich werden.«

Rupertine drückte ihr mehrmals die Hand und bat sie dann um ihre Begleitung auf einem Gange durch das Haus. Nachdem sich Rupertine orientirt hatte, ging sie in das Speisezimmer, das neben der Bibliothek lag und bereitete den Theetisch. Sie war gerade fertig und warf eben einen letzten Blick auf ihr kunstsinniges Werk, als Wolf in die offene Thür trat. Sie stand mit dem Rücken gegen diese und bemerkte ihn daher nicht. Sein ernstes Gesicht hellte sich auf, und er seufzte schwer; aber es war ein Seufzer der Erleichterung: es war ihm, als wäre von seinem Herzen eine Centnerlast fortgenommen worden. Ruper|tine
iv256 wandte sich erschreckt um und sah ihn in holder Verlegenheit an.

Da eilte er rasch auf sie zu und schloß sie in sein Arme. »O Rupertine«, sagte er heiter, »du

bist ja eine wahre Zauberin: Das sind die Teller und Löffel und Tassen, die ich immer hatte, und doch sieht das Alles ganz anders aus.« »Ja«, rief er plötzlich aus, indem sie Arm in Arm um den Tisch herumgingen, »ja, aber der Blumenstrauß fehlte ... und der Kessel mit der blauen Spiritusflamme war nicht da...« Und sie mit Innigkeit ansehend, sagte er: »Rupa, mir ist sehr wohl.«

Auch in ihr war ein leichter Frühlingshauch über die starren Rinden gezogen, die das Unglück um ihre Seele herum gebildet hatte, und die innere Wärme färbte ihre Wangen und Lippen. Sie lächelte ihn glücklich an und umschloß seinen Arm fester mit beiden Händen.

Sie setzten sich und unterhielten sich, während der Mahlzeit, zwanglos: zuerst über den Vater, dann über Reiseerlebnisse, die jetzt zum ersten Male besprochen wurden.

Sie gingen dann in die Bibliothek und blätterten zusammen in den kostbaren Kunstwerken, die einen Theil des großen, in der Mitte des Zimmers stehenden Tisch bedeckten.

Nach einer Weile lehnte sich Rupertine in ihren Sessel zurück und sagte: »Ich habe dir eine Mittheilung zu machen, Wolf. Entschuldige nur, daß ich sie erst heute mache. Es war nicht anders möglich«. Sie zog hierbei ein Cuvert aus der Tasche und entnahm daraus den Brief Otto's. »Otto lebt. Ich habe mich nicht getäuscht.«

»Otto lebt!? ... O Gott sei Dank!« rief Karenner in freudiger Aufwallung. Die unerwartete Nachricht erfüllte nur mit der nackten Thatsache sein Bewußtseyn, und kein Nebengedanke kam in ihm auf. Rasch ergriff er den Brief und vertiefte sich in seinen Inhalt.

Während des Lesens drückte sich tiefe Trauer in seinen Zügen aus und finster zogen sich die Augenbrauen zusammen. Er ließ das Blatt sinken und sah nachdenklich zu Boden.

Rupertine verfolgte seine Bewegungen mit Spannung, brach aber nicht das Schweigen. Endlich stand Karenner auf und sagte ruhig, Rupertine den Brief zurückgebend: »*Du* hast zu entscheiden, Rupa. Eine Scheidung würde mir zwar in mehr als einer Beziehung wehthun, *sehr wehthun,* aber diese schmerzlichen Folgen wiegen federleicht, wenn ich an das Unglück denke, das aus einer Ehe, wie die uns'rige ist und *bleiben muß* – er betonte diese Worte sehr ernst –, *dir* und auch *mir* erwachsen *kann*. Es handelt sich jetzt um *dein Glück*. In deiner Erwägung |
iv257 berücksichtige nur eine einzige Bestimmung meinerseits. Es ist diese: eine Scheidung könnte ich *jetzt* ertragen, *später* kaum, fast möchte ich mit Sicherheit sagen: *später nicht mehr.«*

Sie übergab ihm, als Antwort, ohne sich zu besinnen, ihren Brief an Otto.

Wolf las ihn aufmerksam.

Als er zu Ende war, warf sich Rupertine an seine Brust und sagte energisch: »Ich *kann* und *will* keine andere Entscheidung treffen.«

Wolf umfaßte ihre beiden Hände und sie fest anblickend, versetzte er: »So schließen wir noch einmal den Bund für's Leben. Bleibe mir treu, wie ich dir treu bleiben werde.« Sie antwortete nicht, aber der Druck ihrer Hände besiegelte den Bund.

Karenner schrieb hierauf unter den Brief Rupertines:

»Die Nachricht, daß Du lebst, hat mich mit der reinsten Freude erfüllt. Nur besorgt um Dein und Rupertines Glück, habe ich abgelehnt, eine Entscheidung zu treffen und ihr die volle Actionsfreiheit gegeben. Sie will mich nicht verlassen. Sei standhaft!«

10

Waren es freundliche Schutzgeister der Liebe, oder Dämonen in geraubten Hüllen der Anmuth und des Liebreizes, die Rupertine umschwebten, als sie den sonnbeglänzten Weg der Liebe verachtete und Karenner's treue Hand von Neuem ergriff? Ruht sie geborgen an seiner starken Brust, oder wird sie ein Wirbelwind ergreifen und hinausstoßen in Nacht und Wildniß? Hat sie Leid oder Glück gewählt?

Unsere Bahnen sind alle dunkel, und Eines wissen wir nur, woran wir aber selten denken, daß jede in einem Grabe endet.

Wohl hatte Karenner, durch seine edle aufopfernde That, das blühende Mädchen vom sicheren Untergange errettet, aber sie hatte in den gähnenden Abgrund mit dem Bewußtseyn gesehen, daß sie hinunter *müsse.* Und *lange* hatte sie hineingestarrt, und *lange* hatte unbeweglich, wie ein spähender Adler in den Lüften, der Gedanke über ihrer Seele geschwebt:

Du mußt hinunter. Es war ihre Natur eine andere in dem Sinne geworden, daß sich Erstarrung auf ihren Lebensmuth gelegt und Betäubung den Dämon in ihrer Brust ergriffen hatte. Sie hatte in der Umarmung des Tods gelegen: des Reinigers, des Erlösers, des Engels mit den schwankenden Gesichtszügen und unergründlichen Sphinxaugen; und wer einmal in diese geblickt hat, nachdem |
iv258 das Thier in ihm tobend seine Kraft vergeudet hat und ohnmächtig zusammengesunken ist, der wendet sich nicht mehr als der Selbe zum Licht der Sonne zurück.

Das Wort, das Wolf ihr zurief in jener für sie entsetzlichen Stunde, als er um ihre Hand anhielt, das freundliche Wort mit dem tiefen Sinne: »*Du* bringst das Opfer«, stellte klar heraus, was die blutende Seele erfüllte. Sie hatte abgeschlossen mit dem Leben und das trunkene Auge der Geistes in goldene Fernen vertieft voll Ruhe und Seligkeit. Mit tiefem Widerstreben sah sie sich zurückgeführt in das bunte ruhlose Treiben. Aber sie *mußte.* Schmerzlich empfand sie den Zwang der Verhältnisse und dankte ihrem Retter nicht. Hätte sie danken sollen, so würde ihr Geist kalt gedankt haben, während das Herz zornig erbebt wäre.

Aber sie brauchte nicht zu danken: das wußte sie. Mit dem ganzen Zartgefühl seiner von Menschen und Sachen fast abgelösten Individualität, die nur in seiner Liebe zur *Menschheit* erglühte, und deßhalb den *Einzelnen*, die in den Augen der Kinder dieser Welt *schwersten* Opfer (allerdings noch nach einem Kampfe, aber doch verhältnißmäßig leicht) bringen konnte, hatte Wolf seine Braut auf die Arme gehoben und über alle spitzigen Hindernisse getragen. Es fand keinerlei Erklärung zwischen ihnen statt, und die Folgen seiner Werbung um Rupertine verliefen regelmäßig und glatt nach seiner sorgsam durchdachten und feinsinnigen Anordnung.

Rupertine ließ sich führen und leiten wie ein Kind. Das früher so bewegliche, heftige, leidenschaftliche Wesen ging, wie eine Nachtwandlerin, traumbefangen an Wolf's Seite. Keine Aufwallung mehr, kein Ausbruch. So führte er sie zum Altar, und so führte er sie über die Alpen nach Italien und in die Heimath zurück.

Nun hatten sie den Bund erneuert, weil Rupertine *mußte;* denn, wie sie treffend an Otto geschrieben hatte: es war etwas in ihr gebunden worden, woraus ihre Liebe zu ihm keine Nahrung mehr ziehen konnte; das hatte die Farbe der Blüthe verändert. Anderseits wollte sie Ruhe, nur Ruhe, die bei Otto nicht zu finden war.

Aber nun war auch der Entschluß zu einer neuen Entwicklung gegeben: Das stille traute Heim Karenner's hatte erwärmend über Rupertines Herz gehaucht.

Die verharrende Lawine soll auf das Thauen weniger Schneeflocken zurückzuführen sein: sie liegt gleichsam virtuell in der Handvoll geschmolzenem Schnee. So hatte auch in Rupertine ein neues Leben sich angekündigt: leise, mit geheim|nißvoller
iv259 Regung. Aber nicht jeder auf den Alpen sich bildende Schneeball *muß* eine Lawine erzeugen. –

[11-20]

iv259u

11

Mehrere Monate waren seitdem vergangen. Die schönen anmuthigen Hügel der Bergstraße schimmerten im jungen Grün der Waldbäume und Rebstöcke, und auf der weiten, herrlichen Rheinebene brütete mit warmem Eifer das goldene Sonnenlicht. Dunkle Wolkenschatten glitten über die Gegend und brachten jenes reizvolle, im Frühling so häufige, fliehende Nebeneinander von sonnbeglänzten und düsterern Landschaftsbildern hervor. –

Rupertine stand in blaßviolettem Seidenkleid auf der Terrasse, die sich am Ende des Gartenzauns, rechts erhob und spähte aufmerksam in die Tiefe der Landstraße. Als sich immer und immer nichts zeigen wollte, wurde sie ungeduldig: sie stampfte mit den Füßchen und klopfte mit dem Sonnenschirm auf die Platten der Seitenmauern, während ihre Züge einen unmuthsvollen Ausdruck annahmen. Endlich zeigte sich in der Ferne, was sie suchte. Rasch eilte sie von der Terrasse herab und flog, glücklich lächelnd, Karenner entgegen, der auf seiner Fuchsstute in kurzem Galopp heransprengte.

Er parirte gewandt das über und über mit Schweiß bedeckte schöne Thier und reichte seiner Frau förmlich die Hand. Rupertine drückte sie leidenschaftlich und sagte, während sie den Hals des Pferdes zärtlich strich, mit leichtem Vorwurf im Ton: »Wie du lange ausgeblieben bist, Wolfgang.«

»Ich bitte tausendmal um Vergebung, Rupa«, antwortete Karenner, sich ritterlich verbeugend, »es ging nicht anders. Du machst dir keinen Begriff von der unermüdlichen Kraft, die in der Stute steckt. Sie hatte zwei Tage gestanden, und da war der Teufel los. Ich habe sie gehörig auf dem Cirkel bearbeiten müssen, bis sie mir wieder willig in der Hand lag. Einem anderen wäre es kaum gelungen.«

Die Stute prustete heftig und nickte ungeduldig mit dem Kopfe, während sie zärtlich mit dem rechten Huf den Staub der Straße aufwühlte. Ihre Augen zeigten dabei ein grünes tückisches Licht.

»Sie blutet ja«, sagte Rupertine mitleidig ... »du Böser!« Sie drohte dabei mit dem Finger.

»O«, meinte Karenner, »das hat Nichts zu sagen. Der Sporn wird eine Ader geritzt haben. Ich mußte eben die Eisen gebrauchen: sie war zu unbändig; sie wollte mich sogar abwerfen.« |
iv260 »Aber«, fügte er, herzlich lachend hinzu, »sie glaubte selbst nicht an Erfolg.« Er klopfte ihr auf den Hals und ließ sie einen kleinen Schritt vorwärts machen.

Rupertine weidete sich an dem Bild der Kraft, das Wolfgang darbot. Ihr Herz fing hastig an zu pochen, und tief verschleiert blickte die Sehnsucht aus ihren Augen.

»Du wirst mich noch zu einer jungen Witwe machen«, sagte sie mit bebender Stimme; und indem sie mit dem Rücken der Hand dem Pferde einen leichten Schlag gab, fuhr sie fort: »Schaffe das böse Thier ab; ich hasse es. Warum willst du dir keinen Schimmel kaufen? Die Schimmel sind viel schöner und bessere Thiere als die Füchse.«

Karenner lachte behaglich. Er drückte die Stute vor und ritt eine kunstvolle, wie abgezirkelte, Volte um Rupertine herum, die er sich als Mittelpunkt dachte. Dann setze er sich plötzlich schwer nach hinten in den Sattel und legte die Schenkel, bei mäßiger Zügelfreiheit, fest an. Die Stute schoß Blitze aus den Augen. Sie stellte sich auf die Hinterbeine und hob die Vorderfüße dicht vor Rupertine empor. Diese schrie leicht auf und flüchtete an das Gartenthor.

Inzwischen war der Reitknecht herbeigeeilt. Wolf stieg rasch ab und übergab ihm das Pferd. Dann näherte er sich Rupertine und legte seinen Arm um ihre Taille.

»Du bist grausam, Wolf«, versetzte sie schmollend. »Wie du mich erschreckt hast! Ich leide wirklich nicht mehr, daß du die Stute besteigst. Du brichst einmal den Hals.«

»Sei nur ganz ruhig, Rupa«, antwortete er beruhigend. *»Eine* Kunst verstehe ich von Grund aus, und das ist die Reitkunst. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß ich nicht fallen kann; aber dies ist sehr unwahrscheinlich. Übrigens bricht man den Hals nicht so leicht ...« »Siehst du, Rupa«, fuhr er nach einer kurzen Pause fort, »es giebt keine schönere Bewegung als die mit einem lebhaften Pferde. Soll ich offen sein, so bildet meine Militärzeit meine schönste

Erinnerung; denn ist es schon ein entzückender Genuß, gleichsam mit dem Wind um die Wette, als einzelner Reiter über eine weite Fläche zu fliegen, so hält er doch einen Vergleich nicht aus mit der Wonne, die dich als Glied eines attaquirenden Regiments erfüllt. O, wenn wir, in allmälig zunehmendem Tempo, im langen gestreckten Galopp angelangt waren und nun fanfaro! Marsch! Marsch! geblasen wurde und wir mit den Lanzen in die Auslage gingen – wie siedete da mein Blut, wie athmete ich da, unter dem Druck der Luft, in seliger Beklommenheit. Auch versäumte ich selten, nach links und rechts zu schielen und mich zu weiden an den |

iv261 Gesichtern unserer frischen deutschen Bauernjungen. Eine Steigerung erfuhr der Genuß durch die offenbare Gefahr. Es kommt zwar selten ein Unglück vor, aber das Todtenhemd hat doch Jeder an.«

Rupertine war seiner Beschreibung mit verhaltenem Athem gefolgt. Sie sog gleichsam die Worte von seinen Lippen und drückte erregt seinen Arm. Wolf sah sie an, und es war ihm, als hätte sein Herz eine Stichwunde erhalten.

Was war das im Auge Rupertines?

Die Sehnsucht hatte alle ihre Schleier fallen lassen und Wolfgang sah eine rauchumwogte verzehrende Flamme.

Mit Mühe errang er sich wieder Fassung und sagte herabstimmend in leichtem, gleichgültigem Ton: »Es war eine schöne Zeit; aber Gott sei dank! sie ist vorüber. So lange man das Gesetz nicht kennt, wonach jede Bewegung in der Welt sich vollzieht, so lange ist man ein Kind. Ist es aber erkannt, so schwindet jede Illusion und man sehnt sich nach dem Ziel aller Bewegung, nach der Bewegungslosigkeit, das heißt: dem Frieden.«

Von Rupertines Lippen zuckte es schmerzlich, ihre Lider senkten sich schwer herab.

»Indessen«, rief sie nach kurzer Pause mit einem leichten Anflug von Spott, »empfindet noch immer der nüchterne Herr Philosoph die Wonne der Bewegung! Hast du nicht selbst vorhin gesagt, daß es eine entzückende Lust sei, über eine weite Fläche Carrière zu reiten?«

»Gewiß!« antwortete Wolfgang; »aber ich versage mir diesen Genuß.« Und lächelnd fügte er hinzu: »Ich will offen sein, Rupa: weniger versage ich mir die Freude aus Furcht vor Aufregung, als aus Sparsamkeit.« ... »Ja, ja, aus Sparsamkeit«, wiederholte er, »und brauchst du mich nicht so ungläubig und schalkhaft anzusehen. Es klingt sonderbar, ist aber durch und durch wahr: Es ist ein großer Unterschied, selbst für einen tollen Verschwender, ob man ein eigenes, oder ein königliches Dienstpferd zwischen den Beinen hat. Bei der Cavallerie gilt das Wort: 'Im Stall ist ein Pferd Millionen werth, im Freien keinen rothen Heller.' Auch kannst du täglich sehen, wie jeder Cavallerist, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, mit rührender Unverdrossenheit sich tausendmal bückt, um einen Strohhalm oder ein Heubüschelchen für sein Pferd aufzuheben, während er draußen unerbittlich die höchste Kraftentfaltung von seinem Thier verlangt. Noch klingen mir die Worte unseres vortrefflichen Wachtmeisters Buchholz im Ohr, die er nicht müde wurde beim Reitunterricht anzubringen: 'Wenn wir rei|ten,

iv262 reiten wir. Parirt die Bestie nicht, so stecht ihr sie mit den Sporen todt, und gleich wird euch eine andere aus dem Stall geholt.' Es muß eben so sein, wenn die Cavalleria kein Paradespielzeug, sondern ein tüchtiges Culturwerkzeug sein soll. Für das Trauerspiel zahlen wir Steuern, nicht für die Comödien, die man vor gähnenden Prinzen und Prinzessinnen ausführt. Ganz anders der Privatmann. Meine Fuchsstute kostet 180 Louis d'or.«

Rupertine lachte hell auf.

»Deßhalb«, fuhr Wolfgang fort, »wollest du mich auch entschuldigen, wenn ich dich jetzt verlasse. Friedrich ist ein braver Kerl, aber ›das Beßre ist das Kind des Guten‹. Das werthvolle Thier muß vollkommen trocken abgerieben werden, wenn es sich nicht erkälten soll. Ich werde selbst Hand anlegen.«

Er ging und Rupertine sah ihm in seltsamer Erregung nach, bis er im Stall verschwunden war.

12

Seit dieser Unterhaltung war ein schlimmer Geist durch das Schlüsselloch in die

verborgene friedvolle Villa gehuscht. Geräuschlos durchging er alle Zimmer und verstreute sein feines Gift. Noch wagte er nicht offen hervorzutreten, noch war seine Büchse bis oben gefüllt; aber schon wurde die Luft drückend und schwül.

Die Leidenschaft, welche Karenner in Rupertines Augen mit Erschrecken wahrgenommen hatte, verfolgte ihn im Wachen und im Traum. Anfänglich wiegte er sich im Wahn, er habe sich getäuscht; aber Rupertine zerstörte bald den Wahn. Sie offenbarte mit jedem Tage unverhüllter, daß mit der Alles glättenden Zeit, durch die schmeichelnde Gewohnheit, die Ruhe und große Sicherheit ihrer Existenz ihr Dämon aus seiner Lethargie erwacht war und sich in den nicht so fahlen, bleichen Lippen jetzt wieder schwellend an das Leben festgehängt hatte. Als letzte Wirkung ihres Gangs durch die Hölle zeigte sich das ernste aufrichtige Bemühen, womit sie ihrer Leidenschaft Herr zu werden versuchte. Sie kämpfte dunkle Kämpfe mit ihrem Dämon und litt unsäglich. Aber nach jedem Siege des Geistes erhob er trotziger das Haupt und stellte sich frecher vor sie hin, während sie immer kraftloser und ängstlicher wurde.

Karenner sann und sann, wie er den Sturm beschwören könne, der immer näher rückte. Schon in Italien hatte der erfahrene, kluge Mann sorgsam die Lebensweise erwogen, die er mit seiner Frau führen müsse, wenn die Grundlagen ihrer Ehe, die für |
iv263 *ihn* nothwendigen, zu *seiner* Existenz gehörigen, nicht verschoben werden sollten. Er hatte richtig erkannt, daß er seine Hebel am hochgebildeten Geist der genialen Frau einsetzen müsse. Und so hatte er sie, gleich nach der Rückkehr, in die keuschen Kreise seiner strengen Gedankenarbeit eingeführt, nicht als Mitarbeiterin, sondern einstweilen vorsichtig als Gast, in dem er erst Lust zur Auflösung schwieriger wissenschaftlicher Probleme und Sehnsucht nach Schaffensfreude erwecken wollte. Er hatte ferner ihr bedeutendes musikalisches Talent befeuert und sie, unter dem Vorwand seiner großen Vorliebe für die ältere Musik, veranlaßt, sich in das Studium der altitalienischen Kirchenmusik und der gesunden, klaren, kräftigen Werke Bach's zu vertiefen. Seine Berechnung hatte ihn nicht betrogen. Immer mehr schliff sich der kostbare Edelstein in dem prachtvoll geformten Gehäuse ab und erfreute Wolfgang mit seiner tausendfarbigen intensiven Spiegelung und Rückstrahlung der Flammensäule, die der Menschheit voranleuchtet. Das Schlummern als Zustand des Dämons in Rupertine gestattete, daß die köstlichen Speisen, die sie sich gegenseitig auftrugen, rein und unbesudelt von Begierde blieben.

Nun aber war, wie über Nacht, die Leidenschaft in den stillen Kreis ihrer Wirksamkeit getreten und rückte Alles von seinem Platze. Karenner sah den Kampf Rupertines mit ihr und bemerkte schmerzlich den Zwang, den sein Inneres instinktiv seinem Begehren gegen das liebenswürdige Wesen gab. Er sann und sann, wie er den gefährlichen, unbequemen Eindringling verscheuchen könne, und nachdem er alle Mittel, die ihm das angestrengteste Nachdenken zeigte, verwerfen mußte, auch das eines kühleren und seltenen Verkehrs mit ihr, wogegen sich mit aller Macht sein Zartgefühl auflehnte, entschied er sich dafür mit verdoppeltem Eifer auf das Reine in ihr: auf ihren Verstand einzuwirken. War sein Bestreben seither gewesen, Rupertine mit einer Fülle entwaffnender und fesselnder Thatsachen auf dem weiten Felde der modernen Naturwissenschaften bekannt zu machen, so wollte er jetzt das Einzelne zusammenfassen und sie auf den frühsten Gipfel der Wissenschaft stellen, von wo aus selbst die Kunst und ihre reinen Freuden nur als eine Stufe für den aufwärts strebenden Geist sich zeigt. Er verhehlte sich dabei keineswegs, daß das Mittel keinen Erfolg erzielen könne; ja, er mußte sich bekennen, daß dies sehr wahrscheinlich sei; aber er sah keinen anderen Ausweg und verließ sich resignirt auf das, was die Tage ohne unser Zuthun bringen.

Dieses Vertrauen auf den außer unserer Macht liegenden Factor des Menschenschicksals, dessen Eingreifen man so gern |
iv264 auf einen weisheitsvollen Plan zurückführt, wurde merkwürdigerweise nicht getäuscht. Noch überlegte Wolfgang, wie er seinen Entschluß am besten in's Worth setzen werde, als von außen die reife Crisis beschlossen und ihr Ausbruch vorläufig verhindert wurde.

Der alte del Fino erkrankte schwer. Er hatte sich ein Fieber zugezogen, welches sich bald als Typhus enthüllte. Rupertine, vollkommen fassungslos und in beklagenswerthestem

Zustand, siedelte in das Elternhaus über und wich weder bei Tag, noch bei Nacht, vom Bette ihres Vaters, an dem sie mit der innigsten kindlichen Liebe hing. Sie hatte nicht das geringste Geschick zu einer Krankenpflegerin, aber sie ließ sich durch Nichts aus dem Zimmer des Vaters locken. Wolfgang sah ein, daß weder in Güte, noch mit Strenge, irgend etwas bei ihr auszurichten sei und ließ sie gewähren, nachdem er dafür gesorgt hatte, daß die eigentliche Pflege des Kranken in sicheren Händen lag, die das wohlgemeinte, aber selten richtige Eingreifen der Tochter unschädlich machten.

Aber der Tod des Gelehrten war durch keine Aufmerksamkeit und keine ärztliche Kunst zu verhindern. Am 11ten Tage, nachdem er sich hingelegt hatte, drückte ihm Karenner die Augen zu.

Rupertine gebärdete sich wie eine Wahnsinnige. Mit entsetzlicher Deutlichkeit zeigte sich die Heftigkeit ihres Characters und ihre Unfähigkeit zu leiden. Die physische Ermattung war die einzige Grenze ihres Ungestüms. Ausbruch folgte auf Ausbruch; jeder Trost glitt spürbar an ihr ab, und mit wilden zusammenhangslosen Worten haderte sie mit dem Schicksal.

Karenner empfand tiefes Mitleid mit ihr, das mit Unmuth über ihre Fassungslosigkeit stritt. Dem klaren besonnenen Manne war jedes maaßlose Zuviel in der Seele zuwider. Er war so oft als nur möglich bei ihr und räumte still und mit gütiger Hand Alles aus dem Wege, was ihrem Schmerze Nahrung zuführen konnte.

Unter den gegebenen Verhältnissen empfanden er und seine Umgebung es fast als eine große Erleichterung, daß Rupertine von einem milden Nervenfieber ergriffen wurde. Jetzt konnte er ungehindert seine ganze Thätigkeit dem Wirrwarr widmen, das ihn umgab, und mit rastloser Energie stellte er überall wieder die Ordnung her.

Er fand die Vermögensverhältnisse des Verstorbenen zerrüttet. Der jede unmittelbare Berührung mit der Welt ängstlich fliehende Gelehrte hatte, gleichsam als Ersatz für diese Isolation, einen Finger in den electrischen Mittelpunkt gelegt, wo alle |
iv265 Fäden des regen menschlichen Verkehrs zusammenlaufen, jede Begebenheit im Leben der Völker, jede Krankheit im socialen Körper sich sofort fühlbar macht: Er hatte unausgesetzt an der Börse und, wie sich jetzt herausstellte, im Ganzen unglücklich speculirt. Wolf deckte sofort den ziemlich erheblichen Debetsaldo des ihm zugesandten Rechnungsausganges und bezahlte auch alle sonstigen Schulden. Die vom Bankier übernommenen Papiere und das Haus del Fino's, deren hochtaxirter Werth die Vorlagen kaum balancirte, ließ Karenner unberührt. Seine Frau sollte darüber Entscheidung treffen.

Rupertine genas. Sie erholte sich langsam und es schien anfänglich fast, als ob ihr Körper nie mehr die alte Kraft erlangen werde. Sie war sehr ruhig und eine tiefe rührende Melancholie lag auf ihrem blassen, abgezehrten Gesichtchen.

Aber allmälig erholte sie sich doch vollkommen. Sie wurde wieder blühend und zeigte rege Theilnahme an Allem, was sie umgab.

Inzwischen war es Sommer geworden. Die Wälder prangten in vollem Blätterschmuck, und die heißen Sonnenstrahlen kochten den Saft der in dichtester Fülle an den Rebstöcken hängenden Trauben.

Der erste Ausgang Rupertines galt dem Grabe ihres Vaters. Sie fand es auf's sorgfältigste gepflegt. Die seltensten exotischen Pflanzen bedeckten es, und es machte den wohlthuendsten Eindruck. Rupertine drückte dankbar die Hand Wolfgangs, der sie begleitet hatte, und weinte bitterlich, aber leise und verstohlen.

Auf dem Heimwege brachte Wolfgang die Hinterlassenschaft del Fino's zur Sprache und bat Rupertine um ihre Meinung, wie die Vermögensobjecte behandelt werden sollten. Er machte sie nicht mit der ganzen Sachlage vertraut, aber was er ihr mittheilte, genügte, um in ihr die höchste Bestürzung hervorzurufen. Sie hatte sich immer für reich gehalten, weil sie wußte, daß ihr Vater aus einer sehr begüterten Familie stammte, und nun war sie ohne eigenes Vermögen. Dieser Gedanke beschämte sie, und ihre Verwirrung wuchs, als die Ahnung sie beschlich, daß Karenner nicht offen sei. Sie bat ihn mit Thränen in den Augen und kaum Herr ihrer Bewegung, Alles zu verkaufen, auch die Möbel, von denen sie nur einige wenige Andenken an ihre Eltern zurückbehalten wolle.

iv266

13

Karenner benutzte die gedrückte, sanftmüthige Stimmung Rupertines, um die Verwirklichung seines Plans einzuleiten. Er war kein genialer, bahnbrechender, aber ein practischer Philosoph. Er hatte die Werke aller bedeutenden Denker gründlich studirt und sich eine eigene Weltanschauung gebildet, zu der das Schopenhauer'sche System das hauptsächlichste Material geliefert hatte. Spinoza als *Mensch,* war sein Ideal, und er sagte oft: wenn *er* zu befehlen hätte, so ließe er, in allen Schulen, allen Knaben über 12 Jahren wöchentlich einmal das Leben dieses Weisen verlesen.

Sobald seine Weltanschauung (die im Wesentlichen ein pessimistischer Eklekticismus war) sich abgeklärt hatte, ergriff er sie mit der ganzen Energie seines Characters und machte sie zum unumstößlichen Gesetz seines Lebens. Er war einer jener seltsamen Menschen, die im gewöhnlichen Verkehr gefällig und behülflich, nachgebend und willfährig in einer Weise sind, daß man sie für schwach hält, die aber starrnackig auf ihren Grundsätzen stehen. Werden sie hier versucht, so zeigen sie eisernen Eigensinn, den Nichts überwinden kann. Sollen sie sich biegen und giebt es keinen Ausweg, so brechen sie.

In hohem Grade besaß er das bedeutsame Talent, Philosophie angenehm und fesselnd vorzutragen. Vom Wohlklang seiner Stimme abgesehen, der an sich Jeden mit sanftem Zwang aufmerksam stimmte, lag dies theils in der kunstvollen und klaren Anordnung der Gedanken, theils in der taktvollsten Auswahl des Stoffes. Als akademischer Lehrer würde er berühmt geworden sein.

Es konnte nicht fehlen, daß Rupertine bald ganz im Zauber des ihr von Wolf eröffneten, für ihren Character berechneten, neuen Gebiets lag. Er hatte die Cultur des alten Indiens zum Stoff gewählt. Dieser konnte, wie kein anderer, seinen Zwecken dienen; denn er erlaubte ihm, die frühsten Wahrheiten gleichsam verzukkert durch die Poesie darzureichen.

Aber Eines hatte er in seiner Berechnung vergessen: sich selbst. Er lag selbst im Zauber dieses Wunderlands befangen, und wenn er dessen Schätze ausbreitete, sprach er mit hinreißender Beredtsamkeit: Seine Augen leuchteten und die bleiche Denkerstirn kündete die Gedanken im Voraus an.

Wohl gelang es ihm, ihre Vernunft zu zwingen, die indische Weltentsagung zu billigen, aber zugleich hatte er wieder ihr Herz, und diesmal mehr als je, entzündet. Mit Verachtung warf |
iv267 dieses die ihm widerliche Lehre von sich und klammerte sich an den Lehrer. Karenner sah erschüttert seine Absicht vereitelt.

14

Die Luft in dem schönen Häuschen wurde schwüler und schwüler.

Die Krise war nicht mehr aufzuhalten. Sie eilte mit schnellem Fuße heran.

Es war eine stille Julinacht. Kein Lüftchen regte sich, und am hellen Äther stand der klare Vollmond. Sein Licht küßte die Blume im heiteren Garten; sie erzitterten im Traume und hauchten berauschenden Duft aus: Es war eine wundervolle Sommernacht. –

Die Fenster der Bibliothek, welche auf den heiteren Garten gingen, waren weit geöffnet. Rupertine stand an dem einen und blickte sinnend in die friedvolle Landschaft, während Wolfgang das Rohr eines vortrefflichen Fraunhofer durch das andre auf den Mond richtete. Als er sich überzeugt hatte, daß das Rohr gut gestellt war, rief er Rupertine und ließ sie durchblicken. – Sie betrachtete lange das nahe gerückte Bild der freundlichen Trabanten und ließ sich dann nachdenklich auf einen Sessel nieder.

Wolfgang brach zuerst das Schweigen.

»Grabesstille, Kälte, Erstarrung überall; keine Luft, kein Wasser, kein Organismus, nicht einmal im Grashalm! Und diese öde Wüste wälzt sich nun schon seit unzähligen Jahrhunderten durch den Äther, ohne ein anderes Ziel, als Umformung in ferner Zukunft, wenn wieder einmal ein kleiner Weltbrand, *ohne Zuschauer*, stattfinden wird. Könnte wenigstens ein *entzücktes Menschenauge* das Schauspiel genießen!«

»Ich kann es mir *denken«*, sagte Rupertine, »und das genügt. Die Vorstellung und ihr Eindruck auf mein *Gemüth* sind genügend. Ebenso ist es ja an und für sich gleichgültig, ob der

Mond eine Wüste, oder ein blühender Garten, ist. Er giebt uns die süßen Mondnächte und erzeugt damit in uns eine ganz eigenthümliche *Stimmung,* welche Hauptsache bleibt.«

»Du hast Recht«, versetzte Karenner, »und ich liebe diesen Standpunct. Auf ihn kommen wir schließlich zu dem Haupteindruck, den das ganze Weltgebäude auf das Gemüth des Forschenden machen muß, und den Nichts treffender wiedergiebt als das Dir bekannte indische Verslein:

iv268

Ein Tropfen, der am Lotusblatte zittert:
So ist das feucht'ge Leben schnell verwittert.
Acht Urgebirge nebst den sieben Meeren,
Die Sonne und die Götter selbst, die Hehren,
Dich, mich, die Welt – die Zeit wird Alles zertrümmern.
Warum denn hier sich noch um irgend etwas kümmern?«

Auch giebt es einen anderen specifisch philosophischen Standpunct, der noch gleichgültiger macht. Von dort aus betrachtet sind nicht nur alle Sterne und unsere Erde Nichts, sondern *du selbst bist Nichts*. Du bist wesenloser Schein. *Ich* lebe allein. Und bist *du* wirklich ein suchendes Wesen, was ich bestimmt gar nicht wissen kann, so muß *ich* in deinen Augen, von jenem Standpunct aus, eine bloße Erscheinung sein, der Schatten eines Schattens: *dein Werk*.«

Rupertines Augen leuchteten hell auf, und sie versetzte mit Wärme: »Gut. Wenn der Verstand mir sagt, daß die Zeit dich, mich und die ganze Welt zertrümmern wird, so sagt er mir auch, daß wir jetzt leben, und ich empfinde selig diese Gewißheit; und wenn ich mich auf den letzteren verrückten Standpunct stelle, so glaube ich an mein Werk und sonne mich in seiner Spiegelung, ist diese auch nur der Reflex eines Reflexes. Wie ich vorhin sagte: meine Stimmung bleibt in Allem die Hauptsache oder, wie es Göthe ausdrückt:

»Gefühl ist Alles.
Name ist Schall und Rauch
Umnebelnd Himmelsgluth.«

O rauchlose Himmelsgluth! O tiefe Wonne, täglich in Flammen zu sterben, und täglich vergnügt die Auferstehung zu feiern!«

Karenner trat schnell zum Fernrohr und beschäftigte sich damit, um seine Erregung zu verbergen. Schon wieder war sie ihm entschlüpft. Seine Bemühungen machten immer nur kräftiger, was er zu ertödten beabsichtigte: ihre quälende Liebe zum Leben. Hoffnungslos sank sein Muth: Er war zum Tode betrübt.

Nach einer Weile wandte er sich zu Rupertine und sagte ernst: »Es ist schon spät, Rupa. Gute Nacht. Ich bin sehr müde.«

Sie erhob sich rasch, öffnete den Schrank, der die alten Classiker enthielt, und sagte mit vibrirender Stimme: »Gleich werde ich mich zurückziehen, lieber Wolf; ich will mir nur noch eine Lectüre aussuchen.« Sie ergriff ein Buch und blätterte eine |
iv269 Weile darin. Dann nahm sie ein Stück Papier und legte es als Zeichen hinein.

Sie gab hierauf Wolf die Hand, die er küßte. Er vermied dabei ihren Blick und sagte gütig: »Schlaf wohl, Rupa.«

Sie verließ mit unsicherem Schritt und gesenkter Stirn das Zimmer.

Als sich Karenner allein sah, ging er aufgeregt auf und ab. Er blickte düster zu Boden und seufzte schwer. Seine Haltung war wie gebrochen. –-- Da gewahrte er plötzlich auf einem Stuhle das Buch, das Rupertine sich ausgesucht hatte. Er ergriff es, um es ihr zu bringen: er glaubte, sie habe es vergessen. Auf dem Weg zur Thüre schlug er es, ohne recht zu wissen, was er that, da auf, wo das Zeichen lag, kehrte um, setzte sich und las zerstreut die beiden Seiten. Das Buch enthielt die Annalen des Tacitus. Als er fertig war, ließ er das Buch sinken. Da blitzte es mit einemmal in seinem Kopfe. Er ergriff das Buch wieder und die Stelle, ›Doch Agrippina, unmuthig und körperlich leidend, ließ bei einem Besuche des Kaisers lange und stumm ihre Thränen fließen; sodann sagte sie zürnend und bittend zugleich: er möchte sich

ihrer Verlassenheit annehmen und ihr einen Gemahl geben. Noch stehe sie in voller Kraft, und ein tugendhaftes Weib finde nur im ehelichen Verhältnisse Befriedigung‹, schien ihm wie mit glühenden Buchstaben gedruckt. Es ward ihm klar, daß Rupertine mit Absicht die Annalen hatte liegen lassen: es flimmerte ihm vor den Augen.

In zorniger Aufwallung sprang er auf. Die gefürchtete Entladung hatte stattgefunden, er sah sich an einen Abgrund geschleudert. »Hinunter *mit* ihr«, rief es in ihm. »Rette *dich* durch den Tod und vor den Gefahren des Lebens *sie*, ihre glühende Natur, ihr heißes Blut.«

Aber die Besonnenheit rang sich mit Gewalt aus dem Strudel auf die Oberfläche. Er erkannte, daß er ungerecht gegen sie war. Rupertine durfte nicht mit seinem Maaße gemessen werden; sie trug ihren eigenen Maaßstab in sich. Er stellte sich auf ihren Platz: und hier allein war ein richtiges Urtheil möglich. –

Er hatte sie monatelang ringen sehen, und er hatte die furchtbare Heftigkeit ihres Characters gesehen. Sie war unterlegen, weil das junge, blühende, liebesdurstige Wesen unterliegen *mußte*; und wie lag doch dieses leidenschaftliche, wilde Gemüth in den Banden der Vernunft, der Zurückhaltung, der Scham! In der *Ferne* warf sie sich auf die Kniee, und durch *fremden* Mund ließ sie ihm ihr Herz verkünden.

Durfte er klagen, daß ihm das Schicksal das Glück einer, nur auf den Geist gegründeten, reinen Gemeinschaft mit der genia|len
iv270 Frau, die er, so lange er sie kannte, als Schwester liebte, versagte? Ein solches Glück paßte nicht in diese Welt; er hatte ihre Gesetze durchbrochen: es wäre ein *Wunder* gewesen.

Trotzdem dachte er nur einen Augenblick an Entsagung. Schon war ihm eine Trennung nicht mehr möglich: der Verkehr mit Rupertines Geist, die Anregung, die er von ihr empfing, die Lichtwellen, die dieser Edelstein verschwenderisch auf ihn warf, die Befruchtung seines Denkens durch das ihrige war ihm Bedürfniß geworden.

Verzweifelnd fragte er sich: was soll es nun geben? Er fühlte den sicheren Boden seiner *Grundsätze* unter sich wanken, er erzitterte im Grunde seiner Existenz.

In diesem furchtbaren Schwanken stellte er sich wieder vor das Bild seiner Mutter. Aber diesmal schwieg die greise Frau; es war ihm nur, als blicke sie ihn unaufhörlich traurig an.

Desto klarer und bestimmter sprach dagegen Correggio's Christuskopf zu ihm. – – –

Der Kampf war entschieden! Die Wellen legten sich. Seine Seele war wieder ein ebener Spiegel.

Er setzte sich an den Tisch und schrieb mit fester Hand:

»Ich zürne Dir nicht, Rupa. Wie Du meinen Arm ergreifen *mußtest*, als Du zwischen Otto und mir zu wählen hattest, so hast Du jetzt die Hand an das Fundament unserer Ehe legen *müssen*.

Ich weiß nicht, was kommen wird; aber ich habe *Vertrauen* auf die unsichtbare Hand, die das Loos der Menschen bestimmt.

Ich verreise auf 14 Tage. Wenn ich zurückkomme, wollen wir nach Griechenland und Ägypten. Wir leben zu einsam; wir müssen Zerstreuung haben. Mache Dich für die lange Reise bereit.«

Er ging in sein Schlafzimmer, packte ein Reisetäschchen und verließ geräuschlos das Haus.

15

Rupertine hatte die Nacht im Halbschlummer verbracht. Gräßliche Träume wechselten mit heiteren und lieblichen ab, und sie wurde sich eines jeden bewußt, weil sie nach jedem erwachte.

Sie stand müde und matt auf, kleidete sich an und ging vor Karenner's Zimmer. Sie erzitterte, als sie die Hand auf die Klinke legte. Sie würde einen Finger ihrer Hand darum gegeben haben, wenn sie damit ihren Schritt am letzten Abend hätte |
iv271 ungeschehen machen können. Sie hoffte, daß Wolfgang das Buch nicht bemerkt hatte. Schnell zog sie die Hand zurück und ging in die Bibliothek, um sich Gewißheit zu verschaffen. Sie sah erschreckt das Buch aufgeschlagen auf dem Tische liegen und den Brief Wolfgang's daneben.

Sie las denselben und sank, überwältigt von Wehmuth auf die Kniee. Sie lehnte den Kopf auf die Tischpatte und brach in convulsisches Weinen aus.

Allmälig wurde sie ruhiger. Sie rechnete mit den Verhältnissen und schöpfte aus den Worten Wolf's neuen Muth. Sie gelobte sich blinde Ausdauer, brach auch das Herz dabei, und hoffte auf Sieg über ihren Dämon.

Aber auf dem tiefsten Grunde ihrer Seele keimte dabei ein häßliches Gefühl auf, das ihr Geist verworren spiegelte und noch nicht erkennen konnte: verletzte Eitelkeit. Sie wäre kein Weib gewesen, sie hätte ein Engel sein müssen, wenn es sich nicht hätte regen sollen. Sie empfand nur dunkel, daß sich etwas zwischen sie und Karenner gestellt hatte, was vorher, nicht einmal als bloßer Schatten, vorhanden war und erbebte.

16

Rupertine traf die nöthigen Vorbereitungen zur Reise. Sie fand, daß manche neuen Anschaffungen zu machen waren, und begab sich nach Frankfurt, um das Nöthige zu besorgen.

Die Toilettengegenstände waren theils gekauft, theils bestellt, und schon wollte sie nach der Eisenbahn fahren, als ihr einfiel, daß noch ein Reisehandbuch fehle. Sie wollte Karenner nicht vorgreifen, aber sie dachte, es würde ihm angenehm sein, wenn sie ihm Vortrag über die betreffende Litteratur halten könne.

So ging sie in die Jügel'sche Buchhandlung und ließ das Gewünschte vorlegen. Sie setzte sich und las aufmerksam in den Büchern. – Der Laden war ziemlich besucht; Menschen gingen und kamen. Plötzlich fühlte sie, wie eine kalte Hand ihre herabhängende ergriff und fast erdrückte. Sie erschrak, blickte rasch auf und starrte in Otto's todtenbleiches Gesicht.

Sie rang nach Athem. Sie spürte, wie ihr alles Blut nach dem Herzen strömte. Sie war einer Ohnmacht nahe und lehnte sich kraftlos zurück.

Aber es währte nicht lange, so fand sie die Fassung wieder. Ihre Wangen erglühten, und eine heiße Lohe schlug über Brust und Nacken.

iv272 Sie blickte Otto an. Noch immer ruhten seine großen blauen Augen mit verzehrender Innigkeit auf ihr. Sein Mund zitterte, als ob er sprechen wollte, aber er brachte kein Wort hervor.

Rupertine erhob sich. »O Gott!« stammelte sie, »Otto, warum mußte dieses Wiedersehen in unser Leben treten!?«

»Rupertine«, versetzte er mit finster zusammengezogenen Brauen, »gönne mir diesen Augenblick. Ich habe nach ihm mit brennendem Herzen gedürstet während der langen, qualvollen Monate, die seit dem Eintreffen deines Briefs verflossen sind. Ich wollte deinen Frieden nicht stören; sonst wäre ich schon längst gekommen. Jetzt aber wirft dich der Zufall in meine Bahn und« – mit mildem Trotze rief er die Worte – »und bei Gott! ich lasse deine Hand nicht los!«

Dann die Augen in die Höhe richtend, sagte er milder: »Du bist, trotz Allem, barmherzig, Gott«

»Laß uns gehen, Otto«, flüsterte sie, »wir werden Aufsehen erregen.«

Er zog rasch seine Hand zurück. Rupertine verabschiedete sich von dem ihr bekannten Buchhändler und nahm einen Murray zur Einsicht mit.

Als sie auf der Straße waren, legte Otto ihren Arm in den seinigen und sagte: »Du schlägst mir gewiß die Bitte nicht ab, mit mir durch die Anlagen zu fahren. Wir sehen uns vielleicht im Leben nicht mehr ... doch, was sage ich«, unterbrach er sich hastig, »wir sehen uns bestimmt nicht wieder.«

Seltsame Schatten flogen dabei über seine Augen und machten die dunkelblaue Iris fast schwarz, während die Stirn finstere Entschlossenheit ausdrückte.

Rupertine erbebte. Er wartete ihre Antwort nicht ab und winkte dem Kutscher eines verdeckten Wagens. Der Gedanke kam gar nicht zu ihm auf, daß sie ablehnen könne; auch würde er sie gezwungen haben, wenn sie verneint hätte. Er sah nur noch zwei Stunden vor sich, voll Seligkeit und Sonnenscheins *mit ihr*: darüber hinaus war Nacht, das Nichts.

Er hob sie in den Wagen und indem er sich neben sie setzte und den Hut vor sich legte, befahl er kurz dem Kutscher: »Zweimal um die Stadt herum; Anlagen, schöne Aussicht, Mainzer Thor; dann in den Main-Neckar-Bahnhof.«

Er ergriff die Hand Rupertines und blieb lange stumm. Nur von Zeit zu Zeit drückte er die kleine, liebe Hand. Einmal führte er sie an die Lippen. Dabei sah er Rupertine nicht an.

Plötzlich drehte er sich nach ihr um und sagte, sie fest anblickend: »Was sollen wir miteinander reden? Wir wollen |
iv273 schweigen; ganz still sein und kein Wort mehr sprechen. Nur deine Hand laß mir, Rupa.«

Bitter fügte er hinzu: »Fürchte Nichts. Du bist sein, du bist nicht vogelfrei. Ich halte es mir gegenwärtig: laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weibes.«

Rupertine verbarg ihr Angesicht in das Taschentuch und bat mit thränenerstickter Stimme: »Otto, um Gotteswillen ...«

»Du hast Macht. Ich will ganz still sein. Ich will deinen Frieden nicht stören. Das war's ja immer, wie ich glaube, dir schon gesagt zu haben, was mich zurückriß, wenn ich zu dir wollte.«

»Aber«, fuhr er nach einer kurzen Pause fort, »*eine* Frage mußt du mir doch noch beantworten, ehe wir für immer auseinander gehen. Diese Antwort muß ich haben, ehe ich ... doch das ist Nebensache ... Bist du *glücklich*? macht *er* dich glücklich?«

Er fühlte ihre Hand zucken. Sie antwortete nicht gleich. Endlich versetzte sie: »Wolf ist der beste, edelste Mann auf der Erde.«

»Das will ich nicht wissen«, rief Otto zornig. Und höhnend fügte er hinzu: »Ich kenne seine stolze tugendvolle Hoheit ...«

»Bist du glücklich Rupa?« wiederholte er dringend: seine Stimme klang wie ängstliches Flehen.

Sie antwortete wieder nicht gleich. Endlich sagte sie tonlos: »Was ist Glück? ... Ich bin glücklich.«

»Du lügst, Rupa«, rief er leidenschaftlich. »Sag es noch einmal; aber ansehen mußt du mich dabei«. Er ergriff ihre andere Hand und zog sie mit sanfter Gewalt vom Gesicht weg.

»Siehst du, Rupa, du *kannst* es nicht wiederholen.«

»Otto«, rief sie vorwurfsvoll und versuchte ihn zornig anzusehen; aber es mißlang, als sie in sein schönes, offenes, leidendes Antlitz blickte. Wirr hingen seine aschblonden Locken über der bleichen Stirn, und in seinen Augen lag die tiefste Trauer.

Sie verhüllte wieder das Gesicht und schluchzte leise. – Otto schwieg. – So kamen sie zum ersten Male, auf ihrer Rundfahrt, an den Bahnhof. Rupertine hörte läuten und sah sich um. Als sie den Bahnhof bemerkte, flehte sie: »Otto laß mich aussteigen.«

Aber er bat sie so innig, zu bleiben, daß sie nachgab.

Nach einer Weile sagte er ruhig: »Hör mich an, Rupa, und unterbrich mich nicht, bitte, was ich auch sagen möge. Es wird manches wunderlich klingen, aber jedes meiner Worte muß von dir erwogen werden; es handelt sich um unser Leben, unser Lebensglück. Unsere Lage ist furchtbar ernst.«

»Du bist *nicht* glücklich. Ich will die Gründe nicht von dir wissen. Die Thatsache genügt mir. Übrigens liegt ja Alles klar |
iv274 vor mir. Ich kenne Wolfgang; ich kenne dich. Du hast mir jenen grausamen Brief schicken müssen, weil dich das Schicksal zerschmettert hatte. *Gestern* würdest du ihn *nicht* geschrieben haben.«

Sie wollte sprechen; aber Otto versetzte rasch: »Still, Rupa, still. Wir *dürfen* uns nicht täuschen; es darf *wirklich nicht* sein. Du liebst mich, und ich verdien' auch deine Liebe. Du bist mir schnöde geraubt worden. Du bist mein Alles, ich bete dich an.«

Er hält einen Moment ein. Dann fuhr er fort: »Du bist *nicht* glücklich; aber geradezu *unglücklich* muß Wolf sein. Wenn ich mich in seinen Character versenke, fühle ich, daß ein entsetzlicher Zwang durch dich ihn umgeben muß. Ja, ich fühle es, ich erkenne es: er hat ein übermenschliches Opfer gebracht, als er dich als Gattin in sein Haus führte, ein Opfer, das ich, unter ähnlichen Umständen, *nicht* hätte bringen können.«

»Du bist ihm bis an die Schwelle der Ewigkeit zu einem Dank verpflichtet, der nie ganz abgetragen werden kann, und auch *ich*, weil er dich mir erhalten hat. Ich könnte ihm jahrelang als Sclave dienen, ich, der freiheitsliebende Mann, für seine That. Aber grade deßwegen

spreche ich jetzt. Weil ich von Herzen dankbar bin, fordere ich dich jetzt zur Dankbarkeit gegen ihn auf. Du bist ihm eine furchtbare Last ...«

Ein leiser Schrei Rupertines machte ihn verstummen.

Aber schonungslos wiederholte er nach einer kleinen Pause: »Du bist ihm eine furchtbare Last, Rupa, darüber kann kein Zweifel sein. Vielleicht hast du dir diese Wahrheit noch nie zum Bewußtseyn gebracht, und hörst sie von mir zum ersten Mal. Ihr Frauen urtheilt zu subjectiv. Auch beschwöre ich dich, dich nicht durch Wolfgang's Benehmen täuschen zu lassen. Wer ein solches Opfer bringen kann, wie das seinige, der kann auch die Folgen alle tragen, der hat sich vollständig in geistiger Gewalt ... Jeder Tag, den du länger bei ihm verbringst, ist ein *Verbrechen*, jede freie Minute, die du ihm schenkst, ist dagegen ein göttlicher *Dank*.«

Rupertine rang mit Erstickung; sie war entsetzt.

»So viel«, begann wieder Otto, »von *euch Beiden*. – Und jetzt zu *uns Beiden*. Zuerst von *mir*. Ich bekenne frei, daß ich feige handle, wenn ich ausspreche, was ich jetzt sagen will. Aber sagt der Schiffbrüchige zu seinem Genossen, der die Planke ergreifen will, die nur Einen retten kann: 'Ich bitte ganz gehorsamst, greifen Sie zu, ich verzichte?' Es handelt sich um mein Leben und um dein Leben: mein Höchstes steht auf dem Spiel, ... ich muß Alles einsetzen, um es zu retten.«

iv275 »Seit ich deinen Brief erhalten habe, bin ich betäubt. Meine Talente schlummern. Ich habe alle und jede Lust zu meiner Kunst verloren. Ich habe erkannt, daß ich entsagen *müsse*, und als ich dies erkannt hatte, beschloß ich *langsamen Selbstmord*. Man kann sich tödten, Rupa, ohne Strick und Pistole, ohne Dolch und Gift. Und«, fuhr er mit schneidender Bitterkeit fort, »es ist Einem ganz wohl dabei. Man stirbt einfach, wie ich einmal in einem Trauerspiel hörte, *durch das Leben selbst*. Unsere Energie ist nicht unendlich; sie läßt sich rasch kunstmäßig abtödten. Fast kann man dann den Tag berechnen, wenn ihr letztes Fünkchen verlöschen wird.«

»Ich *soll* aber nicht so enden. Das Schicksal *will* es nicht. Es hat dich in meine Bahn heute geführt und nun ist Alles anders. Und so sage ich dir – es ist wirklich feige, aber ich kann nicht anders – wenn du mich heute verlässest, wenn du mich heute hoffnungslos zurücklässest, so bin ich morgen *todt*. –«

Rupertine lehnte wie leblos im Wagen zurück. Sie konnte schon nicht mehr weinen; das Übermaaß des Schmerzes hatte sie völlig abgestumpft. Sie starrte Otto an und ihre Augen zeigten einen irrsinnigen Schimmer.

Otto fuhr fort: »Gieb dich keiner Täuschung hin, Rupa. Ich drohe nicht; ich spreche nur einfach eine Thatsache aus, die ich dir mittheilen muß, damit du mir nach meinen Tod keinen Vorwurf machen kannst, und die du erwägen mußt. Ich bin grausam, ich weiß es; ich bin ein Elender, ich weiß es; aber man ist auch nicht barmherzig mit mir gewesen. Solltest du indessen glauben, daß ich nur drohe ... aber nein!« unterbrach er sich, »nein! nein! du kannst es nicht glauben und mein Schwur wäre eine Beleidigung für dich. Sieh mich an« – er klopfte dabei auf seine Brust – »die Spuren des langsamen Selbstmords sind ja unverkennbar; *sie* mögen an die Stelle des Eides treten...«

»Und nun der Schluß. Ein anderes Bild, das letzte Bild: *wir Beide*.«

Er hielt einen Augenblick ein und barg in beide Hände sein Gesicht. Als er sie nach einer Weile fortnahm, waren seine Wangen naß und Thränen verschleierten die Augen. Er bezwang sich mühsam und sagte: »Nein, Rupa, es ist nicht möglich, daß wir getrennt bleiben. Wir müßten zu einander kommen, wenn die ganze Welt zwischen uns läge, ja, wenn wir uns nur durch Verbrechen vereinigen könnten, so müßten wir, durch Blut und über Leichen, erbarmungslos gehen. Und von allem dem ist ja nicht die Rede; wir machen vielmehr Wolfgang glücklich, wenn wir uns verbinden ... Spürst du denn nicht, |
iv276 Rupa, daß wir für Zeit und Ewigkeit vereint sein *müssen*?« »Beim allmächtigen Gott!« rief er plötzlich mit dämonischer Wildheit aus, »du bist *mein*, und ich lasse dich nicht mehr los.«

Er umschlang sie mit stählernem Arme und küßte sie mehrmals leidenschaftlich auf den blassen Mund. Dann fuhr er fort: »Wie König Lear rufe ich:

Hab ich dich?

Was uns will trennen, muß mit Himmelsbränden
Uns scheuchen, wie die Füchse. Weine nicht!
Die Pest soll sie verzehren, Fleisch und Haut,
Eh' sie uns meinen machen – mein, eh' sollen sie
Verschmachten! Komm'!«

Und wieder herzte er sie und küßte sie leidenschaftlich auf den Mund. – Sie lag regungslos an seiner Brust; nur der Busen arbeitete stürmisch. Ihre Augen waren geschlossen. Otto drückte seine Lippen auf ihr goldblondes Haar und sprach kein Wort mehr. –

So kamen sie zum zweiten Male an den Bahnhof. Der Kutscher fuhr vor die Treppe und hielt an. Otto lehnte sanft Rupertine in den Wagen zurück, stieg aus und gab dem Kutscher einen Fünf-Gulden-Schein. Dann hob er Rupertine aus dem Wagen. – Er erkundigte sich nach der Abfahrt des nächsten Zuges. Derselbe ging erst in 1½ Stunden ab. Er sagte es ihr, und beide gingen hierauf in den Wartesaal, wo nur wenige Reisende anwesend waren.

Sie saßen längere Zeit stumm nebeneinander. Er hatte wieder ihre Hand ergriffen und hielt sie fest. Dann sagte er weich: »Rupa, fahre nicht zurück, bleibe gleich bei mir.«

Sie zog rasch ihre Hand zurück, und tiefe Schamröthe bedeckte ihre Wangen. Sie war wieder zu voller Besinnung gekommen und blickte ihn so hoheitsvoll an, daß er seine Augen niederschlagen mußte ... Aber er fuhr ruhig fort: »Du hast mich mißverstanden, Rupa;« und flehend setzte er hinzu: »Unterbrich mich auch jetzt nicht. Ich muß Alles sagen, was mir auf dem Herzen und im Kopfe liegt; auf alle Verhältnisse muß ich volles Licht werfen; ich *darf* nicht beschränkt sein. Denn ich bin der Vertheidiger einer Sache, an deren Ausgang das Wohl oder Wehe dreier Menschen hängt, und du bist der Richter. Du wirst ja entscheiden, du allein. – – –«

»Ich habe dir gesagt, daß Wolf in einem entsetzlichen Zwange durch dich liegt, daß eine Last auf ihm liegt, die unter Millionen nur Einer tragen kann. Und er trägt sie – ich irre gewiß |
iv277 nicht, ich weiß es ja nicht, aber ich irre gewiß nicht – er trägt sie vor dir, als wäre sie so leicht wie ein Korkkügelchen. Nie wird er bekennen, daß du ihn peinigst und quälst, und eher würde er allein in die Fremde ziehen, als dich aus seinem schützenden Hause zu treiben, wenn du es ihm auch zur unerträglichen Hölle machtest, was ja unmöglich und nur eine Redefigur ist. Deßhalb fehlt dir zu einer gütlichen Auseinandersetzung mit ihm die *beste* Waffe; der *beste* Standpunct wird dir durch sein gottähnliches Zartgefühl genommen. Er muß zu seinem Glück *gezwungen* werden ... Es bleibt also nur, als Waffe, deine Erklärung übrig, daß du dich unglücklich bei ihm fühlst und mich liebst, daß du nicht länger von mir getrennt leben kannst.«

»Vergiß nicht, Rupa,« bemerkte er schnell, »daß ich jetzt nur plädire und einen möglichen Fall vorübergehend als wirklich hinstelle. Du hast noch *nicht* entschieden; du wirst entscheiden.«

Dann fuhr er fort: »Wirst du diese Erklärung abgeben können? Ihren ersten Theil gewiß nicht; ihren zweiten vielleicht und dann nicht mündlich, sondern schriftlich. – Da wird sich aber ein unübersteigliches Hinderniß erheben. Ich werde es jetzt beleuchten und magst du daraus ersehen, daß ich gerecht und offen bin und auch etwas nicht verschweige, das mir entschieden schaden kann.«

»Es ist zu sonderbar und mir immer eine Erfahrung gewesen, die mich mit dem größten Erstaunen erfüllte: Wolfgang, der so unabhängig und frei in und von der Welt steht, hängt doch von der Meinung der Menschen ab. Er ist um seinen Ruf, sagen wir um seine Ehre, besorgt, wie eine Mutter um ihr Kind. Ob er sich gleich durch eine Scheidung seine kostbare Freiheit erwürbe, so würde sie ihn doch fast tödtlich verletzen, weil die Lästersucht sich erheben und mit schleimiger Zunge seinen makellosen Ruf belecken würde.«

Rupertine drückte ihr Taschentuch vor die Augen: sie erinnerte sich Wolf's Worte, daß er die Folgen einer *späteren* Scheidung *nicht* ertragen könne.

»Jenes Phantom eines Phantoms, die Meinung Anderer von uns, hält ihn umsponnen wie das Netz einer Giftspinne eine arme Fliege. O«, fuhr er mit bebender, gedämpfter Stimme fort, »eine große Leidenschaft hat sein Herz noch nie bewegt; sonst würde er mit köstlicher

Verachtung auf die Meinung Anderer herabblicken. *Ich* könnte zum Verbrecher für dich werden; ich würde Schaffot und Galgen nicht scheuen, wenn ich dich nur glücklich wüßte. Bespeien ließe ich mich und treten, ich ließe mich verfluchen von tobenden Mengen, wenn ich dich nur |
iv278 glücklich wüßte. Das macht meine Liebe zu dir, die große Leidenschaft, die meine Seele durchzittert, der Sonnenschein in meiner warmen Brust, den mir Niemand rauben kann, den ich in mir trage durch Tag und Nacht. Hab' ich Dich? Die Welt mag zusammenbrechen, wenn ich dich nur habe und in deine Augen blicken kann.«

Nach kurzer Pause fuhr er ruhiger fort: »Mit Güte ist also bei Wolfgang Nichts auszurichten. Er muß gezwungen werden, und dies kann nur durch eine vollendete Thatsache geschehen. Entscheidest du dich für mich, so giebt es keinen anderen Weg als sofortigen vollkommenen Bruch. Wohl wirst du ihm wehthun, *sehr wehthun* – ich bin es mir schuldig, dies stark zu betonen – aber die Zeit wird auch diese Wunde heilen, und Jeder von uns wird glücklich sein, von Jedem wird ein Bann fortgenommen sein, der, wenn er nicht gelöst wird, – täusche dich, Rupa, nicht über dich selbst! – nur *Alle* nothwendigerweise tragisch enden lassen wird. Wir sind keine Alltagsmenschen und müssen theuer bezahlen, daß wir an der Tafel der Götter speisen.«

»Darum sagte ich vorhin, daß du gleich bei mir bleiben sollst.«

Rupertine erbebte.

»Aber nicht bei *mir«*, setzte Otto rasch hinzu. »*Getrennt* von mir, bis wir uns trauen lassen können. Ich schwöre es bei Gott dem Allmächtigen, daß ich bis dahin nicht den Saum deines Kleides berühren werde.« »Aber«, fuhr er ganz leise fort, »Wolf muß glauben, du seist schon bei mir.«

»Nie, nie!« stieß Rupertine heftig hervor, »nie!«

»Es muß sein, Rupa. Ich muß zwischen dir und ihm stehen, sonst sind wir verloren, – Ich bin zu Ende. Du weißt jetzt Alles. Entscheide!«

Er stand auf und verließ den Saal, um ein Billet für Rupertine zu kaufen.

Als er zurückkam, sagte sie matt: »Wolfgang ist verreist. Er wird erst in 8 Tagen zurückkehren. Er beabsichtigt dann mit mir eine Reise nach Griechenland und Aegypten zu machen. Ich kann heute keine Entscheidung treffen, Otto; aber in diesen 8 Tagen werde ich dir schreiben. Bis dahin lebe wohl.«

Er antwortete nicht. Die Glocke ertönte und er begleitete Rupertine zum Wagen. Er küßte ihre Hand – sie fühlte eine brennende Thräne darauf fallen – und ging.

iv279

17

Am vierten Tage nach dieser Begegnung schrieb Rupertine, nachdem, unter der unablässigen Einwirkung des Erlebten, der Schatten zwischen ihr und Karenner immer deutlicher und dunkler geworden, dagegen ihre Liebe zu Otto auflodernd erwacht und zu unumschränkter Gewalt in ihr gelangt war, an Wolfgang:

»Als ich Deinen Brief gelesen hatte, dankte ich Gott für Deine treue Güte und faßte die besten Vorsätze. Du würdest mich, bei Deiner Rückkehr, beruhigt, ja heiter gefunden haben, und vielleicht wäre ich doch noch mit der Zeit Herr über alles drangvolle Dunkle in mir und Deiner würdig geworden, wenn das Schicksal nicht Otto meinen Weg hätte kreuzen lassen.

Ich begegnete ihm zufällig in Frankfurt, wo ich mich für unsere Reise vorbereitete. Das beigeschlossene Blatt enthält meine Unterredung mit ihm, Wort für Wort. Ich habe es noch am Abend des Tages, wo ich ihn traf, als Grundlage für meinen zu fassenden Entschluß verfertigt.

Ich verlasse Dich, Wolfgang, ich kann nicht bleiben. Otto hat mich davon überzeugt, daß Du meinetwegen den furchtbarsten Zwang erleidest. Otto würde ferner, wenn ich bleibe, morgen eine Leiche sein, und ich selbst würde, nach der Begegnung mit ihm, auch dann, wenn er sich nicht den Tod gäbe, zusammengebrochen sein unter der Last meiner ohnmächtig nach ihm verlangenden, mit unwiderstehlicher Kraft erwachten, Liebe.

Ich vollende ein düsteres Geschick. Ich weiß, daß mir ganz kurz ein heller warmer Strahl des Glücks auf meine Bahn fallen wird, – und dann wird Ruhe sein. Ich spüre es, ich weiß es bestimmt; ich darf aber nicht zögern: Otto's Blut darf nicht zu meinen anderen Lasten

kommen.

Nur Eines will ich noch sagen: Du weißt, daß ich bis zu unserer vollendeten Scheidung von Otto *getrennt* leben werde. Jeder Versuch aber, meinen Entschluß zu ändern – es ist eigentlich recht einfältig von mir, daß ich diese Möglichkeit zu denken wage – würde mich in Otto's Arme jagen.

Ich werde die Schwelle Deines Hauses küssen, wenn ich es mit dem Tod im Herzen verlasse. Vergieb mir, Wolfgang. Gott segne Dich.«

Dann schrieb sie an Otto:

»Ich komme morgen mit dem Zuge, der um 10 Uhr in Frankfurt eintrifft.«

iv280

18

Der Morgen des anderen Tages brach an. Nach Mitternacht hatte sich ein furchtbares Gewitter über der Bergstraße entladen. Der Himmel stand fast ununterbrochen in Flammen und zweimal mußte, dicht bei Karenner's Haus, der Blitz eingeschlagen haben; denn, fast gleichzeitig mit den Wetterstrahlen, erdröhnte brechender, krachender Donner, daß das Haus in seinen Grundfesten erzitterte.

Rupertine war eines jener begnadeten Wesen, die sich ganz dem erhabenen Schauspiel eines Gebirgsgewitters hingeben können: in ihrer Seele war Sturm, er grüßte die entfesselten Elementargewalten. Auch in dieser Nacht hatte sie vom Beginn des großen Kampfs bis zum grollenden Abschiedsruf, den die tückischen Mächte aus der Ferne erschallen ließen, am offenen Fenster gestanden: bleich, die Haare vom Wind aufgelöst und zerzaust, die Hände krampfhaft geschlossen, aber mit großen, ruhigen, contemplativen Augen. –

Sie legte sich nicht mehr zu Bett, sondern setzte sich auf den Diwan und las Klopstock's Hermannsschlacht: ein Drama, das heutzutage nur von Wenigen gelesen wird, das sie aber für ein geniales Meisterwerk erklärte und hochschätzte.

So kam der Morgen heran. Sie kleidete sich an und durchwanderte das Haus von oben bis unten: sie vergaß kein Gelaß. Dann ging sie in ihr Zimmer zurück, wo drei große und ein kleiner Koffer standen. Sie steckte dann die Erde, welche ihr Wolfgang vom Grab ihres Kindes aus Neapel mitgebracht hatte, einen Eichenzweig vom Grabe ihres Vaters und den Brief an Wolf in die Tasche, machte sich ganz fertig und ging zu Hanna.

Sie drückte ihr die Hand und sagte: »Ich gehe auf 4 bis 5 Tage nach Frankfurt zu meiner Freundin Wilhelmina von Berg. Sage Friedrich, daß er mir den kleinen Koffer an die Eisenbahn bringe. Lebe wohl, Hanna.«

»Glückliche Reise, gnädige Frau«, versetzte Hanna unbefangen. Rupertine spürte, wie ihr die Thränen in die Augen schossen. Sie wollte der Alten um den Hals fallen, bezwang sich aber.

Im Garten verlor ihre Seele das Gleichgewicht. Sie drückte fest ihre Stirn an das Haus, breitete die Arme aus und küßte es unter einem nicht mehr zu haltenden Thränenstrom.

Mit mühsam erzwungener Fassung und ohne einen Blick zurückzuwerfen, eilte sie dann zum Stationsgebäude.

iv281

19

Als Karenner zurückkehrte, theilte ihm Hanna mit, daß Rupertine auf Besuch bei Frau von Berg sei und übergab ihm ihren, inzwischen vermittelst der Post eingegangenen Brief. Einigermaßen überrascht, aber ohne böse Ahnung, nahm er denselben und erbrach ihn in der Bibliothek.

Während er ihn las, fingen seine Knie zu zittern an. Am Ende angelangt, starrte er noch zwei Augenblicke mit verzerrten Zügen auf das Blatt, dann stürzte er bewußtlos zu Boden: der giftgetränkte Pfeil hatte ihn mitten in's Herz getroffen.

Es dauerte lange, bis er wieder zu sich kam. Allmälig besann er sich völlig. Er ergriff den Brief wieder, las ihn mehrmals aufmerksam und jetzt auch zum ersten Mal die Einlage.

Aber auch jetzt, wie immer, zeigte er sich als ein großer Character, als ein rechter practischer Philosoph. Er blickte sehnsuchtsvoll den Tod an, der sich in der Ferne als milder Erlöser zeigte; aber er wandte entsagend das Gesicht von ihm ab, weil er jetzt nicht sterben

durfte. Der Mann mit der grenzenlosen Herzensgüte konnte auch jetzt, wo er, arglos in sein Haus tretend, meuchlings getroffen worden war, jetzt, wo der Schmerz der brennenden Wunde ihm die Gedanken verwirrte, an Rupertines Glück, an das Versprechen, das er seiner sterbenden Mutter gegeben hatte, denken. Er mußte leben bleiben, damit der warme, helle Strahl des Glücks, wie sie geschrieben hatte, auf ihre dunkle Bahn fallen konnte. Sein Tod hätte diesen Strahl umwölkt.

Äußerlich ruhig und kalt und mit durchdachtem Plan, betrat er den dornenvollen Weg, der zur Scheidung führte. Zunächst theilte er Hanna mit, daß Rupertine nicht mehr zurückkehren und er mit ihr, von Frankfurt aus, die Reise antreten werde. Er sandte ihre Koffer an Frau von Berg und reiste nach Darmstadt, wo er bis zur vollen Erledigung der Scheidungsangelegenheit verblieb. Dank der Hochachtung, die die maaßgebenden Persönlichkeiten für ihn hegten, wurde von manchen Formalitäten abgesehen und der Gang der Sache beschleunigt. Überall begegnete man dem edlen Mann mit Schonung und taktvoller Güte. Rupertine wollte zwar, daß Karenner rücksichtslos den Schleier von ihren Verhältnissen ziehe: Sie lag schon ganz im Zauberkreis von Otto's Denkungsart und sah in der Entschleierung gleichsam ein Versöhnungsopfer für Göthe's »finstere Mächte«, aber Karenner setzte mit sanfter Gewalt seinen Willen durch. Er zwang sie, als Scheidungsgrund ›unüberwindliche Abneigung gegen ihn‹ anzugeben.

iv282 So kam der Tag im Lauf der irdischen Dinge, wo der letzte Knoten des ehelichen Bandes zwischen Karenner und Rupertine gelöst wurde.

Sie war frei – und zitternd sank sie in die Arme Otto's. Karenner dagegen trat am Abend dieses Tages, einsam und schmerzlich bewegt, die Reise nach Griechenland an.

20

»O wundervolles Venedig! süße Meerestochter, mit dem schwarzen Schleier und den schwermüthigen Augen! O stolze, vom Thron gestoßene Königin, in zerlumpten Kleidern und mit verblichenem, fadenscheinigem Purpurmantel, aber voll unverwelklicher Schönheit – sei mir gegrüßt, du Herrliche!«

So rief pathetisch ein junger Mann, der eine blühende Blondine mit dem linken Arm umschlossen hielt. Während er den rechten nach der gegenüberliegenden Kirche Santa Maria della Salute ausstreckte, vom Altan des Palazzo Curradin, hinab in die Fluthen des Canale grande.

Es war Otto. Seine Augen leuchteten und die Wangen waren sanft geröthet.

»Ist Venedig nicht wunder-wunder-wunderschön, Rupa?« fragte er, indem er rasch die Arme wechselte und mit Rupertine einen Walzer auf dem Altan zu tanzen anfing.

»Es ist wunder-wunder-wunderschön«, antwortete sie selig und sah ihn dabei unverwandt mit wonnetrunkenen Augen an. »Aber schöner als Venedig, als die Welt, bist du, Otto.«

»Nein, du«, sagte er.

»Nein, du«, sagte sie wieder.

Da sagte er noch einmal: »Nein du!« und erdrückte ihre Antwort mit einem Kusse. – Erschöpft hielten sie ein und sahen sich wie zwei übermüthige Kinder an, von denen jeder etwas gegen das andere im Schilde führt. Endlich ergriff Otto seine Frau, hob sie hoch in die Luft und hielt sie dann, weit über den Balkon gelehnt, über die Wellen. Sein rechter Arm war fest wie Stahl, aber sein linker zitterte merklich.

»Soll ich?« fragte er lachend.

»Otto!« rief sie in Todesangst aus.

»Soll ich?« wiederholte er. »Versprichst du, immer meine liebe, gute, kleine, *folgsame* Rupa zu sein?«

»Otto!«

»Willst du?«

»Ja, ich will; aber um Gotteswillen zieh mich zurück.«

iv283 »Nein, du mußt erst jedes Wort nachsprechen. Otto: ich will immer «

»Ich will immer deine liebe, gute, kleine Rupa sein.«

»Ja!« lachte Otto, »das Beste hast du ausgelassen, verschmitzte Melusina! Also noch

einmal: ich will immer deine liebe, gute, kleine, folgsame Rupa sein.«

Und mit zitternder, heftiger Stimme wiederholte sie: »Ich will immer deine liebe, gute, kleine, folgsame Rupa sein.«

»So ist's recht«, rief Otto triumphirend aus und stellte sie sanft auf die Fliesen des Balcons.

Rupertine sah ihn zornig an. Er flüchtete in die äußerste Ecke und schielte nach ihr mit gekrümmtem Rücken. Es dauerte auch nicht lange, so stürzte sie sich auf ihn und zerzauste ihm die Haare, laut rufend: »Du Unhold! Du Verräther! Du herzloser Tyrann! Warte, das sollst du büßen!«

Aber schon hatte er sie wieder ergriffen und hochgehoben. »Was bin ich? Ein Tyrann? Ein Unhold?« fragte er mit bitterbösem Gesichte und machte eine Bewegung, als ob er sie wieder über den Canal halten wolle.

»Nein!« rief sie, »du bist ein süßer Engel, ein Freudespender, ein himmlischer preußischer Dragoner.

»Hurrah!« rief Otto wie begeistert aus und schwenkte sie im Kreise herum. »Hurrah! ein preußischer Gardedragoner und sein schmuckes Liebchen.« Und mit seiner hellen, wohlklingenden Stimme sang er dann, während er sie wie ein Wickelkind in den Armen hielt, sie hin und her wiegte und dabei auf und ab ging:

»Ich bin ein Preuße, kennst du meine Farben?
Die Fahne schwebt mir weiß und schwarz voran:
Daß für die Freiheit meine Väter starben,
Das deuten, merkt euch, meine Farben an.
Nie ward ich bang erzogen;
Wie jene will ich es wagen;
Sei's trüber Tag, sei's heit'rer Sonnenschein
Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein.«

Woran er die erste Strophe des so beliebten, aber sans rime ni raison zusammengeleimten, Reiterlieds knüpfte:

»Kürassier sein schwere Reiter,
Haben frohen Muth;
Singen lauter lust'ge Lieder,
Sein den Mädchen gut.«

iv284 Da ertönte aus einer vorbeifahrenden Gondel in tiefem Basse:

»Spiegelblank sein uns're Wasser,
Weiß das Lederzeug;
Können wir ein Mädel küssen,
Sein wir Königreich.«

Otto lachte laut auf und sprang an das Geländer.

»Guten Morgen! Guten Morgen, meine verehrten Herrschaften! meine lieben Landsleute«, rief er, sich tief vorbeugend, hinab.

Inzwischen war Rupertine an seine Seite geeilt. Sie legte ihren Arm um seinen Hals und rief gleichfalls in fröhlichster Laune: »Guten Morgen! Willkommen in Venedig!«

In der offenen Gondel saßen zwei junge Männer und zwei Damen. Alle grüßten fröhlich und lachend herauf.

Nun entstand ein heiteres Kreuzfeuer von:

Lieber Kamerad! – Verehrter Landsmann!
Schöne Frau – Anmuthige Nymphen!
Leichter Reiter! – Schwerer Reiter!
Preußen hoch! – Es lebe Italien!
Deutschland hoch! – Alle Frauen der Welt sollen leben!
Und die Landwehr daneben!

und mit den Taschentüchern wurde von beiden Seiten so lange lebhaft gewinkt, bis die Gondel verschwunden war. –

Otto schielte wieder übermüthig wie eben nach Rupertine. Sie ahnte nichts Gutes und entfloh in den Saal. Er eilte ihr aber rasch nach, ergriff sie mit fester Hand und tanzte eine rasende Galoppade so lange mit ihr, bis Beide athemlos waren. Jeder taumelte dann in einen Sessel.

»Otto«, sagte Rupertine nach einer längeren Pause.

»Was befehlen Sie, meine süße Ehehälfte?« fragte Otto, sich würdevoll aufrichtend. »Wollen Sie, meine Gnädige, Limonade, Chocolade, Kaffee, Thee, gelato, granito, crema? Oder wollen sie Austern, Hummer, Seeigel, Seeschnecken, Seesterne, mit anderem Wort: frutti di mare mit Citronensaft? Oder bestellen sie Rasolio, Curacao, Anisette, Malaga, Sherry, Marsala, mit einem Wort: ein Gläschen Schnaps? Oder wollen Sie Kuh-, Eselin-, Ziegen-, oder mit einem Wort: Milch, zur Conservirung ihres prachtvollen Teints? Oder bestellen Sie etwas Substanzielleres, wie Schinken, salami, Lachs, Kalbsfüße, Parmiggiano, zur Belebung des kostbaren Safts, der in ihren durch|schimmernden
iv285 Äderchen fließt? Oder wollen Sie Früchte und Champagner, um angenehm schwärmen zu können? Bestellen Sie ...«

»Ich danke dir, unausstehlicher Kindskopf«, unterbrach ihn Rupa mit graziöser Handbewegung, »ich trage nach allem kein Verlangen. Zunächst wünsche ich, daß du vernünftig sein sollst, Otto.«

»Sie wünschen Unmögliches, ... Sie wünschen Unmögliches, gnädige Frau.«

»Dann möchte ich nach San Salvatore fahren.«

»Zu Befehl, gnädige Frau. Aha! Zum Mausoleum der Königin von Cypern. Ich erlaube mir hierbei der gnädgen Frau ganz gehorsamst zu bemerken, daß sie viel schöner sind als Catharina Cornaro gewesen ist.« Er verneigte sich tief. »Befehlen der Herr Rittmeister sonst noch was?«

»Ich habe dich gebeten, vernünftig zu sein; nun befehle ich es Dir.«

»Ich fliege, anbetungswürdige Rupa.«

Rasch eilte er auf den Balcon und klatschte in die Hände. Er gab seinem herauffahrenden Gondolier ein Zeichen und trat dann zu Rupertine. Er ergriff ihre Hand, kniete nieder und rief wie der vortrefflichste Bühnenheld:

»O Himmlische! laß dir sagen,
Daß alle meine Pulse für dich schlagen.«

»Meinen Fächer, meine Mantilla, meinen Itinéraire de l'Italie, süßer Page«, commandirte sie mit huldvoller Verbeugung.

Otto sprang auf und stürzte in komischer Hast aus dem Saale.

Sie sah ihm mit unbeschreiblicher Innigkeit nach und drückte beide Hände auf das Herz: sie meinte, es müsse springen vor Freude, Glück und Seligkeit. Ja, so wie es jetzt war, so hatte ihre Phantasie ihr Leben ungefähr gesehen. Aber es war viel heller: die Wirklichkeit war *schöner* als der Traum. Sie lebte nur im Zauber der Gegenwart: vergessen war Alles, was hinter ihr lag, und nicht der Schatten eines Verlangens, den Schleier der Zukunft zu lüften, regte sich in ihr. Sie ließ sich hocherfreut von den Wellen der Zeit in die unbekannten Fernen tragen: ein echtes Kind dieser Welt: lebensdurstig, lebenstrunken. Sie hatte sich nicht geirrt, als sie mit prophetischem Geiste die Zukunft verkündigte; heller und warmer Sonnenschein lag auf ihrer |
iv286 Bahn; der hellste Tag, der Sterblichen zu Theil werden kann, war für sie angebrochen. –

Otto kehrte zurück und befestigte den langen schwarzen Schleier an Knoten ihres prachtvollen Haars. Dann legte er ihn in Falten über ihre Schultern und drückte ihr den Fächer in die Hand. Er schob sie hinauf in die hellste Beleuchtung, trat zurück und musterte sie mit künstlerischem Blick. Da mußte hier eine Locke von der Stirn mehr zurück, dort eine mehr auf die Stirn herab geschoben, hier eine Falte des Schleiers geglättet, dort eine neue Falte gelegt werden, und es war kein Ende. Dieses Alles geschah, indem er sie mit einer Fluth zärtlicher

Ausdrücke überschüttete. Sie mußte sich zehnmal herumdrehen und wurde ungeduldig.

»Genug des grausamen Spiels«, declarirte sie launig, »genug!«

»Ich bin auch fertig«, sagte Otto. »Das muß aber Alles sein, herrliche Rupa, ich kann dir nicht helfen. Bersten, platzen vor Neid müssen alle Venezianerinnen, wenn wir erscheinen, und alle nobili veneziani müssen sich bis zur Erde vor uns verneigen.«

Er nahm ihren Arm und führte sie stolz, als sei die Zeit rückläufig geworden und er der Doge der ricca, saggia e signorile Venezia, die breite Marmortreppe des Palastes hinab.

Unten angelangt, rief Rupertine plötzlich:

»Aber, Page, du hast meinen Itinéraire vergessen!«

»Ach was Itinéraire!« antwortete Otto. »Bin ich nicht ein lebender Itinéraire? Überhaupt eine kostbare Perle, deren Werth du dir noch nicht zum Bewußtseyn gebracht hast? Mit einem Wort: ich bin eine Goldgrube, ein Diamantenfeld. Du wirst das noch erkennen, Rupa; du wirst es noch mit Erstaunen erkennen.«

»Mit Entsetzen und Grausen«, erwiderte sie heiter und sprang in die Gondel. –

Von San Salvatore gingen sie in den Dogenpalast, dann nach San Marco und schließlich in die Academia delle belle arti.

Überall zeigte sich Otto als bedeutender Künstler und zugleich, was so selten ist, als genialer Ästhetiker. Vor der Himmelfahrt Mariae des Tizian sagte er zu Rupertine, die ganz im Bilde verloren war: »Siehst du, Rupa, wie wir sehen, was Tizian malen wollte und auch gemalt hat. Das macht unser entsiegeltes Auge. Sehen es die Anderen? Sie sehen es nicht, weil eine durchsichtige Binde vor ihren Augen liegt. Sie meinen nicht, sie sähen es, weil sie irgend ein Professor der Kunstgeschichte auf dieses und jenes aufmerksam machte, was er viel|leicht
iv287 auch gesehen hat. Aber beschreiben und sagen läßt sich ja das Alles nicht; das muß man selbst finden, sehen, sehen, sehen. Sie sitzen, wie die Menschen in Plato's Höhle, und nehmen die Schatten an der Wand für die Vorübergehenden selbst. Wir aber blicken auf diese und in den lichtdurchfluthenden Äther. Wir sollten uns wirklich jeden Morgen auf das lido rudern lassen, hinknien und mit ausgebreiteten Armen der auftauchenden Sonne einen Hymnus des Dankes für so viel Gnade darbringen.«

Rupertine drückte ihm tiefbewegt beide Hände. Sie dachte an Wolfgang und seine philosophischen Vorlesungen. Hatte er ihren Geist auch hingerissen, so hatte sie sich doch nie heimisch auf diesem Felde gefühlt. Auf dem zaubervollen Gebiete der Kunst, an Otto's Hand – da schwelgte der Geist *und* das Herz: Das war ein entzückender Einklang.

[21-30]

iv287u

21

So vergingen den beiden Erdeentrückten die Tage wie Stunden. Die Flitterwochen umfaßten Monate, und noch immer lagen die Strahlen des Glücks warm und hell auf Rupertines Bahn.

Otto war unerschöpflich in tollen Einfällen und Schnurren. Jeden Morgen stellte er für den Tag einen Plan fest, der in seiner Verwirklichung, durch die blitzenden Eingebungen des Augenblicks, zu einem Fest wurde, und alle diese Feste glichen sich nur darin, daß sie reizvoll waren und die Herzen des jungen Paars in ein Meer der Seligkeit tauchten. Otto hatte den Liebhaber in die Ehe hinüber gerettet: Es war, als würbe er noch um Rupertine, und täglich wuchsen die Anstrengungen seiner Bewerbung. Sie hielten sich fest umschlungen und verspotteten und verlachten die ganze Welt. Die Erde war ihnen nichts weiter als ein fester Boden für ihre hochschwebenden Fußspitzen. Ohne sie, hätten sie im leeren Nichts fliegen müssen. Sie wollten aber nicht fliegen, sie wollten *tanzen*, tanzen. Und die Menschen waren nur für sie vorhanden, damit sie in den verwunderten und bewundernden Augen den Reflex ihrer dämonischen Schönheit gewahren könnten. Sie genügten sich vollkommen; alles Andere war nur Scenerie, Staffage für sie, die Menschen gar: nur armselige Marionetten! –

Otto hatte eine große Summe Geldes, sein ganzes Vermögen, in die Tasche gesteckt, als er mit Rupa über die Alpen eilte. Er dachte nicht daran, daß es unter seinen freigiebigen, geradezu verschwenderischen, Händen ein baldiges Ende nehmen müsse. |
iv288 Trug er nicht eine »Goldgrube« in den feinen Händen seiner Sinnesnerven und in seiner Phantasie von Gottes Gnaden?

»In nur 14 Tagen«, sagte er einmal zu Rupertine, die sich über seine künstlerische Unthätigkeit wunderte, »in nur 14 Tagen voll angestrengter Arbeit erwerbe ich so viel, als wir für ein Jahr zu einem Leben in Saus und Braus brauchen.« Und mit übersprudelndem Übermuth declamirte er, travestirend:

»Ich kann Ducaten aus der Erde stampfen;
Mir wächst ein Kornfeld in der flachen Hand.«

Er hatte Recht. Seine Bilder fanden jederzeit Abnahme zu hohen Preisen. Die Kunsthändler bewarben sich eifrig um seine Gunst und nahmen ihm, was er schickte ab. Feierten auch jetzt seine Hände, so sammelte um so thätiger sein Geist. Er brauchte später nur einen leichten Druck auf diesen auszuüben und es traten die verklärtesten Gestalten, mühelos und spielend, in die Erscheinung.

In der That war die Kunst – anders hätte es gar nicht sein können – das Element, in dem Beide athmeten. Diese vier Augen konnten gar nicht anders sehen, als durch die Zauberlinse des Schönen, diese vier Hände nicht anders wirken und anordnen, als nach den nothwendigen Gesetzen der Schönheit und Grazie. Otto und Rupertine waren ja selbst nichts Anderes, als das verleiblichte Gesetz des Schönen.

Otto hatte ganze Trödelbuden leer gekauft und die kostbarsten Trachten nach früheren Moden anfertigen lassen. Er bildete jetzt nicht in Marmor und auf der Leinwand, sondern in lebendem Stoff. Nun zog er oft mit einem großen, dichten Schwarm von alten und jungen Venezianern und Venezianerinnen in die weiten und hohen Säle seiner Wohnung und gruppirte mit unermüdlichem Eifer, in der gehorsamen Menge wie ein Feldmarschall stehend, die blitzenden blauen Augen voll Freude und Schaffenslust, die herausgeputzten Heiligen, Ritter, Senatoren, Edelfrauen, Soldaten und Gondoliere.

Rupertine war der Mittelpunct von Allem.

Bald mußte sie – immer in der entsprechenden Kleidung – die Himmelskönigin darstellen, die auf hohem Thron saß, das Jesuskind in den Armen und umgeben von anbetenden Hirten und Königen; bald war sie die unglückliche Gattin Marin Faliero's, die, mit offenen Haaren, an der Brust des Dogen ruhte und Abschied von ihm, inmitten der Senatoren und Hellebardiern, nahm; – bald wurde ein glänzendes altvenezianisches Gastmahl arrangirt,

wobei der Wein wirklich in Strömen floß und Otto, |
iv289 als glücklicher Wirth, zur höchsten Belustigung Rupertines, von Gast zu Gast ging und im gebrochenen Venezianer Dialect, mit unbeschreiblicher Würde, von der Eroberung Candia's, von glücklichen Siegen zur See über die Genueser, als wäre eben die Kunde davon in der Stadt eingelaufen, sprach, dabei die alten ausgestorbenen Adelsgeschlechter in's Leben zurückrufend, indem er diesen mit: lieber Foscari, jenen alten Bettler mit: mein theurer Oheim Dandolo, dort eine schwarzäugige Venezianerin mit: himmlische Gáspara Stampa anredete; – bald zauberte er eine Improvisatoren-Scene hin voll ergreifender Wahrheit und Schönheit. –

Das war eine Lust, eine Entfaltung und Bestätigung aller reichen Kräfte, die in ihm wohnten! Das war ein Leben, wie Rupertine und er es haben mußten, um sich wohl zu fühlen.

Und keine Skizze machte er von allen diesen herrlichen Gruppen. Als Rupertine ihn deßwegen zur Rede stellte, deutete er auf seinen Kopf und sagte: »Das ruht alles hier, unauslöschlich und unverrückbar eingedrückt.«

22

Sechs volle Monate hatte jetzt der süße, köstliche Rausch gewährt, den Nichts, Nichts gestört hatte: der erste Theil des Vertrages, den die guten und bösen Geister, die das Leben der Menschen regieren, über den Häuptern der beiden Auserlesenen geschlossen hatten, war streng gehalten worden. Nun aber ergriffen die bösen Mächte das Scepter und die guten entflohen mit verhüllten Augen.

Ihre vernichtende Wirksamkeit zeigte sich bald und steigerte sich mit jedem Tage. –

Es war ein freundlicher Februartag. Die Canäle und Lagunen glitzerten und funkelten im milden Sonnenlicht, und herrlich ruhten die schneebedeckten Alpen im Duft der Ferne.

Otto war gleich nach Tisch ausgefahren, um, wie er sagte, Einkäufe in der Stadt zu besorgen. In Wahrheit aber hatte er wieder einen tollen Streich im Kopf, der ihm keine Ruhe ließ und noch heute ausgeführt werden mußte.

Rupertine setzte sich, wie immer wenn Otto abwesend war, an ihren prachtvollen Flügel und versenkte sich in die berauschenden Fluthen der Musik. Sie mochte zwei Stunden lang gespielt haben, als sie aufstand, die Balkonthüren öffnete und hinaustrat. Sie stützte den Kopf auf den Arm und ließ sinnend den Blick über das entzückende Bild schweifen, das sich vor ihr |
iv290 ausbreitete: über den Canale di san Marco, die öffentlichen Gärten, die Punta della Motta und das blaue spiegelglatte Meer.

Da hörte sie plötzlich, von unten herauf, die Klänge einer Mandoline. Sie sah hinab und gewahrte eine fürstliche Gondel. Die »felze« (Cajüte) war abgenommen und über die Mitte eine kostbare goldgestickte, rothe Sammetdecke gebreitet, deren Enden tief in den Canal hingen. Auf jeder Bank saß ein maskirter Jüngling und zwischen ihnen stand ein Dritter, der die Mandoline schlug und die edelste Haltung zeigte. Lange schwarze Locken quollen aus einem dunkelgrünen Sammet-Barett, das eine hohe weiße Adlerfeder schmückte, und bedeckten Schultern und Rücken. Die Kleidung war die zur Zeit Karl des Fünften: enganliegende Beinkleider, aufschließender kurzer Wamms, (alles von dunkelgrünem Sammet) geschlitzte Schenkelpussen und Ärmel, aus deren Schlitzen weißseidene Bäusche hervortraten. Um die Hüften schlang sich ein goldener Gürtel mit einem Dolch in schön gearbeiteter Scheide.

Der Sänger war schlank und zart, aber muskulös gebaut und gleichfalls maskirt. Als er sah, daß ihm Rupertine ihre volle Aufmerksamkeit schenkte, griff er begeistert in die Saiten und sang mit kräftiger Stimme das prächtige venezianische Gondellied:

»Cai pensieri malinconini
No te star a tormentar;
Vien con mi, montemo in gondola,
Andremo in mezo al mar.

– – –

Ti see bella, ti see zovene,
Ti see fresca come un fior;

Vien per tuti le so lagreme,
Ridi adeso e fa l'amor.«
– – –

an das er mit brillantem Übergang folgende zwei Strophen der schönen neapolitanischen Barcarole, Santa Lucia, knüpfte:

»Sal mare il lucido
Disco d'argento
Infonde all'anime
Dolce contrato
E nuova e solida
La barca mia
Santa Lucia!
Santa Lucia!
iv291 – – –
O bella Napoli
Suolo incantato,
Luce piú vivida
Del ciel stellato.
Sei tu l'emporio
Dell'allegria.
Santa Lucia!
Santa Lucia!«

Als er geendigt hatte, nahm er das Barett ab und grüßte Rupertine, die sich huldvoll verneigte und zum Dank für die schönen Lieder ein Veilchensträußchen vom Busen ablöste und es geschickt in die Gondel warf. Dann fragte er in reinstem Italienisch, das im Klang einen Anflug des zwitschernden Venezianer Dialects hatte: ob er hinaufkommen und, nach altvenezianischer Sitte, ein Glas auf ihr Wohl leeren dürfe?

Rupertine antwortete lächelnd: »Doch nicht, schöner Jüngling; von solcher Sitte habe ich überhaupt noch nirgends etwas gelesen und ich lese viel.«

»O holde Göttin«, versetzte der Sänger, »Ihr irrt. Meine Vorfahren haben sich wirklich auf diese Weise ergötzt. Ich will Euch die Annalen unserer Häuser bringen; da könnt Ihr es lesen. Ich stamme aus dem Geschlecht der Loredano.«

»Nun erfülle ich Eure Bitte erst recht nicht«, rief Rupertine, die sich fröhlich belustigt fühlte, »an Euren Händen klebt das unschuldige Blut des edlen Giacomo Foscari, meines Lieblings, den Euer schändlicher Ahnherr seinem Hasse opferte. Fort aus meinen Augen, unglücklicher Enkel. Ich hasse Euch.«

Hoheitsvoll wandte sich der Angeredete zu seinen Begleitern und sprach: »Habt Ihr gehört? Sie haßt mein edles Haus. Richtet sie! Welche Strafe soll die schöne Feindin treffen?« Er flüsterte ihnen unhörbar zu: »Ein Kuß; erhebt euch; streckt die Arme nach ihr aus und verkündigt es feierlich.«

Sie thaten wie ihnen befohlen wurde und riefen feierlich: »un bacio!«

Rupertine lachte hell auf. Aber mit Schreck gewahrte sie, das der Gondolier die Gondel mit einem kunstvollen Stoß an den Landungsdamm legte und die drei Männer in den Palast stürmten. Sie stürzte in den Saal und verschloß alle Thüren; ja in ihrer Angst rückte sie einen großen Tisch vor die Flurthür.

Sie hörte die Männer mit Gepolter die Treppe heraufkommen. Jetzt waren sie an der Thüre angelangt, an deren Klinke sie wie rasend rüttelten. Ihr Herz pochte hörbar; sie war einer |
iv292 Ohnmacht nahe und flüchtete, schwankenden Schritts, an die Balconthüre, um im Nothfall nach Hülfe rufen zu können.

Mit Entsetzen gewahrte sie von dort, daß die Thür zu wanken anfing. Sie sah den Dolch durch die Spalte dringen und die Klinge sich, fast ohne Abstand, an die Thüre legen. Da – noch ein kräftiger Ruck – und das Schloßblech und alle Riegel sprangen.

Sie stieß einen Schrei aus und rief in ihrer Verwirrung mit aller Kraft, die ihr zu Gebote stand, *auf deutsch*: »Hülfe! Hülfe!«

Aber der Gondolier unten sorgte schon, mit beredter italienischer Mimik, dafür, daß sich die wenigen Nachbarn, die auf den Ruf an die Fenster geeilt waren, beruhigten.

Inzwischen waren die Männer in den Saal gedrungen und der Sänger ließ sich dicht vor Rupertine auf die Knie nieder. Dabei sprach er keck:

»Fügt Euch, schöne Schuldige, in das Unvermeidliche. Die Strafe kann Euch nicht im Gnadenwege erlassen werden.«

»Unverschämter!« stammelte Rupertine, »Zurück! Ich bin verheiratet; mein Mann ist Deutscher und kann jede Minute zurückkommen. Dann muß ein gräßliches Unglück geschehen.« Sie schlug die Hände vor's Gesicht, erbebend unter der Vorstellung dessen, was geschehen werde, wenn Otto die Männer bei ihr fände.

Aber der Eindringling war nicht zurückzuhalten.

»Ich spotte Eures Gatten, der ein deutscher Bär sein wird.«

»Er hat in Berlin bei der Garde gestanden«, hauchte Rupertine, »und ist muthig wie ein junger Löwe.«

»Thut Nichts«, versetzte der Fremde. »Er komme! Italienische Feinheit wird über germanische Plumpheit herrlich siegen.« Gewandt schnellte er auf und einen katzenartigen Sprung machend, erfaßte er sie, hob sie und trug sie in festen Armen in die Mitte des Saals.

Jetzt erfüllte sie Todesangst. Sie ballte ihre rechte Hand und versetzte dem Frechen einen kräftigen Stoß auf die Brust, während sie mit der linken Hand seine Maske herabriß.

Da sah sie in das todtenbleiche Gesicht Otto's. Seine Augen waren geschlossen und ein Blutstrom entquoll seinen Lippen. Zugleich ließen seine Arme nach, so daß Rupertine frei von ihm zu stehen kam. Er sank bewußtlos zu Boden.

Rupertine war starr vor Schrecken. Aber der hülfsbedürftige Zustand Otto's machte bald ihrer Lähmung ein Ende. Sie richtete ihn, laut klagend, auf und legte ihn, mit Hilfe der Begleiter Otto's, die anfänglich ganz verdutzt dastanden und nicht wuß|ten,
iv293 was sie machen sollten, auf den Diwan. Er schlug die Augen auf und wollte sprechen; aber ein zweiter, viel heftigerer, Blutsturz als der erste warf ihn von Neuem in Besinnungslosigkeit.

Die Verzweiflung Rupertines war entsetzlich. Sie klagte sich an, sie habe ihren Mann, ihren Otto, ihren schönen, theuren Otto gemordet und zerzauste sich das Haar.

Glücklicherweise hatte sie eine sehr nüchterne, tüchtige Köchin und ein geschicktes Hausmädchen. Beide waren herbeigeeilt und ordneten das Nöthige an, das Rupertine ganz aus den Augen verloren hatte.

Otto wurde zu Bett gebracht und ein berühmter Arzt gerufen. Dieser fand den Zustand des Kranken, nach kurzer Untersuchung der Brust, völlig hoffnungslos. Er verschwieg es natürlich gegen Rupertine, die er vielmehr mit Hoffnung erfüllte, und namentlich gelang es ihm, sie, der Wahrheit gemäß, zu überzeugen, daß ihre Selbstanklage durchaus grundlos sei. Der Stoß sei Nichts als die Gelegenheitsursache für den Ausbruch einer Brustkrankheit gewesen, die, zur vollen Reife gediehen, schon seit Monaten in ihrem Gatten gelegen habe. Die Worte des freundlichen, feinen Italiener legten sich wie Balsam auf Rupertines Schmerz, und sie war fast ruhig, als er sie verließ.

23

Otto's lange Krankheit nach dem Sturze in Tyrol und dann die Art des »langsamen Selbstmords«, die sich der leichtlebige Mann in seiner Verzweiflung erwählte, hatten seinen zierlichen, aber stahlharten Organismus vergiftet und untergraben. In Frankfurt hatte er mit milder Genugthuung seinen rasenden Lauf, auf abschüssiger Bahn, in die Arme des Tods bemerkt und frohlockt. Als dann Rupertine sich ihm entgegenwarf und ihn aufhielt, erschrak er zwar über seinen zerrütteten Zustand und beklagte tief das Verlorene; aber nur kurze Zeit. Die Hoffnung und Freude, die in seine Seele strömten und sie wohlig ausdehnten, wiegten ihn in ein glückliches Vertrauen auf seinen Stern, der seine Hauptnahrung aus seinem unmittelbar gefühlten körperlichen Wohlseyn zog. Der arme Getäuschte nahm das Aufflackern der letzten zähen Reste seiner Lebenskraft für Gesundheit, unzerstörbare Gesundheit!

Er war zu spät aufgehalten worden: der Tod hatte ihn bereits gezeichnet.

Indessen belebte ihn auch jetzt die Hoffnung. Sein leichter Sinn, sein glückliches Naturell gaukelten ihm eine goldene |
iv294 Zukunft vor und er schwelgte in den lichten Phantasiegebilden. Rupertine betrachtete schon längst, durch Otto selbst gestärkt, seine Krankheit als nichts Anderes, denn eine recht unliebsame Unterbrechung ihres lustigen Lebens und zählte die Minuten bis zur Stunde, wo sie ihre dürstenden Lippen wieder in den vollen berauschenden Becher der Freude tauchen konnte.

»Siehst du, meine angebetete Rupa«, hatte Otto gleich in den ersten Tagen gesagt, als sie mit gesenktem Köpfchen an seinem Bett saß und ihn tieftraurig und schwermüthig anblickte, »siehst du das alles hat Nichts zu bedeuten. Göthe, wie dir bekannt ist, hat auch heftige Blutstürze gehabt und trotzdem, und trotz der langweiligen Klettenberg, ist er 83, sage dreiundachtzig Jahre alt geworden. Wie sollte ich, bei Deiner Pflege und Deiner Unterhaltung, im Sonnenschein Deiner wunderbaren Augen, nicht genesen und 84 Jahre alt werden? Aber so weit wollen wir's gar nicht bringen, nicht wahr, Rupa? Ich denke, wir treiben es auf dieser buckeligen Welt noch zehn, sagen wir fünfzehn Jahre so wie wir es seither getrieben haben. Dann bist du 35 und ich 43 alt: das paßt. Wir verlöschen dann plötzlich wie ein fallender Meteor und drehen, im Fallen noch, der ganzen Menschheit eine Nase und lachen dabei recht ausgelassen. Unser Grabstein soll die Worte tragen: 'Hier liegen zwei Menschen, die sehr glücklich waren, ein Fürst und eine Fürstin der Liebe, des Geistes und des Herzens. Sie lebten und starben in Flammen.' Punktum, Ausrufungszeichen. Salamo hat allen Zeitgenossen und allen Zukünftigen die kecke Frage zugerufen: 'Wer hat fröhlicher gegessen und sich ergötzt denn ich?' Ich antworte dem Schlauen kühn: *Ich*, krummnasige orientalische Majestät; denn *Du* hattest nur eine Sulamith, *ich* aber habe eine Sulamith und eine Dirtina in einer einzigen wonnigen Lieblichkeit.«

»Siehst du, Rupa, ich habe, wie der verflossene weimarische wirkliche Geheime, Excellenz, zu *viel* Blut. Dieses Übermaaß des ›besonderen Saftes‹ sucht sich auf die allernatürlichste Weise wie bei meinem großen Landsmann – du weißt doch, Rupa«, unterbrach er sich stolz, »er war ein ripuarischer Franke und ich bin auch einer – es sucht sich, wie gesagt, auf die allernatürlichste Weise einen Ausweg. Das ist Alles. Also: Ruhe mein süßes Turteltäubchen.«

Mit solchem heiteren Geschwätz unterhielt er sie immer und erhielt sie in der Aufrichtung. Sie zahlte ihm dann doppelt und dreifach zurück, was sie empfing und einmal bekannten sie sich sogar – wenn auch nur vorübergehend – die Krankheit sei eine hochinteressante Phase ihres Daseyns.

iv295 Arme, liebenswürdige Schwärmer! Wie bald wurden sie aus ihrem Himmel gerissen!

24

Den ersten kalten Hauch – die Krankheit hielten sie für keinen – blies die Noth um das tägliche Brod auf ihr Glück.

Eines Morgens kam Rupertine zu Otto und fragte ihn, wo sein Geld liege. Die Köchin habe ihr eine lange Aufstellung präsentirt, und es seien auch viele Rechnungen von Lieferanten eingelaufen, die höflich um Bezahlung gebeten hätten. Sie sah, während sie das berichtete, sehr gelangweilt aus.

Über Otto's schönes Gesicht zogen finstere Schatten des Unmuths und der Sorge. Er bat um die Rechnungen und um seine Brieftasche. Als das Verlangte in seinen Händen war, summirte er oberflächlich die Posten und zählte dann den Rest seines Vermögens. O, wie es da zwischen den zusammengezogenen Brauen wetterleuchtete! –

Aber bald, spielten wieder, schalkhafte Kobolde in seinen Mundwinkeln.

»Wir werden uns einschränken müssen, Rupa«, sagte er mit sauersüßer Miene, »bis ich wieder gesund bin, was ja nicht mehr lange dauern kann. Dann werde ich gleich das Balkonzimmer in ein wundervolles Atelier, in einem einzigen Tage, verwandeln und nicht von der Staffelei weichen, bis ich fertig bin. Du wirst mich, damit ich keine Zeit verliere, füttern: wie ein aus dem Nest gefallenes Vögelein. Ach, das soll reizend, reizend werden!«

Ernster geworden fügte er hinzu: »Ich mache mir aus Entbehrungen Nichts. Ich bin ein Mann und bin Soldat gewesen. Ich habe auf Heuböden, in Pferdeställen und, nur in meinem Reitermantel gehüllt, unter Gottes freiem Himmel in kalten Herbstnächten geschlafen. Auch bin ich in den Biwaks manches Mal zu spät gekommen: die Marketender waren bereits glatt ausgeplündert. Da habe ich seelenverzweigt mit den Kameraden Kommißbrod und gesottene Kartoffeln verzehrt. Aber Du, zarte verwöhnte Prinzessin, wirst du eine kleine Weile mit der Noth verkehren können?«

Sie sah ihn mit thränenvollen Augen an und seufzte schwer. »Es wird gehen, lieber Otto; es *muß* gehen.«

Er war über diese Antwort verwundert. Er hatte im Grunde seiner Seele geglaubt, Rupertine würde etwas ganz Anderes sagen. Nie hatte er sich nach Rupertines Vermögen erkundigt; auch nicht, als die Scheidung schwebte, noch bei ihrem Voll|zug.
iv296 Er hatte eine große Baarschaft und sein Talent. Was fragte er nach Rupertines Geld? »Ein richtiger Mann ernährt seine Frau und greift ihr Vermögen nicht an«, das war einer seiner Grundsätze; aber in einer Nothlage, wie die augenblickliche, hätte er sich nicht gespreizt, wenn seine Frau mit dem ihrigen ausgeholfen hätte.

»Übrigens«, bemerkte er leichthin, »wenn es recht toll wird, kannst du mir ja, auf kurze Zeit, ein paar lumpige tausend Thaler leihen.«

Sie erschrak heftig und barg ihr Gesicht in die Hände. »Ach, Otto«, flüsterte sie in einer Weise, die deutlich zeigte, daß jedes Wort ihr in's Herz stach, »ach, Otto, ich habe keinen rothen Heller, ich bin ganz arm.«

»Rupa«, rief Otto bestürzt, »ist es möglich?«

»Mein Vater«, antwortete sie mit thränenerstickter Stimme, »hat ein großes Vermögen, durch Spiel an der Börse, verloren. Auch bin ich fast überzeugt, daß Wolfgang mich getäuscht hat, als er mir die Erbschaft erklärte. Die Schulden müssen größer gewesen sein als die vorhandenen Güter. Er hat gewiß eine bedeutende Differenz aus seinen Mitteln gedeckt.«

Dieser Mittheilung folgte ein längeres Schweigen. Rupertine schluchzte in erstickender Wehmuth. – Endlich sagte Otto. »Aber, Rupa, beruhige dich doch! Kleines Närrchen! Deine Mittheilung hat mich zwar überrascht, aber was hat sie denn weiter zu bedeuten? Es wird auch so gehen.«

Lächelnd fuhr er fort: »Durch Trübsal wird das Herz gebessert. Gieb Acht, mein Goldköpfchen, du mußt aus unserer Lage einen unermeßlichen Gewinn ziehen.

Es mag und kann nicht anders werden,
Alle Menschen müssen leiden;
Was webt und lebet auf der Erden,
Kann das Unglück nicht vermeiden:
Des Kranzes Stab
Schlägt uns're Lenden
Bis in das Grab,
Da wird sich's enden. – –
Gib dich zufrieden.«

Dann gab er Rupertine alles Geld und einen Pack Rechnungen.

»Hier, mein theurer Finanzminister: ordne, schlichte, richte.«

»Diesen alten Hebräern aber«, sagte er, ihr vier zurückbehaltene Rechnungen überreichend, »diese Shylocks mit den |
iv297 Korkenzieherlöckchen thue ich Kund und zu wissen durch deinen holdseligen Mund: Daß sie zu warten haben, bis ich gesund bin. Adieu.«

»Sie sind, mein lieber Minister, in Gnaden entlassen.«

25

Aber die Noth, wuchs und wuchs: es ging rasend schnell bergab. –

Ach! wenn nur die Sorge um's tägliche Brod, das gräßliche Gesicht mit den stieren Augen im runzlichen Gesicht und mit dem wirren, grauen Haar, nicht mehr unter den Menschen säße!

Sie *kann* verjagt werden, sie kann für *immer* verjagt werden, wenn nur Alle es aufrichtig wollen, denn sie ist nicht, wie der Tod, nothwendig, unabänderlich mit dem Leben verknüpft. Aber *Alle* müssen es aufrichtig wollen; der *Einzelne* kann Nichts ausrichten und besäße er Tausende von Millionen, die er mit liberalen Händen vertheilte. –

Die Shylocks, wie Otto seine Gläubiger genannt hatte, wurden zudränglich, zuletzt aufsässig und grob. Zugleich verbreitete sich die Kunde von Otto's bedrängter Lage. Man flüsterte sich zu: Der reiche, frohmüthige Baron ist gewiß ein Abenteurer, ein früherer Kellner, der sich von hohen Gästen seine stolzen Manieren abgeguckt hat, und seine Frau – na, was wird sie sein? Rettet, so schnell wie möglich, was zu retten ist.

Der Palast Curradin wurde nicht mehr leer von Gläubigern.

Rupertine war tief empört. Sie konnte sich nicht in die neuen Verhältnisse finden: verwöhnt, verzogen, unfähig zu leiden wie sie war. Sie verlor schließlich den Kopf, und nur mühsam heuchelte sie Ruhe vor Otto.

Otto merkte, was vorging. Seine Elasticität erlahmte unter den Bleigewichten, die sein brütender Geist auf sie häufte, und zugleich entwickelte sich giftiger Same.

»Rupa«, sagte er eines Morgens traurig zu ihr, als sie nach einer stürmischen Unterredung mit zwei Juden, die mit sofortiger Klage gegen Otto gedroht hatten, mit verstörten Zügen in sein Zimmer geeilt war, »Rupa, sie peinigen dich wohl sehr, die verfluchten Schurken?«

»Ach, Otto, es ist zu schrecklich!«

»Den Kopf dürfen wir aber nicht verlieren«, meinte er. »Hör mich an. Wir müssen ihnen etwas in den Rachen werfen, sonst werden sie wild. Du wirst also den Abraham und den Isaac und den Moses und den David vor die Lumpen führen, die ich ihnen abgekauft habe, und den Rückkauf vermitteln. Sag' ihnen da|bei,
iv298 daß ich ihre spitzen Bärte und Propfenzieherlocken ausraufen würde, wenn sie mir weniger als die Hälfte des Einkaufspreises zu bieten wagten. Verstehst du? Sieh' sie nur recht zornig mit deinen schönen Augen an, schnalle meinen Dolch um und rufe: ›Zitt're Byzanz!‹ Sie müssen, die Blutsauger. – Dann fahre zum Piano-Fortehändler de Luca und frage ihn, ob er den Flügel nicht zurücknehmen wolle. Du kannst ja sagen, wir wollten in wenigen Tagen abreisen. Er ist ein freundlicher Herr und wird sein Möglichstes thun.«

Rupertine drückte das Taschentuch vor die Augen und hauchte: »Ich werde thun, wie du willst.«

Otto litt schwer. »Wenn ich gesund bin, kaufe ich Dir ein ganzes Dutzend Erards und Blüthner und lerne selbst noch das Klavierspiel. Dann richten wir uns in der Nähe Isaac's oder David's oder Abraham's ein – du mußt dir den Hungrigsten und Unverschämtesten genau merken! – und hämmern so lange, bei Tag und bei Nacht, auf den Instrumenten herum, bis er in heller Verzweiflung uns wieder die erschwindelten 50 Prozent herauszahlt. O, wie ich mich an seinem Grab weiden würde!«

Rupertine mußte lächeln.

»Nur nicht den Kopf verlieren«, sagte Otto, als er den langentbehrten Schimmer sah, »nur nicht den Kopf verlieren. Aus unserer Individualität kann uns ja Niemand verdrängen, und glaube mir, hätten sie einmal, nur 10 Minuten lang, in unserer inneren Schatzkammer geschwelgt, sie würden sich unendlich arm zwischen ihren Goldhaufen vorkommen.«

»Vielleicht«, begann er nach einer Weile, »ist es gut, wenn wir schon jetzt Heerschau über unsere Freunde halten. Wir wollen überlegen, wer uns wohl auf kurze Zeit beispringen könnte und wollte. Leider«, fuhr er nach kurzem Besinnen fort, »finde ich in meinem Bekanntschaft Niemand. Es geht den meisten Freunden herzlich schlecht; die anderen könnten mir wohl einige Hundert Thaler borgen, aber das kann uns nicht helfen. Meine Cousine ferner ist nicht auf Rosen gebettet. Bleiben die Kunsthändler. Aber du begreifst, Rupa, ich darf mir keine Blöße geben. Sie wären jedenfalls die letzten, an die wir uns wenden dürften. – – Überlege einmal, wie es bei deinen Freunden aussieht. Es muß nicht gleich sein; aber denke doch ein bißchen nach.«

Sie wurde in diesem Augenblick von der Köchin gebeten, herauszukommen, und verließ das Zimmer. –

iv299

26

Jetzt trat der beiden Elend in die schreckliche Phase, wo erst leise, dann immer lauter, das Herz dem anderen Vorwürfe machte. Oft saßen sie stundenlang nebeneinander und sprachen kein Wort. Jeder fürchtete einen Ausbruch und die Luft wurde unerträglich schwül. –

Einige Tage nach dem Gespräch, worin Otto der Freunde gedacht hatte, sagte er zu Rupertine: »Nun, Rupa, hast du einen Freund gefunden, der uns helfen kann?«

»Nun, Otto«, antwortete sie düster; »auch ich habe nur solche, die nicht viel beisteuern könnten. Ich verhehle dir hierbei nicht, Otto, daß ich nicht im Stande wäre, bei Jemand um Geld zu betteln.«

»Du bist seltsam, Rupa«, versetzte er gereizt. »Wie sollen wir denn leben? Das ist ein Stolz, den ich ganz entschieden verwerfen muß. Es ist durchaus mal-placé. Wir sind in Noth, in großer Noth – da muß man Haare lassen und sich beugen. Warum willst du nicht an Wolfgang schreiben?«

Ihre Augen flammten und ihre Züge verzerrten sich. »Was hast du gesagt!«

Otto entsetzte sich. Die Frage war ihm in der Hitze entflohen; er bereute sie jetzt, und hätte sie auch bereut, wenn sie auf Rupertine keinen so tiefen Eindruck gemacht hätte.

Er wollte begütigen und sagte: »Wolf wird immer unser Freund sein.«

Aber in Rupertine gingen die Wogen bereits zu hoch für Besänftigung. »Du bist ein Barbar«, versetzte sie bebend und mit krampfhaft geschlossenen Händen, »sonst hättest du so was nicht denken, geschweige aussprechen können.«

»Rupa, Rupa!« warnte Otto in mühsam verhaltenen Zorn.

Aber sie konnte sich nicht mehr halten. »Das war gemein und niedrig – das war *schlecht*«, stieß sie, in blinder Leidenschaftlichkeit, voll Verachtung heraus.

Otto zuckte zusammen. Er erhob sich auf seinem Lager und den Oberleib auf den rechten Arm stützend, rief er, geisterhaft blaß: »Dir geziemt diese Sprache nicht; denn du allein trägst die Schuld an meinem Unglück. Warum kamst du nicht gleich, als du meinen flehenden Brief erhalten hattest? An *meiner* Seite war dein Platz, an *meine* Seite rief dich die Pflicht; denn du warst mein *Weib*, auch *ohne* den Segen des Priesters. *Das* war gemein, niedrig und *schlecht*, als du mich in die Verzweiflung stießest und um Wolfgang's Gunst buhltest. Wir wären nicht in dieser Noth, wenn du damals nicht, kalt und herzlos, den Dolch |
iv300 in mein junges Leben gebohrt hättest. Du mußtest dir sagen, und der erbärmliche Philosoph an deiner Seite mußte dir auch sagen, daß meine verzehrende Leidenschaft zu dir die Trennung von dir nicht ertragen könne und mich auf Abwege führen müsse. Du hast meiner Gesundheit den Todesstoß gegeben.«

Rupertines Geist verwirrte sich. Die Möbel des Zimmers tanzten um sie herum und sie mußte sich mit einer Hand auf die Lehne eines Stuhles stützen, um nicht hinzusinken. Sie preßte die andere auf ihr Herz, das ein brennendes Weh erfüllte. – Da sah sie vollkommen objectiv, zum Greifen klar und deutlich, Wolfgang's kleines weißes Häuschen im hellen Sonnenschein vor sich liegen. Friedvoll lugte es aus seinem grünen Schleier hervor: zaubervoll und sehnsuchtserweckend. –

Sie stöhnte – es klang wie Todesröcheln – und sank auf die Kniee.

Aber Otto ließ nicht nach. Er fühlte sich im besten Recht und seine Leidenschaft war nicht mehr zu bändigen. So mußte Rupertine noch hören: »Du erntest, was du gesät. Wer Wind sät, muß Sturm ernten. Ich habe nach dir geschmachtet in wahnsinniger Sehnsucht. O, meine Liebe zu Dir hatte ja keine Grenzen. Du hast mich *nie* geliebt, *nie*, Rupa. Während du mich im Kampfe mit dem Tode wußtest, hast du, gleichgültig lächelnd, an Wolfgang's Hals gehangen und ihn geküßt. Es ist nicht möglich, daß du mich je geliebt hast, sonst hättest du schon längst die Noth gesehen, die mich zermalmt. Wer aufrichtig liebt, der geht in den Tod für den Geliebten, der mordet seinen Stolz mit kaltem Blut, der bettelt und *stinkt,* wenn es sein muß, um den Hunger des Geliebten zu stillen. Du aber sagst kalt: ›Ich *kann* nicht bei Jemand um Geld betteln.‹ Ist das Liebe?« rief er mit furchtbarem Hohne aus.

Er schlug sich mit geballter Hand vor die Stirne und fuhr dann fort: »O blicke mich nicht so fragend an. Ich weiß ja, was du sagen willst. Du willst sagen: ›Warum hast du nicht

gearbeitet Faullenzer? Warum sind deine Hände seither müßig gewesen?‹ O, sie sind müßig gewesen, weil ich dich liebte und noch liebe, weil ich nichts Anderes im Sinne haben konnte, als deinen Weg mit Blumen zu bestreuen.«

»Und«, sagte er plötzlich, indem er, mit Zusammenraffung seiner letzten Kräfte, aus dem Bett sprang, »ich werde dir beweisen, daß ich dich noch liebe und Alles thun kann, um wieder den Sonnenschein auf unsere Bahn zu zwingen. Noch heute antworte ich Saul und Francesca in der Hölle des Dante.«

iv301 Rupertine schnellte auf und stürzte zu ihm. Er wankte und sie fing ihn in ihren Armen auf. – Da schoß ihm wieder ein Blutstrom aus dem Munde, und Beide verloren die Besinnung. –

Rupertine erwachte zuerst. Sie hob ihn auf, als sei er federleicht, und trug ihn auf sein Lager zurück. Keine Thräne stand in ihren Augen und besonnen traf sie die für den Kranken nöthigen Anordnungen.

Dann schrieb sie an Wilhelmine von Berg:

»Mein Mann ist sterbend. Wir sind in der größten Noth. Sende mir, was du finden kannst. Palazzo Curradin.«

Sie ließ das Telegramm forttragen und setzte sich zu Otto, dessen Hand sie fest umklammert hielt.

27

Wenige Tage waren seither vergangen. Im Zimmer des Kranken war es ganz still. Otto hatte den Arzt gefragt, ob er aufstehen dürfe, um wieder einmal sein Auge an Venedig's melancholischer Herrlichkeit laben zu können, und dieser hatte eingewilligt. Der Kranke war unmittelbar dem Tod verfallen; warum sollte er ihm ein letztes Vergnügen nicht gewähren?

Nun saß Otto, in warmen Hüllen, in einem bequemen Sessel. Die Balkonthüren waren weit geöffnet, und in durstigen, hastigen Zügen sog der Kranke die milde, balsamische Frühlingsluft ein. Rupertine kniete neben ihm und barg das Gesicht in seinem Schoße.

O, wie die blauen geistvollen Augen des Künstlers über Venedig und seine Lagune selig schweiften! Seine eingefallenen Wangen erglühten und er sagte nach einer Weile, beide Hände auf Rupertines Haar legend: »Mir ist so wohl, Rupa, so unaussprechlich wohl. Außer Schulden, habe ich nichts mehr; ich bin arm wie Hiob und werde bald sterben, sans crainte ni espoir wie Friedrich der Große; sonst würde ich sagen: ich gäbe Dieses, ich gäbe Jenes, ich gäbe all mein Gold, meine zwei Hände oder meiner Seele Seligkeit darum, wenn ich unseren Wortstreit neulich ungeschehen machen könnte. Ich wäre gewiß eines so tollen Zorns nicht mehr fähig. Ich habe damals meine ganze Leidenschaftlichkeit, alles Unreine in mir, wie eine unverdaute Masse aus meiner Seele gespien. Es ist mir, als wären schwere Ketten mit dicken Kugeln, die ich seit meiner Geburt trug, von mir abgenommen worden. Mir ist so wohl, so unaussprechlich wohl. Kannst du mir verzeihen, Rupa?«

»Otto«, preßte sie hervor, »es ist Alles vergessen. Aber sage mir, daß du an meine Liebe glaubst.«

iv302 »O«, antwortete Otto, »ich bin schändlich ungerecht und verblendet gewesen. Was hast du nicht Alles für mich gethan, du Süße, du Holde, mein Goldköpfchen, mein Turteltäubchen!« Er beugte sich zu ihr herab, schlang die Arme um sie und küßte sie nochmal auf den Mund.

Nach einer Weile sagte er: »Wir wollen uns keiner Täuschung hingeben, Rupa. Das Ende ist herbeigekommen; der Vorhang wird bald fallen. Tirez le rideau, la farce est jo uée. Aber das ist nicht ganz richtig«, fuhr er mit dem ihm so eigenthümlichen Humor fort: »Mein Leben war ein Trauerspiel, ein Lustspiel und eine Farce. Ob wohl Abraham, Moses und Consorten mich noch auf den Santi Apóstoli begleiten werden? Geld genug haben sie an mir verdient, um mir diesen Tribut zollen zu können.

Du mußt folgenden Zettel versenden:

Otto von Dühsfeld

passò quest'oggi a ... dopo penosa malattia a miglior vita.

A miglioir vita!‹« wiederholte er wehmüthig lächelnd, »ein besseres Leben! Nein! es giebt kein besseres Leben, als das unsrige gewesen ist. Nein, so darfst du nicht schreiben, Rupa; das wäre eine Lüge. Du schreibst ad altra vita ... in ein *anderes* Leben ...« dann fährt er fort:

»L'afflittissima Moglie ne dà parte agli amici.«

»Nein«, unterbrach er sich, »Abraham und Consorten dürfen nicht vergessen werden. 'Liebet eure Feinde', sagt ein Evangelium. Wucherer, usuragi, wollen wir aber nicht schreiben, Rupa. Wählen wir einen nicht weiten Begriff, einen großen Topf, in den Isaac hineingeht, ohne daß seine Patriarchenlöckchen und sein Shylocksbart herausguckt, also conoscenti, Bekannte. Sie haben mich gekannt, die Hallunken!«

»Schließlich schreibst du:

La tumulazione seguirà ... nella Chiesa Evangelica a Santi Apóstoli.«

»Ja«, fuhr er fort, »hier in Venedig müssen meine Gebeine bleiben. Sie dürfen nicht nach dem rauhen Norden gebracht werden. O, wie habe ich dieses Italien geliebt! Wie selig werde ich in seiner Erde schlummern! – – Übrigens,« setzte er lächelnd hinzu, »haben wir auch kein Geld für einen solchen Luxus und wie solltest du ...?«

Er hielt erschrocken ein. Schwere Thränen liefen an seinen blassen Wangen herab und schmerzlich bewegt rief er: »In welchem Elend lasse ich dich zurück! Ach, wie entsetzlich, wie entsetzlich! Was soll aus dir werden!?«

iv303 »Sei ruhig, Otto«, erwiderte sie mit eigenthümlicher Fassung, »du wirst nicht sterben. Ich fühle es, du bleibst mir erhalten. Übrigens wäre für mich gesorgt.«

Er verstand sie falsch und sein blasses Antlitz verklärte sich.

Sie ahnte, daß er sie mißverstehe; aber sie sagte Nichts. – – –

Da trat die Köchin herein und überbrachte einen Geldbrief. Rupertine unterschrieb und erbrach ihn hastig. Es war ein herzliches Schreiben Wilhelmines und enthielt 600 Thaler.

Sie reichte es Otto hin. Als er es gelesen hatte, drückte er mit eisernem Druck ihre Hand und murmelte. »Gott sei Dank!«

Sie kniete wieder neben ihn und er sagte: »Vergiß den preußischen Consul nicht. Er ist mir befreundet und wird Dir zur Seite stehen ... Aber«, fuhr er fort, »da fällt mir ein: wir haben ja im Todtenzettel die Hauptsache vergessen, Ort und Datum. Also, Rupa:

Venezia ... welcher Tag ist heute?«

Rupertine wehrte heftig ab. »Otto, ich flehe dich an, sprich nicht mehr von deinem Tode. Du thust mir zu weh ...«

Er schwieg und lehnte sich zurück.

Eine ganze Stunde verfloß in lautloser Stille. Otto hielt, während derselben, mit der einen Hand Rupertines Rechte; die linke hielt ihren Hals umschlungen.

Auf einmal sah Rupertine, wie er vergeblich die größten Anstrengungen machte, sich aus seiner halbliegenden Stellung aufzurichten und zu sprechen. Sie sprang auf, um ihn zu unterstützen, aber schon war er mit irrenden Augen zurückgesunken. Rupertines Fassung verlor sich spurlos. Sie schrie laut auf und blickte ihn wie irrsinnig an.

Er röchelte schwach und kurz. Ein wenig blutiger Schaum quoll aus seinen Lippen – er war todt.

28

Die Beerdigung Otto's hatte stattgefunden. Rupertine hatte den Sarg, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, forttragen gesehen. Seit dem Augenblick, wie sie sich an der Leiche Otto's, in namenloser Verzweiflung, ausgetobt hatte, war sie wieder in Erstarrung gesunken, wie damals, als sie sich von Otto verlassen wähnte. Mit grausenerregender Ruhe ordnete sie alles auf die Bestattung der Leiche Bezügliche und Otto's Schulden, unterstützt vom preußischen Consul und einem Trödeljuden, der sich durch sein anständiges Benehmen in ihren Wirren ausgezeichnet hatte, und den die Lage der schönen Frau rührte. Die Schulden deckte sie vollständig mit dem Gelde der Freundin |

iv304 und dem Erlöse ihres kostbaren Geschmeides und ihrer Kleider. Sie behielt nur einen Anzug. An Geld verblieb ihr eine kaum nennenswerthe Summe. – –

Nun saß sie mutterseelenallein in der großen, weiten Wohnung. Sie starrte auf den Boden und brütete finster. Es fröstelte sie, und sie wickelte sich fest in ihren Shawl.

Als sie zu Otto sagte: »Für sie sei gesorgt«, hatte sie an den Tod gedacht, dessen Hand sie ohne Zagen ergriffen hätte. Was hätte sie auch allein noch in dieser Welt thun sollen? Dieser

Ausweg aus ihrer Qual war ihr aber jetzt abgeschnitten. Es war etwas in ihrem Gehirn zerrissen und ihr Bewußtseyn dadurch außerordentlich vereinfacht worden. Es regulirte jetzt, wenn man so sagen darf, hauptsächlich der Instinkt ihre Bewegungen, und sie lebte, mit einer verblaßten Vergangenheit und ohne Blick in die Zukunft, fast nur in der Gegenwart. –

Und wieder stellte sich in ihrem Brüten Karenner's Häuschen vor ihre Phantasie. Sie erbebte und lächelte glücklich wie ein Kind. Dabei nickte sie geheimnißvoll mit dem Kopf.

Sie erhob sich, setzte ihren Hut auf und schloß sämtliche Thüren der Wohnung, die auf den Flur mündeten, ab. Sie trat dann in den Hausflur und winkte einem Gondolier, der sie zum preußischen Consul fahren mußte. Diesem übergab sie die Schlüssel mit der Bitte, sie dem Eigenthümer des Palastes abzuliefern.

Hierauf fuhr sie an die Eisenbahn und kaufte ein Billet nach Arona.

29

Im Badischen Bahnhof zu Basel wollte eben der Cassier das Fensterchen schließen, als noch eine vornehme Dame eilig kam und sich erkundigte, was ein Billet 3ter Classe nach X koste. Der Cassier fragte verwundert: »2. oder 3. Classe?« Sie antwortete: »3. Classe.« Er nannte den Preis. Sie erschrak und fragte dann nach dem Fahrpreis bis Heidelberg. Als er ihn genannt hatte, bat sie um ein Billet und zählte mit zitternder Hand das Geld auf. Sie grüßte und verschwand. Der Cassier schüttelte nachdenklich den Kopf und schloß das Fensterchen.

Es war Rupertine. Auf dem Perron angekommen, sagte sie zum Schaffner: »Nach Heidelberg 3. Classe.« Auch dieser glaubte sich verhört zu haben und fragte: »2. oder 3. Classe?« »Dritte Classe«, antwortete sie kalt, und er öffnete ein Frauen-Coupé. Rupertine drückte sich scheu in eine Ecke und schloß die Augen.

iv305 So kam sie nach Heidelberg. Es war 5 Uhr Nachmittags. Ein toller Wind war in der vergangenen Nacht losgebrochen und wehte seitdem mit furchtbarer Gewalt über die Lande. Es war die Zeit der Aequinoktialstürme. Zu Regen kam es dabei nicht; aber der Wind führte Wasserstaub in Menge bei sich, so daß die Wege naß und schlüpfrig waren.

Rupertine stieg aus und fragte nach der Chaussee, die nach Darmstadt führt. Als sie dieselbe gefunden hatte, ging sie mit eiligen Schritten immer weiter, immer weiter. Manchmal war sie in Gefahr, von heftigen Windstößen zu Boden gerissen zu werden, aber sie kämpfte mit fieberhafter Anstrengung und hielt sich aufrecht. Ihre Augen sahen starr in die Ferne, immer in einer und derselben Richtung; und immer im selben hastigen Schritt ging sie weiter und weiter. –

So kam der Abend und dann die Nacht. Der Wind hatte etwas nachgelassen; dafür regnete es jetzt fein, aber unablässig und durchdringend. Rupertine spürte es nicht. Nur manchmal schüttelte sie sich im Fieberfrost. Ihre Haare lösten sich auf und hingen, verwirrt und triefend, fast bis zum Gürtel herab.

Ihre Füße erlahmten nicht. Sie verblieb immer im selben hastigen, aber regelmäßigen Schritt; und auch ihre Augen sahen immer in der selben Richtung, obgleich es völlig dunkel war. Sie wurde sicher geführt und hatte ihr festes Ziel.

Von Zeit zu Zeit sang sie mit leiser Stimme, wie ein träumender Vogel:

»Des Kreuzes Stab
Schlägt uns're Lenden,
Bis in das Grab,
Da wird sich's enden. –
Gieb dich zufrieden. –«

Und es verging die Nacht und es kam der Morgen des anderen Tages.

Sie begegnete hie und da Fuhrleuten und auch hie und da einem Wanderer. Alle verwunderten sich und blickten ihr kopfschüttelnd nach. Sie wich ihnen scheu aus und huschte vorbei.

Plötzlich glitt ein glückseliges Lächeln über ihr Gesicht: sie hatte etwas Herrliches gesehen.

Sie verdoppelte die Geschwindigkeit ihres Gangs und da – – da endlich lag das Ersehnte

vor ihr: die kleine weiße Villa, deren Schimmer ihr geleuchtet hatte von Venedig bis hierher, bei Tag und bei Nacht.

iv306 Sie hielt sich am Gartenzaun fest und blickte das Häuschen mit Innigkeit an. Dann öffnete sie das Thor und flog durch den Garten zur Hausthür. Hier sank sie mit einem gellenden Schrei ohnmächtig zusammen.

So fand sie Karenner, der den Schrei vernommen hatte und herbeigeeilt war. Er warf einen Blick auf die regungslos Liegende und wußte alsbald, wer sie war. Er erblaßte und lehnte sich an die Thür: seine Kräfte wollten ihn verlassen. Aber es gelang ihm, sich zu fassen. Er hob sie auf, nahm sie in die Arme, herzte und küßte sie und trug sie in ihr Zimmer, das noch in derselben Ordnung war wie zur Zeit, als sie es verlassen hatte.

30

Sechs Tage waren seitdem vergangen. Rupertine hatte sie in heftigen Fieberphantasien verbracht. Eine Gehirnentzündung war bei ihr ausgebrochen, und ihr Blut arbeitete mit erstaunlicher Macht und Wildheit.

Nun war eine kleine Besserung eingetreten. Die Ärzte glaubten daraus Hoffnung schöpfen zu dürfen und richteten Karenner's Muth auf. Er saß still an ihrem Bett und beobachtete sie unaufhörlich.

Aus ihren zusammenhangslosen Reden hatte er entnommen, daß Otto nicht mehr unter den Lebenden sei und große Noth in Venedig die Armen gepeinigt haben mußte; daß sie aber als gute Gatten voneinander geschieden seien. Er wurde auf das Schmerzlichste vom Tod seines besten Freundes berührt und machte sich die schwersten Vorwürfe, daß er Rupertine nicht hatte beobachten lassen. Wenn er sich ihre hülflose und verlassene Lage im fremden Land und den Verlauf ihrer Flucht zu ihm vergegenwärtigte, krampfte sich sein Herz qualvoll zusammen, und er hätte laut aufschreien mögen. Das Mitleid ließ ihn nicht mehr los und spannte ihn auf die Folter. In seinem Gedächtniß war Alles ausgelöscht, was er durch sie erduldet hatte, und angstvoll flehte er: »Laß sie nicht sterben, laß sie nicht sterben. –«

Rupertine schlug die Augen auf und schien sich zu besinnen. Sie sah ihn verwundert an, und er verfolgte in ihrem Auge alle ihre inneren Bewegungen. Zuerst erstaunte sie, dann zeigte sie Schrecken und große Angst; aber allmälig wurde der Blick milder und milder, bis er mit tiefster Innigkeit an Karenner hing.

Er nahm ihre Hand, küßte sie und flüsterte: »Meine gute liebe Rupa.«

iv307 »Ach, Wolfgang«, sagte sie, »wie ist deiner Rupa so wohl, daß sie bei dir ist. Ich habe schwer gelitten und«, setzte sie zögernd hinzu, »auch Otto. Wir sind sehr glücklich gewesen, bis auf die letzte Zeit, bis auf die letzte Zeit. Die war furchtbar.«

Sie hielt erschöpft ein, und Wolf bat sie herzlich, nicht mehr zu sprechen und sich zu schonen.

»Ja«, antwortete sie, »ich will folgsam und still sein .... Aber da fällt mir etwas schwer auf die Seele. Das muß erst fort. Ach, Wolfgang, darf ich es wagen, eine Bitte an dich zu richten?«

»Rupa«, rief er erschüttert, »Alles, was ich besitze, ist Dein, und alle meine Kräfte gehören Dir.«

»Ich danke dir von Herzen, guter, edler Wolfgang«, sagte sie und lächelte glückselig. »Ich habe mich in unserer großen Noth an Wilhelmine von Berg gewandt und sie hat mir 600 Thaler geschickt. Nicht wahr, du giebst ihr das Geld zurück.«

Wolf konnte nicht antworten. Das Herz schwoll ihm bis zum Halse. Er drückte nur ihre Hand und nickte mit dem Kopfe.

Sie schloß die Augen. Das glückselige Lächeln verblieb auf ihren Lippen.

So lag sie ruhig bis zum Abend. Nun aber verfiel sie in neue Delirien, die an Intensität alle vorhergegangenen übertrafen. Mit rasender Schnelligkeit zog der Inhalt der letzten Monate ihres Lebens an ihrer Phantasie vorbei, und die Bilder rieben sich auf.

»Du bist ihm zur Last«, phantasirte sie, »du bist ihm eine furchtbare Last ... fort! fort! du erstickst ihn ... du erwürgst ihn, den Edlen ... Ein andres Bild, das letzte Bild: *wir Beide* ... Hab' ich dich? Was uns will trennen, muß mit Himmelsbränden uns jagen wie die Füchse ... Weine nicht! ... Komm! Komm! ... gleich ... Hörst du? Gleich ... bleibe bei mir ... Pah!

getrennt von mir, aber Wolfgang« (ihre Stimme sank zu einem geheimnißvollen Flüstern herab) »aber Wolfgang muß glauben, du seist bei mir ...«

Plötzlich erhob sie sich und wollte aus dem Bett springen. Wolf mußte seine ganze riesige Kraft anwenden, um sie zu halten und niederzudrücken.

»Otto«, schrie sie, »Hülfe! Hülfe! junger Löwe«, und sie rang mit der Stärke der Verzweiflung mit Wolfgang, der sie kaum bewältigen konnte.

Etwas ruhiger geworden, gab sie mit den Fingern, auf der Bettdecke, den Takt eines Walzers an und fragte innig: »Ist Venedig nicht wunder-wunder-wunderschön? ... Guten Morgen! Guten Morgen, meine verehrten Landsleute! ...«

Und mit süßer Stimme singend, fuhr sie fort:

iv308

»Kürassier sein schwere Reiter,
Haben frohen Muth;
Singen lauter lust'ge Lieder,
Sein den Mädchen gut.«

Sie schwieg eine Weile und lächelte vergnüglich.

»Page, meinen Fächer und meinen Schleier«, begann sie wieder ... »Ach was Itinéraire! hast du nicht mein entsiegeltes Auge? ... Caro Foscari ... Stimatissimo cugino Vendramìn ... Beatissima Gáspara Stampa ...«

»Fort Loredano! ... du hast meinen Liebling gemordet ... Einen Kuß? Unverschämter! –-–«

Sie stieß einen herzzerreißenden Schrei aus und biß in ihre festverschlungenen Hände.

»Ich habe ihn gemordet«, jammerte sie, »ich habe meinen Otto gemordet ... Ach, schleift mich doch nicht ... habt Erbarmen ... Abraham ... Isaac ... laßt mich los ... los ... los ... Doch ihr habt Recht, immer zu ...«

Und wieder sang sie leise und unsäglich rührend:

»Es mag und kann nicht anders werden,
Alle Menschen müssen leiden.
Was webt und lebet auf der Erden,
Kann das Unglück nicht vermeiden.
Des Kreuzes Stab
Schlägt uns're Lenden
Bis in das Grab,
Da wird sich's enden. –
Gieb dich zufrieden.«

Dieses letztere: »gieb dich zufrieden« sang sie nicht, sondern *sprach* es, und gut dreimal hintereinander auf ganz verschiedene Weisen: einmal mit feierlicher, tiefer Stimme, dann herzlich, wie eine Mutter zu ihrem Kind spricht, und zuletzt kurz und barsch.

Sie schwieg und starrte regungslos, mit offenem Munde, in die Leere. Nach einer Weile sang sie traurig:

»Was zog sie aus ihrem Schürzelein?
Ein Hemd so weiß wie Schnee.
Sieh da, du Hübscher und du Feiner,
Du Herzallerliebster und du meiner,
Das soll dein Sterbekleid sein!«

iv309

Karenner konnte es nicht länger ertragen. Den festen Mann erstickte die Wehmuth. Er wollte an's Fenster gehen, um einen Augenblick, seine glühende Stirn an den Scheiben zu kühlen, und ließ Rupertines Hand los. Aber sie erfaßte die seinige mit raschem Griff und flehte: »Verlaß mich nicht, ach, verlaß mich nicht.«

Sie legte sich zurück und war ganz still. – Plötzlich fühlte Karenner einen stählernen Druck ihrer Hand und zugleich sah er das Licht ihrer Augen verlöschen. Ein einziger schwerer, schwerer Seufzer – sie war erlöst. Ausgerungen hatte das milde, stürmische, leidenschaftliche

Herz, das ungestüm in seinem Schmerz und zu leiden unfähig gewesen war. Sie war eingegangen in den einzigen Frieden.

Tief erschüttert, drückte ihr Wolf die Augen zu. Der starke Mann brach zusammen unter diesem letzten und schwersten Schlage. Im kurzen Zeitraum zweier Jahre waren ihm Alle, die er mit einfacher und stiller, aber beharrlicher treuer Liebe geliebt hatte, vom Tode geraubt worden: seine Mutter, der alte del Fino, Otto und jetzt Rupertine. Er sank bei der Leiche in die Kniee, bedeckte sein Gesicht und weinte bitterlich.

Aus meinem Leben

iv311

Tagebuchblätter
von
Philipp Mainländer

Hattet mich nur auf meinen Sattel gehoben.
Bleibt in euren Hütten und Zelten!
Und ich reite froh in alle Ferne
Über meiner Mütze nur die Sterne.
Goethe.

Erster Band

iv311u

Meine Soldatengeschichte I

Meine Soldatengeschichte II

[Meine Soldatengeschichte I]

iv312 [*1. Über den eigentümlichen Trieb in mir Soldat zu werden und meine vergeblichen Versuche das Ziel zu erreichen.*]

I. Kapitel

> Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht: gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch; und uns bleibt nichts, als, mutig gefaßt, die Zügel festgehalten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es?
>
> Goethe, *Egmont.*

Als ich im vierzehnten Jahre mich zu einem Berufe entscheiden sollte, bat ich ohne Bedenken, mich in die österreichische Armee eintreten zu lassen. Die Freude des Knaben am Glanz der Uniform war so wenig das Motiv meines Wunsches, als die Vorstellung von der Aufgabe eines Heeres in Friedens- und Kriegszeit. Versetze ich mich in jene Zeit zurück und denke über meinen Zustand nach, so kann ich nur sagen, daß ich von einem wilden Dämon getrieben wurde, der ohne Bewußtsein nach einem Ziele eilt. Merkwürdig ist nur, daß sich dieser Instinkt zum Teil enthüllte. So sagte ich, kurz nachdem mir meine Bitte von den Eltern rundweg abgeschlagen worden war, zu einem Freunde:

»Ich habe ein außerordentliches Verlangen, einmal unbedingt einem anderen in allem unterworfen zu sein, die niedrigste Arbeit tun, blind gehorchen zu müssen.«

Dieser Wunsch ist in meinem Leben immer wieder aufgetaucht und ich bin doch im Grunde genommen das freiheitsbedürftigste Wesen. Ich glaube, daß damals das Verlangen mit dem erwachenden Geschlechtstrieb in Verbindung stand, ob ich mir gleich keine Rechenschaft von diesem Zusammenhang geben kann.

Als Österreich von Frankreich 1859 angegriffen wurde, waren meine politischen Ansichten dermaßen verwirrt, daß ich mich aus reinem Franzosenhaß auf die Seite Österreichs stellte. Einige Freunde taten desgleichen, und wir beschlossen in die österreichische Armee einzutreten, wenn diese geschlagen würde. Der Krieg verlief zu rasch, um unseren Entschluß auszuführen.

iv313 Mein kriegerischer Trieb wurde demnächst 1863 beim Ausbruch des schleswig-holsteinischen Krieges wach. Es war mir bitterer Ernst mit der Absicht zu helfen und es lag ihr damals kein Instinkt, sondern selbstbewußte Vaterlandsliebe zugrunde. Unter der Leitung dieser steht seitdem der unausrottbar in mir lebende Trieb, Soldat zu werden. Es ist aber immerhin möglich, daß er einen ganz anderen, für mich unfaßbaren Zusammenhang mit meinem zukünftigen Schicksal und durch dieses mit der Welt hat, da die Welt eine geschlossene Totalität ist, in welcher jeder Teil so gut das Ganze bestimmt, als er vom Ganzen bestimmt wird.

Ich ließ mich im Herbst von einem hessischen Feldwebel vollkommen einexerzieren, um jederzeit bereit zu sein; denn vernünftigerweise konnte ich nur daran denken, Soldat zu werden, wenn der Krieg nicht lokalisiert bliebe. Gegen Dänemark allein reichten wenige Armeekorps aus, und ich hatte Verpflichtungen gegen meine Familie, welche nur im äußersten Falle vernachlässigt werden durfte. Der Krieg blieb bekanntlich lokalisiert und ich ging wieder meinen gewohnten Beschäftigungen nach.

Jetzt kam das folgenschwerste Jahr 1866. Meine politischen Ansichten hatten sich unterdessen sehr geklärt, und ich stellte mich ohne Zaudern und Bedenken auf die Seite Deutschlands, d. h. Preußens. Die Lage Preußens war so kritisch, daß ein Abwarten der ersten Schlacht gar nicht in Rechnung gestellt werden durfte, und so schrieb ich alsbald, in mir fest entschlossen, aber inbetreff vieler Punkte der Ausführung zweifelhaft, wie folgt, an den preußischen Kriegsminister:

Einer meiner Freunde, ein Hesse, welcher sich gegenwärtig in Neapel befindet und von Preußen *allein* die heißersehnte Einheit des gesammten Vaterlandes erwartet, möchte seine schwachen Kräfte S.

M. dem Könige in bevorstehendem Kampfe zur Verfügung stellen und beauftragte mich deshalb an Ew. Excellenz die Frage zu richten, ob er als Gemeiner in irgend ein Cavallerie-Regiment Sr. Majestät eintreten könne. Ich wage mich dieses Auftrags dadurch zu entledigen mit dem Bemerken, daß mein Freund fünfundzwanzig Jahre alt, stark gebaut und Kaufmann, aber leider durch Kurzsichtigkeit genötigt ist, eine Brille zu tragen.

Ich bin mir hierbei vollkommen bewußt, daß Ew. Excellenz im Augenblick mit den ernstesten Arbeiten beschäftigt und gewiß nicht in der Lage sind, derartigen Anliegen besondere Aufmerksamkeit zu schenken; demungeachtet wollte ich dem Willen meines Freundes Ausdruck geben in der Hoffnung, daß seine Bitte vielleicht Berücksichtigung finden und mir hiervon von Ew. Ex|cellenz
iv314 auf eine Weise Mitteilung werden könne, welche Euerer Excellenz auch nicht die geringste Zeit raubt.

Offenbach a. M., 14. Mai 1866.

Antwort.

Euer Wohlgeboren werden in Erwiderung des an Seine Excellenz den Herrn Kriegs- und Marine-Minister gerichteten gefälligen Schreibens vom 14. d. Mts. benachrichtigt, daß die Annahme von Freiwilligen lediglich Sache der bezüglichen Truppen-Kommandeure ist, und daß auf die Annahme selbst Seitens des Kriegs-Ministeriums ein direkter Einfluß nicht ausgeübt wird. Es haben sich vielmehr diejenigen, welche eingestellt zu werden wünschen, direkt an die betreffenden Truppen-Kommandeure zu wenden. Zur Zeit, nachdem die Königliche Armee mobil geworden, findet eine Einstellung von Personen, die noch nicht militärisch ausgebildet sind, überdies nur bei den Ersatz-Truppen statt. Schließlich wird noch bemerkt, daß auch für den Kavalleristen Kurzsichtigkeit eine sehr unerwünschte Eigenschaft ist.
Berlin, den 18. Mai 1866.

Kriegsministerium — Allgemeines Kriegs-Departement
v. Podbielski — Wedell.

Nach Eintreffen dieses Schreibens, welches der in Aussicht gestellten Umständlichkeit wegen keinen angenehmen Eindruck auf mich machte, traf ich sofort die nötigen Vorbereitungen, um mich aus meiner Stellung möglichst glatt zu ziehen. Dies war nicht leicht, denn ich war die Seele im Geschäft meines Vaters. Ich sah deutlich die größte Konfusion voraus, die meine Entfernung hervorrufen würde, schwankte aber nicht. Ich suchte unter Angabe falscher Motive viele Beschäftigungen von mir abzuwälzen, überwachte die Ausführung, machte ein Memorandum alle möglichen Operationen betreffend usw. So vergingen einige Wochen, ehe ich daran denken konnte, mich an einen Regiments-Kommandeur zu wenden. Wie konnte ich ahnen, daß die Schlacht von Königgrätz sobald geschlagen würde und so entscheidend für den ganzen Krieg wäre? Genug, auch hier sollte meine Bemühung umsonst sein. Ich sollte noch nicht Soldat werden.

Nur zubald stellte sich heraus, daß die Niederlage Österreichs von Frankreich als eine eigene Niederlage betrachtet |
iv315 wurde und in den Tuillerien die Losung herrschte: *Révanche pour Sadowa*. Ich war davon durchdrungen und wollte im entscheidenden Moment bereit sein. Im Herbste 1868 stand ich vollkommen frei da, und mein erster Gedanke war natürlich in die Armee einzutreten, damit ich bei Ausbruch eines Krieges gleich mitmarschieren könne. Ich schrieb an einen liebenswürdigen Bekannten meiner Schwester, den Herrn Oberst v. Z. in Stettin:

Gestützt auf meine Schwester, welche die Ehre hatte, Sie in Bad. L. kennen zu lernen, wage ich Ew. Hochwohlgeboren mit einer Bitte zu belästigen, durch deren Erfüllung Sie mich zu dem lebhaftesten Danke verpflichten würden.

Ich habe es schon sehr frühe als die erste Pflicht eines Bürgers angesehen, sich so zu stellen, daß er zu jeder Zeit sein Vaterland verteidigen helfen kann, wenn es angegriffen wird, oder dessen Ehre miträchen darf, wenn es beleidigt worden ist. Hierzu gehört selbstverständlich eine militärische Ausbildung, nach deren Beendigung ja ein Jeder, der seinen Beruf nicht im Soldatenleben sieht, zu seiner früheren Beschäftigung zurückkehren kann. Ehe Preußen die auf das Kriegswesen bezüglichen Verhältnisse Süddeutschlands durch seine großartigen Siege in die Hand nahm und gründlich reformierte, war es hier zu Lande für einen Sohn aus bemittelter Familie geradezu eine Ehrensache, sich

vom Militärdienst loszukaufen. Den Schritt in's Heer würde man nicht nur dem Sohne verdacht, sondern man würde auch die Eltern des Geizes und der Habsucht angeklagt haben. Alles dieses ist anders geworden. Man findet jetzt ganz natürlich und selbstverständlich, was man vor wenigen Jahren mit den schärfsten Worten zu tadeln Veranlassung genommen hätte: das Dienen des Reichen neben dem Armen. Aber leider fiel meine Militärpflicht vor 1866, da ich 1841 geboren wurde; ich stand noch unter dem Gesetz einer lächerlichen Ansicht vom Zweck eines Heeres und konnte mir demnach eine militärische Ausbildung nicht aneignen. Demungeachtet verlor ich mein Ziel nicht aus den Augen und bildete mich im militärischen Sinne so weit es ging aus, damit, falls einmal Deutschland seine Söhne zu den Waffen riefe, ich eintreten und rascher die nöthigen Fertigkeiten erlangen könnte. Diesen Vorsatz dokumentiert die Anlage. Schon ehe die Schlacht von Königgrätz gewonnen war, glaubte ich an den hohen deutschen, aus der inneren Notwendigkeit der Dinge fließenden Beruf Preußens. Österreich erschien mir als Ausland und ich schwankte nicht einen Augenblick wem ich meine schwachen Kräfte widmen müßte. Die Regulierung von Familienangelegenheiten verzögerte meinen Eintritt in das Heer und als ich denselben endlich bewerkstelligen wollte, war der Krieg auch schon zu Ende.

Preußen ist nun zwar im Besitz der annektirten Länder und so gewiß als es sie erringen *mußte*, so gewiß wird es sie zum Heile von ganz Deutschland behalten. Aber Frankreich beneidet es nicht nur um diese Errungenschaften, |
iv316 sondern es ist auch durch die herrlichen Siege Preußens in seinem militärischen Ruhm auf das Schwerste verletzt worden. Hierzu kommt die mit jedem Tage wachsende Opposition im Innern gegen das quasi absolute Regiment des Kaisers, welche nur durch eine Action nach außen erstickt werden kann. So glaube ich fest, trotz der Friedensversicherungen von allen Seiten und trotz der Abneigung der beiden Völker gegen gewaltsame Schritte, an einem Krieg, und zwar an einen nicht mehr fernen. Ich will an seinem Ausbruch nicht überrascht werden; er soll mich vorbereitet finden. Und hieraus folgt meine Bitte an Euer Hochwohlgeboren. Es soll mir nicht wie 1866 ergehen, wo ich, selbst wenn ich mich sofort bei Empfang des Briefs aus dem Kriegsministerium hätte einkleiden lassen, der Ersatzmannschaft zugetheilt worden wäre und mithin an der Action doch nicht hätte Anteil nehmen können. Sie haben gewiß die ausgedehntesten Bekanntschaften unter den Regiments-Commandeuren der verschiedenen Waffengattungen und da ich bei der Cavallarie eintreten möchte, so ersuche ich Sie freundlichst, mir einen Empfehlungsbrief an einen Ihnen bekannten Kürassieroberst zu gewähren. Jeder Garnisonsort wäre mir recht mit Ausnahme Stettins, weil ich dort eine sehr befreundete Familie (Köhlau) habe.

Die sich Ihnen vielleicht hier aufwerfende Frage, warum ich nicht in das hessische Militär eintrete, findet ihre Beantwortung in dem Umstande, daß meine Familie sehr antipreußisch gesinnt ist und deshalb kein Verständnis für meine Handlung, vielmehr volle Verurtheilung derselben hätte. Unangenehmen Scenen aber bin ich von jeher aus dem Wege gegangen.

In der Hoffnung, daß Euer Hochwohlgeboren einem Ihnen zwar unbekannten, aber von dem wärmsten Gefühl für sein Vaterland beseelten Deutschen zur Erreichung seines Zieles behülflich sein werden, wiederhole ich, daß Sie mich zum lebhaftesten Danke für mein Leben verpflichten würden und zeichne, hochverehrter Herr Oberst,

Euer Hochwohlgeboren
ganz gehorsamster
P. B.

Offenbach a. M., 16. Oktober 1868.

Antwort.

Euer Wohlgeboren,

verfehle ich nicht auf Ihr sehr gefälliges Schreiben vom 16. d. Mts. ganz ergebenst zu erwidern, wie ich zu meinem großen Bedauern außer Stande bin, Ihren dargelegten Wünschen förderlich zu sein.

Nach den bestehenden Bestimmungen ist es dem Regiments-Commandeur nicht gestattet, Freiwillige, welche bereits Euer Wohlgeboren Lebensalter (27 Jahre) erreicht, anzunehmen; möchten sie auch sonst allen übrigen Bedingungen entsprechen. Ein jedes Schreiben meinerseits an mir bekannte Regiments-Commandeure würde daher sich als völlig nutzlos erweisen, und glaube ich, |
iv317 daß Euer Wohlgeboren Ihrem mit so regen patriotischen Eifer gehegten Wunsche, dem Vaterlande zu dienen, wohl entsagen werden müssen; es sei denn, das Kriegs-Unglück bräche so über uns herein, daß auf jeden frei gebliebenen Mann zurückgegriffen werden müßte; – und das werden wir am Ende doch Beide nicht wünschen.

Nochmals mein Bedauern, daß ich Ihnen nicht zu Diensten sein kann und meine besten Empfehlungen an Ihr Fräulein Schwester.

Die Anlage füge ich wieder bei.

Euer Wohlgeboren
ganz ergebenster
von Z ... Oberst.

Stettin, den 17. Okt. 1868.

Also auch diese Bemühung schlug fehl. –

Es finde hier ein Tagebuchblatt vom 4. Juni 1868 seine Stelle, wo ich mir Rechenschaft über den merkwürdigen Trieb zu geben versuche:

Zu dem Schritt Soldat zu werden, bewegen mich verschiedene Gründe.

1) Die Lage des Vaterlands, welche einen Krieg mit Frankreich mit der Zeit nothwendig macht; überhaupt der Gedanke, daß mein Vaterland einmal angegriffen werden könne.

»Deutschland, Deutschland über Alles«

habe ich stets *mit Bewußtsein* gesungen. Würde Deutschland nun von irgend einer Seite angegriffen – immer wäre es ein Krieg der regulären Armeen gegen einander und ich müßte deshalb die Hände in den Schoß legen und zuschauen; d. h. das Chor der mir in der Seele verhaßten politischen Phrasenhelden vermehren, deren Vaterlandsliebe noch auf keiner Probe gestanden hat und welche sich so widerlich laut geberden. Oder ich müßte beim Ausbruch eines Krieges zur Ersatzmannschaft, was mich bei der Dauer der jetzigen Kriege der Gefahr aussetzte, am Kampfe nicht mehr Theil nehmen zu können.

2) Die Beschaffenheit meines Körpers, welcher Ruhe so sehr liebt. Mein nüchternes zukünftiges Leben, so wie es vor meiner Phantasie schwebt, verlangt eine Vorbereitung durch Zwang, da mein Geist unerschöpflich an Entschuldigungen für das träge Fleisch ist und es deshalb nie zu einem energischen Anfang kommen wird.

3) Ein für mich geheimnißvoller Zug des Herzens geradezu eine fanatische Neigung einmal, wenn auch nur kurze Zeit, den Soldatenrock getragen zu haben. Dieser nicht wegzuleugnende, vernünftigen Vorstellungen, auch Persiflirungen nicht zugängliche Zug tritt zeitweilig mit einer Stärke auf, daß ich erschrecke, weil ich ihn nicht begreife und nur einsehe, daß ich einem Dämon in den Krallen liege, dem ich über kurz oder lang zu Willen sein *muß.* Das Schicksal eines jeden Menschen ist deshalb vorherbestimmt, weil das Schicksal der Menschheit nicht nur, sondern des ganzen Weltalls vorherbestimmt ist. |
iv318 Es reiht sich jedes Menschenleben in das Leben des Ganzen ein und es fällt in der That kein Sperling vom Dache ohne den Willen Gottes d. h. ohne Nothwendigkeit. Der anscheinend freieste Act des Menschen ist eine *vor* der Welt her bestimmte Handlung, eine Handlung, die das Ganze zur Erlösung hinführen hilft. Ich könnte also sagen: dieser mir unerklärliche Zug wurde mir gegeben, weil ich nur *als Soldat* die mir zugedachte Mission vollführen kann, oder eine gewisse Soldatenzeit nothwendig zur späteren Vollführung der Mission ist. Wäre ich noch in den Gedanken und Neigungen der Menschen, ihrem eitlen Streben, Dichten und Trachten befangen, so würde ich vielleicht glauben als Soldat die Braut meines Herzens zu finden, welche ich sonst nicht finden könnte, oder Bekanntschaften zu machen, welche mir einmal von großem Nutzen sein werden, kurz, da ja Alles zusammenhängt, als Soldat glücklich zu werden. Da aber alle diese Ansichten nicht die meinigen sind, sondern mein zukünftiges Leben klar als das eines Asketen vor mir liegt, so bin ich überzeugt, daß ich diese unwiderstehliche Neigung, Soldat zu werden (in meinem 27. Lebensjahre, bei meiner philosophischen Bildung!), nur deshalb in mir trage, *weil ich auf dem Schlachtfeld sterben soll*. Meine kühne Phantasie sagt mir hierbei, daß ich noch jung sterbe und daß mein Blut das Siegel meiner Werke sein muß, um sie recht fruchtbar und segenbringend zu machen. Ich gestehe offen: der Gedanke plötzlich auf dem Schlachtfeld zu sterben, hat nichts Schreckendes für mich. Einen raschen Tod, inmitten des kräftigen Wirkens, habe ich mir immer gewünscht.

4) Da meine Vernunft eingesehen hat, völlig machtlos gegenüber dem gedachten Trieb zu sein, so erfüllt sie eine wahre Freude, daß erstens das Herz durch die vielen, dem gemeinen Soldaten zugefügten Kränkungen und Demütigungen ganz gehörig dafür gestraft wird, ihren Vorstellungen nicht Gehör geschenkt zu haben, und zweitens, daß das Herz durch den blinden Gehorsam und seine Folgen gehörig gebessert werden wird. Denn es wird Jedem einleuchten, daß ein Mensch, der schon siebenundzwanzig Jahr alt ist, also nicht mehr in einem Alter steht, wo die unentwickelte Vernunft sich noch vor der Macht gerne beugt – ein seltsamer aber heilsamer Schmerz durchzucken wird, wenn ihn irgend ein achtzehnjähriger Graf Hochmuth oder ein Sergeant Roh oder Grob wie einen Schuhputzer behandelt.

Tu l'as voulu, George Dandin!

Inzwischen reifte die Saat und das Jahr 1870 trat in die Erscheinung. Ich befand mich damals in Berlin. Als es klar wurde, daß der Krieg nicht mehr vermieden werden konnte,

begann in mir eine fieberhafte Aufregung, die sich erst im Winter 1870/71 allmählich verlor. Kein Vernünftiger hielt die Aufgabe Deutschlands für leicht, sondern begriff, daß alles für uns auf dem Spiele stand. Von unten bis zur obersten Stelle war man sich bewußt, daß wir einen sehr starken Gegner hatten, daß es ein Kampf auf Leben und Tod war. Der König sprach von den |
iv319 Wechselfällen des Kriegs und die Macht Frankreichs wurde von allen überschätzt. Ich verzehre mich in ohnmächtiger Sehnsucht helfen zu dürfen und dachte schon daran, meinen Geburtsschein zu ändern, um eintreten zu können. Da erschien die Verfügung des Kriegsministers vom 17. Juli, die alle Hindernisse für mich aus dem Wege räumte. Ihr letzter Absatz nämlich:

»Die Truppenteile werden ferner ermächtigt, ohne Rücksicht auf den Etat Individuen, welche nicht ersatzpflichtig sind, als Kapitulanten, resp. Freiwillige für die Dauer des Krieges, demnach eventuell zu einer kürzeren als ein- oder dreijähriger Dienstzeit anzunehmen, *und ist bei derartigen Einstellungen das Lebensalter nicht entscheidend*, dagegen völlige Felddienstfähigkeit unabweisliches Bedürfniß.«

Ich werde nie vergessen, welchen Eindruck diese Verfügung, Sonntag, den 17. Juli auf mich machte, als ich sie beim Frühstück in der Zeitung las. Ich eilte sofort zum Stallmeister Honn und begann wieder meine Reitstudien. Zugleich ließ ich mich von einem früheren Husarenwachtmeister in den Hieben unterrichten. Als ich einigermaßen wieder Bescheid wußte, und als über die Affäre bei Saarbrücken die sonderbarsten beunruhigendsten Gerüchte Berlin durchschwirrten, schrieb ich an den Rittmeister Graf L. vom Garde-Kürassierregiment wie folgt:

Euerer Hochgeboren
erlaube ich mir hierdurch eine Bitte vorzutragen, welche ich nicht länger zurückdrängen kann und durch deren Erfüllung Sie mich zu reger Dankbarkeit für mein ganzes Leben verpflichten würden. Ich bitte gehorsamst, mir gestatten zu wollen, in Ihr Regiment eintreten und den Feldzug gegen Frankreich mitmachen zu dürfen.

Ich bin ein Süddeutscher, ein Hesse, und jetzt achtundzwanzig Jahre alt. Ich mußte mich der Militärpflicht zu einer Zeit stellen (1861), wo die allgemeine Wehrpflicht noch nicht bei uns eingeführt war und kaufte mich los. Jeder Bemittelte konnte damals nicht anders handeln, denn bei der Zerrissenheit unseres Vaterlandes sah man im Soldatenstand nur seine Lasten, nicht seine hohe Aufgabe. So kam es, daß der preußisch-österreichische Krieg ausbrach, ohne daß ich als Soldat die verblendete Politik des Ministeriums Dalwigk unterstützen mußte. Ich war frei, und Deutschland über Alles und Alles liebend und im festen Glauben stehend an den hohen nationalen, aus der Nothwendigkeit der Dinge sich ergebenden Beruf Preußens, durfte ich dagegen meine Kräfte Seiner Majestät anbieten. Die Antwort aus dem Kriegsministerium, welche mich belehrte, daß nur die Regiments-Commandeure das Recht haben den Eintritt in das Heer zu gestatten, erlaube ich mir Euer Hoch|geboren
iv320 vorzulegen. Die Regelung von Privat-Geschäften verzögerte mein Gesuch, und als ich es endlich stellen konnte, war der Krieg auch schon zu Ende.

Jeder, der zu dieser Zeit mit ruhigem Blick die politischen Verhältnisse betrachtete, kam zu dem Schlusse, daß die neuen Zustände in Deutschland über kurz oder lang zu einem Krieg mit Frankreich führen müßten. Hiervon überzeugt und wohl wissend, daß ich diesen nationalen Krieg nicht in den ersten Reihen mitmachen könne, wenn ich bei seinem Anfange nicht bereits militärisch ausgebildet sei, beschloß ich vorher in die preußische Armee einzutreten und bat Herrn Oberst von Ziemitzky in Stettin in einer, in diesem Sinne abgefaßten Zuschrift meinen Eintritt zu vermitteln. Seine Antwort, welche mir die Nachricht gab, daß ich nach den Gesetzen der preußischen Wehrverfassung zu alt sei, um eintreten zu können, lege ich ebenfalls bei.

Es schien demnach, als ob ich verurteilt sei wegen eines Unterschieds von wenigen Jahren mich in ohnmächtigem Patriotismus verzehren zu sollen. Da erschien die Bekanntmachung des Herrn Kriegsministers Exc. vom 17. Juli d. J., nach welcher *ohne* Rücksicht auf das Alter Jeder eingestellt werden kann, der kriegstüchtig ist, mithin auch ich.

Ich eile zum Schlusse. Euer Hochgeboren werden aus obigen Auseinandersetzungen, deren Länge ich recht sehr zu entschuldigen bitte, und den Einlagen ersehen, daß es sich bei mir nicht um einen verfliegenden Rausch des Patriotismus handelt, sondern um eine tiefwurzelnde Liebe zur heimatlichen Erde und um die berechtigte Eifersucht auf ihre Größe, ihren Ruhm und ihren Bestand. Diese Gefühle, wenn sie in Momenten wie die jetzigen nicht in die frische Action ausströmen dürfen, sondern in der

Brust, die zu eng für sie ist, verbleiben müssen, werden zu einem Wurm in der Seele und vernichten die Blüthe des ganzen Menschenlebens. Weisen Sie mich deshalb nicht zurück, Herr Graf. Kein Opfer ist mir zu groß und ich gehe jede Verpflichtung ein, die Sie mir auferlegen wollen.

Was meine Kriegstüchtigkeit anbelangt, so glaube ich, daß mein gesunder kräftiger Körper den strengen Ansprüchen genügen wird. Ich werde den besten Willen in der Lehrzeit haben, da ich ja so bald als möglich zu dem Heere stoßen will und hoffe ich, daß meine Uebung im Fechten und Reiten meine Ausbildung beschleunigen wird. In Betreff schließlich meiner Moralität stehe ich mit den Zeugnissen der Dresdner Handelsschule, des Hauses in Neapel, worin ich fünf Jahre tätig war und des Herrn Baron Victor von Magnus zu Diensten, in dessen Comptoir ich Correspondent bin.

In Ihrer Hand ruht mein Glück: Sie können es geben oder versagen; aber ich habe das feste Vertrauen, daß Sie meine Bitte gewähren werden.

iv321 Empfangen Euer Hochgeboren die Versicherung meiner größten Hochachtung.

Euer Hochgeboren
gehorsamster
B.

Berlin, 4. August 1870.

Sr. Hochgeboren
dem Herrn Grafen von Lüttichau
Rittmeister und Escadronchef im Garde-Kuirassier-Regiment. Berlin.

Antwort.

Berlin, den 6./8. 1870.

Euer Wohlgeboren

erwidere ich auf Ihr Schreiben vom 4. August, daß ich bereit bin, Ihren Wunsch zu erfüllen, und haben Sie sich deshalb sogleich oder Montag früh mit Ihren Papieren etc. in der Kaserne zu stellen.

Graf Lüttichau
Rittmeister und Escadron-Chef im Garde-Kuirassier-Regiment.

Inzwischen traf die Kunde von der Schlacht bei Wörth in Berlin ein. Unendlicher Jubel und überall der feste Glaube an eine baldige Beendigung des Kriegs. Trotzdem ordnete ich schnell meine Sachen, schrieb an Baron Victor, an meine Familie und begab mich am Montag, den 8. August, in die Kaserne. Graf Lüttichau empfing mich sehr freundlich, riet mir aber sofort mit Wärme ab, meinen Schritt auszuführen. Es sei für ihn ausgemacht, daß der Krieg keine drei Wochen mehr dauere, und er habe alle Hoffnung aufgegeben, Berlin verlassen zu können. Sollte ich indessen auf meinem Entschluß bestehen, so ließe er mich sofort einkleiden, aber ich möchte doch nicht einem Rekrutendienst von höchstens einem Monat meine gute Stellung opfern. Ich war zwar nicht seiner Meinung, daß wir am Anfang des Endes stünden, gab aber schließlich seinen Ermahnungen nach, besonders als er mir versprach, mich zu jeder anderen Zeit noch aufzunehmen.

Die nächste Zeit gab dem Grafen nicht Recht. Die mörderischen Schlachten um Metz herum, am 14., 15. und 17. August bei Marsla-Tour, Vionville und Gravelotte lichteten furchtbar |
iv322 unsere Reihen. Die Lage wurde kritisch, und ich schrieb am 26. August wieder an Graf Lüttichau wie folgt:

Euer Hochgeboren

hatten die Güte, mir die Zusicherung zu geben, als Sie am 8. d. Mts. mich wegen der Siege unserer Waffen mit unverdientem Wohlwollen aufforderten, nochmals meinen Entschluß zu prüfen, daß ich auch später bei Ihnen eintreten könne, wenn neue Ereignisse die Lage verwickelter machen sollten. Ich glaube, daß dies durch den hartnäckigen verzweifelten Widerstand der Franzosen jetzt der Fall ist und daß Deutschland seine Männer alle nötig hat, um den Erfolg an unsere Seite zu ketten. Ich erlaube mir deshalb, Euer Hochgeboren zu bitten, mich nächsten Montag einkleiden zu lassen.

Ich habe die Zwischenzeit nicht unbenützt verstreichen lassen, sondern mein Fechten den speciellen Kavalleriehieben angepaßt und jede sonst freie Minute dem Reiten gewidmet. Ich hoffe sonach mit den übrigen Ersatztruppen weiterexerciren zu können.

Sollten irgend welche Hindernisse meinem Eintritt entgegenstehen, oder sollte es Euer Hochgeboren wünschenswerter erscheinen, daß kein weiterer Tag verloren gehe, so wage ich Euer Hochgeboren zu ersuchen, mir ein Wort zu schreiben und wollen Sie die Bemühung gütigst entschuldigen. Wenn nicht, so bin ich Montag zur Stelle.

Empfangen Euer Hochgeboren die Versicherung meiner gehorsamsten treuen Ergebenheit.

Ich konnte mich aber am 29. August nicht stellen, da die fortwährende, an manchem Tag furchtbare Nervenaufregung mich ans Bett gefesselt hatte. Ich phantasierte fortwährend, erholte mich aber rasch wieder. Freitag, den 2. September, wollte ich mich endlich stellen, als die Nachricht von Sedan eintraf. Jetzt hielt auch ich den Krieg für beendet. Und so schrieb ich wie folgt an Graf Lüttichau:

Euer Hochgeboren

erlaube ich mir ganz ergebenst zu benachrichtigen, daß ich mich bei Ihnen wieder meldete, weil ich bis letzten Donnerstag recht unwohl war und unser inzwischen erfochtener neuer Sieg über Mac Mahon ein baldiges Ende des Krieges sicher voraussehen läßt, wenn sich nicht andere Mächte zwischen uns werfen. Ich irrte mich gewiß nicht, als ich annahm, daß mir Euer Hochgeboren abermals abrathen würden, während ich auf der anderen Seite wußte, daß ich mich Ihren Gründen nicht entziehen könnte.

Es erübrigt mir mithin nur noch, Ihnen wiederholt meinen aufrichtigen wärmsten Dank für die Bereitschaft auszudrücken, mit welcher Sie mein erstes Gesuch gewährten und für den Anteil, den Sie später an mir nahmen, als durch unsere ersten Siege unser Vaterland nicht mehr bedroht war. Ich |
iv323 wünsche von Herzen, daß ich Ihnen diese Dankbarkeit durch irgend eine Tat beweisen könnte.

Man kann indessen nicht wissen, welche Gefahren die fremde Diplomatie gegen Deutschland noch heraufbeschwören wird – die Lust hierzu ist nicht abzusprechen – und werde ich deshalb nicht aufhören, meine Privatübungen fortzusetzen. Brechen dann neue Feindseligkeiten gegen uns aus und befinden sich Euer Hochgeboren noch hier, so vertraue ich, daß Sie mich nicht zurückweisen, sondern aufnehmen werden, wenn auch meine Ausbildung im Detail nicht ganz regelrecht sein sollte. Im Fechten nehme ich es mit Jedem auf und im Reiten hoffe ich mir Ihre Zufriedenheit zu erwerben.

Für den Fall übrigens, daß Euer Hochgeboren den Stand der Dinge ernster auffassen, als ich vermute – und es ist dies ja leicht möglich, da Sie einen ganz anderen Ueberblick haben als ich –, so würde ich es als eine rechte Gunst auffassen, wenn Sie mir einen Wink geben wollten. Ich bin dann noch am selben Tage bei Ihnen.

Darf ich Sie noch bitten, mir gelegentlich die Ihnen seiner Zeit gesandten zwei Schriftstücke gütigst zu retourniren? Haben Sie dieselben nicht mehr, so ist es auch gut.

Genehmigen Euer Hochgeboren wieder den Ausdruck meiner treu gehorsamsten Ergebenheit.

Antwort.

Berlin, den 4. September 1870.

Euer Wohlgeboren

Brief habe ich erhalten. Meinen Gedanken haben Sie errathen; zureden zum Eintritt kann ich Ihnen nicht, da ich den Krieg für beendigt halte. Mein Versprechen zum Eintritt halte ich Ihnen indeß auf bis Mittwoch, an welchem Tage ich selbst zur Armee abgehe. Ihre Papiere folgen anbei.

Ihr
Graf Lüttichau
Rittmeister und Escadron-Chef.

Nach der Ansicht aller wäre mein Eintritt noch jetzt eine Torheit gewesen; in Anbetracht der vielen Pflichten jedoch, welche ich gegen meine Familie, gegen das Bankhaus Magnus und gegen mich selbst hatte, und welche auf das gröblichste verletzt worden wären, wäre der Eintritt sogar eine vernunftwidrige Tat gewesen. Wohl zuckte es später, als Gambetta die Armeen aus der Erde stampfte, krampfhaft in mir auf, namentlich in den Tagen banger Erwartung und Befürchtung, als Bourbaki den Stoß gegen Süddeutschland unternahm: Aber es war zu spät.

iv324 Hiermit ist aber die Hoffnung nicht beendigt, daß der Trieb in mir zur Befriedigung gelange. In Frankreich braut man bereits die Rache, und ich glaube wiederum fest an einen baldigen Krieg. Dieser trifft mich bestimmt nicht unvorbereitet. Ich sehe bereits das Nötige vor. Alles zu seiner Zeit! sagte Salomo.

(Das Weitere wird sich aus der Fortsetzung dieser Blätter ergeben, wenn ihnen eine solche

beschieden ist.)

(Offenbach a.M., 16. April 1873.)

II. Kapitel.

iv325

> Es gibt keinen Zufall,
> Und was uns blindes Ohngefähr nur dünkt
> Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen.
> Schiller.

1. Juni 1874.

Den Anfang meiner Soldatengeschichte schrieb ich am 16. April 1873 und schloß zu dieser Zeit die Ereignisse bis etwa Ende 1870 ab. Was von Ende 1870 bis zum 16. April 1873 vorgegangen war, berührte ich nicht. Dieses ist aber so wichtig, weil es das Wesen des Schicksals am Leben eines Individuums außerordentlich klar zeigen kann, daß ich in kurzen Zügen darauf zurückkommen will.

Ich trat im Jahre 1869 (März) im großen Bankhaus J. Mart. Magnus in Berlin als Korrespondent ein. Das Gehalt war nicht groß, auch dachte ich nicht ans Sparen. Ich lebte so hin. Meine Hoffnung, in die Armee eintreten zu dürfen, war gescheitert, in meiner Stellung fühlte ich mich, da mir der Geschäftsgang fremd und ich vom selbständigen Herrn in die Abhängigkeit herabgetreten war, anfänglich recht unbehaglich. Ich schloß mich ziemlich von allem ab, lebte bescheiden und hing meinen poetischen und philosophischen Gedanken nach. So kam Weihnachten 1869 und ich erhielt eine Gratifikation von 100 fl. Dieses Geld hatte die Wirkung, daß wieder ein Ziel, das ich schon früher gehabt hatte, das dann aber verblaßt war, lebhaft in den Vordergrund trat, nämlich das Ziel: auf einem Dorfe von den Zinsen eines kleinen Vermögens leben zu können. Ich legte meine 100 fl. zinstragend an, beschränkte meine Ausgaben, um den großen (!) Kapitalstock zu vermehren und fing an zu spekulieren. Ich gewann durch häufiges Kaufen und Verkaufen etwa 30 fl. Das dünkte mir sehr viel. Mein Ziel wurde immer heller und es näherte sich um die volle Hälfte der Entfernung, als mein Gehalt im März 1870 erhöht wurde.

Inzwischen hatte sich durch den Verkauf unseres Hauses die Familie in Offenbach aufgelöst. Meine Schwester Minna sollte zu mir nach Berlin kommen. Da brach der Krieg aus. Die Abreise meiner Schwester unterblieb, mein Ziel trat völlig wieder vor dem mächtig erwachten Patriotismus zurück, und nur ein Ideal machte das Auge der Seele trunken: Mitzutun, um die heilige heimatliche Erde zu schützen.

iv326 Die Ereignisse, welche sich von da an bis Ende 1870 in meinem Leben zutrugen, habe ich bereits gestreift.

Ende 1870 wurde festgemacht, daß meine Schwester definitiv nach Berlin im nächsten Frühjahre käme. Zu Weihnachten 1870 erhielt ich 200 fl., und nun hatte ich durch günstige Spekulationen, die ich mit etwa 500 fl., die mir mein Vater gesandt, gemacht hatte, etwa 1000 fl. beisammen. Obgleich ich wohl wußte, daß der Aufenthalt meiner Schwester nach wenigen Monaten ihr disponibles Geld aufgezehrt haben würde und dann mir die Kosten ihres Unterhalts zufielen, zögerte ich doch nicht, wie gesagt, die Übersiedelung nach Berlin einstweilen schriftlich perfekt zu machen, denn erstens mußte mit meiner Schwester etwas geschehen – sie hatte keine Heimat mehr und konnte wirklich in der Offenbacher Atmosphäre ihr Talent zur Schriftstellerin nicht entfalten –, zweitens dünkte mir mein Kapital unerschöpflich. Letztere Überzeugung ist wirklich merkwürdig. Niemand konnte einen klareren Begriff von Geld haben als ich. Ich wußte, daß diese 1000 fl. bald aufgezehrt sein würden (man denke an das teuere Berliner Pflaster), und dennoch, obgleich mit Zagen, rief mein Herz: es ist nicht anders zu machen, und deshalb wird es schon gehen. Ja, viel mehr noch! Ich hatte mir ein Vermögen von 2500 fl. als Bedingung gegeben, um mich von allen Geschäften zurückzuziehen. 125 fl. Zinsen oder, da ich es für leicht hielt, 10% Zinsen zu machen, eine Rente von 250 fl. hielt ich, und zwar mit vollem Recht – ich habe fast keine Bedürfnisse –, für hinreichend, um zu leben. Als ich nun in Offenbach war, um meine Schwester abzuholen, und sah, daß mein alter Vater in seiner Einsamkeit nicht die richtige Pflege hatte und andere Übelstände vorhanden waren, setzte ich ohne weiteres fest, daß ich im nächsten Jahre, also 1872, meine Stelle verlassen und meinem Vater wieder eine Häuslichkeit

mit mir und meiner Schwester gründen würde. Man bedenke nur:

1. hatte ich nur 1000 fl.;

2. sah ich klar, daß ich diese 1000 fl. angreifen müsse, um den Aufenthalt meiner Schwester zu bestreiten;

3. war mein Geld in rumän. Eisenbahn-Prior. investiert, die damals den kolossalen Rückgang im Kurse hatten;

4. konnte ich ein Hauswesen unmöglich ohne die ins Auge gefaßten 2500 fl. als Vermögen einzurichten, auch nur denken, und dennoch trotz alledem und alledem sagte ich ganz gelassen: In einem Jahre werde ich meine Stellung verlassen, einfach, weil es so sein muß.

iv327 Und wie ich mir gedacht hatte, so kam es auch. Ich spekulierte weiter – natürlich nicht waghalsig, sondern auf Grund und in den Grenzen meines Kapitals – und gewann als Endresultat; denn ich gewann und verlor, aber der Gewinn überstieg den Verlust. Dann feierte das Haus Magnus im November 1871 ganz unerwartet das fünfzigjährige Jubiläum seines Bestehens, und ich erhielt 500 fl. Dann erhielt ich zu Weihnachten wieder 200 fl. und 100 fl. Zulage und schließlich im März 1872, weil sich damals, nach dem Kriege, die Geschäfte wunderbar günstig entfaltet hatten, 500 fl. Tantieme.

Baron Victor von Magnus starb im Juni 1872, und vierzehn Tage später bat ich um meine Entlassung. Im September verließ ich mit meiner Schwester Berlin, ganz so wie ich es prophetisch vorausgesagt hatte, mit den Mitteln, um meinen Vater seinem peinlichen Leben zu entreißen. Ich hatte ein bares Vermögen von etwa 4000 fl.

Nun aber trug sich etwas sehr Merkwürdiges zu. Als ich nach der Tantiemenverteilung meine Verhältnisse vollständig gesichert sah, erwachte wieder mit großem Ungestüm der wilde Drang in meiner Brust: Soldat zu werden. Wohl riet daneben eine Stimme in mir, die erste Zeit der goldenen Freiheit zum ersten Entwurf meines philosophischen Werks zu benutzen, dessen Material total ungesichtet, ein wahres Chaos, teils schriftlich vor mir, teils nur in meinem Kopfe lag. Ich war so müde während meiner Knechtschaft gewesen, daß ich an eine Ordnung des Zerstreuten gar nicht denken konnte. Aber diese Stimme in mir wurde vom Dämon vollständig überschrieen. Er wollte endlich sein Recht haben und trotzte mit furchtbarem Ernste. Ich gab auf das freundlichste nach, eingedenk des goldenen Spruchs:

›Nachgeben stillet großes Unglück‹

und beschloß, im Herbst in ein Kürassierregiment einzutreten. Als ich dem Dämon dies verkündigte, war er toll vor Jubel. Er durchtobte mein Blut wie wahnsinnig, und nie werde ich meinen damaligen Zustand vergessen. Die Adern drohten zu zerplatzen, aber ob es gleich schien, als ob es garnicht anders kommen könne, lächelte mein Geist mit müden geschlossenen Augen ganz eigentümlich. Warum denn? Ja, wenn ich mir damals hätte Rechenschaft darüber geben können. Versucht hab' ich es wohl, doch vergeblich; jetzt weiß ich es.

Ich traf nun Anstalten, den Schritt vorzubereiten. Zunächst hatte ich meine Schwester in der geeigneten Weise zu informieren. Ich erklärte ihr in der schonendsten Weise, daß ich, nunmehr auf gesicherter finanzieller Grundlage stehend, jenen |
iv328 Zielen zustreben würde, ohne die ich keinen Tag länger leben wolle noch könne. Die volle, von Heraklit mit verzehrenden glühenden Worten geforderte Hingabe an das Allgemeine habe sich meines Herzens jetzt ganz bemächtigt, und sie sei das Gesetz, wonach sich meine neue Lebensperiode richten müsse. Das geniale Mädchen, dem meine Gleichgültigkeit gegen Männer, Weiber und Besitztum ja kein Geheimnis war, verstand mich und hatte nur Worte der Billigung, deren Klangfarbe man allerdings anmerkte, daß eine Hingabe an das Allgemeine, die *Gefahr* bringen könne, sie erzittern machte. Ich ersah aber daraus, daß ich vorläufig sie im Wahn lasse müsse, daß es sich zunächst nur um theoretische, wenn auch sehr kühne und entschiedene Leistungen handele. Demgemäß fuhr ich fort: »Wir werden uns also nach Offenbach zurückziehen, eine Wohnung mieten, eine bescheidene Haushaltung führen, und während du deine Novelle zur vollen Abrundung bringst, beginne ich mein Werk. Sollte sich hierbei ergeben, daß ich entweder in absolute Einsamkeit gehen oder mich an einem Ort – an eine Universität z. B. – verfügen müsse, wo ich nur finden kann, was ich brauche, so werde ich

es tun. Dies kann sehr kurz nach unserem Eintreffen in Offenbach der Fall sein; indessen nicht eher als bis alles eingerichtet ist. Es ist also möglich, daß du vielleicht zwei bis drei, sagen wir sogar vier Monate allein mit Vater wirst hausen müssen und ich frage dich deshalb, ob dies angänglich ist.«

Sie sah mich mit großen Augen an und erklärte rundweg: es ginge nicht. Die alten Kämpfe mit Vater, die sie unfähig zur ernsten, so notwendigen Geistessammlung machten, würden wieder beginnen und sie sähe ein unfruchtbares, verbittertes, namenlos unglückliches Leben voraus. Lieber wolle sie eine Stelle als Gesellschafterin annehmen.

Ich erzürnte mich sehr. »Werde ich nie,« rief ich aus, »der Bande ledig sein, die meine Familie um mich schlingt? Ohne euch flöge ich in den Lüften, denn ich habe große Flügel, durch euch aber muß ich am Boden hinkriechen wie ein Wurm. Und berücksichtige ich dich allein, wie kannst du mich hemmen wollen? Durch dich habe ich – wie du selber neulich im Scherze ganz richtig sagtest – alle Lasten einer Ehe ohne ihre Freuden. Meinst du, ich hätte auf letztere leicht verzichtet? Wahrhaftig es war ein Opfer, daß ich, im Dienste der Wahrheit stehend, der hehren Göttin mit blutendem Herzen brachte. Und nun hängst du dich wie ein Bleigewicht an mich, weil du dich nicht schicken kannst in Verhältnisse, die nicht ganz glatt sind und dir |
iv329 Verdrießlichkeiten bereiten. Denn leider, wie Tacitus die Agrippina schilderte, bist du

›ungestüm in deinem Schmerz *und zu leiden unfähig*‹.

Hast du auch bedacht, was du durch deine Weigerung bewirkst? Du hemmst meine Entwicklung, ohne die deinige zu fördern.«

Sie war hierauf sehr niedergeschlagen und der Gegenstand wurde verlassen. Aber ich sah deutlich, daß ich, ohne großes Unglück anzurichten, nicht im Herbste Soldat werden dürfe. Und merkwürdig! Als der Dämon merkte, daß er betrogen werden solle und sich gerade anschickte, ungeberdig zu werden, sprang wie eine Rosenknospe unter dem Kuß des Lichtes die seither geschlossene Liebe zu meiner philosophischen Arbeit auf. Sie wuchs täglich, bis sie mein Gemüt völlig gefangen genommen hatte. So fuhren wir denn ab: meine Schwester sich die neue Häuslichkeit ausmalend, ich voll Sehnsucht, das erste Kapitel meines Werks zu schreiben, dessen Titel ich noch suchte. Und als wir an der Wartburg vorbeikamen und ich die Blicke über die schönen Hügel im vollen Glanz der Sonne schweifen ließ, da fiel mir das geheimnisvolle Lächeln meines Geistes ein, und nun verstand ich es.

Wollte ich jetzt beschreiben wie ich meinen ersten Entwurf in drei Monaten vollendete, wie ich ihn dann zur Seite legte und Kant und Schopenhauer nochmals Zeile für Zeile studierte, wie ich dann einen zweiten Entwurf dreimal so umfangreich wie den ersten in vier Monaten beendete, wie meine Erkenntnis wuchs, wie gleichsam ein Berg ins Rutschen kam und mir dadurch das wunderbarste Zauberschloß eröffnet wurde, in dem ich tausendmal mehr fand als ich im kühnsten Flug meiner Gedanken gehofft hatte – wollte ich das jetzt beschreiben, so würde ich das Wesen des Schicksals: jedes Individuum zum Glück der Erlösung sicher zu führen – deutlicher als irgendwo zeigen können. Aber es handelt sich ja hier um meine Soldatengeschichte allein. Da muß ich abbrechen.

Als ich den zweiten Entwurf begann, trat mein Dämon wieder vor mich. Er sah sehr schön, blühend und kräftig aus, und ich würde lügen, wenn ich sagte, er habe mir nicht außerordentlich gefallen. Er richtete seine hübschen Augen recht eindringlich auf mich, liebkoste meine Wangen und war dabei so graziös, daß ich nicht anders konnte als ihm einen herzhaften Kuß zu geben. Er war bis dahin stumm gewesen. Nun aber brach er los und flüsterte mir verführerisch ins Ohr: »Väterchen, gutes goldiges liebes Väterchen, wie steht es denn eigentlich mit uns beiden? In vier Monaten ist Herbst. Du weißt |
iv330 ja, da werden die Freiwilligen eingestellt, und du hattest mir doch im vergangenen Jahr versprochen, als du, ich erkenne es ja vollkommen an, meinen Wunsch nicht erfüllen konntest und von deinem Entschluß zurücktreten mußtest, du werdest in diesem Jahre gewiß mir Frieden geben, den ich nun schon so lange vergeblich ersehne. »Sieh«,fuhr der Schelm fort, »alles steht günstig. Im Herbst hast du dein einfältiges philosophisches System«

»Halt!« rief ich ihm donnernd zu und setzte ihn etwas unsanft auf die Erde. »Halt! keine

Beleidigung, oder ich blase dir das Lebenslicht aus. Wie? Du wagst es, Ränkeschmied, zu lästern, was reiner noch nie aus einem begeisterten Gemüt geflossen ist? Fort, Kobold, aus meinen Augen. Infamer Bengel!«

Während ich ihn so hart anfuhr, hatte er sich in den äußersten Winkel meiner Seele geflüchtet. Dort stand er nach Art lieblicher Kinder, den rechten Arm über die Augen gelegt und verlegen hervorlugend. Er blieb in dieser Stellung, redete kein Wort und wartete, ein ganz verschmitzter Geselle, seine Zeit ab. Er dachte wohl: »Ich habe eine kolossale Dummheit begangen, aber was ist zu tun? Ich weiß es noch nicht, aber eins ist klar, ich muß ihn auswüten lassen.« O, er kannte mich genau! So behielt er denn seine liebliche graziöse Stellung bei und ich fuhr donnernd fort:

»Muß ich nicht von dir sagen, was Goethe deinem frechen Bruder, dem Cupido – par nobile fratrum! – vorgeworfen hat?

Cupido, loser, eigensinniger Knabe!
Du bat'st mich um Quartier auf einige Stunden.
Wie viele Tag' und Nächte bist du geblieben!
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden.

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun sitz' ich an der Erde, Nächte gequälet.
Dein Mutwill' schüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrat des Winters und senget mich Armen.

Du hast mir mein Gerät verstellt und verschoben.
Ich such' und bin wie blind und irre geworden;
Du lärmst so ungeschickt; ich fürchte das Seelchen
Entflieht, um dir zu entflieh'n, und räumet die Hütte.

Aber du irrst dich, eigensinniger Knabe! Das Seelchen entflieht nicht, um dir zu entfliehen. Noch bin ich Herr im Hause. Morgen setz' ich dich vor die Tür', bei den unsterblichen Göt|tern
iv331 sei es geschworen! Und jetzt aus meinen Augen. Marsch! Pack' deine sieben Sachen zusammen und dann auf Nimmerwiedersehen!«

Er war doch etwas verblüfft. Ich war so zornig, daß er nicht recht wußte, wie er meine Rede auffassen sollte und fürchtete, es möchte doch am Ende Ernst sein. Da ließ er die Ärmchen schlaff herabfallen, sank auf die Knie, blickte mich mit den schönen Augen namenlos ängstlich an und flehte aus seiner Ecke ganz leise, von heftigem Schluchzen unterbrochen, aber unendlich rührend:

»Väterchen, liebes Väterchen, sei mir nicht böse. Du weißt, ich hasse ja nur deinen Geist und alles, was er hervorbringt, weil ich dich so unaussprechlich lieb habe. Die Eifersucht hat mich betört. Sei wieder gut. Was soll ich denn anfangen, wenn du mich verstößest und frage dich selbst: Kannst du mich wirklich entbehren?«

Diese Unverschämtheit war mir doch zu groß. Ich ergriff ihn am Schopfe und schüttelte ihn heftig. »Ich werde dir zeigen, ob ich dich entbehren kann. Morgen in frühester Stunde, wenn die Sonne eben sich über die Berge erhebt, erhebt sich auch etwas über die Schwelle meines gastlichen Hauses und das bist du.«

»Väterchen – – –«

»Still, loser, eigensinniger Knabe!«

»Väterchen – – –«

»Still«, sag' ich, »es nützt alles nichts. An die Luft wirst du gesetzt. Ich hab' es geschworen.«

Da sagte der Schlaukopf: »Ja, es ist wahr, du hast es geschworen, aber du hast es bei den unsterblichen Göttern geschworen, und in deinem unsterblichen philosophischen System war ja kein Platz übrig weder für die Mehrzahl noch für die Einzahl; *folglich*, denn du irrst ja nicht, unfehlbarer Weiser, ist auch dein Schwur nur – sit venia verbo! – blauer Dunst.«

Ich war – ich will es nur ganz offen eingestehen und mich in meiner Blöße zeigen –, ich

war entwaffnet. Der sorgfältig zugespitzte Pfeil hatte meine verwundbare Stelle genau in der Mitte getroffen, und ich schwamm in einem Meer des Entzückens.

Ich beherrschte mich indessen und sagte ziemlich kühl:
»Nous verrons demain, scélérat. Da ich alles Halbe hasse, wie du weißt, dem Dichterwort gemäß »Nichts halb zu tun ist edler Geister Art«, so will ich in Gnaden, ohne den unwiderruflichen Beschluß bezüglich deines Exils zu präjudizieren, die Audienz fortsetzen. Ich muß jedoch ernstlich bitten, daß du dich sehr kurz fassest.«

iv332 Er dankte mir mit niedergeschlagenen Augen, ergriff zaghaft meine Hand und drückte einen heißen Kuß darauf. Ich war – man verzeihe mir meine Schwäche – dem allerliebsten Schelm wieder von Herzen gut. Ich setzte ihn auf meine Knie, und er fuhr äußerst bescheiden, immer noch die Augen niedergeschlagen, wie folgt fort: »Also liebes Väterchen, der Stand der Sterne ist unübertrefflich günstig. Im Herbst wirst du dein bedeutendes philosophisches System beendet haben.« (Er legte schweren Nachdruck auf das Wort bedeutend, sprach jede Silbe klar und langsam aus und blickte mich dabei mit dem größten Ernste an. Ich hätte ihn wieder an mich drücken mögen, aber ich hielt mich zurück.) »Du wirst unzweifelhaft eine große Leere in dir empfinden. Wie willst du sie ausfüllen? Du hast deine ganze Seele, alles was dich von Jugend auf erfüllte, den vollen Reichtum deiner Gedankenwelt in das Werk gelegt und wirst, wie ich dich kenne, keine neue philosophische Arbeit je wieder in Angriff nehmen. Ist es dann nicht notwendig, daß du mir endlich und dadurch auch dir den Frieden gibst? Die Theorie ist vollendet, nun muß die Praxis kommen. Und welche andere praktische Tat könnte der eminenten theoretischen folgen als der Eintritt in das glorreiche deutsche Heer? Du bist ja einer jener seltenen begnadeten Philosophen, wie Kleanthes und Spinoza, die gelebt haben wie sie lehrten, und soll ich das Geheimnis deines Werks dir verraten?«

Er sah mich dabei mit seinem ganzen liebenswürdigen Trotze an, denn inzwischen war er wieder sehr kühn geworden; bei den schmeichelhaften Stellen seines Vortrags hatte ich ihn unwillkürlich immer an mich gedrückt, und der abgefeimte Halunke hatte daraus entnommen, daß er wieder der gebietende Herr in meinem Seelchen war.

»Soll ich?« fragte er lächelnd.

»Immer zu.«

»Nun denn, so höre. Dein philosophisches Werk ist nur der Reflex deiner Liebe zu mir; sie hat jedes Wort inspiriert, mich hast du darin allein verherrlicht, mich hast du dadurch unsterblich gemacht. Und zwar, merke es wohl, ohne der Wahrheit, der keuschen herrlichen Göttin untreu geworden zu sein. Ich habe wahnsinnige Brüder – Teufelchen, ja Teufel. Wo sie wirken, da wird gesprochen und mit aller Kraft verteidigt, was nicht bestehen kann. Ich aber bin gut und rein, bin klar und hell, und weil ich so bin, ist mein Ungestüm, meine Leidenschaft eine unschätzbare Tugend. Ist es nicht zum Greifen deutlich: nur in der Verbindung deines Geistes mit mir konntest du dein Werk schreiben, und dieses Werk ist deshalb so durch und |
iv333 durch wahr, ob es gleich nur der Reflex deiner Liebe zu mir ist, weil ich von Natur aus bin was die Wahrheit lehrt: ein edelmütiger, freier Charakter.«

Er war bei den letzten Sätzen blaß geworden; seine Augen leuchteten; seine Händchen waren krampfhaft geballt; ich sah ihn in Bewunderung an und atmete kaum.

»Was du«, fuhr er fort, »in deiner Ethik lehrst, übst du schon lange, ja, du hast es immer geübt. Kein Mensch hat je so wie du sich am Schönen ergötzt, eben weil du festgewurzelt in deiner Ethik stehst, die eine Feuersäule sein wird vor dem Zuge der Menschheit; denn

›Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an,
Wenn man den *sicheren Schatz* im Busen trägt. ‹

Was du aber in deiner *Politik* lehrst, die totale Hingabe an das Allgemeine, das erst wird deinem Leben die Krone aufsetzen. Läge es in der Bewegung der Menschheit, daß die soziale Frage jetzt, 1873, sagen wir besser in den nächsten zehn Jahren gewaltsam von unten her gelöst werden müsse, dann – ich brauche es dir gewiß nicht zu versichern, denn du kennst mich – würde ich anstatt dir zu raten, dich einfügen zu lassen als ein bescheidenes, aber tapferes Glied in den granitenen Bau: deutsches Heer genannt, dir die Flinte in die Hand drücken und dich selbst auf die Barrikaden führen, um zu kämpfen für die enterbten Brüder.

Aber du hast es ja so klar und deutlich bewiesen, daß die nächste Geschichtsperiode noch das Gesetz der Völkerrivalität beherrschen und in ihr zunächst die römische Frage gelöst, der Kampf des Staates mit der Kirche endgültig entschieden werden wird. Für die Menschheit kann man immer tätig sein. Auf tausend verschiedenen Wegen wandeln die Ritter vom Geiste und die Samariter. Aber wer wie du eine feurige Seele hat, für den gibt es nur einen Platz, nämlich da, wo die Hauptbewegung sich vollzieht, an der Stelle der Menschheit, wo sie unter Blitz und Donner in heftigen Geburtswehen die Form und das Gesetz einer neuen Zeit ins Dasein wirft. Diese Stelle ist *das deutsche Heer*. Ich bin zu Ende.«

Es folgte diesen Worten eine lautlose Stille in mir. Die eiskalten Schauer überliefen mich lange ohne Unterbrechung. Endlich faßte ich den Dämon in beide Hände, hielt ihn, soweit die Arme reichten, von mir ab, unsere Blicke begegneten sich und bohrten sich ineinander ein, und während mich der tiefste Ernst beherrschte, lächelte er selig. Kein Wort wurde gesprochen, aber der lose Knabe wußte, daß er im Herbste am Ziele sei.

Man würde sich jedoch irren, wenn man glaubte, der Dämon sei alles in mir. Wie immer, so wurde auch jetzt die Vernunft |
iv334 konsultiert. Das Resultat der ernsten Erwägung war, daß sie meinen Entschluß billigte, als ich mich bereit erklärte, mein sauer erworbenes Vermögen zu solchen Einrichtungen zu verwenden, welche den Gliedern meiner Familie gestatteten, sich während meiner Abwesenheit zu entfalten ohne Friktion. Nun schien es – ja ich war davon überzeugt –, daß die Würfel unwiderruflich gefallen seien. Ich mußte jetzt längstens Ende September mit meinem Entwurf fertig sein, und dieser Zwang gab mir eine Energie wie ich sie vorher nicht in mir gekannt hatte. Ich arbeitete mit einer fabelhaften Leichtigkeit. Oft war es mir, als schrieb ich nur mechanisch nach, was mir ein fremder mächtigerer Geist als der meinige diktiere: so konzentriert und wunderbar gesammelt war mein Wesen. Die Lust des Schaffens, die ich damals empfand, wie kann ich sie schildern? Es ist unmöglich.

Aber – es kam ganz anders!

Anfangs Mai 1873 entlud sich das furchtbare Ungewitter über dem deutschen Kapital, das der Wiener Krach genannt wird. Ich gehörte zu denjenigen, welche es total finanziell ruinierte. Die Hoffnung verhüllte mir monatelang die wahre Sachlage. Es mußte so sein, sonst hätte ich nicht meinen Entwurf zu Ende bringen können. Als jedoch der September gekommen und immer noch nicht die gehoffte Besserung der Lage eingetreten war, zog sich der Schleier vollständig vom Schreckbilde ab. Ich machte eine Aufstellung, und sie rief mir vernichtend zu: Nicht nur bist du ein Bettler, sondern du hast auch deinen Vater um 2000 fl. gebracht, und außerdem – es stand in entsetzlicher Deutlichkeit schwarz auf weiß vor mir – bist du dem Hause J. Mart. Magnus eine beträchtliche Summe *schuldig.* Woher die Deckung dafür nehmen?

Ich hatte gerade noch so viel Geisteskraft, um meinem Werk einen flüchtigen Abschluß zu geben. Ich fühlte, daß ihm gerade in diesen wichtigsten letzten Kapiteln (Schluß der Politik und Metaphysik) etwas fehle, wußte aber nicht was. Ich legte es entsagend auf die Seite, rief meinen Dämon und meine Vernunft herbei und bat sie um einen gewissenhaften Rat. Der Dämon sprach zuerst:

»Du wirst kein Soldat!«

Ich sah ihn verwundert an. Seine Brauen waren fest zusammengezogen, so daß eine düstere Falte die Stirne von oben bis unten durchfurchte. Aus seinen Augen zuckten wilde Blitze und die Lippen waren fest aufeinandergepreßt. Er rang mit Tränen, aber vergoß keine einzige. Er sprach kein Wort weiter und ich drückte ihm bewegt die Hand. Dann sagte die Vernunft:

iv335 »Du wirst wieder Kaufmann; es gibt für dich keinen anderen Weg.«

»Keinen Anderen?« fragte ich leise.

»Keinen Anderen«, war ihre Antwort.

Es ist mir sehr lieb, daß ich nur meine Soldatengeschichte schreibe; denn dadurch bin ich der Notwendigkeit überhoben, den auf diese Unterredung folgenden Lebensabschnitt bis zu meinem Eintritt als Korrespondent einer großen Bank Berlins genau zu schildern. Die Temperatur meines Gemüts war immer unter Null, und auf dem nackten Herzen lag die

schwärzeste Melancholie. Ich erwachte regelmäßig in der Nacht, und dann hämmerte es in allen Pulsen. Am Tage aber wurde ich die qualvollste Unruhe, die schwerste Beklemmung nicht mehr los. Alles war mir vom Schicksal zerbrochen vor die Füße geworfen worden, und der Boden, auf dem ich stand, schwankte unaufhörlich. Nur ein Ziel hatte ich: eine Stelle, nur einen Wunsch: sie bald zu finden; nur einen Gedanken:

Du, danke Gott, wenn er dich preßt.

Ich suchte während dreier Monate vergeblich eine Stelle. Alle Bemühungen meiner Freunde, alle Annoncen waren vergeblich. Meiner Familie wegen wollte ich in Deutschland bleiben. Als sich jedoch im Lande nichts fand, entschloß ich mich, übers Meer zu gehen. Ich schrieb an meinen verehrten, treuen, väterlichen Freund Schüler (Chef des Hauses J. M. Magnus) und bat ihn, mit einem der Direktoren der Deutschen Bank wegen einer Stelle in New York, Shanghai oder Yokohama zu sprechen. Seine Antwort, welche am *Weihnachtstage* eintraf, bereitete mir eine große Freude und einen gewaltigen Schmerz.

Er schrieb mir nämlich, daß in den Filialen der Deutschen Bank ein Posten nicht offen, dagegen im Mutterinstitut in Berlin die Stelle eines Korrespondenten in fremden Sprachen zu besetzen sei. *In Berlin!* In jener traurigen Zeit hatte ich immer im tiefsten Herzen gefleht: Überall hin, nur nicht nach Berlin zurück. Nur dieser Kelch gehe an mir vorüber. Und nun sollte ich gerade nach Berlin, in ein anderes Geschäft als J. Mart. Magnus, sollte den Chef des Hauses, dem ich das viele Geld schuldete, gegenübertreten, sollte mit den Freunden verkehren als ein gebrochener Mensch. Mit einem Worte: ich sollte gerade da wieder auf einem vollständigen Wrack einfahren, von wo ich auf schmucker Galiote mit geblähten, schneeweißen Segeln und mit dem Schmuck von tausend bunter flatternder Wimpel fortgefahren war.

O wie ich stöhnte und das Herz krampfhaft zuckte! Das war ein Schmerz.

iv336 Die Freude aber war Schülers Brief und das Zeugnis. Im Briefe stand der Satz:

> Ich hoffe, es wird ein gutes Resultat herauskommen und ich sage Ihnen dann mündlich, wie sehr ich Sie noch in gutem Andenken habe.

Und das Zeugnis lautete:

> Herr Philipp B. aus Offenbach a.M. hat in meinem Comptoir vom 1. März 1869 bis 1. Oktober 1872 die deutsche, französische und englische Correspondenz geführt, und sich hierbei als ein äußerst gewandter, fleißiger und zuverlässiger Arbeiter bewährt.
>
> Zu meinem großen Bedauern hat er mein Geschäft verlassen, um einem anderen Lebensberufe zu befolgen. Ich kann nur Denjenigen Glück wünschen, die Gelegenheit haben, von der Umsicht, Treue, Fleiß und den liebenswürdigen persönlichen Eigenschaften des Herrn B. Gebrauch zu machen.
>
> Auf den Wunsch des Herrn B., dem ich stets ein warmes Interesse bewahren werde, habe ich dies Zeugnis ausgestellt.
>
> J. Mart. Magnus.
>
> Berlin, 22. December 1873.

Dieses Zeugnis hatte nicht der Verstand, sondern das Herz Schülers geschrieben; aber eben darin lag die Freude für mich. O wie die Lichter des Weihnachtsbaums von 1873 für mich hell brannten! Ich saß wie ein großes Kind vor ihnen und hörte und sah nichts von dem, was um mich herum vorging.

Ich sandte mein Offertschreiben an die Deutsche Bank und wurde sofort engagiert. Mir war zu Mute als hätte ich mein Todesurteil erhalten. Aber ich schwankte keinen Augenblick.

> Nach diesen Geschichten versuchte Gott Abraham und sprach zu ihm: Abraham! Und er antwortete: Hier bin ich.
>
> Und er sprach: Nimm Isaac, deinen einzigen Sohn, den du lieb hast, und gehe hin in das Land Morija, und opfere ihn daselbst zum Brandopfer auf einem Berge, den ich dir sagen werde.
>
> Da stand Abraham des Morgens früh auf, und gürtete seinen Esel, und nahm mit sich zween Knaben, und seinen Sohn Isaac usw.
>
> 1. Mos. Cap. 22, 1-3.

So nahm ich meinen Stolz, lenkte mit ihm in die mir im Innersten der Seele verhaßte

kaufmännische Laufbahn wieder ein und ging nach Berlin, um ihn dort zu opfern. Alles war dunkel um mich her, aber ich hatte ja das Wesen des Schicksals so klar erkannt, daß ich gehorchen mußte. Nicht das Wesen des Schicksals hatte ich noch zu ergründen – ich hatte es ergründet. |
iv337 Was mir fehlte, das war der zündende Blitz aus dem Kopf in das Herz. Wohl hatte die Erkenntnis alles versucht, um das Herz zu erwärmen, aber die tausend Blitze, die sie auf dasselbe schleuderte, waren alle, alle sogenannte kalte Schläge gewesen. Ich gehorchte wie der widerstrebende Bauer seiner Militärpflicht genügt. Er handelt legal, aber nicht moralisch; er fühlt sich nicht glücklich.

Indessen vollzog sich in mir schon auf dem Wege nach Berlin der Anfang des Endes. Meine Aufmerksamkeit war auf das, was kommen sollte, mit außerordentlicher Schärfe gerichtet. Ich wurde – von einem gewissen Standpunkte aus betrachtet – unnatürlich *objektiv*. Milde ausgedrückt, saß ein Teil meines Ichs im Parterre erwartungsvoll, doch uninteressiert, um den anderen Teil sich auf der Bühne krümmen und sich winden zu sehen wie einen Wurm. Kräftiger ausgedrückt, war mein Geist fest entschlossen, ohne zu zucken, an mir eine Vivisektion vorzunehmen. Es war ein merkwürdiger Zustand!

Und nun begannen die Qualen. Ich will sie nicht im einzelnen schildern. Ich mußte eine Höllenfahrt machen und war zwei Monate in der Hölle. Wenn ich abends nach Hause kam, gebrochen an Leib und Seele, dachte ich bis zum Augenblick, wo sich die müden Lider schlossen, nur immer: Dein Wille geschehe! Oft sprachen es auch die Lippen laut mit dämonischer Wildheit aus, während mir der Zorn die Glieder des Leibes schüttelte. Und so kam es, daß in einer wunderbaren Nacht ein Blitz in das Herz einschlug und es entzündete. Das Feuer verlosch zwar, aber *das Herz hatte gebrannt.* Es war eine für mich unaussprechlich wichtige Tatsache. Und wieder lächelte mein Geist ganz eigentümlich. Was hatte denn der kalte, aber treue Kerl eigentlich gesehen?

Zwei Monate, wie gesagt, war ich in der Hölle. Am 5. März 1874 hatte ich an meinen Vater geschrieben, daß der Zündstoff zu Konflikten zwischen mir und der Direktion der Bank in jeder Ecke vorhanden sei, da der Übermut und die zynische Rohheit der Direktion gegen ihre Kommis seit dem Wiener Krache jeder Beschreibung spotte. Noch sei ich verschont geblieben; ich würde es jedoch als einen Ruf des Schicksals auffassen, wenn ich mißhandelt würde und gehen. Ich hatte am 6. auf dem Wege zur Bank diesen Brief in der Tasche, und an seinen Inhalt denkend, sagte ich mir: Wenn ich bleiben soll, so wird das Schicksal die Dekoration schon so schieben, daß ich nicht anstoße. (Ich liebe nämlich die große metaphysische Wahrheit des von hinten Gestoßenwerdens in das Bild der Leitung zu hüllen, so wie ich das Schicksal mir mit Vorliebe unter dem Bilde des |
iv338 weisen, liebenden Christen-Gottes, Gott-Vaters, vorstelle. Mein Geist lächelt über diesen Anthropomorphismus des leidenschaftlich wogenden Herzens, denn er weiß ja, daß seinen Erkenntnissen kein Abbruch dadurch geschieht.)

Und an demselben Tage, am 6. März, winkte mir das Schicksal.

Es war zu merkwürdig. Ich werde den Vorfall nur allgemein skizzieren. Gereizt durch einen meiner Kollegen wegen eines nichtigen Gegenstandes beleidigte mich der Direktor Wallich, ein Jude, wegen einer von der seinigen abweichenden Ansicht über einen Brief in einer geradezu entwürdigenden Weise. Ich sagte kein Wort. Ich fühlte, wie noch nie in meinem Leben, ja es war das erstemal, wie alles Blut blitzschnell aus der ganzen Peripherie des Körpers nach dem Zentrum floß, und ich erstarrte zwei Sekunden lang. Mein Geist als Zuschauer war sehr aufmerksam und gab mir später genaue Rechenschaft. Dann rief eine Stimme in mir: Das Schicksal hat gesprochen. Folg ihm.

> Da rief ihn der Engel des Herrn vom Himmel, und sprach: Abraham! Abraham! Er antwortete: Hier bin ich.
>
> Er sprach: Lege deine Hand *nicht* an den Knaben, und tue ihm nichts. Denn nun weiß ich, daß du Gott fürchtest, und hast deines eigenen Sohnes nicht verschonet um meinetwillen.
>
> 1. Mos. Cap. 22, 11. 12.

Und wie Abraham tötete ich *nicht* meinen Stolz, den ich durch zwei Monate gebunden auf

das Holz gelegt hatte. Noch in derselben Nacht, ohne es zu wissen, was es nun geben sollte, nur stark im felsenfesten Glauben, kündigte ich schriftlich der Bank.

Ich verblieb nun einige Tage in einer wahrhaft traumartigen Stimmung. Mein Wesen war wie konzentriert und im innersten Kerne wie bewegungslos. Da schlug plötzlich wieder ein zündender Geistesblitz in mein Herz, und es erfüllte mich eine unüberwindliche Todessehnsucht. Und mit ihr begann ein neues Leben für mich. Lebte ich bis dahin im unbedingten Gehorsam gegen das Schicksal in der Weise, daß ich den schauerlichsten Befehl wohl ausgeführt hätte, aber ohne *Versöhnung* mit dem Schicksal geblieben wäre, vielmehr offen mit ihm gehadert hätte, geradeso wie der erwähnte Bauer, der sich zwar der Fahne nicht durch die Flucht entzieht, aber mit blutendem Herzen dient, so begann jetzt eine Periode, in der ich aus Überzeugung *und* mit *Liebe* dem Schicksal opferte. Es hatte sich dasselbe begeben, was die Christen *Gnadenwirkung* nennen.

iv339 Das *Gesetz* richtet nur Zorn an; denn wo das Gesetz nicht ist, da ist auch keine Uebertretung.

Wie das Herz des von der Gnade Gottes berührten Christen im Glauben aufglüht, der es befähigt alles, was Gott schickt, Gutes und Böses mit gleichem Danke anzunehmen, so hatte sich in jenen schwülen Tagen meine Seele an der vom Geiste schon längst erworbenen Erkenntnis des Schicksals entzündet. Die Wirkung war dieselbe wie beim vergotteten Christen: Ich *sorge* nicht mehr um den *nächsten* Tag, sondern wandle in einem ruhigen, sich stets gleichbleibenden *Vertrauen*. Und was mir das Schicksal auch schicken mag, und sei es die schmerzvollste Krankheit oder ein jäher Tod: Ich weiß, daß ich mir *selbst vor* der Welt alles, was mich trifft, zu meinem Besten *gewählt* habe.

Und so habe ich in Berlin, wohin ich so widerstrebend gegangen bin, mit zerrissenem, blutendem Herzen einen unermeßlichen Gewinn gemacht, den mir niemand rauben kann.

2. Wie ich endlich doch noch mein Ziel erreicht habe.

Jetzt ist es aber hohe Zeit, daß ich wieder an meine Soldatengeschichte denke.

Ich überlegte mit meinem Geiste, was zu tun sei, und der redliche Freund riet mir, in Frankfurt a.M. eine Stelle anzunehmen. Ich könnte dort arbeiten und in Offenbach wohnen und so täglich eine Stütze meiner Familie sein, die so sehr des Zusammenhalts, der Gruppierung um einen festen Mittelpunkt bedürfe. Das scheine ihm das Beste. Vater sei alt und sehne sich nach mir. Warum in der Ferne schweifen, wo ja doch das Gehalt beinahe aufgezehrt und sonst nichts verdient werde. (Ich muß hier einschalten, daß ich seit dem Verluste meines Geldes nur noch hie und da einen Besitzwechsel eintreten ließ, um meine Schulden abzutragen; aber geschworen habe ich, nach Erlangung diese Zieles nicht mehr zu spekulieren. Und ich werde meinen Schwur halten!) Übrigens, fuhr er fort, sollte das Schicksal im Interesse deiner Angehörigen etwas anderes mit dir im Sinne haben, so wird es von außen oder in dir ein Zeichen geben.

Gut! So schrieb ich denn an Vater, sich in Frankfurt bei Freunden für mich zu verwenden.

Aber es kam ganz anders!

iv340 Mit meinem Briefe kreuzte sich einer meines Vaters, der mir die Todesanzeige einer treuen Tante, der ältesten Schwester meiner Mutter, machte. Sie hatte noch den lebhaftesten Geist, den man sich denken kann, und erfreute sich dabei vollkommener Gesundheit. Inmitten ihrer gewohnten Beschäftigungen traf sie im Alter von 71 Jahren ein Herzschlag, der sie sofort tötete.

Der Todesfall regte meine Denkkraft außerordentlich an, und es entstand wieder in mir eine sonderbare Stimmung.

Man vergesse nicht, daß die Sorge um den nächsten Tag mich nicht mehr wie früher belästigte. Früher ließ ich durch die Lage meiner Geschwister meine Handlungen wesentlich beeinflussen. Ich glaubte nicht eher etwas für mich tun zu dürfen, als bis sie versorgt seien. Nun aber stand ich in der wahren und echten Verneinung des Willens zum Leben, die das Leben außerordentlich leicht oder besser den Tod, nicht mit den Lippen allein, sondern auch mit dem Herzen, wahrhaftig nicht fürchtet; und außerdem sagte mir meine Vernunft

unaufhörlich, daß ich durchgreifend für meine Familie nicht mehr sorgen könne. Ich hatte nie Talent zum Gelderwerb, jetzt aber war es ganz tot in mir, und das früher erworbene Vermögen, in das ich dafür mit weitgeöffneten Händen gegriffen hätte, um hier zu ordnen, dort zu schlichten, war ja total verloren gegangen.

Die früher so mächtigen Motive für mich, welche aus der Lage meiner Angehörigen erwuchsen, waren also machtlos geworden. Die vom Herzen erfaßte Erkenntnis, daß sie *vor* der Welt zu ihrem Besten gewählt hatten, machte mich wesentlich gleichgültiger gegen sie.

Auf der anderen Seite mahnte mich der plötzliche Tod meiner Tante erstens an mein philosophisches Werk. Ich hatte in Berlin das System beständig in mir herumgetragen, tausend neue Aperçus gemacht, und wie konnte ich jetzt über das Schicksal schreiben! Das hatte mir gefehlt! Nun sah ich auch deutlich, daß ich nicht nur meines inneren Friedens wegen, sondern auch um der ganzen Menschheit willen nach Berlin mußte.

Sodann mahnte mich der Todesfall mächtig an die praktische Wirksamkeit, an die praktische Hingabe, an das Allgemeine.

Hierzu trat die schwüle politische Atmosphäre, welche in Berlin das Militärgesetz vor seiner Beratung hervorrief, und die mich außerordentlich anregte. Ich stand natürlich auf Seiten der Regierung.

Und so kam es, daß ich am Ostersonntag einsam im Charlottenburger Park spazieren gehend, plötzlich den Dämon in meiner Seele wieder in den Vordergrund treten sah. Er war |
iv341 anscheinend sehr feierlich gestimmt und stolzes Selbstgefühl gab ihm eine fürstliche Haltung. Er grüßte mich auf militärische Art und wartete auf meine Anrede. Er kam mir in etwas fremd vor, und ich forschte lange in seinen Zügen nach der Ursache. Endlich fand ich sie am Mund und in den Augen: ein außerordentlich gewinnender, wohlwollender Zug hatte sich am Mund eingegraben und in den Augen wohnte eine große Milde. Ich ward dadurch seltsam berührt, und ihn freundlich in die Arme nehmend, fragte ich ihn nach seinem Befinden.

»Ich danke dir«, antwortete er, »ich befinde mich wohl. Ich habe seit unserer letzten Unterredung bis heute morgen in einem fort geschlafen. Als ich erwachte, bemerkte ich, daß eine Veränderung mit mir vorgegangen sein müsse: ich beurteilte nämlich verschiedene Vorfälle, deren ich mich erinnerte, ganz anders als früher. Gewiß hast du dich auch geändert?«

Ich bestätigte seine Vermutung.

»Sehr sonderbar«, sagte er nach einigem Nachdenken. »Ich glaube nicht, daß ich an Kraft verloren habe; im Gegenteil, ich glaube, daß mein Wille noch stählerner geworden ist; aber ich habe mehr Ernst, mehr Besonnenheit als früher. Und dann – es ist ganz eigentümlich: Ich bin so ruhig geworden. Die Erfüllung meiner Sehnsucht scheint mir gesichert zu sein. Auch glaube ich, daß ich bald sterben werde.«

Er sah mich dabei unsagbar traurig an.

Ich drückte meine Lippen fest auf die seinigen, und wir hielten uns lange umarmt. Endlich ließ ich ihn los und sagte:

»Wir sterben zusammen! Sei ganz ruhig. Der Schmerz einer Trennung bleibt uns erspart. Ich weiß es. Wann? Das kannst du gar nicht ahnen. Aber deine andere Ahnung hat dich nicht getäuscht. Morgen schreibe ich an den Kaiser.«

Er antwortete mir nichts. Aber ich sah deutlich wie er in sich erbebte; und dann rannen ihm große, dicke Tränen lange an den Wangen herab. Wir drückten uns die Hände und gingen stumm auseinander.

Am zweiten Ostertage aber schrieb ich, wie folgt, an den Kaiser:

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Kaiser und König
Allergnädigster Kaiser und Herr!
Eure Kaiserliche Majestät

wollen allergnädigst verzeihen, wenn der allergehorsamst Unterzeichnete es wagt, Allerhöchstdenselben folgendes Gesuch ehrfurchtsvoll vorzutragen.

iv342 Ich wurde im Jahre 1841 zu Offenbach im Großherzogthum Hessen geboren und befreite mich 1861, weil damals die allgemeine Wehrpflicht noch nicht in diesem Lande eingeführt war, durch Loskauf vom Militärdienst. Obgleich ich gerne gedient hätte, um das Vaterland in Stunden der Gefahr verteidigen

helfen zu können, so durfte ich doch den Loskauf nicht unterlassen, da zu jener Zeit das größte Vorurteil in den bemittelten Bürgerfamilien dem Soldatenstande gegenüber herrschte.

Demungeachtet hielt ich mich nicht von der ersten Pflicht eines Staatsbürgers befreit, und der feste Vorsatz lebte in mir, niemals zurückzubleiben, wenn entweder Deutschland von außen angegriffen würde oder es im Innern darnach ränge, die nationale Einheit zu gestalten.

Es ist mir sehr frühe klar geworden, daß nur von Preußen aus in letzterer Hinsicht der heiße Wunsch der Patrioten erfüllt werden könne. Als deshalb 1866 der Krieg mit Österreich ausbrach, war ich auch ohne Zögern bereit, trotz der mich umfluthenden antipreußischen Gesinnungen mich Ew. kaiserlichen Majestät zur Verfügung zu stellen. Ich schrieb an das Kriegs-Ministerium und erhielt die beigefügte Antwort, welche mich belehrte, daß nur die Regiments-Commandeure das Recht haben, Freiwilligen den Eintritt in das Heer zu gestatten.

Ich begann sofort die nothwendigsten Privat-Angelegenheiten zu ordnen, verlor aber damit einige Zeit, so daß, als ich mich endlich an einen Regiments-Commandeur hätte wenden können, die Schlacht von Königgrätz bereits geschlagen und der Krieg dadurch beendet war.

Indessen konnte ich mir nicht verhehlen, daß die neuen Zustände in Deutschland über kurz oder lang zu einem neuen Kriege mit Frankreich führen müßten. Hiervon überzeugt und wohl wissend, daß ich in diesem Kriege nicht in den ersten Reihen stehen könnte, wenn ich bei seinem Anfange nicht schon militärisch ausgebildet wäre, beschloß ich in die preußische Armee vorher einzutreten und bat Herrn Oberst von Ziemietzky meine Aufnahme zu vermitteln. Leider ersah ich aus seiner Antwort, welche ich gleichfalls beilege, daß ich nach den Gesetzen der preußischen Wehrverfassung zu alt war, um eintreten zu können.

Es schien demnach, als ob ich verurtheilt sei, nie meinem Vaterlande als Soldat dienen zu dürfen. Da kam das Jahr 1870, und es brachte die Bekanntmachung des Herrn Kriegsministers vom 17. Juli, nach welcher ohne Rücksicht auf das Alter Jeder eingestellt werden könnte, der kriegstüchtig war.

Ich befand mich damals in Berlin in den Bureaus des Herrn Baron Victor von Magnus und drückte sofort, als über die Affäre von Saarbrücken beunruhigte Gerüchte die Stadt durcheilten, dem Herrn Rittmeister Grafen Lüttichau vom Garde-Cürassier-Regiment die Bitte aus, mich in das Regiment eintreten zu lassen. Die Antwort des Herrn Grafen lege ich gleichfalls bei. Ich stellte mich der Anordnung gemäß am 8. August in der Kaserne; die Einkleidung unterblieb jedoch, da Herr Graf Lüttichau wegen der inzwischen gewonnenen Schlacht bei Wörth der Ansicht war, der Krieg könne nicht mehr lange dauern |
iv343 und mir auf die wohlwollendste Weise zu bedenken gab, ob es sich verlohne, einem Rekrutendienst von höchstens vier Wochen meine gute Stellung zu opfern. Ich fügte mich seinen Vorstellungen, aber erst dann, als er mir versprochen hatte, mich zu jeder späteren Zeit noch anzunehmen.

In der hierauf folgenden Woche wurden die blutigen Schlachten bei Metz geschlagen, und es stellte sich heraus, daß Frankreich nicht an Frieden dachte. Der Verlust der Deutschen war sehr groß gewesen und massenhafter Nachschub war erforderlich, um die entstandenen Lücken auszufüllen. Ich hielt es deshalb für meine Pflicht, nicht länger zu zaudern und schrieb wieder an den Herrn Grafen, daß ich nunmehr bestimmt eintreten wolle. Schon war ich auf dem Wege zur Caserne, als die Nachricht vom Sieg bei Sedan eintraf, der, nach Meinung Aller, den Krieg definitiv beendigte. Jetzt noch in die Armee einzutreten, wäre Thorheit gewesen. Ich benachrichtigte den Herrn Grafen hiervon mit dem Bemerken, daß ich es trotzdem tun würde, wenn er die Lage anders beurteilen sollte. Auch die Antwort auf diesen Brief lege ich bei.

Auf diese Weise war auch das Jahr 1870 durch eine merkwürdige Verkettung von Umständen vorbeigegangen, ohne daß ich helfen konnte.

Kaiserliche Majestät!

Es ist ein verzehrender Gedanke für mich, die Wiederkehr eines solchen Spiels des Zufalls für sehr wahrscheinlich zu halten. Die Vaterlandsliebe, welche nicht hoffen darf, in den kritischen Momenten der nationalen Entwickelung sich frisch zu betätigen und kräftig zu wirken, läßt das stärkste Herz verglühen und macht es welk. Ich muß mir täglich sagen, daß Deutschland nur kämpfend sich in seiner Stellung erhalten kann, da an seinen Grenzen und in ihm mächtige Feinde an seiner Vernichtung arbeiten, und daß ich in jeder kommenden Stunde wieder überrascht werden kann.

Verfolgt von dieser Befürchtung, fasse ich den Mut, Ew. kaiserlichen Majestät ehrfurchtsvoll die Bitte vorzutragen:

Allergnädigst mir gestatten zu wollen, *trotz meines Alters* nächsten Herbst in das Magdeburgische Cürassier-Regiment einzutreten, damit ich mich endlich als ein Glied der Armee Ew. kaiserlichen Majestät fühlen kann, als ein Glied, das neben der Pflicht auch das schöne Recht hat, die heilige heimatliche Erde zu vertheidigen.

In tiefster Ehrfurcht verharrt eines allergnädigsten günstigen Bescheids Ew. kaiserlichen Majestät gewärtig

Ew. kaiserlichen Majestät
alleruntherthänigster treugehorsamer
Philipp B.

Berlin, 6. April 1874.

Um zu zeigen, daß mein Fatalismus alle Abarten oder auch niedere Arten in sich vereinigt, will ich erwähnen, wie ich dazu kam, das Magdeburgische Kürassier-Regiment zu nennen. Daß |
iv344 ich Kavallerist werden wollte, hatte seinen Grund in meiner großen Freude am Reiten, der Grund, weshalb ich verlangte, Kürassier zu werden, lag in der asketischen Richtung, die mein Geist schon seit Jahren eingeschlagen hatte: das Schwerste sollte es sein, das, was mir die größte Mühe und Last, die größte Arbeit machte. Nun handelte es sich aber darum, in welches Kürassierregiment ich treten sollte. Nach West- und Ostpreußen wollte ich der polnischen Elemente wegen nicht gehen; dasselbe sprach gegen das schlesische Regiment und ferner der Umstand, daß ich verschiedene Bekannte in Breslau hatte; die Garderegimenter, Garde-Kürassiere und Gardes du Corps kamen natürlich gar nicht in Betracht, da ich doch in Berlin oder Potsdam nicht dienen konnte; Kölner Verwandten wegen kam auch das rheinische Regiment in Wegfall; das westfälische war mir zu katholisch. Es verblieben also: das Magdeburgische, das Pommersche und das Brandenburgische. Ich konnte keinem von diesen weder mit der Vernunft, noch mit dem Herzen den Vorzug geben, und so machte ich denn drei Zettelchen, beschrieb sie und warf sie mit der Bestimmung in die Luft, daß dasjenige gelten sollte, welches der Stubentür am nächsten läge. Das Magdeburgische hatte gewonnen.

Es vergingen jetzt genau drei Wochen, ehe ich eine Antwort erhielt. Am 27. April übergab mir meine Hauswirtin ein Schreiben aus Halberstadt. Es lautete:

Magdeburgisches Cürassier-Regiment Nr. 7
L. I J. Nr. 751.

Halberstadt, den 25. April 1874.

An
Herrn Philipp Batz
in Berlin.

Auf Ihr an S. Majestät den Kaiser und König gerichtetes Immediat-Gesuch, welches dem Regiment zu Ihrer Bescheidung übersandt ist, theilt Ihnen dasselbe mit, daß es, ehe es weitere Entscheidung treffen kann, über Ihre persönlichen Verhältnisse orientiert sein muß. Sie wollen deshalb dem Regiment zunächst mitteilen, wie alt Sie sind, in welchem Civilverhältnisse Sie bis jetzt gestanden haben und noch stehen, wo Sie, ehe Sie Ihren Wohnsitz in Berlin genommen, Sich aufgehalten haben.

Außerdem bedarf es Seitens des Civilvorsitzenden der Kreis-Ersatz-Commission zu Berlin eines Attestes, daß Ihrem Eintritt als Freiwilliger nichts entgegensteht.

iv345 Das Regiment macht Sie endlich noch darauf aufmerksam, daß, wenn Sie freiwillig nachträglich beim Regiment dienen wollen, Sie drei Jahre als Cürassier dienen müßten, da Ihnen nach den bestehenden Bestimmungen die Berechtigung zum einjährigen freiwilligen Dienst nicht beizulegen sein dürfte.

Der Oberst und Regiments-Commandeur
von Larisch

Und nun begaben sich wieder merkwürdige Dinge. Ich hatte in Übereinstimmung mit der Direktion der Deutschen Bank den 30. April als Tag meines Austritts festgestellt. Ich hatte auch bereits nach Leipzig an meinen Onkel geschrieben, daß ich am 1. Mai bei ihm eintreffen würde. Meine Wohnung hatte ich gekündigt, bleiben konnte ich in Berlin unter keinen Umständen, wie sollte ich nun in der kurzen Zeit von drei Tagen, inmitten des Chaos eines Aufbruchs von Berlin, das gewünschte Attest herbeischaffen? Mußte ich doch zunächst ein Attest der Polizeibehörde provozieren! und konnte man möglicherweise nicht noch andere Papiere verlangen, deren Besorgung Wochen in Anspruch nehmen würde? Und ich hätte doch so gerne die Sache in Berlin zum Austrag gebracht. In Darmstadt hätte man sie an die große Glocke gehängt, meine Familie würde sie erfahren haben, und mein Aufenthalt in Offenbach

bis zum Eintritt in die Armee wäre mir verbittert und verleidet worden. Wie konnte da auf eine ersprießliche Arbeit an meinem philosophischen Werk auch nur gehofft werden?

Aber was war zu machen? Ich fügte mich in das Unabänderliche und beschloß nach Halberstadt die Sachlage zu berichten, mit der Bitte, mir diejenige Behörde anzugeben, welche mir das verlangte Attest ausstellen müsse, wenn ich in Offenbach wohnen würde.

Doch bereits hatte das Schicksal beschlossen, die Szenerie zu meinen Gunsten zu verändern. Als ich am 28. April auf das Kontor kam, redete mich mein lieber Kollege Bock mit den Worten an: ob ich nicht noch einige Zeit in der Bank bleiben wolle? Mein Nachfolger sei noch nicht eingearbeitet, Gaede, ein anderer Kollege, habe eine Einberufungsorder nach Frankfurt a.d.O. behufs Einübung auf das neue Gewehr plötzlich erhalten und müsse schon am 1. Mai eintreten. Er sähe einem namenlosen Wirrwar entgegen und müsse sich opfern – er mit seiner schwachen Gesundheit! Er sah mich dabei mit seinen dunklen Augen (er ist Jude) so schwermütig an, daß mir das Herz brechen wollte. Ich sagte sofort zu, daß ich so lange als Gaede exerzieren müsse, also etwa drei Wochen, noch bleiben wolle, jedoch unter zwei Bedingungen. Erstens müsse die Di|rektion
iv346 ihre Zustimmung geben, nachdem ihr eröffnet worden, daß ich nur seinet(Bocks)wegen da bliebe, zweitens müsse meine Hauswirtin mein Zimmer noch nicht vermietet haben, denn die Wohnung wegen dreier Wochen zu wechseln, ginge nicht an. Bock lief sofort zur Direktion, und eben jener Wallich, der mich so tief gekränkt hatte, ließ mir sagen, daß es ihm *sehr* angenehm sei, wenn ich bliebe. Aber leider! war meine Wohnung bereits vermietet. Ich teilte dies Bock am anderen Tag mit und drückte ihm mein aufrichtiges Bedauern darüber aus, nun doch nicht bleiben zu können. Er war sehr niedergeschlagen und sprach von einer Wohnung im Hotel, deren Kosten die Bank zahlen würde. Das Interesse des Geschäfts litte durch meinen Austritt und da werde der Kassierer schon das Nötige veranlassen. Jetzt erst – und ich lüge nicht – fiel mir das Attest für Halberstadt ein, und ich bekannte mir, wie wünschenswert mir in dieser Hinsicht der Aufschub sein müsse. Indessen schwankte ich noch. Da trat Gaede zu uns, der vernommen hatte, daß ich der Wohnung wegen nun doch abreisen müsse und sagte: »Aber so nehmen Sie doch *meine* Wohnung.« Nun war die Schwierigkeit auf einmal gelöst. Er wohnte bei unserem liebenswürdigen Briefexpedienten Bach; ich ging also in eine mir bekannte Familie.

Am 2. Mai sprach ich bei der Kreis-Ersatz-Kommission vor: Großes Erstaunen!

»Sie wollen im 32. Jahre als dreijähriger Freiwilliger dienen?« fragte ein höherer Beamter und forschte dabei in meinem Gesichte, als ob er Spuren geistiger Zerrüttung auffinden wolle. Ein anderer alter, freundlicher Herr legte die Feder hin und murmelte in einem Ton, den ich nicht begrifflich spiegeln kann:

»Sieh mal an! Sieh mal an!«

Oft mag diesen Herren allerdings, die den ganzen lieben langen Tag fast nur Bitten um Befreiung von der Last des Militärdienstes hören müssen, ein Fall wie der meinige nicht vorkommen.

»Bitte, welche Papiere muß ich Ihnen vorlegen?«

»Erstens einen Taufschein, zweitens ein Führungsattest und drittens eine Bescheinigung, daß Sie sich der Ableistung Ihrer Militärpflicht in Hessen nicht entzogen haben.«

Himmel und Erde! Ich erschrak.

»Kann mir«, fragte ich, »dieser Schein nicht erlassen werden?«

»Unter keiner Bedingung. Sehen Sie selbst.« Und der Beamte schlug mir den Paragraph der Instruktion auf, der das Nötige vorschrieb.

iv347 Was machen? Not kennt kein Gebot. Der Arzt darf seine Kranken belügen; folglich darf auch ich meine kranken Angehörigen täuschen.

Ich schrieb an meinen Vater, daß ich einen Bekannten aus *Rußland* getroffen habe, der an mir arbeite, eine sehr vorteilhafte Stellung im Reich des Zaren anzunehmen. Ich wolle die Sache nicht kurz von der Hand weisen. Jedenfalls käme ich nach Offenbach, um den Sommer daselbst zu verbringen. Man könne indessen nicht wissen, wie sich die Dinge gestalteten, und so wolle ich mir den Weg nach Rußland offen erhalten. Zu diesem Zwecke aber sei mir der

Schein der hessischen Militärbehörde unentbehrlich, da man in Rußland einen höheren Posten nur demjenigen verleihe, welcher in so kriegsschwangeren Zeiten wie die jetzigen keine Militärverpflichtungen habe.

Gleichzeitig schrieb ich an das Polizeipräsidium behufs Ausfertigung eines Führungsattestes.

Und wunderbar! Mit meinem Briefe traf ein anderer aus *Rußland* an mich nach Offenbach adressierter in Offenbach ein! Ich hatte mich im Herbst 1873 wegen einer Stelle an ein mir bekanntes Haus in Mohilew a. Dnieper gewandt. Damals war kein Posten frei gewesen; jetzt aber kam der Chef auf meinen Brief zurück und teilte mir mit, daß ich eintreten könne.

Man merke wohl. Zur *selben* Zeit mußte dieser Brief eintreffen, wo meine Familie, die wußte, daß ich schon einmal in die preußische Armee eintreten wollte, Lunte sehr wahrscheinlich riechen würde. Der Brief ließ aber nicht den geringsten Verdacht aufkommen, und ich war gerettet.

Inzwischen hatten sich in Berlin Schwierigkeiten aufgeworfen. Die Revierpolizei war ebenso erstaunt über mein Gesuch wie die Ersatz-Kommission. Sie sandte einen Schutzmann an meine frühere Hauswirtin, der mich fragen sollte, ob kein Irrtum vorläge, ob ich denn wirklich die Absicht habe, einzutreten? Ferner, ob ich, da ich nur als »Freiwilliger« geschrieben hatte, als einjährig oder dreijährig Freiwilliger dienen wolle. Meine Wirtin war in großer Verlegenheit, da ich ja nicht mehr bei ihr wohnte. Sie faßte sich aber und sagte, ich sei auf acht Tage verreist. »Übrigens,« fuhr sie fort, wie sie mir später erzählte, »müsse in der Tat ein Irrtum vorliegen, da ich zweiunddreißig Jahre alt sei und gewiß nichts mehr mit Militärangelegenheiten zu tun habe«. Die gute Frau!

Am 6. Mai, als ich abends in meine neue Wohnung wollte, fand ich die Vorsaaltüre verschlossen. Ich klopfte lange, aber niemand öffnete. Man glaubte nicht, daß ich so früh nach Hause käme und hatte aus Vorsicht abgeschlossen. Sollte ich auf |
iv348 der Straße warten? Da schoß es mir durch den Kopf: Frage doch einmal bei der früheren Wirtin an, ob das Attest inzwischen angekommen ist?

Gedacht, getan! Nun erzählte mir meine Wirtin den Vorfall. Fatal! Sie hatte gesagt, daß ich verreist sei, ich dürfte also die Sache nicht gleich in Ordnung bringen. Aber man bewundere das Schicksal. Die verschlossene Türe führte mich früher zu meiner Wirtin als ich sonst gegangen wäre, und dieser Zeitgewinn war, wie sich aus dem folgenden ergeben wird, für die Geheimhaltung der Sache absolut notwendig.

Am 8. Mai ging ich auf das Polizeipräsidium und erkundigte mich nach dem Attest. Wieder wurde ich mit großen Augen betrachtet. Mein Gesuch war von der Revierpolizei meiner Abreise wegen zurückgesandt worden. Ich gab nun die Erklärung ab, daß es sich um einen dreijährig Freiwilligendienst handle und bat um möglichste Beschleunigung der Sache. Ich selbst wolle mir am nächsten Tage das Attest abholen.

Ich fand indessen am 9. mein Attest nicht vor. Es sei die Führungsauskunft noch nicht von der Revierpolizei zurück. Donner und Doria!

Ich weiß heute noch nicht, wie ich all diese Gänge von Pontius zu Pilatus bei meinen vielen Arbeiten leisten konnte. Ich ging also auf das Revierpolizeiamt, um nachzuforschen, was an der Verschleppung schuld sei. Nun ging der Tanz los. Sämtliche Beamte umstellten mich, drückten mir ihre kolossale Verwunderung über meinen Schritt aus und forschten nach meinem Motiv. Meine Situation war peinlich. Ich half mir mit der Ausrede, daß ganz besondere Gründe, die der Kaiser kenne und billige, die ich aber leider niemand sonst eröffnen dürfe, mich bestimmten. Man fügte sich und versprach Beschleunigung. Montag, den 11. Mai, könne ich das Attest bestimmt am Molkenmarkt abholen.

Eine neue Schwierigkeit. Am 9. abends war ich mit mehreren Freunden in einem Bierhause beisammen. Kurz vor 12 Uhr stellte sich heraus, daß Freund Weirauchs Geburtstag am 10. Mai sei. Sofort kam man überein, den Tag, der nach Mitternacht doch schon begann, zu feiern. Wir gingen zu Wernich in der Rosenthaler Straße und kneipten Burgunder und Sekt. Mir gingen die Angelegenheiten meines Dämons im Kopfe herum und ich trank deshalb sehr wenig; die anderen dafür desto mehr. Als wir endlich aufbrachen, waren die meisten

angesäuselt, einer total betrunken. Auf der Straße begegneten uns – es war halb vier morgens – zwei Damen, die ich sofort für ehrbare ansah; in einiger Entfernung folgten zwei Herren. Nun packte |
iv349 den Betrunkenen der Teufel. Er ging auf die Frauen zu und wollte sie umarmen. Sie schrien und sofort waren die beiden Herren, ihre Gatten, wie sich herausstellte, bei uns. Das alles war das Werk zweier Sekunden. Nun begann ein fürchterlicher Skandal. Ich beschäftigte mich mit dem Betrunkenen und riß ihn fort, hoffend, daß, wenn er fehle, die anderen die Sache beilegen würden. Aber Weirauch ist ein kleiner Krakehler, und anstatt um Entschuldigung zu bitten, wollte er noch Recht haben. Inzwischen hatte mich der Betrunkene derartig mit Redensarten verletzt – ich hatte seine Bekanntschaft erst an diesem Abend gemacht –, daß ich, die Erfolglosigkeit meiner Bemühungen einsehend, ihn losließ. Ich ging zum Haufen zurück, um dort zu wirken; aber es war schon zu spät. Nachtwächter waren herbeigekommen, und es hieß: Fort zur Wache. Da am lächerlich philiströsen Ausgang der Sache nicht mehr zu zweifeln war – keiner meiner Freunde meiner Hilfe bedurfte –, dagegen für mich Gefahr vorhanden war, auf der Wache ein unbesonnenes Wort zu sprechen und dadurch mein Attest noch mehr in Frage zu stellen als es ohnehin bereits in Frage gestellt war – so löste ich mich ab und ging nach Hause. Ich war sehr bestürzt. Ich sah sofort alles schwarz und war überzeugt, daß an diesem kleinen Zwischenfall die Sache meines Dämons scheitern müsse. Ich selbst kam mir übrigens außerordentlich interessant vor. Ich prüfte mich genau in betreff des Schicksals und – ich bestand die Prüfung. Ja, es war in der Tat eine gewaltige Umwälzung mit mir vorgegangen. Die Sehnsucht nach dem niederen Dienst im Heer war immer noch dieselbe – aber es war nicht die Blüte einer schmerzvollen Resignation, sondern die Blüte eines vollen, ganzen, innigen Vertrauens als ich sagte: Wenn es nicht sein soll, so verzichte ich *gerne* darauf.

Und das Gewitter zog an mir vorüber. Freund Weirauch hatte natürlich auch meinen Namen angegeben, aber die Herren hatten erklärt, daß ich, so wenig wie die anderen Begleiter des Schuldigen und des Krakehlers Weirauch irgendwie sich vergessen hätten.

Als ich am 11. Mai auf das Polizeiamt kam, sah ich sofort, daß der Vorfall ohne nachteilige Folgen für mich gewesen war. Indessen war auch jetzt das Attest noch nicht ganz fertig: der Revier-Leutnant hatte vergessen, über die *Führung* das Wesentlichste zu berichten. Da wurde mir wieder bange, denn ich dachte: inzwischen wird auf dem Revieramt der Nachtskandal bekannt geworden sein und du mindestens Weiterungen haben.

Ich drückte indessen die Augen zu und ging gefaßt auf das Revieramt. Es war nur ein Subalternbeamter da, dem ich das |
iv350 Fehlende erklärte. Er bestellte mich auf den Abend wieder und – o Freude! am Abend war das Attest einer makellosen Führung in meinen Händen. Der Beamte, der es mir übergab, konnte nicht umhin, nochmals den Kopf zu schütteln und zu sagen:

»Wenn Sie es nur nicht – bereuen! Ja, wenn Sie zehn Jahre jünger wären! Es ist ein *Packsch-Dienst*.« Das sonderbare Wort klingt mir jetzt noch in den Ohren. Es soll wohl »mühseliger, gemeiner Dienst« bedeuten.

Am 13. Mai reichte ich meine drei Dokumente bei der Ersatz-Kommission ein, und nachmittags holte ich mir mein Attest. Auch hier konnte sich der würdige Beamte nicht enthalten, mich zu fragen:

»Warum tun Sie diesen Schritt?«

Da antwortete ich ihm frei: »In Zeiten wie die jetzigen, wo das junge Deutsche Reich von innen und außen so schwer bedroht wird, während es doch eine so wichtige Kulturmission zu erfüllen hat, will ich allen meinen Pflichten gegen den Staat nachkommen, koste es mich auch mein Leben!«

Am 14. Mai – es war Himmelfahrtstag – schrieb ich wie folgt an das Regiment in Halberstadt:

An das hochlöbliche Magedeburgische Kürassier-Regiment Nr. 7
Halberstadt

Auf das sehr geehrte Schreiben des hochlöblichen Regiments vom 25. April, F.-Nr. 751, erlaube ich mir ganz gehorsamst zu erwiedern:

Ich wurde am 5. Oktober 1841 geboren und bin sonach 32 Jahre alt. Ich besuchte von 1848-1856 die Realschule zu Offenbach und trat dann in die Handelsschule zu Dresden ein, wo ich bis zum Jahre 1858 verblieb. Ich folgte hierauf einem Rufe nach Neapel und arbeitete dort zunächst als Volontär; dann als Commis und zuletzt als Bevollmächtigter beinahe sechs Jahre im Großhandelshaus der Herren Louis Mazel u. Co. Auf den dringenden Wunsch meiner Eltern kehrte ich 1863 in die Heimat zurück und leitete bis 1868 die Fabrik meines Vaters. Wie das hochlöbl. Regiment aus den Beilagen zu meinem Immediat-Gesuch an Se. Maj. den Kaiser und König ersehen hat, wollte ich schon damals in die preußische Armee eintreten und löste deshalb mein Civil-Verhältniß auf. Mein Vater zog sich gleichzeitig von den Geschäften zurück. Als sich herausgestellt hatte, daß ich in die Armee nicht eintreten könne, begab ich mich nach Berlin, wo ich vier Jahre bis zum Herbste 1872 im Bankhause des Herrn Baron von Magnus als Correspondent thätig war. Ich verließ diese Stellung freiwillig, um eine wissenschaftliche Arbeit in der nöthigen Muße beendigen zu können. Im Januar d. J. ging ich wieder nach Berlin zurück und trat in die deutsche Bank als Correspondent ein. In dieser Stellung befinde ich mich noch.

iv351 Ich erlaube mir dem hochlöbl. Regiment zur Begründung obiger Angaben folgende Papiere zu übersenden:

1. meinen Taufschein,
2. das Zeugniß der Offenbacher Realschule,
3. das Zeugniß der Dresdner Handelsschule,
4. das Circulär der Herren Louis Mazel u. Co.,
5. das Zeugniß des Herrn J. Mart. Magnus.

Ferner lege ich das verlangte Attest des Civil-Vorsitzenden der Kreis-Ersatz-Commission zu Berlin vor.

Schließlich erlaube ich mir die Erklärung abzugeben, daß ich bereit bin, drei Jahre als Freiwilliger dem Regimente und dadurch dem Kaiser und dem Lande in Treue zu dienen und die Hoffnung auszusprechen, daß das hochlöbl. Regiment mich der Ehre ihm anzugehören für würdig erachten wird.

Eines hochlöbl.
Magdeb. Kür.-Regiments Nr. 7
treu gehorsamster Ph. B.

Ferner schrieb ich an Herrn Oberst von Larisch:

Ew. Hochwohlgeboren

bitte ich ganz gehorsamst zu verzeihen, wenn ich mir erlaube, Ihnen im Nachfolgenden eine Ergänzung meines Schreibens an das Regiment zu geben; denn in diesem konnte ich nur meine äußeren Verhältnisse berühren: mein vergangenes Leben, meinen Stand und die auskömmliche Existenz, während es mir sehr daran gelegen sein muß, Ew. Hochwohlgeboren einen Schritt genügend zu motiviren, der Ihnen in Anbetracht meines Alters zunächst excentrisch erscheinen wird und ferner ein Bedenken zu entkräften, das Ew. Hochwohlgeboren bestimmen könnte, mir den Eintritt in das Regiment zu versagen.

Die Vaterlandsliebe ist die erste Triebfeder, die in mir wirkt. Daß sie ein tieferes Gefühl in mir ist, als der Rausch, der die Gemüther in aufgeregten Zeiten, wie der Sommer von 1870 war, gefangen nimmt, zeigen die Anlagen zu meinem Immediatgesuch an Se. Maj. den Kaiser. Die Erkenntniß, daß der Mensch sein Bestes dem Staate verdankt: seine Sicherheit, seine Erziehung, seine Bildung, kurz sämmtliche Grundlagen, auf denen er seine wahre Bestimmung erreichen kann, erweckte schon sehr früh in mir Dankbarkeit gegen den Staat und den Willen, die zu seiner Erhaltung und Macht nötigen individuellen Opfer zu bringen. Ich gehöre nicht zu den Schlauen, welche die Vorteile des Gemeinwesens wohl genießen wollen, aber seinen Lasten sich zu entziehen trachten. Und so hielt ich mich nie vom Militärdienst befreit, son|dern
iv352 nur durch eigentümliche Umstände zurückgestellt und melde mich jetzt, wo keine Zeit mehr zu verlieren ist.

Ich brauchte nun eigentlich nicht weiter zu motiviren; aber es wirkt noch ein zweiter Beweggrund in mir, den ich Ew. Hochwohlgeboren nicht verhehlen will. Ein klarer Blick in das Weltgetriebe und eine gründliche Vertiefung in die Geschichte lehren, daß auch das größte Volk trotz seiner Selbstständigkeit nur ein Glied der Menschheit ist, die einen zusammenhängenden einheitlichen Entwickelungsgang hat. Ferner ist es ein Gesetz der Geschichte, daß immer *ein* Staat die Führungsrolle hat, und zwar so lange als er innerlich dazu berechtigt ist. Es ist aber keinem Zweifel unterworfen, daß auf das so glorreich entstandene Deutsche Reich die Führerrolle für die nächste Geschichtsperiode übergegangen ist, und daß unter dem Schutze seines Schwertes die allgemeine Cultur einen großen Fortschritt machen wird. Hieran

muß sich ein kräftiges Herz, das nicht mehr ganz in den engen Kreis des Egoismus gebannt ist, entzünden, und es entsteht in ihm das heftige Verlangen mitzuthun, wenn es gilt, für hohe Ziele der Menschheit zu kämpfen. Diese beiden Triebe sind es, Herr Oberst, die mich erfüllen. Ich will meiner Pflicht gegen den Staat ohne Abbruch nachkommen *und* nach Kräften am Wohle der Menschheit mitwirken.

Ich suche nichts Anderes. Ich will Nichts weiter sein als ein bescheidenes Glied des deutschen Heeres, ein Glied, das zurückgetreten in die bürgerliche Gesellschaft, weiß, daß es seine Einberufungsordre erhält, wenn Deutschland kämpfen muß für sich und zugleich alle Völker. –

Ich erlaube mir jetzt zu dem Bedenken überzugehen, das Ew. Hochwohlgeboren wahrscheinlich gegen meinen Eintritt haben werden: nämlich mein Alter. Das Alter an sich wird kein Hinderniß mehr sein, nachdem Se. Majestät durch Übergabe meines Gesuchs an Ew. Hochwohlgeboren in Gnaden die gesetzliche Bestimmung für mich aufgehoben haben; auch gestatte ich mir auf das wahre Dichterwort hinzuweisen:

»Nur das Blut macht alt oder jung, denn nur in ihm ist das Leben.«

Ich habe lediglich im Auge, daß Ew. Hochwohlgeboren befürchten möchten, ein Element in das Regiment aufzunehmen, das nicht hineinpaßt. Ich glaube dies aber mit gutem Gewissen verneinen zu dürfen. Wie mein Patriotismus keine Illusionen hat, die die erste Berührung mit der rauhen Wirklichkeit zerstört, so bin ich mir vollkommen bewußt, daß ich eine große Last übernehme, die ich in alle ihre Theile zerlegt und richtig abgewogen habe. Aber ich habe auch die Kraft, sie zu tragen. Ich weiß, daß nur die strengste Disziplin und ein harter Ton die verschiedenartigen und meist widerstrebenden Bestandtheile des Heeres zusammenhalten können und daß ja nur eine vollkommene Bildung den Takt zu geben vermag, Jeden seiner Individualität gemäß zu behandeln. Und so werde ich nicht suchen, was nicht gefunden werden kann und, immer das innere Auge auf das Ziel gerichtet, das ich verfolge, ohne Bitterkeit und ohne Klage ertragen, was sein muß. Noch weniger aber kann mich der Gedanke an die jahrelange enge Gemeinschaft mit Kame|raden
iv353 abschrecken, mit denen ich wahrscheinlich nur allgemein menschliche Berührungspunkte haben werde. Denn abgesehen davon, daß ich mich auf mich selbst zurückziehen kann und meine Umgebung mir dann gleichgültig ist, so ist es ja die schöne Aufgabe der geistig Freieren und Gebildeten, die Beschränkteren und Rohen zu sich heraufzuziehen und so die Kluft zu überbrücken. –

Ich glaube schließlich noch erwähnen zu sollen, daß ich kein schlechter Fechter und ein Dilettant im Reiten bin. In letzterer Hinsicht weiß ich, daß ich Manches zu verlernen und Vieles noch zu lernen haben werde, aber die Liebe zur Sache ist vorhanden und das ernste Streben ein tüchtiger Cavallerist zu werden und mir Ihre Zufriedenheit zu erwerben.

Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß Ew. Hochwohlgeboren nach dieser Darstellung mir hochherzig gewähren werden, was ich so lebhaft wünsche, und bitte Sie, Herr Oberst, die Versicherung meiner aufrechten Verehrung zu genehmigen, mit der ich die Ehre habe zu sein

Ew. Hochwohlgeboren
ganz gehorsamster Ph. B.

Antwort

Halberstadt, den 17. Mai 1874.

Magdeburgisches Cürassier –
Regiment Nr 7.
J. Nr. 904.

An
den Correspondenten der Deutschen Bank
Herrn Philipp B. in Berlin

Unter Bezugnahme auf Ihre beiden Schreiben vom 14. d. Mts., welchen sechs Beilagen beigefügt waren, eröffnet Ihnen das Regiment, daß dasselbe bereit ist, Sie als dreijährig Freiwilligen zum 1. Oktober cr. einzustellen, selbstredend unter der Voraussetzung, daß Sie durch ärztliche Untersuchung als tauglich zum Militärdienst bei der schweren Cavallerie befunden werden. Demgemäß haben Sie sich am 30. September cr. Vormittag 8 Uhr auf dem diesseitigen Regimentsbüreau, Voigtei Nr. 48 hierselbst, zu melden, worauf dann Ihre ärztliche Untersuchung veranlaßt werden wird.

Der Oberst und Regiments-Commandeur
v. Larisch

Diesem Schreiben lag das folgende des Herrn Premier-Leutnants von Hagen bei:

iv354 Euer Wohlgeboren erhalten in der Einlage die Zusicherung des diesseitigen Regiments, Sie zum 1.

Oktober cr. als dreijährig Freiwilligen in Dienst zu stellen.

Daß Sie entschlossen sind, sich einer dreijährigen Militärdienstleistung zu unterziehen, nur um Ihrer Dienstpflicht dem Vaterlande gegenüber genügt und dadurch die Berechtigung sich erworben zu haben, bei einem nochmaligen Kriege gegen Frankreich mitzukämpfen, hat mich mit lebhafter Theilnahme für Ihre Bestrebungen erfüllt und veranlaßt mich, Sie in denselben nach Kräften zu unterstützen.

Nach meiner Ansicht ist es, wenn auch mit Schwierigkeiten, zu erreichen, das Sie noch jetzt den verloren gegangenen Anspruch auf die Berechtigung zum *einjährig* Freiwilligen-Dienst erlangen könnten, und zwar aus eigener Initiative, und ohne daß es dazu einer Verwendung des Regiments bedürfte.

Die zu einem solchen Vorgehen Sie berechtigende gesetzliche Bestimmung finden Sie in der Militär-Ersatz-Instruktion für den Norddeutschen Bund vom 26. März 1868, § 151 pass. 3.

Der einzuschlagende Weg ist folgender: Sie stellen den bezüglichen Antrag bei der Militär-Commission für Berlin, resp. an den Civilvorsitzenden derselben, von welchen Ihnen bereits der dem Regiment eingereichte Erlaubnisschein am 13. Mai 1874 ausgestellt worden ist. Sehr förderlich würde es für Sie sein, wenn Ihr früherer Principal Herr von Magnus oder irgend eine andere Ihnen nahestehende einflußreiche Persönlichkeit, Ihren Antrag durch persönliche oder schriftliche Empfehlung bei dem betreffenden Vorsitzenden der Militär- Commission unterstützen könnte, da von diesem sodann ein motivirter Antrag an die Ministerial-Instanz einzureichen sein wird.

Außer Ihren persönlichen Motiven haben Sie zu weiterer Begründung Ihres Antrages anzuführen:

1.) die beiliegende Annahme-Erklärung des Regiments, welche auf Einstellung als einjährig Freiwilligen auszudehnen, der Herr Oberst von Larisch sich wohl bereit finden lassen dürfte.

2.) Ihr in Händen des Regiments befindliches Abgangs-Zeugniß von der Handels-Lehranstalt zu Dresden vom 31. März 1858, da sich diese Anstalt in Gemäßheit einer Bekanntmachung des Reichskanzler-Amts vom 24. Jan. 1874 unter den sub J. des von demselben emanirten Verzeichnisses aufgeführten Lehranstalten befindet, welche zur Ausstellung von Zeugnissen über die wissenschaftliche Qualifikation für den einjährig Freiwilligen Militärdienst berechtigt sind: vide Armee-Verordnungsblatt pro 74 Nr. 32.

Sollte qu. Zeugniß nicht diese Wirkung haben, so würden Sie ja leicht nach kurzer Vorbereitung auf einer sogenannten Presse das Freiwilligen-Examen absolviren können.

Schließlich bemerke ich, daß dieses Schreiben Ihnen nur meine privaten Ratschläge mittheilen soll, daß demselben daher keinerlei dienstlicher Werth beizulegen ist.

iv355 Mit dem aufrichtigen Wunsche, daß alle Ihre Schritte in dieser Angelegenheit vom besten Erfolge begleitet sein mögen, bin ich

Euer Wohlgeboren sehr ergebener
von Hagen
Premier-Lieutenant und Adjudant
des Magdeburgischen Cürassier-Regiments Nr. 7.

Ich muß hier bemerken, daß diese beiden Schreiben den Poststempel Halberstadt, 18. Mai, tragen. Sie kamen am 19. in Berlin an, am *letzten* Tage meines Aufenthaltes. Ich konnte dies nicht voraussehen, sondern mußte vielmehr annehmen, daß die Antwort des Regiments *nach* meiner Abreise eintreffen würde. Ich mußte demgemäß irgendeinen Freund beauftragen, von Zeit zu Zeit bei der Witwe Jung, meiner Hauswirtin, nachzufragen, bis der Brief angekommen sei und mir denselben alsdann nachzuschicken. Da aber die Schreiben des Regiments seinen Stempel und die Bemerkung »Militaria« tragen, so mußte ich mich ferner entschließen, den betreffenden Freund, um einem Geschwätz vorzubeugen, teilweise mit meiner Militärgeschichte vertraut machen. Die Sache war mir unangenehm; doch konnte sie nicht umgangen werden. Meine Wahl fiel auf das »liebe Fingchen« (Gustav Fing aus Breslau). Ich sollte ihn am Abend bei einem kleinen Abschiedssouper bei Freund Martini finden. Ehe ich indessen zu den Freunden ging, besuchte ich meine Wirtin und siehe da: das Schreiben des Regiments war eingetroffen!

Der Dämon war glücklich – aber sehr still!

Der Geist war feierlich gestimmt. Er sagte: Das Schicksal hat deutlich geredet. Nun mutig voran. Es ist ein großes Ereignis in deinem Leben und in dem deiner Familie. Zum Besten für alle werden seine Folgen sein, aber sie können nach menschlichen Begriffen großes Elend, Angst, Hunger, Schande, Tod sein. Soll dies nicht eintreffen, so sei ohne Sorge: dann werden sich, wie man zu sagen pflegt, Wunder begeben. Deine Lose werden gewinnen, deine Papiere

werden steigen, kurz: *vorhandene* Kulissen werden von unsichtbarer Hand entweder vor- oder zurückgeschoben.

Ich war glücklich im *Vertrauen* auf das Schicksal.

In Offenbach antwortete ich dem Regiment wie folgt:

In Antwort auf das sehr geehrte Schreiben Eines hochlöblichen Regiments bitte ich ganz gehorsamst Hochdemselben meinen aufrichtigen Dank für die mir gewährte Vergünstigung abstatten zu dürfen. Ich wiederhole meine Versi|cherung:
iv356 stets mit allen Kräften bemüht zu sein, meine Schuldigkeit zu thun und Hochdemselben in makelloser Treue zu dienen.

Ich werde mich nach Vorschrift am 30. September a. c. dort melden und hoffe, daß die ärztliche Untersuchung günstig für mich ausfallen wird.

Ich habe Berlin am 20. d. Mts. verlassen, um mich nach allen Richtungen hin frei machen zu können und werde bis zur gedachten Zeit hier bleiben.

Der Vollständigkeit wegen erlaube ich mir das Zeugniß der Deutschen Bank vorzulegen.

Eines hochlöblichen
Magdeburgischen Cürassier-Regimens Nr. 7
ganz gehorsamster
Philipp B.

Offenbach a. M., 26. Mai 1874.

Ehe ich an Herrn von Hagen schrieb, hatte ich eine Unterredung mit dem Dämon und meiner Vernunft. Beide waren gegen den einjährigen Dienst, diese aus Gründen, die ich auch in meiner Antwort verwertete, jener ohne Grund aus asketischer Lust an der bevorstehenden Demütigung im *drei*jährigen Dienst. Und so schrieb ich denn an Herrn von Hagen:

Ew. Hochwohlgeboren

sehr geehrte Zuschrift vom 17. cr. ganz ergebenst erwidernd, bitte ich Sie, meinen aufrichtigen Dank für das Wohlwollen zu genehmigen, welches Ew. Hochwohlgeboren mir zu bekunden die große Güte hatten. Ich werde Ihren Rat um die Berechtigung zum einjährigen Dienst einzukommen, in die ernsteste Erwägung ziehen. Mehrere Gründe veranlassen mich, ihn nicht sofort zu befolgen. Die Kosten bilden kein Hinderniß; denn ich könnte sie mir verschaffen und müßte dies schon deshalb tun, weil ich in den gewonnenen zwei Jahren mit Leichtigkeit den Vorschuß abtragen könnte. Was mich abschreckt, ist zunächst, daß ich durch den stattgefundenen Domizilwechsel die erforderlichen Schritte in Darmstadt machen müßte. Mein bevorstehender Eintritt in das Regiment könnte auf diese Weise nicht verborgen bleiben und ich würde mich aufreibenden Kämpfen in meiner Familie aussetzen; denn dieselbe lebt mit ihren Gedanken in einer idealen noch fernen Zeit und vergißt darüber, daß die Welt erst dahin kommen muß. Der Weg zum gelobten Land geht aber, wie Jean Paul treffend sagt, durch ein rotes Meer von Blut, welche Notwendigkeit meine Angehörigen nie einsehen werden. Frauen mit der Denkungsart der Spartanerinnen giebt es leider in meiner Familie nicht. – Ferner bringt mich der einjährig Freiwillige Dienst in Conflikt mit politischen Grundsätzen, die sehr tief in mir wurzeln.

Auf der anderen Seite ermuthigt mich zum Dienste als Gemeiner ein gewisser einfacher Sinn, der mir die niedrigste Arbeit leicht macht, und ein |
iv357 unüberwindlicher Widerwille dagegen etwas halb zu thun. Ew. Hochwohlgeboren werden aber gewiß meiner Meinung sein, daß ein tüchtiger Cavallerist mindestens drei Jahre gedient haben muß.

Immerhin sind die Vorteile, welche ein einjähriger Dienst bietet, so schwerwiegend, daß ich sie nicht kurz von der Hand weisen darf, um so mehr nicht, als der Rat dieselben zu ergreifen mir von Ihnen gegeben wurde. Sie werden gute Gründe dazu gehabt haben, und Ihrem Urteil schulde ich die größte Beachtung. Gestatten Sie mir also noch eine kleine Bedenkzeit, nach deren Ablauf ich mir erlauben werde, Sie von meinem Entschluß in Kenntniß zu setzen.

Ich bitte schließlich Euer Hochwohlgeboren ganz gehorsamst mir Ihr Wohlwollen zu bewahren und überzeugt zu sein, daß Sie es keinem Unwürdigen zu Theil werden lassen: denn ich bin von Herzen dankbar.

Genehmigen Euer Hochwohlgeboren die Versicherung meiner größten Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu zeichnen

Ew. Hochwohlgeboren
treu gehorsamster
Ph. B.

Und einige Tage später:

Ew. Hochwohlgeboren

erlaube ich mir hierdurch, mein ergebenes Schreiben vom 26. Mai bestätigend, ganz gehorsamst mitzuteilen, daß ich unter dem Zwang der Ihnen bekannten Motive nun doch zu dem Entschlusse gekommen bin, mich *nicht* um die Berechtigung zum einjährigen Dienste zu bewerben. Ich bitte Ew. Hochwohlgeboren überzeugt zu sein, daß ich weder den Vorteil, worauf ich Verzicht leiste, nicht zu beurteilen vermag, noch leichtsinnig handle: ich weiß sehr wohl, daß ich manche trübe Stunden haben werde, die ich, Ew. Hochwohlgeboren gütigen Rath befolgend, von mir abgewendet hätte; aber ich konnte nicht anders wählen. Ich habe schon oft in meinem Leben die Augen fest schließen und, nur aufrecht erhalten von einer unerschütterlichen Zuversicht, Schweres ertragen müssen: der Finsterniß folgte jedoch immer das Licht. Und so hoffe ich, daß ich mich auch diesmal glücklich durcharbeiten werde.

Genehmigen Ew. Hochwohlgeboren nochmals meinen innigen Dank für Ihren wohlwollenden Rath, sowie die Versicherung meiner größten Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu zeichnen

Ew. Hochwohlgeboren
treu gehorsamer
Philipp B.

Offenbach a. M., 2. Juni 1874.

›Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.‹

iv358 Mein Dämon wollte den Schritt und mein Geist billigte ihn. Schon dieser Einklang, so selten, stärkt mich für das, was meiner harret. Wer aber aufmerksam diese Soldatengeschichte gelesen hat, der wird auch gesehen haben, daß noch ein viel bedeutenderer Einklang besteht, nämlich der zwischen meinem Wollen und der anderen Seite des Schicksals, die nicht in unserer Macht ist: dem *Zufall*. Er hat, so oft es nötig war, die Szenerie zu meinen Gunsten gewechselt. Meine Seele geht dem Kommenden mit unaussprechlich seliger Ruhe entgegen.

Und nun zum Schluß noch eine kurze Betrachtung.

Was ist der Dämon im Menschen, an den Sokrates glaubte, und auf den Goethe, so oft er konnte, zu sprechen kam? Er ist philosophisch-physiologisch ausgedrückt die im Blut zurückgebliebene ungespaltene Bewegung, die restliche ganze Bewegung. Er ist also das, was man beim Tiere Instinkt nennt. Wie dieser die junge Ente zum Wasser sicher treibt, das sie noch nicht kennt, so treibt der Dämon den Menschen zu Taten, die er nicht begreift.

Metaphysisch aber ausgedrückt ist er der individuelle Teil des Schicksals. *Er* und der *Zufall* (die Motive, derentwegen allein der Geist vorhanden ist) bestimmen das Schicksal des Menschen und dadurch das der Menschheit. *Vor* der Welt, *in* der einfachen Einheit, Gott, beschloß jedes jetzt lebende menschliche Wesen alles das, was es in der Welt treffen sollte, um das Nichtsein, die Erlösung vom Dasein zu finden. Vor der Welt war also die Idee des zukünftigen Schicksals eine einheitliche. Im Moment aber des realisierten Entschlusses nicht zu sein, spaltete sich das Schicksal in Dämonen und in den Zufall (Summe aller anderen Dämonen). Beide führen den Menschen sicher durch Glück und Unglück, Freude und Leid, Leben und Tod zur Erlösung. Darum traue der Stimme *in* dir und beachte die Winke *außer* dir.

3. Der Sommer 1874.

iv359

> Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt,
> Er schlug den Amboß in den Grund.
>
> Er schlug, daß weit der Wald erklang
> Und alles Eisen in Stücke sprang.
>
> Und von der letzten Eisenstang'
> Macht er ein Schwert, so breit und lang.
>
> »Nun hab' ich geschmiedet ein gutes Schwert,
> Nun bin ich wie andere Ritter wert.
>
> Nun schlag' ich wie ein and'rer Held
> die *Riesen und Drachen* in Wald und Feld.«
>
> *Uhland.*

Das war ein Sommer! Den werde ich nicht vergessen und sollte ich tausend Jahr alt werden. Wo fang' ich an, wo fang' ich an? Ich kann mit Elihu (Buch Hiob 32, 18. 19.) sagen:

> Ich bin der Rede so voll, daß mich der Odem
> in meinem Bauch ängstet.
> Siehe, mein Bauch ist wie der Most, der zuge-
> stopfet ist, der die neuen Fässer zerreißet.

Sei kein Kindskopf! Sammle dich! Beruhige dich. Siehst du denn nicht, daß du so nichts zu Wege bringen wirst? Göttlicher Rauschebeutel!

Ja doch, griesgrämige alte Jungfer Vernunft. Ich will mich sammeln und beruhigen! –

Inbetreff meiner Familie war ich doch nicht mehr, gegen das Ende meines zweiten kurzen Aufenthalts in Berlin, so ruhig, wie zur Zeit, als ich den Brief an den Kaiser schrieb. Im Geheimen, ganz auf dem Grund der Seele, klagte ich mich an, nicht ganz besonnen und würdig gehandelt zu haben. Glücklicherweise hoben sich, als dieser peinliche Zweifel in mir aufkeimte, die Papiere, und gerade diejenigen, welche ich besaß, gerieten in eine Haussebewegung, der man eine längere Dauer allgemein zusprach. Das stimmte mich sorgenfreier, aber nicht ganz behaglich. Das Los meiner jüngeren Schwester bekümmerte mich. Auch rückte jetzt die im voraus gebundene Zukunft sehr nahe vor meinen Geist, und ich beschäftigte mich wider |
iv360 Willen mit dem Abschied im Herbst, den Enthüllungen, die ich dann zu machen hatte, kurz mit düsteren Bilderreihen. Was sollte ich machen? Da fiel mir ein: Wie wäre es, wenn deine Schwester auf so lange als du in Halberstadt dienen wirst, nach Rom gehen könnte? Es war von jeher der heißeste Wunsch ihrer Seele, einen längeren Aufenthalt dort zu nehmen, und in einem ihrer letzten Briefe hatte sie sehr vertrauensvoll von ihrem schriftstellerischen Talent mit dem Hinweis gesprochen, daß ein mächtiger Impuls von außen alle in ihr schlummernden Kräfte erwecken und in eine Bewegung bringen würde, welche sie unfehlbar bis zu den glückseligen Inseln tragen werde. Dieser Impuls wäre gewiß die Spiegelung des antiken Roms und des Roms der Päpste in ihrem Geiste von Gottes Gnaden: so dachte ich. Und gedacht, getan. Ich konnte die Mittel für eine Römerfahrt nicht aus meinen Vermögenstrümmern flüssig machen, obgleich ich mir bekannte, daß es nur eines einfachen Worts bei den edlen Gliedern der Familie Magnus bedürfe, um am Ziele zu sein. Aber eben dieses einfache Wort wollte und konnte nicht aus dem Herzen heraus.

> Da, sagen die Schwaben,
> Liegt der Spielmann begraben.

Nach kurzem Nachdenken sagte ich mir: Der reiche Onkel in Leipzig mag helfen. Und er half.

Ich reiste über Leipzig anstatt direkt nach Hause. Nach vierzehn Jahren sah ich die gemütliche Stadt und den Onkel wieder. Ich verbrachte zwei Tage voll Freude und Vergnügens in Saus und Braus im Schoße meiner ihren Reichtum voll genießenden Familie und reiste mit dem Versprechen des Onkels ab, mir jederzeit gegen einfachen Schein die gewünschte Summe zu leihen.

Ich war seelenvergnügt, obgleich es mir ein bißchen wurmte, daß ich in meinem 33. Jahre zum ersten Male jemand um Geld hatte ansprechen müssen. Vis major, meine Herren! Schiffbruch! Schiffbruch! Kann jemand etwas dafür, wenn er Schiffbruch leidet?

Es ging alles glatt. Mein Herz war dadurch sehr gehoben und, dem Schicksal fromm die Züge des gütigen Gott-Vaters gebend, dachte ich:

iv361

Du wirst es Alles machen,
Thun was *mein* Herze *will*
Weil seine rechten Sachen
Gehn auf ein gutes Ziel.

Ich wollte meiner Schwester in den Willen stellen, gleich nach meiner Ankunft oder erst im Herbst nach Italien zu gehen, obgleich mir das erstere angenehmer gewesen wäre; denn in diesem Falle hätte ich die nicht länger aufrecht zu haltende, kaum gegründete neue Haushaltung ungestört vom wehmütigen Gebaren meiner Schwester auflösen können. Indessen, sie sollte freie Hand haben. –

So fuhr ich, im Äther guter Hoffnung badend, dahin. –

Als die Morgennebel fielen, erwachte ich nach einem kurzen, aber sehr tiefen Schlaf. Ich fühlte mich – zum ersten Male nach einer Nachtfahrt – gestärkt und ließ vergnüglich die Blicke über die bezaubernden Hügel des Rhöngebirges schweifen. Dann musterte ich meine Reisegesellschaft. Lauter Philister, mit Ausnahme eines hübschen Judenjünglings von etwa 21 Jahren, der mich sehr aufmerksam ansah.

Willst du gleich anderswohin sehn! Quos ego! sagte ihm mein Blick. Aber er ließ sich nicht beirren, wahrscheinlich ermuntert durch gewisse wohlwollende, gutmütige, wenn auch spottsüchtige Linien um meinen Mund. Er hatte auf meiner Reisedecke das Novum Organon des Baco entdeckt und dachte wohl: Dich laß ich nicht los, Gutester. Er stellte sich mir als studiosus philosophiae in einem Dialekt vor, der mir sofort zeigte, daß ich es mit einem in die glorreiche Gemeinschaft der ripurarischen Franken aufgenommenen Orientalen zu tun hatte.

Ich wahrte mein Inkognito trotz wiederholter Angriffe und merkte bald, daß ich es mit einem sehr begabten, aber überfütterten Kopfe zu tun hatte, der mit einem ganzen Wust unverdauter Brocken rang. Nur über Hartmann war er im klaren, und ich muß es zu unserer Schande gestehen, wir rangen um die Palme, wer dem »velle-volens-sed-non-velle-potens-Willen« den Todesstoß geben könne. Wir waren beide sehr geistreich und ergötzten uns königlich. Die uns umgebenden Philister lachten, ohne zu wissen, was wir trieben, über unsere Bemerkungen an sich und wollten bersten, als wir schließlich dem »geschundenen Raubritter« sein zerrissenes Buch unter den Kopf legten und ihm eine gemeinsame Leichenpredigt hielten, indem immer der eine den angefangenen Satz des anderen vollendete.

iv362 Da entsetzte ich mich aber doch über so viel Bosheit in mir, lenkte plötzlich ein und hielt dem Pessimisten als solchem eine Lobrede.

Ich kam in der heitersten Stimmung nach Offenbach. Als ich meine Schwester umarmte, sagte ich:

»Nun rate, was ich dir mitbringe?«

Als sie zulange überlegte, rief ich: »Die Mittel zu deiner Römerfahrt!«

Sie war sehr bewegt, aber wie immer, wenn etwas Bestimmtes vor sie hintritt – ob es auch ersehnt war – beunruhigt. Sie mochte in ihrem schnellen Denken gleich auf große Hindernisse gestoßen sein: die Reise ohne meine Begleitung, den Aufenthalt in Rom ohne meine Stütze usw. Das eben ist der den Segen ausgleichende Fluch genialer Naturen, daß das blendende Licht ihres Glücks gedämpft wird von den Schatten einer allzubedeutenden Phantasie. Die Natur umfaßt eben mit *gleicher* Liebe all ihre Kinder, und ich behaupte in allem Ernste, daß die Summe des Glücks und die Summe des Leids eines *jeden* Menschenlebens *dasselbe* Resultat ergibt. Der Flachkopf kennt nicht die Wonne des Genialen, aber dafür kennt er auch nicht dessen herzzerreißenden Jammer. –

Ich sah sofort, daß eine baldige Abreise nicht stattfinden werde und überließ ruhig das Weitere der Zeit.

Nachmittags saßen wir drei volle Stunden am Kaffeetisch, den ein vortrefflicher Napfkuchen mit einem großen duftenden Blumenstrauße in der Mitte zierte, und *ich sprach*. Ich sprach von meiner in Berlin gefundenen »Einheit in der Welt«, vom Schlußstein meines philosophischen Werks, vom wunderbaren in mir geborenen und mich tragenden Vertrauen, von meiner Gebundenheit für den Herbst, die ich noch verschleiert lassen müsse, und anderen schönen Dingen. Sie horchte und horchte, und es wurde Abend. –

Und nun begann ein zaubervolles Leben, ein geistiges Blühen voll Seligkeit und wonniger Schauer.

Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt,
Er schlug den Amboß in den Grund.

Er schlug, daß weit der Wald erklang
Und alles Eisen in Stücke sprang.

Und von der letzten Eisenstang
Macht er ein Schwert, so breit und lang.

iv363 Dieses Leben dauerte vier volle Monate; es erfüllte den Juni, Juli, August und September. Vollständig klar, konsequent und in sich abgerundet lag mein System in meinem Geiste, und ein Schaffenstrieb belebte mich, der die Peitsche des Gedankens nicht nötig hatte, daß ich am 28. September fertig sein *müsse*; denn am 1. Oktober *mußte* ich den Rock des Königs anziehen – dieser Termin war nicht zu verschieben. Wäre ich alsdann nicht fertig gewesen, so würde ich erst nach *drei* Jahren die letzte Hand an mein Werk haben legen können d. h. ich hätte mich an einen Abgrund geworfen gesehen, in den mich unfehlbar die Furien einer zerbrochenen Existenz hinabgestoßen hätten.

Aber mein Vertrauen auf das Schicksal war geradezu fanatisch. Ich kam in den Zustand der Propheten des Alten Testaments: ich *wußte*, daß ich fertig werden würde, ich sah mein fertiges Werk als ein notwendiges Glied in der Kette des Werdens, im Prozeß der Welt.

Meine Schwester, welche dieses felsenfeste »Gottvertrauen« nicht ganz begriff, weil sie sich noch nicht auf den höchsten Gipfel der Erkenntnis durchgearbeitet hatte, auf dem allein die moralische Entzündung (die Wiedergeburt, wie die Theologen sagen) stattfinden kann, entsetzte sich über mich. Bald rief ich geisterhaft bleich und unbeweglich, bald mit freudestrahlendem Gesicht und wie beschwingt:

»So lange ich an meinem Werk *schreibe*, so lange umschweben Legionen guter Geister unsere Wohnung und schützen sie. Wenn die furchtbaren Gewitter über uns wegziehen und Blitze rechts und links vernichtend einschlagen: unser Dach wird *kein* Blitz treffen. Ich stürzte mich in brennende zusammenbrechende Häuser, ich werfe mich in reißende Fluten: aber unversehrt, ohne daß mir ein Haar gekrümmt worden ist, werde ich heraustreten. Das macht, weil mein Werk zu einer ganz bestimmten Zeit erscheinen *muß*.«

Da klagte meine Schwester, die sich nicht so hoch über unsere armseligen Bedrängnisse und Wirren erheben konnte:

»Ach du bist wie der Steuermann eines vom Sturm ergriffenen Schiffes, der wahnsinnig geworden ist. Was soll aus uns Passagieren werden!«

Aber ich lächelte sie ruhig und friedevoll an. Ich ging auf festem Boden und wurde treu geführt. –

Meine Lebensweise war sehr einfach. Ich stand morgens um sieben Uhr auf und arbeitete bis zehn. Dann nahm ich ein wonniges Bad im nahen Main. Der liebe heimatliche Strom hat mein Werk schreiben helfen. O wie er mich stärkte und kräftigte! Um zwölf Uhr aß ich rasch Mittagbrot und arbeitete un|unterbrochen
iv364 bis sieben Uhr. Je heißer es war, desto behaglicher fühlte ich mich, desto fließender wurde mein Gedankenstrom. Während meine Schwester, die in jenen Hochsommertagen nur die Morgenzeit zu ihren Arbeiten benutzen konnte, in des Mittags Glut die Flügel vollständig hängen ließ, saß ich selig brütend über meinem System. Und es gedieh. Die Analytik erhielt den doppelten Umfang. Die Physik wurde vollständig umgearbeitet.

Aber in der Mitte der Physik stehend, verlor ich plötzlich den Faden. Ich erschrak heftig, zog mich rasch an und schwärmte vier Stunden lang in der glühendsten Hitze durch die

Wälder. Umsonst; ich fand ihn nicht mehr. Drei Tage lag ich in der Hölle. Ich verzagte und blickte mit Entsetzen auf den immer näher kommenden 28. September. Ich war der Verzweiflung nahe und beschloß Selbstmord, wenn es nicht bald anders würde.

Aber eine milde Hand führte mich wieder aus der Hölle. Ich fand den Faden endlich und glänzender war er als je; auch behielt ich ihn von da an immer in der Hand.

Auf einem Spaziergange hatte ich ihn wiedergefunden und von da ab streifte ich wöchentlich wenigstens zweimal durch unsere schönen Buchen- und Eichenwälder. Gewöhnlich ging ich um drei Uhr nachmittags, wenn alle den kühlsten Raum suchten, fort und badete mich in den glühenden Sonnenstrahlen. Ich war nicht umsonst im sechzehnten Jahre, fast noch ein Kind, nach Neapel gekommen und hatte dort beinahe sechs Jahre gelebt; in meinem Blut lebte Welschlands Licht und Welschlands Glut. Nur sehr selten begegnete mir ein Mensch in den weiten Wäldern. Ich war fast immer ganz allein im stillen Wald. Pan schlief. Hie und da nur raschelte eine Blindschleiche oder eine Eidechse im dürren Laub oder ein Vögelein sang mit süßer Stimme oder ein Käfer summte. Ich aber wallte – ein froher Wanderer! – mit offenen Sinnen in der geheimnisvollen Natur und blickte der Sphinx in die großen Augen. Ich habe vieles darin abgelesen.

Auch verfehlte ich nicht, immer eine halbe Stunde lang, mich auf meinen neuen Beruf vorzubereiten. Ich machte »langsamen Schritt« (die blauen Glockenblumen und der gelbe Ginster kicherten leise und die dicken Hummeln verspotteten mich schadenfroh) und übte Griffe: Gewehr auf! Präsentiert das Gewehr! Gewehr ein! und Hiebe: Rechts-Hieb! Links-Hieb! Stich! Dieses Ineinandergreifen zweier diametral entgegengesetzter Tätigkeiten, der reinen Sensibilität und reinen Irritabilität brachte den seltsamsten Zustand in mir hervor. Es war zu merkwürdig.

iv365 So vergingen die Monate wie Tage, und das Werk ging seinem Abschluß entgegen. Die Ästhetik, Ethik und Politik wurden fast ganz umgearbeitet und bedeutend vermehrt, die Metaphysik ganz neu geschrieben (in Tagen). Im zweiten Entwurf füllte letztere Disziplin nur zwei Seiten.

Jetzt wurde auch die Reise nach Rom und meine Abreise mit meiner Schwester besprochen. Ich hatte an meinen Freund Dr. Wolfgang Helbig vom deutschen archäologischen Institut in Rom geschrieben, und die liebenswürdigste Auskunft über Pensionate usw. lag vor uns. Ich sagte bestimmt, daß ich am 28. September Offenbach verlassen müsse, ohne jedoch zu verraten, wohin ich ginge. Meine Schwester glaubte, ich hätte in Rußland ein Engagement abgeschlossen. Ich ließ sie im Wahne und deutete an, daß *Sie*, nicht ich, den Verleger meines Werkes in Leipzig vor ihrer Römerfahrt suchen müsse.

Sie war damit einverstanden, sah aber wieder Wolken in der Ferne und quälte sich mit dem Gedanken herum, daß das Buch keinen Verleger finden würde.

Da brach wieder mächtig in mir das Vertrauen hervor.

»Ich will mein Buch in ein brennendes Haus werfen und es wird unversehrt aus dem glühenden Schutt gezogen werden«, rief ich begeistert. »Ich will es auf die Straße, ich will es in den Main werfen, und es wird zu einem Verleger getragen werden. Kleingläubige, schäme dich!«

Endlich war das Werk: *Die Philosophie der Erlösung* fertig.

> Nun hab' ich geschmiedet ein gutes Schwert,
> Nun bin ich wie andre Ritter werth.
>
> Nun schlag ich wie ein andrer Held
> Die *Riesen* und *Drachen* in Wald und Feld.

So war es. Ich empfand selig, daß ich ein *gutes Schwert* geschmiedet hatte, aber zugleich auch eisige Schauer bei der Betretung einer Bahn, welche gefährlicher als die irgend eines Philosophen vor mir war. Ich griff furchtbare »Riesen und Drachen«, alles Bestehende, alles Heilige und Ehrwürdige in Staat und Wissenschaft an: Gott, das Ungeheuer »Unendlich«, die Gattung, die Naturkräfte, den modernen Staat und ließ in meinem unverhüllten splitternackten Atheismus nur das Individuum und den Egoismus gelten. Doch nein: über beiden lag der Glanz der vorweltlichen Einheit, Gottes, der unwiderstehliche Zug, der alle in dynamischen

Zusammenhang stehenden Dinge |
iv366 der Welt leitet oder um mit Christus zu reden: der heilige Geist, das größte und bedeutendste der drei göttlichen Wesen:

> Wahrlich, ich sage euch: alle Sünden werden
> vergeben den Menschenkindern, auch die *Gotteslästerung*, damit sie Gott lästern.
> Und wer da redet ein Wort wider *des Menschen Sohn*,
> dem soll es vergeben werden.
> Wer aber den *heiligen Geist* lästert, *der hat*
> *keine Vergebung ewiglich* .
>
> (Marcus 3, 28, 29, Lucas 12, 10.)

Ja, er lag »brütend mit Taubenflügeln« über dem einzig Realen in der Welt, dem Individuum und seinem Egoismus, seinem Glückseligkeitstrieb, den die Taube leitet, bis er erlischt im ewigen Frieden, im absoluten Nichts. –

Ich übergab meiner Schwester mein Werk in sauberer Abschrift und mit einem Schreiben an den unbekannten Verleger, welches folgenden Schluß hatte:

Für den Fall, daß Sie sich dafür entscheiden, meine Arbeit zu verlegen, bitte ich Sie ganz ergebenst, sich wegen alles Weiteren mit meiner Schwester zu unterhalten, der ich diese Angelegenheit übergeben mußte, weil eine andere Sache meine Zeit ganz in Anspruch nimmt. Ich habe im angedeuteten Falle nur noch Folgendes zu bemerken:

Es ist nicht nöthig, daß ein Philosoph seiner Lehre gemäß *lebe*; denn man kann etwas als vortrefflich erkennen, ohne doch die Kraft zu haben, darnach zu handeln. Einige Philosophen haben aber nach ihrer Ethik gelebt, und erinnere ich an Kleanthes, den Wasserträger, und an Spinoza, den Brillenschleifer. Nun ist auch Das, was ich lehrte, gleichsam in mein Blut übergegangen, so daß ich meinem Werke, dürfte ich von seiner Wirkung auf mich auf seine Wirkung auf Andere schließen, den größten Erfolg prognosticiren müßte. So kommt es, daß ich vor Nichts mehr zurückschrecke, als den Blicken der Welt ausgesetzt zu sein. Ich gehöre zu Denen, von welchen der Mystiker Tauler sagt:

daß sie sich vor allen Creaturen so verbergen, daß Niemand von ihnen sprechen könne, weder Gutes noch Böses,

und keine mir bekannte Sentenz hat einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht als die in den Katakomben von Neapel befindliche Grabinschrift:

Votum solvismus nos quorum nomina Deus scit.

iv367

Ich müßte Sie demnach freundlichst ersuchen, mir Ihre Zusicherung zu geben, daß Sie mich *niemals* als Verfasser der Philosophie der Erlösung nennen werden. Für *dieses* Werk bin ich *Philipp Mainländer* und will es bis zum Tode und für alle Zeit bleiben. Die gleiche Bitte richte ich natürlich an Sie auch für den Fall, daß Sie den Verlag des Werkes ablehnen sollten.

Ende August, also nach nur drei Monaten, lag das Werk in der Reinschrift bei meiner Schwester. Ich hatte noch einen ganzen Monat vor mir, und die Leere, die jeder, der eine größere geistige Arbeit hinter sich hat, empfindet, verbunden mit der Besorgnis wegen der jetzt notwendig gewordenen Erklärungen und Enthüllungen, sowie der Blick in mein bald beginnendes niederes und mühevolles, aber aus tiefster Brust ersehntes Leben, warfen mich in einen ganz eigentümlichen halbmatten und träumerischen, halb fieberhaft aufgeregten Zustand. Meine Seele atmete in einer schwülen Frühlingsatmosphäre, in der die Knospen zum Sprengen anschwollen.

Ich besitze aus diesem merkwürdigen Monat September zwei Blätter, die so lauten:

7. September. – Das war heute ein denkwürdiger Tag. Als ich vom Baden kam, sprach ich mit meiner Schwester über Thomas von Kempen. Sie hob ihn wie gewöhnlich hoch in den Himmel; ich verteidigte dagegen meinen teuren Frankforter, den tiefen herrlichen Mystiker. Da kam es, daß ich in der Hitze des Gesprächs in einer blitzartigen Eingebung sagte: »Außerdem verdient der Frankforter schon deshalb den Vorzug vor Allen, vor Thomas, Tauler, Eckart, Angelus Silesius, weil er Deutschherr, also ein geistlicher *Ritter* war, der obgleich Custos und *Priester*, doch das *Schwert* an der Seite trug. Sollte dies indessen nicht der Fall gewesen sein, so lasse ich doch nicht von meinem Phantasiebilde. Ich sehe ihn am offenen Fenster im zweiten Stockwerk des Deutschherrenhauses am Mainufer in Sachsenhausen stehen, die edlen milden Züge verklärt vom Golde der untergehenden Sonne. Er hat das Stahlwamms an, das aus dem

weißen Mantel hervorblitzt.«

Dieses Bild verließ mich nun nicht mehr, und ich dachte, in der Seele erzitternd, daran, daß ich in drei Wochen gleichfalls ein weißes Gewand und einen blitzenden Küraß darüber tragen werde. Zugleich kam mir mit neuer Macht die alte Idee: eine freie Hochschule zu begründen, die sich nunmehr rasch in meinem Geiste in die Form eines *modernen geistlichen Ritterordens*, eines philosophischen Ordens von *Schicksalskämpfern*, von Rittern des Heiligen Geistes legte.

Meine *theoretische* Tat ist getan. Die *praktische* ist eingeleitet. Sie wurde vom Dämon *unbewußt* begonnen. Sollte die |
iv368 *bewußte* Fortsetzung in diesem Orden münden? Es wäre wunderbar!

Eines ist klar: der Schwerpunkt meiner Lehre für die *heutige* Gesellschaft liegt nicht in der *Virginität*, sondern in der *Hingabe an den Staat*. Und wie Christus *sterben* mußte, um seine Lehre fruchtbar zu machen, so mußte ich im 33. Lebensjahre in die Armee eintreten, um *meiner* Lehre das Siegel aufzudrücken. Es ist nicht gerade nötig, obgleich es schön wäre, sie auf dem Schlachtfeld mit dem *großen Blutsiegel* zu versehen.

O seliger Tod, o Soldatentod!

Ist dies nicht meine Bestimmung, dann – ganz zweifellos – wird der heute in mir aufgesprungene Gedanke Gestalt annehmen, sich nähren, sich entwickeln und völlig ausbilden, so daß ich, im 36. Jahre stehend, den Orden gründen kann. Dann wird auch das Schicksal ganz von selbst die nötigen *Mittel* dazu gewähren.

Entwurf
Heiliger-Geist-Orden

1. *Zweck*:
Kampf *für* den idealen Staat im heutigen Staat und *mit* diesem *gegen* andere Staaten.
a) Kampf *im* Staate
1. Beförderung der Humanität auf allen Gebieten;
2. Lösung der socialen Frage;
3. Pflege der Kunst und Wissenschaft;
4. Tierschutz.
b) Kampf *mit* dem Staate.
Dienst im Heere.

2. *Organisation.*

a) Ritter
Gelübde: Armut, Gehorsam, Keuschheit, Wahrheit:
Virginitas, Paupertas, Oboedientia, Veritas.
Volle Hingabe an den Heiligen Geist (Schicksal).
Das Gelübde wird also keiner *Person* geleistet, sondern vermittelst einer Person dem Schicksal. Der Gehorsam ist also kein äußeres Verhältnis, sondern eine Gewissenssache.
1. Armut: Abwerfung alles Äußeren (Geld, Ruhm, Ehre, Macht, Bande aller Art).
iv369 2. Gehorsam: Unbedingte Einstellung in die Grundbewegung des Schicksals.
3. Keuschheit: Vernichtung des Individuums im Tode.
Die Brüder wohnen und leben zusammen. Jeder ist zu einem Vortrage in jeder Woche verpflichtet.
Bezahlung eines Beitrags Seitens der Vermögenden, so lange der Orden sich nicht aus eigenen Mitteln erhalten kann.
Schwarze bürgerliche Tracht.
Freier Austritt zu jeder Zeit. Wiedereintritt zu jeder Zeit.
Die Brüder müssen als Soldat dem Staate gedient haben.

b) *Knappen*.

c) *Weise*:
Gelehrte, Philosophen etc., die nicht Soldat gewesen sind oder dem Staate nicht mehr als Soldat dienen wollen oder können.
Sie wohnen und leben mit den Rittern.

d) *Beschützer*:
Sie zahlen einen freiwilligen Beitrag und stehen mit dem Orden in Correspondenz. Mindestens ein Bericht im Jahre.

e) *Hochschule*.
Aus den Vorträgen kann sich dieselbe allmählich entwickeln.

f) *Frauenorden*. (???)

3. *Spezielle Wirksamkeit*.

a) Hochschule,
b) Veröffentlichung von Fachschriften und Vorträgen,
c) Reichstags-Kandidaturen,
d) Beschickung sämtlicher Kongresse im Namen des Ordens,
e) Ordens-Blatt,
f) Produktiv-Assoziationen
1. Ordens-Druckerei,
2. Unterstützung aller Assoziationen.

Schlußbetrachtung.

Der Orden, *die Herberge der Gerechtigkeit* im 19. Jahrhundert, muß an die Stelle des mittelalterlichen Papsttums treten. Wie dieses, abgesehen von seiner Parteistellung, dadurch heilig war, daß es, wenn es auch nicht die Richtung der Welt, ihre Grundbewegung, zeigte, immer doch laut die richtigen *Mittel* |
iv370 dafür (Menschenliebe, Virginität) verkündigte, so muß der Orden immer und immer wieder seine Stimme im Wirrwarr der Parteien erschallen lassen und die Grundbewegung laut verkündigen. Hierdurch wird er wie das Papsttum eine Macht höheren Ursprungs, sein Wirken hoch über die Welt erheben: er wird ein *Leitstern*.

Freitag, 18. September 1874. Weihevoller Spaziergang. Ich gelobte mir, daß mein Leben ein ununterbrochener Gottesdienst sein solle, ein beständiges, unablässiges Wirken in der geraden Richtung des Schicksals.

Auf dem Hügel mit der schönen Eiche beschwur ich das Gelöbnis, die rechte Hand auf dem Stamm der Eiche gelegt und den Blick vertiefend in die strahlende Bläue des Himmels: »Dir weih' ich mich ganz; Dein Wille geschehe; Dein Wille allein sei noch wirksam in mir; Dir befehle ich mein ganzes Wesen; mache mit mir was Du willst; rede zu mir von außen und ich werde gehorchen; rede zu mir im Innern und ich werde Dir gehorchen; ich will Dein reines Gefäß sein: *Gehorsam bis in den Tod* gelobe ich.«

Und über die hochauflodernde Flamme der Begeisterung hielt der kalte, nüchterne Geist das magische Geflecht der Mäßigung: mir war unaussprechlich wohl in dieser Sammlung, in dieser Konzentration.

Ich schnitt vom Baume eine Zweigspitze mit drei Blättern zur Erinnerung ab. Eine Stimme sprach dabei in mir: *Ich nehme dich als Streiter an*: Deine Bahn wird dornenvoll sein, aber gerade.

Samstag, 19. September. Ich wollte einen Kernspruch für die nunmehr dicht vor mir liegende Bahn, schlug deshalb die Bibel auf, und an der Stelle, die ich mir dachte, (links oben) standen die Worte:

> Laß deine Augen stracks vor sich sehen, und deine Augenlider richtig vor dir hinsehen.
> Laß deinen Fuß gleich vor sich gehen, so gehest du gewiß.
> Wanke weder zur Rechten noch zur Linken; wende deinen Fuß vom Bösen.
>
> *Sprüche Salomons 4, 25-27.*

Hier sei auch erwähnt, daß ich, als ich Ende Juni in der Hölle war und wieder an das Bibelaufschlagen ging (Erbschaft von meiner frommen Mutter) zuerst die Stelle fand:

iv371

> Es spannte aber ein Mann seinen Bogen ohngefähr, und schoß dem König Israels zwischen den Panzer und Hängel. Da sprach er zu seinem Fuhrmann: Wende deine Hand und führe mich aus dem Heer; denn ich bin wund.

Und der Streit nahm zu des Tages. Und der König Israels stand auf seinem Wagen, gegen die Syrer, bis an den Abend, *und starb, da die Sonne unterging*.

2. Chronica 18, 33. 34.

Diese Stelle schlug ich seitdem sehr oft auf. Es war mir immer eine Bestätigung meines Todes auf dem Schlachtfelde. Sollte es kommen, wie ich ahne, so könnte ich für den Orden nur in einer Empfehlung ihn überhaupt zu gründen, wirken: alle Gerechten auffordernd, eine solche Herberge der Gerechtigkeit durch Assoziation zu gründen. Das muß bedacht werden.

Über das Bibelaufschlagen werden die meisten *mit mir* denken: »Spielerei! Dummheit!« Ganz recht. Aber der subjektive Vorteil dieser Spielerei: der neu aufflackernde Enthusiasmus, der ist keine Spielerei und außerordentlich wichtig. Übrigens liegt dieser Spielerei *vor* der Welt die Einheit dieses Zufälligen und Individuellen *in* der Welt zugrunde, also etwas sehr Ernstes. Indessen darf man das alles nicht *konstitutiv* vortragen, wie es so gern die halben Philosophen tun.

Mich drängte es, meinem alten Vater reinen Wein einzuschenken. Aber meine Schwester war entschieden dagegen. Die Geheimhaltung allen Familiengliedern gegenüber wurde beschlossen. Meine Schwester sagte sehr richtig:

»Man wird deine Tat nicht verstehen. Verstehe ich sie doch nur zur Hälfte! Man wird dich reif fürs Narrenhaus halten und völlig an dir irre werden, wenn nicht verzweifeln. Im 34. Jahre unter die Soldaten gehen! Werden sie das begreifen? Wird es überhaupt irgend jemand in der Welt begreifen?«

Wohl tat es mir weh, nicht offen gegen meinen Vater sein zu sollen. Es mußte jedoch sein und ich tröstete mich damit, daß ich mit der Aussage: in Halberstadt beginne ich meine dem Allgemeinen praktisch gewidmete Tätigkeit, keine *Lüge* hervorbrächte.

Die letzten vierzehn Tage meines Offenbacher Aufenthalts benutzte ich dazu, beim Gendarmen Dietrich das Pferdeputzen zu erlernen.

Bis zum 28. September badete ich morgens um sieben Uhr in den Morgennebeln oft bei nur 12 Grad Wasserwärme und von elf bis halb ein Uhr putzte ich zwei Pferde und lernte vorschriftsmäßig satteln. Auch ließ ich mich in die Geheimnisse |
iv372 einer reglementsmäßigen, tadellosen Ausmistung des Stalls ein weihen. Ich lebte schon ganz im Schatten meines neuen Berufs.

Die letzten Tage des September kamen heran.

Am 26. ging ich – es war ein wunderschöner, wolkenloser Herbsttag – an das Grab meiner Mutter. Ich brach einen Zweig ab und gelobte, die Hand auf den Hügel gelegt, in gesammeltester ruhigster Stimmung: *Virginität bis zum Tode* . Ein kleines Vögelein, eine Kohlmeise, zwitscherte mit süßer Stimme und schwang sich dann in die blauen Lüfte. Es wurde wieder ganz still und lautlos um mich herum. Wie hatte ich die greise Frau dort unten geliebt! Wie liebte ich noch verzehrend und ausschließlich das Bild in meinem Kopfe von der leidenschaftlichen genialen Mutter! Was hatte sie gelitten! Wie ungestüm war sie in ihrem Schmerze! Wie eigenwillig zuckend und schaudernd, wie stolz lag die große Individualität in dämonischer Frömmigkeit! Sie hatte oft wie Jakob mit Gott gerungen und *ihn besiegt*.

Da rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröthe anbrach.

Und da er sahe, daß er ihn nicht übermochte, rührte er das Gelenk seiner Hüfte an; und das Gelenk seiner Hüfte ward über dem Ringen mit ihm verrenkt.

Und er sprach: Laß mich gehen, denn die Morgenröthe bricht an. Aber er antwortete: *Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn*.

Er sprach: Du hast mit Gott und mit den Menschen gekämpft und bist obgelegen.

(*1. Mos. 32, 24-28*.)

So hatte sie, wie sie erzählte, ihren zweiten Sohn mit ihrem inbrünstigen Gebet Gott abgerungen, der ihn dem Tode geweiht hatte, und wer konnte *nicht glauben*, wann sie es erzählte? Und diese Frau mit der wilden Mutterliebe mußte später *bereuen*, daß sie ihr Kind aus den Armen Gottes zurückerobert hatte!

Ich dachte daran, wie das in ihr schäumende, tobende Meer in mir glatt und blau geworden sei. War es nicht dasselbe Meer?

Wunderbar gestärkt für alles Trübe, das meiner in Halberstadt wartete, verließ ich den in den Strahlen der untergehenden Sonne liegenden Garten der Toten. –

Am 27. September übergab ich meiner Schwester ein Blatt, worauf stand:

iv373

Vorwurf.

Mancherlei hast du versäumet:
Statt zu handeln, hast geträumet,
Statt zu denken, hast geschwiegen,
Solltest *wandern*, bliebest *liegen*.

Antwort.

Nein, ich habe *nichts* versäumet!
Wißt ihr denn, was ich geträumet?
Nun will ich zum Danke *fliegen*,
Nur mein Bündel bleibe *liegen*.

Blick in die Zukunft

Heute geh' ich: komm' ich wieder,
Singen wir ganz andere Lieder.
Wo *so viel* sich *hoffen* läßt
Ist der *Abschied* ja ein *Fest*!
Goethe.

Ich drückte ihr die Hand, sie verstand mich und war wehmütigfroh.

Und endlich, am 28. früh, da hieß es wie im Liede: O du Deutschland, ich muß marschieren:

Nun ade, fahr wohl, feins Liebchen!
Weine nicht die Äuglein rot.
Trage dieses Leid geduldig
Leib und Leben bin ich schuldig
Es gehört zum Ersten *Gott.*

Nun ade, herzlieber Vater
——
Für das *Vaterland* zu streiten,
Mahnt es mich nächst Gott zum Zweiten,
Daß ich von euch scheiden muß.

Auch ist noch ein Klang erklungen
Mächtig mir durch Herz und Sinn:
Recht und *Freiheit* heißt das Dritte,
Und es treibt aus eurer Mitte
Mich in Tod und Schlachten hin.

[Meine Soldatengeschichte II]
4. Mein fröhliches Soldatenleben

iv374

Hab den Kaufmann gesehn und den Ritter
Und den Handwerksmann und den Jesuiter,
Und kein Rock hat mir unter allen,
Wie mein eisernes Wams, gefallen.
(Erster Kürassier in Wallensteins Lager.)

Ich nahm wenige Bücher mit. Ich wußte, daß zum Lesen nicht viel Zeit übrig bleiben würde. Es waren: englische, französische und italienische Grammatik, französischer Diktionär, Spence Hardys Manual of Budhism, Tacitus, Gil Blas, Leopardi Opere, Odermanns Arithmetik und Heises deutsche Grammatik (ich dachte an Unterricht, den ich vielleicht armen Kameraden und strebsamen Unteroffizieren geben könnte) und schließlich meines teuren Frankforters Theologia Deutsch. Auf das Titelblatt des letzteren Buchs schrieb ich im Vorgefühl dessen, was mich treffen würde:

Ihr *Knechte*, seid unterthan mit aller Furcht den *Herren*, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den *wunderlichen*.

Denn das ist *Gnade*, so Jemand um des *Gewissens* willen zu Gott *das Übel verträgt* und *leidet das Unrecht*.

1. Petri 2, 18. 19.

Soll ich beschreiben, welche Gedanken wie Schaumkronen auf den Wogen meines Gemüts lagen, als ich Halberstadt immer näher kam? Es wäre unnütz; jeder kann sie in sich hervorrufen. Ich wurde in wenigen Tagen am 5. Oktober (dem Todestage meiner Mutter!) dreiunddreißig Jahre alt und sollte Rekrut neben Jungen von neunzehn und zweiundzwanzig Jahren sein! Ich stieg aus behaglichen bürgerlichen Verhältnissen in die rauhen, entbehrungsvollen des Soldatenstandes hinab! Ich hatte fast ausschließlich mit der Feder und dem Kopf gearbeitet und geschwelgt mit den Genialen aller Zeiten – nun sollte ich Pferde striegeln, den Stall misten, den Pallasch schwingen und mir genügen lassen am engen Denkkreise der untersten Volksschichten. Ich liebte die Einsamkeit und schreckte wie eine Sensitive vor der leichtesten Berührung von außen in meine Individualität zurück, ich liebte leidenschaftlich die größte lautloseste Stille, und nun sollte ich drei lange Jahre in einer *Kaserne* (!) hausen. Kein Mensch konnte und kann einen unbe|zwinglicheren
iv375 Freiheitstrieb haben als ich – die Luft der Freiheit gehört zu meiner Existenz –, und nun sollte ich unter die unbedingte Botmäßigkeit achtzehnjähriger Leutnants (*Kavallerie*-Leutnants!) und junger roher Unteroffiziere, ja Gefreiter gestellt werden.

Aber als ob zwei Geister mit mir sprächen, der eine das Obige in stechende spitze Worte fassend, der andere immer tröstend und die Wunden gleich heilend, so war es in mir. Die Wogen hoben und senkten sich und wie ein Lied aus der Ferne ertönte es süß:

Nicht aus *Mangel* an Kunstgeist, sondern aus Überfluß daran gehst du unter die Soldaten. Ich säh' es gern, wenn du bedächtest, daß auch Dante, Cäsar, Cervantes, Horaz vorher dienten, ehe sie kostbar schrieben.

(Jean Paul, *Titan*.)

Und:

Ich war in sogenannten glücklichen Lebensverhältnissen geboren und erzogen; ich hatte Alles kennen gelernt, was Wohlhabenheit, Bildung und Geselligkeit, Liebe und Freundschaft darboten, und war aus allem Diesem leer und unbefriedigt hervorgegangen. Durch mein ganzes Leben zog eine stille Sehnsucht nach etwas Besserem, Unvergänglichem, nach einem Stande der *Niedrigkeit* und *des Friedens mit mir selbst*.

(Mutter Jolberg)

endlich:

Auch als Soldat übte sich Martinus von Tours in den christlichen Tugenden der Mäßigkeit, der

Barmherzigkeit, der Demut. *So bediente er seinen Reiterknecht*, anstatt sich selbst bedienen zu lassen.
(Hagenbach, *Kirchengeschichte*.)

Ich geriet allmählich wieder in den bei mir so häufigen traumhaften matten Zustand, der bis nach Halberstadt anhielt.

Als ich ausstieg, war es sieben Uhr abends. Ich trat aus dem Bahnhof; in diesem Augenblick gerade hob sich über den Horizont die dunkelrote Scheibe des Vollmonds. Sie leuchtete mir auf meinem Wege in die altertümliche, ehrwürdige frühere Bischofsstadt, es war mir, als lächelte sie mich freundlich an, und ich nahm ihre Erscheinung für ein verheißungsvolles Zeichen.

Am anderen Morgen besah ich mir die Stadt, die mich drei Jahre beherbergen sollte, und das erste, was meine Aufmerk|samkeit
iv376 fesselte, war das schöne Martinus-Relief über dem Portal der Martinikirche: Martin hoch zu Pferde, in Panzer und Stahlhelm, zerteilt seinen Mantel für zwei am Wege liegende halbnackte Bettler. Ich gestehe, daß ich über diese Zufälligkeit erschrak. Ich mußte sehr bleich ausgesehen, denn ich erregte die Aufmerksamkeit eines Vorübergehenden, der mir in offenbarer Teilnahme nahte. Rasch ging ich fort und bat einen kleinen Gymnasiasten, mir den Weg nach dem Dome zu zeigen. Da er in derselben Richtung ging, so begleitete er mich, und unterwegs fragte ich ihn: wo denn die Kürassier-Kaserne gelegen sei? Er sah mich groß an. »Die Kürassier-Kaserne? Wir haben hier keine Kaserne; die Soldaten liegen alle in Bürgerquartieren.«

Welche Nachricht! Jetzt auf mein Soldatenleben zurückblickend, begreife ich erst voll und ganz die Gnade des Schicksals, die für mich in dem Umstand lag, daß ich nicht in einer Kaserne wohnen mußte. Der Umgang mit den rohen, aber gesunden, frischen Bauernjungen hätte mir den Aufenthalt *nicht* unerträglich gemacht: das habe ich eingesehen, denn ich habe mich, je mehr ich mich in mein Soldatenleben vertiefte, desto eifriger und lieber an der gesunden, ursprünglichen Kraft, die in unserem deutschen Bauernstande liegt, gelabt und erfrischt. Das war ja die Quelle, aus der unsere zaubervollen Volkslieder entsprungen sind. Und wie wurden diese gesungen von den braven jungen Kürassieren! Noch lacht mir das Herz im Leibe, wenn ich daran denke. – Aber ich mußte wenigstens abends so oft als möglich in größter Einsamkeit leben können, was eine Kaserne nicht erlaubt hätte. Ich muß mir bekennen, daß, hätte mir das gefehlt, mein Soldatenleben ein durchaus unglückliches geworden wäre.

Und wie hing doch die Wahl des Magdeburgischen Kürassier-Regiments an einer willkürlich geschaffenen Zufälligkeit! Ich erinnere daran, daß ich drei Zettel mit Halberstadt, Brandenburg und Pasewalk beschrieb und diese in die Luft warf. Hätte ich gewußt, daß Halberstadt *keine* Kaserne hat – ich ging von der Voraussetzung aus, daß in Preußen überall die Soldaten kaserniert seien –, so würde ich gar keine Wahl gehabt haben: dann hätte ich mich sofort für Halberstadt entschieden. Wie leicht konnte einer der Zettel Pasewalk und Brandenburg der Türe zunächst fallen, und dann hätte ich in einer Kaserne wohnen *müssen*.

Auch will ich hieran eine andere Bemerkung knüpfen. Die Regimenter in Pasewalk und Brandenburg sind fast nur aus Pommern und Brandenburgern, also vorzugsweise aus früheren |
iv377 Slaven zusammengesetzt, während sich das sächsische Kürassierregiment aus den urdeutschen Stämmen der Thüringer, Franken, Hoch- und Niedersachsen rekrutiert. Wie fühlte ich mich sofort sowohl heimisch als angenehm fremdartig angeweht, als ich die verschiedenartigsten Dialekte, den Meißensächsischen, den heimatlich fränkischen, den gemütlichen thüringischen, den magdeburgisch- und hannoveranisch-plattdeutschen vernahm. Und nun die verschiedenartigen Charaktere: den verschlossenen knappen, aber biederen Niedersachsen, den gesangfrohen, heiteren Thüringer, den gemütlichen Südsachsen, den schalkhaften, beweglichen Franken:

In meinem Haupt lebt der Gedanke
Ich bin ein Franke! (Lingg.)

Begreift Ihr Freunde, was ich empfinden mußte, als ich mich mit offenen Sinnen, mit meinem objektiven Geiste und mit meinem warmen Herzen in diesen Elementen bewegte, die

vor dem Kameraden keine Geheimnisse hatten und ihn in ihre tiefste Seele blicken ließen? Ich kam, gebeugt über das quellende, warm pulsierende wald- und feldluftdurchwehte Blut meiner Kameraden gar nicht mehr aus ästhetischen, ethischen und politischen Studien heraus.

Hätte ich dies in Pasewalk oder Neu-Brandenburg gefunden?

Ich habe an der Brust meiner niedrig gestellten Kameraden gelegen, und wenn ich vorher aus allgemeinen Obersätzen der Gerechtigkeit und Humanität zu dem Schlusse gekommen war, mich ganz der Sache der Niederen und Verachteten weihen zu müssen, um ihnen ein höheres Leben zu verschaffen, so will ich jetzt aus *Liebe* zu ihnen für sie kämpfen. Nun leben Gestalten vor mir, liebe Freunde, die für mich ihr Leben lassen würden und die mich flehend ansehen. Nun steht z. B. der treue Klaus vor mir, der, ehe er zu den Soldaten halb auszehrend kam, seit seinem siebenten Jahre bei Bauern diente, zuletzt mit fünfzehn- bis sechzehnstündiger schwerster Tagearbeit; nun seh' ich den Sassenguth, Albitz und wie sie alle heißen, die bei ihrem schweren Dienst nichts anderes, außer ihrem schlechten Mittagsbrot, als Kommißbrot und wieder Kommißbrot haben, weil sie vorher nichts erübrigen konnten. Nun sehe ich die Vertierten und Schlechten vor mir, die nur mit eisernen Stangen zu bändigen sind, weil bei den sozialen Verhältnissen unserer Tage, in die dumpfen Löcher, die die Elenden lichtscheu bewohnen müssen, kein Strahl fallen, kein gutes Samenkorn aufgehen kann. Wie hat es in mir gewetterleuchtet, wenn ich in |
iv378 diese trostlose Öde blickte, wie haben die Finger vor Verlangen gezuckt, in diesem Menschenstoffe zu bilden, wie mild ist mein Urteil über Rohe und Niederträchtige, über Diebe und Mörder geworden, wie eisern hat sich da der Entschluß aus der blutenden Seele gerungen, ein Wilhelm Tell, der keiner Partei angehörte und seinen eigenen einsamen Weg ging, ein Tell der sozialen Freiheit zu werden.

Seid ruhig, liebe Waffenbrüder, gute Kameraden, ein treues Auge wacht über euch, ein gesunder Kopf denkt für euch und zwei reine Hände wirken für euch.

Nachmittags begab ich mich auf den Weg zu dem Herrn Premierleutnant von Hagen. Er hatte leider einen vierwöchigen Urlaub angetreten. Dann ging ich zum Oberstabsarzt Dr. Schilling, um mich auf privatem Wege behufs meiner Diensttauglichkeit untersuchen zu lassen: ich wollte so früh als möglich Gewißheit haben, schon meiner Schwester wegen.

Ich brachte mein Gesuch vor. Fortsetzung des tiefen Erstaunens in Berlin.

»Sie wollen als gemeiner Kürassier, als Dreijährig-Freiwilliger dienen?« fragte mich Dr. Schilling in größter Verwunderung.

»Es ist mein fester Wille, Herr Doktor«, antwortete ich ihm.

Ich mußte ihm erzählen; und auch er konnte nicht unterlassen, auf das reinere, unblutige Gebiet der Humanität hinzuweisen. Ich setzte ihm auseinander, daß dieses Gebiet mein späterer Wirkungskreis sein werde; vorher aber müsse mein Herz ruhig sein und ich das Bewußtsein haben: der ersten Pflicht gegen den Staat genügt zu haben. Mir sei meine Befreiung vom Militärdienst mit elenden zweihundert Gulden erkauft ein nagender Vorwurf. Immunität von dieser Last sei mir ein unerträglicher Gedanke. Ich schämte mich vor jedem Bauernjungen, der mir auf der Straße in Uniform begegnete. Er mahne mich, daß ich noch nicht der heiligsten Pflicht gegen das Vaterland genügt habe.

Ich entwickelte schließlich, wie es in der gegenwärtigen Ordnung der politischen Dinge, vom höchsten Standpunkte aus betrachtet, Humanität sei, als Soldat zu wirken; denn auf dem blutigen Schlachtfelde macht die Menschheit die größten Fortschritte, und da dürfe keiner, der gesunde Glieder habe, fehlen.

Er schüttelte den Kopf und schien betrübt. Daß er es mit keinem Wahnwitzigen zu tun habe, was er bestimmt am Anfang der Unterredung geglaubt hat, wußte er jetzt.

»Ach,« sagte er, »Sie wissen nicht, welch' schwerem Dienst Sie entgegengehen und welcher Gesellschaft. Ich bedaure Sie. |
iv379 Könnten Sie wenigstens als Einjähriger dienen und als leichter Kavallerist.«

Er wollte mich zuerst nicht untersuchen. Ich setzte ihm aber auseinander, wie wichtig für mich die baldigste Gewißheit über mein Schicksal sei, und er willigte ein.

Er untersuchte mich sehr gründlich und gewissenhaft, und ich glaubte es meiner Schwester

schuldig zu sein, ihn auf einiges aufmerksam zu machen, woran ich von Zeit zu Zeit litt. (Lungenschmerzen und Neigung zu Brustaffektionen, namentlich in der linken Seite.) Namentlich nahm er es mit den Augen genau. Ich mußte ihm an sehr entfernten Gegenständen Kleinigkeiten nennen, die man kaum unterscheiden konnte. Er bewunderte meine Sehkraft. In der Tat habe ich, mit der Brille bewaffnet, schon oft Jäger und Schützen in Erstaunen gesetzt: ich sah, was sie nicht sehen konnten.

Als er fertig war, sagte er: »Ich werde Sie morgen nochmals dienstlich zu untersuchen haben. Ich werde alsdann erklären müssen, daß Sie für die schwere Kavallerie tauglich sind.«

So war mein Los denn entschieden. Klar und deutlich hatte das Schicksal gesprochen.

An diesem Tage ging ich noch auf das Regimentsbureau und meldete mich vorschriftsmäßig. Der Regimentsschreiber Dohse und sein Gehilfe Oehlmann, die inzwischen meine Freunde geworden sind, empfingen mich sehr freundlich. Ich fragte, wann ich mich dem Oberst von Larisch vorstellen könnte, und wurde auf den anderen Morgen bestellt.

Am 30. September, um 9 Uhr früh, ging ich wieder auf das Regimentsbureau und wurde sogleich zum Oberst geführt. Eine hohe Gestalt mit strengen, fast finsteren Gesichtszügen empfing mich. (In meinen Notizen steht:

›Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht
Wohl über die schönen Blaublümelein,
Sie sind verwelkt und verdorret.‹

Doch das ist allzu subjektiv aufgefaßt. Das Ich hält sich naturgemäß für außerordentlich wichtig.) Er war kalt, aber sehr höflich. Er forderte mich auf, Platz zu nehmen. Vielleicht hatte er sich vorgestellt, einen Riesen ohne Brille zu sehen, aber kein Zug in seinem eisernen Gesicht verriet seine Gedanken. Ich fragte, ob die Brille kein Hinderniß sei? Er antwortete:

»Nein! Es ist jetzt erst ein Kürassier losgekommen, der drei Jahre lang seinen Dienst mit der Brille versehen hat. Sie wer|den
iv380 jedoch untersucht werden; vom Urteil des Arztes allein hängt Ihre Einstellung ab. Ich habe keine Bedenken.«

Dann fragte er mich, ob ich gleich oder am 10. November mit den anderen Rekruten eintreten wolle und ob ich irgendwelche Wünsche inbetreff einer Eskadron habe? Ich verneinte das letztere und bat, sofort eintreten zu dürfen.

Dann bemerkte er noch eigentümlich lächelnd:

»Sie werden sich für eine Wohnung sorgen und auch Ihr Vermögen angreifen müssen, denn von Ihrem Solde können Sie wohl nicht leben.«

Ich mußte lachen.

Schließlich sagte er: »Ich werde Sie morgen wissen lassen, welcher Eskadron ich Sie zugeteilt habe.«

Dieser Oberst von Larisch (jetzt ist er Generalmajor in Frankfurt a. d. Oder) war, wie ich später oft wahrzunehmen Gelegenheit hatte, wegen seiner Strenge von den Offizieren gefürchtet und gehaßt von den Kürassieren. Die letzteren gaben ihm die saftigsten und gemeinsten Spitznamen. Ich bin nie in eine nähere Beziehung zu ihm getreten; aber ich habe diesen Mann wegen seines Wirkens achten gelernt und schätze ihn sehr hoch. Er hat, wie ich schon andeutete, ein schroffes, abstoßendes Wesen, keinen Zug von Liebenswürdigkeit. Er ist ein echter, rauher, strenger Soldat. Dagegen halte ich ihn für durch und durch *gerecht*, für einen Mann, der allen mit gleichem Maße mißt, allen mit gleichem Gewichte wiegt und vor dem kein Ansehen der Person gilt. Er war ferner ein sehr gewissenhafter und diensteifriger Oberst, unter dessen energischer Hand das Regiment zu jeder Zeit wie aus einem Gusse dastand. Einen tüchtigeren Reiter-Oberst hat im inneren Dienst die preußische Armee nie gehabt. Kein Wunder, daß er als solcher bei seinen Untergebenen, namentlich den urteilslosen Kürassieren, anstieß und diese ihn geradezu haßten und täglich hundertmal in den groteskesten Variationen verwünschten. Er verlangte unerbittlich, getrieben vom berühmten Reiter-General von Schmidt, die größte Kraftentfaltung von Mann und Pferd, und viele brachen unter der schrecklichen Last zusammen. Das ist sicher: in *keinem* Kavallerieregiment Deutschlands – und das heißt doch in der ganzen Armee – war der Dienst so schwer und anstrengend als im

Magdeburgischen Kürassierregiment, solange der Oberst von L. kommandierte. Es war nach 1870 das Versuchsregiment, auf welchem General von Schmidt die Reorganisation der preußischen Kavallerie (Abschnitt V des Exerzier-Reglements für die Kavallerie) erdachte, und wer den quecksilbernen, jugendlichen Alten mit dem feurigen dunkelblauen Auge kannte |
iv381 (er ist 1875 gestorben), der wird wissen, was das für die armen Kürassiere bedeuten mußte.

Und in dieses Regiment, unter die wuchtige Faust des Oberst v. L., trat ich ohne Zagen. Ich wollte das Schwerste haben: es wurde mir zuteil, und meine Kraft ist nicht erlahmt. Ich habe die Feuerprobe bestanden und ein stahlharter, jeder Strapaze fähiger Körper ist mein Lohn für meine Geduld gewesen.

Notiz am 1. Oktober (Donnerstag). – Ich finde mich in einem peinlichen Zustande, weil ich jetzt, zwei Uhr nachmittags, noch keinen Zettel von Oberst v. L. erhalten habe. Sollte ich vergessen worden sein? Oder sollte wirklich wieder eine Analogie mit dem Leben des Heilands stattfinden? Am fünften werde ich dreiunddreißig Jahre alt und morgen ist *Freitag*, an welchem Tage er in demselben Alter für die Menschheit blutete. Soll mir an diesem Tage erst das moderne Kreuz aufgelegt werden? Ich würde daraus die herrliche Gewißheit schöpfen, daß ich eine große Mission erfülle (sie sieht wie eine *Fortsetzung* aus).

Es war auch ein Freitag, an dem mich Wallich beleidigte: der Geburtstag meiner glühenden Hingabe an das Allgemeine.

Und so kam es auch. Um vier Uhr ging ich wieder auf das Regimentsbureau und erkundigte mich. »Es ist alles geordnet,« sagte Dohse, »der Herr Oberst hat Sie der ersten Eskadron zugeteilt. Bitte, melden Sie sich bei derselben.«

Ich fragte nach dem Domizil des Wachtmeisters der ersten Eskadron und erkundigte mich zugleich nach einer Privatwohnung in der Nähe der Ställe. Der Hilfsschreiber Oehlmann, gleichfalls der ersten Eskadron zugehörig, meinte, oben im vierten Stock des Hauses, wo er wohnte, sei ein Zimmer frei. Er bemerkte jedoch, vier Treppen seien für einen Kürassier sehr beschwerlich. Da sagte Dohse: »Aber Oehlmann, ist denn in Ihrem Quartier kein Bett frei? Niehoff ist doch ausgezogen.« Oehlmann lächelte verlegen. Wie er mir später gestand, hielt er sein Quartier »für einen so feinen Mann« nicht passend. Ich drang in ihn und sagte: »Ach, das wäre mir sehr erwünscht, wenn ich mit Ihnen zusammenwohnen könnte.« Er gab mir zögernd seine Adresse und ich ging.

Ich mietete auch sogleich das Quartier. – Welche trüben und seligen Tage habe ich darin erlebt! Mit welcher tiefen Wehmut und Sehnsucht denke ich an das kalte Loch zurück! Es bestand aus Stube und Kammer. Man geht am Ende des Torwegs (Harsleber Straße 12, Ww. Wolter) direkt in die Kammer, die fast dunkel ist. Aus dieser tritt man in das Zimmer, das zwei auf |
iv382 den Hof gehende Fenster hat. Kein Strahl der Sonne fällt, auch im Sommer nicht, hinein. Es enthielt ein Sofa, einen Tisch, drei Stühle, einen Spiegel und ein Schränkchen. In der Kammer standen zwei einfache Betten, ein Kleiderschrank, ein Waschtisch und ein Tischchen zum Putzen der Waffen. An der Wand befand sich ein Gestell für Kürasse und Helme.

Wie wurde aber diese öde, dunkle, kalte Wohnung so freundlich, hell und warm durch die Freundschaft, die sich zwischen Oehlmann und mir entwickelte. Diese Waffenbrüderschaft und innige Verbindung in allem wird der Tod erst brechen.

Oehlmann ist der Sohn eines begüterten Bauern in Glindenberg, das in der fruchtbaren, reichen Umgebung Magdeburgs in der Börde liegt. Er zeigte früh eine rege Intelligenz, und der Pfarrer des Orts bestimmte den Vater, ihn in das Gymnasium zu Burg zu schicken. Leider nahm ihn der querköpfige Alte aus Tertia heraus und übergab ihn dem Gericht als Schreiber. Der Alte fürchtete die Kosten eines Studentenlebens und hat sich gründlich verrechnet; denn wäre Oehlmann im Gymnasium geblieben, so hätte er bei der Infantrie als Einjähriger dienen können oder gar als Pädagog nur sechs Wochen und würde mit einundzwanzig Jahren sein sicheres Brot gehabt haben. So aber hat er bis jetzt, wo er dreiundzwanzig Jahre alt ist, immer von seinem Vater unterhalten werden müssen. Er machte vor seiner späten Aushebung zu den Kürassieren sein Aktuar-Examen und wird nun preußischer Gerichts-Aktuar bis an sein seliges

Ende sein, während er als Schulmann unzweifelhaft eine Berühmtheit geworden wäre.

Oehlmann ist dem Charakter nach eine kostbare Perle. Der blondgelockte, mittelgroße, starkknochige Bauernsohn trägt ein Herz in der Brust groß, warm und edel, das ihn über Millionen erhebt. Sein angeborener Takt spottet dem künstlichen der feinsten Erziehung und zieht jeden sofort an. Ich komme mir arm, unendlich arm neben ihm vor, doch sehe ich wohl hierbei durch den Nebel der Freundschaft, denn er behauptet, dasselbe Gefühl neben mir zu haben. Kurz, wir sind zwei gute Freunde und haben uns lieb.

Er besitzt ein Phlegma, das keine Beschreibung erschöpfen könnte. Zwei Züge desselben werden jedem die Entwerfung des ganzen Bildes ermöglichen. Nachdem wir ungefähr sechs Monate zusammen gelebt hatten, verlor er sein Taschenmesser. Für einen Soldaten ist ein solches soviel wert wie die rechte Hand. Am Abend des Tages, wo ihm das große Unglück begegnet war, wartet er in größter Seelenruhe ab, bis ich mein Abendbrot |
iv383 verzehrt habe und bittet dann um mein Messer. Dabei sagte er, er wolle sich am anderen Tage ein neues Messer kaufen. Und so hat er während sechs weiterer Monate jeden Abend um mein Messer gebeten, jeden Abend versichernd, er wolle sich am anderen Tage ein neues kaufen. Ich verlor hundertmal die Geduld, drohte hundertmal, daß es die unwiderruflich letzte Darleihung sei und hundertmal besänftigte er mich mit der herzlichen Versicherung:»Lieber Philipp, morgen ganz unwiderruflich kaufe ich mir ein Messer.«

Der zweite Zug: Er rauchte jeden Abend aus einer langen Pfeife. Gleich am ersten Tage unseres Zusammenlebens löste sich der »Schwung« ab und die Pfeife fiel auf die Erde. Er befestigte ihn und rauchte weiter. Da auf einmal hielt er wieder den Schwung im Munde, während plaff! die Pfeife zu Boden fiel. Unverdrossen drückt er wieder den Schwung in das Rohr und rauchte weiter. Als zum dritten Male die Pfeife aus dem Leime ging, murmelte er einen Fluch und schwur, sich am anderen Tage einen neuen Schwung zu kaufen. Und so hat er während 365 Tagen jeden Abend unverdrossen ein paarmal den Schwung in das Rohr gedrückt und dann geschworen, sich am anderen Tage einen neuen Schwung zu kaufen. Niemals aber hat er's getan. Wem fällt dabei nicht die köstliche Geschichte in Sternes Tristram Shandy von der quietschenden Türe ein, die jeden Tag geölt werden sollte und nie geölt worden ist?

Natürlich war morgens an Aufstehen nicht zu denken. Das göttliche Phlegma geizte mit den Sekunden und dann – ja dann brannte es auf den Fingern und unter den Füßen, und es war immer ein rasendes Anziehen, Frühstücken und Fortstürzen. Ich dagegen, der reine Gegensatz zu ihm, ein Melancholiker, der seine Zeit gut einteilte, schlürfte während seiner Hetzjagd behaglich meinen Kaffee und stach dabei mit allerlei spitzen Redensarten und Hohngelächter derartig in das dicke Fell seines Phlegmas, daß er wild wie ein Stier wurde und sich oft, berstend vor Wut mit geballten Händen und unfähig, zwei zusammenhängende Worte hervorzubringen, vor mich hinstellte. Ich lächelte ihn aber ruhig und schalkhaft an, was ihn erst recht den Kopf verlieren ließ. *Tempi passati*! Wie sind wir zusammen seelenvergnügt gewesen!

Als Zeichen, wie hoch ich diesen treuen Charakter, dieses gute Herz verehre, ja auch dafür, wie mild ich andere beurteile, führe ich an, daß seine unverhüllte Verachtung des Soldatenstandes und seine Erklärung, er verfluche den Augenblick, wo er Soldat hätte werden müssen, während er den Tag segnen würde, wann er wieder frei sei, und ich müsse verrückt gewesen |
iv384 sein, als ich freiwillig mich in das Hundeleben geworfen habe, nicht verhindern konnten, daß sich täglich das uns umschlingende Band enger knüpfte. Nie wohl hat einer den Rock des Königs widerwilliger, zorniger getragen als er. Er schwelgte schon, da er zweimal zurückgestellt worden war, in der süßen Hoffnung, man habe ihn vergessen, als er aus dem Himmel jäh gerissen und zu den Kürassieren angesetzt wurde. Von seinem Rekrutenjahr konnte er nicht sprechen, ohne daß sich seine Züge verzerrten und die Hände krampfhaft ballten. Seine Kameraden verhöhnten ihn, weil sich der Schreiber sehr ungeschickt zu allem anstellte, und die Unteroffiziere hatten fast alle einen Zahn auf den geistig Überlegenen. Ich frage: wer kann ein guter Reiter werden, der nicht Liebe zum Reiten hat? Ich frage ferner: wer

kann als Schreiber mit Seelenruhe einen Stall ausmisten und 20-30 Eimer aus ziemlicher Entfernung herbeitragen, der nicht über dieser Arbeit gleichsam schwebt und das Auge trunken an ein Ideal angesaugt hält? Wie mußten alle diese Arbeiten auf dem Jüngling lasten, der zwar ein Bauernsohn war, aber bäuerliche Beschäftigung nie geübt hatte! Dabei wurde er, wie er erzählte, empörend roh behandelt. Einem plumpen Ochsenknecht schadet es nichts, wenn er einmal einen kräftigen Stoß in die Rippen oder einen derben Schlag mit der Säbelklinge erhält. Dieses Urteil fußt auf ganz konkreten Erfahrungen. Wer der Armee fern steht, der nimmt solchen allerdings rohen, aber oft geradezu notwendigen Handlungen gegenüber einen ganz falschen Standpunkt ein. Man kennt nicht die verbissenen, boshaften und dickfelligen Kerle, die sich im Heer befinden. Mit Güte ist bei diesen nicht das geringste auszurichten, während bei den Inspektionen vom Vorgesetzten unerbittlich verlangt wird, daß er seine Untergebenen auf eine ganz bestimmte Höhe von Leistungen gebracht hat. Da bewirkt eine kräftige Aufstachelung des störrigen Individuums oft Wunder. Die Liebe zur Sache fehlt geradezu bei 99 Prozent der Soldaten, weil das Verständnis für ihren Beruf fehlt. Ich habe geglaubt, in Preußen wenigstens, wo im Volke die Erinnerung an die Schmach der französischen Unterjochung einerseits und andererseits die Erinnerung an die glorreichen Befreiungskriege so frisch noch lebt und die allgemeine Wehrpflicht nun bald seit acht Dezennien eingebürgert ist, sowohl das Verständnis für die Notwendigkeit des Militärdienstes als Liebe zur Sache vorzufinden, und ich bin gleich in den ersten Tagen vollständig enttäuscht worden. Da war auch nicht einer, der nicht grollend seinen Dienst versehen hätte. Hätte unser Rittmeister einmal zu seiner Schwadron gesagt: »Wer für sein Vaterland kämpfen |
iv385 will, der bleibe; die anderen können gehen« – so wäre ich der einzige gewesen, der mit den Offizieren und den beiden Wachtmeistern geblieben wäre!

Auch ich habe in der einsamen Studierstube und im Salon an Sentimentalität inbetreff der Behandlung der Soldaten gekrankt; als Soldat selbst aber in unmittelbarer Berührung mit der pulsierenden Wirklichkeit bin ich gesundet; und wärmer als mein Herz für den Nächsten schlägt, kann kein anderes schlagen. Man muß den Geist frei vom Nebel der einsamen Grübelei halten, wenn man das reale Leben und seine notwendigen Gestaltungen richtig beurteilen will: man muß immer große Gesichtspunkte für große Institutionen wählen, sonst wird man ein Pedant und ein lächerlicher Doktrinär, der aus dem Dachfensterchen der Welt Gesetze vorschreiben will.

Also einem dickfelligen Kerl kann ein Puff zur rechten Zeit nichts schaden; aber meinem Oehlmann! Ja, das war Urteilslosigkeit des Unteroffiziers. Wäre ich der Unteroffizier gewesen, so hätte ich nach den drei ersten Worten mit dem Rekruten Oehlmann gewußt, daß bei diesem ein einziges ernstes, tadelndes Wort mehr bewirkt als tausend Hiebe über den Rücken oder auf die Waden. So wurde er denn in Anbetracht seiner Individualität im wahren Sinn des Worts malträtiert. Einmal sogar drückte ihn ein Sergeant – ich will den Elenden nicht nennen – an die Krippe und schlug ihn mit seiner ganzen riesigen Kraft. Damals wurde das Phlegma glühend wie rotes Eisen und sprühte Funken nach allen Seiten. Wohl wissend, daß er seine Lage nur verschlimmere, ging er doch und verklagte den Besinnungslosen. Er blieb fest allen Einreden des Wachtmeisters gegenüber (die Kameraden hetzten natürlich und sorgten dafür, daß das weißglühende Phlegma nicht erkaltete), und die Sache mußte dem Rittmeister gemeldet werden. Dieser – der edle Graf Hue de Grais, ein Edelmann in des Wortes schöner Bedeutung – beklagte zornig den Vorfall, aber da der richtige Grundsatz in ihm lebte, diejenige Schwadron sei wie das Weib, die beste, von der man am wenigstens spräche, bat er Oehlmann ihm zuliebe die Angelegenheit fallen zu lassen. Er wolle ihm jede sonstige Satisfaktion, die er wünsche, geben. Oehlmann konnte nicht widerstehen und gab nach. Der Sergeant mußte ihm Abbitte tun, und Oehlmann wurde in einen anderen Beritt versetzt. Angerührt hat den Freund natürlich kein Unteroffizier mehr; aber der *esprit de corps* war aufgereizt, und wer weiß, wie ein Unteroffizier einen Soldaten peinigen kann, ohne dadurch mit dem Strafgesetz in die leiseste Berührung zu kommen, der wird verstehen, wenn ich sage: nun wurde Oehlmanns Hölle uner|träglich
iv386 heiß. Auf einiges aus der Gewalt der Unteroffiziere will ich hier doch aufmerksam machen.

Bei jeder Eskadron gibt es sogenannte Strafpferde, erbärmliche störrige Böcke oder solche, die ein so hohes Tempo haben, daß man sich kaum im Sattel halten, geschweige auf Decke erhalten kann, oder solche, die bei der leisesten Anstrengung gleich über und über mit Schweiß bedeckt sind, oder ganz verrittene Schindmähren, oder bekannte Durchbrenner, oder scheue Kanaillen. Der Wachtmeister braucht also nur mit süßester Stimme zu sagen: »Kürassier X., Sie reiten von heute ab die schöne Lady, oder den prächtigen Orion usw., Sie sind ein guter Reiter und eines solchen edlen Tieres würdig« – und der Ärmste ist für die ganze Zeit seines Dienstes furchtbar gestraft. Wie mancher ließe sich gern täglich zehn Hiebe auf den eigenen Rücken geben, wenn er sein Jammervieh dadurch loswerden könnte. –

Oder der Berittführer sagt mit dem gewinnendsten Lächeln: »Lieber X., kommen Sie doch heute abend zu mir, Sie können mir meine Sporen und Degenscheide polieren, meinen Helm und Küraß abwienern« – da hat der Unglückliche für vier volle Stunden Arbeit. – Oder der Unteroffizier kann ihm zwei, drei, ja vier Wochen lang Karren *du jour*, Wassereimer *du jour* geben, d. h. ihn *allen* Mist des Beritts allein wegfahren, alles Wasser für den Beritt allein für die angegebene Zeit holen lassen. Oder er findet dies, er findet jenes am Pferd, am Zaum und Sattelzeug, an der Uniform, an den Waffen nicht in Ordnung; er meldet und der Delinquent muß Nachexerzieren, Strafwachen tun, ja er muß bei Wiederholung in den Kasten marschieren usw., usw. Darum sind auch alle Mißhandlungen auf Übereilung, auf Wuthitze der Vorgesetzten zurückzuführen, und nach jedem Eclat werfen dem hereingefallenen Unteroffizier seine Kollegen stereotyp vor: »Schafskopf, warum hast du den X. oder Y. nicht auf andere Weise gebisackt?!«

Oehlmann wurde schon während seines Rekrutenjahres oft wegen seiner schönen sorgfältigen Handschrift und seines offenen Kopfes als Schreiber verwandt und kam nach dem ersten Manöver auf das Regimentsbureau. Nun war er glücklich und schimpfte mit Behagen aus sicherer Entfernung aufs Reiten und allen praktischen Dienst in der Schwadron. So fand ich ihn: er hatte noch zwei, ich drei Jahre zu dienen. –

Vom Regimentsbureau ging ich zu Doktor Schilling und ließ mir das Ergebnis der Untersuchung offiziell bescheinigen. Doktor Schilling drückte mir die Hand und sagte mit einem Anflug von Wehmut: »Ich wünsche von Herzen, daß Sie Ihren Schritt nie bereuen.«

iv387 Dann suchte ich den Wachtmeister Seding der I. Eskadron auf. Er musterte mich sehr geringschätzig und fragte mich, warum ich mich nicht schon am Morgen gemeldet hätte? Ich erklärte ihm die Verzögerung, und er fragte mich ungläubig:

»Was, der Herr Oberst wollte Ihnen schreiben?«

»Ja.«

»Nun gut. Heute ist es schon zu spät, um Sie einkleiden zu lassen. Gestellen Sie sich morgen früh um neun Uhr.«

Er entließ mich mit einem spöttischen Zug um die Lippen. Wie ich später hörte, sagte er zum Regimentsschreiber, als ihm dieser mitteilte, er erhalte einen 33jährigen Freiwilligen:

»Na, das wird ein Schöner sein, der wird schon alle Schulen durchgemacht haben«, und wie er mir selbst einmal bekannte, glaubte er, ich hielte den Dienst keine drei Tage aus und würde desertieren!

Der vortreffliche Mann! Wie sind wir uns gleich nach den ersten Tagen nähergetreten, welche köstlichen Augenblicke habe ich in seiner Familie verlebt, von der mir der Abschied nicht leicht geworden, wie verehre ich den tüchtigen Mann und mit welcher Liebe hängt er an mir! –

Ich ließ hierauf meinen Koffer aus dem Hotel ins Quartier tragen und saß von sechs bis sieben Uhr ohne Licht in meiner Bude allein. Ich ließ die Eindrücke des Tages aufleben, und ich muß gestehen, daß mich etwas wie Verzagtheit ergriff. Ich biß die Zähne aufeinander und gelobte mir Ausdauer, bis ich zusammenbräche.

Um sieben Uhr kam Oehlmann. Er zündete die Lampe an und wir plauderten miteinander. Ich bat ihn, mich als Kamerad mit Du anzureden, und mit einem warmen Händedruck schlossen wir Brüderschaft. Ich fühlte mich sofort zu ihm hingezogen. Er gab mir dann, oft in Verlegenheit fallend, mehrere gute Winke für mein Verhalten gegen Vorgesetzte und

Kameraden.

»Es soll mich wundern,« sagte er, »wenn du nicht den Mut verlierst. Es sind lauter Ochsen- und Pferdeknechte, die rohesten Gesellen, und hie und da nur stößt man auf einen Schmied oder Fleischer. Leute, die einigermaßen Bildung haben, wie Schreiber, Kaufleute u.a., sind so rar bei den Kürassieren wie Hunderttalerscheine bei den Bettlern. Warum bist du nicht bei den 10. Husaren oder bei den 7. Dragonern eingetreten? Da hättest du wenigstens gewanderte Schuster und Schneider gehabt. Zu Kürassieren kann man nur die kräftigsten Burschen nehmen, und das sind eben Ochsen- und Pferdeknechte. Ach, was wirst du von ihnen ausstehen müssen. Mir schaudert!«

iv388 »Sei nur ruhig,« antwortete ich, »es wird schon gehen, es muß gehen.«

»Und nun der Dienst! Du hältst ihn nicht aus, gewiß nicht. Zeige mir einmal deine Hände. O Gott, wie werden die in vierzehn Tagen aussehen, wenn du nicht inzwischen ausgekniffen sein wirst.«

Ich mußte hell auflachen.

»Vergiß nur nicht,« fuhr er fort, »gleich zu allen Ochsenknechten 'Du' zu sagen. Sie würden dich die Anrede mit Sie furchtbar entgelten lassen. Ich kenne die Unwürdigen.«

Er verschwand auf einen Augenblick und kehrte dann in voller Rüstung, mit Helm, Küraß und Degen zurück.

»So wirst du in einigen Wochen aussehen und wirst stöhnen und schwitzen. Armer Schelm,« fuhr er wehmütig fort, »du warst von Sinnen, als du in dieses Joch ohne zu *müssen* gekrochen bist.«

Ich zog seinen Koller an und bewaffnete mich. Der Koller schnürte mir Hals und Leib entsetzlich ein und die Waffen (Küraß etwa 25 Pfd. schwer, Helm 8 Pfd., Degen 10-12 Pfd.) drückten mich gehörig. Ich fragte, ob der Koller am Hals nicht zu eng wäre? Er fuhr mit den Fingern zwischen Kragen und Hals und lachte.

»Der ist noch viel zu weit für dich. Man muß und wird dir einen engeren geben. Auch um den Leib ist der Koller zu weit, und das Degenkoppel ist nicht eng genug geschnallt.«

Da fiel mir das Herz in die Schuhe. Das waren schöne Aussichten! –

Wir gingen hierauf in das gegenüberliegende Wirtshaus zum schwarzen Adler, wo wir mehrere Kameraden trafen, bessere Bekannte und Freunde Oehlmanns, die auch später alle intim mit mir wurden. Es waren die einzigen Gebildeten der Schwadron, drei hübsche Soldaten: Dietrich (Gutsverwalter), der Paroleschreiber der Eskadron; Steinecke (Gutsverwalter), Schreiber beim Zahlmeister; Niehoff (Gutsbesitzer), Kürassier. Sie erstaunten, als ich ihnen vorgestellt wurde, und bejammerten mich *unisono*. Nun fing es doch in dieser Atmosphäre in meinem Kopf zu schwirren an. Ich klammerte mich wild an alles Felsenfeste in mir, um nicht zu versinken. Es war weder für mich noch für die Kameraden ein heiterer Abend.

Der Morgen des 2. Oktober (ein Freitag) brach an und nun entspann sich folgende komische Szene mit entsprechendem Dialog zwischen Oehlmann und mir:

Oehlmann: »Kannst du Stiefel wichsen?«

Ich (verlegen): »Ich glaube.«

iv389 *Oehlmann*: »Laß sehen.«

(Ich ergreife beherzt einen Stiefel, lege Wichse auf und will gleich mit der Glanzbürste losfahren.)

Oehlamnn (mir den Stiefel aus der Hand reißend): »Heiliger Gott! was willst du machen? – Gerechter Himmel! Der Mensch will Kürassier werden und kann noch nicht einmal Stiefel wichsen. Gib her. – Erst die Auftragsbürste, so. – Dann die Glanzbürste, so. – So. – Na, das wird was Schönes geben.«

Ich (empfindlich): »Jawohl, das wird was Schönes geben. Hast du Pferde putzen können, als du eingetreten bist?«

Oehlmann: »Hm, es ging.«

Ich: »Es ging *nicht*. Hast du misten können?«

Oehlmann: »Es ging.«

Ich: »Es ging *nicht*. Ich aber verstehe beides, beides aus dem Effeff.«

Oehlmann (ungläubig lächelnd): »Du?? Rede man nicht, Männeken. Das glaube dir wer will; *ich* nicht. Sonderbarer Schwärmer!« – – –

Ich ging auf den Hof der I. Eskadron und stellte mich an ein Stalltor. Nach kurzer Zeit trat der Wachtmeister und Rittmeister Graf Hue de Grais zu mir, nach dem mich letzterer aus der Ferne gemustert hatte.

»Wieviel wiegen Sie?« fragte mich der Graf.

»Ich glaube 130-140 Pfund. Ich kann es genau nicht sagen, da ich mich vor längerer Zeit habe wiegen lassen.«

Sie gingen fort und ließen mich allein. Später kam der Wachtmeister, diesmal mit dem Leutnant Graf zu Lippe, zurück, und wir unterhielten uns ein bißchen. Graf Lippe wunderte sich unverhohlen über meinen Schritt und meinte unter anderem: »Wie wird es denn einmal mit Ihrer Reserve- und Landwehrpflicht werden? Ist denn darüber schon etwas bestimmt worden?«

Ich verneinte und sagte, es verstünde sich wohl von selbst, daß ich wie alle anderen vier Jahre in der Reserve und fünf Jahre Landwehrmann sein müßte. Graf Lippe fand sich nicht zurecht und ließ ungeduldig die harte Nuß fallen. Da möge der Teufel in diesen exzeptionellen Fall fahren, auf den kein Paragraph der Verordnungen paßt.

»O,« meinte der Wachtmeister, »1870 hatten wir auch so ein altes Kerlchen. Es ließ sich ganz gut an und wurde mit 38 Jahren *Gefreiter*.«

Er sah mich mit herablassendem Wohlwollen dabei an. Dann fuhr er fort:

iv390 »Der Quartiermeister ist schon wieder weggegangen. Gehen Sie doch um elf Uhr auf die Kammer und lassen Sie sich Ihre Sachen geben. Um drei Uhr ist Appell. Da stellen Sie sich in Uniform.«

Ich ging, und es überrieselte mich kalt, ich erbebte im Innersten der Seele, als ich zufällig vernahm, daß der Hof der I. Eskadron zum *Heiligen-Geist*-Hospital gehörte. Über dem großen und hohen Hoftor breitet eine aus Stein gehauene Taube ihre Flügel aus.

Welches Zusammentreffen! Der heilige Geist, die Bewegung der dynamisch zusammenhängenden Welt, das Schicksal ist der Grundkern meiner Lehre, und unter die Flügel der Taube mußte ich treten, ohne daß ich irgendetwas davon wußte und durch eine willkürliche Bestimmung des Obersten von Larisch, der sich doch von ganz anderen Motiven leiten ließ, als er mich der I. Eskadron zuteilte! Wie das Herz in mir erglühte nach dem kalten Überrieseln in den Nerven! –

Als ich um elf Uhr auf die Kammer kam, war der Quartiermeister noch nicht da. Ich schleuderte durch die Gassen, und auf dem Platz der Realschule fiel mein Blick auf eine Tafel, die über der Türe eines alten Hauses angebracht ist. Sie trägt die Inschrift:

> Ich werde euch tragen bis ins hohe Alter
> und bis ihr grau werdet, spricht der Herr.

Wie das alles auf mich wirken mußte! Ich kam aus den kalten Überläufen gar nicht mehr heraus und geriet in die seltsamste Stimmung.

Ich ging zurück und traf den Quartiermeister. Die Zivilkleider fielen, und nach fünfzehn Minuten war aus dem Philosophen ein ganz schmucker Kürassier geworden, in Reitstiefeln mit Sporen, weißen Reithosen, weißem Koller, und mit Helm und Degen bewaffnet. Natürlich lauter altes Zeug. Die Stiefel mit dicken Nägeln beschlagen, zeigten bedenkliche Öffnungen an der Seite, der Rock war sehr fadenscheinig, und in der Mütze war dicke Pomadenschmiere.

»Sie müssen sie auswaschen«, sagte der Quartiermeister tröstend. Als er mir einen Reitermantel hinreichte, konnte ich doch nicht umhin, halb vorwurfsvoll, halb entsetzt zu bemerken:

> »Aber Quartiermeister!? –

iv391

> Schier dreißig (!) Jahre ist er alt,
> Hat manchen Sturm erlebt!«

Lachend erwiderte der Gewaltige, mit dem ich später auch sehr intim wurde:

Und mögen Sie dich verspotten,
Du bleibst mir teuer doch;
Denn wo die Fetzen herunterhangen
Sind die Kugeln hindurchgegangen,
Jede Kugel, die machte ein Loch.

Dabei sah er den alten Lumpen mit rührender Zärtlichkeit an. »Sie müssen stolz sein,« setzte er spöttisch hinzu, »einen Mantel tragen zu können, der bei Marsla-Tour am höchsten Ehrentag des Regiments gewesen ist. Fort! Fort! Keine Faxen gemacht. Ich habe keine Zeit. Ich bin schon viel zu splendid gegen Sie gewesen. Sehen Sie Ihre Kameraden an. Ich werde eine schöne Nase vom Zahlmeister erhalten, wenn er Ihre elegante Montur sieht.«

Seufzend nahm ich den Mantel und streckte dem Zornigen die klaffende Öffnung meines Stiefels als stumme Bitte entgegen.

»Wollen Sie jetzt machen, daß Sie fortkommen?« rief er in komischer Wut und schob mich an die Türe. Ich resignierte und drückte das sich aufbäumende Herz zurück.

Ich verzichtete großmütig auf Hemd, Unterhosen und kurze Stiefeln und trat meinen Dornenweg nach Hause an. Ich suchte eine Droschke, aber vergeblich; auch nirgends ein Dienstmann oder Lastträger zu entdecken. »Es muß sein!« sprach ich zu mir und beherzte mich. Mir war genau so zu Mute wie Buddha nach Spence Hardys Erzählung, als er, der verwöhnte Königssohn, zum erstenmal den erbettelten schmutzigen Reis essen sollte. Aber er aß ihn, und *ich ging*, indem ich mich tröstete und aufrichtete, wie er sich getröstet und aufgerichtet hat.

Der Weg war lang, und ich bot ohne Zweifel ein ganz schauerliches Bild dar. Ich war wie ein Esel bepackt. Auf dem linken Arm hing der Nachmittagskoller und die blaue Tuchhose; auf dem rechten der Mantel, mein Zivilrock, meine Zivilhosen und meine Weste. In der linken Hand hielt ich meine eigenen Stiefel und eine Kürassiermütze; in der rechten meinen Hut, zwei Blechdosen und zwei Bürsten. Dabei stieß ich mir alle paar Minuten die Sporen in die Stiefel; der lange Pallasch geriet mir oft zwischen die Beine, der Stahlhelm schwankte auf dem Kop|fe,
iv392 und glühend lag die Sonne auf mir. (Der Herbst 1874 war wie ein Sommer.)

In Schweiß gebadet, von der Sonne geblendet, mit erhitztem Gesicht, fast erstickend in der ungewohnten engen Uniform, ging ich den »hohen Weg« hinauf: ein Bild des Jammers. Diesmal bildete ich mir nicht ein, daß ich Aufsehen erregte. Diesmal sahen mich wirklich alle, die mir begegneten, bald verwundert, bald spöttisch, bald traurig an. »Da muß wieder ein armer Schreiber Soldat sein«, sagte ein altes Mütterchen und schlug die Hände zusammen. (Meine Brille veranlaßte sie wohl, mich für einen Schreiber zu halten.) Fast alle sahen wegen meiner Brille auf die Achselklappen und suchten vergeblich die schwarzweißen Schnüre des Einjährigen. Sie konnten goldene Brille und gemeinen Kürassier nicht zusammenreimen.

Ich lief Spießruten. Aber auch dies ging vorüber wie alles in der Welt. *Tout se casse, se lasse, passe*! Ich sank endlich erschöpft auf mein Sofa.

Als Oehlmann kam, ließ er sich die Sachen zeigen und – ich konnte es gar nicht fassen! (jetzt begreife ich es) – er lobte den Quartiermeister und sagte: »Gucke doch, der muß dich in sein Herz geschlossen haben, wenn du ihn nicht mit goldener Hand begrüßt hast.« Nur bei den Stiefeln schüttelte er bedenklich den Kopf.

Oehlmann nahm den Nachmittagskoller und kollerte ihn flüchtig auf dem Kopfe mit Kreide. Dann wurden die Hosen ein bißchen an den Beinen gekreidet, die Stiefel gewichst und die Sporen mit Sand rostrein geputzt. Ich sah sehr aufmerksam zu, während Oehlmann von Zeit zu Zeit gutmütig-spöttisch rief: »Paß auf, dämlicher Rekrut! Ich zeig' es dir nicht noch einmal.«

Um drei Uhr erschien ich beim Appell und stellte mich als Letzter auf den linken Flügel. Als der Appell vorbei war, sagte Wachtmeister Seding zu Wachtmeister Buchholz, dem Rekruten-Hauptlehrer:

»Da übergebe ich Ihnen einen Freiwilligen zur Dressur. Wir haben dem die Lucia

ausgesucht. Sie ist nicht groß und mag er sich mit ihr herumquälen.»

Buchholz lächelte verständnisinnig. Dann forderte mich Seding auf mit ihm zu gehen und führte mich mit dem Bemerken zu Unteroffizier Strube, daß dieser mein Berittchef sei. Ich ging dann mit Strube zu meiner Lucia.

Auf dem Weg dahin wurde ich von allen Seiten neugierig gemustert und hörte manche unliebsame Bemerkung hinter meinem Rücken. Ich aber dachte an den Spruch:

iv393

> Laß deine Augen *straks* vor sich sehen.
> *Wanke weder zur Rechten noch zur Linken.*

und biß die Zähne aufeinander.

Wir kamen bei der Lucia an. Sie ist eine hübsche, aber schon steife und durch und durch verrittene Rappstute, ein früheres Trompeterpferd, womit alles gesagt ist. Sie offenbarte mir im Verlauf meiner sorgsamen Pflege einen heimtückischen, boshaften, undankbaren Charakter. Sie war wie ein launenhaftes Weib, und auch damit ist alles gesagt. Ich habe sie sechs Monate täglich geritten und sie hat mir viel Mühe und Arbeit gemacht und mir manchen Seufzer ausgepreßt. Aber dafür hat sie auch oft genug die scharfen Eisen in ihrem kitzlichen Bauch gespürt. Ich zahlte ihr alle Tücken heim und oft genug mit Wucherzinsen. Und doch! es ist zu wunderbar, wie man sich an ein Tier, das man so pflegen muß wie ein Kavallerist sein Pferd, gewöhnen und es lieb gewinnen kann. Die Stute wurde mir offenbar gegeben, um meine Lust am Soldatenstande gehörig zu dämpfen. Mehrmals bot mir der Wachtmeister *später* einen Tausch an, aber ich konnte mich von der schwarzen Bestie nicht trennen. Erst als wir auf dem Brachfeld ritten, sah ich doch ein, daß ich zu einem rechten Vergnügen nicht mit ihr kommen könne und nahm nach mehrfachen Versuchen mit einer »Ursula«, einem »Scherz«, »Nero« und anderen hübschen Tieren den treuen dankbaren »Saphir«, eine Mannesseele voll rührender Anhänglichkeit, wovon später. –

»Das ist also Ihr Pferd«, sagte Unteroffizier Strube. »Können Sie ein Pferd putzen?«

»Ja.«

»Wir werden ja sehen. Morgen früh um dreiviertel fünf Uhr, keine Minute zu spät im Stall; Drellanzug und Schürze.«

Und nun begann die Dressur.

»Wenn Sie morgens zu Ihrem Pferde kommen, untersuchen Sie es von vorn bis hinten. Finden Sie eine Verletzung oder Anschwellung, kurz irgendetwas Ungewöhnliches, so melden Sie es mir sofort. Jetzt tragen Sie das Wasserfaß voll.«

Ich gehorchte. Er war sechsundzwanzig Jahre alt, ich dreiunddreißig. *Tu l'as voulu*, George Dandin. Ich suchte den Wassereimer und ging an den Brunnen.

Aus dem oberen Stock des Wachtmeisterhauses, das in der Mitte des Hofs zwischen Vorhof und offener Reitbahn ganz freisteht, sahen die kleinen Töchter des Oberroßarztes Hahn heraus, kicherten und deuteten mit den Fingern auf den Küras|sier
iv394 mit der Brille und in der blauen Schürze, der etwas schwankte, wenn er die beiden großen vollen Wassereimer trug.

Und wieder rief es in mir:

> Laß deine Augen straks vor sich sehen;
> Wanke weder zur Rechten, noch zur Linken.

während ich ein paar ungeborene Tränen hinunterschluckte. »Du hast Knechtsgestalt angenommen wie ein Größerer als du bist. Sei standhaft.« Und die Engel fehlten nicht, die mir dienten. Wie eine Taube mit ausgebreiteten schützenden Flügeln schwebte der Erlösungsgedanke über meiner Seele, und während ich das Wasser trug, verlor sich das geistige Auge in goldene Fernen voll Ruhe und Frieden.

And Buddha thought: Were I to endanger the reception of the Buddhaship, how could the various orders of being be released from the sorrows of existence?

(Und Buddha dachte: Wankst du, wie sollen die verschiedenen Arten lebender Wesen von der Pein des Daseins befreit werden?)

Und so habe ich alles Bittere, allen Wehmut meines neuen Wirkungskreises ertragen, immer schwebend erhalten über der niedrigen Beschäftigung durch den seligen Blick auf mein Ziel, den lichtvollen Gipfel inmitten dunkler Nacht, bis der schäumende Becher der freien Lust, die im Reiterleben liegt, an meine Lippen kam. –

Hier eine ästhetisch-ethische Bemerkung im Vorübergehen.
Schopenhauer sagt:

Alle Dinge sind herrlich zu sehn, aber schrecklich zu sein.

Und:

Alles ist nur so lange schön, als es uns nicht angeht.
Das Leben ist *nie* schön, sondern nur die *Bilder* des Lebens sind es.

Sehr richtig, obgleich einseitig. Wie oft hört man die Sentimentalen in der Schweiz und in Tirol ausrufen: »Ach, wie herrlich muß es sein, ein Senn oder eine Sennerin zu sein!« Wie hüpfen die Herzen der Buben, wenn sie Soldaten sehen, wie stehen sie nur unter dem Zauber des *Bildes*, befreit von den Qualen des *Seins.* Wie selten singen die *Jäger selbst*:

iv395

Grillisieren, phantasieren,
Muß aus meinem Kopf marschieren,
Wo man blast, Trara blast,
In dem Waldpalast:
Und ich sag', es bleibt dabei,
Lustig ist die Jägerei,
So im Wald
Sich aufhalt,
Bis das Herz erkalt't.

Wie selten singt der Soldat selbst aus überzeugter Brust:
O, welche Lust Soldat zu sein!

Sie haben eben das Leid und die Qualen ihres Standes auszustehen, die in dessen Bild, in dessen Spiegelung getilgt sind. Ich werde das müde, gleichgültige Abwehren der in Berlin 1871 einziehenden Soldaten gegen das sie umbrausende Hurrah und die Worte eines Landwehrmannes, die er mit abwinkender Handbewegung begleitete: »Ach, laßt man gut sein – es ist ja gut, es ist ja schon gut!« – nie vergessen. Sie empfanden nur die Plage ihres glorreichen Daseins: die Folgen des beinahe sechsstündigen Wartens auf dem Tempelhofer Feld in glühendster Sommerhitze und dann des staubigen Marsches.

Soll man *als Soldat*, *im* engen Rock, *mit* dem gepackten Tornister, *im* schwarzen Küraß und Helm, die Poesie des Soldatenlebens rein empfinden, so muß man eben, als sähe man nur das Bild davon, *über* der Sache selbst schweben, und dieses Emporheben in einen reinen Äther, wo die Last nicht mehr empfunden wird, kann nur ein Ideal bewerkstelligen: es sei dies nur ein Ziel des Ehrgeizes oder ein eminent moralisches Ziel. Dann badet man wonnig in der allein empfundenen Lust. Man muß frei die Sache als *Mittel* gewählt haben: nur so versinkt man nicht in dem dickflüssigen zähen Schlamm, den das Bewußtsein des Zwangs erzeugt, nur so kann man objektiv gestimmt und kontemplativ werden, nur so kann man sich von der Qual befreien, ein Ding zu *sein.*

Dies ist nun bei mir der Fall gewesen. Ich behaupte kühn, daß noch kein Soldat, solange es Soldaten gibt, so rein die Lust, die ganze Poesie, die im Reiterleben liegt, genossen hat wie ich, weil ich mir erstens immer sagen konnte: »Du hast es ohne äußeren Zwang gewählt« und weil ich ferner durch den Blick auf meine lichte Höhe sofort empfindungslos gegen die Nadelstiche und kleinen Armseligkeiten des täglichen Einerleis wurde. Das ist der Segen, der jedem zuteil wird, der der Welt ent|sagt.
iv396 Auf seiner Tafel stehen nur die köstlichen freien und reinen Genüsse des Lebens. –

Nachdem ich das Faß voll mit Wasser getragen hatte, kam der Wachtmeister zu mir und sagte:

»Sie werden, bis die Rekruten kommen, leichten Dienst und viel freie Zeit haben. Sie können sich deshalb nützlich auf meinem Bureau beschäftigen und den Paroleschreiber unterstützen.«

Hierdurch wurde ohne mein Zutun eine Wand zwischen mir und den Kameraden gezogen, die manchen Pfeil abhielt und zugleich der Grund zu den angenehmsten Beziehungen zum Wachtmeister gelegt.

Ich trug auf dem Bureau zunächst das Parolebuch bei, d. h. das Buch, in welchem der täglich erlassene Regimentsbefehl eingeschrieben wird. Die Arbeit war für mich nicht langweilig, namentlich als die Reihe an die Befehle aus dem Manöver bei Pitzpuhl von 1874 kam. Dieses Manöver war nämlich kein Manöver mit gemischten Waffen, sondern ein reines Kavalleriemanöver. General von Schmidt zeigte seine neuen genialen Ideen an der 7. Kavallerie-Brigade, welche die einzige in Deutschland ist, die vier Regimenter hat (Magdeb. Kürassier-Regiment Nr. 7, Magdeb. Husaren-Regiment Nr. 10, Westfälisches Dragoner-Regiment Nr. 7, Altmärkisches Ulanen-Regiment Nr. 16) vor dem Kaiser, dem Kronprinzen, Prinzen Karl und Moltke. Die Artillerie war nur markiert, die Infantrie sehr schwach vertreten. Das war hochinteressant für mich. Zugleich stellte sich mein Verhältnis zum Paroleschreiber Dietrich fest, das völlig ungetrübt bis zum Ende blieb. Niemand in der Schwadron konnte Dietrich leiden. Er war hochfahrend und rücksichtslos. Namentlich hatte Oehlmann mit Recht einen Zahn auf ihn; denn der geduldige Phlegmatiker hatte schwere Insulten des Gefreiten (!) hinunterschlucken müssen. Dietrich ahnte sogleich rein instinktiv, daß er mir, dem reifen Manne, keine Ungezogenheit bieten dürfe und war, wie gesagt, höflich und rücksichtsvoll vom ersten Augenblick an. Dafür habe ich ihn auch, wo ich konnte, redlich unterstützt und ihm viel Arbeit abgenommen.

Am 3. Oktober begann nun für mich der Rekrutendienst, und ich blicke mit besonderer Freude auf diesen Oktober 1874 zurück, dessen Tage alle blau und wolkenlos waren und mir gestatteten, im Drellanzug nachmittags zu exerzieren.

Hier muß ich auch noch eine andere Gunst des Schicksals hervorheben. Die I. Eskadron war die einzige im Jahre 1874/|75,
iv397 die keinen Einjährigen hatte. Wären ein oder mehrere Einjährige dagewesen, so würde meine Stellung neben ihnen eine recht schiefe geworden sein. Ich würde auch mancherlei Ablenkung erfahren haben, was meine Lebensweise wesentlich verändert und mich in Konflikt mit meinen Mitteln gebracht haben würde.

Ich war beim Exerzieren mit Wachtmeister Buchholz immer ganz allein, und das war sehr schön.

So stand ich denn am 3. Oktober morgens vier Uhr auf. Ich hatte sehr unruhig geschlafen, weil ich nicht verschlafen wollte, und war viermal in der Nacht aus dem Bett gesprungen, um zu sehen, wieviel Uhr es sei. Es ist ein großer Nachteil der Bürgerquartiere, daß der Soldat in ihnen nicht regelmäßig geweckt werden kann. In der Kaserne kommt keiner zu spät in den Stall und große Unannehmlichkeiten bleiben dadurch Kasernierten erspart. Besonders den Rekruten geht es in dieser Hinsicht im Anfang sehr schlimm. Ein alter Soldat schnallt einfach einen Sattelriemen ab und zieht den Ärmsten, den nach seinem schweren Dienst am Tage ein Kanonenschuß, an seinem Bette abgefeuert, nicht wecken würde, aus den Federn. Dann wird er wirklich (*sans phrase*) bis in den Stall *gepeitscht.* So oft ich konnte, habe ich mich später ins Mittel gelegt; aber die von oben herab geduldete rohe Unsitte ist nicht auszurotten. Wie mancher ist, im Stall angekommen, vor meinen Augen zusammengebrochen und hat krampfhaft geweint. Eine andere Strafe für den Langschläfer ist die, daß ihn seine Kameraden ohne weiteres ergreifen und ihn ins Wasserfaß stecken, brüllend vor Freude und mit Hohngelächter. Natürlich die Kameraden! Die Herren Unteroffiziere, die intellektuellen Urheber solcher Späße, kennen zu genau den Paragraph des Militärstrafgesetzes und machen, als sähen und hörten sie Nichts.

Ich ging in den Stall und verfuhr wie mir tags zuvor *befohlen* worden war. Lucia befand sich indessen außerordentlich wohl, und ich hatte nichts zu melden. Nachdem ich das Futter für alle Pferde des Beritts (14 Stück) geschüttet hatte, ließ ich mir Kardätsche und Striegel

geben und fing an zu putzen. Unglücklicherweise hatte ich auf der linken Seite des Pferdes angefangen. Das war gegen das Reglement.

»Man fängt von der rechten Seite an zu putzen«, schnarrte mich der Unteroffizier an.

»Zu Befehl, Unteroffizier«, sagte ich ruhig und ging auf die rechte Seite.

Er sah mir mit prüfendem Blick zu und schien zufrieden. Ich putzte auch in der Tat wie ein alter Soldat. Gendarm Dietrich in |
iv398 Offenbach hatte mir einen außerordentlich schwungvollen, langen Strich beigebracht, den die Geschmeidigkeit meines Handgelenks tadellos werden ließ. Ich wischte dann noch seelenvergnügt der alten Jungfer Lucia mit dem nassen Lappen einen unaussprechlichen Teil ihres holden, keuschen Leibes aus und war fertig.

Inzwischen war der Wachtmeister auf seiner Runde gegen sechs Uhr vorbeigekommen und war auch stehen geblieben. Er sah mir eine Weile zu und es entstand wohl in ihm der Gedanke: das alte Männeken kann noch mit der Zeit ein ganz tüchtiger Kürassier werden.

Nachdem der Stall in Ordnung gebracht worden war, wobei ich redlich den »alten Mannschaften« geholfen hatte, ging ich nach Hause, und nie, nie in meinem ganzen Leben hat mir der Kaffe so gut geschmeckt wie an diesem Tage, obgleich er ohne Zucker serviert wurde. Ich verzichtete auch definitiv von da ab auf Zucker.

Dann ging ich aufs Bureau des Wachtmeisters und arbeitete bis halb elf Uhr. Um diese Zeit verfügte ich mich in den Stall, legte meiner Araberin Decke und Trense auf und lernte in der offenen Reitbahn vorschriftsmäßig nach drei Tempos Auf- und Absitzen.

Das Aufsitzen wollte anfänglich gar nicht gehen. Der schadenfrohe Wachtmeister weidete sich an meiner Ungeschicklichkeit, bis ihn ein menschliches Rühren ergriff und er mir einen kräftigen Aufschwung gab. Es gelten beim Aufspringen gerade wie beim Springen von hinten in den Sattel, das jeder Kavallerist fertigbringen *muß* (der Kürassier eigentlich *mit Küraß*), kleine Vorteile, die man selbst finden muß – gezeigt können sie nicht werden. Ich wollte in den ersten Tagen verzweifeln und dachte in zorniger Scham, es nie fertigzubringen; aber bald ging es, und zuletzt war kein Pferd so hoch gebaut, daß ich mich nicht mit einem einzigen kräftigen Abstoß in den Sitz geschwungen hätte.

Wachtmeister Buchholz! Lieber kreuzfideler Sanguiniker! Wie denke ich gern an dich zurück, du treues Soldatenblut! Aber auch bei ihm wie bei allen hieß es für mich am Anfang: Durcharbeiten, bis wir in das richtige Verhältnis zueinander kamen. Er hat mir, der gewissenhafte Mann, nichts geschenkt und mich behandelt wie jeden anderen Rekruten. Das einzige, was er mir gewährte, war, daß er mir beim Zurücklegen der Schenkel nicht allzu schrecklich die Kugel verrenkte und mich keine Bekanntschaft mit seiner Säbelklinge machen ließ. Aber unerbittlich streng ist er mit mir inbetreff der Properität des |
iv399 Anzugs, des exakten Exerzierens und des guten Reitens gewesen. Ich verdanke ihm sehr viel.

Er ließ mich ein paarmal im Schritt herumreiten, die Prinzipien einer richtigen Positur entwickelnd, und kommandierte dann: Traaab! Ich sah seinem roten, strahlenden Gesicht an, daß er auf die Symptome der Fallsucht bei mir gespannt wartete. Aber er wartete umsonst. Ich hatte in Berlin einen guten Grund gelegt, und obgleich ich seit fast zwei Jahren auf keinem Pferde gesessen und nur im ganzen vielleicht viermal auf Decke ohne Bügel geritten hatte, saß ich wie ein junger Gott auf der schwarzen Stute.

»Das geht ja ganz gut. Sie haben wohl schon geritten?«

»Zu Befehl, Herr Wachtmeister.«

»So, so. Auch schon Galopp?«

»Zu Befehl.«

»Na, da können wir gleich einmal alles durchnehmen.«

Gesagt, getan. Die einfache Schule wurde abgeritten. Kurzer Trab, Mitteltrab, starker Trab, Volte, Kehrt, durch die ganze Bahn changiert, schließlich gesammelter Trab und Ansprengen zu Rechts-Galopp.

Aber der Galopp wollte nicht gehen. Die alte gescheite Stute hatte gleich gemerkt, daß kein Stallmeister auf ihr säße, sowie auch daß ich keine Sporen an den Stiefeln hatte. (Die Rekruten tragen am Anfang, um Unglück zu verhüten, keine Sporen; auch erhalten später

nicht alle auf einmal die Eisen. Es findet eine Art Ritterschlag statt, indem oft erst nach vierzehn Tagen einer, der sich auszeichnet, die Erlaubnis erhält, die Sporen anzuschlagen; ihm folgt ein zweiter und dritter, und dieser Reiz des Ehrgeizes ist ein vortreffliches Dressurmittel.) Die Stute dachte: Klopfe du nur mit den Absätzen so lange wie du willst; ich werde mich hüten, mich deinetwegen zu erhitzen.

Indessen sah Buchholz, daß ich die richtigen Hilfen gab und war zufrieden. Zum Überfluß examinierte er mich noch wegen der Hilfen, und in gut stilisierter, klarer Auseinandersetzung, wie er eine solche gewiß noch nie von einem Kürassier-Rekruten erhalten hatte, sagte ich sie ihm sämtlich an. Er horchte auf und wir fielen alsdann in eine allgemeine leichte Konversation, die ihm zu denken gab. Es sprach eben kein unreifer Jüngling, sondern ein erfahrener, nur sieben Jahre jüngerer Mann als er zu ihm, und es wurde der Grund zum angenehmsten heitersten Verkehr gelegt, der wohl je zwischen einem Wachtmeister und einem Rekrut stattgefunden hat.

Als die Reitstunde vorbei war, sagte er: »Morgen erscheinen Sie mit *Sporen*.«

iv400 Ich führte meine Lucia in den Stall, zog meinen Rock aus und kardätschte sie im Hemde mit aufgerollten Ärmeln spiegelblank; dann holte ich mir einen Eimer Wasser und wusch ihr vorschriftsmäßig die Fesseln und die Hüfe aus.

Dann aß ich mit Oehlmann in der Familie Wolter mein einfaches, aber vortreffliches Mittagsbrot.

Nachmittags um halb zwei Uhr ging ich in den Stall und half denselben in Ordnung bringen. Vor dem Nachmittagsappell muß nämlich alles im Stalle fertig, der Stall selbst so rein wie ein Salon sein und das Sattelzeug spiegelblank an den Stallbäumen hängen. Kein Strohhälmchen darf sich auf dem Damm befinden, der sauber mit Sand bestreut ist.

Zu den Kameraden trat ich jetzt schon in ein gutes Verhältnis. Sie sahen, daß ich rüstig, ohne ein Kommando abzuwarten, half, wo es fehlte, und das wirkte vortrefflich. Ich fragte nach ihren Namen und Zivilverhältnissen, sie nach den meinigen und wir waren mit einem Male so bekannt, als arbeiteten wir schon ein Jahr miteinander. Das Verhältnis zu ihnen wurde mit jedem Tage besser, namentlich als sie sahen, daß ich »freigebig ohne Aderschläg« (Parzival) sei und trotz meiner geistigen Überlegenheit, trotz der Kluft, die meine Bildung zwischen uns legte und deren Tiefe sie instinktiv richtig abschätzten, mich nicht um ein Haar breit über sie erhob, sondern nichts weiter sein wollte, als ein ganz einfacher, gemeiner Kürassier wie sie. Takt nach oben, Takt nach unten: der richtige Takt ist eine Wünschelrute.

Es zeigte sich ferner einmal wieder ganz, daß Bildung Macht sei. Wie oft hat ein einziges kurzes Wort, ein beredter Blick von mir den Rohesten gebändigt und wilden Kampf und Streit im Keim erstickt.

Einen Vorfall will ich erzählen. In meinem Beritt war ein strammer Elsässer, der sehr gut Deutsch sprach, mit mir aber immer nur französisch sprechen wollte. Im Nachbarberitt befand sich ferner ein gewalttätiger, ungeschliffener Kerl, der früher Fuhrknecht in einer Hamburger Brauerei gewesen war und vor seinem Eintritt wegen Körperverletzung, an seinem *Vater* (!) verübt, und auch wegen leichter Diebstähle Bekanntschaft mit dem Gefängnis gemacht hatte, mit einem Wort, ein wildes, gefährliches Blut. Geriet er in Wut, so war er die reine Bestie. Als ihn einmal sein Pferd schlug, geriet er in einen solchen rasenden Zorn, daß er wie eine Katze am Hals des Pferdes hinaufsprang, die Nägel in die Nasenlöcher des Tieres krallte und ihm beinahe das halbe Ohr *abbiß.*

iv401 Mit diesem Kanibalen geriet nun eines Tages der französische Alemanne in Streit. Die saftigsten Schimpfwörter flogen hin und her, und als der Elsässer »Stinkfranzose«, »Franktireur« usw. hörte, ergriff er eine Kandare (ein schönes Stück Eisen!) und stürzte sich auf den Beleidiger. Dieser hatte eine Mistgabel ergriffen, und in zwei Sekunden kollerten beide in einen Stand, schon über und über mit Blut bedeckt.

Bricht eine solche Keilerei im Stall aus, so fällt es keinem Unbeteiligten ein, die Hand zu rühren. Im Gegenteil, alle eilen herbei und weiden sich an dem herrlichen (!) Anblick. Wie der Baum, so die Früchte! Die Rauflust steckt tief im deutschen Bauernstand, ja im Germanen überhaupt. Ebenso tief steckt auch die Freude am Anblick der Rauferei im Menschen, der

doch zunächst, prange er auch in der feinsten Politur der Zivilisation, Tier ist. Oder wie Riehl treffend sagt:

> Im Wohlgefallen an den Gräuelstücken zeigt sich, wie tief die wollüstige Freude an dem Schauspiel gewaltsamer Leidenschaft, am Anblick von Elend, Verzweiflung, Wahnsinn, Mord und Totschlag und Spitzbüberei dem rohen Menschen eingepflanzt ist.
>
> *Kulturstudien aus drei Jahrhunderten.*

Ich muß gestehen, daß das Bild vor mir mich auf ästhetische Weise einen Augenblick fesselte. Der wütende Gesichtsausdruck der Kämpfenden, die Betätigung ihrer großen Kraft, ihre Bewegungen, das erschreckte Pferd, unter dessen Bauche sie rangen: das alles war brillant. Aber wie gesagt, nur für einen Augenblick. Ich zog einen Kameraden mit mir und wir trennten die halb Wahnsinnigen. Dem Elsässer rief ich mit einem funkelnden Blick zu: *Aie honte, tu es une bête féroce*; dann stellte ich mich vor den anderen. Der wollte mich natürlich jetzt packen. Aber ich blieb ruhig mit verschränkten Armen stehen und sagte nur gütig: »Schröder, sei vernünftig.« Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, sah mich verwundert an und schlich sich fort.

Ich gedenke von meinen Kameraden im Beritt mit besonderer herzlicher Zuneigung des lustigen Thüringer Schmiedes Jahn aus Kirchhasel bei Rudolstadt, des stillen, gutmütigen Apitzsch aus Schkeudnitz bei Weißenfels und des strammen, intelligenten Beck, auch eines Thüringers.

Nach dem Appell nahm mich wieder Buchholz zwei Stunden lang in die Dressur: Fußexerzieren und Voltigieren. Schritt, langsamer Schritt, Laufschritt, rechts um, links um, kehrt, Arme aufwärts, seitwärts, vorwärts, rückwärts – streckt! Am Bock |
iv402 Hocke, Kehre, Wende, Mutsprung, Sprung über den Kasten usw. Damals kam ich mir nicht lächerlich vor; ich ging ganz in meinem neuen Beruf auf und der größte Ernst lag auf mir. Jetzt aber, wenn ich daran denke, wie sich der 33jährige Mann auf Kommando drehte, marschierte, sprang – jetzt muß ich lächeln, und ich bin froh, daß mich außer den alten Spittelweibern, den spöttischen Töchtern des Oberroßarztes Hahn und den Unteroffizieren niemand gesehen hat.

Nach beendigtem Exerzitium ging ich wieder aufs Bureau bis sechs Uhr, dann nach Hause und schließlich um halb acht Uhr zum letzten Abfüttern.

In dieser Weise haspelten sich regelmäßig die Tage ab bis zum Eintritt der Rekruten am 10. November.

Nur zwei Ereignisse in dieser Zeit erheben sich über dem Einerlei.

Am achten Tage nach meinem Eintritt kam Major von Loßberg auf den Reitplatz. Buchholz meldete vorschriftsmäßig: »Ein Freiwilliger in der Dressur.« Der Major dankte und bat Buchholz, sich nicht stören zu lassen. Buchholz ließ mich nun die ganze einfache Schule reiten, dann kommandierte er Halt, trat zu mir und sagte mir, ich möchte in der Mitte der Bahn mich aufstellen, der Major wolle mit mir sprechen. Ich tat wie befohlen. Der Major grüßte mich und erkundigte sich nach meinen Verhältnissen. Dann sagte er:

»Sie sind also aus unbezwinglicher Lust zum Soldatenleben so spät noch eingetreten?«

»Nein, Herr Major«, antwortete ich. »Ich wollte nur meiner Pflicht gegen den Staat genügen. Bloß bei der Wahl der Waffe sprach die Neigung. Als Infanterist hätte ich nicht dienen mögen. Ich ging von der Überzeugung aus, daß es bald wieder Krieg geben wird und das Herz würde mir zerspringen, wenn ich dann hinter dem Ofen hocken müßte, während Alt und Jung, Hoch und Niedrig die heilige Heimat beschützt.«

Er blickte mich wohlwollend an und sagte: »Das ist schön. Sie haben leider recht mit einem neuen Kriege. Er liegt in der Luft.«

Er grüßte mich und ritt fort.

Jetzt traten Wachtmeister Seding und der Quartiermeister an mich heran. Der Wachtmeister musterte mich und steckte dann den Finger in meinen klaffenden Stiefel, den Quartiermeister durchbohrend anblickend.

»Der Freiwillige bekommt noch heute bessere Sachen. Wie können Sie solche Stiefel ausgeben?«

iv403 Das zweite Ereignis war, daß ich mich gegen Ende Oktober durchritt. Ich sagte nichts und litt unsäglich. Beim Reiten hielt ich Höllenqualen aus und beim Exerzieren war's dasselbe. Ich ging breitspurig und schlich wie ein Lahmer. Ich kam durch den physischen Schmerz in eine sehr bedenkliche Seelenverfassung. Da suchte ich Trost in der Theologia Deutsch. Ich schlug das 26. Kapitel auf und es stärkte mich wunderbar. Besonders der Satz erfrischte mich:

> Es ist billich und recht, das got und alle creatur wider mich sint und recht über mich und zu mir haben und das ich wider nimant si und auch zu nichte recht hab. Dar nach volget dan, das der mensche nichtes bitten oder begeren darf oder wil, weder von got noch von den creaturen, denne allein bloße notturft, und das selbe alles mit forchten und von genaden und nicht von recht, und leßet auch sinem libe und aller siner nature nit mer zu gut und zu lust geschehen dan die bloßen notturft und vorhenget auch nit, das im imant helfe oder diene dann allein in luter notturft und das selbige alles mit forchten.

Nun brach auch das schwere Leiden aller Kavalleristen bei mir aus. Es bildeten sich drei faustdicke Geschwüre, eines davon gerade auf der Kniescheibe. Der Wachtmeister sah mein Schleichen und stellte mich zur Rede. Ich bekannte, und nun wurde ich sofort von allem Dienst befreit. Graf Hue de Grais machte mir die lebhaftesten Vorwürfe und befahl mir, nicht eher wieder Dienst zu tun als bis ich ganz heil sei. Ich meldete mich indessen schon am dritten Tage und tat meinen vollen Dienst wieder. Jahn, die treue Seele, hatte mir aus freien Stücken seine lederne Unterhose gebracht und nun ging das Reiten vortrefflich. Die Wunden heilten im Reiten.

So kam denn der 11. November heran, ein Tag, der in mein Gedächtnis eingebrannt ist. Tags vorher waren die Rekruten eingetroffen, und am elften wurden wir im Dom, im wunderschönen Dom von Halberstadt vereidigt.

Meine Notiz lautet: Wir wurden in der Spiegelschen Reitbahn nach der Staatsangehörigkeit geordnet und zogen dann mit Musik durch die Straßen in den Dom. Die Rekruten trugen noch ihre Zivilkleider, ich, zwei Einjährige, und etwa sechs Ökonomiehandwerker die Uniform. Wir füllten den ganzen prachtvollen Hochchor, eine Perle der gothischen Architektur. Vor dem Altar standen Superintendent Nebe, die Standartenwache (Leutnant Meyer und von Germar) und die Offiziere. Der Pastor sprach Worte, die vollkommen im Sinne meiner Philosophie gedacht waren. Das ist eben das Merkwürdige, daß alles wie in der christlichen Religion bleiben kann und nur der |
iv404 Heilige Geist entschieden in den Vordergrund tritt an die Stelle des gestorbenen Gottes, von dessen Wesen man von jeher nur die verworrenste Vorstellung hatte. Nebe nahm zum Grundtext die schöne Stelle aus Psalm 139:

> Wo soll ich hingehen vor deinem Geist? Und wo soll ich hinfließen vor deinem Angesicht?
> Führe ich gen Himmel, so bist du da. Bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du auch da.
> Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meere;
> So würde mich doch deine Hand daselbst führen, und deine Rechte mich halten.

Hieraus entwickelte er den Trost, daß die Rekruten, allen trauten Verhältnissen enthoben und nunmehr in fremdem Land in schweren Dienst tretend, doch in derselben gütigen Hand wie vorher stünden. »Gott ist hier wie dort bei euch.« Wie paßte dies alles auf das Schicksal, wie war dies alles im Sinne meines Atheismus gesprochen. Ich war tief ergriffen.

Man schritt zur Vereidigung auf die Kriegsartikel. Während die anderen schwuren, gingen mir viele Vaterlandslieder von Arndt, Körner, Schenkendorff u. a. in buntester Verknüpfung der Verse im Kopf herum, bis mir Stolbergs schöne Ansprache des Helden an seinen Sohn einfiel, und ich gelobte mir zu tun, was er riet:

> Zücke nie umsonst das Schwert
> Für der Väter freien Herd!
> Sei behutsam auf der Wacht,
> Sei ein Wetter in der Schlacht!
>
> Immer sei zum Kampf bereit
> Suche stets den wärmsten Streit!
> Schone Des, der wehrlos fleht,
> Haue Den, der widersteht!

Wenn dein Haufe wankend steht,
Ihm umsonst das Fähnlein weht,
Trotze dann, ein fester Turm
Der vereinten Feinde Sturm!

Endlich kam die Reihe an mich. Ich stand allein auf, da ich der einzige Darmstädter Hesse war. Wie still war der weite, |
iv405 wundervolle Dom! Durch die herrlichen Glasmalereien der hohen Fenster fiel das Licht der Novembersonne.

Habe ich dem Kaiser geschworen? Wer ist mein Kaiser? Habe ich dem Vaterland geschworen? Was ist mein Vaterland? Wer stand vor mir und richtete die Blicke auf mich? Waren Oberst v. Larisch, der Major von Loßberg, der Rittmeister Graf Hue de Grais, der Leutnant Graf Lippe meine Vorgesetzten?

Dir habe ich geschworen, o Schicksal, *Dir*, du heiliger Geist, *mir selbst* habe ich geschworen. Ich habe nach langem mühseligen Wandern in den Banden des natürlichen Egoismus den Entschluß beschworen, den ich *vor* der Welt *in* Gott gefaßt habe. Kaiser, Vaterland, Vorgesetzte – sie alle sind nur Formen, durch die der Heilige Geist, mein einziger Vorgesetzter, mein Vaterland, mein Kaiser, zu mir spricht und mich leitet. Dein bin ich, Dir gehör' ich, Dein Wille geschehe *durch sie*; ihnen gehorchend, gehorche ich doch nur *Dir* und *mir*. Gottesdienst *im* Menschendienst, bis das Auge bricht.

Zu Halberstadt im Dome
Hab ich mit lautem Eid
Aus glüh'nder Brust von Neuem
Mich *meinem* Gott geweiht.

Getilgt ist aller Hader,
Ich bin zum Tod bereit,
Du Bräut'gam meiner Seele
Sie ist dir ganz geweiht.

Dadurch, daß ich schon am 1. Oktober eingetreten war, hatte ich den großen Vorteil als die Rekruten kamen, daß ich einerseits von Vorgesetzten und Kameraden wie ein alter Kürassier angesehen wurde, andererseits im Fußexerzieren, Voltigieren und in der Waffenübung so gut wie fertig ausgebildet war. Auch im Reiten war ich ziemlich fest, und so konnte ich mich denn so recht mit Behagen an den Witzen, dem unübertrefflichen Humor des Wachtmeisters Buchholz gegenüber den Rekruten und an den burlesken, hochkomischen Szenen weiden, deren Akteure die Neulinge waren. Ich habe mich oft wahrhaft ausgeschüttet vor Lachen und mehr wie einmal mitten in der Nacht, wenn mir einzelnes davon wieder einfiel, zum Schrecken Oehlmanns von neuem hell aufgelacht.

Aber der Dienst im hereinbrechenden schlechten Wetter und dann in der grimmigen Kälte wurde jetzt fast unerträglich schwer. Mäntel wurden prinzipiell nicht ausgegeben, und erst |
iv406 bei einer Kälte von über zehn Grad durfte der freie Platz verlassen und in den Stall gegangen werden. Wenn wir Handschuhe (o ihr weißwollenen, gestrickten, plumpen, mit welcher Rührung blicke ich euch an!) anhatten, ertönte der Ruf des Wachtmeisters:

»Handschuhe aus! Die Mücken tanzen ja in der Luft!« (Es schwirrten die Schneeflocken!) Dabei streckte er seine nackten Hände aus und ließ die Finger lustig vor den Augen herspielen.

Die Hände sprangen mir auf, besonders um die Nägel herum, durch das Abwaschen der Hüfe mit kaltem Wasser, und ich stand arge Schmerzen aus.

Im wahren Sinne des Worts hatte ich jetzt von halb fünf Uhr morgens bis abends acht Uhr keine Viertelstunde freie Zeit. Die Infanteristen haben es in dieser Beziehung hundertmal besser als die Kavalleristen.

Morgens um dreiviertel fünf Uhr stand ich, geweckt von einer kleinen Schwarzwälder Uhr, die ich mir gekauft hatte, auf und lief ungewaschen, ungekämmt in den Stall. Um einviertel sieben Uhr ging ich nach Hause und trank geschwind Kaffee. Von dreiviertel sieben bis acht

war theoretischer Unterricht. Von halb neun bis halb elf wurde zu Fuß exerziert und voltigiert. Von elf bis einviertel ein Uhr war Pferdeputzstunde. Um ein Uhr fing das Reiten der vier Rekruten-Abteilungen an und dauerte bis vier Uhr. Jede Abteilung ritt eine Stunde, dann wurden die Pferde abgerieben, abgeputzt, abgewaschen und dann wurde wieder zwei Stunden lang voltigiert. Um sechs Uhr gingen wir nach Hause. Um halb acht ging es dann wieder bis acht Uhr in den Stall.

Nun mußten die Sachen alle wieder in Ordnung gebracht, die Montur gereinigt, die Waffen geputzt, die Stiefel gewichst, die Sporen poliert werden. Da wurde es oft elf Uhr, und am anderen Tage mußte man wieder um halb fünf Uhr heraus.

Ich hatte kein freies Denken mehr. Wenn ich dachte, drehten sich meine Gedanken um den Dienst herum. Ich verlor mein Werk aus den Augen, meine Schwester, meine ganze Familie, die Tagespolitik, kurz alles, was in keiner direkten Beziehung zu meinem dermaligen Berufe stand. Ich habe drei Monate lang keine Zeitung in der Hand gehabt. Ich wurde vollständig gleichgültig gegen die großen Strömungen im Völkerleben und im wahren Sinne des Worts, wie der geistvolle Essayist Emerson sagt, *a victim of the nearest object*. Sonntags nachmittags schlief ich fünf bis sechs Stunden und Oehlmann auch: ich in der linken, Oehlmann in der rechten Sofaecke.

iv407 Unser kaltes Loch heizte sich sehr schwer. Wenn man nicht fast auf den Ofen saß, wurde man zum Eisklumpen. Oehlmann und ich gingen in diesem Winter fast nie aus. Wir rückten den Tisch an den Ofen, brauten uns, nachdem wir unser Abendbrot aus dem Wurstladen geholt und es auf dem Papiere, worin es gewickelt war, verzehrt hatten, einen Grog, und während er las und rauchte, schlief ich eine Stunde, in meinen Reitermantel gehüllt, in der Sofaecke. Dann weckte mich Oehlmann und ich putzte, putzte, putzte mit Menschenknochen bis in die späte Nacht hinein.

Und doch denke ich an diese aufreibende physische Tätigkeit, an alle Entbehrungen dieses niedrigen, harten Lebens mit fröhlicher Wehmut zurück. Mein geistiges Leben pulsierte dabei ganz frisch, obgleich es mir nicht zum Bewußtsein kam. Es floß wie ein Strom im Winter ruhig unter einer Eisdecke fort. Das merkte ich deutlich, wann die Decke hie und da krachte, und ein wildfremder Gedanke, eine Weiterbildung einzelner Punkte meines Werks plötzlich wie ein Blitz in der Nacht mein Gehirn durchzuckte. –

Eine schöne Zeit war der Sonnabendnachmittag. Dann ist kein Dienst im engeren Sinne, sondern von ein Uhr an wird Sattel- und Zaumzeug geputzt. Da erklangen die schönen Soldatenlieder und andere Volkslieder aus frischen, munteren Kehlen. Ich habe immer kräftig mitgesungen, obgleich ich mich keines besonderen Gesangestalents erfreue. Wie flott ging da die Arbeit von den Händen, wie schnell verging da die Zeit mit Gesang, Narrenspossen und allerlei Allotria. Ich verjüngte mich mit jedem Tage mehr, und mein Körper ging trotz Strapazen und Kälte auf wie Krapfen in heißer Butter.

Am 15. November war erster offizieller Kirchgang. Ich schloß mich nicht aus, obgleich ich es hätte tun können. Der Superintendent meinte, alles sei Wohltat Gottes und schrieb auch alles Übel in der Welt der Güte Gottes zu. Früher Tod, Krankheit, kurz alles Leid fließe wie alle Freude aus Gott. Das ist nun eigentlich ganz unchristlich; das war doch alles eine Verwischung der von Christus energisch auseinandergehaltenen Erbsünde und Vorsehung (Gnadenwirkung). Ich lege gegen diesen theologischen Standpunkt entschieden Verwahrung ein.

Im übrigen war die Rede gut, und namentlich hat mich eine sehr schöne Stelle frappiert. Nebe sagte nämlich: die Uhren der Menschen gehen alle vor, nur *eine* Uhr geht richtig, und das ist Gottes Uhr. Den wirklich genialen Vergleich will ich verbessern und dadurch vollkommen machen. Ich sage nämlich: die Uhren fast aller Menschen gehen entweder vor *oder nach* (je |
iv408 nachdem uns ein Leid trifft, das uns immer zu früh trifft, oder eine Freude erwartet, die wir immer früher haben möchten). Nur eine Uhr geht richtig und das ist die Uhr des Schicksals und zugleich die jener wenigen Menschen, die vollkommen vertrauend sich dem Schicksal (dem Willen Gottes) ergeben haben.

Die Kameraden schliefen fast alle den Schlaf der Gerechten. Im schönen Dome wachten nur die Offiziere, die Wachtmeister und ich.

Am 16. November kam eine kleine Veränderung in meine Dienstbeschäftigung. Ich wurde nämlich vom theoretischen Unterricht und dem Abendstalldienst befreit, wogegen ich einem französischen Lothringer, der kein Wort Deutsch sprach, zwei deutsche Stunden täglich gab. Er heißt Mimier, und der ungeschlachte, verschlossene Hüne hängt mit rührender Dankbarkeit an mir. Er lernte sehr schwer, woran auch die Müdigkeit durch den überaus drückenden Dienst schuld gewesen sein mag – ich brachte ihn jedoch bald so weit, daß er sich verständigen konnte. Mit allen Rekruten aus dem neuen Reichsland, auch mit denen der anderen Schwadronen habe ich mich prinzipiell viel beschäftigt, und wo ich konnte, weckte und pflegte ich vorsichtig das deutsche Gefühl. Ich habe manche hübsche Stunde mit den biederen Alemannen und Lothringern verlebt und gewiß gedenken sie alle meiner mit Liebe.

Am 11. Dezember war Besichtigung des Regiments durch den General-Major von Rothmaler (jetzt Divisions-General in Erfurt). Als er zu den Rekruten unserer Eskadron kam, ließ er die Freiwilligen vortreten. Ich und ein anderer Dreijährig-Freiwilliger (Eisfeldt) verließen die Front. Indem er sich zu mir wandte, erklärte ihm Oberst v. Larisch die besonderen Umstände, unter denen ich eingetreten war. Er war fast betreten. Er fragte mich:

»Sie haben wohl an 700-800 Taler Gehalt in Berlin gehabt?«

»Mehr, Herr General«, antwortete ich. »Alles in allem nahe an 1800 Taler.«

»Und diese Stellung haben Sie verlassen, um gemeiner Kürassier zu werden?« rief er aufs höchste erstaunt aus. Dann klopfte er mich warm auf die Schulter und lobte meine Streben sehr.

Stolz aber sprach eine Stimme in mir wie der Gerechte, der am Kreuz für die Menschheit verblutet ist: »*Ich nehme nicht Ehre von Menschen*.«

Am 18. Dezember war wieder Kirchgang und Abendmahlsfeier. Ich schloß mich auch dieses Mal nicht aus und ging seit |
iv409 meiner Konfirmation zum ersten Male wieder (und auch zum letzten Male!) nach zwanzig Jahren zur Kommunion.

Ich habe mächtig erschüttert des Herrlichen Leib gegessen und sein Blut getrunken und dabei mich neuerdings dem Heiligen Geist geweiht. Dir! Dir! Dir! stieß ich halb besinnungslos hervor und wankte.

Die *ganze Welt* spiegelte sich in meinem Zustande, als ich auf meinen Platz zurückgekehrt war; denn ich saß zwischen zwei Unteroffizieren, die einander die gemeinsten Zoten erzählten und sich lustig über die Kommunizierenden machten. »Ach guck doch, wie lange der X. säuft. Dem Rindvieh schmeckt der Wein. Willst du loslassen? Na, warte, wann wir im Stall sind!« Der andere sagte: »Hat der Pfaff nicht ein Gesicht wie ein Totenkopf? Plärre nur Jesuiter: ›Das ist mein Leib, das ist mein Leib, das ist mein Blut, das ist mein Blut.‹« –

Kein Fest im ganzen Jahr steht meinem Herzen so nahe als das Weihnachtsfest. Ich glaube, ich könnte zwölf Meilen weit laufen, nur um zehn Minuten lang in die strahlenden Lichter des grünen Baums starren zu können. Ich bade mich um diese Zeit immer in einem Meer der Lust und des Frohsinns.

O du fröhliche,
O du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt ging verloren,
Christ wird geboren:
Freue dich, freue dich, Christenheit!

Die Weihnacht von 1874 ist eine der schönsten, die ich erlebt habe. Ich trug erst Freude in die Familie Buchholz (o wie des Wachtmeisters beide prächtigen Jungen von 6 und 4 Jahren jubilierten!), dann in die Familie des Wachtmeisters Seding, wo ich bis neun Uhr verblieb. Der Baum wurde angezündet, und wir aßen einen köstlichen Hasenbraten und tranken vortrefflichen Rotwein. Auch echte Havannas fehlten nicht. Ich war still beglückt in der lieben, guten Familie.

Dann ging ich nach Hause und bescherte dem kleinen Sohn des Tischlermeisters auf unserem Hofe, zu welcher einfachen, braven Familie ich auch in die schönsten Beziehungen getreten war, sowie eine Kleinigkeit meinem Oehlmännchen. Dieser hatte einen Stollen, Äpfel und Nüsse und eine Flasche Rotwein (Geschenke des Oberst v. Larisch) mitgebracht; wir brauten uns zu diesen Herrlichkeiten noch einen Punsch und waren heiter und guter Dinge.

iv410 Hier will ich, durch die Erwähnung des Tischlermeisters daran erinnert, gleich mein »Hofleben« abhandeln.

Sobald die Witterung es erlaubte, putzte und wusch ich im Hofe. Da wurde bald der Küraß und Helm eingeölt, bald spiegelblank gewienert, bald wurden Rock und Hosen naß gekollert (mit aufgelöstem Zinkweiß oder Schlemmkreide blütenweiß gemacht), bald wurden Mützen und Hosen ausgewaschen, kurz alles besorgt.

Da kam denn bald der Herr Tischlermeister und seine Frau, bald das Kind, der kleine Adolf oder die hübsche Bertha zu mir, bald sah aus dem ersten Stock Frau Wolter oder Sophie, die Haushälterin eines Herrn Lederbogen, bald aus einer anderen Wohnung im Hofe die witzig trockene Frau Ww. Schuchardt heraus, bald unschwärmten mich die hübschen Küchendragoner Christine, Friederikchen und wie sie alle hießen.

»Wenn wir einmal keine Waschfrau bekommen können, so helfen Sie uns gewiß aus, Herr Batz«, hob dann die Neckerei an; oder: »Wird denn schon wieder geputzt? Sie müssen doch unter allen der properste Kürassier sein?«

Vom 1. Januar des neuen Jahres an wurde auf Sattel und mit Kandare geritten. Drei volle Monate hatte ich täglich auf Decke geritten: ein saures Vergnügen! Aber ich halte das Deckenreiten, entgegen der sehr verbreiteten gegenteiligen Ansicht, für sehr notwendig und nützlich. Am Anfang allerdings klammert man sich mit den Schenkeln an; aber wie bald werden alle Gelenke los und wie sicher wird die Hauptsache beim Reiten: die richtige Balance.

Es fanden jetzt auch mehrere Besichtigungen durch den Oberst statt. Auf dem Bureau beschäftigte ich mich selten; nur Sonntags morgens konnte ich daselbst tätig sein.

Aus Adressen von Briefen an die Herren Kürassiere, deren mir viele um jene Zeit durch die Hand gingen, mache ich folgende hübsche orthographische Blumenlese:

iv411

An
Dem Kirasier ....
bei der 1. Eskatron des Machteburgerischen Kirasier-Regiment Nr. 7
in
Halberstadt.

Soldaten-Brief.

Variationen:

Escattron	Magdeburschen	Regement	Kürassür
Esckadtron	Machteburschen	Rechement	Kürasir
Escardtron		Rächemännt	Kirasir
Eßcadron		Rähgiment	Cürassür
		Rähgement	Cürasier
			Cürahsir
			Chörrassier (!)

Im März ging mir die Arbeit außerordentlich flott von den Händen; ich war jetzt ganz eingewohnt und durch und durch Soldat. Da krachte die Eisdecke über meinem Geist plötzlich überall und – das Bild ist wirklich treffend – mein Geist ging auf und flutete wie ein eisbedeckter Strom. Es war ein tolles Durcheinander, die Gedanken rieben, schoben und stauten sich, bis sich zuletzt wieder in seiner eisfreien Fläche Sonne und Mond und Sterne »wellenatmend« spiegelten.

Da lag denn der ausgebrütete Keim zu einem *zweiten* Band der Philosophie der Erlösung vor mir: drei wunderbare Gestalten, während des Winters im verhüllten, geheimsten Winkel der geistigen Werkstätte geboren, traten holdselig an die Oberfläche: der wahre Idealismus und die christliche Trinität im hellen, warmen Lichte der *Vernunft*, und der *Sozialismus*.

Am 7. März 1875 schrieb ich noch: Düstere, schwüle Stimmung. Es ist mir zumute wie der Natur im Frühling; denn es soll wieder etwas werden, das spüre ich deutlich. Alle Fäden sind einmal wieder zusammengelaufen und strebten nach Verknotung. Wie Serigut harre ich der Befehle, die mir das Schicksal geben wird, nichts spricht *in* mir; der Stoß muß von außen kommen. Ich werde gehorsam sein.

Aber schon am 16. März heißt es:

»Es ist unglaublich, wie ich, von der Richtigkeit meiner Lehre durchdrungen, dennoch täglich mehr in den Zauber der Lehre Budha's verstrickt werde. In meinem Werk lehrte ich noch die vielen individuellen »Karma«, jetzt sehe ich deutlich, daß der Budhaismus nur *ein einziges Karma* kennt. Er ist der *vollendete Idealismus*, und an ihn schließt sich unmittelbar Kant's kriti|scher
iv412 Idealismus als die Rechenprobe der Wahrheit an. Es gibt nur ein unmittelbar gewußtes Reales und das ist *mein* individuelles *Ich*. Alles andere hat eine durch das Subjekt bedingte, von ihm ganz und gar abhängige Existenz – alles andere Sein ist nichts anderes als Modifikation des einen Ich. Diese sämtlichen Modifikationen können von *innen*, also nur scheinbar von *außen* (Berkeley's *göttliche* Wahrheit) durch Karma hervorgezaubert sein, und wer sich wie Budha auf diesen Standpunkt stellt, befindet sich, wie schon Schopenhauer sagte, in einer uneinnehmbaren Festung. Zunächst wird alles Vergangene und Zukünftige, das Ich nicht unmittelbar Betreffende, also die Bewegung ausgedehnter Wesen, als bloße Phantasmagorie in das Ich zurückgeschlungen, dann zieht das eine übrigbleibende Ich seine Ausdehnung und seine mentalen Prozesse und Willensspiegelungen in sich zurück, und es verbleibt das nackte raum- und zeitlose Punkt-Ich. Nicht die Phantasmagorie der Welt, ihre Hervorbringung, ihre Herausspinnung aus dem Ich ist irgendwie wunderbar, sondern der Werkmeister, das Punkt-Ich ist das Wunder. An diesem Wunder *darf* aber kein Anstoß genommen werden; denn jede Philosophie lehrt und *muß* lehren ein transzendentes Gebiet, von wo sie ausgeht, das aber nicht erkennbar ist.

Auch steht hiermit die von mir in meinem Werk zergliederte praktische Karmalehre nicht im Widerspruch; denn man muß den esoterischen Teil vom exoterischen des Budhaismus streng gesondert halten. Budha war nicht nur Philosoph, sondern auch *Lehrer*. Es galt *Andere* zu erlösen, und wenn auch sein individuelles *Bedürfnis*, Andere zu erlösen, die Hauptsache bleibt, *seine Befriedigung, sein Empfinden*, so mußte er doch dieser realen Beziehung zu *Anderen* den Ausdruck dadurch geben, daß er ihnen gleichfalls Karma, d. h. individuelle Realität, gab.«

Ferner am 22. März (Kaisers Geburtstag):

»Die Dogmen der christlichen Kirche sind und bleiben die tiefsten. Sie im Lichte der Philosophie zu zeigen, ist meine nächste Aufgabe. Jedoch dürfen dabei nur die Bücher des Neuen Testaments, Aussprüche des Heilands selbst, nicht die Klügeleien der Theologen, namentlich des Athanasius, berücksichtigt werden. Es ist zu betonen und zu beweisen, wie die Scheidung der Welt in Gott und Individuen, und die nicht zu umgehende Annahme eines lebenden Gottes und eines ewigen Lebens das Christentum veranlaßte, Gott zwei Bedeutungen zu geben. Gott ist bald das Nichts, bald das Schicksal. Auch mußte die Erbsünde zu stark betont werden, weil Gott rein bleiben muß und nicht zur Sünde veranlassen darf, was doch das |
iv413 Schicksal tatsächlich tut. Die Widersprüche im Christentum sind deshalb alle nur *scheinbare* auf der Oberfläche; im tiefsten Grunde lösen sie sich vollständig.

1. Gott *vor* der Welt (Sohn und Heiligen Geist in sich beschließend);

2. Sohn *die Welt* (den Heiligen Geist, die Richtung der Welt aus dem Kampf der Individuen erzeugend);

3. Heiliger Geist (gerade Richtung des Weltgangs zur Erlösung).

Deshalb auch geht der Heilige Geist sowohl vom Vater allein, als vom Sohn allein, als auch von Beiden aus, je nachdem man die Stellung wechselt, und der Streit zwischen Rom und Konstantinopel ist ganz unbegründet.

Platonisches Jahr:

4000 Jahre lang Gottes-Kultus,
2000 Jahre lang Christus-Kultus,
1000 Jahre lang Heiliger-Geist-Kultus

oder progressiv abnehmend:

4000 – 2000 – *1000* also 7000 Jahre.«

Ferner:

1. Die Ungeduld und Hast, womit ein denkender Kopf an die Gestaltung seiner Werke geht, die Furcht, er käme zu spät, ein Anderer könne ihm zuvorkommen (*pereant qui ante nos nostra dixerunt!*), ist die wahre *aura seminalis* aller geistigen Arbeit.

2. Die Begeisterung allein, das glutvolle Aufflammen der Seele unter dem Kusse des Erlösungsgedankens, die echte Frömmigkeit macht aus dem Tiermenschen erst den Menschen. Aus der Seltenheit der Sache erklärt sich Salomos Ausspruch:

Unter tausend habe ich einen Menschen gefunden, aber kein Weib habe ich unter denen allen gefunden.

3. Der Pantheismus ist der verklärte Realismus. Man ging von der Wirklichkeit und ihrem wunderbaren Zusammenhange aus, nahm alles für unbedingt real, und das betrachtende Ich warf sich in der Erkenntnis namenloser Ohnmacht ganz fort in die Arme einer erträumten Einheit. Den Idealismus des indischen Pantheismus darf man ganz wohl den umgekehrten Idea|lismus
iv414 oder den Idealismus der Verzweiflung nennen, weil das Ich an seiner Realität verzweifelt; der einzig wirklichen Realität, und dafür dem nur mittelbar Gewußten (Außenwelt) durch subtile Abstraktion *alle Realität* gibt (Weltseele).

Ferner zum Sozialismus:

1. Man muß trock'nes Brot mit Tränen gegessen haben, man muß Angst und Sorge um die Zukunft *geliebter Angehörigen* empfunden haben, um sich mit voller Seele den Idealen der Sozialisten: Kommunismus und freie Liebe hinzugeben. Das ist das Bewunderungswürdige im Weltgang, seine Harmonie, daß der Weise, der Edle, der Gute und Gerechte mit Hilfe der Vernunft und seines reinen Gefühls genau dasselbe fordern muß, was die rohesten Egoisten fordern. Gerade Diejenigen, welche wahrhaft ihre Geschwister lieben, verlangen, daß es keine Geschwister mehr geben soll, gerade Diejenigen, welche für sich genug haben, aber in das Elend Anderer gestarrt haben, verlangen, daß es kein Eigentum mehr geben, d. h. daß es nur ein Gesamt-Eigentum geben solle. Denn durch das Mitleid mit Anderen gelangt der Weise und Edle *nie* zum vollen Seelenfrieden. Indem nun natürliche *und* geläuterte Egoisten Sozialisten sein *müssen*, ist die Gewißheit gegeben, daß der Kommunismus und die Erziehung der Kinder durch den Staat allein, diese großen Ideale, *real* werden.

2. Der Maßstab aller Moral ist der Weltgang oder konkreter ausgedrückt das *göttliche Gesetz*, von dem Antigone so herrlich redet, ebenso Christus in der Stelle über Menschensatzung:

Aber vergeblich dienen sie mir, dieweil sie lehren solche Lehren, die nichts denn *Menschengebote* sind.

Jede Weltbegebenheit ist weder moralisch noch unmoralisch: sie ist einfach eine historische Tatsache wie z. B. die französische Revolution. Nur die Handlungen des Individuums, gemessen am göttlichen Gesetz, sind moralisch oder unmoralisch. Es gibt nur zwei *Staatsgesetze*, welche mit dem göttlichen Gesetz übereinstimmen und deshalb *heilig* sind: die Grundgesetze jedes Staates, du sollst nicht stehlen, nicht morden. Sie werden bis ans Ende der Menschheit bestehen, denn Eigentum (Staats-Eigentum) und Individualität, wird immer sein. Es gibt demnach viele *illegale* Handlungen im Staate, die eminent moralisch sind, und Alle z. B., welche gegen bestehende Staatseinrichtungen kämpfen, geleitet von reiner Menschenliebe, handeln illegal und zugleich hochmoralisch.

iv415 3. Wem ein warmes Herz im Busen schlägt, ein Herz voll Erbarmens und Milde, der muß

die Erziehung des Individuums durch den Staat wollen. Nicht nur die adelige *Tradition*, sondern auch die bürgerliche, kurz, alle spezielle Tradition muß aufhören und jeder Bürger das Erbe *aller* menschlichen Leistungen antreten. Man bedenke, welchen Stolz Beamte und Kaufleute haben: Schon mein Urgroßvater war Kaufherr, Gerichtsrat, Prälat, General u.s.w.

So standen denn schon jetzt sämtliche Kapitel meines zweiten Bandes vor mir:

1. der Realismus
2. der Idealismus
3. der Pantheismus (Kritik Hartmann's)
4. der Budhaismus
5. die Dogmen der christlichen Kirche
6. die Philosophie der Erlösung
7. der Sozialismus
8. das wahre Gottvertrauen.

Dieses mit aller Macht erwachte geistige Leben schlug nun mit ohnmächtiger Gewalt an die Schranken meines Dienstes. Ich *mußte* täglich wenigstens zwei bis drei Stunden Zeit für meinen Geist haben, um nicht zu ersticken.

Ich wandte mich an den Wachtmeister um Befreiung vom Stalldienst, indem ich mir auf meine Kosten einen Burschen annehmen wolle, und die Bitte wurde mir vom Rittmeister gewährt. Ich verschwieg natürlich den Grund, weil ich noch immer dem Wahne huldigte, meine literarische Tätigkeit könne *geheim gehalten* werden, und schützte, so schwer es mir ankam, vor, ich glaubte dem Dienst im Sommer nicht mehr ganz gewachsen zu sein.

Sechs volle Monate habe ich, ohne eine Minute zu fehlen, den ganzen schweren Dienst eines Kürassiers im Magdeburgischen Kürassier-Regiment Nr. 7 getan. Ich habe den Stall gemistet, Stroh getragen, Wasser geschleppt, gekehrt, das Pferd gepflegt, und alles selbst geputzt, sowohl Uniform und Waffen, wie Sattel- und Zaumzeug; ich habe nur keine zwei Zentner schweren Hafersäcke getragen und keinen Mistkarren über den Hof auf den Misthaufen gefahren, und dies nur deshalb nicht, weil es der Wachtmeister, wie ich später erfuhr, gleich von Anfang an hinter meinem Rücken *verboten* hatte.

Eine schöne Erfahrung in meinem Soldatenleben hat mir mein Blick in den Busen wahrhafter Edelleute gebracht. Ich |
iv416 habe Männer kennen gelernt wie den Grafen Schlieffen, den Grafen Hue de Grais, die der verkörperte Ausspruch *Noblesse oblige* sind. Ich verehre meinen Rittmeister, Graf Hue de Grais, weil er durch und durch eine ritterliche Natur ist. Auch verehrt man ihn allgemein. Welche Stufenleiter menschlicher Charaktere stellen die Mannschaften einer Eskadron dar; aber als einmal der Graf auf längeren Urlaub war und das Gerücht sich verbreitete, er werde versetzt, da ist auch kein einziger Kürassier gewesen, der nicht den Kopf hätte hängen lassen und nicht geklagt hätte: wir Armen!

Der Geburtstag des Kaisers am 22. März 1875 wurde schön gefeiert und bereicherte wesentlich meine Erfahrung.

Oehlmann und ich widerstanden tapfer allen Lockungen der niedlichen Küchenfeen, die von uns zu Spiel und Tanz geführt sein wollten, indem wir vorgaben, wir kneipten *solissimo*, und gingen ohne Anhängsel zum Ball.

Ich war von jeher ein flotter Tänzer (auf den Bällen in Neapel habe ich stets Kehraus gemacht), aber schon seit vielen Jahren außer Übung.

Hier aber lehrte die Not beten; ich mußte mich in die alte Leidenschaft kopfüber stürzen. Ich machte indessen nur Anstandstänze.

Überhaupt hielt ich mich sehr reserviert und verborgen. Ich wurde jedoch ins helle Lampenlicht mit Gewalt gezogen. Zuerst mußte ich mit dem Herrn Rittmeister ein Glas Sekt trinken, dann zwangen mich die Rekruten wie einst die Bauern den Götz von Berlichingen, und ich mußte einen Toast auf unseren Rekrutenlehrer, Leutnant Meyer, ausbringen.

Als es anfing knotig zu werden und ich durch den weißen Rock der Kürassiere in die funkelnden Augen wilder Bestien sah, zog ich mich still zurück. Oehlmann wollte nicht

folgen. In reinster Geschmacksverirrung, unter dem Einfluß eines mißleiteten Instinkts hat er die hübschesten Dienstmädchen links liegen lassen und einen alten Kochlöffel erwählt. Armer Otto! Er erlag fast unter den beißenden Sarkasmen des Wachtmeisters.

Am 1. April rückte die Eskadron zum erstenmal hinaus, hinaus in die freie frühlingsdurchwehte Natur auf mein liebes Brachfeld (Exerzierplatz des Regiments).

Das war ein Tag! Nun trank ich den ersten köstlichen Schluck aus dem schäumenden Becher des Reiterlebens. Vorbei war die trübe Winter- und Lehrzeit: nun war es Frühling und wir sollten zeigen, was wir gelernt hatten und uns die letzte Gewandtheit erwerben.

iv417 Auf dem Hin- und Hermarsche wurden fröhlich im Chor alle schönen, wunderschönen Soldatenlieder gesungen, wie:

Morgenrot!
Leuchtest mir zum frühen Tod?
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad.

O Straßburg, o Straßburg,
Du wunderschöne Stadt!
Darinnen liegt begraben
So manniger Soldat!

Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?

Die Wacht am Rhein« u.s.w. u.s.w.

und namentlich das melodiöse Kürassierlied:

Kürassier sind schwere Reiter,
Haben frohen Muth,
Singen lauter lust'ge Lieder,
Sind den Mädchen gut.

Spiegelblank seiend uns're Waffen,
Weiß das Lederzeug
Können wir bei Mädchen schlafen
Sind wir königreich.

Unser Oberst hoch zu Pferde,
Zieht mit uns in's Feld, schlagen,
Siegreich woll'n wir Frankreich
Sterben als ein tapfrer Held.

Und sollt' uns der Tod einst scheiden
Wir verzagen nie.
Wer auf seinen Gott vertraut,
Den verläßt er nie.

Auf dem Brachfelde selbst wurde erst in Abteilungen geritten; dann exerzierte die Schwadron zusammen.

Das war nun ein ganz andres Reiten als in der Bahn. Wer das nicht selbst mitgemacht hat, kann sich nicht hineindenken; denn das geschlossene Bügel-an-Bügel-Reiten kann ja gar nicht mit dem Einzelreiten verglichen werden. Da heißt es erstens vollständig Herr über das Pferd sein, dann den sichersten Sitz und einen Körper von Eisen haben. Wie leicht entsteht durch eine |
iv418 kleine Unaufmerksamkeit das furchtbarste Gedränge im Zuge: die Reiter werden förmlich über den Sattel emporgezwängt, die Beine zerquetscht und fast aus den Kugeln gerissen.

Zum Schlusse hieß es: Einzeln auslaufen.

Zum erstenmal *pleine carrière* reiten! Wie wir Rekruten erbleichten und unser Testament im Stillen machten! Die alten Leute lassen es bei dieser Gelegenheit an Schreckschüssen nicht fehlen, die alle, alle sitzen und das Herz zum Zerspringen schlagen lassen. »Denk' noch einmal an Vater, Mutter und den Schatz, das letzte Stündlein hat geschlagen«, oder: »Wenn du den Hals brichst, so lasse ich dich begraben, sei außer Sorge«, oder: »Na X., was gibst zum besten, wenn du heil durchkommst?«, so schwirrt es durch die Luft.

Endlich kam die Reihe auch an mich. Die Pferde wissen alle, was vor sich geht und sind

nicht zu halten. Sie prusten und tanzen und drehen sich immer im Kreise herum. Lucia war wie toll. Es gelingt mir jedoch, sie zu bändigen und etwas zu beruhigen. Der Trab bis zum ersten aufgestellten Point geht ganz gut. »Galopp!« ruft der Quartiermeister. Ich gebe die Hilfen, aber du lieber Gott! das war kein Galopp, das war schon Karriere. Ich sehe vor mir einen Kameraden über den Kopf seines Pferdes fliegen und höre Wachtmeister Buchholz rufen: »Batz, Batz, jetzt geht's an den Kragen!« Aber ich sitze, sitze wie angegossen, allerdings noch zu sehr nach hinten zurückgelegt und mit vorgestreckten Schenkeln. Aber es ist ja auch das erste Mal. In zwei Sekunden bin ich am Ziele, ich weiß nicht wie und lache was ich lachen kann.

Das Karriere-Reiten bei der Kavallerie, wo der Grundsatz gilt, daß ein Pferd im Stalle Millionen, im Freien keinen Pfennig wert ist, ist die höchste Lust, die der Mensch in der Bewegung empfinden kann. Es ist das schönste Reiten, ein himmlisches Vergnügen. –

Am 23. Mai (Sonntag Trinitatis) war wieder Kirchgang. Wie konnte ich an *diesem* Tage im Dome fehlen? Ich ging.

Jesus antwortete, und sprach zu ihm: Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn, daß *Jemand von neuem geboren werde*, kann er das Reich Gottes nicht sehen.

Der Wind bläset, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt, und wohin er fährt. Also ist ein Jeglicher, der aus dem Geist geboren ist.

(*Joh. 3, 3. 8*.)

iv419 Nebe sprach recht gut. Er meinte: Jeder hält sich in der Hauptsache für vortrefflich und glaubt, wenn er dieses oder jenes an sich ändere, so werde er aus dem Geist geboren. Aber das sei alles Täuschung. Der *ganze* alte Mensch müsse ausgezogen werden.

Ich saß still, horchte und träumte. –

Nun war der Tag, der gefürchtete schreckliche Tag angebrochen, wo wir vom General von Schmidt inspiziert werden sollten (29. Mai 1875).

Um acht Uhr stand die erste Eskadron in Front mit vorgezogenen Chargen in voller Rüstung: Küraß, Bandelier, Helm, Degen und hohe Stiefel, aber ohne Gepäck, aufgestellt. Wenige Minuten nach acht kam der Gestrenge mit seinem Adjutanten angesprengt.

Er nahm den Rapport entgegen und ritt langsam die Front entlang.

Anstatt eines freundlichen: »Guten Morgen, Kürassiere!« mußten wir hören:

»Köpfe hoch! Kürassiere wollt ihr sein? Schlafmützen seid ihr. Faule Bauernlümmel seid ihr. Köpfe hoch! Köpfe hoch!«

Ich lächelte vergnügt. Meine goldne Brille fiel ihm auf. Er sagte aber nichts.

Und jetzt ging das Reiten los: erst in Abteilungen, dann in der Eskadron. Welches Reiten! Bis drei Uhr hat es gedauert, volle sieben Stunden. Und immer mußte er tadeln, immer schimpfte und gröhlte er, bald die Zügel in die linke, bald in die rechte Hand nehmend, immer mit einem Arm, wie ein Neapolitaner, in der Luft herumfuchtelnd.

Beim *jeu de barre* (eine reizende Tour: es wird ein Taschentuch am Küraß eines Kürassiers befestigt, das ihm von einem der zwei Verfolger auf der *rechten* Seite des Pferdes abgerissen werden muß; in der Mitte des abgesteckten Platzes befindet sich eine zwei Fuß hohe Barriere) wählte er mich als Verfolger. Ich machte meine Sache ziemlich gut. Wohl zwanzigmal habe ich über die Barriere setzen müssen, bis ich das Taschentuch erwischte, aber leider ergriff ich es von der *linken* Seite des Pferdes.

Nun gab es eine Strafpredigt und eine lange Auseinandersetzung, warum man dem Feinde die *rechte* Seite abzugewinnen suchen müsse.

Gegen das Ende des Exerzierens erlahmte meine rechte Hand. Wer es weiß, was es heißt, einen Pallasch fünf Stunden lang auf die rechte Hüfte gestemmt zu halten, wird mich nicht verurteilen. Einem Jeden fiel ein Stein vom Herzen als es end|lich
iv420 hieß: Schlußszene, Stich nach der Puppe auf der Erde in der Karriere.

Dieses Stechen ist prachtvoll. In voller Karriere muß man eine auf dem Boden liegende Kürassierpuppe mit Stroh ausgestopft, treffen. Die Kunst besteht darin, *rechtzeitig* (eine ganze Pferdelänge vor der Puppe) zu stechen, denn sticht man erst, wenn man an der Puppe angelangt ist, so trifft man wenigstens sieben Fuß von der Puppe entfernt die Erde.

Von hundert Stechenden trafen dreiundvierzig, zu denen ich gehörte: ein Resultat, das dem mäkelnden General einen Ausruf höchster Befriedigung entlockte.

Ganz zuletzt wurde noch einmal ausgelaufen, diesmal mit Rechts- und Links-Hieb, Stich und Hurraruf vor dem General. Das war herrlich!

Tags darauf wurde der Fußdienst und das Voltigieren der I. Eskadron (wieder sieben Stunden lang) inspiziert. Gegen allgemeines Erwarten hat der General das, was mich zu den Soldaten führte, nicht gelobt, worüber ich mich sehr freute, denn nichts ist mir unangenehmer als solch ein Herauszerren auf den Präsentierteller. Er kannte natürlich meine Verhältnisse und muß wohl an der Ehrlichkeit meiner Bestrebung gezweifelt haben, denn sonst hätte er sich die Gelegenheit, einen seiner Hauptgrundsätze, in seinen nach Bänden zählenden Zirkularen niedergelegt, zu befolgen, nämlich: überall das Verdienst des Einzelnen hervorzuheben und dadurch auf das Ehrgefühl aller zu wirken, nicht entgehen lassen.

Einen Hauptspaß habe ich bei dieser Besichtigung gehabt. Ich bin ein guter Fechter, weil ich jahrelang mit größter Liebe die Fechtkunst geübt habe. Die Leutnants waren sehr erstaunt, als sie meine Fertigkeit sahen, und ich habe oft unterrichtet, anstatt zu lernen. Man hatte mir den besten Rekruten bei der Inspektion gegenübergestellt, aber ach, der Ärmste! Ich parierte alle seine Stöße und gab ihm acht Stiche hintereinander. Der General wurde ungeduldig und rief meinem Gegner zu: »Aber so treffen Sie doch einmal!« Umsonst. Er ging sehr befriedigt fort und drückte dem Leutnant seine Bewunderung aus, daß dieser in so kurzer Zeit solche Resultate erzielt habe!! –

Die Examination im theoretischen Unterricht fiel gleichfalls sehr befriedigend aus. An mich kamen die Fragen:

1. Womit erhält der Kavallerist sein Pferd in gutem Zustande?

2. Wie verhält sich die Vedette, wenn sich bei Nacht etwas nähert?

und ich antwortete ungeniert:

iv421 1. Durch gutes Futtern, gute Pflege, gute Behandlung und gutes Putzen;

2. Ein Mann reitet vor, die Pistole im Anschlag und ruft laut: »Halt!« Sind es mehrere Personen, so ruft er: »Ein Mann vor; die anderen kehrt!« Hat sich der Betreffende auf zehn Schritte genähert, so rufe ich: »Halt, Losung!« Ist die Losung richtig, so rufe ich: »Etwas näher!« dann: »Feldgeschrei!« Ist auch dieses richtig, so wird der Mann zum Examinieren gebracht.

Leutnant Meyer zeigte sich erkenntlich und lud seine Rekruten zu einer Abendkneiperei ein, die sehr gemütlich verlief.

Ich mußte wieder einmal sprechen, gezwungen von den Unteroffizieren und Kameraden. So improvisierte ich denn einen Toast, so gut es gehen wollte, worin die Stelle vorkam:

»Eben daß wir bestanden haben, das beweist, daß es der rastlosen Energie des Herrn Leutnant, die sich immer mit seltener Milde gepaart zeigte, gelungen ist, uns zu brauchbaren Kürassieren auszubilden. Das ist aber für Jeden, für Den sowohl, der sein höchstes Gut in sein kostbares Leben setzt, wie für Den, der es in der unbefleckten Ehre seines Volkes, in der Aufrechterhaltung der mühsam und mit vielem Blut errungenen Machtstellung des deutschen Vaterlandes sucht, von der größten Wichtigkeit. Denn wir wollen uns keiner Täuschung hingeben; was man auch sagen und schreiben möge: ein neuer Krieg steht vor der Tür. Er wirft gleichsam seinen Schatten schon auf uns und da wird uns, Jedem nach seiner Auslegung und in seinem Sinne, im reichsten Maße zugute kommen, was wir gelernt haben.«

Die Kürassiere waren entzückt, und Leutnant Meyer bedankte sich herzlich. Diesen Leutnant habe ich sehr gern. Er ist wirklich ein humaner Jüngling. Nur ein einziges Mal habe ich ihn einen Rekruten leicht am Ohr zausen sehen. Daß ich bei den Rekruten war, hätte ihn doch gewiß nicht abgehalten zu peinigen, wenn er es gewollt hätte. In anderen Schwadronen dagegen war der Teufel los. Kameraden haben mir infame Grausamkeiten erzählt. Wie es nur in der Brust eines solchen kleinen Nero aussehen mag!?

Herr Leutnant Graf von Schlieffen, Regimentsadjutant, begleitete seinen Freund Meyer und war wie gewöhnlich sehr freundlich gegen mich. Den bildschönen und gütigen Mann verehre ich von Herzen, wozu ich auch allen Grund habe, wovon später. Seinen Schutz

verdanke ich Herrn Premierleutnant von Hagen auf folgende Weise:

Ich hatte, wie ich schon oben erwähnte, Herrn Premierleutnant von Hagen, der mir das freundliche Schreiben nach Berlin |
iv422 gesandt hatte, vor meinem Eintritt nicht sprechen können, weil er auf Urlaub war. Ungefähr drei Wochen nach meinem Eintritt schickte mich der Wachtmeister zum Parole-Empfang auf das Regimentsbureau, weil der Paroleschreiber verhindert war. Inzwischen war Premierleutnant von Hagen zurückgekehrt.

Ich trete ein und melde vorschriftsmäßig:

»Kommandiert von der I. Eskadron zum Befehlsempfang.«

»Warten Sie draußen, bis Sie gerufen werden!« schnarrte mich Herr von Hagen an, der mir den Rücken zukehrte.

Ehe ich noch die Türe erreicht hatte, wandte er sich jedoch um, wahrscheinlich, weil ihm die Stimme nicht bekannt war.

»Ah«, sagte er erstaunt. »Bleiben Sie. Sie sind wohl der Freiwillige Batz?«

»Zu Befehl, Herr Leutnant.«

»Nun, das freut mich. Wie gefällt es Ihnen denn?«

»Sehr gut, Herr Leutnant.«

»Aber, aber, warum haben Sie meinen Rath nicht befolgt und haben wegen des Dienstes als Einjähriger petitioniert?«

»Es ging nicht, Herr Leutnant, aus den dem Herrn Leutnant bereits angeführten Gründen.«

»Nun, da machen Sie wenigstens, daß Sie bald Unteroffizier werden können. Lassen Sie sich vom Wachtmeister die nötigen Bücher geben, das weitere wollen wir schon machen.«

Dann sagte er freundlich: »Sie können *hier* warten.«

Graf Schlieffen war im Bureau anwesend. Herr von Hagen war als Brigadeadjutant nach Metz designiert und Graf Schlieffen, sein Nachfolger in der Regiments-Adjutantur, ließ sich gerade in die Geschäfte einführen.

Nach einer Pause sagte nun Leutnant von Hagen in seiner eigentümlich näselnden Sprechweise:

»Lieber Graf, da stelle ich Ihnen einen Mann vor, der aus reinem Patriotismus noch im dreiunddreißigsten Jahre Kürassier geworden ist.«

Graf Schlieffen erhob sich halb und grüßte mich freundlich. Ich war in großer Verlegenheit und wußte nicht, wie ich mich benehmen sollte. Wäre ich noch Zivilist gewesen, so würde ja alles in den gebräuchlichen Umgangsformen glatt verlaufen sein. Jetzt aber wußte ich nicht recht, sollte ich mich verneigen und sprechen oder nicht. Ich entschied mich endlich dafür, die stramme militärische Haltung beizubehalten und zu schweigen.

»Ich empfehle Ihnen, lieber Graf,« fuhr Herr von Hagen fort, »den Freiwilligen auf's wärmste, und Sie werden mir immer einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie ihn, wo Sie können, unterstützen.«

iv423 »Ich verspreche es Ihnen«, sagte Graf Schlieffen und blickte mich sehr freundlich an.

In der Tat kam er auch schon nach einigen Tagen zu mir und brachte den Einjährigen-Dienst zur Sprache. Ich glaubte, nicht nein sagen zu sollen und überließ alles seiner Güte. Er ließ aber nichts mehr von sich hören. Indessen begleitete mich von da ab stets das Gefühl, daß ich einen Gönner hatte, auf den ich eventuell sicher zählen durfte. –

Am 7. Juni hatten wir Schießübung zu Pferde mit dem erbärmlichen Perkussions-Pistol, das einen Rückschlag hat, der einen fast vom Pferde wirft. Wir schossen auf dem Schießstand 2 der Infanterie in den Klusbergen.

Es war ein wunder-wunderschöner Sommertag, und ich tat wieder einen tiefen Zug aus dem Becher der freien Reiterlust. Wir lagen, bis die Reihe an uns kam, auf einem sanften Abhang. Vor uns auf dem Wege waren die treuen Tiere vermittelst der Kandarenzügel gekoppelt und sie fraßen das Gras zwischen unseren Beinen. Seit acht Tagen ritt ich den treuen Saphir, den ich oben schon erwähnte. Er war ein Kohlfuchs-Wallach mit den schönsten liebsten Augen, mit prachtvoller Mähne und breiter intelligenter Stirn. Inbetreff seines Charakters habe ich ihn schon oben gelobt. Ich füge hinzu, daß er keine falsche Ader in sich

und eine rührende Anhänglichkeit an mich hatte, obgleich ich ihn nicht direkt pflegte (mein Bursche besorgte dies jetzt). Wie er die Ohren spitzte, wenn er meinen Tritt hörte und mich mit den Zeichen großer Freude begrüßte. Ich gedenke seiner mit großer Liebe.

Sein Eifer war über alles Lob erhaben; immer wollte er der Erste vorn sein, und dieses Übermaß von Eifer, das ich sehr oft dämpfen mußte, wenn ich keine Unannehmlichkeiten mit meinen Vorgesetzten haben wollte, war das einzige, was mich nicht ganz zufrieden mit ihm machte. Hätte ich reiten können, wie ich *wollte*, so hätte ich mir kein besseres Tier wünschen können; aber im Gliede heißt es eben, sich nach dem Ganzen richten und gute Ordnung halten. Dagegen hatte ich die vollste Lust durch ihn überall da, wo ich ihn gehen lassen durfte, also bei Felddienstübungen und im Manöver. –

Der Himmel war ganz wolkenlos; ein leichter Wind wehte und gab den hohen Kornfeldern der weiten vor uns liegenden herrlichen Ebene die reizvolle Undulationsbewegung. Die roten Esparsette- und Rübsamenfelder brachten die angenehmste Abwechselung hervor. Die Ebene begrenzte das liebe Halberstadt mit seinen schönen Türmen, und dem Bilde gab der hohe |
iv424 grüne Huy-Wald den Abschluß. Ich ließ die Blicke selig über alles schweifen und träumte, träumte.

Ich schoß nicht schlecht (ich kam in die erste Schießklasse, wobei jedoch etwas Hokuspokus gewirkt haben mag). Übrigens spielt das Schießen beim Kürassier gar keine Rolle: seine Waffe ist der Pallasch, ein wahres Hünenschwert. Hierbei will ich gedenken, wie sehr sich der Mensch an alles gewöhnen kann. Als wir zum erstenmal mit Helm ritten, glaubte ich, der Hals bräche mir jede Minute ab; als ich zum erstenmal mit dem Degen ritt, meinte ich immer, ich würde mit großer Gewalt links heruntergezogen und ritt instinktiv ganz nach rechts übergeneigt; als wir zum erstenmal Rechts- und Links-Hiebe zu Pferde machten, glaubte ich vom Pferde fallen zu müssen, und als wir zum erstenmal mit Küraß ritten, meinte ich, alle Knochen im Leibe würden mir zerschlagen und ich könnte den Blechkessel kein zweites Mal tragen. Und mit einem Male spürte ich die ganze Rüstung nicht mehr, und es war mir so wohl darin wie im Schlafrock. –

Vom 8. Juni an wurden wöchentlich drei bis vier Felddienstübungen gemacht und zweimal wieder auf Decke geritten, diesmal die höhere Schule: Abbrechen, Abbiegen, Seitengänge.

Die Felddienstübungen waren die reine Wonne und gaben den Vorgeschmack aller Herrlichkeiten des in zaubervoller Ferne liegenden Manövers. Sie erinnerten mich an die Räuberspiele in meiner Jugend, und ich habe mich mit offenen Sinnen fast berauscht ihren Reizen hingegeben.

Gewöhnlich manövrierten nur zwei Züge (die Eskadron hat vier Züge) gegeneinander: die Mannschaften des einen Zugs mit Helm, die des anderen mit Mütze, aber ich fehlte *nie*. Zur höchsten Belustigung des Wachtmeisters fand er mich jeden Morgen unter den Ausrückenden. Er sagte einmal: »Na, Sie sind aber der reine Feldsoldat.« Nicht für tausend Taler hätte ich eine Übung missen mögen. Hätte sich Saphir nicht stets brillant gehalten, wäre er hie und da lahm geworden, so würde ich mit einem anderen Pferd geritten sein. Hinaus ins Feld mußte ich.

Und wieder erhob sich in nächster Nähe ein schreckliches Gespenst vor uns armen Kürassieren: die ökonomische Musterung, von den Soldaten »*Lumpenparade*« genannt. Wer Soldat ist oder gewesen ist, erbebt gewiß bei diesem Wort bis in den Kern des Herzens. Es wird nämlich alles: Pferd, Zaumzeug, Sattelzeug, Waffen, vier Anzüge (Kriegs-, Parade-, Sonntags-, |
iv425 Exerzier- und Reitgarnitur), Stiefel, Hemd, kurz alles bis zum Sold- und Gesangbuch herab vom Brigade-General inspiziert.

Die Vorbereitungen zur Lumpenparade fangen schon vier Wochen vorher an. Jeden Tag finden zwei bis drei Appelle statt und jeden Tag wird ein sauberes Stück zurückgelegt, so daß, da der Dienst keine Unterbrechung erleiden darf und die Pferde geritten werden müssen, zuletzt nur auf Decke und im Drellanzug ausgerückt werden kann.

So machten wir denn auch zwei bis drei Felddienstübungen auf *Decke* und exerzierten sogar viermal auf Decke. Da zeigte sich, wer reiten konnte. Ist es nämlich schon ein schweres

Reiten im Gliede auf Sattel, so ist es geradezu ein Kunststück, ohne Sattel im Gliede zu manövrieren. Aber die Deutschen sind gute Reiter. Das steckt von altersher im Blute. Die alten Germanen hatten auch keine Steigbügel und Tacitus erzählt bewundernd von ihrer Balance. Attackiert wurde aber nicht; auch nicht mit Waffen geritten.

Im Felddienst jedoch wurden alle Gangarten gemacht bis zur Karriere ohne Bügel, und solch ein vier- bis fünfstündiger Ritt strengte an. Mancher hat Gott gedankt, wenn er den »Heiligen Geist« (so heißt, wie schon früher erwähnt, der Hof der I. Eskadron) mit heiler Haut wiedersah.

Endlich war der Tag der Lumpenparade erschienen. Der Hauptstachel wurde ihr dadurch genommen, daß kurz vorher General von Schmidt Divisions-General geworden und Oberst von Larisch zum Kommandeur der 13. Kavallerie-Brigade ernannt worden war. Das war Balsam für unser Herz. Trotzdem hatten wir beim angestrengtesten Dienst in der letzten Zeit nicht mehr als vier bis fünf Stunden Schlaf. Ich finde unter meinen Papieren einen Zettel, den ich mitteilen will, woraus leicht zu entnehmen ist, wie schwer die armen Hände arbeiten mußten nur für den Anzug des Mannes (Küraß und Helm wurden vom Gürtler poliert; Sattel- und Zaumzeug hing bereits proper in den Ställen).

iv426

1. Bandelier.
Tasche lackiren
Carabinerhaken und Bandstück poliren
Lederzeug waschen und weichreiben
Lederzeug tonen.

2. Degen.
Koppel waschen, weichreiben, tonen
Messing putzen
Klinge abziehen
Scheide poliren.

3. Pistol.
Zerlegen und putzen

4. Helm.
Schuppenketten und Messing putzen.
Futter waschen.

5. Küraß.
Vorstöße waschen u. einnähen
Riemen lackieren
Messingketten putzen.

6. Mütze.
Waschen

7. Reitrock.
Waschen und Knöpfe putzen.

8. Reithosen.
Waschen
Lederbesatz tonen.

9. Sporen.
Drei Paar putzen und poliren.

10. Exercier-Rock.
Waschen
Knöpfe putzen.

11. In alle Kleidungsstücke.
Namen nähen.

12. Stiefel.
Altbrandenburger Stiefel
Ulanenstiefel
Kurze Stiefel wichsen.

13. Drellanzug.
Waschen und rollen.

Husaren und Dragoner kennen die meisten dieser Arbeiten nicht. Sie klopfen und bürsten ihren Rock und ihre Hosen einfach aus und sind fertig. Der Kürassier dagegen muß waschen und kollern, zum Trocknen aufhängen, wobei er der Sklave des Wetters ist, klopfen und bürsten. Dafür natürlich ist er auch Kürassier und der erste im ganzen Heer.

General von W. von der 8. Kavallerie-Brigade war, weil es *seine* Brigade nicht war, die er inspizierte, sehr gnädig und nachsichtig, und auch dieser Tag, auch die Lumpenparade, ging vorüber. –

iv427 Am 11. Juli machten wir die letzte und schönste Felddienstübung im prachtvollen Huywald. Ich finde darüber folgende französische Notiz:

Manoeuvre magnifique dans le Huywald du mouvement de mon Saphir chéri j'eus des impressions, dont je me souviendrai encore dans les derniers moments de ma vie. C'était pour la première fois depuis dix mois que je visse une forêt je ressentis le plus grand plaisir. Les chênes étaient des plus belles. Les vues d'en haut dans la vaste pleine et sur les montagnes de la lisière méridionale: Spiegelsberge, Klussberge, Hinterberge, Hoppelberge, Harz (Brocken), m'ont presque touché aux larmes: Le ciel ne fut pas parfaitement pur; de gros nuages noirs et clairs, les uns chassant les autres, laissaient passer de temps en temps les rayons de soleil et

alors quelques parties de la contrée étaient éclairées, tandis que la reste était plongé dans une teinte foncée et mélancolique: Cette lueur courait pour ainsi dire au profonde contemplation. Je fus heureux, content, joyeux. Au dessus de la Brasserie ›Koderhof‹ est situé le vieux monastère Huys tout entouré de verdure, offrait un paysage splendide. La nature est partout belle et je suis heureux de n'être jamais tenté à mesurer une contrée par la nature de Naples ou de la Suisse. J'écriai sincèrement:

Ah, quel plaisir d'être soldat!

An die Felddienstübungen schlossen sich als eine weitere Vorbereitung zum Manöver die Übungsmärsche an.

Der schönste Marsch war der erste am 13. Juli.

Tags vorher wurden die Mäntel gerollt und der Sattel vollständig felddienstmäßig fertig gepackt (Packtaschen, Pistolenhalfter, Eisentasche, Feldkessel, Mantel, Chabracken, Futtersack). Um halb sieben Uhr morgens wurde gesattelt und um halb acht Uhr zogen wir in voller Rüstung mit dem Trompeterkorps an der Spitze wieder in den Huywald auf den freien Platz vor dem Kloster. Ein Krümperwagen mit Biwacksbedürfnissen und mit Bier, aus der Mistkasse der Eskadron angeschafft, war vorausgeschickt worden. Als wir nach dreistündigem Ritt ankamen, stellten wir uns in Front auf; dann machte das zweite Glied kehrt und ritt ungefähr fünfundzwanzig Schritt vor. Hierauf wurde halt gemacht und abgesessen. Beide Glieder wandten sich also den Rücken zu. Auf das Kommando: Richt euch! trat jeder vor sein Pferd und richtete sich nach dem Flügelmann aus. Dann schnallte jeder den Pallasch ab, stieß ihn mit der Scheide genau zwischen den Füßen in die Erde, nahm den |
iv428 Küraß ab und stellte den vorderen Teil nach außen, den hinteren nach innen, so daß der Pallasch in der Mitte heraussah, und stülpte den Helm auf den Pallasch, die Feldmütze aufsetzend. Demnächst wurden die Pferde gekoppelt, Pfähle eingetrieben, diese durch Fouragierleinen verbunden und an den Leinen die Pferde mit den Halfterriemen angebunden, nachdem ihnen vorher das Zaumzeug abgenommen und rechts vom Küraß auf die Erde gelegt worden war. Dann wurde abgesattelt und sämtliche Sättel in einer Reihe hinter die Pferde gelegt.

So war der Biwacksplatz vollständig abgesteckt und die geraden Reihen der Waffen, der Pfähle, der Pferde und Sättel machten einen außerordentlich gefälligen Eindruck.

Nachdem Pferdewachen postiert worden waren, lagerten sich alle zwanglos unter die schönen Eichen und verzehrten ihr mitgebrachtes Frühstück, wobei das Bier in Strömen floß.

Bald war alles in der heitersten Stimmung. Die Trompeter spielten; es wurde gesungen und auch getanzt. Graf Hue de Grais und Leutnant Meyer freuten sich über unser lustiges Treiben, und als Leutnant Meyer eine holde Schöne engagierte, die uns zusah (das Kloster ist zu Sommerwohnungen eingerichtet), und sich gewandt im Kreise mit ihr drehte, da tanzte bald die ganze Schwadron auf dem ebenen freien Plan, auch ich, zuerst mit meinem lieben Gehilfen Beck, dann mit dem wackeren Schmied Wolf und mit dem schlanken Wulff und mit dem Fleischer Koerner, der, seltsame Erscheinung! dasselbe griechische Profil wie Alexander der Große hat. Hätte er keine abstehenden Eselsohren, so wäre er der schönste Jüngling, der mir bis jetzt zu Gesicht gekommen ist. So ist er eine Verbindung von Satyr und Apoll. Sie alle kamen und engagierten mich, und wir waren in der fröhlichsten Ausgelassenheit. Wir tanzten *en carrière*, bis wir erschöpft auf den Rasen fielen und übereinander kollerten.

Endlich wurde kommandiert: ›An die Pferde!‹ und wir machten uns fertig. Da mußte nun mancher von seinen Kameraden auf das Pferd gehoben werden und mancher weiß noch zur Stunde nicht, wie er nach Hause gekommen ist. Auf dem Heimweg rissen wir Eichzweige ab und steckten sie auf dem Helm und an den Küraß, so daß wir wie der wandelnde Wald von Dunsinan im Macbeth aussahen.

Unser Rittmeister wollte, daß wir *alle* nüchtern in Halberstadt ankämen und kommandierte deshalb, als wir aus dem Wald heraus waren: Traaab! Erst am Viadukt der Vienenburg-Halberstädter Eisenbahn wurde Schritt! kommandiert. Das herrliche Träbchen von 1¼ Stunde ohne Unterbrechung, wir in |
iv429 voller Rüstung, verfehlte seine Wirkung nicht. Wir waren klatschnaß und dampften. Kein

einziges Gehirn war noch umnebelt als wir in den Schritt fielen.

Dann hieß es: ›Büsche weg!‹

Ein Blatt des meinigen behielt ich und trocknete es. Indem ich dies schreibe, betrachte ich das teure Andenken fast zärtlich. –

Es wurden noch mehrere solcher Übungsmärsche gemacht, verbunden mit Felddienstübung, aber keinen umwebt die Erinnerung mit so lichten goldenen Farben wie diesen. Ihm kann ich nur eine Partie unseres Ruderklubs in Neapel nach der Insel Ischia und den nächtlichen Ritt von Königerode über Wippra nach Sangerhausen, von dem ich später sprechen werde, an die Seite stellen.

Einmal übten wir auch Ein- und Ausladen der Pferde auf der Eisenbahn, und es war, als zögen wir in den Krieg. In voller Rüstung und mit vollem Gepäck ritten wir zur Station, und nun entfaltete sich das reizendste malerischste Bild vor meinen Augen. Komische Szenen waren in Menge vorhanden. Einige Pferde mußten von sechs Mann hinten gepackt und in die Wagen mit aller Gewalt geschoben werden. Bei anderen half auch dieses Mittel nicht und sie mußten rückwärts hinein, mit freundlichem Zuspruch, geführt werden.

Wir fuhren dann nach der Station Wegeleben, wo Ausladung stattfand. Hierauf ging es in scharfem Trabe nach Halberstadt zurück.

Gebadet habe ich in Halberstadt nicht regelmäßig. Im ganzen nicht mehr als zwölfmal, und zwar nicht in dem schmutzigen Tümpel, der Militär-Badeanstalt genannt wird, sondern oberhalb der Stadt in der Rabohne. Die Holtemme bildet hier einen ziemlich großen Teich mit kaltem reinem Harzwasser. Ringsherum stehen uralte Weidenbäume von einer Höhe, wie ich solche noch nicht gesehen habe. Der Teich liegt ganz im Schatten ihrer Kronen und ist ein köstliches Badeplätzchen. Es läßt sich nicht Erfrischenderes denken, als ein Bad in diesem Teich, nachdem man in glühender Sonnenhitze vier bis fünf Stunden lang in voller Rüstung exerziert hat. –

Als der Wachtmeister und ich im August einmal im Bureau saßen, sagte er zu mir:

»Nun, wie steht es denn mit einer Wache? Wollen Sie einmal auf Wache ziehen? Sie müssen doch alles kennen lernen.«

»Ich hätte Sie in diesen Tagen darum gebeten, wenn Sie mir nicht zuvorgekommen wären«, antwortete ich ihm. »Gewiß ziehe ich mit dem größten Vergnügen auf Wache.«

iv430 »Wollen Sie Nachtposten stehen oder eine ganze Wache?«

Ich wählte die ganze Wache.

So zogen wir denn drei Mann (Schramm, Stadler und ich) am 6. August, dem Jahrestag der Schlacht von Wörth, um ein Uhr nachmittags auf die Hauptwache und wurden daselbst von einem Unteroffizier der Infanteriewache übergeben. Der Wachtdienst der Kavallerie in Städten mit kleiner Garnison bildet einen sehr untergeordneten Zweig des Dienstes. Die Kavalleristen fallen da entschieden neben den Infanteristen ab, deren halber Dienst aus Wachtdienst besteht, damit sie nur überhaupt beschäftigt sind. Wir benahmen uns sehr unbeholfen und waren »unfreiwillige Komiker«.

Wir hatten nur einen Posten (Standartenposten vor der Wohnung des Obersten) zu beziehen, weshalb wir auch nur drei Mann waren, und führten uns wechselseitig auf. Um drei Uhr führte ich Stadler auf und ich glaube, daß ich ganz gut »Marsch!«, dann nach etwa hundert Schritt: »*Das* Gewehrrr über« und auf dem Heimweg: »Faßt das Gewehr an!«, dann »Halt!« – »Gewehrrr ein!« – »Tretet weg« – kommandiert habe.

Von fünf bis sieben stand ich Posten, und ich wurde von den Vorübergehenden recht angegafft. Nur einmal kam ich in die Lage, einen Griff zu machen: ich faßte das Gewehr vor dem Militärarzt Dr. Bother an.

Oehlmann konnte sich nicht versagen, vorbeizugehen, und er höhnte unbarmherzig. Als ich Miene machte, von meiner Befugnis Gebrauch zu machen und ihn zu arretieren, ergriff er die Flucht und schnitt mir aus der Ferne gräßliche Gesichter.

Um acht Uhr wurde die Kürassier-Wachtmannschaft durch sechs Mann der 5. Eskadron verstärkt, welche Nachtposten vor der Kammer und dem Arrestlokal zu stehen hatten. Ich ließ dann ein Fäßchen Bier auflegen (Tribut für die *erste* Wache), und wir waren recht vergnügt.

Auch Oehlmann fand sich ein; aber er erhielt erst Bier, als er mir versprochen hatte, meinen Küraß für den Dienst am anderen Tage zu putzen.

Von elf bis ein Uhr in der Nacht stand ich zum zweiten Male Posten. Die Minuten verschlichen wie Stunden; es war recht langweilig. Das schöne Lied Hauffs:

> Steh' ich in finst'rer Mitternacht
> So einsam auf der stillen Wacht

habe ich mindestens zehnmal gesummt. Die Stelle:

iv431
> Sei ruhig, bin in Gottes Hut,
> Er liebt ein *treu Soldatenblut*.

war für mich wie erleuchtet. Den wahren Wert der Lieder lernt man erst schätzen, ihren Zauber empfindet man erst voll, wenn unser Herz gleichsam nach dem bestimmten Ton gestimmt ist, in dem das Lied gedichtet wurde. Wie gedankenlos war ich früher über obige Worte hinweggehuscht, wie gewaltig packten sie mich heute!

Ich dankte Gott, als ich endlich in der Ferne den schweren Tritt der Ablösung hörte. Auf der Pritsche habe ich bei offenen Fenstern und Türen brillant geschlafen und ohne mich zu erkälten, während ich früher, wenn mich einmal zufällig in heißester Sommernacht die frische Luft berührte, am Morgen steif und verschnupft war. Das war auch eine Errungenschaft für mich von hohem Werte.

Um fünf Uhr wurden wir von den Revierkranken abgelöst, da wir jetzt in der Zeit des *Regiments*-Exerzierens standen, wo die Züge so stark an Zahl als nur möglich herauskommen müssen. Schon um halb sieben Uhr rückten wir auf das Brachfeld und kamen erst um ein Uhr zurück. Man vergegenwärtige sich: tags vorher fünf Stunden in voller Rüstung exerziert, dann sogleich auf Wache gezogen und von der Wache wieder direkt in den Küraß und sieben Stunden in furchtbarer Hitze auf dem Pferd. Aber das alles dünkte mir Spielerei, so härtet sich im regelmäßigen täglichen Dienst der Körper ab.

Das Regiments-Exerzieren, welches unmittelbar dem Manöver vorhergeht und etwa vierzehn Tage dauert, ist ein Dienst, von dessen Schwere und Strapazen sich nur der einen Begriff machen kann, der unter ihm geseufzt hat. Nur dadurch, daß die Anforderungen an Mann und Pferd durch zehn Monate hindurch allmählich rationell gesteigert werden, ist er überhaupt zu ertragen. Sollte ihn ein Rekrut nach den ersten acht Tagen mitmachen, so würde er unfehlbar als Leiche vom Platze fortgetragen werden.

Ich sah natürlich nur wieder das Schöne in allem und schwelgte in der Poesie, die auch in diesem Teil des Reiterlebens liegt, wobei ich wesentlich von meiner hohen Widerstandsfähigkeit gegen Hitze unterstützt wurde, die ich mir in Italien erworben hatte. Während die meisten Kameraden die Köpfe hängen ließen und in der Hitze und im Staub verschmachten zu müssen vermeinten, blickte ich mit fröhlichen Augen um mich herum und verlor den Humor nicht.

iv432 Die meisten Quedlinburger Schwadronen waren eingetroffen und hatten in Quenstedt, Wegeleben und Harsleben Quartiere bezogen. Jeden Morgen um acht Uhr stand das ganze Regiment, die fünf blitzenden Schwadronen in Front (die fünf zweigliederigen Eskadronen nebeneinander) oder in zusammengezogener Kolonne (die Eskadrons nebeneinander, aber jede einzelne in Zügen hintereinander), also so:

5. Escadron	*4. Escadron*	*3. Escadron*	*2. Escadron*	*1. Escadron*
erster Zug	erster Zug	erster Zug	erster Zug	erster Zug
zweiter	zweiter	zweiter	zweiter	zweiter
dritter	dritter	dritter	dritter	dritter
vierter	vierter	vierter	vierter	vierter

Dann ertönte jene reizende Manöver-Symphonie, gebildet aus lauter Kommandowörtern und wiederholten Trompeter-Signalen.

Der Oberst kommandiert: »Regiment!« und der Eskadron-Chef ruft hierauf: »Eskadron!«

Dann läßt der Oberst das betreffende Signal blasen und alle Trompeter der einzelnen Eskadrons wiederholen das Signal.

Wie da das Herz schwillt und die Augen funkeln!

Und nun begannen die teils schönen, teils berauschenden Bewegungen des kompakten gewaltigen Regimentskörpers voll kochenden energischen Bluts und in Stahl gehüllt.

Es läßt sich wirklich nichts Schöneres denken als die regelmäßigen Verschiebungen und Wendungen, die ein solcher Körper auf einer weiten Fläche vollzieht. Der Zug, etwa 24 Mann (12 Rotten) ist die taktische Einheit des Regiments. Wie leicht und graziös verschiebt, dreht und wendet sich nun die kompakte Masse vermöge dieser Einheit. Es muß ein hohes Vergnügen sein, ein Reiter-Regiment zu kommandieren. Ich denke mir als Kommandeur z. B. einen in ziemlicher Entfernung vorbeiziehenden Feind, etwa ein paar Batterien. Diese soll ich in der Flanke zu fassen suchen. Ich kommandiere also zunächst Trab und, immer den Blick auf den Feind gerichtet, lasse ich bald geradeaus fortreiten, bald in Halb-Kolonne (Diagonale) nach rechts oder links, bald verstärke ich das Tempo, lasse Galopp reiten, bis ich endlich eine Attacke wagen kann.

Es läßt sich ferner nichts Berauschenderes denken als eine solche Attacke.

Man reitet Trab an, dann wird Galopp kommandiert und im langgestreckten Galopp angelangt, bläst es plötzlich von allen Seiten: Fanfaro! Marsch! Marsch! Und nun werden die Palla|sche

iv433 geschwungen und die Pferde greifen aus, daß der Luftdruck den Atem raubt.

O, wie habe ich da auf meinem Saphir geschwelgt, wie hat sich mit meiner Lust die Lust am Anblick der frischen deutschen Bauernjugend vermischt! Und es ging eine Vorstellung von dem heiligen Wahnsinn in mir auf, der einen Kürassier ergreifen muß, wenn er im Schlachtenlärm attackiert, wenn er, dem Untergang geweiht, unter den düsteren weitausgespannten Fittichen des Todesengels in die Reihen der Feinde sprengt.

Ich freute mich allemal königlich, wenn es zur Attacke ging, aber auch nicht minder, wenn das Regiment in Zugkolonne, also die zwanzig Züge hintereinander, einmal um das ganze weite Brachfeld herum im Galopp hinraste. Wie wurde der Genuß durch die offenbare Gefahr gesteigert! Man sieht kaum seinen Nebenmann, den Vordermann gar nicht in der Staubwolke, die vollständig die Nacht hereinbrechen läßt. Der Erdboden dröhnt, die Pferde schnauben, das Herz pocht stürmisch. Manchmal jagt rasch ein Windstoß den Staub fort: es tagt und das Auge erträgt fast nicht den blitzenden Glanz der Kürasse, Helme und Degenklingen. Dann wird es wieder Nacht. – – –

Und jetzt trat eine ernste Sache an mich heran. Ich hatte, als ich Offenbach verließ, wie der Arzt am Krankenbette, die Wahrheit umgehen müssen. Ich mußte meiner Schwester sagen, daß ich nur *ein* Jahr zu dienen brauchte. Hätte ich ihr die volle Klarheit gegeben, so würde sie es nicht ertragen haben. Auch jetzt würde meine Eröffnung, daß ich noch zwei Jahre dienen müsse, schreckliche Folgen gehabt haben.

Hierzu trat, daß ich viel freie Zeit für die Korrektur der Druckbögen haben mußte und der geistige Schaffenstrieb immer gewaltiger in mir drängte. Ich mußte nach dem Manöver frei werden, sollte ich nicht untergehen.

Ich stärkte mich an dem Wort:

Du wirst es alles machen,
Tun, was *mein* Herze will,
Weil seine rechten Sachen
Gehn auf ein gutes Ziel.

und schrieb an den Grafen Schlieffen:

Ew. Hochgeboren hatten die große Güte als Herr Premier-Lieutnant von Hagen mich Ihrem Wohlwollen empfahl, zustimmend zu antworten, und |

iv434 hierauf gestützt, erlaube ich mir in nachfolgender Angelegenheit um Ew. Hochgeboren Rat ganz gehorsamst zu bitten.

Wie Ew. Hochgeboren bekannt ist, habe ich mich, um noch Aufnahme in der Armee zu finden, zu

einer dreijährigen Dienstzeit verpflichten müssen. Es wurde zwar von Herrn v. Hagen und später von Ew. Hochgeboren der Einjährig-Freiwilligen-Dienst in Anregung gebracht; ich konnte jedoch *vor* meinem Eintritt in das Regiment eigenthümlicher Familienverhältnisse wegen (auch jetzt noch weiß nur meine jüngere Schwester, daß ich Kürassier bin) die Sache nicht in die Hand nehmen und *nach* meinem Eintritt mußte ich daraus, daß Ew. Hochgeboren mir keine weiteren Mittheilungen machten, schließen, daß Sie sich von der Erfolglosigkeit jedes Schrittes in dieser Richtung überzeugt hätten.

Der Gedanke: von nächstem Herbste an noch zwei Jahre dienen zu müssen, hat nun durchaus nichts Abschreckendes für mich; denn einerseits bin ich mit Leidenschaft Cavallerist; andererseits geht alles Unangenehme, das mit dem Dienst verknüpft ist, in dem Bewußtsein unter, die erste Pflicht eines Deutschen in unserer Geschichtsperiode zu erfüllen, und ich würde die Kraft haben, die nicht seltenen Opfer der Selbstverleugnung wie seither, so auch für den Rest meiner Dienstzeit zu bringen. Aber, Herr Graf, so oft ich erwäge, was ich ganz mir selbst zurückgegeben in diesen zwei Jahren auf einem anderen Gebiete leisten könnte und dann bedenke, daß ich trotzdem den von mir so glühend geliebten Staat in keiner Beziehung um das Seine brächte – entsteht immer in mir der sehnliche Wunsch nach einer Verkürzung meiner Dienstzeit. Ich spreche dies nicht, wie ich erläuternd hinzuzufügen mir erlaube, als Kaufmann aus; denn Kaufmann war ich niemals anders als in zweiter Linie, und schon vor meinem Eintritt in's Heer habe ich die mercantile Laufbahn mit dem Entschlusse verlassen, sie freiwillig nicht mehr zu betreten. Ohne Trieb und ohne Talent zum Tanze um das goldene Kalb habe ich meinen nominellen Beruf von jeher nur als Mittel betrachtet, auf die leichteste Weise Länder und Leute kennen zu lernen und pflegte unter dieser Hülle sorgsam die Wissenschaft, in der ich allein Befriedigung und reines Glück finde. Sie ist auch das Gebiet, das ich oben erwähnte. Nicht nur hängt von meinem Austritt im Herbst die Publikation einer schon im vergangenen September vollendeten wissenschaftlichen Arbeit ab, sondern auch die rechtzeitige Abfassung eines neuen Werks, wozu ich das Material trotz der Müdigkeit, die den Recruten in seinen wenigen Stunden umarmt hält, gesammelt habe.

Demungeachtet, Herr Graf, würde ich es nicht wagen, dem lebhaften Wunsch nach Befreiung Ausdruck zu geben, wenn mich nicht eine Aeußerung des Herrn Premier-Lieutenant von Hagen und eine andere des Herrn Zahlmeisters Stahl zum Vorgehen ermutigten. In einer meiner Unterredungen mit Herrn von Hagen sagte mir derselbe bestimmt, jedoch ohne Motivirung, daß ich nur zwei Jahre zu dienen hätte. Die mir angeborene Zurückhaltung in Verbindung mit der Verwirrung, in der ich mich hier in den ersten Wochen befand, verhinderten mich, um nähere Aufklärung zu bitten. Herr Zahlmeister |
iv435 Stahl ferner sprach mir gegenüber die Überzeugung aus, daß man mich nach vollendeter Ausbildung in Berücksichtigung aller exceptionellen Verhältnisse entlassen werde. Ich glaube nun nicht zu irren, wenn ich annehme, daß beide Äußerungen auf Grund von Unterredungen mit Herrn Oberst von Larisch gemacht worden sind.

Ich wende mich hiernach vertrauensvoll an Ew. Hochgeboren mit der gehorsamsten Bitte, mir zu sagen, ob ich überhaupt meine Entlassung beantragen soll; denn ich möchte keinen Schritt unternehmen, von dem man im Voraus wüßte, daß er erfolglos wäre; eventualiter: an wen ich – natürlich mit der Erlaubniß und auch *Billigung* des Herrn Grafen Hue de Grais – den Antrag zu richten hätte.

Ich würde denselben, obgleich mir die Entlassung am Liebsten gleich nach dem Manöver wäre, dennoch erst für den 1. Dezember stellen, weil ich leider – Oehlmann ausgenommen – der Einzige von der I Eskadron bin, der an die Stelle des abgehenden Paroleschreibers treten kann und mich verpflichtet halte, so lange bei dem wackeren Herrn Wachtmeister Seding zu bleiben, bis ein genügender Ersatz gefunden ist.

Ich will noch erwähnen, daß es für mich in Betreff meines Militärverhältnisses weder eine Reserve- noch eine Landwehr giebt. Getreu bis zum Tode den politischen Grundsätzen, die mich leiten, werde ich mich, so lange ich die nötige Kraft habe, als zum Regiment gehörig betrachten; denn wer sich einmal in den Dienst des Allgemeinen begeben hat, Der will und kann nicht mehr zurück und strebt, unwiderruflich gezogen, der klaren Höhe zu, die mit ihrem Lichte sein ganzes inneres Leben gefangen hält.

Bei der ersten Begegnung mit dem Herrn Grafen dankte er mir für mein Schreiben und sagte:

»Ich werde mit dem Herrn Oberstleutnant sprechen. Jedenfalls erhalten Sie einen längeren Urlaub. Ob Sie ganz zu befreien sind, ist sehr fraglich; denn erstens ist Ihr Grund kein im Sinne des Gesetzes stichhaltiger, und ferner dürfen wir Sie nicht zur Disposition beurlauben, weil Sie erst ein Jahr dienen. Alles, was aber zu machen ist, wird gemacht werden.«

Hätte mich der Herr Oberst von Larisch freigegeben? Vielleicht – wahrscheinlich war es nicht. Der gute, freundliche, liebenswürdige neue Regiments-Kommandeur Oberstleutnant von Burgsdorff gab mich aber sofort frei, was ich jedoch erst während des Manövers erfuhr.

Ich verehrte erschüttert das Walten des Schicksals in diesem Dekorationswechsel.

Einstweilen genügte mir der versprochene längere Urlaub vollständig. Kommt Zeit, kommt Rat, dachte ich, und so konnte ich mich denn mit ruhigem Gemüt dem Manöver hingeben, das schöner ausfiel als meine kühne Phantasie es sich vorgestellt hatte.

TIBERIUS

iv437

Trauerspiel in 5 Aufzügen

Der ursprüngliche Titel lautete:

Tiberius
oder die Macht der Leidenschaften

Philosophisches Trauerspiel
in
3 Aufzügen

Personen

iv438

TIBERIUS römischer Kaiser
ANTONIA die Jüngere, seine Schwägerin
AGRIPPINA seine Nichte, und Schwiegertochter
CAJUS CALIGULA sein Großneffe und Adoptivsohn
BRUSILLA seine Großnichte
COCCEJUS NERVA
CULIUS SEJANUS seine Freunde
APICATA Sejans Frau
MACRO Oberst der Garde
ENNIA dessen Frau
TITUS
CAMILLUS, Sclaven des Cajus
LYGDOS Sclave des verstorbenen Trusus, Tiber's Sohn
Giftmischerin, Senatoren, Gladiatoren, Sclaven.

ALLGEMEINES

iv439

Die Handlung spielt im Jahre 3 n. Chr. (Tiberjahr des Sejan.)
Tiberius ist 72 Jahre alt (†37)
Antonia die Jüngere ist 68 Jahre alt (37 v. Chr. geb.)
Cajus Caligula ist 23 Jahre alt (8 n. Chr. geb.)
Agrippina †33
Ihre Kinder: Nero †30
Trusus †33
Livia (Mutter Tiber's) †29

TIBERIUS

– 9mal wurde er nach Deutschland geschickt. Tac. II/92.
– Er mordete Agrippa Posthmus (Enkel August's) Tac. I/20.
– Seine Gesellschaft auf Capri IV 91.
– Wie er über seine Nachfolge dachte VI 32 ic.
– Ausspruch des Arrimtius über T. Umwandlung VI 35.
– Seine erste Liebe, seine erste Frau: Vipsania Agrippina
– IV 50 ac.

SEJAN

– Cajus war noch mit Sejan in Capri zusammen V/106.
– Sein Sturz V/110 ac.
– Seine Gattin Apicata IV/58 verstossen von ihm.
– Sein Verhältnis mit Livilla, der Frau des Trusus (Sohn Tiber's) IV/58.

ANTONIA D. JÜNGERE

– Freundin Tiber's (Geliebte?).
– Gattin des Trusus (Tiber's Bruder).
– Kinder: Germanikus
– Jüngere Livia (Livilla).
– Sie benachrichtigte Tiber von den Plänen Sejans V/110.

COCCEJUS NERVA Sein Tod.

I. ACT

iv440 *I. Scene*

Zimmer im Hause des Cajus. Anwesend: die Sclaven Titus und Camillus. Camillus steht auf und sieht durch ein Fenster; dann weckt er Titus.

Camillus *er sagt* Auf Titus!
Titus Was – was giebt's?
Camillus Auf! sag' ich.
Spürst du die Morgenkühlung nicht! Jetzt weilt noch
Die Sonne hinter dem Vesuv.
Doch wie in Flammen steht der Osten.
Titus So frühe schon.
Und unser Herr noch nicht zu Hause?
Camillus Die Lampen aus – was kümmert's uns wie er die Nacht verbringt.
Titus Du hattest Recht.
Wenn wir nicht litten. Ach ein ruh'ger Schlaf
Ist längst zur Fabel mir geworden. Werf
[...]
Zu seinen Sünden.
Camillus Still! Wer mag dem Prinzen
Verargen, dass er Nachts an griech'schen Lippen
Nur im Palermowein Vergessen sucht
Der schweren Sorgen, die der Tag ihm bringt?
Titus Ist's eine Sorge auch wenn er dem Mord
Der Opfer beiwohnt, die der kriechende Senat
Dem Hass des Kaisers täglich bringt?
Ist's eine Sorge wenn er mit
Wollüst'gen halbgeschlossenen Augen
Und hochgerötetem Gesicht die Pein
Der Sterbenden verzehrt und ihre Qual?
Camillus Du schweifest ab. Ein[en] harten Bosner [wie ihn]
Giebt's in dem ganzen römschen Reiche nicht.
leise flüsternd
Hat nicht der Kaiser seinen Vater
Den grossen Held Germanicus Rom's Liebling
Gemordet?
Seit seine Arnio muss im finstren Kerker?
Schwebt seine Mutter Agrippina
Nicht an des Todes Rand?
Müsst er nicht selbst beständig fürchten
Dass seine Stunde kommen ist?
Müsst er nicht Freude zeigen wenn
iv441 Des Kaisers Feinde hingemordet werden
Wer kann entscheiden ob sein Lächeln
Natur ist oder Gengelei?
Nur wahrlich
Geziemet es nicht ihn zu verbannen.
Behandelt er dich nicht mit Milde?
Wer weiss ob wir nicht bald
In Schlenius Hände fallen; denn
Der Glaube mir nicht eher ruht Sejan
Den aus des Kaisers Gunst
Nichts, nichts verdrängen kann,
Als bis das ganze Haus des seligen Augustus

Verödet ist und leer.
Ein neu Geschlecht besteigt
Des grossen Cäsar's Thron.
TITUS Ach was!
Sejan hält einen Wolf beim Ohr
Ich möchte nicht in seinen Kleidern stecken
Die Götter leben und sie wachen über
Das Jul'sche Haus.
Still! Still!
Prinz Cajus kommt.

II. Scene

CAJUS *einen purpurscheinend Rosenkranz in den Haaren tragend* Entfernt Euch *Sclaven ab*.
ENNIA *eintretend* Ich folge dir – es ist geschehn
Ich brach dem Gatten, der mich auf
Den Händen trägt – die Treue.
Wahnsinnig lieb ich Dich.
Livia's Grösse hat ihren Ehrgeiz erweckt und die Verachtung, mit der sie von den hohen Frauen behandelt wird.
CAJUS Lass ab von mir – ich ahne, dass ich fallen muss.
Fass meine Hand nicht an, sie zöge dich
Mit mir hinunter in den Abgrund.
ENNIA *Es ist vielleicht besser einen Monolog Cajus vorangehen zu lassen, in dem er seine Stellung zu Ennia verkündet.*
Ich rette dich – wenn Du mir Lohn versprichst,
Wenn du an Ennia Seite mich hast Du
Den Thron zu stell'n versprichst.
CAJUS *blickt auf Coccejus* Was soll ich sagen? O!
Nur einer ist am Hof der mich verehrt
So lang er lebt bin ich gesichert.
Schreckliche Klage über die ihn umringenden Sprecher, |
iv442 *er fürchtet eine Falle.*
ENNIA Ganz offen will ich sein.
Bei den Olympiern schwör' ich es
Der bei den fürchterlichen Göttern
Im Schoss der Erde.
Sie enthüllt die Absichten Macros der an die Stelle Sejan's treten will.
Der Kurzsichtige merkt
Nicht, dass es unmöglich sei;
Noch unmöglicher den Thron zu besteigen.
Er gängelt nur die Herrschaft vor, doch ich seh besser
In die Zukunft nur hüte Dich.
(Du hast nichts mehr zu verlieren. Begegne der Gefahr, mit Mut ist alles zu gewinnen.)
Du wirst den Thron besteigen. Deshalb
Geh' ich anscheinend nur auf Maeus
Pläne ein. Du hast keine bessere
Freude als nur: Ihn, weil er mit Dir
Sepan zu stürzen hofft: mich,
Weil ich dich liebe. Vertraue uns.
Sind wir am Ziele mag mein
Gatte fallen.
Wir sind angestiftet von Sejan
Und dem Kaiser dich zu beobachten.
Der Kaiser weiss dass ich mit

Dir verkehre. Aber ich will sie täuschen.

CAJUS *schliesst mit ihr den Bund. Er verspricht ihr die Ehe.*

Er kann nur langsam sich entscheiden, doch sein Entschluß trifft wie der Blitz.

Die [...] muss verwickelt und doch sehr klar sein.

1) Tiberius will erst die Verwandtschaft, dann Sejan verderben (?)

2) Sejan will erst durch Tiberius die Caesaren, dann Tib. verderben. Deshalb die Sorge um Tib. Leben. Er fürchtet das des Germanicus.

3) Cajus möchte Tiberius verderben um sich zu retten, kann dies aber nicht thun, ehe Sejan nicht aus dem Wege geräumt ist.

4) Macro hält es mit Cajus aus Hass gegen Sejan und Hoffnung auf den Thron.

In all diesem Wirrwarr wirkt Antonia lösend.

iv443

III. Scene

Macro kommt und verkündet die Unterstellung des Nero. Alle drei beratschlagen was zu machen sei. Allseitige Beleuchtung der Verhältnisse. Ratlosigkeit.

CAJUS Er liess den Vater morden nun auch den Bruder – auch ich seh die Hand die nach mir greift.

IV. Scene

ANTONIA *hinter der Scene* Cajus! Cajus! – Wo ist er?

Lebt er? Wo ist er?

Antonia eintretend Er lebt *sie umarmt ihn lange; dann mit einem Blick zum Himmel*.

Ich danke euch ihr Götter – glühenden Dank.

Er lebt – ich träume nicht – er lebt.

V. Scene

Saal vor Tiber's Schlafzimmer.

SEJAN *allein* Lass mich allein mit ihm.

Er enthüllt seine Pläne. [...] Später: Entwerfung des Plans mit Macro und Ennia. Sie gehen ab. Vielleicht vorher eine Scene der Wartenden. – Besprechung der Lage des Reichs. Irgend ein König erbittet Audienz. Senatoren (Orccepus?).

VI. Scene

Die Scene mit Tiberius muß ein Meisterstück werden. Tiberius liebt diesen Sejan, obgleich er weiss, dass nur die Kunde des Germanicus der Grund wär, warum er den Sejan nicht zu fürchten braucht. Er durchschaut ihn, gönnt ihm aber die Herrschaft, seiner Befähigung wegen.

TIBERIUS *aus dem Zimmer tretend*. Mitteilung, dass Nero gestorben sei.

Der Todt des 2. Sohnes des Germanicus wird beschlossen.

Sejan schildert die Gefahren die entstehen können aus dem giftigen Samen, den Agrippinen in Rom hat.

Sejan bittet um Livilla's Hand. Die Tochter von der Agrippina an unbedeutende Ritter.

Mir ist es nur um dich zu sehn.

Er erinnert an die Todesgefahr, der er sich in der Grotte aussetzte um Tiber's Leben zu schützen.

Der Plan, das ganze Haus zu vernichten mit Ausnahme Caligula's wird festgestellt.

Agrippina soll nach Sorrent gebracht werden.

II. ACT

iv444 *I. Scene*

Antonia und Coccejus.

An dieser Unterredung, die weniger das Allgemeine als das Spezielle Hausinteresse zum Gegenstand hat, zeigen sich Beide in ihrer ganzen Größe.
Es wird von Tiber's harten [...] erschlagen.
Gesprochen: die Liebe Beider zu ihm bricht aus allen Herzen. Hoffnung noch Alles glücklich beilegen zu können.

Coccejus beschwört aber Antonia, den Tod des Brutus nicht zu melden. Das müsste ihn noch mehr auf die Kinder Agrippina's verbittern. Antonia erklärt, sie muss zwischen 2 Übeln das Kleinere wählen. [...]

II. Scene

Tiber und Vorige (oder Antonia allein?) .

Tiber Wann seh ich dich Antonia?
Das nenn ich einen frohen Anblick! Niemals
Antonia wusstest du das rechte Mass zu finden –
Von Agrippinas
Überaus eig'nem Willen ist der demütige nicht
Verschieden.

Antonia Einst warst du gut – doch jetzt?
Ich schaudere.

Tiberius Wohl dir dass du
Mit einem würd'gen Alter die Angelegenheit
Finstrer Herz an ihrer Qual.

Antonia In deiner Verschlossenheit fühlst du
Das Elend nicht das du bereitest.
Geh hin nach Rom und sieh'
Die Verwandten der mit Streit
Und Hassen versehenen Opfer deines Zornes
Die Leichen umschwärmend
Wie scheue Tauben das Futter.
Verscheucht von deinen Henker
Mich führt mein Weg gar oft
Vorbei und wo ich strafen kann
Thu ich's. Als die Arnia am
Leichnam ihrer unschuldigen
Brüder hinsank und
Den Schergen sie wegreissen wollte,
Da trat ich zu ihr
Und die Schergen traten zurück.
iv445 Mich wagen sie nicht
Zu verdrängen die Mutter des Germanicus
Die Tochter und so lange blieb
Ich bei ihr bis sie sich ausgeweint
Hatte, dann gingen wir zusammen fort.
Hinab diesen Weg liefen eiligst
Thränen nicht mir [...]
Dich.
Du warst der Tapferste der Tapfersten
Der grösste Feldherr der Zeit
Und [...]? Weniger als ein

Perser. –
Tiberius Dem Verstande eines Weibes
Entziehet sich mein Leben.
Ein Pluto selbst zerbricht seinen
Witz daran. Ich will Dir's
[...] langen Tochterehen.
Hab' ich den Germanicus gemordet
Du bist seine Mutter sprich
Bin ich sein Mörder?
Sag's selbst Du kanntest ihn
War er ganz rein?
Er war ein Clauder und das sagt genug.
Siehst Du – Du kannst mich nicht
Verklagen; auch Agrippina
Sagt's offen und [...] die Folter.
Genug – Antonia. Sag was führt dich her?
Enthüllung.

III. Scene

Apicata, der Sclave Lygdos Du Giftmischerin.
Als der Antheil Lurilla's zur Sprache kommt erschrickt Antonia. Coccejus tritt an sie heran und sucht sie zu trösten.
Du hast's gewollt nun trag' die Folgen.
Tiberius Vergiftet: O vergiftet, er mein Sohn!
Einfältig ist ja alles, sterblich alles.
Als du vor mir lagst mit den
Gebrochnen Augen mein
Junger Held, mein Ebenbild.
Da weinte ich wie alle Väter.
Aber jetzt hasst, O Gauner,
Gemordet in der Fluth der Jahre
Vom Freund, von meiner Nichte
iv446 O Haus der [...] und Caesaren.
Ich handle.

IV. Scene

Macro wird mit der Botschaft betraut, Sejan zu stürzen. Verhandlungsbefehle, die den zögernden überlegenden Charakter Tiber's zeichnen.

III. ACT

iv446u

I. Scene

TIBERIUS *im Sessel vor der Villa des Jupiters, mit dem Blick auf's Meer*

So jetzt verlasst mich, sobald der
Bote kommt, schickt ihn sofort hierher.
Die Nachricht des gelungenen Attentats ist bereits [...] eingelaufen.

II. Scene

Marco's Bericht vom Sturze Sejan's .

TIBERIUS Tret ein. Was sagst Du?
Er kam verwirrt? Still still
Lasst mich das Bild vergnüglich kosten.
Er verhüllt seine Augen.
Fahre fort!

Tiberius opfert alles dem Staatsgedanken. Gewohnt von Jugend auf seinen Neigungen entgegen zu handeln, ist der Egoismus in ihm erstorben und das Allgemeine seine Leidenschaft. Als ob mein Auge selbst sich haßte. Als wäre meine Seele frei von mir und wie ein Gegenstand der fremd mir ist vor mir gelegt und ich erfasste wie in einem Ruck mein Wesen. So habe ich in furchtbar grellem Licht gesehn den Abgrund aller Creatur. Ist diese Aufgabe erfüllt dann such ich der Gräber Ruhe. *Das Grab ist mein* [...]. Tusculum.

III. Scene

Coccejus Tod.

Er erkennt mit teuflicher *Grausamkeit* alles, was Tiber that. Aber gerade der Schmerz darüber, dass die Gesellschaft und die Geschlechter alle diese grässlichen Änderungen nötig machen, bestimmen ihn zur Tortur des schmerzlichen Beweis' wegen.

iv447 An diese Grausamkeit knüpft Tiberius ein grässliches Bild seines *Charakters.*

Meine Seele trinkt Blut Blut Blut.

Für Cajus ist der III. Act. Crise, weil er jetzt an Tiberius kann. Für Tiberius, weil er jetzt niemand mehr im Wege hat der ihn *beschränkt*. Aber was mit dem Charakter Tibers versöhnen muss ist, dass er das Geschlecht ausrotten will, weil er tief in seine Natur geblickt hat. Nur erfüllt vom Staatsgedanken giebt er seinen Familiengliedern den Tod wie man Tiger und Schlangen ausrottet. Reueblick Tiber's auf die Geschichte Roms. Unmöglichkeit die Republik herzustellen. Allgemeine Fäulnis. Die Adligen müssen gelichtet werden. Das römische Volk darf nicht in die Klauen solchen Zeugs fallen, solcher *Wahnsinnigen.*

Coccejus muss wie Lindier richtig sagt, den antiken Chor ersuchen: Er muß der Andern [...] schwebende klare Spiegel derselben sein.

IV. Scene

TIBERIUS *allein* Beschluss, die Familie auszurotten. Entwicklung seines Glaubens.
Ihr Griechen seht mit beleidigendem Geistesdenken auf uns
Römer, aber ich sage Euch ich habe tiefre Blicke in die
Welt geworfen als Euer Vater und Sacrater.

V. Scene

Liebliche Scene zwischen Cajus und seiner Brusilla.

VI. Scene

Cajus und Ennia.

Cajus will jetzt den Thron Tiber's. Ennia hält ihn zurück weil alles scheitern kann. Sie will Agrippina's Tod, die sie hasst bis in den Tod.

IV. ACT

iv447u
I. Scene
Gastmahl. Gladiatorengefecht. Ein Gladiator sinkt tödlich getroffen bei Tiberius *hin*
Wie angenehm warm! Wende Dich [...] Caligula!
(Die Thaten Tabor's werden in Hexametern besungen.)
iv448 So war's. So war's. Wie fern. Wie fern!
Er reißt sich die Rosen ab und ruft
Mein Helm, mein Schwert.
[...]

II. Scene
Die entsprungene Agrippina. Versöhnungsversuch erledigt sich mit einer grässlichen Scene zwischen Beiden.

III. Scene
Schändung der Brusilla.
Warum Brusilla meinst Du – Götter
Was lebt in deinen Augen?
Du bist wie Schnee so kalt.
Was hat man dir gethan?
Sie flüstert ihm etwas in die Ohren.
Cajus *ausser sich*.
Brusilla *mit Seelengrösse*.
Sie ersticht sich.
[...] leise vor Jupiter. Grässlicher Fluch und Schwur mit dem blutigen Dolch.
Cajus – Tiberius.
In dieser Scene lügt Cäsar nicht. Er giebt sich wie er ist. Tiberius erschüttert.
Dessen ist die menschliche Natur fähig und du willst leben?
Die geist'gen Bedenken und Überlegenheit lähmt ihn.
Sie wollen zusammen sterben. Tiberius gewinnt die Überzeugung, dass sein Leben bedroht ist. Auftrag zum Tode des Cajus.

IV. Scene
Cajus und Ennia.

V. Scene
Beide Sclaven.
Christliche Bekenner.
Nur Worth hört ich wunderbar
Von Liebe Gleichheit und Seeligkeit.
Er sagte mir wir seien alle alle trunken
Cäsar so gut der Meinige als ich von dir.
Ein Gott nur gäb es keine Götter
Und alle Menschen hasst du? Ich
Und du und Cäsar alle gleich geliebte
Kinder von diesem einen gütigen Vater.
iv449 Gezeugt aus ihm und ihrem Leben
Theilhaft sein Leben seines Wesens
Erlösung.
Erlösung aus des Lebens Banden.
Schöner Gegensatz zum trüben Bilde der Tragödie. Tiberius †37 also 4 Jahre nach Christi Tod. Kann schon allerdings Kunde auf Capri vom Christenthum gewesen sein.

V. ACT

iv449u

I. Scene
Macro erhält den Befehl die Agrippina zu morden und alle anderen Angehörigen.

II. Scene
Er zögert. Macbethscene zwischen Macro und seiner Frau. Er erhält den Befehl: Sie heuchelt Caligula soll aufgehoben werden bis Brutus [...] Todesstoss.

III. Scene
Ennia. Macro. Cajus.
Wie Tornados des Tabor wird beschlossen.
Caligula stürmt fort.

IV. Scene
Tiberius und Gefolge.
Die Reise nach Rom wird beschlossen.

V. Scene
TIBER und CAJUS
Ermordung.

Ich habe dich vergiftet
Du stirbst und ich, ich triumphiere.
Germanicus den Vater räche ich.
Du Mörder Agrippina's meiner Mutter
rächte ich – ich rächte Brusilla
Meine süsse süsse Schwester.
Uns Nuren – Brutus, o der kennt sie alle.

Cajus betrachtet ihn leuchtenden Auges und wollüstig atmend. Er wirft ihm alles vor. Wie er ihn anstatt zum Guten zu erziehen die Nelke des Cleander erst recht gewelkt habe. |
iv450 *Tiber erhebt sich mit übermenschlicher Kraft. Cajus weicht erschrocken vor ihm zurück.*

VI. Scene
Macro will Cajus ermorden. Aber Ennia hat schon alles angeordnet. Preatorianer treten ein und verhaften ihn. Sie lässt vor Macro die Maske fallen und will in Caligulas Arm eilen. Da ereilt sie ihr Schicksal. Er lässt sie zur Enthauptung fortführen.

VII. Scene
Sclaven am Totenbett des Tiberius. Einfaches Gebet.
[...]
Cajus allein.
Weiss noch nicht den Tod Brutus – aus seinem Monolog muss klar werden, wie verlassen und unglücklich er sich fühlt. Nur ein Lichtstrahl, aber auch dieser unbestimmt: es naht sich mir das Weib. Ob aus Liebe oder Berechnung. Wegen Letzterer aber Macro auf Verrath an Tiberius und ist mein Verbündeter. Sie sucht mich durch Koketterie zu fesseln. Nun hält sie stand, wenn ich sie durchsuchen will. – O ihr kennt mich alle nicht. [... ist am Hof – so lange der lebte, so lange bin ich hier der alte Nerva].
Macro – kündigt den Tod des Brutus an. Sie berathen wie Sejan (gibt sich zu erkennen) werden könne. Sie sehen ihre Machtlosigkeit ein – es geschieht auch nur um den Egoisten ganz klar zu machen, die Verhältnisse nach allen Seiten zu besprechen. Sie gehen zusammen zum Cäsar.
[... Tiberius ...] – Politische Gespräche über die Lage Roms. Charakteristik der Personen. Neues Licht wird auf die Verhältnisse geworfen. Immer noch im Wahn Sejan stünde felsenfest. – Ein Sclave meldet, dass Cäsar allein zu sein wünscht, dass sein einziger Wunsch

heute sei, an der Brust Sejan zu liegen.
Tiberius allein. Sein Hass gegen Sejan. Er weiss nicht, was er anstellen soll um ihn zu stürzen.
Tiberius und Sejan.
Der Hof mit denen versammelt um den Tod Brutus angegangen.
Coccejus – Cajus und Macro bleiben zurück. Letztere suchen in Aller Vorsicht gegen Sejan zu sprechen. Sie dringen nicht durch. – Coccejus hierauf allein mit Tiberius.
Tiberius beichtet seine Ansichten. [...]

BUDDHA

iv451

Ein dramatisches Fragment

ALLGEMEINES

iv452

Maha Máya   Mutter Buddhas, † bei seiner Geburt
Sudhódana   sein Vater
Prajápati   seine Stiefmutter
Yasódhará   sein Weib
Ráhula   sein Sohn
Kantáka   sein Pferd auf der Flucht
Channa   sein Freund
Káludáyi   Edler, der ihn nach Kapilawástu zurückbringen soll
Ananda   sein treuer Diener
Nanda   sein jüngster Bruder von der Prajápati
Sákya   sein Geschlecht
Koli   Geschlecht der Mutter
Kapilawástu   Residenz
Gotama, Sidhárta,   (seine [Buddhas] Namen)
Káladéwala   Rat des Königs
Rama
Dhaja
Laksana   Brahmanen
Jati
Manta
Bhoja
Múgalán   sein Schüler
Sériyut   sein Schüler

I. ACT

iv453 *I. Scene*

Rama, der Erzieher Gótamas, sitzt kontemplativ vor dem Palaste des Königs. Laksana, der oberste Brahmane, tritt auf. Begrüßung und Gespräch.

Laksana vielleicht als zurückkehrender Büßer.

Rama Ihr kennt den Vorgang bei der Geburt des Prinzen.

Als matt die Königin auf dem Lager hingestreckt lag, zärtlich den Kleinen mit den großen, dunklen ruhigen Augen [umfassend], da war es allen, als würden durchsichtig die gebenedeiten Glieder und entströmten Fluten überirdischen Lichts dem wonnigen Leibe. Der überselige König ließ sofort die sternekundigen Weisen holen und sie verkündeten: Großes Glück steht diesem Kind bevor, doch Dir, o großer König, Glück oder Unglück, je nachdem. Soll er Dir folgen in der Herrschaft, so entzieh' den Herrlichen bis zum 30. Jahre dem Anblick eines Kranken, eines Greises, eines Toten.

Genaue Schilderung der Verhältnisse: Maha Máyas Tod .

Der kriegerische, tatenreiche König schloß sofort
Verträge mit seinen Nachbarn. Die Gebrechlichen
wurden in andere Teile des großen Reichs verwiesen,
die Verbrecher zweihundert Meilen von der Hauptstadt hingerichtet.

Ein stiller, heiterer Ernst lag auf dem Jüngling. Er sah das Wachsen und Vergehen der Pflanzen, sein Geist, immer kontemplativ, sah Bestandlosigkeit in allem. Da fragte er: Was bedeutet dieses ewige Werden, dieses ruhelose Sein?

II. Scene

Buddha und Vorige. Religiöses Gespräch. Gegensätze von Pantheismus und Buddhaismus. Politische Gegensätze. Alles noch unklar in ihm. Die Brahmanen lehren in der Schule, das Volk schmachtet. Herrschaft der Kasten. Bei ihm große glühende Liebe für die Menschheit.

In den ersten Acten Schwanken Buddhas. Die Weisheit ist noch nicht zum Durchbruch gekommen; er lehnt sich vorläufig gegen das Bestehende instinktiv auf. Seine Mission ist ihm noch nicht klar geworden. Er steht noch zu sehr unter dem Einfluß *fremden* Denkens.

iv454 *III. Scene*

Channa und Vorige. Channa verkündet, daß ein Krieg ausbrechen wird und fordert Buddha auf zum König zu kommen.

IV. Scene

Yasódhará. Buddha.

Sie kommt, um ihn zu bestimmen, den teuren Eltern folgsam zu sein.

Buddha Wem einmal in die Seele fiel
Der Weisheit Same
Und ging der Same auf
Der nährt den Keim mit seinen besten Kräften,
Er wächst und wächst; die Pflanze nimmt
Die ganze Seele ein.
Mit seinem Herzblut nährt er sie;
Sie ist ihm alles, Vater, Mutter, Bruder,
Schwester, Gemahlin, Kind.

Yasodhara *vorwurfsvoll* Gemahlin? Kind?

Buddha Vergib – ich schwärmte *mit abgewandtem Gesicht*
Nicht Gattin, Kind.

II. ACT

iv454u

I. Scene

Thronsaal. Brahmanen. Adelige in großer Zahl. Verkündigung des Königs. Sudhódana und Prajápati versuchen den Sohn zu bestimmen, von seinen Träumen abzulassen und sich den Staatsgeschäften zu widmen.

SUDHODANA Laß ab mein Sohn, mit Fragen dich zu quälen,
Die nie ein irdischer Geist erforschen wird,
Glaub' an die Götter, die dein Aug' nicht sieht,
Doch die im Munde der Brahmanen leben.
Laß diesen die Beschaulichkeit und die Entsagung.
Was willst du Bahnen ziehn, die ach
So weit ab von den unsren liegen?
O suche deinen Himmel nicht in Wüsten,
Im Auge deiner Gattin suche ihn,
Im Lächeln deines kleinen schönen Ráhula.

GOTAMA Vergebt mir, wenn ich heute mich nicht binde,
Laßt mich noch frei für wenige Tage.
Im Kopfe wirbeln die Gedanken
iv455 Wie Staub der Wüste durcheinander
Wenn in das Sandmeer greift
Mit tausend Armen grimmer Südwind
Es muß ja tagen, o es muß
Sich endlich ein Entschluß
Aus meiner Seele ringen – Klar
Und hell muß endlich, was ich will,
In mir erscheinen.

II. Scene

Eine Paria drängt sich durch die Wachen und erfleht Vergebung für ihren zum Tode verurteilten Mann. Alle weichen entsetzt zurück – die Brahmanen stürzen sich vor den König, um ihn vor dem Hauche der Verachteten zu behüten. Die Krieger stürzen herab und wollen sie niederstechen. Da wirft sich Buddha zwischen sie und nimmt die Verachtete in seine Arme.
Unbeschreibliche Aufregung. Prajápati schreit laut auf. Aufruhr der Priester.

III. Scene

Besprechung der Brahmanen. Befürchtungen, der träumerische Jüngling könnte fürchterlich werden. Starnackige Konversation. Jesuitische Pfaffenhorde.

III. ACT

iv455u
I. Scene
Channa und Buddha im Walde. Buddhas Mission wird ihm klarer. Channa deutet daraufhin, daß er seinem Vater gefügig sein möge und, zur Herrschaft gelangt, reformieren solle.
BUDDHA weist auf den Sturm in seiner Seele, die nicht warten könne, dann darauf hin, daß ein kleines Feuer ausbrenne. Er müsse ein großes anzünden durch seine Persönlichkeit.
CHANNA erschrickt. Schlangenbiß oder Tiger? Buddha will den Freund retten. Er zeigt den höchsten persönlichen Mut.
Channa erinnert ihn an seine Familie.
BUDDHA *heftig schwankend*

Umstarrt seh ich mich von steilen Felsen, nirgends ein Ausweg, geschmiedet seh ich mich in unzerreißbaren Ketten – aber, o die Glut in mir, der Drang und seine Blüte, das *Vertrauen*, der Glaube. Der Drang sagt mir, daß plötzlich dieser Felsen schwinden *müsse*, diese Ketten brechen *müs|sen*
iv456 und das Vertrauen sagt mir, daß ich frei in goldnen Fernen wandern werde.

II. Scene
Buddha allein.

III. Scene
Fest wegen des errungenen Sieges.
Buddha mit der Leiche Channas tritt in den Jubel, der aus dem Palaste schallt. Der Kontrast, die lasciven Scenen lassen die Weltverachtung durchbrechen.

IV. Scene
Nachricht, daß Ráhula erkrankt sei.

V. Scene
Ráhulas Tod.

VI. Scene
BUDDHA *allein mit Yasódhará. Sie entschlummert über der Leiche. In Buddha erneuert sich der Kampf zwischen Welt und Himmel. Er denkt an sie, seinen verlassenen Vater, an seine Mutter*. Aber der Himmel siegt!

Nein! Keinen Kuß auf diese süße Blume.
Es sei die erste Entsagung.
(Were I, *from parental affection*, to endanger the reception of the Buddhaship how could the various orders of being be released from the sorrows of existence.)
Der Tod des Kindes, meines ersten Einzigen, birgt die Buße für den letzten falschen Tropfen meines Bluts. In mich zurückgegeben ist mein Wesen *ganz*, in *mir* liegt anderer Wurzel Stamm und Blüte und dieses ganze
Wesen opfere ich jetzt und weich' so der Vernichtung.

VII. Scene
Yasódhari erwacht. Sie hat geträumt, Buddha wolle sie verlassen. Es wird klar in ihr.

O Götter! Großer Siva halte ihn!
Gótama, mein Gatte, mein Geliebter!
Sie stürzt ohnmächtig zusammen.

IV. ACT

iv457 *I. Scene*
Hof. Bestürzung der Familie über Buddhas Flucht. Beratung, zu der Káladéwala zugezogen wird und Brahmanen.

II. Scene
Buddha in der Wüste.

III. Scene
Káludáyi kommt vom Hofe gesandt, ihn zur Umkehr zu bewegen.
Vielleicht auch Brahmanen?

IV. Scene
Buddha allein. Anfechtung. Zwei Gestalten, beide schön, die eine licht, die andere düster, erscheinen über Buddha. Sie sind die Verkörperungen der beiden Stimmen in seiner Brust.
Hier wird ihm klar, daß Er *Alles* ist. Alles nur Erscheinung zur Läuterung seines Herzens und zum Herzensfrieden; auch seine Predigten.
1. Stimme: Erinnert ihn an seine Familie.
2. Stimme: Ermahnt ihn, standhaft zu sein.
1. Stimme: Versucht ihn mit der Herrschaft über Indien, supreme emperor.
2. Stimme: Weist auf seine Unfähigkeit, Blut fließen zu sehen und auf die Macht des Wortes hin.
1. Stimme: Schildert die Annehmlichkeit eines reichen Lebens.
2. Stimme: Tröstet ihn mit dem Segen der Entsagung.
1. Stimme: Appell an seine Sinnlichkeit. Genuß.
2. Stimme: Trost *der Engel verschwindet und sechs andere lichte Genien treten auf*
1. die Wahrheit
2. die Weisheit
3. der Genius seiner Lehre
4. die Güte
5. der feste Glaube
6. die Standhaftigkeit im Leiden.
1. Stimme: Zweifel an der Wahrheit seiner Lehre.
Bedenke, Nirwana, Nichts, Nichts zu sein!
Hast du bedacht, was es heißt, ausgeschlossen
aus der Gemeinschaft der Lebendigen?
iv458 Geschieden zu sein von den Freuden des Lebens?
Die Wahrheit...
1. Stimme: Vom Unglück deiner Familie will ich nicht reden,
aber von allen, die du verführst.
Du zündest ein Feuer an auf Erden, du
wirfst den Zwiespalt in den Frieden der Welt!
Vater wird gegen Sohn, Bruder gegen Bruder kämpfen.
Ihr Blut komme über dich!
BUDDHA *erzittert* Wehe! Wehe!
1. Stimme: Zweifel an seiner Erkenntniskraft.
Kannst du nicht irren?
Die Weisheit...
1. Stimme: Zweifel an der Kraft des Erlösungsgedankens.
Wirst du Erfolg haben?
Wirst du dein Opfer belohnt sehen?
Hättest du allein gefehlt und wärst zerbrochen

an dem Irrtum wie ein Schiff am Fels – dann
Trauer, aber doch kein großes Leid.
Der Genius seiner Lehre...
1. Stimme: Zweifel an der Kraft seiner Beredsamkeit.
Doch du willst Lehrer sein. In Millionen
streust du deinen giftigen Samen und er geht
auf. Du trennst sie von der Wahrheit, die
im Glauben, dem Vater, liegt – im Alten,
Ehrwürdigen.
Was haben dir die Armen getan, daß du
solch Unheil auf sie häufen willst?
Weißt du, ob du nicht dennoch nach
dem Tode lebst? Wie dann, wenn du bestanden,
auf das Elend blicken mußt zur Strafe,
das du angerichtet hast?
Wie dann?
Die Herzensgüte...
1. Stimme: Zweifel am großen Erfolg seiner Lehre.
Der Glaube...
1. Stimme: Zweifel an seiner Kraft, alles zu ertragen.
Seine Verklärung.
Reception of the Buddhaship.
Die Standhaftigkeit im Leiden...

V. ACT

iv459

I. Scene
Buddha bettelnd.
Sidharta! thy body is composed of the
four elements and this food is the same;
therefore let element be joined to element.

II. Scene
Seine Betrachtungen über die erste Mahlzeit.

III. Scene
Prajápati, Yasódhará und Sudhódana kommen selbst, um ihn zur Umkehr zu bewegen.

IV. Scene
Buddha und herandrängendes Volk.

V. Scene
Seine erste Predigt.
Durch meine Seele geht ein mächtiges Gefühl
Euch alle, alle, zu mir herzuzieh'n,
Doch so kann es nicht sein
So biet ich meine Worte euch
Und meine Taten. Folgt mir nach.
Mutter und Weib bekennen sich zu seiner Lehre. Auch Sériyut und Múgalán.

VI. Scene Seine Vision.

Aus dem Leben Philipp Mainländers

ZpK74

Mitteilungen aus der handschriftlichen Selbstbiographie des Philosophen.
Von Dr. Fritz Sommerlad (Giessen).

Der Verfasser des an anderer Stelle *[1] von mir kurz besprochenen ebenso inhaltsvollen wie merkwürdigen Werkes »Die Philosophie der Erlösung« hat unter seinen Papieren einen zusammenhängenden Bericht über sein leider so kurzes Leben hinterlassen, der uns diese ganz eigenartige Persönlichkeit ausserordentlich nahe zu bringen vermag. Es liegt in diesem Leben z. T. auch geradezu der Schlüssel zum Verständnisse der philosophischen Anschau|ungen
ZpK75 MAINLÄNDERS; und namentlich aus diesem Grunde glaube ich den Lesern dieser Zeitschrift eine willkommene Gabe zu bieten, wenn ich, die gütige Erlaubnis des Besitzers des Nachlasses, des Herrn GEORG HÜBSCHER in Köln*[2], benutzend, das Wichtigste aus jenen interessanten Blättern hier mitteile. MAINLÄNDER hatte das Tagebuch selbst zur Herausgabe bestimmt; er starb, und seine Schwester, die den 2. Band seines Hauptwerkes bearbeitet und herausgegeben hat, kam auch nicht mehr dazu, die Biographie zu veröffentlichen. Es bleibt auch die Frage, ob das Ganze geeignet wäre, einem grösseren Leserkreise zugeführt zu werden; der Verfasser selbst bemerkt am Schlusse: »Ein Vorwurf (gegen diese Lebensgeschichte) hätte Begründung: der, dass ich mehreres erzählte, was mich allein interessieren kann. Dieser Zwischenbemerkungen wegen bitte ich um Verzeihung. Ich habe sie nicht ausgelassen, weil ich auch für mich geschrieben habe.« – Seinen Anhängern, Freunden und Landsleuten würde ja freilich manche Einzelheit aus seinem Leben, mancher kleine Charakterzug, manche gelungene Schilderung den Verfasser noch teurer machen; ich kann hier davon absehen; die Persönlichkeit hebt sich auch so in ihrer Tiefe, Grösse und Reinheit deutlich genug hervor. – Um den Eindruck, den das Original macht, nicht zu schwächen, lasse ich, soweit es angeht, den Verfasser selbst sprechen; ich sehe auch hier ganz und gar davon ab, den Versuch einer Charakterzeichnung meines Landsmannes zu machen; ich beschränke mich auf die bescheidene Thätigkeit des einfachen Mitteilens.**[3]

Zunächst ganz kurz einen Überblick über den äusseren Lebensgang des Philosophen! – PHILIPP BATZ (sein echter Name) ist am 5. Oktober 1841 zu Offenbach am Main geboren. Er war das jüngste Kind unter fünf Geschwistern, drei Söhnen und zwei Töchtern. Seine erste Bildung erhielt er auf der Realschule zu Offenbach. 1856 kam er auf die Handelsschule in Dresden. Am 1. Juni 1858 reiste er über Frankreich nach Italien, um eine Stelle in einem Handelshause in Neapel anzutreten. Dort hielt er sich über 5 Jahre auf. Er kehrte dann nach Offenbach zurück und war im Geschäfte seines Vaters thätig. 1868 ging er nach |
ZpK76 Berlin, wo er im Bankhause MARTIN MAGNUS Anstellung fand. 1872 verliess er Berlin, kehrte nach Offenbach zurück und nahm dann abermals eine Stelle in Berlin an. 1874 vollendete er in Offenbach sein Hauptwerk und trat dann freiwillig bei den Halberstädter Kürassieren ein. Am 1. November 1875 nach Offenbach zurückgekehrt schloss er sein Werk mit einem 2. Bande ab und gab sich Ende März 1876 selbst den Tod.

MAINLÄNDER ist sich bewusst, von Abstammung und Geburt her viel von dem mitbekommen zu haben, was ihn später in einen Gegensatz zur umgebenden Welt treten liess. Er hält daher in seiner Biographie eine »Umschau in seinem Ahnensaal« und berichtet einige Zeilen über sein »Leben vor der Geburt«. Er führt selbst verschiedene Eigenschaften auf seine Vorfahren zurück in folgendem umgebildeten Verschen GOETHES:

»Der Vater gab ein gutes Herz,
Mitleid mit Mensch und Tieren.
Die Mutter melancholisch Blut
Und Lust, zu spekulieren.
Urahnherr war voll wildem Trotz,
Das spukt so hin und wieder,
Urahnfrau liebte myst'sche Glut,
Das zuckt wohl durch die Glieder.«

Ein eigentümliches Licht auf die Entstehung seiner Lehre von der Welterlösung durch die »Virginität« wirft die Mitteilung, dass seine Grossmutter mütterlicherseits, durch besondere Verhältnisse – einen förmlichen Roman – getrieben, ohne Liebe heiratete. Er sagt darüber: »Ich lege auf letzteren Umstand ein grosses Gewicht; denn nur aus ihm ist mir der Grundzug im Charakter meiner Mutter erklärlich. Diese ging mit grossem Widerstreben in die Ehe und war in derselben von einer Zurückhaltung und Keuschheit, als ob sie keine Frau, sondern eine Jungfrau gewesen wäre.« Von der Grossmutter heisst es, sie habe später ihren ersten Geliebten, einen französischen Offizier, noch einmal gesehen und sei dann in eine stille Apathie verfallen; sie habe sich nachher mit voller Seele dem Glauben hingegeben und dieser habe in ihr allmählich die grösste Verinnerlichung bewirkt, bis das überreizte Gefühlsleben im Meere des Mysticismus versunken und in visionäres Schauen ausgebrochen sei. – Einen ähnlichen Zug überliefert er uns von seiner Mutter. »Als Mädchen«, sagt er, »war sie die Schönste in Offenbach. Sie war eine geniale |
ZpK77 Frau; aber der Diamant in ihrem prachtvoll gewölbten Schädel blieb ungeschliffen, die Perle in ihrem Haupte wurde in der Jugend nicht sorgfältig gereinigt. Wäre diese bedeutende Intelligenz, diese herrliche Phantasie von Kunst und Wissenschaft befruchtet worden, so würde eine Dichterin in die Erscheinung getreten sein, deren Ruhm neben dem der Sappho und dem der Corinna stand gehalten hätte.« Auch sie wurde, wie oben schon gesagt, gegen ihren Willen in die Ehe hineingetrieben. Mainländer bemerkt bei Gelegenheit dieser Mitteilungen, dass er diese Angelegenheit nur des wissenschaftlichen Interesses wegen berühre, mit demselben Widerstreben, mit dem man den Körper eines teuren Toten den Ärzten zur Zerstückelung überlasse. »Die Jungfrau hüllte sich als Frau gleichsam in einen zweiten undurchdringlichen Schleier; zum instinktiven Schleier gesellte sich der Schleier der Reflexion. Es mussten entsetzliche Kämpfe stattfinden unter dem feindseligsten Grusse der Planeten. Mir fällt dabei Kaulbachs grossartige Skizze: die Erzeugung des Dampfes ein. Wir tragen alle das Gepräge eines wilden Konfliktes. Wir sind keine Kinder der Liebe, sondern Kinder ehelicher Notzucht.« – Nachdem die leidenschaftliche, dann still in Christus ergebene Mutter zwei Söhne und zwei Töchter geboren hatte, von denen der zweite Sohn ihr Schmerzenskind war, erklärten die Ärzte, wie Mainländer erzählt, ein neues Kindbett werde sie für immer ins Irrenhaus bringen. »Sie verfiel, als sie sich nun wieder Mutter fühlte, in tiefste Melancholie; sie starrte entsetzt in die kalte Nacht des Wahnsinns.« Die Aussage der Ärzte bestätigte sich nicht; sie gebar glücklich, wenn auch schwer, ihr fünftes Kind – ihren Sohn Philipp. –

Vom Grossvater und Vater kurz folgendes. An den ersteren erinnerte sich Mainländer noch: »ein silberhaariger Greis mit lieben grossen blauen Augen.« Er war nach Aussage seiner Bekannten ein sanfter Mann, nachsichtig, gefällig, höflich, zart empfindend, herzensgut – der gerade Gegensatz zu dem Grossvater mütterlicherseits, »dem alten Heim«, einem feurigen, wilden, jähzornigen Mann. Er war Silberschmied. Sein Sohn erbte von ihm »das gute Herz und den vollendeten Formensinn«.

Von den Geschwistern Mainländers ist ein Bruder, ein talentvoller, feuriger, sinnlich-phantasievoller Mann, noch vor ihm, und eine hochbegabte Schwester, die Herausgeberin des zweiten |
ZpK78 Bandes der Philosophie der Erl., seine Gehilfin, Mitdenkerin und Mitarbeiterin, später freiwillig in den Tod gegangen.

Der Vater bestimmte den Knaben zuerst zum Chemiker, nachher zum Kaufmann. Auf den Rat Gutzkows, der mit der Familie befreundet war, kam Philipp nach Dresden auf die Handelsschule; er wohnte dort in Pension bei Prof. Dr. Helbig, Oberlehrer an der Kreuzschule, dem der Zögling eine unbegrenzte Verehrung bewahrte. Mainländer sagt über ihn: »Wie verehre ich das Walten des Schicksals, dass es mich zu diesem vortrefflichen Manne führte. Als er einen regen Wissensdrang in mir entdeckte, erfasste er mich mit seiner treuen Hand und führte mich nach durchdachtem Plane in das grosse geistige Universum. Er war kein Fluchlehrer, wie Jean Paul sagt, der den Trank früher giebt als den Durst. Er gönnte der jungen Seele stille Stunden. Er liess mich nicht vorzeitig mit unreifen Organen in das

grosse Reich der Wahrheiten und Schönheiten treten und bereitete mir vorsichtig ein »grosses Jahr«.« HELBIG wollte den Vater bestimmen, den Sohn umsatteln zu lassen; der alte BATZ ging nicht darauf ein. MAINLÄNDER ist damit zufrieden. Darüber folgende bemerkenswerte Stelle: »Übrigens verehre ich auch hierin das Walten des Schicksals. Auf der besten Grundlage stehend habe ich mich später fortgebildet und mich weiter gebracht, als mich alle Universitäten der Welt hätten bringen können. Ich habe ferner als Kaufmann die Welt gesehen, einen umfassenden weltmännischen Blick gewonnen und blieb verschont vom giftigen Hauch der Philosophieprofessoren und einem trockenen wurmartigen kurzsichtigen Gelehrtentum, der Vielwisserei, wie HERAKLIT verächtlich zu sagen pflegte.« – Ästhetische Bildung gewann er in den Vorlesungen Prof. HETTNERS über Kunst und Ästhetik; daneben durch fleissigen Besuch der Gallerien und des Theaters. Auf der Handelsschule verehrte er besonders den Dr. ODERMANN. »Wäre ich«, sagt MAINLÄNDER, »anstatt auf die Handelsschule in ein dumpfes kaufmännisches Comptoir gekommen, so wäre aus einem klaren Philosophen ein verworrener Prophet, ein wunderlicher Heiliger geworden. In Dresden habe ich mir Gebiss und Sporn für meine Phantasie geholt und ein helles weitsehendes Auge, das ein festes Ziel ergriff und nicht eher losliess, als bis es erreicht war.« Über den Einfluss GUTZKOWS, dessen Familie, wie schon gesagt, ihm bekannt war, teilt er folgendes |
ZpK79 mit: »Ich verkehrte mit dem scharfnegierenden Geiste GUTZKOWS, dessen Stern damals am hellsten leuchtete. Ging ich auch nur selten hin, woran die Schuld lediglich an mir lag, denn ich fand bei der liebenswürdigen reizenden Landsmännin (der zweiten Frau GUTZKOWS, einer Frankfurterin) jederzeit die herzlichste Aufnahme und der »Gewaltige« beschäftigte sich herablassend mit dem unbedeutenden Handelsschüler, so kehrte ich doch stets mit einer Summe von Anregungen und gepfefferten Reizen zurück. Ich muss offen gestehen, dass mich GUTZKOWS suffisantes Wesen gegen andere (nicht gegen mich) furchtbar abstiess und mich oft vor seiner Thür wieder umkehren liess. Wer ihn damals gesehen und kennen gelernt hat, wird mir recht geben.« – In dieser Dresdener Zeit verfasste MAINLÄNDER ein Drama »Tarik« (noch unter seinen Papieren erhalten); er bezeichnet es als »selbstverständlich ohne allen poetischen Wert«; doch sei es insofern interessant, als es ein beredtes Zeugnis seiner frühzeitigen Kämpfe des Zweifels mit dem Glauben und seiner schon sehr alten Lessingschen Toleranz in Glaubenssachen abgäbe.

1858 nahm er eine Stelle in Neapel an und nachdem er die zärtliche Mutter mit Bitten bestürmt hatte, ihn ziehen zu lassen – »sie gab schliesslich nach, aber zum Tode betrübt« – reiste er am 1. Juni ab. Italien machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf ihn; er wurde in den fünf Jahren seines Aufenthaltes dort ganz heimisch und lernte Land und Volk durch und durch kennen. Während seines anfangs sehr zurückgezogenen Lebens arbeitete er nach Schluss des Geschäftes viel für sich, lernte italienisch und neapolitanisch, studierte Dante, Petrarca, Boccaccio, Ariost, Tasso, Leopardi. »Am meisten«, sagt er, »zog mich LEOPARDI an. Als ich in seiner Biographie die Worte las: quest' uomo si portò intatto uce sepolcro il fiore della sua verginità, erzitterte meine Seele.« – Viele Ausflüge wurden gemacht. Eine Reihe von Gedichten, meist in antikem Versmasse, entstand. – Das Jahr 1859 beginnt MAINLÄNDER in der Biographie mit den Worten: »In diesem Jahre wurde meine Seelenliebe (zu einem Offenbacher Mädchen) bis in die Wurzeln erschüttert und mein Herz erhielt zwei tötliche Wunden. Sie sind zwar jetzt vernarbt, aber sie schmerzen noch immer von Zeit zu Zeit. Meine Seele trug fortan einen leichten schwarzen Flor, zu dem später ein noch dichterer trat.« Er erfuhr, dass sein Bruder sich in Messina |
ZpK80 selbst das Leben genommen hatte – in einem erst später in MAINLÄNDERS Hände gekommenen Briefe hatte ihn dieser beschworen, zu ihm zu kommen, in einem zweiten ihm mitgeteilt, er werde sich, weil er nicht gekommen sei, den Tod geben. Zur selben Zeit erfuhr er, dass sich das Mädchen seiner stillen Liebe verlobt habe. Er geriet in tiefste Seelenqual und wollte, einer alten Neigung getreu, Soldat werden und auf dem Schlachtfelde den Tod suchen. Der Friede von Villafranca machte ihm es unmöglich. »Ich versank in tiefe Melancholie und fand nur Trost in der herrlichen Natur und in der Poesie.« Später suchte er Zerstreuungen; er trat dem »Deutschen Verein« bei und half einen ästhetischen Zirkel gründen, in dem namentlich

italienische Klassiker, meistens Dramen gelesen wurden. Im Jahre 1860 machte er für das Geschäft eine sechsmonatliche Reise, auf der er die schönsten Länder Europas besuchte, auch seine Familie wieder sah. Unterwegs las er Schopenhauer. Wie er zu dessen Schriften gekommen ist, darüber berichtet er folgendes: »In der Abschiedsrede des Dr. Helbig kam auch vor: Besonders warne ich Sie vor der Philosophie. Lassen Sie sich von der poetischen Litteratur aller Zeiten und Völker und von dem Dufte des Blümleins in ihrer Seele das Leben verschönern und die Sorgen nehmen. Das ist Ihr Feld, dazu haben Sie Trieb und Anlagen. Meiden Sie dagegen die Philosophie wie die Pest. – Aber der Dämon, der Dämon in mir! Der hatte seinen eignen Willen und setzte ihn durch. Kaum war ich sechs Monate in Neapel, als ich mir den Spinoza kaufte und mit Heisshunger verschlang. Der tractatus politico-theologicus, der so klar und fasslich geschrieben ist, brachte eine Revolution in mir hervor. Es war mir, als fielen tausend Schleier von meinen Augen, als sänken undurchdringliche Morgennebel und ich sähe die Sonne strahlend aufgehen. Ich war siebzehn Jahre alt, und wie muss ich das Walten des Schicksals darin verehren, dass diese Abhandlung des grossen Mannes die erste philosophische Schrift war, die mir in die Hände fiel. Die Ansichten Spinozas über Naturrecht und Staat gingen sofort in mein Fleisch und Blut über, und als ich später an die elenden Faseleien der anderen Philosophen über diese wichtigen Materien ging, war ich dreifach gepanzert gegen die Lüge und Dummheit. – Die Ethik verstand ich nicht. Sie zu erfassen, war ich zu unreif. Ich las sie aber gewissenhaft Zeile um Zeile, sehr bedächtig, sehr |
ZpK81 langsam, oft das Buch sinken lassend und stundenlang über einem Satze brütend. Dämonisch unbewusst lehnte sich mein Inneres jedoch schon damals gegen den Pantheismus auf. Ich spürte, dass mich nie ein Gott in der Welt befriedigen könne. Diese Aversion arbeitete im Stillen weiter. – Das Leben Spinozas begeisterte mich. Ich nahm mir den Teuren zum Vorbild, und oft, sehr oft war das Urbild des echten praktischen Philosophen mein Retter in grosser Gefahr. – Im Februar 1860 kam dann der grosse, der bedeutungsvollste Tag meines Lebens. Ich trat in eine Buchhandlung und, durchblätterte die frisch aus Leipzig eingetroffenen Bücher. Da finde ich Schopenhauers Welt als Wille und Vorstellung . Schopenhauer? Wer war Schopenhauer? Den Namen hatte ich noch nie gehört. Ich blättere in dem Werke, ich lese vom Verneinen des Willens zum Leben, finde zahlreiche mir bekannte Citate in einem Texte, der mich traumbefangen macht. Ich vergesse meine Umgebung und versinke. Endlich sage ich: »Was kostet das Buch?« »6 Dukaten.« »Hier ist das Geld.« – Ich ergreife meinen Schatz, und stürze wie ein Verrückter aus dem Laden nach Hause, wo ich den ersten Band in fieberhafter Hast aufschnitt und von vorne zu lesen anfing. Es war heller Tag, als ich aufhörte; ich hatte die ganze Nacht in einem fort gelesen. – Ich erhob mich und fühlte mich wie neu geboren. Das war eine andere Befruchtung meines Geistes als die durch Büchners Kraft und Stoff, welches Buch ich schon in Offenbach gelesen hatte – das war ein anderes Werk als Oersteds Geist in der Natur, welches Werk ich lange Zeit als die reine Wahrheit verehrte. – Ich befand mich im seltsamsten Zustande. Ich ahnte, dass ich zu diesem Schopenhauer noch in das innigste Verhältnis treten würde, dass etwas von unermesslicher Bedeutung in mein Leben getreten sei. – Und war es nicht reiner Zufall, der mich seine Bekanntschaft machen liess? Wäre ich nur eine Viertelstunde später in die Buchhandlung getreten, so würde ich das Buch nicht gefunden haben, und was wäre dann aus mir geworden? Ich schaudere, wenn ich mir die Folgen hiervon vorstelle, wenn ich mir vorstelle, dass ich Hegel damals, wo mein junges Gehirn jeden Eindruck so treu bewahrte, vor Schopenhauer studiert hätte. Und die Gefahr war vorhanden; schon hatte ich einem lieben Freunde, einem begeisterten Anhänger Hegels, versprochen, mir die Phänomenologie des |
ZpK82 Geistes zu kaufen. – »So jung ich war, so grenzenlos ich Schopenhauer im Fortgange der Lektüre verehren lernte, so machte ich ihm doch schon damals in vielen Punkten heftig Opposition. Seine politischen Ansichten belächelte ich sogar, auf Spinoza gestützt, mitleidig. Seinen halben Monismus verurteilte ich instinktiv ohne geistige Klarheit, dagegen hielt ich mich mit voller klarer Überzeugung an seine Aussprüche über die Individualität. Sie liessen meine sich damals bildende philosophische Saite hell mitschwingen und befriedigten mich

tief. – Auf meiner Reise las ich das Werk zum zweitenmale. Es war meine Pallas Athene und machte meine Reise wertvoll. An wieviel kostbaren Dingen wäre ich ohne dasselbe teilnahmlos vorbeigegangen; in wieviel Gruben, wo ich die Eumeniden für ein ganzes Leben gefunden hätte, wäre ich ohne es gefallen!« – Auch als er wieder nach Italien zurückgekehrt war, studierte er Schopenhauer fleissig weiter. »Ich hatte mir alle seine unsterblichen Schriften gekauft und nahm sie in meinen Geist als Ferment auf. Zu einer selbständigen philosophischen Arbeit war die Zeit noch nicht gekommen. Nicht einmal eine Notiz machte ich mir. Vielen Ansichten des grossen Mannes stimmte ich bei, vielen machte ich die heftigste Opposition; aber alles blieb in meinem Kopfe und fand keinen Weg aufs Papier.« – Indessen lebte der junge Philosoph jetzt lange nicht mehr so eingezogen wie früher; er war eifriges Mitglied des deutschen Ruderklubs, beteiligte sich an einer republikanisch gesinnten politisch-ästhetisch thätigen Gesellschaft, die den unheimlichen Namen »Räuberbande« trug und war bei Ausflügen, Kneipereien und Tanzvergnügungen durchaus kein kopfhängerischer Spielverderber. Ende des Jahres 1862 bereitete er sich auf eine Reise nach Rom vor, die seinen Aufenthalt in Italien abschliessen sollte. Dass er jetzt das schöne Land verlassen musste, betrachtete er später als einen Vorzug; damals war er freilich sehr niedergeschlagen darüber. Die Worte, die sich darüber in dem Tagebuche finden, setze ich hierher; sie beweisen sein tiefes Heimatsgefühl, dem er ja auch in seinem Werke, namentlich im 2. Bande, Ausdruck verliehen hat. »Ich segne mein Schicksal, dass es mich aus den Gärten der Armida gerissen hat. Denn wäre ich geblieben, was würde ich jetzt sein? Nur nach einer einzigen Richtung neben vielen will ich mich charakterisieren: ich wäre einer jener tristen Gesellen, die kein Vater|land

ZpK83 mehr haben, die untergehend im Zauber Italiens keine rechten Italiener und keine rechten Deutschen sind. Betreten sie Deutschland, so sehen sie alles schief an, weil sie für nichts mehr den richtigen Standpunkt haben; sie haben eines der kostbarsten Kleinode des Mannes verloren: die verzehrende glühende Vaterlandsliebe. Verhöhnt es nur, verspottet es nur, ihr Deutsch-Amerikaner, Deutsch-Engländer, Deutsch-Italiener, dieses grosse herrliche Deutschland und dünkt euch die Weisesten der Weisen, die Glücklichsten der Glücklichen – ich tauschte doch nicht mit euch für alles Gold der Welt. Nicht für alle Freuden dieser Erde und des Paradieses verliesse ich die heilige Erde, wo ich geboren und gesäugt wurde; dort ist mein Platz an der »Brust des Staates«. Ihr Armen, die ihr die Wonne am blauen Golfe Neapels, die fessellose Freiheit in den Vereinigten Staaten dem trauten Verkehr mit eurer schönen, süssen, wenn auch nicht fehlerfreien Mutter vorzieht; ihr einfältigen Schwärmer, die ihr die ganze Welt euer Vaterland nennt und dabei vergesst, dass für die Menschheit nur der wirken kann, der einen festen nationalen Grund hat und manchmal träumen kann an dem Busen des engen Landes, wo seine Wiege stand.« Er nimmt Abschied von seinem Neapel mit den Worten: »Auch will ich Neapel nicht wiedersehen. Sähe ich es wieder, so würde meine Erinnerung ihren Schmelz verlieren; sie würde wie ein Schmetterling sein, dessen zarten Flügelstaub man abgewischt hat. Den Eindruck der jungen Organe, des Jünglingauges soll der Eindruck des Mannes nicht retouchieren. Du seliger Traum meiner schönsten Jugendzeit sollst rein und klar unberührt und keusch mir leuchten bis in meine letzte Stunde, wie du mir seither geleuchtet hast im Heiligtum meiner Seele.« – Er reiste nun nach Rom (1863), das mächtig auf ihn einwirkte. Eine kleine Stelle aus der Beschreibung dieses Aufenthalts setze ich hierher: Bei Gelegenheit des Besuches der Kirche Santa Maria degli Angeli sah er die Statue des heiligen Bruno. Er ist entzückt: »das weiss ich ganz bestimmt«, bemerkt er, »lebten wir noch im Mittelalter, so würde ich ein Karthäusermönch werden. – Die Statue ist die verkörperte Heiligkeit, der verkörperte Herzensfriede, das verkörperte Heimweh nach einer besseren Welt. – Das Christentum ist die reinste Offenbarung Gottes durch das menschliche Herz; die reinste Offenbarung durch den Geist muss noch kommen.« – Er reist in die Heimat ab. |

ZpK84 »Als Italien hinter mir versunken war und ich hinab in das wilde Reussthal blickte, beschlich mich das Gefühl, dass die Zeit, wo ich »selig spielte im Sonnenschein der Güte Gottes«, vorbei sei und der herbe Kampf des Lebens beginne. Es währte lange, bis das »es muss sein«

die Wehmut besiegte und das Vertrauen in meine Kraft erwachte. Und mächtig erwachte es; es grüsste mein Blut aufwallend die mit ihm verwandte herbe Luft der Heimat.« – Zu Hause lebte er »wie ein Gefangener«, ohne allen Verkehr, fast ohne das Haus zu verlassen, in immer zärtlicherem, innigerem Verkehr mit der leidenden Mutter. »Es entwickelte sich mächtig der asketische Zug in mir, den der blaue Golf mit goldenen Zauberfäden übersponnen hatte.« Eine eigentümliche Stelle, die für seine »Politik« von Wert ist, will ich hier anführen: ein Gespräch mit seiner Mutter. Er streitet, halb scherzend, mit ihr: »Du willst eine Christin sein und hängst noch mit tausend dicken Seilen an der Welt; an Geld, Besitz, Ansehen u.s.w. Ich erkläre dir aber: alle diese Seile müssen vollständig durchschnitten werden, wenn du deinem Heilande folgen willst. Wer ihm folgen will, darf nicht zurücksehen; er verlangt sogar, dass du deine Kinder nicht mehr liebst als ihn, ja, dass du sie gar nicht mehr liebst.« – »Meine Kinder«, rief sie und ihre Augen funkelten wie die einer angegriffenen Löwin. »Das verlangt Christus nicht, das konnte er nicht verlangen.« »Doch, doch! Das ist ja alles leicht aus seinen Reden zu beweisen, und du weisst es so gut wie ich. Du steckst aber wie der Vogel Strauss den Kopf in den Sand und willst nicht sehen. Du bist eine Heidin, ein Weltkind, eine grosse Sünderin und wirst dereinst in die Hölle kommen.« Und was war die Antwort? »Wenn ich nur dort meine Kinder habe, so werde ich zufrieden sein!« – »Schon damals«, bemerkt MAINLÄNDER hierzu, »entstand – jedoch nur als Schaum auf trüber Gedankenflut – die Überzeugung in mir, dass der wilde Instinkt der Mutterliebe in der Menschheit ausgerottet werden müsste, sollte die Erlösung der Menschheit möglich werden. Das »Wie« war aber für mich mit voller Nacht bedeckt.« – Schwere Kämpfe und Sorgen begannen nun für ihn, namentlich in der Familie. »Die trotzigen leidenschaftlichen Charaktere rieben und stiessen sich und meine 22jährigen Hände sollten die wilden Kräfte auf einen Punkt lenken. War ich ein Engel? Nichts weniger als das. Ich trug dasselbe Blut in mir, das in allen kochte: wildes Heim|sches
ZpK85 Blut; aber ich hatte durch Erziehung und philosophische Bildung eine furchtbare Gewalt über mich selbst. Oft stand ich bleich, zitternd, mit geballten Händen da, aber kein Wort kam über meine Lippen, während die anderen ihr ganzes Herz ausschütteten. Das gab mir ein grosses Übergewicht.«

Das Ende des Jahres 1863 brachte für den jungen MAINLÄNDER die Begeisterung für Schleswig-Holstein. Aber nicht mit den Offenbacher Turnern zusammen liess er sich militärisch ausbilden. »Meine Individualität verlangte gebieterisch den einsamen Weg.« Um seine Mutter nicht ängstlich zu machen, giebt er vor, fechten lernen zu wollen, lässt sich aber statt dessen von einem Unteroffizier militärisch »drillen«; er trägt ihm ausdrücklich auf, ihn nicht zu schonen, er wolle nicht spielen. – Im Jahre 1864 dichtete er an seinen »letzten Hohenstaufen.«*[4] Er hatte sich in den letzten Jahren seines italienischen Aufenthalts besonders mit deutscher Geschichte des Mittelalters beschäftigt; das Schicksal der Hohenstaufen, besonders der letzten: ENZIOS, MANFREDS und CONRADINS zog ihn hauptsächlich an. Er hatte in Italien, oft noch in hellen Mondnächten umherwandelnd auf dem Boden, wo jene gestritten und gelitten, im Geiste das Werk schon entworfen. Am 4. Januar 1864 »küsste ihn die Muse«. Er schrieb in ganz kurzer Zeit den Enzio. Im Frühjahr 1865 erfolgte die Abfassung des Manfred – »ich war glücklich dabei« – im Mai 1866 die des Conradin. – »Die in mich gefallenen Körner der Philosophie«, heisst es, »hielten in diesem und im folgenden Jahre (1864-1865) Samenruhe. Ich las zuweilen in SCHOPENHAUERS Werk wie ein Frommer in der Bibel liest: zur Stärkung. Ich hatte zu viele Sorgen und der poetische Trieb war zu wach, um kritisch an das Werk SCHOPENHAUERS herantreten zu können. Hierzu war eine furchtbare Aufrüttelung nötig und sie kam.« – 1865 von einer kleinen Rheinreise zurückgekehrt fand er seine Mutter sterbend. An seinem Geburtstage verschied sie, infolge eines Leidens, das ihr seine Geburt gebracht hatte. MAINLÄNDER bemerkt hierbei: »Giebt es Unterschiede im Gefühl der Liebe, im Enthusiasmus des Herzens? Ganz bestimmt nicht. Unterschiede giebt es nur in den Motiven. Auf alle Motive, welche grosse Liebe erzeugen, antwortet das Herz immer mit dem gleichen Er|guss,
ZpK86 und nur vom Stande der Motive aus kann man von Kinderliebe, Geschlechtsliebe, Elternliebe,

Vaterlandsliebe, christlicher Liebe u.s.w. sprechen. Und so weiss ich, dass alles, was ich dem weiblichen Geschlecht gegenüber empfunden habe, seinen Untergang und seine verklärte Auferstehung im Gefühle fand, das mich mit meiner Mutter vereinigte. Die Erinnerung an sie ist meine Ehe, eine unauflösliche Ehe. Sie war meine Mutter, mein Weib, mein Kind in der idealsten Bedeutung der Worte, und ob ich auch von aussen betrachtet als ein einsamer Junggeselle erscheinen mag, so habe ich doch Weib und Kind, und welch ein Weib, welch ein Kind!« – Durch den Tod der Mutter wurde das Band seiner Pflichten nur noch straffer angezogen. Er lebte noch drei Jahre lang ein Einsiedlerleben; gelegentlich durchstreifte er Felder und Wälder der Umgegend. »Ein Sonderling! sagten achselzuckend die guten Offenbacher, wenn ich an ihnen vorbeisauste.« Als er auf die Abfassung des Conradin zu sprechen kommt, bemerkt er: »Ich schrieb ihn bereits mit dem vollen Bewusstsein, dass mir die Poesie nur ein Mittel für die Philosophie sei; eine andere Art mich auszudrücken. Die »letzten Hohenstaufen« waren mir poetische Geschichtsphilosophie, Darstellung des historischen Gesetzes, dass alles im Leben wie das Leben selbst nur Mittel zu einem gewollten göttlichen Zwecke ist. Ist das Mittel verbraucht, so schleudert es der göttliche Atem auf die Seite. Der Tod meiner Mutter warf mich über tausend Felsen in meine Bahn und brachte mich weiter als die abgelaufenen 24 Jahre zusammengenommen. Jetzt verging kein Tag mehr, wo ich nicht meiner Opposition gegen Schopenhauer Worte, klar gedachte Sätze geliehen hätte. Die Mappe mit losen Blättern meiner Kritik wurde immer voller, und in undeutlichen Umrissen zeigte sich bereits mein Hauptwerk dem geistigen Auge. – Ich liess mir Hardys Manual of Buddhism und sein Eastern Monachism aus England kommen und vertiefte mich in den Buddhaismus. Daneben studierte ich die deutschen Mystiker des Mittelalters (den »Frankforter«, Tauler, Silesius) und altdeutsche Litteratur, namentlich den unübersehbar tiefen Parcival des grossen Wolfram.« – Mitten in diesen Studien erregten ihn die Ereignisse des Jahres 1866. Er beschloss ins preussische Heer einzutreten, die rasche Entscheidung durch Königgrätz nahm ihm die Möglichkeit dazu. Über diese verschiedenen Versuche, Soldat zu |
ZpK87 werden, unten mehr! 1868 verkaufte der Vater seine Fabrik, die Mainländer seither geleitet hatte; er wurde dadurch von geschäftlichen Verpflichtungen frei; nach abermals fehlgeschlagenen Versuchen, in die Armee einzutreten, beschloss er, das Finanzfach näher kennen zu lernen und fand nach fünf Monaten endlich in Berlin eine passende Stelle. »Diese Wartezeit«, fährt Mainländer fort, »verträumte ich nicht. Neben sehr gründlichen Sprachstudien versenkte ich mich zum erstenmale in Kants Kritik der reinen Vernunft. Dass ich dieses bedeutendste Werk der Philosophie erst im 27. Lebensjahre mit reifen geistigen Organen, die ausserdem nicht durch Fichte, Schelling und Hegel vergiftet, sondern vielmehr durch Schopenhauer kritisch gestählt waren, in Angriff nahm – das kann ich für meine Bildung gar nicht hoch genug anschlagen. Ich muss indessen gestehen, dass ich fast nur mechanisch die Kritik der reinen Vernunft zum ersten und zweitenmale las. Es waren für mich Worte, Worte, Worte; ihr Geist wollte nicht über mich kommen. Ich hatte das Gefühl, dass ich vor einer Goldgrube stände, aber ich sah kein Gold.« – »Blicke ich«, so schliesst er den Bericht über diese ganze Zeit ab, »auf meinen beinahe fünfjährigen Offenbacher Aufenthalt d.h. auf ein Einsiedlerleben zurück, so preise ich mein Schicksal. Erst in dieser Zeit verknöcherten meine Charakterzüge. Ich hielt nur noch fest an meiner Individualität.« – In Berlin lebte er einsam für sich weiter; von seinen Studiengebieten führt er folgende an: deutsche Poesie, Geschichte, Socialpolitik, Naturgeschichte (nach Oken), Anthropologie und die bedeutenderen Philosophen: Heraklit, Plato, Aristoteles, Scotus Erigena, Locke, Berkeley, Hume, Hobbes, Helvetius, Fichte, Hegel, Herbart, Condillac u.s.w. »An Schopenhauer schloss ich mich immer enger an. In einer begeisterten Stunde gelobte ich: Ich will dein Paulus sein, und ich habe mein Wort gehalten.« – Der Krieg von 1870 wirkte gewaltig auf ihn ein. »Die Gefühle, welche der Krieg in meiner Brust hervorrief, waren die Geburtswehen meiner Philosophie der Erlösung.« – 1871 kam seine Schwester zu ihm und blieb hier, bis er die Stadt verliess. 1872 fasste er den Entschluss, seine Stelle aufzugeben und sich zurückzuziehen. In seiner Kaufmannschaft erkannte er ein grosses Mittel

zum Zwecke. »Unter ihrer Hülle reifte ohne Treibhauswärme das, was ich als meinen Lebenszweck ansehen |
ZpK88 muss, ja, ich wiederhole es, sie wirkte sogar auf die Reife dadurch, dass sie mich zu abstraktem und klarem Denken zwang. Es wird immer wahr bleiben, dass jede bedeutende philosophische Blüte nur auf dem Boden eines redlichen Handwerks gedeihen kann: der Atem der Mussestunden ist ihre Lebensluft und aus diesem Grunde sind auch die Dilettanten die grössten und stärksten Diener der Wahrheit. Man kann diesen Satz sogar auf die Kunst, ja auf alle Wissenschaft anwenden. Wer um Lohn arbeitet, aber dem Genius der Kunst und Wissenschaft opfert, der allein ist auf dem rechten Wege, und es wird ihm für das Opfer eine tausendfache Belohnung.«

Um die nun folgenden Ereignisse der Jahre 1873 und 74 im Auszuge mitzuteilen, benutze ich den 1. Teil der Lebensgeschichte, in dem MAINLÄNDER hauptsächlich von seinem Triebe, Soldat zu werden, und von seinem Soldatenleben erzählt; es findet sich hier dann auch der wichtige Bericht über die Fertigstellung seines Werkes.

»Schon im 14. Jahre wollte ich Soldat werden«, erzählt er. »Die Freude des Knaben am Glanze der Uniform war so wenig das Motiv meines Wunsches als die Vorstellung von der Aufgabe eines Heeres in Friedens- und Kriegszeiten. Versetze ich mich in jene Zeit zurück und denke über meinen Zustand nach, so kann ich nur sagen, dass ich von einem wilden Dämon getrieben wurde, der ohne Bewusstsein nach einem Ziele eilt. Merkwürdig ist nur, dass sich dieser Instinkt zum Teil enthüllte. So sagte ich, kurz nachdem mir meine Bitte von den Eltern rundweg abgeschlagen worden war, zu einem Freunde: Ich habe ein ausserordentliches Verlangen, einmal unbedingt einem anderen in allem unterworfen zu sein, die niedrigste Arbeit thun, blind gehorchen zu müssen. – Dieser Wunsch ist in meinem Leben immer wieder aufgetaucht, und ich bin doch im Grunde genommen das freiheitsbedürftigste Wesen. Ich glaube, dass damals das Verlangen mit dem erwachenden Geschlechtstriebe in Verbindung stand, ob ich mir gleich keine Rechenschaft von diesem Zusammenhange geben kann.« – Im Jahre 1859 hatte er den Entschluss gefasst, in die (österreichische) Armee einzutreten. Der Krieg verlief zu rasch. 1863 wieder; »damals war es mir bitterer Ernst mit der Absicht zu helfen, und es lag kein Instinkt, sondern selbstbewusste Vaterlandsliebe zu Grunde. Unter deren Leitung steht seitdem der |
ZpK89 unausrottbar in mir lebende Trieb, Soldat zu werden. Es ist aber immerhin möglich, dass er einen ganz anderen, für mich unfassbaren Zusammenhang mit meinem zukünftigen Schicksale hat.« – Im Jahre 1866 wendete er sich nun an den preussischen Kriegsminister. Die Schlacht von Königgrätz vereitelte auch diesen Versuch. 1868 und 1870 erreichte er auch wieder nicht das Ziel seiner Wünsche. Ein Immediatgesuch an den Kaiser im Jahre 1874 hatte endlich Erfolg. – Ehe ich davon weiter berichte, muss ich nun die Ereignisse zwischen 1872-74 noch nachtragen. – Im Juni 72 trat er aus dem Geschäfte in Berlin aus, um sich nach Offenbach zurückzuziehen. Da packte ihn der Dämon, Soldat zu werden, obgleich er gern die freie Zeit benützt hätte, sein philosophisches Werk zu entwerfen, »dessen Material total ungesichtet, ein wahres Chaos, teils schriftlich vor mir, teils nur in meinem Kopfe lag«. Er erklärte seiner Schwester, er müsse sein Ziel: Hingabe an das Allgemeine, nun erstreben; er wolle sich mit ihr allerdings nach Offenbach begeben, es sei aber sehr leicht möglich, dass er sie bald wieder verlassen müsse. Sie erwiderte, sie könne mit ihrem Vater allein nicht zusammenleben. Er sah ein, dass er seinen Plan nicht ausführen könne, ohne grosses Unglück anzurichten. »Und als der Dämon merkte, dass er betrogen werden sollte, und sich gerade anschickte ungeberdig zu werden, sprang wie eine Rosenknospe unter dem Kusse des Lichts die seither geschlossene Liebe zu meiner philosophischen Arbeit auf. Sie wuchs täglich, bis sie mein Gemüt völlig gefangen genommen hatte.« – So kommen sie zu Hause an. »Wollte ich jetzt beschreiben, wie ich meinen ersten Entwurf in drei Monaten vollendete, wie ich ihn dann zur Seite legte und KANT und SCHOPENHAUER nochmals Zeile für Zeile studierte, wie ich dann einen zweiten Entwurf, dreimal so umfangreich wie den ersten, in vier Monaten beendete, wie meine Erkenntnis wuchs, wie gleichsam ein Berg ins Rutschen kam und mir dadurch das wunderbarste Zauberschloss eröffnet wurde, in dem ich tausendmal mehr fand als ich im

kühnsten Fluge meiner Gedanken gehofft hatte, wollte ich das jetzt beschreiben, so würde ich das Wesen des Schicksals, jedes Individuum zum Glück der Erlösung sicher zu führen, deutlicher als irgendwo zeigen können.« – Aber nun sprach der Dämon wieder auf ihn ein: »Also, liebes Väterchen, der Stand der Sterne ist vortrefflich günstig. Im Herbste wirst |
ZpK90 Du Dein bedeutendes philosophisches System beendet haben. Du wirst unzweifelhaft eine grosse Leere in Dir empfinden. Wie willst Du sie ausfüllen? Du hast deine ganze Seele, alles, was dich von Jugend auf erfüllte, den vollen Reichtum deiner Gedankenwelt in das Werk gelegt und wirst, wie ich dich kenne, keine neue philosophische Arbeit je wieder in Angriff nehmen. Ist es dann nicht notwendig, dass du mir endlich und dadurch auch dir den Frieden giebst? Die Theorie ist vollendet; nun muss die Praxis kommen. Und welche andere praktische That könnte der eminenten theoretischen folgen als der Eintritt in das glorreiche deutsche Heer? Du bist ja einer von den selten begnadeten Philosophen, wie KLEANTHES und SPINOZA, die gelebt haben wie sie lehrten; und soll ich dir das Geheimnis deines Werkes verraten? Dein philosophisches Werk ist nur der Reflex deiner Liebe zu mir; sie hat jedes Wort inspiriert; mich hast du darin allein verherrlicht, mich dadurch unsterblich gemacht. Und zwar, merke es wohl, ohne der Wahrheit, der keuschen herrlichen Göttin untreu geworden zu sein. Ich habe wahnsinnige Brüder, Teufelchen, ja Teufel. Wo sie wirken, da wird gesprochen und mit aller Kraft verteidigt, was nicht bestehen kann. Ich aber bin gut und rein, bin klar und hell, und weil ich so bin, ist mein Ungestüm, meine Leidenschaft eine unschätzbare Tugend. Ist es nicht zum Greifen deutlich: nur in der Verbindung deines Geistes mit mir konntest du dein Werk schreiben und dieses Werk ist deshalb so durch und durch wahr, ob es gleich nur der Reflex deiner Liebe zu mir ist, weil ich von Natur aus bin, was die Wahrheit lehrt: ein edelmütiger freier Charakter. – Was du in deiner Ethik lehrst, übst du schon lange, ja du hast es immer geübt. Was du aber in deiner Politik lehrst, die totale Hingabe an das Allgemeine, das erst wird deinem Leben die Krone aufsetzen. – Wer wie du eine feurige Seele hat, für den giebt es – da die sociale Frage jetzt noch nicht, wie du selbst gelehrt hast, von unten her gelöst werden wird – nur einen Platz, nämlich den, wo die Hauptbewegung sich vollzieht, an der Stelle der Menschheit, wo sie unter Blitz und Donner in heftigen Geburtswehen die Form und das Gesetz einer neuen Zeit ins Dasein wirft. Diese Stelle ist das deutsche Heer.« –

Auch die nachprüfende Vernunft beschloss das Gleiche. Er erklärt sich bereit, sein kleines in Berlin erworbenes Vermögen |
ZpK91 so zu verwenden, dass seine Familie frei und ohne Friktionen leben könne, während er Soldat sei. »Ich musste jetzt längstens Ende September mit meinem Entwurfe fertig sein, und dieser Zwang gab mir eine Energie, wie ich sie vorher nicht in mir gekannt hatte. Ich arbeitete mit einer fabelhaften Leichtigkeit. Oft war es mir, als schriebe ich nur mechanisch nach, was ein fremder mächtigerer Geist als der meinige diktierte: so konzentriert und wunderbar gesammelt war mein Wesen. Die Lust des Schaffens, die ich damals empfand, wie kann ich sie schildern?« – Aber nun erfolgte der Wiener Krach – damit stürzten MAINLÄNDERS Pläne zusammen. Ende September, als er den Entwurf zu Ende gebracht hatte, stand es ihm klar vor Augen: er konnte nicht Soldat werden, er konnte sein Werk nicht ausführen, er musste wieder Kaufmann werden. Er fand wieder eine Stelle in Berlin, bei der deutschen Bank. Er wurde nun, wie er sagt, unnatürlich objektiv. »Milde ausgedrückt, sass ein Teil meines Ichs im Parterre, erwartungsvoll, doch uninteressiert, um den anderen Teil sich auf der Bühne krümmen und winden zu sehen wie einen Wurm. Kräftiger ausgedrückt, war mein Geist fest entschlossen, ohne zu zucken an mir eine Vivisektion vorzunehmen.« Zwei Monate dauerten die Qualen. Dann kündigte er nach inneren schweren Kämpfen seine Stellung. »Ich verblieb nun einige Tage in einer wahrhaft traumartigen Stimmung. Mein Wesen war wie konzentriert und im innersten Kerne bewegungslos. Da schlug plötzlich wieder ein zündender Geistesblitz in mein Herz, und es erfüllte mich eine unüberwindliche Todessehnsucht. Und mit ihr begann ein neues Leben für mich. Lebte ich bis dahin im unbedingten Gehorsam gegen das Schicksal in der Weise, dass ich den schauerlichsten Befehl wohl ausgeführt hätte, aber ohne Versöhnung mit dem Schicksal geblieben wäre, vielmehr offen mit ihm gehadert hätte, so begann jetzt eine Periode, in der ich aus Überzeugung und mit Liebe dem Schicksal opferte.

Es hatte sich dasselbe begeben, was die Christen Gnadenwirkung nennen. Wie das Herz des von der Gnade Gottes berührten Christen im Glauben aufglüht, der es befähigt, alles, was Gott schickt, Gutes und Böses mit gleichem Danke anzunehmen, so hatte sich in jenen schwülen Tagen meine Seele an der vom Geiste schon längst erworbenen Erkenntnis des Schicksals entzündet. Die Wirkung war dieselbe wie beim vergotteten Christen: ich sorgte nicht mehr |
ZpK92 um den nächsten Tag, sondern wandelte von jetzt ab in einem ruhigen, stets gleich bleibenden Vertrauen. Und was mir das Schicksal auch bringen mag, und sei es auch die schmerzvollste Krankheit oder ein jäher Tod, ich weiss, dass ich mir selbst vor der Welt alles, was mich trifft, zu meinem Besten gewählt habe.« – »Und so habe ich«, schliesst MAINLÄNDER diesen Abschnitt, »in Berlin, wohin ich so widerstrebend gegangen bin, mit zerrissenem blutendem Herzen einen unermesslichen Gewinn gemacht, den mir niemand rauben kann.«

Nach Aufgabe seiner Stellung wollte er zuerst in Frankfurt eine andere Stelle suchen, beschloss aber dann, im Glauben an sein Schicksal, im Herbste endlich wirklich Soldat zu werden. Ein Gesuch an den Kaiser vom 6. April 1874 hatte den Erfolg, dass ihm gestattet wurde, sich zum Eintritt zu melden. Nach weiteren Verhandlungen wurde dann festgemacht, dass er im Herbste bei den Kürassieren in Halberstadt eintreten solle. Er hatte sich absichtlich den schweren Reiterdienst ausgesucht. Er wollte aus demselben asketischen Bedürfnis auch drei Jahre als gemeiner Soldat dienen, obwohl ihm geraten worden war, sich die Berechtigung zum einjährigen Dienste noch zu erwerben. In einem Briefe an den Oberst in Halberstadt spricht er sich noch einmal klar über sein Vorhaben aus: »Die Vaterlandsliebe ist die erste Triebfeder, die in mir wirkt. Die Erkenntnis, dass der Mensch sein Bestes dem Staate verdankt, seine Erziehung, seine Bildung, kurz sämtliche Grundlagen, auf denen er seine wahre Bestimmung erreichen kann, erweckte schon sehr frühe in mir die Dankbarkeit gegen den Staat und den Willen, die zu seiner Erhaltung und Macht nötigen individuellen Opfer freudig zu bringen. Ich gehöre nicht zu den Schlauen, die die Vorteile des Gemeinwesens wohl geniessen wollen, aber seinen Lasten sich zu entziehen trachten. Und so hielt ich mich nicht vom Militärdienst für befreit (er hatte sich früher, nach der herrschenden Sitte, in Offenbach losgekauft), sondern nur durch eigentümliche Umstände für zurückgestellt, und melde mich jetzt, wo keine Zeit mehr zu verlieren ist. – – Ein klarer Blick in das Weltgetriebe und eine gründliche Vertiefung in die Geschichte lehren, dass auch das grösste Volk, trotz seiner Selbständigkeit, nur ein Glied der Menschheit ist, die einen zusammenhängenden einheitlichen Entwicklungsgang hat. Ferner ist es ein Gesetz |
ZpK93 der Geschichte, dass immer ein Staat die Führerrolle hat und zwar so lange als er innerlich dazu berechtigt ist. Es ist aber keinem Zweifel unterworfen, dass auf das so glorreich entstandene deutsche Reich die Führerrolle für die nächste Geschichtsperiode übergegangen ist und dass unter dem Schutze seines Schwertes die allgemeine Kultur einen grossen Fortschritt machen wird. Hieran muss sich ein kräftiges Herz, das nicht mehr ganz in den engen Kreis des Egoismus gebannt ist, entzünden, und es entsteht in ihm das heftige Verlangen mitzuthun, wenn es gilt, für hohe Ziele der Menschheit zu kämpfen. – – Ich will meiner Pflicht gegen den Staat ohne Abbruch nachkommen und nach Kräften am Wohle der Menschheit mitwirken.«

Der Abschnitt schliesst mit den Worten: »Mein Dämon wollte den Schritt, und mein Geist billigte ihn. Schon dieser Einklang, so selten, stärkte mich für das, was meiner harrte. Wer aber aufmerksam diese Soldatengeschichte gelesen hat, der wird auch gesehen haben, dass noch ein viel bedeutenderer Einklang besteht, nämlich der zwischen meinem Wollen und der anderen Seite des Schicksals, die nicht in unserer Macht ist – dem Zufall. Er hat, so oft es nötig war, die Scenerie zu meinen Gunsten gewechselt. Meine Seele geht dem Kommenden mit unaussprechlich seliger Ruhe entgegen.« –

Im folgenden Sommer (1874) nun wurde in Offenbach das Werk: »Die Philosophie der Erlösung« fertig gestellt. »Nun begann ein zaubervolles Leben, ein geistiges Blühen voll Seligkeit und wonniger Schauer. Dieses Leben dauerte vier volle Monate; es erfüllte den Juni, Juli, August und September. Vollständig klar, konsequent und in sich abgerundet lag mein System in meinem Geiste, und ein Schaffenstrieb belebte mich, der die Peitsche des

Gedankens nicht nötig hatte, dass ich am 28. September fertig sein müsse, denn am 1. Oktober musste ich den Rock des Königs anziehen. Mein Vertrauen auf das Schicksal war geradezu fanatisch. – – Meine Lebensweise war sehr einfach. Ich stand morgens um 7 Uhr auf und arbeitete bis zehn. Dann nahm ich ein wonniges Bad im nahen Main. Der liebe heimatliche Strom hat mein Werk schreiben helfen. O wie er mich stärkte und kräftigte! Um 12 Uhr ass ich rasch Mittagbrot und arbeitete dann ununterbrochen bis 7 Uhr. Je heisser es war, desto behaglicher fühlte ich mich, desto fliessender wurde mein Gedankenstrom. In |
ZpK94 der Mittagsglut sass ich selig brütend über meinem System. Und es gedieh. Die Analytik erhielt den doppelten Umfang; die Physik wurde vollständig umgearbeitet. – Aber in deren Mitte stehend verlor ich plötzlich den Faden. Ich erschrak heftig, zog mich rasch an und schwärmte vier Stunden lang in der glühendsten Hitze durch die Wälder. Umsonst, ich fand ihn nicht mehr! Drei Tage lag ich in der Hölle. Ich verzagte und blickte mit Entsetzen auf den immer näher kommenden 28. September. Ich war der Verzweiflung nahe und beschloss Selbstmord, wenn es nicht bald anders würde. Aber eine milde Hand führte mich wieder aus der Hölle. Ich fand den Faden endlich, und glänzender war er als je; auch behielt ich ihn von da an immer in der Hand. – – So vergingen die Monate wie Tage und das Werk ging seinem Abschluss entgegen. Die Ästhetik, Ethik und Politik wurden fast ganz umgearbeitet und bedeutend vermehrt, die Metaphysik ganz neu geschrieben. Im zweiten Entwurf füllte sie nur zwei Seiten. – Endlich war das Werk fertig.

»Nun hab ich geschmiedet ein gutes Schwert;
»Nun bin ich wie andere Ritter wert;
»Nun schlag ich wie ein anderer Held
»Die Riesen und Drachen in Wald und Feld!«

So war es. Ich empfand selig, dass ich ein gutes Schwert geschmiedet hatte, aber zugleich auch eisige Schauer bei der Betretung einer Bahn, welche gefährlicher als die irgend eines Philosophen vor mir war. Ich griff furchtbare Riesen und Drachen, alles Bestehende, alles Heilige und Ehrwürdige in Staat und Wissenschaft an: Gott, das Ungeheuer »Unendlich«, die Gattung, die Naturkräfte, den modernen Staat, und liess in meinem splitternackten Atheismus nur das Individuum und den Egoismus gelten. Doch nein: über beiden lag der Glanz der vorweltlichen Einheit, Gottes, der unwiderstehliche Zug, der alle in dynamischem Zusammenhange stehenden Dinge der Welt leitet oder, um mit Christus zu reden: der heilige Geist, das grösste und bedeutendste der drei göttlichen Wesen. Ja, er lag »brütend mit Taubenflügeln« über dem einzig Realen in der Welt, dem Individuum und seinem Egoismus, bis es erlischt im ewigen Frieden, im absoluten Nichts.« –

Seine Schwester sollte einen Verleger suchen. Er wollte, nach der Zuschrift an den zukünftigen Verleger, niemals als der |
ZpK95 Verfasser des Werkes genannt werden. »Für dieses Werk bin ich Philipp Mainländer und will es bis zum Tode und für alle Zeit bleiben.« – Ende August lag die Philosophie der Erlösung in Reinschrift vor. Er hatte nun noch etwas Zeit bis zur Abreise, und da tauchte ein neuer Gedanke in ihm auf. Als er mit seiner Schwester über den »Frankforter« sprach und ihn sich ausmalte als Ordensritter: »ich sehe ihn am offenen Fenster im zweiten Stockwerke des Deutschherrenhauses am Mainufer in Sachsenhausen stehen, die edlen milden Züge verklärt vom Golde der untergehenden Sonne. Er hat das Stahlwams an, das aus dem weissen Mantel hervorblitzt« – da kam ihm die Idee »eine freie Hochschule zu begründen, die sich nunmehr rasch in meinem Geiste in die Form eines modernen geistlichen Ritterordens, eines philosophischen Ordens von Schicksalskämpfern, von Rittern des heiligen Geistes, legte. Meine theoretische That war gethan. Die praktische war eingeleitet. Sie wurde vom Dämon unbewusst begonnen. Sollte die bewusste Fortsetzung in diesen Orden münden?« – So entwarf er die Statuten eines »Heiligen-Geist-Ordens (Gralordens)«, die man im 2. Bande der Philosophie der Erlösung findet. –

Die letzten Tage des September kamen heran. Am 26., einem wunderschönen wolkenlosen Herbsttage, geht er noch einmal an das Grab seiner Mutter. Er bricht sich einen Zweig ab und gelobt, die Hand auf den Hügel legend, in gesammelter ruhigster Stimmung: Virginität bis

zum Tode. »Wie hatte ich die greise Frau dort unten geliebt! Wie liebte ich noch verzehrend und ausschliesslich das Bild der leidenschaftlichen genialen Mutter! Was hatte sie gelitten, wie ungestüm war sie in ihrem Schmerze! Wie eigenwillig zuckend und schaudernd, wie stolz lag diese grosse Individualität in dämonischer Frömmigkeit! Sie hatte oft, wie JAKOB, mit Gott gerungen und ihn besiegt. So hatte sie, wie sie erzählte, ihren zweiten Sohn mit ihrem inbrünstigen Gebete Gott abgerungen, der ihn dem Tode geweiht hatte, und wer konnte nicht glauben, wenn sie erzählte. Und diese Frau mit der wilden Mutterliebe musste später bereuen, dass sie ihr Kind aus den Armen Gottes zurückerobert hatte! – Ich dachte daran, wie das in ihr schäumende tobende Meer in mir glatt und blau geworden sei. War es nicht dasselbe Meer? – Wunderbar gestärkt für alles Trübe, das meiner in Halberstadt wartete, ver|liess
ZpK96 ich den in den Strahlen der untergehenden Sonne liegenden Garten der Toten.«

Und nun folgte das Soldatenleben! Diese ganze Soldatengeschichte ist äusserst interessant, namentlich für solche, die unser Heer aus der eigenen Dienstzeit kennen. MAINLÄNDER ist ein ebenso guter Kamerad wie tüchtiger Soldat. Er that den schweren Dienst eines gemeinen Soldaten. Nach dem Manöver verliess er das Heer, dem er drei Jahre angehören wollte, als Gefreiter, aus zwingenden Gründen. – Ich teile hier nur noch weniges, besonders Charakteristisches aus dieser Zeit mit.

Mit einer kleinen Büchersammlung ausgerüstet reiste er nach Halberstadt: englischer, französischer und italienischer Grammatik, französischem Wörterbuch, Spence Hardys Manual of Buddhism, Tacitus, Gil Blas, Leopardi, einem arithmetischen Leitfaden und einer deutschen Grammatik (»für etwaigen Unterricht armer Kameraden und strebsamer Unteroffiziere«) und der »Theologia deutsch«. Mit folgenden Worten kennzeichnet er noch einmal seine merkwürdige Situation bei seinem Eintritt:

»Ich wurde in einigen Tagen, am 5. Oktober, 33 Jahre alt und sollte Rekrut neben Jungen von 19 und 22 Jahren sein! Ich stieg aus behaglichen bürgerlichen Verhältnissen in die rauhen entbehrungsvollen des Soldatenstandes hinab. Ich hatte fast ausschliesslich mit der Feder und dem Kopfe gearbeitet und geschwelgt mit den Genialen aller Zeiten – nun sollte ich Pferde kardätschen, den Stall misten, den Pallasch schwingen und mir genügen lassen am engen Denkkreise der untersten Volksschichten. Ich liebte die Einsamkeit und schreckte wie eine Sensitive vor der leichtesten Berührung von aussen in meine Individualität zurück; ich liebte leidenschaftlich die grösste, lautlose Stille, und nun sollte ich drei lange Jahre in einer Kaserne hausen. Kein Mensch konnte und kann einen unbezwinglicheren Freiheitsdrang haben als ich – die Luft der Freiheit gehört zu meiner Existenz – und nun sollte ich unter die unbedingte Botmässigkeit achtzehnjähriger Kavallerieleutnants und junger roher Unteroffiziere, ja Gefreiter gestellt werden. Aber als ob zwei Geister mit mir sprächen, der eine, diese Gedanken in stechende spitze Worte fassend, der andere immer tröstend und die Wunden gleich heilend, so war's in mir.« – Und den Haupterfolg nun seines Verkehrs mit den Kameraden spricht er in diesen Worten aus: »Ich habe |
ZpK97 an der Brust meiner niedrig gestellten Kameraden gelegen, und wenn ich vorher aus allgemeinen Obersätzen der Gerechtigkeit und Humanität zu dem Schlusse gekommen war, mich ganz der Sache der Niederen und Verachteten weihen zu müssen, um ihnen ein höheres Leben zu verschaffen, so will ich jetzt aus Liebe zu ihnen für sie kämpfen. Nun leben Gestalten vor mir, liebe Freunde, die für mich ihr Leben lassen würden und die mich flehend ansehen, nun sehe ich auch die Vertierten und Schlechten vor mir, die nur mit eisernen Stangen zu bändigen sind, weil bei den socialen Verhältnissen unserer Tage in die dumpfen Löcher, die die Elenden lichtscheu bewohnen müssen, kein Strahl fallen, kein gutes Samenkorn dort aufgehen kann. Wie hat es in mir gewetterleuchtet, wenn ich in diese trostlose Öde blickte, wie haben die Finger vor Verlangen gezuckt, in diesem Menschenstoffe zu bilden, wie mild ist mein Urteil über Rohe und Niederträchtige, über Diebe und Mörder geworden, wie eifrig hat sich da der Entschluss aus der blutenden Seele gerungen, ein WILHELM TELL, der keiner Partei angehörte und seinen eigenen einsamen Weg ginge, ein TELL der socialen Freiheit zu werden. Seid ruhig, liebe Waffenbrüder, gute Kameraden! Ein treues

Auge wacht über euch, ein gesunder Kopf denkt für euch und zwei reine Hände wirken für euch!« – Hier nun zwei Bilder aus dem Beginn seiner neuen Laufbahn! Der Philosoph hat auf der Kammer seine Montur erhalten und zieht damit nach seinem Bürgerquartier ab: »Ich suchte eine Droschke, aber vergeblich; auch nirgends ein Dienstmann oder Lastträger zu entdecken. »Es muss sein« sprach ich zu mir und beherzte mich. Mir war genau so zu Mute, wie Buddha nach Spence Hardys Erzählung, als er, der verwöhnte Königssohn, zum erstenmale den erbettelten schmutzigen Reis essen sollte. Aber *er ass ihn* und *ich ging*, indem ich mich tröstete und aufrichtete, wie er sich getröstet und aufgerichtet hat. Der Weg war lang, und ich bot ohne Zweifel ein ganz schauerliches Bild dar. Ich war wie ein Esel bepackt. Auf dem linken Arme hing der Nachmittagskoller und die blaue Tuchhose; auf dem rechten der Mantel, mein Civilrock, meine Civilhosen und meine Weste. In der linken Hand hielt ich meine eigenen Stiefel und eine Kürassiermütze, in der rechten meinen Hut, zwei Blechdosen und zwei Bürsten. Dabei stiess ich mir alle paar Minuten die Sporen in die Stiefel, der |
ZpK98 lange Pallasch geriet mir oft zwischen die Beine; der Stahlhelm schwankte auf dem Kopfe und glühend lag die Sonne auf mir.« – Und etwas später der Anfang des Dienstes: Der Unteroffizier schickte ihn weg, das Wasserfass voll zu tragen. »Ich gehorchte. Er war 26 Jahre alt, ich 33. Ich suchte den Wassereimer und ging an den Brunnen. Aus dem obersten Stocke des Wachtmeisterhauses sahen die kleinen Töchter des Oberrossarztes heraus, kicherten und deuteten mit den Fingern auf den Kürassier mit der Brille und in der blauen Schürze, der etwas schwankte, wann er die beiden grossen vollen Wassereimer trug. Und wieder rief es in mir: »Lass deine Augen stracks vor sich sehen; wanke weder zur rechten noch zur linken«, während ich ein paar ungeborene Thränen herunterschluckte. »Du hast Knechtsgestalt angenommen wie ein Grösserer, als du bist. Sei standhaft!« Und die Engel fehlten nicht, die mir dienten. Wie eine Taube mit ausgebreiteten schützenden Flügeln schwebte der Erlösungsgedanke über meiner Seele, und während ich das Wasser trug, verlor sich das geistige Auge in goldene Ferne voll Ruhe und Friedens. »And Buddha thought: Were I to endanger the reception of Buddhaship, how could the various orders of being be released from the sorrow of existence?« – »Und so habe ich alles Bittere, allen Wermut meines neuen Wirkungskreises ertragen, immer schwebend erhalten über der niedrigen Beschäftigung durch den seligen Blick auf mein Ziel, den lichtvollen Gipfel inmitten dunkler Nacht, bis der schäumende Becher der freien Lust, die im Reiterleben liegt, an meine Lippen kam.« – »Ich behaupte kühn, dass noch kein Soldat, so lange es Soldaten giebt, so rein die Lust, die ganze Poesie, die im Reiterleben liegt, genossen hat wie ich, weil ich mir erstens immer sagen konnte: »Du hast es ohne äusseren Zwang gewählt«, und weil ich ferner durch den Blick auf meine lichte Höhe sofort empfindungslos gegen die Nadelstiche und kleinen Armseligkeiten des täglichen Einerlei wurde. Das ist der Segen, der jedem zu teil wird, der der Welt entsagt. Auf seiner Tafel stehen nur die köstlichen freien und reinen Genüsse des Lebens.«

Der anstrengende Dienst nahm ihn nun ganz und gar in Anspruch; seine philosophische Arbeit nebst allen Gedanken an Heimat, Verwandte, Tagespolitik verlor er aus den Augen; »ich wurde«, bemerkt er, »wie Emerson sagt, a victim of the nearest object.« »Aber«, heisst es weiter, »mein geistiges Leben pulsierte dabei |
ZpK99 ganz frisch, obgleich es mir nicht zum Bewusstsein kam. Es floss wie ein Strom im Winter ruhig unter einer Eisdecke fort. Das merkte ich deutlich, wenn die Decke hie und da krachte und ein wildfremder Gedanke, eine Weiterbildung einzelner Punkte meines Werkes plötzlich wie ein Blitz in der Nacht mein Gehirn durchzuckte.« Und im März 1875, als er jetzt ganz eingewöhnt und durch und durch Soldat geworden war – »da krachte die Eisdecke überall und – das Bild ist wirklich treffend – mein Geist ging auf und flutete wie ein eisbedeckter Strom. Es war ein tolles Durcheinander, die Gedanken rieben, schoben und stauten sich, bis sich zuletzt wieder in seiner eisfreien Fläche Sonne und Mond und Sterne »wellenatmend« spiegelten. Da lag dann der ausgebrütete Keim zu einem *zweiten Bande der Philosophie der Erlösung* vor mir: drei wunderbare Gestalten, während des Winters im verhüllten geheimsten Winkel der geistigen Werkstätte geboren, traten holdselig an die

Oberfläche: der wahre Idealismus und die christliche Trinität im hellen warmen Lichte der Vernunft und der Socialismus.«

Einen zarten Zug des Menschen MAINLÄNDER teile ich hier noch aus dem Manöver, das er begeistert mitmachte, mit. Er besuchte gelegentlich mit einigen Kameraden eine Kinderblindenanstalt. Er war tief gerührt. »Ich empfand tiefes Mitleid mit den Kindern, das jedoch vom Interesse an dem, was ich sah, überwogen wurde. Zum vollen Durchbruch aber kam es, als wir in den Musiksaal gingen, und zunächst von Mädchen und Knaben zweistimmig das Thüringer Volkslied: »Ach, wie ist's möglich dann u.s.w.« gesungen wurde. Als ich in diese unbeweglichen Augen sah, die noch nie den Reiz des Lichtes empfunden hatten, die noch nie Vater und Mutter, noch nie einen Sonnenuntergang, noch nie die Morgenröte gesehen hatten – da fasste mich der Menschheit ganzer Jammer an. Ich meinte, die Wehmut solle mir das Herz abdrücken. Als sich aber schliesslich ein Knabe an die Orgel setzte und »Jesus, meine Zuversicht« spielte, und ich während des Spiels zufällig durchs Fenster sah und drüben auf einer Veranda Offiziere und die Damen des Hauses in fröhlichster Unterhaltung erblickte, da schnitt der furchtbare Kontrast von Arm und Reich und das entsetzliche Leid in dieser Welt so tief in meine Seele, dass ich mich nicht länger halten konnte und weinte wie ein Kind.

ZpK100

»μὴ φῦναι, τὸν ἅπαντα νι –
κᾷ λόγον· τὸ δ', ἐπεὶ φύῃ,
βῆναι κεῖθεν, ὅθεν περ ἥ –
κει, πολὺ δεύτερον, ὡς τάχιστα.« –

Am 1. November 75 kam er nach Ablaut des Militärjahres in Offenbach an. Als er heimkehrte, glaubte er nur noch die Druckbogen des ersten Bandes der Philosophie der Erlösung besorgen und nebenbei eine kleine Ährenlese halten zu müssen. »Da keine Stimme in mir sprach und aussen Totenstille herrschte, so beantwortete ich die Frage: was dann? mit einem sehnsuchtsvollen Aufwallen des Herzens nach absoluter Ruhe.« Aber es kam anders. Er sah das Manuskript seines Werkes durch. Dann begann er die zweite Hälfte seiner Lebensgeschichte. Dann schrieb er in zehn Tagen eine Novelle, seine erste und letzte*[5], mit dem Titel: Rupertine del Fino, sie wurde verfasst »nur, weil meine Schwester behauptete, ich könne keine Novelle schreiben«. Hierauf entwarf er den ganzen zweiten Band der Philosophie der Erlösung – und dies alles in fünf Monaten. »Und während des Schreibens wurde in meinem Herzen das erstickende Mitleid mit der Menschheit geboren: da sprach auf einmal laut und vernehmlich der göttliche Atem in mir: Noch bist du nicht verbraucht; du musst mir noch dienen. Dann gehe ein in den ewigen Frieden. – Vor zwei Jahren noch hatte ich meiner Schwester erklärt: Ich kann nicht anders für das Volk und den Staat wirken als durch die Feder; mein ganzes Wesen lehnt sich dagegen auf, mich in die socialen Wirren zu stürzen. Heute treibt mich ein Wirbelwind mitten in das Volk. Und entstiege meine Mutter dem Grabe und würfe sich mir entgegen, ich würde über ihr gerechtes Haupt schreiten. – Unbeweglich im Inneren, abgelöst von allem, will ich nur das Bewusstsein haben, für die Menschheit zu wirken; das einzige Wasser, das den Brand des Mitleids in meiner Brust löschen kann.

»Der Herr ist mein Licht und mein Heil;
Vor wem sollte ich mich fürchten?«
(DAVID.)

Das ist meine Zuversicht!

ZpK101

»Giebt's einen Harnisch wie des Herzens Reinheit?
Dreimal bewehrt ist der gerechte Streiter,
Und nackt ist der, obschon in Stahl verschlossen,
Dem Unrecht das Gewissen angesteckt.«
(SHAKESPEARE.)

Das ist meine Waffe!

Ich trete ganz einsam, ohne die geringste Aussicht auf Erfolg, in die Welt zurück, und dennoch weiss ich, dass ich siegen werde, weil ich nichts anderes will als Herzensfrieden.« – Weil er sich nur auf seine Individualität stützen könne in dem bevorstehenden Kampfe, habe er, wie er am Schlusse ausspricht, auch nur sein Inneres in diesem Tagebuche enthüllt, als seine einzige Waffe, von der er so gern wie von einem Blumenkranze auf seinem Grabe geträumt habe. –

Aber der Schritt in die Welt wurde nicht mehr gethan. Es ist nicht aufgeklärt, was ihn veranlasst hat, seinen Entschluss zu ändern und den andern Schritt zu thun – in den Tod zu gehen. – Das Tagebuch schliesst am 7. März 1876 ab. Am 31. dieses Monats hatte er den ersten Band seines Werkes in Händen. Er äusserte, wie ich durch zuverlässige mündliche Mitteilung erfahren habe, sein Leben habe nun weiter keinen Zweck mehr. – In der Nacht auf den 1. April machte er seinem Dasein ein Ende*[6]. – Seine Gebeine ruhen auf dem Friedhofe zu Offenbach.

---

*[1] 109. Bd. 2. Heft dieser Zeitschrift, S. 277ff.

*[2] Jetzt Verleger der »Philos. d. Erlös.«.

**[3] Die Litteratur über Mainländer ist von mir der Hauptsache nach in einer Abhandlung über Ms. Kantkritik zusammengestellt worden, die in den »Kantstudien« nächstens erscheinen wird.

*[4] Leipzig, Schmidt & Günther, ohne Jahreszahl.

*[5] Ich habe diese merkwürdige Dichtung überarbeitet, sie liegt im Manuskript vor und wird voraussichtlich demnächst in der »Didaskalia« (Beilage zum »Frankfurter Journal«) erscheinen.

*[6] Dies ist nach dem Polizeibericht das richtige Datum. Danach wurde Mainländer erhängt aufgefunden. – Ganz bestimmt unzutreffend – besonders nach den letzten Bemerkungen des Tagebuchs – ist die Auffassung, Mainländer habe durch seinen freiwilligen Tod seine Lehre besiegeln wollen. Davon kann gar nicht die Rede sein. –

Aus der letzten Lebenszeit Philipp Mainländers

SM117

Nach ungedruckten Briefen und Aufzeichnungen des Philosophen.
Von Walther Rauschenberger in Frankfurt a. M.

Alle Welt kennt Schopenhauer, aber nur wenige kennen den Mann, der ihm am nächsten steht in der deutschen Philosophie und der sein Nachfolger ist: Philipp Mainländer, der im Jahre 1876, noch nicht 35 Jahre alt, auf der Höhe seiner Wirksamkeit, stehend, freiwillig aus dem Leben schied.

Philipp Mainländer (richtiger Name: Batz) wurde am 5. Oktober 1841 zu Offenbach am Main geboren als Sohn eines Fabrikanten protestantischer Konfession.*[1] Von väterlicher Seite wurde auf ihn ein gutes Herz, von mütterlicher Seite eine weltflüchtig-melancholische Gemütsveranlagung und die Neigung zur Spekulation vererbt. Er war das jüngste von fünf Kindern. Unter seinen Geschwistern stand |
SM118 ihm besonders nahe seine Schwester und Mitarbeiterin Minna, an die die Mehrzahl der folgenden Briefe gerichtet ist. Nachdem Mainländer die Realschule seiner Vaterstadt, hierauf zwei Jahre die Handelsschule in Dresden besucht hatte, nahm er 1858 eine Stelle in einem Handelshause in Neapel an. In Italien hielt er sich über fünf Jahre auf und lernte Land und Leute genau kennen. Hier war es auch, wo er, im neunzehnten Lebensjahr stehend, in einer Buchhandlung zufällig auf die Werke Schopenhauers aufmerksam wurde. Er kaufte sofort ein Exemplar der »Welt als Wille und Vorstellung« und stürzte mit seinem Schatze nach Hause, um sich in die Lektüre zu vertiefen. Als er aufhörte, war es heller Tag: er hatte die ganze Nacht durch gelesen. Es war dies »der große, der bedeutungsvollste Tag« seines Lebens, wie es in der leider bis jetzt ungedruckten Selbstbiographie Mainländers heißt. Wie mancher andere Philosoph der Vorzeit war Mainländer Autodidakt. Er sagt hierüber in seiner Selbstbiographie: »Ich habe als Kaufmann die Welt gesehen, einen umfassenden weltmännischen Blick gewonnen und blieb verschont vom giftigen Hauch der Philosophieprofessoren.«

Nachdem er von Italien Abschied genommen hatte, war er längere Zeit im Geschäft seines Vaters in Offenbach tätig, in seiner freien Zeit in zärtlichem Zusammensein mit seiner leidenden Mutter. In dieser Zeit verfaßte er das dramatische Gedicht: »Die letzten Hohenstaufen«, ein größeres Werk in drei Teilen, zu dem er die Anregung in Italien erhalten hatte. Im Jahre 1865 verlor er seine innig geliebte Mutter. Dieses Ereignis griff tief in sein Leben ein und rüttelte ihn auf. Hatte er bisher nur verehrend der Schopenhauerschen Philosophie gegenübergestanden, so trat er nunmehr kritisch an sie heran. Die Kritik wurde der Ausgangspunkt zu seinem eigenen System, das langsam vor seinem geistigen Auge emporzusteigen begann. Er vertiefte sich zu gleicher Zeit in den Buddhismus, bald darauf auch in Kants »Kritik der reinen Vernunft«. Daneben las er die deutschen Mystiker des Mittelalters und den »unübersehbar tiefen Parcival des großen Wolfram«.

Im Jahre 1868 nahm Mainländer in Berlin eine Stelle in einem Bankhause an. Hier setzte er das Einsiedlerleben, das er in Offenbach geführt hatte, fort und las die bedeutendsten Philosophen. Im Frühjahr 1874 gab er seine Berufstätigkeit auf und beschloß, einem lange gehegten Wunsch gemäß, der aus seiner großen Vaterlandsliebe entsprang, und den er 1866 und 1870 hatte zurückstellen müssen, Soldat zu werden. Er betrachtete die Erfüllung der Militärpflicht als seine Pflicht gegen den Staat. Es wurde ihm gestattet, im Herbst desselben Jahres in Halberstadt bei den Kürassieren einzutreten. In den nun vor ihm liegenden vier freien Monaten Juni, Juli, August und September 1874 stellte Mainländer in Offenbach sein lange vorbereitetes Werk fertig: »Die Philosophie der Erlösung« I., das die konsequenteste Vertretung des Pessimismus in der Geschichte der Philosophie überhaupt ist. Mainländer verlegt im Gegensatz zu Schopenhauer alle Realität in das Individuum und seinen Egoismus. In erkenntnistheoretischer Richtung ist er – mit Ausnahme seiner Auffassung der Materie – Realist. Seine Philosophie ist durch und durch eudämonistisch. Der Weltprozeß besteht darin, daß Gott aus dem Übersein durch das Werden in den seligen Schoß des absoluten Nichtseins tritt. Gegenwärtig befindet sich die Welt im Stadium des Werdens, der Bewegung. |
SM119 Die Gott-Einheit ist untergegangen, sie ist in Teile zerfallen: die Einzelindividuen. Diese haben alle das Streben nach der Leidlosigkeit des Nichtseins; sie schwächen sich gegenseitig durch den Kampf ums Dasein (Mainländer bestreitet die Gültigkeit des Gesetzes der Erhaltung der Energie) und tragen dadurch zur Beschleunigung der Erlösung des Weltganzen bei, das nach Raum, Zeit und Materie als endlich gedacht wird. Die Menschheit tritt durch den idealen Staat hindurch (Mainländer ist theoretischer Sozialist) mit Hilfe der Virginität in das Nichtsein. Mainländer verwandelt also den mystisch-transzendenten Akt der Schopenhauerschen Willensverneinung in einen innerweltlichen Prozeß. Er nennt seine Philosophie »immanente Philosophie«. In der reinen Christuslehre (die er als esoterisches Christentum dem herrschenden exoterischen gegenüberstellt) erblickt Mainländer eine Bestätigung seiner Lehre. Der »Heilige Geist« ist nach ihm der in der Welt wehende Atem der vorweltlichen, untergegangenen Gottheit.

Mit der Vollendung seines Hauptwerkes waren die letzten Tage des September (1874) herangekommen. Welche Auffassung Mainländer selbst von seiner Philosophie hatte, geht aus folgendem Ausspruch hervor:

»Ich stehe noch allein da, aber hinter mir steht die erlösungsbedürftige Menschheit, die sich an mich klammern wird, und vor mir liegt der helle flammende Osten der Zukunft. Ich blicke trunken in die Morgenröte und die eisten Strahlen des aufgehenden Gestirns einer neuen Zeit, und mich erfüllt die Siegesgewißheit.«

Am 26. September 1874 ging Mainländer an das Grab seiner Mutter. Hier gelobte er, die Hand auf den Hügel legend: Virginität bis zum Tode. Das, was er gelehrt, wollte er auch im Leben üben. Die gleiche Stellung nahm er einer andern Leidenschaft gegenüber ein, der Sucht nach Ehre und Ruhm. Bezeichnend hierfür ist folgender Brief Mainländers an seinen Verleger aus derselben Zeit:

September 1874.

Für den Fall, daß Sie sich entscheiden, meine Arbeit zu verlegen, bitte ich Sie, sich wegen alles Weiteren mit meiner Schwester zu verständigen, der ich diese Angelegenheit vollständig und mit unbeschränkter Vollmacht zu ordnen überlasse, weil eine andere Sache meine Zeit ganz in Anspruch nimmt. Ich habe im angedeuteten Falle nur Folgendes zu bemerken:

Es ist nicht nöthig, daß ein Philosoph seiner Lehre gemäß lebe; denn man kann etwas als vortrefflich erkennen, ohne doch die Kraft zu haben danach zu handeln. Einige Philosophen haben aber nach ihrer Ethik gelebt und erinnere ich an Kleanthes, den Wasserträger, und an Spinoza, den Brillenschleifer. Nun ist auch Das, was ich lehrte, gleichsam in mein Blut übergegangen, so daß ich meinem Werke, dürfte ich von seiner Wirkung auf mich auf seine Wirkung auf Andere schließen, den größten Erfolg prognosticiren müßte. So kommt es, daß ich vor Nichts mehr zurückschrecke, als den Blicken der Welt ausgesetzt zu sein. Ich gehöre zu denen, von welchen der Mystiker Tauler sagt: daß sie sich vor allen Creaturen so verbergen, |
SM120 daß Niemand von ihnen sprechen könne, weder Gutes noch Böses, und keine mir bekannte Sentenz hat einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, als die in den Katakomben von Neapel befindliche Inschrift:

Votum solvimus nos quorum nomina Deus scit.

Ich müßte Sie demnach freundlichst ersuchen, mir Ihre Zusicherung zu geben, daß Sie mich niemals als den Verfasser der Philosophie der Erlösung nennen werden. Für dieses Werk bin ich Philipp Mainländer und will es bis zum Tode bleiben. Die gleiche Bitte richte ich natürlich an Sie auch für den Fall, daß Sie den Verlag ablehnen sollten.

Am 1. Oktober 1874 trat dann Mainländer, im 33. Lebensjahr stehend, bei den Halberstadter Kürassieren als gemeiner Soldat ein. Aus dieser Halberstadter Zeit stammen die folgenden Briefe an seine Schwester Minna*[2].

Halberstadt, den 2. Juli 1875.

Liebe Minna.

Deine beiden lieben Briefe, den letzten mit … versehenen sind mir richtig zugegangen und quittiere ich über gedachte Summe hiermit dankend.

Diese Quittung veranlaßt eine große Ideenassociation, deren Endglied das ist, daß wir redlich weiterfahren wollen, das Schicksal zu befragen und, falls es unzweideutig, – durch Zusammenschließung aller Coulissen – sagen sollte, daß es uns zu Opfern für die grade Linie seiner Bahn auserkoren hat, ohne Murren ihm folgen wollen. Ich bin schon lange dazu bereit; ob Du, weiß ich nicht. Auch kann ich nicht beurteilen, ob es nicht in den Intentionen der höchsten Macht liegt, daß ich die Bühne allein verlasse und Du dann Horatio-Paulus sein sollst und mußt. – – – Doch das wird sich, wenn unsere Bäume des Lebens Früchte tragen werden, ganz von selbst finden.

Ich schreibe dies ganz kalt, ja gewissermaßen im höchsten Seelenfrieden. Warum auch nicht? Ich glaube, daß Deine letzte Illusion wohl die ist, in einer X.X.-Mühle, tief im schattigen oder verschneiten Hochwald, ohne Wunsch und Sorgen, abgeschieden von der

Welt, mit mir zu leben, zu weben und zu schreiben. Aber ich frage Dich, liebes Kind, bist Du wirklich der Meinung, daß Dir, wäre in Berlin Dein Wunsch in Erfüllung gegangen und uns ein Häuschen geschenkt worden, wie jenes am Canal – im Grünen verborgen und mit gedecktem Teetisch unter der breitästigen Linde – diejenige Befriedigung zu Theil geworden wäre, welche Du in idealer Weise anticipirtest?

SM121 Nein! Und ist dies nicht, was sollten wir dann noch Köstliches zu kosten haben?

Was wir schreiben könnten? Gewiß nicht! Denn das wäre nur für Andere eine Verdünnung der kostbaren Essenz, die uns ihren vollen Wohlgeschmack und Wohlgeruch bereits gegeben hat.

Und ich wiederhole, was ich schon früher einmal gesagt habe: wir haben, weil mir durch ganz exceptionell günstige Umstände der allerfreieste und unbefangenste Blick in die Welt und ihre Mysterien verliehen wurde, das höchste geistige Leben – gewiß doch das edelste und reinste – bereits gelebt.

Also ruhig wie Friedrich der Große, der vor der Schlacht von Kunersdorf fest entschlossen war, das Fläschchen Gift, das er bei sich trug, zu leeren, wenn die von ihm an das Schicksal gerichtete Frage mit »Nein« beantwortet werden würde.

Lebe wohl! Diese Gedanken sind freie Kinder der Luft und der Sonne, entstanden, als wir vor wenig Augenblicken auf dampfenden Pferden über das Brachfeld in voller Rüstung rasten. Ich schrieb sie hin noch im vollen Lustgefühl der Bewegung – wie das fallende Meteor, das stürzende Wasser, der zündende Blitz, kurz alles in der Welt, – nach dem von mir gelehrten Ziel der Erlösung, der Ruhe, der Abtödtung der Energie, des ewigen Friedens, und – – – noch schwarz wie ein Kohlenbrenner. Es ist die höchste Zeit, daß ich mich wasche und umkleide.

Halberstadt, 22. September 1875.

Liebe Minna.

Ich bin aus dem Manöver gesund und wohl zurückgekehrt. Ich habe während desselben große ästhetische Genüsse gehabt: solche, wie sie mir in irgend einer anderen Lage nicht hätten geboten werden können. Nun sehne ich mich aber aus diesen Verhältnissen heraus, ohne Sehnsucht nach irgend etwas Anderem, als Ersatz dafür zu empfinden. Ich glaube, ich bin verbraucht, *worked out*: ohne Lust und Trieb zu irdischen Dingen. Ich würdige ganz die Weisheit der Goetheschen Worte über die Dämonen, die uns, nachdem wir unsere Aufgabe auf dieser Welt erfüllt haben, so lange ein Bein stellen, bis wir verblutet sind. Für mich gab es nur noch einen Dämon, dessen Macht deshalb so groß war, weil er in Verbindung mit den Ergebnissen meiner Philosophie stand, und ich befürchte, daß er das letzte feste Band durchschnitten hat, das mich an die Welt fesselte. Ich habe der Sphinx in das unverhüllte Auge gesehen, und es giebt keinen Schleier mehr, der es mir neuerdings verhüllen könnte. Denn der Ruhm, das einzige Getränk auf der Lebenstafel, das ich noch nicht gekostet habe, widert mich an. Ich bin bei vollkommen gesundem, stahlhartem Körper un|aussprechlich
SM122 müde. An mir bewahrheitet sich das Wort des Gracian, daß der Geist Nahrung verlangt wie der Körper. Kein Streben mehr: wo finde ich Nahrung?

Es giebt thatsächlich in mir nur noch eine Leidenschaft, die mich augenblicklich anstachelt und aufrecht erhält. Sie ist von ganz untergeordneter Natur und über alle Maßen peinlich: Ordnungsliebe. Ich möchte mit allem fertig sein, ich möchte mein Haus bestellt haben: und ich kann es nicht. An diesem Faden hält mich vorläufig das Schicksal über einem Abgrund. Vielleicht zernagt ihn totale Gleichgültigkeit; vielleicht gewinne ich an ihm und in der Wiedervereinigung mit Dir wieder einen festen Boden.

Das Nächste, was ich ordnen kann, sind meine Schriften, und sehe ich darüber Deinen Nachrichten entgegen. Sende mir, was ich zuerst durchsehn muß, und lasse das Andere in angemessenen Pausen folgen.

Ich wünsche aus tiefster Seele, daß sich bald an entgegenkommenden äußeren Gruppirungen oder aus neuen Impulsen im Verkehr mit Dir, das verlöschende Feuer meines Willens zur lodernen Flamme entwickeln könne, damit unser Zusammensein nicht in die kalte Nacht brütender Melancholie versenkt sei.

Halberstadt, 22. Oktober 1875.

Liebe Minna.

Es ist sehr schwer, Deinem letzten Schreiben gegenüber den richtigen Standpunkt zu gewinnen; denn wir befinden uns in zu verschiedenen Lagen: sowohl in betreff unseres Inneren als der äußeren Verhältnisse. Während Du allem Anschein nach nun doch noch die Höhe erreichen sollst, deren steile Wand Dich so oft wieder zurücktrieb, sehe ich nur Arbeiten vor mir, die ich als Last empfinden muß. Ich habe meine goldene Frucht bereits gepflückt; die Folge davon: Correkturen, Correspondenzen und Polemik geben Frohndienst. Und rede mir nicht von den »philosophischen Essays«, denn abgesehen davon, daß sie eine Aehrenlese wären und deshalb getrost unterbleiben könnten, ringen sie nicht in mir nach Gestaltung. Ich werde sie allerdings in Angriff nehmen, wenn wir beisammen sind; aber wenn die Lust nicht während des Schreibens kommt, wird ihnen die rechte Weihe fehlen. Gewiß wechseln auch in mir die Stimmungen, aber aus dem Schwanken eines Stabes kann ein aufmerksames Auge doch die Richtung deutlich erkennen, nach der er fallen wird und so bleibt es dabei, daß ich verbraucht bin, wenn mir nicht ein mächtiger Impuls von außen gegeben wird, d. h. die Mittel – große Mittel – um Das zu verwirklichen, was ich schon mehrmals als den Inhalt einer möglichen zweiten Periode meines Lebens hingestellt habe. Ich habe, als Du im Wahne, Du habest es mit einem sinkenden Muthe und nicht mit einer klaren Erkenntnis zu thun, Dich redlich bemühtest, mir Ziele zu geben, deren totale Abwesenheit ich offen beklagte, |
SM123 bitter lächeln müssen; denn in der Hauptsache führtest Du Augiasställe an, deren Reinigung ich bewerkstelligen soll und Arbeiten, die ich oben schon charakterisierte: Lasten, Lasten, Nichts als Lasten.

Die äußeren Verhältnisse begründen keine kleinere Verschiedenheit zwischen uns. Du sehnst Dich, mit Deiner begnadeten Individualität des Sonntagskindes *par excellence*, Dir völlig selbst genügend, und einem angeborenen Zuge Deines Wesens folgend, den unser engvereintes Geistesleben noch um so mehr in Dir vertieft hat, als er auch in mir und vielleicht noch viel mächtiger als in Dir vorhanden, nach einem stillen verborgenen Winkel weit abseits der großen staubigen Landstraße und glaubst der guten Vollendung Deiner Arbeit auch nur in einem solchen sicher sein zu dürfen. Ich dagegen könnte Das, was ich in der nächsten Zeit zu thun habe, überall thun.

Hiernach war doch der Ausdruck, daß ich mich Dir zur »Verfügung« stelle, kein der Wirklichkeit entsprechender.

Doch lassen wir Das. Wer weiß, was die Zukunft bringen wird, und ich wiederhole deshalb die bestimmte Versicherung, daß ein ungestörtes Leben mit Dir, auch in meinen Wünschen liegt, daran die Hoffnung knüpfend, daß es mir eine Aufgabe gebe, deren Bewältigung mich mit Lust erfüllt.

Aber wenn ich nun Alles in Deine Hände lege, da darf ich wohl jetzt erwarten, daß Du aus den Allgemeinheiten heraustrittst, »ein Försterhaus tief im Walde«, eine »einsame Fischerhütte am Meer«, eine »Mühle hoch im Gebirge« u.s.w. und einen bestimmten Ort namhaft machst, wohin wir ziehen wollen. – – –

Ich glaube, Bergen wäre der richtige Ort, wenn Du Deine Bedenken gegen die Nähe Offenbachs fallen lassen willst. Wir müssen ja nur Einsamkeit haben und nicht im selben Ort mit den Anderen wohnen. Letzteres ist ein *conditio sine qua non*, aber nur der häufigen Unterbrechungen ohne alle Bedeutung wegen. Bergen erfüllt dann so gut den wahren Zweck wie Kronberg, Seeheim oder ein xbeliebiges Dorf im Harz.

Auch wäre alsdann die Bibliothek in der Nähe und die Gegenstände der früheren Haushaltung. Manches Bedürfnis kann hier schnell befriedigt werden, das sonst schwer zu stillen und dadurch quälend wäre.

Am 1. November 1875 kam Mainländer nach Beendigung seines Militärjahres wieder in Offenbach an – als ein mit Todesgedanken ringender Mensch, wie sich aus folgenden Aufzeichnungen ergibt.

Dezember 1875.

Wie Du Dich nach meinen Briefen aus der letzten Zeit meines Halberstadter Aufenthaltes

und nach der bestimmtesten Erklärung über meinen Zustand, der Hoffnung hast hingeben können, mit mir ein glückseliges langes Leben zu führen, mich bis zu meinem natürlichen Tode allein zu |
SM124 besitzen – Das ist mir unbegreiflich. Ich kam mit der Aussicht hierher, drückende, mühselige Arbeiten, zu denen ich verpflichtet war, zu erledigen – darüber hinaus starrte ich (wie ich noch jetzt starre) in das Nichts, oder auf eine dunkle Bahn, von der Dich Deine Natur entfernt, die ich also einsam durchlaufen muß. Daß neben die drückenden Arbeiten, durch eine eigentümliche Hast, die ähnlich der Hast des Insects ist, mit der es im Herbst seine letzten Eier legt, um darauf zu verenden, noch eine berauschende duftige Nachblüthe meines Geistes getreten ist, ist Nebensache. Es ist alles Aehrenlese auf abgeernteten Feldern und giebt Arbeit auf Monate, nicht für Jahre. Soll ich nach der Reife dieser Frucht nicht, aus Mangel an jedem Motiv, mit Wollust den Tod suchen, so muß ich die sozialdemokratische Bahn betreten, die mich aufreibt und sofort betäubt gegen die verlockenden Stimmen dieser Sehnsucht nach der absoluten Ruhe, der Erlösung für immer.

Das ist Alles genau so, wie ich es von Halberstadt geschrieben habe: … Denn ich täusche Niemand, ich bin seit Jahren klar mit mir und spiele nicht Verstecken mit Anderen. Die Rede, die mich sofort auf die höchste Woge der Partei heben wird, liegt in den Grundzügen vor mir und ihre Ausarbeitung verlangt nur zwei Tage. Ich brauche dann nur mit den Führern der heutigen Sozialdemokratie zwei Worte zu sprechen, dann eine Versammlung in Frankfurt zu berufen und am dritten Tage werden alle Zeitungen von mir reden und alle Arbeiter mit verzehrender Glut an meinem Munde hängen, der, wie noch keiner vorher, ihre Sache klarlegte und vertheidigte.

Ob ich die Ruhe des Todes allem Dem vorziehen und mit ihm den letzten Schluß meiner Lehre besiegeln werde – Das weiß ich jetzt noch nicht. Das aber weiß ich, daß ich kein geistiges Phäakenleben, weder auf Grund eines Goldbergwerkes, noch ganzer Berge von Lorbeerkronen, führen kann …

Ich bin durch 34 Jahre erzogen worden von außen und von innen zu politischen Thaten, d. h. zu Thaten für die Menschheit, und wer solche thut, ist abgelöst von Personen und Sachen. Er läßt sich nicht binden, wie sich Albano nicht von der vollendetsten Weiblichkeit, der Linda, binden ließ. Auch kann er alles Persönliche nur in Beziehung auf die Menschheit auffassen, und es giebt einen Standpunkt, wie ich schon mündlich angedeutet habe, wo Ich mich ganz frei fühle, selbst wenn ich Alles persönlich auffasse. Die Menschheit, für die ich, keine persönlichen Vorteile im Auge habend, mein Werk schrieb und jetzt mein Leben einsetze, die muß Dir einmal danken für Alles, was Du mir warst …

Daß ich trotz dieser von Personen und Sachen losgelösten Individualität von »gewinnender Liebenswürdigkeit« sein kann, und trotz meiner |
SM125 »Philosophie der Milde und Entsagung« mit dem Fuße zu stampfen fähig bin, kann einen objektiv Urtheilenden keinen Augenblick in Verwunderung setzen. Ersteres ist ja allererst möglich durch die Ablösung, und in Betreff des letzteren hat Christus bei den Geldwechslern und vor dem Feigenbaum, der keine Früchte trug bewiesen, daß Leidenschaft und Weltentsagung sehr wohl zusammen in einer Person bestehen können.

Warum also so spitzig stechen?

Ich habe Dir schon oft gesagt, daß ich, eben weil ich leidenschaftlich bin, die Leidenschaftlichkeit an Anderen nicht vertragen kann. Mein Herz wird eisig unter ihrem Hauche.

In der Taunusstraße, als ich den ersten Band der Phil. d. Erl. schrieb, warst Du matt, mild, traurig, hingebend, auf gutem Wege eine echte Masodhara zu werden. – Das rief alle Sympathien in mir wach und die Frucht war ein schönes Leben und eine schöne ungetrübte Erinnerung.

So schließe ich auch heute. Werde wieder, was Du damals warst. Lasse Dich wieder vom Odem des Todes, aller Menschen Ziel, anwehen, wie damals und zwinge dadurch auf unser beider Bahn den Sonnenschein zurück für die kurze Zeit, die wir noch vor uns haben. Denn jenseits der nächsten sechs Monate ist, wie schon gesagt, für mich das Grab oder ein Weg, den

Dein Fuß nicht betreten kann. In Deine Hand ist es gegeben, Dir, vielleicht auch mir, (nämlich, wenn ich die Partei-Bahn betrete) eine neue schöne Erinnerung zu schenken.

Du hast keinen besseren Freund auf der Erde als mich – aber mein Herz gehört keinem Vater, keiner Schwester, keinem Bruder, keinem Freunde, nicht einmal der Menschheit allein – – – es gehört meinem Gott.

Einige Tage später.

Ich bezwinge mich und beantworte Deinen seltsam überhasteten Beschluß, wie ich möchte, nicht. Ich wiederhole nur: »Sei vernünftig« und »in Deine Hand ist es gegeben«.

Warum hast Du zu den »Zeugen der eigenen Hand«, die Du wieder mich aufrufst, den Brief nicht beigelegt, wo ich klar und deutlich, noch in Halberstadt, meinen Seelenzustand geschildert habe? Auf ihn allein habe ich mich bezogen, weil er einer der letzten, wenn nicht der letzte war.

Die anderen Briefe beweisen nichts. Gewiß würde ich am liebsten die »Hochschule« gründen; aber Alles schweigt um mich herum, und wenn Du aufmerksam meinen Brief liesest, so wirst Du finden, daß ich immer, immer von einem äußeren Anstoß gesprochen habe! Er ist nicht vorhanden. Die Sache verbietet sich also von selbst.

Trotzdem – und das ist der zweite und wichtigste Punkt – könnte mich zehn Mal so viel »erbliche Anlage«, als ich zur Melancholie besitze, |
SM126 nicht in den Tod treiben. Eine ruhige friedliche Thätigkeit könnte sie allerdings schon am zweiten Tage zerstören, aber keine agitatorische, die sich voll und ganz dafür einsetzt, den armen verdüsterten Brüdern da draußen ein menschenwürdiges Dasein zu erringen. In ihr liegt Betäubung und Befriedigung.

Erwähle ich sie nicht, so sterbe ich aus Mangel an jedem Motiv, wie ich bereits deutlich erklärt habe, nicht wegen der Überhandnahme von »Verdüsterungen«, deren sich »ein Gesetzgeber der Menschheit mit männlicher Kraft erwehren soll«.

Es ist aber fast gewiß, daß ich sie erwähle. Das Schicksal spricht zu deutlich: ich werde auf die Bahn von allen Seiten gepeitscht, und es durchzuckt mich bei allem Widerstreben der Gedanke, daß ich dort noch ein besseres Schwert als »die Philosophie der Erlösung« ist, finden werde.

Vielleicht ist es mir dann noch vergönnt, den Lieblingsgedanken zu verwirklichen: die Schule zu gründen und zwar auf den Trümmern des modernen Staats.

Ende Februar 1876.

Du hast vollkommen Recht, wenn Du sagst, daß wir uns zu »verlieren beginnen«.....

Nicht nur eilst Du zurück, sondern ich eile voran: die Entfernung wird täglich größer. Das Einzige, was ich thun kann, ist einen Augenblick zu warten, Dich aufzufordern, wieder voranzugehen und den Saum meines Kleides zu erfassen; dann die Augen zu schließen, damit Dich kein Schwindel erfaßt. Das ist aber wirklich nichts Anderes als Wiedergeburt verlangen, also fast ein Unmögliches. Indessen

Bei Gott sind alle Dinge möglich.

Meine innere Entwickelung ist eine Thatsache, mit der Du Dich auf irgend eine Weise auseinandersetzen mußt: sie ist nicht ungeschehn zu machen, noch kann ihr weiterer Verlauf eingehalten werden.

Meine innere Entwickelung vollzieht sich nach dem Gesetz der Fallgeschwindigkeit, d. h. sie nimmt im Quadrat zu. Es ist eine Entwickelung, bei deren Anblick es wohl Starken wie Schwachen, Gebildeten wie Ungebildeten zu Muthe wird, wie dem Sekretair Egmonts:

»Verzeiht, Herr, daß es mir schwindelig wird, wenn ich in rasender Eile, einen Mann dahinfahren sehe.« –

Ich verließ Halberstadt im Wahne, ich fände hier Correkturarbeit und hätte nebenbei eine Aehrenlese zu bewerkstelligen. Dann sah ich das Grab. Ich schrieb, daß ich vom Tod nur durch eine Aufforderung von außen abgehalten werden könnte, und daß ich eine solche Aufforderung für unmöglich hielte. In mir schwieg Alles und ich schreckte vor einer Berührung mit der Welt zurück.

SM127 Ich kam in Offenbach an.

In zwei Monaten (November und December) corrigirte ich mit Dir noch einmal durch das ganze Manuskript:

	1)	Die Hohenstaufen
	2)	mein Werk die Phil. d. Erl.
Ich ordnete	3)	drei Tage lang meine Papiere;
ich schrieb	4)	Rupertine del Fino
	5)	600 Druckseiten klein 8: Aus meinem Leben.
Ich führte	6)	eine sehr umfangreiche Correspondenz und läuterte in drei Tagen den Stoff zu
	7)	Budha und Tiberius, so daß sie jederzeit gedichtet werden können.
Ich las	8)	regelmäßig die Zeitungen
corrigirte	9)	die schwierigen Druckbogen der Phil. d. Erl. und die noch schwierigeren der Hohenstaufen mit Dir
und studirte	10)	die Psalmen, Hiob, Koheleth, nochmals Zeile für Zeile *Manual of Budhism*, Plato's Staat Parzival.

Am 4. Januar begann ich dann meine Essays und in wenigen Tagen, d. h. noch ehe dieser Monat (Februar) zu Ende geht, wahrscheinlich noch früher, werden sie fertig sein. Sie werden 6-700 Druckseiten gr. 8° ausmachen und die Phil. d. Erl. muß vor ihnen erbleichen wie die Sterne vor der Sonne.

Und in dieser fieberhaften Tätigkeit kam auf einmal die Stimme von daher, wo ich sie nie, nie vermuthet hätte: von innen.

So sagte ich Dir denn zuerst: ich hätte nur eine Wahl zwischen öffentlicher Tätigkeit und dem Tode.

Aber schon wenige Tage nachher mußte ich schreiben: der Tod sei unwahrscheinlich geworden.

Und wieder nur wenige Tage nachher brach der Sturmwind in mir los, der wächst und wächst mit jeder Stunde, den Nichts mehr aufhalten kann. Und käme unsere Mutter aus dem Grabe und würfe sich mir entgegen, ich würde sie von mir schleudern wie jetzt Dich, und über ihren greisen Kopf wegschreiten, trunken den Blick in die strahlende Ferne, in das Bild einer leidlosen Menschheit vertiefend.

Und wäre ich der blödeste, dümmste Mensch, ich würde doch mit diesem »Wettersturm« in der Seele, wie Wolfram singt, und der unerschütterlichsten Zuversicht Alles vollbringen, was ich vollbringen muß, und, weil ich es vollbringen muß, vollbringen werde.

Ich werde von außen furchtbar geschüttelt werden, aber die Seele ist unbe|weglich
SM128 und erdenfremd: sie wird lächeln, während das Auge weint und der Leib schreit.

Ich ein Socialdemokrat? Ich ein Haupt der Social-Demokraten wie Lassalle? O! welche Entfernung liegt schon zwischen uns, die kaum noch eingeholt werden kann.

Gestern schrieb ich:

Fragt man mich, ob ich Bürger eines idealen Staates sein wolle, so werde ich rund sagen: Nein!

Fragt man mich dagegen, ob ich Gut, Blut und Leben an die Verwirklichung eines idealen Staates setzen wolle, so werde ich ohne Umschweife und Limitationen sagen: Ja!

Ich würde Nein sagen, weil ich mit Absicht auf mein individuelles Wohl gar kein Interesse an einem idealen Staate habe.

Ich würde dagegen Ja sagen, weil die Erlösung der Menschheit vom idealen Staate abhängt.

Ich füge hinzu: Also kein Mitglied der Partei, kein Mandat von der Partei, keine Concession dieser Partei: aber über der Partei Alles für die Partei.

Schon Gutzkow schrieb vor Jahren:

Unsere Zeit ist reif für eine neue Messiasoffenbarung. Was würden denn die Mächtigen beginnen, mit einer Persönlichkeit, die u.s.w. – – – Er wäre der Welt, was Christus den Juden

war.

Es ist eine Stille in den Seelen der Welt eingetreten, das Wehen und Nahen der Gottheit zu vernehmen.

Auch ist es die Gottheit, die mein neues Werk schreibt; es ist der Geist, in dem ich vor der Welt war, der meine Hand führt. Auf gewöhnliche, rein individuelle Weise ist meine Thätigkeit gar nicht zu erklären.

Hänge Dich an mich, wenn Du mir folgen willst: wenn Du mich hindern willst, zertret' ich Dich. Es giebt für mich kein priviligirtes Individuum mehr, ich kann keine Unterschiede mehr zwischen Mensch und Mensch machen.

Und nun möge der äußere Mensch bewegt werden.

Hier kann ich nur die ernste Mahnung an Dich richten: Spiele nicht mit der Macht und mit der Kraft, die Dir gegeben ist. Im Übrigen bitte ich Dich vernünftig zu sein. Voltaire sagt:

Nous n'avons que deux jours à vivre; il ne vaut pas la peine de les passer à ramper sous des coquins méprisables (*coquins* und *méprisable* hier mit *appréhension* und *déplorable* zu übersetzen).

Denk an das Wort des Jean Paul im Titan:

Wer irgend Etwas noch fürchtet im Universum, und wäre es die Hölle, Der ist noch ein Sklave, und höre auf mit Phantomen zu kämpfen. Erkläre aus meiner Ungeduld und Hast manche Vorfälle, aber leite diese nicht aus Quellen ab, die nicht existiren.

SM129

Aus verschiedenen Blättern vom Januar-März 1876.

Ich gebe den Kampf auf. Ich sehe zu deutlich ein, daß Du mich nie verstehen wirst, so wenig wie die Phil. d. Erl. in Deinem Herzen gezündet hat.

Ich brauche Niemand, der mich auf meiner einsamen Bahn anfeuert, aber ich darf auch Niemand haben, der meine Flügel bindet. Wie soll eine *sympathie de coeur* noch zwischen zwei Wesen möglich sein, von denen das Eine für Ziele erglüht, die das Andere verabscheut? So mein Eintritt in das Heer, so meine bevorstehende Verbrüderung mit der »*crapule*«; Beides aus Prinzipien entsprungen, mit denen ich stehe und falle. Da ist nur noch eine *sympathie d'épiderme* möglich. Das würde ein Kind einsehen. –

Du meine Schülerin! Ach! ach! was brechen da für Wunden auf! In welchem Lichte erscheint mir da der rebellische Menschenstoff, an den ich heranzutreten vorhabe, wie nothwendig erscheint mir da, daß neben das Wort der »Phil. d. Erl.« der Zwang der That kommen muß, daß nicht nur gepredigt werden darf: Verzichtet auf Geld und Gut und liebt euch, sondern auch daß das Eigentum und alles andere, das letzte Band, das Menschen an Menschen kettet, tatsächlich vernichtet werden muß.

— — — — — — — — — — — — — — —

Nur eine Wiedergeburt (war das wirklich so schwer zu verstehen?) kann unser Inneres wieder zusammenführen; einem äußeren Zusammenleben steht nichts im Wege. – –

Wenn Einer in den Tod gehen will, so kann ihn keine Macht des Himmels und der Erde davon abhalten. Einem solchen Ereignis steht der Einzelne immer gegenüber wie einer Überschwemmung, einem Erdbeben u.s.w. – –

Ich war froh, Dich auf besserem Wege zu sehen: Und nun muß ich in betreff meines beabsichtigten Eintretens in die sociale Bewegung, das doch im engsten Zusammenhange mit meiner Philosophie steht, wieder Auffassungen begegnen und Sätze lesen, die der verbohrteste, dünkelhafteste Aristrokrat nicht anders leisten könnte und die wie in bengalischer Beleuchtung die Kluft zeigen, die zwischen unseren Seelen liegt. Ich darf mich wirklich nicht mehr wundern, daß ein Holzapfelbaum keine Renetten trägt.

Die unerhörte Logik dich darüber anzuklagen, daß Du durch Unterschaffung der Phil. d. Erl. in einen geeigneten Verlag – »mit eigener Hand mein Sterbekleid gewoben« (!) oder »was noch schlimmer, mir die Bahn zum Sturz in den *gouffre* der *crapule* klar gemacht.«!! (Warum nicht lieber gleich in den Höllenpfuhl?)

Mögest Du aus anderen Gründen, als jetzt, nie bereuen, das Werk in den Hafen gesteuert zu haben. Einstweilen aber glaube mir, daß der Kampf auf hoher See nun erst für es anhebt.

Nur ich werde (indem ich nur eine Richtung betone) die Kraft haben, die tausend und tausend Angriffe zu er|tragen,
SM130 die mir das Buch einbringen wird. Ich werde bis an's Knie in Geifer und Lügen waten müssen; meine Gegner kämpfen um ihr Brod, und da ist ihnen jedes Mittel gut. Hättest Du nur eine Ahnung von Dem, was das Buch angreift, so würdest Du Dich dreimal für einmal besonnen haben, es über jede weitere Fährlichkeit hinaus geborgen zu nennen.

Ich habe für meine neuen Arbeiten mir selbst den Weg zu bahnen mit vorheriger Überwindung der mir durch die Phil. d. Erl. entstandenen Schwierigkeiten. Ich muß einen Verleger finden, der, wie ich, seine Person zur Noth einzusetzen bereit, und den finde ich nicht in der Leipziger Königsstraße, noch in Berlin im Königgrätzer Revier. Ich werde ihn aber finden, weil ich ihn finden muß.

Ich ein »Volksredner mit dem dröhnenden Rhetorenschritt genre Lassalle«, der »hinter jeden gesprochenen Satz einen unsichtbaren (?)! Trommelwirbel, einen Tusch, eine Fanfare als Quittung der geliebten Menge setzt!« – –

Wenn ich zu ihnen rede, muß es sein, als lese man ihnen aus dem Buch eines Verstorbenen vor ….

Es muß sein, als ob ein Geist zu ihnen spräche, der, nachdem er gesprochen hat, in sein Grab zurückkehrt.

Denn todt ist der Ehrgeiz in mir, die Lust an jedem Motiv, das die Menschenbrust bewegt.

*

Der Wunsch, die sozialdemokratische Laufbahn zu betreten, scheint vorübergehend gesiegt zu haben, wie sich auch aus dem Schluß der Selbstbiographie ergibt, der am 7. März 1876 geschrieben ist:

Am 1. November 1875 kam ich in Offenbach wieder an. Ich glaubte, als ich Halberstadt verließ, daß ich in der Heimat nur die Druckbogen meiner Philosophie der Erlösung zu besorgen und nebenbei eine kurze Aehrenlese zu halten hätte. Da keine Stimme in mir sprach und außen Totenstille herrschte, so beantwortete ich die Frage: was dann? mit einem sehnsuchtsvollen Aufwallen des Herzens nach absoluter Ruhe.

Aber es kam anders.

Ich sah nochmals das Manuskript meines Hauptwerks durch. Dann begann ich die zweite Hälfte dieses Buchs. Dann schrieb ich in zehn Tagen eine Novelle, meine erste und letzte, *Rupertine del Fino*, nur weil meine Schwester behauptete, ich könne keine Novelle schreiben. Dann schrieb ich den ganzen zweiten Band meiner Philosophie der Erlösung, wiederum zunächst dieser Schwester zuliebe, der ich ihn schuldete, wie man einem treuen Kameraden auch dann noch ein gegebenes Wort einlöst, wenn die reißende Strömung im Flusse der Entwickelung aller Dinge in und außer uns, den ursprünglichen Kern eines solchen Versprechens im Wesentlichen ganz verändert.

SM131 Und während des Schreibens wurde in meinem Herzen das erstickende Mitleid mit der Menschheit geboren: da sprach auf einmal laut und vernehmlich der göttliche Athem in mir:

»Noch bist Du nicht verbraucht; du mußt mir noch dienen. Dann gehe ein in den ewigen Frieden.«

Vor zwei Jahren noch hatte ich meiner Schwester erklärt: Du hast Recht. Ich kann nicht anders für das Volk im Staate wirken als durch die Feder. Mein ganzes Wesen lehnt sich dagegen auf, mich in diese socialen Wirren zu stürzen ……..

Heute treibt mich ein Wirbelwind mitten in das Volk, und entstiege meine Mutter dem Grabe und würfe sich mir entgegen, ich würde über ihr greises Haupt schreiten.

*

Die letzte schriftliche Äußerung, die wir von Mainländer besitzen, ist ein Brief vom 27. März 1876 (vier Tage vor seinem Tode) an seinen Verleger:

Die Kritik Hartmann geht morgen an Sie ab. Da ich mit meiner Philosophie stehe und falle,

mithin auch mein Standpunkt Hartmann gegenüber, durch Nichts Kommendes verrückt werden kann, so wiederhole ich meine Bitte um sofortige Drucklegung, wenn Sie keine anderen Bedenken haben.

Den mir in Ihrem w. Schreiben vom 23ten angekündigten ersten Exemplaren des vollendeten Werkes sehe ich entgegen. 6 davon wollen Sie direkt an die Adresse meiner Schwester gehen lassen, drei andere in deren Auftrag an Prof. Drobisch, Gutzkow und Gottschall senden. Die übrigen werden in Geschenken aufgehen, hierbei aber sehr wahrscheinlich auf indirektem Wege zu einigen guten öffentlichen Urtheilen führen. Übrigens sind heftige Angriffe fast mehr werth als Lobhudeleien gemäß dem Goethe'schen Wort:

»Alle Gegner einer geistreichen Sache, großen Idee schlagen nur in die Kohlen; diese springen umher und zünden da wo sie sonst nicht gewirkt hätten.«

Überhaupt fasse ich meine Philosophie als Grundbaß der anhebenden Geschichtsperiode auf und mein Hauptbemühen wird sein, gleichzeitig mit meinem entscheidenden Angriff gegen Hartmann, in welchem das versinkende Alte und Absurde noch einmal aufgeflackert ist, von unten herauf energische Stimmen ertönen zu lassen. Vielleicht treten die Folgen hiervon nicht schnell in die Erscheinung, aber ich hoffe, daß Sie so wenig wie ich zu den Ungeduldigen gehören, die das Korn schon am Mittag schneiden wollen, das sie bei Sonnenaufgang gesät.

*

Am 31. März 1876 hielt Mainländer den ersten Band seines Werkes in Händen. Er äußerte, sein Leben habe nun keinen Zweck mehr. In der folgenden Nacht machte er ihm ein Ende.

---

*[1] Vergl. Sommerlad: Aus dem Leben Philipp Mainländers. Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Bd. 112. S. 74ff.

*[2] Die hier veröffentlichten Briefe sind von Mainländers Schwester Minna – auch sie hat 1891, fünfzehn Jahre nach ihres Bruders Tod, Selbstmord begangen – abgeschrieben; der Herausgeber verdankt sie Herrn Redakteur Hörth-Frankfurt.